Die
Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang
1906

Marburg i. H.
Verlag der Christlichen Welt
1906

Inhalt

A. Gedichte

Erzählungen

B. Erbauliches

C. Stimmen der Väter

D. Biblisches

E. Geschichtliches und Biographisches

F. Religiöse und ethische Fragen

G. Erziehung und Schule

H. Evangelisch-Kirchliches

I. Römisch-Protestantisches, Diaspora, Evangelischer Bund, Gustav Adolf-Verein

Kirche und Staat in Frankreich siehe L

K. Innere Mission, Soziales

Soldaten-Abende siehe L

L. Ausland, Kolonien, Mission

Masaryk siehe I

M. Kunst und Literatur

Hilligenlei siehe F
Bücher auch unter O

N. Zeitschriften

O. Bücherbesprechungen

P. Redaktionelles

Q. Druckfehler

Jg. 1905 Nr. 44 Verszeile 2 lies an Hagars Wiesenquell statt an Elwas Wiesenquell 404 452
Nr. 16 Spalte 369 Zeile 24 lies Erkerstube statt Folterstube
Nr. 24 Spalte 567 Zeile 26 lies Kühne statt Kühn
Nr. 49 Spalte 1159 Zeile 16 lies Eigenart der Bevölkerung

R. Quittungen

5. 94. 164. 189. 262. 380. 526. 1004. 1254

S. Verfasser



Aus dem Tagebuch eines vergangenen Jahres

7

Neue große Wahrheiten begegnen wohl manchmal einem Dummkopf, aber sie bleiben und wohnen nicht bei ihm. Wer weiß, wie mancher große Gedanke, auf den die Welt gewartet hat, schon durch deinen Kopf gegangen ist; aber du ließest ihn vorübergehen wie einen Fremdling, von dessen Weltbedeutung man keine Ahnung hat. Große Erkenntnisse zu *erkennen* und *festzuhalten*, dazu gehört ein großer Mensch. Aber du kannst doch wenigstens dies tun, daß du bei jedem neuen Gedanken, der dir kommt, dich anstrengst, ob du nicht unbekannte wunderbare Welten, große neuzuentdeckende Reiche hinter ihm zu ahnen und zu schauen vermagst.

* * *

Man sollte jedes Ding mit dem Gedanken betrachten: „Wer weiß, welche Schätze der Erkenntnis die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte noch aus dir ans Tageslicht fördern wird! Wer weiß, mit welch ganz anderen Augen man dich nach weiteren Jahrtausenden menschlicher Geistesarbeit betrachten wird! Sicherlich sind in dir Geheimnisse verborgen, die keines Menschen Auge bisher geschaut hat!" — Vielleicht läßt sich auf diese Weise mancher neue Blick der Erkenntnis gewinnen! Mindestens aber gewinnen wir an Ehrfurcht und Liebe!

* * *

Sei dessen sicher, daß von der fernsten Zukunft der Menschheit dich schon Winde angeweht haben. Du hast nur den Wind, der über den Ozean kommt, von dem Winde, der hinter dem nächsten Berg hervorbläst, nicht unterscheiden können.

* * *

Betrachte jede Sache, als ob sie noch nie Jemand vor dir betrachtet hätte, und behandle sie, daß nie Jemand nach dir sie besser möge behandeln können.

Jeder hohen Stimmung deiner Seele setze sofort ein unvergängliches Denkmal durch eine Tat, die ihrer würdig ist, die du nur gleichsam in ihrer Wärme vollbringen konntest!

* * *

Bemühe dich, ohne viel an die Menschen zu denken, jede deiner Taten zu einer stummen Predigt zu gestalten. Jede kleine Tat sei wie ein Schleier, hinter dem man große ewige Gottesgedanken wogen und wallen sieht, jede Tat ein verborgenes Gleichnis von der ewigen Liebe. So kannst du in die kleinsten Taten die größte Seele legen und wirst dich freuen!

* * *

Ein schlechtes Gewissen habe ich immer dann, wenn ich nicht aus meinem innersten, besten Ich heraus, aus der Summe des Höchsten heraus, was ich erlebt habe und bin, gehandelt habe, d. h. leider *sehr* oft. Habe ich, trotz des Bemühens um dies Handeln aus dem innersten Ich heraus, Etwas sichtlich falsch und fehlerhaft gemacht, so bleiben doch die Gewissensvorwürfe immer aus.

* * *

Ein Problem der Selbsterziehung ist: wie kann jede Arbeit, die ich tue, auch die kleinste, eingereiht werden in den Zusammenhang alles dessen, was ich mir geistig und sittlich erobert habe? Ich weiß kein anderes Mittel als dies, das ich zu den unerläßlichsten Grundregeln einer methodischen Selbsterziehung zähle: zuerst ein ganz gesammelter Blick auf die Arbeit aus der innersten Tiefe eines in Gott ruhigen und starken Herzens heraus, dann ein Hinabtauchen der *ganzen* Persönlichkeit in die Arbeit, schließlich aber immer ein Moment der inneren Ernte, wo geistige Erkenntnisse und sittliche Errungenschaften der vollendeten Arbeit in den Schatzkammern der Seelentiefe sorgfältig an dem ihrer harrenden Ort geborgen werden.

Fortsetzung im nächsten Jahrgang

Ende des zwanzigsten Jahrgangs. S. D. G.



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 3. Januar — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Sorgen

Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch. 1. Pet. 5, 7.

Nicht um einer frommen Gewohnheit zu folgen, sondern aus starkem Herzensbedürfnis schreiben wir den Bibelspruch über das neue Jahr.

Von Sorgen, die der Einzelne für sich hat, von Sorgen in Haus und Freundschaft wollen wir nicht reden. Sie brennen schmerzhaft genug, wo sie da sind. Und irgendwo sind sie immer da, Jahr um Jahr. Das ist so Menschenlos, wie Geborenwerden und Sterben.

Aber nur zuweilen ergreift uns die Sorge ums Allgemeine, um die Menschheit, um den Weltenlauf. Es ist uns, als müßten wir der ewigen Macht in den Arm fallen, müßten ihr die Zügel nehmen und selber lenken, weil wir so viel besser wissen, was not tut. So geberden sich manche Menschen in allem Ernst. Sie zerscheitern. Andre legen mutlos und teilnahmlos die Hände in den Schoß. Das ist auch nicht das Rechte. Es bleibt die Losung die beste, einzige: Arbeiten und nicht verzweifeln. Aber damit ich nicht verzweifle, muß ich einen Gott haben, auf den ich meine Sorge werfen kann.

Zweierlei Sorge ziemt uns gewiß vor aller andern: Sorge um Volk und Vaterland, Sorge um unsre Kirche.

Unsre deutsche Herrlichkeit reicht heute bis Südafrika, bis Ostasien und bis in die Wasser des stillen Ozeans. Wir gewöhnen uns allmählich daran, daß das Opfer kostet. Wir wundern uns kaum, wenn Woche um Woche die Verlustlisten durch die Presse gehn. Was sind uns die paar Toten? Unser Volk hat Söhne genug. Und sie kämpfen tapfer und tragen treu ihr stellvertretendes Leiden. Wären wir dort, wir wollten mit ihnen unsern Mann stehen. Gott Lob, es ist noch viel Tugend und Tüchtigkeit in unserm Volk. Noch viel selbstverständliche Pflichterfüllung. Noch viel Gutmütigkeit und Treue. Aber Eins verstehen wir Deutschen offenbar nicht: moralische Eroberungen machen. Weder in den fernen Weltteilen, noch bei den Nachbarvölkern, in deren Mitte wir wohnen, noch an dem fremden Blut, daß in unsern eignen Grenzen ist. Zwar in Festreden und in den Leitartikeln gewisser parteipolitischer Blätter spielt das Wort eine große Rolle: „Und es wird am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen." Man gerät in Gefahr, ein schlechter Patriot gescholten zu werden, ein Reichsfeind, wenn man darüber seine Glossen macht. Aber da die fremden Nationen diesseits unsrer Grenzen und jenseits bis an die Enden der Erde uns so gar nicht lieben, spüren sie offenbar wenig davon, daß Genesungskräfte von uns ausgehn. Sollten sie uns hassen um unsrer Güte willen? Weil wir Idealisten sind, ein Volk von Idealisten? Ach, das haben wir uns ja so gründlich abgewöhnt. Wir sind so treffliche Realpolitiker geworden. Für manche Wortführer sind wir es noch lange nicht genug. Und das kann ja sein. Nur schade, daß unser Fortschritt nach der einen Seite hin vielleicht nicht groß genug war, während wir nach der andern Seite hin riesige Rückschritte machten. Wir könnten von andern Nationen noch so viel lernen: ja was an ihnen nichts taugt, das nehmen wir an, und verkennen, was groß und vorbildlich an ihnen ist.*) Da sorgt man sich um sein Volk und Vaterland.

Unser soziales Gewissen hat uns Graf Posadowsky jüngst wieder geschärft. Der Mann steht auf hoher Warte und kennt unser Volk, er hat Ursache gehabt zu solcher Rede, sonst hätte er sie nicht getan. Wir wollen nicht wiederholen, was er gesagt hat. Anderswohin geht unsre Sorge. Um unsre Sozialdemokratie ist uns bange. Seit dem Dresdner Parteitage ist von ihr in diesen Blättern nicht mehr die Rede gewesen. Es war nicht das Sinken der Aussichten des revisionistischen Häufleins, das uns bedrückte, sondern das Sinken des moralischen Niveaus der gesamten Partei. Starke Worte, Umsturzgedanken, Terrorismus — das alles haben wir der Sozialdemokratie nie so arg verübeln können. Man mußte das immer ablehnen, auch wohl an der rechten Stelle bekämpfen, aber trotz Alledem durfte man an einen gesunden Kern in der Bewegung glauben. Ich gestehe, soviel Zutrauen zu unserm deutschen Volk habe ich immer gehabt, daß ich mir diese unsre mächtig anschwellende Arbeiterbewegung niemals ohne eine starke Beigabe von Idealismus habe denken können. Bloß um Lohn und Brot war und ist bei uns in Deutschland eine **Volks**bewegung nicht möglich. Aber man kann sich der Erkenntnis kaum verschließen, daß die mit der Hilfe des Idealismus emporgekommene Partei innerlich herunterkommt. Wie sie sich äußerlich weiter entwickeln wird, ob sie noch politische Erfolge haben wird, revolutionäre, wie sie sie träumt, wissen wir nicht. Was wir aber sehen, ist, daß sie an moralischen Elementen nicht zunimmt, sondern abnimmt. Wir halten uns nicht an einzelne Vorkommnisse oder Personen; jede Partei hat ihre dunklen Punkte. Wir ziehen das Fazit aus steter, ruhiger Beobachtung. Und wir gehören gar nicht zu denen, die sich dieses innern Niedergangs freuen. Da wir an ein rasches Auffangen unsrer Arbeiterbewegung durch das soziale Handeln unsrer andern Parteien und unsrer Regierung nicht denken konnten, haben wir immer unsre Hoffnung darauf setzen müssen, daß in der Sozialdemokratie selbst ihre bessere Seele Oberhand behalten oder gewinnen werde. Die Hoffnung wird geringer, und die Sorge wächst. Was Umsturz bedeutet, dem es an ethischen Kräften mangelt, studieren wir jetzt an Rußland. Manche von unsern Politikern wünschen die fortschreitende Demoralisierung der Sozialdemokratie, damit sie sie desto gründlicher zu Boden schlagen können. Solche brutale Spekulationen teilen wir nicht. Wir haben ein Interesse daran, daß sittliche Mächte in allen Lagern pulsieren, auch in dem unsrer deutschen Sozialdemokratie.

*) Man lese die Grenzboten Nr. 51 S. 677.

So sorgen wir uns um Volk und Vaterland. Aber die Kirche? Man mag auf sie schelten, wie man will, sie hat doch unserm Volk sein Kapital von Sitte und Sittlichkeit Jahrhunderte lang nicht schlecht bewahrt. Trotz aller Sünde und Schuld, die sie auf sich geladen hat, nach wie vor der Reformation: die Blätter der Geschichte erzählen davon Jedem, der lesen kann, genug und übergenug. Trotzdem sind unsre Kirchen etwas wert, auch nur vom allgemein moralischen Interesse aus betrachtet. Wie steht es nun heute um sie? Lassen wir die katholische Kirche auf sich beruhen und denken an unsre evangelischen Kirchen. In den Ostseeprovinzen ist soeben ein blühendes lutherisches Kirchenwesen zusammengebrochen. Auch wenn es wieder aufgerichtet werden sollte, ist es zusammengebrochen. Tüchtige, gebildete Pastoren und ein einsichtiges Kirchenregiment haben nicht gefehlt. Und das Gift, der Ruin kam von außen. Systematisch sind die lettischen usw. Völker gegen die deutsche Oberschicht aufgehetzt worden, von der eignen Regierung, nach dem selbstmörderischen Rezept Halbasiens. Aber wie wenig hat es hier doch „das Wort allein" getan! Wo blieb die Gemeinschaft der Gemeinde? War sie vielleicht niemals da? Sondern nur große Pastorate mit Predigt und Unterricht? Dazu auf den Höfen patriarchalische Fürsorge der Herrschaften für die Gutszugehörigen — aber keine weitausschauende, das Ganze emporziehende Fürsorge? Wir klagen Niemanden an, es wäre wahrlich nicht die Zeit dafür, auch überschaut und durchschaut Keiner jetzt, was dort vorgeht. Aber muß uns nicht die Sorge kommen, daß auch unsre kirchlichen Gemeinschaften zu viel versäumt haben und noch versäumen?

Das alles scheint ja mehr auf einen Gewissensappell hinzudrängen, als auf ein Bekenntnis des Gottvertrauens. Aber was nützt der Gewissensernst, die Aufrüttelung des guten Willens, wenn wir nicht bitten dürfen: Vergib uns unsre Schuld!? Wenn wir mit solchem Gebet unsre Zuflucht zu Gott nehmen, als zu dem, der allein unsre und fremde Schuld tilgen kann, — das heißt unsre Sorge auf Ihn werfen. Das ist das Geheimnis, der Triumph der Religion. Da wird es stiller in unsrer Seele.

Doch da ist noch eine Sorge: in unsern Kirchen der Streit um die Wahrheit. Ist der nicht von allem Schweren das Verhängnisvollste? Daß Nichts mehr fest zu stehen scheint, der letzte Halt wankt? Müßte nicht Alles gut werden, wenn wenigstens die Christenheit — ich meine Alle, die mit Ernst Christen sein wollen — Ein heller Haufe wäre, einig bis auf den Grund, und also tüchtig, die Kriege ihres Herrn zu führen wider alles Faule und Gemeine, wider alle Selbstsucht und Zwietracht in der Welt? Ein Glaube, Ein Bekenntnis, Eine Predigt, Eine Theologie?

Gewiß, auch uns bedrückt oft die Schärfe, die der Streit der Meinungen angenommen hat, und die Weite der Kluft, die sich zwischen den Extremen auftut. Und über manchem einzelnen Erlebnis kommt uns wohl die Sorge, wo dies Wogen des Für und Wider um das Heiligtum unsrer christlichen Erkenntnis hinauswill. Aber schnell siegt über solche Anwandlungen immer wieder das Gottvertrauen. Denn in der Tiefe betrachtet ists doch ein redliches Ringen von allen Seiten, und viel guter Wille ist da. Darum freuen wir uns unsrer Kirche, daß sie diesen Kampf in sich hat, und möchten keiner andern angehören. Wir freuen uns unsers Gottes, der ein eifriger Gott ist, ein Gott, der seinen Kindern Etwas zu denken und zu tun gibt, der da will, daß wir auf eignen Füßen sollen zum Himmelreich eingehen. Und sind dessen gewiß, der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden. Laßt uns redlich sein und reines Herzens, so werden wir Ihn schauen und den Sieg seines Lichtes erleben. Und zwar vielleicht gerade dann, wenn die Augen uns schon wollen trübe werden und keinen klaren Weg mehr sehen. Dann bringt er Alles zum Ziel, ganz anders wohl, als wir wähnten. Denn er ist größer als unser Herz. Und möchten wir einen kleineren Gott haben? All eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch.

N

Der ästhetische Einschlag im Suchen unsrer Zeit

1

Intuitiv erschauen die schaffenden Geister das Neue, nach dem die Zeit sich sehnt. Alle zukunftskräftigen Keime nehmen sie halb unbewußt in ihre Seele auf und ergießen die Fülle ihres Geistes in die Außenwelt, um deren Innerstes neu zu gestalten. Aber noch harrt unsre Zeit vergeblich solcher Propheten. Und wir kleineren Durchschnittsmenschen fühlen uns mit unserm ehrlichen Tasten auf einen andern Weg der Wirksamkeit gewiesen. Wir bedürfen des Umwegs über die klare Erkenntnis und die kritische Sichtung. Immer aufs neue müssen wir das moderne Leben studieren, müssen prüfen, ob und wie wir unsre religiöse Verkündigung ohne Verlust an christlichem Gehalt der modernen Geistesart anpassen können. Mögen unsre Gegner zur Rechten über solche Bemühungen spotten, wir empfinden sie doch als heilige Pflicht, und keine Enttäuschung wird dies Bewußtsein in uns töten dürfen.*)

So reißt denn die Kette der Schriften nicht ab, die das Verhältnis des Christentums zum modernen Menschen behandeln. Unter anderen sei hier das kürzlich erschienene Heft des Pastors Friedrich Manz empfohlen.**) Es zeichnet sich zunächst durch guten Einblick in die Schwierigkeit der Frage aus. Unendlich Vieles gährt in unserm Geistesleben durcheinander, keine Stimmung oder Ueberzeugung erringt eine wirkliche Herrschaft; und so ergibt sich für Manz nur das eine typische Merkmal des modernen Menschen, „daß er gar keinen bestimmten Charakter hat". Dazu tritt eine starke Empfindung für den Wert der Stetigkeit in der kirchlichen Predigt und für die Torheit der Anpassung an jede Tagesströmung:

> Deshalb müssen wir uns aber auch für unsre Tage darüber klar sein, daß der Widerspruch gegen das Christentum nicht allein und nicht vor allem in der Verwerfung der Dogmen seinen Grund hat. Das ist nur ein gern und geschickt gewählter Vorwand. Der Widerspruch richtet sich gegen das eigentliche Wesen des Christentums. Das Christentum hat zweifellos von Anfang an etwas Weltabgewandtes, wenn auch nicht, wie man oft annahm, etwas Weltflüchtiges. Es tritt auf als eine Reaktion gegen falsche Einschätzung irdischer Werte. Es betont demgegenüber die Ewigkeitswerte und die tiefsten Interessen einer unsterblichen Seele. (S. 19)

Wir täuschen uns arg, wenn wir meinen, die Menschen durch eine liberale Auffassung der christlichen Lehre zur Kirche zurückzuführen:

> Zum Christwerden gehört heute wie immer etwas ganz Anderes: Erschüttertsein durch die Tatsachen der Sünde, der Vergänglichkeit, des Todes, das Hungern und Dürsten nach wahrhaft Lebenswertem. (S. 20)

Was ihm trotz dieser Einsicht die Hoffnung auf Verchristlichung der Zeit erhält, ist die Tatsache, daß man in vielen Kreisen jetzt wieder beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen. Allmählich verbreitet sich eine günstige Stimmung, und plötzlich wird die Selbstbesinnung allgemein sein, „wie die Begeisterung in Kriegszeiten auch müde, ideallose Menschen erfaßt". Den wichtigsten Quellpunkt des Glaubens sieht Manz nach wie vor in der Persönlichkeit Jesu und das höchste Ziel darin, „Gott in unsre ganze Weltanschauung aufzunehmen".

2

Das Schriftchen bietet eine wertvolle Anleitung zur Betrachtung des in dem Thema verborgenen Problems. Aber Eines wird hier wie fast immer übersehen. Je mehr man nach bestimmten Inhalten des geistigen Lebens fragt, desto widerspruchsvoller und ungeklärter scheint das Bild der Zeit. Das Spezialistentum, das notwendig aus dem wissenschaftlichen Betriebe der Gegenwart folgt, sowie der steigende Anspruch des Berufes und der wirtschaftlichen Kämpfe an die Kraft des Einzelnen erschwert es unsäglich, nach gleichmäßiger Durchbildung des Lebens zu streben. Mit einem kleinen Ausschnitt aus dem Riesenkreise der geistigen Nahrung muß auch der „Gebildete" sich begnügen: seine Stimmung bleibt im Bann der Einzeler-

*) Neuerdings ist aus dem Spott Nachfolge geworden. Man denke an die Seebergsche Richtung und Theodor Kaftan. D H

**) Der moderne Mensch und das Christentum. Lahr i. B., Groß und Schauenburg 1905. 31 S. 50 Pfg.

fahrung, statt sich emporzuläutern zur Höhe einer allseitigen und reifen Weltbetrachtung. Ist es da ein Wunder, daß ein Mangel ebenso an hochstehenden Charakteren wie an gemeinsamer Ueberzeugung die moderne Menschheit kennzeichnet? Vielleicht aber gibt es einen Weg, außer solchen negativen Merkmalen einen positiven Zug zu erfassen. Nicht nach den Inhalten der Stimmung oder Ueberzeugung, sondern nach der geistigen Tätigkeit sollten wir fragen, mit der die Besten in den nichtchristlichen Kreisen der Gegenwart ihre Ueberzeugung, ihren Glauben gewinnen.

Auf den rechten Weg zur Antwort leitet eine unbestreitbare Tatsache. Man erkennt mit wachsender Klarheit, daß unser Geistesleben trotz ungezählter Einzelfortschritte noch durchaus innerhalb des Entwicklungsabschnittes steht, der etwa 1750 eingesetzt hat. Um nur das Allerwichtigste zu nennen: noch strahlen von einem Lessing, Herder und Schiller unendlich reiche Anregungen aus; noch sind Goethe, Kant und Schleiermacher, Jeder auf seinem Sondergebiete, die Meister, an die jede weitere Leistung unmittelbar anknüpfen muß. Wohl nährt unser Geschlecht sich an Allem, was Einzelwissenschaft und Technik inzwischen erarbeitet haben, und dankbar ist es sich der realistischen Schulung bewußt, die es überall, von der Politik bis zur bildenden Kunst, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts empfangen hat. Allein wir müßten keine Deutschen sein, wenn unser Geistesleben diese Schulung anders denn als erzieherisch wichtigen Durchgangspunkt verwerten sollte. Indem wir aber weiter streben, wenden wir uns unwillkürlich rückwärts und suchen von den Großen der Vergangenheit treibende Kräfte zu leihen. So hat man denn seit etwa 1890 mit der Rückkehr zur Romantik begonnen. Dann haben die Gedenktage der letzten Jahre einen Goethe, Herder, Kant und zuletzt Schiller aufs neue unter uns heimisch gemacht. Unendlich Viele haben ihre Stellung sogar zu Schiller revidiert, vor allem aber in Goethe einen Führer zur Höhe des Lebens gefunden.

Was lernen wir daraus für unsere Frage? Nun wohl — jene erste Schöpferzeit der neuen deutschen Bildung war stärker ästhetisch interessiert als jeder uns bekannte Abschnitt der Geschichte. Was die Einzelwissenschaften zuvor an Stoff erarbeitet hatten, wurde nicht nur mit der Kraft des Denkens sondern auch mit der des Dichtens und Bildens zu einheitlichen Weltanschauungen zusammengeschmiedet. Vor allem Herder, Goethe, Schleiermacher bezeugen es durch positive Werke, während Schiller sich mehr durch seine theoretischen Lehren über die ästhetische Erziehung des Menschen als Kind und als Führer seiner Zeit erweist. Was vollends die Romantik betrifft — gehört es nicht zu den allerwichtigsten Merkmalen ihrer ersten, bedeutenderen Periode, daß sie mit fast ausschließlich ästhetischen Mitteln einen Neubau des geistigen Lebens durchführen wollte? Wenn also unsre Zeit die Triebkräfte jener großen Vergangenheit erfassen will, so stößt sie unwillkürlich auch auf die ästhetische Empfindung.

3

Der Hinweis auf ihre Bedeutung aber trifft einen wohl vorbereiteten Boden. In der Beschäftigung mit Kunst — vor allem Musik — und Litteratur genießen weite Kreise die Erhebung des Gemüts, die man sonst der Religion entnahm. Handelten früher nur Einzelne so und diese meist ohne bewußte Feindschaft wider die Religion, so wächst sich das in unsern Tagen zur Sitte der „Gebildeten“ aus; damit aber verliert die Religion in ungezählten Herzen Anknüpfungspunkt und Wirksamkeit. Sogar das weibliche Geschlecht droht hier, soweit es genügende Muße und Geistesbildung besitzt, in wachsendem Maße ein Surrogat des religiösen Lebens zu suchen. Je tiefer unsre Gebildeten Litteratur und Kunst verstehen, je mehr sie wirkliche Lebensmächte, Offenbarungen von großen Persönlichkeiten darin entdecken, desto größer wird die Gefahr. Vielleicht stehen wir in der Tat vor dem Anbruch der ästhetischen Kultur, von der Einzelne schon lange träumen. Man spricht mit Recht von einer Steigerung des religiösen Sinnes in unsrer Zeit. Allein wie gering ist sie im Vergleich mit der des ästhetischen Sinnes!

Was in weiteren Kreisen vorläufig noch Stimmung und Interesse bleibt, verdichtet sich in engeren bereits zu energischen Versuchen. Hier müssen wir Friedrich Nietzsche nennen. Er war es, der zuerst des bloßen Wissens, des Skeptizismus und des Nivellierens müde, nach neuen, wolkenhoch gesteckten Zielen flog; seine Schwingen aber erwuchsen zweifellos aus der Stärke seiner ästhetischen Gaben. Ohne es zu wissen und zu wollen, knüpfte er an die frühere Romantik an; aber er glich ihr auch darin, daß sein Streben ein Flug des Ikarus wurde. Die Schwingen schmolzen ihm selber, und kein ernsthafter Denker mag sie übernehmen. Was bleibt, ist nur eine allgemeinere stimmungsmäßige Verstärkung des Strebens nach ästhetischer Ueberhöhung des Daseins. Eben dies Streben erweist sich kräftig in dem Freundesbund, der sich vor einigen Jahren in Friedrichshagen bei Berlin zusammenfand. Heinrich und Julius Hart, Wilhelm Bölsche und Bruno Wille traten zu einer Lebensgemeinschaft zusammen, die den neuen Geist in eine neue Religion verwandeln sollte. Sie sind gesättigt mit den Ergebnissen der neueren Naturwissenschaft; das Naturgesetz gehört zu ihren Göttern und Haeckel ist sein Prophet. Auch die Geschichte ist ihnen wenigstens zu einem Teil bekannt, d. h. wenigstens soweit, daß sie mit eiliger Geschichtsphilosophie einen zusammenhängenden und stetig forschreitenden Gang alles Geschehens feststellen zu können glauben. Aber darin liegt nicht ihre Bedeutung. Was sie folgerechter und anziehender bieten als Andre, das ist die Durchdringung des aus der Geschichts- und Naturwissenschaft übernommenen Stoffes mit ästhetischer Empfindung. Männer wie Haeckel selbst waren hier vorangegangen. Sein „Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“ beginnt bezeichnender Weise mit Gedichten von Goethe und Arthur Fitger, während die philosophische Grundlegung in bedenklichem Grade mangelt. Die Weltanschauungsschriften der Friedrichshagener lesen sich vollends wie interessante Romane. Sie nutzen aus der ungeheuren Fülle der wissenschaftlichen Ergebnisse nur das, was sich in einen monistisch erklärten, widerspruchslosen Zusammenhang verschweißen läßt, stellen den Zusammenhang zuweilen mehr schön als richtig her, umkleiden ihn mit den Mitteln eines glänzenden Stils und predigen das so erstandene Kunstwerk als ihren Gott. Sie predigen es nicht nur, sondern sie fallen in anbetender Entzückung davor auf ihre Knie und verehren es als Verkörperung des ewig schaffenden, Natur- und Menschenwelt gleichmäßig beseelenden Lebens. Weil sie für seine Schönheit im Innersten empfänglich sind, vergessen sie davor jede Trübung und Störung. Sie vergessen, daß der Gang der Entwicklung auch unendlich viel Schönes und Edles zermalmt, daß er berechtigte Ansprüche und Gefühle vernichtet; sie vergessen vor lauter Weltfreude das furchtbare Weltleid, das alle Teile des Alls mit seinen Seufzern füllt. Sie verlieren das Bewußtsein der eigenen sittlichen Persönlichkeit und ihres Selbstwertes und lösen sich innerlich auf in der Anschauung des einheitlichen Zusammenhanges der Welt. So erleben sie ihre Erlösung als eine wirkliche, wenigstens momentane Befreiung vom Leid und von der Unruhe des vergänglichen Daseins, aber so, daß sie sich selber dabei vernichten.

4

Wer die Geschichte des menschlichen Geisteslebens kennt, dem werden bei dieser Skizze viele Parallelen aus alter und aus neuer Zeit ins Gedächtnis kommen. In der Tat ist so gut wie Nichts an der Weltanschauung der Friedrichshagener original. Auch sonst ist die Kritik daran nicht schwer. Vor allem weckt die Tatsache Bedenken, daß die Lebensgemeinschaft der Friedrichshagener, soviel bekannt geworden ist, nicht lange ohne schwere Störung geblieben ist. Sie scheint schon jetzt nicht mehr, oder wenigstens nicht in der alten Weise, zu bestehen. Wichtiger aber als zu kritisieren ist es, die positive Bedeutung des Versuchs zu erkennen und zu betonen. Sie liegt darin, daß hier nicht nur wie früher Einzelne wagten, eine ästhetische Befriedigung ihrer Gemütsbedürfnisse zu erstreben, sondern eine Gemeinschaft sich darauf begründen und Propaganda machen wollte. Hier tritt auf der einen Seite ein

erhöhtes Kraftgefühl, auf der andern eine bessere Einsicht zu Tage: man sucht die Religion nicht zu bestreiten, indem man ihre seelische Grundlage leugnet, sondern man sucht ihre innere Wirkung durch eigne Leistungen zu überbieten; und man zieht sich nicht lediglich auf eignen ästhetischen Genuß zurück, sondern will damit auf Andre wirken. So dürfen wir den Trägern der Bewegung keinesfalls unsre Achtung versagen.

Ob sie freilich die Bedürfnisse, die sie anerkennen und selbst empfinden, auf ihre Art auch nur einigermaßen befriedigen können? Vermag ihre, vermag überhaupt irgend welche ästhetische Weltanschauung tätigen Menschen mehr zu sein als eine Verklärung gewisser Höhepunkte, als eine Ausstattung der Muße-, Fest- und Feierstunden des Lebens? Die Frage entscheidet sich an der weiteren, ob sie Einfluß auf das sittliche Empfinden und Handeln gewinnen kann; oder, da dies im allgemeinen bei dem engen Zusammenhang aller seelischen Funktionen selbstverständlich scheint, ob sie im besondern die Kräftigung der sittlichen Triebkräfte, die Reize des Handelns gewähren kann, die der gesteigerte Kampf ums Dasein heute fordert. Niemand von uns wird bei gerechter Prüfung leugnen, daß an diesem Punkte eine vorwiegend ästhetische Weltbetrachtung hinter der christlichen zurückstehen muß. Allein es wäre töricht zu behaupten, daß aus jener unbedingt eine orientalische Seligkeit des träumenden Nichtstuns oder doch eine Gleichgiltigkeit gegenüber dem sittlichen Handeln folge. Nein, es gibt so manche Brücke, die von ihr in das Gebiet der Ethik überleitet, und vor allem eine wird häufig betreten. Wie das große Weltall, so läßt sich das Leben des Einzelmenschen als Kunstwerk verstehen. Der Reichtum der Seele prägt sich im Handeln aus und verwandelt, sofern er selber einheitlich ist, das ganze Leben in eine harmonische Einheit. Die Vorstellung und innere Anschauung dieser Einheit reizt zum Handeln, zur weiteren Arbeit an der Umsetzung der inneren Fülle in lebendige Tat. Sie mahnt zugleich, nur solche Motive auf das Handeln wirken zu lassen, die der eigenen Gesinnung entstammen, d. h. die lautere Echtheit des Handelns zu wahren. Durch diese oder ähnliche Zwischenglieder vermag die ästhetische Betrachtungsweise allerdings auf die sittliche Triebkraft zu wirken. Nur fragt es sich, ob die Feinheit und Künstlichkeit der Zwischenglieder nicht den sichern Gang des Räderwerks gefährdet oder doch die Größe seiner Leistung mindert. Wir Christen werden ohne weiteres solche Gefährdung behaupten, wollen aber nie vergessen, daß wir unser Urteil im Banne einer vorgefaßten Ueberzeugung sprechen, und daß der Stand der sittlichen Kultur in den christlichen Völkern uns eher Klagelieder als Triumphgesänge auf die Lippen legen muß.

5

Was ergibt sich aus unserm Rundblick? Wir sahen, wie ringsum eine ästhetische Stimmung emporblüht, wie sie in der Rückkehr zu den großen Männern des 18. Jahrhunderts eine Stärkung findet, wie sie sich bereits zur Welt- und Lebensanschauung verdichtet, ja in sittliche Triebkraft umsetzen möchte. In Alledem liegt ein Vorteil für die christliche Verkündigung, sofern darin die Notwendigkeit anerkannt wird, über bloßes Wissen und Erkennen zu höheren Gipfeln des geistigen Lebens emporzustreben. Zugleich aber ist die Gefahr für das religiöse Leben unsrer Gebildeten groß, vielleicht größer, als sie jemals von der Wissenschaft ausgegangen ist.

Wie können wir nun der Gefahr begegnen?

Zweifellos das Erste muß sein, daß wir uns desto klarer auf die Eigenart der Religion, d. h. für uns: des Christentums, besinnen. Wider alle, auch wider die ästhetischen Surrogate gilt es, für das eigne Leben und die religiöse Verkündigung den Kern festzuhalten, den z. B. Manz in den oben zitierten Worten umschreibt.

Allein wir würden unsre Pflicht versäumen, wenn wir uns damit begnügen wollten. Weshalb haben Herder und Schleiermacher, die wahrlich das Wesen des Christentums ungewöhnlich tief verstanden, niemals ästhetische Mittel verschmäht? Sie erkannten darin fast instinktiv eine wichtige Hilfe für die Behauptung der echten Religion gegenüber aller intellektualistischen, moralistischen und utilitaristischen Verkehrung; vor allem ihr neues Verständnis von Offenbarung und Erlösung wäre anders kaum zur Reife gediehen. Sie erkannten ferner in der Verwertung der ästhetischen Empfindung eine Zauberrute, die so manchen Schatz auch für die religiöse Ernährung des Menschen zu erschließen vermag; zumal in der Form des Naturgefühls und der Freude an kraftvollen Persönlichkeiten dringt sie in Tiefen hinein, die sich sonst nur allzu leicht dem Auge verbergen. Unbewußt verwendet auch unsre Frömmigkeit und Theologie nicht selten sowohl ästhetische Empfindungen wie ästhetische Maßstäbe. Unsre Gegner haben Recht, wenn sie darauf z. B. in der Beurteilung der modernen Jesusschriften hinweisen. Vielleicht haben sie sogar darin Recht, daß sie ein Uebermaß tadeln. Gerade weil die Anwendung ohne klares Bewußtsein geschieht, dringt sie allzu leicht in Tiefen ein, in denen sie gefährlich wird. Erst klares Nachdenken über ihr Recht kann uns auch ihre Grenzen zeigen, kann uns kritische Vorsicht lehren. Wenn wir uns damit wappnen, können wir ruhig die Bahnen Schleiermachers und Herders betreten.

Das Bewußtsein, daß unser Christentum weit tiefer wurzelt und weit höher trägt als alle ästhetische Empfindung, verleiht uns den Mut, ohne Furcht vor Ueberwältigung, wie in jeder Gabe der Zeit so auch in dieser ein Gottesgeschenk zu begrüßen. Sind wir wirklich Christi, dann ist Alles unser.

Horst Stephan

Die Mission in der modernen Welt

1. Die Schwierigkeiten; 2. Die Pflicht; 3. Sinn und Geist der Mission in der modernen Welt

1

Von Mission zu sprechen gehört heute zu den undankbarsten und unpopulärsten Aufgaben, wenn man sich nicht an eine schon von Hause aus dafür interessierte Gemeinde wendet. Der Gebildete im gewöhnlichen Sinne des Wortes (wo er die die durchschnittliche Bildung besitzende Oberschicht unsers Volkes darstellt) weiß Nichts von Mission; er will von ihr nichts wissen. Auch wenn er sich im Allgemeinen für die Aufgaben und Fragen des religiösen Lebens interessiert, so ist ihm doch dabei die Mission das Gleichgültigste und Fraglichste.

Worin liegen die Gründe dieser Erscheinung? Sie ist nicht ganz selbstverständlich und ist auch keineswegs durch alle Völker gleichmäßig verbreitet. Sieht man auf die Missionsarbeit selbst, so ist das gegenwärtige Zeitalter ein Zeitalter der Mission, wie keines vor ihm. Die protestantische Mission verausgabt gegenwärtig jährlich rund 50 Millionen, beschäftigt rund 6000 Missionare und hat rund 17 000 Schulen auf den Missionsgebieten aufgerichtet; die Leistungen der katholischen Kirche werden dahinter schwerlich viel zurückbleiben. Diese Zahlen aber bedeuten eine kolossale Missionsarbeit, die nicht in dieser Weise blühen würde, wenn sie erfolglos wäre. Dabei liegt der Erfolg gar nicht wesentlich in den Zahlen der neugebildeten Gemeinden und Getauften, sondern in dem Einfluß der europäisch-christlichen Ideen rings über die Erde, der sich zahlenmäßig und statistisch überhaupt nicht fassen läßt. Die moderne Kolonisation, der Imperialismus, der Weltverkehr, das Vordringen der europäisch-amerikanischen Zivilisation breitet überall zugleich das Christentum aus. Das wäre allerdings nicht möglich, wenn die Abneigung gegen die Mission in allen Ländern so verbreitet wäre, wie in Deutschland. In Wahrheit sind die führenden Völker in dieser Ausbreitungsbewegung, England und Amerika, lebhaft und aufrichtig an der Mission interessiert. Hier herrscht in allen Volksschichten eine Gläubigkeit, die stark genug ist, um die Männer und Frauen der verschiedensten Lebensstellungen am Missionswerk zu beteiligen und um die Ausbreitung des eigenen religiösen Glaubens als eine Pflicht erscheinen zu lassen. Bei der starken Beteiligung der Laien am kirchlichen und religiösen Leben ist es hier auch keine kirchliche, sondern eine allgemein menschliche Angelegenheit. So kommt es, daß der Ausbreitungsbewegung dieser Völker von allen Mächten des religiösen Propagandatriebes mit belebt wird und

daß dem Ostasiaten Christentum und anglo-amerikanische Zivilisation identisch erscheint, während der Deutsche mit dem Schulmeister, dem Lehrbuch und dem Exerzierreglement zusammenfällt. Wir haben uns in der kurzsichtigen und selbstgerechten Beurteilung angelsächsischer Zustände, die wir uns von einer gewissen Presse haben aufreden lassen, diese Erscheinungen aus Heuchelei erklärt. Das ist aber für Jeden, der diese Völker in der Nähe gesehen hat, ausgeschlossen. Bei ihnen ist eben überhaupt das religiöse Leben anders geartet als bei uns, und ihre praktische, nicht an Systemen und Spekulationen hängende Natur wertet die Kräfte des religiösen Lebens anders.

Die Mission ist wirklich eine Großmacht des heutigen Völkerlebens und auf dem Wege der Mission dringt vor allem angelsächsischer Geist in die weiten Gebiete der nichtchristlichen Welt. Da ist es wirklich nicht bloß eine theologische Liebhaberei kirchlicher Kreise, wenn die Anteilnahme auch Deutschlands am Missionswerk gefordert wird. Mit Schneidigkeit und Wissenschaft allein gewinnen wir keinen wesenhaften Anteil an jenem Leben der neu unserer Kultur zu erschließenden Völker; es wäre zu wünschen, daß Etwas vom besten und innerlichsten religiösen Leben Deutschlands mit daran beteiligt wäre. Nicht um politische Ausnutzung der Mission handelt es sich, sondern um Anteil an der Bildung des neuen geistigen Lebens, das der elementaren Grundkräfte der Religion nicht entbehren kann und auf das auch auf diesem Wege am stärksten gewirkt wird.

Aber wie kommt es nun bei uns zu dieser Abneigung gegen die Mission, gegen jeden Versuch, die deutsch gefärbte und aus deutschem Geistesleben erwachsene Religiosität in die Welt zu tragen?

Die Gründe sind mancherlei. Zunächst fehlt es nicht an allerhand äußerlichen und zufälligen Gegensätzen gegen die Mission, an Reibungen zwischen Mission, und Politik, Handelsinteressen und Missionsinteressen, Kolonialbeamten und Missionaren. Die abschätzigen Aeußerungen Wißmanns und ähnliche zahlreicher Kaufleute über die Mission, und zwar besonders über die protestantische, sind allbekannt. Der chinesische Boxeraufstand wird als eine Unannehmlichkeit und Ausgabe bezeichnet, die uns nur die Missionare auf den Hals gezogen hätten. Der nationale Chauvinismus empört sich, wenn die Missionare nicht mit der kolonisierenden Macht völlig gemeinsame Partei machen, und klagt über Humanitätsdusel und Verzärtelung, wenn die Missionare mit Menschenrechten der Farbigen kommen. So erzeugte sich eine weitverbreitete Mißstimmung, welche die Mission lediglich für schädlich erklärt.

Doch wären diese Dinge, die doch auch von Anderen ganz anders beurteilt werden, nicht imstande gewesen, die Abneigung hervorzubringen, wenn vorher eine wirkliche Zuneigung vorhanden gewesen wäre. Die Mission ist von Hause aus im protestantischen Deutschland nicht beliebt. Der deutsche Protestantismus ist wesentlich lutherischer Herkunft. Das Luthertum aber hatte die strengste Richtung auf Amt und Ordnung in der Kirche und auf das Zusammenfallen von Staat und Kirche. So konnte das Luthertum an Mission überhaupt nicht denken. Die Kirchen missionierten nicht, weil sie außerhalb der Landeskirche und des Bereiches des Landesfürsten Nichts zu suchen hatten, und die privaten Einzelnen missionierten nicht, weil der Privatmann oder Verein kein göttlich-kirchliches Amt dafür hatte. Das strenge steife Landeskirchentum, der absolute Konservatismus des Luthertums hinderten die Mission; und ganz charakteristisch sang ein lutherischer Pastor von der Mission:

> Vor Zeiten hieß es wohl: Geht hin in alle Welt,
> Jetzt aber: Bleib allda, wohin dich Gott bestellt.

Diese Erziehung im Geist und Sinn des Luthertums hat überhaupt in Deutschland den Gedanken der Ausbreitung nach außen und die Privat-Initiative gehemmt, und so auch auf dem Gebiet der Mission; vergeblich hat ein Leibniz die Deutschen gemahnt, an der Erschließung der Welt durch Teilnahme an der Mission sich zu beteiligen. Das ganze Missionswesen ist in Deutschland erst von einer freien Vereinskirche, von der Herrnhutergemeinde, energisch begonnen worden und ist über diesen kleinen Kreis erst am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts unter englischem Antrieb und Vorbild hinausgeschritten. Das Missionswesen ist englisch-reformierter Import bei uns und hat eine wirkliche Popularität bis heute nur in den pietistischen Kreisen, die unter dem Einfluß der englisch-methodistischen Bewegung sich in der deutschen „Erweckung" gebildet haben. Als allgemeines Volksinteresse wie in England und Amerika ist die Mission in Deutschland nie empfunden worden.

So liegen die Gründe weit zurück in der uralten Formung und Gewöhnung deutschen religiösen Empfindens, das über die Heimat überhaupt nicht hinausdenkt und Verantwortung und Initiative des Einzelnen in solchen Dingen nur wenig kennt. Aber die Gründe, warum heute noch diese Abneigung fortdauert und warum das seit hundert Jahren uns eingeimpfte Missionsinteresse sich wesentlich auf die pietistischen Kreise beschränkt, liegen natürlich anderswo. Die lutherische Gläubigkeit ist ja in der großen Masse wenigstens unserer städtischen Bevölkerung verschwunden und die von ihr eingeflößten Gewöhnungen der Abschließung nach außen und Beharrlichkeit nach innen sind längst durch moderne Ideen ersetzt. Der Grund liegt heute in der schweren Krisis unseres religiösen Lebens. Unser Volk ist selbst seines Glaubens nicht mehr sicher und kann nicht daran denken, einen Glauben in die Welt zu tragen, über den man sich in der Heimat nicht einig ist, der unter dem Einfluß der modernen Wissenschaft zersetzt oder doch umgewandelt wird, dessen Zukunft bei uns selbst so dunkel und verworren ist. Das ist nun freilich eine Tatsache, die in einem gewissen Sinne von allen modernen Völkern gilt. Aber sie ist doch unter allen überwiegend protestantischen Völkern in Deutschland am meisten zur Geltung gekommen; wo man in Amerika religiös und kirchlich gleichgiltige Gelehrte trifft, da sind es meist Zöglinge deutscher Universitäten; und die in Amerika angestellten jungen deutschen Gelehrten pflegen über Nichts so zu klagen als über die fürchterlich rückständige Gläubigkeit der amerikanischen Gesellschaft. Es ist die eigentümliche theoretische Veranlagung und Neigung unserer Nation, die sich hierin bemerkbar macht. Intellektuelle Differenzen werden bis ins Letzte verfolgt und werden zu unüberwindlichen Scheidewänden. Der mit dem Dogma zerfallene Engländer weiß die populären religiösen Kräfte in ihrer sozialen und ethischen Bedeutung immer noch zu schätzen und verliert den Gedanken nicht, daß in verschiedenen Formen hier gleiche Ziele gewollt werden können. Ein Carlyle kann seiner kalvinistisch-bibelgläubigen Mutter immer wieder schreiben, daß sie im Wesen dasselbe wollen; englische Gelehrte und Studenten können mit Kirchen und Sekten zusammen arbeiten und sich zu praktischen Aufgaben vereinigen; sogar die Heilsarmee wird als wichtiges Mittel im Kampf mit Elend und Verwahrlosung geschätzt. Bei uns sind derartige Dinge fast unmöglich oder jedenfalls überaus selten. Die Gegensätze gegen das Dogma werden schroff und ausschließend empfunden und sogar möglichst popularisiert, statt zurückgehalten. Unsere gebildete Welt überläßt in der Hauptsache die Kirche den Orthodoxen und Pietisten, die darin herrschen mögen wie sie wollen. Wer von Nichttheologen sich daran beteiligt, setzt sich stets spöttischen Bemerkungen aus und wird dadurch zurückgehalten, auch wenn er gerne sich beteiligen möchte. Gegenüber freigesinnten Theologen und ihren Nöten und Sorgen herrscht die Meinung, daß ihnen recht geschieht: warum lassen sie sich auf solche Halbheiten ein. Der Doktrinarismus unserer Bildung, der sich bei der radikalen Arbeiterpartei nur fortsetzt und rücksichtsloser äußert, versteht Nichts von der populären Kraft der Religion, ihrer tiefen Wurzelung im Volksleben, ihrer notwendig konservativen und massiv-anschaulichen Ueberwelt. Er verwirft das Alles rundweg, auch wenn er selbst eine gewisse Religiosität anerkennt, und will damit Nichts zu tun haben. Wenn die von seiner Mitwirkung entblößten und der Orthodoxie ausgelieferten Kirchen die populären Mächte wecken und ihnen mit dem Wahlzettel ein reaktionäres Programm in die Hand drücken, dann ermahnt man die Regierung zur Festigkeit gegen die Finsterlinge; aber selbst durch regere Mitarbeit an der Kirche hierin Etwas zu ändern, daran denken nur ganz Wenige. Höchstens, wenn auch die Regierung nicht helfen

kann, verlangt man die Trennung von Staat und Kirche, in der Meinung, daß dann die Kirchen von selbst zusammenbrechen würden, und ohne Ahnung davon, daß dann der Kampf um die Macht erst recht entfesselt würde.

Es ist klar, daß unter solchen Umständen von einem Missionsinteresse in der Tat nicht die Rede sein kann. Mission setzt, wo sie nicht unwürdige rein=politische Spekulation ist, ernsthaftes religiöses Interesse und rein sympathische Würdigung der religiösen Organisationen voraus, die nun einmal die Werkzeuge für die Betätigung dieses Interesses sind. So ist es kein Wunder, daß die deutschen Missionsgesellschaften in beständiger Finanznot sind und daß die Beiträge der deutschen Protestanten die niedrigsten sind. In Schweden kommen auf den Kopf der protestantischen Bevölkerung 19,6 Pfennige, in Holland 22, in der französischen Schweiz 24, in Norwegen 41,4, in der deutschen Schweiz 51,6, in Frankreich 120 und in England noch etwas mehr an jährlichem Beitrag; in ganz Deutschland beträgt der Durchschnitt 16 Pfennige.

Aber die Schwierigkeiten liegen nicht bloß in diesen besonderen deutschen Verhältnissen und in der Gebrochenheit unseres religiösen Lebens. Sie liegen auch in der inneren Natur der Sache selbst. Auch der ernsthafteste religiöse Mensch empfindet gegenüber den Missionaren gewisse Bedenken. Hier steht an erster Stelle unser religiöser Individualismus, unsere Achtung der Gewissensfreiheit und persönlicher Ueberzeugung, unsere Forderung der Toleranz. Seit die moderne protestantische Welt überhaupt den Glaubenszwang und das autoritative Zwangskirchentum verworfen hat, ist als notwendige Folgerung ein weitgehender Relativismus eingetreten. Religion ist Privatsache und Persönlichkeitssache; wir pflegen darüber kaum miteinander zu sprechen, weil wir fremde Ueberzeugung nicht angreifen und unsere nicht verspotten lassen wollen. In der angelsächsischen Welt ist die lähmende Wirkung dieses Individualismus dadurch aufgehoben, daß derselbe Individualsinn ein unbegrenztes Vereinsleben freier Assoziationen hervorbringt und diese Vereine und freien Kirchen dann für ihre Ueberzeugung arbeiten. Der Uebelstand einer unerträglichen Konkurrenz dieser Vereine untereinander ist dort das fatale Ergebnis eines solchen Individualsinns, aber das hindert doch die lebhafte Tätigkeit selbst nicht. Bei uns ist diese praktische Ausgestaltung des religiösen Individualismus überhaupt mit für das allgemeine Leben entwickelt. Die freie Assoziation unterliegt durchweg großen Hemmungen, und auf dem religiösen Gebiet denken wir am allerwenigsten daran. Das allgemeine öffentliche Leben kennt hier nur die Kirche und das kirchlich beeinflußte Vereinsleben; es selbst schafft aus sich heraus keinerlei freie religiöse Assoziationen mit lebhaftem Propagandatrieb. Uns beherrscht der Satz: „Religion ist Privatsache des einzelnen Individuums, und jede Ueberzeugung ist heilig zu achten.“ Wie soll man da mit der Mission in fremdes Glaubensleben eindringen, anderen Völkern einen neuen Glauben aufdrängen, den sie gar nicht wollen und der ihnen höchstens zugleich die Lasten und Bedürfnisse der europäischen Zivilisation unfreiwillig mitbringt? Es scheint Mission höchstens da erlaubt, wo man sie sucht und ruft, und das wird bei denen, die nicht von selbst schon unter den Einfluß christlicher Ideen gekommen sind, so gut wie nie der Fall sein. Wie soll man von solchen Voraussetzungen aus den Wilden und Unzivilisierten das Christentum aufdrängen, die nicht darnach verlangen und ganz glücklich und zufrieden in ihren Zuständen sind; wie soll man es Mohammedanern, Brahmanen und Buddhisten aufreden, die im Besitz einer hochstehenden Religion sind und sich den Christen ebenbürtig oder überlegen fühlen?

Das führt zu dem wichtigsten Punkte, zu unserer heutigen Auffassung der nichtchristlichen Religionen, wie sie uns die moderne Religionswissenschaft, die letztgeborene unter den modernen Wissenschaften, lehrt. Darnach fällt die Fiktion weg, als sei der Anfang der Religion eine vollkommene Gotteserkenntnis gewesen und als sei das Heidentum oder die nichtchristlichen Religionen das Ergebnis des Sündenfalls, die Verfinsterung der ursprünglichen Erkenntnis und ihre Verderbung zum Götzendienst, die alle Götzendiener ohne das bekehrende Licht des Evangeliums zur ewigen Unseligkeit verdammt. An Stelle dessen tritt ein völlig anderes Bild. Die Anfänge sind uns unbekannt; aber was wir dann später im Lichte der Geschichte erblicken, das ist eine vielgestaltige, im ganzen emporstrebende Entwicklung; in ihr fehlt es nicht an furchtbaren Mißbildungen und Entartungen, aber auch nicht an verschiedenen in Sittlichkeit und Frömmigkeit außerordentlich tiefen und reichen Religionen. Wenn wir das Christentum auch als den Höhepunkt dieser Entwicklung betrachten, so ist dabei doch auch die außerchristliche Religion wahres und tiefes religiöses Leben von oft recht großartigen Früchten des inneren Lebens. Es ist keine Rede von der allgemeinen gleich verfinsterten und sündigen Masse der Verlorenen und Verdammten außerhalb der Christenheit, die aus Mitleid und zur Rettung für die ewige Seligkeit bekehrt werden müssen. Mit dieser Theorie hat das Christentum sich gepanzert, um theologisch da, wo es schon herrschte, seine Alleinwahrheit und die Notwendigkeit der kirchlichen Gnadenmittel zu beweisen. Von dieser Theorie ist denn auch die Kreuzzugströmung und Gewaltbekehrung und später die pietistische Missionstätigkeit geleitet worden. Sie ist heute für den historisch gebildeten Menschen unmöglich. Damit fällt aber auch der einfachste und dringendste Antrieb der Mission, die Pflicht des Mitleids und der Rettung, weg. Es handelt sich nicht um Rettung, sondern um Aufrichtung zu etwas Höherem, nicht eigentlich um Bekehrung, sondern um Erhebung. Dann aber muß man sich fragen, ob und wann man ein Recht hat, mit der Mission in fremdes religiöses Leben einzugreifen. Wo es sich selbst genügt und die tragende Kraft einer lebendigen und entwicklungsfähigen Kultur ist, hat man kein Recht einzugreifen, wie man in solchen Fällen ja auch keine Aussicht haben würde. Weiter ist die Frage, ob das Christentum überhaupt auf alle Entwicklungsstufen der Zivilisation übertragbar ist, und ob es nicht vielleicht Völker gibt, die zu ihm überhaupt nicht fähig und bestimmt sind. Es ist ja schon das Christentum selbst im Zusammenhang mit verschiedenen Kulturstufen sehr verschieden geartet und gar nicht überall bei sich selbst auf die gleiche Höhe der Reinheit und Zuverlässigkeit zu bringen. Da wird man auch von der Religion der Menschheit erwarten dürfen, daß immer verschiedene Stufen und Arten untereinander bestehen bleiben. Es ist also die Missionsaufgabe jedenfalls keine unbedingte und überall gleiche. Sie ist von Umständen und Verhältnissen abhängig und kann sich schwerlich das Ziel einer unbedingten Christianisierung der ganzen Menschheit stellen. Die Missionsaufgabe aber als eine bedingte erkennen, das heißt die Missionsaufgabe überhaupt unsicher machen und den Eifer lähmen: jedenfalls stellt es die moderne Missionstätigkeit vor ernste Fragen und Schwierigkeiten.

Ernst Troeltsch

Der Fall Römer

Wie wenn es so sein müßte, ist uns auch diesmal zu Weihnachten einer jener Fälle beschert worden, in denen die Spannung unsrer kirchlich=theologischen Situation immer wieder sich entladet. Daß es so unmittelbar vor Weihnachten war, daran trägt die Behörde Schuld, denn die Veranlassung zu dem Prozeß wurde schon am 25. Juni 1905 gegeben. Daß es aber überhaupt zu diesem Falle kam, dafür hat der Pfarramtskandidat und Licentiat der Theologie Heinrich Römer die Verantwortung, der an jenem Tage in Remscheid eine Predigt über Joh. 6, 67—69 hielt, welche zwar seine Wahl zum Pfarrer daselbst, zugleich aber auch den Protest einiger Gemeindeglieder zur Folge hatte. In gemeinschaftlicher Sitzung des Konsistoriums zu Koblenz mit dem rheinischen Provinzial=Synodal=Vorstand ist nun am 12. Dezember dieser Einspruch als begründet anerkannt worden. Man hat Römers wissenschaftliche Tüchtigkeit und sittlichen Ernst „voll gewürdigt“, aber es „blieb doch auf keiner Seite ein Zweifel darüber bestehen, daß seine theologischen Anschauungen, insbesondere hinsichtlich der Person Christi, wie sie in der gedruckten Gastpredigt vorliegen, so sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen

Bekenntnis abweichen, daß auch bei der weitherzigsten Beurteilung eine andere als die getroffene Entscheidung allseitig ausgeschlossen erschien." Eine nähere Begründung dieses Urteils ist nicht gegeben; nur einige Paragraphen der Rheinisch-westfälischen Kirchenordnung sind zitiert.

Die beanstandete Gast- oder Wahlpredigt liegt für Jedermann zur Prüfung vor. Sie ist erschienen unter dem Titel „Predigt über Ev. Joh. 6, 67—69 usw. von Heinrich Römer" bei Gebauer-Schwetschke in Halle und für 25 Pfennige zu haben. Wir müssen im Folgenden ihre Kenntnis voraussetzen. Wir handeln zuerst von der Predigt, dann von dem Urteil des Konsistoriums.

1. Die Wahlpredigt

Römer hat seine Wahlpredigt ganz unter das oberste Gebot völliger Aufrichtigkeit gestellt. So wird er es verstehen, wenn auch ich in der Beurteilung seiner Predigt rücksichtslos aufrichtig bin.

Die Gemeindevertretung hatte dem Kandidaten den Text für seine Predigt gegeben. Es war das Petrusbekenntnis zu Jesus, nach dem Evangelium Johannis. Man hat die Bevorzugung gerade dieses Textes beanstandet, und weil er von einem „positiven" Mitgliede des Gemeindekirchenrats vorgeschlagen wurde, dies als eine besondre Tücke empfunden, als hätte dem Prediger damit eine Falle gestellt werden sollen. Die Gesinnung des Antragstellers kann ich nicht kennen; aber Nichts ist verständlicher, als daß die Gemeindevertretung den Text wählte. Vielleicht hätte ihn der Prediger sich auch selber gewählt? Ich traue ihm das zu. Jedenfalls, da er den Text hatte, sagte er sich: Ja, darüber werde ich predigen, und zwar in aller denkbarster Offenheit.

Und er sagte seinen Zuhörern: daß von Gottessohnschaft im wörtlichen Sinn schon um des Urtexts willen an dieser Stelle nicht die Rede sein könne, daß er aber dennoch der Frage nicht aus dem Wege gehen werde, was es mit dieser Gottessohnschaft Jesu nach späterem kirchlichen Verständnis für eine Bewandtnis habe. Diese Vorstellung sei einerseits griechisch-heidnischer Herkunft.*) Alle möglichen Göttersöhne aus der antiken Mythologie zählt er auf: die Menschen, die mehr leisteten als gewöhnliche Sterbliche, wurden auf göttlichen Ursprung zurückgeführt. In unmittelbarer Abhängigkeit von dieser heidnischen Gewohnheit, sich das Geheimnis persönlicher Größe zu erklären, haben „die Christen aus den Heiden" auch Jesus so behandelt und ihm übernatürliche Geburt, die Geburt aus der Jungfrau, zugeschrieben. Ueber diese Lehre von der übernatürlichen Geburt redet der Prediger nun ausführlich: „Es ist nicht erquicklich, hierüber zu reden. Aber es sind Dinge, über die die christliche Gemeinde nicht im Unklaren bleiben darf."

Aber die Bezeichnung „Sohn Gottes" hat noch eine zweite Quelle: die alttestamentlich-jüdische. Sehr kurz berichtet der Prediger hierüber. Dann zieht er rasch die Summa der ersten Hälfte seiner Predigt:

> So steht es also mit der kirchlichen**) Lehre von der Gottessohnschaft Jesu. Eine heidnische naturalistische Vorstellung hat sich hier einer rein religiösen Bezeichnung des Alten Testaments bemächtigt. „Gottes Sohn" — das ist wie Alles, was wir in Bezug auf Gott sagen, ein Bild und ein Gleichnis. Jesus der Sohn Gottes — das heißt der „Auserwählte Gottes", der am tiefsten in das göttliche Geheimnis Eingeweihte, der, in dem Gott seine Gnade und Wahrheit in einzigartiger Weise der Welt kundgetan hat. Man liebt es, diese Anschauung von der Gottessohnschaft die „moderne" zu nennen, aber sie ist nur die älteste und ursprüngliche Vorstellung von der Sache.

Man kann nicht verkennen, daß dem Heidnisch-Naturalistischen, das abgelehnt wird, in diesem ganzen ersten Teil viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet ist, als dem Positiv-Symbolistischen. Die doch offenbar für die richtige und bleibende Bedeutung des Ausdrucks „Sohn Gottes" maßgebende biblisch-jüdische Begriffsgeschichte ist äußerst dürftig geraten. Der Ausdruck Messias wird beiläufig eingeführt, als ob er sich von selbst verstände, später ist mehrfach von „dem Christus" die Rede, auch hier, als ob sich das von selbst verstände. Möglich, daß in der gehaltenen Predigt die schließliche Position in der soeben zitierten Stelle S. 12 wuchtig und eindrücklich zur Geltung gekommen ist: beim Lesen ist man am Schluß des ersten Teils völlig der Wucht der großen schneidenden Negation erlegen, die ihn wesentlich ausgefüllt hat.

Wohl gemerkt, ich sage nicht, daß irgend Etwas von dem, was Römer gesagt hat, an sich falsch sei. Aber es ist niemals das Ganze, und also auch nicht wahr. Und es ist nicht mit Religion gesagt, und darum nicht fromm, und gehört darum nicht so auf die Kanzel. Römer wird mich sofort verstehen, wenn ich an das erinnere, was Schleiermacher 1799 gesagt hat. Weshalb lehnt er denn so trocken ab, was die Heiden an Religion gehabt haben? Weshalb zeigt er nicht ihr Sehnen und ihr Verlangen in all diesen Geburtsgeschichten und Apotheosen? Warum lehrte er nicht seine Gemeinde, auch diese Religion der Heiden „mit Religion" anschaun? Und wenn er dann doch für die genuin alttestamentliche Vorstellung vom Gottessohn eintritt, weshalb verweilte er nicht bei dieser mit ganz andrer Liebe und Tiefe? Warum führte er da nicht mit ganz andrer Freudigkeit zum Neuen Testament hinüber, und wäre es nur zu dem einen Spruch Matth. 11, 27?*) Warum wies er nicht auch noch die dritte Quelle der Vorstellung einer Gottessohnschaft Jesu nachdrücklich auf: die schlechthin christliche? Aber das wird er ja gewiß im zweiten Teile der Predigt tun.

Der Verfasser mag verzeihen, wenn ich bei seinem ersten Teile noch verbleibe. Er hatte seinen Text, über den mußte er predigen. Aber hieß ihn denn dieser Text über die Vorstellung der Gottessohnschaft reden? War zureichender Grund vorhanden, das Dogma von der übernatürlichen Geburt aufzurollen? So daß es die pièce de résistance des Ganzen wurde? Bei diesem Johannestexte? Haben wir überhaupt auf der Kanzel Dogmengeschichte, Begriffsgeschichte zu treiben? Jedenfalls doch nur, wenn wir müssen. Römer tadelt S. 13 das Dogma, weil es „den Christus erklären" will: was tut er S. 6—12 anders als — den Gottessohn erklären? Er hat diesem Versuch also hinterdrein selbst das Urteil gesprochen.**) Und meint Römer wirklich, daß die Gemeinde Remscheid nun Bescheid weiß um die griechisch-heidnische und alttestamentlich-jüdische Vorgeschichte des Terminus „Gottessohn"? Ist nicht ein Unterschied zwischen einer Klausurarbeit und einer Predigt? Sind dünne Auszüge aus schwerer wissenschaftlicher Diskussion das, was wir als Frucht unsrer theologischen Bildung dem Kirchenvolk unter der Kanzel bieten müssen? Dieselben Sachen, die mir sehr interessant sind, wenn ich sie bei Usener oder bei Wellhausen lese, die ich am rechten Orte meinen Studenten selber vortrage, können inmitten der kirchlichen Verkündigung recht peinlich wirken. Religionsgeschichtliche Zusammenhänge zu begreifen, das setzt unter allen Umständen ein hohes Maß wissenschaftlicher Bildung voraus. Sie in einer so skizzenhaften Weise, wie es im Rahmen der vereinzelten Predigt nur möglich ist, allerlei Volke vorführen, das verträgt die Wissenschaft so wenig wie die Religion. Ich wiederhole, Römer konnte fast Alles das wörtlich sagen, aber nur indem es ihm Alles auch Religion geworden war. Aber so nur als Aufklärung mußte es notwendigerweise flüchtig und unzureichend bleiben, und die religiöse Verarbeitung, die der Prediger selbst nicht leistete, mutete er nun der Gemeinde zu.

---

*) „Wenn man eine Sache verstehen will, muß man auf ihren Ursprung zurückgehen," sagt bei dieser Gelegenheit der Prediger. Leider ist das nicht so einfach, und manchmal gar nicht möglich. Es ist doch nichts weiter als ein regulatives Prinzip für methodische Forschung, kein Kanon für religiöses Verständnis. Gott Lob!

**) Von uns gesperrt.

*) Oder ist dieser Spruch für ihn nicht „echt"? Ja ist denn der folgende Vers 28 „echt", den er zitiert? Ist denn der ganze Text der Predigt „echt" — ein Stück des Johannesevangeliums? Nun, Römer hat so viel Geschmack gehabt, alle Echtheitsfragen bei Seite zu schieben. Vor zwanzig Jahren würde ein Prediger von seiner Art die erste Hälfte der Predigt mit der Echtheitsfrage gefüllt haben, wie heute mit Religionsgeschichte. So ändert sich eben — die Theologie.

**) Ein Pastor, der alle Sonntage zu seiner Gemeinde redet, mag ihr gerne Vieles auch erklären. Aber ein Gastprediger hat keine Zeit dazu.

Hat ein moderner Theologe so wenig unterscheiden gelernt zwischen Wissenschaft und Religion, Theologie und Glaube?

Doch es wird Zeit, daß wir uns um die andere Hälfte der Predigt bekümmern. Hier fließt nun auch unserm Prediger — die Religion. Man kann den Gottessohn „nicht mit dem Verstande ergreifen, man kann ihn nur erleben". So erfuhrens die Jünger:

> O seht, das ist der Weg, den wir gehen müssen: erst erleben,*) erst das Herz ergreifen lassen, erst die Seele füllen lassen mit dem göttlichen Leben, das dieser Heilige unter den Menschenkindern ausstrahlt. Dann kommt das Bekennen von selber*). Darum ist nicht das die erste und Hauptfrage an dich und an mich: „Wie nennst du Jesus? welchen Titel gibst du ihm?" sondern „Was hast du an ihm?"

Vortrefflich. Und das will nun eben mit Recht eine Christengemeinde von dem, der ihr Versorger werden soll, wissen: was ihm Jesus ist. So gibt denn auch unser Prediger Antwort auf Grund des gegebenen Textes: „Worte des ewigen Lebens" dankt er Jesu. Er führt das in ergreifenden Sätzen aus. Unwillkürlich gerät er in Zwiesprache mit Jesus (S. 17). Und ein Gebet zu Jesu wird ihm die ganze Schlußapostrophe: „— o Herr, zu wem können wir gehen als zu Dir . . . ." Alles das gut, fromm, echt. Es ist der Segen all der gewagten Aufrichtigkeiten im ersten Teil, daß man nun das Zutrauen hegt: er sagt auch jetzt in seinen positiven Bekenntnissen kein Wort zu viel. Kein Wort um der Rhetorik, kein Wort um des kirchlichen Rechts und Herkommens, kein Wort um der begehrten Stelle willen. Das ist ein Gewinn, den wir ihm und uns gern gönnen. Manches vermißt doch auch Unsereiner, der die wissenschaftlichen Voraussetzungen Römers teilt. In der Reihe der Bedingungen, unter denen einer Seele aufgeht, was sie an Jesus hat: wie kann da die Not der Schuld fehlen, und die wunderbare Tatsache, daß die Erscheinung des Reinen (ein Reiner ist ja Jesus auch für unsern Prediger) uns nicht verurteilt und zerschmettert, sondern für uns auch in diesem Zustande Worte des Lebens hat: „Dir sind deine Sünden vergeben!" Wie kann das fehlen?! Und gegen den Schluß die allzu geistreiche Wendung: „Was wir suchen, das ist der Mensch selber." Ich bekenne: entweder verstehe ich das nicht, oder wenn ich es verstehe, genügt es mir nicht und kann überhaupt nicht genügen. Was wir suchen, ist der lebendige Gott. Gar nichts Andres sonst. Und von hier aus freilich ergibt sich ein besondres Interesse an der „Gottessohnschaft" Jesu, das bei all den Untersuchungen der heidnischen oder jüdischen Vorgeschichte immer zu kurz kommt und zu kurz kommen muß, weil der Glaube an diesen Gottessohn eben doch schließlich auf seinem Eigenboden gewachsen ist.

Das ist in aller Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit unsre Kritik der Predigt — ohne Hörner und ohne Zähne — Nichts vertuscht und Nichts verschwiegen.

Es war eine Wahlpredigt, die Römer hielt. Aus einer Wahlpredigt soll die Gemeinde einigermaßen ersehen, was ihr künftiger Versorger ihr als Evangelium bringen wird. Die seelische Situation, in der ein Bewerber solcher Predigt gegenüber sich befindet, ist immer eine überaus schwierige. Unter Umständen, wie sie später nie wiederkehren, redet er zu einer noch fremden Gemeinde, von der es abhängt, ob sie ihm die später vertrauteste werden will. Der Gedanke, sich ihr vorzustellen in seiner ganzen Wahrheit, liegt nahe. Und wahr soll gewiß der Prediger sein. Aber um die Wahrheit seiner Person handelt es sich doch genauer zugesehen nicht, sondern darum, ob in ihm so viel eignes persönliches religiöses Erlebnis ist, daß er als Zeuge einer höheren Wirklichkeit vor die Gemeinde treten darf. An seiner Person wird ohne Zweifel allerhand menschliche Schwäche haften; worauf es ankommt, ist, ob der göttliche Funke in ihm doch gezündet hat, daß er nun sagen muß: Ich glaube, darum rede ich. Auf das Quantum der Dogmengläubigkeit kommt es wahrhaftig nicht an; nur darauf, daß Glaube da sei, drängender, werbender, gebender Glaube. Die besondre Theologie des Mannes ist dabei Nebensache. Will er in diesen gespannten Zeiten der Gemeinde darüber Auskunft geben, bis ins Detail, bis an die Grenze dessen, was dem Unzünftigen verständlich werden kann, so muß er eine andre Gelegenheit suchen als die Wahlpredigt. Er kann ja dem Presbyterium mitteilen, daß er das Bedürfnis habe, außer der Predigt noch einen Vortrag zu halten, damit man ihn ganz kenne, damit er nicht durch eine fromme Täuschung ins Amt komme. So Etwas wird doch auch die rheinische Kirchenordnung kaum verbieten. Aber er darf sich nicht dem üblen Schein aussetzen, als hielte er dafür, daß die Predigt zu fragmentarischen und darum höchst fragwürdigen Mitteilungen aus der „voraussetzungslosen" Wissenschaft da wäre.

Diesen Schein hat Römer nicht vermieden. Ich kann ihn eben darum lieben. Aber ich darf nicht verschweigen, daß er damit nach meiner Ueberzeugung einen Fehler begangen hat, der sich rächen mußte. Das Konsistorium hat ihn damit gerächt, daß es seine Wahl nicht bestätigte.

Nachdem wir das Corpus delicti, die Predigt, freimütig kritisiert haben, dürfen wir ebenso freimütige Kritik an dieser Entscheidung der zuständigen Kirchenbehörde üben. R

*) Von uns gesperrt.

Il Santo

Antonio Fogazzaro. Pagine 477. Milano. Baldini, Castaldi & Co. 1906

Aus Rom

Die Veröffentlichung dieses Buches hat uns ein merkwürdiges Schauspiel bereitet. Schon vor seinem Erscheinen brachten alle Zeitungen Leseproben; seit es vorliegt, schreibt man Rezensionen, hält Vorträge darüber und „interviewt" den Verfasser, der seine Freude über die Angriffe auf das Buch laut zum Ausdruck bringt, denn schon hieß es, man werde es auf den Index setzen. In den drei ersten Tagen war das dritte Tausend vergriffen, gestern las ich, das siebenzigste Tausend liege zum Verkauf.

Um eine solche Bewegung hervorzurufen, hier zu Lande, wo man kaum je ein Buch kaufte oder besprach — allerhöchstens die Francesca da Rimini von Gabriele d'Annunzio — muß dies Buch als ein Ereignis im Kulturleben Italiens betrachtet werden, wie es denn als ein solches in der katholischen Litteratur empfunden wird.

Das Werk ist als dritter, Schlußband, der Serie Piccolo Mondo Antico, Piccolo Mondo Moderno gedacht. Der aber würde enttäuscht werden, der die Natürlichkeit und Lebensfülle, die gesunde Frische des ersten Romanes in diesem dritten wiederzufinden hoffte. Nicht mit Unrecht ist der allgemeine Eindruck, daß der Band in dieser Hinsicht hinter den anderen weit zurückstehe, weil er von des Gedankens Blässe angekränkelt sei.

Nach des Verfassers eigenen Aeußerungen ist der Roman absichtlich geschrieben, um die religiöse Frage ins Rollen zu bringen und in der Gesellschaft zur Diskussion zu stellen: und da erleben wir das merkwürdige Resultat, daß er eigentlich Niemandem recht ist. Den Irreligiösen ist er zu voll von Gott; den Klerikalen ist er zu antiklerikal. Dieser Typus eines heiligen Laien paßt trotz der gesuchten Aehnlichkeit mit dem heiligen Franz von Assisi in keine Form, die Kirche hat keinen Platz für ihn. Den Modernen ist er zu mittelalterlich, den Frommen nicht kirchlich genug. Nur die junge Partei der Democristiani*) findet vielleicht ihre Rechnung dabei. Es hat offenbar auch die Dichtung ihr Wort mitreden wollen im Geisteskampf des verflossenen Jahres, und der hohe Rat hat begriffen, daß dies gefährlicher sei, als wenn einige Domherren Broschüren schreiben. Daher die bittere Abfertigung des Buches in der Civiltà Cattolica, welche sagt: „Nicht die Kirche bedarf der Reformen, nicht sie hat sich der Gesellschaft anzupassen, sondern die Gesellschaft hat sich der Kirche zu unterwerfen, welche die unfehlbare Hüterin der Wahrheit ist." Deshalb hat man den Rektor des neuen Benediktinerklosters St. Anselmo auf dem Aventin eingeladen, vor dem gebildeten Publikum der

*) Vgl. Jahrgang 1905, Nr. 26.

Arcadia zwei Vorträge zu halten; was er, der Vlamländer, mit viel Klugheit und keltischer Satire tat. Eigentlich ließ er dabei, besonders im zweiten, kein gutes Haar an dem Buche und wies darin alle Ketzereien nach: den Pantheismus Rosminis, die Hyperkritik Loisys und Harnacks, den Intellektualismus Tolstois. Die Reden des Santo schalt er hohle Worte ohne Sinn, paroloni wie sie die protestantischen Prediger brauchen, weil Nichts dahinter ist. Eine feine Bemerkung machte er, daß Fogazzaro die brennende Frage der Conciliazione, der Versöhnung zwischen Quirinal und Vatikan, nicht so flüchtig hätte berühren dürfen. Sie sei, grade bei seiner Bedeutung, erschöpfend zu behandeln oder zu vermeiden gewesen.

Dies genügt, um zu beweisen, daß ein aufmerksames Lesen des Buches besonders dem Nordländer anzuraten ist. Und in der Tat, es ist an Elementen großen Interesses reich. Nach Subjaco werden wir geführt, dort wo der Anio vom Gebirge braust, wo einst Nero über sieben Seen seinen Sommerpalast in die frische Bergluft baute, wo dann Benedikt von Nursia in der Einöde seinen berühmten Orden stiftete, am Felsenrand das wunderbare Klosterlabyrinth des Sacro Speco schuf und die Schwester in Santa Scolastica ihr Heil suchen ließ. Fogazzaros Meisterhand gibt diesen Naturschilderungen allen Reiz, dessen sie fähig sind.

Ein frommer, aber moderner Katholik nach der Art Don Romolo Murris*), der Schriftsteller Selva, bildet dort in seinem Sommerhause den Mittelpunkt fortschrittlicher, wenn auch demütig katholischer Gedanken. Da redet man von Reformen der Kirche, und die Sehnsucht geht nun nach einem neuen Propheten, sei es auch einem Laien, der die Führung übernähme, der die neuen Wege fände und, der Kirche treu, doch mit den Menschen von heute Fühlung hätte. Diese Gedanken teilen sich einem Büßenden mit, der als einfacher Gärtnerbursch in Santa Scolastica dient, von dem wir aber bald erfahren, daß er, vornehmer Herkunft, den Irrungen seines Lebens entfloh und arbeitend göttlicher Eingebungen harrt. Mönch will er nicht werden. Nach Art der Gottesfreunde will er in der Welt Zeugnis ablegen von Christus, der ihn zum Leben erweckt hat. Mächtig ertönen hier die Laute inniger Frömmigkeit, so rein und tief, wie ich sie aus katholischem Munde nie gehört. Das Sehnen nach dem Vaterherzen Gottes, nach dem Ruhen in der Heilandsliebe findet rührenden Ausdruck. Das freudige Tun des Willens Gottes, das E i n g e h e n des eignen Willens in seinen väterlichen Willen durch den Gehorsam des Glaubens wird in wahrhaft evangelischer Predigt als Lebensziel dargestellt.

In einer Stunde großer Popularität gilt der Santo dem Volk als Wundertäter. Doch folgt sofort der Zusammenstoß mit den kirchlichen Autoritäten. Diese sind meisterlich, wenn auch nicht schmeichelhaft geschildert: feige der Erzpriester vom Jenne, launisch und zornmütig der Abt von Subjaco, grausam und mitleidslos die hetzenden Priester, zaghaft, voller Menschenfurcht der Papst. Und die Idealgestalt des Mönches Don Clemente ringt mit dem Schreckgespenst, daß er einer veralteten, einer verknöcherten Sache diene, für die in der Welt von heute kein Platz mehr sei.

Von überall vertrieben kommt der Santo nach Rom. Hier überstürzen sich die Ereignisse. Er zieht die Augen auf sich. Er sammelt im Verborgnen einen Kreis von Zuhörern, er wird am Testaccio der Abgott der Armen. Die Mönche von St. Anselmo vermitteln eine Audienz beim Papst: einem Idealpapst, um es so auszudrücken, keinem Porträtpapst. Aehnlich wie bei Zola, wird auch ihm in nächtlicher Stunde der Zugang gestattet. Milde hört der Greis an, was wie ein Feuerstrom dem Santo aus dem Herzen quillt. Auch er, wie Rosmini, redet von den Piaghe, den Wunden der Kirche, von vier Geistern des Abfalls: Lügenhaftigkeit, Geiz, Herrschsucht, Unbeweglichkeit. Er fordert vom Papst die Heilung dieser Schäden, das Zerbrechen der Schranken, den freien Hinaustritt in die Stadt. Sichtlich ist der Eindruck auf den Klugen, Bedächtigen, aber die Antwort ist sphinxartig. Immerhin freundlich genug, um den Haß der Unversöhnlichen noch mehr auf den Santo zu lenken. Als der feine Menschenkenner, der Fogazzaro ist, schürzt er mit Meisterhand die Schlinge, worin dieser gefangen werden soll. Der Handel zwischen Vatikan und Quirinal: die Ausweisung des Santo durch die Behörden gegen eine bisher beanstandete Bischofsernennung, könnte alle Tage vorkommen und ist mit vollendeter Ironie gezeichnet. Doch dazu kommt es nicht. Auf leisem Flügel nahet ihm der Tod. Wenige sind es, die um ihn weinen, und außer den Allerärmsten gehören sie nicht zu den untadelig Orthodoxen.

Es ist ein trauriges, merkwürdiges Buch, ungemein lehrreich als Seelengemälde aus der Feder eines hochgebildeten lateinischen Katholiken. Wir lernen daraus, daß der Verfasser ein tiefes religiöses Bedürfnis, wie man es den Italienern im allgemeinen so gerne abspricht, nicht nur selbst empfindet, sondern auch weiten Kreisen seiner Mitbürger zutraut. Zweitens, daß er an eine Entwicklungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit der katholischen Kirche glaubt, aber im Widerspruch mit der gegenwärtigen Strömung sie in der wahren Richtung zu Christus als dem persönlichen Mittler, Lebenspender und stündlichen Vorbilde sucht. Höchst bemerkenswert ist in dieser Beziehung, daß die Jungfrau Maria in den Reden des Heiligen nicht ein einziges Mal vorkommt. Ob es dem Verfasser ganz verborgen ist, daß dadurch sein Katholizismus ein viel innerlicherer und erleuchteterer ist, als der gegenwärtig allgemein geübte?

Trotzdem stehen wir vor einer uns ganz fremden Weltanschauung. Das Vollkommenheitsideal Fogazzaros ist Zug für Zug das des Mittelalters. Er fußt wie jenes auf dem Begriff der doppelten Sittlichkeit. Die höhere Sittlichkeit ist die der Askese, der Weltflucht, der Ehelosigkeit im Gegensatz zu der niederen des Ehelebens in der bürgerlichen Gemeinschaft. Mir will scheinen, daß hier der eigentliche Differenzpunkt unsrer Auffassung liegt, und im ganz richtigen Instinkt erhebt sich hiergegen der lauteste Protest im Waldenserwochenblatt Il Rinuovamento: „Der Protest im Namen unsrer Mütter und Gattinnen.“

Es ist eine seltsame Beobachtung, die man in katholischen Landen am Mariendienst macht. Nicht nur ist die Sündenvergebung von der weiblichen Vermittlerin leichter zu erlangen (in der Theorie), folglich das Maß des zu Leistenden geringer; sondern auch: der Gesichtspunkt, von dem aus Maria die hohe Schätzung erfährt, übt auf die Stellung der verheirateten Frau eine unheilvolle Wirkung. W e i l die Madonna als Immacolata auf dem Altare steht, drückt sie die Frau aus dem adeligen Menschenleben ins Naturleben herab und wird dadurch ihre allerärgste Feindin. Daran ändert auch die feine Auseinandersetzung Nichts, welche der Verfasser dem Selva über die absolute Reinheit in den Mund legt, abgesehen davon daß sie als vom Christentum geboten dargestellt wird, wo es doch heißen muß: vom Katholizismus. Gemäß dieser Auffassung entzieht sich der Heilige nicht nur der naheliegenden Verpflichtung, die durch den Tod des Gatten freigewordene Geliebte zu heiraten, sondern er flieht auch die keimende reine Neigung zu einer reinen Jungfrau als Versuchung des heiligen Antonius. Auf dieser selben Linie liegt dann sein übriges Gebahren. Wie soll man überhaupt von unserem Standpunkt einen beurteilen, der a l l e anvertrauten Güter verschleudert; Rang und Stellung, Bildung und Reichtum, Jugend und Gesundheit; der in unfruchtbarer Selbstpeinigung sich das Notwendigste versagt, aller Hygiene Hohn spricht, um sich als Visionär eine Wirksamkeit zu gestalten, zu der ihm die normale Vorbildung fehlt!

Drei Frauen zeichnet der Verfasser. Die ungläubige Katholikin ist ein Meisterstück. Merkwürdig, daß ein Mann ein so reizendes, lebensvolles, interessantes Wesen darstellen — und sich bei ihren Schwestern so verzeichnen konnte. Die beiden übertretenden Protestantinnen nämlich, Holländerinnen, sind wesenlose Schatten, weil der Verfasser protestantisches Denken nicht kannte, entartete Töchter jenes Heldenvolkes, das auf den Mauern Leydens bis auf den Tod mit dem furchtbaren Alba rang, seine eignen Deiche durchstach, um den Feind zu verderben, auf dem Scheiterhaufen mutig sein Leben ließ für seinen Glauben. Daß mit Bewußtsein diese Gelegenheit ergriffen wurde, sehen wir aus den folgenden Aeußerungen: „Der Pro-

*) Vergl. ebenda.

testantismus verdirbt und zerfällt an einem toten Christus, während der Katholizismus an einem lebendigen Christus sich entwickelnd wächst;" und weiterhin, kein denkender Protestant verstehe den Katholizismus, selbst Harnack nicht in seinem Wesen des Christentums. Hierüber ist es unmöglich zu streiten, denn da steht Behauptung gegen Behauptung. Eines aber kann ich nicht unterdrücken und sage es dem Hochgefeierten ehrlich ins Gesicht:

Heißt es zu viel verlangt von einem Geistesführer des heutigen Italiens, daß er sich über das religiöse Niveau Spaniens erhebe? Daß er in der Märtyrerkirche der Waldenser einen Ruhm Italiens erblicke, einen Herold der Wahrheit und Gewissensfreiheit? Daß er angesichts der kraftvollen Entwicklung der Völker der Reformation ernstlich versuche, dieser selbst einmal ins Herz zu schauen? Dann würde er sehen, daß die Reformation unsterbliche Lebenskräfte entbunden hat, indem sie nicht das göttliche Kind in Mutterarmen, nicht das blumengeschmückte Grab der Sepolcri, sondern den im Himmel thronenden Christus zum Mittelpunkt unsres Lebens gemacht — gerade wie sein Santo es möchte — und Ihn dargestellt hat als unsern einigen Mittler und Hohenpriester, den Helden im Streit, den Sieger über den Tod, an dem tapfere Geschlechter sich bilden. Maria Sell

---

Licht vom Osten

Vgl. 1902 Nr. 12, 13; 1903 Nr. 9, 11, 24, 26, 32; 1904 Nr. 2, 4, 9, 26

14. Evangelienfragmente auf ägyptischen Tonscherben

Von den beschriebenen Tonscherben der antiken Welt, den Ostraka, war in diesen kleinen Mitteilungen gelegentlich schon die Rede. Seit dem großartigen Buche von Ulrich Wilcken, Griechische Ostraka aus Aegypten und Nubien[1]) wissen wir, daß die Tonscherbe im Altertum eine große Bedeutung als Schreibmaterial hatte, und sind namentlich über die griechischen Ostraka Aegyptens ausgezeichnet orientiert. W. E. Crum hat sodann in seinen Coptic Ostraca[2]) Hunderte von beschriebenen Scherben in koptischer Sprache aus christlicher Zeit publiziert. Daß wir gerade aus Aegypten besonders zahlreiche mit Tinte beschriebene Ostraka besitzen, hängt mit den günstigen Boden- und Klimaverhältnissen des wunderbaren Landes zusammen.[3]) Auch in der übrigen antiken Welt hat man nicht selten auf Ostraka geschrieben[4]), nur sind solche in viel geringerer Zahl erhalten. Wir alle kennen den Ostrazismus des Kleisthenes; mehrere Scherben dieser großen athenischen Volksabstimmung hat man neuerdings in Athen wiederentdeckt. In Wiesbaden sah ich vor einigen Wochen im Museum ein Ostrakon mit lateinischer Schrift, das daselbst auf dem Grundstück Langgasse 29 ausgegraben worden ist. Eine in Megara entdeckte Tonscherbe[5]) mit dem Texte des Vaterunsers hat Rudolf Knopf[6]) in Marburg publiziert (derselbe, dem wir seit kurzem ein Buch verdanken, das mehr bedeutet, als zwölf Protestversammlungen: Das nachapostolische Zeitalter[7]).

Von Ostraka ist die Rede gewesen auch in verschiedenen Einleitungen in das Neue Testament, da, wo man die antiken Schreibstoffe zu behandeln pflegt. Eberhard Nestle in seiner Einführung in das Griechische Neue Testament[8]) bemerkt dabei,

---

[1]) 2 Bände, Leipzig 1899. Vgl. Theol. Literatur-Zeitung XXVI (1901) S. 65 ff.

[2]) London 1902.

[3]) Sammlungen von ägyptischen Ostraka sind an mehreren Orten; die Heidelberger Bibliothek hat vorm Jahr eine große Sammlung erworben. Ich selbst besitze eine kleinere Auswahl.

[4]) Man hat diese Scherben nicht etwa eigens fabriziert, sondern einfach vom nächsten Schutthaufen geholt. Sie kosteten nichts.

[5]) Diese Scherbe gehört allerdings einer anderen Kategorie an: die Schrift ist hier nicht mit Tinte aufgeschrieben, sondern in den noch weichen Ton eingekratzt und dann durch Brennen fixiert.

[6]) Athenische Mitteilungen XXV (1900) S. 313 ff. und Zeitschrift für die neutest. Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums II (1901) S. 228 ff.

[7]) Tübingen, J. C. B. Mohr 1905.

[8]) Zweite Auflage, Göttingen 1899, S. 43.

daß Neutestamentliches bis jetzt auf Ostraka nicht nachgewiesen sei, und er hat damit im Jahre 1899 wohl recht gehabt.

Inzwischen hat jedoch, abgesehen von der Vaterunserscherbe Knopfs, Crum in seinen koptischen Ostraka auch einige griechische publiziert, welche Schriftworte enthalten, darunter zwei Sprüche aus dem Lukasevangelium. Viel bedeutsamer aber ist eine Publikation des Chefinspektors der Verwaltung der Altertümer in Assiout (Aegypten) Gustave Lefebvre, die ich soeben durch die Güte des Verfassers erhalte: Fragments Grecs des Evangiles sur Ostraka.[1]) Diese Publikation gestattet uns, ein bisher weißes Blatt in der Geschichte des Neuen Testaments zu beschreiben. Sie gibt den Text von 20 größeren und kleineren griechischen Ostraka mit Bruchstücken aus unseren Evangelien. Von Bouriant bereits vor längeren Jahren in Oberägypten angekauft, bilden diese Scherben eine Zierde des Institut français d'archéologie orientale. Ihr näherer Fundort und die Umstände ihrer Entdeckung konnten nicht mehr ermittelt werden, aber ihre Echtheit steht außer Frage. Das Alter ist nach den Schriftzügen zu vermuten: die Scherben sind etwa im 7. Jahrhundert nach Christus geschrieben, in der Zeit der arabischen Eroberung.

Dem gelehrten Erforscher der Evangelien bieten sie namentlich auf dem Gebiete der Paläographie und der Textgeschichte[2]) interessantes Material, das hoffentlich beachtet wird; aber auch der Nichttheologe darf sich über diese neuen Sachen freuen. Sie enthalten den von drei verschiedenen Händen geschriebenen Text von Ev. Matth. 27, 31—32; Mark. 5, 40—41; 9, 17, 18, 22; 15, 21; Luk. 12, 13—15[3]); 12, 15—16; 22, 40—45; 22, 45—49; 22, 49—53; 22, 53—54; 22, 55—59; 22, 59—60; 22, 61; 22, 61—64; 22, 65—69; 22, 70—71; Joh. 1, 1—9; 1, 14—17; 18, 19—25; 19, 15—17.

Man sieht sofort, daß das Lukasevangelium am reichsten bedacht ist; zwei Ostraka tragen den fortlaufenden Text von Luk. 12, 13—16 und zehn Ostraka gar den ganzen Text von Luk. 22, 40—71, also eines großen Stückes aus der Passionsgeschichte. Daß diese zehn Ostraka zusammengehören, ist auch äußerlich dadurch markiert, daß die Schreiber sie durch die Zahlzeichen 1—10 nummeriert haben. So werden jedenfalls auch die Johanneischen Fragmente nicht von verschiedenen Besitzern stammen, sondern ebenfalls zu ein und derselben Reihe gehören. Diese Beobachtung ist nach zwei Seiten hin von Wichtigkeit: einmal weist sie darauf hin, daß wohl alle diese Evangelienostraka von einem und demselben Funde herrühren (dafür spricht auch, daß auf der einen Lukasscherbe das vorhin nachgewiesene Fragment Mark. 9, 3 steht, ein Stück aus der Verklärungsgeschichte, die auf der einen Markusscherbe fortgesetzt ist), sodann aber deutet sie den Gesamtcharakter dieser Bibelscherben an, indem sie die Frage beantwortet: Zu welchem Zwecke hat man wohl diese Ostraka mit Evangelienworten beschrieben?

Wäre uns bloß das einzelne Stück überliefert, das mit den Worten Mark. 9, 17 ff. beschrieben ist, so würde man leicht auf den Gedanken kommen, daß die Bibelworte als heilkräftiges Amulett benutzt wären, in diesem Falle als Amulett gegen Besessenheit. Wir haben z. B. hier in unserer Heidelberger Bibliothek mehrere solcher biblischen Amulette auf Pergament und Papyrus.[4]) Der Herausgeber teilt denn auch mit, daß Perdrizet ihm die Hypothese nahe gelegt habe, es handele

---

[1]) Bulletin de l'Institut français d'archéologie orientale t. IV, Le Caire 1904; der Sonderdruck, der mir vorliegt und drei Faksimile-Tafeln enthält, hat 15 Quartseiten.

[2]) Jeder sicher in Aegypten geschriebene alte Bibeltext ist von hoher Bedeutung für die Beantwortung der Frage: Welches war der in Aegypten übliche Bibeltext?

[3]) Auf der Rückseite dieses Ostrakon (Nr. 5) stehen außer dem Namen Lukas einige Zeilen, die der Herausgeber nicht deuten konnte; ich drucke sie mit lateinischen Lettern:

STILBONT[
OI[··]NAFE[

Das ist sicher Fragment von Ev. Mark. 9, 3:

STILBONT[A LEUKA LIAN]
OI[A G]NAFE[US etc.]

[4]) Sie sind kürzlich auch publiziert worden.

sich bei den Ostraka um Amulette. Indessen die Serie der zehn zu einander gehörenden Stücke und die zu vermutenden anderen Serien legen eine andere Erklärung viel näher. Es ist ganz undenkbar, daß Jemand zehn Stück Ostraka als Amulett bei sich getragen haben wird, aus dem einfachen Grunde, weil sie für ein Amulett viel zu schwer sind. Ich habe selbst die Probe darauf gemacht, ohne an die Amulettfrage dabei zu denken: bei Vorträgen habe ich wiederholt zehn oder zwölf Stück aus meiner Ostraka=Sammlung in der Tasche gehabt, um sie den Hörern vorzuzeigen: bequem war die sonst sehr erfreuliche Last eigentlich nicht.

So wird es bei der Vermutung Lefebvres bleiben, daß die Scherben beschrieben worden sind, um ein billiges Evangelienlektionar herzustellen, ein Lese= oder Vorlesebuch (wenn man „Buch" sagen darf) mit ausgewählten evangelischen Perikopen oder vielleicht auch dem fortlaufenden Texte der einzelnen Evangelien. Und wer das Wesen der Ostraka kennt, steht nunmehr vor der Erkenntnis der eigentlichsten Bedeutung dieses neuen Fundes. Die Ostrakra waren in der Regel das Schreibmaterial der Armen; die Scherbe war umsonst zu haben, auch im kärglichsten Haushalt, wenn ein böser Niemand den Oelkrug oder die Teigschüssel zerschlagen hatte. Wer Etwas auf sich hielt, schrieb so leicht keinen Brief auf eine Scherbe; nur im Notfall, und dann entschuldigte er sich, er sei auf dem Lande und habe keinen Papyrus zur Hand.[1]) Wer auf Ostraka sich Evangelientexte schrieb oder schreiben ließ, war ein Armer: vielleicht ein Mönch oder ein Schulknabe, oder eine Frau aus der Zahl der anderen Namenlosen.

Darum können wir auf die schöne Publikation Lefebvres die Worte schreiben: die Evangelien in der Hand des niederen Volkes, das Evangelium bei den Armen Aegyptens im Zeitalter des heranflutenden Islam! In derselben Schicht, aus der die Evangelien stammen, diese volkstümlichsten Texte der ganzen antiken Welt, in denen die Volkssprache zum ersten Male kraftvoll in die Litteratur eintritt, in derselben Schicht finden wir hier die Evangelien nach sechs Jahrhunderten wieder, nachdem sie inzwischen von den Denkern und den Machthabern, den Reichen und den Berühmten gelesen worden waren, auf Papyrus, Pergament, ja auf Purpurpergament mit Goldschrift geschrieben. Nach ihrer langen Wanderung durch die Welt sind die Evangelien wieder nach Hause gekommen: auf wertlose weggeworfene Scherben schreibt ein Vergessener, Namenloser die unvergänglichen Worte, die das Eigentum der „Armen" sind.

Adolf Deißmann

Verschiedenes

Beherzigenswertes zur Kirchenpolitik. In Anknüpfung an das Schweizerische Protestantenblatt schrieb das Bremer Protestantenblatt Nr. 52 Worte, die sollten alle Kirchenzeitungen nachdrucken und beherzigen:

Leonardo da Vinci arbeitete an seinem berühmten Abendmahlsbilde. Die Jüngergestalten waren fast vollendet, nur der Platz für das Bild des Heilands war noch frei. Immer und immer noch nicht wollte ihm die Stimmung kommen. Jetzt meinte er ihn vor sich zu sehen, jetzt wollte er beginnen, immer wieder mißlang es ihm.

Aber der Judas war prächtig gelungen, immer wieder kehrte sein Auge zu diesem Meisterwerk zurück. Der Haß hatte ihm den Pinsel geführt. Er hat ihm die Gesichtszüge seines ärgsten Feindes gegeben, er wollte ihm ein Denkmal unauslöschlicher Schmach setzen, daß sie ihn alle wiedererkennen, daß sie mit Fingern auf ihn weisen sollten: Judas!

Aber er riß sich los von diesem Bilde, den Herrn wollte er ja malen, er zermarterte sein Hirn, er hatte doch oft ihn gemalt! Was stört ihn heute, was läßt ihn nicht Ruhe zum Gestalten und Schaffen, was zerreißt immer wieder das eben aufdämmernde Bild? Warum gelang des Judas Bild? Weil er haßte. Warum gelingt des Herrn Bild ihm nicht? Weil er haßt und nicht liebt! Nun weiß ers! Der Judas stört ihn; mit haßerfüllter Seele, die sich immer wieder an dem Judasbilde freut, kann er den Herrn nicht malen. — Den Pinsel her! — Noch zögert er, soll er dem Triumph der Rache entsagen? — Doch nun fährt er zu, ein Farbenfleck vernichtet das Gebild des Hasses — schwer atmet er auf wie von einer Last befreit — und licht und lichter steigt des Herrn Bild vor seiner Seele an — nun, nun kann er den Herrn malen! . . . .

Warum wirken die Parteien in der Kirche so viel Unheil, die doch sein müssen und immer sein werden und dann doch zum Segen gesetzt sind? Weil sie hassen! Immer das Auge scharf auf den Gegner gerichtet, immer spähend nach einer Schwäche, nach einem Fehler, immer das Gute an ihm so lange wägend und bezweifelnd, bis man den schlechten niedrigen Hintergedanken meint gefunden zu haben, und nun den Pinsel her mit den dunklen Farben des Hasses und nun sein Bild gemalt, scharf, unerbittlich, die Töne tief, die es recht dunkel machen! Welche Freude dann an solchem Bilde! Welch jubelnder Beifall darüber: — — — daß Menschen, daß Christen, daß Brüder derselben Kirche so schlecht, so grundschlecht sein können!! Die Anhänger jubeln, die Gegner knirschen mit den Zähnen; auch die Menge läßt sich eine Weile erregen und erbittern, dann wird ihr die Sache öde und langweilig; die Edlen ziehen sich voll Abscheu zurück, die feinen Gemüter schaudern vor den grellen Tönen, die Hungrigen werden vom Kampfgeschrei nicht satt, — Keiner mag schließlich ein solch haßentstelltes Bild lange ansehen, — und die, die es malten und denen es galt, sind beide schlechter dadurch geworden! — Den Pinsel her, — weg die Bilder des Hasses aus der Kirchenpolitik: den Herrn, den Heiland, gilt es den Leuten zu zeigen, den kann aber nur die Liebe malen, die Liebe zu Gott und den Menschen — auch zu den Feinden!

Wollen wir mit solcher Mahnung den Ernst, die Energie, die Wahrhaftigkeit aus der Kirchenpolitik, aus unserer Politik entfernen? Nimmermehr, — nur den Haß! Wir müssen und wollen des Gegners Schwäche, des Gegners Irrtum, auch seine Falschheit, seine Gefährlichkeit beim Namen nennen, um seinetwillen (wie ers mit uns tun soll, um unsertwillen), um derer willen, die ihn verkennen und ihm in die Irre nachlaufen, um der Wahrheit willen, wider die wir nicht können, aber — haben wir es in den Parteien denn **nur** und einzig mit dem Gegner zu tun, nicht auch mit unseren Freunden, mit denen, die für Kirche und Evangelium durch uns gewonnen werden **müssen**? Wollen wir in fruchtlosem Kampf — denn wer maßt sich an, den entschlossenen Gegner durch Wort und Widerwort zu gewinnen? — Zeit und Kraft vergeuden und die positive Arbeit, die bauende, werbende, gewinnende Arbeit darüber versäumen? Kampf muß sein . . . aber . . . laßt uns das Judasgesicht auslöschen, laßt uns aufhören, uns am Fehler, an der Häßlichkeit unserer Gegner zu berauschen, laßt uns nüchtern sein, scharf, klar, ernst und frei — und laßt vor allem uns den Jammer und die Not fühlen unserer Zeit und an die Arbeit gehen.

Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. Von Dr. E. Hühn. In 4 Heften klein 8°. Tübingen, Mohr 1904. Jedes Heft 80 Pfg.

Diese Büchlein hebe ich mir auf für meinen Knaben, wenn er Theologie studiert. Sie werden ihm als Repetitorium die besten Dienste tun. In merkwürdig knapper Form enthalten sie das Wissenswerteste. Das erste Heft handelt von Sammlung des Kanons, Textkritik, Handschriften, Uebersetzungen, biblischer Archäologie und jüdischer Geschichte bis 135 n. Chr. Das zweite bespricht die einzelnen Bücher des Alten Testaments. Das dritte behandelt die neutestamentlichen Bücher und das vierte stellt die Geschichte Jesu und der ältesten Christen bis 150 dar. Das handliche Format wird dem Studenten erleichtern für seine Spaziergänge sich ein Heftchen in die Tasche zu stecken; aber auch der Lehrer oder die Lehrerin, die für die Vorbereitung auf ihre Prüfungen und beim Unterricht in der Bibel ein Hilfsbuch bedürfen, werden es gern benützen. Die Hefte stehen durchaus auf kritischem Standpunkt, frei von allen Verschleierungsversuchen. Sie sind wissenschaftlich und doch allgemein verständlich geschrieben. Der Preis ist sehr niedrig.

Karl Stuckert

Kunsterziehung im Geiste Ludwig Richters. Von Karl Rösener. Zweite unveränderte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann 1905. 130 S. 1,20, gebunden 2 Mk.

Nicht umsonst erlebt das Büchlein binnen Jahresfrist die zweite Auflage; es war in der Tat ein glücklicher Gedanke, Ludwig Richter für eine Kunsterziehung im rechten Sinne aufzurufen, und dieser Gedanke ist in durchaus angemessener und ansprechender Weise durchgeführt. Der kurze erste Teil, „Kunsterziehung", schmeckt wohl ein wenig nach grauer Theorie, der Schlußteil, „Die Bildungselemente der Richterschen Kunst", enthält im wesentlichen, was man überall von Ludwig Richter zu finden gewohnt ist, wenn auch in selbständiger Fassung. Der zweite Hauptteil aber, „Die Kunstanschauung Ludwig Richters", wird den Meisten neue Erkenntnis bringen, daß wir nämlich nicht nur Ursach haben, Ludwig Richter als Maler und Zeichner, als Volks= und Kinderfreund, als Erzähler und Charakter zu schätzen, sondern daß er auch eine ansehnliche Stelle unter unsern Kunstlehrern, unter den Aesthetikern einnimmt. Es ist dem Verfasser gelungen, dies aus Richters Selbstbiographie, seinen Briefen und namentlich aus seinen Tagebuchaufzeichnungen in geschlossenem Gedankengang nachzuweisen, ohne irgend Etwas zu pressen oder zu übertreiben, und ohne mehr als nötig aus dem Eigenen hinzuzutun. Der schöne Briefwechsel zwischen Ludwig Richter und Georg Wigand hätte für die zweite Auflage herangezogen werden sollen.

Karl Budde

Kleine Mitteilungen. Der Aufruf für unsre bedrängten Volksgenossen in und aus Rußland, den wir heute veröffentlichen, wird unsern meisten Lesern schon bekannt geworden sein, und vielerwärts haben Ortsansässige das Sammelwerk in die Hand genommen. Es wird uns aber eine große Freude sein, auch Beiträge dazu vermitteln

[1]) Solche und ähnliche andere Formeln stehen in den koptischen Scherbenbriefen bei Crum.

zu können. Wir bitten bei solchen Zusendungen zu bemerken, ob sie für das Komitee in Berlin oder für das in Ostrowo (vgl. Nr. 52 Sp. 1248) bestimmt sind; fehlt ein solcher Vermerk, so werden wir das Eingegangene an beide verteilen. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 16. Januar im Deutschen Kaiser: Bedarf unsere Religion eines strafrechtlichen Schutzes? (Rechtsanwalt Rothe)

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Magdeburg. Mittwoch 17. Januar 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Religiöse Diskussionsabende. Referent Pastor Liebster, Leipzig. Gäste willkommen.

Marburg. Montag 22. Januar 1/2 9 Uhr im Ritter: Moderne Theologie des alten Glaubens.

Stuttgart. Montag 15. Januar 7 Uhr Herzog Christoph: Die Genesis im Religionsunterricht (Mittelschullehrer Glück-Stuttgart).

Aufruf!

Die beklagenswerten Ereignisse in Rußland haben über unzählige Bewohner des Landes unsägliches Unglück gebracht. Viele Tausende sind völlig verarmt; Andere, die bisher fleißig ihrem Berufe nachgingen, stehen in bitterster Not müßig am Markt.

Das gilt in erster Reihe von den zahlreichen Deutschen im russischen Reiche. Unzählige von ihnen sind ohne jedes eigene Verschulden plötzlich brotlos geworden und stehen inmitten erregter, ihnen zum Teil feindlich gesinnter Volksmassen hülflos da. Sie alle hoffen auf uns, die Deutschen im Reich, sie hoffen, daß wir unsere Volksgenossen nicht im Stich lassen, für ihre Not offene Herzen haben werden und offene Hände.

Um ihre Not zu lindern, hat sich der unterzeichneten Hülfsausschuß zur Unterstützung der notleidenden Deutschen Rußlands gebildet.

Wir wenden uns mit der Bitte um Unterstützung an alle Kreise des deutschen Volkes. Wer immer im sicheren Frieden des Deutschen Reiches seinem Beruf nachgeht und seines friedvollen Heims froh wird, der gedenke unserer unglücklichen Volksgenossen in Rußland, die in einer furchtbaren Gegenwart einer vielleicht noch schrecklicheren Zukunft entgegensehen. Wir können ihnen helfen, und wir werden ihnen helfen, jeder nach seinen Mitteln. An deutsche Herzen hat sich noch kein unglücklicher Volksgenosse vergeblich gewandt. Dessen sind wir gewiß!

Geldsendungen (Einzel- und Sammelgaben) werden an die Hauptsammelstelle, die Königliche Seehandlungs-Hauptkasse, Berlin, Markrafenstr. 46a, unter der Bezeichnung „Für die notleidenden Deutschen Rußlands" oder an den Verlag dieses Blattes, Zuschriften an Dr. v. Veh, Rechtsanwalt, Berlin W., Ansbacherstr. 55, erbeten.

Berlin, Dezember 1905.

Der Arbeitsausschuß:

v. Alten, Generalleutnant z. D. — Dr. Arendt, M. d. R., M. d. pr. A. — Behre, Direktor — v. Bornhaupt — Dr. Eickhoff, Professor, M. d. R., M. d. pr. A. — Dr. Faßbender, Professor, M. d. pr. A. — Alfred Geiser, Geschäftsführer des Alldeutschen Verbands — Dr. König, Geh. Oberpostrat, M. d. pr. A. — v. Loebell, Generalmajor z. D. — Lückhoff, Direktor, M. d. pr. A. — Neubürger, Schriftsteller — Dr. Paasche, Geh. Reg.-Rat, Professor, Vizepräsident des Reichstages, M. d. pr. A. — Th. H. Pantenius — Raschdau, Kaiserl. Gesandter z. D. — E. Frhr. v. Reibnitz — Dr. Rewoldt, Justizrat, M. d. pr. A. — Professor Dr. Samassa — Victor Schoultz, Geschäftsführer des Deutschen Ostmarkenvereins — Adolf Stein — Strosser, Major a. D., M. d. pr. A. — Dr. v. Veh, Rechtsanwalt — Franz Wagner, Justizrat

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 10. Januar — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Lebendige Briefe Christi

Ihr seid unser Brief in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen. 2. Kor. 3, 2.

Im Sanatorium. Schwer darnieder liegt ein junger Patient, einer von den Tausenden, denen der Lärm der Welt und das Geflüster und Geschwirr ihrer Stimmen den Glauben der Kindheit aus dem Herzen gerissen hat. Solchem Patienten ist mit direktem Zuspruch, geschweige mit Anempfehlung des Bibellesens (und wenns die Evangelien und die Briefe der Apostel wären) nicht viel geholfen, eher Manches verdorben.

Still tut die dienende Schwester ihr treues, schweres, heiliges Amt. Sie dient und schweigt, und indem sie im Stillen seufzt und ringt um den armen Menschen, ist sie für ihn voller Freundlichkeit und Güte. Da kommt ihm die Einsicht, zuerst im Herzen aufsteigend, hernach auf die Lippen sich drängend, so daß er ihrs sagen muß: „Wenn ich einmal soweit bin, wie Sie mich zu haben wünschen, dann hat es Ihr Vorbild getan."

Die Aenderung des Sinnes, das Umdenken (was man gewöhnlich mit dem Worte Buße bezeichnet — ein Wort, das nicht ungeschickter gewählt sein könnte, denn man muß aus seiner groben Rinde erst herausschälen, was der Kern der Sache ist): es hatte sich in der Stille vollzogen. Nun konnte die Schwester ihm je und je Etwas vorlesen, es war ihm sogar recht erwünscht. Und als sie einmal las von der Entwicklung des Samenkorns: „erst das Gras, dann die Aehre, hernach der volle Weizen in den Aehren", da meinte er: „Nicht wahr, so haben Sie auch mit mir Geduld, wenn es langsam bei mir geht mit dem, was ich werden soll?" Bald kamen sie auseinander, und bald schlief er dann — an anderem Orte — hinüber. —

Man muß nicht Diakonisse oder Diakon sein, um ein „Brief Christi" (vgl. V. 3) zu werden, „geschrieben mit dem Geist des lebendigen Gottes in fleischerne Tafeln des Herzens", sondern dieser Beruf gehört irgendwie allen Christen zu. Und dieses „irgendwie" ist unschwer zu bestimmen. Es muß Etwas in und an ihm sein, das ihn spezifisch unterscheidet von der Welt, Etwas was aus höherer Quelle stammt; das Wehen des Geistes des lebendigen Gottes, wie der Apostel sagt: Sein stiller Hauch ist Liebe und Güte, Reinheit und Wahrheit.

Das wird erkannt und gelesen von allen Menschen, von guten und bösen, den Nahen und den Fernen. Denn die Muttersprache der Wahrheit und die Weltsprache der Liebe kann der Mensch nie ganz verlernen. Unsere Zeit aber ganz besonders, die nach Tatsachen ruft, auf Worte und Reden nicht viel gibt, verlangt eben diesen Beweis des Geistes und der Kraft.

Es legt sich die Frage auf unser Gewissen: Sind wir solche Briefe, deren göttliche Autorschaft erkannt wird, und solche Briefe, die auch das Lesen — was mehr ist als das Erkennen — vertragen können, ohne daß entstellende Schreibfehler und sinnverwirrende Unklarheiten entdeckt werden? Tersteegen hat Recht, wenn er aus dem Bekenntnis:

> Ich bete an die Macht der Liebe,

die Verpflichtung folgert:

> Im Wort und Werk und allem Wesen
> Sei Jesus und sonst Nichts zu lesen!

J. H.

Die Mission in der modernen Welt

2. Die Pflicht

Alle diese Schwierigkeiten zusammengefaßt, wird das Problem in der Tat ein sehr schweres und ernstes. Es ist kein Wunder, wenn viele Christen den Missionseifer verloren haben, um so mehr, als ja die Heimat gerade Aufgaben genug stellt. Man scheint nicht mit Unrecht zu fordern, wir sollten erst im eignen Hause Alles rein und hell machen und uns nicht den Vorwürfen der Heiden aussetzen, daß bei uns überall die christlichen Grundsätze in schreiendem Widerspruch zu der Praxis des Lebens stehen.

Gleichwohl ergibt sich bei tieferem Nachdenken für den religiösen Menschen die Missionspflicht klar und deutlich. Freilich nur für den religiösen Menschen, und das heißt unter uns doch fast durchweg: für den irgendwie den Glauben an Jesus Bekennenden. Für Andere ist eine religiöse Propaganda selbstverständlich ausgeschlossen, und sie aus Gründen der Handelspolitik oder Machtpolitik empfehlen, hieße das eigentliche Wesen der Mission vergiften. Von einem indifferenten Standpunkte, der nur derartige Interessen an der fremden Menschheit kennt, ist der Kampf gegen die Mission selbverständlich. Aber ebenso selbstverständlich ist umgekehrt die Pflicht der Ausbreitung für jeden Bekenner einer umfassenden ethischen und religiösen Weltanschauung, eines die höchste und wichtigste Wahrheit besitzenden Glaubens. Ein solcher Glaube wäre kein Glaube mehr, wenn er den Mut zur Ausbreitung und Propaganda nicht empfände, wenn es ihn nicht von innen heraus drängte, den eigenen Besitz auch Anderen mitzuteilen. Vor allem, wo es sich nicht bloß um Weltanschauung und Theorie, sondern um einen lebendig empfundenen Willen Gottes handelt, ist es eine Pflicht gegenüber Gott, ihn zu bekennen und die Mitmenschen zu dessen Anerkennung zu führen. Dem kann die moderne Toleranz und Gewissensfreiheit, die Schonung und Achtung der individu-

ellen Ueberzeugung, nicht entgegenstehen. Diese modernen Ideen können doch nur den Verzicht auf jede Gewalt und jeden Zwang in religiösen Dingen und außerdem den Verzicht auf die in diesen Kämpfen verletzendste Waffe, den Spott, bedeuten. Fremde Ueberzeugung mit Achtung und Ernst behandeln, den Kampf nur mit den Waffen des Geistes und der praktischen Bewährung führen, das allein kann die Parole der Geistes- und Gewissensfreiheit meinen, aber nicht den Verzicht auf jede einheitliche und beherrschende religiöse Weltanschauung überhaupt, auf jede Glaubensbezeugung und Glaubensausbreitung überhaupt. Der unbegrenzte Relativismus ist nur eine Ausartung der Toleranzidee, und, daß wir diese Ausartung mit in den Kauf nehmen müssen, das ist der Preis, den wir für die Befreiung von der fürchterlichen Geißel des kirchlichen und religiösen Fanatismus bezahlen. Aber dieser Relativismus selbst ist widersinnig, ist eine moderne Krankheit und Glaubensschwäche. Volle und ganze, ungebrochene Menschen gibt es nur mit einer festen Glaubensüberzeugung, und eine solche muß zu Kampf und Ausbreitung, zur Mission führen. Es mag von Umständen und Verhältnissen abhängig sein, wo wir mit dieser Ausbreitung einsetzen dürfen, und die Art der Ausbreitung mag anders und den Gegnern gerechter werden müssen, aber die Ausbreitung selbst bleibt eine Pflicht.

Doch es gibt noch einen weiteren Grund, der uns dazu nötigt. Der Kampf und die Ausbreitung sind zu unserer eigenen inneren Entwicklung und Fortentfaltung nötig. Was nicht mehr wächst, stirbt ab. Es stirbt nicht bloß an der Resignation und dem Verzicht auf Wachstum, sondern an dem Nichtgebrauch der Kräfte, an Verarmung und Eintrocknung. Die christlichen Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises besitzen das Christentum in engster Verschmelzung mit allen möglichen historisch gewordenen Eigentümlichkeiten ihrer Zustände, im Zusammenhang eines festen Kirchentums, in der Verschmelzung mit alten und modernen wissenschaftlichen Ideen, mit sozialen und politischen Verhältnissen. In diesen Verbindungen stumpft es sich vielfach ab und verdunkelt es seine Grundideen. Wo es in neue Verhältnisse übertragen wird, da muß es sich erst wieder auf sein eigentliches Wesen besinnen, seine volle eigene Kraft entfalten, seinen Zusammenhang mit den variabeln Kulturelementen revidieren und den mit den bleibenden fester und innerlicher knüpfen. Es wird in diesem Kampf neue Farbe und Frische gewinnen, und der Spiegel, der uns von den fremden Völkern entgegengehalten wird, zwingt uns zur Einkehr und Selbstprüfung. Aber noch mehr. Das Christentum bedarf des Wachstums und der Lösung aus seinen verrosteten europäischen Formen. Es vollzieht sich aber neues Wachstum nur unter dem Einfluß neuer Reize und Einwirkungen. Das Christentum ist bisher stets gewachsen und mit neuen Verhältnissen ein neues geworden und hat nur, indem es dies geworden ist, seine Kräfte entfaltet. Es muß wieder in die Kämpfe neuen Wachstums hinein und zwar in praktische Kämpfe. Bei uns ist es lehrhaft und theoretisch geworden, in Streitigkeiten gespalten und in größter Verwirrung. Es muß sich sammeln und reinigen in der praktischen Missionsarbeit und seine noch unverbrauchte Gedankenfülle dort weiter entfalten. Es wird in Berührung und Auseinandersetzung mit dem so vielfach verwandten Buddhismus neue Ideen aufnehmen; es wird in der Anknüpfung an bisheriges religiöses Leben fremder Völker seine religiöse Tiefe offenbaren. Gerade die Krisis des Christentums in der Heimat muß uns in die Fremde treiben; aus dem bloßen theoretischen Streit unserer intellektualistischen Großstadt-Litteratur wird keine Heilung hervorgehen, aber ein großer Missionserfolg wird praktisch ihm wieder Kraft und Klarheit geben. Benützt es die Missionsergebnisse richtig und mit religionsgeschichtlichem Verständnis, so wird gerade die Mission seiner Weiterentwicklung dienen.

Alles das gilt nur für den Gläubigen. Ein dritter Grund greift über diese Grenzen hinaus. Wir sprachen von einer Gemeinschaft aller Kulturvölker. Diese Gemeinschaft, soweit sie besteht, beruht auf der Gemeinsamkeit des geistigen Lebens in erster Linie, nicht auf Handel und Technik. Diese Gemeinsamkeit des geistigen Lebens und die ganze Idee einer geeinigten Menschheit beruht aber historisch auf der Gemeinsamkeit der Religion. Die moderne Welt kennt nicht das Zusammenfallen der Kulturwelt und des Weltreiches, wie dies der Antike selbstverständlich war, wo kein Großstaat einen anderen neben sich dulden konnte. Die moderne Welt hält die Vielheit der Völker und Staaten für selbstverständlich und verbindet sie nur in einer Gemeinsamkeit des Geistes und der Kultur. Dieser Geist aber beruht auf der christlichen Idee der Menschheitsgemeinschaft, die unabhängig ist von den zufälligen Besonderheiten des Einzelnen und der einzelnen Länder, zugleich auf der mit dem Christentum innerlich verschmolzenen Gemeinsamkeit des antiken Bildungs- und Humanitätserbes. Für sich allein wäre das letztere kein hinreichend festes Band, aber in Verbindung mit der religiösen Idee ist es die zusammenhaltende Kraft unseres Völkersystems. Wenn nun im fernen Osten ein neues Völkersystem auftaucht, das mit Hilfe der übernommenen Technik und äußeren Kultur sich eine Großmachtstellung schafft, und wenn dieses System ein neues Blatt in der Menschheitsgeschichte aufschlägt, so ist die Frage, ob auch dieses System mit dem alten innerlich zusammenwachsen kann, ob die Idee einer Menschheitsgemeinschaft sich auch hier durchsetzen oder ob ein Rassenkampf ungeheuerlichster Art die Menschheit entzweien soll. Die Einheit mit diesem neuen System kann durch Technik und Naturwissenschaften, Kanonen und Militärinstrukteure, Maschinen und Handelsaustausch nicht geschaffen werden. Sie kann nur durch Gemeinsamkeit der Religion und der innerlichsten geistigen Bildung geschaffen werden. Nur die ethische Menschheitsreligion kann die Rassendifferenzen überwinden, und, nur wenn nicht bloß unsere Technik, sondern auch unsere große Dichtung, Kunst und Musik, unser Zusammenhang mit Antike und Christentum sich dorthin ausbreitet, kann an eine Aufrechterhaltung der Einheit der Kulturmenschheit gedacht werden. Der Osten mag sich so selbständig entwickeln als er will, aber in diesen gemeinsamen Besitz muß er miteintreten und ihn auf seine Weise gestalten, wenn die Idee von der Einheit der Kulturmenschheit nicht zu einer Phrase werden soll. D a z u a b e r i s t d i e M i s s i o n u n e n t b e h r l i c h. Denn ohne das Christentum blieben die Elemente des abendländischen Geistes unverständlich und wird die Gemeinschaft mit dem Abendland innerlich nicht gewonnen werden können. Es ist das ein Interesse, das man im Osten lebhaft empfindet, das man aber auch bei uns empfinden und fördern sollte. Denn es handelt sich um die Zukunft der Welt.

E r n s t T r o e l t s c h

Engländer und Deutsche

Wie ein Deutscher, der längere Zeit in England lebte, über die Spannung zwischen Engländern und Deutschen urteilt, lehrt folgender Brief:

1. Der Gegensatz zwischen England und Deutschland ist für mich nicht Mache, sondern ist in der Natur der beiden Völker gegründet.

a. Der Engländer kann aus psychologischen und historischen Gründen gar nicht anders, als die „angelsächsische Rasse" für die Trägerin der Weltkultur und -Geschichte betrachten. Diese Anschauung wird noch verschärft durch eine religiöse Begründung: England ist das von G o t t auserwählte Volk. Es muß also beim Engländer eine Animosität entstehen, wenn ein anderes Volk ihm an diese „göttliche Würde" greift. Wir haben das getan. Die Entwicklung unserer Technik und unseres Handels griff dem Engländer nicht nur an seinen Geldsack, sondern an sein Nationalheiligtum. Seine Motive im Kampf gegen uns sind also viel idealere und sittlichere, als man gemeinhin annimmt. Wir können uns den Glaubenssatz von dem „auserwählten Volk Englands" natürlich nicht zu eigen machen. Darum sage ich: Hier liegt ein sachlicher Gegensatz.

b. Den Engländer muß die F o r m, in der unser politisches und wirtschaftliches Leben sich abspielt, aufs peinlichste berühren. Ihm, dem erfahrenen Mann, dessen Geschichte seit der Normannenzeit nie abgerissen ist, muß die Art des Deutschen, dessen Geschichte nach hundert Jahren immer einmal wieder

abreißt, vorkommen, wie dem gesetzten Mann die Expektorationen und Seitensprünge eines jungen Mannes, der noch nicht ganz aus den Flegeljahren heraus ist. Wenn der Engländer unseren Parlamentarismus, unsere politischen Parteien, unsere Volksversammlungen, unsere Kannegießerei, unsere koloniale Kindlichkeit, das Rattern und die Unruhe unserer Staatsmaschine sieht und hört, dann lächelt er und meint: statt zu renommieren, sollte der junge Mann sich bescheiden auf die Hosen setzen und lernen. Die Achtung schwindet dann noch mehr, wenn er sieht, wie dieser renommierende Deutsche in Nichts zusammenfällt, wenn er mit angelsächsischem Wesen zusammenkommt und nichts Besseres tut (und seiner Meinung nach auch tatsächlich nicht tun kann) als ein Nachahmer englischen Wesens werden.

c. Das ganze geistige Leben des Engländertums ist anders orientiert als das des Deutschtums. Was bei uns primäre Erscheinungen sind, sind bei ihm sekundäre und umgekehrt: Volkstum, Sitte, Kirche, sozialer Stand, Lebensideal (gentleman und lady) sind ihm primäre Erscheinungen, sie sind für sein Bewußtsein vor dem Einzelmenschen da und der Einzelne kann sie, wenn anders er leben will, ebensowenig ignorieren, wie er die Luft und das Wasser ignorieren kann. In Deutschland ist der Einzelmensch (ich sage ausdrücklich nicht die Persönlichkeit) zuerst da und dann wählt er sich, wie ein Kind im Spielladen, was er von diesen allgemeinen Dingen und wieviel und in welcher Form er davon haben will. Daher auch der Grund, daß er seine Nationalität usw. so leicht aufgeben kann: er hält ja sie, nicht sie ihn. — Sie verstehen, daß das ein Gegensatz ist, der an allen Ecken und Enden einem aufstößt.

2. Indem ich so sage, der Gegensatz ist ein sachlicher, schließe ich die Verständigung nicht aus, aber allerdings einen oft beliebten Weg. Es nützt nichts zu sagen: Kinder vertragt euch doch, und laßt euch von den bösen Pressebuben nicht aufeinanderhetzen. Natürlich hat die Presse scheußlich gehetzt, aber nur deshalb mit Erfolg, weil die Völker instinktiv ihre sachliche Differenz fühlten. Die Verständigung liegt auf der Linie, daß wir lernen vernünftiger zu werden (Punkt b) und die Engländer lernen, die Anmaßung oder besser ihren religiösen Nationalitätsglauben aufzugeben (Punkt a). Ob Beides möglich ist? Aber es ist schon wichtig zu wissen, daß es sich um die Aufgabe handelt, zwei Volksindividualitäten umzubiegen, und nicht um eine kleine Beruhigungsszene. Die ist ja von Zeit zu Zeit auch gut, aber in der Sache hilft sie nicht.

Die russische Reformationsbewegung

Aus Moskau. Vgl. 1905, Nr. 21 und 28

Sie werden sich wundern, aus dem von wilder revolutionärer Gährung durchzuckten Riesenreiche im Osten Europas zugleich von einer beginnenden Reformation zu hören, also einer kirchlich-religiösen Umwandlung, die doch sonst nur da möglich ist, jedenfalls nur da heilskräftig wirken kann, wo die auf das Zeitliche gerichteten Leidenschaften der Politik sich beruhigt und höhern Interessen Platz gemacht haben. Aber abgesehen von der in meinem letzten Briefe betonten, durch die ganze Entwicklung der Vergangenheit Rußlands bedingten und seit den Reformen Peters des Großen (Abschaffung des Patriarchates und Schaffung des heiligen Synod) noch viel enger gewordenen Aneinanderkettung von Kirche und Staat, und zugegeben, daß momentan die rein politischen Fragen noch weit im Vordergrund des Interesses stehen, so muß doch bei der Beurteilung unserer Verhältnisse nicht vergessen werden, daß eine der wichtigsten Maßnahmen zur Anbahnung einer kirchlichen Reformbewegung, das Toleranzedikt vom 17. April 1905, der Verkündigung der politischen Rechte und bürgerlichen Freiheiten durch das der Autokratie abgepreßte Manifest vom 17. Oktober um ein halbes Jahr vorausging. Allerdings hatten ja auch schon der 12. Dezember (leere Reformverheißungen), der 18. Februar (erstes vages Versprechen der Heranziehung von Volksvertretern) und dann, nach dem Empfange der Semstwodelegierten und dem unglücklichen Kriegsabschluß, noch der 6. August 1905 (Projekt einer Reichsduma) uns auf dem Wege zur politischen Freiheit etwas vorwärts gebracht. Aber keine dieser Etappen bedeutete einen so entscheidenden Schritt in eine neue Aera hinein wie das große Toleranzedikt vom Ostersonntag. Gewiß, das praktisch sichtbare Ergebnis jener Befreiung der Gewissen von einem Teil des Druckes, der seit Jahrhunderten auf ihnen lastete, war bisher ein so geringes, daß zum mindesten diejenigen arg enttäuscht wurden, welche auf eine große Uebertrittsbewegung gehofft hatten. Massenübertritte zur lutherischen und zur römisch katholischen Kirche fanden eigentlich nur dort statt, wo sie als Reaktion gegen die früher von der orthodoxen Staatskirche ausgeübten Gewaltmaßregeln und Zwangsbekehrungen fast als etwas Selbstverständliches erscheinen mußten: in den Ostseeprovinzen, in der Umgegend von Petersburg (unter den Bauern von Ingermanland), sowie in Polen und Wolhynien. Hier nutzte die römisch-katholische Geistlichkeit die Situation so intensiv aus, daß auf Betreiben einer im Juli zum Kaiser gesandten Deputation von Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Bauern des Cholmschen Gouvernements dieser sich überreden ließ, unter dem 12. August durch den Minister des Innern „ergänzende“, oder besser gesagt, erschwerende und einschränkende Bestimmungen zum Toleranzedikt zu erlassen: die Gesuche zum Uebertritt von der orthodoxen Kirche zu einer der andern im Reiche geduldeten Konfessionen sollten fortan, anstatt dem Geistlichen der von dem Abgefallenen neuerwählten Kirche, vielmehr dem Gouverneur jeder Provinz eingereicht und durch diesen zu allererst die orthodoxen Konsistorien und Geistlichen von der Sache verständigt werden, um letztern die Möglichkeit zu geben, auf die Abgefallenen „seelsorgerlich“ einzuwirken. Für die großen Städte hatte dies wenig, für die Landgemeinden dagegen eine um so größere Bedeutung. Doch wie gesagt, bis zur Stunde ist die Zahl der aus wirklicher Ueberzeugung vollzogenen Uebertritte eine so geringe, daß man von einer Bewegung zur evangelischen Kirche kaum reden kann. Wohl aber — und das ist ja soviel wichtiger und wertvoller — mehren sich in letzter Zeit die Anzeichen einer kirchlichen Reformbewegung zunächst innerhalb der Geistlichkeit der russischen Staatskirche, welche man wohl als eine Bewegung „zum Evangelium hin“ bezeichnen kann.

Ihr anerkannter Führer ist der vor etwa drei Jahren in Petersburg seines Amtes entsetzte Priester Petrow*), ein hochgebildeter, in der ganzen weltlichen und religiösen Litteratur des Auslandes bewanderter und tief im Evangelium wurzelnder Mann von glühender Beredsamkeit, dessen geistvoll geschriebene und doch wieder so kernig volkstümlich gehaltene Zeitungsartikel in den weitestverbreiteten Blätter der beiden Hauptstädte täglich von Hunderttausenden (keine Uebertreibung!) mit stets wachsendem Interesse gelesen und besprochen werden. Aengstliche Gemüter befürchteten eine Zeitlang, daß Petrow, der vor dem großen Befreiungsakte des 17. Oktober wie alle bedeutenden Männer dieses Landes in den Strudel politischer Betätigung hineingezogen worden war, darin und in der Beschäftigung mit rein sozialen Fragen ganz aufgehen und seiner ursprünglichen Aufgabe bald entfremdet werde. Wie Jeder, der Petrow genauer kannte, es voraussah, erwies sich diese Befürchtung als ganz unnütz. Mehr denn je dringt der kühne Mann auf sein vornehmstes Ziel los: die Durchdringung aller halbwegs begabten und strebsamen Elemente unter der russischen Geistlichkeit mit dem Sauerteige des Evangeliums, welches Ziel durch den ersten greifbaren Befreiungsakt der neuen Regierung — die kurz nach dem Freiheitsmanifest erfolgte Amtsentsetzung des verhaßten Oberprokureurs des heiligen Synod K. P. Pobjedonoszew und seine Ersetzung durch den edlen, durch und durch liberalgesinnten Fürsten Alexej Obolensky (nicht zu verwechseln mit mehreren andern Staatsmännern gleichen Namens) — um ein Bedeutendes näher gerückt erscheint. Wohl gilt es zur Zeit noch, vor Allem den brennenden Tagesfragen und den stets wechselnden Ereignissen einer überaus kritischen

*) Seine schriftstellerische Tätigkeit hat auch in Deutschland schon vielfache Beachtung gefunden. Vgl. „Das Evangelium als Grundlage des Lebens“, nach der 21. russischen Auflage ins Deutsche übertragen von Hofrat A. von Mickwitz, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Dazu Besprechung unter Spalte 46.

Uebergangszeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die entsetzlichen Judenhetzen in fast sämtlichen Städten des Südens und die immer bestimmter auftretende Drohung der sogenannten „Tschornaja Sotnja“ (Schwarzes Hundert), sie auf alle Besitzenden und „Intelligenten“ auszudehnen und demnächst in den Hauptstädten damit zu beginnen, die jeder Beschreibung spottenden barbarischen Gewaltakte der von der Polizei in ihrem tierischen Wüten gegen die lernende Jugend bisher zum mindesten nicht gehinderten Pöbelhaufen (ganz unschuldige Studenten und Gymnasiasten wurden hier in Moskau und anderwärts auf die empörendste Weise hingemordet, einige der unglücklichen Opfer geradezu in Stücke gerissen!) und die Allen bekannte Tatsache, daß der Metropolit Wladimir von Moskau durch eine von ihm und dem schwachsinnigen Bischof Nikon verfaßte Hetzpredigt, welche am Sonntag den 16./29. Oktober in sämtlichen Kirchen Moskaus zur Verlesung kam, einen großen Teil der Schuld trug an dieser Entfesselung der Volksleidenschaften, bewogen Petrow und einige Gleichgesinnte zu einer energischen Aktion gegen diesen Würdenträger der Kirche. Die Frucht davon war ein in vielen russischen Zeitungen erschienener Aufruf einer großen Gruppe orthodoxer Geistlicher an ihre Amtsgenossen, den wenigstens auszugsweise mitzuteilen wir uns nicht versagen können:

Brüder! Etwas Schweres, Schreckliches, Unchristliches geschieht um uns. Jeder Tag bringt uns Nachrichten von Schrecknissen, die sich in Süd, Nord und Ost ereignen. Das Blut erstarrt in den Adern, das Herz krampft sich in Schmerzen zusammen. Was wird noch geschehen, wie wird der Brand enden? Christen verbrennen Frauen und Kinder zu Hunderten! Verflucht sei, wessen Mund in diesen Tagen schweigt! Brüder! Orthodoxe Priester! Ihr müßt vor Allen eure Hirtenstimmen erheben. Unsere Herde verdirbt. Christen werden getötet, oder, was noch schlimmer ist, Christen werden Massenmörder. Hirten, das Blut der Toten kommt über uns! Wir sind nicht wert, den heiligen Abendmahlskelch zu berühren, wenn wir nicht für Christi Lehre eintreten. Wir besitzen die ewige Wahrheit, vor der sich jeder Mensch, jede Partei beugen kann. Christen ermorden Juden. Brüder, wo waren wir, als diese böse Tat geschah? Sagten wir unserer Herde, daß sogar das jüdische Gesetz die Ehrung des Fremdlings gebietet? Wir aber sind die Diener dessen, der das neue Gebot gegeben hat, selbst den Feind zu lieben. Hirten, erhebt das Kreuz um des am Kreuz vergossenen Blutes willen. Tut es um des Herrn willen!

Wenn wir sehen, daß die Machthaber in Nichterkennung ihrer Pflicht oder in blinder Wut gegen den Freiheitsakt den Verbrechen des Haufens nicht entgegentreten, halten wir es für unsere Pflicht mit Hirtentrauer und Hirtenzorn auf Christi Kreuz zu weisen und die Machthaber auf die große Botschaft von der Freiheit Aller, auf das Evangelium aufmerksam zu machen!

Ihr Brüder unter den Hirten anderer Konfessionen, ihr Brüder Rabbiner, helft auch ihr uns am Werk der Liebe! Wenn eure Herde die Hände zum Frevel erhebt, haltet sie zurück! Schließen wir uns zusammen, um gemeinsam im Namen des Einen zum Wohl des Vaterlandes zu arbeiten. Christus, der Vater (so!) Aller, ruft!

Wer sieht in den ohne Zweifel aus der Feder Petrows stammenden Worten dieses Aufrufs nicht den großen Schritt vorwärts, den selbst die bisher in stolzer, ihrer äußern Machtstellung bewußter Abgeschlossenheit verharrende orthodoxe Kirche in diesen Zeiten allgemeiner Not und drohenden Zusammenbruchs genötigt ist? Wer sich aber auch von dem geistigen Fortschritt der Ideen, wenigstens innerhalb eines Teiles der Petersburger Geistlichkeit, deren Metropoliten Antoni wir schon in einem früheren Brief als den Beförderer fortschrittlicher Ideen bezeichnen durften, überzeugen will, der lese die Worte der kurzen Gedächtnisrede, welche der Priester Apejew im Namen und Auftrag einer Gruppe von 32 orthodoxen Priestern an der Bahre des edlen, von ganz Rußland betrauerten Fürsten Trubezkoi (ersten Rektors der autonomen Moskauer Universität und Verfassers mehrerer philosophischer Abhandlungen, worunter auch eine über den Logos) hielt:

Dein Wille geschehe! Unser Herr Jesus Christus hat allen seinen Jüngern die große Lehre von der unendlichen Würde der menschlichen Persönlichkeit hinterlassen, die nicht das Mittel, sondern das Ziel des Andern sein muß. „Ihr, die ihr mit dem teuern Blute des göttlichen Erlösers erkauft seid, dürft niemals irgend Jemandes Sklaven sein“, — so hat der große Apostel das Gebot Christi erklärt. In letzter Zeit hat unser Vaterland eine Epoche großer Wiedergeburt erlebt, auf der Bahn der Verwirklichung des Gebotes Christi über die Freiheit des menschlichen Geistes. Und wie teuer sind uns Dienern der Kirche solche Männer, die den selbstverleugnenden Kampf für die Freiheit unter dem ewigen Banner Christi aufnehmen. Vor fünf Jahren wurde Rußland durch die tieftraurige Nachricht vom Tode des großen Philosophen Wladimir Solowjew erschüttert. Nun liegt vor uns die Leiche seines Schülers und Freundes, des teuren Fürsten Trubetzkoi, der ihm die Augen zugedrückt hat. Es fehlt die Kraft, ruhig von diesem für unser Vaterland so vorzeitigen Tode zu sprechen. Nimm von uns, Dienern der Kirche, tiefen Dank, du großer Mann, der du in deiner selbstverleugnenden Arbeit das hohe Gebot des Gottmenschen Christus erfüllt hast. Nimm von uns, Dienern der Kirche, tiefen Dank, du Vorkämpfer für die Freiheit der Wissenschaft, welche du vor dem Eindringen fremder Elemente geschützt hast, gleichviel worin diese auch zum Ausdruck gekommen sind. Wir glauben daran, daß die freie Wissenschaft der Welt Licht geben wird, während wir, Diener der Kirche, vor dem Throne des Höchsten stets unwürdige Beter bleiben werden für die Ruhe deiner Seele.

Daß es sich unter der jüngern Geistlichkeit beider Hauptstädte auch schon regt, um die das Leben und die Bewegungsfreiheit der russischen Popen so sehr einengenden Bestimmungen des kirchlichen Statuts ganz oder teilweise aufzuheben, daß Petitionen im Umlaufe sind um Abschaffung der wunderlichen Straßentracht der Geistlichen, des langen Haares, sowie Aufhebung des Verbotes einer zweiten Ehe u. A. m., sei nur beiläufig bemerkt. Wenn gegen gottesdienstliche Gebräuche noch nicht direkt aufgetreten wird, so hat doch eine größere Anzahl von Geistlichen die Pflicht zur Abhaltung einer freien Rede innerhalb des Gottesdienstes mehr und mehr erkannt und sich anläßlich der oben berührten Handlungsweise des durch und durch reaktionär gesinnten Metropoliten Wladimir das fernere Zuschicken von gedruckten Predigten zur Verlesung vor den Gläubigen, als eine Herabwürdigung ihres Standes, entschieden verbeten. Auch die Zöglinge und Professoren der sämtlichen geistlichen Seminarien des Reiches haben sich vor einiger Zeit schon erhoben und fordern dieselbe Freiheit der Wissenschaft und autonome Verwaltung, deren sich die Universitäten und übrigen Hochschulen seit Kurzem erfreuen. In Serpej Troizky, dem berühmtesten Wallfahrtskloster in der Nähe von Moskau, erreichte die Unzufriedenheit einen solchen Grad, daß auf Befehl des Metropoliten Wladimir sämtliche Schüler der Geistlichen Akademie bei Nacht und Nebel entlassen und im Weigerungsfalle ohne Nahrung und Reisegeld fortgejagt werden sollten. Aber weit entfernt, dieser Weisung des Moskauer Kirchenfürsten nachzukommen, veranstalteten die Professoren und Studenten vor etwa zwei Wochen lärmende Kundgebungen und zogen mit roten Fahnen unter Absingung von Freiheitsliedern im Kloster umher.

Ohne auf besondere Prophetengabe Anspruch zu machen, kann man für die nächsten Jahre eine Art Kirchenrevolution voraussehen, bei der es an rohen Gewaltakten, Bilderstürmerei und Beraubung der zum Teil immens reichen Klöster ebenso wenig fehlen wird, wie vor 400 Jahren in Deutschland und der Schweiz. Nicht daß Bigotterie und Devotion in den breiten Schichten des Volkes schon sichtbar im Abnehmen begriffen wären, dieselben steigern sich ja vielmehr gewöhnlich vor einer Katastrophe, um dann, wenn die Menge den Betrug zu entdecken beginnt, um so rascher in ihr Gegenteil umzuschlagen. Mit dem unaufhaltsamen Sinken des kaiserlichen Ansehens muß ja diese Kirche, deren einer großer Hauptzweck die Zarenvergötterung und die Erhaltung und Befestigung der Autokratie war, von selbst an Ansehen im Volk verlieren. Seitdem die von jedem Zensurzwang befreiten Zeitungen sich mit doppeltem Eifer bemühen, das Versäumte nachzuholen und dem bisherigen Regime mit jedem Tage mehr den Spiegel seiner Sünden erbarmungslos vorhalten, ist ja auch deutlich vorauszusehen, daß bald auch die goldstrotzende Decke der Lüge und Heuchelei vom Angesichte dieser Kirche weggerissen wird*) und daß, schneller als man ahnt, Millionen von Gläubigen alsdann entsetzt zurückfahren und erkennen werden, daß es ein Totenantlitz war gleich demjenigen, welches die Bilder des langjährigen Lenkers dieser Kirche, Pobjedonoszew, von jeher zeigten: kalte, strenge, blutlose Züge mit unheimlich hervorstehenden Knochen und tief zu-

*) Bei russischen Leichenbegängnissen ist es Sitte, den im offenen Sarg getragenen Toten mit einer je nach Stand und Reichtum kostbaren Leichendecke zu bedecken, welche nachher die Priester und Kirchendiener an sich reißen und behalten dürfen.

rückliegenden Augen, die vor Nichts zurückschreckten, vor keinem Gewaltmittel, zur Erreichung des einen Zweckes, der Mehrung und Reinerhaltung der slawisch-byzantinischen Kultur und des Prinzips der Selbstherrschaft, mit Unterdrückung aller schwächern und schonungsloser Ausrottung aller widerstrebenden Elemente. Es ist nur schade, daß ein solcher Massentotengräber noch den Triumph des sterbenden Löwen hat, vor dem sich früher Alle verkrochen und dem jetzt Jeder die größten Fußtritte zu versetzen versucht. Erst jetzt werden er und sein Helfershelfer Plehwe auch in den russischen Blättern für alles Unheil verantwortlich gemacht, an ihre kalt-grausamen Aussprüche über die Juden erinnert u. s. w. Nur der konservative Fürst Meschtschersky hat in seinem „Grashdanin“ schon anläßlich des 25-jährigen Jubiläums Pobjedonoszews dem damals noch im Amte stehenden Machthaber bittere Wahrheiten gesagt, ihn mit dem durch seine brutale Härte und Rücksichtslosigkeit berüchtigt gewordenen Günstling Pauls I. und Alexanders I., Araktschejew, verglichen und ihn schon damals für die geistige Verknöcherung und erschreckende Rückständigkeit der Staatskirche verantwortlich gemacht. Heute aber bricht von allen Seiten der lang verhaltene Haß gegen diesen bösen Dämon der Selbstherrschaft los und Alle wünschen ihm von ganzem Herzen — nicht den Tod, sondern daß er noch recht lange lebe, um als gerechte Strafe für sein verhängnisvolles Wirken den Zusammenbruch alles dessen zu erleben, was er unter drei Kaisern mühsam aufgebaut hat, und die Entwicklung der ihm in tiefster Seele verhaßten Freiheit zu schauen.

Welches aber wird inmitten all der Wirren, denen wir noch entgegengehen, das schließliche Schicksal der orthodoxen Kirche in Rußland sein, und welchen Einfluß kann man von der im Eingange dieser Mitteilungen erwähnten evangelischen Reformbewegung auf die Kirchenleitung und auf die breiten Massen des Volkes erwarten? Diese Frage ist bei der Ungewißheit der Lage schwer zu beantworten. Das durch zarischen Entscheid im vergangenen Frühjahr auf „günstigere Zeiten“ verschobene Kirchenkonzil soll nun, wie die Blätter seit gestern melden, demnächst trotz der vermehrten Ungunst der Zeiten doch zusammentreten. Im Zusammenhange damit sei auch bereits die Aufhebung des geistlichen Ressorts der orthodoxen Konfession und der Oberprokuratur, sowie endgiltig die Wiederherstellung des Patriarchats geplant, für welche Würde nach wie vor der Petersburger Metropolit Antoni in Aussicht genommen sei — also jedenfalls große Umwälzungen in den höhern kirchlichen Regionen! Selbst wenn nun aber, wie zu erhoffen steht, auf diesem allrussischen Kirchenkonzil die gemäßigt liberale Reformpartei die Oberhand erhält, so wird es ihr doch kaum gelingen, die noch tiefstehenden, weil von Kirche, Schule und Gesellschaft bisher so arg vernachlässigten untern Volksschichten für ihre Verbesserungspläne zu gewinnen. Namentlich unter den Bauern und den zum großen Teile noch ganz verkommenen Popen der ärmeren Landdistrikte wird sich, wie zur Zeit Peters des Großen, ein hartnäckiger und fanatischer Widerstand gegen jede Neuerung auf kirchlichem Gebiete geltend machen. Ohne Zweifel wird es bald zu einer neuen Spaltung in „Altgläubige“ und „Neugläubige“ kommen oder in eine „weiße“ und eine „schwarze“ Kirche. (Als schwarz bezeichnet man in Rußland alles das, was mit dem niedrigen, noch so wenig an Reinlichkeit gewöhnten Volk in Verbindung steht.) Jedenfalls regt sich neben dem Aberglauben namentlich in Arbeiterkreisen und bei den unheimlich wachsenden Scharen der revolutionären Sozialdemokratie auch schon sehr stark der Unglaube, wobei die im Sommer von Petersburger Boulevardblättern gebrachten Enthüllungen über das früher so abgöttisch verehrte Idol des rechtgläubigen Volkes, den Wundertäter Johann von Kronstadt, der als betrogener Betrüger (seine ständige Begleitung bilden eine hysterisch veranlagte Prostituierte und deren Zuhälter!) entlarvt wurde, wohl von Manchen als Waffe benützt wurden.

Wie wird es bei uns aussehen, wenn ich Ihnen meinen nächsten Brief schreibe? Brüschweiler

---

Pius X. und sein Katechismus

Aus Rom

Das Compendio della Dottrina cristiana prescritto da Sua Santita Papa Pio X alle diocesi della Provincia di Roma (413 pag. Tipografia Vaticana) ist offenbar aus einem lange empfundenen Mangel hervorgegangen. Auf dem ersten Blatt schreibt darüber der Papst an den Cardinal-Vicario-Generale Pietro Respighi:

Die Notwendigkeit, nach Kräften für die religiöse Unterweisung der Jugend zu sorgen, hat uns den Druck eines Katechismus nahegelegt, in welchem die Grundlagen des heiligen Glaubens und die göttlichen Wahrheiten gelehrt werden, nach denen das Leben jedes Christenmenschen sich einzurichten hat. Zu diesem Zwecke haben wir die mannigfaltigen in den verschiedenen italienischen Diözesen gebrauchten Bücher geprüft, und uns entschieden, mit geringen Veränderungen die Lesart anzunehmen, welche schon seit Jahren von den Bischöfen von Piemont, Ligurien, der Lombardei, der Emilia und Toscana approbiert worden ist. Dies Buch sei von nun an für den öffentlichen und privaten Unterricht der Diözese Rom und der römischen Provinz obligatorisch. Wir vertrauen, daß es auch die anderen Diözesen annehmen werden, um dergestalt wenigstens für Italien das eine Lehrbuch zu erhalten, das in Aller Wünschen liegt. In dieser frohen Hoffnung verleihen wir Ihnen, Herr Kardinal, von Herzen den apostolischen Segen.

Das Buch enthält einen ersten kurzen Katechismus zur Vorbereitung auf die erste Kommunion, einen weiteren für die heranwachsende Jugend sowie einige kurze Winke für die Unterweisung ganz kleiner Kinder.

Daran schließt sich eine Instruktion über die vornehmlichen Kirchenfeste, ein kurzer Ueberblick über die biblische Geschichte und Kirchengeschichte, einige kurze fromme Gebete für Abend und Morgen, sowie als Vorbereitung zur Kommunion.

Einen dankenswerten Schritt vorwärts zum bürgerlichen Frieden tut der Katechismus in Betreff der Ziviltrauung. Diese war nach der Okkupation des Jahres 1870 Gesetz geworden, ohne daß die Kirche dies anerkannt hätte. Der dadurch verursachte Schaden war ungeheuer. Die Verwirrung der Begriffe unterstützte die vorhandene Unwissenheit und nie fehlende böse Absicht. Tausende von Frauen sind dadurch ins Elend, unzählige Kinder um ihren ehrlichen Namen und ihr Erbrecht gekommen. Im Heer, wo wie bei uns die Kaution für die legitime Ehe notwendig ist, stieg die Zahl der bloß kirchlich getrauten Paare auf solche Höhe, daß nur ein Gnadenerlaß König Umbertos die Zustände heilen konnte.

Nun findet sich endlich in diesem Katechismus die Frage gelöst:

Was ist die Zivilehe? — Diese ist nichts anderes als eine vom Gesetz vorgeschriebene Formalität, um den Ehegatten und ihren Kindern die bürgerlichen Folgen ihrer Verbindung zu verbürgen und zu sichern.

Genügt für einen Christen die Zivilehe? — Nein, sie genügt nicht, da sie kein Sakrament, folglich keine wahre Eheschließung ist.

In welcher Lage befänden sich Ehegatten, welche nur zivil getraut sind? — Sie befänden sich in einem dauernden Zustand der Todsünde, und vor Gott und der Kirche wäre ihr Bund stets illegitim.

Muß man denn doch die Zivilehe eingehen? — Man muß doch auch die Zivilehe eingehen, denn obgleich diese kein Sakrament ist, dient sie dazu, den Ehegatten und ihren Kindern die bürgerlichen Folgen der Ehegemeinschaft zu sichern. Deshalb auch gestattet die kirchliche Behörde als allgemeine Regel erst die kirchliche Trauung, wenn die vom bürgerlichen Gesetz vorgeschriebenen Schritte geschehen sind.

So ist endlich dies Aergernis aus der Welt, und Pius X. gibt einen glänzenden Beweis von der neulich durch französische Beobachter an ihm gepriesenen Eigenschaft eines sens très dévoloppé des réalités des choses — der Fähigkeit den Dingen ins Herz zu sehen, sie auf ihre Wirklichkeit anzuschauen.

Diese Fähigkeit reicht allerdings nicht so weit, um ihn über den Dunstkreis der Jahrhunderte zu erheben, den zu verdichten überdies die jesuitische Umgebung sich bemüht.

Seite 388 behandelt der Katechismus kurz die Eresie ed i Concili:

Endlich die große Ketzerei des sechszehnten Jahrhunderts, die des Protestantismus durch Luther und Calvin. Diese Neuerer zerstörten gänzlich die Grundlagen des Glaubens, indem sie die göttliche Tradition verneinten und nur noch die Heilige Schrift als Quelle der Offenbarung anerkannten, diese Heilige Schrift aber der rechtmäßigen Hut der Kirche entzogen, um sie unbesonnener Weise der

freien Auslegung der persönlichen Meinung des Einzelnen anheim zu geben. Hierdurch wurden die heiligen Bücher der Profanation durch Unwissenheit und Ueberhebung preisgegeben und allen Irrtümern Tür und Tor geöffnet . . . . .

Der Protestantismus oder die reformierte Religion, wie ihre Gründer hochmütigerweise sie nennen, ist die Summe aller Ketzereien, die vor ihr waren, nachher gekommen sind oder noch kommen werden um die Seelen zu verderben (far strage delle anime) *).

In einem Kampf, der ohne Stillstand zwanzig Jahrhunderte dauert, hat die katholische Kirche nicht aufgehört, das heilige Vermächtnis (il sacro deposito) der von Gott ihr anvertrauten Wahrheit zu verteidigen, und die Gläubigen zu beschützen gegen das Gift (veleno) der ketzerischen Lehren . . . . . . Verurteilt wurde der Protestantismus durch das Konzil von Trient.

Unter der Wucht dieser Verurteilung sah der Protestantismus die in seinem verderbten Organismus schlummernden Keime der Auflösung mächtig wachsen: Zwietracht zerriß ihn, die Sekten vermehrten sich, bis er, immer wieder gespalten, in lauter Splitter (frammenti) zerfallen ist. Heutzutage bedeutet der Name Protestantismus nicht mehr einen einheitlichen, allgemein verbreiteten Glauben, sondern verhüllt die ungeheuerlichste Menge besonderer und individueller Irrtümer, vereinigt in sich alle Ketzereien und stellt jede Form von Empörung gegen die heilige Kirche dar.

Dennoch aber verbreitet sich der protestantische Geist, oder genauer der Geist maßloser Freiheit und Opposition gegen jede Autorität in weite Kreise. Von stolzer eitler Wissenschaft aufgebläht, von Ehrgeiz und Eigennutz getrieben, sind viele Männer aufgestanden und haben sich nicht gescheut, Umsturzgedanken gegen den Glauben, die Moral und alle göttliche und menschliche Autorität zu verkünden. . . .

Die Christliche Welt wünschte den Katholizismus von Innen zu sehen. Hier ist er mit dem uns zugewandten Gesicht.

Auch hier in Rom wird über diesen Paragraphen geredet und ich habe denkende Katholiken sagen hören, bei der Milde des Papstes sei er nur so zu erklären, daß Pius X. dogmatisch nicht genug gebildet sei, um zu wissen, wie weit er nachgeben und entgegenkommen dürfe. Ich aber glaube, daß Pius X. logischer ist als seine Verteidiger. Eine Kirche, die sich als die alleinseligmachende fühlt, muß abstoßen, was ihr diesen Anspruch schmälert; und eine Kirche, die sich dabei in den Auffassungen des Mittelalters bewegt, wird naturgemäß den Protest in mittelalterliche Worten kleiden

Maria Sell

Der Fall Römer

2. Die Entscheidung des Konsistoriums

Das für uns wichtige Stück des Konsistorialbescheids sei hier wiederholt:

Wenn auch in der Beratung die wissenschaftliche Tüchtigkeit und der sittliche Ernst des Lic. Römer ihre volle Würdigung fanden, so blieb doch auf keiner Seite ein Zweifel darüber bestehen, daß seine theologischen Anschauungen**), insbesondere hinsichtlich der Person Christi, wie sie in der gedruckten Gastpredigt vorliegen, so sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen, daß auch bei der weitherzigsten Beurteilung eine andere als die getroffene Entscheidung allseitig ausgeschlossen erschien.

Gegen den Erlaß ist vom Presbyterium und Repräsentation der Gemeinde Remscheid „Rekurs ergriffen"***), und so wird der Oberkirchenrat in Berlin demnächst in höherer Instanz entscheiden müssen. Daß also der Weg des Rechts noch nicht zu Ende gegangen ist, legt uns Zurückhaltung auf. Indessen nicht so, daß wir der Motivierung des Konsistorialbescheids in ihrem Kern nicht sofort widersprechen könnten und müßten.

Das Koblenzer Konsistorium, im Einverständnis mit dem Provinzial-Synodal-Vorstande, versagt der Gemeinde Remscheid die Bestätigung des von ihr gewählten Pfarrers Römer, weil seine „theologischen Anschauungen" in unerträglichem Maße von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen. Seine Kenntnis dieser Anschauungen beschränkt sich auf das, was in der Gastpredigt gesprochen und gedruckt vorliegt, aber wenn ihm auch sonst Weiteres darüber bekannt sein sollte, so hält es sich mit Absicht in seinem Urteil nur an das in der Gastpredigt öffentlich Gesagte. Vorher läßt das Konsistorium der „wissenschaftlichen Tüchtigkeit" und dem „sittlichen Ernst" des Kandidaten eine volle Würdigung erfahren: man fragt sich unwillkürlich, ob auch dieses Urteil nur auf Grund der Gastpredigt entstanden oder doch gefällt worden ist? Wäre das der Fall, so kann ich redlicher Weise so günstig wie das Konsistorium nicht urteilen. Ich bin der Ansicht, daß ebensowohl die wissenschaftliche Tüchtigkeit wie der sittliche Ernst den Lic. Römer hätte abhalten sollen, diese Predigt zu halten. Aber ich bin weit entfernt, dem Lic. Römer darum wissenschaftliche Tüchtigkeit und sittlichen Ernst abzusprechen. Ich sage auch nicht, daß beides mit der Predigt, wie sie vorliegt, unvereinbar sei; im Gegenteil, ich kann mir gut vorstellen, wie ein ernster, wissenschaftlich tüchtiger Mensch darauf kommt, eine solche Predigt zu halten. Nur ein Beweis von beidem ist sie nicht. Ich nehme also an, das Konsistorium war von sonst her über Römers wissenschaftliche und ethische Persönlichkeit unterrichtet, der Mann war ihm als solche bekannt. Und auch die Gemeinde Remscheid hat ohne Zweifel von der Person des Kandidaten einen gleichen Eindruck gehabt, und darauf hin hat sie gesagt und sagt es noch heut: Den wollen wir zu unserm Pfarrer haben. Es ist ja bekannt, wie wunderlich und menschlich es bei Gemeindewahlen oft zugeht; aber ich habe den Eindruck, daß die rheinischen Gemeinden sich durch Mündigkeit auszeichnen und wissen, was sie wollen. Auch ist der ernste sachliche Charakter der Remscheider Wahl, soviel ich weiß, noch von keiner Seite angegriffen worden.

Nun ist es auffallend, daß das Konsistorium, sowie es auf Römers „theologische Anschauungen" kommt, auf jede erweiterte Kenntnis dieser ausdrücklich verzichtet und sich dafür ausschließlich an die Gastpredigt hält. Maßgebend war hierbei gewiß die Absicht, juristisch korrekt zu verfahren. Das Konsistorium wollte nicht noch anderweites Material herbeischaffen, weder zur Belastung noch zur Entlastung. Man denke daran, wie das Verfahren im Fall Weingart uns allen mißfallen hat. Dennoch, meine ich, war man in Koblenz zu ängstlich. Es handelte sich um die Frage, ob ein Kandidat, der noch nicht im Pfarramt gestanden hatte, zu diesem Amt zugelassen werden dürfe. Ich könnte in einer weiteren Bemühung um die „theologischen Anschauungen" des Kandidaten nichts Unrechtes finden, im Gegenteil, wenn es frei und gut geschah, nur etwas Natürliches, Selbstverständliches. Das Fragment, das Römer in der Predigt dargeboten hat, verlangte nach Ergänzung, Vervollständigung. Weshalb hielt man nicht ein Kolloquium ab? Ein solches hat doch, in Freiheit und Güte gehandhabt, einem jungen noch unbewährten Manne gegenüber gar nichts Bedenkliches an sich. Es war die einfachste Form, dem gewählten und beanstandeten Prediger zu besserer Offenbarung seines Standpunktes erwünschte Gelegenheit zu geben. Ist dergleichen in der Kirchenordnung nicht vorgesehn, um so unverbindlicher ließ es sich handhaben.

Wie man es aber anfing, über die allzu schmale Basis der Gastpredigt zur Gewinnung eines begründeten Urteils hinauszukommen: durfte man bei den „theologischen Anschauungen" bleiben? Mußte man nicht nach dem religiösen Charakter des Mannes fragen? Oder konnte man darauf keine Antwort haben?

Man bedenke: der wissenschaftliche und sittliche Charakter des Mannes wird festgestellt, der religiöse nicht. Dafür ist von „theologischen Anschauungen" die Rede, und zwar „insbesondre hinsichtlich der Person Christi, wie sie in der gedruckten Gastpredigt vorliegen."

Mit dieser unglücklichen Wendung hat sich das Konsistorium auf einen Boden begeben, auf dem es nicht siegen kann. Ob es schon diesmal von der höheren Instanz Unrecht bekommt oder Recht, können wir nicht wissen. Aber in einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft werden derartige Entscheidungen die Theologie in Ruhe lassen. Kein moderner Theolog könnte eine solche Formulierung machen oder vertragen. Denn für uns alle, welche theologischen Anschauungen wir auch, auf den Inhalt gesehen, haben mögen, ist das Gebiet der „theologischen

*) Wörtlich heißt dies: die Seelen morden, denn der bethlehemitische Kindermord heißt offiziell: la strage degli Innocenti; die blutige Bartolomäusnacht: la strage di San Bartolomeo.

**) Die Sperrungen von uns.

***) Wozu schleppt die rheinische Kirche die vielen Fremdwörter mit sich?

Anschauungen" genau das, auf dem Abweichungen und Gegensätze möglich und notwendig sind, ohne daß die Gemeinschaft des Geistes, des Glaubens, der Kirche dadurch aufgehoben würde. Diese Erkenntnis und Sprechweise ist schon bis in streng konservative Kreise eingedrungen, wenn da z. B. versichert wird: wer ein Amt in der Kirche begehrt, könne nicht auf die „Theologie" der Bekenntnisschriften verpflichtet werden, sondern allein auf den Geist, den Glauben, die religiöse Substanz der Bekenntnisschriften. Die „theologischen Anschauungen" sind genau das, was der Freiheit des Kandidaten völlig anheimgegeben ist, wonach ihn — von Rechts wegen — Niemand zu fragen hat, wie es denn ihm freigestellt bleiben muß, inwieweit er sich darüber äußern will oder nicht.

Ich habe bereits in voriger Nummer anerkannt, daß darum auch für die Ausbreitung „theologischer Anschauungen" der Gemeindegottesdienst nicht der rechte Ort ist. Und so würde ich einen Vorwurf des Konsistoriums gegen Römer wohl verstehen, der sich dawider richtete, daß er — Theologie auf die Kanzel gebracht hat. Leider aber redet das Konsistorium statt dessen so, als sei es ganz in der Ordnung, daß Römer „theologische Anschauungen" gepredigt hat; nur seien es inhaltlich nicht die richtigen gewesen! Das ist rückständig gegenüber der Unterscheidung von Theologie und Religion, die wir uns seit Kant und Schleiermacher erarbeitet haben und von der auch unsre Kirchenbehörden Gebrauch zu machen verpflichtet sind.

Und damit könnten wir diese Kritik schließen. Sie ist formalistisch; aber auf ihren Formalismus muß man eine solche Entscheidung prüfen.

Ich möchte dem Inhaltlichen, was sie mit sich führt, doch nicht ganz aus dem Wege gehn. Obwohl nämlich der Erlaß allein auf den „theologischen Anschauungen" der Wahlpredigt fußt, meint sie offenbar, daß die religiöse Haltung des Predigers gegenüber der Person Christi in der rheinischen Landeskirche nicht ertragen werden könne. Man hätte so gern „weitherzig" geurteilt. Aber diesem Predigtinhalt gegenüber konnte man es nicht.

Nun, wir haben die Predigt in Nr. 1 ganz offen beurteilt. Unser Ergebnis war: so geht es nicht. Und das hätte die Koblenzer Instanz getrost auch sagen können. Aber das religiöse Verhältnis des Predigers zu Christus hätte sie aus seinen „theologischen Anschauungen" sehr wohl zu seinen Gunsten herausfinden und anerkennen können. Man lese unbefangen die zweite Hälfte der Predigt und man hat Bekenntnis und Zeugnis, wie es sich mit Bibel und Symbolen ganz und gar verträgt. Man mag Einzelnes vermissen, ich vermisse auch. Aber, wie alt sie auch ist, bleibt es doch eine kirchliche Unart, daß man beim Urteil über das Christentum Andrer ausgeht von ihrer Negation, statt von ihrer Position. Läßt sich nun ein junger Theolog auf diesen Schematismus so völlig ein wie Römer, indem er zuerst fünfzehn Minuten Aufklärung redet, dann erst fünfzehn Minuten Religion gibt, so ist er gar verloren. Aber eine Kirchenbehörde, die doch der Mehrheit nach ein Kollegium von Seelsorgern sein will, sollte diesen Unfug nicht mitmachen. In der Wissenschaft ist das eine Methode, daß man erst kritisiert und negiert, dann das positive Ergebnis herausspringen läßt. Auch dort will sie doch richtig und am rechten Orte angewandt sein, und auch dort ist es ein Uebelstand, den sie mit sich führt, daß die Negation oft glücklich herauskommt, aber zur Position Geist und Wissen nicht zureichen. Unerträglich ist diese Methode in der religiösen Rede — und in der Beurteilung religiöser Rede. Selbst wenn der Kandidat den Fehler gemacht hat, den heute Viele machen, darf und soll seine kirchliche Obrigkeit ihn nicht auch machen. Sie soll sich für seine Beurteilung nicht an seine historisch-kritischen Theologumena halten (die an sich vollkommen richtig sind, doch leider Fragmente nur, und mithin falsch, wenn sie isoliert werden, als wären sie ein Ganzes*), sondern an seinen Glauben, sein positives Zeugnis, sein Gebet. Das alles ist doch da, und keiner der Koblenzer Richter wird den Mut haben, zu sagen, daß diese positiven Sätze Römers „so sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen", daß er daraufhin nicht könnte zum Prediger einer evangelischen Gemeinde bestätigt werden.

Hoffen wir, daß der Oberkirchenrat die Gabe, Geister zu prüfen, besser bewähren wird. Wenn nicht, so müssen die Laien, die Religion haben wollen und nicht Theologie, und die Theologen, die Religion predigen wollen und nicht Theologie, sich ganz anders zusammenraffen und an der Herbeiführung gesünderer kirchlicher Zustände arbeiten. Denn daß ein frommer evangelischer Christ wegen „theologischer Anschauungen" vom Pfarramt ausgeschlossen sein soll, ist auch in Preußen ein unmöglicher, auf die Dauer nicht haltbarer Zustand. R

Die Fortschritte der Enthaltsamkeitsbewegung 1905

Hannover—Danzig—Belfast—Dresden—Budapest—Münster

Auch in dem trinkfrohen Deutschland ist die Zahl der beruflich gegliederten und der in anderen Enthaltsamkeitsvereinen (Guttemplerorden, Blaues Kreuz, Alkoholgegnerbund) zusammengeschlossenen Vertreter der völligen Alkoholenthaltung neuerdings in rascher Zunahme begriffen. Von 1902 bis 1905 ist sie von rund 30000 auf rund 60000 angewachsen. Noch ungleich stärker sind die Fortschritte der Bewegung in den Ländern, in denen sie schon früher festen Fuß gefaßt hat, für die aber genaue Angaben leider nicht durchweg vorliegen. In Schweden ist allein die Mitgliederzahl des Guttemplerordens auf rund 115500 gestiegen. Diese spärlichen Zahlen geben indes bei weitem noch kein zutreffendes Bild von dem siegreichen Fortschreiten der segensreichen Bewegung in ihrer Gesamtheit, zumal sie auch für Deutschland insofern unvollständig sind, als es auch außerhalb der Enthaltsamkeitsvereine noch eine große Zahl nichtorganisierter Abstinenten gibt. Daß auch in Deutschland gegen früher schon manches besser geworden ist, daß namentlich der Trinkzwang, besonders in den oberen Kreisen, nicht mehr so allmächtig und unbestritten herrscht, wie noch vor wenigen Jahren, wird Niemand leugnen können. Den ganzen Umfang der beginnenden Umwälzung unserer altüberlieferten Trinkanschauungen und Trinkunsitten vermag aber nur der zu ermessen, der mitten in der Bewegung steht und nicht nur ihre zunehmende Wirksamkeit sondern auch ihren wachsenden Einfluß auf die verschiedensten Volkskreise zu beobachten Gelegenheit hat. Solche Gelegenheit hat das Jahr 1905 in ganz besonders reichlichem Maße geboten.

Schon der Evangelisch-soziale Kongreß in Hannover zeigte uns, wie heutzutage kaum irgend ein Ausschnitt aus dem sozialen Leben, der sozialen Bewegung behandelt werden kann, ohne daß der Kampf gegen die verheerenden Alkoholschäden mit hineinspielt.

In den Tagen vom 22. bis 24. Juli hielt dann die jetzt rund 26000 erwachsene und 6000 jugendliche Mitglieder umfassende deutsche Großloge des Guttemplerordens ihre alljährige Sitzung in Danzig ab, an der ich gleichfalls teilnahm. Für den unermüdlichen Eifer seiner Mitglieder, für den sie beherrschenden Geist werktätiger Menschenliebe, für ihre

---

*) Ich möchte die Frage, inwieweit Konsistorien — nun gar mit Zuziehung des Synodalvorstands! — kompetent sind, „theologische Anschauungen" zu beurteilen, nur eben streifen, um sie nicht ganz unberücksichtigt zu lassen. Ich nehme an, die Behörde bestände der Mehrheit nach aus gründlich gebildeten Theologen, so sind das unter allen Umständen Theologen einer älteren Generation. So richtet die Theologie der älteren Generation die der jüngeren: ungeeignetere Richter kann es nicht geben.

Ueber die sogenannte religionsgeschichtliche Richtung von heute z. B. ist es gewiß nicht leicht für den, der sich nicht berufsmäßig auf ihr Studium wirft, ein Urteil zu gewinnen. Der vielbelastete Mann des Kirchenregiments hat dazu keine Zeit. Schon das Fremde, schon der Anspruch etwas Neues zu sein, irritiert ihn. Wie der fromme Sinn sich mit der Methode abfindet, begreift er nicht. Ist nun der junge Kandidat, dessen Theologie eingeschätzt werden soll, selbst der empfangenen Anregungen noch nicht Herr geworden, so kanns ohne Unglück nicht abgehn. Hier sind die theologischen Fakultäten berufen, ihr Gutachten abzugeben. Sie können auch fehlschießen, aber berufen sind sie dennoch.

innige Freude an selbstlosem Wirken ist jede derartige Veranstaltung ein neuer eindrucksvoller Beweis. Hier sei besonders des Begrüßungsabends gedacht, zu dem sich etwa 1500 Teilnehmer aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes zusammengefunden hatten. Auch die verschiedenen Staats- und Gemeindebehörden hatten fast vollzählig ihre Vertreter dazu entsandt, eine bis vor kurzem noch ziemlich unbekannte Erscheinung. Und wenn in ihren Ansprachen hier und da noch eine leise Mahnung durchklang, sich auf erreichbare Ziele zu beschränken anstatt Utopien nachzujagen, so war der Grundton doch auf volle Anerkennung der Ordensbestrebungen und ihrer deutlich zu Tage tretenden Erfolge gestimmt. Insbesondere gilt das von der überaus wirkungsvollen Ansprache des Danziger Konsistorial-Präsidenten, die in die Worte ausklang, daß im Wettbewerb der Völker das nüchternste den Sieg davon tragen werde. Lebhaftes Interesse erregten ferner die Ausführungen des greisen Landgerichtsdirektors Buddee-Greifswald, der mit jugendlicher Frische in einem Vortrag über „Lebensfreude ohne Alkohol"*) auch seine eigenen — überaus günstigen — Erfahrungen mit der nach einem außerordentlich mäßigen Leben vor einigen Jahren begonnenen Abstinenz zum Besten gab. Nicht minder beifällig wurden die geistvollen Ausführungen des Professors Dr. Masaryk-Prag über „Ethik und Alkohol" aufgenommen. Am letzten Tage führte ein stattlicher Aufzug der in Danzig versammelten Vertreter der Enthaltsamkeitsbewegung der — durch ausführliche Berichte der Tageszeitungen über den Verlauf der Tagung unterrichteten — Einwohnerschaft die Bedeutung der Bewegung nochmals eindringlich vor Augen.

Am 1. August fanden sich dann die Vertreter des über die ganze Welt verbreiteten Guttemplerordens (International Order of Good Templars), darunter der Verfasser, in Belfast zu der alle drei Jahre stattfindenden Weltlogen-Sitzung zusammen; fast alle Großlogen sämtlicher Weltteile waren vertreten. Der Bericht des Welttemplers (Malins-Birmingham) ließ ein erfreuliches Anwachsen des Ordens auf rund 615000 Mitglieder, davon rund 200000 auf dem europäischen Festland, erkennen. Seine Schriften sind bis jetzt in 14 Sprachen herausgegeben. Die neun Tage währenden Beratungen wurden meist in englischer Sprache geführt. Nur die wichtigsten Ansprachen und Beschlüsse wurden deutsch und schwedisch wiedergegeben. Vornehmlich handelte es sich dabei um die Organisation (die Ordensgesetze und -Regeln) und um die Missionsarbeit des Ordens. Hauptsächlich kam dabei Europa und besonders Deutschland in Betracht, wo trotz erfreulicher Fortschritte noch für lange Jahre hinaus eifrigste Arbeit dringend not tut. Obwohl die täglichen mehrstündigen Vor- und Nachmittagssitzungen an die Arbeitskraft der Teilnehmer nicht geringe Anforderungen stellten, fand sich bei der bekannten Unermüdlichkeit der Abstinenten doch noch Gelegenheit zu höchst interessanten Beobachtungen von Land und Leuten. Als eine besonders erfreuliche Erscheinung bei der Weltlogen-Sitzung möge noch die rege Beteiligung der englischen, schottischen und irischen Geistlichkeit an der Ordensarbeit hervorgehoben werden.

Mit dem Bewußtsein, wieder ein gutes Stück nützlicher Arbeit zum Wohle der gesamten Menschheit geleistet und die Länder und Völker verbindende Betätigung wahrer Bruderliebe neu belebt und gefestigt zu haben, gingen wir nach Schluß der arbeitsreichen Sitzung mit dem Wunsche auseinander, in drei Jahren in Washington von weiteren friedlichen Siegen in dem gemeinsamen Kampfe berichten zu können.

Doch vielen der rührigen Alkoholgegner war nur kurze Rast vergönnt. Schon am 9. September trat in Dresden der vom Allgemeinen Deutschen Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus (Vorsitzender: Franziskus Haehnel-Bremen, Geschäftsführer Dr. R. Kraut-Hamburg) einberufene Dritte Deutsche Abstinententag zusammen. Er wurde mit einem von dem Deutschen Bunde abstinenter Frauen veranstalteten Begrüßungs- und Vortragsabend überaus stimmungs- und wirkungsvoll eingeleitet und fand am 11. mit einem gemeinsamen Ausflug nach der Bastei einen würdigen Abschluß. Die meisten Tageszeitungen haben mehr oder minder ausführlich über ihn berichtet. Auch diese an wertvollen Anregungen reiche Tagung ließ erkennen, zu welchem Umfange, zu welcher Macht die Enthaltsamkeitsbewegung es, dank der unermüdlichen Arbeit ihrer überzeugten Vertreter, in wenigen Jahren auch in Deutschland gebracht hat. Zu einer Macht, deren segensreichen Einfluß selbst diejenigen Kreise immer mehr zu würdigen beginnen, die noch vor kurzem die Bewegung mit kühler Ueberlegenheit als „eine vorübergehende, gänzlich aussichtslose Uebertreibung" belächelten. Das Interesse, das dem Dritten Deutschen Abstinententage nicht nur von der Bevölkerung, sondern auch von den Behörden entgegengebracht wurde, und die ihm bereitete Aufnahme sprechen deutlich genug dafür.

Zeigte sich uns in Dresden besonders wieder die wachsende Werbekraft der Enthaltsamkeitsbewegung und ihr fortschreitendes Erstarken in Deutschland, so ließ der sich unmittelbar anschließende Zehnte Internationale Kongreß gegen den Alkoholismus in Budapest zur kaum geringeren Freude seiner zahlreichen Teilnehmer (weit über 1000) erkennen, wie seit der Bremer Tagung, also innerhalb der kurzen Zeitspanne von zwei Jahren, die Bewegung auch außerhalb Deutschlands geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht hat. Nicht zuletzt in Ungarn selbst, wo trotz mehreren vorangegangenen internationalen Tagungen und trotz den bedauerlichen politischen Wirren dem Kongreß sowohl von den Behörden als auch von der Bevölkerung ein Interesse und Verständnis für seine Bestrebungen entgegengebracht wurde, das alle Erwartungen weit übertraf. Und was noch wichtiger ist: auch die tätige Anteilnahme an diesen Bestrebungen ist in allen Schichten der Bevölkerung augenscheinlich in erfreulicher Zunahme begriffen. Unter Anderem haben die fast durchweg außerordentlich lehrreichen Verhandlungen selbst wieder einer nicht geringen Zahl einflußreicher Männer den Anstoß gegeben, sich der Bewegung zu wertvoller Mitarbeit anzuschließen. Besonders erfreulich war auch hier wieder die rege Beteiligung der — katholischen Geistlichkeit.

Auch in seinen äußeren Veranstaltungen, bei denen der völlige Mangel an alkoholischen Getränken dem Frohsinn auch der weniger leicht beweglichen nordischen Teilnehmer nicht den allergeringsten Eintrag tat, war der Budapester Kongreß ein voller Erfolg.*)

Die nächste Tagung wurde für 1907 in Stockholm in Aussicht genommen. — Der Vertreter Schwedens, Bischof von Scheele, war vom Könige ausdrücklich zu der Einladung dorthin ermächtigt worden. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Tagung ihrer Vorgängerin in keiner Beziehung nachstehen, sondern sie im Gegenteil weit überflügeln wird. Denn Schweden gehört ja zu den Ländern, in denen die Bewegung ganz besondere Fortschritte aufzuweisen hat, und wo sie nicht nur in den unteren Volksschichten feste Wurzel geschlagen hat, sondern wo ihr auch die regierenden Kreise bis in ihre höchsten Spitzen volles Verständnis und größte Wertschätzung entgegenbringen. Gibt es in Schweden doch bereits einige 60 abstinente Reichstagsabgeordnete, und zählt die Enthaltsamkeitsbewegung doch auch den Thronfolger zu ihren überzeugten Anhängern.

Die Rückreise von Budapest benutzte ich dazu, um auch im österreichischen Eisenbahnministerium sowie in München, Ulm, Stuttgart und Karlsruhe, überall mit außerordentlich befriedigendem Erfolge, für Erhöhung der Verkehrssicherheit durch möglichst weitgehende Ausschaltung des Alkoholgenusses beim Eisenbahnpersonal zu wirken und damit zugleich der Enthaltsamkeitsbewegung im allgemeinen dienstbar zu sein.

Dieser kurze Ueberblick wäre unvollständig, wenn dabei nicht auch der vom 17.—19. Oktober in Münster (Westfalen) abgehaltenen Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gedacht

*) Inzwischen gedruckt und von der Geschäftsstelle des Guttemplerordens in Flensburg, Neustadt 45, zu beziehen. 25 Pfg.

*) Nebenbei sei erwähnt, daß er sich für die Sonderbestrebungen des Verfassers dieser Zeilen, die Enthaltsamkeitsbewegung unter dem Eisenbahnpersonal zu verbreiten, zu einem wahren Triumph gestaltete. Die neuerlichen schweren Eisenbahnunfälle alkoholischen Ursprungs haben weiterhin diese anfänglich viel angefeindeten Bestrebungen leider aufs glänzendste gerechtfertigt.

würde. Zwar hat sich dieser vor einigen zwanzig Jahren gegründete Verein nicht die Verbreitung völliger Alkoholenthaltung zur Aufgabe gemacht. Eine solche Bewegung schien damals für Deutschland noch ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit zu liegen. Der von ihm vertretenen „Mäßigkeits“-Bewegung gebricht es freilich schon wegen der Unklarheit ihres Zieles an ausreichender Werbekraft und an der Fähigkeit, breite Volksschichten nachhaltig zu beeinflussen. Gleichwohl wirkt der Verein überaus nützlich. Einmal durch seine Werbearbeit in den noch allzu sehr unter dem Banne der akademischen Trinkunsitten stehenden Kreise der höher Gebildeten; namentlich aber durch seine wertvollen Beziehungen zu den Behörden, die der ungleich wirksameren Enthaltsamkeitsbewegung mit ihrem auch für die Massen klaren und einleuchtenden Ziel im allgemeinen noch immer kein genügendes Verständnis entgegenbringen.

Wie sich auch innerhalb des genannten Vereins, dessen verdienstvolle Gründer und Leiter an den ursprünglichen Zielen mit begreiflicher Zähigkeit festhalten, gleichwohl, wenn auch nur langsam und allmählich, eine fortschreitende Annäherung an die Enthaltsamkeitsbewegung vollzieht, trat mir bei der diesjährigen Tagung besonders deutlich entgegen. Nicht nur in der öffentlichen Abendversammlung, in der Regierungspräsident von Gescher, der Vorsitzende des Münsterer Bezirksvereins, in seiner äußerst wirkungsvollen Ansprache unter lebhaftem Beifall auf die Bedeutung des Kampfes gegen die Alkoholschäden als einer „weltgeschichtlichen Kulturbewegung allerersten Ranges“ hinwies. Besonders der ungewöhnlich inhaltreiche und eindrucksvolle Vortrag des Regierungsrats Weymann (Berlin) über „Arbeiterversicherung und Alkoholismus“ brachte überzeugende Beweise dafür, daß mit der bisherigen „Zachheit“ im Kampfe gegen den schlimmsten Feind unsrer Volkswohlfahrt gebrochen und „frischer“, wirksamer eingegriffen werden muß.

Wenn die Tagung in Münster auch der Zahl ihrer Teilnehmer nach als ein voller Erfolg bezeichnet werden kann, wie er den wohlgemeinten und anerkennenswerten Bestrebungen des genannten Vereins seit langem nicht mehr beschieden war, so hat u. A. wiederum die — katholische — Geistlichkeit durch ihre rege Tätigkeit nicht wenig dazu beigetragen.

Wann werden sich auch die protestantischen Pfarrer und Kirchenbehörden Deutschlands mehr als bisher der Pflicht erinnern, an der „weltgeschichtlichen Kulturbewegung“ den ihr schon vermöge ihres Amtes zukommenden Anteil zu nehmen? —

Otto de Terra

Jeden Tag ein anderer Eindruck

Vor mir liegt Spemanns Kunstkalender für das Jahr 1906. Ich blättere darin herum. Die hübschen Illustrationen reizen mich. Es ist Vieles dabei, was man sonst nicht leicht zu sehen bekommt. Fast bin ich entschlossen, den Kalender zu behalten und ihn zu Neujahr an die Wand zu hängen, obwohl ich weiß, daß ich die Blätter doch nicht regelmäßig abreißen werde; ich habe das bisher noch bei keinem Kalender getan. Da fallen meine Augen auf die Worte, die auf dem Umschlag stehen:

> Jeden Tag ein anderer künstlerischer Eindruck; jeden Tag eine andere künstlerische Erinnerung, jeden Tag ein anderer künstlerischer Nachweis.

Und diese Worte, die den Kalender empfehlen sollen, schrecken mich ab. Ich weiß nun ganz sicher, daß ich ihn mir nicht kaufen werde. Besser: ich fühle es. Es ist noch eine Frage des Instinktes. Aber bald wird es Entschluß, denn jene Worte lösen eine Gedankenreihe in mir aus, die mir zeigt, warum ich den Kalender nicht kaufen werde.

Jeden Tag ein anderer Eindruck! Das ist ja gerade, was ich nicht will. Nicht etwa, weil ich just Ferien habe und Ruhe wünsche, sondern weil jeder Tag so viele Eindrücke, ich möchte sagen, zwangsweise an mich heranbringt, daß die Aufforderung, sie zu vermehren, die gegenteilige Wirkung tun muß. Auch und gerade auf dem künstlerischen Gebiet.

Es war in den Tagen unserer jungen Ehe, da freuten wir uns, wenn alle vierzehn Tage der Bote der Buchhandlung den „Klassischen Bilderschatz“ brachte. Die alten schönen Bilder, die wir auf Reisen seis gesehen hatten, seis zu sehen hofften, nahmen uns gefangen; sie beschäftigten Auge und Gedanken und gaben die Anregung, uns mit ihren Meistern näher zu beschäftigen. Die Wiedergabe war nicht immer tadellos, das sah auch der unverwöhnte Laie, aber sie genügte uns. Manches war wirklich gut, dazu spottbillig: die Lieferung mit sechs Bildern für 50 Pfennig. Die 144 Blätter, die uns so Jahr für Jahr ins Haus flogen, haben wir gesammelt. Ich habe sie nach Schulen und Meistern fein säuberlich geordnet und immer wieder meine Freude daran gehabt, wie der Besitz an Raffael, Dürer, Michelangelo, Tizian, Velasquez, unsere lieben alten Deutschen und Niederländer nicht zu vergessen, wuchs, bis er schließlich eine stattliche Höhe erreichte.

Lange aber, bevor das eintrat, war der „Klassische Bilderschatz“, ich darf nicht sagen, entthront, aber doch in seiner Alleinherrschaft gefährdet worden. Ich meine, es sei vor zehn Jahren gewesen, als man ringsum hörte: Kennen Sie das „Museum“? — Nein. — Ach, dann sehen Sie mal diese Wiedergaben! — Die hab ich auch im Klassischen Bilderschatz. — Ja, gewiß, aber wie! Das können Sie nicht vergleichen. Das Museum ist unendlich vornehmer. Sehen Sie nur diese Ausstattung. Halten Sie mal die Madonna aus dem Bilderschatz daneben. — Und das war richtig. Man konnte sie nicht daneben halten. Auch der unverwöhnte Laie nicht.

Und dann kam der Kunstwart, und es kamen seine „Meisterbilder“. Das „Museum“ hatte ich trotz des buchhändlerischen Sirenengesanges liegen lassen. Auf die Meisterbilder abonnierte ich, einmal um des Kunstwartes willen, von dem ich das Beste erhoffte, sodann wegen des billigen Preises. Ich sah mich nicht getäuscht. Was die Meisterbilder boten, war unvergleichlich besser, als was der Bilderschatz geboten hatte, richtiger was er hatte bieten können. Und wieder flog Blatt um Blatt in unser Haus, und wir hatten unsere Freude daran. Aber diese Freude war nicht mehr ungemischt. Leise klang es im innersten Herzen: Es wird zu viel; und in anderem Sinn als im Volkslied: Wohin mit der Freud?! Ueber 100 Blätter, jedes in besonderem Umschlag (was ich, nebenbei gesagt, nie praktisch fand; man kann doch nicht Alles aufbewahren, und das Nachschauen wird erschwert) und jedes mit mehr oder weniger eingehender Erläuterung (nebenbei gesagt, oft in etwas geziertem, wohlweislichem Tone). Dann überbot sich der Kunstwart selbst und setzte neben die 10 Pfennig- seine 25 Pfennigblätter. Und inzwischen war die Flut gestiegen. Von allen Seiten kamen die Kunstwellen an uns heran. Farbig und nichtfarbig, groß und klein, gut und schlecht, nein meist gut — das ist ja gerade das Unglück! — und selten schlecht, türmten sich die Wiedergaben alter und neuer Kunstwerke auf den Tischen der Buchhändler. Immer wieder eine neue „Kollektion“, immer wieder neue Anstrengungen, den Konkurrenten zu überbieten. Das Publikum aber, dem immer wieder gesagt ward und das sichs selber sagte, daß diese Kost für jeden besseren Geschmack unentbehrlich sei, ward nach und nach zu Tode gefüttert.

Und nun sind wir so weit: „Jeden Tag ein anderer künstlerischer Eindruck; jeden Tag eine andere künstlerische Erinnerung; jeden Tag ein anderer künstlerischer Nachweis.“ Kaufe ich den Kalender, so stehe ich zu allem Anderen wieder vor der Frage: Was sollst du mit all den hübschen Blättern machen? Sie zerreißen? Das wäre doch schade, zumal wenn so selten vorkommende Sächelchen dabei sind. Aber aufbewahren kann ich nun auch Nichts mehr. Ich habe doch nur ein Haus und keinen Palast.

Was aber viel schlimmer ist: die täglich neuen „Eindrücke“ haben mich längst abgestumpft. Ich sehne mich wieder nach den Zeiten, da wir in unserem Wohnstübchen saßen, Bild für Bild in Ruhe betrachteten und an diesen Bildern zu lernen versuchten. Fast verstohlen nehme ich von Zeit zu Zeit die Blätter des „Bilderschatzes“ wieder in die Hand. Es kostet schon eine Reflexion, daß ich mir sage: Es ist doch gut, daß du sie hast, so vollständig findest du die Großen der klassischen Zeit doch in keiner „Kollektion“ beisammen. Während ich aber

diese Reflexion anstelle, fällt mir ein, daß es ja jetzt Gesamtausgaben der Werke dieser Großen in Buchform gibt. Sämtliche bekannte Tizian, Raffael, Rubens, Dürer in schmuckem Bande gesammelt! Wohin mit der Freud? ruft es von neuem in mir, und es ist nur ein schlechter Trost, daß mir neulich ein Freund verraten hat: der erste Band des „Klassischen Bilderschatzes“ sei vergriffen und jetzt schon unerschwinglich teuer. Mag sein. Wenn alle Bände gleich teuer werden, ich verkaufe sie doch nicht, und wäre es nur um der Erinnerung willen. Die jedenfalls ist ein bleibender Eindruck!

Gustav Krüger

Verschiedenes

Missionsregungen in der Deutschen Studentenschaft. Aus der Studentenschaft wird uns geschrieben:

Es ist eine völlig neue Erscheinung in der Geschichte der evangelischen Mission, daß die Studentenwelt als Ganzes an dem Dienst der äußeren Mission tätigen Anteil nimmt. Akademiker sind zu allen Zeiten vereinzelt in den Dienst der äußeren Mission getreten, aber eine studentische Missionsbewegung, die Tausende junger Akademiker veranlaßt, ihr Leben herzugeben zur Evangelisation der Welt, das ist eine neue Erscheinung in der Missionsgeschichte. Mächtig ist diese Bewegung in England und Amerika. Im Zusammenhang mit ihr haben sich auch in den meisten europäischen Staaten, in Afrika, Asien und Australien Studentenbündnisse gebildet, deren Mitglieder Missionare werden wollen.

Diese Bewegung hat ihre Wellen auch nach Deutschland geschlagen. Hier vertritt sie der Studentenbund für Mission (S. f. M.), der in organischem Zusammenhang mit der Deutschen Christlichen-Studenten-Vereinigung (D. C. S. V.) steht, sich von ihr aber dadurch unterscheidet, daß er als Mitglieder nur solche Studenten und sonstigen Akademiker zählt, die den Vorsatz haben, falls Gott es zuläßt, Missionar zu werden. Dadurch grenzt er sich auch gegen die zahlreichen Akademischen Missions-Vereine (A. M. V.) ab.

Es heißt in den Satzungen: „Die Bestrebungen des S. f. M. entspringen einer doppelten Einsicht. Erstens der, daß es für die christliche Kirche keine wichtigere Arbeit gibt, als einerseits so deutlich und nachhaltig, andrerseits so rasch und weitgreifend wie nur möglich allen Völkern der Erde die frohe Botschaft von ihrem Heilande Jesus Christus zu bringen. Zweitens der Ueberzeugung, daß auf der christlichen Kirche als Ganzem die Schuld ruht, dieser ihrer eigentlichen Aufgabe nur sehr ungenügend nachgekommen zu sein, und daß an dieser Schuld gerade die akademisch Gebildeten deutscher Zunge besonders starken Anteil haben. An diese Letzteren, namentlich soweit sie noch Studenten sind, wendet sich deshalb der S. f. M. mit dem Aufruf zur Erkenntnis ihrer Missionspflicht und zur Arbeit für die Mission. Dabei ist zwar auch gedacht an Missionsarbeit in der Heimat, denn irgendwie ist das jedes Christen Pflicht. Aber weil ohne Arbeiter draußen das Evangelium nie zu den Heiden käme, und gäbe es in Europa noch so viele Missionsfreunde, so erblickt der Bund sein erstes und wichtigstes Ziel darin, Studenten zum unmittelbaren Dienst in der Heidenmission aufzurufen.“

Neben der Verbreitung seines Organs, der „Losen Hefte“ des S. f. M., — gratis durch Vikar Beyer, Schriftführer des S. f. M., Fürsten-Ellguth, Kreis Oels in Schlesien — dienen dem Bunde Missionskränzchen (jetzt an den meisten Universitäten eingerichtet, für Jeden offen) und Veranstaltungen von Vorträgen, besonders aber die alle vier Jahre abgehaltenen großen Studenten-Missionskonferenzen dazu, Studierende fürs Missionswerk zu werben.

Auch im Jahre 1905 fand eine solche Studenten-Missionskonferenz statt. In Halle tagte sie in den letzten Tagen des April. Gegen 300 Teilnehmer hatten sich eingefunden. Elf unsrer deutschen Missionsgesellschaften waren vertreten: Basel, Berlin I, II und III, Barmen, Neukirchen, Leipzig, der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein, die China-Allianz-Mission, die Orient-Mission und die Deutsche Baptisten-Mission. Außerdem waren Vertreter verschiedener Missionskonferenzen, Redakteure von Missionszeitschriften und einige Missionare aus Afrika und Asien anwesend. Das Hauptkontingent der Konferenzbesucher aber bildeten Studenten. Etwa zwei Drittel aller Teilnehmer waren Studierende. Darunter auch eine Anzahl von Studentinnen. Fast alle deutschen Universitäten und Hochschulen waren vertreten. Von fremden Nationen hatten Delegierte gesandt: Amerika, Dänemark, England, Finnland, Frankreich, Holland, Irland, Norwegen, Schottland, Schweden und die Schweiz; die gelbe Rasse vertrat ein in Halle studierender Chinese.

Während der vier Konferenztage standen die Teilnehmer — wie es in einem schweizerischen Bericht heißt — in einem wahren Kreuzfeuer: der Heiden Not und der Christen Pflicht mußte ihnen zu Herzen gehen. Es war kein Drängen zur Mission in allen Tonarten. Es sollte mehr, es sollte Gründlicheres geleistet werden. Der Einzelne sollte sein Leben bedingungslos dem Willen des Herrn Christus unterordnen. Man wurde nicht müde zu betonen, daß es nicht darauf ankommt, Missionar zu werden, sondern darauf, Jesu Jünger zu werden, rückhaltlos. Der Einzelne sollte betend auf die Frage Antwort suchen: „Herr, was willst Du, daß ich tun soll?“ und sollte bereit sein, „nicht sich selbst zu leben, sondern dem, der für uns gestorben ist (2. Kor. 5, 15).“ Und es wurde dort in Halle Manchem klar, daß Mission getrieben werden muß, und daß sie auch das Leben von Akademikern beansprucht.

Der S. f. M. hat über diese dritte Studenten-Missionskonferenz Bericht erstattet. Er gab dem Buche den Titel: Missionsregungen in der Deutschen Studentenschaft. Halle a. S., Wischan und Burkhardt, Breitestr. 30, mit Porto 1,20 Mk. Das sei allen Freunden der christlichen Studenten und der Mission und denen, die es werden wollen, herzlich empfohlen. Inhalt: Vorwort, Programm der dritten allgemeinen Studenten-Missions-Konferenz, Konsequenzen, Charakteristik der Konferenz, Verlauf der Konferenz, einige der wirksamsten Vorträge („Versäumnisse der akademisch Gebildeten Deutschlands gegenüber einer notleidenden Welt“; „Die Missionsbewegung in der Studentenwelt“; „Evangelisation der Welt — Gottes Wille“; „Missionsgebet“; „Die persönliche Stellung zum praktischen Missionsdienst“), Statistik der Konferenz und Satzungen des Studentenbundes für Mission.

Die Konferenz war bedeutend. Etwas davon merkt man auch in dem Bericht. Es wird ihn kaum ein nachdenkender Mensch ohne innere Bewegung, und gewiß kein Christ ohne tiefe Freude lesen. Es steckt Leben drin. Tatsachen und Vorträge gehen an Herz und Willen. Ich wäre dankbar, wenn auch diese Zeilen das Buch dem oder jenem beachtenswert machten, und wenn es von studierenden Kommilitonen, für die es von besonderem Interesse ist, weil es die Studentenschaft angeht, in ihren Verbindungsblättern besprochen würde. Möchte es auch Mancher wagen, die Gedanken dieses Buches anzuwenden auf sein eignes Leben.

G Beyer

Auf dem Wege zu Gott. Betrachtungen über Gott und göttliche Wahrheit. Von G. S. Petrow. Aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von Hofrat A. von Mickwitz. Hamburg, Rauhes Haus 1905. 1,20 Mk.

Es handelt sich um zwölf kurze erbauliche Betrachtungen, die man versuchen kann, von zwei Gesichtspunkten aus zu würdigen, dem komparativ-kirchlichen und dem einfach positiv-religiösen. Der erstere Gesichtspunkt ist der der Konfessionskunde. Wer darauf achtet, daß es ein Russe, ein orthodoxer Priester, ein Professor der orthodoxen Theologie in Petersburg ist, der hier redet, darf an der schlichten, ernsten, zum Teil andringenden Art dieser Betrachtungen (Predigten? sie knüpfen meist bei Seligpreisungen der Bergpredigt an) konstatieren, daß auch die Staatskirche Rußlands mehr sittlich gesundes Leben zu erwecken vermag, als auf unserer Seite Viele denken. Ich zweifele nicht, daß ein Mann wie Pobjedonoszew diese Betrachtungen rundum billigt. Es ist kein Wort darin, welches, soweit ich ein Urteil habe, den Standpunkt der orthodoxen Kirche verleugnete. Freilich fehlt auch Alles, was ihn im spezifischen Sinne hervortreten ließe. Aber das hängt damit zusammen, daß das Dogma garnicht berührt wird. Und gerade das verträgt die russische Erbaulichkeit durchaus. Petrow bewegt sich anscheinend bloß in den Wahrheiten der „natürlichen Religion“. Viele Ermahnungen sind so formuliert, daß nur ein Russe sie ganz auf sich beziehen kann; ein solcher weiß auch, wie diskret sein Dogma zu sein versteht. Die Petrowschen Betrachtungen sind für dogmatisch korrekte, aber auch unbeschwerte Orthodoxe, die bereit sind, sich ins Gewissen reden zu lassen und sittlich feineres Empfinden haben, dabei aber gern in „gebildeter“ Weise angefaßt sind, bestimmt. Aehnliche Leute gibt es bei uns auch. Sie werden sich wohl wirklich mit erbauen können an diesen Betrachtungen. Sie werden an den Zitaten aus Plutarch, Augustin, Chrysostomus, an den Erzählungen aus alter und neuer Zeit, aus Heiligenbüchern und aus Zeitungen auch ihre Freude haben. Ich habe alle zwölf Betrachtungen mit dem wohltuenden Gefühle, das Kinderfrömmigkeit immer auslösen wird, gelesen, und kann sie solchen, die völlig zweifelsfrei sind in religiösen Dingen, auch zur Erbauung empfehlen. Als Proben russischer Frömmigkeit können sie jedem Christen des Abendlands ein Bewußtsein von Gemeinsamkeit im Geiste vermitteln.

Kattenbusch

Freiherr von Stein. Von Max Lehmann. Dritter Teil: Nach der Reform 1808—1831. XX und 510 S. Leipzig, S. Hirzel 1905. Gebunden 13,50 Mk.

Mit großer Freude zeige ich das Erscheinen des dritten Teils einer der schönsten und bedeutendsten Biographien an, die neuere Geschichtsschreibung uns in die Hand gegeben hat. Der dritte Teil schildert ausführlich Stein auf dem Höhepunkt und am Ziel seines Lebens, dann mit wohlberechtigter Kürze den Lebensabend. — Lehmann verschmäht jeden Schmuck und Zierrat der Darstellung, sein gespanntes Interesse gehört ganz und gar nur seinem Gegenstande, nur selten verweilt er betrachtend und reflektierend bei dem Erzählten. Dabei verwendet er als ein außerordentlich wirksames Mittel zur Verdeutlichung der Größe der von ihm geschilderten Begebenheiten mit Vorliebe die Parallelisierung mit anderen geschichtlichen Ereignissen. So begegnet schon im zweiten Bande der Vergleich der Rückkehr Steins in das Ministerium, aus dem ihn der König so schroff vertrieben hatte, mit der Versöhnung zwischen Konrad I. und dem Herzog Heinrich von Sachsen; sowie im dritten die Nebeneinanderstellung der Acht Napoleons über Stein mit der Karls V. über Luther, des Ostpreußischen Landtages mit den altpreußischen Ständeversammlungen, des Krieges Napoleons mit dem Wallensteins usw. Was Lehmann aber in besonderer Weise gerade zum Biographen Steins geschickt macht, das ist die Uebereinstimmung im Letzten und Tiefsten der Ueberzeugung: ein

wundervolles Verständnis für das ethische Pathos, das Steins Handeln beseelt.

Der dritte Band erst rundet das Bild der Persönlichkeit Steins ab; erst hierin tritt uns die ganze Größe seiner sittlichen und menschlichen Persönlichkeit in einer Fülle kleiner Einzelzüge entgegen. Dagegen bringt er uns über den im zweiten Bande so stark hervortretenden Einfluß Steins auf die Regeneration des Kirchenwesens nur wenig Neues. Immerhin sind Steins Urteile über Synodalverfassung und Predigerseminare interessant genug, und daß er gerade Herder so hoch schätzte, gibt einen neuen Beleg für den verborgenen und doch so weitreichenden Einfluß dieses einsamen Anregers. Jedoch — der Leser ist kaum imstande, auf derlei Kleinigkeiten zu achten, so sehr versteht es der Biograph ihn für die Hauptsache zu gewinnen. Die Biographie erweitert sich, wie im zweiten Bande zu einer Darstellung der Erneuerung des alten preußischen Staates, so im dritten zu einer Schilderung des weltgeschichtlichen Befreiungskampfes gegen Napoleon, von seinem Mittelpunkte aus gesehen. Denn Stein war dieser Mittelpunkt. In seiner Person treffen sich die vorwärtsdrängenden Kräfte, an ihr zerschellen die hemmenden. Und mit aller Deutlichkeit ergibt sich, daß dieser Krieg ein Volkskrieg war, daß die Welt und Deutschland nicht durch seine Fürsten, nein, vielfach gegen seine Fürsten, auch gegen Friedrich Wilhelm von Preußen, gerettet worden ist. Nur durch eine bis in die Tiefen gehende Erregung der Leidenschaften und der Hoffnungen der Nation ließ sich der Sieg erringen. Und wie schmählich ist dann die Nation um den Preis betrogen worden! An Stelle Steins wurde Metternich beim Wiener Kongreß und von da ab die Seele der deutschen Geschichte, wenn man da von Seele reden kann. Erwägt man, welches Maß von Freiheiten und Rechten die führenden preußischen Staatsmänner noch während des blutigen Ringens der Nation zugedacht hatten, und wie viel ihr versprochen war, — und wie dann Nichts aus alle dem wurde und die furchtbarste Reaktion die Zügel in die Hand nahm, so kann es Einen wie Erbitterung überkommen. Doch nicht dies wird der nachhaltigste Eindruck des Lesers von Lehmanns großem Buche sein. Sondern die dankbare und fromme Freude daran, daß eine so herrliche Erinnerung das Eigentum unsres Volkes ist, und daß die eindringendste Forschung wieder den Satz bestätigt, daß es die sittlichen Mächte sind, die im Leben der Völker die Entscheidung geben. Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. Die Verhandlungen der elften Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen (vgl. 1905, Nr. 15, 30, 52) sind in der Buchhandlung der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft (Berlin I) erschienen. Da sie uns nicht zugingen, kennen wir sie nur aus der sehr unterrichtenden Besprechung, die Kind im Dezemberheft seiner Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft gegeben hat. (Einzelheft zu haben beim Evangelischen Verlag in Heidelberg.) Wem diese ganze Sache innerlich ein Anliegen ist, der sollte Kinds Artikel nicht ungelesen lassen.

Zur Entscheidung des Koblenzer Konsistoriums erfahren wir von mehreren Seiten, daß zwar die Nichtbestätigung Römers einmütig beschlossen worden ist, daß aber die Formulierung des Erlasses nicht von dem Gesamt-Kollegium ausgeht! Wir haben also in diesem Falle genau die nämliche Sorglosigkeit, die sich im Fall Fischer an dem Brandenburger Konsistorium so schwer gerächt hat. Als ob die Formel, auf die man letztlich die Sache bringt, nicht die eigentliche Tatsache wäre, die von der Entscheidung in der Geschichte zurückbleibt! Als ob die Oeffentlichkeit, die Zeitungen, die Parteien sich nicht eben an den Wortlaut des Spruches halten müßten! Die Lage ist wirklich ernst genug, daß solche leicht zu vermeidende Fehler auch vermieden werden sollten.

Der Heilige von Fogazzaro, dessen unsre vorige Nummer eingehend gedacht hat, erscheint deutsch in der katholischen Monatsschrift „Hochland" vom ersten Heft dieses Quartals an. (Jos. Köselsche Buchhandlung, München und Kempten. Vierteljährlich 4 Mark.) Der Herausgeber Karl Muth handelt dort gleichzeitig ausführlich von Fogazzaro. In einer Besprechung, die derselbe Hilligenlei widmet, findet sich eine Parallele zwischen beiden Romanen, die sich auch mir bereits vorher aufdrängte und um die man nicht wird herumkönnen.

Gutes, Abschließendes über den Hochschulstreit um die konfessionellen Verbindungen (vgl. Chr. W. 1905, 7) sagen v. Salvisberg und Friedrich Paulsen in den letzten beiden Heften der Hochschul-Nachrichten Nr. 2 und 3. (Akademischer Verlag, München.) R

Quittung

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 153,35 Mark Ertrag des Missionsfestes der deutsch-evangelischen Gemeinde St. Leopoldina II, Jequitibá, Brasilien; 20 aus dem Kindergottesdienst in Werden a. Ruhr; je 10 aus der Gemeinde Rüttenscheid; P St, Reutlingen; 5 von L, Neu-Wuchrow; je 3 von E, Frankfurt a. M.; L, Klein-Gnie; N N, Köln a. Rh.

Für die Familien der ermordeten und beraubten Juden in Rußland: 2 Mk. von N N in F.

Für die bedrängten Deutschen in Rußland (vergl. die Aufrufe in Nr. 52 und 1): 40 Mk. von W H, Marburg; 20 von R, Marburg; 5 von L S, Soest.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 10 von P St, Reutlingen.

Für das Wolfer Waisenheim: 3 Mk. von N N in Köln.

Für die Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel: 20 Mk. von W H, Marburg.

Für den Gustav Adolf-Verein: 10 Mk. aus der Gemeinde Rüttenscheid.

Für das notwendige Liebeswerk: 20 Mk. von J R, Frankfurt a. M.; je 10 von D, Karkelbeck; P St, Reutlingen; 5 von G B, Harste; je 3 von B, Magdeburg; E O, Frankfurt a. M.; H, Altenweddingen; Z, Atzendorf; M E, Chemnitz; G T, Lübeck; N L, Polder; 2,65 von C, Wiesenthal; 2,20 von L, Buch; je 2 von B, Ermstedt; K, Treppeln; Sch, Magdeburg; Sch, Wernigerode; H in M; J, Meinsheim; je 1 Sch, Unteraltertheim; K, Beyendorf. Ueber die bei Herrn Pfarrer Stier in Alten für denselben Zweck eingegangnen Gelder Quittung in nächster Nummer.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Barmen (anstatt Lüttringhausen). Dienstag 16. Januar abends 5 1/2 Uhr im Reichshof, Altenmarkt: Köhler, Katholizismus und Reformation (Oberl. Lichnock-Elberfeld). Gäste sehr willkommen!

Chemnitz. Dienstag 16. Januar im Deutschen Kaiser: Bedarf unsere Religion eines strafrechtlichen Schutzes? (Rechtsanwalt Rothe)

Coblenz. Mittwoch 17. Januar 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein (Altlöhrtor): Orthodoxe und liberale Auffassung des Christentums und die Aufgabe eines Jeden in der evangelischen Kirche (Professor Meinhold-Bonn). Freunde und Freundinnen willkommen.

Darmstadt. Montag 22. Januar 8 Uhr im Fürstensaal, Grafenstraße: Hilligenlei (Privatdozent Lic. Niebergall-Heidelberg).

Dresden. Mittwoch 31. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Der religiöse Sinn (Pastor Stiehler-Erdmannsdorf).

Gießen. Dienstag 16. Januar 7 1/2 Uhr Hotel Viktoria: Religiöse Strömungen in einer Dorfgemeinde während der letzten Jahre (Pfarrer Schulte-Beuern).

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Hamburg. Montag 15. Januar 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen am Klostertorbahnhof: Das Dogma von der Gottheit und Menschheit Jesu (Pastor Arnold Köster).

Leipzig. Donnerstag 18. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: In welchem Sinne ist Jesus der Heilsmittler auch für die Gegenwart? (Oberpfarrer Daab-Alsleben a. d. Saale).

Magdeburg. Mittwoch 17. Januar 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Religiöse Diskussionsabende. Referent Pastor Liebster, Leipzig. Gäste willkommen.

Marburg. Montag 22. Januar 1/2 9 Uhr im Ritter: Moderne Theologie des alten Glaubens.

Nordhausen. Donnerstag 11. Januar 4 1/2 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Die Leiblichkeit der Auferstehung nach den Paulinischen Briefen (Pastor Meyer-Niedergebra).

Oldenburg i. Gr. Montag 15. Januar 8 Uhr im Grafen Anton Günther, Kurwickstr. unten rechts: Die Wunder im Neuen Testament, im Anschluß an das Religionsgeschichtliche Volksbuch von Traub.

Seesen a. H. Mittwoch 7. Februar 4 1/2 Uhr Hotel Wilhelmsbad: Bibel und Babel (Pastor Chappuzeau, Hainholz-Hannover).

Stuttgart. Montag 15. Januar 7 Uhr Herzog Christoph: Die Genesis im Religionsunterricht (Lehrer Glück-Stuttgart).

Kirchlich-Theologische Konferenz der Provinz Brandenburg in Berlin:

Monatlicher Diskussionsabend Donnerstag 18. Januar abends 8 Uhr präcise in der Aula des Friedrich-Werderschen-Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14 II.: Das Christusbild des Johannesevangeliums. Pfarrer Lic. Schneemelcher. — Der Eintritt ist frei. Gäste herzlich willkommen.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 1. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Entscheidung des rheinischen Konsistoriums im Fall Römer — Außerordentliche Bezirkssynode des Konsistorialbezirks Wiesbaden — Aus der französischen Schweiz — Aus Brandenburg — Personalien

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 17. Januar — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Göttliche und weltliche Traurigkeit

Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod. 2. Kor. 7, 10.

Nicht von aller möglichen Traurigkeit, die es auf Erden geben kann, redet dieses Wort, sondern von der einen Traurigkeit, der allerdings kein Mensch entrinnen kann, der Traurigkeit über Fehle und Schuld, über die Sünde. Diese Betrübnis, die Reue und Scham mit sich führt, bleibt keinem Menschen erspart, so gewiß er kein Engel, kein Sündloser ist.

Sie kann aber zwei geradezu entgegengesetzte Richtungen nehmen: entweder wendet sie sich Gott zu, ist „gottgemäß", dann ist dem Menschen geholfen; oder der Mensch kehrt den Blick der Welt zu, dem Verlust an Ehre, Gut oder Gesundheit, dem äußerlich angerichteten Schaden, und verzweifelt darüber: diese Traurigkeit wirket den Tod. Also zwei, nur zwei Wege hat der Mensch vor sich, der Mensch als Sünder: den Weg zu Gott, oder — zum Tode.

Keine Entscheidung kann einfacher, keine folgenreicher sein. Und doch ist es Tatsache, daß gar Viele den rechten Weg nicht finden, Tatsache, daß der Mensch auf ihn oft gewissermaßen gestoßen werden muß. Bei den Korinthern geschah dies durch einen scharfen Verweis des Paulus, der ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagte. So mag auch heute vielfach das Wort der Wahrheit diesen Dienst tun. In anderen Fällen gilt: „Wer nicht hören will, muß fühlen," wenn der Mensch durch Gerichte die wahre Traurigkeit lernen muß.

Aber worauf kommt es denn an? was ist das untrügliche Merkmal der göttlichen Traurigkeit? Es scheint zunächst, daß mit der Bestimmung „göttlich" Alles gesagt sei. Die Traurigkeit, bei der Gott Etwas zu tun hat und mitwirkt, ein Faktor und der wichtigste Faktor in der Lebensrechnung geworden ist — diese ists, welche dem Menschen hilft. Und gewiß, das ist das Entscheidende im Menschenleben, daß Gott der Herr es berührt, daß der Mensch sich von ihm hat ergreifen lassen!

Damit aber ja keine Selbsttäuschung möglich sei, damit wir nicht „mit göttlichen Gefühlen in leeren Worten spielen", wird uns hier noch ein untrügliches Kennzeichen der göttlichen Betrübnis genannt: nicht darüber freut sich der Apostel, daß überhaupt die Korinther betrübt worden sind, sondern daß sie betrübt wurden zur Reue, d. h. zur Sinnesänderung.

Die göttliche Traurigkeit wirket eine Reue, die zur Rettung führt. Dieses Merkmal ist untrüglich. Wo Gott mitwirkt, geschieht nichts Halbes, nichts Unfruchtbares. Da ist (V. 11) „Fleiß, Verantwortung, Zorn (über sich), Furcht (Gottes), Verlangen, Eifer (alles gutzumachen)." Und diese Reue reut einen nicht, so wenig als die Rettung, das Heil, zu dem der Mensch durchdringen durfte!

Wer wollte nicht durch diesen Engpaß hindurch, im Blick auf das Ziel des neuen Lebens? Wer wollte es nicht, zumal wenn er das traurige Gegenbild betrachtet: die Traurigkeit, die den Tod wirkt — und zwar nur darum den Tod wirkt, weil sie in sich unfruchtbar, wertlos, nichtig ist? Und dies ist sie darum, weil der Mensch in sich in seinem Nichts versunken blieb, statt sich zu Gott zu wenden und von ihm sich helfen, über sich emporheben zu lassen: Wendet euch zu mir, spricht der Herr, so seid ihr gerettet, aller Welt Enden!

J. H.

Moderne Theologie und Offenbarungsglaube

Ein befreundeter Arzt schrieb mir neulich:

„Durch meine Lektüre, auch mancher Aufsätze in der Christlichen Welt und der Reformation angeregt, sind mir allerlei Gedanken aufgestiegen. Ich glaube, mir darüber klar geworden zu sein, daß in der „modernen" Theologie eine unheilvolle Vermischung von Theologie und Religionsphilosophie stattfindet. Die Religionsphilosophie hat als eigene Wissenschaft das wissenschaftliches Recht und Pflicht, auch das Christentum vom rein menschlichen Standpunkt, aus immanenten Kräften des Menschtums zu verstehen zu suchen. Aber eine Theologie ohne Offenbarung, eine christliche Theologie ohne die Offenbarung Gottes in Christo, ohne heiligen Geist, ist keine Theologie, sondern eben Religionsphilosophie. Darum: entschiedene Differenzierung beider Wissenschaften, Einrichtung von Lehrstühlen für Religionsphilosophie an jeder Universität (neben der Theologie) im Anschluß an die philosophische Fakultät. Das würde klärend wirken. Die Gemeinden wollen und brauchen einen Pastor, und nicht einen Religionsphilosophen. Die Theologen sollen ja fleißig auch Religionsphilosophie studieren, aber die Stellung wird dann prinzipiell geklärt. Der Schnitt, der Graben, läuft dann nicht mehr zwischen Orthodoxen und Liberalen, und zwischen anderen Ozen und Alen, sondern zwischen Theologen verschiedener Richtung einerseits, die aber eins sind in der Anerkennung der göttlichen Offenbarung als der einzig möglichen **Basis** ihrer Wissenschaft, und den Religionsphilosophen, die in ihren Forschungen ohne den Begriff (und ohne die Sache) der Offenbarung operieren, andrerseits."

* * *

Ich antwortete ihm das Nachfolgende, und da es mir schien, als ob damit, trotzdem diese Frage grade in der letzten Zeit in der Christlichen Welt besonders eingehend behandelt worden ist, doch vielleicht auch manchen Anderen ein Dienst erwiesen werden könnte, so habe ich den Brief der Redaktion zur Verfügung gestellt.

Lieber Freund!

Ich will versuchen auf Deine Fragen und Gedanken einzugehen. Es will mir scheinen, als ob Du den springenden Punkt doch noch nicht scharf erfaßt hättest.

Wir Menschen sind nun einmal Doppelwesen, mit einem Auge der Welt, mit dem anderen Gott, mit dem einen der Natur, mit dem anderen dem Uebernatürlichen zugekehrt. Das Auge, das der Natur zugewandt ist, sieht überall nur Natur, natürliches Entstehen, natürliche Ordnung, natürliche Mittel, von Jedem in gleicher Weise zu erkennen und zu begreifen. Das Auge, das Gott zugekehrt ist, sieht nur Ihn, und Alles in ihm, und Alles durch ihn getan, und Alles Mittel in seiner Hand. Für das eine Auge gibt es keine Wunder, keinen Gott; höchstens noch unerklärbare Dinge, von denen man aber erwartet, daß sie noch erklärt werden, und zwar aus denselben Gesetzen, die wir sonst überall als selbstverständlich voraussetzen; und etwa die petitio einer letzten Ursache. Das andre Auge schaut nur Wunder Gottes; für es ist Alles, auch das natürliche Geschehen, auch das in ununterbrochener Entwicklungsreihe sich vollziehende, eine Offenbarung Gottes. Dort Alles Gebundenheit, hier lauter heilige Freiheit. Dort Alles eine unendliche Kette ohne Unterbrechung, hier Alles schaffendes und schöpferisches persönliches Leben, überall neue Anfänge, neue Entwicklungsstufen, Verkehr und Austausch von Person zu Person, freie Eigenart. Beide Betrachtungsarten müssen nach meiner Ueberzeugung scharf und sauber auseinandergehalten werden. Es geht nicht an, daß wir Gottes Eingreifen in das natürliche Geschehen, seine Wunder, seine Offenbarung natürlich, geschichtlich begreifen und nachweisen wollen. Gottes Tun ist und bleibt etwas schlechterdings Uebervernünftiges. Es wird Einem eben nur dadurch offenbar, daß Gott sich uns in Herz und Gewissen kundgibt, daß wir ihn inne werden. Ihn in den äußeren Gang des natürlichen Geschehens hineinzeichnen zu wollen, ist widersinnig. Andererseits schließt das entschlossenste entwicklungsgeschichtliche Denken die Welt des Wunders und der Offenbarung nicht aus. Dasselbe, was für mein natürliches Erkennen sich ganz aus sich selbst erklärt, ist für meine Frömmigkeit Stätte und Mittel der Offenbarung und der Allmacht Gottes.

Auf diesem Wege führt uns eine andere Betrachtung weiter. Es gibt auch zweierlei Art des Erkennens: das natürliche Erkennen und das durch innere Anschauung, durch unmittelbares Innewerden. Es deckt sich das nicht mit dem Gegensatz zwischen Glauben und Wissen. Denn einmal ist Glauben auch ein Wissen und Erkennen, und zum anderen ist all unser natürliches Wissen an ganz bestimmte Voraussetzungen gebunden, die wir auch ohne Beweis als selbstverständlich hinnehmen. Das sind erstens die unserem Denken eingeborenen Gesetze: Raum und Zeit und Kausalität, deren Zwang wir uns nicht entziehen können, zweitens eine Reihe von Vorstellungen, die aus der Denkarbeit des Menschen erwachsen sind und sich uns auch so tief eingeprägt haben, daß wir damit ohne weiteres als mit gegebenen Größen operieren, so lange, bis sie tatsächlich widerlegt werden, so z. B. die Atomenlehre, und endlich die elementaren Naturgesetze, die wir überall wahrnehmen, wie die Schwerkraft usw. In diese Natur unseres Denkens sind wir alle gleichermaßen hineingebannt. Darauf ruht die Möglichkeit einer zusammenhängenden, sich aufeinander aufbauenden, fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis, die Möglichkeit, eine Tatsache und deren Erklärung zwingend beweisen zu können. Das ist das exakte Erkennen der heutigen Wissenschaft. Für sie gibt es nur Gesetz, natürliche Ordnung, unendliche Entwicklungsreihe.

Es ist nicht immer so gewesen. Hegel hat dies exakte Erkennen und Wissen gar nicht als Wissenschaft anerkannt. Für ihn fängt das wahre Erkennen und die Wissenschaft erst an mit den Fragen nach dem hinter dem äußeren Schein stehenden Sein, dem ewig Unwandelbaren und doch fort und fort sich Wandelnden, seinem Wesen und seinen Gesetzen. Und vor allem hat die spekulative Philosophie sich den Fragen des menschlichen Geisteslebens: Gott und Mensch, Freiheit und Notwendigkeit, Sittengesetz usw. zugewandt. Glänzende Systeme von zwingender Logik sind aufgestellt worden. Schade nur, daß sie sich für die vernünftige Gewißheit immer wieder als Kolosse mit tönernen Füßen auswiesen.

Unsre Zeit hat sich von dieser Spekulation enttäuscht abgewandt. Wir Kinder unsrer Zeit können uns nur mit experimentell nachweisbaren Tatsachen zufrieden geben, wo es sich um wissenschaftliche Gewißheit handelt. Wir sind darin vielleicht einseitig und verarmt. Es kann eine Zeit kommen, in der solche Spekulationen wieder ihre alte Suggestionskraft erweisen. Wir können uns aber einmal nicht anders machen, als wir sind. Ein Beispiel dafür ist, wie abstoßend auf wirklich wissenschaftlich gebildete Menschen eine solche Vermischung von Naturphilosophie und Naturwissenschaft wirkt, wie sie Haeckel liefert.

Daß eine solche andere Zeit vielleicht schon im Anzug ist, beweist die Tatsache, daß unter den Naturforschern vielfach die Frage erörtert wird, ob es nicht nötig sei, in die Erkenntnis der natürlichen Dinge einen, wie man sich ausdrückt, „transzendenten" Faktor einzuschalten. Man fängt an, daran zu verzweifeln, Alles, auch alles höhere Leben, nur aus mechanischen Vorgängen zu erklären, und darum zu der Hypothese einer „Lebenskraft" und dergleichen zu greifen. Man wird sich aber dessen wohl bewußt bleiben, daß man damit die Grenze dessen, was eine Allen gemeinsame und beweisbare Gewißheit bietet, überschreitet, daß man nur Wegweiser aufstellt, die auf ein ganz anderes Gebiet weisen.

Allerdings besteht und wird bestehen das Bedürfnis einer systematischen Verknüpfung unsrer Erkenntnisse, zunächst derer eines bestimmten Gebietes, weiter mehr und mehr unsres Gesamtwissens. Mit je weiterem Blick das geschieht, umso stärker wird der Eindruck werden, daß alles natürliche Geschehen über sich hinaus und auf einen geheimnisvollen Hintergrund weist. Aber beweisbar ist das nicht. Es setzt bei dem Menschen schon eine besondere innere Disposition, die auf dem intuitiven Erkennen beruht, voraus.

Wenden wir das auf die Arbeit der Theologie an. Sofern sie wissenschaftliches Erkennen, d. h. ein allen geistig normal organisierten und gebildeten Menschen gleichmäßig zugängliches Wissen beweisbarer Tatsachen ist, kann sie nur mit denselben wissenschaftlichen Mitteln arbeiten, wie jede andere Wissenschaft. Denn diese Methoden sind eben nicht willkürlich erfundene Wege zur Erkenntnis der Wirklichkeit, sondern die natürlich gewordenen und gewachsenen. Wollten wir für die Theologie diese Methoden außer Giltigkeit setzen, so würden damit ihre Ergebnisse für den frömmsten Menschen unsicher und ungewiß werden; es wäre auch unmöglich, zu gemeinsamen Ergebnissen und Ueberzeugungen zu kommen.

Nun ist der Stoff für die Theologie vor allem Geschichte. Sie kann und darf deswegen, weil es eine Geschichte ist, aus der uns die höchsten Werte unseres Lebens zugeflossen sind, nicht anders erforscht und dargestellt werden, wie jede andere Geschichte. Für die natürliche Erkenntnis gibt es da nur eine fortschreitende Entwicklung der menschlichen Dinge aus den den Menschen und ihren Verhältnissen innewohnenden natürlichen Kräften heraus. Auch das Christentum und die Christenheit stellt sich nicht dar als eine gesonderte, wunderbar entstandene Erscheinung, sondern als eine in der Wechselwirkung mit anderen Religionen, mit aller übrigen Kultur und Geistesarbeit gewordene Größe, als ein mächtiger Strom, in den alle möglichen Bäche hineingeflossen sind. Jesus ist für diese wissenschaftliche Betrachtung keine übernatürliche Erscheinung, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit wie andere, wohl alle überragend an Reichtum und Kraft und Tiefe, aber doch geworden, bedingt, begrenzt von Herkunft, Zeit und Verhältnissen, wie andere.

Von dem Uebernatürlichen in dieser Geschichte kann die wissenschaftliche Theologie nur Etwas wissen, sofern es die Ueberzeugung der diese Geschichte tragenden Menschen ist. Sie kann darstellen, wie sie den Weg zu diesem Uebernatürlichen fanden, wie sie es sich denken, und vor allem, wie diese Ueberzeugung die tragende Kraft ihres Lebens und die Quelle des Segens für Andere geworden ist. Sie wird weiter dadurch

auch zu der Erkenntnis geführt werden, daß diese Ueberzeugungen, sagen wir „die Frömmigkeit“, die aufwärtstreibende Kraft der Menschengeschichte ist. Mehr: sie wird aufweisen können, daß die Menschen, in denen das religiöse Leben besonders kräftig und urwüchsig war, ebenso und mehr, wie andere geniale Menschen, gar nicht restlos aus dem Strom der Entwicklung zu erklären sind, daß hier neue schöpferische Ansätze sind, und wird dadurch dem Glauben an die Offenbarung Gottes in der Geschichte festen Boden bereiten. Aber es wird eine Menschheitsgeschichte bleiben und keine Geschichte Gottes werden. Anders kann und darf die Theologie auch nicht bei der Person Jesus verfahren; sie muß unerbittlich seiner menschlichen Entwicklung nachgehen. Vom Standpunkt geschichtlichen Betrachtens ist die Ueberzeugung seines absoluten Wertes nicht zu erreichen. Er ist und bleibt zwar eine Alles überragende, aber eben doch nur eine relative Größe.

Damit kann sich freilich die christliche Kirche nicht zufrieden geben. Es genügt ihr auch nicht, wenn die Theologie die zu den verschiedenen Zeiten vorhandenen Glaubensauffassungen darstellt, auch nicht, wenn sie den gegenwärtigen Glaubensgehalt in seinem Zusammenhang systematisch gestaltet, wenn sie Systeme der christlichen Sittenlehre aufbaut, wenn sie religionspsychologisch das Alles untersucht. Damit bleibt die Theologie immer im Rahmen des Innermenschlichen, und was an Uebermenschlichem und Uebernatürlichem darüber und dahinter steht, kommt nur als Reflex in der Menschenseele und Menschengeschichte in Betracht. Ob diesen Reflexen wirklich etwas außerhalb der Menschenseele Vorhandenes, das sie wirft, entspricht, oder ob sie rein aus inneren Bewegungen der Menschenseele erklärt werden können, bleibt im Dunkeln.

Die christliche Kirche hat aber gerade an dem, was hier im Dunkeln bleibt, ihr Hauptinteresse. Für sie löst die Betrachtung dieser Geschichte besondere, unvergleichliche Werte aus; sie findet darin unerschöpfliche Kraftquellen, aus denen sie erst das wahre Leben schöpft. Nicht, was in dieser Geschichte *menschlich* geschieht, ist ihr darin das Wertvolle, sondern das, was *Gott* darin tut, wie er sich darin offenbart, und was darin zu Gott führt und zieht. Und das Alles ist ihr nicht nur Gegenstand des Suchens und Forschens, sondern sie ist davon überzeugt, daß sie es da mit einer *tatsächlichen Wirklichkeit* zu tun hat, die ihr völlig gewiß ist, ja viel gewisser, als alle Erkenntnis der äußeren Welt. Dies Wissen gewinnt sie, diese Erkenntnis vollzieht sie aber auf eine ganz andere Weise, als die Wissenschaft: durch innere Anschauung und Erlebnis, durch Erfahrung der sich auswirkenden Lebenskräfte der unsichtbaren Welt. Eine solche Erkenntnis und die darauf beruhende Ueberzeugung ist natürlich nur ganz persönlicher Art. Sie hat keinerlei Allgemeingiltigkeit, sie läßt sich nicht lehren, nicht beweisen. Ich kann Niemanden hindern, wenn er das Alles für Einbildung und Selbsttäuschung erklärt. Auf eine genauere Untersuchung und Darlegung der Art, wie wir in uns selbst die Erfahrungen göttlichen Lebens und Wirkens gegen die aus uns selbst stammenden Seelenvorgänge abgrenzen, kann ich hier in meinem Briefe nicht weiter eingehen. Nur darauf möchte ich doch hinweisen, daß jedes Frommen Erfahrung bezeugt, wie sein Leben sich gerade dann aufwärts bewegt und sich segensreich gestaltet, wenn der in uns hineinwirkende Gotteswille uns innerlich und äußerlich in einer Richtung treibt, die unsren natürlichen Gedanken und Regungen durchaus zuwider ist. Genug! Wir haben diese Gewißheit und aus dieser Gewißheit eine ganze Reihe von Anschauungen und Erkenntnissen und eine ganz bestimmte Deutung der Geschichte, vor allem der Geschichte, die die Bibel bezeugt. Jesus, der für die geschichtlich-wissenschaftliche Betrachtung nichts Anderes sein kann, als ein Mensch, gewinnt dadurch eine Bedeutung, von der die Wissenschaft Nichts wissen kann. Er wird zur Kraft und Lebensquelle. Der Wert seines Lebens liegt darin, daß Gott sich in ihm in einer Alles überragenden Weise offenbart, d. h. daß Gott in ihm und durch ihn für uns eine eindrucksvolle, erkennbare und verständliche Wirklichkeit wird, und zwar auch das nicht in erster Linie durch vernünftiges Begreifen, sondern dadurch, daß er wirklich Besitz von uns ergreift, daß er eine neue Lebensbewegung in uns zustande bringt.

Und gerade das ist es, worüber die Theologie, sofern sie Lebensäußerung der Kirche ist, Rechenschaft geben, was sie darstellen, untersuchen, prüfen und dadurch reinigen und klären und mit dem Allem rechtfertigen und erweisen soll.

Das Alles aber fällt, wie gesagt, außerhalb des Rahmens der Wissenschaft und ihrer anerkannten Methoden. Schon die Tatsächlichkeit, um die es sich hier handelt, ist kein Allgemeingut, und ihre Erkenntnis ist subjektiv bedingt.

Daraus würde sich ergeben, daß die Theologie in dem für die Kirche wesentlichsten Teil keine Wissenschaft sein kann, d. h. keine Erkenntnistätigkeit, die auf Allgemeingiltigkeit und auf die Möglichkeit, ihre Tatsachen jedem normal organisierten Menschen zu beweisen, Anspruch machen dürfte. Sie ist es wenigstens nur für Menschen, die auf demselben Boden der Erfahrung einer übernatürlichen und überweltlichen Wirklichkeit stehen, für die Gott, Gottes Offenbarung, die Grundzüge der sittlichen Weltordnung, Sünde, Schuld, Gnade, Erlösung, feststehende Tatsache sind, die Jesus und die Bibel als Manifestationen des verborgenen Gottes werten gelernt haben, d. h. für fromme Menschen — wir dürfen sagen: für die *Kirche*. In diesem Sinne kann die Theologie nie „unkirchlich“ sein, sondern sie ist „kirchliche“ Wissenschaft schlechthin.

So trägt die Theologie ein doppeltes Angesicht und muß es tragen, weil Welterkenntnis und Gotteserkenntnis zwei grundverschiedene Dinge sind. Es ist richtig, daß die moderne Theologie besonders *die* Seite betont und bearbeitet hat, die auf dem Gebiet der allgemeinen Religionswissenschaft liegt. Sie tut es einmal, weil diese Seite unter der früher üblichen Vermischung beider Gebiete nicht zu ihrem Recht und zu einer wirklich wissenschaftliche Sicherheit verbürgenden Behandlung kam, und dann, weil gerade unsre Zeit dafür neue Methoden und ungeahnte neue Erkenntnisquellen erschloß. Es ist auch zuzugeben, daß sie nicht immer den Schein vermieden hat, als gäbe es für die Theologie keine weiteren Aufgaben, und als ob gar die Frömmigkeit sich mit dem, was auf diesem Wege zu erkennen sei, begnügen müsse. Wenn das geschehen ist, so hat sie sich dieselbe unzulässige Vermischung beider Gebiete und Erkenntnisweisen zu schulden kommen lassen, wie vielfach die alte Theologie. Grundsätzlich hat sie das aber kaum getan. Der Eindruck beruht meist auf Mißverständnissen, an denen sie aber, wie gesagt, nicht unschuldig ist. Daraus ist wenigstens zum Teil die tiefgehende Erregung verständlich und gerechtfertigt, die die neuesten Versuche der Popularisierung gerade dieses Gebietes der theologischen Forschung in weiten Kreisen hervorgerufen hat. Es müßte ganz klar gesagt werden: Das ist das, was wir mit unsren heutigen wissenschaftlichen Mitteln erkennen und wissen können, nämlich von der Religion als einer Seite menschlichen Geisteslebens, und zwar als geschichtlicher und als psychologischer Erscheinung. Was die Seele durch unmittelbares Innewerden an diesen Dingen erfährt, in ihnen erkennt von göttlich-überweltlichen Kräften, das hebt erst da an, wo die Wissenschaft abschließt, und hat seine eignen Gesetze und seine eigne Gewißheit. Wenn die wissenschaftliche Theologie Jesus ganz als Menschen darstellt, so hindert dich Nichts zu bekennen: Dieser Mensch ist für mich die Erscheinung Gottes; an ihm erlebe ich Gott.

Wenn die Theologie in der Darstellung und Bearbeitung dieser Erkenntnisse auf ein gewisses Maß von Allgemeingiltigkeit nur im Bereich christlicher Frömmigkeit rechnen kann, so kann sie sich doch auch auf dieser Seite ihren wissenschaftlichen Charakter in gewissem Grade wahren. Sie tut es, indem sie scharf beide Arten von Wirklichkeit und beide Methoden der Erkenntnis und ihre Ergebnisse auseinander hält. Dadurch sichert sie beiden die ihnen eigentümliche Gewißheit. Die wissenschaftliche Erkenntnis wird unsicher durch Einmischung subjektiver Maßstäbe; die Glaubensgewißheit wird erschüttert, wenn man sie durch wissenschaftliche Gedanken stützen, z. B. die Vereinbarkeit der Wunder mit dem Kausalnexus beweisen will. Durch Verzicht auf solche Vermischung gewinnt die ganze Theologie wissenschaftliche Haltung.

Sodann kann sie sich die Methoden und Ergebnisse der exakten Forschung in weitgehendem Maße nutzbar machen. Die Darstellung der Ethik und des Glaubenslebens kann der religionspsychologischen Erkenntnis nicht entbehren. Die religiöse Würdigung Jesu steht wissenschaftlich sicherer auf den Schultern wissenschaftlicher Bibelforschung; sie kann nur gewinnen, wenn sie gelernt hat, Jesus und Paulus, Paulus und Johannes usw. auseinander zu halten und in ihrer Eigenart zu fassen. Ich will das nicht weiter ausführen.

Jedenfall wirst Du nun sehen, daß die Theologie kein einfaches und einheitliches, sondern ein recht kompliziertes Ding ist, das nur aus der geschichtlichen Entwicklung zu verstehen ist, und daß sie als besondere Wissenschaft nur so lange existieren kann, solange wir eine weite Kreise umfassende gemeinsame religiöse, christliche Grundanschauung haben, solange es eine christliche Volkskirche gibt. Wo der lebendige Gott, sein Wille, seine Offenbarung (d. h. nicht Mitteilung von Wahrheiten, sondern Kundmachungen seiner selbst, seines Lebens, seines Geistes, seiner Kraft), seine Gnade, seine Gemeinschaft, wo Jesus als der Träger der tiefsten und höchsten Gottesoffenbarung nicht mehr sichere Tatsachen der Ueberzeugung sind, da gibt es in der Tat keine Theologie mehr. Andrerseits darfst Du aber von der Theologie nicht verlangen, daß sie mit diesen Tatsachen und Werten arbeitet, wo sie das erforschen und darstellen will, was der natürlich-menschlichen Erkenntnis zugänglich ist. Das Eine sind wissenschaftliche Tatsachen, das Andere Aussagen unsres frommen Bewußtseins, die darum für uns nicht weniger sicher, sondern nur umso gewisser sind, weil sie nicht beweisbar, sondern subjektiv bedingt, Tatsachen unsres inneren Lebens sind.

Unsre Dogmatik ist freilich, seitdem sie gelernt hat, zwischen geschichtlichen Tatsachen und religiösen Werten reinlich zu sondern, und seitdem sie verzichtet hat, religiöse Spekulation den Erfahrungstatsachen gleichzustellen, sehr viel dünnleibiger geworden. Und auch da wird mehr Gewicht gelegt auf die innere Entwicklung des frommen Lebens. Aber Ewigkeit und Unendlichkeit sind eben doch unmeßbare Dinge. Und darum ist das Gefühl für die Unendlichkeit und die alle irdische Erfahrung und alle irdischen Werte überbietende Tiefe und Höhe der unsichtbaren Welt in der modernen Dogmatik nicht an der Zahl ihrer Paragraphen und der Stärke ihrer Worte und Formeln zu messen. Es ist als Alles durchdringende Empfindung sogar besonders stark vorhanden. Es wird aber eben nur so weit und in der Art ausgesprochen, daß es nachempfunden werden kann. Es mag Zeiten gegeben haben, in denen auch eine begriffliche Formulierung diese Empfindung auszulösen vermochte. In Menschen unsrer Tage erkältet und ertötet sie meist diese Empfindung. Da es aber einmal noch viele Menschen gibt, die auf die Formel und die Aneignung der religiösen Werte auf intellektuellem Wege geeicht sind, so begreift sich der Vorwurf der Verschwommenheit, der unsren modernen Glaubensdarstellungen vielfach gemacht wird. Das ist nun nicht zu ändern. Wenn wir nur überzeugen können, daß unser Weg der Weg zu ebenderselben überweltlichen und übernatürlichen Wirklichkeit ist.

Das wird freilich vielfach nicht gelingen. Man wird bei uns immer wieder die korrekte Formel vermissen, die der übernatürlichen Welt und ihrer Offenbarung dieselbe objektive Gewißheit sichert, wie der Sinnenwelt. Wenn wir behaupten, daß wir unter dem Zwang der Tatsachen und innerer Notwendigkeit diese und keine anderen Erkenntniswege gehen, so wird man geneigt sein, darin nicht den Zwang der Wahrheit, sondern der ungläubigen Vernunft, wohl gar des „Vaters der Lüge" zu suchen. Dagegen hilft Nichts als der Erweis des Lebens aus Gott durch die Tat des eigenen Lebens, und die Kraft, in Anderen Leben zu wirken. Dazu vermag freilich keine Theologie, auch nicht die konservative, zu befähigen. Aber wir sind doch davon durchdrungen, daß unsere moderne Theologie uns in vieler Beziehung besser angeleitet hat, aus den Quellen des Lebens zu schöpfen, und dies Leben mannigfach auszugestalten, wenn sie uns gelehrt hat, das Ewige und Bleibende von dem zeitlich Bedingten zu unterscheiden, und uns für das, was der tragende Grund unseres Lebens sein soll, auf die unmittelbare persönliche Gewißheit verwiesen hat.

Georg Schlosser

Die Mission in der modernen Welt

3. Ihr Sinn und Geist

So bleibt die Mission in ihrem Recht. Sie ist eine Pflicht der christlichen Völker gegen ihren Glauben, gegen sich selbst, gegen ihre Mitmenschen. Sie ist ein öffentliches Interesse, das auch diejenigen in seiner Bedeutung würdigen müssen, die mit der kirchlichen Form des Christentums gebrochen haben, und das nur diejenigen bekämpfen dürfen, die das Christentum überhaupt für veraltet und überwunden ansehen. Sie müssen dann die durch den Wegfall der Mission entfallende Tätigkeit und Beeinflussung fremder Völker durch etwas Anderes ersetzen. Dabei ist es nur natürlich, daß die Missionsaufgabe vor allem von denen übernommen wird, die, von einem ungebrochenen traditionellen Glauben erfüllt, keine Kraft in den heimischen religiösen Kämpfen zu verbrauchen genötigt sind, ohne intellektuelle und wissenschaftliche Umarbeitung Alles an das praktische Interesse setzen. Sie werden nicht nur selbst im Durchschnitt geeigneter sein zur Mission, sondern sie werden in einfachen Verhältnissen und bei den unteren Klassen fremder Völker auch größeren Eindruck machen, fester auftreten und fester anpacken. Die wissenschaftliche Verfeinerung und die intellektuelle Anpassung wird sich dann schon von selbst ergeben, wenn erst einmal ein Missionschristentum da ist. Da wird es bei allen gebildeten Völkern dann genau so gehen wie bei uns. Immerhin wird auch so die Mission ganz von selbst dazu führen, die christliche Idee zu vereinfachen, sie von spezifisch europäischem Ballast zu befreien, sie möglichst praktisch und ethisch zu fassen, die rein dogmatischen und mythischen Elemente zurückzustellen. Und wenn die Hauptmasse der Missionare immer mit einer möglichst geschlossenen Lehre wird wirken wollen und müssen, so bleibt es nicht ausgeschlossen, sondern ist es eine besondere Pflicht, auch unser modernes, auf historischer Bildung beruhendes und philosophisch gefärbtes Christentum hinaus zu tragen. Es wird in gebildeten Schichten, die Religion brauchen und mit der eigenen zerfallen sind, ein Ohr finden und seine Aufgaben erfüllen. Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein insbesondere stellt sich seit 33 Jahren diese Aufgabe und wirkt in bescheidenen Verhältnissen dafür mit immer wachsendem Erfolg.

Bleibt so die Mission, die Mission auch in der modernen Welt in ihrem Recht, so ist doch ihr Sinn und Geist darin ein anderer geworden. Sie ist etwas Anderes als die altchristliche Mission, die in einer Zeit religiöser Zersetzung und Neubildung eine wissenschafts- und kulturmüde Welt eroberte gerade durch den Eindruck ihrer geheimnisvollen alten orientalischen Offenbarungsgrundlagen; die in diesem Geisterkampfe sich durchaus auf die griechisch-römische Welt einrichtete und in dieser Anpassung die erste kirchliche Gestalt fand, das Christentum selbst erst formte und schuf. Sie ist etwas Anderes als die Mission des Mittelalters mit ihrer gewaltsamen Massenbekehrung und ihrer Angliederung der bekehrten Völker an das christliche Imperium und die christliche Kirche. Sie ist auch etwas Anderes als die pietistische Mission, die alle Heiden als verloren und verdammt betrachtet und Seelen aus der Hölle für den Himmel retten wollte, die in dem Zeitalter des sentimentalen Individualismus sich ebenfalls nur individualistische Ziele setzte. Sie ist die Ausbreitung der religiösen Ideenwelt Europas und Amerikas im engen Zusammenhang mit der Ausbreitung der europäischen Einflußsphäre. Sie achtet das fremde religiöse Leben als wirkliches religiöses Leben und knüpft daran fortführend und entwickelnd an. Sie mischt sich nicht überall wahllos in fremdes religiöses Leben ein, das nach dem Christentum keinerlei Bedürfnis hat, und weiß, daß die Christianisierung stets eine gewisse geistige und kulturelle Höhe voraussetzt, wie das Christentum selbst ja erst in der Reife und Ueberreife der antiken Zivilisation mög-

lich war. Sie ist nicht Rettung und Bekehrung, sondern Erhebung und Entwicklung, jedenfalls Rettung und Bekehrung nur da, wo Religion und Moral im tiefsten Verfall sind, was keineswegs die Regel ist auf heidnischem Gebiet. Sie arbeitet nicht mit dem kahlen Begriff des Heidentums als einer gleichartigen verfinsterten Masse, sondern mit der religionsgeschichtlichen Anschauung von der verschiedenartigen Höhe und Reinheit religiöser Bildungen, von denen unter Umständen auch sie lernen kann, und wo sie überall den guten religiösen Kern sucht, um ihn zu befruchten und zu entwickeln, rauhe Schalen zu durchbrechen und Entartungen und Verwilderungen abzuschneiden. Sie will nicht Alle auf die gleiche Höhe heben, sondern weiß, daß Stufenunterschiede immer bleiben und daß die Mission bei Wilden und Halbwilden andere Ziele hat als bei alten Kulturvölkern.

Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung, daß die Mission nicht unbedingt überall eingreifen soll, sondern nur da, wo Anlaß und Bedürfnis dazu vorhanden ist, wo die inneren Zustände von selbst die Mission herbeirufen. Das wird überall da der Fall sein, wo die europäische Zivilisation und Kolonisation die bisherigen Lebensverhältnisse der Einzelnen auflöst, ihnen ihre Sitten und Kultur direkt oder indirekt zerstört und sie den Wirkungen einer Zivilisation aussetzt, die ohne Steigerung ihres moralischen, religiösen und intellektuellen Vermögens für sie zerstörend ist. Hier löst sich altes religiöses Leben auf und ist der Anlaß zur Pflanzung eines neuen. Hier wird der allgemeine Kulturzustand verändert und verlangt diese Aenderung auch nach einer religiösen Hebung. Die Eingeborenen-Politik darf die Eigeborenen nicht bloß als Ausbeutungsobjekte betrachten, sie muß sie äußerlich und innerlich heben. Das aber ist ohne Auflösung ihrer alten Religion und ohne neue religiöse Kräfte unmöglich. Zu einer solchen Aufgabe ist Niemand geschickt als die Mission, und, was sie auch in diesem überaus schwierigen Werk wirklich oder vermeintlich fehlen mag, ihr Werk ist nur zu bessern, aber nicht zu ersetzen und nicht zu entbehren. Was hier an selbstloser und entsagender Arbeit von den Missionaren aller Konfessionen geleistet wird, das ist außerordentlich und ist unentbehrlich, wenn nicht unsre ganze Kolonisation als unmoralisch verworfen werden soll. Darauf aber wird nicht verzichtet werden und kann nicht verzichtet werden. Dann aber ist es unsere Pflicht, das zerstörte Leben dieser Völker nach Möglichkeit wieder aufzubauen und zu veredeln. Es ist eine langsame und mühselige Arbeit, und sie erreicht vielleicht nicht mehr als eine patriarchalische Lenkung und Erziehung, aber sie ist eine religiöse und sittliche Pflicht.

Ein Anlaß anderer Art findet sich da, wo in alten Kulturvölkern die heimische religiöse Entwicklung aus irgend welchen Gründen zur Auflösung und Zersetzung führt, wie das heute in Japan der Fall ist und aller Wahrscheinlichkeit nach in China bald der Fall sein wird. Da ist das Alte von selbst bereits in seiner Auflösung und tragen wir nicht erst etwa die Entzweiung hinein. Hier gilt es zu bauen und nicht zu zerstören. Ein großes Volk braucht für seine geistige Einheit und Gesundheit die Religion, sie muß die Kraft seiner weiteren Gestaltung sein. Aber Religionen kann man nicht beliebig erfinden, sondern sie müssen wachsen. Und das natürliche Wachstum solcher Völker ist, daß das Christentum mit seiner ganzen geistigen Kultur hier eingreife und hier eine neue Gestalt gewinne. Auch der Import europäischer Philosophie kann hier nicht helfen; die ist in ihren besten und tiefsinnigsten Erzeugnissen selbst vom Christentum mitbedingt und setzt zu ihrem Verständnis und zu ihrer Wirkung die Christlichkeit der Völker voraus. Sie ist überdies nur für die schmale Oberschicht und kann eine populäre Ueberzeugungs- und Lebenskraft niemals werden. Hier ist also der Ort für Mission und zwar für eine politisch völlig uninteressierte Mission. Es handelt sich nur darum, jenen Völkern zu einer neuen religiösen Grundlage ihrer Existenz zu helfen und die geistige Gemeinschaft der Kulturmenschheit mit ihnen zu gewinnen. Auch darf in einem solchen Falle nicht die Meinung sein, hierfür die Formen europäischen oder amerikanischen Christentums und Kirchentums einfach zu übertragen. Das muß wohl der Anfang sein. Aber die Religion gewinnt überall in den Zusammenhängen anderer Entwicklungen auch andere Gestalt, und es kann nur die Absicht sein, das Verständnis für die christlichen Ideen und Lebenskräfte überhaupt zu wecken, aus denen ein eigentümliches nationales Christentum hervorgehen wird. Die Mission kann die Entwicklung nur anregen und in Gang bringen und muß sie dann sich selbst überlassen.

Ganz anders freilich stehen die Dinge bei jenen Völkerschaften und Völkern, bei denen ihre natürliche Entwicklung nicht oder noch nicht Reife oder Notwendigkeit für die christliche Mission herbeiführt. Sie stehen auf einem ungestörten Niveau der allgemeinen Kultur, das für die Ideenwelt des Christentums etwa noch völlig unempfänglich ist. Da würde die Mission nur einzelne Seelen bekehren können und nur Zwiespalt und Uneinigkeit bringen, ohne den Geretteten Etwas zu geben, was bei ihnen selbständig Wurzel und Kraft werden könnte. Da werden ungeheure Kräfte vergeudet für winzige Ergebnisse und für Ergebnisse, die weder jenen Völkern noch den einzelnen Geretteten etwas Erhebliches zu nützen pflegen. Nur etwa als Vorbereitung und Schutz für die doch nicht zu vermeidende und dann so gefährliche Berührung mit der europäischen Zivilisation könnte hier die Mission gerechtfertigt werden. Oder wo Völker unter einer besonders grauenhaften Entartung der Religion leiden, mag Menschenliebe und Mitleid zu einem Eingriff und einer Humanisierung durch das Christentum treiben. Aber im allgemeinen ist die Mission an solchen Völkern schwach in ihren Ergebnissen und von zweifelhaftem Wert für die Gewonnenen. Auch liegt die Gefahr nahe, daß mit sehr äußerlichen Mitteln wenig wertvolle Seelen für einen sehr äußerlichen Glauben gewonnen werden. Damit sollen die Missionare und Missionsgesellschaften nicht getadelt sein, die ihr Liebes- und Errettungsdrang zu solchen Völkern treibt. Aber das ist dann mehr Privatsache; eine allgemeine Christenpflicht und ein öffentliches Interesse liegt hier nicht vor; vielmehr steckt hierin oft der Irrtum, als müsse allen Bäumen dieselbe Rinde wachsen und als könne man des eigenen Glaubens erst recht sicher werden, wenn Alle ihn wenigstens äußerlich und scheinbar teilen.

In noch höherem Grade gilt das von denjenigen Völkern, die eine hochstehende Religion bereits besitzen und gerade in der Kraft dieser Religion gegenüber der christlichen Welt eine ungebrochene und noch unerschöpfte eigene Entwicklung behaupten. Das ist der Fall mit den islamischen Völkern, die sich als ein unübersteiglicher Wall zwischen das westliche und östliche Kultursystem legen und als die Henker der hellenistisch-römischen Orientkultur die alten blühenden Heimatsgebiete des Christentums sich unterworfen haben. So morsch das türkische Reich sein mag, der Islam ist in voller Kraft, entspricht mit seiner dürftigen, aber einfachen und starken religiösen Idee den Bedürfnissen der Wüstenvölker und treibt selbst eine überaus erfolgreiche Mission, die bei den unzivilisierten Völkern Inner-Afrikas und der Sundainseln der christlichen überlegen ist. Gerade wegen seiner relativen Verwandtschaft setzt er dem Christentum einen unüberwindlichen harten Widerstand entgegen. Ihm gegenüber ist die Mission aussichtslos und zwecklos. Die große Auseinandersetzung mit ihm, die eine der Zukunftsfragen der Menschheit ist, wird nicht durch die Mission, sondern, wenn sie überhaupt gelingt, durch die Waffen und die Kolonisation erfolgen und dann mag vielleicht auch dort die Stunde der Mission schlagen.

Aehnlich steht es mit dem Judentum, nur daß hier auch jeder Gedanke an zukünftige kriegerische Entscheidungen ausgeschlossen ist. Hier muß sich Alles aus dem Innern des Judentums selbst, aus der Assimilation an die christlichen Völker heraus, entwickeln. Auch den Massen des östlichen Judentums wird besser durch ihre fortgeschrittenen Stammes- und Religionsgenossen geholfen werden. Sie werden durch sie und nicht durch die Judenmission gehoben werden. — Und wieder ähnlich steht es mit der großen und tiefsinnigen Religion des indischen Ostens, dem Brahmanismus. Auch hier steht eine wahrhaft tiefe religiöse Macht dem Christentum entgegen, die sogar nicht ohne Einwirkung auf die Christenheit selbst geblieben ist, und auch hier ist alle Mission macht- und ergebnis-

los, umsomehr, als jene Religionsbildung mit uralten historischen Entwicklungen und den Lebensbedingungen Indiens eng zusammenhängt. Auch hier kann eine Annäherung an das Christentum, wenn sie überhaupt jemals erfolgt, nur von innen heraus aus eigener Entwicklung des Brahmanismus sich ergeben. Es hat an derartigen Versuchen bis jetzt nicht gefehlt, aber es ist zu wirklichen ernsten Aussichten auf Annäherung dabei nicht gekommen.

Dieses Gewährenlassen fremder Religionen, sofern sie nicht durch die eigene innere Entwicklung oder durch zunächst äußere zivilisatorischen Berührungen das Christentum herbeirufen, das Eingreifen bloß in Fällen entgegenkommender Entwicklungen und Nötigungen, das Anknüpfen an die hier überall bereits vorliegenden ethischen und religiösen Kräfte, die Freigabe neuer nationaler Entwicklungen ist der Charakter der Mission in der modernen Welt. Wir haben nicht mehr die Auffassung älterer Geschlechter vom Christentum, daß ihm gegenüber alles Andere Finsternis und Verdammnis sei, daß für religiöse und ethische Entwicklung die Zustimmung zu christlichen Lehren einzige, unerläßliche Vorbedingung sei. Weder Fanatismus noch Mitleid brauchen uns dazu zu treiben, daß wir meinen, wir müßten allen Völkern unsere Religion aufdrängen. Aber wir bleiben der Gewißheit, daß die christliche Religion in ihrer Verbindung mit dem europäisch-antiken Zivilisationserbe die höchste Form und Kraft geistigen Lebens ist trotz aller Gebrechen, Widersprüche und Unreinheiten unserer Zivilisation. Deßhalb fühlen wir uns verpflichtet und berechtigt, überall da mit unserem höherem Besitz einzugreifen, wo Höheres und Besseres sich gestalten will oder sich gestalten muß.

Es ist eine Pflicht, die freilich nur innerlich überzeugte Bekenner des Christentums anerkennen können. Aber es ist darum doch nicht bloß Pflicht und Interesse einzelner privater Kreise. Unser eigenes Dasein beruht in Wahrheit trotz aller Zersetzung der hergebrachten Religion in der wissenschaftlich gebildeten Oberschicht und trotz allem Radikalismus, der von hier aus in die Unterschicht der städtischen Arbeiterwelt herabgesickert ist, auf der Gemeinsamkeit der religiösen Kräfte, und alle Ideen einer Kultur- und Menschheitsgemeinschaft sind Nichts ohne religiösen Untergrund. Wie unsere innere Entwicklung in Wahrheit an eine Neubelebung der religiösen Kräfte gebunden bleibt, so bleibt die Menschheitsidee und Menschheitszukunft an die Einheit in den höchsten religiösen Ideen und Kräften gebunden. Und so bleibt auch die Mission, trotz Allem, was man an ihr auszusetzen haben mag, ein öffentliches Interesse. Bei den Angelsachsen ist das selbstverständlich. Möchten auch wir Deutschen, denen erst allmählich der Welthorizont aufgeht, begreifen, daß die Mission nicht bloß Angelegenheit der Schwärmer und der streng kirchlichen Parteien, sondern ein öffentliches Interesse unseres Volkes ist.

Ernst Troeltsch

Grenzen der Lehrfreiheit

Aus Anlaß des Falles Römer, noch ohne Kenntnis der Predigt und der näheren Umstände, noch ohne Kenntnis auch des Konsistorialentscheids, schrieb ein befreundeter Universitätslehrer dem Herausgeber Folgendes:

1. Das Recht und das gute Gewissen der freien Theologie, innerhalb der gegebenen Landeskirchen ihr Werk zu treiben, ruht lediglich auf der wohlerwogenen und begründeten Einsicht, daß die bekenntnismäßigen Fundamente der Landeskirchen Glaubenszeugnisse sind, an die wir uns jetzt noch anzuschließen vermögen. Hätten wir diese Ueberzeugung nicht, so wären wir verpflichtet, neue Kirchen zu gründen.

2. Diese Einsicht bezieht sich sowohl auf das Dogma im strengen Sinn des Worts, wie die Zweinaturenlehre, die Trinitätslehre, die Lehre von der Versöhnung usw., als auch auf bekenntnismäßig festgestellte Tatsachen, sofern durch sie ein Glaubensgedanke ausgedrückt worden ist — auch wenn diese Tatsachen als Fakta unsicher oder unhaltbar sind.

3. Für die Wirksamkeit der Geistlichen muß daher die Regel gelten (Ausnahmen sind natürlich zulässig, besonders wenn der Geistliche schon das Vertrauen der Gemeinde besitzt), daß sie in der Predigt lediglich das Glaubenszeugnis zu Wort kommen lassen, wie sie es erfaßt haben. Im Unterricht und im außeramtlichen Wirken aber kann und soll Beides hervortreten: das am Bekenntnis erwachsene Glaubenszeugnis und die Kritik an der alten Fassung. Bloße Kritik steht dem Geistlichen überhaupt nicht zu; denn er soll bei jeder Betätigung minister verbi divini sein.

4. Es kann vorkommen, daß der Geistliche genötigt ist, auf der Kanzel seine kritische Stellung zu bezeugen. Aber nur eine äußere Nötigung ist hier anzuerkennen; seine inneren Nöte gehören auf die Kanzel nur dann, wenn er eine befreiende Lösung mit dazu geben kann.

5. Daß ein junger Geistlicher, der in eine Gemeinde berufen wird, in der Antrittspredigt seine kritische Stellung bezeugt, scheint eine Tat der Wahrhaftigkeit, ist aber in der Regel wohl eine Verwegenheit, sobald man sich die Zusammensetzung der Gemeinden, wie sie heute ist, und den kirchlichen Rechtszustand vergegenwärtigt. Ich kann mir das Bedürfnis eines solchen Geistlichen, Klarheit in der Situation zu schaffen, nicht nur gut vorstellen, sondern ich würde es auch selbst hegen; allein diesem Bedürfnis ist genügt, wenn er, sei es dem Superintendenten, sei es dem Gemeindekirchenrat, sei es beiden, seinen Standpunkt kundtut. In vielen Fällen ist übrigens der Gemeindekirchenrat so zusammengesetzt, daß er eine theologische Darlegung gar nicht verstehen würde, und von dem nächsten Vorgesetzten kann manchmal das Gleiche gelten — in solchen Situationen muß der Geistliche einfach schweigen und seines Amtes walten, wie er es sich vor Gott und verständigen Menschen zu verantworten getraut.

Facit: Wie über den gegenwärtig schwebenden Fall zu urteilen ist, hängt von Details ab, die ich nicht kenne, und ferner davon, was der Prediger Positives d. h. Erbauendes geäußert hat. Auch in diesem Fall kann er sich doch unmöglich gemacht haben. Ferner kommt in Betracht, ob und in welchem Umfange die Gemeinde Anstoß genommen hat, was ich nicht weiß. Ich setze aber den ungünstigsten Fall, daß er überwiegend theologisch-kritisch gesprochen, gute altgläubige Christen vor den Kopf gestoßen hat und daß ein Protest aus der Gemeinde erfolgt ist, ferner daß er der einzige Geistliche an dieser Gemeinde werden soll. Demgemäß setze ich den Fall, wir überzeugen uns, das Konsistorium sei im Rechte, wenn es Anstoß genommen hat. Dann sollen wir bündig erklären, der Mann habe verkannt, 1. was die Aufgabe der Predigt sei, und 2. in welcher Lage unsre Landeskirche ist. Daß das Konsistorium ihm das zu Gemüte führe und ernstlich vorhalte, sei nur Rechtens. Ob es sich mit dieser Vorhaltung begnügen kann oder für dieses Mal die Bestätigung versagen muß, hängt von Details und wiederum vom Eindruck der Gesamtpersönlichkeit ab. Auf den nicht ausbleibenden Vorwurf von Seiten der Linken, auch stürmischer Freunde, kann die Antwort nur lauten: Ihr habt kein Recht, Theologie und Kritik auf die Kanzel zu bringen; auch wenn unsre Landeskirche ganz modern wäre und alle theologischen Kämpfe beruhigt und beseitigt, wollen wir von der Kanzel nur hören, was die Seelen selig macht und den Willen zu Gott und dem Guten stärkt.

Brauche ich hinzuzufügen, daß ich das Drückende der Situation des Geistlichen wohl und stark empfinde? Daß er in einem Amte steht, das ihm nicht erlaubt, in jedem Momente sein Angesicht von jedem Scheine der Unwahrhaftigkeit rein zu waschen! Daß er nicht in jedem Momente sagen darf, was er gerade jetzt am liebsten sagen möchte! Es gibt Naturen, die dies nicht ertragen, sondern innerlich daran zu Grunde gehen — solche sollen nicht Pfarrer werden. Wer das werden will (zu allen Zeiten, aber besonders in unseren Tagen), muß eine so brennende Liebe zu seinem Berufe und einen so ehrfürchtigen Respekt vor dem geschichtlichen Gang der Dinge haben, daß er sich bei allem Freisinn überall heimisch findet, wo ein christliches Zeugnis für Gott abgelegt worden ist, und er muß sich so sehr als ein unendlich reicher Hausvater und

Erzieher fühlen, daß er überall nur Schatzkammern sieht, aus denen er schöpfen kann. Endlich — er muß mit seinem persönlichen Empfinden für Gott und das Ewige über aller Theologie stehen, auch über seiner eigenen. Er muß, wenn er sich zu Gott erhebt, ein freier Herr über alle Dinge sein, und ebenso ein freier Herr, wenn er nachsinnt, wie er seinem Nächsten und seinem Volke helfen kann. Stehts so mit ihm, dann kann er lachen und scherzen, wenn sie ihm „Unwahrhaftigkeit" vorwerfen und Mangel an Mut, weil er sich weigert, die Kämpfe der Ikonoklasten gegen die Ikonolatren mitzumachen. „Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt" — gewiß nicht! Das tun wir nicht! Und das soll kein evangelischer Geistlicher tun, der eine Gemeinde auf seinem Gewissen hat. Pflegen, fördern und reinigen soll er ihre Empfindungen, ihren Willen und ihre Gedanken! — — —

Ich darf bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß die Freunde der Christlichen Welt bei ihrer Zusammenkunft im Herbst die „Grenzen der Lehrfreiheit" zum alleinigen Gegenstand ihrer Verhandlungen machen werden. R

Schillerpredigten

Julius Burggraf, Pastor an der Ansgariikirche in Bremen, hat von Neujahr bis Trinitatis dieses Jahres zwanzig Predigten gehalten, die aus dem Rahmen der gewohnten Predigtweise fallen. Er hat mit einem freien Gebet und mit der Vorlesung eines biblischen Abschnitts am Altare begonnen, jeder Predigt aber außer einem Bibelwort eine oder mehrere Dichtungen Schillers zu Grunde gelegt. Diese Predigten sind nun*) im Druck erschienen. Die erste Predigt hat die Ueberschrift: „Zur Einleitung." Die anderen zerfallen in folgende vier Abschnitte: 2—7 „Im Tempel der Schönheit" (1. Sonntag nach Epiphanias bis Estomihi); 8—13 „Unter dem Kreuze" (Invokavit bis Karfreitag); 14—16 „Verklärung" (2. Ostertag bis Cantate); 17—20 „Die Zukunft der Kirche" (Himmelfahrt bis Trinitatis).

Wir haben es in diesen Predigten mit einem reichbegabten, wissenschaftlich tüchtig gebildeten, in die sittlichen und religiösen Lebensfragen tief eindringenden Manne zu tun. Wie ernst er sich um das Verständnis der Kunst, namentlich um das unserer beiden größten Dichter, bemüht hat, das haben die früher von ihm erschienenen Schriften bewiesen: Schillers Frauengestalten (Zweite Auflage 1900), Glaube und Kunst (1900), Goethe und Schiller im Werden der Kraft (1902). Schiller ist er offenbar innerlich verwandt. Er versteht seine gewaltige Charakterkraft und weiß sie ergreifend zur Darstellung zu bringen. Er lebt in dem Licht, das Schillers Seele so wunderbar verklärt, und hebt uns zu ihm empor. Das gewaltige dramatische Leben in der Geschichte, das mächtige Ringen, das sie beherrscht, und das darauf gerichtet ist, die Bildung freier sittlicher Charaktere zu erreichen, ist, wie bekannt, der Pulsschlag der Dramen unseres großen Dichters. Burggraf vermag es, mit dem Dichter einzugehen in dies mächtig bewegte Leben und es uns in seiner Bedeutung zum Verständnis zu bringen. Die ergreifenden Seelengemälde endlich, die Schiller in seiner Maria Stuart und in der Braut von Messina uns vor Augen stellt, versteht Burggraf in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und zu deuten. Aber unbefangen steht er dem Dichter gegenüber. Er verschweigt es nicht, wenn von ihm die ganze Höhe der christlichen Anschauung nicht erreicht wird oder das Lebensbild Jesu nicht so klar, wie es sollte, in seiner Seele hervortritt. Denn es ist Burggraf durchaus Ernst mit dem Christentum und er denkt nicht daran, es zu verflüchtigen oder in Kultur aufzulösen. Er weiß sich Eins mit Christo und der Lebensmacht, die von ihm ausgegangen und auch in der Gegenwart noch in voller Wirksamkeit ist. Er steht ihm und der heiligen Schrift pietätvoll und dankbar gegenüber. Dem Radikalismus, der in der letzten Zeit in Bremen Macht gewonnen hat, widersetzt er sich ernst und entschieden. Mißgünstige könnten auf den Gedanken kommen, Burggraf habe durch die Verknüpfung Schillers mit Christus etwas Frappantes leisten und in der Heimat des zersetzenden Personalgemeindentums seine Personalgemeinde vermehren wollen. Er hat vor dem Beginn seiner Schillerpredigten ihr Programm „an die Mitglieder seiner Gemeinde sowie an die Geistlichen und Lehrer Bremens und an zehn deutsche Blätter" gesandt. Man könnte darin Reklame sehen. Offenbar aber ist Burggraf wirklich durch Intuition zu seinem Vorhaben und zu der Erwartung gekommen, daß es etwas Notwendiges leisten und einen kirchengeschichtlichen Fortschritt begründen werde. Seine Leistung ist zu bedeutend, als daß sie der Reklame bedurfte. Und ohne Zweifel liegen seinem Unternehmen zwei durchaus berechtigte Absichten zu Grunde. Burggraf weiß, daß es auch in Bremen an Abfall vom Christentum und Atheismus nicht fehlt. An Schiller aber glaubt man noch einigermaßen. Dieser Glaube kann zum Glauben an Christus führen. Warum sollte man nicht versuchen, ihn für diesen Zweck zu verwenden? Und Burggraf ist fest überzeugt, daß der Gott, der uns in Christus seine höchste Offenbarung geschenkt hat, auch in den Seelen der prophetischen Männer unseres Volkes wirksam gewesen ist. Führt von Christus eine Linie der Entwicklung zu ihnen, so führt sie auch von ihnen zu Christo zurück. Er kann also durch jene uns vertraut werden. Sie können uns dazu verhelfen, ihn unserem Volke anzueignen. Die Predigt ist um der Gemeinde, nicht um einer homiletischen Theorie willen da. Warum also sollte es unerlaubt sein, die Theorie um der Gemeinde willen zu durchbrechen? Diese Gedanken sind durchaus richtig. Ich bitte, mit ihnen an die Lektüre der Predigten zu gehen. Und ich möchte nach Kräften dazu beitragen, daß sie von Geistlichen und Laien eifrig gelesen und durchdacht würden. Diese werden durch sie hoffentlich für das Christentum, wenn das nötig ist, gewonnen werden. Jene werden von ihnen einen bedeutenden Impuls empfangen, in ihren Predigten über das Herkömmliche sich zu erheben und sich zu vertiefen.

Aber die Ausnahme bestätigt die Regel, auch die homiletische. Was im einzelnen Falle erlaubt, ja bis zu einem gewissen Grade notwendig sein mag, das muß aufhören, sobald der besondere Anlaß nicht mehr vorliegt. Wenn also Jemand meinte, hier sei nun die wahre Predigtweise für die Zukunft gefunden, oder wenn Burggraf uns nun Lessing-, Goethe-, Rückert- oder Geibelpredigten bieten wollte, so müßte ich dagegen entschieden protestieren. So fest ich von dem inneren, ja dem geschichtlichen Werte der Schillerpredigten unseres Verfassers überzeugt bin, so leiden sie doch an Fehlern, von denen zwar die einen vermeidbar waren, die anderen aber unvermeidlich aus dem eingeschlagenen Verfahren sich ergeben haben.

Die Fehler der zuerst genannten Art sind mannigfaltig. Ich nenne sie, sehe aber, um die Leser nicht zu ermüden, von der Anführung einzelner Beispiele ab. Die Zusammenstellung von Aussprüchen und Charakterschilderungen unseres Dichters mit biblischen Parallelen ist zuweilen gewaltsam, in einzelnen Fällen nahezu verletzend (z. B. S. 231, 260 Es ist vollbracht). Die Begeisterung für Schiller führt unsern Prediger zur Apostrophe (S. 10), in gewisser Beziehung zur Erhebung des Dichters über Paulus (S. 252). In manchen der ernsten Gebete klingt die Beziehung auf zu besprechende Dichtungen oder auf den Kampf gegen die Orthodoxie an. Die Sprache ist, freilich der Eigentümlichkeit des Verfassers entsprechend, zuweilen mehr rednerisch, als manchem Leser zusagen wird. Die Konfirmation, der aber ein religiös sehr wertvolles, wenn auch zu umfassendes Glaubensbekenntnis der Kinder eingefügt ist, verläuft einigermaßen dramatisch. Es wäre kleinlich, über solche Dinge mit Burggraf zu rechten. Ich wünsche, daß auch die Leser sie übersehen, aber verschweigen durfte ich sie nicht.

Nicht übersehen aber kann ich, daß alle diese Predigten durchzogen sind von dem Kampfe gegen die Orthodoxie. Schon in außergottesdienstlichen apologetischen Vorträgen für die Gemeinde würde das mich nicht erfreuen. In den Gottesdienst aber gehört dieser Kampf auf keinen Fall. Zu aller Zeit ist

*) Schillerpredigten von Julius Burggraf, Pastor an der Ansgariikirche in Bremen. Jena, Hermann Costenoble 1905. X u. 396 S. Gebunden 5 Mk.

der Herzschlag des Gottesdienstes das Opfer gewesen. Die römischen Priester opfern den von ihnen geschaffenen Gottmenschen. Wir kennen nur das geistige Opfer des Gebets. Die Gebetsstimmung muß daher immer auf dem ganzen Gottesdienste ruhen. Wird sie verletzt, so wird der ganze Gottesdienst zerstört. Ich komme in die Kirche aus dem Kampfe des Lebens, um in der betenden Gemeinde den Frieden der Religion zu finden. Finde ich ihn da nicht, so bleibe ich weg, mag der orthodoxe oder der liberale Doktrinarismus mich verletzen. Wie unterscheiden wir uns von den Orthodoxen? Das ist mit Einem Worte zu sagen. Wir unterscheiden scharf zwischen dem Ewigen und dem Geschichtlichen in der Religion, zwischen Gott und seiner Offenbarung in Christus, der Kirche, der Schrift und dem Bekenntnis. Wir werden dieser Güter, in denen Gott uns entgegenkommt, wahrhaft und ganz anders froh als die Orthodoxen, weil wir frei zu ihnen stehen; aber wir streiten nicht über ihre Würde. Denn das Heil unserer Seelen verbürgt uns Gott selbst, der als der allmächtige Schöpfer, Richter und Erlöser jede Faser unseres Wesens durchdringt. Er ist mächtiger als der mächtige Atheismus, mächtiger auch als das Menschenwerk Orthodoxie, als die römische und die evangelische. Verwirren wir uns in den Kampf mit diesem Menschenwerke, so tritt unser höchster ewiger Besitz nicht klar und in seiner ganzen Macht hervor. Wie wunderbar haben die großen Dichterwerke unseres Volkes eben dadurch unser Volk erhoben, daß sie waren, was sie sind, ohne Hinzufügung des Kampfes gegen falsche ästhetische Theorien. So hat die Predigt einfach die Herrlichkeit des Menschenlebens, das mit Gott geeint, ist im Gebet, in allen Verhältnissen und Geschicken zu beschreiben. Da tritt der Orthodoxie eine Macht entgegen, der sie nicht gewachsen ist, wie mächtige Heerschau sie auch halten mag.

Der Fehler, dem Burggraf nicht entgehen konnte, und der doch der wichtigste seiner Predigten ist, kann mit dem Einen Worte bezeichnet werden: Niemand kann gleichzeitig zwei Herren dienen. Der Gottesdienst ist dazu da, die Religion so zum Ausdruck zu bringen, wie sie in der Gemeinde und in der Seele des Predigers lebt, nicht wie die Kunst sie darstellt, die, um zu existieren, einen Schritt vom Leben sich entfernen und Darstellungsmittel in ihren Dienst nehmen muß, die relative Selbständigkeit haben. Auch in diesem Sinne gilt das Wort: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn!" Wenn Burggraf vor der Ausarbeitung seiner Predigten an den betreffenden Dichtungen Schillers sich erhoben, mit ihrem Gehalt und Geist sich erfüllt hätte, so war das gut. Aber was er gab, hatte er dann als *sein* Leben zu geben, ohne den Umweg über Schiller. Die Gemeinde ist nicht dazu da, mit dem Prediger diesen Umweg zu gehen. Selbst in einer Gemeinde wie der des Verfassers können das nur Wenige. Wenn ein Organist mich durch einen Choral erbauen soll und er meint, das könne ihm nur dann gelingen, wenn er zuvor eine Bachsche Fuge gespielt habe, so sage ich ihm: Gut, aber spiele sie zu Hause. Wenn ein Baumeister ein Bethaus für eine evangelische Gemeinde bauen soll und er glaubt sich dazu durch den Anblick eines gotischen Domes begeistern zu müssen, so mag er es damit halten, wie er will. Wenn er aber einen Betsaal in eine im gotischen Gerüststil gebaute Kirche baut, so ergibt das eins der architektonischen Zwittergebilde, die unser Schmerz sind. Bei unserem Prediger kommt Schiller nicht zu seinem Rechte und die Predigt nicht zu dem ihren. Hätte er außergottesdienstliche Vorträge über die religiöse Bedeutung der Dichtungen Schillers gehalten, dann hätten seine Hörer von Schiller mehr gehabt. Für die Predigt aber nehmen die Erläuterungen der angezogenen Dichterwerke viel zu viel Zeit weg. Meinen Konfirmanden hatte ich immer so viel zu sagen, daß ich die Konfirmationsrede lieber abgelehnt, als daß ich sie mit Beziehungen auf ganz fragmentarische Notizen aus Schillers Wallenstein gehemmt und mir erschwert hätte. Und die größte weltgeschichtliche Tat, die von Golgatha, nicht aus ihr selbst und aus der ganzen Geschichte des Christentums, sondern durch Erinnerung an Schillers Maria Stuart zu erläutern, das hätte ich nicht fertig gebracht. Für die

zweite Predigt sogar, die das Verhältnis der Kunst zur Religion erörtert, hätte ich die in keiner Predigt zu bezwingende Dichtung Schillers (die Künstler) mir nicht zum eigentlichen Text erwählt, sondern — wenn ich wirklich kein treffendes Bibelwort fand — etwa die unvergleichlichen Verse Michelangelos: „Nicht Malen und nicht Meißeln stillt mein Sehnen; die Liebe nur, die, selbst den Tod nicht scheuend, am Kreuz die Arme mir entgegenbreitet." Diese wenigen Worte, belebt durch eine Charakteristik des unvergleichlichen Meisters, hätten ohne Zweifel eine ganz andere Wirkung gehabt, als das unvollkommene Eingehen auf eine nur den Wenigsten ganz gegenwärtige umfangreiche Dichtung.

Aber habe ich damit nicht mir selbst das Urteil gesprochen? Ich verlange für die Predigt klare, feste Themata; ganz bestimmte Gegenstände des Glaubens und des sittlichen Lebens — oder auch aus der Geschichte sollen in ihr besprochen werden. Das „oder auch aus der Geschichte" wird man gegen mich selbst kehren. Aber mit Unrecht. Hätte Burggraf den Sieg des Christentums über die vorchristlichen Religionen, den Sieg der Reformation über Rom, das Unheil des dreißigjährigen Krieges oder der französischen Revolution, hätte er darin das Walten und die Gerichte Gottes, hätte er in einigen der Helden des Glaubens die Herrlichkeit des Glaubens beschrieben, dann hätte ich nur zustimmen können. Auch der Kampf, den Schiller selbst um die Ideale im Gegensatz gegen eine feindliche Welt hat kämpfen müssen, war ein würdiger Gegenstand für eine Predigt, namentlich für eine Säkularpredigt. Eine Predigt über geschichtliches *Leben* ist etwas Anderes als eine Predigt über das *Bild* des Lebens. Die Kunst entfernt sich eben ihrer Natur gemäß um einen Schritt von dem Leben und dem Lebensquell, der den Gegenstand der Predigt bilden muß. Burggrafs Schillerpredigten sind wertvoll und gut, aber als Ausnahme, nicht als Regel.

Nun noch ein kurzes Wort über die kirchlichen Zustände Bremens, die Burggraf in so ernster und würdiger Weise bespricht, und aus denen seine Schillerpredigten hervorgegangen sind. In meiner Jugend wirkte ich in der Provinz Hannover. Wir sahen mit hoher Achtung zur Bremer Landeskirche empor. Wohl galt von ihr das Wort: Ecclesia Bremensis gubernatur Dei providentia et confusione hominum.*) Indes in der Verwirrung der Menschen wirkte damals doch eine prästabilierte Harmonie. Diese Harmonie hörte auf, als Schwalb sie zuerst mit seinem kaustischen jüdischen Witz durchbrach. Dann kam Kalthoff, nach dem das Christentum durch die sozialen Bewegungen der damaligen Zeit wie von selbst, ohne Christus, entstanden ist. Durch Mauritz entstand eine Taufverwirrung. Steudel gab die Parole aus: Los von Kanaan; kein Unterricht ohne Religion und kein Unterricht in der Religion. Kurz: es begann eine Anarchie, die zu überwinden Männer wie Burggraf und die um das „Protestantenblatt" Geeinten alle Kraft werden aufbieten müssen. Da möchte ich denn aus den Erfahrungen, die ich in einem langen Leben gesammelt habe, einen Ausweg zeigen, mit dem Burggraf, wie ich nach seinen Andeutungen meine, wohl einverstanden sein wird. Ich denke: jede Gemeinde hat auch dort einen Kirchenvorstand. Nun teile man jede Gemeinde in so viel Bezirke, als sie Geistliche hat. Man gebe jeder Bezirksgemeinde einen Geistlichen, *der für sie verantwortlich ist.* Man lasse sie ein Bezirkspresbyterium wählen, das den Bezirksgeistlichen in der Führung des Mitgliederverzeichnisses, in der Liebestätigkeit und in der Seelsorge unterstützt. Ueber dieser ernsten sittlichen Arbeit werden den Geistlichen sicher die abenteuerlichen dilettantischen dogmatischen Einfälle vergehen, mit denen jetzt einige das Gemeindeleben verwirrt und zersetzt haben. Es werden dann auch Schillerpredigten entbehrlich werden. Man stelle endlich einen Superintendenten an, nicht zur Wahrnehmung der Kirchenpolizei, sondern zur Erweckung der Seelsorge Aller an Allen im Verein der Geistlichen, damit dieser Verein für die ganze Stadt das Vorbild einer idealen, in Liebe geeinten Gemeinde werde. In diesem Verein, der zugleich als Ehren-

*) Die Bremer Landeskirche wird durch die Vorsehung Gottes und die Verwirrung der Menschen regiert.

gericht zu dienen hat, müssen all die neuen Gedanken, die jetzt sofort vor die Gemeinde gebracht werden, erst wiederholt zur Sprache kommen und gründlich verarbeitet werden, ehe man sie vor die Gemeinde bringt. Man versuche es damit. Der Gewinn für das kirchliche Leben der edeln freien Hansastadt, die so lange sich mit Recht „Herberge der Gerechtigkeit" genannt hat, wird nicht ausbleiben. Sulze

Neun Thesen aus, zu und wider Paul Natorps Sozialpädagogik

1. Wissenschaft

Das Bewußtsein ist zwar der Natur verhaftet, aber es ist zugleich auch mehr als sie. Als bloß erkennendes erreicht es stets nur ein bedingtes Sein. Das Unbedingte bleibt insofern als unerfüllte Forderung jenseits des erkennenden, erfahrenden Bewußtseins.

2. Sittlichkeit

Ueber alles Wollen von empirischen Zwecken hinaus erhebt sich die Frage, warum der Zweck sein soll. Die Frage ruht nicht, bis man endlich nach dem allein unbedingten, empirisch nicht mehr erreichbaren, unendlichen Zwecke fragt. Beständig steigert sich der sittliche Wille, nie erfüllt er sich schlechthin, nie erlischt er in seiner Erfüllung, stets liegt die Erfüllung noch jenseits des empirisch Erreichten.

3. Kunst

Die volle Selbstbefreiung des ästhetischen Triebes wird erlebt in der Ahnung eines ästhetischen Universums und seines Verhältnisses zum Universum des Intellekts und dem des sittlichen Willens. Ein Unbedingtes ist dies geahnte Universum; und als unerfüllte Forderung ruht es allezeit noch jenseits jeder, auch der höchsten empirischen Kunst.

4. Humanität

So kann sich der wahrhaft gebildete Mensch niemals in den Grenzen seiner natürlichen Verhaftung bescheiden. Jede Gestaltung der humanen Kultur: die Welt der Wissenschaft, die Welt der Sittlichkeit, die Welt der Kunst weist ihn allenthalben über die Bedingtheit des Menschendaseins hinaus zu einem Unbedingten, Jenseitigen, Transzendenten. In welcher Richtung die humane Kultur fortschreiten soll, das sagen ihr Wissen, Wille und Phantasie; aber auf die Frage: Wie weit? heißt die Antwort stets nur: Nie genug! Die Humanität hat keine Grenze. Ihr Höchstes jederart ist immer ein Jenseits.

5. Religiosität

Der humane Sinn für dieses Grenzenlose, Unbedingte, Jenseitige, Transzendente heißt Religiosität. Religiosität ist also diejenige Form, Mensch zu sein, in welcher der Verstand, der Wille und die Phantasie auch bei der höchsten Leistung sich von dem Unbedingten und seiner unerfüllten Forderung schlechthin abhängig fühlen. (Christentum z. B. gibts viel; aber christliche Religiosität ist erst da, wo die in Lehre, Sitte und Kult gegebenen geschichtlichen Inhalte des Christentums die beschriebene Form in einem Menschen oder in einer Gemeinschaft gewonnen haben.) Diesen Transzendenzanspruch muß die Religiosität um der Humanität willen unveräußerlich festhalten.

6. Mythus

Religiosität ist Form; sie hat keinen eigenen Inhalt. Ueber eine von Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst verschiedene Weise objektiver Gestaltung verfügt sie nicht. Ueber richtig und falsch, über gut und böse, über schön und häßlich entscheidet sie nicht. Naives gesundes Denken vergegenständlicht indessen stets das geahnte Universum seiner Wissenschaft, seiner Sittlichkeit, seiner Kunst, schreibt ihm sachliche Existenz zu, umkleidet es mit der Autorität des Jenseits und scheidet es als „geistlich" von allem „Weltlichen". Gesetze werden überirdische Dinge, sittliche Ideen wandeln sich in himmlische Gestalten, historische Persönlichkeit wird zu göttlicher Substanz.

7. Vernunftglaube

Die Philosophie bekämpft mit Recht diese Vergegenständlichungen als theoretische Irrtümer und raubt dem Menschen dadurch vorerst seine mythisierende Naivität; indessen kann selbst die Philosophie, weil sie der Sprache sich bedienen muß, der vergegenständlichenden Redeweise nicht entraten: „unbedingt", „Erfüllung", „Universum", „Jenseits".

8. Christliche Freiheit

Die wahrhaft human gebildete Kulturgemeinschaft hat diese Naivität wieder gewonnen; sorglos und frei braucht sie den Mythus zur Mitteilung gemeinsamer religiöser Gedanken, insbesondere auch in der Erziehung. Damit Alle an dieser Freiheit Anteil gewinnen, wird sie den Gebildeten aller Volksklassen zu achtungsvoller Klarheit über Sinn und Geltung des Mythus verhelfen; sie wird jeden sozialen Zwang, der für den geistlichen Mythus die Anerkennung gegenständlicher Weltgegebenheit fordert, in ihrer Mitte aufs schärfste perhorreszieren; und mehr noch: aller sittlichen Praxis, die sich aus der dinghaften Gegenüberstellung von Geistlichen und Weltlichem ergibt, wird sie bis aufs Blut widerstehen.

9. Monismus der Kultur

„Christus hat nicht zwei, noch zweierlei Art Körper, einen weltlich und den andern geistlich: Ein Haupt ist, und Einen Körper hat er." (Luther in der „Freiheit eines Christenmenschen".)

Friedrich Michael Schiele

Christliche Barmherzigkeit an Juden in Rußland

Von Herrn Kornmann, Pastor der reformierten Kirche in Odessa, erhielt der Herausgeber d. Bl. folgende zwei Briefe:

Odessa, 12. Dezember 1905

Ich lese soeben in der Christlichen Welt, daß Sie Spenden sammeln für die ermordeten und beraubten Juden in Rußland. Da ich mich seit dem 24. Oktober der Arbeit an den unglücklichen Opfern der blutigen Oktoberhetze gewidmet habe, wäre ich Ihnen recht dankbar, wenn Sie mir von den gesammelten Geldern einen Teil zukommen ließen.

Ich habe im ganzen über 300 Juden beherbergt, gekleidet, genährt und in neue Wohnungen, mit einem kleinen Hausrat versehen, installiert. Jetzt möchte ich die Armen durch den Winter bringen. Aber die Mittel gehen aus. Der projektierte Mittagstisch mußte aufgegeben werden wegen Mangel an Geld und weil durch den Poststreik ich von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten war. Von den 300 Menschen habe ich bereits 100 ausscheiden und die Anderen auf Kohle, Brot, Tee und Zucker herabsetzen müssen.

Es wäre gut, daß nicht alles in Deutschland gesammelte Geld durch Judenhände, sondern der Hauptsache nach durch Christenhände ginge. Wir haben die Pflicht zu sühnen. Gott wird helfen.

Odessa, 22. Dezember 1905

Ich habe über meine Arbeit in der hiesigen Deutschen Zeitung berichtet und die einzelnen Nummern an christliche Männer in Deutschland geschickt. Von A und B bekam ich keine Antwort. Von C bekam ich Antwort nach einigen Wochen — als ob die Menschen wochenlang hungern könnten! — und zwar, daß 7—800 000 Mk. gesammelt worden wären und mein Brief nach Berlin abgeschickt worden sei.

Ich habe am 24. Oktober 47 Flüchtlinge in der leeren Wohnung der englischen Judenmission aufgenommen, welche Zahl am nächsten Tag auf 67 stieg. Mehr konnte der Raum nicht fassen. Diese 67 wurden gebadet (8 Tage waren sie nicht aus den Kleidern gekommen), gekleidet (denn sie hatten

nur, was sie auf der Flucht mitgenommen hatten in der Eile), genährt und beherbergt. Wir kauften Matratzen, Decken, Kissen und gaben Morgens und Abends Tee, am Mittag eine kräftige Suppe, zweimal in der Woche koscheres Fleisch. Die Jüdinnen bereiteten selbst die Mahlzeit. Ferner wurden die alten Wohnungen aufgesucht, das Brauchbare ausgebessert und zur Installierung der Familien in neue Wohnungen geschritten. Ich kaufte ihnen einen kleinen Haushalt, bescheiden, aber gediegen, also die nötige Anzahl Bettstellen, Matratzen, Kissen, Decken; dann Stühle, Tische, dann Hausgeräte. Ich bezahlte die Miete auf einen Monat, kaufte Kohlen, kurz, tat Alles, was Liebe zum Geschlagenen mich tun hieß. So installierte ich nach und nach über 70 Familien mit mehr als 300 Personen. Sobald die Einen in ihr neues Heim eingezogen waren, wurden ebensoviel wartende Obdachlose aufgenommen usw.

Diese Arbeit hat natürlich sehr viel Geld in Anspruch genommen; ist aber auch dem zu erreichenden Ziel recht nahe gerückt.

Nun gilt es diese Menschen durch den Winter zu bringen.

Ich habe einen warmen Mittagstisch geplant; er mußte aufgegeben werden, weil mir die Mittel ausgingen. Ferner mußte ich etwa 100 Menschen ausschließen — besonders Erwachsene — weil ich unmöglich Brot schaffen konnte. In den letzten Tagen habe ich etwas Geld bekommen, sodaß ich täglich rund 275 Menschen nähre, ohne die Vielen, Vielen, die nur Brot bekommen. Ich brauche in der Woche 1400 Pfund Brot!

Es ist recht traurig, lesen zu müssen, daß ca. 10 Millionen Mark gesammelt worden sind, während ich keinen Groschen erhalten kann für meine Aermsten.

Ich habe mein ganzes Vertrauen für die Zukunft auf Gott gesetzt. Er hat uns bisher treulich geholfen. Er wird auch weiter helfen.

Freilich Judenmission treibe ich nicht, obgleich ich gern das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erkläre. Aber ich halte es für unrecht, die bittere Not armer Menschen zu benützen, um auf ihre religiösen Ueberzeugungen im Sinne eines Religionswechsels einzuwirken. Es ist ja leicht, wenn der Körper friert und der Magen leer ist. Aber im Sinne Christi ists sicher nicht. Außerdem steht der jüdische Pöbel auf ausschließlich niedriger sittlicher Stufe.

Tote hatten wir in Odessa etwas über 300 Juden und etwa 200 Christen. An Verwundeten Tausende. Ich hatte im Pastorat einen Verbandpunkt eingerichtet vom 18. Oktober ab; hatte 8 Verwundete, worunter ein blutjunger Student, der seinen Wunden erlag. An Obdachlosen rechnen wir rund 25 000 Menschen, wovon ich über den hundertsten Teil aufnahm, von den 10 Millionen aber keinen Pfennig bekam.

Wenn Sie in der Lage sind etwas für meine Armen zu tun, schicken Sie an . . .

Ich sende Ihnen heute einige Zeitungen. Tausend Dank für Ihre rasche Antwort. Auch das geringste Zeichen der Teilnahme gibt neuen Mut zu der schweren Arbeit.

Diese Briefe, nicht zur Veröffentlichung geschrieben, finden ihre Ergänzung durch sechs Nummern der Odessaer Zeitung 241, 243, 246, 250, 258, 264, vom 10., 12., 16., 21., 30. November und 7. Dezember (unsers Kalenders). Man liest darin unter vielem Interessanten sonst die Aufrufe zweier Pastoren: eben des reformierten Pastors Kornmann und des Baptistenpredigers Füllbrandt. Der Hilfswerke dieser Beiden gedenkt auch ein Bericht des Herrn C. Stettauer, der im Auftrage des deutsch-jüdischen Komitees Rußland bereiste: Frankfurter Zeitung Nr. 8, Abendblatt. Wir entnehmen den Mitteilungen Kornmanns in den genannten Zeitungsblättern noch Einiges zur Zeichnung der Situation:

Unsre Gesellschaft, welchem Glaubensbekenntnis sie auch angehören mag, hat die Pflicht, gut zu machen, was in Wahnsinn, Verblendung und bestialischer Roheit an diesen Elenden gesündigt und gefrevelt worden ist.

Die erschlagenen Väter, Mütter, Brüdern, Schwestern, Kinder können wir ihnen nicht wiedergeben. Dazu reicht keine Macht der Welt aus. Aber was wir tun können, muß geschehen.

Wir können, wir müssen die aus dieser furchtbaren Metzelei der blutigen Oktobertage Geretteten so unterstützen, daß sie wieder ein sicheres Dach über ihrem Haupte haben, daß sie wieder einen bescheidenen Haushalt einrichten können, daß sie wieder in stiller friedlicher Arbeit ihr Brot verdienen können, um dann — wenn ihr Herz groß genug ist — unter einem geistig erneuten Volke, in einer neuen Zeit, zu vergessen und zu vergeben. . . . . (243)

Ich komme soeben von der Durchmusterung der früheren Wohnungen unserer Obdachlosen. Die Verwüstung ist unbeschreiblich. Fast Nichts ist ganz geblieben. Alles ist zerschlagen: Betten, Schränke, Bilder, Spiegel, Tische, Stühle, Tassen, Gläser, Werkzeuge. Kurz Alles, was diese armen Leute brauchten zur Arbeit und zum Leben, ist zertrümmert. In wenigen Fällen nur ist noch eine eiserne Bettstelle, ein Tisch oder Stuhl durch Ausbesserung brauchbar zu machen. Außerdem wollen die Hausbesitzer, meist wenig begüterte Leute, die Fensterscheiben nicht einsetzen und die nötigsten Reparaturen vornehmen. Manche sind mit den Verwaltern geflohen! So sind die alten Räume bei dieser Jahreszeit unbewohnbar, und die Meisten fürchten sich, diese alten Wohnungen wieder zu beziehen. . . . . (246)

Wir haben bis jetzt für eine warme Ecke, warme und genügende Speise, körperliche Reinlichkeit und Gesundheit gesorgt. Wir haben unsere Pflegebefohlenen ausgestattet mit genügender Wäsche, mit einem kleinen Vorrat an Unterkleidern, mit warmen Winterkleidern, Socken und Stiefeln. Jetzt aber brauchen sie eigene Wohnung, und in der Wohnung 1. eine eiserne Bettstelle mit Matratze, Kissen und Decke; 2. einen Tisch, einen Stuhl, Teller, Messer, Gabeln und Gläser; 3. Küchengeräte zum Zubereiten der Speisen, einen Teekessel und Lampe. Ferner wird nötig sein, daß wir ihnen die Miete etwa für einen Monat einhändigen, sowie die nötigen Kohlen zur Beheizung der Wohnräume für die ersten Tage und genügend Eßwaren, daß der Hausvater ohne Sorge einige Tage nach Arbeit ausgehen könne. . . . (246)

Noch Eins. Neben den furchtbaren Greueln dieser Tage, wo Menschen Tiger und Hyänen überboten haben, hats auch Beispiele einfacher, treuer Pflichterfüllung gegeben, die wir aus helle Tageslicht ziehen müssen. Die Juden haben mir einmütig bezeugt, daß in einem Hause der Kartamyschewskaja der Dwornik sie mit eigener Lebensgefahr geschützt hat. Dieser einfache Mann soll etwa 150 Kinder vor dem sicheren Tod durch diese Bestien gerettet haben. . . . . (246)

Man hat mich gefragt, ob wir unter unseren Obdachlosen auch Protestanten haben. Solche haben wir Gott Lob nicht, und ich glaube nicht, daß unsere Glaubensgenossen Opfer dieser blutigen Tage geworden sind. . . . . (246)

Um ein typisches Beispiel anzuführen, in welcher Weise für die Unglücklichen gesorgt worden ist, greife ich die Familie S. heraus, von welcher wir 8 Personen, 7 Erwachsene und 1 Kind, aufgenommen hatten. Sie bekamen an Wäsche: 14 Hemden, 14 Paar Strümpfe, 7 Unterjacken und 7 Unterhosen. Ferner an Kleidern: 1 Beinkleid, 1 Rock und Weste, 6 Unterröcke, 8 Oberröcke, 9 Blousen, 6 Paar Stiefel, 1 Mütze. Ferner: 4 eiserne Bettstellen, zwei breitere und zwei engere, 5 Matratzen, 5 Decken, 5 Kissen. Ferner: 1 Tisch und 8 Stühle. Ferner: 1 Teekessel, 1 Teekanne, 1 Schüssel, 1 Lampe, 1 Eimer, 1 Reibeisen, 2 emaillierte Kochtöpfe, 1 gußeiserner Kochtopf. Ferner: 8 Teller, 8 Gläser mit 8 Untertassen, 8 Messer, 8 Gabeln, 8 Löffel, 8 Teelöffel. Ferner: Miete für den Monat November. Ferner: vorläufig $1\frac{1}{2}$ Pud Kohlen. In Aussicht genommen ist noch etwas Bettwäsche und ein Schrank. Der Empfänger ist jüdischer Volkslehrer, hat wohlerzogene Kinder und wurde total ausgeraubt. . . . . (250)

Es ist uns gelungen, bis jetzt 11 Familien mit 51 Seelen, die wir seit dem 24. Oktober beherbergt, genährt, gekleidet hatten, in neue Wohnungen nach dem obenerwähnten Schema einzurichten. . . . . (250)

Der Winter steht vor der Tür. Die Geschäfte stocken, Viele der Wohlhabenden haben die Stadt verlassen. Arbeit ist schwer zu finden. Die Not, die im Winter immer größer ist als in andern Jahreszeiten, wird von Tag zu Tag wachsen. Was soll aus diesen Menschen werden, die ohne ihre Schuld aus der friedlichen Arbeit herausgerissen, um ihr bißchen Hab und Gut gebracht worden sind? Mich jammert das Volk. Da muß weiter geholfen werden. Wir durften diese Menschen nicht ohne Arbeit lassen. Wir müssen sie beschäftigen. Wenn nicht um ihretwillen, so doch um unsretwillen. Uns selbst zum Schutz. Ein Hungernder ist wie ein Tier, das naturgemäß auf Raub ausgeht. . . . Die Stadt muß eingreifen. Sie muß, wie dies bei Mißernten oft geschah, öffentliche Arbeiten organisieren. . . . Unser Bürgerstolz, unsre Manneseehre, ja das einfachste Rechtsgefühl verlangen, daß gesühnt werde, was gesündigt worden ist. . . . . Wir sind unsrerseits unter allen Umständen entschlossen zu helfen, so lange unsre Mittel vorhalten, und sind für jede weitere Gabe zur Durchhilfe durch den Winter dankbar. Wir wählen uns die Aermsten unter den Armen aus. . . . . (258)

Ich brauche nicht vorerst hervorzuheben, daß ich mich nicht mit Proselytenmacherei abgegeben habe. Das versteht sich von selbst. Unser Werk ist ein Werk christlicher Barmherzigkeit. Der barmherzige Samariter hat den unter die Räuber gefallenen Juden nicht erst gefragt, ob er Zukunft in Garizim statt in Jerusalem anbeten wolle. . . .

Im Dienst des Einen Herrn war christliches Erbarmen und helfende Liebe unser Losungswort. *Es galt zu sühnen.* Es galt

zu zeigen, wes Geistes Kinder wir sind, und nicht durch Worte, sondern durch die Tat zu beweisen, worin wahres, lebendiges Christentum bestehe. . . . . (264)

Durch die mir anvertrauten Gaben konnten 58 Familien und 6 alleinstehende Personen mit 274 Seelen gekleidet, beherbergt, genährt, mit einem bescheidenen Hausrat ausgestattet in neuen Wohnungen untergebracht werden. Sie verblieben im Asyl 2118 Tage. Außerdem wurden außerhalb des Asyls ganz oder teilweise mit Hausrat ausgestattet, genährt und gekleidet 13 Familien und zwei alleinstehende Personen, zusammen 53 Seelen. Zusammen also 71 Familien mit 325 Personen. Täglich werden 100 Personen und darüber gespeist. . . . . (264)

Viel gute Menschen haben durch ihre Gaben zur Linderung der Not beigetragen. So hat eine arme Katholikin unter Tränen mir zwei Decken gebracht, die sie gewiß selber entbehrt hat. So hat ein fünfundachtzigjähriger Greis eines seiner zwei Kissen weggegeben, damit ein Müder sein Haupt in Frieden darauf lege. . . . . (264)

Bis die Nackten alle gekleidet waren, mußten wir aufbringen: 363 Hemden, 218 Paar Unterhosen, 226 Unterjacken, 123 Unterröcke, 363 Paar Strümpfe; 161 Paar Schuhe, 190 Frauen- und Mädchenkleider, 47 Männer- und Knabenanzüge, 41 Frauen- und Kindermäntel oder Jacken, 4 Ueberzieher, 19 Mützen, 4 Hüte, 5 Baschlicke, 87 Kopftücher, 17 Kinderdecken, 65 Windeln, 25 Kinderschürzen, 9 Paar Pulswärmer, 72 Handtücher, 37 Kämme. . . . Um unserer großen Familie der Obdachlosen einen bescheidenen Haushalt herzurichten, mußten wir 52 Tische und 203 Stühle kaufen und verteilen. . . . Zum Nachtlager nach des Tages Mühen und Lasten und damit Jeder sich bequem ausstrecken und warm zudecken könne, brauchten wir 106 Bettstellen, 143 Matratzen, 146 Kissen und 144 Decken. . . . Zum Zubereiten der Speisen erhielt unsere kleine Armenkolonie an Küchengeräten usw. 57 Teekessel, 57 Teekannen, 57 Eimer, 57 Reibeisen, 57 Schüsseln, 114 emaillierte Kochtöpfe und 57 gußeiserne Kessel. Außerdem 237 Teller, 239 Gläser, 237 Untertassen, 237 Messer, 237 Löffel, 237 Teelöffel, 237 Gabeln. . . . Auch an Beleuchtung mußte gedacht werden. Zu diesem Zweck wurden 57 Lampen verteilt. Und so steht auf jedem Tisch eine Lampe. . . . Das Handtuch und der Kamm durften nicht fehlen, und so wurden 72 Handtücher und 37 Kämme verteilt. . . . .

Freilich, wir, die wir es unternommen haben, diese Armenkolonie durch den Winter zu bringen, fragen bekümmert in Anbetracht der zunehmenden Teuerung, des beginnenden Winters und der drohenden Arbeitslosigkeit: Woher nehmen wir Brot, daß diese essen? . . . (264)

Ich gestehe, daß die Briefe des Pastors Kornmann und seine Berichte mich in eine große Verlegenheit brachten. Er wollte Christengeld von mir: denn Christen müssen hier sühnen. Er, der die „russischen Juden" aus nächster Nähe kennt, empfand den unter die Mörder gefallenen gegenüber nicht anders, als ich es in Nr. 50 d. v. J. ausgesprochen habe. Aber soll ich nun doch für sein Werk bitten, nachdem ich schon damals eine Bitte an unsre Leser unterlassen habe? Aus dem Grunde, der sich inzwischen als durchaus richtig erwiesen hat: daß nämlich für diese Unglücklichen genug Geld zusammenkommen werde ohne unser besonderes Eintreten? Ich schreibe also an Pastor Kornmann, daß er getrost die Unterstützung des deutsch-jüdischen Komitees annehmen soll: es ist doch unter diesen Hunderttausenden immerhin eine gute Summe auch von Christen. Aber wem der Sühnegedanke auf Herz und Gewissen geht, der schickt mir vielleicht doch noch eine Extragabe für Kornmann und sein Asyl.

Ich möchte nicht schließen, ohne mich zu der weitverbreiteten Meinung zu äußern, daß von den milden Sammlungen für die russischen Juden ein Teil des Geldes zur Stärkung der russischen Revolution verwandt werde. Die Kölnische Zeitung brachte eine ganz bestimmt lautende Meldung darüber gerade aus Odessa. Der Vorsitzende des Frankfurter Hilfskomitees hat in der Frankfurter Zeitung 7, Abendblatt, dieser Meldung zugleich im Namen zweier Vorsitzenden des Komitees für Odessa energisch widersprochen. Meines Ermessens liegt die Sache ganz einfach. Daß in einem Lande mit dieser Judenpolitik Juden sich mit ihrem Gelde und mit ihrer Person für die Revolution einsetzen, ist das Natürlichste und Selbstverständlichste von der Welt. In welchem Maße, mit welchem Recht und Unrecht, können wir nicht ermessen. Aber daß das für die Opfer der Oktobermetzeleien gesammelte Geld, zumal das in Deutschland gesammelte, anders als seiner Bestimmung gemäß verwendet werden sollte, halten wir für völlig ausgeschlossen. Es ist ja auch genug Elend zu lindern! Wir sind gewiß alle entsetzt über die Schrecken, durch die unsre baltischen Deutschen hindurchmüssen. Aber eine so massenhafte nackte Not, wie unter den Juden, ist doch dort nicht. Das Abscheulichste aber an diesen Judenmassakres bleibt für uns ihre einheitliche obrigkeitliche Leitung über das ganze weite Land hin. Es ist heute klargestellt: die Ausschreitungen brachen in 301 Orten an demselben Tage und fast zu derselben Stunde aus, vielerwärts unter offener Beihilfe der Polizei. Ganz wie einst in Armenien. Aber diesmal in einem — christlichen Lande! R

Verschiedenes

„Enchiridion. Der kleine Katechismus fur die gemeine pfarher vnd Prediger, D. Mart. Luth. Wittemberg, gedruckt Nick. Schir. 1536." Facsimile-Neudruck. Herausgegeben von Pastor Lic. O. Albrecht. Halle a. S., Waisenhaus 1906. Gebunden 8 Mk.

Ein reizendes Geschenk für Bücher- und Luther-Liebhaber. Eine gründliche Einleitung unterrichtet über die ersten Drucke und würdigt die vorliegende Ausgabe, die Albrecht so glücklich war in der Thorner Gymnasialbibliothek zu finden. Das Büchlein gibt ein entzückendes Bild der damaligen Kunst der Bücherausstattung. Als Beigabe bietet A. eine gute photographische Nachbildung des einzig bekannten Blattes der Tafeln, auf denen der Katechismus zuerst erschien.

D. Martin Luthers Kleiner Katechismus nach den ältesten Ausgaben in hochdeutscher, niederdeutscher und lateinischer Sprache herausgegeben und mit kritischen und sprachlichen Anmerkungen versehen von D. K. Knoke, Professor in Göttingen. Mit 26 Abbildungen nach Hans Behaim. Ebenda 1904. Querfolio 133 S. In Kaliko 8 Mk.

Der Kreis der Katechismusforschung ist hier weiter gezogen als bei Albrecht und so bietet das Buch sich als Fundgrube in erster Linie für Geistliche und wissenschaftliche Religionslehrer, zugleich aber auch für Alle, welche sich auf den Beruf eines evangelischen Pfarrers oder Lehrers vorbereiten wollen. Die wundervollen Abbildungen geben die Behaimschen Holzschnitte der Frankfurter Prachtausgabe des Kleinen Katechismus vom Jahre 1553 verkleinert wieder.

Auf dieses Werk und andere, welche die Katechismusforschung betreffen, werden wir später zurückkommen. Ernst Thiele

Schule und Leben. Reden und Ansprachen. Von Gustav Weicker. Halle, Waisenhaus 1905. 171 S. Geheftet 2,50 Mk.

Harnack betont zwar bei jeder guten Gelegenheit, daß die Antike und das Evangelium die Grundlagen unsrer Kultur seien, trotzdem kommt man bei der Unterrichtsverwaltung, wie es scheint, immer mehr von dem Glauben ab, daß die passendste Vorbildung eines Gymnasialdirektors in der Verbindung der Theologie und klassischen Philologie bestehe. Wer dem Wieseschen Rezepte aber noch anhängt, möge an dem prächtigen Geistesweben des verstorbenen Direktors des Marienstiftsgymnasiums in Stettin, Gustav Weicker, seine helle Freude haben. Diese Männer sterben allmählich aus; man tut gut, sie zu beachten, so lange sie noch leben. Dann wird man erkennen, daß solche gediegene Vorbildung ganz von selbst auf echtes Deutschtum führt, und daß die Kräftediagonale von Christus über Luther, Goethe, Bismarck geht. Die Entlassungsreden und Schulandachten sind traulich, innig, humorvoll, tief und vor allem einfach. Mancher wird seinen Gewinn davon haben, sich mit einer so reichen und starken Natur zu vergleichen.

Deutsch-christliche Weltanschauung. Von W. Heinzelmann. Gesammelte Vorträge und Abhandlungen. Ebenda 1905. 364 S. 5, gebunden 6 Mk.

Auch Heinzelmann ist theologisch gebildeter Schulmann, dazu noch theologischer Doktor von Jena und Sekretär der Königlichen Akademie in Erfurt. Abgesehen von zwei Erfurter Lokalthemen bietet er Aufsätze über die geschichtliche Grundlage der deutsch-christlichen Kultur (darunter der treffliche über Schleiermachers Monologe), über die wichtigsten Fragen der deutsch-christlichen Bildung (wertvoll namentlich die Worte über die Erziehung zur Freiheit), über Goethe als Vertreter einer deutsch-christlichen Weltanschauung. Reiche Belesenheit, geschickte Verwertung des Stoffes, gutes Deutsch, wohltuende Wärme, maßvoller Standpunkt, klare Ziele, nur zu viel Sperrdruck! Wer sich über die neuen Bahnen unterrichten will, in denen sich der Religionsunterricht in den oberen Klassen unsrer höheren Schulen — ich hoffe — meistens bewegt oder doch bewegen sollte, der findet das Nötige hier beisammen. Wenn nur das Buch etwas billiger wäre!
Fügner

Der Deutsche im Ausland, mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Von D. v. Oertzen. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XXIX, 1. Stuttgart, Belser 1904. 49 S. 80 Pf.

Daß wir Deutschen jetzt überall unbeliebt sind, weiß Jeder, der viel gereist ist, und woher das kommt, ist bei allen Kundigen ein offenes Geheimnis. Abgesehen davon, daß die anderen Nationen gegen uns das Gefühl hegen, das alteingesessene Familien gegen den Parvenü erfüllt, muß man sagen: wir betragen uns im wesentlichen auch wie Parvenüs; der Ausländer gewahrt an unsern Landsleuten draußen meist eine höchst unangenehme Abwechslung von würdeloser Verleugnung der Nationalität und kindisch-schneidigem säbelrasselndem Auftreten. Daß jeder Deutsche im Ausland eine diplomatische Mission in diesem Sinne für sein Volk auszuüben hat, zeigt Oertzen sehr verständig und deutlich. Max Christlieb

Kleine Mitteilungen. Ein Brief des Herrn Lic. Römer, worin er auf meinen Artikel in Nr. 1 antwortet, erscheint in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 24. Januar 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Das Geheimnis der Person Jesu (Ehrhardt-Dessau).

Darmstadt. Montag 22. Januar 8 Uhr im Fürstensaal, Grafenstraße: Hilligenlei (Niebergall-Heidelberg).

Dresden. Mittwoch 31. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Der religiöse Sinn (Pastor Stiehler-Erdmannsdorf).

Frankfurt a. M. Montag 22. Januar 5 Uhr im Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Hilligenlei.

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Marburg. Montag 29. [nicht 22.] Januar 1/2 9 Uhr im Ritter: Moderne Theologie des alten Glaubens.

Plauen i. V. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr im Café Trömel Oberstock: Religion und Sittlichkeit.

Seesen a. H. Mittwoch 7. Februar 4 1/2 Uhr Hotel Wilhelmsbad: Bibel und Babel (Pastor Chappuzeau, Hainholz-Hannover).

Stuttgart. Montag 12. Februar 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophetismus in Israel (Stadtpfarrer Lic. Volz-Leonberg).

Feine **ältere Dame,** der deutschen und englischen Sprache mächtig, wünscht älterem Herrn oder Ehepaar den **Haushalt zu führen,** auf hohes Gehalt wird nicht gesehen.
Offerten an **Reich, Schöneberg b. Berlin,** Gutzkowstr. 5.

Gebildete **Dame,** durch traurige Familienverhältnisse in schwere Not geraten, sucht baldigst Stellung als **Hausdame** in vornehmem Hause. Angebote und Anfragen erbeten an
Pastor **Wedemann**
Schippenbeil, Ostpreußen

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Probenummern der Christlichen Welt
versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

Bekanntmachung

Die **Oberpfarrerstelle** an unserer St. Nicolai-Kirche ist anderweit zu besetzen.

Das Einkommen regelt sich nach Grundgehaltsklasse III des Kirchengesetzes betreffend das Diensteinkommen der Geistlichen vom 2. Juli 1898.

Bewerbungen, denen Lebenslauf und Zeugnisse beizufügen sind, erbitten wir zum 1. Februar cr.

Pritzwalk, den 6. Januar 1906.

Der Magistrat

Pfarrstelle in Neapel

Wegen Rückkehr uuseres Pfarrers nach Deutschland soll die Pfarrstelle des deutschen Teils der **Deutsch-Französisch Evangelischen Gemeinde in Neapel** neu besetzt werden.

Die Stelle wird voraussichtlich zu Ostern d. J. frei. Bewerbungen sind bis zum 28. Februar d. J. zu richten an den Präsidenten der Gemeinde, Herrn Vizekonsul **Aselmeyer, Piazza della Borsa 33, Neapel.**

Das Gehalt beträgt Lire 5000 und wird nach 2 Jahren auf Lire 6000 erhöht.

Der Gemeinde-Vorstand

Chronik der Christlichen Welt
Verlag von J. C. B. Mohr

Nr. 2. Die Theologie der bayerischen Landeskirche — Göttliche Interessenpolitik — Der Kirchenstreit und der Taufstreit in Bremen — Aus Ostpreußen. Halbjahrsbericht — Glaubens- und Gewissensfreiheit in Estland, Livland und Kurland — Zuwendungen an Kirchen in Deutschland — Von der deutschen Volkszählung 1905 — Aus der Frauenbewegung — Verschiedenes: Aus Weimar; Hirtenbrief des neuen westfälischen Generalsuperintendenten; Einzelkelch in Oesterreich; Eine Liturgie für Oesterreich; Die Flucht aus dem Judentum; Baumgarten über Religionsunterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums; Gouverneur Augagneur; Deutschland und England; Theologische Fakultät in Paris; v. d. Goltz und Stoecker; In Berlin; Warenhaus Wertheim; Neugründung von Religion und Sittlichkeit; Für Lic. Römer

Quartal 1,50 Mk.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden
Herausgeber: H. Weinel
a. o. Prof. der Theologie in Jena

Naturalistische und religiöse Weltansicht
Von **Rudolf Otto,** Privatdozent d. Theol. in Göttingen. 1904. 296 S. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck
Farbige Künstlersteinzeichnungen.

Neu! Paczka, Reigen — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. Neu!

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt."
Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**

Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.

In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.

Größere Blätter: 70×100* cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . . je 2 1/2 Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
Herausgeber **Friedrich Michael Schiele**
Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Das prophetische Schrifttum
von **Prof. D. Karl Budde.** 40 Pfg.

---

* **Junge, gebildete Mädchen** * *
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Christliche Verlagsbuchhandlung sucht einen **passenden Vertreter** in erster Linie **zum Besuch von Pastoren. Bevorzugt** wird ein **gebildeter Herr,** der mit der einschlägigen Literatur vertraut ist. Gefl. schriftliche Angebote unter **S. V. 1501** an **Rudolf Mosse, Stuttgart.**

Zur **Laubsägerei**
Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei lief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.
J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.
Reichh. Katalog über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.
Laubsägeholz *per qm von 1 Mk. an*

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemäße Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weißheimer,** Freiburg i. Br.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung August Scherl G. m. b. H. in Berlin (Abonnementseinladung auf den „Tag")



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 4 — Marburg i. H., den 24. Januar — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Die Kindheit Jesu

Luk. 2, 41—52

Worauf beruht der große Reiz, der für uns im Anschauen der Kindheit großer Männer liegt? Es ist doch wohl das Wunderbare und für unser Denken Unerklärliche: das persönliche Tatenleben, das vom Bewußtsein unabtrennlich ist, aus dem Unbewußten hervorgehen, im Unbewußten vorgebildet zu sehen. Daß auch dieser Geist einmal Kind gewesen, und wie er hat Kind sein können, dies Wunder lockt uns immer wieder.

Im höchsten Maße scheint das der Fall sein zu müssen bei Jesus, dessen Persönlichkeit so ganz den Eindruck des Vollendeten, Absoluten mit sich bringt. Aber, während man sonst so gern und so reichlich Kindheitszüge berichtet, in denen der Mann sich schon spiegelt, haben wir aus der Kindheit Jesu gerade eine einzige Geschichte, einen einzigen aufleuchtenden Augenblick. Im übrigen liegt seine ganze Entwicklungszeit bis zum dreißigsten Jahre völlig im Dunkeln. Dasselbe aber beobachten wir bei den Propheten, bei den Aposteln. Selbst bei Luther fehlen uns charakteristische Kindheitszüge, erst mit den Kämpfen des Mannes tritt seine Persönlichkeit in die Geschichte.

Dieser Unterschied der religiösen Genien von allen anderen wird seinen guten Grund haben. Des Dichters und des Forschers Auge hängt früh an den Wundern der umgebenden Welt und die Freude daran bricht nach außen hervor. Des Religiösen Auge ist nach innen gekehrt. Der Dichter spielt, der Forscher vermutet und probiert — das kann sich ungehindert im Kinde entfalten und nach allen Seiten hervorsprühen. Auf dem Gebiete des Religiösen aber gibt es weder Spiel noch Hypothese noch Experiment. Die Seele bleibt geschlossen, bis sie, was sie zu sagen hat, auf Leben und Tod sagen kann, bis sie weiß, daß ihre Stunde geschlagen hat. Nur in dieser Form gibt es religiöse Wahrheit. Hier kann eine Seele nur leben im Reich des unbedingt Gewissen. Darum treten religiöse Genien plötzlich wie ewig fertige Größen aus der Stille, aus der Einsamkeit hervor, ungeworden, ohne Vater und Mutter, und ohne wesentliche Veränderung. Und es ist auch wohl mehr das poetische oder das wissenschaftliche Interesse, das sich nun um so gesteigerter in ihre Kindheit versenken möchte. Für das religiöse Interesse handelt es sich nicht um das Wie? oder Wo?, sondern lediglich um das Ja oder Nein dieser Erscheinung gegenüber.

Dennoch ist die eine Kindheitsgeschichte aus Jesu Leben für uns von höchstem Werte, da nun einmal theoretische Fragen und Zweifel die rein religiösen Fragen so leicht verwirren und verwirrt haben — abgesehen davon, daß das religiöse Interesse ja keineswegs das dichterische und wissenschaftliche ausschließt. Sie trägt so sehr den Stempel des Natürlichen, Anspruchslosen, ist so fern von den Wunderkinder-Geschichten, daß sie vielleicht gar nicht einmal Beachtung fände, fände sies nicht eben um des willen, von dem sie erzählt wird. Bei näherer Versenkung aber will es uns scheinen, als träten uns alle die Züge des Mannes bereits in diesem Kinde entgegen, als sei es eigentlich kaum anders denkbar. Wärs also eine Sage, so wäre wieder einmal die Sage von tieferer Wahrheit als alle wirkliche Geschichte.

1

Schon daß es eben dieser Augenblick ist, in dem des Kindes Seele sich ein einzig Mal überraschend öffnet, ist von einer fast zwingenden Notwendigkeit. Der, dessen ganzes Leben aufgehen sollte in den letzten religiösen Zielen seines Volks, kommt in den Mittelpunkt aller Geschichte dieses Volkes, in den Mittelpunkt seiner Religion, unter die feierlichen Scharen des Volks, dem er zum Führer geboren war. Er ist der geistige Erbe all des Wunderbaren, das hier vor ihn tritt. Nehmen wir an, daß es das erste Mal war, daß der Knabe Jerusalem sah in diesen Jahren der Entwickelung, so ist es ja kaum anders möglich, als daß es von überwältigender Wirkung auf ihn gewesen sein muß. Aber auch ohne diese Annahme mußte der jährliche Festzug der Höhepunkt in seinem Leben sein und, wenn irgendwo, so mußte hier einmal an diesem Kinde seine ganze Zukunft aufblitzen. Es kam in sein Element. So natürlich ist es, daß der Tempel hier das Kindesbewußtsein weckt, gleichwie nachher, daß der ganze Mann seine Stunde gekommen sieht, als der Prophetengeist des Täufers durchs Land ging und der wahre Tempel der großen Geistes-Geschichte seine Tore öffnete.

Die Erzählung berichtet uns keineswegs Dinge, die über das Kindliche hinausgingen. Die Bilder, die den Knaben unter den alten Gelehrten dozierend darstellen, widersprechen geradezu dem einfachen Wortlaut. Dies Kind **fragt**, und wir tun ihm keine Ehre an, wenn wir dieses Fragen als eine Komödie oder als eine Art Examen an den Schriftgelehrten auffassen wollten. Umgekehrt ist es. Die Gelehrten, denen dies Kind Freude macht mit seiner Aufmerksamkeit und seinem Fragen, examinieren es ihrerseits, wie man ein kluges Kind examiniert. Voran aber steht dies Zuhören und Fragen des Kindes, das nicht weit genug in sich saugen kann, was es hört. Ja, dies gerade ist das Bezeichnende. Nicht etwa von staunendem Versinken vor den Säulen und Wölbungen des herrlichen Tempels, nicht von der hinreißenden Wirkung des Volksgesanges und der Musik hören wir, als habe darüber der Knabe sich ganz vergessen, sondern von dem Fragen und Hören des Kindes. Es sind die Fragen der großen Geschichte seines Volks, die Lebensfragen, die gewiß nicht hier zum ersten Mal plötzlich in dem Knaben aufgestiegen sind, für die er aber hier unter den ersten Lehrern des Volkes Antwort zu finden hofft, nachdem er sie daheim aus den heiligen Schriften in sich gesogen hat, ohne eine Seele zu finden, der er sich mit dem Allen ergießen könnte. Ein Kind, dessen ganze Seele lauscht und fragt. Denn das ist das Ergreifende, so still und unbeobachtet es vor sich geht, daß eben über solchem Lauschen und Fragen

dieser Knabe die ganze Welt um sich her, Ort und Zeit, Heimat und Eltern vergessen hat. Ob die Sonne auf- und untergeht, ob die Meister wechseln, die einen gehen, die andern kommen, ob die Eltern fortgehen, — das Alles sieht und hört er nicht. Nur flüchtig etwa hier und da Speise mitgenießend oder dem Schlafe in der Nacht nachgebend, folgt seine Seele ganz allein dem Einen, großen Zuge, bis sie durch die Rückkehr der verzweifelten Eltern in die gewöhnliche Welt zurückgerufen wird.

Bei Alledem ist Nichts, was über das Kindesleben hinausginge, vielmehr ist es so echt und recht kindlich. Und doch ist es eben derselbe Zug, der die ganze Größe des späteren Mannes ausdrückt. Wie das Kind in diesen Stunden, so hat der Mann in seinem Lebenswerke allzeit über dem Einen, was seine Seele füllte, die ganze Welt mitsamt dem Schönsten und Liebsten in ihr vergessen. Nur das ist der Unterschied: hier ist es noch das brennende Fragen, dort die ganze Fülle des Geschauten und Erlebten, über dem er Alles vergißt. Hier ist es noch das unbewußte Vergessen des Kindes, das wirklich vergessen hat, dort aber tut er als Mann mit Wissen und Willen, was das Kind unabsichtlich getan, und löst sich trotz allem schmerzlichen Bedenken um des Einen willen von Haus und Heimat und Unterhalt und allen Banden der Welt. Aber nur aus der Seele, in der das Fragen von solcher einzigen Gewalt ist, kann die große Lösung hervorgehen, und der Mann selber lehrt es: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Und nur die Seele, die als Kind so rein aufging in ihrer Welt, konnte so als Mann sich hingeben an das Ein und Alles ihres Lebens. So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen.

H v L

Aus der Vorgeschichte der evangelischen Union

1

Seit dem dreihundertjährigen Geburtstage der deutschen Reformation, dem 31. Oktober 1817, besteht in den Provinzen des damaligen Königreichs Preußen die Union zwischen den bis dahin kirchlich getrennten Lutheranern und Reformierten. Einige andere deutsche Landeskirchen sind dem Vorgange Preußens und gleichzeitig Nassaus gefolgt. Wieder andere haben sich bis auf den heutigen Tag gegen den kirchlichen Zusammenschluß mit den reformierten Kirchen und Gemeinden in demselben Staate ablehnend verhalten. So sind kräftige evangelisch-lutherische Landeskirchen vor allem in dem ehemaligen Königreich Hannover, in Schleswig-Holstein, im Königreich Sachsen, in Württemberg, Bayern, Mecklenburg und außerhalb Deutschlands in den nordischen Königreichen und in Rußland bestehen geblieben. Dazu gibt es auch in den alten preußischen Provinzen separierte Lutheraner, die sich einst der Einführung der Union nicht hatten fügen wollen. Andererseits hat sich in den westlichen Ländern Europas der reformierte Typus des protestantischen Christentums erhalten. Zur kirchlichen Vereinigung der beiden großen evangelischen Religionsparteien ist es also doch nur in dem größeren Teile Deutschlands gekommen. Aber die alten Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten haben sich auch da, wo die beiden Konfessionen sich nicht zusammenschlossen, erheblich gemildert. Andere Differenzen in der Auffassung der Religion sind inzwischen von weitaus größerer Wichtigkeit geworden, und die alte Trennung der beiden evangelischen Konfessionen besteht hauptsächlich nur noch in der Form der namentlich auch national bestimmten Verschiedenheit der kirchlichen Sitte weiter fort.

Wo die Union vor bald einem Jahrhundert eingeführt ist, da hat sie sich auch überall längst eingebürgert. Wie Viele würden heutzutage überhaupt noch ein deutliches Bewußtsein von dem Unterschiede der beiden Hauptzweige des Protestantismus haben, wenn nicht die Erinnerung daran durch das gesonderte Vorhandensein der nicht unierten Landeskirchen wach und lebendig erhalten würde! Die Union ist eben da, wo sie zu Stande kam, zur kirchlichen Sitte und zur Gewohnheit geworden, und

daß sie, seit sie besteht, auch vielen Segen gestiftet hat, wird von den Meisten, die ihr anhängen, mit Dankbarkeit anerkannt. Ihre Einführung in Preußen hat sich trotz mancher unleugbarer Ungeschicklichkeiten, die Friedrich Wilhelm III. und seine Berater dabei begingen, doch verhältnismäßig leicht und glatt vollzogen — ein Zeichen, daß schon längst die Saat zur Ernte reif war. Der König aber, der es stets schmerzlich empfunden hatte, daß er als Reformierter mit seiner innig geliebten Gemahlin, der lutherischen Königin Luise, nicht zusammen zum Tische des Herrn treten konnte, und der vor allem auch aus diesem persönlichen Grunde der Einführung der Union in seinem Reiche von vorn herein geneigt war, hat am Reformationstage von 1817 doch nur dieselbe Kirchenpolitik befolgt und zum glücklichen Abschluß gebracht, die seine Vorfahren und Vorgänger seit dem ersten Weihnachtstage 1613, an dem der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg zum reformierten Bekenntnis übertrat, vorwiegend aus politischen Gründen beobachtet haben.

Zwei Jahrhunderte also mußten vorübergehen, bevor die brandenburgisch-preußische Unionspolitik ihr Ziel auch auf dem kirchlichen Gebiete selbst erreichte, nachdem es ihren reformierten Trägern schon längst gelungen war, in ihren überwiegend dem lutherischen Bekenntnis anhängenden Ländern den Grundsatz der konfessionellen Parität zur kräftigen Geltung zu bringen. Und doch hat es schon im 17., ja 16. Jahrhundert nicht an zahlreichen Stimmen gefehlt, die zu Gunsten einer kirchlichen Union, sei es zwischen den beiden protestantischen Hauptparteien, sei es zwischen diesen und der katholischen Kirche, sei es überhaupt zwischen allen von einander getrennten Kirchen und Sekten laut wurden. Es ist lehrrreich diesen Stimmen zu lauschen, aber auch dem Widerspruche derer das Gehör nicht zu versagen, die jede Union mißbilligten, verwarfen und bekämpften.

2

Kirchliche Union setzt bisherige kirchliche Trennung voraus. Zwischen den beiden evangelischen Konfessionen aber bestand eine solche Trennung fast seit derselben Zeit, in der sich der Protestantismus von dem Mutterschoß der mittelalterlichen katholischen Kirche gelöst hatte. Daß diese Loslösung notwendig war, nachdem es Luther nicht gelungen war, die alte Kirche selbst in ihrem bisherigen Umfange und Bestande zu reformieren, wird jeder urteilsfähige Protestant noch immer einfach für selbstverständlich halten. Daß aber auch die Spaltung des Protestantismus in zwei verschiedene Konfessionen unvermeidlich war, wird heutzutage nicht mehr ebenso allen Protestanten einleuchtend erscheinen. Auch schon im Reformationszeitalter selbst hat es nicht an energischen Bemühungen gefehlt, den Zwiespalt wegen der Abendmahlslehre, der schon bald zwischen Luther und Zwingli ausbrach, zu beseitigen und wenigstens dem gemeinsamen Feinde, dem Papsttum, gegenüber ein Zusammenhalten der beiden evangelischen Parteien herbeizuführen. Der erste Versuch dieser Art, das von dem Landgrafen Philipp von Hessen im Oktober 1529 veranstaltete Religionsgespräch zu Marburg, hatte immerhin den Erfolg, daß beide Teile sich, wenn auch nicht christliche Brüderschaft, so doch christliche Liebe zusicherten, so viel es das Gewissen eines jeden erlaube. Zwingli hatte zwar erklärt: „Es sind keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber wollte eins sein, denn mit den Wittenbergern." Luther dagegen, der auf seiner wörtlichen Auslegung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls als der einzig richtigen unweigerlich bestand, sprach das harte Wort: „Ihr habt einen andern Geist, als wir." Dennoch milderte sich in den folgenden Jahren der Gegensatz so sehr, daß 1536 die sogenannte Wittenberger Konkordie zustande kam und Luther mit den damaligen Hauptvertretern der anderen Richtung, den Straßburgern Butzer und Capito, in brüderlicher Gemeinschaft verkehrte.

Dennoch war dieser Friede nicht von langer Dauer. Das alte Mißtrauen Luthers ward wieder rege, als einige Jahre später da und dort Anhänger Zwinglis dessen von der lutherischen abweichende Auffassung des heiligen Abendmahls ganz deutlich wieder vertraten. Es steigerte sich alsbald zum leiden-

schaftlichen Zorn, und 1544 ließ Luther in seinem kurzen Bekenntnis vom heiligen Sakrament einen endgültigen, jede Einheit zerreißenden Absagebrief gegen alle Schwärmer und Sakramentsfeinde ausgehen, — wie er die Vertreter der nur symbolischen Auffassung des Sakramentes nannte. Anderthalb Jahre später schloß der große Reformator für immer die Augen. Nicht lange darauf brach das Unglück des Schmalkaldischen Krieges über die deutschen Protestanten herein. Der schwierigen Lage nach dem Siege Kaiser Karls V. zeigte sich Melanchthon, der nunmehrige Führer der Lutheraner, nicht gewachsen. Mit allzu großer Nachgiebigkeit beteiligte er sich an der Herstellung des sogenannten Leipziger Interims, d. h. der für Kursachsen einstweilen geschaffenen Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse, die manche wichtige Positionen des bisherigen Protestantismus wesentlich aus politischen Gründen preisgab. Seitdem traten in schroffen Gegensatz gegen Melanchthon, dessen Theologie auch sonst schon seit längerer Zeit nicht mehr in allen Punkten mit derjenigen Luthers übereinstimmte, die sogenannten Gnesiolutheraner, d. h. die echten Anhänger Luthers, wie sie sich selber nannten. Insbesondere auch in der Abendmahlslehre stand Melanchthon zwar nicht Zwinglis wohl aber Calvins Ansichten näher, als denen Luthers. Dieser hatte die Abweichungen seines alten Freundes und Kampfgenossen immerhin noch mit Nachsicht getragen, ohne ihretwegen mit ihm zu brechen. Die Gnesiolutheraner dagegen, die selbst einst fast alle Melanchthons Schüler gewesen waren, bekämpften nun ganz rücksichtslos Melanchthon und seine treuen Anhänger, die als Philippisten bezeichnet wurden. In langwierigen erbitterten theologischen Kämpfen gelang es den strengen Lutheranern, das Uebergewicht zu gewinnen und zu behaupten. In der Bergischen Konkordienformel von 1577, die in dem Konkordienbuche von 1580, der letzten und endgültigen Sammlung der lutherischen Bekenntnisschriften Aufnahme fand, werden die philippistischen Sonderlehren als irrig verworfen, und den Philippisten, die mit ihren Gegnern nicht ihren Frieden machten, blieb nichts Anderes übrig als der Anschluß an die Reformierten, deren Auffassung vom Christentum weiterhin noch vielmehr durch die Theologie Calvins, des gewaltigen Reformators von Genf, als durch die des schon 1531 in der Schlacht bei Kappel gefallenen Zwingli bestimmt wurde.

So blieb der Gegensatz des lutherischen und des reformierten Protestantismus denn auch nicht auf die Differenz über das heilige Abendmahl beschränkt. Es kamen fernere Uneinigkeiten dazu, namentlich in der Lehre von Christus und in der von der ewigen göttlichen Erwählung der Menschen zur Rettung oder zur Verdammnis. Andere Unterschiede waren von geringerer Wichtigkeit, und über die erhebliche Verschiedenheit der kirchlichen Sitte und Disziplin wurde man sich auf beiden Seiten damals nicht einmal klar bewußt. Dennoch wirkte auch dieses Moment, das freilich bei den deutschen Reformierten in der Pfalz und anderwärts weniger stark hervortrat als in den westlichen Ländern Europas, doch auch als ein Hindernis schon des einfachsten gegenseitigen Verständnisses. Eine bittere Polemik begann hinüber und herüber. In calvinistischen Bekenntnisschriften werden die Lutheraner wegen ihrer Lehre vom Abendmahl als Fleischfresser geschmäht. Die Konkordienformel wird von reformierten Theologen aufs leidenschaftlichste bekämpft. Andererseits stellten die Lutheraner ihre Gegner mit den schlimmsten Ketzern, die die Kirchengeschichte kennt, auf dieselbe Stufe. Der bekannte Dichter der Lieder Wie schön leucht uns der Morgenstern und Wachet auf ruft uns die Stimme, Philipp Nikolai, warf allen Ernstes den Calvinisten Muhammedanismus vor. Ein anderer Theologe, Polykarp Leyser der Aeltere, der wie Nikolai gleichfalls ein gebürtiger Wittenberger war und nicht nur ein schöner, sondern auch ein milder Mann gewesen sein soll, schrieb 1602 eine Schrift unter dem Titel: Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und mehr Vertrauen zu ihnen tragen solle denn mit und zu den Calvinisten? Auch hier wird wieder derselbe Vorwurf des Muhammedanismus, wenn auch recht einfältig und künstlich zu begründen versucht. Als eigentliches Motiv dieser gehässigen Anfeindung aber enthüllt sich Leysers Furcht vor der

Ausbreitung der reformierten Lehre, wenn man sie gewähren lassen würde. Er sagt nämlich: „Denn dieses nunmehr offenbar und unleugbar ist, wenn sich die Papisten zu uns halten, daß sie es nur des äußerlichen Friedens halben tun. Wenn aber die Calvinisten sich bei uns zuschmiegen, so ist es ihnen darum zu tun, daß sie uns ihren heillosen Glauben gern anhängen und denselben in unsere Kirchen einschieben wollen. Sonsten möchte man Friedens halb auch etwas mit ihnen umgehen und sie für sich schwärmen lassen, so lange bis sie desselben müde würden."

3

Dennoch hat auch dieser heiße Streit nur einige Jahrzehnte hindurch in ungebrochener Heftigkeit gewütet. Teils zwar blieb er, jedoch in milderen Formen und unter einer allmählich aufkommenden sachlichen Kampfesweise, noch bis ins achtzehnten Jahrhundert hinein bestehen. Teils machte sich im Gegensatze zu ihm in steigendem Grade ein Friedensbedürfnis geltend, das immer weitere Kreise durchdrang. Schon bald nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ertönen vereinzelte Rufe nach einer Beseitigung der religiösen Streitigkeiten und nach einer Wiedervereinigung der in mehrere Teile zerspaltenen Kirche. Selbst einzelne katholische Theologen aus der Schule des Erasmus von Rotterdam machen Vorschläge, die diesem Ziele dienen sollen. Vor allem aber waren es einerseits Reformierte und andererseits Angehörige der kleineren Religionsparteien, der Socinianer, dann auch der Arminianer und anderer mehr abseits stehender Kreise, die mit zunehmender Dringlichkeit und dann auch mit zunehmendem Erfolge für den kirchlichen Frieden Stimmung machten. Es ist nicht wunderbar, daß gerade diese christlichen Gruppen für christliche Union in irgend welchem Umfange eintraten. Die Katholiken hatten trotz der gewaltigen Einbuße, die ihre Kirche durch die Ausbreitung der Reformation erlitten hatte, nicht nur in allen romanischen Ländern, sondern auch im südlichen und westlichen Deutschland einen festen Besitzstand behauptet. Sie konnten durch das Entgegenkommen gegenüber den Anderen immer nur verlieren. Und sie hatten überhaupt, wie ihre gesamte Kirche seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts, nur das eine Interesse, daß dieser Kirche alle Abgefallenen, sei es auf gütlichem oder auf gewaltsamem Wege, wieder zugeführt würden. Unter der Führung des Jesuitenordens hat die Kontrareformation mit Mitteln von beiderlei Art dem Protestantismus allmählich nur allzu viele Gebiete wieder entrissen. Die Lutheraner ferner erfreuten sich seit dem Augsburgischen Religionsfrieden von 1555 der öffentlichen Anerkennung als einer im römischen Reiche deutscher Nation politisch berechtigten religiösen Partei. Dadurch war auch ihr konfessioneller Besitzstand, wie es schien, auf die Dauer vor jeder politischen Gefahr gesichert. Ueber dessen damalige Grenzen hinaus sich auszudehnen war aber bei ihnen kein stärkerer Antrieb mehr vorhanden.

Dagegen galten die Reformierten, zu deren Bekenntnis, abgesehen von einer Anzahl süddeutscher Städte, erst nach dem Augsburgischen Religionsfrieden einige deutsche Fürsten und andere Stände übergetreten waren, nicht auch als eine mit den Lutheranern gleichberechtigte kirchliche Gruppe. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege im Frieden von Osnabrück (1648) erreichten sie die völlige Gleichstellung mit diesen. Bis dahin aber waren sie in Deutschland gleich den Socinianern und anderen Sektierern, staatsrechtlich betrachtet, eine religiöse Gruppe ohne öffentliche Existenzberechtigung. Nur in den Niederlanden, in England und in den wichtigeren Kantonen der Schweiz hatten sie es zur Herrschaft gebracht. Dort freilich überwogen die strengeren Reformierten, die ebensowenig wie die strengen Lutheraner den Unionsideen geneigt waren. So ist es verständlich, daß deren eigentliche Träger und Vertreter teils deutsche und französische Reformierte, teils Socinianer, Arminianer und andere Sektierer waren. Denn allen diesen Anhängern von politisch rechtlosen Religionsgemeinschaften, auch wenn sie in verschiedenen Ländern den Schutz ihrer Landesherren und Obrigkeiten genossen, mußte doch daran liegen, daß möglichst überhaupt der allgemeine kirchliche Friede erreicht, oder daß sie

mindestens als Religionsverwandte der Augsburgischen Konfession anerkannt würden. Zu dieser zwar bekannten sich die deutschen Reformierten, aber da sie dabei nicht deren ursprüngliche Gestalt vom Jahre 1530, sondern eine besonders in der Abendmahlsfrage veränderte Auflage, die Melanchthon 1540 herausgegeben hatte, im Sinne hatten, so wollten die Lutheraner sie nicht als ihre Gesinnungsgenossen gelten lassen. Und folgerecht gestanden ihnen auch die katholischen Stände Deutschlands den Schutz des Augsburgischen Religionsfriedens nicht zu, der sich eben nur auf die lutherischen Anhänger der Augsburgischen Konfession erstreckte.

Insbesondere die Pfalz, in der erst 1584 das reformierte Bekenntnis auf die Dauer eingeführt wurde, litt unter diesen ungünstigen Rechtsverhältnissen, und schließlich war es ja auch die Wahl des Kurfürsten Friedrich V. zum Könige von Böhmen, die den Ausbruch des denn auch gegen alle Protestanten überhaupt gerichteten dreißigjährigen Krieges herbeiführte. Vorher aber hatten sich vor allem Theologen an der pfälzischen Universität Heidelberg um eine Union mit den Lutheranern bemüht. Diese jedoch waren nicht einmal dazu bereit, im politischen Bunde mit den Reformierten schon zu einer Zeit, als noch größere kriegerische Erfolge der vereinigten Protestanten zu erwarten gewesen wären, die die Kontrareformation begünstigenden katholischen Staaten Deutschlands mit Waffengewalt zu bekämpfen. Die Abneigung gegen solche weltliche und kriegerische Unternehmungen im Interesse der Religion war auch ein Erbe, das die Lutheraner von Luther überkommen hatten; und sie hielten mit Zähigkeit daran fest, bis sie dann selbst freilich und mit ihnen das gesamte Deutschland den Schaden davon hatten, als der Augsburgische Religionsfriede sie nicht mehr vor der Blut- und Ländergier der Habsburger Ferdinande schützte und der große Krieg mit seinem entsetzlichen Elend sich über alle deutschen Lande ausdehnte.

Schluß folgt — Otto Ritschl

Weiteres über die Neun Thesen zu Natorps Sozialpädagogik

1

Einer freundlichen Einladung der Redaktion folgend, versuche ich in Kürze zu formulieren, was ich zu den Thesen Schieles in voriger Nummer zu bemerken habe.

1—3 entspricht meinen eigenen Aufstellungen.

4 „So kann sich der . . . Mensch niemals in den Grenzen seiner natürlichen Verhaftung bescheiden.“ Nachher: „Die Humanität hat keine Grenze.“ Der scheinbare Widerspruch in diesen Sätzen löst sich so: Die „Grenze“ des Menschentums ist, daß es in seiner übrigens unbeschränkten Erweiterungsfähigkeit das Unbedingte nie erreicht, welches gleichwohl als Idee, d. h. als Forderung, dem Menschen notwendig vor Augen steht. Aber daß der Mensch sich in dieser erkannten Grenze seines Wesens als Mensch nicht bescheiden *könne*, ist um so weniger glaublich, da er sich, wenn die vorigen Sätze stehen bleiben sollen, offenbar in dieser Grenze bescheiden *muß*. — „*Ihr* Höchstes jeder Art ist immer ein Jenseits.“ Ist es *für sie* (nämlich die Humanität) ein Jenseits, so gehört es eben nicht mehr *ihr* an.

5 „Diesen Transzendenzanspruch muß die Religiosität um der Humanität willen unveräußerlich festhalten.“ Transzendieren heißt überschreiten, nämlich die Grenze des Menschentums überschreiten. Das ist natürlich nur der Absicht und Meinung nach, nicht in wirklicher Ausführung denkbar. Auch legt die Religion der Transzendenz selbst fort und fort das stärkste Gewicht darauf, daß der Mensch seiner Natur nach, *als* Mensch, über diese Grenze nicht hinaus kann, sondern nur durch übermenschliche, übernatürliche, „göttliche“ Hilfe. Das ist es, was ich den „Anspruch“ der Transzendenz nenne. Diesen kann die Religion der Humanität offenbar nicht anerkennen. Mit den Voraussetzungen im Einklang kann Schiele nur sagen wollen: der Gedanke, die Idee des Unbedingten, das Bewußtsein des Vorhandenseins jener Grenze sei festzuhalten. Das ist aber kein Transzendieren, kein Transzendenzanspruch. Beide also, die Religion der Transzendenz und die Religion „innerhalb der Grenzen“ der Humanität, setzen eine Grenze des Menschentums, und setzen damit ein Jenseits; aber jene setzt es als (freilich nicht für die „Natur“ des Menschen, aber) durch übernatürliche Hilfe dennoch dem Menschen erreichbar (die Grenze also als überschreitbar); diese als dem Menschen seiner Natur nach, mithin ihm *als Menschen überhaupt*, unerreichbar (die Grenze als nicht überschreitbar). Da also beide Auffassungen in der hier entscheidenden Frage sich kontradiktorisch gegenüberstehen, so ist es mißlich, auf beide denselben Ausdruck der Transzendenz, des Transzendenzanspruchs anzuwenden. Der letztere Standpunkt schließt vor allem keinen „Anspruch“ ein, er bedeutet vielmehr einen Verzicht auf einen sonst erhobenen Anspruch.

6—8. Die Vergegenständlichung der Idee kann naiv und gesund nur sein, solange noch nicht das Wahrheitsgewissen wach geworden und bis zu dem Punkte geschärft ist, wo jene „Grenze“ klar wird. Ist sie einmal bestimmt erkannt, so ist jene Naivität nicht wiederherzustellen, und kann nicht länger der Mythus zur Mitteilung religiöser Gedanken besonders in der Erziehung „sorglos und frei“ gebraucht werden. Man kann nicht den einmal erkannten Wahn, wissend und festhaltend, daß es ein Wahn ist, zu einem Mittel der Mitteilung von Wahrheit sorglos und frei gebrauchen, auch nicht in erzieherischer Absicht. Die philosophische Aufstellung einer Grenze und somit eines Jenseits, im Sinne der Sätze 1—3, enthält nichts von Vergegenständlichung. Auf das Unbedingte als „Idee“ sind Begriffe wie Existenz, Substanz, überhaupt die Kantischen „Kategorieen“ rechtmäßiger Weise nicht anwendbar.

Endlich: Aus Schieles eignen Thesen folgt, wie mir scheint, nicht seine, sondern meine Haltung in der Frage der konfessionellen Schule. Ein gesetzlicher Anspruch der Konfession auf die nationale, obligatorische Schule, und wäre es nur auf den Religionsunterricht dieser Schule, bedeutet ohne Frage einen „sozialen Zwang, der für den geistlichen Mythus die Anerkennung gegenständlicher Weltgegebenheit fordert“; er ist also, der These (8) zufolge, „aufs schärfste zu perhorreszieren“.

Paul Natorp

2

„Auf das Unbedingte als »Idee« sind Begriffe wie Existenz, Substanz, überhaupt die Kantischen Kategorieen, rechtmäßiger Weise nicht anwendbar.“

Wie gern wollte ich mich in den Grenzen dieser Rechtmäßigkeit halten. Aber geht es denn?

Sehe ich recht, so legt Natorp in These 1—3 allen Wert darauf, daß es der autonome Mensch selbst ist, der sich, eben als Mensch, in jedem gegebenen Moment die Forderung des Fortschritts ins Unendliche stellen muß; *das Ich selbst setzt und erzeugt jenes Unbedingte*, das — obschon niemals erreicht — doch immer mit dem Anspruche, schlechtweg zu gelten, notwendig fordernd ihm vor Augen steht.

Von dem *empirischen* Ich kann Natorp das natürlich nicht sagen wollen. Denn was vom empirischen (bedingten) Ich gesetzt und erzeugt wird, ist und bleibt immer ein Bedingtes (was vom Fleisch gezeugt ist, bleibt Fleisch); wie könnte dies Gesetzte und Erzeugte nun als das Unbedingte und schlechtweg Gültige eben demselben Ich kategorisch gegenüberstehen, das es erst selbst erzeugt hat?

Also gilt es von dem Ich als „Idee“.

Und auf das Ich als „Idee“ ist natürlich der Begriff der Kausalität „rechtmäßiger Weise nicht anwendbar“. Man kann von ihm „rechtmäßig“ nicht sagen, daß es setzt und daß es erzeugt.

Oder doch? Ich meine, wir sollten in der Anwendung dieser Begriffe nicht zu rigoros sein; und wenn wir sie nur nicht dogmatisch gebrauchen, so sollten wir uns gegenseitig erlauben, uns mit ihrer Hilfe im Denken und im Leben zu orientieren. Wie das Natorp zu gute kommt, so auch meinen Thesen 6—8.

Aber auch die Thesen 1—3 erhalten im Zusammenhange

der ganzen 9 Thesen einen etwas anderen Sinn, als sie bei Natorp allein haben. Lassen wir einmal den Begriff der Wirksamkeit und der Wirklichkeit bei dem Ich als Idee — und dann ebenso bei dem Unbedingten als Idee zu, so kann nicht nur (mit Natorp) das Unbedingte als Setzung und Erzeugnis des Ich angesehen werden, sondern auch das Ich als Schöpfung des Unbedingten. Auf die Möglichkeit dieses „Nicht nur — Sondern auch" scheint mir für unsere Diskussion sehr viel anzukommen.

Wie Natorp erkenne ich die Autonomie des Ichs an. Ich entziehe mich durchaus nicht der Einsicht, daß wir jenes Unbedingten tatsächlich nur dann inne zu werden vermögen, wenn unsere Freiheit es setzt und im Denken, Trachten und Dichten es innerlich erzeugt. Wäre nun die Frömmigkeit nur ein Anliegen des empirischen — nicht aber des idealen — Ich, so genügte diese Einsicht, um die Religion in den Grenzen solcher humanen Autonomie zu begreifen: dem, was das ideale Ich als unbedingt Gültiges gesetzt und aus sich erzeugt hat, dem würde sich das empirische Ich in schlechthinigem Abhängigkeitsgefühl religiös unterwerfen. So wäre Alles in schönster Ordnung.

Aber ich sehe keine Möglichkeit, die fromme Funktion des menschlichen Gemütes auf das empirische Ich einzuschränken. Denn das Unbedingte liegt seiner Idee nach als unerfüllte Forderung jenseits des erkennenden, des wollenden, des phantasierenden Bewußtseins überhaupt. So wiederholt sich auch auf dieser Stufe das eben beschwichtigte Bedenken aufs neue, und wir fragen:

Wäre das Unbedingte nur Setzung und Erzeugnis des Ichs und weiter Nichts: wie sollte dann das (ideale) Ich dies sein Gesetztes ernstlich als das Unbedingte fühlen und erleben können, wie sollte es vor diesem seinem Erzeugten religiöse Ehrfurcht, absolute Andacht zu empfinden vermögen? Es gibt nur eine radikale Leugnung aller Religion; und die lautet: Je ne crois qu' en moi-même. Die Erfahrung der ewig ungenügsam fordernden Notwendigkeit ist vielmehr auch fürs ideale Ich das immer erneute Erlebnis einer all sein Setzen und Erzeugen überragenden Wirklichkeit.

Weil diese Wirklichkeit — wie immer sie zu denken sein mag — als unbedingt wirkliche erlebt wird, muß sie auch als unbedingt wirksame empfunden, als unbedingt wirkende vorgestellt werden. Mag der denkende Mensch, um ihrer inne zu werden, sie „setzen" und so sich innerlich erzeugen müssen: er schafft sie nicht, vielmehr schafft erst sie den Menschen.*)

So muß eine doppelte Betrachtung nebeneinander hergehen. Nennen wir sie: die vernünftige und die religiöse. Für die Vernunft ist es das Ich, welches den Kosmos des Verstandes, das Reich der Sittlichkeit, die Welt der Phantasie in Freiheit erzeugt und diese Drei in einem geahnten Universum in Eins setzt. Für das fromme Gefühl ist es das Universum, welches den Mikrokosmos „Ich" in allmächtiger Notwendigkeit schafft und sich ihm in seiner Dreigestalt als Kosmos des Verstandes, als Reich der Sittlichkeit, als Welt der Phantasie in Gnaden offenbart. Das letzte Gesetzte der Vernunft — das Unbedingte: Gott — ist für den Glauben das erste Schaffende. Das Letztgeschaffene des Glaubens — das Ich — ist für die Vernunft das erste Erzeugende. Und was hier der Vernunft die Freiheit ist, das ist dort dem frommen Glauben die Gnade. So unmöglich es meiner Vernunft ist, auf die Freiheit des autonomen Ich zu verzichten, genau so unmöglich kann frommer Glaube jemals die Gnade — und zwar die gratia irresistibilis — des Allmächtigen verleugnen.

Darin aber bestärkt ihn die Ahnung seiner Vernunft. Und eben diesen Gedanken sollte die Zusammenstellung der Natorpschen Sätze mit meinen eigenen Thesen nahelegen.

„Jenseits des erkennenden erfahrenden Bewußtseins", „jenseits des empirisch Erreichten" und endlich „jenseits jeder Kunst" bleibt nach Natorps trefflichen Worten immer und ewig das Ideal, das der denkende, strebende, dichtende Mensch sich setzt. Jeder Moment seines Lebens weist ihn über sich selbst hinaus ins Unbedingte. Jeder Schritt, den er tut, erweckt ihm die Forderung, daß es ein Fortschritt sei zum Unendlichen.

Diesem Jenseits sich ganz hingeben, immer ihm in aller Kraft zustreben: das ist Religion. Und darüber ist zwischen Natorp und mir eigentlich kein Streit. Denn er sagt ja: „Beide: die Religion der Transzendenz und die Religion »innerhalb der Grenzen« der Humanität, setzen eine Grenze des Menschentums und setzen damit ein Jenseits." Ihm setzt seine Religion ein Jenseits, mir meine. Der Streit zwischen uns erhebt sich auch noch nicht um die Erreichbarkeit des Jenseits. Denn Natorp irrt, wenn er dort weiter meint: ich setzte das Jenseits als durch übernatürliche Hilfe dem Menschen erreichbar. Ich bin doch kein Vulgär-Katholik. Vielmehr setze auch ich (wie er) das Jenseits dem Menschen als in jedem gegebenen Moment unerreichbar. Vollkommenheit des Wissens ist dem Menschen in jedem Falle versagt, sittliche Vollendung ebenso, nicht minder die reine Kunst. Was aber dem Menschen nicht versagt ist, das ist doch die Idee des vollkommenen Wissens, die Idee der sittlichen Vollendung, die Idee der reinen Kunst. Scheidet nun ihre „Jenseitigkeit" wie durch eine unüberschreitbare Kluft diese Idee von dem lebendigen Menschen? Ich meine doch, daß keine Kraft meine innere Wirklichkeit stärker durchwirkt als eben diese Idee. Ihr unbedingtes „Du sollst vollkommen sein" ignoriert jede Grenze, die mich unüberschreitbar von der Vollkommenheit fern hielte. Meine Erfahrung aber, daß ich im gegebenen Momente immer noch und immer wieder hinter der unendlichen Forderung zurückbleibe, — weit entfernt davon mich zur Resignation in den doch einmal unüberschreitbaren Grenzen zu zwingen, beweist vielmehr die unerschöpfliche Motivationskraft der unendlichen Forderung so sehr, daß das unendliche Streben sich gerade in jedem dieser Momente neu verjüngt. — Hier liegt der Streitpunkt zwischen Natorp und mir. Natorp betont auch hier noch das Wort „Grenze" und verficht ihre Unüberschreitbarkeit an sich. Für mich aber verbietet es sich, in diesem Zusammenhange von unüberschreitbarer Grenze zu reden, wo doch die Idee der Vollkommenheit, unbeschadet ihrer ewigen Jenseitigkeit, das stärkste Motiv und somit die unmittelbarste Wirklichkeit alles wahrhaft menschlichen Diesseits-Lebens ist.

Lauter Bilder! Darum zur Verdeutlichung noch ein Bild. Stellen wir uns die unendliche Reihe des Fortschritts nach Art einer geometrischen Reihe vor. Sollen wir da die Summe der Reihe kleiner als Unendlich annehmen? Mit anderen Worten: soll der fortschreitende Mensch aus demselben Grunde resignieren das Ideal zu erreichen, aus dem der Skeptiker dem Achilles zuredet, den Wettlauf mit der Schildkröte aufzugeben? Wenn wir aber über dieses absurde Bild lachen, so müssen wir auch die Summe des Fortschrittes gleich Unendlich und das Ideal selbst in unendliche Ferne setzen. Und das ist natürlich auch Natorps Meinung. Aber ist eben damit nicht die Immanenz seiner Weltanschauung gesprengt? Kann man denn noch vom Unterschiede der überschreitbaren und der unüberschreitbaren Grenzen reden, wenn doch das, dem wir uns in unendlichem Fortschritte annähern, in eine Unendlichkeit gesetzt ist, von der uns keine Grenze scheidet? Wenn aber geltend gemacht werden soll, daß das Unendliche eben ein „Grenz"begriff ist — nun so sehe ich nicht ein, wie das der Sache ein anderes Gesicht geben kann. Denn um im unendlichen Fortschritt sich diesem „Grenz"begriff zu nähern, braucht der Mensch unterwegs weder eine Grenze zu überschreiten, noch eine Grenze nicht zu überschreiten. Und handelt es sich nicht um unser „Unterwegs"?

So komme ich von Bildern und Gleichnissen nicht los und weiß auch nicht, wie Irgendjemand davon loskommen will, der über die Fragen Klarheit gewinnen will, die zwischen Natorp und mir zur Verhandlung stehen.

Und so will ich auch das, was ich den Philosophen notgedrungen einräume, den andern Sterblichen nicht rauben.

*) Sowohl das Schaffen als das Erzeugen ist ein Setzen; aber wie das Schaffen das stärkere Wort gegenüber dem Erzeugen ist, so überragt der Begriff der uns schaffenden (objektiven) Wirklichkeit den Begriff eben derselben Wirklichkeit, sofern sie (subjektiv) als unser Erzeugnis gedacht wird.

Mögen sie doch den Mythus (These 6) frei gebrauchen! Gebrauchen, um das zu sagen, was man anders eben nicht sagen kann! Der Dichter tuts ja auch, der viel viel strenger noch als Natorp uns in die „Grenzen der Menschheit" zurückweist:

Wenn der uralte
heilige Vater
mit gelassener Hand
aus rollenden Wolken
segnende Blitze
über die Erde sät,
küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
kindliche Schauer
treu in der Brust.

Wenn aber Natorp einwendet, daß ein anderes der dichterische Gebrauch des Mythus, ein anderes sein frommer Gebrauch sei, so muß ich eingestehen, daß ich weder historisch noch persönlich lebendige Frömmigkeit ohne Mythus kenne, weil die religiöse Erfahrung jeden Menschen, der sie sich vergegenständlicht, dazu zwingt, ein Dichter zu sein. Wer von dieser Notwendigkeit überzeugt ist, der wird seinen Mythus, mag er dessen Poesie noch so sehr durchschauen, nie einen Wahn nennen.

Friedrich Michael Schiele

Lic. Römer an den Herausgeber

Godesberg, den 16. Januar 1906

Hochverehrter Herr Doktor!

Ich danke Ihnen für die freundliche Uebersendung Ihrer Besprechung meiner Remscheider Wahlpredigt in Nr. 1 der Christlichen Welt. Sie sind der Erste, der religiöse Kritik an meiner Predigt geübt hat, und ich habe daran gelernt. Nicht als ob ich mir Ihre Kritik in allen Punkten aneignen könnte. Ich kann das nur in einigen und, wie ich glaube, in diesem Falle ziemlich belanglosen Punkten. Ich gebe zu, daß der erste Teil der Predigt mit mehr Wärme, wie Sie sagen: mit mehr Religion, hätte gesagt werden können. Ich gebe zu, daß man im zweiten Teil in der Aufzählung „der Bedingungen, unter denen einer Seele aufgeht, was sie an Jesus hat", „die Not der Schuld" vermissen kann. Auch über die mißverständliche Bemerkung zum Schluß: Was wir suchen, das ist der Mensch — will ich nicht mit Ihnen rechten. Das scheinen mir aber, wie gesagt, in diesem Falle Nebendinge zu sein. Und in der Hauptsache bringe ich es nicht fertig, die Berechtigung, bezw. die Notwendigkeit Ihrer Kritik angesichts der gegenwärtigen Lage anzuerkennen.

Sie beanstanden den ersten Teil der Predigt als „Aufklärung". Ich hätte nicht unterschieden zwischen Wissenschaft und Religion, Theologie und Glaube. Ich sehe die Sache anders an. Die „Aufklärung", auf die es mir ankam, auf die es auch der Gemeinde vor allem ankam, war in erster Linie Aufklärung über mich selbst, über den Prediger. Wie stehst du zur Gottessohnschaft Jesu? Das war die unmißverständliche Frage, die mir durch den von der Gemeinde gestellten Text aufgegeben war. Auf diese Frage habe ich geantwortet, so geantwortet, wie meinem Wissen und Verstehen die Sache sich darstellt. Meine Antwort war so ein Bekenntnis. Und weil sie das war, darum halte ich das, was ich gesagt habe, für fromm, halte ich es für „mit Religion" gesagt. So haben die „Laien" diesen ersten Teil verstanden (vgl. Preußische Kirchenzeitung 7). Ich wünschte, daß mehr Laien sich öffentlich zur Sache äußerten. Für sie halten wir ja unsere Predigten. Daß Theologen, auch solche, die im Uebrigen meinen wissenschaftlichen Standpunkt teilen, Manches anders ausgedrückt haben würden, ist mir nie zweifelhaft gewesen. Ich hätte darauf hinweisen können in der Predigt, daß ein Anderer sich vielleicht oder wahrscheinlich anders ausdrücken würde. Ich bedauere, es nicht getan zu haben. Aber die richtige Auffassung des Ganzen, daß das, was ich sagte, ein Bekenntnis war und nicht „Mitteilungen aus der voraussetzungslosen Wissenschaft", hätte dadurch nicht beeinträchtigt zu werden brauchen. Ich verwahre mich also gegen den Vorwurf, nicht zwischen Wissenschaft und Religion, Theologie und Glauben unterscheiden zu können.

Damit erledigt sich für mich auch die andere Ausstellung, die Sie, hochverehrter Herr Doktor, im Zusammenhang mit dieser ersten machen. Sie sagen: diese Aufklärung gehöre nicht auf die Kanzel. Sie meinen, ich hätte dem Presbyterium der Gemeinde Remscheid mitteilen sollen, daß ich das Bedürfnis habe, außer der Predigt noch einen Vortrag zu halten, damit man mich ganz kennen lerne. Ich bitte um Verzeihung, aber dieser Vorschlag hat mir ein Lächeln abgenötigt. Was die Kirchenordnung dazu sagen würde, weiß ich nicht. Aber was die Gemeinde dazu gesagt hätte, weiß ich. Sie hätte sich baß gewundert und die Nase gerümpft und gemeint: Was will denn der? Was bildet er sich ein? Was er uns zu sagen hat, kann er uns in der Kirche sagen. Um das Predigtamt bewirbt er sich, aber einen Vortrag verlangt Niemand von ihm. — Und ich meine, so ist es in der Tat. Um ein Predigtamt bewarb ich mich bei der Gemeinde. Der Prediger steht auf der Kanzel, und die Gemeinde sitzt in der Kirche. Was der Prediger in öffentlicher Rede der Gemeinde zu sagen für nötig erachtet, muß er ihr in der Kirche, muß er ihr von der Kanzel sagen können. Oder liegt nicht gerade hier der Jammer unserer kirchlich-religiösen Zustände! Daß der Pastor auf der Kanzel nicht sagen darf, was er anderswo ruhig aussprechen kann! Daß er „liberal" sein darf, liberal meinetwegen „bis auf die Knochen" — aber nur nicht auf der Kanzel! Liegt nicht gerade hier die große Unwahrheit unseres Kirchenwesens! Liegt nicht hier der Grund für das Mißtrauen, das die weiten Kreise unserer „Gebildeten" und „Ungebildeten" von der Kirche fern hält! Und darum habe ich in diesem Falle, wo ich — das bitte ich stets im Auge zu haben — durch die Aufgabe des Textes provoziert war, von der Kanzel gesagt, was ich zu sagen hatte. Daß ich damit vom homiletischen Standpunkt etwas Ungewöhnliches tat, wußte ich. Aber die Wahrhaftigkeit schien mir wichtiger als die Homiletik.

Und nun der Punkt, wo ich am allerwenigsten, hochverehrter Herr Doktor, Ihre Kritik als berechtigt anerkennen kann. Sie fragen: War zureichender Grund vorhanden, das Dogma von der übernatürlichen Geburt aufzurollen? War Grund dazu vorhanden bei diesem Johannestexte? — Ich habe bei dieser Frage in der Tat mein lebhaftes Erstaunen nicht unterdrücken können. Was den Johannestext betrifft, so kann der ruhig aus der Diskussion ausscheiden. Ob der Text bei Johannes oder Matthäus oder Paulus stand, war völlig gleichgiltig. Nur darauf kam es an, daß in diesem Text der Begriff „Gottessohn" stand. Und nun fragen Sie: Warum das Dogma von der übernatürlichen Geburt aufrollen? Darum, weil „Gottessohnschaft" und „übernatürliche Geburt", „Geburt aus der Jungfrau", für unsere „Laien" ein und dasselbe ist. Unser Volk, unsere überwiegende Laienchristenheit kennt die Gottessohnschaft Jesu nur als eine physisch-metaphysische. Es war mir darum vom ersten Augenblicke an, wo ich den Text empfing, auch nicht der leiseste Zweifel, daß ich von dieser Vorstellung werde handeln müssen. Von dieser Vorstellung einer natürlich-übernatürlichen Gottessohnschaft. Diese Vorstellung ist heidnisch. Ihren Ursprung habe ich zu „erklären" versucht, so gut ich konnte. Daraus ergab sich unmißverständlich ihr religiöser Wert für uns heute, von dem die Gemeinde hören wollte, und der wesentlich ein Unwert ist. Daß ich nun aber mit jener „Erklärung", in Widerspruch zu meiner eigenen Aeußerung auf S. 13 der Predigt, den Versuch gemacht haben soll, den „Gottessohn", „den Christus" zu erklären, dieser Vorwurf ist mir nicht verständlich geworden. — Aber auf die alttestamentliche Bedeutung des Begriffes „Gottessohn", für die ich doch eintrete, bin ich zu wenig eingegangen! Darum, weil es mir auf den Namen in der Tat nicht ankommt. Der wird immer etwas Irreführendes für uns haben und wird sich für unser Volk schwerlich je mit unmißverständlich religiösem Inhalt durchdringen lassen. Doch das

gehört nicht hierher. Das ist Theologie. Und um theologische, um wissenschaftliche Fragen handelt es sich für mich in der ganzen Sache überhaupt nicht. Sondern worum es sich für mich handelt, worum es sich für mich handelte, als ich die Predigt hielt, das war einzig und allein die praktische Frage meiner ganz persönlichen Ehrlichkeit, und im Zusammenhang damit allerdings die andere praktische, brennend praktische Frage, ob unsere Laien noch Zutrauen haben sollen, oder vielleicht muß man schon sagen, wieder Zutrauen gewinnen sollen zu der unbedingten Wahrhaftigkeit ihrer Prediger. Das scheint mir viel wichtiger zu sein auch als die Frage nach den „Grenzen der Lehrfreiheit", die für mich wenigstens erst weit unterhalb der genannten Frage der vollen persönlichen Ehrlichkeit und des auf diese sich gründenden Vertrauens der Laien zum Prediger eine Berechtigung hat.

Noch Eins. Sie sagen zum Schluß Ihrer Besprechung, ich hätte den Schein nicht vermieden, als hielte ich dafür, die Predigt sei zu fragmentarischen und darum höchst fragwürdigen Mitteilungen aus der „voraussetzungslosen" Wissenschaft da. Das sei ein Fehler gewesen, der sich habe rächen müssen, und das Konsistorium habe ihn damit gerächt, daß es meine Wahl nicht bestätigte. — So scheint mir die Sache keineswegs zu liegen. Weshalb hat das Konsistorium meine Wahl nicht bestätigt? Weil ich auf der Kanzel „Wissenschaft" vorgetragen habe? Eine solche einmalige Verfehlung hätte es schwerlich mit Nichtbestätigung geahndet. Sondern klipp und klar deswegen, weil ich nicht die richtige Theologie habe, weil — nach der Meinung des rheinischen Konsistoriums — meine „theologischen Anschauungen zu sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen". Darum, und das ist die rechtliche, die kirchenrechtliche Seite der Frage, handelt es sich, ob die „modernen" Theologen dasselbe Recht in der Kirche haben wie andersgesinnte. Nach der Entscheidung des rheinischen Konsistoriums haben sie es nicht.

Ich bitte um Verzeihung, hochverehrter Herr Doktor, wenn ich zuweilen zu lebhaft geworden sein sollte. Die Wichtigkeit der Sache hat mich dazu verführt.

Ich würde mich freuen, wenn Sie die Güte haben wollten, diesen Brief in der Christlichen Welt zum Abdruck zu bringen.

In aufrichtiger Verehrung

Heinrich Römer

Das kirchliche Frauenstimmrecht und der Deutsch-Evangelische Frauenbund

Das Frauenrecht in der Kirche und die Petitionen des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, die die Erweiterung dieses Rechtes anstreben, wurden von Marie Martin in Nr. 50 der Christlichen Welt einer Besprechung unterzogen. Diese Besprechung ist gleichbedeutend mit einer scharfen Kritik. Aber durch die Kritik zieht sich doch ein Ton, der hoffen läßt, daß es der Verfasserin im Grunde nicht darum zu tun war ein abschließendes Urteil mitzuteilen, sondern auf eine Frage eine Antwort zu erhalten, ein Mißverständnis zur Klärung zu bringen. Gern will ich deshalb dazu das Wort nehmen und wenigstens versuchen, die Sachlage zu klären und den Deutsch-Evangelischen Frauenbund vor Mißdeutungen zu bewahren. Es ist also eine Verständigung, die diese Zeilen anbahnen wollen.

Ich habe, bevor ich die Frage des kirchlichen Frauenstimmrechts selbst anschneide, Marie Martin kurz zu antworten auf einige Sätze ihres Artikels, in denen sie ihre Ansicht über die vom Deutsch-Evangelischen Frauenbund innerhalb der Frauenbewegung vertretene Richtung und sein „Parteiprogramm" wiedergibt.

Ich kann es nur bedauern, daß die bisherige Zugehörigkeit Marie Martins zum Deutsch-Evangelischen Frauenbund und ihre frühere Mitgliedschaft beim Bundes-Ausschuß sie nicht dazu geführt haben etwas tiefer in die Gedanken einzudringen, die der Gründung des Bundes und seinem inneren Leben zu Grunde liegen. Nein wahrlich, der Deutsch-Evangelische Frauenbund bedeutet für seine überzeugten Mitglieder — und, Gott sei Dank, er hat überzeugte Mitglieder — nicht nur „die annehmbare Form für Viele, die sich mit ihrem Christentum im Herzen doch nicht auf das offene Meer des modernen Lebens hinauswagten." Sondern diese Mitglieder sind der festen Ueberzeugung, daß es gut und notwendig ist, die Berechtigung der modernen Lebenserscheinungen an den sittlichen Forderungen des Evangeliums zu messen und die Kraft, die im Evangelium beschlossen ist, bewußt hineinzutragen auch in die Kämpfe des modernen Lebens. Es ist verschiedentlich von den Vertretern des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes ausgesprochen worden, daß sie nicht der Ansicht sind, eine christliche Frau könne nur im Rahmen des DEFB an der Frauenbewegung teilnehmen. Die Vertreter des DEFB sind weder so engherzig, noch so begrenzt in ihrem Urteil, wie man sie häufig hinzustellen bemüht ist. Aber der DEFB will den Frauen, die ihre Arbeit innerhalb der Frauenbewegung mit festen evangelischen Grundsätzen vereinigen wollen und die in diesem Streben eine Gemeinschaft mit Gleichgesinnten suchen, eine Organisation bieten, die dies Ideal zu dem ihrigen macht. Auf diesem Punkt berühren sich die dem DEFB zu Grunde liegenden Gedanken mit denen, die den Kernpunkt der Kirchlich-sozialen Konferenz und des Evangelisch-sozialen Kongresses bilden. Nur eine „offizielle Flagge" kann das Sichgründen auf das Evangelium weder für die oben genannten Vereinigungen, noch für den DEFB bedeuten, für den letzteren wenigstens ist es die tiefe, innerste Ueberzeugung, die mit diesen Programmworten angedeutet werden soll. Es tut mir leid, daß Marie Martin, obwohl sie dem Bunde jahrelang angehörte, es nicht für der Mühe wert erachtet hat, in seinen Geist wirklich und ohne Voreingenommenheit einzudringen. Das hat nun zu ihrem Austritt geführt, den ich bedauere, denn ernste christliche Persönlichkeiten mit weitem Blick für die Schäden und Bedürfnisse des modernen Lebens lernen wir ungern entbehren.

In der Frage der Petitionen will es mir nicht gerecht erscheinen, daß Marie Martin eine einzelne Petition herausgreift und sie zum Angriffspunkt wählt. Meines Erachtens hätten die vorliegenden Petitionen unter einander verglichen werden müssen, damit aus dem Gesamteindruck das Urteil über die grundsätzliche Stellungnahme des DEFB gewonnen wäre. Wenigstens wäre dies bei dem Vorwurf, die Frauenrechte im allgemeinen preisgegeben zu haben, angezeigt und billig gewesen. Nur die Begründung des zweiten Einwandes, der sich direkt gegen die Fassung der einen Petition wendet, konnte gerechterweise die Bezugnahme auf die andern gleichzeitig erfolgten Petitionen ausschließen. Denn es ist ein Irrtum, wenn nur von Petitionen des DEFB an die preußischen Provinzial- und die hannoversche Landessynode die Rede ist; es sind im Laufe des Jahres 1905 noch Petitionen an die braunschweigische, hessische und hamburgische Synode, sowie an die Bezirkssynoden in Frankfurt a. M. ergangen. Die erstgenannten Petitionen hatten eine ganz allgemein gehaltene Fassung, und die Fassung der Petitionen an die preußischen Provinzialsynoden war, entsprechend der in den betreffenden Landesteilen gültigen Kirchenordnung, verschieden*). So trug die Eingabe des DEFB an die Synoden in Rheinland und Westfalen, wo die Revision der Kirchenordnung auf der Tagesordnung stand, ein wesentlich anderes Gepräge, als die Eingaben, die sich an die Synoden von Sachsen, Brandenburg, Pommern und Hannover richteten. In den letzteren Landesteilen handelte es sich darum, die Frauenwünsche überhaupt in die Tagungen hineinzubringen, ihnen gewissermaßen erst mal Gehör zu verschaffen, und es kam weniger darauf an, bestimmte Vorschläge zu machen. Diese Auffassung wird am klarsten aus einer Vergleichung der Eingaben an die rheinische und an die westfälische Synode einerseits und an die sächsische, brandenburgische, pommersche und hannoversche Synode anderseits hervorgehen. Ich lasse sie daher hier folgen.

*) Siehe Jahrgang 5 Nr. 4 der Evangelischen Frauenzeitung: Unsere Eingaben an die Synoden.

Eingabe an die Provinzialsynoden in Sachsen, Brandenburg und Pommern

Eine hochwürdige Provinzial-Synode bitten die Unterzeichneten ganz ergebenst, die Nutzbarmachung der Frauenkräfte für das kirchliche Gemeindeleben dadurch zu fördern,

1. daß der § 17 der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung den Zusatz erhalte: „Dem Gemeindekirchenrat sind geeignete Frauen für die Ausübung und Leitung der kirchlichen Liebestätigkeit in amtlicher Stellung beizuordnen";

2. daß der § 34 der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung nach Absatz 2 den Zusatz erhalte: „Wahlberechtigt sind alle selbständigen, Kirchensteuer zahlenden, über 24 Jahre alten weiblichen Mitglieder der Gemeinde, wenn sie dies schriftlich beantragen und zugleich das Gelübde eines religiösen und kirchlichen Lebens ablegen".

Eingabe an die Landessynode in Hannover

Eine hochwürdige Landessynode bitten die Unterzeichneten ganz ergebenst, die Nutzbarmachung der Frauenkräfte für das kirchliche Gemeindeleben innerhalb der hannoverschen Landeskirche dadurch zu fördern,

1. daß durch einen Zusatz zum § 37 der hannoverschen Kirchenvorstands- und Synodal-Ordnung eine geregelte Eingliederung der Frauenarbeit innerhalb der Kirchengemeinde beschlossen werde, daß Frauen in amtlicher Stellung für die Erforschung der geistlichen und leiblichen Not der Armen und die Fürsorge für Kinder, Jungfrauen, Gefährdete und Verwahrloste als Helferinnen dem Kirchenvorstande beigeordnet werden können;

2. daß zur hannoverschen Kirchenvorstands- und Synodal-Ordnung ein Zusatz beschlossen werde, welcher geeigneten, selbständigen, Kirchensteuer zahlenden und über 24 Jahre alten weiblichen Gemeindegliedern auf ihren Antrag das aktive Wahlrecht für die Pfarrwahl und den Kirchenvorstand gibt, wenn sie das Gelübde eines religiösen und kirchlichen Lebens ablegen.

Eingabe an die Provinzialsynoden in Rheinland und Westfalen

Eine hochwürdige Synode bitten die Unterzeichneten ganz gehorsamst, bei der bevorstehenden Durchsicht der Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen die Nutzbarmachung der Frauenkräfte für das kirchliche Gemeindeleben und das Streben nach Erweiterung der Frauenpflichten und -Rechte dadurch zu fördern, daß:

1. in § 3 Abs. 2, § 8, § 10, § 21 des Entwurfs zur neuen Kirchenordnung der von vielen Synoden beantragte Zusatz: „männliche" Gemeindeglieder nicht gutgeheißen, sondern ausdrücklich verworfen werde, damit der Zulassung der Frauen nicht ein gesetzliches Hindernis bereitet wird;

2. der § 3 Abs. 2 folgenden Zusatz erhalte: „Durch Gemeindestatut, welches der Genehmigung der Kreis- und Provinzialsynode bedarf, kann auch solchen nach § 10 und § 21 „selbständigen" weiblichen, geeigneten Gemeindegliedern, bei welchen die übrigen Bedingungen der §§ 10 und 21 erfüllt sind, auf ihren Antrag das aktive und passive Wahlrecht zuerkannt werden";

3. dem § 17 Abs. 1 ein Satz hinzugefügt werde, nach welchem Frauen als Helferinnen in amtlicher Stellung in Armen- und Krankenpflege, Fürsorgeerziehung, Waisenpflege, Pflege der entlassenen weiblichen Gefangenen, Wöchnerinnen 2c., Leitung der Jungfrauen-Vereine, der Kindergottesdienste 2c., den Diakonen beigeordnet werden können;

4. die grundsätzliche Zulassung von geeigneten Frauen zu den Stellungen der nicht geistlichen Kirchenbeamten beschlossen und ein dahingehender Zusatz zu dem § 138 angenommen werde;

5. zu § 16, 2, Abs. 2, Zeile 4 nach „Beamten" der Zusatz angenommen werde: oder Rendantin, welche jedoch dadurch nicht Mitglieder des Presbyteriums werden.

Ursprünglich hieß es in der Eingabe an die erstgenannten Provinzen im Entwurf kurzweg: „Daß in § 34, Abs. 2 der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung vom 10. 9. 73 die Streichung des Wortes »männlich« beschlossen werde." Da erklärte die Vorsitzende des Vereins Frauenstimmrecht mit dankenswerter Deutlichkeit — und diese Erklärung wurde später auf der Generalversammlung des Vereins offiziell wiederholt —, daß der Verein Frauenstimmrecht nicht aus Interesse an der Kirche für das kirchliche Frauenwahlrecht einträte, sondern weil er es als das zunächst erreichbare Frauenwahlrecht erkannt hätte und in ihm die erste Stufe zur Erlangung des politischen Stimmrechts sähe. Diese Erklärung, die eine bis dahin unsichere Vermutung zur feststehenden Tatsache machte, mußte auf unsere Stellungnahme und unsere Beschlüsse einwirken. Der DEFB mußte daraufhin, wollte er die von ihm bis dahin vertretenen Grundsätze nicht verleugnen, durch den Wortlaut der von ihm versandten Petitionen unzweideutig zu erkennen geben, daß er nicht für das kirchliche Frauenstimmrecht eintritt, weil er darin die Möglichkeit irgend eines Stimmrechts für Frauen erblickt. Wir können uns die Auffassung des Vereins Frauenstimmrecht aus zwei Gründen nicht zu eigen machen. Erstens sind wir der Ansicht, daß man sehr wohl für ein kirchliches und kommunales Wahlrecht eintreten, die Forderung des politischen Stimmrechts für die Frau aber verwerfen kann. Letzteres tut der DEFB*). Zweitens hat uns gerade das Interesse an der Kirche und am christlichen Gemeindeleben, in dem die Frau sich seit langer Zeit betätigt und bewährt hat, und in dem der Frau die prinzipielle Gleichstellung nicht verweigert werden kann, dazu geführt, die Forderung zu erheben, man möge der Frau neben den Pflichten der kirchlichen Gemeindeglieder auch die Rechte zubilligen.

Ich komme nun im besonderen auf drei von Marie Martin gegen uns erhobene Vorwürfe und glaube durch die Beantwortung der dadurch aufgeworfenen Fragen unsere Stellung am unzweideutigsten klarlegen zu können.

Erstens werden wir beschuldigt, für die Frauen Einschränkungen zu fordern, während für den männlichen Wähler nur dann das Wahlrecht beschränkt sei, „wenn er öffentlichen Anstoß erregt und seine äußere Ehre verloren hat". Marie Martin sagt: „dem unselbständigsten, minderwertigsten Manne" stehe das Wahlrecht zu. Diese Auffassung beruht auf einem Irrtum, der nur aus der Unkenntnis der Verhältnisse und der Kirchenordnungen erwachsen konnte. Auch dem männlichen Wähler sind Beschränkungen auferlegt, er kann nur unter gewissen Voraussetzungen an den kirchlichen Wahlen teilnehmen. Zu den Voraussetzungen gehört u. A. (Kirchgemeinde- und Synodalordnung für die älteren preußischen Provinzen § 34, Abs. 4), daß das männliche Gemeindeglied selbständig ist, nicht durch Verachtung des göttlichen Wortes ein Aergernis gibt, die kirchlichen Pflichten nicht verletzt und sich zum Eintritt in die wahlberechtigte Gemeinde ordnungsmäßig angemeldet hat. Diese Beschränkungen sind in der Form des Ausschließungsrechtes festgelegt; wenn von diesem Recht verhältnismäßig selten Gebrauch gemacht wird, so ändert das nichts an seiner gesetzlichen Gültigkeit. In neueren Kirchenordnungen, namentlich der reformierten Kirche, wird für die Zulassung der Wähler direkt eine schriftliche Willensäußerung gefordert. Diese Form erschien uns für das neu zu fordernde kirchliche Frauenstimmrecht annehmbar. Natürlich läßt sich darüber diskutieren und gewiß können schwerwiegende Bedenken dagegen geltend gemacht werden. Ich glaube allerdings, die Vorteile würden die Nachteile aufwiegen, aber immerhin begreife ich es sehr wohl, daß man verschieden hierüber denken kann. Nur bleibt es mir absolut unverständlich, wie man aus dem von uns vertretenen Standpunkt eine Verleugnung der Frauenrechte ableiten, eine Trennung zwischen dem DEFB und der übrigen Frauenbewegung konstruieren will.

Eine ruhige Prüfung der Verhältnisse hätte vorgenommen werden müssen, ehe man in der Oeffentlichkeit solch schwere Vorwürfe gegen den DEFB erheben durfte. Und wenn im Eingang kühn gesprochen wird von „Kirchenordnungen, die Niemand mehr kennt und die kaum noch praktische Folgen haben", so muß doch darauf hingewiesen werden, daß eben diese Kirchenordnungen, einerlei ob man sie kennt oder nicht, gesetzliche Gültigkeit für das kirchliche Leben haben, daß sie außerdem sehr wohl und selbstverständlich praktische Folgen zeitigen, da sich das ganze innerkirchliche Verwaltungsleben auf sie aufbaut, und daß schließlich, wer über kirchliches Stimmrecht schreibt und in diesen Fragen mitsprechen will, sich allerdings zunächst mit ihnen beschäftigen und sie wenigstens bis zu einem gewissen Umfang kennen sollte.

Der zweite Vorwurf wird gegen die Forderung eines „Gelübdes" kirchlichen und religiösen Lebens gerichtet. Dies Wort hat anscheinend nicht nur bei Marie Martin, sondern auch sonst Anstoß erregt und ist sehr verschieden gedeutet und aufgefaßt worden. Das beweist, daß es schlecht gewählt war, denn mehrdeutige Ausdrücke sollten in derartigen Eingaben ver-

*) Es ist erstaunlich, daß Marie Martin diese Tatsache anscheinend unbekannt ist. Das Programm des DEFB, in dem diese Stellung vorläufig festgelegt ist, wurde in der Ausschußsitzung, bei Gelegenheit der Generalversammlung in Bonn am 22. 9. 03, beraten. Damals war Fräulein Martin Mitglied unseres Bundesausschusses.

mieden werden. Ich gebe das zu und werde dafür eintreten, daß dies Wort bei zukünftigen Eingaben durch ein anderes ersetzt wird. Gedacht war eine deutliche Willensäußerung, eine Meinungskundgebung. Mir wäre der Ausdruck Bekenntnis durchaus sympathisch gewesen, aber gerade dieses Wort glaubte man, weil es zum Parteiprogramm geworden ist, vermeiden zu sollen. Neben dem Ausdruck „Gelübde" weist Marie Martin nun aber auch überhaupt die Forderung „des kirchlichen und religiösen Lebens" entschieden zurück. Hier tritt ein tiefgehender, prinzipieller Unterschied zwischen ihrer und meiner Auffassung zu Tage. Allerdings scheint auch in dieser Frage zunächst noch ein Mißverständnis vorzuliegen, das wohl beseitigt werden kann. Marie Martin spricht im Zusammenhang hiermit von der Spannung zwischen den Richtungen unserer Kirche. Sie mißtraut, scheints, den Worten „kirchliches und religiöses Leben" und sieht in ihnen den Wunsch der Verpflichtung für *eine* kirchliche Richtung. Das wäre aber eine durchaus irrige Auffassung. Wie der DEFB in seiner Gesamtheit *keineswegs* die Anschauungen einer bestimmten religiösen Richtung vertreten will und kann, so will er auch in diesen Petitionen sich absolut nicht zum Interessenvertreter einer kirchenpolitischen Partei stempeln lassen. Es sind ausdrücklich die Gutachten von Männern der verschiedenen kirchlichen Richtungen eingeholt worden, und die in dem Aufsatz kritisierte Formulierung des Antrags ist von Anhängern der verschiedenen kirchlichen Richtungen gutgeheißen worden. Das bezeugt wohl klar, daß jedenfalls die Auffassung, der DEFB *wolle* mit seiner Petition einer kirchlichen Partei Dienste leisten, unzutreffend ist. *So lange ich die Ehre haben werde, an der Spitze des DEFB zu stehen, wird der Bund sich selbständig stellen, in religiösen Fragen eine feste evangelische Position einnehmen, wie sie der Ueberzeugung der Gesamtheit der Mitglieder entspricht, sich von den kirchlichen Parteifragen aber fern halten, ungeachtet der Stellung seiner einzelnen Vertreterinnen, die nach ihrem Gewissen und ihren Ueberzeugungen für sich persönlich handeln mögen.* Auch die Vermutung des Herausgebers der Christlichen Welt, die wir in der Anmerkung und in der Chronik der Christlichen Welt*) ausgesprochen finden, trifft nicht zu. Der Rat des Führers der Kirchlich-sozialen Konferenz ist für die verschiedenen Petitionen *nicht* eingeholt, ihn trifft in keiner Weise eine Verantwortung für die Fassung derselben.**)

Ueber die irrige Annahme, der DEFB stehe in der Gefolgschaft einer kirchlichen Partei, können wir uns also sehr wohl verständigen. Anders ist es mit der entschieden ablehnenden Stellung Marie Martins bei der Forderung „des religiösen und kirchlichen Lebens" für die Gewährung des kirchlichen Frauenstimmrechts. Kann man eigentlich von einem Mitglied der Kirche — und wir sind allerdings der Ansicht, daß nur diese zur Mitwirkung in kirchlichen Dingen berufen sein sollten — weniger verlangen? Ist das nicht vielmehr eine weitgefaßte Forderung, in der sich die Vertreter aller kirchlichen Richtungen einigen könnten? Jedenfalls bin ich nicht auf die Vermutung gekommen, daß sich z. B. Vertreter der sogenannten liberalen Richtung, bei denen ich stets das ernste Suchen und die tiefreligiöse Lebensauffassung hoch geachtet habe, gegen diese weitgefaßte Forderung ablehnend verhalten könnten. Ich hoffe, daß der Mangel an Harmlosigkeit, so kann ich es nur bezeichnen, die sich in dem Zurückweisen dieser Forderung kund gibt, *nicht* allgemein die Auffassung der kirchlich-liberal gesinnten Kreise wiedergibt, und daß der Wunsch des kirchlichen und religiösen Lebens bei *allen* kirchlichen Richtungen vorhanden ist. Ich finde, der Satz bedeutet in seiner allgemein gehaltenen Fassung in der Tat wenig genug, und wenn Marie Martin sich ausdrücklich als „evangelischer Christ" bezeichnet, so liegt für mich in diesen bedeutungsvollen Worten einer bewußt denkenden Frau schon ein viel nachdrücklicheres Bekennen. Doch diese Auffassung mag individuell sein. Weshalb man sich aber zu einem solchen Leben nicht aus „freier, persönlicher Wahl" bekennen können soll, ist mir unverständlich geblieben.

Ich wiederhole: Der Grundsatz allerdings steht bei uns fest, daß wir nicht das kirchliche Frauenstimmrecht wünschen, weil wir darin die Möglichkeit sehen, den Frauen irgend ein Recht zu erstreben, sondern weil die Frau kirchliches Interesse bewiesen, kirchliche Pflichten erfüllt hat. Und weiter wünschen wir nicht, lediglich die Zahl der der Kirche, dem Gemeindeleben fremd gegenüberstehenden Wähler zu vermehren, die in ihre inneren Fragen hineinsprechen, aber ihren Interessen gleichgültig gegenüber stehen wollen. Sondern wir wünschen durch die Mitwirkung der Frauen der Kirche lebendige, an den Interessen der Gemeinschaft teilnehmende Glieder zu gewinnen.

Ich habe noch kurz meine Stellung zum Verein Frauenstimmrecht zu streifen, die von Marie Martin in die Erörterung hineingezogen ist. Die allerdings großen, prinzipiellen Unterschiede zwischen der dort herrschenden und der bei uns vorhandenen Auffassung des kirchlichen Frauenstimmrechts sind bereits hervorgehoben. Dem ungeachtet fällt es mir gar nicht ein, wie es mir zugeschoben wird, dem Verein die innere Berechtigung zur Vertretung dieser oder jeder anderen Forderung abzusprechen. Ich stehe dem Verein viel zu fern, um mir darüber ein Urteil zu erlauben, und ich begreife es, daß ein Verein Frauenstimmrecht auch das kirchliche Stimmrecht, bald nachdem es durch Herrn Hofprediger Stoecker meines Wissens zuerst in der Oeffentlichkeit erörtert wurde, auf sein Programm setzte. Anders sieht die Frage aus, ob es im Interesse des Erfolgs, den wir Frauen doch für unsere Sache herbeiführen wollen, angezeigt ist, daß der Verein Frauenstimmrecht die Agitation für die Einführung des kirchlichen Stimmrechts aufgenommen hat. Man kann natürlich sehr verschieden darüber denken. Ich bin der Ansicht, es wäre besser unterblieben, und ich glaube nicht, daß der Verein Frauenstimmrecht der Sache nützen wird. Wenn Marie Martin dies für eine „naive Forderung" meinerseits erklärt, so kann ich nur der Ueberzeugung Ausdruck verleihen, daß es meines Erachtens eine große Naivität ist, bei der heutigen Zusammensetzung des Vorstandes des Vereins Frauenstimmrecht an einen Erfolg seiner Agitation bei unsern kirchlichen Behörden, wiederum in Anbetracht ihrer Zusammensetzung, zu glauben. Und schließlich, man mag noch so viel die Frage hin und herschieben und sie immer mehr zu einer einseitigen Frauenrechtsfrage stempeln, *sie ist und bleibt in erster Linie eine kirchliche Frage, und kirchliche Instanzen werden hier einmal das entscheidende Wort zu sprechen haben.*

Bei der aufmerksamen Lektüre von Marie Martins Aufsatz ist mir Etwas immer wieder aufgefallen. Die scharf pointierte Betonung des Frauenrechts, ich möchte sagen, ohne jegliche Rücksichtnahme auf das Gesamtwohl. Ich glaube nun allerdings, nach meiner sonstigen Kenntnis der Verfasserin und ihrer Schriften, daß dies so hervorgehoben wurde, weil Marie Martin die Frauenrechte durch unsre Eingaben gefährdet glaubte. Jedenfalls kann ich hier nicht zum Schluß kommen, ohne meiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben zu haben, daß wir Frauen, die wir in der Frauenbewegung, sei es nun am rechten oder am linken Flügel stehen, die *Pflicht* haben, nicht *einseitig* Frauenrechte und Fraueninteressen zu vertreten, sondern daß wir unsre Wünsche und Forderungen in Einklang zu bringen haben mit denen, die wir zum Wohle der Gesamtheit, zum Aufwärtsstreben des ganzen Volkes erheben müssen. Nur so kann die Frauenbewegung unserm gesamten Volksleben zum Nutzen gereichen, nur dann sind wir Frauen, den Zielen der Frauenbewegung entsprechend, tatsächlich im stande, neue Werte unserer Kultur zu bringen.

Paula Müller

*) Wo? Dort wäre sie natürlich nicht meine Vermutung. D H

**) Könnte der DEFB nicht die Gutachten seiner Berater veröffentlichen? Diese werden leicht damit einverstanden sein. Schwer zu begreifen bleibt, wieso Männer, die der Stoeckerschen Richtung fernstehen, auf die beanstandete Klausel sollen hinausgekommen sein. Gegen den Willen zum kirchlichen und religiösen Leben haben wir wahrlich nichts, wohl aber gegen die fragmentarische Einführung einer solchen Bedingung in das landeskirchliche Wahlrecht. D H

Antwort

Ja, was soll ich sagen? Diese Kontroverse beweist nun einmal wieder, daß Menschen mit ernstem Willen und in der Hauptsache gleichen Lebenszielen doch von so verschiedenen Anschauungen ausgehen können, daß die subjektive Unterströmung den objektiven Inhalt ihrer Worte total verschieden färbt, so daß wenig zu machen ist.

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar so tief.

Wir verstehen uns beim besten Willen zur Einigung an einander vorbei, und leise Anklänge in der Antwort Paula Müllers mahnen mich, bei Zeiten aufzuhören, ehe der Riß sich weitet, den wir heilen wollten.

Nur einige kurze eilende Worte. Hier handelt es sich nicht etwa um „Mißverständnisse", sondern um Verschiedenheiten der Anschauung.

So habe ich niemals bezweifelt, daß der Bund „überzeugte" Mitglieder habe. Da sei ja Gott vor, daß unter so vielen ernsten christlichen Frauen nicht überzeugte Mitglieder in Menge wären. Nur ich bin es nicht gewesen für meine Bedürfnisse. Ich freute mich nur von außen an einem Bund, der vielen, bis dahin vor der Frauenfrage zurückscheuenden Christinnen hier eine annehmbare Form der Frauenbewegung bot, wodurch sie in diese immer mehr hineinwachsen konnten. Meine Welt war der Bund nicht und ist es nie gewesen; in einem überreich ausgefüllten Leben kann man wirklich nicht in jede Erscheinung, die man für noch so wünschenswert hält, sich einleben. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich keine Vereinsnatur bin, und keinem der Vereine, die mir an sich wichtig und fördernd für unser Kulturleben scheinen, mit größerer innerer Anteilnahme angehöre. Ich habe mich dem Bunde nie aufgedrängt, aber immer mit freundlichem Gesicht meinen Beitrag gezahlt. Mehr zu tun habe ich nie scheinen wollen.

Daher habe ich mich auch im Allgemeinen für die einzelnen Petitionen nie groß interessiert; ich habe weder Gedächtnis noch Zeit dafür, das lag ja in guten Händen. Wer der Bundesarbeit sein Leben weiht — wahrlich eine große und reiche Aufgabe für den, dessen Gaben dahin liegen! — darf nicht an Andere die gleichen Anforderungen stellen; meine Aufgaben liegen anders, das hat sich vom ersten Bundesjahr an gezeigt. Nur jener Satz aus der einen Petition von „dem Gelübde religiösen und sittlichen Lebens" beleuchtete wie ein Blitz meine unhaltbare Position in dem Bund; darum trat ich eben aus. Und er zeigte mir auch die große Kluft zwischen dem Bund und der übrigen Frauenbewegung, daher griff ich zur Feder. In dieser Sache stehe ich aber nicht allein; von allen Seiten, auch sehr ernst christlicher, kommen Zeugnisse darüber, daß die Gewissen sich dagegen stemmen. Recht lebhaft möchte ich betonen, daß ich durchaus den „Wunsch religiösen und kirchlichen Lebens" für mich und Andere hege; auch habe ich nie angedeutet, man „solle sich nicht dazu bekennen". Beiläufig: Fräulein Müller berührt zwei Hauptpunkte nicht: das Verhältnis, das zwischen dem „Steuerzahlen" und der „Berufung, an kirchlichen Dingen mitzuwirken" besteht, und den prinzipiellen Unterschied von Landeskirche und Freikirche.

Daß der DEFB, der sich zur Frauenbewegung rechnet, ausdrücklich das kirchliche Stimmrecht nicht als ein Frauenrecht anstrebt, erstaunt mich. Habe ich richtig verstanden? Ich persönlich würde diese schwierige Frage noch nicht anschneiden, allein: Wenn schon, denn schon!

Für die Stellung des DEFB zum Verein für Frauenstimmrecht zitiere ich Paula Müllers eigene Worte im Frauenkalender 1905, herausgegeben vom DEFB, wo es in dem von ihr verfaßten Bericht über den Internationalen Frauenkongreß S. 81/82 heißt: „Da die Referentin (Paula Müller!) zum Schluß dem Verein für das Frauenstimmrecht den Rat erteilte, das Eintreten für dieses neue Frauenrecht den evangelischen und kirchlichen Kreisen zu überlassen usw." Diesen Rat nannte ich eben naiv. Ich stimme aber gern der von mir wirklich hoch und warm geschätzten Vorsitzenden des Bundes zu — — und gedenke allezeit danach zu handeln, daß wir Frauen „die Pflicht haben, nicht einseitig Frauenrechte und Fraueninteressen zu vertreten, sondern daß wir unsre Wünsche und Forderungen in Einklang zu bringen haben mit denen, die wir zum Wohle der Gesamtheit, zum Aufwärtsstreben des ganzen Volkes erheben müssen."

Nur in dem Sinne gehöre ich der Frauenbewegung an, und nur in dem Sinne habe ich, nicht frohen Herzens, den Schritt des Bundes angegriffen, weil ich ihn für eine verhängnisvolle Irrung halte, die in dieser Form weder den Frauen noch dem Volksleben zum Segen werden kann.

1. Wenn Kirchensteuer wie der Mann, dann auch Kirchenwahlrecht wie der Mann.

2. Ein Gelübde- oder Bekenntniszwang scheint mir in diesem Verhältnis unevangelisch.

3. Das religiöse und kirchliche Leben des evangelischen Christen ist eine Sache zwischen seinem Gott und seinem Gewissen. Einer menschlichen Gemeinschaft ist er dafür nicht verantwortlich.

Diese Grundsätze sind durchaus vereinbar mit dem Wunsch: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist! und mit der frohen Sicherheit: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und darin fühle ich mich mit Paula Müller und dem DEFB und Vielen, die nur Gott kennt, vollkommen eins. Marie Martin

Schlußwort der Redaktion

Paula Müller beschwert sich darüber, daß Marie Martin eine einzelne Petition des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes aus dessen verschiedenen Eingaben über das kirchliche Frauenstimmrecht herausgegriffen und zum Gegenstand ihres Angriffes gemacht habe; sie fordert (Sp. 86) dazu auf, alle die vorliegenden Eingaben — insbesondere die rheinisch-westfälische mit den andern — zu vergleichen. Aus dieser Vergleichung geht nun in der Tat hervor, daß die rheinisch-westfälische Eingabe Nichts von dem „Gelübde eines religiösen und kirchlichen Lebens" enthält.

Paula Müller betont, daß die Auffassung des DEFB in dieser rheinisch-westfälischen Eingabe am klarsten zum Ausdruck gebracht wäre. Sie gibt sich also offenbar der Hoffnung hin, Marie Martin hätte ihre Kritik über die Verbindung von Frauenstimmrecht und Frauengelübde unterlassen können, wenn sie sich an diese wichtigste und sozusagen authentischste Petition gehalten hätte. Ihre Bedenken wären dann gegenstandslos geworden.

Aber wie konnte Fräulein Paula Müller vergessen, welcher ganz andere Grund die von den übrigen abweichende Fassung der Petition für Rheinland und Westfalen zur Folge gehabt hat? Nach Obigem (Sp. 86) war dieser Unterschied dadurch motiviert, daß es sich im Osten Preußens darum handelte, den Frauenwünschen gewissermaßen erst mal Gehör zu schaffen, daß im Westen aber die eigentliche Meinung des DEFB ausgesprochen werden konnte. Jedoch aus einem ganz anderen Grunde ist in der rheinisch-westfälischen Eingabe von dem Gelübde des kirchlichen Lebens nicht die Rede.

§ 10 der Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz lautet:

„Es dürfen nur solche selbständige Mitglieder der Gemeinde zu Mitgliedern des Presbyteriums gewählt werden, welche einen ehrbaren Lebenswandel führen und an dem öffentlichen Gottesdienste und heiligen Abendmahle fleißig teilnehmen."

Es ist also offenbar das Gelübde kirchlichen Wandels in der rheinisch-westfälischen Eingabe des DEFB darum nicht mit aufgenommen, weil der § 10 der dortigen Kirchenordnung einen solchen Zusatz entbehrlich machte.

Die Sache wird noch interessanter. Auf Betreiben D. Stoeckers ist auf der brandenburgischen Provinzialsynode folgender Antrag angenommen worden:

„Die Provinzialsynode bittet das Kirchenregiment auf eine Aenderung der §§ 34 und 35 der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 nach dem Vorbilde der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung in dem Sinne zu wirken, daß diejenigen Gemeindemitglieder, die ihre kirchlichen Verpflichtungen nicht erfüllt haben, von der Teilnahme an den Gemeindewahlen und von der Wählbarkeit in die Gemeindekörperschaften ausgeschlossen werden"

mit dem Zusatz Stoeckers:

„und daß dieser Tatbestand in den Anmeldeformularen zum Ausdruck komme."

Wie schön greift doch in Stoeckers Kirchenpolitik Alles ineinander! Die Frauen, welche das kirchliche Stimmrecht neu begehren, sollen das Gelübde kirchlichen Wandels ablegen. Dort, wo die Kirchenordnung kirchlichen Wandel schon bisher von den Wählern ausdrücklich fordert, wird er selbstverständlich auch den Frauen nicht durch ein besonderes Gelübde abverlangt. Aber dort, wo an die männlichen Wähler Anforderungen von dieser Strenge noch nicht gestellt sind, sollen sie zunächst für die Frauen eingeführt werden. Damit wäre dann für die weitere Reform der Kirchenordnung Präjudiz geschaffen.

Daß der DEFB den persönlichen Rat Stoeckers für die verschiedenen Petitionen eingeholt hat und daß Stoecker die Verantwortung für deren Fassung trägt, ist nach der Versicherung Paula Müllers ausgeschlossen. Daß der DEFB kirchenpolitisch unabhängig sein will, auch das glauben wir seiner verehrten Vorsitzenden gerne. Aber die Fußangeln zu vermeiden, die beim Betreten des kirchenpolitischen Kampffeldes drohen, wird mehr Aufmerksamkeit bedürfen. Gerade auf Grund der oben provozierten Vergleichung der

Eingaben des DEFB läßt sich nicht verkennen, daß wir in, mit und unter dieser Frauenaktion einen planmäßigen Vorstoß im Geiste der Stoeckerschen Kirchenpolitik vor Augen haben.

Verschiedenes

Der Antisemitismus des Altertums in seiner Entstehung und Entwicklung. Von Felix Stähelin. Basel, C. F. Lendorff 1905. 55 S. 1,70 Mk.

Allen, die den Antisemitismus verstehen wollen, ehe sie ihn bekämpfen oder ihm huldigen, sei Stähelins Schrift warm empfohlen. Sie ist ausgezeichnet durch klare, allgemein verständliche Darstellung unter stetem Hinweis auf die Quellenbelege; die beste und neuste gelehrte Litteratur wird mit einem außerordentlich sicheren Taktgefühl verwertet; nicht auf neue Offenbarungen geht Stähelin aus, sondern auf eine unbefangene Feststellung des Wirklichen. Von dem Verdacht, irgend einer Tendenz oder gar Partei dienen zu wollen, ist er vor jedem Urteilsfähigen frei; wenn sein Schlußwort lauten muß: „Der Antisemitismus ist älter, um Jahrhunderte älter als das Christentum; es ist ein im letzten Grunde heidnischer Instinkt, der von Zeit zu Zeit wieder hervorbricht," so will er dadurch die Juden keineswegs von aller Schuld freisprechen: man lese nur S. 21 f. über das biblische Buch Esther, das Stähelin, übrigens im Einverständnis mit Luther, ein von Lüsternheit, Blutdurst und Fanatismus strotzendes Buch nennt.

In größerem Stil ließe sich unser Thema vielleicht behandeln, wenn man es in den Rahmen einer Geschichte der Rassengegensätze im Altertum hineinrückte — dies Moment findet in Stähelins Broschüre keine Beachtung —; aber der theoretische Antisemitismus, der, wie Stähelin zeigt, um zwei Jahrhunderte älter ist als der praktische, und der die eigentliche Verantwortung trägt für die gemeinen Verleumdungen der späteren Hetzer, ist alles andere eher als das Produkt gedankenloser Rasseninstinktes. Jülicher

Der Abbé de St. Pierre, ein Nationalökonom des XVIII. Jahrhunderts. Von Dr. J. E. Ringier. Karlsruhe, G. Braun 1905. 136 S. 2,80 Mk.

Es war keine kleine Mühe, aus den umfangreichen oft ziemlich reizlosen Werken des französischen Abbé de Saint-Pierre das nationalökonomisch-interessante Material herauszuholen. Dr. Ringier hat es in seiner Broschüre über den Schützling der bekannten Elisabeth Charlotte verstanden, eine klare Uebersicht über die mannigfachen Anregungen zu geben, welche von dem wohlmeinenden Humanisten ausgegangen sind. Wir finden da einen Mann, der umfassende Projekte für den Völkerfrieden ausgearbeitet hat, der an die Stelle des erblichen den persönlichen Adel setzen will, der die Grundgedanken der heutigen staatlichen Versicherung vorweggenommen hat, in der Münzpolitik mit viel Freimut die Schäden der damaligen Finanzwirtschaft beleuchtete und auf den Gebieten der inneren Politik und Erziehungskunst nie müde wurde, neue Projekte und Vorschläge zu ersinnen. Saint Pierre ist fortschrittlich gesinnter Merkantilist und der Ueberzeugung, daß der Reichtum der Nation im Wohlstand der einzelnen Bürger ruhe. G Traub

Willibald Beyschlag. Ein Gedenkblatt zur fünfjährigen Wiederkehr seines Todestages (25. Nov. 1900) von K. H. Pahnke. 191 S. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 3, gebunden 4 Mk.

Ein interessanter, sehr lesenswerter Beitrag zur Charakteristik des vor fünf Jahren verstorbenen feinsinnigen, tapferen und edlen Theologen. Der Schwiegersohn hat das Bild seines Schwiegervaters mit liebevollem Verständnis, aber zugleich mit klarem, sachlichem Urteil gezeichnet. Die Schranken, die Beyschlag als Theologen und Prediger gezogen waren, sind nicht verschwiegen. Von der Predigtgabe Beyschlags wird gesagt: „[den »Kleinleuten« beizukommen] hinderte ihn der Mangel drastischer Exemplifizierung, die immer wieder zur Geltung kommende Lust den Denkproblemen nachzuspüren, das Fehlen des gewuchtigen Wortes, die alles Unvermittelte und Sprunghafte meidende Gedankenführung, das häufige Historisieren und Philosophieren. Alles mußte bei ihm fein abgetönt und im Gleichklange sein. So war er der Prediger der Gebildeten, und darum war die Kanzel der Akademie seine eigentliche Predigtstelle." (S. 101.) — Auch auf den Vorwurf der Selbstgefälligkeit wird in feiner psychologischer Analyse eingegangen: „. . . . er war wirklich kein eitler Mensch, wie ihm von Gegnern und Unkundigen wohl nachgesagt wurde. Ich will einräumen, daß er für flüchtige Beobachtung einem solchen Verdacht verfallen konnte. Wir begegnen ja den Leuten auf unseren Lebenswegen genugsam, die mit rückhaltlosem, oft befremdendem Freimute und in offenbarer Freude von dem Gelingen ihrer Pläne und von ihren Erfolgen hier und da sprechen. Das berührt uns dort jedesmal abstoßend, wo wir es als die Folge eines sittlichen Defektes, als die Auswirkung jener Ruhmredigkeit erkennen, die um jeden Preis ihr kleines Licht auf den Leuchter zu bringen sucht in der Angst, nicht hinreichend neben Andern von den Leuten gewürdigt zu werden. Aber es gibt auch ein berechtigtes Sichfreuen am vollbrachten Werke, wie es der Künstler überkommen mag, wenn er dessen inne wird: der Wurf, den du tatest und tun mußtest, gelang; ein Sichfreuen, das mit der tiefsten Herzensdemut wohl verträglich ist; ein paulinisches Sichfreuen, bei dem dann auch leicht gegebenen Falls der Mund von dem übergeht, wessen die Seele voll ist, zumal wenn es sich um temperamentvolle, unmittelbare, naive Naturen handelt." — Das schöne Buch verdient nicht nur die Beachtung aller alten Freunde und Verehrer Beyschlags, sondern auch die Aufmerksamkeit Aller, die Gefallen finden am Anblick eines theologischen Charakterkopfes von ungewöhnlicher Feinheit und Anmut. Bithorn

Kleine Mitteilungen. Zu dem Briefe des Herrn Lic. Römer in heutiger Nummer. Ich könnte mir ja sofort das letzte Wort geben. Aber es liegt augenblicklich viel mehr daran, wie Herr Lic. Römer es meint, als daran, daß ich Recht behalte. Darum verschiebe ich einige notwendige Bemerkungen auf nächste Nummer.

Schieles Neun Thesen aus, zu und wider Natorps Sozialpädagogik sind der Niederschlag seines Studiums dieses Buches für unser Blatt. Sie sollen als Anzeige und Empfehlung gelten. Das Buch ist keine leichte Lektüre, das ersehen die Leser auch aus dem Austausch, der sich daran angeknüpft hat; aber sie lohnt. Hier noch der vollständige Titel: Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Von Paul Natorp. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1904. 424 S. 6,80 Mk., gebunden 7,80.

Die Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt, die wie schon erwähnt über „Grenzen der Lehrfreiheit" verhandeln wird, soll Dienstag den 2. und Mittwoch den 3. Oktober in Potsdam stattfinden. Dies sei schon heute bekannt gemacht, damit unnötige Kollisionen vermieden werden. Auf erheblichen Einspruch hin wollen wir gern den Termin zu ändern versuchen, aber der Einspruch müßte bei Zeiten erhoben werden. — Die süddeutsch-schweizerische Zusammenkunft wird voraussichtlich Mittwoch den 9. und Donnerstag den 10. Mai in Stuttgart tagen. Beide voriges Jahr in Bretten gehaltenen Vorträge von Holl und von Stuckert sind inzwischen im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen. R

Quittung

Für die bedrängten Deutschen in Rußland: je 20 Mk. von P L; B, Marburg; je 10 von W R und G R, Göttingen; M v M, Berlin; je 5 von L, Dt. Wilmersdorf; Sch, Wabern; 3 von A S, Mittelbexbach.

Für die Familien der ermordeten und beraubten Juden in Rußland: 3 Mk. von dem Evang. Pfarramt Tailfingen.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 20 Mk. aus dem Kirchspiel Kirchberg; 13,46 aus der Gemeinde Berstadt; 10 aus Missionsstunden, Kindergottesdienst und Konfirmanden-Weihnachtsfeier in Wundersleben; 5 von E B, Soest.

Für das notwendige Liebeswerk: 3 Mk. von R, L. Polder; 2,65 von C, Wiesenthal; 2,40 von W, Marseille; 2 von F, Meimsheim.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 100 Mk. von M in D; X in M; je 50 von M, Danzig; Ungenannt; je 20 von R B, Frankfurt a. M.; F B, Shanghai; 12 Kirchenkollekte der reformierten Gemeinde Tilsit; 11 von W M, Hannover; je 10 vom Ev. Gustav Adolf-Frauenverein in Zell i. W.; S, Würzburg; G, Nordhausen; B, Mtodasko; A E, Kiel; Sdb, Wttl; G K, Münster; Th B, Waldhausen; F, Kl. Schierstedt; je 6 von Th, Kamenz; H, Wörbzig; je 5 von G M, Leipzig; B, Auma; L, Bardewisch; Sch, Cöthen; v O, Fleisbach; A K, Dornach; H M, Unterregenbach; St, Weißensee; G L, Waldhof-Elgershausen; Th T, Berlin; L, Dt. Wilmersdorf; M, Goslar; Sch, Darmstadt; E B, Tillendorf; G W, Straßburg i. E.; R, Heidelberg; H W, Jena; T, Heidelberg; Sch, Knittlingen; F M, Straßburg; M, Tübingen; L, Braunschweig; E B, Düren; J, Sydow i. P.; J, Eisleben; R, Sülldorf; R, Hottenstein; C Sch, Berlin; A B, Cöthen; R, Gr. Lichterfelde; J R, Lübeck; H, Sandersleben; Z, Neumarkt; W, Marburg; R R, Dortmund; J B, Schramberg; H v D, Oberau; B, Merseburg; je 4 von E S, Dresden; C S, Neunkirch; B, Flarchheim; je 3 von W, Jena; G, Abbehausen; M R, Solingen; S, Ellensen; K B, Königshofen; F, Gera; H, Schneeberg; B, Goslar; K, Görlitz; K R, München; M, Emlichheim; M, Jasmen; F H, Darmstadt; C St, Rodheim; H W, Leipzig; F F, München; R Z, Heimsdorf; S, Straßburg; D G, Brandenburg; B D, Blasewitz; K, Seestes; E T, Tübingen; M, Kreuznach; M B, Neuenhagen; S, Althütte; Sch, Görlitz; A B, Eberswalde; B, Koeslin; B, Hannover; Th, Leipzig; B, Niederndodeleben; E B, Leopoldshall; C W, Kotzenbüll; E St, Alten; J, Cöthen; F, Bucha; Sch, Hohenstadt; M, Göttingen; H, Chbg.; K, Quellendorf; J, Pyritz; F M, Annaberg; Sch, Königshütte; E B, Soest; G B, Görlitz; J K, Herzfelde; B, Tränheim; M, Solingen; B, Hennstedt; je 2,50 von M K, Gera; R H, Oberweid; je 2 von Sch, Pölitz i. P.; Th, Auerbach; M Z, Pisdorf; G, Eberswalde; C A B, Hanau; F Z, Altenessen; Sch, Plieningen; K, Gera; H, Villach; Sch, Osternburg; J B, Augsburg; G, Gmünd; K, Zilly; F, Schückingen; R, Godesberg; S, Garstedt; Sch, Niederstotzingen; L, Burgscheidungen; H, Goslar; K, Bamberg; A M, Lützelstein; G F, Chemnitz; S E, Gießen; Sch, Rummelsburg; D, Dortmund; F W, Bruchstedt; J, Kiel; J O, Dorstfeld; 1,50 von Sch, Awehden; je 1 von D, Osternburg; P, Luckau.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 6. Februar im Deutschen Kaiser: Die psychologischen Faktoren im modernen Bewußtsein (Dr. Walter Regler).

Dresden. Mittwoch 31. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Der religiöse Sinn (Pastor Stiehler-Erdmannsdorf).

Halle a. S. Kirchlich-theologische Konferenz Mittwoch 7. Februar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie predigen wir über das Alte Testament?

Hamburg. 5. Februar 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen Elstertor 7: Die Wunder Jesu (Pastor Beckmann).

Hannover. Mittwoch 7. Februar 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr.: Hilligenlei (Pastor Dörries).

Marburg. Montag 29. [nicht 22.] Januar $^{1}/_{2}$ 9 Uhr im Ritter: Moderne Theologie des alten Glaubens.

Seesen a. H. Mittwoch 7. Februar 4 $^{1}/_{2}$ Uhr Hotel Wilhelmsbad: Bibel und Babel (Pastor Chappuzeau, Hainholz-Hannover).

Stuttgart. Montag 12. Februar 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophetismus in Israel (Stadtpfarrer Lic. Volz-Leonberg).

Freunden unsers Hauses zur Nachricht, dass heute Morgen nach schwerer Krankheit unsre liebe

Greta Köhler

in ihrem dreissigsten Lebensjahre sanft entschlafen ist.

Marburg, 18. Januar 1906

Familie Rade

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 5 Marburg i. H., den 1. Februar **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Die Kindheit Jesu

2

Unmittelbar folgt diesem ersten Zuge, der kindlichen Selbstvergessenheit Jesu im Tempel, ein zweiter, der uns in der schlichten Art, wie er erzählt wird, von tiefer Bedeutung dünken will. Haben nicht die modernen Philister an dieser Erzählung ebendasselbe schon auszusetzen gehabt wie die damaligen Philister an dem ganzen Leben des Herrn? Dies Kind ist ja gar kein Vorbild für die Kinder; und wo ein Prediger zu den alleraufgeklärtesten gehörte, da hat ers ausdrücklich in der Kinderlehre den Kindern eingeprägt: der Jesusknabe sei hier einfach ungehorsam und heutige Kinder hätten sich eines besseren Betragens zu befleißigen. Das ist nun offenbar auch die Meinung der empörten Eltern, und unsre Erzählung läßt sie eigentlich deutlich genug zu Worte kommen. Sie machen dem Knaben bittere Vorwürfe. Was für Schmerzen, was für Mühe hat er ihnen gemacht, welche Aengste! Es ist gewiß nicht im Sinne unsrer Erzählung, wenn die um die Korrektheit des Jesuskindes besorgten Ausleger den Spieß umdrehen: die Eltern selber seien die Schuldigen, sie hätten sich besser um den Knaben bekümmern müssen, das Kind müsse sie zurechtweisen, — wenn sie gar dieses Kind seines göttlichen Wesens wegen von der Gehorsamspflicht dispensieren. Die Erzählung nimmt den Knaben ganz als ein Kind. Er versteht seine Eltern und ihr Suchen gar nicht, versteht nicht, wie Jemand denken könne, daß er anderswo sei, als hier. Was ihm selbst so überwältigend klar und natürlich ist, daß es gar nicht anders sein kann, das setzt er bei Allen als selbstverständlich voraus.

Wie wunderbar tritt uns hier die Kindesseele entgegen, ohne daß der Erzähler darüber reflektiert. Sie folgte dem tiefsten, heiligsten Zuge des Innern; ihr war Alles große Notwendigkeit, inneres Muß, nie war sie so bewegt, so allein des Reinsten und Wahrsten, des ewig Rechten sich bewußt.

Aber mit dem ersten Schritte, da sie, noch unbewußt, ganz den eignen reinen Bahnen folgt, mit diesem ersten Schritte stößt sie an bei den Ordnungen dieser Welt und empört die Vertreter der Regel und des Gesetzes. Dem ersten Herausgehen aus sich selber folgt auf dem Fuße die erste schmerzliche Erfahrung des Nichtverstandenwerdens und zwar von Seiten derer, die ihm die Liebsten sind, und in dem, das ihm das Heiligste ist.

Was ihm das Heiligste ist, sieht er, kaum daß es ihm selber bewußt wird, als Unrecht beurteilt. Aber mit wunderbarer Klarheit und Stärke äußert sich, vom Gegensatz ungetrübt und unverwirrt, ja erst ganz zum vollen Bewußtsein gebracht, die Reinheit seiner Gesinnung dem Vorwurf gegenüber. Er war sich keines Unrechts bewußt, nun *weiß* er auch, daß er recht getan, er ist seiner selbst gewiß.

Ist es nicht merkwürdig, wie hier im kindlichen Vorgang sich das ganze Leben dessen spiegelt, der alle Regel zerbricht und zwar nicht aus Bosheit, sondern aus lauter Unschuld, aus der königlichen Freiheit des reichen Herzens, das sein Gesetz in sich selber trägt, aus der Souveränität der Liebe, die ein Herr ist über Sabbath, Opfer, Fasten und alle Gebote, oder, um es aufs höchste zu sagen, aus dem reinen Gottesbewußtsein in der eigenen Brust, das selber alle Gesetze gibt, aus demselben Gottesbewußtsein, das hier im Tempel des Knaben Herz über alles Andre hinweghob. Gleich den Eltern hier haben nachher sich „entsetzt" alle Regelmenschen, Sittenlehrer, Priester und Schriftgelehrten bis hin zu dem Hohenpriester, der darob sein Kleid zerreißt und das Todesurteil spricht. „Sie entsetzten sich", das ist schon bei dem noch unbewußten Tun des Knaben das bezeichnende Wort und bleibts bis an sein Ende.

Aber was er hier in kindlicher Unbefangenheit tut, das tut er als Mann mit der Majestät des Königs, der weiß, was er tut. Als Kind weiß er nicht, daß er Regeln zerbricht; als Mann tut ers mit dem Bewußtsein dessen, der die Regel aufhebt aller Welt zum Trotz und ein neues ewiges Recht an ihre Stelle setzt. Da „sah er sie ringsumher an mit Zorn . . . und sprach zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus!" (Mark. 3, 5.) Nun weiß er längst, daß sie ihn nicht verstehen, aber die Unschuld seines Herzens ist dieselbe kindliche, ungetrübte, im Bewußtsein seines ewigen Rechts. H v L

Aus der Vorgeschichte der evangelischen Union

4

Der erste Reformierte, der für den Gedanken einer allerdings noch ganz allgemein zu haltenden christlichen Union und für weitgehende Toleranz gegenüber allen anders denkenden Christen eintrat, war kein zünftiger Theologe, sondern ein erfahrener, selbständig denkender und kluger Laie, der aber auch eine gute theologische Bildung besaß. Er hieß Jakob Acontius, stammte aus Trient, und kam bald nach 1560 als Ingenieur nach England, wo er durch seine Kunst der Themse bei London einen Landstrich abgewann. Dafür bezog er von der Königin Elisabeth eine Staatspension, und seinen Dank hat er der hohen Gönnerin in der Widmung seines Hauptwerks abgetragen. Von seinem früheren Leben ist fast Nichts mehr bekannt. Nur scheint er, bevor er sich nach England begab, längere Zeit in der Schweiz gelebt zu haben, wohin seine persönlichen Beziehungen weisen. Jenes Buch unter dem Titel Stratagemata Satanae*) ist denn auch 1565 zuerst in Basel erschienen. Dann hat es im 16. und im 17. Jahrhundert im ganzen noch dreizehn fernere Auflagen erlebt. Das spricht um so mehr für die Bedeutung dieses Werkes, als der darin vertretene Standpunkt einer weitgehenden Toleranz in seiner Frei-

*) Kriegslisten Satans.

sinnigkeit keiner der verschiedenen kirchlichen Parteien genügte und dem der Sozinianer nur allzu nahe zu stehen schien. Acontius nämlich fand, daß zwar ursprünglich das apostolische Symbol die Bedeutung gehabt habe, die Christen von den Nichtchristen zu unterscheiden, so daß, wer es annahm, trotz schwerer Irrtümer in Anderm als Christ gegolten hätte, wer es verwarf, dagegen selbst verworfen worden wäre. Dieser Gebrauch des Symbols aber, das dennoch Alle billigen, sei mit der Zeit außer Uebung gekommen, wie sämtliche spätere Religionsstreitigkeiten beweisen. Also bedürfe es zu deren Schlichtung nunmehr eines anderen neuen Symbols, das weiter Nichts enthalte, als was in der heiligen Schrift selbst als unbedingt notwendig zu wissen und zu glauben dargeboten werde. Und ein solches Symbol hat denn auch Acontius selbst entworfen, indem er sich dabei absichtlich nur biblischer Wendungen und nicht auch entwickelterer Gedanken der späteren kirchlichen Dogmatik bediente.

Aber dieser kühne und originelle Versuch, dem kirchlichen Frieden und seiner Wiederherstellung ausschließlich durch den Rückgang auf Aussagen der Bibel ohne jede Rücksicht auf die überlieferten kirchlichen Glaubensformeln zu dienen, fand wenigstens bei allen maßgebenden Theologen der großen kirchlichen Parteien weder Beifall noch Nachfolge. Auch die Reformierten unter ihnen, die auf Union hinarbeiteten, gingen völlig andere Wege. Gerade sie betonten vor Allem den allgemein kirchlichen Charakter des apostolischen Bekenntnisses und der späteren Symbole der alten christlichen Kirche. Sie meinten, es genüge, nur in denjenigen Glaubenslehren übereinzustimmen, die in diesen altkirchlichen Formeln oder auch nur in dem Apostolikum ausgesprochen seien; darüber hinaus aber sollte wegen anderer theologischer Differenzen überhaupt kein Religionsstreit mehr geführt werden. Sie versprachen sich auch viel von der Abhaltung von Synoden zur Schlichtung der bestehenden Streitigkeiten. Und sie gaben sich immer wieder von neuem die größte Mühe, die Lutheraner zu überzeugen, daß deren Lehre und ihre eigne gar nicht so weit von einander abwichen, um eine Fortdauer der Trennung zu rechtfertigen, und daß jene sich die reformierte Auffassung von der Bedingtheit der göttlichen Gnadenverheißung durch den Erwählungsratschluß Gottes und von dem letzten Ursprung der Sünde sehr viel mißgünstiger vorstellten, als wie sie in Wirklichkeit wäre. Sie wollten nicht, daß man ihre Lehre im Ganzen nach den manchmal allerdings über das Ziel schießenden Privatäußerungen einzelner reformierter Theologen, sondern nach den öffentlichen Schriften beurteile, die in ihren Kirchen anerkannt seien.

Solche und ähnliche Argumentationen zur Empfehlung des kirchlichen Friedens und einer evangelischen Union bilden den Hauptinhalt der einschlägigen reformierten Schriften, von denen nicht wenige denselben Titel Irenicum*) trugen. Zuerst hat der aus Frankreich stammende spätere Heidelberger Theologe Franciscus Junius seiner erbaulichen und gedankenreichen Auslegung des 122. und des 133. Psalms den Namen Irenicum gegeben. Auf die praktisch-kirchlichen Friedensfragen aber ist noch nicht er selbst, sondern erst etwas später, 1615, ein anderer Heidelberger, David Pareus, in seinem Irenicum näher eingegangen. Und erst diese Schrift erregte allgemeineres Aufsehen; sie fand bei den Lutheranern sofort sehr ernste Entgegnungen, bei den deutschen und den französischen Reformierten aber mannigfaltige Nachfolge. Auch englische Reformierte interessierten sich für die Annäherung der beiden evangelischen Konfessionen in Deutschland, die sich nun gleichermaßen im dreißigjährigen Kriege gegenüber der katholischen Uebermacht zu verteidigen und zu behaupten hatten. Ein merkwürdiger englischer Phantast, Johann Duraeus, der bei recht mangelhafter theologischer Bildung die Stimmung, namentlich der Lutheraner in Deutschland gar nicht richtig zu würdigen vermochte, ist seit 1631 ein halbes Jahrhundert hindurch immer wieder in Deutschland erschienen, um für die Union der Reformierten und der Lutheraner bei Fürsten und anderen einflußreichen Persönlichkeiten zu wirken.

Etwas anders lagen damals allerdings die Dinge als 50 Jahre vorher nach der Einführung der Konkordienformel. Die frühere gehässige Polemik hatte fast völlig aufgehört. Zwar hielten die Lutheraner ihren Gegensatz zu den Reformierten aufrecht. Aber sie stritten nüchtern, ruhig, leidenschaftlos nur noch mit objektiven Gründen. Ja 1631 war auch wieder einmal ein Religionsgespräch zwischen beiden Teilen möglich. Es fand zu Leipzig zwischen sächsischen Lutheranern und brandenburgischen und hessischen Reformierten statt, die damals im Gefolge ihrer Landesherren dort zusammengekommen waren. Man ging gemeinsam die Artikel der Augsburgischen Konfession durch, fand, wie ein Jahrhundert zuvor in Marburg, doch eine größere Uebereinstimmung miteinander, als es inzwischen der leidenschaftliche Kampf hatte erwarten lassen. Aber der nun einmal vorhandene Gegensatz in den alten streitigen Lehren ließ sich doch weder verkennen noch verhüllen. So hatte auch dieses Gespräch keinen praktischen Erfolg. Dagegen hat in demselben Jahre eine Generalsynode der französischen Reformierten zu Charenton beschlossen, die Lutheraner in Frankreich zur kirchlichen Gemeinschaft mit den Hugenotten zuzulassen, und auf diesem Beschlusse fußend hat vor Allen der hervorragende Theologe Moses Amyraldus in Saumur in seinem Irenicum und in anderen Schriften sehr dringlich für die Sache des kirchlichen Friedens und der Union geworben.

Doch auch unter den deutschen Lutheranern selbst kam um dieselbe Zeit eine theologische Richtung auf, die mit großem Eifer eine Union zunächst mit den Reformierten empfahl, darüber hinaus aber für eine fernere Zukunft auch die kirchliche Wiedervereinigung mit den Katholiken in Aussicht nahm. Ihr Urheber war der berühmte Theologe Georg Calixt an der braunschweigischen Universität Helmstädt. Man nennt ihn und seine Anhänger gewöhnlich mit dem schon früher auf alle Friedenstheologen angewandten Namen Synkretisten. Dieser Name rührt her aus einer Erzählung Plutarchs, daß die Bewohner der Insel Kreta meistens Streit miteinander geführt, sobald sie jedoch einen gemeinsamen Feind abzuwehren hatten, einen Synkretismus, d. h. einen Bund aller Kreter eingegangen wären. Ebenso hatte bereits Pareus empfohlen, einen Bund aller Protestanten gegen den gemeinsamen Feind, die römische Kirche, zu schließen. Dann ist der Name Synkretismus allein an den Anhängern Calixts auf die Dauer hängen geblieben, obgleich dieser ja gerade auch die Katholiken in den kirchlichen Frieden mit einschließen wollte. Aber die Art, wie Calixt den Gedanken einer solchen kirchlichen Friedensstiftung begründete, war allerdings durchaus dazu angetan, ganz wesentliche Interessen des deutschen Protestantismus gegenüber dem katholischen Erbfeinde zu verletzen und preiszugeben. Daher entbrannte denn auch, allerdings erst fast zwei Jahrzehnte später, als Calixt zuerst sein Unionsprogramm aufgestellt hatte, ein erbitterter Kampf der meisten übrigen Lutheraner gegen ihn und seine Anhänger.

Und doch gelang es nicht mehr, diese in der Tat halbkatholische theologische Richtung, auf deren Rechnung denn auch eine Anzahl von Uebertritten fürstlicher und adliger Personen zum Katholizismus kommen, als eine Ketzerei aus der lutherischen Kirche auszuscheiden und sie zur Bildung einer eignen Sekte zu nötigen. Vielmehr blieben die lutherischen Synkretisten einfach in der lutherischen Kirche, und mehr und mehr ergriffen ihre Bestrebungen in dieser auch andere Kreise. Denn die Pietisten und die Aufklärungstheologen im 18. Jahrhundert vertraten in der Frage nach den Beziehungen wenigstens zu den Reformierten in weitem Umfange denselben Standpunkt, für den zuerst unter den Lutheranern Calixt sich bemüht und gekämpft hat. Die orthodoxen Lutheraner aber verloren seitdem immer mehr Terrain, zunächst an die Synkretisten selbst, dann an eine in ihrer eignen Mitte aufkommende mildere Richtung, die die Synkretisten wenigstens geduldet wissen wollte, weiterhin an die verschiedenen Gruppen des Pietismus und endlich an die Aufklärer und Rationalisten. Und so drang allmählich auch in den lutherischen Ländern die der Union günstige Stimmung immer mehr durch, bis, als dann Friedrich Wilhelm III. und andere Staatshäupter in ihren Gebieten die Union einführten, nur noch ein sehr dünner und im ganzen wirkungsloser Widerspruch gegen sie laut wurde.

*) Friedensschrift.

5

Vom Standpunkt der unter uns fest eingebürgten Union nun kann es leicht so erscheinen, als ob zur Zeit des brennenden Kampfes um ihre Berechtigung alles Recht nur auf Seiten der Ireniker und Synkretisten, und alles Unrecht allein bei den orthodoxen Lutheranern gewesen sei. Aber es ist nicht nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, die es gebietet, auch den Gründen der lutherischen Orthodoxie gegen die Union Gehör zu schenken und sie unbefangen zu prüfen. Sondern, indem die Lutheraner namentlich in Wittenberg, der alten Lutheruniversität, ferner in Leipzig, in Straßburg und an noch manchen anderen Orten sich dem Gedanken des kirchlichen Friedens versagten, dagegen die theologische Polemik gegen die Reformierten in immer würdigerer Weise fortsetzten und merkwürdiger Weise erst nach langem Zaudern den Kampf gegen den halbkatholischen Synkretismus Calixts aufnahmen, vertraten sie ganz wesentliche Interessen des deutschen Protestantismus, so wie er durch Luther begründet worden war, und sie machten dabei Gesichtspunkte geltend, deren Bedeutung und Berechtigung zum großen Teil auch heute noch einfach anerkannt werden muß.

Was konnten diese Lutheraner denn von dem Liebeswerben der reformierten Pfälzer und namentlich solcher ausländischer Calvinisten wie Duraeus halten, wenn sie gleichzeitig sehen mußten, daß die Reformierten da, wo sie allein unter sich waren, in den Niederlanden, 1618 und 1619 ein großes Konzil zu Dortrecht abhielten, auf dem die ihnen ganz besonders verhaßte streng calvinianische Lehre von der nicht auf alle Menschen, sondern nur auf einen Teil sich erstreckende Heilsabsicht Gottes zur einzig giltigen Kirchenlehre erhoben wurde? Zugleich damit aber wurde die Partei unter den Reformierten, die in der Auffassung der göttlichen Erwählung den Lutheranern in wichtigen Punkten nahe stand, die Richtung der Arminianer, aus der reformierten Kirche ausgeschieden, in die Stellung einer Sekte gedrängt und sogar mit weltlicher Gewalt bedrängt und verfolgt. In England ferner waren es die Puritaner, Reformierte die es besonders genau mit der Reinheit des Christentums zu nehmen meinten, welche unter König Karl I. die große Revolution begannen, in dieser ihrem angestammten Herrscher den Tod auf dem Schafott bereiteten, und dann selbst untereinander immer uneiniger wurden und sich in verschiedene Teile und Sekten zerspalteten. Konnte es da den Lutheranern in Deutschland, die grundsätzlich den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit für eine ernste Christenpflicht ansahen, die außerdem auf ihre kirchliche Einheit große Stücke hielten, und die allem Sektenwesen aufs äußerste widerstrebten, erträglich erscheinen, mit der anderen Konfession, die auch in allen diesen Fragen so weit von ihnen abwich, sich zusammenzutun, und mußten sie nicht vielmehr angesichts aller jener damaligen Ereignisse auf den Gedanken kommen, daß das durch die Tatsachen selbst widerlegte Friedensbedürfnis der Reformierten eitel Heuchelei sei?

Dazu aber faßten sie, ganz ebenso wie ihre Vorfahren hundert Jahre vorher, die Frage nach der kirchlichen Gemeinschaft sehr viel ernster und innerlicher, als die reformierten Ireniker, für die bei ihren Plänen zugleich immer auch politische Rücksichten mitsprachen. Die orthodoxen Lutheraner dagegen nahmen ganz ebenso wie einst Luther selbst lediglich den Standpunkt des Gewissens ein, von dem sie nicht abgehen konnten und wollten, mochten auch weltliche Vorteile genug im Gefolge der Union winken. Denn so verbohrt und streitsüchtig waren auch sie nicht, daß sie noch dazu in jener Zeit des großen Krieges den weltlichen Nutzen verkannt hätten, den der kirchliche Friede mit den Reformierten ohne allen Zweifel im Gefolge gehabt hätte. Aber sie waren überzeugt, daß ein wahrer christlicher Friede nur möglich sei, wenn man im Fundament des Glaubens mit einander übereinstimmte; und daß die Reformierten namentlich mit ihrer Lehre von der Gnadenabsicht Gottes trotz aller gegenteiligen Behauptungen der Ireniker von dem Glaubensfundament nach lutherischer Auffassung schlechterdings abwichen, von dieser Ansicht ließen sie sich nicht abbringen. So war es ihnen einfach religiös und sittlich unmöglich, sich den damaligen Unionsbestrebungen gegenüber nachgiebig zu erweisen. Sie sahen kein anderes Mittel zu einem künftigen ehrlichen Frieden, als die Fortsetzung der Polemik, nur freilich in möglichst leidenschaftsloser, gründlicher, umfassender, gewissenhafter und objektiver Gestalt, um so einen immer vollkommeneren Beweis für die Wahrheit der eigenen Ansicht zu führen, dem sich endlich wohl auch die Reformierten nicht mehr würden verschließen können. Daß freilich auf wissenschaftlichem Wege und mit wissenschaftlichen Mitteln ein zureichender Beweis für eine bestimmte Gesamtanschauung der christlichen Religion niemals erbracht werden kann, darüber herrscht heutzutage unter den Theologen der verschiedensten Richtungen eine ziemlich weitgehende Uebereinstimmung. Damals aber meinten noch alle Theologen, Protestanten so gut wie Katholiken, Sozinianer und Arminianer, die Wahrheiten des christlichen Glaubens im Sinne ihrer konfessionellen Auffassung aus der heiligen Schrift einfach wissenschaftlich beweisen zu können. Und unter dieser Voraussetzung war allerdings der Standpunkt der orthodoxen Lutheraner klarer, folgerichtiger und gründlicher, als der der reformierten und synkretistischen Ireniker.

Geradezu glänzend mit tiefer Lebensweisheit, reicher christlicher Erfahrung und reiner edler Gesinnung hat diesen Standpunkt 1632 der frühere Wittenberger Professor der Theologie, der dann Superintendent in Lübeck geworden war, Nikolaus Hunnius, in einer Schrift entwickelt, die dem Könige Gustav Adolf gewidmet ist und den Titel trägt: Consultatio oder Wohlmeinendes Bedenken, ob und wie die evangelischen lutherischen Kirchen die jetzt schwebenden Religionsstreitigkeiten entweder friedlich beilegen oder durch christliche und bequeme Mittel fortstellen und endigen mögen. Alle wichtigen Fragen, die in den ganzen bisherigen Verhandlungen wegen des kirchlichen Friedens zur Sprache gekommen waren, werden in diesem gar nicht einmal umfangreichen Buche knapp, verständlich, umsichtig und besonnen erörtert. Die praktischen Vorschläge zwar, die Hunnius im Interesse eines künftigen kirchlichen Friedens machte, und die darauf hinausliefen, daß zur berufsmäßigen gründlichen Erledigung aller theologischen Streitfragen ein Kollegium von etwa zwölf dazu besonders befähigten Theologen gegründet werden sollte, erregten großes Aufsehen, waren jedoch selbst in jener Zeit undurchführbar. So interessant aber auch diese Darlegungen sind, wichtiger und zum Teil überhaupt von bleibender Wahrheit sind manche andere Urteile, die Hunnius in seinem Wohlmeinenden Bedenken niedergelegt hat. Vor allem unterscheidet er zwischen den Religionsstreitigkeiten, die lange im Gange und tief eingerissen sind, so daß sie vielleicht überhaupt nicht mehr beigelegt werden können, und anderen, die erst im Entstehen begriffen sind. Von jener Art ist die schon lange bestehende Trennung der Kirche in die verschiedenen Konfessionen und Sekten. Nur auf dem schon angegebenen Wege einer gewissenhaften Polemik kann mit Gottes Hilfe dahin gearbeitet werden, daß sie endlich einmal, wenn Gott es überhaupt will, aufhören. Neuen Streit dagegen soll man, wenn es irgend angeht, in der Kirche überhaupt nicht mehr aufkommen lassen. Der Spruch Salomonis 15, 18 galt ihm dabei, wie früher auch schon Acontius, als der Leitstern: „Ein zorniger Mann richtet Hader an; ein Geduldiger aber stillet den Zank.“ Und Sirach 19, 16 heißt es: „Es entfährt oft einem ein Wort, und meinet es doch nicht also; denn wer ist, dem nicht zuweilen ein Wort entfährt?“ So soll man in jedem Falle vorsichtig, besonnen und gewissenhaft sein, um Streitigkeiten vorzubeugen und sie mit Geduld und Nachsicht im Keime zu ersticken, wenn sie eben erst aufkommen.

Nach diesen von Hunnius aufgestellten Regeln haben tatsächlich die Lutheraner seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges innerhalb des Umkreises ihrer Kirche ernstlich zu verfahren gesucht. So ablehnend sie nach außen hin anderen Konfessionen gegenüber blieben, so friedliebend, ja geradezu schwerfällig wurden sie mehr und mehr im Bereich der eigenen Konfession. Die das gesamte Luthertum von Grund aus verändernde Theologie Calixts ertrugen sie fast ohne Widerspruch länger als ein Jahrzehnt. Dann freilich erhob sich gegen sie mehr und mehr ablehnende Kritik und schließlich der langjährige heftige synkretistische Streit. Und doch gelang es den strengen Orthodoxen in diesem nicht mehr, der neuen Richtung das Daseins-

recht in der Kirche zu nehmen. Die vorherrschende Stimmung war abweichenden Ansichten gegenüber doch sehr viel duldsamer geworden, als wie sie es zur Zeit der Konkordienformel gewesen war. Und, trotzdem es auch weiterhin noch manchen heißen theologischen Streit gab, auch den Pietismus, die Aufklärung und andere spätere neue Richtungen gelang es erst recht nicht mehr aus der lutherischen Kirche auszuscheiden. Wie viele Sektenbildungen sind jedoch im siebenzehnten und zum Teil auch noch im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert in der reformierten Kirche eingetreten!

6

Auch innerhalb der evangelischen Union ist es im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, dank der in ihr vorwiegenden lutherischen Tradition, zu keinen Kirchenspaltungen gekommen, wenn auch die verschiedensten Sekten, meist reformierter Herkunft, manche kleinere Teile von ihr abgesprengt haben. In der Zukunft jedoch wird es sich vielleicht darum fragen, ob jene nun bald schon seit 300 Jahren bestehende Praxis des lutherischen Kirchentums auch in der evangelischen Union auf die Dauer aufrecht erhalten bleiben wird, oder ob wir kirchlichen Spaltungen von der Art entgegengehen, wie sie z. B. in England in der Gestalt von mehreren neben einander existierenden evangelischen Kirchenbildungen heimisch sind. Im Blick auf die Vergangenheit des gesamten deutschen Protestantismus und gerade auch auf die endlich nach so viel Kämpfen zustande gekommene evangelische Union wäre es für Kirche und Vaterland schwerlich ein Segen, wenn die alte kirchliche Praxis, die sich aus dem Luthertum in die Union hinein fortgesetzt hat, abhanden kommen sollte. Ehe man es dahin kommen läßt, sollte man jedenfalls so viel aus der deutschen Kirchengeschichte lernen, daß es leicht ist, nicht nur aus Mißtrauen, Mißverständnis, Ungeduld, sondern auch aus Ueberschätzung des eigenen Standpunkts kirchliche Trennungen herbeizuführen, die dann nachher mit überwiegender Wahrscheinlichkeit unheilbar sein werden; schwer aber, einmal eingerissene Spaltungen wieder rückgängig zu machen. Immer noch leichter als Beides aber ist es, mit Geduld und ohne Selbstüberhebung drohenden Spaltungen in christlichem Gemeinsinn nach Möglichkeit vorzubeugen. Das hat schon vor bald drei Jahrhunderten Nikolaus Hunnius gewußt und ausgesprochen. Möge diese Weisheit und Vorsicht, für die schon die besten orthodoxen Lutheraner vor bald 300 Jahren eingetreten sind, den leitenden kirchlichen Persönlichkeiten auch innerhalb der evangelischen Union niemals verloren gehen!

Otto Ritschl

Zu dem Briefe des Herrn Lic. Römer in Nr. 4

Auf den Brief des Herrn Lic. Römer in voriger Nummer werde ich nicht mit einer Verteidigung meiner Kritik seiner Predigt in Nr. 1 antworten. Rede und Gegenrede, wie sie bisher gefallen sind, unterliegen dem Urteil der Leser, und wenn diese auch noch die Predigt selber kennen, werden sie kompetente Richter zwischen uns sein. Ueber eine Predigt ist jedes schlichte Gemeindeglied berufen zu urteilen.

Ich möchte fortführen, was Herr Lic. Römer neu in die Erörterung gezogen hat. Ich sehe überhaupt in jedem dieser Fälle eine gegebene Gelegenheit, größere Klarheit zu gewinnen über die religiöse Krisis, in der wir uns befinden, und unsre Stellungnahme in ihr zu prüfen. Insofern muß uns jeder solche Fall willkommen sein, mag er auch noch so unerfreuliche Seiten haben.

Dreierlei liegt mir heut am Herzen auszusprechen. Herr Römer glaubte, ein Bekenntnis seiner Ehrlichkeit ablegen zu müssen in jener Probepredigt. Das respektiere ich. So etwas wird man immer mit Freuden respektieren. Er begründet aber die Nötigung zu diesem Bekenntnis durch den Uebelstand, daß unsre Laien das Zutrauen verloren haben zur Wahrhaftigkeit ihrer Prediger. Zum Teil ist das richtig; ich finde es auch nur heilsam, wenn die Sorge um diese Tatsache den Pastorenstand und solche, die in ihn eintreten wollen, in ihrem Gewissen beunruhigt. Immerhin, übertreiben und zum einzig maßgebenden machen darf man diesen Gesichtspunkt nicht: wo ein Pastor tatsächlich in innerer Wahrhaftigkeit wirkt, macht er auch unter der kritischen Situation von heute diesen Eindruck und findet Vertrauen. Ohne daß er ein Bekenntnis seiner theologischen Stellung ablegt. Anderseits aber, den Mißtrauenden gegenüber genügt auch eine Offenheit wie die der Römersche Wahlpredigt noch nicht. Selbst wenn diese Mißtrauischen die Negationen einer solchen Predigt verstanden und daraus den Eindruck eines besonders redlichen und tapferen Mannes gewonnen haben, bleibt ihnen noch Eins an ihm unbegreiflich. Sie kommen nicht mit der Frage zurecht, wieso ein Mann mit so vernünftigen Ansichten Pastor dieser Kirche sein könne. Gerade die freie Aeußerung seiner modernen Theologie gibt ihnen ein neues Rätsel auf. Wenn sie so weit denken natürlich. Aber Viele denken so weit. Und die Kirche sorgt ja dafür, daß sie so weit denken müssen.

Ich werde, wohl schon in nächster Nummer, eine Laienstimme zu Gehör bringen, die hierauf den Finger legt, und darauf antworten müssen. So darf ich heut zu einem Zweiten übergehen.

„Der Prediger steht auf der Kanzel, und die Gemeinde sitzt in der Kirche." Aus diesem Satze folgere ich ganz Anderes als Herr Lic. Römer. Er folgert: was der Prediger überhaupt seiner Gemeinde zu sagen nötig habe, müsse er auch von der Kanzel sagen dürfen. Ich meine: unter normalen Verhältnissen mag das durchaus genügen, daß der Prediger von der Kanzel redet und die Gemeinde ihn in der Kirche hört. Aber weshalb soll er ihr nicht unter Umständen Sachen zu sagen haben, die besser in eine dazu berufene Gemeindeversammlung passen? in der Diskussion, Frage und Antwort auch der Laien möglich ist? Ich versteife mich absichtlich nicht auf den Erbauungszweck des Gottesdienstes. Ich ziehe aber die Konsequenz der Römerschen Idee von Kanzel und Kirche als dem alleinigen Ort für Bekenntnis und Verantwortung des Predigers. Ich meine: ist dies der einzige Ort, dann muß er auch Rede und Gegenrede der Laien in der Kirche zugestehen, muß auch Laien auf die Kanzel lassen. Das Privilegium, das heute der Prediger in der Kirche genießt, beruht nicht darauf, daß er sagt, was er denkt, sondern daß er den Glauben der Gemeinde bekennt und im Auftrage Gottes dessen Wort verkündigt. Sehr altmodisch, nicht wahr? Aber es ist nicht anders. Und das Problem, wie diese priesterliche Autorität des evangelischen Predigers sich mit der Ehrlichkeit des modernen Theologen vertrage — ist eben eins der Probleme, die uns in dem gegenwärtigen kritischen Stadium unsrer Kirche zu lösen aufgegeben sind. Man wird aber an dem, was Herr Lic. Römer grundsätzlich für sich in Anspruch genommen hat, keine Lösung des Knotens haben.

Endlich drittens. Den Namen „Gottessohn" soll man am liebsten doch nicht von Jesus brauchen. Er ist „irreführend", die Gemeinde wird ihn doch immer wieder mißverstehen. Ich fürchte, das ist richtig. Wir müssen auf den Uebelstand noch mehr achten, daß das Volk viele Wörter, die wir in der Theologen- und Kirchensprache führen, ganz anders versteht, als wir. Herr Lic. Römer hat vielleicht darin recht, wenn er sagt, das Volk denke bei dem Ausdruck „Sohn Gottes" immer und sofort an die vaterlose Geburt. Ich für mein Teil bin in meinem Christusglauben so gewöhnt, daß ich daran bei diesem Ausdruck gar nicht mehr denke. Dann denken also das Volk und ich, der Theologe, der Prediger, an einander vorbei, sobald ich dies große hehre Wort in meiner Predigt gebrauche. Wahrhaftig, das macht mir zu schaffen. Aber vielleicht ist der Schaden doch nicht so unheilbar. Vielleicht kann ich mich meiner Gemeinde verständlich machen. Zumal wo ich Jesus selbst und das allerechteste ursprünglichste Christentum auf meiner Seite habe. Was aber soll aus der religiösen Sprache, was aus Predigt, Unterricht und Gesangbuch werden, wenn wir erst mit Römerschem Rigorismus anfangen, die alten mißverständlichen Worte auszumerzen? Ich bin ganz dafür, daß man dogmatische Termini meidet, zumal wenn sie falschen

Schein erwecken. Dazu rechne ich das „Prädikat" der Gottheit Christi. Nach orthodox-kirchlicher Lehre gehört die Gottheit gar nicht als Prädikat zu Christus, sondern Gott ist das Subjekt, Jesus Christus das Prädikat. Wendet man es anders, so ist das — meinetwegen — „irreführende" Vermittelungstheologie. Aber die orthodoxe Lehre mir anzueignen, ihr sprachliche Zugeständnisse zu machen sehe ich keinen Grund, da sie ihrerseits keine Stütze bei Jesu selbst und im allerechtesten ursprünglichsten Christentum findet. Selbst das „Gott war in Christus" des Paulus und die Logoslehre des Johannesevangeliums muten uns von Gott und von Christus den Begriff nicht zu, den heute der denkende Laie mit Christus als Gott sofort zu verbinden gewillt ist. Wir haben dem gegenüber nicht nur das Recht, sondern die fromme Pflicht, mit der Menschheit Christi Ernst zu machen. Aber ich müßte mich darum nur einen Moment bedenken, ihn noch den „Sohn Gottes" zu nennen? Sollen wir denn alle, auch die schönsten und zutreffendsten Ausdrücke des Neuen Testaments meiden, ja ausrotten, um ihrer Mißverständlichkeit willen? Da graut mir vor der Verarmung unsrer religiösen Sprache, und ich kann nur davor warnen, einen solchen Vandalismus als Pflicht der Redlichkeit zu empfinden.

Ich mag diese offenen Bemerkungen zu Herrn Lic. Römers offenem Brief nicht schließen, ohne meinen Standpunkt dahin zu präzisieren: ich bin für volle geistige Bewegungsfreiheit in unsrer evangelischen Kirche bis hinauf auf die Kanzel — aber unter der Voraussetzung strengster Selbstzucht des Predigers. Und ich hoffe ernstlich, daß wir aus der gegenwärtigen Krisis heraus Beides gewinnen: die persönliche Freiheit, ohne welche Religion nicht sein kann, und die Schärfung des Gewissens, ohne welche jene Freiheit nicht zum Segen werden kann.

R

§ 19 und § 31

Eine Geschichte zur preußischen Schulgesetzvorlage

An der Bahn zwischen den Städten Wolkenstedt und Kuckucksheim liegt das Dörfchen Irhausen. Die beiden Städte sind katholisch, das Dorf hat von altersher evangelische Bevölkerung. Freilich zählt es nur wenig über 200 Seelen. Seine einklassige Schule ist nur von 40 bis höchstens 50 Kindern besucht. Aber es ist ein schmucker Ort. Inmitten ansehnlicher Bauernhöfe steht gegenüber der alten stattlichen Dorfkirche und der schönen Pfarre auch ein wohnliches Schulhaus. Und gute Lehrer hat Irhausen auch immer gehabt, denn die Stelle ist gut besoldet. Neben dem Pfarracker liegt ein großer Kantoracker; der Lehrer, der natürlich zugleich Kantor und Organist ist, hat darum von der Not seiner kärglich besoldeten Kollegen nicht viel gespürt.

Weil Irhausen in katholischer Gegend liegt, haben sich auch einige katholische Familien hier angesiedelt. Namentlich Bahnwärter und Bahnarbeiter sind letzter Zeit in größerer Zahl nach Irhausen gezogen. Dadurch ist auch die Zahl der Schulkinder gestiegen. Zu den 40 evangelischen sind 20 katholische Kinder allmählich hinzugekommen.

Schon als die Zahl dieser Kinder eben auf 12 gestiegen war, hatte ein Antrag des katholischen Pfarramtes vorgelegen, katholischen Religionsunterricht für sie einzurichten. Vorerst freilich war dieses Gesuch von der Regierung noch abgelehnt worden. Es stellte sich heraus, daß der katholische Pfarrer einige Kinder, die eigentlich nach Kuckucksheim hätten in die Schule gehen müssen, nach Irhausen dirigiert hatte, um die Zahl 12 voll zu bekommen.

Indessen es dauerte nicht lange, da war die Zahl 12 wirklich erreicht und katholischer Religionsunterricht wurde eingeführt.

Der Zuzug katholischer Familien machte weitere Fortschritte. Erst kamen polnische Tagelöhner, weil die Irhausener evangelischen Bauern keine Feldarbeiter aus dem Dorfe selbst bekommen konnten. Dann wurde für die Streckenarbeiter an der Bahn ein großes Familienhaus mit 12 Arbeiterwohnungen gebaut. Das gab allein einen Zuwachs von 30 Kindern, unter denen 25 Kinder katholisch waren. Zwei oder drei evangelische Familien zogen nach Berlin. So dauerte es nicht lange, da waren in der Dorfschule eben so viel katholische wie evangelische Kinder. Trotz der größeren Zahl blieb es natürlich bei dem einen Lehrer. Denn nach dem Gesetz (Allgemeine Bestimmungen vom 15. Oktober 1872) reicht in der einklassigen Volksschule für 80 Schulkinder ein Lehrer aus. Nach dem maßgebenden Ministerialerlaß vom 5. Mai 1873 vollends ist noch bei 80 bis 120 (!) Schülern eine Lehrerstelle als „zur Zeit noch ausreichend" zu betrachten. Erst wenn die Zahl der Schulkinder auf mehr als 100 steigt, ist laut giltigem Ministerialerlaß vom 16. Dezember 1874 auf die Anstellung eines zweiten Lehrers „Bedacht zu nehmen". Von dem Bedachtnehmen war man in Irhausen noch weit entfernt; die gesetzliche Zahl 80 war ja noch nicht einmal erreicht, geschweige die 100 oder gar die entscheidenden 120.

Wohl aber setzten jetzt schon die Bemühungen des Kuckucksheimer katholischen Pfarrers ein, die Irhausener Schule katholisch zu machen: als der alte Irhausener evangelische Lehrer gerade damals gestorben war, lief bei der Regierung eine Petition der katholischen Familienväter von Irhausen ein, die Königliche Regierung wolle in Rücksicht auf die vielen katholischen Kinder diesmal die Stelle mit einem katholischen Lehrer besetzen.

Selbstverständlich wurde dies Gesuch abgelehnt. Unter Hinweis auf § 19 des Schulgesetzes erklärte die Königliche Regierung, daß mindestens zwei Drittel der die Schule besuchenden einheimischen Kinder katholisch sein müßten, ehe in Erwägungen darüber eingetreten werden könne, ob die Stelle mit einem katholischen Lehrer zu besetzen sei.

Der Zustrom katholischer Bevölkerung nach der kleinen evangelischen Enklave hielt an. Es dauerte keine fünf Jahre, da waren zwei Drittel der Schulkinder Irhausens katholisch.

Alsbald lag wieder ein Antrag der katholischen Hausväter Irhausens der Königlichen Regierung vor. Von den 78 Schulkindern seien jetzt 52 katholisch, und man bäte deshalb, die Stelle nun mit einem katholischen Lehrer zu besetzen. Die Antwort der Regierung mußte wiederum abschlägig lauten. Nach § 19 könnte nur bei Erledigung der Stelle über ihre anderweite Neubesetzung befunden werden.

Wieder einige Jahre gingen ins Land, da wurde der Irhausener Lehrer versetzt. Jetzt glaubten die Katholiken sicher einen Lehrer ihrer Konfession zu bekommen. Aber sie hatten sich wieder verrechnet. Auf ihre Eingabe stellte die Regierung Nachforschungen über die Zahl der katholischen Schulkinder in den letzten fünf Jahren an. Dabei ergab sich, daß in dem für die Katholiken ungünstigsten Sommer unter den 75 damaligen Schulkindern zwar immer noch 50 katholische gewesen waren, daß aber 3 davon nur gastweise den Irhausener Unterricht besucht hatten. So gab denn die Regierung den Bescheid: da die Voraussetzung des § 19 nicht zuträfe und nicht fünf Jahre hintereinander mindestens zwei Drittel der einheimischen Schulkinder katholisch gewesen seien, so müsse es bei dem Bisherigen sein Bewenden haben.

Erst nach zwanzig Jahren trat wieder eine Vakanz ein. Die Katholiken hatten während dieser ganzen Zeit mehr als zwei Drittel der Schulkinder gestellt. So glaubten sie nun wirklich ein Recht auf einen katholischen Lehrer zu haben. Ihre Hoffnung schlug abermals fehl. Die Regierung ließ feststellen, daß während der letzten fünf Jahre die Zahl der evangelischen Kinder immer noch mehr als 20 betragen habe. So verfügte sie denn, daß die Stelle mit einem evangelischen Lehrer zu besetzen sei, da nach § 19 nur dann ein Lehrer der andern Konfession angestellt werden dürfe, wenn die Zahl der der bisherigen Konfession angehörenden Kinder während der letzten fünf Jahre weniger als 20 betragen habe.

Unter der katholischen Ueberzahl schmolz das Häuflein der Evangelischen noch weiter zusammen. Es währte nicht mehr lange, da besuchten keine 20 evangelischen Kinder mehr die Volksschule. Und die Evangelischen gaben schon selbst ihre Sache verloren, als bei der nächsten Vakanz die Katholiken mit ihrem

alten Gesuch wiederum hervortraten. Indessen — sie hatten zu früh verzweifelt. Die Regierung zwar war geneigt, einen katholischen Lehrer zu berufen; jedoch nach § 19 bedurfte die Veränderung der Zustimmung des Unterrichtsministers, und der Unterrichtsminister erklärte: da der Lehrer der einklassigen Schule zu Jrhausen zugleich Kantor und Organist der evangelischen Kirche daselbst sei, so erscheine es nicht tunlich, die Stelle mit einem Lehrer zu besetzen, welcher diesen Obliegenheiten nachzukommen nicht die Qualifikation besäße. Der Herr Minister berief sich dabei auf die Motive zu § 19, die ihm zur Pflicht machten, die Umwandlung einer evangelischen in eine katholische Schule (und umgekehrt) zu versagen, wenn bei „vereinigten Schul- und Kirchenämtern" das kirchliche Interesse die Versagung notwendig mache.

Nach diesem Bescheide sahen die Katholiken Jrhausens ein, daß sie nimmermehr einen katholischen Lehrer für ihr Dorf bekommen würden.

Neben diesem Kampfe um die Besetzung der Lehrerstelle war nun aber noch die ganze Zeit über ein anderer Kampf hergegangen. Nur in unserer Darstellung können wir ihn von dem eben geschilderten Kampfe trennen; in Wirklichkeit war er mit ihm eng verbunden gewesen, und es hatte so komplizierte Verwicklungen gegeben, daß selbst die technischen Räte der Königlichen Regierung sich nur mit Mühe daraus zurecht finden konnten. Unsere Leser werden es uns daher danken, daß wir in unserer Schilderung die Knoten der beiden Fäden entwirrt haben und die Kämpfe so darstellen, als seien sie beide parallel verlaufen.

Sobald nämlich die Katholiken in Jrhausen festen Fuß gefaßt hatten, suchten sie auch Vertreter ihrer Konfession in den Schulvorstand zu bringen. Nach § 31 bestand der Schulvorstand in Jrhausen erstens aus dem Ortsschulinspektor. Das war selbstverständlich der evangelische Pfarrer von Jrhausen. Dann saß darin der Gemeindevorsteher, ein alteingesessener evangelischer Gutsbesitzer. Ferner hatte Sitz und Stimme der evangelische Lehrer. Endlich gehörten zum Schulvorstand noch einige Einwohner Jrhausens. Auch diese waren durchweg evangelisch.

Hier setzte das erste Gesuch der Katholiken ein. Sie wünschten, noch ehe die Zahl der katholischen Schulkinder Jrhausens auf 12 gestiegen war, daß doch auch katholische Hausväter in den Schulvorstand gewählt werden dürften. Fünfzig Schulkinder habe Jrhausen; ein Fünftel davon sei katholisch: da müsse doch dies Fünftel auch im Schulvorstande vertreten sein. Indessen die Regierung mußte diesen Wunsch ablehnen: nach § 31 erscheine es nicht zulässig, katholische Vertreter in den Schulvorstand zu wählen. Der Wortlaut des Paragraphen verböte es, denn er besage:

Endlich gehören zum Schulvorstand 2 bis 6 Einwohner der Konfession, welcher die Lehrkräfte der Schule angehören.

Die Lehrkräfte der Schule (nämlich der eine Lehrer) seien ausschließlich evangelisch, also müßten auch die Einwohner, die zum Schulvorstande gehörten, evangelisch sein.

Wann und ob überhaupt einem zweiten Gesuche des katholischen Pfarrers zu Kuckucksheim Folge gegeben ist, daß ihm, zu dessen Pfarrei die katholischen Schulkinder Jrhausens gehörten, Sitz und Stimme im Jrhausener Schulvorstande gewährt werde, konnte unser Historiker nicht ermitteln.

Die Jrhausener wurden in ihrem Streben, katholische Hausväter in den Schulvorstand zu bringen, jedenfalls nicht müde. Als sie es auf zwölf katholische Schulkinder gebracht und Religionsunterricht für sie eingerichtet hatten, bekamen sie zwar nach § 31 Absatz 6 einen katholischen Vertreter in den Schulvorstand. Aber freilich, dieser Katholik wurde nicht von den Katholiken, sondern von der überwiegend evangelischen Gemeindevertretung gewählt. Denn das Gesetz sagt nach § 31 Abs. 6: An Schulen, an denen für die Minderheit ein Lehrer ihrer Konfession angestellt ist, muß ein von der Gemeindeversammlung (Gemeindevertretung) bezw. der Gutsvertretung im Gutsbezirk gewählter oder vom Gutsbesitzer ernannter Einwohner der Minderheit dem Schulvorstande hinzutreten.

War das schon eine Härte, so wurden die Katholiken erst recht unzufrieden, als ihre Zahl im Dorfe immer mehr stieg und sie trotzdem nur diesen einen Glaubensgenossen in den Schulvorstand bringen konnten. Sie wiesen deshalb in einer von allen Vätern und Müttern unterzeichneten Eingabe darauf hin, die Schule habe doch nicht nur eine Lehrkraft; für den Religionsunterricht der katholischen Kinder käme doch der Herr Vikar aus Kuckucksheim regelmäßig herüber. Man bäte die Regierung in Erwägung dessen, daß doch nicht nur eine evangelische Lehrkraft an der Schule wirke, sondern auch eine katholische, die Wahl einiger katholischer Hausväter in den Schulvorstand zuzulassen.

Diesem Gesuch hätte die Regierung ganz gern entsprochen. Aber das Gesetz verbot es klar und deutlich. Denn der Herr Vikar aus Kuckucksheim war ja nicht einmal eine „katholische Lehrkraft" — nach § 21 Absatz 3: „Wo eine anderweite Beschaffung des Religionsunterrichtes mit Schwierigkeiten verbunden ist, darf zum Zwecke seiner Erteilung eine evangelische oder katholische Lehrkraft angestellt werden, welche auch mit der Erteilung anderweiten Unterrichtes zu betrauen ist." Der Unterricht des Vikars fiel unter den Begriff „anderweite Beschaffung".

Aber selbst wenn die Regierung ihn als „katholische Lehrkraft" gelten lassen wollte, mußte sie doch die Jrhausener abweisen; denn § 21 Absatz 3 war wiederum auszulegen nach § 23 Absatz 4; und da heißt es: Eine nach Maßgabe des § 21 Abs. 3 eingerichtete Volksschule ist im Sinne der vorstehenden Vorschriften den lediglich mit katholischen oder lediglich mit evangelischen Lehrkräften besetzten Volksschulen gleichzustellen.

An dem Gesetz war um so weniger zu rütteln, als sich sonst eine sehr unliebsame Konsequenz ergeben hätte. Denn hätte man den Petenten nachgegeben, so wäre die Jrhausener Schule dann den Volksschulen beigezählt worden, „an welchen (§ 20) gleichzeitig katholische und evangelische Lehrkräfte anzustellen sind", d. h. den Simultanschulen. Es lag aber keinesfalls im Wunsche der Regierung, hier eine Simultanschule entstehen zu lassen. So sah sie sich streng nach dem Gesetz genötigt, den Jrhausener Katholiken zu erklären, die Beschäftigung des Kuckucksheimer Vikars durch Erteilung des Religionsunterrichts an der Jrhausener Schule berechtige nicht zu der Annahme, daß zwei Lehrkräfte verschiedenen Bekenntnisses an dieser Schule angestellt seien. Im Sinne des Gesetzes sei vielmehr immer noch nur eine Lehrkraft an ihrer einklassigen Schule angestellt; und wiederum nach dem Gesetze sei es geboten, daß die aus der Gemeinde gewählten Mitglieder des Schulvorstandes (bis auf einen Vertreter der Minderheit) die gleiche Konfession, wie dieser eine Lehrer, hätten. Aus diesem Grunde könne die Regierung die Wahl von mehr als einem katholischen Hausvater in den Jrhausener Schulvorstand nicht zulassen.

Die Katholiken entwarfen jetzt einen neuen Plan. Sie versuchten aus der einklassigen Schule eine Schule mit zwei Lehrern zu machen und richteten ein bezügliches Gesuch an die Regierung. Nun war zwar die einklassige Schule gut dotiert. Die Gemeinde selbst aber, zumal die zugewanderten katholischen Arbeiter waren durchaus unbemittelt und leistungsunfähig. So scheiterte der Plan, einen zweiten und zwar katholischen Lehrer an der Schule anzustellen, an der Leistungsunfähigkeit der Gemeinde.

Die Absicht der Katholiken war hierbei nicht eigentlich darauf gerichtet gewesen, aus der Jrhausener Schule eine Simultanschule zu machen; vielmehr hatten sie als gute Christen vor dieser Schulart einen heiligen Abscheu. Sie hatten nur gemeint, der zweite Lehrer solle als Religionslehrer angestellt und (nach § 21) auch mit der Erteilung anderweiten Unterrichts ausdrücklich betraut werden. — Selbst wenn die Regierung dem Wunsche Folge gegeben hätte, so wäre doch ganz sicher auch dieser Lehrer nicht als ordnungsmäßig im Sinne des § 20 an der Schule angestellt betrachtet worden; sonst wäre ja doch wiederum aus der evangelischen Schule eine Simultanschule geworden, eine Schule, „an welcher nach ihrer besonderen Verfassung gleichzeitig katholische und evangelische Lehrkräfte anzustellen sind" (§ 20).

Ja aber — so fragt man mich — warum richteten dann die Katholiken keine einklassige katholische Volksschule neben der alten einklassigen evangelischen Volksschule ein? Da sie leistungsunfähig waren, so mußte ihnen doch Staatsunterstützung zufließen?

Allerdings — jedoch nur unter der Bedingung, daß sie fünf Jahre nacheinander mindestens 60 katholische Schulkinder nachweisen konnten! Das konnten sie aber eben nicht.

Als nun die Katholiken sahen, daß sie auf diesen Wegen nicht vorwärts kamen, überwanden sie ihren Abscheu und verfielen auf den Gedanken, die Jrhausener Schule zu einer Simultanschule zu machen. Freilich, zu einem zweiten Lehrer konnten sie es eben wegen der Leistungsunfähigkeit der Gemeinde nicht bringen. Einklassig sollte also die Schule bleiben. Und auch dahin hatten sie sich resigniert, daß der Lehrer dieser „Simultanschule" immer evangelisch bleiben würde, da er ja jeden Sonntag in der evangelischen Kirche singen und Orgel spielen mußte. Sie erwarteten aber, wenn die Schule als Simultanschule benannt würde, könnte doch wenigstens der Schulvorstand simultan zusammengesetzt werden.

Selbst diese bescheidene Hoffnung schlug fehl. Die Regierung mußte kurzweg erklären, daß nach dem Gesetze einklassige Schulen diesseitig nicht als Simultanschulen betrachtet werden könnten. Als die katholischen Hausväter dagegen beim Kreisausschuß Einspruch erhoben, wies dieser sie ab, da die Voraussetzungen, unter denen überhaupt eine Volksschule nach § 20 errichtet werden könne, nicht zuträfen.

Nach diesem Bescheide machten die Katholiken keine Versuche mehr, ihre Schulverhältnisse zu bessern. Daß die Zufriedenheit unter ihnen dadurch größer geworden wäre, hat kein Geschichtsschreiber bisher behauptet.

Dieselben Verhältnisse, wie im ursprünglich evangelischen Jrhausen, spielten sich übrigens zu gleicher Zeit und unter den Augen derselben Regierung in Ydorf ab. Dort waren die Evangelischen aus einer Minorität zur Majorität geworden. Auch sie hatten (wenn auch nicht mit der gleichen Energie, wie die Jrhausener Katholiken) die für sie unerträglichen Schulverhältnisse zu ändern gesucht. Und mehr oder weniger war Alles eben so abgelaufen wie in Jrhausen.

Die Räte der Wolkenstedter Regierung seufzten jedesmal, wenn ein Schreiben aus Jrhausen oder Ydorf eintraf. Und der Klügste unter ihnen, ein Herr von Heyde-Brandt, soll sogar das Wort gewagt haben: Wenn doch das sonst so treffliche Schulunterhaltungsgesetz Anno 1906 ein wenig aufmerksamer auf seine Unstimmigkeiten durchgesehen wäre. Wie konnte man z. B. für die Regelung der konfessionellen Verhältnisse auf dem Lande die Maximalzahl von sechzig Schulkindern zu Grunde legen, während doch sonst für die einklassige Schule das Gesetz die Maximalzahl von achtzig, die Verwaltung gar die Zahl von hundert bis hundertundzwanzig voraussetzt? Aber der Hauptfehler steckt noch wo anders. Jch hätte, so sagte er, den § 18 so formuliert:

Die öffentlichen Volksschulen Preußens sind interkonfessionell. Doch sind sie in der Regel so einzurichten, daß evangelischen Kindern der Unterricht durch evangelische Lehrkräfte, katholischen Kindern durch katholische Lehrkräfte erteilt wird.

Aus diesen beiden Sätzen, so sagte der vorurteilsfreie Herr von Heyde-Brandt, würde ich dann meine Folgerungen gezogen haben. Der erste Satz hätte die Logik des Gesetzes beherrschen müssen, der zweite Satz die Praxis. Jm großen und ganzen hätte der Entwurf ja so bleiben können wie er jetzt ist. Aber die Unzuträglichkeiten, unter denen wir jetzt leiden (ich meine nicht bloß die Jrhausener und Ydorfer Misere, sondern noch einige andere), die wären vermieden worden, wenn deutlich zum Ausdruck gebracht wäre (was doch schließlich, wenn auch undeutlich, die Grundlage des Entwurfes ist), daß erstens die Volksschulen des interkonfessionellen Staates eine an sich interkonfessionelle Einrichtung sind, daß aber zweitens die Toleranz dieses modernen Kulturstaates darin besteht, nicht nur auf die Konfessionen Rücksicht zu nehmen, sondern die Religion in der Form der Konfession zu pflegen. Kommt es aber auf Pflege an, so darf und muß für die „Konfessionalität" einer Schule in erster Linie nicht der Bekenntnisstand des Lehrers und noch weniger das Herkommen, sondern die Konfession der lebendigen Kinder maßgebend sein.

Friedrich Michael Schiele

Wider die Zahl

Vor mir liegen drei Zirkulare der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, die vor kurzem versendet wurden. Das erste trägt den schönen Titel: The record donation to the bible society's centenary fund. Den Rekord erreicht Mr. Robert Davies aus Bangor mit einer Gabe von 10000 Pfd. St., und dies gibt Anlaß zu der Mitteilung, daß nur noch 7000 Pfd. St. an der Viertelmillion Guineen fehlen, die man als Fonds zur Jahrhundertfeier zusammenzubringen wünscht. Jm zweiten wird mitgeteilt, daß Earl Selborne, Bevollmächtigter (high commissioner) für Britisch-Süd-Afrika den Vorsitz im Hilfsbund der Bibelgesellschaft in Johannesburg übernommen habe, wo er am 9. August bei einer Volksversammlung den Vorsitz führen werde. Das dritte Zirkular berechnet, daß infolge der hochherzigen Vergünstigungen, die die Regierung und die Privatbahnen in Rußland der Bibelgesellschaft gewähren, und die ihresgleichen in keinem anderen Lande finden, die Freifahrten und Freifrachten zusammengelegt die Höhe von einer Viertelmillion Eisenbahnmeilen erreichen. Die Mitteilung, daß die Sendungen vom 14. August 1500 Meilen zurückzulegen hatten, in der Woche vorher 5200 Meilen, und daß bei diesen Berechnungen nur das Petersburger Depot in Betracht gezogen sei, vervollständigen den interessanten Bericht.

Es mag sein, daß wir uns nicht genügend in englisches Wesen hineinzudenken vermögen. Ein Engländer kann ja nicht einmal eine Gebirgsreise machen, ohne zu berechnen, wie viel englische Meilen er zurückgelegt habe. Aber für unser Empfinden hat solch ein Zirkular eine fatale Aehnlichkeit mit den Annoncen von Automobilfirmen. Und man fragt sich: Was soll damit erreicht werden? Sollen die Eisenbahnverwaltungen anderer Länder dadurch veranlaßt werden, ähnliche Vergünstigungen zu gewähren? Wohl nicht, der Weg des Zirkulars wäre denkbar ungeeignet. Es soll einfach Reklame gemacht werden, mit der Viertelmillion Eisenbahnmeilen wie mit Earl Selborne und dem Geber der 10000 Pfund. Das liebe Publikum soll wissen, daß Etwas geschieht, daß es vorangeht, um daraufhin wieder zu zahlen. Das wäre ja an sich ganz gerechtfertigt, Earl Selborne wie Mr. Davies aus Bangor müßten in einem Bericht zweifellos erwähnt werden. Aber in einem eigenen Zirkular? Wäre ich Earl Selborne, würde ich die Mitteilung als taktlos empfinden, weil man solch einer Gesellschaft doch nicht beitritt, um als Aushängeschild benutzt zu werden. Und als Mr. Davies würde ich mich in den Boden hinein schämen, wenn eine Gabe, die aus religiösem Pflichtgefühl gegeben ist, als Rekordleistung gefeiert würde. Jch möchte glauben, daß solch öffentliche, reklamehafte Verwendung einer hochsinnigen Tat den Geber entweder verletzen oder ihm innerlich schaden müßte. Dergleichen Einwendungen kann man ja der Viertelmillion Eisenbahnmeilen gegenüber nicht machen. Sie scheinen reine Statistik zu sein. Es ist aber keine einwandsfreie Statistik. Wenn der Zweck dieser Berechnungen eine Beeinflussung anderer Eisenbahnverwaltungen nicht ist und nicht sein kann, so muß man ihn wohl darin sehen, einen Eindruck von der gewaltigen Arbeit in Rußland zu geben. Und diese Arbeit erscheint wahrscheinlich sehr viel günstiger, wenn man sie nach Eisenbahnmeilen statt nach Exemplaren berechnet. Zudem ist noch eine große Frage, wie man gerechnet hat. Es fehlt eine Einheitsgröße, mit der gerechnet wurde. Personen und Sendungen gelten gleich viel. Hat man jede Sendung als eine Einheit gerechnet, oder größere Sendungen in verschiedene Rechnungseinheiten geteilt?*)

*) Wenn ein neues Zirkular mitteilt, daß die Viertelmillion Guineen gesammelt ist, und für den Dankgottesdienst am 7. November nähere Angaben darüber bringt, wie viel in den einzelnen Ländern aufgebracht wurde, so ist das wirklich ernstes statistisches Material. Auch dagegen ist nichts einzuwenden, daß die größten Gaben ohne

Man kann das als allzugroße Skepsis verurteilen. Undurchsichtiger Statistik gegenüber ist Skepsis aber stets am Platz, auch bei Bibelverbreitung. Lhotzky hat da in seinen Erinnerungen an Rabinowitsch (Grüne Blätter 1904, Heft 2) — jener gewaltigen Predigt für Alle, die mitten in christlichen Unternehmungen stehen — ein drastisches Beispiel dafür gegeben. Rabinowitsch erhält eine Kiste mit Spruchkarten zugesandt, soll dafür zahlen, hat aber für solche Sachen keinen Pfennig übrig. Die Kiste wird versteigert, und um einen Pappenstiel von einem kleinen Unternehmen für Bibelverbreitung erstanden. Und nun beginnen die Mitteilungen aus dieser Arbeit plötzlich von einem außerordentlichen Wachstum zu berichten, auf einmal werden Tausende von „christlichen Schriften" verbreitet, alle Missionsfreunde werden von dieser freudigen Tatsache erhoben — wer ahnt, daß es sich dabei um eine Kiste Spruchkarten handelt?

Daß eine solche Statistik geradezu schon Täuschung des Publikums bedeutet, ist fraglos. Es kommt mir nicht bei, damit jenes obenerwähnte Zirkular in Parallele stellen zu wollen. Aber mir scheint, es liegt auf derselben Linie. Es sollen um jeden Preis günstige Zahlen vorgewiesen werden. Ein solches Frisieren der Tatsachen ist christlicher Unternehmungen nicht würdig. Man gebe Berichte, meinetwegen oft Berichte. Aber man gebe ungeschminkte Wahrheit, nenne das Kleine klein, das Große groß, aber bleibe sachlich. Auch bei der Berichterstattung sind die Gewissen ja recht verschieden veranlagt. Oft genug wird eine kleine, unbedeutende Arbeit mit so viel Mühe und auf so viel Raum geschildert, daß dagegen kurze, nüchterne, sachliche Berichte aus größerem Wirkungskreis geringwertig erscheinen. Solche Verschiedenheit wird immer bleiben. Wer zu lesen versteht, wird sich doch nicht täuschen lassen. Das ist die Verschiedenheit der Individualitäten, die jeder Historiker kennt, und die bis zu einer gewissen Linie ihr volles Recht hat. Aber unberechtigt, ja bedenklich ist die Reklame christlicher Unternehmungen. Man sage nicht, daß unsere Zeit dies verlange, daß nur das auf Beachtung rechnen dürfe, was mit Zahlen und großen Erfolgen, seien sie nun tatsächlich oder aufgebauscht, zu imponieren verstände. Wenn das wirklich unsere Zeit verlangt, dann ist es nötig, so energisch wie irgend möglich gegen diese materialistische Auffassung innerer, religiöser Dinge in der Christenheit zu Felde zu ziehen, aber nicht ihr nachzugeben. Ich stehe keineswegs auf dem Gebetsstandpunkt der China-Inland Mission. Man soll ruhig und fröhlich für seine Sache werben. Aber man soll so viel Glauben haben, daß unser Gott reich genug ist, uns für unsere Arbeit die nötigen Mittel zu geben, um es zu verschmähen, Bibeln und Uebertritte wie Massenartikel zu behandeln, und große Geber und Gönner einer christlichen Sache wie Rennfahrer. Das ist man der Würde dessen schuldig, in dessen Diensten man sich fühlt. Das ist man aber auch denen schuldig, die die Arbeit treiben. Für sie kann das Drängen auf Erfolge und Zahlen eine religiöse und sittliche Gefahr werden. Das läßt sich gerade aus der Praxis der Bibelverbreitung mit schlagenden Beispielen belegen.

Es ist bei gewissen Gesellschaften Sitte, von ihren Kolporteuren zu verlangen, daß sie monatlich eine bestimmte Anzahl von heiligen Schriften verkaufen. Jeder, der Einblick in diese Arbeit hat, weiß, wie schwer der Vertrieb von Bibeln ist. Er ist abhängig von der Bevölkerungsdichte, der wirtschaftlichen Lage der einzelnen Gegend, jede Schwankung auf wirtschaftlichem Gebiet ist sofort spürbar. Aber das Gesetz ist hart. Wer nicht sein bestimmtes Quantum verkauft, ist untauglich im Weinberg des Herrn. Da aber auch der beste Kolporteur oftmals das nicht zu leisten imstande ist, steht er jederzeit in Gefahr, entlassen zu werden, ohne Pension natürlich. Der Ausweg, den nicht wenige der in den Diensten solcher Gesellschaft arbeitenden Männer wählen, ist der, daß sie dann für sich die Bibeln übernehmen. Da der Gehalt meist den Wert der Bücher übersteigt, ist dies möglich, und es ist ein ganz einfaches Rechenexempel, bis zu welcher Höhe der Kolporteur Bibeln übernehmen kann und doch dabei zu leben vermag. Dann findet sich im Kasten unter dem Sofa eines solchen Mannes ein großes eigenes Lager von Bibeln, die in den Ausweisen der Gesellschaft natürlich als verkauft erscheinen. Wo es irgend möglich ist, zahlen die Kolporteure mit Bibeln, z. B. für gute Zwecke, wenn die Pfarrer Bedarf dafür haben. Diese Tatsache wird aber nun von skrupellosen „christlichen" Buchhändlern ausgenutzt. Sie erstehen Bibeln zu solchen Preisen, daß sie diese billiger zum Verkauf zu stellen im stande sind, als sie der den Generalvertrieb besorgende Agent selbst von der Gesellschaft erhält. Das geschieht etwa in der Weise, daß der Buchhändler in der Höhe des Wertes der Bibeln dem Kolporteur seine eigenen Verlagsartikel überläßt, und somit seinerseits den gleichen Gewinn an den Bibeln nimmt, wie an seinen eigenen Büchern — und dieser pflegt bei gewissen „christlichen" Geschäften nicht klein zu sein.

Es ist natürlich heikel, von solchen Dingen zu reden. Denn die, die man von seiten der Gesellschaft verantwortlich machen würde, wären die Kolporteure. Es ist wohl richtig, daß sie besser täten, solchen Gesellschaften den Dienst zu kündigen. Aber das wäre nichts als Personenwechsel. Nein, die Verantwortung für diese unmoralischen Verhältnisse tragen nicht die Kolporteure, sondern trägt in vollem Umfange die Gesellschaft. Und sie hätte vielleicht nicht ganz Unrecht, die Verantwortung weiterzuschieben auf alle die, die Zahlen verlangen, wenn sie christliche Werke unterstützen sollen. Ja, die unselige Jagd nach Zahlen! Sie ist am stärksten bei den angelsächsischen Handelsvölkern. Aber wir können uns nicht verhehlen, daß bei uns auch je mehr und mehr Gefahr ist, daß Interesse und Opferfreudigkeit sich nur dem zuwenden, der mit Zahlen zu prunken versteht.

Daß durch solche Zahlenjagd Unredlichkeit befördert wird, zeigen die Beispiele zur Genüge. Aus anderen Gebieten ließen sich unschwer weitere Belege erbringen. Es ist aber für ein feineres christliches Empfinden unendlich peinlich, zu sehen, daß gerade auf einem Gebiet, wo die Macht des Wortes Gottes immer wieder erwiesen werden soll durch zahllose, leider auch nicht selten forcierte Geschichtchen, diese Macht häufig nicht so weit geht, das eigene Gebahren mit der ganz gewöhnlichen Ethik in Einklang zu bringen. Wir müssen entschieden darauf dringen: die Bibelverbreitung darf unter keinen Umständen in solcher Weise geübt werden, daß dadurch die, die sich ihr widmen, in Verhältnisse getrieben werden, die ihr Gewissen vergiften. Das heißt nach der einen Seite: Keine Forderungen stellen, die nicht erfüllbar sind. Und nach der andern Seite: Dem Verlangen nach großen Zahlen unter keinen Umständen soweit nachgeben, daß dadurch die Wahrhaftigkeit in Gefahr kommt. Wir würden sonst in ein Geschäftschristentum hineinkommen, das an ethischer Minderwertigkeit den Auswüchsen des römischen Systems nichts nachgäbe.

Ueber das Senfkorngleichnis wird ja leider nur zu oft gepredigt, aber es wird zu wenig danach gehandelt. Tatsache ist aber, daß gerade auf protestantischem Gebiet die größten Erfolge errungen worden sind, wo man nicht nach Zahlen fragte, sondern warten konnte und wollte. Das heißt nun konkret gesprochen: wir wollen überall dem Bestreben entgegentreten, anstelle der Innerlichkeit des Erfolgs große Zahlen zu setzen. Wir werden kritisch sein, wo man uns mit der Zahl imponieren will, wollen aber gerade da unterstützen, wo man sonst höhnisch fragt: Wo sind die Zahlen? Auf katholischem Gebiet sind Gaben Anweisungen aufs Jenseits. Auf protestantischem Gebiet hat man an die Stelle der himmlischen Güter häufig den geistlichen Erfolg gesetzt. Das eigentlich Evangelische ist doch wohl, zu geben, wenn man soll, aber nicht nachzurechnen, welch geistliche Güter den Andern dadurch vermittelt worden sind. Sie sind nun einmal inkommensurabel. Auch in dieser Hinsicht sollte die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut. Sonst tragen auch wir mit die Verantwortung für die Veräußerlichung der Religion.

W. E. Schmidt

Namensnennung aufgezählt werden, wobei wir uns dessen freuen, daß es, wie besonders erwähnt wird, auch in England Leute gibt, die große Gaben (eine von 2000, zwei von 1000 Guineen, vier von 1000 Pfund) namenlos schenken.

Neue Goethe-Ausgaben und Bücher über Goethe

Unter den Goetheausgaben hatte bisher die Hempelsche den echt deutschen Ruhm, die beste und häßlichste zugleich zu sein. Inzwischen ist aber die Weimarer Ausgabe gekommen: den Ertrag der auf diese verwendeten gelehrten Arbeit galt es jetzt in neuen Ausgaben zu verwerten, die zugleich dem auch für die Bücherausstattung neu erwachten Schönheitsbedürfnis Genüge tun sollen. Und so haben uns die letzten Jahre gleich zwei neue Ausgaben bescheert, beide so vorzüglich, daß an ihnen eigentlich nur das Eine zu tadeln ist, daß es eben zwei sind und Jedem die Wahl unter beiden weh tut.

Die eine erscheint im Bibliographischen Institut in Leipzig und ist nicht zu verwechseln mit der bereits früher dort unter den Klassikern erschienenen Ausgabe von Goethes Werken. Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen von Professor Elster in Marburg, der auch den Plan dazu aufgestellt hat, als Herausgeber wird Karl Heinemann genannt, „weil er die meisten Bände übernommen hat". Die andere Ausgabe erscheint bei Cotta und ist, wie die früher hier angezeigte von Schillers Werken, als Jubiläumsausgabe gedacht, da sie ein Jahrhundert nach der ersten Gesamt-Ausgabe von 1806 von dem altehrwürdigen Goetheverlag herausgegeben wird: der Leiter ist hier Eduard von der Hellen.

Beide Ausgaben setzen die textkritische Arbeit der Weimarer Ausgabe dankbar voraus und benützen ihre Ergebnisse, ohne den Apparat selbst den Lesern mitzuteilen: dieses Verfahren ist durchaus zu billigen, da es sich hier nicht um gelehrt-wissenschaftliche Zwecke, sondern um die Verbreitung der Werke Goethes unter unsrem Volke handelt. Daß trotzdem gründliche Forscherarbeit zu Grund liegt, dafür bürgen nicht bloß die Namen der leitenden Herausgeber und ebenso die beiden Verlagsanstalten selber, die ja in diesen Dingen einen altbewährten Ruf haben, sondern es sind auch fast alle die Männer, die an der Herausgabe der einzelnen Bände mitwirken, zugleich Mitarbeiter an der großen Weimarer Ausgabe gewesen. So sind denn auch die in beiden Ausgaben jedem Band beigegebenen Einleitungen und Anmerkungen überall knapp und gründlich zugleich. Sie sind meist so angeordnet, daß die Einleitung über die Entstehung des Werkes und seine Stellung in Goethes Leben und dichterischer Entwicklung berichtet, während die Anmerkungen die früheren Ausgaben nennen und allerlei Sacherklärungen mitteilen. Manchmal, besonders wenn mehrere Werke in einem Band vereinigt sind, bietet die Einleitung einen Aufsatz über die betreffende Gattung der Schriften, z. B. über die Jugenddramen oder über Goethes Stellung zur Kunst und dergleichen, während dann die Entstehung der einzelnen Werke in den Anmerkungen behandelt wird. Dies gilt mehr von der Cottaschen Ausgabe, weil nur diese schon über die eigentlichen „Dichtungen" weiter hinausgekommen ist. In der Ausgabe des Bibliographischen Institutes finden wir außerdem noch ganz kurze Worterklärungen unter dem Text und eine treffliche, etwa hundert Seiten umfassende Biographie Goethes von Heinemann im ersten Band.

Beide Ausgaben erscheinen so, daß ohne Rücksicht auf die Ziffernfolge immer der Band herauskommt, der eben fertig ist. Das Bibliographische Institut hat aber die Sache doch so weit geregelt, daß jetzt die Bände 1—17 und damit die Gedichte und größeren Dichtungen, sowie die Schriften zur Autobiographie vollständig vorliegen. Band 1—4 nun enthält die Gedichte nebst dem Diwan und Hermann und Dorothea (von Heinemann, Ettlinger und Klee), Band 5 den Faust (von Harnack), Band 6 die Dramen in Versen, d. h. Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter, Mitschuldige und Laune des Verliebten (von Heinemann), Band 7 die Dramen in Prosa, d. h. Götz, Egmont, Clavigo, Stella, Geschwister, Großkophtha und Bürgergeneral (von Matthias). Alles übrige in dramatischer Form Geschriebene fehlt bis jetzt noch. Band 8 enthält Werther und Wahlverwandtschaften (von Viktor Schweizer), Band 9 und 10 die Lehrjahre (von Viktor Schweizer) und die kleinen Stücke: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Die guten Weiber, Novelle, Der Hausball, Reise der Söhne Megaprazons (von Harry Maync), Band 11 die Wanderjahre (von Maync), Band 12 und 13 Dichtung und Wahrheit (von Heinemann), Band 14 und 15 die Italienische Reise (von Robert Weber) und die beiden Feldzüge (von Heinemann), Band 16 und 17 die Tag- und Jahreshefte und die Reisen (von Heinemann). Von Registern sind vorhanden ein schon lang vermißtes über die Anfänge sämtlicher Gedichte einschließlich des Diwans im dritten (zeitlich nach dem vierten erschienenen) Band, ein Sachregister zu Dichtung und Wahrheit im dreizehnten, eines über die übrigen autobiographischen Schriften im sechzehnten und eines über die Reisen im siebzehnten Band: hier wäre vielleicht eine Zusammenziehung zu Einem Register praktischer gewesen. — Der über diese Reise hinaus erschienene Band 22 bringt den ersten Teil der Schriften zur Kunst, darunter auch Winckelmann und Hackert (von Harnack).

Die Cottasche Ausgabe bietet noch keine so zusammenhängende Bändereihe, sondern es sind bis jetzt 26 Bände in der Ziffernreihe von 1 bis 39 erschienen. Gerade im Anfang sind noch die größten Lücken, indem der erste Band (von v. d. Hellen) nur die Gedichte bis zur ersten Abteilung der „Vermischten Gedichte" bringt und mit den Geheimnissen schließt, Band 6 dann Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea und Achilleis (von Hermann Schreyer), Band 5 den Diwan enthält (von Konrad Burdach, soeben erschienen und mit einer ganz besonders ausgezeichneten Einleitung). Von den Werken in dramatischer Form sind Band 7—9 und 11—13 erschienen: Band 7 enthält die Jugenddramen, Farcen und Satiren (von Albert Köster), Band 8 die Singspiele, Band 9 die Zeitdramen und Gelegenheitsdichtungen (beide von Otto Pniower). Hier haben wir Großkophtha, Bürgergeneral, Epimenides und die Vorspiele, Einzelszenen, Theaterreden und Maskenzüge, in Band 11 die Dramen in Prosa: Erwin, Claudine, Clavigo, Stella, Geschwister, die Wette und Egmont (von Franz Muncker), in Band 12 Iphigenie, Tasso und Natürliche Tochter (von Albert Köster) in Band 13 den Faust (von Erich Schmidt), so daß also nur noch der Rest der kleineren dramatischen Stücke und Fragmente wie Elpenor, Nausikaa, die Aufgeregten u. A. fehlt. Wilhelm Meister füllt Band 17—20 (einheitlich von Wilhelm Creizenach herausgegeben); die Wahlverwandtschaften bringt Band 21 (von Franz Muncker), sodaß hier noch Werther fehlt. Dichtung und Wahrheit ist in vier Bänden (22—25) von Richard M. Meyer herausgegeben; der Anhang enthält die Briefe aus der Schweiz und eine Anzahl von Einzelstudien biographischer Natur, die zum Teil erst durch die Weimarer Ausgabe bekannt geworden sind. Band 28 enthält die Feldzüge (von Alfred Dove), Band 30 die Annalen (von Oskar Wetzel), sodaß also von den biographischen Schriften noch die Italienische Reise und die andern Reisen fehlen. Band 31—35 bringen die Schriften zur Kunst, wieder einheitlich von Wilhelm von Oettingen herausgegeben, und zwar 31 und 32 Cellini, 34 Winckelmann, Rameaus Neffen und Hackert und 33 und 35 die kleinen Schriften in chronologischer Reihenfolge mit einer Einführung in Goethes Stellung zur Kunst, über die man freilich auch recht anderer Meinung sein kann als der Herausgeber. Hier sind auch die Maximen und Reflexionen über Kunst beigegeben, die sonst meist mit den übrigen Sprüchen vereinigt sind. Mit Band 39 beginnen die naturwissenschaftlichen Schriften, von denen nur eine Auswahl aufgenommen werden soll, für die neben der sachlichen und biographischen Bedeutung besonders auch die künstlerische Form maßgebend war. Während der zweite Band jedenfalls die Farbenlehre noch bringen wird, enthält dieser erste nach einer vorzüglichen Einleitung von Max Morris kleine Aufsätze zur Natur- und Wissenschaftslehre, zur Zoologie und zur Botanik, ebenso die Maximen und Reflexionen zur Natur.

Was das Aeußerliche betrifft, so ist bei Cotta der Druck größer, weil das Format größer ist; aber auch in der andern Ausgabe ist er klar und scharf. Beide sind auf 40 Bände angelegt, der Band kostet in Leinwand gebunden 2 Mk., beide bieten die große Bequemlichkeit, daß der, dem 80 Mark für eine Goetheausgabe zu viel sind, sich jeden Band einzeln kaufen kann, der ihn besonders anzieht. Was die Einbände betrifft, so liegt es

vielleicht nur an meinem altmodischen Geschmack, daß sie mir alle beide nicht gefallen, weder die etwas verzerrte tragische Maske auf dem grauen Band des Bibliographischen Instituts, noch die Sphinx auf dem rotbraunen Cottas: Andern mögen sie vielleicht gefallen. Cotta hat noch eine Ausgabe in Halbfranz zu 3 Mark, die ich aber nicht zu Gesicht bekommen habe. Uebrigens verteilen sich durch das langsame Erscheinen der Bände (Cotta seit Herbst 1902 etwa 8—9, die andere Ausgabe, seit Herbst 1900, sogar bloß etwa 4—5 Bände im Jahr) die Auslagen so allmählich, daß man es sich in der Tat leisten kann, sich mindestens eine dieser vortrefflichen Ausgaben anzuschaffen, mit denen, wie gesagt, außer der Hempelschen keine frühere den Vergleich aushält.

Noch eine allerneuste Ausgabe erscheint jetzt im Inselverlag: die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker, in ihr soll Goethe etwa 8 bis 10, Schiller etwa 4 Bände umfassen. Die Ausgabe verfolgt den Zweck, möglichst bequeme, handliche Bändchen zu bieten, die doch möglichst viel enthalten sollen, und erreicht dies nach englischem Vorbild durch geradezu unglaublich dünnes Papier, so daß z. B. der erste Goetheband, der auf 614 Seiten die Romane und Novellen, d. h. Werther, Briefe aus der Schweiz, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Die guten Weiber, Die Wahlverwandtschaften und die Novelle enthält, nur einen Centimeter dick ist, ebenso wie der 608 Seiten starke erste Schillerband mit den Räubern, Fiesco, Kabale und Liebe, Don Carlos und Tell. Dabei ist der Druck aber äußerst scharf, fast gar nicht durchschlagend und man kann die Bändchen mit ihrem biegsamen roten Ledereinband aufs bequemste bei sich tragen; auch der Preis ist mit Mk. 4,50 (Leinwand 4.—) nicht teuer.

Von neuen Büchern über Goethe möchte ich hier folgende recht empfehlend erwähnen.

Die Briefe von Goethes Mutter waren bisher nur bei Reclam in einer Auswahl zugänglich, jetzt hat Köster[1]) eine vollständige Ausgabe in trefflicher Ausstattung mit Einleitung und kurzen Anmerkungen erscheinen lassen, die hoffentlich diesen prächtigen Briefen die weiteste Verbreitung gibt. — Ein lebendiges Bild des Milieus, das Goethe in Weimar empfing, bei dem manche neue Lichter auf Karl August und besonders auf Goethes Verhältnis zu dessen Gemahlin fallen, gibt E. v. Bojanowski in ihrem Buch über die Großherzogin Luise[2]): Goethe erscheint auch hier, wie in jeder neuen Veröffentlichung, noch schöner als wir ihn zuvor gekannt hatten. — Moebius[3]) hat sein schon früher hier besprochenes Buch über Goethe (siehe Christliche Welt 1902, Sp. 1202) in der zweiten Auflage stark erweitert, indem er besonders die merkwürdige periodische Wiederkehr mancher Zustände, die Goethe an sich beobachtete, eingehender darstellt. Außer sehr wertvollen „Belegen und Ausführungen" ist eine Darstellung Goethes nach Gall gegeben, den der Verfasser auffallend hochstellt. — Dietz[4]) will untersuchen, was Goethe für unsere Weltanschauung bedeutet und welche Stellung er in der Entwicklung des Menschengeschlechts einnimmt und schildert ihn unter diesem Gesichtspunkt, während Schrempf[5]) sein eindringendes und feines Verständnis für Alles, was er anfaßt, darin zeigt, daß er die letzte Wirkung, die Goethe auf die Menschen ausübt, nicht als ästhetische Bewunderung, sondern als Erkenntnis und Tätigkeit versteht. Er schreibt für Leser Goethes, die von dem Dichter Beihilfe zur Deutung des Lebens verlangen: damit trifft er meines Erachtens den tiefsten Sinn der Kunst überhaupt. Das Werk ist auf mehrere Bände angelegt, auf die

[1]) A. Köster, Die Briefe der Frau Rat Goethe. Gesammelt und herausgegeben von A. Köster. Zwei Bände. XIV, 290 und 279 S. Leipzig, Poeschel. 10 Mk.

[2]) Eleonore v. Bojanowski, Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Mit einem Portrait. Stuttgart, Cotta 1903, XII, 429 S. 7,50 Mk.

[3]) P. J. Moebius, Goethe. Zwei Bände. X, 264, V, 260 S. Leipzig, J. A. Barth 1903. 6 Mk.

[4]) Max Dietz, Goethe. Stuttgart, Frommann 1905. 180 S. 2 Mark.

[5]) C. Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erster Teil. VIII, 196 S. Ebenda 1905. 2,50 Mk.

man sich freuen darf. — Krüger-Westend[1]) zeigt sehr fein, wie Goethe genialer als viele Orientphilologen dem Orient „Orientalität" abgewonnen hat. — Minor[2]) gibt Vor- und Nachgeschichte des genialen Fragments vom Ewigen Juden und eine eingehende Erklärung des Gedichtes im Rahmen der Zeit, damit zugleich einen Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen im achtzehnten Jahrhundert. — Die dritte Auflage von Vogel[3]) bietet viele mit Unternummern bezeichnete Nachträge, sowie eine neue Ausstattung durch Randzeichnung. — Neben Vogel als Stellensammlung ist als Darstellung Sells[4]) Buch das beste über diese Fragen; auch seine Auswahl von Sprüchen zur Lebensführung Goethes ist ganz vortrefflich, ebenso das Register sehr reichhaltig. — Goethes Aesthetik — die meines Erachtens noch berufen sein wird, Ordnung in das Chaos unsrer heutigen ästhetischen Untersuchungen zu bringen — behandelt E. Heyfelder[5]) methodisch vortrefflich, aber durch sein Ausgehen von Langes Illusionsästhetik doch wohl etwas befangen. Sehr gut ist dagegen Goethes Verhältnis zu Aristoteles und die Katharsisfrage behandelt, wobei zu meiner Freude Goethe gegen Bernays Recht erhält.

Max Christlieb

Wenige Schlußsätze müssen Raumnot halber für nächste Nummer zurück bleiben. D H

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich nicht mit Alledem, was ich zum Fall Römer beibringe und noch beibringen werde, Herrn Lic. Römer persönlich und seine Predigt belasten will. Was ich zu seiner Predigt als solcher ausführen mußte, steht in aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit in Nr. 1, auch 2; im übrigen liegt mir nur daran, Alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um die Lage zu klären und zu entwirren. Denn dazu sind solche Fälle, casus, solche Musterbeispiele da; das ist ihre Bestimmung; und die berufsmäßigen Vertreter einer öffentlichen Meinung haben einfach die Pflicht, zur Vertiefung jeder solchen Erfahrung zu helfen, wie sie können. Tritt ein solcher Fall ein: wohlan, Gott will es, daß wir kein Verstecken spielen mit uns und mit Ihm; Gott will es, daß wir die für unsre Landeskirche und für den einzelnen Theologen und Christen in ihr vorhandenen inneren Schwierigkeiten fester ins Auge fassen und uns ernster um Abhilfe bekümmern. Nur weil ich jede Abschwächung des Konflikts für die öffentliche Diskussion vermeiden wollte, habe ich bei dem, was man „mildernde Umstände" nennt, mich und die Leser nicht aufgehalten: z. B. bei der „Provokation" Römers durch diese Textwahl (die ich ideal als solche nicht anerkennen kann, da es für jeden christlichen Prediger eine Freude sein muß über diesen Text zu predigen). Ein Anderes aber möchte ich doch nicht unerwähnt lassen. Durch die Weinelschen Vorträge in Solingen und durch die Bewegung der Geister, die ihnen folgte, ist in der Tat in jener Gegend des Rheinlands eine Atmosphäre erzeugt worden, welche die Predigt Römers verständlicher macht und die Gemeinde als für sie vorbereitet erscheinen läßt. Denn Remscheid liegt dicht bei Solingen. Dieser Umstand kommt dem Gastprediger und seiner Predigt in hohem Maße zu gut. Endlich meine Niemand, daß wir uns für den Konflikt zwischen Gemeindewillen und Kirchenbehörde nicht interessieren. Aber daß diese Seite der Sache nicht zu kurz kommt, dafür werden die Rheinländer selber sorgen. Es versteht sich von selbst, daß für die ganze Angelegenheit die Lektüre des Evangelischen Gemeindeblatts für Rheinland und Westfalen (Herausgeber Pfarrer Lic. Traub in Dortmund) von größtem Interesse ist. Nr. 3 brachte wertvolle Dokumente zum Abdruck.

Herr Dr. Edward Stilgebauer, der Verfasser von Götz Krafft, hat kürzlich auf die Kritik seines ersten Bandes, die wir in Nr. 44 unsers Jahrgangs 1904 aus der Feder des Herrn Pfarrers Battenberg in Frankfurt a. M. gebracht haben, in einem Frankfurter Lokalblatt mit einem offenen Brief an diesen geantwortet. Lessing kopierend wider Goeze, aber ohne Lessings Geist. Und er hat von den Anstößen, die wir mit dem Rezensenten an seinem Roman genommen haben, keinen beseitigt, dagegen den Versuch gemacht, den Rezensenten in seiner persönlichen und Amts-Ehre vor dem Publikum

[1]) H. Krüger-Westend, Goethe und der Orient. Weimar, Böhlau 1903. 36 S. 1,20 Mk.

[2]) J. Minor, Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Stuttgart, Cotta 1904. VII, 224 S. 3,50 Mk.

[3]) Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Leipzig, Teubner 1903. VI, 262 S. 3,20 Mk.

[4]) K. Sell, Die Religion unserer Klassiker. (Lebensfragen von H. Weinel I.) Tübingen, Mohr 1904. VII, 274 S. 4 Mk.

[5]) E. Heyfelder, Die Illusionstheorie und Goethes Aesthetik. (Aesthetische Studien, zweites Heft.) Freiburg, H. Heyfelder 1905. 201 S. 4 Mk.

des Frankfurter Lokalblatts herabzusetzen. Das ist keine Kampfesweise, die Herrn Dr. Stilgebauer zu der Erwartung einer Antwort berechtigte. Wir konnten unsern Herrn Mitarbeiter nur bitten zu schweigen und erklären hiermit öffentlich, daß wir mit vollem Vertrauen zu Beidem stehen: zu seinem Urteil in dieser Sache und zu seiner Person. (Hat Herr Dr. Stilgebauer irgend Tatsächliches zu berichtigen, so verfüge er über uns — aber trocknen Tones!)

Das Evangelische Kirchenblatt für Württemberg macht uns einen schweren Vorwurf daraus, daß wir als Beilage zu Nr. 2 einen Prospekt des Werkes „Die sexuelle Frage" von dem bekannten Psychiater Forel unsern Lesern übermittelt haben. Der Herr Herausgeber des Kirchenblattes könnte durch seine langjährige Beobachtung der Christlichen Welt ganz genau wissen, daß die Annahme einer Beilage für unser Blatt nicht die mindeste Stellungnahme zu dem Inhalt der Beilage bedeutet. Gewiß hat auch die Zulassung buchhändlerischer Beilagen ihre Grenzen; aber die Grundsätze dafür haben mit redaktionellen Erwägungen nicht das Leiseste zu tun. Unsre Leser sind mündig und man darf ihrer eignen Urteilskraft Etwas zumuten. — Was hätte die Besprechung des Forelschen Buches im Kirchenblatt an Wert verloren, wenn Herr Dekan Römer die parteiischen Seitenhiebe unterlassen hätte? Aber er meinte gleich zwei gute Werke auf einmal tun zu müssen. — Das Forelsche Buch wird auch von uns noch gelegentlich besprochen werden.

Treffliche Worte zur Duellrede des Reichskanzlers sagt in Nr. 14 der Reformation Samuel Jaeger. Er schließt mit den Sätzen: „Möge Gott einen furchtlosen Mann erwecken, der im Namen ungezählter königstreuer und gottesfürchtiger Männer vor den Thron unseres geliebten Herrschers trete mit der ehrfurchtsvollen, inständigen Bitte: Majestät, nehmen Sie die Axt des Bonifatius und zertrümmern Sie den Duellehrgötzen zur Ehre Gottes!"

„Es gibt nur einen einzigen Grund, welcher einen Glaubenswechsel wirklich rechtfertigt, das ist die eigene Ueberzeugung." So kritisiert die katholische Kölnische Volkszeitung Nr. 71 den Uebertritt der Prinzessin Eugenie von Battenberg, der Braut des Königs von Spanien, zur katholischen Kirche. Wir kommen trotz allem voran im gemein-religiösen, sittlichen Empfinden.

Zu Hilligenlei werden wir uns gewiß noch wieder äußern, in dieser und jener Richtung; aber über das hinaus, was schon angenommen ist, haben wir weder Bedarf noch Raum; so ist, uns weitere Manuskripte anzubieten, verlorne Liebesmühe. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 6. Februar im Deutschen Kaiser: Die psychologischen Faktoren im modernen Bewußtsein (Dr. Walter Regler).

Görlitz. Donnerstag 22. Februar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Höllenfahrt Christi (Studieninspektor Lic. Schmidt Naumburg a. D.).

Halle a. S. Kirchlich-theologische Konferenz Mittwoch 7. Februar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie predigen wir über das Alte Testament?

Hamburg. Montag 5. Februar 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen Elstertor 7: Die Wunder Jesu (Pastor Beckmann).

Hannover. Mittwoch 7. Februar 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr.: Hilligenlei (Pastor Dörries).

Magdeburg. Mittwoch 21. Februar ½4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Das Christusbild in Hilligenlei.

Seesen a. H. Mittwoch 7. Februar 4½ Uhr Hotel Wilhelmsbad: Bibel und Babel (Pastor Chappuzeau, Hainholz-Hannover).

Stuttgart. Montag 12. Februar 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophetismus in Israel (Stadtpfarrer Lic. Volz-Leonberg).

Chronik der Christlichen Welt
Verlag von J. C. B. Mohr

Nr. 3. Aus Hannover. Halbjahrsbericht — Resolution des Protestantenvereins vom 10. Oktober 1905 — Aufruf des Protestantenvereins Januar 1906 — Die Theologie der bayerischen Landeskirche. Drittes Stück — Verschiedenes: Die Grünen Blätter; Die Neue Christoterpe; Ueber Pastor Kalthoff — Personalien — Anzeigen

Nr. 4. Aufruf der Freunde des Evg. Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen — Aufruf der konfessionellen Lutheraner in Preußen — Studentisches Flugblatt — Aus Hannover. Schluß des Halbjahrsberichtes — Die deutsche Seemannsmission — Katholisches aus Baden — Verschiedenes: Die Geistlichen des Herzogtums Meiningen; Das Wiesbadener Evg. Gemeindeblatt; Pastor Dr. Kalthoff; Besuch der deutschen Universitäten; Aus England — Personalien

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 2. Die kirchenpolitische Lage nach den preußischen Provinzialsynoden — Mit welcher Front? — Der Konsistorialbescheid im Falle Römer — Aus Preußen: Zahl der Theologie-Studierenden; Hessen-Nassau; Eine rheinisch-westfälische Vereinigung der Freunde evangelischer Freiheit; Kolportageverbot; Die Reformation — Mancherlei

Nr. 3. Grenzregulierungen — Die preußischen Volksschullehrer und der Schulgesetzentwurf — Aus Preußen: Die Union; Der Instruktionskursus; Erzbischof Stablewski; Evangelische Kirchenzeitung; Saalverweigerung; Fall Römer — Mancherlei

Nr. 4. Neuere Bekenntnisbildung — Von der Hannoverschen Landessynode — Die preußischen Lutheraner — Aus Preußen: Der preußische Kultusetat; Austritt aus der Landeskirche; Der Deutsche Protestantenverein; Fall Römer; Der Fall Jatho — Mancherlei

Die Wahrheit
Erste Deutsche Zeitschrift in Japan
Herausgegeben von Pfarrer D. **Hans Haas**
Erscheint monatlich einmal
Tokyo
Koishikawa-Ku Kamitomisaka-Cho 39
(Auch durch die Geschäftsstelle des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins Berlin W. Kronenstr. 70)

6. Jahrgang, Nr. 12, Dezember 1905: Der Krieg (Grosse) — Die Erlösung Jesu (Ostwald) — Die christliche Taufe (Ehlers) — Die buddhistischen Tempelfeste in und bei Tokyo (Lange) — Abschiedsworte eines Vaters an seinen die Universität beziehenden Sohn (Grosse)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 6 Marburg i. H., den 8. Februar 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Die Kindheit Jesu

3

Ein Wort ist in der Antwort des Knaben so einzigartig, daß man darin meist eine Erkenntnis findet, die über das Kindliche hinausginge und die ganze Höhe des Mannes vorweg nähme. Und um dieses Wortes willen wird offenbar auch die ganze Geschichte erzählt. Der Knabe nennt Gott seinen „Vater" und spricht damit tatsächlich das aus, was dem Manne das Zentrum seiner Lehre und seines Lebens war. Es ist in dieser Anwendung das größte Wort, das je gesprochen wurde. Jesu königliches Selbstbewußtsein, der ganze Mann, der sich als der Sohn des Ewigen weiß, seine Weltbeherrschung, sein Todesmut, das Alles ruht in diesem Worte. Nicht minder das ganze Evangelium, das er den Armen bringt, indem er den Vater verkündet, der den verlorenen Kindern nachgeht, der Wert der Menschenseele, die Zusammenfassung der ganzen Menschheit als Brüder, die ganze sittliche Aufgabe als Kinder des Ewigen zu wandeln.

So sehr hängt gerade der Mannescharakter und das unendlich Umfassende seines Blickes an diesem Vaternamen, daß es hieße, die Kindheit überhaupt aufheben, wollte man ihr seine volle Erkenntnis imputieren. Dem widerspricht aber auch die Erzählung. Sie schildert ein fragendes Kind, hier aber wären alle Fragen in Einem gelöst. Sie läßt deutlich dies Kind von dem Tempel als von seines Vaters Hause sprechen und die Schriftgelehrten gelten ihm als die Meister in seines Vaters Haus. Dem Manne ist seines Vaters Haus ein anderes, er findet in diesem Tempel und bei diesen Gelehrten seinen Vater nicht, vielmehr muß er dies Alles zerbrechen, um die Seele zum wahren Vater zu führen ohne menschliche Vermittlung. Hier haben wir ein naives Kinderwort.

Aber was bedeutet dies Kinderwort? Den Namen „Vater" mochte er neben andern vereinzelt im Alten Testament für Gott gelesen haben. Daß er sich hier im Tempel wie in seinem Elemente, wie daheim in seiner eigentlichen Heimat, fühlen muß, ist uns schon klar. So mochte „des Vaters Haus" auf seine Lippen kommen.

Das „mein" indessen ist das wunderbare Wort der Liebe, mit dem er unwillkürlich alle Grenzen des Alten Testaments überschreitet und in seiner Empfindung sich persönlich mit dem ewigen Schöpfer vereinigt. Plötzlich angerufen in seiner tiefsten Bewegung gibt sich leidenschaftlich sein ganzes unmittelbares Gefühl in dieser Rede kund.

Und damit klingt aus diesem Kindeswort, das ganz in dem Unwillkürlichen der Kindesseele bleibt, Wunderbareres, als eine entwickelte Vorstellung uns offenbaren könnte. So unreflektiert wie ein Kind seine Eltern anruft, nennt Jesus den Herrn Himmels und der Erde seinen Vater, d. h. so wie eben nur ein wirkliches Kind seines Vaters spricht und sprechen kann. Er spricht das Größte aus und weiß nicht, was er damit sagt, er spricht es aus als ein Kind. So wie er es später verlangt von allem Großen, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut. Inmitten der kindlichen Vorstellungen von Tempeln und Lehrern, inmitten des kindlichen Suchens und Fragens das Eine völlig rein und ursprünglich: die liebende Seele, die ohne Schranken in Gott den Vater fühlt. Kein noch so ausgeprägtes Bewußtsein, keine Allwissenheit könnte die tiefe, ungekünstelte Wahrheit ersetzen, die in diesem Worte liegt, wenn wir es als ein ganz kindliches betrachten. Gerade so offenbart es die ganze Seele. Denn auch in den höchsten Momenten seines Manneslebens, auch in Gethsemane und am Kreuz, liegt die Wahrheit, die Echtheit allein in dem reinen, ungemachten Zuge des Herzens, das zu dem Allgewaltigen, Unendlichen, Ewigen nicht anders als wie ein Kind zu seinem Vater spricht. In der Empfindung liegt die Wahrheit. Und daß wir diese hier, wo noch entwickelte Begriffe fehlen, so blitzartig herausspringen sehen, das macht diese Erzählung so ungemein wertvoll. Dem Kinde wird noch freundlich lächelnd, wenn auch staunend, nachgesehen, was dem Manne in seinem Ernste als die Lästerung der Lästerungen angerechnet werden wird.

4

Erst auf diesem Höhepunkte, erst in dem Worte „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist", kommen nun auch die früheren Züge der Erzählung zu ihrer vollen Bedeutung. Denn daß ein Kind aus großem Interesse für eine Sache Alles um sich her vergißt, ist allgemein kindlich, und nur der Grad läßt die größere Anlage und Stärke der Seele ahnen. Daß es so aus lauter unschuldiger Ergriffenheit ungehorsam und von unverständigen Eltern für seine heilige Bewegung gestraft wird, das wird häufig genug sein, und nur der Grad, die Stärke des reinen Unschuldsgefühles macht einen Unterschied. Aber daß es die Fragen nach Gott und seinem Reiche sind, worüber der Knabe Alles vergißt, und daß es diese Innigkeit des Herzens gegenüber dem Ewigen ist, was ihn vor Menschen schuldig macht, das eben läßt neben der Stärke der Bewegung den einzigartigen religiösen Genius ahnen und spiegelt den ganzen Mann im Kinde.

So ist diese Geschichte in ihren wesentlichen Zügen gerade in ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit von tiefer psychologischer Wahrheit. Nicht anders als so wird man sich das Kind Jesus denken können. Das ganze Ereignis gewinnt (die religiöse Bestimmung dieses Knaben und den bestimmten äußeren Anlaß vorausgesetzt, der auf sein Wesen wirken mußte wie ein Funke auf den angehäuften Zündstoff) eine klassische Notwendigkeit. Beide Voraussetzungen aber sind natürlich gegeben und mußten einmal zusammentreffen.

Vielleicht aber eröffnet die Erzählung noch weitere innere Zusammenhänge des religiösen Genius mit der Kindheit über-

haupt. Wir sehen, wie Jesus in einzigartigem Maße gerade die reinen Kindheitszüge als Mann bewahrt, in Mannessphäre übertragen hat: das Sichvergessenkönnen, die Empfindungseinheit, die Kindesunschuld, die Ursprünglichkeit des Gefühles, die Kindlichkeit überhaupt, wie in gewissem Sinne ja alle die größten Genien wie große Kinder durch die Welt wandeln.

Hans von Lüpke

Glaubst du an Wunder?

Glaubst du an Wunder? Gläubiger Eifer drängt dir ein schnelles Ja auf die Lippen. Aber wie? Du glaubst, daß Gott den gesetzmäßigen Zusammenhang des natürlichen Geschehens in einzelnen Fällen plötzlich unterbräche? So könnte Gott also seine eignen Gesetze aufheben, sich selbst widersprechen? Die erhabene Regelmäßigkeit der Natur läßt den Gedanken an einen so willkürlichen Regenten nicht zu! Unmöglich ist dieses Ja!

Glaubst du an Wunder? Nach reiflicher Ueberlegung willst du ein entschiedenes Nein antworten. Aber wie? So ginge Alles in der Welt seinen festgefügten, unabänderlichen Gang? So hätte Gott nicht die Macht oder nicht den Willen, deinetwegen in den Lauf der Geschicke einzugreifen? Dann nenne diesen Gott nicht mehr deinen lieben Vater, den du bittest, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten! Unmöglich für einen evangelischen Christen ist dieses Nein!

In dem eben geschilderten Dilemma befinden sich heute viele „modernen Christen“ der Wunderfrage gegenüber. Sie nehmen dann wohl zu halben, unentschiedenen Antworten ihre Zuflucht, oder sie lassen auch die Frage ungelöst und beruhigen sich bei dem Gedanken, daß sie ja den innersten Kern der Religion nicht berühre. Dagegen glaube ich entschieden Widerspruch erheben zu müssen; ich bin überzeugt, daß die Frage nach dem Wunder das Zentrum unseres christlichen Glaubens, unser Verhältnis zu Gott, ganz nahe angeht.

Wie kommt es aber, daß in einer so wichtigen Frage die Entscheidung für das klare Ja wie für das klare Nein uns gleichermaßen unmöglich scheint? Ich meine, es liegt an der Unbestimmtheit des Begriffes „Wunder“. Einmal verstehen wir unter Wunder eine Unterbrechung des natürlichen Kausalzusammenhanges; ein andermal denken wir dabei an ein Eingreifen Gottes in den Lauf der Geschicke zu einem bestimmten Zwecke. Ist das beides so ohne weiteres dasselbe? Ist eines nicht ohne das andere denkbar? Was ist denn ein Wunder?

Soweit ich sehen kann, ist die heute vorherrschende Auffassung die: ein Wunder ist ein Ereignis, bei dem eine Aufhebung des sonst allgemein herrschenden ursächlichen Zusammenhanges stattfindet. Stimmen wir dieser Auffassung zu, dann kann meines Erachtens die Antwort auf die Frage „Glaubst du an Wunder“ nicht mehr schwankend sein. Nur wenige Menschen von heute werden ein entschiedenes Ja antworten, die meisten ein ebenso entschiedenes Nein. Niemand, der bewundernden Blickes in den unwandelbar festgefügten Zusammenhang des Naturgeschehens geschaut hat; Niemand, der das Walten Gottes in der herrlichen Gesetzmäßigkeit der Welt verehrend erkennt, wird willkürliche Eingriffe in die von Gott gewollte Ordnung diesem selben Gotte zuschreiben wollen oder können. An solche Wunder glauben wir nicht!

Aber wie wir gesehen haben, ist dies nicht die einzig mögliche Auffassung des Begriffes Wunder, und sie ist meiner Meinung nach auch nicht die richtige. Die Frage, ob es Wunder gibt, ist eine Frage der Religion; sie zu beantworten ist und war von jeher eine Sache des Glaubens; sie hat zunächst mit den Naturgesetzen und unserer Kenntnis davon Nichts zu tun; es wird erst in zweiter Linie in Betracht kommen, wie sich unsere Antwort zu diesen verhält; das charakteristische Merkmal eines Wunders ist nicht der Gegensatz zu den Naturgesetzen!

Was ein Wunder ist, und was von jeher als ein solches gegolten hat, werden wir am besten an Beispielen erkennen können. Betrachten wir eine biblische Wundererzählung, etwa den Durchzug Israels durch das Rote Meer. Er wird als ein großes Wunder des Herrn dargestellt. Verzweifelt sieht das Volk vor sich den Weg durch die Wogen versperrt, hinter sich den drohenden Feind; es schreit zum Herrn. Da, o Wunder! mitten durch das Meer öffnet sich der rettende Pfad! Aber als der Feind ihn betritt, da kehren die Wogen zurück, alles Leben verschlingend. Welches Wunder Jahves!

Und doch erzählt der alte Bericht ganz unbefangen, daß die ganze Nacht ein Wind wehte, der die Wogen zurücktrieb und die Furt freilegte, bis später der Wind umschlug. Ganz einfach! Ganz natürlich! Kein Naturgesetz war aufgehoben. Und doch war es ein Wunder!

Was also ist das charakteristische Merkmal eines Wunders? Das Ueberraschende, Ueberwältigende, „Wunderbare“ ist es; das, was anders ist als sonst, anders, als man es nach aller menschlichen Voraussicht erwarten konnte und durfte. Das kann nur Gott getan haben! Verstärkt wird dieser Eindruck dadurch, daß man vorher Gottes Hilfe angerufen hat; nun sieht man ja deutlich die göttliche Antwort! Freilich, es sieht nur, wer Augen hat; nur der Glaube ruft: Welches Wunder Gottes! Der Unglaube sagt staunend: Welch seltsames Zusammentreffen! Welch merkwürdiger Zufall!

Das ist der Kern der Frage: der Gegensatz heißt nicht „Wunder oder Naturgesetz“, sondern „Wunder oder Zufall“. Darum erlebt auch nur der Glaube Wunder; wo der Nichtgläubige ein seltsames Spiel des Zufalls sieht, da durchschauert den Gläubigen ein Ahnen von der Nähe Gottes; da dankt das Kind Gottes dem gütigen und allmächtigen Vater, ohne dessen Wissen und Wollen kein Haar von unserm Haupte fällt. Wir Christen glauben an Wunder!

Was ist also ein Wunder? Man könnte etwa sagen: „Ein Wunder ist ein Ereignis, das in auffallender Weise anders verläuft, als nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erwarten wäre, so daß der gläubige Sinn darin ein Eingreifen Gottes erkennt.“

Weitere Beispiele mögen das deutlicher machen, zunächst ein absichtlich recht alltäglich gewähltes. Wenn ein Mensch vom vierten Stockwerk eines Hauses zum Fenster herausfällt, so wird er zerschmettert am Boden liegen; das ist natürlich; steht er unverletzt vom Boden auf, so ist das ein Wunder. Sicher wird der, dem es geschieht, im ersten Augenblick überwältigt sein von dem Gedanken: welches Wunder! Vielleicht überredet er sich später, es sei ja nichts Wunderbares gewesen; der Wind habe sich zufällig in einem weiten Gewande gefangen und ihn wie mit einem Fallschirm getragen; oder unten sei zufällig ein hochbeladener Heuwagen vorbei gefahren, auf den er zufällig gefallen sei. Aber ich meine, der gläubige Christ wird dabei bleiben, daß diese Zufälle eben Gottes Diener waren, durch die Gott sein Wunder gewirkt hat; er wird umso weniger daran zweifeln, wenn er etwa im Moment des Sturzes in seiner Seele einen verzweiflungsvollen Aufschrei zu Gott gesandt hatte. Beweisen kann er freilich nie, daß hier ein Wunder geschehen ist; Wunder sind Sache des Glaubens.

Oder denken wir an ein historisches Beispiel. Das assyrische Heer belagert Jerusalem; Alles zittert in banger Erwartung des nahen Unterganges; nur Jesaias versichert: „Vor Jerusalem werden die Assyrer umkehren.“ Welche törichte Zuversicht! Alle Völker der Erde sind dem gewaltigen Ansturm erlegen, selbst das mächtige Aegypten kann nicht widerstehen; wie sollte Jerusalem allein gerettet werden! Aber der Prophet des Herrn sagt: „Jahve wird uns erretten; vor Jerusalem werden die Assyrer umkehren.“ Und siehe da! eines Tages kehren die Assyrer vor Jerusalem um; man findet ihr Lager verlassen. Hatte der Herr eine Pest in das Lager gesandt? Oder hatte eine Botschaft aus der fernen Heimat zu schneller Rückkehr gedrängt? Wer weiß es! Aber das ist sicher: es war ein Wunder des Herrn!

Bei allen soeben betrachteten Beispielen geschah das Wunder nicht im Widerspruch zu den Naturgesetzen, sondern in voller Uebereinstimmung mit ihnen. Manche, besonders streng bibelgläubige Christen, werden glauben, daß Gott auch Wunder getan habe und vielleicht noch tue gegen die sonst geltenden

Naturgesetze. Viele werden mit mir glauben, daß es der Größe Gottes und seiner Welt mehr entspricht, wenn er seine Wunder ohne besondere Apparate tut, gerade mit den Naturgesetzen und durch sie, die ja nichts als der in der Natur uns erkennbare Ausdruck seines Willens sind. Aber diese Frage, wie Gott Wunder tut, ist für die Religion von geringerer Bedeutung. Die Hauptsache ist, daß Gott Wunder tut, daß er zuweilen überraschend, überwältigend in den Lauf der Dinge eingreift um eines bestimmten Zweckes willen, um der Menschen willen, um deinet- und meinetwillen!

Besonders stark und deutlich werden wir allerdings dann den Eindruck eines Wunders haben, wenn die bei dem Ereignis mitwirkenden Kräfte uns unbekannt und unverständlich sind. Das wird besonders da der Fall sein, wo Gott zu seinen Werkzeugen wunderbare Persönlichkeiten wählt, die mit einer außergewöhnlichen, für Menschen stets unbegreiflichen Macht und Kraft des Geistes begabt sind, so vor allem Jesus gegenüber. Seine Persönlichkeit ist das große Wunder der Wunder; in ihm und durch ihn wirkt die Fülle göttlichen Geistes. Gesetzmäßig geht auch hier Alles zu; Ursache und Wirkung entsprechen einander: der außergewöhnlichen Kraft entsprechen die außergewöhnlichen Wirkungen. Mit den sonst geltenden Naturgesetzen läßt sich freilich nicht die Grenze bestimmen, wie weit die Macht solchen Geistes reicht. Hier fehlen alle Analogien; hier wird, so lange es Menschen gibt, menschlicher Verstand sich demütig vor Unerforschlichem beugen müssen, und Christen werden zu allen Zeiten bekennen: Hier sehe ich am deutlichsten das Eingreifen Gottes in das Weltgeschehen; hier ist das Wunder der Wunder!

In manchen anderen Fällen werden uns die mitwirkenden Kräfte nur darum unverständlich sein, weil wir vorläufig noch nicht weit genug in die Kenntnis der Natur eingedrungen sind; eine spätere Zeit wird manches uns Unerklärliche erklären, wie wir heute schon manches Rätsel früherer Tage lösen können. Aber das wird uns nur in der Meinung bestärken, daß Gott seine Wunder durch die Naturgesetze tut und nicht gegen sie. Die eigentliche Frage, ob Gott Wunder tut, wird davon nicht berührt. Wenn wir an einen persönlichen Gott glauben, der die Welt regiert, der nicht nur von Anbeginn her seine Schöpfung wie eine Maschine nach einmal hineingelegten Regeln weiterkreisen läßt, sondern der über jedem Einzelnen von uns mit der Liebe eines Vaters wacht; wenn wir diesen christlichen Gottesbegriff haben, dann werden wir in merkwürdigen Ereignissen unseres Lebens einen deutlichen Erweis göttlichen Waltens sehen, mögen unerklärliche Erscheinungen damit verbunden sein oder nicht. Und während sonst Gottes väterliche Fürsorge still und unmerklich im regelmäßigen Laufe der Dinge geschieht, so daß der Gottesleugner sagen kann: „Kein bewußter persönlicher Wille lenkt dein Geschick“, so sind solche besonderen Fälle dem Glauben die willkommene Bestätigung seines Rechtes. Darum ist das Wunder des Glaubens liebstes Kind.

Vielleicht antwortet man mir: „Solche merkwürdigen Ereignisse nenne ich nicht Wunder; das sind göttliche Fügungen. Zum Begriff des Wunders gehört notwendig der Gegensatz zu dem natürlichen Kausalzusammenhang. An göttliche Fügungen glaube auch ich.“ Demgegenüber möchte ich zunächst feststellen, daß dies nur ein Streit um Worte ist. Daß wir Christen eben an solche „göttlichen Fügungen“ glauben und uns darüber klar sind, ist die Hauptsache; daran hängt meines Erachtens ein gut Stück unseres innersten religiösen Lebens! Aber mir scheint, daß solche Gedanken mehr, als bei ihrer Wichtigkeit recht und gut ist, jetzt bei der vielfachen Polemik gegen den „Wunderglauben“ in den Hintergrund zu treten pflegen. Weil wir nicht mehr wie frühere naivere Zeiten die zu einem Ereignis mitwirkenden natürlichen Faktoren einfach übersehen und bei Seite lassen können, gewinnt es so leicht den Anschein, als ob sie die eigentlichen Ursachen wären. Gott bleibt dann nur im Hintergrunde die letzte Ursache von Allem; er ist es, wie es so oft heißt, dem wir ja im letzten Grunde Alles verdanken. Das ist aber nicht dasselbe, was fromme Christen unter der väterlichen Fürsorge Gottes verstehen; wenn alles Gute „im letzten Grunde“ von Gott kommt, so ist damit noch nicht gesagt, daß Gott es um meinetwillen aus persönlichem Liebeswillen sendet. Darf ich dann überhaupt noch Gott um irdische Dinge bitten? Wie manches Gebet um Hilfe in der Not mag stocken vor dem erschreckenden Gedanken: „Es kommt ja doch, wie es kommen muß. Es geschehen keine Wunder.“ Dem gegenüber wollen wir betonen, daß wir Christen von einer persönlichen Fürsorge unseres Gottes wissen, die sich uns zuweilen deutlich in überwältigenden Wendungen der Dinge zeigt, mögen wir dabei nun von „göttlichen Fügungen“ oder von „Wundern“ sprechen.

So ganz unwichtig sind aber auch die Worte nicht. Daß wir ein Recht haben, solche überraschende göttliche Fügungen „Wunder“ zu nennen, beweist meines Erachtens der Gebrauch des Wortes von Alters her. Dann aber wollen wir auf dieses Recht nicht verzichten! Wir wollen nicht unsere Ueberzeugung verschleiern durch den blasseren, allgemeineren Ausdruck „göttliche Fügungen“, sondern wir wollen das Wort gebrauchen, das dieselbe Sache von jeher bezeichnete; wir wollen uns fröhlich und mutig zu dem alten frommen Glauben bekennen: Wir Christen glauben an Wunder!

Man sage auch nicht: „Du machst es dir leicht, dich zum alten Glauben zu bekennen; bei deiner Erklärung des Wunders ist die eigentliche Schwierigkeit umgangen.“ Nein; ich habe nur eine Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, die meines Erachtens mit Unrecht in den Vordergrund gestellt worden ist: die naturwissenschaftliche Frage nach der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze. Die religiöse Frage ist geblieben in ihrer ganzen Größe. Die gewaltige Schwierigkeit, die das Wunder in sich schließt, ist nicht umgangen. Die Frage: Glaubst du an Wunder? heißt zwar nicht: Glaubst du, daß Naturgesetze aufgehoben werden können? aber sie heißt: Glaubst du, daß Gott jedes große oder kleine Ereignis in der Welt mit bewußter Absicht zu einem bestimmten Ende führt? Glaubst du, daß der allmächtige Schöpfer und Regent der ganzen Welt mit persönlicher väterlicher Fürsorge in jedem Augenblicke deiner gedenkt; daß er um deinetwillen dies oder jenes geschehen läßt; daß er dein Bitten hört und erhört und den Lauf der Welt mit all den tausendfach verschlungenen Fäden von Ursache und Wirkung so führt, daß deine Bitte erfüllt wird? Das ist wahrlich kein kleiner und leichter Gedanke!

Aber wir Christen wissen, daß Gott unser Vater ist, den wir bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten. Wir wissen, daß ohne Gottes Willen kein Sperling zur Erde fällt, und daß wir mehr sind als viele Sperlinge; für uns Christen heißt es: Glaubst du an Wunder? Ja!

Margarete Fromm

Vom Gebet

„Denn siehe, er betet.“ Apostelgeschichte 9, 11. Diese Worte enthalten die Mitteilung der Bekehrung des Paulus, und zugleich ein Urteil über die entscheidende Bedeutung des Gebets, dem wir Christen der Gegenwart uns unbedingt anschließen. Deshalb empfinden wir auch aufs schmerzlichste die Tatsache, daß das Gebet so häufig nicht im Mittelpunkt des religiösen Lebens und unsre Seele nicht in unmittelbarem Verkehr mit Gott steht.

Von welch ausschlaggebender Wichtigkeit für die Erfassung und die Erfüllung unseres Lebenszwecks dieser von Gott gewollte, im Gebet unmittelbar zum Ausdruck kommende Zusammenhang mit Gott sich erweist, darüber spricht sich neuerdings Johannes Müller aus, voll tiefen Verständnisses für die Schwierigkeiten, die sich vor allem dem modernen Menschen entgegenstellen.*) Nur einige Sätze seien hier wiedergegeben:

*

.... Man zweifelt vielfach an der Erhörung der Gebete, und mit Recht. Wenn sie nicht mehr sind als eine Erhebung

*) Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Verlag der grünen Blätter. Schloß Mainberg, Unterfranken. Band 8, Heft 3. (Der Jahrgang 3,40 Mk. Die Hefte sind einzeln käuflich.)

des Herzens, als eine Art Selbstbesinnung des Menschen, als eine Rede mit dem „Gott in der eigenen Brust“, dann geht ihre Wirkung darin auf. Man sammelt sich innerlich und rafft seine Kräfte zusammen, man erhebt sich über die Kleinlichkeiten des Tages und tut einen tiefen Zug in der reinen Gottesluft, der einen für die täglichen Pflichten stärkt. Von den Gebetsübungen nun erst will ich gar nicht reden. Denn „die haben ihren Lohn dahin.“

Aber wenn das Gebet eine ganz wahrhaftige und impulsive Aeußerung unsers tiefsten Empfindens ist, die sich zu Gott wendet, dann ist es ganz unmöglich, daß sie nicht erhört werde. Man zerstört sich die Unbefangenheit, die allein den wirklichen Verhältnissen gerecht werden kann, wenn man dann gleich daran denkt, daß bei einer wirklichen Gebetserhörung sofort geschehen müsse, was man bittet, Etwas eintreten müsse, was ohne Wunder und zerbrochene Naturgesetze nicht möglich sei. Infolgedessen wird das Auge durch oberflächliche und scheinbare Unvereinbarkeiten geblendet, so daß es einer ungetrübten Auffassung der Dinge nicht fähig ist, denn es ist befangen.

...... Meines Erachtens ist Gott in seinen Willensäußerungen durch das Kausalitatsgefüge der Weltvorgänge ebenso sehr und ebenso wenig beschränkt, wie unser persönliches Leben durch unser Schicksal d. h. durch das Flechtwerk unsrer Verhältnisse und Erlebnisse gehemmt und beeinflußt wird. Das ist nur auf sie angewiesen, aber durchaus nicht von ihnen abhängig, so wenig, daß jeder Mensch, der zu sich selbst kommt, als seine Bestimmung empfindet, sein Schicksal selbst zu schmieden und sein Leben selbst zu führen. Ergreife ich aber das Steuer meines Lebensschiffs und wende ich seinen Kurs nach meinem Willen, so wird weder der Zusammenhang des Lebens zerrissen, noch irgend ein Naturgesetz gebrochen, sondern es tritt nur ein neuer ausschlaggebender Faktor auf: das Selbst, das erwacht ist, und entfaltet seinen überlegenen Einfluß. Dann kann Vieles anders werden. Das gibt vielleicht einen Umsturz, nicht nur in dem Leben des Erwachten, sondern in seiner ganzen Umgebung; es wird Alles anders, als wenn er nicht erwacht wäre. Aber was wird, das geschieht Alles in den allgemeingültigen Lebens- und Naturordnungen, die sich überall dort zeigen, wo Etwas geschieht, ohne Rücksicht darauf, was geschieht.

.... Aber die Frage, die von unendlich vielen Gläubigen und Ungläubigen als die eigentlich brennende, wenn es sich um das Gebet handelt, empfunden wird, ist nicht, ob das Gebet Gott zu solch indirekter Beteiligung an unserm Leben durch das persönliche Leben der Menschen veranlassen kann, sondern zu einem direkten Eingreifen, das der Mensch erlebt, ohne aktiv persönlich beteiligt zu sein. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob das der Zweck des Gebets ist, sondern darum, ob Gott unter Umständen durch ein Gebet veranlaßt werden kann, die jeweiligen Konstellationen anders zu lösen und das Gewebe der Beziehungen und Vorgänge anders zu knüpfen, als es sonst geschehen wäre, oder ob ihm durch den naturgesetzlichen Zusammenhang der Vorgänge die Hände gebunden sind. Ich habe in dem Aufsatz „Drei Versuchungen“ *) ausgeführt, daß wir ihn nicht dazu dürfen veranlassen wollen: das wäre Gott versuchen, sondern Alles, was wir bitten, ein für alle Mal auf die Voraussetzung zu stellen haben: Dein Wille geschehe. Aber ich bin fest überzeugt, daß gerade, wenn es uns ganz fern liegt, Gott zu einer Extraleistung aufzufordern, oft Etwas von ihm gefügt wird, was die Dinge ändert und was ohne unsere Bitte nicht eingetreten wäre. Daß das Gott kann, ist mir zweifellos, denn er erduldet nicht unpersönlich den Lauf der Dinge, sondern waltet persönlich in der Fülle der Vorgänge. Er hat doch gewiß darin mindestens denselben Spielraum der Betätigung wie der Mensch in seinem Leben, wenn sein Selbst erwacht. Wenn Gott kein bewußtloses Lebensfluidum des Weltalls ist, sondern die Alles lebendig durchdringende schöpferische Macht, so wird er sich nicht etwa nur hier und da im Laufe der Welt geltend machen können — das wäre das Eingreifen eines deus ex machina —, sondern er wird vielmehr in jedem Moment die unendliche Fülle der Vorgänge persönlich beherrschen. Die Ansicht, daß die Naturordnung sein Eingreifen unmöglich mache, ruht auf der zurückgebliebenen Anschauung, daß Gott irgend ein zweifelhaftes Wesen außer der Natur sei und als das absolut Schemenhafte dem absolut geschlossenen und festgefügten Zusammenhang der Vorgänge in ihr gegenüberstehe; oder daß er wohl am Anfange die Welt geschaffen und mit vorhersehendem Verstande für ihren Lauf eingerichtet habe, aber, nachdem sie einmal in die Entwicklung geraten, drehe sie sich ganz nach eigenen Gesetzen wie ein Kreisel, der einmal aufgezogen ungestört bis zu Ende schnurrt. Dann dürfte allerdings Niemand mehr an der Ohnmacht Gottes zweifeln.

*) Blätter zur Pflege usw. Band 8, Heft 1.

..... Gott antwortet und handelt auf unser Gebet, wie es ihm gemäß ist. Wir wenden uns nicht umsonst an die oberste Instanz und an das persönliche Wesen des Weltalls. Wer kann sich da wundern, wenn uns aus seiner unendlichen Ueberlegenheit Antwort wird auf das Geflatter unsrer Gedanken, das jeden Augenblick in uns Winzigkeiten aufjagt. Statt uns zu wundern, sollten wir uns glücklich preisen, daß uns diese unschätzbare Gnade zuteil wird. Wir wären ja verraten und verkauft, wenn nicht diese unendliche väterliche Macht hinter allen unsern Erlebnissen waltete, uns zum Leben befähigte und uns zum Leben führte: wenn wir selbst übersehen, entscheiden und wählen müßten.

..... Zweifellos sind wir oft aufs äußerste darüber betreten, wie er uns erhört. Das kann nicht anders sein. Es wird gar oft gegen unser Meinen und Wünschen ausfallen. Dann glauben die Leute, Gott habe sie nicht erhört, und finden sich im Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit demütig darein. Was sind das für verkehrte Auffassungen! Wenn Etwas anders ausschlägt, als wir wünschen, und anders geht, als wir vorhatten, so ist das eher ein Beweis, daß uns Gott erhört hat, als wenn sich unsere Beschränktheit verwirklicht hätte. Dabei ist er doch entschieden zur Geltung gekommen und nicht unser Begehren.

Freilich bliebe das eine verwegene Paradoxie, wenn wir dann nicht immer positiv erlebten, daß diese Antwort Gottes eine wirklich erlösende und erfüllende Erhörung war, so wenig sie es im Augenblicke schien. Aber das erfahren wir ja immer. Dem rückwärts schauenden Blick des Auges, das von Gott erleuchtet ist, offenbart sich immer die göttliche Herrlichkeit seiner Erhörung in der Fülle seiner Gnade und in ihrer unermeßlichen Tragweite für unser Leben. Wer das nicht nachher erfährt, dem fehlt entweder noch der genügende Abstand oder der helle Blick dafür.

..... Wir wollen immer mit unserm Gebet unwillkürlich herunter. Es ist der Zug unsrer Schwere, unsrer Trägheit: Gott zwingt uns durch sein Erhören immer hinauf und läßt uns höher kommen. Wir möchten gerne wegschaffen, loswerden, aber Gottes Streben, das in seiner Erhörung zum Ausdruck kommt, geht immer auf Erfüllen und Vollenden, auf die Offenbarung der verborgenen Herrlichkeit.

* * *

Es sind dies nur einige herausgenommene und daher des Zusammenhangs entbehrende Abschnitte, die hier ausgewählt werden konnten, deshalb sei allen Lesern der Christlichen Welt die Lektüre des ganzen Aufsatzes aufs nachdrücklichste empfohlen. A K

Schranken der modern-theologischen Aufklärungsarbeit

Die nachstehende Erörterung ist durch die Lektüre von Frenssens Hilligenlei veranlaßt. Sie bezieht sich aber weder auf die ästhetische, noch auf die ethische, noch auf die im engeren Sinn theologische Seite des Romans. Es ist darüber in kürzester Zeit schon merkwürdig viel geschrieben worden. Die ganze Tendenz des Buches soll vielmehr ins Auge gefaßt werden. Sie verdient um so mehr Beachtung, da sie eine weit-

verbreitete, vielgepriesene und vielgeschmähte ist. Es handelt sich, kurz gesagt, um die zuversichtliche Hoffnung, die große Masse des deutschen Volks fürs Christentum zurückzugewinnen durch theologische Aufklärungsarbeit. „Das Leben des Heilandes, nach deutschen Forschungen dargestellt; die Grundlage deutscher Wiedergeburt." Die Schuld an der Entfremdung vom Christentum trägt die widervernünftige kirchliche Lehre:

> Die Kirchenlehre bekam bald etwas Leeres, Hartes und Knöchernes. Und je härter und knöcherner sie wurde, desto mehr brüstete sie sich und sagte, daß sie unveränderlich wäre. Enge Köpfe, Narren erfanden zuletzt das Wort: Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr. Da wandten sich im Lauf der letzten beiden Jahrhunderte die Edelsten im Volke, seine besten Dichter, Denker und Fürsten und alle Klugen und Edlen, Jungen und Stolzen von diesem Glauben und dieser Kirche ab.

Ein Rezensent in Nr. 14 des Alten Glaubens bemerkt hiezu:

> Man fragt sich unwillkürlich, ob solche Aeußerungen nicht pathologisch aufzufassen seien. Denn ernst genommen sind sie so anmaßend und verletzend, daß sie den schärfsten Protest herausfordern.

Die Worte sind hier und vielleicht noch mehr an andern Stellen allerdings verletzend. Aber die Sache selbst ist einfach wahr. Ich möchte wissen, ob sie nicht uns alle schon als Schüler bewegt, geschmerzt, erschüttert hat. Das Christentum in seiner kirchlichen Ausprägung erscheint uns von Jugend auf als das Unantastbare, Heilige, Große. Und dann erfahren wir, daß unsere größten Denker und Dichter eine kühle, wenn nicht ablehnende Stellung dazu eingenommen haben. Unsere Begeisterung für diese großen Männer wird dann beeinträchtigt oder, was häufiger der Fall ist, unser Zutrauen zum christlichen Glauben wird erschüttert. Unsere Religionslehrer mühten sich freilich um den Nachweis, daß es mit der Ungläubigkeit unserer „Großen" gar nicht so übel bestellt sei, wie man oft meine. Und im verflossenen Schillerjahr hat mans wieder erlebt, wie emsig man vielerorten bestrebt war, das Christentum Schillers ins gebührende Licht zu setzen. Wo man aber ehrlicherweise zugab, daß Schiller zum mindesten der Kirche gegenüber sich kühl ablehnend verhielt, da ist auch jener Schmerz der Jugendzeit wieder in uns neu geworden: Warum haben sich unsere großen Männer vom kirchlichen Glauben abgewandt? Freilich, das ist ja auch heute noch so. Es ist doch eine einfach zu konstatierende Tatsache, daß gerade die Denkenden, Großen im Reiche des Geistes keine treuen Glieder der Kirche sind. Ich möchte zwar nicht mit Frenssen sagen, daß „alle Klugen und Edlen sich von diesem Glauben und dieser Kirche" abwenden. Das ist natürlich übertrieben. Aber wahr ist, daß die Mehrzahl der Denkenden und Gebildeten sich abwendet.

Darüber möge man sich entrüsten, nicht über die Konstatierung einer Tatsache. Besser aber, als sich entrüsten, ist es, sich zu fragen: Wie kommt das? und Kann man denn gar nichts dagegen tun? Diese Frage muß uns auf der Seele brennen. Denn erst wenn die Denkenden wieder rechte Christen geworden sind, wird auch die breite Schicht des Volkes, insbesondere der Arbeiterwelt, wiedergewonnen werden. Wie im Bösen, so wirkt im Guten das Beispiel von Oben. Freilich, wenn man bei den „Oberen", bei Hof und Beamten die „Absicht" merkt, es soll dem Volk die Religion erhalten werden, dann wird sich die Sachlage nicht ändern. Erst wenn eine ehrliche, klare, auf Ueberzeugung beruhende Rückkehr zum Christentum erfolgt.

Wie ist sie zu erreichen? Man sollte von keiner Seite verkennen, daß dies die ehrliche und heilige Absicht vieler „liberaler" Theologen ist, zu klarem, überzeugtem Verständnis des Christentums anzuleiten. Sie glauben, diese Absicht erreichen zu können durch möglichst offene Aufklärung über die Ergebnisse der theologischen Forschung. Sie wird die Denkschwierigkeiten aufheben, die den christlichen Glauben drücken. Sie wird überzeugen, daß man ein frommer Christ und zugleich ein nüchterner, freier Denker sein kann.

Wir Theologen haben uns in unsern freien Positionen so eingelebt, daß es ausdrücklicher Erinnerung an die einstigen Schranken und ihre Ueberwindung bedarf, um den Segen der Aufklärung würdigen zu können. Erst von da an haben wir mit Freude und Stolz Theologie studiert, seit wir definitiv von der Furcht befreit waren, als müßten wir ein sacrificium intellectus*) bringen. Erst von da an hat sich bei den meisten unter uns der Eifer im Studium der Bibel eingestellt, seit wir frei wurden vom Druck des Inspirationsdogmas. Und erst von da an haben wir die Dogmatik respektiert, seit sie uns nicht mehr als Sammlung übernatürlicher, direkt göttlicher, geoffenbarter Lehren, sondern als Resultat menschlicher Reflexion über Offenbarungstatsachen erschien. An dieser Befreiung sind wir verpflichtet unsere zweifelnden und kämpfenden Brüder teilnehmen zu lassen. Wer hat noch nicht freudigen Dank geerntet, wenn er Denkschwierigkeiten des Glaubens beseitigen durfte, — wenn er klar machen konnte, daß Glauben etwas Anderes sei als widervernünftige Lehren fürwahrhalten und daß unsere vielberufenen Dogmen in einer uns Heutigen fremden, vielleicht unannehmbaren Form ganz unentbehrliche, denknotwendige Wahrheiten zum Ausdrucke bringen? Es gibt immer noch zahlreiche Christen, die gerne glauben möchten und fromm wären, wenn sie nicht von so vielen Verstandeszweifeln daran gehindert würden. Ihnen diese Zweifel aus dem Wege zu räumen, ist eine segensreiche und zugleich notwendige Arbeit.

„Notwendig" nicht bloß um der Entfremdung vom christlichen Glauben zu begegnen, sondern auch um des Glaubens selbst willen. Wir haben alle Ursache, der Meinung entgegen zu treten, als sei der Verzicht auf energisches, eigenes Denken ein Stück Frömmigkeit. Das christliche Glaubensbekenntnis stand bei seiner Entstehung in keinem Gegensatz zum normalen Denken, sondern ist mit Hilfe des Denkens entstanden. Das Denken war das Mittel, die Erlebnisse des Glaubens in eine bestimmte, klare, Jedermann zugängliche Form zu bringen. Was in der alten Zeit die Leute am Glauben hinderte, sind nicht Denkschwierigkeiten gewesen. Und eben deshalb war auch eher Verständnis dafür da, was „glauben" hieß. Erst von da an hat man gemeint, Glauben sei soviel als Fürwahrhalten, seit das Denken in Gegensatz zum Glauben trat. Ein solcher Gegensatz ist weder geschichtlich, noch dogmatisch gerechtfertigt. Darum ist jene Aufklärungsarbeit notwendig auch im Interesse des rechten Glaubens. Und wenn Frenssen seine Kunst in ihren Dienst stellt, so können wir das nur mit Freuden begrüßen.

Aber so rückhaltlos wir das Bestreben billigen, den Weg zum Glauben zu bahnen durch Wegräumung der intellektuellen Schwierigkeiten und Hindernisse, so skeptisch stehen wie der zuversichtlichen Hoffnung gegenüber, als ob dadurch die Rückkehr zum Christentum und seine begeisterte Annahme herbeigeführt würde. Wir haben oben gesagt: Was in der alten Zeit die Leute am Glauben hinderte, sind nicht Denkschwierigkeiten gewesen. Von der heutigen Zeit gilt, daß nicht bloß und — vielleicht — auch nicht in erster Linie diese Schwierigkeiten die Schuld an der Entfremdung vom Glauben tragen. Das gilt auch von den großen Dichtern und Denkern. Ob sie, Goethe, Schiller u. A., heutzutage, auf Grund der Forschungsergebnisse moderner Theologie, bessere Christen wären? Ich denke, ihr Gegensatz zum Christentum war tiefer begründet. Er muß schon um der Eigenart des Christentums willen ein anderer sein. Wäre das Christentum bloß Lehre, bloß theoretische Weltanschauung, dann ja. Aber das Christentum ist vor allem eine praktische Stellungnahme zur Welt und zum Leben.

Bezeichne ich sie kurz als positive und negative. Der Christ nimmt in der Nachfolge und im Geist Jesu zur Welt und zum Leben zunächst eine positive Stellung ein. Er verehrt und liebt Gott als den allmächtigen Schöpfer der ganzen Welt. Er sieht und hört ihn in allen seinen Werken, in der Natur, in den Geschicken der Völker, in der natürlichen Beschaffenheit des eigenen physischen und geistigen Lebens. Wo Leben ist, ist Wirkung Gottes. — Das ist die eine Seite des Christentums, die die Reformation mit gutem Grund energisch

*) Opfer der eigenen Einsicht.

D H

wieder betont hat, weil Jesus selbst entgegen aller asketischen Verzerrung seines Lebensbildes diese positive Stellung zur Welt, zur Natur, zu den Menschen eingenommen hat.

Aber die andere, die **negative** Stellungnahme zur Welt, ist ganz ebenso charakteristisch für das Christentum. Es sind in der Welt direkt **gottfeindliche Mächte** wirksam. Sie liegt im Argen; sie steht unter der Herrschaft des Teufels. Die Menschheit liegt in den Banden der Sünde. Daher auch alles Leid und Uebel in der Welt. Des Christen Leben ist demgemäß ein Kampf; kein fröhliches Genießen, kein sonnenhelles Entfalten seiner Naturgaben und -Kräfte, sondern Entsagen und Ueberwinden, Kämpfen, Opfern, Leiden — das sind ganz wesentliche Stücke des Christentums. Wir mögen heutzutage uns eine andere Vorstellung von der Art und Macht des Bösen in der Welt machen, als die Teufelsvorstellung der alten Kirche war. Aber die Sache selbst ist im Lauf der Jahrhunderte nicht anders geworden. Die Macht des Bösen ist ungebrochen wirksam in uns und um uns. Ueber sie Herr zu werden, ist des Christen bleibende Lebensaufgabe. Das geht nicht auf dem Weg natürlicher Entwicklung. Dazu ist geradewegs die Umkehr der natürlichen Art erforderlich. Dementsprechend ist auch die Welt um uns nicht als solche ohne weiteres die Offenbarung Gottes. Das Göttliche in ihr ist unterdrückt. Es muß durch Kampf und Opfer aus ihr herausgehoben werden.

Am klarsten spiegelt sich diese eigentümliche zwiespältige Stellung des Christentums zur Welt in der Person Jesu. Bei aller Weltoffenheit wußte er sich von Anfang an im Gegensatz zur Welt. Und je länger, desto mehr war ihm klar, daß sein Lebensweg ein Leidensweg sein müsse. Und seinen Jüngern allen hat er in Aussicht gestellt, daß sie ihr Kreuz tragen müssen. Ihr Weg werde durch die enge Pforte gehen. Und nur wenn sie ihr Leben verlieren, werden sie es gewinnen. Die höchsten, entscheidenden Lebenswerte sind nur im Gegensatz zu den nächstliegenden, naturhaften Lebensgütern zu erlangen. Der Tod Jesu ist der sichtbare Ausdruck dieser seiner Lebens- und Weltstellung; er ist kein Verhängnis, keine Niederlage, sondern der notwendige Gegensatz und Widerspruch gegen Welt, Menschheit und Sünde.

Demgemäß ist echtes Christentum auch heute noch allerdings auf der einen Seite fröhliches Wachstum, vertrauensvolles Ergreifen und Besitzen der Erdengüter, — aber andrerseits zugleich argwöhnisches Mißtrauen, schmerzliches Umkehren und Von neuem geboren werden. Solch zwiespältiger praktischer Lebenshaltung entspricht die Theorie; Welt, Natur, Menschenleben sind zugleich Gottesoffenbarung und gottentfrembet, zugleich gottgeschaffen und erlösungsbedürftig. Das ist das **Irrationale, das im Christentum selbst notwendig** enthalten ist. Und dies Irrationale macht auch die wissenschaftliche Arbeit der Theologie nicht rational. Wir werden nach der lebhaften Befürwortung der theologischen Aufklärungsarbeit nicht mißverstanden werden. Sie ist segensreich und notwendig; aber sie ist kein sicheres Mittel, fürs Christentum zu gewinnen. Der christliche Glaube verlangt zwar kein Opfer des **Verstandes**, aber das viel schmerzlichere Opfer des **Willens**. Er verlangt Kampf, Verzicht, Opfer, Verleugnung. Daran ändert die moderne Theologie nichts. Sie müßte denn aus dem Leben Jesu seinen Kreuzestod streichen. Sie müßte aus der Welt selbst die Sünde und das Uebel entfernen. Das sind die beiden Faktoren, die des Christen Stellung zur Welt zu einer gebrochenen machen. Sie nötigen uns, die „Welt“ zu bekämpfen, zu fliehen, zu hassen.

Daß dies eine wesentliche Seite des Christentums ist, darüber darf kein Zweifel gelassen werden. Und wenn wir unbedingte Freiheit des Denkens proklamieren, so müssen wir gleichzeitig darauf aufmerksam machen, daß unser Wille gebunden sein muß an die höchste Norm, daß die Seligkeit des Christen die Freiheit von Sündenschuld und Sündenmacht voraussetzt. Wir müssen uns und Andern gegenwärtig halten, daß der christliche Glaube weit entfernt ist von Weltseligkeit, daß er im Gegenteil uns zur Weltüberwindung aufruft und stark macht.

Auf diesem Wege werden immer nur Wenige dem Begründer unsres Glaubens Gefolgschaft leisten. Hier — nicht auf dem Gebiet des Denkens und der Dogmatik — ist der „breite, garstige Graben“, über den der Sprung gewagt werden muß. Die allervernünftigste Erwägung wird dazu nicht veranlassen können. Da bedarf es eines entscheidenden Willensimpulses. Dieser Impuls wird ausgehen von den beiden Mächten: Sünde und Leiden. Sie treiben aus der Welt in die Arme Gottes; aber man kann sie auch von sich fern halten.

Und das ist zumeist das Bestreben gerade der „Großen, Jungen, Stolzen“. Das ganze achtzehnte Jahrhundert gefiel sich in freudiger optimistischer Weltbejahung. Unsere großen Klassiker haben im großen Ganzen eben diese rein positive Wertung der Welt und des Lebens vertreten. Sie sind den irrationalen Lebensmächten möglichst aus dem Wege gegangen. Die alte griechische Beurteilung des Bösen als des Nichtseienden war für sie maßgebend. Und nur in dem Maße, als sie in Sünde und Leid das Rätsel der Welt und des Lebens empfanden, neigten sie zur Wertschätzung des Christentums.

Die ungebrochene Kultur und Weltseligkeit des achtzehnten Jahrhunderts ist heutzutage nicht mehr so allgemein und so mächtig. Eben deswegen ist auch das religiöse Interesse merklich gewachsen. Aber es fehlt uns die starke, siegesfrohe Kampflust gegen das Böse in uns und um uns. Der moderne Mensch steht pessimistisch der Welt und Natur gegenüber; er kennt das Rätselhafte, Qualvolle des Daseins. Aber er nimmts hin als Verhängnis, als Schicksal. Er beugt sich der Macht der Natur und läßt die Naturtriebe gewähren. Die Kräfte und Triebe der menschlichen Natur sollen „sich ausleben“. Darin sucht er sein Lebensglück, nicht in der Ueberwindung der Natur. Er will sein Leben erhalten, nicht verlieren. Damit eben stellt er sich in direkten Gegensatz zum Christentum. — Diesen Gegensatz dürfen wir nicht verschleiern. Dem Denken freie Bahn! Aber für den Willen gibts nur den Weg durch die enge Pforte. Wer das ignoriert, tut dem Christentum und seinen Zeitgenossen einen schlechten Dienst.

Ob Frenssen das genug beachtet hat? Er neigt stark zur Vergötterung des bloß Naturhaften. Er betont zu einseitig die rein positive Bedeutung der Welt, ihrer Kräfte und Güter. Die Natur scheint die höchste Offenbarung des Göttlichen; sie darf den Maßstab abgeben für das, was heilig heißt. Damit hat er offenkundig das christliche Bewußtsein verlassen, verletzt. Wenn aber die moderne Triebmoral anerkannt oder wenigstens nicht angefochten wird, wie kann da Verständnis, Achtung, Verehrung für den erhofft werden, der im Kampf gegen die herrschenden Mächte in der Welt den Opfertod erlitt? Man wird ihn höchstens als einen Toren bemitleiden, der dem Leben und der Welt so fern stand, daß er auf die Lebensführung des modernen Menschen, der seiner Natur folgt, keinen Einfluß haben kann.

Das scheint mir das Bedenkliche, in sich selbst Widerspruchsvolle des Frenssenschen Romans zu sein. Auf der einen Seite soll der Weg zum Heiland frei gemacht werden durch Wegräumung aller dogmatischen Schranken. Zu gleicher Zeit aber wird der Weg zu ihm verbaut durch den Tempel des Naturgottes, der heiligt, was Jesus verflucht. Auf diesem Weg darf die so segensreiche und notwendige Aufklärungsarbeit der modernen Theologie Frenssen nicht folgen. **Faut**

Laientheologie

Binnen wenigen Tagen hat mir die Post zwei Bücher ins Haus getragen, die eine vergleichende Betrachtung geradezu herausfordern.*) Denn sie haben beide äußerlich viel Aehnliches.

*) **Aus den Tagen der Götterdämmerung.** Aufzeichnungen eines Kämpfers. Berlin, H. Seemann Nachf. 1905. 101 S. 2 Mk.
Dr. jur. **Wilhelm Meister, Zeitbetrachtungen.** Berlin. Schriftenverkaufsanstalt 1904. 40 S. 60 Pfg. Der Verfasser ist allerdings heute nicht mehr ganz Laie, denn er ist inzwischen Oberkonsistorialrat in Hannover geworden. Die Schrift ist aber entstanden zu einer Zeit, da er noch Landrat im Hannoverschen war.

Verfaßt sind beide von Laien — obwohl das eine anonym erschienen ist, darf ich wohl aus persönlicher Kenntnis noch genauer sagen: von Juristen. Beide behandeln die religiöse Fragen unter Gesichtspunkten, die der Gegenwart entnommen sind. Und doch sind beide ganz verschieden, ja, man darf sagen: es liegt eine Welt zwischen ihnen. Denn die eine betrachtet das Christentum — und nicht nur das Christentum der Kirche — als bankerott und ahnt oder prophezeit eine neue Religion. Die andere aber verteidigt gerade das alte Christentum, und zwar in seinem alten, kirchlich-dogmatischen Gewande, gegen alle Einreden des Zeitgeistes. Neben einander gestellt lassen diese beiden Schriften die religiöse Situation der Gegenwart in geradezu plastischer Anschaulichkeit erkennen.

Aesthetisch angesehen steht zweifellos die Schrift des Kämpfers unvergleichlich höher. Ich habe zwar keinen besonderen Geschmack an der modernen Art, in Aphorismen statt in zusammenhängender Gedankenentwicklung zu reden. Aber unter diesen 262 kurzen, ohne Kapiteltrennung an einander gereihten, nur durch Randworte lose gruppierten Sätzen finden sich manche von hoher Schönheit der Ausdrucksform und reichem Stimmungsgehalt. Nicht alle sind so klar, daß man sie leicht versteht. Auch dürfte es schwer sein, alle mit einander zu vereinen, aber zusammengenommen sprechen sie ein tiefes, reines Empfinden aus, und zwar ein Empfinden, das nicht das eines einzelnen Sonderlings, sondern das einer ganzen Zeitrichtung ist. Ja, wenn wir dem Verfasser glauben, ist es das Empfinden derer, denen die Zukunft gehört, der geistigen Auslese, der höheren Menschen.

Und in der Tat glaube ich, daß er damit wohl recht hat. So wie er, denken und fühlen heute Viele gerade in den litterarisch-ästhetischen Kreisen, wo man mit ernstem Sinn an die Zukunft unserer geistigen Kultur denkt. Es ist an dieser Denkweise Vieles, das sehr sympathisch berührt. Vor allem die männliche Aufrichtigkeit, mit der die Armut unserer gegenwärtigen Bildung zugestanden und erklärt wird, daß man ein Besseres als die alte Religion eigentlich nicht habe, diese aber dennoch nicht mehr mitmachen könne. „Auf Wahrheit kann man verzichten, doch nicht auf den Kampf gegen die Lüge. Was Lüge ist, wissen auch die, die nach Wahrheit nicht mehr fragen." Und daneben die wohlbegründete Empörung gegen die politische Ausnützung der christlichen Kirche als Schutzwehr der herrschenden Gesellschaftsklassen und den faulen religiösen Schlendrian, in dem so Viele sich um eine eigene Entscheidung herumdrücken.

Aber das kann doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir hier eine neue, befriedigende und einheitliche Anschauungsweise nicht haben. Ihr Mangel ist ihr Reichtum. Diese modernen Religionsstifter sind schließlich doch nur eklektische Nachempfinder. Und mag noch so oft betont werden, daß der Blick nur nach vorne gerichtet ist, es ist nicht wahr! das Herz hängt viel zu sehr an alten Werten und Größen. Ein unwillkürlicher Beweis, daß in diesen alten Werten doch noch mehr Kraft und Leben ist, als man zuzugeben geneigt ist. Es ist unmöglich, eine neue Religion so zustande zu bringen, daß aus allen möglichen Erscheinungsformen des Abhängigkeitsgefühls Etwas herausgenommen und zusammengeklittert wird. Ein wirklicher Monismus ist doch nur da, wo radikal den Gedanken an die Selbständigkeit des Geistes und an Freiheit der Abschied gegeben wird. Wem ein solcher Monismus zu armselig und zu unwahr ist — und daß er so empfunden wird, kann uns nur mit Freude erfüllen —, der muß eben anerkennen, daß es mit dem Monismus selbst Nichts ist, daß sich der Kultus der Natur mit dem Kultus der Persönlichkeit nicht vereinigen läßt. Ein Tempel, der Beides in sich schließen soll, hat zwei Altäre, und muß früher oder später zerfallen. Und die Gleichung Natura sive Deus ist und bleibt ein ungeheurer Mißbrauch des Namens Gott und verdeckt nur den Zwiespalt, der darunter lauert.

Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, kann ich mich um so unbefangener an dem feinen und zarten Nachempfinden des Verfassers freuen. Was er so empfindet, ist das Größte, das wir haben, nämlich Jesus selbst; und gegenüber dem Bemühen um ein eignes, persönliches Verständnis seiner Person läßt sich leichter übersehen, daß der Kämpfer von der Geschichte der Kirche und ihren treibenden Motiven, insonderheit von Luther und seinem Werk, nur ganz verschwommene und unklare Vorstellungen hat.

Wie innerlich wahr ist z. B. folgender Satz:

> Alles Große und Wahre, was wir Menschen erschauen, ist zum Erstaunen einfach. Daher die Kameradschaft zwischen Kindern, Genies und Volk. So war die Botschaft Jesu kindlich und genial, einfach und groß. . . . Jedes entschiedene Zurückgehen auf die Person und den Geist Jesu von Nazareth führt auf eine Höhe des Lebens, in eine Tiefe der Erkenntnis, wo Kirchen nicht mehr bestehen können. Man könnte kurz und rund die Botschaft Jesu erklären als die frohe Botschaft der Erlösung der Menschheit von äußerer Religion und der Gewalt der Kirche.

Oder dies:

> Unsere frommen Christen würden erschrecken, machten sie sich klar, wie frei man denken muß, um Jesu von Nazareth würdig zu sein.

Oder das:

> Was den Worten Jesu ihre ewige Jugend verleiht, ist jenes tiefe Schauen in Leben und Wesen des Menschen, das aus ihnen spricht. Es ist hier etwas in seiner Art Einziges, das zu den kostbarsten Schätzen der Menschheit gehört.

In manchen Sätzen steckt ein Stück Bonusschen Geistes, so sehr, daß ich mir kaum denken kann, der Verfasser sei mit seinen Schriften unbekannt:

> Wir müssen den Europäer in Jesus befreien . . . Jesus war lebensvoll, lebensstark und, ach, auch lebensfroh, doch sein großes Schicksal rief ihn zur Weihe des Todes . . . Der Antichrist Nietzsche steht der Seele Jesu näher, als er selbst ahnt . . . Nietzsches Lehre ist ein Protest des Ewigmännlichen gegen das im Christentum von ihm geforderte Aufgeben seines Selbst. . . . Religiöse Ideen dürfen höchstens als Rohstoff vom Auslande eingeführt werden. Ihre Verarbeitung und künstlerische Gestaltung muß ein Volk aus eigner Kraft und mit eignem Sinne durchsetzen.

Wiederum mancher Satz erinnert an neueste religionsgeschichtliche Auffassung:

> Die Mythen, die um Jesus sich gebildet haben, sind ein großes, rauschendes Epos zum Preise des Genies, ein Hohelied auf die Unzerstörbarkeit des Genialen im Menschen.

Um so merkwürdiger ist des Verfassers Verachtung gegen die „moderne Theologie":

> Ehrliche Bekenner des alten Christenglaubens sind noch stilvoll. Sie stechen durch Energie und Bewußtsein vorteilhaft ab von dem bleichen, verdämmerten Geschlechte, das sich mit der Wassersuppe der liberalen Theologie ernährt.

Und doch ist diese Aeußerung sehr vielsagend. Der Verfasser hat nämlich eine Zeitlang unter dem starken Einfluß von Stoecker gestanden. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in seiner Geringschätzung der modernen Theologie ein Erbe aus dieser Periode sucht. Das heißt: Stoecker hat ihm nur eine einzige Form des Christentums als solches gelten lassen. Die Folge ist, daß er sofort, nachdem ihm die altorthodoxe Form unter den Händen zerbrochen ist, die Sache selbst abtut und sich als Unchrist beurteilt. Er ist so sehr von der Alleinberechtigung des kirchlichen Christentums durchdrungen, daß er es als eine Halbheit und Schwäche empfindet, jenes aufzugeben und doch ein Christ im geschichtlichem Sinne zu heißen. So steht hier ein Musterbeispiel vor uns, wohin das Entweder-Oder jener Stoeckerschen Weise einen modernen Menschen führt. Es drängt ihn einfach aus dem Zusammenhange mit dem historischen Christentum hinaus. Und doch ist meine feste Ueberzeugung, daß der Verfasser, der ernste Gedankenarbeit nicht scheut, bei den modernen Theologen viel Gewinn haben könnte; er würde hier sehr verwandten Strömungen begegnen, würde die feste Begründung für manche Erkenntnis, die er nur instinktiv erfaßt hat, und vor allem jene Ehrlichkeit und Männlichkeit des Evangeliums anerkannt finden, deren Verleugnung im kirchlichen Dogma ihm der Hauptanstoß ist. Er würde merken, daß die Fragen, die ihn bewegen, auch von Anderen ernst genommen werden, und daß schon mit heißem Bemühen an dem Bau des neuen Tempels gearbeitet wird, worin das Heiligtum des alten, der dem Bersten nah ist, in neuer Schönheit und Klarheit strahlen wird. Er würde dann

vielleicht auch das lernen, daß das Neue, danach sein Sehnen sich streckt, nicht etwas dem historischen Christentum gegenüber absolut Neues, sondern nur eine reinere Entfaltung seines eigentlichen Wesens und eine höhere Stufe seiner Entwicklung sein kann.

Daß wir einer solchen höheren Stufe zustreben sollen, wird der Verfasser der zweitgenannten Schrift wohl schlechthin bestreiten. Denn ihm ist das Christentum etwas durchaus Fertiges, Abgeschlossenes, ein Religionssystem, wie er wohl sagt, mit „heiligen Dogmen“ und festen Glaubenssätzen. Und die Stellung zum Christentum ist ihm gleichbedeutend mit der Bejahung und Bestreitung eben dieser Lehre, wobei nur merkwürdig ist, daß er diesen Glauben „von den Fischern und Zöllnern gelehrt“ und keinerlei Unterschied zwischen Evangelium und Kirchenlehre findet. Das Mittel, womit er das Recht zum Glauben an die Kirchenlehre behaupten will, bietet ihm der Kantische Gedanke einer Unterscheidung von Glauben und Wissen. Aber wie gebraucht er ihn! Dieser Maßstab würde eigentlich fordern, daß er Alles, wovon es sinnliche Erfahrung gibt, dem Wissen und Forschen überließe. Hin und wieder hat es auch den Anschein, als ob Dr. Meister das tun wollte. Aber dann zeigt sich doch wieder, daß er von dieser Anerkennung des Rechtes der Wissenschaft weit entfernt ist, daß er vielmehr einen heiligen Bezirk geoffenbarter Lehren und Geschichtsberichte abgrenzt, innerhalb dessen nicht das Forschen, sondern nur das Glauben statthaft sein soll. In das Gebiet, das der Glaube für sich allein in Anspruch nimmt, gehört ihm auch die Geburt des Herrn von der Jungfrau, Höllen- und Himmelfahrt und die volle, leibliche wie seelische Auferstehung Jesu mit hinein, und ebenso alle Wunder der heiligen Geschichte. Ich meine nun, daß das, natürlich unbewußt, doch ganz genau die Methode der Scholastik ist. Solange die Wissenschaft sich mit dem rein Weltlichen befaßt, duldet, ja preist man sie, aber der Inbegriff der kirchlichen Tradition ist heilig und unantastbar. Natürlich muß man sie dann harmonisieren. Man lese den Aufsatz über Ostern: Meister sieht in dem Schriftzeugnis nichts als „Abweichungen in Einzelheiten“; „weder der Historiker noch der Richter würde daraus ein Bedenken gegen die Beweiskraft herleiten“ — behauptet er mit unbegreiflicher Ruhe. Ich möchte wohl wissen, ob ein Richter es wirklich für unwichtig ansehen würde, wenn von zwei Zeugen über denselben Vorgang der eine behauptete, er sei in Berlin, und der andere: in Hannover geschehen. Wie schade, daß Meister sich nicht ein einzigesmal die Frage vorlegt, nach welchem Prinzip denn die beiden Gebiete des Heiligen, worin Alles auf Glauben gestellt ist, und des Profanen, das dem Forschen freigegeben wird, abzugrenzen sind. Denn dann würde er sich doch vielleicht darauf besonnen haben, daß es in der evangelischen Kirche nicht angängig ist, diese Grenzen einfach durch die kirchliche Tradition ziehen zu lassen. Er würde dann dazu gedrängt worden sein, die Unterscheidung zwischen den Gebieten des Glaubens und Wissens rein aus der Sache selbst, aus der Eigenart der Glaubensobjekte abzuleiten und der biblischen Wahrheit Folge zu geben, daß der Glaube es nur mit dem „was man nicht siehet“ zu tun hat, Alles aber, wovon es Wissen gibt, also auch jeder Geschichtsbericht, jeder Naturvorgang, von der Wissenschaft beherrscht wird. Und damit träte er dann auf den Weg der „modernen Theologie“.

Aber freilich, so gefaßt müßte die Unterscheidung zwischen Glauben und Wissen das kirchliche Dogma auflösen, das zu stützen doch Meister vor allem am Herzen liegt. Denn es handelt sich darin, mag er es auch noch so oft verneinen, eben doch zum Teil um „Dinge, die Gegenstände menschlichen Wissens und Erkennens sind“, und nicht nur um „die höchsten Dinge“; — das grade ist ja das Komplizierte der Lage, daß im Dogma ein bestimmtes veraltetes Weltwissen mit den ewig wahren Aussagen des Glaubens in ein untrennbares Ganze verwoben ist.

Ich komme daher auch von der Lektüre dieses Büchleins, in dem so viel wohlmeinender Eifer und so echte Liebe zum Evangelium steckt, zu dem Urteil, daß der Verfasser Unrecht tut und seine Absicht schädigt, indem er sich offensichtlich der Anregung der modernen Theologie verschließt. Und wenn ich endlich die beiden Büchlein nebeneinander halte, so entnehme ich daraus zu meiner wahren Herzensstärkung die Einsicht, daß wir auf dem rechten Wege sind. Wir mögen im Einzelnen noch so oft fehlgreifen, die Grundsätze der modernen Theologie werden sich doch mehr und mehr als wahr durchsetzen, und in ihnen werden die Mittel zum Neubau einer einheitlichen, in sich selbst starken christlichen Welt- und Lebensanschauung gefunden werden.

Foerster

Von der Ehrlichkeit im Kirchendienst

Im Fall Römer ist alles Gewicht auf die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gelegt worden, die der Theologe auch auf der Kanzel der Gemeinde schuldig sei. Wir möchten dieser Forderung nicht aus dem Wege gehen, gleichviel wie und wo sie uns aus Gewissen rührt. Aber sie geht noch tiefer, als sie uns neulich vorgehalten ward. Sie ist noch nicht erledigt, wenn man so predigt wie Römer in Remscheid.

Die folgenden Zeilen mögen die Erörterung weiterführen. Sie sind genommen aus dem Briefe eines Arztes an den Herausgeber, vom Dezember v. J. Der Briefschreiber ist der Kirche völlig entfremdet; wes Geistes Kind er sonst ist, zeigt ja der Inhalt des mitgeteilten Fragments einigermaßen. Mit dem Fall Römer haben seine Ausführungen direkt Nichts zu tun; sie knüpften an den Briefwechsel zwischen dem Herausgeber und Herrn Pastor Crome an, den der vorige Jahrgang d. Bl. (Nr. 11 und 17) gebracht hat. Der Herausgeber will gern auch diesmal nach Kräften Rede stehen; aber zunächst mag diese Gewissensfrage ohne Zaum und Zügel ihren Weg gehen.

R

* * *

Wie kann ein moderner sogenannter liberaler Theologe in staatskirchlich beamtete Stellung eintreten oder darin verbleiben? Sein Heimatsrecht als einfaches — gegen Institutionen, die ihm besserungsbedürftig erscheinen, auch ankämpfendes — Mitglied der Staatskirche, leuchtet mir vollkommen ein, aber die Annahme einer besoldeten Beamtenstellung im Kirchenstaate der Staatskirche erscheint mir als ein völlig anderes und nicht so zweifelsfreies Ding. Hier bedarf es keiner tiefgründigen geschichtlichen Erwägungen, auch würden solche zur Erledigung der schlichten Ehrlichkeitsfrage, die zur Verhandlung steht, kaum zureichen können.

Vielmehr stehen die Dinge so. Der Staat, oder die Staatskirche, stellt gewisse Bedingungen, von deren Erfüllung sie (abgesehen von Examen und dergleichen) die Amtszulassung abhängig macht. Trotz sonstiger selbst hervorragender Amtseignung würde die Nichterfüllung besagter Bedingungen absolut vom Amte ausschließen. Diese Bedingungen, welche in der Ableistung gewisser Bekenntnisse und in ihrem gottesdienstlichen Gebrauche vornehmlich bestehen, müssen einem „liberalen Theologen“ sehr schwer, ja unmöglich zu erfüllen sein. In wie weiten Grenzen auch die ehrliche Auslegungsmöglichkeit jener Bekenntnisformeln schwanken mag, sie enthalten dennoch Anschauungen, welche mit denen eines wissenschaftlichen Theologen in unversöhnlichem Widerspruche stehen müssen.

Wie findet also — das ist meine beklommene Frage — ein solcher Theologe den Weg durch dieses Joch ins Reich des Amtes, ohne die allerschlichteste Ehrlichkeit zu verletzen? Und wie kann ein solcher Theologe im Amte bleiben, wenn ihm etwa später erst das Bewußtsein seines täglichen oder doch sonntäglichen Jochganges aufgehen sollte?

Es ist natürlich eine wichtige, aber zunächst nicht hierher gehörige Frage, ob der Staat oder die Staatskirche moralisch, logisch, geschichtlich die Befugnis haben kann, solche gewissenengenden, also unsittlichen Bedingungen zu stellen. Es genügt vorläufig, daß sie sich tatsächlich dieses Recht anmaßt und die Macht besitzt, es auszuüben. Mag sie sich noch so sehr vom Standpunkte ewigen oder entwicklungsgeschichtlichen Rechtes im Unrechte befinden: denen gegenüber, welche sich ihren Bedingungen unterwarfen — und unterwerfen, um an den Gütern, die sie ver-

waltet, um an ihrem Solde teil zu nehmen, ist sie zweifellos durchaus im Recht!

Es kann ja nicht anders sein, als daß im logischen Endverfolg des angeschlagenen Themas die gestellte Frage zur Kritikfrage einer staatskirchlichen Organisation des Christentums überhaupt sich umwandelt und weitet — hier aber interessiert zunächst nur die unmittelbar praktische Gegenwartsfrage.

Ich weiß, ohne allerdings die Einzelheiten in Erinnerung zu haben, daß von liberal-theologischer Seite, von einer Stelle also aus, die mit jenen Schwierigkeiten allerschlichtester Einmaleins-Moral doch wohl vertraut sein müßte, unter ausdrücklichem Hinweis auf bestehende Bedenken dennoch jungen wissenschaftlichen Theologen der Rat erteilt worden ist, ins Pfarramt zu gehen. Das verstehe ich nicht!

Ich habe allerdings einen Einwand gehört, entsprungen und begreiflich aus dem tiefen Drange nach praktischer Wirksamkeit — aber doch nur möglich unter allzu flüchtigem Uebersehen jener erst zu beantwortenden Ehrlichkeitsvorfrage —, einen Einwand, der darauf hinaus läuft, daß der Sache des Christentums nicht gedient werden könnte durch solchen freiwilligen Wirksamkeitsverzicht gerade der tüchtigsten und ernstesten Kräfte! Daß solch ein Verzicht eine Art Fahnenflucht bedeuten würde, ein Ausliefern führungsbedürftiger Scharen sehenden Auges an die vereinigten Mächte der Dämmerung, der Trägheit, der Engherzigkeit! Diesen Schrei verstehe ich wohl — aber dennoch! Die Frage der Ehrlichkeit bleibt ehern bestehen! Es kann keine Tat dem Christentume letztzwecklich dienen, an die auch nur der Hauch einer Lüge gerührt hat! Die Verwirklichung des Guten wie die des Christentums kann nur auf dem Wege ihrer eigenen Methode erfolgen!

Aber der allgemeine Nutzen, die bedrohten Güter, welche allem menschlichen Ermessen nach so der Vernichtung verfallen müssen??! Soll denn ein Nichts, ein Blatt Papier, ein bloßes Wort von aller Mitarbeit auf fruchtbereiten Feldern ausschließen dürfen?

Diese Frage, so temperament-gerechtfertigt sie auch sein mag, ziemt nicht einem Christen. Der Weg ist vorgezeichnet, die Folgen liegen im Dunkel — niemals mit Sicherheit erkennbar. Da darf nicht angemaßte Allwissenheit oder besorgte Aengstlichkeit die Pläne der Gottheit korrigieren wollen. Christ sein oder sittlich sein heißt nichts Anderes als den starken Glauben besitzen und trotz aller scheinbaren Um- und Abirrungen des klar gewiesenen Pfades festhalten, daß die Methode des Christentums, die Methode der Sittlichkeit, der kürzeste und zugleich der einzige Weg zum Christentum und zum Guten ist. . . .

Aber wir sind noch garnicht an dieser letzten Stelle, wo das undurchdringliche Nebelmeer sich auftut! Der nach Betätigung drängende Geist braucht nicht zu verzichten! Der Ausschluß vom Wirken in der Kirche bedeutet doch nicht den Ausschluß vom Wirken am Christentum! Wen wirklich der Geist treibt, daß er Zeugnis ablegen muß, der wird auch ohne Staatsbesoldung nicht schweigen — und wer sonst zwar redet, dann aber verstummte, ich glaube, an dem wird auch das Christentum nicht allzuviel zu verlieren haben. . . .

Ein Professor der Theologie zum Fall Römer

In Köln fand am 18. Januar eine Protestversammlung gegen die Nichtbestätigung des in Remscheid zum Pfarrer gewählten Lic. Römer statt. Es sprachen vor 1200 Personen (Hunderte fanden keinen Einlaß mehr) Professor Geffcken aus Köln, Professor Grafe aus Bonn, Pfarrer Jatho aus Köln, Rechtsanwalt Prüßmann aus Remscheid, Professor Guttmann aus Dortmund und Andere. Es ist soeben ein „Stenographischer Bericht über die Protestversammlung vom 18. Januar 1906 in Sachen Römer-Remscheid“ erschienen, herausgegeben vom Verein für evangelische Freiheit in Köln.*) Der Rede Grafes entnehmen wir folgende Sätze.

* *

Mit ein paar Worten möchte ich erläutern, welches Interesse die akademischen Lehrer und Studenten der evangelischen Theologie an dem Erlasse des Königlichen Konsistoriums vom 12. Dezember 1905 haben müssen. Die Stellung der Vertreter der modernen Theologie an unsern Hochschulen ist gegenwärtig eine besonders schwierige. Ich denke dabei weniger an den äußeren Druck, an die mannigfache Ungunst der Verhältnisse, unter der wir stehn. Das muß ja nur zu treuerer Pflichterfüllung anspornen. Viel wichtiger und größer sind die inneren Schwierigkeiten bei unserer Arbeit. Es gilt, mit der geschichtlichen Betrachtung bei der Erfassung und Darstellung der Entwicklung des Christentums vollen Ernst zu machen und so zu versuchen, das Wesentliche und Bleibende von dem Nebensächlichen und Vergänglichen zu scheiden. Das ist nicht möglich ohne scharfe Kritik. Sie muß zum Bruch führen mit Manchem, was uns die kirchliche Ueberlieferung lieb und wert gemacht hat. Zwar werden wir uns hüten, das zarte innerste Heiligtum persönlicher Frömmigkeit anzutasten. Ohne einzigartige Ehrfurcht und Liebe können wir von Jesus nicht sprechen. Es wird uns warm ums Herz, wenn wir uns versenken in die Gedankenwelt und Lebensarbeit der großen und tiefen Menschen, die sich bis heute in den Dienst dieses Herrn gestellt haben. Auch auf dem Katheder erleben wir Stunden inniger Andacht und erhebender Weihe, wenn wir unsern Zuhörern von dem reden dürfen, was uns das Leben erst lebenswert macht.

Aber ein Ringen im Innern bleibt. Das gilt nicht nur für uns Lehrer, die wir ringen, um die Wahrheit zu gewinnen. Wir müssen vielmehr als Suchende und Kämpfende unsre Zuhörer mithineinziehen in den Kampf. Sie werden leicht ermessen, welche außerordentlichen Ansprüche diese Lage an die Intelligenz und an den Charakter derer stellt, die uns mit Vertrauen folgen. Weil für den Theologen die wissenschaftlichen Fragen so leicht zu Gewissens- und Herzensfragen werden, ja häufig werden müssen, darum ist die Not so groß, das Ringen um die Wahrheit so heiß.

Um so dringender bedürfen wir, Studenten wie Dozenten, der Freudigkeit. Diese aber wird auf das Empfindlichste gelähmt, wenn man sich sagen muß: je treuer die Zuhörer von ihren akademischen Lehrern lernen, um so sicherer gefährden sie ihre künftige Lebensstellung, machen sie sich unbrauchbar als Pfarrer oder gar Lehrer. Und sollte denn wirklich unsre evangelische Kirche auf den Kampf um die Wahrheit verzichten wollen? Glaubt sie wirklich, so leicht manchen aufrechten, geraden, ehrlichen, mutigen Mann entbehren zu können?

Engländer und Deutsche

Man schreibt uns aus England:

Gestatten Sie mir gütigst ein paar Zeilen bezüglich des Briefes über „Engländer und Deutsche“, den Sie zum Teil in Nr. 2 der Christlichen Welt veröffentlichen. Der Schreiber jenes Briefes fühlt sich durch die kürzlich erfolgten englisch-deutschen Freundschaftskundgebungen veranlaßt, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß solche subjektiven Kundgebungen von wenig Nutzen seien in Anbetracht der sachlichen Differenzen, die zwischen den beiden Nationen beständen: es sei hier nichts mit einer „kleinen Beruhigungsszene“ getan, da es sich vorerst um die größere Aufgabe handle, „zwei Volksindividualitäten umzubiegen.“ Er zeichnet dann die nationalen Differenzen der beiden Völker in folgender Weise. Der Engländer hat, Punkt 1, ein zu starkes Nationalgefühl und ist gewohnt, die angelsächsische Rasse als Träger der Weltkultur anzusehen. Punkt 2: Er, der eine jahrhundertelange ununterbrochene geschichtliche Entwicklung hinter sich hat, sieht naturgemäß auf den trotz seiner politischen Unentwickeltheit stark renommierenden Deutschen mit einer gewissen Geringschätzung herab, die noch gesteigert

*) Einige Druckfehler in dem „Bericht“, die erheblich sind, verbessern wir bei dieser Gelegenheit:

S. 13 Z. 11 lies tatsächlichen für täglichen,
„ 13 „ 14 „ freundlichen „ fraglichen,
„ 13 „ 13 v. u. lies Kollegiums für Konsistoriums.

wird durch die allzuleichte Anpassungsfähigkeit, vermöge deren der letztere sich schnell und gern in englische Verhältnisse findet. Punkt 3: Der Engländer sieht gewisse Dinge, wie Volkstum, Sitte, Kirche, sozialer Stand, für wichtiger an als der Deutsche, dem sie als Einzelmenschen zunächst nur von sekundärer Bedeutung sind. Schluß: Internationale Freundschaftskundgebungen tuen unter den bestehenden Verhältnissen wenig gut, — sondern die Deutschen müssen erst lernen „vernünftiger zu werden", d. h. müssen sich parlamentarisch und politisch erst freier und kräftiger entwickeln, und der Engländer muß lernen, seine nationale Anmaßung aufzugeben.

Nun liegt es mir, sehr verehrter Herr Herausgeber, keineswegs daran, obige Punkte zu kritisieren, — im Gegenteil, sie enthalten etwas durchaus Wahres; nur scheint mir daraus hervorzugehen, daß die Deutschen bei der Sachlage in Zukunft am meisten zu lernen haben.

Wie dem auch sei, es kann sich nun doch unmöglich darum handeln, daß wir so lange warten, bis die beiden Nationen sich „gebessert" haben, sondern es muß eben unsere Aufgabe sein, diese Besserung durch gegenseitige Annäherung und Verständigung herbeizuführen. Ueber die Methode, die dabei zu wählen ist, läßt sich ja reden. Oeffentliche Versammlungen, wie sie in England und Deutschland stattgefunden haben, sind doch immer ein achtenswerter Anfang, besonders wenn sie von bedeutenden Männern auf beiden Seiten unterstützt werden. Sorgen wir dann dafür, daß aus solchen Erstlingsversuchen Größeres wird und wirklich engere Beziehungen zwischen beiden Nationen hergestellt werden. Philosophieren über Volksindividualitäten mag ja wohl seine Berechtigung haben, aber die Geschicke der Völker werden bekanntlich nicht durch Philosophen bestimmt, sondern durch Menschen von Fleisch und Blut, die sich ihrem innersten Wesen nach gleich sind in der ganzen Welt, und die, je mehr sie sich kennen und verstehen lernen, sich um so mehr werden achten und lieben lernen.

* * *

Womit wir denn unserseits vollkommen einverstanden sind. Abgesehen davon, daß wir den Einfluß der Philosophen auf die Geschicke der Völker ein wenig höher einschätzen. Und nun die Preisfrage: Was können unsre deutschen Kirchen — und was kann die Christliche Welt tun, um Verständnis und Verbindung zwischen den beiden Völkern zu pflegen?

Daß die Dinge auf englisch-kirchlicher Seite für unsre gegenseitige Gemeinschaft nicht schlechthin günstig liegen, wenigstens bei der Hochkirche, beweist, was Nr. 5 der Chronik der Christlichen Welt aus den Church Times vom 29. Dezember berichtete. Aber man darf nicht verlangen, daß für das, was man als notwendig erkennt, alle Bedingungen alsbald gegeben seien.

R

Neue Goethe-Ausgaben und Bücher über Goethe

Schluß zu dem Aufsatz in voriger Nummer

Peltzer[1]) könnte endlich alle diejenigen, die sich immer noch nicht entschließen können, Goethes Farbenlehre zu lesen, bekehren, indem er ihre ästhetische Bedeutung feinsinnig heraushebt: auch er rechnet das Buch zu den genialsten Schöpfungen des Dichters. Wasiliewski[2]) hat wohl die endgiltige Entscheidung über Goethes Stellung zur Deszendenztheorie für alle die gebracht, die das noch nicht aus Goethe selbst verstehen konnten. Der Gedanke der Abstammung der Arten ist bekanntlich von Kant schon ausgesprochen, von Goethe aber in seiner vollen Tragweite erst ganz allmählich erfaßt worden, weil die wunderbare Vereinigung von genialem Tiefblick und gewissenhafter Forschung den Dichter innerhalb der Grenzen der damaligen tatsächlichen Kenntnisse festhielt und der Begriff des Typus ihn voreingenommen machte (ebenso aber auch, was Wasiliewski wohl nicht genug berücksichtigt, der Schellingsche Gedanke der ideellen Deszendenz der Typen aus einander, der z. B. Haeckels Mißverständnis von Goethes Auffassung bedingt hat). — Waetzold[1]) gibt Untersuchungen über Goethes Jugendsprache, sein Verhältnis zur Romantik und seine Balladen. Besonders was er über Goethes Sprache sagt, ist in unsrer Zeit des papierenen Stils erbaulich und erwecklich. — Von Kuno Fischers großem Faustwerk[2]) ist der letzte Band erschienen. Auch er zeigt die bekannten Vorzüge Fischers: unübertreffliche Klarheit der Disposition und des Ausdrucks; nur will mir scheinen, daß statt einer Erklärung oft mehr eine Paraphrase gegeben wird.

[1]) A. Peltzer, Die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre. Heidelberg, Winter 1903. 47 S. 1,20 Mk.

[2]) A. v. Wasiliewski, Goethe und die Deszendenztheorie. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt 1903. 61 S. 1,80 Mk.

Von Goethes Briefen ist in der Cottaschen Auswahl[3]) der dritte Band erschienen, der die Briefe von 1789—1797 enthält. — Etwas besonders Wertvolles hat uns Reclam beschert, indem er den vergriffenen und unerschwinglich teuer gewordenen Briefwechsel mit Zelter[4]) in drei Bänden erscheinen ließ (mit unwichtigen Auslassungen), neben dem Briefwechsel mit Schiller und Humboldt den wertvollsten und reichhaltigsten, in dem Goethe sich so ungezwungen gehen ließ, wie sonst selten. Man findet nun bei Reclam eine ganze Goethebibliothek: Haarhaus' Goethebiographie, die Gespräche mit Eckermann, die Briefe an Zelter und an Frau von Stein, den Briefwechsel mit einem Kinde, die Briefe von Goethes Mutter und Gräfs Ausgabe von Voß' Gesprächen mit Goethe und Schiller. — Von Gräfs[5]) ausgezeichnetem Werke sind wieder zwei Bände erschienen. Diesmal sind es die dramatischen Dichtungen, über die er Goethes Aussprüche zusammenstellt: im dritten Band die kleineren Stücke, alphabetisch geordnet, von „Amine" bis zum „Fastnachtsspiel vom Pater Brey", im zweiten hauptsächlich Faust, dann noch die Fischerin und die Geschwister. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Fortsetzung dieses für die Goetheforschung immer unentbehrlicher werdenden Werkes, die aus Mangel an Absatz, wie ich höre, gefährdet erscheint, wieder gesichert wird und Verfasser und Verleger für ihre Arbeit und ihre Opfer entschädigt werden.

M C

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Unsere Beiträge zur Wunderfrage setzen wir in diesem Jahre weiter fort. So klar jeder Einzelne darin zu sehen meint, so selten findet er beim Andern seine Klarheit. Es ist doch von großem praktischen und theoretischen Interesse, wie diese Welt sich in den Verschiedenen so verschieden spiegelt, auch auf dem Boden der Gemeinsamkeit, die uns umfaßt. In heutiger Nummer gehört außer dem Artikel „Glaubst du an Wunder" auch der „Vom Gebet" hierher. Wir haben ja sonst keinen Raum, schon Gedrucktes zu bringen, auch nur auszugsweise; aber diesmal waren wir schwach gegen eine bewährte Freundin unsers Blattes und Johannes Müllers: der Artikel ist längst gesetzt und mußte nun endlich heraus.

Frühere Beiträge zu dem Wunderthema finden sich 1904, Nr. 36 und 47, 1905, Nr. 7, 8, 13, 23, 26, 39, 44. Auch an einen hierher gehörigen Artikel von Julius Kaftan sei erinnert: „Erfindung oder Entdeckung? Eine Plauderei über die Röntgenstrahlen" in 1896, Nr. 22. Die Diskussion soll also noch nicht geschlossen sein, doch müssen die redaktionellen Ansprüche naturgemäß sich immer steigern.

Zu dem Aufsatz „Schranken der modernen Aufklärungsarbeit" möchten wir nicht unterlassen mitzuteilen, daß der Herausgeber der Religionsgeschichtlichen Volksbücher lange schon für unser Blatt einen Aufsatz plant, der den Gedanken Wiedergeburt durch Wissenschaft bekämpfen wird. Eine Ergänzung zu seinem Artikel: „Darf die Religionswissenschaft ein Sonderbesitz der Fachleute bleiben?" in 1905, Nr. 4, auf den heute auch verwiesen sein soll. Es ist doch immerhin von Interesse zu wissen, daß ein Mann, der ein gut Teil Kraft der unerläßlichen Aufklärungsarbeit widmet, so steht.

[1]) S. Waetzold, Drei Vorträge. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr 1903. 76 S. 1,60 Mk.

[2]) K. Fischer, Goethes Faust. Vierter Band: Die Erklärung des Faust nach der Reihenfolge seiner Szenen. II. Teil. Heidelberg, Winter 1904. S. 681—1045 Gebunden 5 Mk. Preis des ganzen Werkes 22 Mk.

[3]) Goethes Briefe, ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von E. v. d. Hellen. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 284 S. 1 Mk.

[4]) L. Geiger, Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Drei Bände. Leipzig, Reclam. Gebunden je 1,50 Mk.

[5]) H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. II. Teil: Die dramatischen Dichtungen. Band 3: XII, 443 S. Band 4: 643 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 7 und 10 Mk.

Was Hilligenlei betrifft, so lasse sich doch Niemand das Buch verekeln durch die maßlosen Gerichte, welche Litteraten neuerdings darüber abhalten. Kritisch soll man sein, wir sinds auch; aber wie der Erfolg auf die Einen faszinierend wirkt, so ist er für die Andern das rote Tuch. Jedenfalls lassen wir uns durch all das Geschrei nicht aus der Ruhe bringen.

Das Protokoll der **Kölner Protestversammlung** (s. Sp. 137) wird von der Neubnerschen Buchhandlung in Köln, Hohestraße 137, gegen Einsendung von 13 Pfennigen verschickt.

Paul Göhre hat jüngst in Nr. 3 der Neuen Gesellschaft das neue preußische Schulgesetz zum Anlaß genommen, seinen sozialdemokratischen Parteigenossen den **Massenaustritt** aus den Landeskirchen ernstlich ans Herz zu legen. In demselben Blatte hatte er bereits früher (1905, Nr. 36) mit den Bremer Lehrern Entfernung des Religionsunterrichts aus der Volksschule gefordert. Wer ihn nicht so genau kennt, wie der Schreiber dieser Zeilen, wird seiner Versicherung: „Es handelt sich im Kampf gegen die Kirchen zugleich um einen Kampf **für die Religion**" — in diesem Zusammenhang vielleicht wenig Glauben schenken. Indessen, dieser Gedankengang ist ja gar nicht so unverständlich; er liegt gerade Menschen von ernster Frömmigkeit nahe genug: Aus Religion wider die Kirche! Aber in der Art, wie Göhre seine Forderung vorträgt, hat sie für den Fernerstehenden nichts Ueberzeugendes. Versteht er seine Genossen wirklich richtig? Ich meine die Massen, auf die es für einen Massenaustritt doch eben ankommt? Heuchelei nennt er es, daß sie heute noch zu Hunderttausenden in einer Kirche verbleiben, deren feindseligen und reaktionären Charakter sie längst erkannt haben. Aber das ist eben die Sache: auch viele Sozialdemokraten wissen oder empfinden trotz Allem, daß an diesen Kirchen noch etwas mehr ist als Arbeiterfeindschaft und Reaktion. Und sie haben nicht den sublimen Begriff von Religion, den Göhre ihnen zumutet. So ist ihnen das **Bedürfnis** des Austritts fremd. Es kann in ihnen hervorgerufen werden — skrupellose Agitation vermag viel; und daß eine große, auch wiederum durch die Kirche mit verschuldete Gleichgültigkeit weite Kreise den Kirchen gegenüber erfüllt, liegt am Tage. Aber wir glauben vorläufig nicht an diesen Massenaustritt, und auch von den Führern der Sozialdemokratie werden wenige nur von der Zugkraft dieser Losung sich überzeugen lassen. Die Kirche ist einerseits für die Vielen trotz all ihrer Mängel nicht hassenswert genug, daß sie aus rein menschlicher Leidenschaft austreten möchten; anderseits fehlt ihnen jenes Maß von Religion, das dazu gehört, um den Kirchen als irreligiösen Mächten den Rücken zu kehren.

Da wir einmal bei der Sozialdemokratie sind und von Heuchelei die Rede war: ist nicht auf bürgerlicher Seite, besonders in der bürgerlichen Presse auch viel Heuchelei mit untergelaufen, wenn man aus Anlaß des 21. Januar und sonst den Sozialdemokraten aus ihrer Sympathie für die russische Revolution einen schweren Vorwurf machte? Haben wir nicht alle — nur die ultra konservativ Gestimmten und die für unsre auswärtigen Beziehungen Nächstverantwortlichen ausgenommen — das Gefühl gehabt, daß diese Revolution unmöglichen Zuständen ein Ende machte und den erfreulichen Anfang einer Besserung bedeutete? Hoffen wir das nicht auch jetzt noch? Und wenn das revolutionäre Element bei uns aus den Ereignissen in Rußland mit allen Poren Nahrung sog, wenn die Tatenlust der Temperamentvollen und die Phantasie der Phantastischen sich daran berauschte, haben wir das sittliche Recht, ihnen daraus ein Verbrechen zu machen? Wir mögen das Unsre tun, den Frieden im Lande zu schützen, und in jeder Hinsicht Zustände schaffen, die mit denen des alten russischen Reichs Nichts gemein haben: aber es muß in Deutschland frei sein, öffentlich einer Umwälzung zuzustimmen, die wir alle — fast ohne Ausnahme — als einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit begrüßt haben. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 7 — Marburg i. H., den 15. Februar — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Stimmen der Väter

Nikolaus Hunnius † 1643

Vgl. Nr. 5 Sp. 102

Wer den Frieden nicht suchet noch befördert, den Streit aber und Zank fortsetzet, da es zu ändern möglich, der beladet sich mit vielen auch wider das Gewissen laufenden Sünden.

Wer nicht Frieden suchet noch Zwietracht und Uneinigkeit stillet, wo er kann, der stößet allen göttlichen den Friedfertigen verheißenen Segen von sich und stürzet sich in Gottes schweren Fluch.

Wer den Frieden nicht allenthalben befördert, den Unfrieden nicht allenthalben aufhebet, zum wenigsten verhindert nach aller Möglichkeit, der hat keinen Teil an Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist, an der christlichen Kirche, am Reich der Herrlichkeit und ewigen Lebens . . .

* * *

Dieweil durch unordentliche Handlung viel Streits in der Christenheit entstanden, hat man Ursach, darinnen sorgfältig zu handeln, und so viel an einem Jeden stehet, fürzubauen, daß nicht neue Unruhen entstehen.

1. Fahe selber keinen unnötigen Streit an . . . Wer in der Christenheit einen Streit anfanget, den er mit Gott und gutem Gewissen unterlassen kann, der ist des christlichen Namens nicht wert.

2. Fanget Jemand einen Streit an, so poche nicht alsobald mit demselben. Im gemeinen Leben ists ein gemein Werk, daß Jemandem ein ungerades Wort entfähret, oder ein Zänker läßt solches Ding von sich hören, das Andere leichtlich zum Zorn beweget: hat nun ein solcher einen hitzigen Kopf vor sich, der bald zum Zorn entbrennet, so deutet ers zum Aergesten, beantwortets mit scharfen, stachligten Worten, und ist geschwind ein Hader angerichtet, den man hernach nicht wohl stillen kann. Hörets aber ein Friedfertiger, der schweiget stille dazu, oder gibt ein Lachen dran, er macht einen Scherz daraus, deutets zum Besten, oder beantwortets mit freundlichen, sanftmütigen Reden, so ist aller Zank damit verhütet. Darum Salomon Sprichw. 15 V. 1 wohl gesprochen: Eine linde Antwort stillet den Zorn, aber ein hartes Wort richtet Grimm an. Und Sirach Kap. 28 V. 13 . 14: Jäh sein zum Hader zündet Feuer an, und jäh sein zu zanken vergießt Blut. Bläsest du in ein Fünklein, so wird ein groß Feuer daraus. Speiest du aber ins Fünklein, so verlöscht es, und Beides kann aus deinem Munde kommen.

Gleich also gehets mit dem Religionwesen. Da hat oft ein gelehrter und fürnehmer Mann ein Wort geredet, das er nicht böse gemeint. (Denn es entfähret oft einem ein Wort, und meinets doch nicht also. Und wer ist, dem nicht zuweilen ein Wort entfähret? Sir. 19 V. 16.) Wenn ihm dasselbe feindselig aufgemutzet, er öffentlich als ein Ketzer darüber ausgerufen wird usw., so entstehen Streit und Ketzereien, welche nimmermehr würden entstanden sein, wenn man das unfürsichtige Wort mit Stillschweigen hätte lassen fürüber gehen oder mit sanftmütigem Geist aufgenommen, und den, so mit einem Fehl ist übereilet worden, freundlich erinnert, daß er sich dessen forthin enthalten wollte, und es ihm nicht zu Gefahr seines Amtes, Ehre und Ansehen gestellet hätte. Es kommt auch wohl, daß ein streitiger Kopf Etwas anfanget, das nichts taugt. Dem ist Nichts lieber, als daß man mit ihm zanke; hier ist Fürsichtigkeit vonnöten. Fällest du auf ihn mit Ungestüm, so ist das Feuer angestecket; daß aber solches nicht geschehe, ist nötig dem Frieden nachzutrachten nach Salomons Lehr, Sprichw. 15 V. 18: Ein zornig Mann richtet Hader an, ein geduldiger aber stillet den Zank.

3. Gebrauche hier des Friedens Mittel: 1) Fasse keinen Zorn wider den, der unrecht lehret, sondern hab ein Mitleiden mit ihm, daß er entweder aus Unwissenheit oder aus des Teufels Verführung und Anstiftung im Glauben irre geworden ist; nicht anders, als du mit demjenigen ein Mitleiden trägest, welcher sich auf der Straße verirret hat oder durch Irrwische und Gespenste ist verführet worden. Und gedenke, dies sei ein menschlicher Fall, der einem Jeden begegnen kann. Halte dich nach Sankt Pauli Regel: Gal. 6 V. 1 . . . V. 2 . . . 2) Darum fahr nicht bald aus, und schelte nicht auf ihn, daß du ihn Ketzerei, schädlichen Irrtums, Verführung usw. bezichtigest, ihn verdammest, verfluchest, bei Anderen angebest, man solle sich für ihm hüten, ihn meiden als der kein Gewissen habe usw., welches alles hieße, in das Fünklein geblasen, dadurch manch großes Feuer entstanden ist: dieweil du so das Gemüte verbitterst, und des Irrenden Schande weiter ausbreitest, alsdann derjenige, der geirret hat und leichtlich wiederzubringen wäre, die Schande vor Vielen nicht haben will, und seinen Irrtum zu verteidigen Mittel suchet. 3) Tu ihm vielmehr also: Halt deines Nächsten Irrtum ingeheim, so viel möglich ist, handele alles aufs genaueste und engeste, als sein kann, und führe dem Irrenden zu Gemüte: 1) Du habest das Vertrauen zu ihm, wenn ihm ein Irrtum gezeiget wird, werde er davon abstehen, um sein selbst willen, auch wegen Anderer, die sonsten möchten geärgert werden, sonderlich aber auch wegen der christlichen Gemein, die unruhig gemacht würde. 2) Weil auch alle Menschen irren können, werde er ihm das nicht zuschreiben, als könne er nicht irren; darum er die Sache recht erwäge, sich nicht vor Gott und Menschen zu Schanden mache, sondern in der Stille und bei Zeiten abstehe, Gott bitte, daß er ihn recht führe, eigne Ehr und Ansehen usw. zurückstelle. 3) Alsdann so handele du die Sache nach Notdurft, ohne alle hitzige stachligte und nachdenkliche Worte, allein zu dem Zweck, daß du sein Gewissen überwindest und dahin zwingst, daß es den Irrtum erkenne und ohn Andrer Aergernis, so weit es zu

bringen, in der Stille beilege. So hast du viel mehr getan, als wenn du einen großen weitläufigen Streit gestillest hättest, als von dem noch immer etwas in der Menschen Herz stecken bleibet. . . . .

4. Ist aber ein Streit so weit ausgebrochen, daß er zum öffentlichen und langwierigen Krieg geraten, da wollen zwar angezogene Mittel allerdings nicht helfen. Wer aber mit Privatpersonen zu handeln kommt, der muß sich eben auch des Prozesses gebrauchen, als jetzt angezeiget: Wäre es, daß du durch öffentliche Schriften mit ganzen Völkern und Gemeinden zu tun hast, verrichte Alles dermaßen, daß bei Freunden und Feinden kund sei, du suchest mehr Frieden, denn Streit, hassest des Irrenden böse Sachen und liebest die Personen, welche du aus Irrtum zu retten dir angelegen sein lassest.

Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert

Blicke in ihr inneres Leben

So lautet der Titel des zweiten Bandes des Werkes von Professor Ecke in Bonn, das er „der theologischen Schule Albrecht Ritschls" gewidmet hat. (Berlin, Reuther und Reichard 1904. 434 S. 8, gebunden 9 Mk.) Dem ersten Band, der 1897 erschien, hat Adolf Harnack in der Christlichen Welt eine ausführliche Besprechung gewidmet (1897, Nr. 37 und 38). Was diesen ersten Band damals so bemerkenswert machte, war die erfreuliche Tatsache, daß endlich einmal ein der sogenannten „positiven" Richtung zugehöriger Theologe eine von Parteileidenschaft freie Beurteilung der auch ihm ohne Zweifel außerordentlich wichtigen Ritschlschen Theologie wagte, die nicht in eitel Verurteilung und Verdammung ausklang. Welche Wirkung das Buch auf der Seite der Gegner dieser Theologie, die oftmals auch nur ohne persönliche Kenntnis über sie aburteilten, gehabt hat, ist schwer festzustellen. Jedenfalls ereifern sich heute nicht mehr die Geister um Ritschl; er ist in unsrer raschlebigen Zeit bereits halb vergessen, wenigstens in den Hintergrund gerückt. Und so scheint ein Buch, das sich noch mit ihm eingehend beschäftigt, an aktueller Bedeutung verloren zu haben. Dennoch wird man nicht behaupten können, daß die im vorliegenden Bande behandelte Grundfrage heute nicht mehr als einer der ersten Punkte auf der Tagesordnung stünde. Wer wollte behaupten, daß die Frage nach dem gegenwärtigen Stand unsres kirchlich-religiösen Lebens und dessen geschichtlichen Ursachen nicht brennend ist? Ich im Besondren bin der Meinung, daß ganz anders als bisher namentlich die sogenannte „praktische Theologie" in unsrem wissenschaftlichen Betriebe gerade diese Frage in den Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Untersuchung und Darstellung rücken muß. Eine auf geschichtlicher Grundlage ruhende evangelische Kirchenkunde würde nicht allein den werdenden und den gewordenen Pfarrern einen außerordentlich großen praktischen Dienst leisten, sondern auch unsre Laien würden von solch einer Darstellung viel sichres Urteil und klare Anschauung gewinnen können. Der vorliegende Band des Eckeschen Werkes ist in der Tat in gewisser Weise eine solche Kirchenkunde. Sie ist aber freilich nicht frei um ihrer selbst willen entstanden, sondern als ein Stück Polemik gegen Ritschl und dessen Schüler. So entbehrt sie nicht der Tendenz.

Ritschl hatte, bald in seinen wissenschaftlichen Werken bald in seinen Briefen, die Behauptung vertreten, daß die nicht wegzuleugnende Unkirchlichkeit der weitesten Kreise unsres Volkes die Folge der in der Kirche zur Herrschaft gekommenen pietistisch bestimmten Orthodoxie sei. Dem Pietismus im Besonderen machte er den Vorwurf, daß er den für das Christentum fundamentalen Wert der bürgerlichen Arbeit aus den Augen gesetzt habe. Die pietistisch gerichtete Predigt habe damit namentlich den arbeitenden Ständen den religiösen Trost entzogen, auf den gerade sie Anspruch hätten. Fände der Arbeiter bei der Kirche keinen Sinn für seine Arbeit, so verliere er wiederum den Sinn für die Kirche. Diesen seinen Gedanken stimmte übrigens, nebenbei bemerkt, zu seiner Freude auch Abt Uhlhorn zu, der ihm am 14. März 1885 schrieb, daß nach seiner Meinung nicht die katholische Kirche die sittliche Kraft darbiete, um die sozialen Aufgaben zu bewältigen, sondern lediglich die lutherische Kirche, und zwar wenn diese den Pietismus gründlich und in richtiger Weise überwinde.*) Das könne sie aber nur, wenn sie ihn verstehe, und wenn sie seinen Ursprung und seine Einwirkung auf ihr Leben durchschaue.**) Allein Ritschl schob der ästhetisierenden, weltflüchtigen, für das bürgerliche Leben verständnislosen Art des Pietismus überhaupt die Entfremdung der verschiedensten Volkskreise von der Kirche zu. Darin wurde der Pietismus aber durch den falschen in der Orthodoxie gehandhabten Glaubensbegriff unterstützt. Diesen Urteilen Ritschls sind nicht wenige seiner Schüler öffentlich beigetreten, bald die eine, bald die andre Seite mehr betonend.

Gegen diese These Ritschls nimmt nun Ecke energisch Stellung, und zwar versucht er zunächst die Ursachen der modernen Entkirchlichung aufzuweisen. Sodann will er aus Gegenwart und Vergangenheit den Beweis erbringen, daß eine Christianisierung der Massen überhaupt eine Unmöglichkeit sei, um endlich zu zeigen, daß der von Ritschl so scharf verurteilte Pietismus „herrliche Erweisungen evangelischen Glaubens- und Liebeslebens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" hervorgebracht habe. Damit soll Ritschls Beurteilung einfach durch die Tatsachen widerlegt sein.

Was die erste wichtige Frage anlangt, die Frage nach den Ursachen der modernen Entkirchlichung, so wiederholt Ecke die von der Orthodoxie immer und mit Leidenschaft vertretene Auffassung, daß daran einzig und allein der Rationalismus schuld sei:

> Der Zerstörungsprozeß, durch welchen größere Volksmassen der Kirche entfremdet wurden, ist auf den verderblichen Einfluß der Aufklärung zurückzuführen. (S. 70)

Ecke spitzt aber diese These noch besonders auf die rationalistische Geistlichkeit zu:

> Die Organe, durch welche die innere Auflösung des kirchlichen Lebens bereitet wurde, haben wir vor allem in den Vertretern des geistlichen Standes zu suchen.

Schon die erste These läßt sich geschichtlich nicht halten. Die Zersetzung kirchlichen Lebens, kirchlicher Sitte beginnt bereits nach dem dreißigjährigen Krieg, und zwar sind es zunächst soziale Rücksichten, die die alte einheitliche kirchliche Sitte auflösen: der Adel und ihm folgend die höher „graduierten" Stände wollen sich bewußt von den bürgerlichen und bäuerlichen Ständen sondern. So bildet sich die „cavalierische" Sitte aus, und zu ihr gehört auch, daß man sich nicht mehr in der Kirche aufbieten und trauen läßt, daß man die Kinder nicht mehr zur Taufe in die Kirche bringt, daß man die Toten nicht mehr in der üblichen Weise beerdigen läßt. Man setzt es allen kirchlichen Ordnungen zum Trotz durch, diese Feiern im Hause halten zu lassen; das Abendmahl läßt man sich wohl auch vor der allgemeinen Feier in der Sakristei reichen.

Das ist der erste Schritt in dem „Zerstörungsprozeß". Und der erste Schritt ist hier der wichtigste, bedeutungs- und verhängnisvollste.

Keineswegs hat dem nun der Pietismus mit Absicht entgegengearbeitet. Im Gegenteil. Was dem noch orthodoxen Adel zunächst aus sozialem Hochmut nicht behagte, das lehnte der pietistische Adel ab unter Berufung auf das Unerbauliche öffentlicher Gemeindefeiern. Der „Zerstörungsprozeß" wird also vom Pietismus noch weiter getrieben, ja religiös sanktioniert. Dazu kam, daß der Pietismus mit seinem ausgesprochenen Subjektivismus dogmatisch gegen die alte Orthodoxie vielfach indifferent war, ja sich zu ihr kritisch stellte. Wir können die ganze Aufklärungsperiode geschichtlich überhaupt nicht ohne die Vorarbeit des Pietismus begreifen. Die Linien, die von diesem in jene hineinführen, sind nicht nur deutlich, sie sind auch eng und kräftig.

Die Aufklärung hat in den bürgerlichen Schichten nur vollendet, was der orthodoxe und pietistische Adel und die sich

*) Von mir gesperrt.
**) Ritschls Leben 2, 466.

ihm anschließenden höheren Beamtenkreise bereits begonnen hatten*). Wer sich also so unbedingt für die pietistische Art christlicher Frömmigkeit erwärmt wie Ecke, der sollte damit vorsichtig sein, dem Pietismus nur eine kirchlich aufbauende, der Aufklärung nur eine zerstörende Tendenz zuzuschreiben.

Mit der ersten These Eckes ist es also in dieser Allgemeinheit nichts. Daß die Aufklärung das kirchliche Leben schwer geschädigt hat, bleibt natürlich bestehen. Das hat meines Wissens auch Ritschl niemals geleugnet. Aber sie allein zu beschuldigen, geht nicht an.

Noch ungünstiger steht es aber mit der zweiten These Eckes, wonach vor allem die rationalistischen Pfarrer die innere Auflösung der Kirche verschuldet hätten. Er bringt fast für jede Landeskirche ein Zeugnis für die Verwerflichkeit und Untüchtigkeit der rationalistischen Pfarrer bei, und damit glaubt er den unwiderleglichen Erweis für seine These erbracht zu haben.

Nun halte ich dieses Beweisverfahren für falsch, für ungerecht und darum für hinfällig.

Erstens ist es ein für jeden Historiker von Gründlichkeit und Ernst sehr bedenkliches Verfahren, nur aus solchen Zeugnissen, zumal aus dem Munde kirchlicher Gegner, allgemeingültige Urteile abzuleiten. Nichts ist in der Beurteilung leichter als falsche Verallgemeinerung. Zunächst verallgemeinert sehr leicht ein zeitgenössischer oder der Zeit nahe stehender Beobachter, zumal wenn er sich in starkem Widerspruch mit den von ihm zu beurteilenden Strömungen fühlt. Sodann verallgemeinert wiederum leicht der Benutzer solcher Urteile.

So hat z. B. Robert Calinich in seinen kulturgeschichtlichen Skizzen aus dem 16. Jahrhundert (1876) auf Grund der Visitationsakten ein Bild des Pfarrstandes der ersten reformatorischen Generation gegeben, das grau in grau gezeichnet ist: nichts Gutes bleibt an dem ganzen Stand. Alles war aktenmäßig belegt; an der Richtigkeit des Urteils ließ sich also nicht zweifeln. Mit vollem Rechte aber hat dem gegenüber G. Kawerau in den Deutsch-Evangelischen Blättern 1901 (S. 513 ff.) darauf aufmerksam gemacht, wie einseitig eine solche Verallgemeinerung ist. Er stellt diesen Zeugnissen andre entgegen und kommt so zu einem viel freundlicheren und der Wirklichkeit jedenfalls viel entsprechenderen Bild. Er macht darauf aufmerksam, daß man vor allem auch die Schriften befragen müsse, die das Ideal des Pfarrers schildern.

Damit hat er ganz recht. Denn erst dann ist ein Stand — von einem Volke gilt dasselbe — wirklich korrumpiert, wenn sich in seiner Mitte kein Widerspruch gegen vorhandene Schäden erhebt, wenn sich gegen sie nicht kräftig und energisch ein höheres Ideal zu Worte meldet.

Wer aber die einschlägige Litteratur der Aufklärungszeit einigermaßen kennt — und ich glaube, sie ein wenig zu kennen —, der sieht, wie laut die Gegenstimmen gegen die Schäden des Standes sich erhoben haben, wie lebendig man auf eine tiefere Auffassung des Amtes, eine bessere Vorbildung der Pfarrer, auf ernsteren Lebenswandel drang. Davon darf man aber, will man gerecht urteilen, nicht einfach schweigen.

Ecke kennt die Rationalisten, wenn ich nicht irre, lediglich aus den Urteilen andrer, und zwar meist dem Rationalismus entschieden ablehnend gegenüber stehender Männer wie Schleiermacher, Gebhardt, Adolf Zahn, Friedrich W. Krummacher, Büchsel, Wangemann, Siegfried August Köhler, Stier u. A. Selbst amerikanische Sektierer werden als glaubwürdige Zeugen vorgeführt. Nicht als ob ich im geringsten glaubte, daß diese Leute mala fide geurteilt hätten. Aber ebenso wenig glaube ich, daß sie schon das rechte Auge für diese ganze Strömung besaßen. Man muß sich geschichtlichen Ereignissen erst in einiger Entfernung gegenüber befinden, ehe man sie sine ira et studio zu beurteilen vermag. Also diese Männer in Ehren, aber ihre Beurteilung des Rationalismus ist eher für ihre eigene Beurteilung als für diesen von Bedeutung. Es hat tatsächlich unter den Rationalisten nicht wenig vortreffliche Männer gegeben.

Ecke leugnet das auch nicht. Er sagt, nachdem er dem Leser die Fülle vernichtender Urteile vorgesetzt hat, es solle die unleugbare Tatsache nicht in Abrede gestellt werden, daß es auch ernstere Männer dieser Richtung gegeben habe, die nach dem Maße ihrer geistlichen Erkenntnis ihr Amt treu verwaltet und einen würdigen Wandel geführt haben:

> Wir sind davon überzeugt, daß das Wirken solcher Persönlichkeiten, deren dunkles Leben oft reicher war, als der dürftige Wortschatz der religiösen Ausdrucksweise vermuten läßt, nicht ohne Segen für ihre Gemeinden gewesen ist. (S. 95)

Aber er schließt doch daran sofort wieder ein absprechendes Urteil, so daß der betreffende Abschnitt in denselben Tönen ausklingt, die uns von Anfang an in die Ohren klangen.

Wenn aber Ecke jene Ueberzeugung hatte, warum hat er um der Gerechtigkeit willen sich nicht gemüht, diesen Spuren ein wenig mehr nachzugehen? Vielleicht wäre ihm dabei der Mut gesunken, doch schließlich in Bausch und Bogen die rationalistischen Pfarrer der größten Untüchtigkeit und der schwersten Schädigungen zu zeihen. Aber er steht ganz im Banne seiner Betrachtungsweise, und so hat er sich von dem Urteil seiner Gewährsmänner nicht zu emanzipieren vermocht.

Tatsächlich hat es, wie gesagt, viele treffliche Leute unter den rationalistischen Pfarrern gegeben, die unter den mißlichsten Verhältnissen in rührender Bescheidenheit und Treue ihren Gemeinden gedient und sie bei der Kirche gehalten haben. Soll es denn für Nichts gelten, daß aus dem Unterricht und der Predigt rationalistischer Pfarrer die Männer gekommen sind, die die Befreiungskriege geschlagen haben? Soll man nicht ein wenig dem hergebrachten Urteil gegenüber stutzig werden, wenn man die Briefe einer Königin Luise liest, ja wenn man diese helle Gestalt in ihrem unüberwindlichen Gottvertrauen sieht — eine Jüngerin des Rationalismus? Soll es für Nichts gelten, daß ein Mann wie Fliedner aus einem Rationalistenpfarrhaus stammte? daß Ludwig Harms der Sohn eines „Pastors altrationalistischen Schlages" war, „aber mit dem sittlichen Ernste und der Energie, welche dieser Richtung in vielen ihrer Vertreter eignet" — wie Uhlhorn, dem Ecke wohl einiges Urteil zutrauen wird, in der Protestantischen Realencyklopädie (Artikel Ludwig Harms, Bd. 7, S. 439) schreibt. „Sein Vater", bezeugt Uhlhorn weiter (S. 441), „hatte ihm vorgearbeitet; die früher verwilderte Gemeinde war durch ihn wieder an kirchliche Zucht und Ordnung gewöhnt; vor allem die Liebe, mit der die Gemeinde an dem Vater hing, übertrug sich auf den Sohn und bereitete der unermüdlichen Arbeit desselben den Weg." Ehlers hat unlängst das Lebensbild seines Vaters gezeichnet, eines strengen Lutheraners: auch er ist der Sohn „eines sittenstrengen rationalistischen Pfarrhauses".

So könnte man fortfahren. Ich glaube nicht, daß ich in meinem „Evangelischen Geistlichen" — der Leser verzeihe, daß ich schon wieder auf eine meiner Veröffentlichungen hinweise — die Schäden des rationalistischen Pfarrstandes verschleiert habe, aber ein anderes Bild als das von Ecke gezeichnete hat sich mir doch ergeben. Wer aber die Geschichte des Pfarrstandes überhaupt kennt, der weiß auch, daß die Schäden der Aufklärungszeit in dieser nicht plötzlich auftreten, daß sie ein schlimmes Erbteil der Vergangenheit waren, daß sie durch die Ungunst der Zeitverhältnisse noch wesentlich verschlimmert worden sind. Ich mache mich anheischig, etwa aus dem 17. Jahrhundert ein gleich trübes Bild des Pfarrstandes zu zeichnen, und zwar nur in quellenmäßigen Zitaten, wie Ecke vom rationalistischen Pfarrstand.

Wenn aber Ecke davon überzeugt ist, daß die rationalistischen Pfarrer nur kirchenzerstörend gewirkt, die Kirchen nur leer gepredigt und die Gemeinden nur dem Gotteshaus entfremdet haben, so ist das auch wieder eine zu rasche Verallgemeinerung. Wir wissen, daß viele Prediger in Stadt und Land volle Kirchen hatten, daß vielfach vor allem die Landpfarrer in einem höchst erfreulichen Verhältnis zu ihren Ge-

*) Ich habe über diese Fragen zum Teil schon früher gehandelt in einem Artikel: „Der Rückgang der Kommunikanten in Sachsen. Eine geschichtliche Studie über kirchliche Sitte" in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1900, S. 148 ff. Ecke kennt diese Studie, aber er entnimmt ihr nicht, was daraus zu entnehmen war. Ausführlicher habe ich diesen Entwicklungsgang in einem Vortrag dargestellt: „Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben", der in derselben Zeitschrift erschienen ist (1906, S. 39 ff.).

meinden standen, daß das Andenken an so manchen alten Rationalisten in den Gemeinden in hoher Achtung und in Segen weiter lebte. Das sind Töne, die doch auch in das Bild eingezeichnet sein wollen, soll die geschichtliche Wahrheit nicht zu kurz kommen.

So muß ich also Eckes Schilderung des rationalistischen Pfarrstandes als völlig einseitig ablehnen. Ich tue das keiner theologischen Richtung zu lieb oder zu leid, sondern einfach als Historiker. Ecke dient zur Entschuldigung, daß unsere Kenntnis der Aufklärungszeit noch beklagenswert gering ist. Es wird hohe Zeit, daß wir uns ihr endlich mit größerem Eifer, freilich auch mit der Ruhe und dem vollen Gerechtigkeitsgefühl gewissenhafter historischer Forschung zuwenden.

Aus dem Gesagten folgt aber weiter, daß auch die Behauptung nicht richtig sein kann, die moderne Unkirchlichkeit erkläre sich im Wesentlichen aus dem schlechten Zustand des Pfarrstandes der Aufklärungszeit. Daß schlechte Pastoren dem kirchlichen Leben unendlich tiefen Schaden zufügen, ist außer Zweifel. Ohne einen guten, wirklich gebildeten und frommen Pfarrstand kann die Kirche nicht gedeihen. Aber verfolgt man diese Linie überhaupt weiter, so wird man auch zu der These gedrängt, daß schlechte pietistisch-orthodoxe Pastore des neunzehnten Jahrhunderts ihr gut Teil Schuld an der Entkirchlichung tragen. Oder sollte Jemand die Behauptung wagen wollen, daß es unter den Geistlichen dieser Richtung keine Unwürdigen gegeben habe und noch gebe? So weit der Pfarrstand an den kirchlichen Uebelständen Schuld ist, teilen sich die orthodoxen und die rationalistischen Pfarrer redlich in diese Schuld.

Um Ritschls Anklage gegen den modernen Pietismus, daß er die Entkirchlichung verschuldet habe, zurückzuweisen, zeigt Ecke weiter, daß da, wo sich die alte kirchliche Sitte, wo sich Reste des altprotestantischen Staatskirchentums erhalten haben, sich nur eine tote, unpersönliche, gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit finde, die meist keine sittigende Kraft habe. Dagegen sucht er weiter zu zeigen, daß überall da, wo die neuorthodoxe, pietistische Predigt erscholl, „herrliche Erweisungen evangelischen Glaubens- und Liebeslebens“ zu Tage traten. Also, so meint Ecke, das Gegenteil von dem ist richtig, was Ritschl annimmt: wo noch oder wieder Kirchlichkeit und persönliche Betätigung des christlichen Glaubens vorhanden ist, da ist das die Folge des von Ritschl zu Unrecht mit dem Anathema belegten Pietismus.

Zunächst muß ich hier Ecke meine Dankbarkeit dafür bezeugen, daß er in dem Abschnitt, in welchem er die Massenkirchlichkeit schildert, einen weitverstreuten Stoff zusammen getragen hat, der dem, der Kirchenkunde treibt, von großem Werte ist. Es gehörte ein anerkennenswerter Sammlerfleiß dazu, um dieses Gesamtbild entwerfen zu können. Auch scheint mir das diejenige Partie des Buches zu sein, die mit relativer Objektivität geschrieben ist.

Dagegen drängt sich im letzten Teil wieder offensichtlich die Tendenz hervor. War beim Rationalismus Alles schwarz, so ist beim Pietismus Alles strahlendes Licht, Alles ist „lieblich“, „gesund“, Gottes wunderbares Wirken, ein lautrer Strom von Segen. Nun bin ich der Letzte, der nicht rund anerkennt, daß die sogenannte „Erweckung“ ihren großen Segen gehabt hat und noch hat. Aber das ist eben doch nur die eine Seite der Sache. Einen Teil — und es ist im Blick auf das Ganze unsres Volkes ein recht kleiner Teil, denn einen Massenabfall gibt Ecke doch selbst zu — einen kleinen Teil der Gebildeten, einen etwas größeren Teil der Ungebildeten hat diese „Erweckung“ religiös lebendig gemacht, gewiß! Aber wer zählt die Tausende und Abertausende, die von dieser Art Predigt innerlich abgestoßen und der Religion überhaupt entfremdet worden sind?

Ein gerechter Beurteiler sammelt auch hier nicht nur die Zeugnisse einer Art — hier die günstigen —, sondern er muß ein Ohr, ein scharfes Ohr haben für die lauten und bitteren Klagen, die Ernstgesinnte, nach religiöser Vertiefung sich Sehnende wider diese oft dogmatisch harte, oft sentimental weichliche, oft asketisch weltfremde Auffassung des Christentums erhoben haben und immer wieder erheben. Es ist ungerecht, hinter diesen Klagen nur Herzenshärtigkeit, verstockten Unglauben, materialistische Weltanschauung und dergleichen suchen zu wollen. So zu urteilen, wäre nicht christliche Liebe.

Wer aber an seinem eigenen Fleisch und Blut es erfahren hat, in welche Nöte und Zweifel einen diese pietistisch-orthodoxe Unterweisung hineinstoßen kann und wie völlig ratlos sie einen in solcher Not gelassen hat, den überzeugen die dicksten Bände von erbaulichen Bezeugungen des reichen Segens dieser Bewegung nicht davon, daß Alles eitel Segen war und daß diese nicht auch ihre schweren Schatten gehabt hat und noch immer hat. Wir sind eben nicht alle innerlich in gleicher Weise organisiert. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß wir nicht Alle in einer Schablone fromm sein können. Es hieße das ganze persönliche Moment evangelischen Glaubens zerbrechen und damit aus der Bahn wirklich evangelischer Betrachtung ausbiegen, wenn man diese orthodox-pietistische Frömmigkeit als **die** christliche schlechthin proklamierte. Ich gewähre mit Freuden jedem, der in dieser Frömmigkeitsform sein Christentum bewähren will und kann, neben mir Raum. Aber ich beanspruche auch für meine Art, fromm zu sein, Licht und Raum. Wer will sich zum Richter über mein Gewissen setzen?

Es ist höchst erfreulich, daß Ecke für diesen fundamentalen und für unsre kirchliche Weiterentwicklung, soll sie nicht in völliger Erstarrung, Verketzerungssucht und Vergewaltigung der Gewissen endigen, so wichtigen Gedanken ein Verständnis hat. Am Schlusse seines Buches läßt er auch eine anders als orthodox pietistisch geartete Frömmigkeit gelten. Ich hebe die Worte heraus:

> Unter den von uns angeführten Persönlichkeiten befinden sich nun aber auch solche, welche — wie Karl Ritter, von Bethmann-Hollweg, Freiherr von Bunsen, Fürst Bismarck, Graf Roon — trotz ihrer **Fühlung mit der Erweckungszeit** sich hinsichtlich der Eigenart ihrer **Frömmigkeit von dem modernen Pietismus, auch in seinen durchaus gesunden Formen, klar abheben**, dafür aber sehr deutlich an herrliche, dem deutschen Volke unvergeßliche Gestalten aus dem Zeitalter der Freiheitskriege erinnern, an einen **Freiherrn von Stein**, an **Ernst Moritz Arndt**, an **Friedrich Perthes**, an **Johannes Falk**. Auch Theologen wie **Menken**, der große Erweckungsprediger Bremens, **Karl Immanuel Nitzsch**, der „rheinische Kirchenvater“, ferner Professor **Beck** in Tübingen, Bischof **Ritschl** und **Graf Sedlnitzki** weisen durch eine Reihe eigenartiger Züge in ihrer religiösen Individualität auf jene Erscheinungsform **lebendiger und doch vom Pietismus deutlich abgegrenzter Frömmigkeit** hin. (S. 414 f.)

So erkennt Ecke an, daß es noch andre berechtigte Frömmigkeitstypen gibt als den, dem er sein Loblied singt. Ja, ich bin der Meinung, daß wir vielleicht von den schmerzlichen Erfahrungen der Gegenwart verschont geblieben wären, wenn neben dem orthodoxen Pietismus, der sich die Alleinherrschaft in der Kirche zu erringen gewußt hat, zum Teil emporgetragen von der politischen Reaktion, jene unpietistische, an Luthers Frömmigkeit sich anschließende, auf Freiheit des Gedankens gerichtete Frömmigkeit eines Stein, eines Arndt usw. einen breiten Einfluß sich hätte erringen können. Hier trat eine männliche, freiheitlich gerichtete, praktische Frömmigkeit zu Tage, an der sich unsre gebildete Männerwelt, und dazu rechne ich auch unsre Arbeiter, wohl hätte innerlich erwärmen können. Sie ist nicht emporgekommen, sie hat nur im Verborgenen weitergelebt, erst Albrecht Ritschl hat ihr theologisch den Unterbau gegeben und das Lebensrecht zu erstreiten versucht. Aber die gegnerische Richtung macht die größten Anstrengungen, ihre Position zu behaupten, und auch das vorliegende Buch wird dazu das Seine mithelfen. Ich kann nicht glauben, daß das zum Segen ist.

So mag Ritschls These gewiß der Einschränkung bedürfen, ein gut Stück Wahrheit bleibt aber doch an seiner Behauptung, daß der orthodoxe Pietismus an der modernen Entkirchlichung die Schuld trage. Hätte Ecke es über sich vermocht, vorurteilsfrei diese These zu prüfen, sie einzuschränken, wie und wo es nötig ist, das Richtige darin aber offen einzugestehen, er hätte mit seinem Buch unsrer Kirche einen ungeheuer großen Dienst leisten können. Schade, daß er es **nicht** getan hat!

Drews

Diakonieverein und Diakonissenhäuser

Vor nun bald zwölf Jahren ist der Evangelische Diakonieverein begründet worden. Er sollte zur Ergänzung der Diakonissenhäuser dienen, denen es erfahrungsgemäß nicht mehr gelang, Frauen, namentlich der gebildeten Stände, für die Arbeit der Diakonie im notwendigen Umfang zu gewinnen. Die Begründung des Vereins fällt unter diesen Gesichtspunkt, sie ist das positive Gegenstück zu den kritischen Erörterungen des Diakonissenwesens jener Tage, auch den Ausführungen, die damals die Christliche Welt nach den Erlebnissen einer früheren Schwester im Elisabeth-Krankenhause zu Berlin gebracht hatte.

Der Evangelische Diakonieverein hat es aber immer aufs sorgfältigste vermieden, die Mutterhäuser in ihrer Eigenart anzugreifen, und hat sich durchaus darauf beschränkt, die Verschiedenheit der Grundsätze darzulegen; die Ausführung sollte zeigen, welche von beiden Organisationen die geeignetere sei. Der Begründer des Evangelischen Diakonievereins wenigstens war und ist bis heute der Meinung, daß beide Organisationen in ihrer Eigenart ihre Bedeutung haben und für die Dauer behalten werden. So habe ich mich den früher an mich herangetretenen Aufforderungen, über „Diakonissenhäuser und Diakonieverein" zu reden und zu schreiben, durchgängig entzogen; der Vergleich sollte durch die Tat geliefert werden. Nun aber, nachdem der Verein schon nahezu zwölf Jahre besteht und eine gegenseitige Einwirkung beider Organisationen nicht mehr zu verkennen ist, darf ich wohl in Kürze auf das Verhältnis der beiden Einrichtungen zu einander eingehen.

Auf dem vorletzten Kongreß für Innere Mission, der vor einigen Jahren in Eisenach stattfand, hat man die Erwartung ausgesprochen, daß der Evangelische Diakonieverein sich immer mehr den Mutterhäusern entsprechend umgestalten werde. Ich trat dem entgegen und sagte das damals belächelte Wort, eher sei das Umgekehrte der Fall. Heute ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, das das Letztere wirklich richtig ist.

Der organisatorische Unterschied von Diakonieverein und Diakonissenhaus ist, wie ich oft hervorgehoben habe, lediglich der: das Diakonissenhaus ist eine militärische Organisation, die das Recht hat, genau wie die Militärverwaltung ihre Offiziere, so ihre Schwestern wider ihren (und ihres Arbeitgebers) Willen zurückzuberufen. Der Arbeitgeber hat hier nicht einmal wirklich die Stellung eines solchen, denn er ist, rechtlich angesehen, dem Diakonissenhaus gegenüber nur der Unternehmer. Anders beim Evangelischen Diakonieverein. Dieser bildet eine Schwesternschaft, d. h. eine Berufsgenossenschaft, die zu gleicher Zeit Genossenschaft und Erziehungsgemeinschaft ist, aber in das Arbeitsverhältnis der Genossen nicht eingreift; dagegen ist derjenige, dem die Schwestern dienen, hier Arbeitgeber mit allen Rechten und Pflichten eines solchen und kann den Schwestern kündigen oder sie behalten, ohne daß der Verein irgendwie einzugreifen vermag; und ebenso kann die Schwester nicht wider ihren Willen versetzt werden. Alles Uebrige, was sonst noch die Praxis des Diakonissenhauses und Evangelischen Diakonievereins unterscheidet, ist nicht von entscheidender Bedeutung, so wichtig es im einzelnen Falle sein mag. Ich selbst hätte, wenn es sich um eine Weiterbildung des Diakonissenhauses nach dem Vorbilde des Evangelischen Diakonievereins handelte, niemals gewagt, den Schritt zu tun, den jetzt ein Diakonissenhaus wirklich getan hat: den Schwestern das Recht einer bürgerlichen Beamtenstellung nach dem Vorbilde des Diakonievereins zu gewähren.

Es verlautete schon seit längerer Zeit, daß einzelne Einrichtungen, wie sie zuerst im Evangelischen Diakonieverein ausgeführt waren, von einzelnen Diakonissenhäusern übernommen worden seien. Ein wirklich bedeutungsvoller Schritt jedoch nach dieser Richtung hin ist das, was jetzt das Evangelische Diakonissenhaus in Bremen (Vorsteher Pastor Valke, mit Funcke zusammen der Herausgeber der „Glocke") getan hat. In einem Drucksatz vom Dezember 1905 werden einzelne (zehn) Punkte hervorgehoben, in denen das Ergebnis eingehender Erwägungen über zeitgemäße Erleichterungen der Diakoniearbeit und Veränderungen in der Stellung der Diakonissinnen zusammengefaßt ist.

Beachtenswert ist schon, daß diese Erwägungen nach Beratung im Kreise der älteren Schwestern angestellt worden sind, daß also der Vorstand des Diakonissenhauses nicht nur nicht über den Kopf der Schwestern selbst hinaus geurteilt und beschlossen, sondern in die Erwägungen erst nach Anhören der Schwestern eingetreten ist. Vielleicht wäre schon das vor zehn Jahren nicht möglich gewesen.

Und nun die Beschlüsse selbst! Den bezeichnendsten habe ich schon erwähnt; ich sehe in ihm geradezu das Aufgeben der Prinzipien des Mutterhauses. Denn das Mutterhaus nach seiner Entstehung und bisherigen Praxis hat sich eben bisher das Recht nicht nehmen lassen, über die Versetzungen seiner Schwestern ganz selbständig zu entscheiden. Jetzt aber heißt es:

> Jede eingesegnete Schwester darf sich versichert halten, daß sie nicht wider ihren Willen versetzt wird; es sei denn, daß nach dem Urteil des Vorstandes [gemeint ist der weitere Vorstand, das Diakonissenhauskomitee], der im Falle der Meinungsverschiedenheit zwischen der Leitung des Hauses und der betreffenden Schwester die Entscheidung trifft, das Interesse des Diakonissenhauses die Versetzung zur gebieterischen Pflicht macht. Von dieser Bestimmung sind ausgenommen Strafversetzungen bei Disziplinarvergehen und Versetzungen, welche durch Kündigung einer Station notwendig werden.

Das sind genau die Bestimmungen des Evangelischen Diakonievereins, nur mit dem Unterschied, daß im Bremer Diakonissenhaus erst die eingesegnete Schwester diese Rechtsstellung eines Beamten erhält, während im Diakonieverein dies schon mit den Vereinsschwestern geschieht; mit andern Worten: im Bremer Diakonissenhaus wird erst der Meister, im Diakonieverein bereits der Geselle als Beamter anerkannt.

Auch die übrigen Punkte verdienen Mitteilung und ernste Berücksichtigung. In allen befindet sich das Bremer Diakonissenhaus genau auf der Linie, in der sich von Anfang an der Evangelische Diakonieverein entwickelt hat.

Zunächst bezüglich der Aufnahme der Schwestern. Der Evangelische Diakonieverein hat von Anfang an Schwestern aus gebildeten Kreisen gesammelt, weil gerade diese für die Form des Mutterhauses am wenigsten zu gewinnen waren. Er hat damit Mädchen einfacher Stände nicht grundsätzlich ausschließen wollen, sondern hat nur denjenigen, die zusammen ausgebildet werden, die Gemeinschaft dadurch zu erleichtern geglaubt, daß er zu gemeinsamer Ausbildung nur Persönlichkeiten aus gleichen sozialen Schichten nahm. Um dann mit größerem Nachdruck auch in die Irrenpflege eintreten zu können, und zugleich, weil nach seinen Erfahrungen auch Mädchen einfacheren Standes sich meldeten, die für ein Diakonissenhaus nicht zu gewinnen waren, hat er auch Schwestern mit Volksschulbildung aufgenommen, diesen aber einen anderen Lehrgang gegeben, indem er verschiedene Anstalten für diese verschiedenen sozialen Schichten aufgetan hat: die „Diakonieseminare" und die „Pflegerinnenschulen". Die ersteren haben zweijährigen, die letzteren vierjährigen Kursus. Auch das Bremer Diakonissenhaus macht nun einen Unterschied zwischen den Probeschwestern verschiedener Bildungsgrade; denn darauf läuft es offenbar hinaus, wenn es heißt:

> Eintretende Probeschwestern werden unter Umständen nach Entscheidung des Hausvorstandes [d. h. des Vorstehers und der Vorsteherin des Diakonissenhauses] zunächst noch nicht in der Krankenpflege beschäftigt, sondern empfangen einen halbjährigen Vorkursus in allgemeinem, beruflichem, religiösem und ärztlichem Unterricht, wobei sie auch hauswirtschaftlich angeleitet werden. Die Kursistinnen wohnen und schlafen zusammen im bisherigen Probesaal, der als solcher aufgehoben wird. Die Vorprobe wird in dieses Halbjahr einbezogen.
>
> Probeschwestern, welche nach Entscheidung des Hausvorstandes an dem Vorkursus nicht teilnehmen, treten gleich in die Krankenpflege ein und wohnen von vornherein zu wenigen auf Einzelzimmern.

Es wird beachtenswert sein, ob sich nicht auch im Diakonissenhaus diese Bestimmungen, wie sie für den Evangelischen Diakonieverein nützlich gewesen sind, als zweckmäßig erweisen und zunächst dem Bremer Diakonissenhaus wieder mehr Schwestern aus gebildeten Kreisen zuführen, als dies in den letzten Jahren in allen Diakonissenhäusern der Fall war.

Ist so die soziale Stellung der Schülerin und die Rechtsstellung der eingesegneten Schwester gegen früher merklich gehoben, so wird nun auch der Schwester bei ihrer Arbeit nach

den neuen Bestimmungen des Bremer Diakonissenhauses eine merkliche Erleichterung geschaffen. Vielleicht hat man in manchem Diakonissenhause die Bestimmungen schon jetzt innegehalten, die hier gegeben werden; der Unterschied ist nur der, daß, was dort freiwillig getan war, hier rechtlich festgesetzt wird. Es sind Erleichterungen in Bezug auf die Arbeit und in Bezug auf den Urlaub, die im allgemeinen von den Ordnungen des Diakonievereins übernommen zu sein scheinen, oder Gedanken die ich schon seit Jahren ausgesprochen oder den Diakonissenhäusern geraten habe:

Jeder Schwester wird, wenn irgend möglich, mindestens alle vierzehn Tage ein freier Nachmittag gewährt. Nachmittags hat außerdem jede Schwester eine Ruhepause von mindestens einer Stunde zur körperlichen Erholung.

Die sogenannte Nachtwache darf in der Regel nicht zugleich als Pflegekraft auf einer Station gerechnet und beschäftigt werden.

Die Reinigungsarbeiten sind von den für die Krankenpflege bestimmten Schwestern im wesentlichen nur in den Krankenräumen auszuführen. Die andern Reinigungsarbeiten sind den Dienstboten und Wärtern zu überlassen.

Den eingesegneten Schwestern wird, falls nicht besondere Notstände es unmöglich machen, jährlich ein in der Regel vierwöchentlicher Urlaub gewährt. Auch die anderen Schwestern genießen eine jährliche Erholungszeit, je nachdem es ihre Gesundheit erfordert und die Verhältnisse es erlauben.

Es ist den eingesegneten Schwestern, wenn irgend tunlich, auf Wunsch außer der jährlichen Erholung nach Verlauf einer Reihe von Arbeitsjahren auch ein längerer Urlaub zu gründlicher Ausspannung zu bewilligen.

Der letzte Punkt ist schon viel erörtert wordent, daß nämlich die jahrelang beschäftigten Schwestern, namentlich, wenn sie sehr jung eingetreten sind, erfahrungsgemäß oft den Wunsch haben, einmal ganz aus der Enge des Hauses heraus in die Welt einzutreten, und daß deshalb manche Schwester des Mutterhauses vorschnell ausgeschieden ist, weil man ihr einen längeren Urlaub nicht gab. Ich habe wiederholt mündlich und schriftlich den Mutterhäusern nahe gelegt, diesem berechtigten Wunsch Rechnung zu tragen, was sie tun könnten, ohne das Mutterhaus aufzugeben. Ich freue mich, daß dieser Anregung in den neuen Bremer Bestimmungen Folge gegeben wird.

Ebenso ist es der Fall mit einer andern Bitte, die ich den Brüdern aus dem Mutterhause wiederholt ausgesprochen habe. Es ist bekanntlich im Mutterhause die Ordnung, daß die Schwestern nicht Gehalt bekommen, sondern ein Taschengeld. Das Mutterhaus kann von diesem Grundsatze nicht wohl abgehen, ohne seinen Charakter aufzugeben, denn es will eine Art Familie sein; die Schwestern heißen Schwestern, weil sie in dieser Familie untereinander wie Schwestern sind und in ihrem Vorsteher gleichsam den Vater, in ihrer Vorsteherin gleichsam die Mutter anerkennen. Wie Haustöchter bekommen sie kein Gehalt, sondern ein Taschengeld; die Arbeit, die sie leisten, ist nicht eine Arbeit, die sie persönlich einem fremden Arbeitgeber tun, so daß sie von diesem dafür Lohn zu empfangen haben, sondern es ist eine Arbeit des Mutterhauses, gleichsam der Familie, deren Glieder sie sind, und den Lohn für ihre Arbeit bekommt deshalb folgerichtig das Mutterhaus; sie selbst erhalten vom Mutterhause Beköstigung und Taschengeld, Versorgung für das Alter, und was sie für das Leben brauchen. Das Alles ist klar und konsequent.

Aber dieses Verhältnis wird ein schiefes, wenn die Schwester aus dem Hause auszieht; in dem Falle darf sie Ansprüche erheben auf das durch ihre Arbeit mit errungene gemeinsame Vermögen. Eine erwachsene Tochter, die aus ihrer Familie ausscheidet, wird ausgesteuert; die ausscheidende Diakonissin hat dagegen auch beim Fortgang keinerlei Rechtsansprüche. Man pflegt ihr eine gewisse Summe, etwa 100 Mark, auszuhändigen, damit sie sich neue Kleidung anschaffen kann; aber eine Schwester, die etwa 10—15 Jahre im Diakonissenhause gearbeitet hat und dann, um sich nur Zivilkleider beschaffen zu können, mit einem Gnadengeschenk von 100 Mark entlassen wird, wird unnötigerweise verbittert. Und was das Schlimmste ist, dadurch daß die Schwestern nach ihrem Austritt garnichts haben, außer daß sie etwa die Kosten für die erste Einkleidung ersetzt erhalten, werden sie zwangsweise, also vielleicht wider ihren Willen, beim Mutterhause gehalten: damit aber ist das Grundprinzip des Mutterhauses, das der Freiwilligkeit, empfindlich geschädigt. Ich habe deshalb wiederholt anempfohlen, die Mutterhäuser sollten denjenigen Schwestern, die ausscheiden wollen, nachträglich für die von ihnen geleistete Arbeit eine Entlohnung geben. Soweit ich Frauenpsychologe bin, bin ich mir ganz klar darüber, daß zwar, wenn diese Einrichtung getroffen wird, eine bestimmte Anzahl von Schwestern mit Freuden ausscheiden wird, aber das sind dann solche, die man mit noch größerer Freude gehen läßt, weil sie ja doch nicht mit freudigem Geiste arbeiten. Manche Andere dagegen, die sich jetzt bedrückt fühlt und nur bleibt, weil sie durch materielle Verhältnisse zu bleiben gezwungen ist, wird jetzt freudig bleiben. Es wird ihr eine Genugtuung sein, daß sie bleibt, denn das Mutterhaus hat durch ihre freiwillige Arbeit Etwas, das ihr, wenn sie wollte, selber gehörte und das sie jeden Augenblick, wenn sie ausscheidet, vom Mutterhause ausbezahlt bekommen könnte. So würde aus mancher verdrossenen Arbeiterin nun vielmehr eine mit Ueberzeugung freie, und darum freudig arbeitende Schwester. Das Bremer Diakonissenhaus bringt auch diesen Gedanken — wenn auch noch in bescheidener Weise — zur Ausführung und kann dabei auf einen bereits bestehenden Brauch hinweisen, der durch die neue Einrichtung zum verbrieften Rechte werden wird:

Dem bestehenden Brauche gemäß wird als Norm für eine der ausscheidenden Schwester mitzugebenden Ausstattungssumme — vorausgesetzt, daß der Hausvorstand eine solche für angemessen erachtet — 50 Mark pro Jahr nach der Einsegnung festgesetzt. Beim Austritt vor der Einsegnung besteht kein Anspruch auf Entschädigung. Jedoch wird der Hausvorstand auch dann bei längerem treuen Dienste der ausscheidenden Schwester ihr eine angemessene Entschädigung nach Möglichkeit und Lage der Sache gewähren.

Endlich ist noch eine Bestimmung zu erwähnen, die, wenn ich recht berichtet bin, bereits in einem anderen Mutterhause ihren Vorgang gefunden hat. Die Schwestern im Mutterhause fürchten sich oft vor dem sogenannten „Feierabendhause“, in welchem die alten Schwestern den Feierabend ihres Lebens zubringen sollen. Deshalb hat der Evangelische Diakonieverein bisher noch niemals an ein eigenes Feierabendhaus gedacht, sondern vielmehr eine Altersrente durch Lebensversicherung eingeführt. Nun hat auch das Bremer Mutterhaus sich diese Möglichkeit eröffnet, indem es in sehr zweckmäßiger Weise als die Regel die Versorgung im Diakonissenhaus hinstellt, aber anstatt dessen, wenn das Haus besondere Gründe hat, oder, wenn die Schwester darauf besteht, eine Geldentschädigung in jährlicher Rente eintreten läßt, und zwar ist diese Versicherung (was ich ausdrücklich hervorheben will) eine sehr günstige, und im allgemeinen wesentlich günstiger, als der Diakonieverein sie seinen Schwestern bietet.

Ich darf es ja wohl aussprechen, daß es mir eine ganz besondere Freude ist, nun ein Diakonissenhaus in der Nachfolge der im Diakonieverein inzwischen bewährten Grundsätze zu finden. Ich will zum 1. April mein Amt als Direktor des Evangelischen Diakonievereins niederlegen, weil der Verein im wesentlichen fertig ist und meiner als angestellten Beamten nicht mehr bedarf. Welche Frucht der zwölfjährigen Arbeit könnte mir willkommener sein als die, daß ein Diakonissenhaus die Grundsätze des Evangelischen Diakonievereins, in denen dieser sich wesentlich von den Prinzipien der Mutterhäuser unterschieden hat, mehr oder weniger zu den seinigen macht.

Man darf wohl gespannt sein, welchen Erfolg diese Umbildung des Bremer Diakonissenhauses haben wird. Nach dem Trägheitsgesetze, das die Geschichte beherrscht, wird, auch wenn der Bremer Vorgang nach jeder Richtung hin sich bewähren wird, es noch einige Zeit dauern, bis andere Mutterhäuser diesem Vorgang folgen; aber wenn sich die neueren Einrichtungen tatsächlich auch in dem Diakonissenhause ebenso bewähren wie im Diakonieverein, werden sich auch die andern Mutterhäuser diesem Vorgang anschließen müssen. Es wäre dies eine Reform der Mutterhäuser, wie sie seit Jahren von verschiedenen, gerade den Mutterhäusern wohlwollenden Kreisen gefordert worden ist. Als ich mein Werk begann, wurde mir von autoritativer Seite gesagt, es würde, wenn es gelänge, eine völlige Umänderung der Krankenpflege zur Folge haben, aber auch einen

Kampf auf Leben und Tod mit den Mutterhäusern zur Folge haben. Wir sind nicht immer freundlich behandelt worden, weder ich noch der Evangelische Diakonieverein, aber der vorausgesagte Kampf hat doch völlig vermieden werden können, und wie die Bremer Diakonissenhausreform zeigt, hat auch seinerseits das Diakonissenhaus vom Evangelischen Diakonieverein zu lernen sich nicht gescheut.

Auch das Umgekehrte wird wieder eintreten, wie denn schon von Anfang an der Diakonieverein auf Grundlagen des Diakonissenhauses weiter gebaut hat —, einfach, weil es notwendig ist. Die Gefahr, die dem Evangelischen Diakonieverein droht, ist die, daß er zu groß wird. Wenn er jährlich etwa um 100 Schwestern zunimmt, und jetzt, mit den Diakonissenhäusern verglichen, an Zahl nur noch von Kaiserswerth und Bielefeld, jenen alten, berühmten Mutterhäusern, übertroffen wird, so ist dieser Zuwachs dasjenige, was ihm das ernsteste Problem stellt. Es wird die Frage sein, wenn er seinen Charakter der Schwesternschaft hochhalten und wenn er nicht zu einer Gewerkschaft ohne wirkliche Erziehung und Gemeinschaft heruntersinken will, wie er sich dezentralisiert, sei es durch Teilung des Vereins in mehrere, sei es durch Hebung der einzelnen Seminare. Das sind Aufgaben, die ich meinen Nachfolgern überlassen kann, aber die durch die Natur der Sache deutlich verlangt werden. Werden sie gelöst, so werden sie nicht ohne Vergleichung mit den Mutterhäusern gelöst werden. Und so wird dann, wie jetzt der Diakonieverein das Mutterhaus beeinflußt hat, wiederum das Mutterhaus seinen Einfluß auf den Evangelischen Diakonieverein ausüben. Aus dem vorausgesagten „Kampf auf Leben und Tod“ ist ein freudiger Wetteifer geworden, für beide Teile und für die Gesamtheit zum Segen. Und das ist für mich — ich darf es ja wohl aussprechen — persönlich der schönste Lohn für das Werk, das nicht ohne Entsagung begonnen ist und auch nicht ohne Entsagung durchgeführt werden konnte.

Zimmer

Grenzen der Kunst

Das Leben Jesu als Höhepunkt eines künstlerischen Werkes! Und die Kunst singt es Vielen wieder ins Herz, denen es menschlich ein verschlossenes, totes Gebiet war! Sollte man über diesen beiden universalgeschichtlichen Tatsachen nicht alles Markten um Einzelheiten an Frenssens „Hilligenlei“ lassen?

Eine Grenze hat die Sache doch, bei aller Anerkennung von Frenssens Kunst. Die Größe und Schönheit der biblischen Selbstdarstellung Jesu! Vielleicht ist es das Verheißungsvollste von Allem, daß man im Gegensatze zu Frenssen gerade in künstlerisch denkenden Kreisen anfängt diese biblische Schönheit als die größere zu empfinden. Auch uns scheint es keine Frage, daß gerade hier auf dem Höhepunkte seiner eigenen Konzeption die dichterische Gestaltungskraft dem Dichter versagt. Aber das Wichtigste scheint uns die Erkenntnis: es liegt weniger am Dichter, als daran, daß hier alle Kunst eine Grenze hat.

Schiller plante bekanntlich ein letztes philosophisches Gedicht, in dem das Ideal der Schönheit selber in die Erscheinung treten sollte. „Denken Sie sich aber den Genuß lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem allen mehr zu sehen.“ (An Humboldt 29. November 1795.) Es war eine dichterische Unmöglichkeit und ist deshalb nie geworden. Verlangt der Gedanke „Hilligenlei“ nicht etwas Aehnliches?

Aber müßte man dann nicht auch die Schönheit der biblischen Darstellung für unmöglich erklären?

Ich möchte hier für jetzt lieber nicht von absoluten, sondern von relativen Grenzen der Kunst reden. Es handelt sich um die Frage der künstlerischen Darstellung der größten Genien der Menschheit überhaupt. Wie sind sie dargestellt worden und wie können sie dargestellt werden?

Gobineau hat in seiner „Renaissance“ eine ganze Reihe der größten Menschen dichterisch meisterhaft vor uns lebendig gemacht. Aber das waren erste Größen der Malerei, der Skulptur, der Politik usw., nur nicht des Wortes. Savonarola kann man schon deshalb nicht dagegen anführen, weil er keine Gestalt ist, deren Worte in unserem Allgemeinbewußtsein lebten wie die Bilder Rafaels u. A. In Wort und Handlung gibt Gobineau ein Bild des Geistes, der sich selber in ganz andersartigen Werken seinen Ausdruck schuf. Wer aber vermöchte das Künstlertum Rafaels im Bilde wiederzugeben, die ganze Kraft Michelangelos in einer Statue, ohne daß es gegenüber ihren eignen Schöpfungen abfiele und also den Eindruck der Schwäche anstelle der Kraft hinterließe? Nur ein Ebenbürtiger vermöchte das allenfalls. Wohl aber kann ihre Größe in der Dichtung wiedergegeben werden. In ihrer eignen Kunst können nur die eignen Werke des Meisters ihn uns wiedergeben. So hat umgekehrt Leo Samberger uns den Genius Schiller gemalt, und die Darstellung Goethes wie Schillers in Bild und Skulptur ist den Künstlern immer eine lockende Aufgabe gewesen. Aber wer wagt es, sie uns redend, handelnd in einem Drama vorzuführen? Wer vermag sie in derselben Kraft reden zu lassen, in der sie selber redeten, ohne ihre eignen Worte zu gebrauchen? Die Faustgestalt in Musik zu setzen, das haben sich die größten Musiker nicht versagt noch zu versagen brauchen, aber wer von ihnen wollte Mozarts Seele in einer Ouvertüre oder einer Symphonie vor uns heraufzaubern, außer Mozart selber?

Immerhin ist es schon denkbar, wenn auch gefährlich, Goethe in persönlichem Gespräch und im Handeln unter Menschen dichterisch darzustellen. Denn wenn er auch als Persönlichkeit groß ist, so ist doch erst die Dichtung sein eigentliches Element. Wollte man ihn aber als Dichter vor uns auftreten lassen, so bliebe doch nichts Anderes übrig als etwa die Entstehung seiner eignen Gedichte uns lebenswahr anschaulich zu machen. Den würde man schön rupfen, der ein Wort daran ändern wollte. Das wäre nicht nur dichterisch ein Abfallen, sondern zugleich eine Ueberhebung und eine Versündigung am Geiste des Dichters. Nun aber liegt Jesu Meisterschaft — das wird doch keine Frage sein! — gerade in dem persönlichen Wort, in der Sprache von Mensch zu Mensch, im Erfassen der Lebens-Situationen, in ihrer Deutung und ihrer Erfüllung durch die lebendige Tat. Darin ist er der Künstler. Er kann also wohl malerisch und plastisch, aber nicht dichterisch wiedergegeben werden. Wenigstens nicht in einer Dichtung, die ihn vor uns lebendig reden und handeln ließe. Denn sie könnte nur seine eignen Worte wiederholen. Es ist noch jeder Versuch abgefallen und es muß jeder Versuch, ihn in andern als in seinen eignen Worten reden zu lassen, peinlich wirken. Ja, der Dichter sieht sich geradezu genötigt, die auf Schritt und Tritt daliegenden Schönheiten und wundervollen Situationen der Evangelien liegen zu lassen oder ihrer Schönheit zu entkleiden, um nur dichten zu können und nicht zum Abschreiber zu werden.

Dafür vergleiche man z. B. die Szene im Hause des Pharisäers Simon bei Frenssen und bei Lukas. Die öffentliche Dirne tritt herein, von unwiderstehlicher Sehnsucht hin zu dem Heiligen getrieben. Beim Anblick des Heiligen aber brechen ihr die Kniee. In diesem Augenblicke der Erschütterung des ganzen Lebens läßt Frenssen sie bemerken, daß der Gastgeber am Heiland die Höflichkeitspflicht versäumt hat, er läßt sie tatsächlich das Waschbecken nehmen und das Versäumte nachholen, indem sie tatsächlich dem Heiland die Füße wäscht. Ist das Erschütterung? Sind das brechende Kniee und Selbstvergessen? Das ganze Resultat wäre ja dann, daß Jesus dem Pharisäer sagen könnte: Sie ist höflicher als du! Eine moralisierende Vergleichung! Dagegen das Evangelium: ein Weib, das Alles um sich her vergessend, in einem Tränenstrom sich auflöst, der auf Jesu Füße herniederregnet, weil sie eben zu seinen Füßen zusammengebrochen ist. Unwillkürlich sucht sie mit ihrem aufgelösten Haar als dem Einzigen, was sie zur Hand hat, die Spuren ihrer Tränen von seinen Füßen wegzuwischen, aber es kommen immer neue. Und aus den Tränen werden Küsse, nun sie die lieben Füße in ihren Händen hält, bis sie endlich zu ihrem eigentlichen Vorhaben kommt und die mitgebrachte Salbe über sie ausgießt. Alles bis dahin ein unwillkürliches Geschehen, eine einzige große Erschütterung. Und nun der

Herr! „Ich bin kommen in dein Haus. Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen, diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzet und mit den Haaren ihres Haupts getrocknet." Er ist es, der die Wirklichkeit in dem wunderbaren Bilde des Waschens, der Wohltat, die man den brennenden Füßen des Gastes erweist, erfaßt. Und wie eben in diesem Bilde die großen Lebensgegensätze ans Licht gehoben werden, die Gegensätze des unwahren und des wahren Lebens! Die große Wirkung auf ihre Seele, die der Pharisäer bei sich so ganz vermissen läßt, das ist ihm die wahre Wohltat und Erquickung. Der Pharisäer — der auch die konventionelle Wohltat sich hier schenken zu können glaubt, die Dirne — die, ohne es zu wollen, durch ihr Zerfließen in Tränen ihm die wahre Wohltat erweist, — wie dies beides in einem knappen Wort in sonnenhelle Anschauung tritt, indem er die fließenden Tränen mit dem trocknenden Haar in eine Waschung verwandelt — das ist Poesie! Und zwar große Poesie, wie sie nur dem gegeben ist, der unwillkürlich in dem einzelnen Erlebnis die tiefsten Gestalten des Lebens schaut. Der Gegensatz wird fortgesetzt, indem der Herr den konventionellen Kuß der Begrüßung mit diesen vielen unwillkürlichen Küssen auf die Füße, die nur ein Ausdruck der Empfindung, keine Wohltat sein wollten, und die übliche Salbung des Hauptes mit dieser Fußsalbung vergleicht. Auch hier von tiefer Bedeutung gerade die Verbindung von den in der Wirklichkeit ganz verschiedenen und verschieden gemeinten Dingen und die Steigerung, die darin liegt, daß dies Weib solche Ehre schon den Füßen erweist, die der Gastgeber nicht einmal dem Haupte erweist. Aber die eigentliche dichterische Schönheit liegt doch gerade in dem ersten Punkte: d. h. in dem, den Frenssen beseitigt hat.

Ebenso, um von dem Schluß der Erzählung ganz zu schweigen und nur noch eine Kleinigkeit unter vielen Beispielen anzuführen, wenn Frenssen die „Steine" in „Mauern" verwandelt in dem Worte Jesu: Wenn diese schweigen werden, werden die Steine schreien! Nein, umgekehrt! Wenn da „Mauern" stände, müßte ein Dichter, der die volle Kraft des Ausdruckes sucht, sie in „Steine" verwandeln. Denn nicht auf die Gestalt und Form, sondern eben auf dies harte, tote, fühllose Material kommt es an. Die „Steine" — es gibt kein schöneres bezeichnenderes Wort für die Sache — würden ein Herz bekommen, lebendig werden, jubeln — nein „schreien" werden sie, wenn sonst kein Laut der Empfindung in diesem Augenblick auf der Welt sich Bahn bricht. Die ganze Größe des Augenblicks, das Gefühl der beklemmenden Spannung ewiger sich vollendender Taten und des dumpfen fühllosen Unverstands der Welt, die auch die letzten harmlosen Aeußerungen eines Gefühls eben jetzt verbieten möchte, liegt in diesem kleinen Wort. Man kann es nicht größer ausdrücken, als Jesus es tut. Man müßte es denn größer als er empfinden.

Dichterischer, lebendiger wird es bei Frenssen alsbald, wenn die Gestalt Jesu verschwindet.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die gesamte Malerei aller Zeiten am Christusbilde gearbeitet hat. Aber gibt es in der Dichtung ernstlich ein Christusproblem, an dem gerade die größten Dichter aller Zeiten sich versucht hätten? Einem Goetheschen Gedichte gegenüber bleibt nichts Andres übrig als alle Kunst und alles Kunstverständnis dranzuwenden, um Andern die Kunst und Größe eben seiner Sprache zu erschließen. Sollten die gewaltigen Lebensworte Jesu geringer sein?

Hans von Lüpke

Zur Frage nach der Ehrlichkeit im Kirchendienst

Wir haben in voriger Woche einen der Kirche fernstehenden Arzt zu Worte kommen lassen, der sich darüber Gedanken macht, wie freier gerichtete Theologen im Dienst der Kirche stehen können, ohne die Ehrlichkeit zu verletzen. Wir haben es gern getan, weil es nur nützlich sein wird, in den Tagen des Falles Römer die moralischen Existenzbedingungen des Pastorenstandes in den evangelischen Kirchen auch nach dieser Richtung so gründlich als möglich zu untersuchen. Deshalb verzichten wir nun auch bei diesem bescheidnen Versuch einer Antwort auf den Einwand, mit dem wir den gemachten Vorhalt von vorn herein ablehnen könnten: wie kommt ein Andrer dazu, sich unsre Gewissen zu zerbrechen? Sind wir im übrigen Menschen, die man als ehrlich und gewissenhaft achten muß, so sollen Leute, die nicht in unsrer Haut stecken, das Vertrauen haben, daß wir auch in diesem Stücke redlich tun, was wir für unsre Pflicht erkennen. Ich verdamme nicht den revolutionär gesinnten Abgeordneten, der, um innerhalb des staatlichen Gemeinwesens wirken zu können, den Eid auf die Verfassung schwört, und nicht den Friedensfanatiker, der, um im Vaterlande bleiben zu können, sich dem Kriegsdienste fügt. Es gibt zarte Entscheidungen ernster Menschen in Konflikten aller Art, die müssen sie selbst vollziehen in ihrer ganzen persönlichen Souveränität: wer will sie richten? Und wie es Theologen genug gegeben hat, die aus ähnlichen Gedankengängen heraus, wie sie in voriger Nummer uns vorgetragen worden sind, tatsächlich auf den Kirchendienst verzichtet haben, so sind andre durch die nämlichen Schwierigkeiten den entgegengesetzten Weg gegangen: was gehts dich an? —

Aber warum soll ich nicht Rede stehn, so gut ichs vermag? Liegt doch auch ein öffentliches Interesse vor. So denken eben manche Laien über den „modernen sogenannten liberalen Theologen", der den Dienst der Kirche begehrt und übt. Wie viele? wer weiß es. Wer wird überhaupt klug daraus, was unsre Laien denken. Die einen seigen Mücken, die andre verschlucken Kameele.

Nun denn, ich will mich ganz als Pfarrer fühlen, der in einer deutschen evangelischen Landeskirche dient, und zwar als einer, der seiner Theologie nach aus der historisch-kritischen Schulung unsrer besten Fakultäten herkommt. Was zieht mich in den Dienst der Kirche? Was hält mich darin?

Ohne Zweifel, wenn es richtig steht zwischen mir und der Kirche: daß ich unendlich viel mit ihr gemein habe. Sie und ich, wir haben dieselbe Vergangenheit; sie und ich, wir haben dieselben religiösen, pädagogischen, sozialen Interessen; ich bin ihres Geistes Kind. Fernerstehende ahnen gar nicht, wie auch der freier gerichtete, durch die geschichtliche Kritik hindurchgegangene Theologe mit tausend Nerven an der Kirche hängt, die ihn geboren hat. Oft weiß und fühlt er das selber nicht so, wie es doch der Fall ist, weil ihm die Differenzen das Herz bedrücken; aber in Zeiten ruhiger Ueberlegung hat er doch wieder den festen Boden der Gemeinschaft unter den Füßen. Kritik nimmt uns immer nur ein Teil unsers Erbes, dafür wird Andres frei und umso wertvoller. Wie wollen Dritte, Fernstehende unsern innern Besitzstand überschauen?

Aber die „Ableistung gewisser Bekenntnisse" und ihr „gottesdienstlicher Gebrauch". M. a. W.: das verpflichtende Recht und der in gegebnen Ordnungen sich vollziehende Kultus! Irgendwo sind da für jeden „liberalen Theologen" die „Joche" aufgerichtet, durch die er hindurchmuß, von jeder „ehrlichen Auslegungsmöglichkeit" im Stich gelassen!

Da möchte ich nun doch unsern Gewissensmahner bitten, sich ein wenig näher umzutun nach dem Sinn und dem Maß von Bekenntnisverpflichtung, das in unsren deutschen Landeskirchen Rechtens ist. Er wird unter diesen dann Kirchen finden, wo von Gewissensdruck für den historisch kritisch geschulten Theologen schlechterdings keine Rede sein kann. Er wird auch andre finden, in denen die Orthodoxie Recht und Praxis noch beherrscht: die Folge davon ist, daß es in ihrem Gebiet Theologen, wie er sie meint, nicht gibt. Keinesfalls darf er die freieren Theologen im Pastorenstande so beurteilen, als wären sie kirchenrechtlich sämtlich in derselben peinlichen Lage. Fast überall aber wird er, auch wenn stark konservative Mächte noch am Ruder sind, eine Tendenz der kirchlichen Gesetzgebung und ebenso eine Tendenz kirchenregimentlicher Praxis wahrnehmen können, die Last der Tradition dem lebenden Geschlecht zu erleichtern. Auch in der preußischen Landeskirche: ich erinnere an die Rede des Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats auf der pommerschen Provinzialsynode (Chronik der christlichen Welt 1905, Nr. 48) und an jüngste Aeußerungen des Generalsuperintendenten für Ostpreußen (ebenda 1906, Nr. 2).

Gewiß ist neben dieser Tendenz auch die entgegengesetzte vorhanden: der Kampf der Parteien verzehrt sich in solchen Gegensätzen, er ist ein Kampf ums Recht, um die Macht; aber ist nicht auch die Tatsache dieses Kampfes schon und seines Verlaufs auf dem Boden der Verfassung ein Beweis dafür, daß von einer schlechthin **bindenden** Tyrannei irgendwelchen Buchstabens für den Kirchendiener nicht die Rede sein kann? Und wenn wir neuerdings an der unglücklichen Formel, mit der das rheinische Konsistorium den Fall Römer zu erledigen meinte, einen Versuch erlebt haben, jede moderne Theologie in der preußischen Landeskirche zu entrechten, welche Folge würde eine Bestätigung dieses Entscheids durch die höchste Instanz haben? Sie würde eine Krisis in der Landeskirche herbeiführen, wie wir sie noch nicht erlebt haben: aber gar nicht könnte die Rede davon sein, daß die dann getroffenen Theologen einfach durch dies kaudinische Joch gingen.*)

Aber tatsächlich ertragen und decken auch wir modernen Theologen im Amt so Vieles an alter Ueberlieferung, besonders im Kultus! Wir werden das denen nicht begreiflich machen können, die ihrerseits am gemeinsamen Gottesdienst nicht teilnehmen. Aber wir können nun einmal als Theologen, die den innern Sinn und die geschichtliche Herkunft der einzelnen Kultushandlungen und Gebete kennen, bei weitem nicht so leicht Anstoß nehmen wie der Nichttheolog, der mit seiner Reflexion willkürlicher vorgeht und, zumal bei seltener Berührung mit der Kirche und ihrem Dienst, dann um so leichter befremdet ist. Worauf es schließlich angesichts der Ansprüche der Kultus- und Rechtsordnungen in der Kirche ankommt, ist dies:

Christliche Frömmigkeit ist ihrem Wesen nach eigenster Besitz und eigenste Tat des Individuums. Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott. So bei Jesus, so im Protestantismus überall, wo er echt ist. Zu dieser Eigenreligion, die wir haben sollen, ist innere Wahrhaftigkeit, ist strenge Redlichkeit das erste Erfordernis. Die aber gedeiht nur in der Freiheit. Darum bedürfen wir im Christentum, damit Glaube als eigenste und innerste Haltung der Seele durch Kampf zum Sieg möglich sei, der Freiheit wie zum Atmen der Luft. — Dieser individualistische Zug unsrer Religion findet gleichwohl seine Schranke in dem sozialen. Auch in Glauben sind wir gesellig; nicht in der Einsamkeit, sondern im Zusammenleben empfingen wir ihn als eine Gabe, so daß alles Verdienst ausgeschlossen ist, und wiederum dienen wir, bewußt oder unbewußt, mit dieser Gabe Anderen. Alles Zusammenleben verbindet nicht nur, sondern bindet auch. Und wer nun vollends berufsmäßig in den Dienst einer Gemeinschaft tritt, hat sein individuelles Wesen ihr unterzuordnen. Das wird manchem Temperament schwer; es fragt sich aber, ob es sittlich möglich ist, sich so zu isolieren, daß man ohne Zugeständnisse an das gemeinsame Leben durchkommt. Jedenfalls haben wir Pastoren uns dessen gar nicht zu schämen, wenn wir bei aller Sorge um die innere Selbstständigkeit und Reinheit unsers persönlichen Wesens voll Verständnis und Rücksicht sind für das gemeine Wesen, dem wir aus freiem Entschluß unser Leben geweiht haben, für die Kirche und ihre Organisation, für die Gemeinde und ihre Bedürfnisse.

Die Hauptsache ist damit gesagt. Einige ergänzende Bemerkungen folgen noch.

R

*) Vgl. Mulert, Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Tübingen, Mohr 1904. Auch Löber, Die im evangelischen Deutschland geltenden Ordinationsverpflichtungen. Leipzig, Wigand 1905. Als ich in Sachsen ordiniert wurde, hatte ich zu geloben, was bei Mulert S. 38 und bei Löber S. 58 gedruckt steht; mustergiltig möchte ich die Formel nicht nennen, aber als erleichternd gegenüber dem alten Religionseide, auf das **innere** Verständnis und den **Geist** der alten Bekenntnisse verpflichtend statt auf den Buchstaben, so ist sie von uns allgemein empfunden worden. Und wie frei war man zu meiner Zeit in Frankfurt a. M.! Wo bleibt da die Substanz für den bösen Vorwurf der Unehrlichkeit?

Verschiedenes

Zur Eidespraxis. Bei einem Prozeß in München wurde unter Anderen auch der vor kurzem in diesen Spalten genannte Psychiater Professor **Forel** aus Zürich als Sachverständiger vereidigt. Seinem Eide fügte er die Erläuterung hinzu, daß er an einen persönlichen Gott nicht glaube. In die Erörterungen, die sich an diesen Zwischenfall anschlossen, greift Forel neuerdings mit folgender Erklärung ein:

„In der Schweiz ist die religiöse Eidformel vor Gericht meist abgeschafft oder wenigstens nicht obligatorisch, so daß ich bisher nie in den Fall kam, vor Gericht einen religiösen Eid leisten zu müssen. Als ich nun in München beim Eid die Worte nachsprechen mußte: **so wahr mir Gott helfe** usw., habe ich es für ein Gebot der Ehrlichkeit, mir selbst und den Anderen gegenüber, gehalten, dem Vorsitzenden zu erklären, **daß ich den Begriff Gottes dabei nicht persönlich nehme**... Ich denke doch, daß man beim Eidschwören selbst keinen Meineid leisten darf. Es wäre aber ein Meineid, zu schwören: **so wahr mir Gott helfe**, ohne zugleich zu protestieren, wenn man nicht an einen persönlichen Gott glaubt. Zwingt man also Menschen, die an eine persönliche Beschaffenheit Gottes nicht glauben können, auf seine persönliche Hilfe hin zu schwören, so zwingt man sie gesetzlich zum Meineid... Ich frage diejenigen Gläubigen, welchen es mit ihrem Glauben und mit der Religion überhaupt ernst ist, und die nicht nur Gaukelspiel damit treiben, ob die formelle Heuchelei, die mit solchem Zwang groß gezogen wird, einer loyalen christlichen oder sonstigen Nächstenliebe und Gerechtigkeit würdig ist? Sie werden mir gewiß mit Nein antworten und mir Recht geben, wenn ich eine Eidformel ablehne, bez. korrigiere, die meinem Glauben zuwiderläuft. Wollte man konsequent sein, so sollte man alle „Andersgläubigen" oder alle Freidenker aus dem Lande verbannen oder wenigstens als out-laws erklären. Wenn nicht, so muß man den religiösen Eid fakultativ erklären und ihn für die Leute, die nicht den Glauben der offiziellen Kirche teilen, durch eine religiös völlig neutrale Formel ersetzen."

Forel hat Recht. Alle Unentbehrlichkeit des gerichtlichen Eides kann den Fortbestand der heutigen Einrichtung nicht entschuldigen. Diese Praxis verstößt direkt wider das zweite Gebot, und die Kirchen machen sich einer schweren Versäumnis schuldig, indem sie nicht unermüdet dawider protestieren.

R

Strafrecht und Strafvollzug

Paul Drews, Strafrechtsreform und Christentum. Lebensfragen, herausgegeben von H. Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 42 S. 50 Pfg.

Julius Petersen, Reichsgerichtsrat a. D., **Willensfreiheit, Moral und Strafrecht.** München, J. F. Lehmann 1905. 243 S. 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Fritz Auer, Zur Psychologie der Gefangenschaft. Untersuchungshaft, Gefängnis- und Zuchthausstrafe. München, C. H. Beck 1905. 138 S., 1,50 Mk.

Johannes Jäger, Poesie aus dem Zuchthause. (s. u.)

Plötzensee. Bilder aus dem Berliner Zentralgefängnis. Berlin, Ullstein 1905. 184 S. 75 Pf.

Reinhold Stade, Durch eigene und fremde Schuld Kriminalistische Lebensbilder. Leipzig, Dörffling und Franke 1904. 204 S. 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk.

Nachdem das Interesse für die verborgenen und dunklen Gebiete des Strafrechts und des Strafvollzugs einmal erwacht ist, verlangt es nach immer neuer Nahrung. In dieser Beziehung hat das Leuß'sche Zuchthausbuch einen wirklich glänzenden Erfolg gehabt. Besonders hat es eine ganze Phalanx von Sachkundigen im Leuß'schen Sinne auf den Plan gerufen, die ihre Leidenserfahrungen in mehr oder minder geschickter und glaubwürdiger Weise auskramen, um die gänzliche Untauglichkeit unseres Strafvollzuges darzutun. So ist nach Leuß, Max Treu, Georgi und andern begabten Fachmännern „der Bankerott des Strafvollzugs" bereits unwiderleglich nachgewiesen und nur der verblendete Eigensinn der „herrschenden" Beamten will dies klägliche Ergebnis aller Bemühungen um Strafrecht, Gefängniswesen und Fürsorge nicht zugeben.

Daß jene Fachmänner von der andern Seite sich zum Worte melden, ist gewiß kein Schade; möchte es nur stets in einer einwandfreieren Weise geschehen, als jüngst beim Plötzenseeprozeß. Ob es nun wohlgetan ist, die Entlassenen zur Veröffentlichung ihrer Wahrnehmungen geradezu zu provozieren, wie es **Auer** zwecks Herausgabe seiner Sammlung von Gefängnisschilderungen gemacht hat, steht dahin. Aber eine höchst interessante, auch für die Beamten lehrreiche Zusammenstellung von Gefangnenerfahrungen, nach den wichtigsten Momenten ermittelt und übersichtlich geordnet, hat er damit gewonnen und geboten — eine gewiß einzigartige empirische Gefängnispsychologie. Bei der sonstigen Gesinnung der dem Herausgeber zur Verfügung stehenden Mitarbeiter ist es besonders bedeutsam, eine wie wichtige Rolle da doch der Seelsorger in den Gedanken und Gefühlen des Gefangenen spielt.

Der **Jägerschen** Sammlung von **Zuchthauspoesie** kann ich nicht den gleichen Wert zuerkennen, obwohl diese Herzensergüsse den Vorzug haben, daß sie ohne Reflexion auf die Oeffentlichkeit entstanden. Leuß urteilt darin doch richtig, daß die tatenlose Zuchthausexistenz die in Gefühlen schwelgende Phantasie wohl einseitig in Anspruch nimmt, ohne daß der Träumer und Dichter die Echtheit seiner Empfindungen an der Wirklichkeit und dem Leben kontrolieren kann. So viel überraschend Zartes und Schönes daher in solchen Gefangnenpoesien vorkommen kann, so muß man doch mit den Rückschlüssen auf den Charakter der Dichter recht vorsichtig sein.

Sehr anschauliche und wahrheitsgetreue Bilder von dem Treiben und den Stimmungen im Gefängnis bieten dagegen die **Bilder**

aus Plötzensee. Ich war höchst überrascht zu erfahren, daß diese fein beobachteten und meisterhaft durchgeführten Skizzen ebenfalls von einem Gefangnen herrühren. Gerade dadurch gewinnen sie einen doppelten Wert. Sie können als eine höchst glückliche Antwort auf jene so maßlosen Angriffe auf das Gefängnis Plötzensee gelten, das nur den Fehler, allerdings den recht bedeutenden, hat, daß es zu groß und unübersichtlich ist. Das Büchlein liegt in den meisten Bahnhofsbuchhandlungen und Zeitungskiosken aus und bietet weit mehr, als sein etwas reklamesüchtiges Titelbild vermuten läßt.

Einer von der „herrschenden" Klasse, Superintendent Stade, der schon eine ganze Reihe Gefängnisbücher herausgegeben, trägt uns in seinem neuesten an vier gut gewählten Typen mit breitem epischen Pinsel die Wahrheit vor, daß jedes Verbrechen durch eigene und durch fremde Schuld entsteht, ein Produkt des individuellen und des sozialen Faktors ist. Die Analyse des gefallenen Mädchens ist sehr ergreifend und eindrücklich.

Professor Drews führt die von Geh. Rat Kahl auf dem Darmstädter Evangelisch-sozialen Kongreß und von mir in dieser Zeitschrift angeregten Gedanken über Strafrecht, über den Gegensatz insbesondere der klassischen und modernen Strafrechtsschule weiter fort und sucht in selbständigster Beweisführung das größere Recht der letzteren im Sinne des Christentums und der Ethik darzutun. Seine Bezugnahme auf Wichern ist besonders glücklich. Es ist in der Tat frappant, wie zutreffend sich zeigen läßt, daß alle guten und gesunden Gedanken der Lisztschen soziologischen Schule und die Postulate der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, soweit sie die Verbrechensprophylaxe betreffen, schon bei Wichern zu finden sind. Das wird noch bestimmter festzustellen sein, wenn uns, wie wir hoffen, Professor Drews selbst über das wichtige Wichernsche Urkundenwerk Zur Gefängnisreform berichten wird, das soeben als vierter Band von Wicherns gesammelten Schriften herausgegeben ist.

Eine Grundfrage für das Strafrecht überhaupt und die soziologische Auffassung insbesondere, die Willensfreiheitsfrage, behandelt Reichsgerichtsrat Petersen in München. In ungemein klarer und fesselnder Weise versteht er auch dem Laien dies schwierigste und umstrittenste aller Probleme nahe zu bringen. Die Darlegung ist so fließend, einleuchtend und glatt, daß man zuweilen argwöhnt, der Verfasser möchte sich die Verteidigung des Determinismus etwas zu leicht gemacht und die Wucht der Gegenargumente nicht hinreichend gewürdigt haben. Windelbands Vorlesungen über dasselbe Thema vom vorigen Jahre gehen jedenfalls etwas sorgfältiger vor und mehr in die Tiefe. Immerhin bringt Petersen doch, soviel ich sehe, alles Material bei, was für den Leser zur selbständigen Beurteilung der Streitfrage nötig ist, und zeigt sehr richtig, wie sehr der alte Kampf zwischen Indeterminismus und Determinismus zu einem großen Teil auf Mißverständnissen und gegenseitigen Verdächtigungen beruht. Ob er mit einer glatten Formel so endgültig gelöst werden kann, wie es Petersen meint, bleibe dahingestellt. Die Einfachheit und Einheit der Entscheidung ist nicht das höchste Ziel; man kommt der Wahrheit näher, wenn man, wie Harnack sagt, mit den Gesichtspunkten abwechselt.

von Rohden

Poesie aus dem Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von Dr. Johannes Jäger. Strafanstaltspfarrer in Amberg. Stuttgart, Max Kielmann 1905. 253 S. 3, gebunden 3,60 Mk.

Wir scheinen auf dem sittlichen Weitermarsch an dem geschichtlichen Punkt angelangt zu sein, wo der heutige Strafvollzug sich der Allgemeinheit als rückständig erweist. In der Freude darüber dürfen wir aber nicht vergessen, daß zu keiner vergangenen Zeit die Bestimmungen des Strafvollzuges so humane waren als heute.

Erscheint uns das Maß des Erträglichen überschritten wegen der erschreckend großen Rückfälligkeit (85 %), oder weil wir von der menschlichen Persönlichkeit als dem Wertvollsten reden? — Genug, die Frage nach dem „Verbrecher" ist wieder ein Problem, keine fertige Sache hinter Schloß und Riegel.

Jäger nennt seine dankenswerte Veröffentlichung einen Beitrag zur Kriminalpsychologie; mit Recht, denn rein künstlerisch gewertet, hätten die Zuchthausgedichte im Wesentlichen nur die Bedeutung einer Kuriosität. Der Herausgeber will durch die interessante, durch wirksamen Buchschmuck hervorgehobene Sammlung beweisen, daß „diese Verbrecher-Gedichte den wertvollsten Aufschluß geben über die psychologische Natur deutscher Verbrecher." Er will Daniel Lombrosos Theorie vom „geborenen Verbrecher" widerlegen helfen und verfolgt das Ziel, die unbestrafte Menschheit aufzurufen zur tätigen Mitarbeit und Fürsorge an dem andern Teil, den sie aus irgend welcher Notwendigkeit eine Zeitlang gefangen hielt.

Zweifellos ist das ein Stück liegen gebliebener sozialer Arbeit, die Jedermanns Sache sein müßte; wie denn wir Strafanstaltspfarrer die Folgen der Pflichtversäumnis an entlassenen Sträflingen alsbald mit Händen greifen. „Wer will denn Etwas mit uns zu tun haben? Wir sind ausgestoßen, trotzdem wir unsere Strafe verbüßt haben. Man glaubt Nichts von uns, außer das Schlechte." Das sind Anklagen aus dem Munde von Verbrechern, und der Richter wird dem Kläger recht geben und die Wohlehrbarkeit verdammen, weil sie lieblos ist.

Als Beweismittel gegen Lombroso betrachtet, haben allerdings Jägers Folgerungen aus der Sammlung keine zwingende Kraft. Lombroso ist nicht abgetan, wenn sein homo sceleratus sich in Reinkultur nicht nachweisen läßt. Wir treffen in den Strafanstalten häufig auf eine so auffällige geistige, sittliche und körperliche Minderwertigkeit. daß sich das Urteil aufdrängt, diese Naturen werden den staatlichen Forderungen gegenüber mit einer gewissen Notwendigkeit zu Gesetzesübertretern. Ist uns doch vor allem heute die rechte Strafweise eine bange Frage, nicht die simple Anwendung eines Paragraphen. Warum bleibt die Besserung meistenteils aus? Und stellt sich eine Strafe ohne Besserung nicht dar als ein Unrecht vor Gott?

Auch als Aufschluß über die wirkliche Natur des Verbrechers scheinen mir Gedichte bei Weitem nicht die Beweiskraft zu haben, die Jäger ihnen zutraut. Gedichte entstehen ja gerade, wenn der Mensch den Boden der platten Wirklichkeit verläßt und sich „erhebt". Das weiß Niemand besser als der Dichter selbst, daß er mit dem Aufflug seines Empfindens nicht Schritt hält. Es bleibt nur ein Bruchteil von Licht als tatsächlicher Besitz; das Uebrige ist bengalische Beleuchtung. Damit sage ich nicht, daß diese Gedichte unecht seien. Auch so bleibt der Jägerschen Sammlung noch genug Erfreuliches. Aber Vorsicht ist geboten; und obendrein darf nicht vergessen werden: unter den Verfassern sind keine Rückfälligen, also nicht verallgemeinern! Nur bei einem ist „wenig Hoffnung". Und dessen Gedichte sind dichterisch die wertvollsten! Man höre die furchtbare Verbissenheit:

Sag, wo du warst zur Zeit, wo du nicht warst?
„Da war ich hier auf Erden,
um, was ich bin, zu werden!" —
Was bist du, wenn du nicht mehr bist?
„Dann bin ich, was jetzt Niemand ist!"

Fritz Philippi

Kleine Mitteilungen. Zu dem Aufsatz über Eckes Landeskirchen zitiert der Verfasser oben Sp. 149 seinen Vortrag: „Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben." Ich kann das Bekenntnis nicht unterdrücken, daß ich lange nichts gelesen habe, was mich so aufgeregt hätte, wie dieser Vortrag. Dieser schlichte Nachweis, wie ohnmächtig unsre Kirche sich den gesellschaftlichen Wandlungen gegenüber gezeigt hat, wo ihr soziales Gewissen hätte Widerstand leisten müssen! Das Heft ist auch einzeln zu haben von J. C. B. Mohr in Tübingen: Zeitschrift für Theologie und Kirche, Januarheft 1906. 1,50 Mk. — Ich bin wiederholt gefragt worden, ob der Verfasser ein und dieselbe Person sei mit dem Schriftsteller gleichen Namens, der soeben bei Eugen Diederichs eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion herausgegeben hat unter dem Titel: Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Es sind aber zwei sehr verschiedene Geister, weder bluts- noch wahlverwandt. Der Letztgenannte, Arthur Drews, ist Professor der Philosophie in Karlsruhe, ein Jünger Eduards von Hartmann. Unser Mitarbeiter und Freund heißt Paul Drews und ist Professor der praktischen Theologie in Gießen.

Die Kreuzzeitung beschäftigt sich in ihrer Kirchlichen Vierteljahrsrundschau, Nr. 64 vom 8. d., mit meinen Bemerkungen über die preußischen Provinzialsynoden in Nr. 46 unsers vorigen Jahrgangs. In durchaus einwandfreiem Tone; aber umso weniger möchte ich das Zitat hingehen lassen, das sie durch Sperrdruck hervorhebt und das sie nur dann richtig interpretieren würde, wenn ich es so geschrieben hätte. Ich schrieb damals, daß wir das Geschäft, die Provinzialsynoden zu würdigen, diesmal der Preußischen Kirchenzeitung überlassen könnten: „wir schieben ihr damit kein Geschäft zu, das wir an sich verachteten." Die Kreuzzeitung läßt mich sagen: „Wir schieben ihr damit ein Geschäft zu, das wir an sich verachteten." So stark ist meine Geringschätzung des heutigen Synodalwesens aber doch nicht, daß ich das Geschäft, sie öffentlich zu beurteilen, an sich verachtete, sondern ich bin loyal genug, dieses Geschäft zu achten, wenn ich es auch lieber Andern überlasse.

Sind unter unsern Lesern solche, die längere Zeit Nichts für die Evangelischen in Oestreich getan haben, die bitten wir herzlich um eine Beisteuer zu dringender guter Verwendung. R

Quittung

Für die bedrängten Deutschen in Rußland: 14 Mk. von H H, Altenweddingen; je 5 von Sch, Villingen; Sch, Lüdenscheid; 4,61 aus der Gemeinde Seebergen; 3,50 von A Ch, Seulberg; je 3 von Sch, Dresden; L M, Klingenmünster; F M, Annaberg; K, Geibsdorf; K in L; A B, Berlin; je 2 von E, Schnoitheim; E M, Hildesheim; 1,60 Kollekte beim Kirchgang des Kriegervereins in Gr. Jehser an Kaisers Geburtstag.

Für die Familien der ermordeten und beraubten Juden in Rußland: 100 Mk. Weihnachtsgabe von Freunden Israels durch das Sekretariat des Ev. luth. Zentralvereins für Mission unter Israel; 30 von B G, Naumburg; je 10 von C v. K, Meran; F K, Charlottenburg; Pf. O in F; E G in Ch; 8 von N N, Suderode; 6 von N N, Gnadenfeld; je 5 von W, Weimar; Sch, Steinen; N, L. Polder; Pf M in E; N N in C; K, Geibsdorf; A K, Würzburg; 3,10 von N N, Göttingen; je 3 von F H in H; G in S; B B, Oespel; E M, Hildesheim; je 2 von F M, Annaberg; N N in F; 1,55 vom Kriegerverein in Gr. Jehser; 1 von W E S, Prag.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 15 Mk. aus der Gemeinde Rüttenscheid; 10 von K, Beyendorf; 5 von F K, Charlottenburg; je 3 von N N, Beimbach; A K, Würzburg; P, Gr. Jehser; 2,10 aus der Gemeinde Gr. Jehser.

Fortsetzung in nächster Nummer

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 6. März 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Das ethische Problem in Hilligenlei (Pastor Eger).

Coblenz. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeinde-Blattes. Mittwoch 21. Februar 4 Uhr im Evangelischen Bürgerverein (Altlöhrtor) Vortrag des Sekretärs des Allgemeinen Evang.-Protestantischen Missions-Vereins Herrn Dr. Fobbe über: Die Missionsmethode des Allgemeinen Evang.-Protestantischen Missions-Vereins. Freunde und Freundinnen der Missionssache sind herzlich willkommen.

Darmstadt. Montag 19. Februar 8 Uhr im Fürstensaal, Grafenstraße: Das Recht der Vertretung eigener Ueberzeugung in Kirche und Schule (Bornemann-Frankfurt).

Dresden. Mittwoch 28. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Ueber verschiedene Methoden der Schriftbetrachtung (Kautzsch).

Frankfurt a. M. Montag 19. Februar 5 Uhr Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Ist die zunehmende Kunstpflege unsrer Zeit ein Gewinn oder eine Gefahr für unsre Kirche?

Görlitz. Donnerstag 22. Februar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Höllenfahrt Christi (Studieninspektor Lic. Schmidt-Naumburg a. Q.).

Güsten. Mittwoch 21. Februar 5 Uhr im Schützenhause: 1. Das zehnte Gebot nach reformierter Zählung (Frenckel-Kl. Schierstedt); 2. Alter und neuer Glaube (Stier-Alten).

Magdeburg. Mittwoch 21. Februar $^1/_2$4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Das Christusbild in Hilligenlei.

Marburg. Mittwoch 28. Februar $8^1/_2$ Uhr im Ritter: Der Religionsunterricht unsrer Kinder.

Nordhausen. Mittwoch 21. Februar $^1/_2$5 Uhr Hotel Schneegaß: Ursprung und Bedeutung des Apostolikums (Superint. Gallwitz).

Oldenburg i. Gr. Montag 19. Februar 8 Uhr im Grafen Anton Günther, Kurwickstr.: Naturforschung und Glaube (im Anschluß an das Religionsgeschichtliche Volksbuch von Petersen).

Stuttgart. Montag 12. März 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophet Jeremias (Stadtpfarrer Lamparter-Gmünd).

Kirchlich-Theologische Konferenz in Berlin

Monatlicher Diskussionsabend

Donnerstag 15. Februar 8 Uhr im Friedrich-Werderschen Gymnasium (Aula) Dorotheenstr. 13/14: Sind „Wunder" ein unentbehrlicher Bestandteil der christlichen Religion? (Professor Dr. Wobbermin).

Der liebe Gott hat uns heute einen

Sohn

beschert.

Pfarrer Goes

Elisabeth geb. Panzerbieter

Langenbeutingen, den 6. Februar 1906.

Fräulein zur Stütze der Hausfrau, nicht unter 25 Jahren, welches schon ähnliche Stellen bekleidet hat, in ein Pfarrhaus gesucht. Jahresgehalt 300 Mk. Angebote unter **N H** an den Verlag.

Für einen 23 jährigen **Kaufmann** aus guter Familie wird Aufenthalt bei einem Arzt oder liberalen Geistlichen gesucht. Angebote unter **B W** an den Verlag.

Ohne gegenseitige Vergütung sucht **Dame** aus guter Familie, (Beamtenwitwe in mittleren Jahren) **Vertrauenstellung**, Stadt oder Land. **Ist praktisch erfahren** im Haushalt, tätig, häuslich und gesund. Besitzt Sprachen- und wissenschaftliche Kenntnisse und gute Empfehlungen. Gef. Offerten unter Firma **Rösing, Fritzlar** in Hessen.

Marseille

Die Stelle des **Seemannspastors** und **Vikars** der deutschen evangelischen Gemeinde ist auf 1. April d. J. zu besetzen. Gehalt 200 frs. monatlich. Bewerbungen an Herrn Pfarrer **F. Walter, rue Puget 10, Marseille.**

Besetzung einer Predigerstelle

An der unter unserem Patronat stehenden **St. Katharinen-Kirche** hierselbst wird die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) und Kompastors der Filialkirchen Wust und Prützke durch Versetzung des bisherigen Inhabers zum 1. April 1906 frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 1. März d. J. bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 6. Februar 1906

Der Magistrat

Chronik der Christlichen Welt
Verlag von J. C. B. Mohr

Nr. 6. Der Monat Januar — Aus Sachsen-Weimar — Glaubenswechsel in regierenden Häusern — Austritt aus der Kirche. Hoffmannscher Aufruf — Verschiedenes: Herr Pfarrer Fikenscher; Aus der Westschweiz — Personalien

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 5. Neuere Bekenntnisbildung — Von der Hannoverschen Landessynode — Gemeindeglaube — Aus Preußen: Fall Römer; Rheinland und Westfalen; Das „Ostpreußische Kirchenblatt"; Aus Ostpreußen — Mancherlei

Nr. 6. Neuere Bekenntnisbildung. Schluß — Der erste soziale Informationskursus — Die Gesamtsynode in Hessen-Kassel — Aus Preußen: Fall Römer; Fall Jatho; Die Verhandlungen der letzten Brandenburgischen Provinzialsynode — Mancherlei

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden
Herausgeber: **H. Weinel**
a. o. Prof. der Theologie in Jena

Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von D. **Paul Drews**, Professor der Theologie in Giessen. 1905.
44 S. 50 Pfg.

Eine

Massenwirkung

wie wenig geistliche Redner übte **John Wesley** aus. — **Predigt der Kirche VI. Bd. 6** bringt Biographie und Predigtauswahl. Preis 1,50. **C. Ludwig Ungelenk, Verlag, Dresden A.**

Konfirmations-Gedenkblatt
mit
Eindruck der jedesmaligen Kirche
in Farbendruck und mit 50 verschiedenen Sprüchen.
Probeblatt mit Spruch- und Preisverzeichnis umsonst und portofrei
Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Dessau

Christliche Verlagsbuchhandlung sucht einen
passenden Vertreter
in erster Linie **zum Besuch von Pastoren. Bevorzugt** wird ein **gebildeter Herr**, der mit der einschlägigen Literatur vertraut ist. Gefl. schriftliche Angebote unter **S. V. 1501** an **Rudolf Mosse, Stuttgart.**

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemäße Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weißheimer**, Freiburg i. Br.

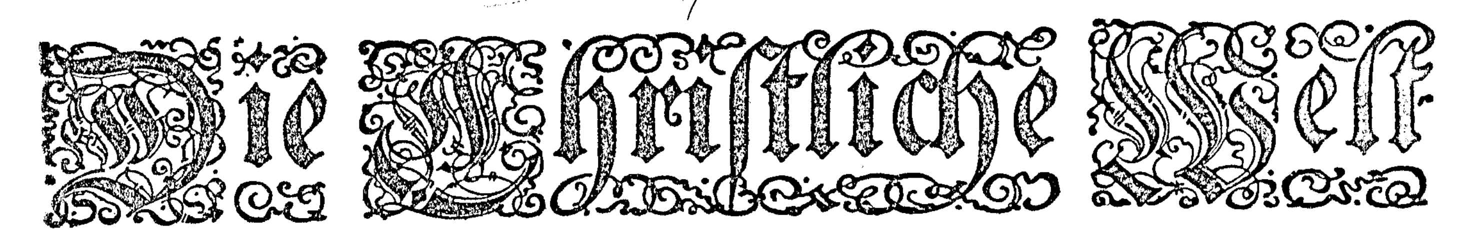
Das Evangel. Pädagogium in Herchen a. Sieg

(Realschule Sexta bis Obertertia mit Nebenkursen in Latein)

ist als Zweiganstalt des Pädagogiums in Godesberg 1901 eingerichtet worden, um neben der großen Godesberger Anstalt (450 Schüler in 26 Klassen) dauernd die Vorteile einer kleinen Anstalt zu bieten. Außerdem konnte hier mehr Wald, (12 Morgen) Wiese und Gartenland erworben werden, das steht den Zöglingen für ihre ländlichen Beschäftigungen und ihre Spiele zur Verfügung; die Luft ist kräftige Höhenluft. So kann sich hier unter der Obhut verständiger Erzieher frisches Jugendleben ungehindert durch städtische Einschränkungen entfalten. Die Anstaltshäuser bieten warmes christliches Familienleben und stetige Anleitung bei den häuslichen Schularbeiten, außerdem besondere Pflege der körperlichen Entwickelung durch reichliche turnerische Uebungen, reizlose Kost. Ein geborener Franzose ist als Lehrer in französischer Konversation angestellt, wie überhaupt die neueren Sprachen hier sehr gepflegt werden.

Rektor **O. Kühne**, Godesberg — Rektor **L. Lindemann**, Herchen a/Sieg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 8 — Marburg i. H., den 22. Februar — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Das Evangelium der Gottlosen

Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Röm. 4, 5.

„Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören" — denn die Rechtfertigungslehre des Paulus ist für die Meisten, zumal in unserer Gegenwart, zur rätselhaften Hieroglyphe geworden. Wir wissen wohl, wie froh Luther an diesen und ähnlichen Paradoxien geworden ist, aber wir fühlen auch andererseits, wie schmal die Kante ist, auf der man sich damit bewegt, wie leicht und wie — seelengefährlich ein Abgleiten von ihr ist.

In sehr ansprechender Weise hat einmal Conrad Ferdinand Meyer das Problem veranschaulicht, wenn er in der „Versuchung des Peskara" den Kanzler Morone sich über die evangelische Heilslehre so aussprechen läßt:

> Der deutsche Mönch (Luther) . . . schreit: Ihr habt es umsonst. Eure Schulden sind bezahlt. Glaubt es nur und sie sind nicht mehr! Solches aber zu glauben, braucht es eine große Tapferkeit, denn es ist unter dem Unglaublichen das Unglaublichste. Doch bringen es diese deutschen Köpfe fertig, so brauchen sie gar keine Pfaffheit mehr und sind in ihrer trotzigen Sicherheit uns Italienern gewaltig überlegen, die nur ungläubig sind oder abergläubisch.

Und Peskara selbst gibt eine Illustration dazu durch die Erzählung von zwei nach der Schlacht bei Pavia sterbenden Soldaten, von denen der eine, ein Spanier, „unter seinen Reliquien und in den Armen zweier Priester zitternd und bebend", der andere, ein Deutscher, „allein, doch voll Zuversicht und Freude" verschied, weil er „trotze und traue auf den reuigen Schächer."

Diese knappe Schilderung ist für den evangelischen Heilsglauben charakteristisch nach zwei Richtungen. Erstens ist darin ganz richtig hervorgehoben, daß es sich bei ihm um Tapferkeit, und Wagemut, sozusagen um einen Sprung handelt. Sodann aber — und dieses Merkmal steht in einer gewissen Spannung zum ersten — ist er mit Sicherheit und Gewißheit verbunden. Denn — dies ist das tiefere, nicht Jedem offenbare, Geheimnis — es ist nicht ein Sprung ins Dunkle, den der Glaube wagt, sondern auf den Felsengrund von Tatsachen. Der Mensch springt von dem Boden des Selbstvertrauens, der ihm unter den Füßen wankt und weicht, hinein in die Arme dessen, dessen Herz größer ist als unser Herz.

In dieses Geheimnis leuchtet mit besonders klarem, scharfem Licht hinein der paradoxe Spruch des Paulus. Der Glaube an den, der den Gottlosen rechtfertigt, wird zur Gerechtigkeit gerechnet. Es ist ein circulus, aber kein vitiosus. Es ist Klarheit, nicht mysteriöses Dunkel in dem Gedanken. Er fordert auch kein Opfer der Vernunft, sondern er entspricht der Logik der Tatsachen. Wer einmal soweit ist in der Selbsterkenntnis, daß er nicht mehr auf sein gutes Herz bauen und auf seine Werke trauen kann, sondern schlicht und ehrlich aus der Tiefe seufzen muß: Gott, sei mir Sünder gnädig, der gibt damit nur der Wahrheit die Ehre.

Oder, wäre damit zu viel gesagt? Ist ja doch das der erste und letzte Anstoß am Rechtfertigungsglauben, als ob er alle Menschen in einen Topf würfe: Alle gottlos! — Aber alle derartigen Bedenken und Mißverständnisse wiegt die eine Gegenfrage auf: Ist es einem Paulus ernst mit diesem Bekenntnis? Kannte er dieses Datum im inneren Leben: Gott macht den Gottlosen gerecht?

Ja wohl, aber unter uns kennen nur Wenige den Unterschied zwischen dem landläufigen Sündenbewußtsein und dem zarten, feinen der Gottesmenschen.

Dort herrscht der grobe Gesichtspunkt der Quantität: wie viel muß man verbrochen haben, um sich selbst verurteilen zu müssen? Hier entscheidet die Qualität: es genügt die Entdeckung, daß das Herz nicht — noch nicht oder nicht mehr — richtig zu Gott steht, um den tiefsten Schmerz auszulösen und darin die tiefste Wurzel alles Bösen zu erkennen: das Gott los sein.

Wo diese Wirklichkeit entdeckt und eingestanden ist, ist die Seele am tiefsten Punkt angekommen. Sie kann nicht weiter. Sie wagt den Sprung, sie muß ihn wagen, aber sie darf ihn auch wagen. Denn ihr begegnet die andere Wirklichkeit: der Gott, der den Gottlosen gerecht macht. Dort faßt sie Fuß und dahin verlegt sie ihren Schwerpunkt. Und das gibt dann eine Festigkeit und Gewißheit, von welcher der Nichts weiß, der sein Leben lang zwischen Gnade und Verdienst, göttlicher Hilfe und eigener Kraft hin und her laviert. Wird hier das Leben, das Heil, der Glaube selbst zur Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren Operationen schwankend, deren Resultat ungewiß ist, so hat man dort den Grund gefunden, der unsern Anker ewig hält.

Denkt man diesen Zusammenhängen nach, so wird man für die Botschaft des Paulus, für das Palladium der evangelischen Heilslehre wieder recht dankbar, und froh des Evangeliums, das die Gottlosen gerecht macht.

Johannes Herzog

Rudolf Eucken

1. Der Geist als Gegenstand der Philosophie; 2. Die noologische Methode; 3. Die Kritik des Naturalismus und Intellektualismus; 4. Personales Geistesleben und Wirklichkeit; 5. Das religiöse Problem

1

Was der Geist ist, das ist völlig problematisch. Eine allgemein anerkannte Ueberzeugung von dem Wesen des Geistes ist in der Gegenwart nicht vorhanden, vielmehr besteht darüber

harter Streit. Dabei hängt von der Anschauung über den Geist die Entscheidung der wichtigsten Probleme ab. Je nachdem die Antwort auf die Frage nach dem Geiste ausfällt, wird sich das Leben ganz verschieden gestalten. Ist der Geist nur ein Nebenerzeugnis eines mechanischen Naturprozesses, dann muß das Leben sich ganz der äußern Wirklichkeit zuwenden und hier alle Aufgaben finden; ist er dagegen eine eigene überlegene Wirklichkeit, so wird das Leben als höchstes Ziel die volle Herausarbeitung dieser Wirklichkeit ergreifen müssen. Aber auch die Ueberzeugungen vom Wesen des All werden von hier aus bestimmt, ob es ungeistiger Art ist oder in sich eine geistige Tiefe birgt. Etwas so Problematisches wie der Geist läßt sich nicht wie ein äußerer Gegenstand der Natur für die Beobachtung aufweisen, sondern es ist eine verwickelte Arbeit nötig, um ihn aufzudecken. Ganz ungenügend würde es sein, den Geist nur im Bewußtsein des menschlichen Individuums aufzusuchen. Die Individuen sind ganz verschieden, und so müßte auch das Ergebnis völlig verschieden ausfallen, je nachdem ein hochentwickeltes oder ein tiefstehendes Individuum als Ausgang für die Forschung gewählt worden wäre. Auch der Durchschnitt der Individuen kann unmöglich als maßgebend angesehen werden, denn dann würde alles über den Durchschnitt Hinausgehende von vornherein aus der geistigen Wirklichkeit ausgeschieden werden, ohne daß ein Recht dazu erwiesen wäre. So muß der Geist in dem gemeinsamen Leben der Menschheit aufgesucht werden. Wenn es ein Geistesleben gibt, so muß es hier irgendwie zur Wirklichkeit und Darstellung gelangt sein. Damit vollzieht sich eine enge Verbindung zwischen der philosophischen Arbeit und der Geschichte. Wir kommen an den Gegenstand garnicht wirklich heran, wenn wir ihn nicht in der Geschichte der Menschheit aufsuchen. Freilich läßt sich auch aus der Geschichte nicht einfach eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Geistes ablesen, sondern aus dem zunächst ungeschiedenen und ungeklärten Bestande der Geschichte muß die Antwort erst herausgearbeitet werden. Aber es ist doch nun der Ort bestimmt, wo wir den Gegenstand anzutreffen hoffen dürfen.

Auf die Erforschung des Geisteslebens in diesem Sinne und in dieser Weise ist die Philosophie Rudolf Euckens gerichtet.

Das Ergebnis seines philosophischen Nachdenkens hat Eucken in einer Reihe bedeutender Schriften niedergelegt; es seien genannt: Die Grundbegriffe der Gegenwart (in dritter Auflage unter dem Titel: Die geistigen Strömungen der Gegenwart. Leipzig, Veit & Co. 8, gebunden 9 Mk.); Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit (Ebenda. 9, gebunden 10 Mk.) nebst den dazu gehörigen, besonders erschienenen Prolegomena; Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (Ebenda. 7,50, gebunden 9 Mk.); Der Wahrheitsgehalt der Religion, kürzlich in zweiter Auflage herausgekommen (Ebenda. 9, gebunden 10 Mk.); Gesammelte Aufsätze (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 4,20, gebunden 5,20 Mk.); Die Lebensanschauungen der großen Denker, die bereits in sechster Auflage vorliegen (Veit & Co. 10, gebunden 11 Mk.).

2

In der philosophischen Arbeit ist die Methode von ganz außerordentlicher Wichtigkeit. Cartesius beginnt seine Philosophie mit einem Traktat von der Methode, Spinoza will mit Hilfe der mathematischen Methode zu sichern Ergebnissen gelangen, Kants Philosophie ist nicht denkbar ohne die Ausbildung einer neuen — der transszendental-psychologischen — Methode, und heute wird der Philosophie die Anwendung naturwissenschaftlicher oder psychologischer Methode empfohlen. Auch für Eucken ist die Frage nach der rechten Methode von grundlegender Bedeutung. Von vornherein scheidet für ihn jene Methode aus, die an die Spitze irgend welche allgemeine, abstrakte Weltbegriffe stellt und aus ihnen nur mit Hilfe des Syllogismus die Wirklichkeit deduzieren will; die Zeit dieser kosmologischen Methode, wie sie kurz genannt werden mag, ist vorüber. Aber auch die psychologische Methode — so berechtigt sie selbstverständlich für bestimmte wissenschaftliche Zwecke ist — ist unzulänglich. Denn sie hält sich an das, was im Bewußtsein der Individuen vorliegt. Den hier vorhandenen Tatbestand sucht sie zu analysieren und auf das sorgfältigste aufzunehmen. Aber über das Wesen des Geistes vermag sie keine Auskunft zu geben. Die Bewußtseinsphänomene sind ihr Alles, sie zu überschreiten sieht sie keinen Anlaß. Von der rein psychologischen Methode aus ist eine sehr verschiedenartige Deutung der Bewußtseinsphänomene möglich, eine naturalistische wie eine idealistische.

Die Methode, die Eucken anwendet, ist nicht in jeder Beziehung etwas ganz Neues, sie stellt sich als eine Erweiterung und Fortbildung der Methode Kants dar.

Kant ging von einem eigentümlichen Tatbestande aus, von der Tatsache der Mathematik, der Naturwissenschaft. Es sei gleich hier angemerkt, daß es sich dabei um ganz eigenartige Tatsachen handelt, deren Wesen durchaus nicht vollständig beschrieben ist, wenn sie als Tatsachen des Bewußtseins bezeichnet werden. Denn in dem individuellen Bewußtsein stellen sie sich immer nur bruchstückweise dar, während sie zweifellos ein systematisches Ganze bilden. Kant fragt nun, wie diese Tatsachen möglich sind. Er verfolgt damit ihre Entstehung bis auf ihren Ursprung im Geiste. Die Kräfte, die sich dabei als notwendig herausstellen, gehören sicher zum Bestande des Geistes. So entdeckt Kant die apriorischen Formen der reinen Vernunft. Es hat sich bei diesem Verfahren herausgestellt, daß die geistige Wirklichkeit weiter reicht als das Individuum, aber auch als das Bewußtsein überhaupt. Die überindividuelle Art wurde schon oben klar an der Eigentümlichkeit der grundlegenden Tatsachen. Daß die geistige Wirklichkeit aber auch nicht in dem Bewußtsein überhaupt aufgeht, ergibt sich daraus, daß die apriorischen Formen lange vor ihrer Entdeckung durch Kant gewirkt haben. Die geistige Wirklichkeit ist also nicht in jedem Falle im Bewußtsein schon vorhanden, sondern oft erst in das Bewußtsein zu erheben. Eucken knüpft nun an dieses Verfahren Kants an, auch er geht von Tatbeständen eigentümlicher Art aus und sucht von hier aus die Kräfte des Geistes zu erschließen, die zu ihrer Hervorbringung nötig waren; auch seine Methode hat also reduktiven Charakter. Aber eine einfache Uebernahme der Methode Kants ist nun doch aus folgenden Gründen nicht möglich:

1. Die Grundlage, die Kant gewählt hat, ist nicht breit genug. Zweifellos gibt es mehr Produkte des Geistes als nur Mathematik und Naturwissenschaft. Auch das theoretische Vermögen des Geistes erschöpft sich nicht in mathematischen und naturwissenschaftlichen Leistungen. Auszugehen ist vielmehr von der Gesamtheit dessen, was an geistiger Produktion im gemeinsamen Leben der Menschheit vorliegt, wofür Eucken als zusammenfassenden Ausdruck das Wort Arbeitswelt wählt.

2. Zur Arbeitswelt gehört nicht nur, was die Wissenschaft hervorbringt, sondern ebenso sind die Leistungen von Kunst, Recht, Moral, Religion dahin zu rechnen. Demnach ist die scharfe Scheidung von theoretischer und praktischer Vernunft abzuweisen. Vor aller Besonderung, die gewiß nicht zu leugnen ist, steht doch die Einheit. Es muß aber ein unzutreffendes Bild des Geistes geben, wenn von vornherein z. B. das Denken auf Mathematik und Naturwissenschaft eingeschränkt wird und das ethische Handeln auf die Moral im engern Sinne, während in Wahrheit das Denken sowohl wie das ethische Handeln das Geistesleben durch alle Verzweigung begleiten. Für die Methode ist es darum wesentlich, Festlegungen und folgenschwere Entscheidungen, die gleich im Anfange getroffen werden, zu verhindern.

3. Kant war nur zu formalen Bestimmungen gelangt. Ohne Frage gehört aber zu allen geistigen Leistungen ein Sachgehalt. Das System der Mathematik und Naturwissenschaft ist bestimmt nicht ein Flechtwerk von bloßen Formen und Funktionen, sondern ein geordnetes Ganze voll reichen Inhalts. Auch die Sache gehört demnach zum Geist. Ja, es hat als Kennzeichen echter geistiger Bildung zu gelten, daß sie nicht nur eine Funktion, sondern auch einen Inhalt aufzuweisen hat, die sich gegenseitig durchdringen. Erst in der Vereinigung von Funktion und Sache, die von Eucken als Volltat bezeichnet wird, haben wir geistige Leistungen echter Art vor uns. Es

ist demnach die methodische Aufgabe, klar herauszustellen, ob eine innige Verbindung von Funktion und Sachleistung bei gewissen Tatbeständen vorliegt.

Für das reduktive Verfahren fordert demnach Eucken eine breitere Grundlage, eine größere Einheitlichkeit, eine stärkere Beachtung des Sachgehalts.

Aber mit dem reduktiven Verfahren allein ist nicht zum Ziel zu kommen. Denn es kann immer nur einzelne Züge im Bilde des Geistes aufzeigen, während nur ein Ganzes befriedigen kann, auch dient es oft mehr der Kritik als dem Gewinn positiver Resultate. Eine Forschung über das Geistesleben muß aber unfruchtbar sein, wenn sie sich nicht getraut, ein ausgeprägtes, geschlossenes Bild des Geistes zu entwerfen. Ist es nicht möglich, die einzelnen Züge, die etwa das reduktive Verfahren aufdeckt, zu einem Ganzen zusammenzuschließen, dann wird der Geist schwerlich eine eigenartige beachtenswerte Wirklichkeit darstellen. So muß, wenn die Untersuchung nicht vergeblich sein soll, ein zusammenfassendes, synthetisches Verfahren das reduktive ergänzen.

Freilich erheben sich nun hiergegen die schwersten Bedenken. Als ganz ungenügend muß es angesehen werden, mit Hilfe bloßer Reflektion die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zusammenzusetzen. Eine wirkliche Einheit wird damit nicht erreicht, denn die Reflexion ist nun einmal im stande, ganz verschiedenartige Anordnungen zu treffen. Wenn nicht der Geist ein Ganzes selbst durch die Tat vertritt, so läßt sich mit aller Mühe ein Ganzes nicht herstellen. Dann aber scheint ein synthetisches Verfahren entweder unmöglich oder überflüssig: überflüssig, wenn der Geist unverkennbar als ein Ganzes wirkt, weil wir dann ja nicht erst zu suchen brauchen, sondern Alles bereits geleistet ist; unmöglich, wenn das nicht der Fall ist.

Aber es ist nun hierbei doch eine Möglichkeit nicht erwogen. Es ist denkbar, daß bereits Versuche vorhanden sind, durch die Tat einen Gesamtsinn des Geisteslebens zu vertreten, daß diese Versuche aber sich als unzulänglich erweisen, daß andrerseits eine neue Synthese sich bereits herausarbeitet, aber noch nicht voll sich durchzusetzen vermag. Dann könnte die philosophische Arbeit durch Kritik der vorhandenen Synthesen und Vorentwerfen eines neuen Gesamtbildes der neu aufstrebenden Synthese zu Hilfe kommen. Freilich könnte auch dann etwas Abschließendes nur durch den tatsächlichen Sieg des Neuen erreicht werden, aber deshalb brauchte die Vorarbeit nicht gering geachtet werden. — Nun finden sich in der Tat zwei umfassende Lebenssysteme vor, die beide eine bestimmte These in Bezug auf den Geist vertreten, der Naturalismus und der Intellektualismus. Wenn es nun keinem von beiden gelingt, den Platz allein zu behaupten und das andere zu verdrängen, so entsteht ein unerträglicher Widerspruch, und es erhebt sich die Notwendigkeit, in eingehender Kritik die Schranken der beiden Systeme aufzuweisen und zugleich zu einem neuen vorzudringen.

Dabei muß der Versuch gewagt werden, ein neues Ganze zu entwerfen, das an jeder Stelle einen bestimmten Sinn vertritt. Daß ein solcher Versuch mannigfachen Gefahren ausgesetzt ist, ist nicht zu verkennen, denn es findet sich im Anfange kein absolut festes Datum, von dem ausgegangen werden könnte. Aber die Geschichte der Philosophie hat auch gezeigt, daß es ein solches Datum überhaupt nicht gibt. Jede einzelne Tatsache kann einen andern Sinn annehmen, je nach der Beschaffenheit des Ganzen, dem sie eingefügt wird. Der kategorische Imperativ kann z. B. als Tatsache auch von einem empirisch-evolutionistischen System anerkannt werden, aber es wird ihn anders erklären und darum seine Bedeutung völlig verändern. Also muß das Streben darauf gerichtet sein, ein umfassendes Ganze zu gewinnen.

Der erste Entwurf ist dabei nicht mehr als ein Versuch, und es bleibt seine völlige Umbildung oder auch Verwerfung vorbehalten. Die nächste Aufgabe ist demnach, die Lebenssysteme des Naturalismus und Intellektualismus einer sachlichen Kritik zu unterwerfen, mit Hilfe der reduktiven Methode zu prüfen, ob sie nicht für ihr eigenes Entstehen und Bestehen andersartige Kräfte brauchen, als sie gelten lassen, und nachzusehen, ob nicht die Ergebnisse der Kritik Anhaltspunkte für ein synthetisches Verfahren ergeben, zu einem neuen Lebenssystem zu gelangen.

Dem reduktiven wie dem synthetischen Verfahren ist gemeinsam, daß sie den Befund des unmittelbaren Bewußtseins nicht als abschließende Wirklichkeit gelten lassen. Das reduktive Verfahren will von dem im Bewußtsein Vorliegenden zu den begründenden Kräften erst vordringen, das synthetische kann die das unmittelbare Bewußtsein einnehmende Wirklichkeit nicht als letzte Instanz anerkennen, weil es das Recht einer neuen aufstrebenden Wirklichkeit verficht. So vollziehen beide eine Ablösung von dem unmittelbaren Bewußtsein und vertreten damit die Behauptung, daß es möglich sein muß, die geistige Wirklichkeit in ihren eigenen Zusammenhängen zu entwickeln.

Auch damit ist nicht etwas absolut Neues aufgestellt. Denn schon immer wurde in der Wissenschaft zwischen der Beschreibung des tatsächlichen Vorstellens und Handelns einerseits, der Logik und Ethik andrerseits unterschieden. Logik und Ethik haben nicht zu ihrem Vorwurf das tatsächliche Denken und Handeln, sondern ein ideales, und vollziehen damit eine Ablösung von dem im unmittelbaren Bewußtsein Gegebenen, sie behaupten eine geistige Wirklichkeit gegenüber der psychischen. Eucken erweitert nun das Verfahren, das Logik und Ethik auf begrenztem Gebiet üben, und will es über das gesamte Geistesleben ausdehnen. Weil er es mit dem Geist, dem *νοῦς*, und nicht mit der Seele, der *ψυχή*, zu tun hat, wählt er den Ausdruck noologische Methode im Gegensatz zur psychologischen.

Paul Kalweit

Moderne „positive“ und „kritische“ Behandlungen der biblischen Urgeschichte

Die biblische Urgeschichte. 1. Mose 1—12. Von Professor D. J. Meinhold. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag 1904. 2,60 Mk.

Das erste Buch Mose, ausgelegt für Bibelfreunde. Von Pfarrer Lic. Dr. J. Boehmer. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1905. 5, geb. 6 Mk.

Die biblische Urgeschichte. Von Professor D. theol. et phil. E. Sellin. Die Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Boehmer und Kropatscheck. 1. Serie, 11. Heft. Gr.-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge 1905. 50 Pfg.

1

In Nr. 30 der Christlichen Welt 1905 hat der Unterzeichnete die beiden Hefte der „Zeit- und Streitfragen“ und der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“, die über Hiob handeln, mit einander verglichen, um an diesem Beispiel zu zeigen, daß der „breite Graben“, der nach der Behauptung der „positiven“ Kirchenzeitungen die kritische und die konservative Bibelforschung von einander trennen soll, in Wirklichkeit nicht existiert, sondern daß es sich dabei, wenn es hoch kommt, nur um Nüancen handelt. Man konnte vielleicht erwidern, daß Hiob kein geeignetes Material zu solcher Vergleichung liefere, und daß die beiden Richtungen, wenn sie auch bei einem theologisch so indifferenten Gegenstand zusammentreffen, in andern Fragen um so schärfer wider einander streiten. Darum sei es erlaubt, noch einmal eine solche Vergleichung anzustellen. Dies Mal aber auf einem Gebiet, das von jeher zu den allerschwierigsten in der Bibel gehört hat, der biblischen Urgeschichte.

Mit anerkennenswerter Offenheit sprechen sich die beiden „positiven“ Schriftsteller, Sellin und Boehmer, über die einschlägigen Fragen aus. In der Pentateuchkritik unterscheiden sie sich von den im kritischen Lager allgemein anerkannten Resultaten überhaupt nicht. Auch für sie ist es eine ausgemachte Sache, daß das ganze Werk nicht von Moses stammt, sondern von mehreren Verfassern herrührt. Sie nehmen dieselben Quellen an und bestimmen ihren Umfang ebenso wie die „Kritiker“. Auch die Chronologie der Quellen unterscheidet sie nicht: J, so hören wir bei beiden, ist die ältere, P die jüngere Quelle: das ist gegenwärtig die allgemeine Meinung, die durch Wellhausen zum Siege gebracht worden ist. — Ebenso machen

sie in der Sachkritik nicht viel Umschweife. Die Urgeschichte, heißt es bei Sellin, enthält keine Geschichte, sondern Mythen und Sagen; „volkstümliche Erzählungen" nennt Boehmer die Erzählungen der Genesis, und stellt fest, daß sie sich in keiner Weise als solche geben, die als Geschichtsurkunden gewertet sein wollen. Ausdrücklich lehnen Beide die Annahme einer „Uroffenbarung" dieser Stoffe ab. „Es ist einer der verhängnisvollsten Irrtümer in der Geschichte der Kirche gewesen, daß man geglaubt hat, der wissenschaftlichen Forschung auf diesen Gebieten sei durch die biblische Urgeschichte präjudiziert" (Sellin). Alles das sind, wie jeder Kundige weiß, eben die Sätze, die von den „kritischen" Forschern und natürlich auch von Meinhold vertreten werden. So sind also diese beiden Schriften interessante Dokumente dafür, wie stark die konservativen Bibelforscher der Gegenwart von kritischem Geist ergriffen, und wie nahe sie uns in Methode und Resultaten gekommen sind. Um so bedeutsamer aber erscheint uns diese Anerkennung der kritischen Resultate durch die „Konservativen", als sie nicht mehr, wie es ja schon seit einiger Zeit geschehen ist, in der Verborgenheit rein wissenschaftlicher Werke geschieht, sondern in populären Schriften in aller Oeffentlichkeit auftritt. Bemerkenswert ist zugleich, daß es nicht ein einzelner „positiver" Gelehrter ist, der so die kritischen Resultate übernimmt, sondern daß es zwei, von einander jedenfalls ganz unabhängige Männer sind, die hierin übereinstimmen; so daß wir also das Recht haben, von einer ganzen Richtung unter den „Positiven" zu sprechen, die jetzt bereit ist, von der „Kritik" zu lernen. Hat doch selbst Hofprediger Stoecker*) vor kurzem öffentlich ausgesprochen, daß die biblische Vorgeschichte Sagenhaftes enthalte, und daß es jetzt an der Zeit sei, dies der gläubigen Christenheit offen zu sagen. Freilich hören wir neuerdings zugleich von einem zweiten „positiven" Unternehmen, das den „Zeit- und Streitfragen" an die Seite treten und im Gegensatz dazu die wahrhaft „positiven" Gedanken aussprechen soll. Wenn also gegenwärtig auch innerhalb der „positiven" Parteien die Meinungen sich noch vielfach scharf gegenüberstehen und die „kritisch" Gerichteten unter ihnen bei ihren Parteifreunden zuweilen einen schweren Stand haben mögen, so dürfen wir es doch als eine sehr beachtenswerte Erscheinung ansehen, daß solche Anschauungen jetzt auch dort eine Stätte finden. Denn wie lange hat sich die Richtung, die sich mit dem Ehrennamen der „positiven" schmückt, gegen diese Resultate gewendet! Wie hat sie die Quellenkritik des Pentateuch als baren Unglauben bekämpft! Wie hat sie gegen Wellhausen geeifert! Mit gemischten Empfindungen blicken wir, um mit Sellin zu sprechen, auf diesen „Sieg der Wahrheit". Wir hoffen, daß es unseren konservativen Freunden gelingen werde, auch noch weitere Folgerungen zu ziehen: wenn jetzt z. B. Sellin und Boehmer der Religionsgeschichte im Alten Testament Tür und Tor öffnen, so ist zu hoffen, daß das über Jahr und Tag auch im Neuen Testament und nicht nur in der unkritischen und apologetisierenden Weise von A. Jeremias geschehen werde. Aber mit Jammer und Herzeleid fragen wir: war es wirklich notwendig, daß sich die „kirchliche" Richtung so lange gegen die jetzt endlich doch von der weiter Blickenden erkannte Wahrheit gesträubt hat? Sollten Männer wie Stoecker, die diese neueste Entwicklung vollzogen haben, nicht ein Gefühl dafür haben, daß ihre Parteigenossen „kritischen" Forschern, wie z. B. Kautzsch, Jahrzehnte lang schweres Unrecht getan haben und vielfach noch jetzt tun? Sollten sie nicht den Einfluß auf ihre Partei ausüben, daß wenigstens jetzt der unwürdige Ton der Polemik, der in einigen Kirchenzeitungen sein Wesen treibt, endlich verschwinde? Eitle Hoffnungen! Parteien, zumal kirchliche, auch wenn sie aufs Haupt geschlagen sind, tun niemals Buße! Im Gegenteil, wir müssen es erleben, daß gerade jetzt, da die „konservative" Wissenschaft einen guten Teil der Ergebnisse der Kritik in immer steigendem Maße übernimmt, die kirchlich-konservative Partei sich zu einem Massensturm gegen die „ungläubige Wissenschaft" rüstet!

Eine Bitte, ja eine Forderung aber haben wir an die „kritischer" Gerichteten unter den „Positiven". Mit Befremden haben wir neuerdings gelesen, daß Professor Kropatscheck, einer der Herausgeber der „Zeit- und Streitfragen", das Wort von dem nur „gradweisen Unterschied" von Rechts und Links, das nach den vorgelegten Proben doch für die alttestamentliche Forschung ganz unzweifelhaft zu Recht besteht, als ein „albernes Gerede" bezeichnet hat.**) Wir aber verlangen um der Wahrheit willen von unsern wissenschaftlichen Freunden, die sich zur „positiven" Partei zählen, daß sie ihre mehr oder weniger nahe Stellung zu uns nicht verschweigen oder verschleiern, sondern ihren Lesern in aller Offenheit darüber Aufschluß geben; wobei sie ja auch die etwaigen Unterschiede aufs kräftigste hervorkehren können.

Oder darf man etwa sagen, daß die „kirchlichen" Forscher die den „Kritikern" entlehnten Resultate mit neuem Geiste erfüllt haben? Auch das ist nur sehr teilweise der Fall. Den grundsätzlichen Betrachtungen, wie sie etwa Sellin und nicht viel anders Boehmer vorträgt, stimmen wir in weitem Umfange bei. Auch wir sind z. B. überzeugt, daß die Erzählungen der biblischen Urgeschichte, soweit sie aus der Fremde, speziell aus Babylonien stammen, in Israel entscheidend verändert und dort mit dem Geist einer höheren Religion erfüllt worden sind, so daß wir ein Recht haben, von der Offenbarung Gottes in ihnen zu sprechen; nicht als ob diese Traditionsstoffe selber offenbart seien, nicht als ob Alles in ihnen Offenbarung sei, wohl aber gewisse Grundgedanken, deren Träger sie in Israel geworden sind, während allerdings Anderes in der Genesis mehr oder weniger zurückgeblieben ist. Auch wir sind der Meinung, daß die beiden Begriffe „Offenbarung" und „Geschichte" sich nicht ausschließen, sondern als eine Einheit gedacht werden müssen: die Offenbarung ist nicht widergeschichtlich oder außergeschichtlich, sondern vollzieht sich innerhalb der Geschichte des Geistes. Der Leser kann sich von dieser unserer Stellung überzeugen, wenn er in der Christlichen Welt Jahrgang 1903 Nr. 6 meinen Artikel über „Babylonische und biblische Urgeschichte" oder meinen Aufsatz „Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung" in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" nachschlägt. Sicherlich finden sich zwischen Sellins und unserer Auffassung auch gewisse feine Unterschiede. Aber wer mag darüber die Uebereinstimmung im Großen übersehen?! Soll es nun für immer dabei bleiben, daß man auf „konservativer" Seite als „Unglauben" immer diejenige Stellung brandmarkt, die man derweilen noch nicht einnimmt, die man aber vielleicht in 30 oder 50 Jahren selber auch einnehmen wird?

2

Von den drei Publikationen ist die Meinholds wissenschaftlich bei weitem die wertvollste; er unterschätzt die Bedeutung seiner Arbeit, wenn er meint, der Forscher werde sie nur durchblättern; vielmehr finden sich darin neben vielerlei Bekanntem auch manche selbständige Bemerkungen, mit denen sich auseinanderzusetzen bei der nüchternen, ernsthaften Art des Schriftstellers eine Freude ist. Dagegen zweifeln wir, ob das Buch für Laien recht geeignet ist: es hat etwas Trockenes und Schleppendes; triviale Wendungen sind nicht immer vermieden; weitläufige Exkurse ziehen manchmal vom Text mehr ab, als daß sie ihn beleuchten; die Lektüre wird nicht selten erschwert durch undurchsichtigen Gedankenaufbau; immer wieder fällt mir bei modernen Büchern auf, wie sehr sie durch die leidige Art, Partikeln zu sparen und ganz kleine Sätze asyndetisch neben einander zu stellen, dem Leser das Verständnis erschweren. Die Auffassung, daß die Erzählungen der Genesis auf mündlicher Tradition beruhen, erkennt er prinzipiell an, fällt aber, wie mir scheint, zuweilen noch in die alte Anschauung, wonach die Geschichten wesentlich von den Verfassern der Sagenbücher herrühren, zurück. — Wer ernste Gedankenarbeit nicht scheut und sich in eine etwas knorrige Diktion finden kann, wird bei Meinhold auf seine Rechnung kommen. Auf die Frage, wie weit diese Geschichten der gegenwärtigen Gemeinde nahe gebracht werden können, läßt sich Meinhold nicht ein, sondern begnügt sich, ihren historischen Sinn darzustellen.

*) „Reformation" Nov. 1903, Litterarische Beilage II Nr. 11, S. 85.

**) Reichsbote 1905, Nr. 284.

Stilistisch gewandter ist Sellin, dem ein viel kleinerer Raum zu Gebote stand, und der neben die streng wissenschaftlichen Betrachtungen eine religiöse Würdigung der Stoffe stellt. Daß die letztere etwas wortreich und salbungsvoll ausgefallen ist, ist nicht zu verwundern: dergleichen müssen wir bei unsern konservativen Freunden nun einmal in den Kauf nehmen. Uns würde solche religiöse Betrachtung wirksamer erscheinen, wenn sie sich mit wenigen kräftigen Worten begnügt hätte. Professor Kropatscheck schreibt in seinem oben erwähnten Artikel, daß die „Biblischen Zeit- und Streitfragen" „eigene Forschungen" der Mitarbeiter enthalten sollen; dies Prädikat kann das Sellinsche Heft freilich nur in sehr beschränktem Maße beanspruchen. Doch findet sich in den Einzelausführungen die eine oder andere Bemerkung, von der man lernen kann. Mit Vergnügen sehen wir z. B., wie er die letzten Sammler und ihre religiösen Grundgedanken, die gewöhnlich und auch in dem Kommentar des Unterzeichneten zur Genesis zu kurz gekommen sind, zu würdigen weiß. Uebrigens steht Sellin den in meinem Genesiskommentar vorgetragenen Ausführungen nicht nur in einzelnen Resultaten, sondern vor allem in der Gesamtauffassung und der Art der Argumentation nahe*); näher als Meinhold bei dem hier und da der Wortlaut meines Kommentars nachklingt.

Boehmer bietet wissenschaftlich wenig Bemerkenswertes, sondern schließt sich darin eng an seine Vorgänger an. Das Bildungsniveau seiner Leser hat er sich ziemlich tief gedacht; er streift manchmal den Biederton des „Christlichen Volkskalenders": „die großgedruckten Stellen in der Heiligen Schrift," so lesen wir bei ihm, „zumal Alten Testaments, genügen zur Seligkeit: so hat man wohl gesagt, und es ist viel Wahres dran." Bei der Bethelgeschichte zitiert er ein Gedicht, das uns nicht kindlich, sondern kindisch erscheint:

Jakob auf der Reise
Suchte einen Stein,
Schlief auf sanfte Weise
Darauf ruhig ein.

Er bemüht sich eifrig, seinem Publikum den Stoff und die kritischen Resultate mundgerecht zu machen: er gibt, um die Uebersicht nicht zu erschweren, nicht allzuviel Material, teilt jedes Stück in kleine Abschnitte, die er mit Ueberschriften versieht. Also inhaltlich und formell so populär wie möglich. Aber doch müssen wir sagen: ist es wirklich richtig, daß man Menschen dieser Bildungsstufe, wie sie Boehmer als seine Leser voraussetzt, in den historischen Sinn der Genesis einführt? Sollte es nicht als Regel gelten, daß historische Untersuchungen über die Bibel nur denjenigen gegeben werden dürfen, die auch auf anderen Gebieten Historisches treiben und verstehen? Denn, wer nicht die volle Strenge der Geschichte ertragen kann, für den ist die historische Theologie nicht da. Wo aber die edle und reine Wissenschaft sich zu den Ungebildeten und Halbgebildeten herniederlassen soll, da wird sie unrein und mißtönig. So fehlt es bei Boehmer, der doch anderseits ein offenes Wort nicht scheut, auch nicht an mehr oder weniger verlegenen Umdeutungen, an Ausflüchten und Abschwächungen, Eintragungen und Hinzufügungen. Alle die Nöte, in denen sich diese Auslegung befindet und aus denen Boehmer trotz vieler frommer Worte — und wie vieler! es ist ein wahres Sturzbad von Erbaulichkeit! — keinen klaren Ausweg findet, sind dadurch veranlaßt, daß er den historischen Sinn aufsuchen will, den er, was aller Ehren wert ist, von dem der neutestamentlichen Schriftauslegung bewußt unterscheidet, daß er aber zugleich diesen historischen Sinn zur Erbauung der christlichen Gemeinde verwenden will. Nun leugnet Niemand, daß manche Stücke der Genesis wohl geeignet sind, unserer Gemeinde zur Erbauung zu dienen. Andere aber, wenigstens wenn man sie historisch versteht, nicht. Man denke nur an Lots Töchter, Tamars Notehe, Jakobs Betrügereien, Abraham in Aegypten und so manches Andere. Bei einigen dieser Geschichten sieht Boehmer das selber ein; aber bei andern quält er dem Texte irgend eine Erbaulichkeit an. So versteht er die merkwürdige Sage von Jakobs Kampf mit dem Gott zu Penuel ganz richtig von einem Ringkampf, weist dann aber die Allegorese dieser Geschichte auf einen Gebetskampf nicht klar ab, sondern zitiert darüber sogar die Worte Joh. 5, 39: „Die Schrift ists, die von Christus zeugt." „Geheimnisvoll, das tiefste Geheimnis, das es geben mag, ist die Begegnung der Seele mit Gott, das innerliche, innige Berühren unserer kleinen Persönlichkeit mit der allumfassenden Persönlichkeit zu allen Zeiten, ob es in den Formen grauster Vorzeit, — ob es in Christo Jesu geschieht." Aber in der Penuelgeschichte ist der kämpfende Gott durchaus nicht „die allumfassende Persönlichkeit"; wie könnte Jakob sonst mit ihm, Leib gegen Leib, ringen? Vielmehr, wenn man einmal den wirklichen Sinn dieser uralten Sage erkannt hat, so ist es eine Entweihung des Heiligen, mit diesem leiblichen Ringen die Berührung der Seele mit Gott auch nur zu vergleichen. Beim Gastmahl Abrahams kommt er zum Schluß auf das Abendmahl zu sprechen; und wenn Gott sich der Lea annimmt und ihr Söhne schenkt, erinnert er an den Sünder-Heiland; auch die Geschichte von den Töchtern Lots ist ihren Platz in der Bibel wert; selbst in dem „gottverlassenen" Abschnitt des Stammbaums Kains sollen ernste Gottesgedanken wohnen; die sehr derbe Tamargeschichte ist nach Boehmer, recht verstanden, eine Bußpredigt über das sechste Gebot; eine Stelle, die „ihren Glanz bis in die Gegenwart hinein in Herz und Haus leuchten läßt", ist ihm auch die Namennennung Noahs, der, auch nach Boehmer, „Trostbringer" heißt, weil er den Wein zuerst gepflanzt hat. „Und seitdem der Herr auf der Hochzeit zu Kana den Wein in so reichem Maße gespendet hat, dürfen wir Christen uns als berechtigt erachten, den Wein ebenso anzusehen, wenn wir ihn . . . mit Danksagung genießen." Was für ein Biblizismus! Als ob wir Christen, wenn diese Geschichte nicht in der Bibel stände, Wein zu trinken kein Recht hätten! Während Boehmer so einerseits das Alttestamentliche durch neutestamentliche Eintragungen viel zu hoch hebt, tut er ihm an anderen Stellen bitter unrecht, indem er altisraelitische Geschichten, die ganz anderen Maßstab verlangen, mit schonungsloser Offenheit nach modernen neutestamentlichen Idealen richtet und verurteilt; da fallen dann Ausdrücke wie „fast Gotteslästerung", „scheußliche Maske", „schlaue Berechnung", „verruchte Heuchelei", „fürchterliche Freveltat" usw. So steht Idealisierung und herbe Verurteilung neben einander. Und der Grund dafür ist, daß Boehmer trotz aller seiner Bemühungen und aller richtigen Ansätze nicht zu einer wahrhaft historischen Betrachtung durchgedrungen ist.

Alle die drei genannten Verfasser deuten an einigen Stellen an, daß der größte Teil ihrer Behauptungen nicht von ihnen stammt, sondern die reife Frucht der bisherigen wissenschaftlichen Exegese ist. Meinhold und Boehmer nennen einige Namen, darunter auch den Unterzeichneten; Sellin nennt Niemanden. Im Text befolgen sie sämtlich die Regel, nicht zu zitieren, ein Verfahren, das in der letzten Zeit, und nicht nur in der populären Litteratur, aufgekommen ist, das wir aber nicht zu billigen vermögen; wir benutzen diese Gelegenheit, hierüber öffentlich zu sprechen. Es interessiert, so denken wir, auch den Laien, zu erfahren, von wem und wann wichtigere Ergebnisse, Gesamtbetrachtungen oder Forschungsmethoden zuerst gefunden worden sind; und besonders, wenn man sich irgendwie in engerer Weise an einen Forscher anschließt, oder wenn man gar den Wortlaut eines Buches aufnimmt, erscheint Namennennung an den betreffenden Stellen unerläßlich. Als eine besondere Ehrenpflicht sollten es die „konservativen" Schriftsteller betrachten, diejenigen „Kritiker" zu nennen, denen sie Dank schulden; denn die Gegner pflegen, das kann ich sie aus eigener Erfahrung versichern, den Namen nicht zu verschweigen. Ein besonders enges Band verbindet mich mit Herrn Pfarrer Lic. Dr. Boehmer. Es muß eine geheime prästabilierte Harmonie zwischen uns bestehen, von der ich, wie ich allerdings gestehen muß, bisher noch Nichts gewußt habe; in einem großen Teil des wissenschaftlichen Stoffes stimme ich mit ihm, nicht nur in den Resultaten (von denen er natürlich zuweilen auch abweicht), sondern oft auch in der Reihenfolge der Bemerkungen

*) Vgl. auch den Artikel von Hans Schmidt in der Preußischen Kirchenzeitung 1905, Nr. 2, S. 22.

überein, vielfach treffen wir auch in den Ausdrücken zusammen; ja ganze Sätze, nur wenig verändert, finde ich in meinem Kommentar wieder. Der Beispiele könnte ich sehr viele beibringen. Meinen Namen nennt er im Vorwort neben Anderen; er scheint sich also der wunderbaren Uebereinstimmung, in der er sich gerade mit mir befindet, nicht bewußt geworden zu sein. Denn daß er auch den anderen von ihm Genannten ebenso kongenial ist, möchte ich doch nicht glauben. Eine merkwürdige Schriftstellerei! — Doch wollen wir ihm die mannhaften Worte, die er für das Recht der Bibelforschung gesprochen hat, nicht vergessen.

Hermann Gunkel

Die Notlage unserer Privatdozenten

Die traurige Lage vieler unserer Privatdozenten zieht die Aufmerksamkeit je länger je mehr auf sich. Schon viele Jahre hat diese Angelegenheit dem Unterzeichneten, der selbst mehrere Jahre lang Privatdozent gewesen ist und daher zu ermessen weiß, wie es einem solchen ums Herze ist, auf der Seele gebrannt; wie sehr hätte ich gewünscht, daß Andere, deren Namen weiter klingen als der meinige, sich in dieser Sache zum Wort gemeldet hätten; da es aber Niemand tut, fühle ich mich in meinem Gewissen gedrungen, zu reden. Niemandem zu Leide, aber Vielen zu Liebe!

Zunächst muß man einem größeren Publikum, das Universitätssachen nur aus der Ferne beobachtet, sagen, was ein theologischer Privatdozent ist. Man wird es, nachdem man vorher an einer theologischen Fakultät durch eine wissenschaftliche Arbeit und ein natürlich nicht leichtes Examen den Lizentiatengrad erworben hat; an einigen Fakultäten, z. B. der Berliner, ist dann noch eine weitere wissenschaftliche Arbeit erforderlich. Die meisten theologischen Privatdozenten haben vorher das erste der theologischen Examina oder alle beide bestanden und sind manchmal auch noch zum Dr. der Philosophischen Fakultät promoviert worden. Man beginnt die Laufbahn demnach verhältnismäßig spät, gewöhnlich in der zweiten Hälfte der zwanziger Lebensjahre. Der Privatdozent hat das Recht, Vorlesungen zu halten. Aber eine Garantie, daß er auch einmal eine Professur erhalte, wird ihm von Niemandem, weder von der Königlichen Regierung noch von einer Fakultät gegeben. Er ist eben ganz allein auf sich selber angewiesen. Ein regelmäßiges Aufrücken nach der Anciennität gibt es nicht. Professor wird er, wenn die Regierung ihn nach Vorschlag einer Fakultät für eine frei werdende oder, was natürlich selten vorkommt, für eine neu zu gründende Stelle beruft. Dies trifft den Einen früh, den Anderen später, Einige überhaupt nicht. Daß bei solchen Stellenbesetzungen auch Menschlichkeiten vorkommen und wohl einmal der Tüchtigere zurückstehen muß, ist der Lauf der Welt.

Eine solche, völlig unsichere Existenz kann ein deutscher Idealist, auch wenn er nicht wohlhabend ist, in der Frische seiner jugendlichen Hoffnungen ganz gut einige Jahre ertragen. Wenn aber diese Wartezeit viele Jahre dauert, dann wird sie so drückend, daß sie wohl im stande ist, ihm sein Leben zu verbittern, seinen Lebensmut zu brechen und seine Arbeitskraft zu erschüttern. Man kennt die Erfahrungen und Stimmungen Lagardes, der als Gymnasiallehrer eine ihm unerträglich lange Zeit auf eine seines Genies würdige Stellung warten mußte. Einige unserer Privatdozenten, und gerade solche, die unserm Kreise mehr oder weniger nahe stehen, warten nun schon sechs bis elf Jahre! Wer nicht selbst diese Bitternisse durchgekostet hat, wird sich kaum von ihnen einen Begriff machen können. Zunächst ist es für einen ehrliebenden Mann schwer, so lange die öffentliche, ihm gebührende Anerkennung seiner Tätigkeit zu entbehren. Er fühlt sich in seiner Arbeit als Dozent behindert, wenn er, wie das wohl gewöhnlich der Fall ist, zu dem wissenschaftlichen Seminar seines Faches und der dazu gehörigen Bibliothek keinen Zutritt hat. Besonders aber drückt auf sein Gemüt die Aussichtslosigkeit seiner Existenz. Wie mancher mag im Stillen gegen die aufsteigende Bitterkeit kämpfen! Wie lähmt es den Schwung seiner Gedanken, wenn er sich sagen muß, daß er mit seiner ganzen unablässigen und aufreibenden Arbeit — denn gearbeitet wird von unsern Privatdozenten! — nicht im stande ist, sich ein bescheidenes, aber auskömmliches Brot zu erwerben. Zwar kann die preußische Regierung — Dank dafür! — ein Stipendium verleihen, aber von jährlich 1200 Mk. und höchstens fünfmal. Was soll geschehen, wenn die fünf Jahre um sind? Wer sich an einem Tage, den er nie vergessen wird, zum letzten Mal sein „Stipendium" von der Kasse geholt hat, ohne zu wissen, an welcher Kasse er sich je wieder holen werde, was er zum Leben braucht, der weiß, was es heißt, Privatdozent sein! Einigen, ganz wenigen Privatdozenten glückt es vielleicht, sich durch ihre Vorlesungen ihr Auskommen zu verdienen. Aber doch nur an den großen Universitäten. Und wie unsicher ist dies Brot! Denn wie, wenn in einem Semester seiner Zuhörer weniger sind? oder wenn eine Krankheit oder sonst ein Unglück ihn am Lesen hindert? Einigen älteren Privatdozenten kommt die preußische Regierung noch durch Bewilligung einer „Remuneration" zu Hilfe. Aber auch diese wohl niemals so hoch, daß der Unterstützte, wozu er doch nach seinen Lebensjahren wie nach seiner Arbeitsleistung den vollen Anspruch hätte, davon eine Familie ernähren könnte. Auch kann ihm die Remuneration jeden Augenblick wieder genommen werden, und keinerlei Pensionsanspruch ist damit verbunden. Manchmal verleiht die Regierung auch wohl den Titel „Professor", der aber ein bloßes Ornament bleibt; wir kennen Vorlesungsverzeichnisse, die diesen Titel einiger Privatdozenten überhaupt ignorieren! Ein Nebeneinkommen, wie es der Mediziner oder etwa auch der Jurist haben kann, steht dem Theologen nicht zur Verfügung. Er wird wissenschaftliche Werke schreiben; aber wie wenig kann man dadurch verdienen! Es ist wahrhaftig kein leichtes Los, acht oder zehn Jahre ein solches Leben zu führen, ja noch am Ende einer solchen Zeit noch immer vor einer völlig ungewissen Zukunft zu stehen; das Herz kann uns bluten, wenn wir bedenken, daß unsern jüngeren Freunden in den Jahren ihrer besten männlichen Reife so Schweres auferlegt ist!

Und noch trauriger werden wir, wenn wir uns sagen, was für tüchtige Männer sich unter ihnen befinden. Ich nenne hier keinen Namen, um diejenigen, die ich übergehe, nicht zu kränken. Aber wir dürfen ohne Uebertreibung sagen: unsere theologischen Privatdozenten und gerade die älteren unter ihnen sind eine Auslese aus ihren Altersgenossen; es sind Männer darunter, ebenso ausgezeichnet durch ihre wissenschaftlichen Publikationen wie durch ihre Wirksamkeit als Lehrer. Sie sind berufen, zu den geistigen Führern der evangelischen Kirche zu gehören.

2

Man wird fragen, wodurch gerade in der Gegenwart die Lage unserer Privatdozenten so hoffnungslos geworden ist. Die einen antworten auf diese Frage: das sei die Folge davon, daß die unmittelbar vorhergehende Generation der gegenwärtigen Ordinarien zum Teil in verhältnismäßig jungen Jahren ins Amt gekommen sei, und daß die für die Jüngeren damit erschwerte Situation sich nach dem Laufe der Natur erst in einiger Zeit ändern könne. Mag sein, daß an dieser Erwägung etwas Wahres ist. Dann, so sollten wir denken, müßte es die Sache einer weitblickenden Regierung sein, bei solcher Lage einzuschreiten und Ausnahmemaßregeln zu ergreifen, damit den Jüngeren, die ohne ihr Verschulden in solche Notlage gekommen sind und die man doch für den theologischen Nachwuchs dringend nötig hat, die schwierige Uebergangszeit erleichtert werde.

Oder man sagt, das Angebot der Privatdozenten sei eben größer als die Nachfrage bei den Berufungen. Aber man pflegt dabei nicht zu untersuchen, wie es denn gekommen ist, daß der Privatdozenten in den letzten Jahrzehnten mehr geworden sind. Das eben ist die Folge des großen Aufschwungs der Theologie in der letzten Zeit. Und die Schuld daran tragen, wie Jedermann weiß, Männer wie Wellhausen und Harnack. Weil sie das Herz ihrer Schüler mit Begeisterung für unsere herrliche Wissenschaft gefüllt haben, darum liegt diesen die wissenschaftliche Tätigkeit in so goldenem Lichte da.

Man möchte den jungen Idealisten, die so voll sind von Begeisterung und so wenig wissen vom Laufe der Welt, zurufen: Begeistert euch nicht zu sehr und wisset, in welches Elend ihr euch stürzt! Oder sollte da nicht vielmehr gelten: wenn eine Wissenschaft durch die Tätigkeit genialer Forscher einen ungeahnten Aufschwung nimmt, würde es dann für den Staat nicht angezeigt sein, daß er dem auch dankbar Rechnung trage am einfachsten durch die Gründung mehrerer neuer Stellen, damit der frische Quell, der jetzt so freudig sprudelt, nicht wieder versiege?

Andere aber sagen noch anders. Sie weisen uns darauf hin, daß viele Privatdozenten „positiver" Richtung so viel schneller ins Amt gekommen sind als unsere Freunde. In Nr. 7 der Chronik der Christlichen Welt erschien eine Liste der Göttinger, Hallenser, Berliner und Greifswalder Privatdozenten und ihrer Beförderungen in Preußen von 1891 bis zur Gegenwart, aus der allerdings deutlich hervorging, daß die Greifswalder in auffallend kürzerer Zeit Professoren geworden sind.*) Die Gründe für eine solche Erscheinung brauchen wir nicht erst lange zu suchen. Wir haben es ja noch in guter Erinnerung und können es täglich erleben, wie die Feinde unserer wissenschaftlichen Arbeit, voran die Kirchenzeitungen und gewisse Redner auf den Synoden, der Regierung immer wieder vorgestellt haben, daß sie verpflichtet sei, „kirchlich" gerichtete Männer in die Professuren zu setzen. Es wäre ja kein Wunder, wenn der beständige Druck höchst einflußreicher Kreise diese Wirkung ausgeübt hätte. Daß die Regierung in den letzten Jahren einige sogenannte „Strafprofessoren" ernannt hat, weiß Jedermann. Welchen niederschlagenden Eindruck aber wird es auf einen jungen Gelehrten und auf seine Arbeitsfreudigkeit machen, wenn er sieht, daß bei den Anstellungen noch etwas Anderes als allein seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und sein ernstes Streben in Frage kommt? wenn er den Verdacht schöpfen muß, wegen seiner Ueberzeugung, die er sich in so manchen Jahren nach bestem Wissen und Gewissen erworben hat, hintenangesetzt zu werden?

Und wie soll eine solche Anstellungspolitik auf die Wissenschaft selbst wirken? Von je her, seit sich die beiden Richtungen in der evangelischen Kirche gegenüberstehen, die man die positive und die kritische zu nennen pflegt, hat die erstere ihren eigentlichen Sitz mehr in den kirchlichen Kreisen, die andere mehr auf der Universität gehabt. Es hat also in der Natur der Sache gelegen, daß die sogenannte positive Richtung ihr Charisma in der praktischen Arbeit, die andere aber in der wissenschaftlichen Forschung bewährt hat. Die großen wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen sind fast immer von Männern ausgegangen, die von der „Kirche" bekämpft oder wenigstens beargwöhnt worden sind. Und erst Jahrzehnte später sind die Ergebnisse der „kritischen" Forschung dann allmählich in die „positive" Richtung eingedrungen. Ebendarum aber liegt es im Interesse der theologischen Wissenschaft, daß bei Berufungen *allein* auf die Bedeutung des Privatdozenten als wissenschaftlichen Forschers und Lehrers und nicht auf seine Parteistellung gesehen wird. Ja, nicht einmal das Verfahren, daß man aus Gründen der „Parität" die Stellen gleichmäßig unter den beiden Richtungen austeilt, können wir trotz seines Scheines von Gerechtigkeit als billig anerkennen; eben so wenig etwa wie die paritätische Austeilung der hohen Staatsstellen unter die beiden Konfessionen. Es gibt nur *ein* Verfahren, das des Staats und der Wissenschaft wirklich würdig ist, nämlich dieses, daß *man ohne jede Rücksicht auf das kirchliche Parteiwesen einfach nach der wissenschaftlichen Bedeutung der Anwärter die Professuren besetze.* Denn daß der Privatdozent ein *rechter Mann* sei, dem seine Wissenschaft ein *Gottesdienst* ist, dem es Ernst damit ist, daß er Diener der *Kirche* bilden soll, dies setzen wir als selbstverständlich voraus. Und nur eine Voreingenommenheit, die die Sache des *Glaubens* und der *Partei* verwechselt, kann leugnen oder bezweifeln, daß unser Privatdozenten solche Männer sind.

*) Diese Tabelle empfehlen wir dringend der Aufmerksamkeit unsrer für diese Angelegenheit interessierten Leser. Die Einzelnummer der Chronik der Christlichen Welt ist von J. C. B. Mohr in Tübingen für 20 Pfennig zu haben. D. H.

Eine Behandlung unsrer Privatdozenten als „ungläubig" würde eine Beleidigung unseres ganzen Kreises sein, an dem doch so viele Geistliche, die in Segen wirken, von ganzem Herzen Anteil nehmen!

Und nun vergegenwärtige man sich die Folgen, die eine andere Anstellungspolitik, konsequent einige Jahrzehnte betrieben, haben würde. Die Religionswissenschaft wird man in ihrem Siegeslauf, auch in in ihrem Einfluß auf unser Volk, nicht behindern können. Wird ihr Betrieb in der Theologischen Fakultät erschwert, so wird er sich eben in die Philosophische flüchten. Aber das Leben vieler tüchtiger junger Männer kann man brechen. Und vor allem, die Theologische Fakultät kann man empfindlich schädigen. Es ist eine zarte Sache um das Vertrauen unter den Fakultäten: wenn einmal in der Universität die Stimmung allgemein geworden ist, daß die Theologieprofessoren um ihrer guten Gesinnung, aber weniger um ihrer Wissenschaft wegen angestellt werden, daß sie nach andern Methoden und unter anderen Voraussetzungen „arbeiten", als sonst überall gearbeitet wird, dann wird der Ruf erschallen: Der Theologischen Fakultät gebührt auf der Universität keine Stelle! Dann mag sie unter allgemeiner Mißachtung in die Seminare ziehen! *Kann aber ein solches Ende der Theologischen Fakultät das Ziel einer Regierung sein?*

3

Damit aber haben wir die Frage bereits berührt, was denn nun für die Privatdozenten geschehen kann, um ihre Lage zu bessern? Wir rufen Jeden auf, dem die Wissenschaft der evangelischen Kirche am Herzen liegt, und gerade den, der selber am eigenen Leibe diese Nöte nicht erfahren hat, qui sedet post fornacem et habet bonam pacem*), — alle diese rufen wir auf, mit uns zu erwägen, was in dieser dringenden Notlage geschehen soll.

Sollen wir den Privatdozenten raten, die undankbare Wirksamkeit an der Universität zu lassen und in die Praxis zu gehen? Einige haben schon so gehandelt. Aber daß die meisten und gerade die älteren so handeln, wollen wir um keinen Preis wünschen. Denn mit ihnen würde der Nachwuchs, den wir unter keiner Bedingung entbehren können, aussterben. Sollen wir ihnen empfehlen, neben ihrem Lehren an der Universität zugleich eine praktische Tätigkeit zu übernehmen? Auch diesen Weg sind schon einige gegangen. Aber auch das dürfte nur in Ausnahmefällen zu raten sein. Es gibt nur ganz selten Menschen, die so vielseitig begabt sind, daß sie solche doppelte Wirksamkeit erfolgreich ausführen könnten. Die Wissenschaft ist den meisten eine eifersüchtige Göttin und wendet dem den Rücken, der sie nicht allein liebt. Oder sollten sie versuchen, durch populäre Vorträge und Schriften Geld zu verdienen? Die Versuchung ist ja heutzutage groß. Aber eine solche Wirksamkeit ist im allgemeinen einem Jüngeren zu widerraten: es gibt eine Zeit des Säens und es gibt eine Zeit des Erntens.

Auch die theologischen Fakultäten können hier nur zum Teil helfen. Sie können und werden, so hoffen wir, die Bedingungen, unter denen sie Privatdozenten aufnehmen, eher erschweren als erleichtern; ihre Mitglieder werden privatim den jungen Männern, die sich habilitieren wollen, die Grausamkeit der Zukunft, die ihnen droht, nachdrücklich vorstellen. Sie werden aber gleichzeitig, so hoffen wir, es als eine heilige Pflicht empfinden, den Privatdozenten, deren Tüchtigkeit sie erkannt haben, so viel an ihnen ist, den Weg zu ebnen. Mögen sie dabei mit Hochherzigkeit verfahren und auch über die Unterschiede der Richtung hinwegsehen; mögen die einzelnen Mitglieder bedenken, was zu denken dem Menschen freilich schwer fällt, daß die besondere Richtung, die sie vertreten, im Laufe eines Menschenalters als überwunden gelten wird, und daß die Jüngeren ja Schwächlinge sein müßten, wenn sie mit ihnen in jeder Beziehung übereinstimmten. Vor allem aber mögen sich die Fakultäten der Regierung gegenüber als berufene Vertreter ihrer Privatdozenten fühlen und nicht müde werden, deren Würdigkeit ihr vorzustellen. Ja, wir meinen, eine Fakultät, deren Schüler nicht vorwärts kommen, müßte das als etwas

*) Der hinterm Ofen sitzet, und ganz behaglich schwitzet.

ganz Unleidliches, als eine Herabsetzung ihrer eigenen wissenschaftlichen Leistungen empfinden.

Der ausschlaggebende Faktor bleibt die Regierung. Wir wünschten, daß berufnere Federn als die des Unterzeichneten den leitenden Männern die Not unserer Jugend so darstellen möchten, daß sie ihnen zu Herzen geht; mögen sie, besser als der Unterzeichnete es kann, sie darauf hinweisen, wie wertvoll, ja unentbehrlich unserm Vaterlande so viele dieser jungen — und zum Teil nicht mehr jungen! — Kräfte sind. Mögen sie ihnen auch sagen, wie gefährlich die Anstellungspolitik ist, die man jetzt zu befolgen scheint. Wir fürchten nicht, daß man dann antworten wird: so sehr man es bedauere, so sei doch eben kein Geld zur Verfügung. Denn wenn wir sehen, wie reich etwa unsere medizinischen oder naturwissenschaftlichen Institute ausgestattet werden, so wird es nicht unbescheiden sein, wenn wir bitten, auch unserer emporstrebenden Wissenschaft zu Hilfe zu kommen und unsere bescheidenen Wünsche zu erfüllen. Mehr Licht und Luft für die Theologie!

Zugleich aber wenden wir uns an weitere Kreise unserer besitzenden Stände. Unsere Wissenschaft ist in letzter Zeit durch Vorträge und gemeinverständliche Schriften endlich einmal wieder populär geworden. Auch diese Zeitschrift, in der ich die Ehre habe, diese Zeilen zu veröffentlichen, hat hierzu wacker mit beigetragen. Unsere Gebildeten fangen an, zu sehen, was für eine gewaltige Arbeit von den Theologen inzwischen getan worden ist. Hier haben sie eine Gelegenheit, die Dankbarkeit, die sie der Wissenschaft und ihren Vertretern schulden, zu betätigen! Von Stiftungen, von Stipendien für Privatdozenten der theologischen Fakultät haben wir in den letzten Jahrzehnten nie etwas gehört, so viele Stiftungen in Deutschland auch sonst für andere Wissenschaften durch die Presse bekannt gemacht werden. Darum, wer ein Interesse für die Theologie hat, der wisse, wie er es betätigen kann.

Nachwort des Herausgebers. Der Verfasser hatte diesen Artikel, wie aus seinem Wortlaut hervorgeht, mit Namen gezeichnet. Möge einstweilen die Sache ohne Namen für sich reden! Der Herausgeber übernimmt ganz die Verantwortung für das Gesagte.

Die Lage der Privatdozenten ist von Alters her eine kritische gewesen. Von je her sind Privatdozenten verhungert, moralisch und physisch. Ich erinnere an Baxmann, den tüchtigen Verfasser einer Papstgeschichte, † in Bonn 1869. Es liegt in der Natur der Sache, in der Art unsrer Universitäten, daß eine Habilitation immer ein großes Risiko bedeutet. Inwieweit eine Regierung die Aufgabe hat, das Glück zu korrigieren, ist aber allerdings zu fragen. Sehe ich recht, so ist die preußische Regierung in dieser Hinsicht nicht unaufmerksam gewesen; gerade an Gründung neuer außeretatmäßiger Stellen hat es nicht gefehlt, die freilich bescheiden genug dotiert sind und keine Sicherheit für die Zukunft bieten. Nur eben die kritische Theologie hat von diesem System wenig profitiert. Für die theologischen Fakultäten war Geld da, sobald es sich um die Stillung kirchenparteiischer Unzufriedenheit handelte — manchmal erstaunlich viel. Aber die freie und strenge Wissenschaft, die zum Habilitieren lockt, die naturgemäß den meisten wissenschaftlichen Nachwuchs hat, erfreute sich in den letzten Zeiten einer so fürsorglicher Pflege nicht. Wir verkennen nicht, konservative Theologie muß auch sein. Aber der Fortschritt der Wissenschaft ist immer an die treibenden, neuernden Geister geknüpft gewesen. Entfernen diese sich im Eifer ihrer Vorarbeit zu weit von dem gemeinsamen Arbeitsfeld, dann mögen die konservativen Genossen sie hemmen und zurückrufen. Aber künstlich züchten soll man konservative Dozenten so wenig wie kritische. Gerade an diesem Punkte muß man der freien Entwicklung der Fakultäten Luft lassen. Und man darf sich nicht wundern über das Selbstverständliche, daß die Lust, sich der Wissenschaft berufsmäßig zu widmen, am lebhaftesten sich regt in der Luft der neuen und neuesten Probleme. Konservativer wird man mit dem Alter von selbst. Legt aber der Staat einen Druck auf die jungen Privatdozenten, die aus dem Vorwärtsdrängen der Wissenschaft heraus geboren sind, so schädigt er die Wissenschaft, hemmt er ihren Fortschritt. Hier wird die Lage von heute erst in ihrem ganzen Ernste offenbar. Es handelt sich viel weniger um die Personen als um die Wissenschaft. Personen muß man unter Umständen opfern, man darf es ihnen unter Umständen zumuten, daß sie sich selber opfern. Aber hier ist das Schicksal unsrer jungen emporstrebenden Kräfte das Schicksal der Wissenschaft. Gewiß, auch die Wissenschaft geht nicht gleich zu Grunde. Aber wenn im Geiste der Tabelle „Greifswald" in Nr. 7 der Chronik von oben weitergearbeitet wird, muß unsre Fakultätenwissenschaft für lange den Schaden davon tragen, und dann wird ihn auch die Kirche spüren. Man kann heute auch dem begabtesten jungen Theologen nicht mit gutem Gewissen raten, sich in Preußen zu habilitieren. Das ist die Notlage unsrer Privatdozenten. R

Die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich

1

Mit 181 gegen 102 Stimmen hat am 6. Dezember 1905 der französische Senat den Beschluß der Deputiertenkammer über die Trennung von Kirche und Staat gebilligt. Am 9. Dezember wurde das Werk des Parlaments vom Präsidenten der Republik und 5 Ministern unterzeichnet und der Wortlaut des Gesetzes unter diesem Datum am 11. Dezember im Journal Officiel veröffentlicht. So wird der 9. Dezember fortan ein historischer Tag ersten Ranges sein nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa.

Zunächst für Frankreich. Der Bruch, den einst die große Revolution eingeleitet hat, ist nun vollzogen.

Wohl hatte sich Bonaparte, der alle Ideen von 1789 auf ihrem Weg aufgehalten und umgebogen hat, viele Müh gegeben, um durch das Konkordat den vorhandenen Riß wieder zu heilen. Scheinbar mit großem Erfolg. Aber daß er so starke Klammern schmieden mußte wie die organischen Artikel, beweist doch nur, daß an ein natürliches Zusammenwachsen der beiden auseinander strebenden Mächte nicht mehr zu denken war.

Zunächst war es nicht die Kirche, die aus der Verbindung mit dem Staat sich loszuwinden suchte. Das Konkordat verlieh der Kurie und dem Klerus einen von Napoleon nicht vorhergesehenen und nicht gewollten Machtzuwachs. Weil er dies bald genug zu spüren bekam, erklärte er das Konkordat für den größten Fehler seines Lebens. Und die Kirche hat diese Machtfülle, wenn nicht ungemindert zu erhalten, so doch immer wieder zu erobern verstanden. Unter der Restauration, während des ersten Jahrzehnts des zweiten Kaiserreichs, in den ersten Jahren der dritten Republik hatten die Klerikalen alle Staatsposten bis herab zum letzten Feldhüter in ihren Händen.

Aber durch den Gebrauch, den sie von ihrem politischen Einfluß machten, sorgten sie dafür, daß die noch nicht vollzogenen Nummern des Programms von 1789 bei den liberalen Politikern nicht in Vergessenheit gerieten. Der Gedanke einer Trennung von Kirche und Staat, ursprünglich eine wenig populäre liberale Doktrin, wurde zu einer von allen Republikanern aufgenommenen Kampfesparole, nachdem die Boulange und die Teufelei des Leo Taxil, der Dreyfusprozeß und der Assumptionistenskandal auch harmlosen Gemütern die Augen für die klerikale Gefahr geöffnet hatten. Und dieser Parole war der endliche Sieg gewiß, auch wenn die Schlacht nicht so rasch und unter anderen Bedingungen entschieden worden wäre. Denn der Bruch zwischen Kirche und Staat wurde nicht allein durch den wachsenden Widerwillen der bürgerlichen Demokratie gegen den Einfluß der Kirche auf das staatliche Leben und die im modernen Staatsgedanken begründete Abneigung gegen jede Verquickung von Politik und Religion vorbereitet: auch die Entwickelung des religiösen Denkens trieb auf dieses Ziel zu. Männer wie Lamennais, Lacordaire, Montalembert, die einst im Avenir Trennung von Kirche und Staat zu einer Forderung der Frömmigkeit machten, hatten ein feineres Gefühl für die Würde der Religion als Bonaparte und die politischen Agenten der Kurie. Auf protestantischer Seite waren schon 1848 die Freunde Alexander Vinets von der Forderung zur Tat geschritten. Daß diese Verfeinerung des Empfindens, die in der Trennung von Kirche und Staat nicht nur ein politisches, sondern ein religiöses Ideal sieht, auch in der Kirche des Syllabus, die diesen Gedanken mit ihrem Anathema belegt, Fortschritte gemacht hat, zeigt die verhaltene Begeisterung, mit der eine beachtenswerte Gruppe der französischen Katholiken das Trennungsgesetz aufgenommen hat.

Es entspricht deshalb ebensowenig der wirklichen Lage, wenn die Radikalen Combes als père de la Séparation feiern, wie wenn man in gewissen klerikalen Kreisen in dem Beschluß der Volksvertretung nichts Anderes sehen will als das Gelingen des Komplots einiger Freimaurer, die im Bunde mit dem Satan der Mutter Kirche ihre älteste Tochter aus den Armen rissen. Auch dieses Ereignis traf ein, „als die Zeit erfüllet war". Mag sein, daß die Trennung von Kirche und

Staat sich noch länger hinausgeschoben hätte, wenn Frankreich einer protestantischen Kirche und einem Kardinalstaatssekretär von größerer politischen Klugheit, als Merry del Val sie besitzt, gegenübergestanden wäre; gekommen wäre sie doch.

Daß diese Erkenntnis im französischen Volk vorhanden ist, beweist die unerwartet gelassene, ja gleichgiltige Aufnahme, die der Senatsbeschluß vom 6. Dezember 1905 zunächst im Lande gefunden hat.

In Paris blieb Alles ruhig. Nicht einmal den Camelots auf den Boulevards schien die importante séance wichtig genug, um damit auf einen guten Absatz ihrer Zeitungen zu spekulieren. Es war auch kaum Etwas in den Blättern zu finden, was auf der Höhe des welthistorischen Momentes stand. Die großen sozialistischen Zeitungen würdigten die denkwürdige Abstimmung keines längeren Verweilens, weder Clemenceaus Aurore noch die Dépêche von Toulouse. Der Temps, das Journal des Débats, das Siècle hatten das Problem so gründlich und so lange erörtert, daß sie am Tag seiner Lösung nichts Neues mehr zu sagen hatten. Selbst die Presse, deren sonstige Tonart noch ein kräftiges Schlußwort erwarten ließ, konnte nach dem langen Kampf die Abspannung nicht mehr verbergen. Man muß schon nach der Libre Parole greifen, um einem Streiter zu begegnen, der auch nach der Schlacht das Schwert nicht aus der Hand gibt. Dort schreibt Eduard Drumont:

Die Juden und die Freimaurer sind zufrieden. Sie bekommen das Trennungsgesetz als Weihnachtsgeschenk vor Weihnachten. Möge es ihnen wohl tun.

Dann macht er seinem Ingrimm Luft in einem versteckten Aufruf zum Bürgerkrieg:

Mehr als je bin ich der Ueberzeugung, daß die Lösung der furchtbaren Krisis, durch die wir gehen, liegen wird im Erwachen des nationalen Instinktes, des Rassengeistes.

Im Croix weckt der Senatsbeschluß die Erinnerung an Golgatha:

Consummatum est.*) Seit gestern gibt es wohl noch ein katholisches Frankreich, es gibt auch noch französische Katholiken. Aber die französische Nation ist durch ihre Vertreter aus der Zahl der katholischen Staaten gestrichen. Das ist ein unaussprechlicher Sprung für die, die ihr ganzes Leben für einen einzigen Gedanken gegeben haben, für das Verbundensein Frankreichs mit der Kirche.

Folgt eine Aufforderung zum Kampf gegen das Gesetz: Voilà votre loi! je la repousse du pied — es ist Graf de Mun, der dieses schreibt. Veuillot im Univers drückt sich ähnlich, wenn auch gemäßigter aus:

Die Verleugnung ist vollbracht. Es fehlt nur noch die Unterschrift Loubets, d. h. es fehlt Nichts mehr. Frankreich kennt die Kirche nicht mehr. Möge Gott sein Erbarmen und nicht seine Gerechtigkeit walten lassen und das Land mit den Uebeln, die unsere Regierung durch ihren offiziellen Abfall herausfordert, in Gnaden verschonen.

Für das Journal, das Leibblatt des französischen Spießbürgers, birgt die Trennung von Kirche und Staat keinerlei Schwierigkeiten:

Die christliche Solidarität ist kein leeres Wort und die Reichen werden schon herausfinden, auf welche Weise sie den Armen am besten beispringen können. Der Bourgeois, der für eine Trauung 3000 Franken bezahlt, wird sich auch nicht beklagen, wenn er 3300 Franken bezahlen soll. Und der Arme wird nach wie vor seine Totenmesse um 2 Franken bekommen.

In der Humanité meint Francis de Pressensé — sehr zu Unrecht —, seine Ideen seien in das Gesetz übergegangen:

Es ist der Abschluß des Emanzipationswerks, das die Helden des freien Gedankens in Frankreich begonen haben. Mit der definitiven Entkirchlichung [laïcisation] des Staates ist das Ziel verwirklicht, das die Leuchten der Renaissance, die Verfechter der Rechte der bürgerlichen Gesellschaft gegen die Kirche, die Enzyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts erstrebt haben. Was die Väter der Revolution glorreich begonnen haben, ist nun wiederaufgenommen und vollendet. Fortan ist das Gewissen frei.

Wie diese Gewissensfreiheit unter Umständen ausfallen könnte, zeigt uns der Gefühlserguß, mit dem die Laterne den Sieg des Bloc begrüßt:

Endlich! Fortan gibt es in Frankreich keine offizielle Kirche mehr. Die Theokratie ist aus unsern Gesetzen verschwunden. Aber morgen wie gestern werden wir uns gegen den räuberischen Klerikalismus zu wehren haben, und wenn die Waffen, die das neue Gesetz uns liefert, nicht ausreichen, werden wir neue schmieden müssen . . . Die Kirche ist ins Herz getroffen. Sie wird bald unter der Gleichgiltigkeit und Verachtung zusammenbrechen. Endlich gewinnt die Republik über die Kirche. Nieder mit der Kirche! es lebe die Republik!

Und das Organ der gemäßigteren libres penseurs, die Action, ruft schon nach dem Gendarmen gegen die cynischen Ausbeuter des religiösen Gefühls:

Die Theokratie wird künftig dem gemeinen Recht unterstellt sein und ihre représentants de commerce werden ihr letztes Asyl neben Madame Humbert oder [dem Zuckerspekulanten] Jaluzot finden.

Noch weiter versteigt sich der Renegatenhaß des Exabbé Charbonnel in der Raison:

Herr Kardinal, Herr Bischof, Herr Pfarrer, es gibt Krämer auf dem Marktplatz, ihr seid Krämer im Tempel. Macht, was ihr wollt, in eurem Kramladen . . . Der Bauer, der Arbeiter, der kleine Geschäftsmann werden den Tarif der Kirche übertrieben hoch finden (für das, was man dafür bekommt), sie werden ihn vergleichen mit dem, was sie für andere Bedürfnisse bezahlen. Schon dieser Vergleich allein wird die Würde der Sakramente herabstimmen. Der Sakramentslieferant wird kaum mehr sein als ein Fleisch- oder Spezereiwarenlieferant, nur daß er viel weniger nützlich ist. Nach und nach wird die Kundschaft lieber zum Metzger und zum Spezereihändler gehen und die klerikale Krambude leer stehen lassen.

Wenn so aus Anlaß der Annahme des Trennungsgesetzes die politische Presse Frankreichs die ganze Skala der Gefühle zum Ausdruck gebracht hat, welche Empfindungen hat der 9. Dezember in der kirchlichen Presse und welche Entschlüsse bei den offiziellen Vertretern der Kirche geweckt?

Eugen Lachenmann

*) Es ist vollbracht.

Verschiedenes

Professor Peabody. Der erste Professor aus Amerika, der an unsrer stolzesten Universität Vorlesungen hielt, war ein Theologe. Darüber freuen wir uns. Der Gegenstand seiner Vorlesungen, anderen zur Auswahl angebotenen durch den preußischen Kultusminister vorgezogen, war die soziale Ethik des Christentums. Daß uns aus Amerika der kommen mußte, der hierüber an deutscher Hochschule las, gibt Einiges zu denken. Nach einem Bericht der Täglichen Rundschau bestand das große Verdienst seiner Vorträge „hauptsächlich in der Belehrung, daß die Amerikaner nicht bloß dem Materialismus huldigten, sondern daß auch daneben ein idealistischer Zug die Denkweise besonders in den gebildeten Schichten beherrsche.“*) — Peabody, der so früh wieder von Berlin Abschied genommen hat, um rechtzeitig zum Beginn des neuen Semesters an der Harward-Universität wieder in Cambridge zu sein, hat in Berlin auch gepredigt. Am 7. Januar. Es ging uns damals von einem Leser unsers Blattes darüber ein Stimmungsbericht zu. Jetzt, nachdem der Prediger über das große Wasser schwimmt, wollen wir ihn an den Tag bringen:

Sie kennen die kleine amerikanische Kirche am Nollendorfplatz. Dort, wo die Hochbahn aus unterirdischem Tunnelleben zu hellem Tage aufgeht, wo dies markanteste Wahrzeichen der jüngsten Weltstadt technischen Sieg in künstlerische Linien kleidet, schimmert das reinliche Gotteshaus, ein Ruhepunkt dem Auge inmitten abgeschmackter „hochherrschaftlicher“ Fassaden. Nicht allzu originell, erinnert das Kirchlein an sehr ähnliche Geschwister in Genf und anderswo; das selbstherrlich ragende Turmprisma verwächst nicht recht mit dem bescheidenen Giebelbau; die guten Verhältnisse der anschließenden Front haben gegen die brutale Uebermacht der benachbarten Mietskaserne zu kämpfen und richten gerade durch ihre edle Einfalt unsere Kritik wider die etwas verfehlte Kreuzblumenspielerei der Turmbekrönung. Trotz Alledem — nach straßenlangem Genuß der trostlosen Schöpfungen unserer Maurerpoliere empfinden wir ehrliche Freude an dem Schmuckkästchen der Kolonie. Wer vollends weiß, daß lediglich religiöser Gemeinsinn und fröhliche Opferwilligkeit hier Bauherren waren, begreift sympathisch, wie stolz Amerika in Berlin auf sein Gotteshaus ist.

Sonntäglich mahnen die Glocken zur Andacht. Frühzeitig betreten wir die luftige Vorhalle; unser prüfender Blick streift die einladende Bibliothek, und haftet mit einigem Staunen rechts der Hauptpforte, auf einer großen Wandtafel, deren Schrift ungefähr folgendes Schema zeigt:

*) Seine Antrittsvorlesung über Akademische Gegenseitigkeit ist deutsch bei Alfred Töpelmann in Gießen erschienen. 39 S. 60 Pfg.

16000 Mk. Schuld											
1000 Mk.											
500						500					
100		100		100		100		100		100	
100		100		100		100		100		100	
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20

Zahlreiche Visitenkarten wackerer Spender auf den einzelnen Ziffern erweisen, daß die gewiß eigenartige Methode schon einen guten Teil der fehlenden Bausumme aufgebracht hat. Dies sprechende Beispiel weltlicher Klugheit im Dienste des Ewigen, und nun das geschäftige Treiben um uns, das heitere Stimmengewirr der hereinflutenden Gemeinde, die derb lustigen Begrüßungen. dies Alles verscheucht in uns die natürliche Scheu vor interessiertem Beobachten der Stätte und Weise fremdartiger frommer Betätigung. Es liegt etwas Hellenisches, Sonniges in dem kindlichen Frohsinn, mit dem die schlanken, glattrasierten Männer, die Matronen und die Gibsongirls zu Einkehr und Anbetung eilen. Folgen wir ihnen in die Kirche selbst, so nimmt zunächst reinste ästhetische Befriedigung unser Auge gefangen. Einheitlich schön und weihevoll der ganze Raum in Verhältnissen, Material und Schmuck; feierliches Farbenspiel der mit guter, alter Kunst gefügten Glasmalerei klingt harmonisch zusammen mit weißem Marmor und Malachit an Altar und Kanzel, und die kleine Orgel, außerordentlich glücklich eingebaut und maskiert, ertönt der amtierenden Künstlerin in tonreiner, prächtig hallender Melodie. Und nun neigt sich Alles in tiefer Andacht dem strengeren Ritus der anglikanischen Kirche; doch in den Liedern erhebt sich lebendige Daseinsfreude wieder zu fast heiteren Weisen und klingt künstlerisch machtvoll aus vierstimmigem Weihesang. Die Sammelteller durchwandern die Reihen und bringen reichliche Gabe zum Altar.

Heute ist die Kolonie fast vollzählig versammelt; eine gewisse Unruhe und Spannung webt unverkennbar in der Gemeinde; häufiges Raunen und Flüstern: Revd. Dr. Francis G. Peabody will preach this morning. Der Professor, den das Vertrauen unsers Herrschers an die Berliner Hochschule berief, ist ein Kanzelredner von ungewöhnlicher Bedeutung. Stattlich und würdevoll, mit gehaltener Geste, die Züge außerordentlich an Maurus Jokai gemahnend. Paulinische Durchdringung des christlichen Geistes in Glaube, Hoffnung und Liebe leuchtet ihm als Leitmotiv theologischer Wissenschaft. Mit sittlichem Ernst und feinem Wort verweist er uns auf unabläſſiges Erforschen unseres Innern, fordert mit treuer Mahnung ein frommes Entwickeln, Herausarbeiten der besonderen Individualität zu ganzer, christlicher Persönlichkeit. Im scheinbar regellosem Gewirr der Bilder und Fragen zeitgenössischen Seins findet er als Pol die erlöste Seele des Einzelmenschen, der in unerschütterlichem Gottvertrauen Frieden gefunden und nun als „christlicher Charakter im heutigen Leben“ „soziale Ethik“ wirkungsvoll betätigt. Es wird einem warm ums Herz, so die erhabenen Lehren der Religion mit den Strebungen moderner Menschenliebe innig vereint zu sehen, und die ehrliche Befriedigung wird zu restloser innerlicher Freude, wenn wir uns auch der glänzenden Form der Predigt bewußt werden. Ein sonores Organ, in vorzüglicher Sprachtechnik durchgebildet, bringt Ideenreichtum und packende Gleichnisse voll zur Geltung; oft muß man der unvergeßlichen Gaben Rudolf Kögels gedenken ....

Noch einmal sammelt ein meisterhafter Schluß der Predigt die lichtvollen Hauptgedanken wie Strahlen im Spiegel der ewigen Wahrheit, und in diesem Spiegel leuchtet uns das zauberische Idealbild des, was wir sein sollen und können. Ergriffen lauschen die Andächtigen; sie alle, der reiche Handelsherr, dessen Wirken und Denken mit Riesenwerten dieser Welt arbeitet, und die kleine, vergrämte Sprachlehrerin, die sich heute inmitten ihrer Glaubensbrüder über den zermürbenden Fron des Alltags erhebt, blicken mit Dankbarkeit und Stolz auf den berühmten Landsmann. Jubelnd wie Siegeslied tönt nun die Hymne, und in stillem Gebet klingt die Weihe der Stunde aus. Langsam leert sich das Gotteshaus unserer amerikanischen Freunde; in lebhafter Bewegung verweilt noch hier und dort eine Gruppe, die Eindrücke auszutauschen, oder dem Prediger persönlich zu danken. Denn mehr als ein äußerliches Erlebnis ist es ihnen wie uns, den kraftvollen Geist gläubigen Christentums wirken zu sehen in einer aufrechten Persönlichkeit, die uns kündet, Wissenschaft und Leben zu einer einzigen Betätigung heiliger Erkenntnis zu machen.

W L F

Karneval. Ein Sittenroman aus dem Köln des zwanzigsten Jahrhunderts von Emil Kaiser. Köln, Paul Neubner 1906. 171 S. 2 Mk.

Eine unheimlich anschauliche und leider nur zu naturgetreue Schilderung des gefeierten rheinischen Volksfestes. Der Karneval liebt es ja immer noch, seine ihm so bieder zu Gesichte stehende Maske von „harmlosem Frohsinn und echtem Humor“ aufzusetzen, aber dem Wirklichkeitssinn der Gegenwart zeigt sie sich doch immer mehr als das, was sie ist, eben als Maske! Mit peinlicher Unerbittlichkeit leuchtet der sehr gewandte Verfasser dem Karneval ins Gesicht und macht uns mit „der nach altem heidnischen Brauch in zuchtloser Ausgelassenheit ihres Trieblebens sich freuenden Menge“ bekannt, dem hohlköpfigen alten Karnevalsfanatiker, der sich als Dichter des obszönen Karnevalsliedes feiern läßt, das er selbst nicht einmal verfaßt hat, den ausschweifenden, ehebrecherischen Typen der gebildeten und ungebildeten Welt, der wahnsinnigen Karnevalsgier eines armseligen weiblichen Krüppels und einer totkranken älteren Frau, dem Auswurf der höheren Schulen und den Gruppen unzüchtiger Kinder, dem anständigen Mädchen, bei dem aber der Karnevalstaumel und Sekt ebenfalls die Hemmung des Schicklichkeitsgefühls ausschaltet, bis herab zu den Kupplerinnen, die in der Todesnot nach dem Priester rufen, zu den Rüpeln und Rowdies, „dem Abschaum der Großstadt, der hier die in diesen Tagen übliche Duldsamkeit der Polizei benutzte, aus seinen Schlupfwinkeln hervorzukriechen und sich in seiner ganzen Lasterhaftigkeit und Gemeinheit einmal auf offener Gasse zu zeigen“, „verwüstetes ausgemergeltes Dirnen- und Zuhältervolk, das mit tierischer Stimme einen einzigen unflätigen Vers gröhlt“. Nichts wird dem Leser erspart, auch nicht der Blutsturz der schwindsüchtigen alten Frau und der Todessturz des leichtsinnigen jungen Weibes; die widerlichsten Szenen häufen sich nur allzusehr. Man hat „die Empfindung, als sei diese ganze Stadt heute eine einzige ungeheure Maschine der Wollust, geheizt vom unlöschbaren Feuer der Geilheit, gespeist mit tausenden und tausenden von Litern Alkohol.“

Mit Ekel und Entrüstung wendet man sich ab und fragt sich doch wieder, ob man nicht eben damit dem Karneval einen seiner raffiniertesten Reize verleiht, den Reiz, daß er mit seinem schmachvollen Treiben „Anderen Aergernis gibt“!

Muß nun das anständige Publikum der Rheinstädte, das sich in diesen Tagen den Belästigungen, nein, der Beschimpfung durch den Karneval gar nicht entziehen kann, dies Fest der Völlerei und Unzucht mit gebundenen Händen dulden? Auch die nicht Freunde des Karnevals sind, „bedenken, was der Karneval für Köln bedeutet“, „das Geschäft“, die Presse, die sich ihr Gewissen mit riesigen Inseraten beschwichtigen läßt, der „Besuch der größten Würdenträger der Stadt“ und der auswärtigen hohen und höchsten Herrschaften, das Interesse der mächtigen Wirtezunft — wer will dagegen ankämpfen? Doch nein, es beginnt zu tagen. Der ärgste Skandal, der berüchtigte Lichtmeßball der Prostituierten im Gürzenich, dem vornehmen städtischen Festhause, ist dank den Enthüllungen eines sozialdemokratischen Schriftstellers glücklich abgeschafft; in anderen Rheinstädten gehen die Behörden schrittweise gegen die schlimmsten Auswüchse vor und entziehen ihm jede offizielle Unterstützung. Vielleicht wird dort noch einmal auch der unantastbare Karneval an dem Uebermaß seiner Abscheulichkeit zu Grunde gehen! Das sehr ernst zu nehmende Kaisersche Buch ist geeignet, ihm einen recht tüchtigen Stoß zu geben.

v Rohden

Zur silbernen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares.

Hermann Petrich: Das Buch vom deutschen Kaiserpaar im Jubeljahr. Festschrift vom deutschen Haus fürs deutsche Haus. Berlin, Schriftenbetriebsanstalt 1906. 80 S. 50 Pfg.

Hermann Petrich: Unser Kaiser und unsere Kaiserin. Ein Jubelbüchlein. Ebenda. 20 S. 20 Pfg.

H. Schindler: Unser Kaiserpaar. Gedenkschrift. Dresden, Zacharias 1906. 16 S. 15 Pfg.

Paul Blau: Kaiser und Kaiserin. Ein Gedenkblatt. Hamburg, Rauhes Haus 1906. 16 S. 15 Pfg.

Heinrich Stuhrmann: Heil unserm Kaiserpaar. Berlin, Deutsche Sonntagsschulbuchhandlung 1906. 24 S. 15 Pfg.

Fünf Festschriften — alle von evangelischem und nationalem Geiste erfüllt, alle volkstümlich, von Männern geschrieben, deren Namen einen guten Klang haben. Die niedrigen Preise, die bei Partienbezug sich noch bedeutend ermäßigen, ermöglichen eine Massenverbreitung. Doch drängt sich die Frage auf: war es nötig, daß so viele Federn sich in Bewegung setzten, da in diesem Falle doch Stoff und Behandlung von vorn herein gegeben waren? Hätten sich die oben verzeichneten christlichen Schriftenverbreitungsanstalten über ein gemeinsames Vorgehen geeinigt, so hätte der Preis sich noch wesentlich reduzieren lassen, oder es hätten die Illustrationen, die teilweise in ihrer Ausführung zu wünschen übrig lassen, besser hergestellt werden können. Vielleicht läßt sich bei künftigen Anlässen ähnlicher Art eine solche Konkurrenz christlicher Firmen vermeiden. Unter den genannten Schriften hat das Jubelbüchlein von Petrich mir besonders gefallen, aber auch die andern sind gut. Wir wünschen ihnen weiteste Verbreitung, damit die Liebe zu unserm Kaiserhause dadurch in unserm Volke gefördert werde.

Dechent

Kleine Mitteilungen. Wenn unsre nächste Nummer herauskommt, wird die silberne Hochzeit unsers Kaiserpaares vorüber sein. So mag heute schon ein Wort der Freude darüber gesagt sein, daß wir in Preußen und im Reich dieses Fest feiern dürfen. Fürsten sind Menschen vom Weibe geboren — — aber es ist heute Viel in ihre Hand gelegt. Merkwürdig Viel, wenn man bedenkt, was für Veränderungen die Throne umbraust haben. Es ist wahrhaftig nicht leicht, an dieser Stelle immer das Rechte zu tun, beobachtet von den Blicken einer ganzen Welt. Es ist sicher erst recht nicht leicht für einen klugen und willenskräftigen Mann wie Wilhelm II. Wie viel Ablenkung, wie viel Schwierigkeiten und Versuchungen, von denen wir fern den Höfen keine Ahnung haben! So können wir gar nicht dankbar genug sein, daß wir diesen Fürsten und diese Fürstin unser nennen. Wie wohltätig haben wir eben erst jüngst Beider persönliches Eingreifen in der Mädchenschulreform verspürt, und wie gern heften sich unsre Hoffnungen auch an Beider persönliches Interesse für die Lage der Heimarbeit. Dinge, die sonst nicht vom Fleck kommen,

gelangen rasch ans Ziel, wenn die Majestäten mit anfassen. Das macht unsern Zuständen nicht in jeder Hinsicht Ehre; aber da es so ist, sind wir froh und dankbar, daß unsre Majestäten ein Herz haben für die wirklichen Bedürfnisse. — Wir sind auch dafür dankbar, daß Kaiser und Kaiserin gegenüber den innern Angelegenheiten unsrer Kirche Zurückhaltung üben. Das mag ihnen vielleicht manchmal schwer werden. Denn sie haben eine persönliche Stellung zur Kirche, zur Religion, und machen kein Hehl daraus. Das ist ihr gutes Recht; um so verdienstlicher bleibt es aber, daß sie zugleich die kirchliche Entwicklung sich durch das Spiel der gegebnen Kräfte frei regeln lassen. Wie ganz anders könnte es doch in der Staatskirche, wie wir sie haben, gehen! Persönliches Christentum im Kaiserhause ist für uns unendlich viel wert, bischöfliches Regiment vom Kaiserhause her wäre ein Unglück. Die sogenannten Selbständigkeitsbestrebungen in unsrer Kirche sind an dieser weisen Haltung unsers summus episcopus müde geworden, und das ist gut für die Gegenwart, denn wir sind jetzt zu einer Trennung von Kirche und Staat an keiner Stelle reif. So gedenken wir aufrichtig und herzlich des hohen Paares: Gottes Segen möge ruhen auf ihm und seinen Kindern! —

Ehrlichkeit im Kirchendienst. Zu diesem Thema ist ein Artikel eingegangen, den wir drucken wollen. Die Schlußbemerkungen, die wir in voriger Nummer noch für diese Nummer in Aussicht gestellt hatten, erledigen sich damit.

Hilligenlei habe ich, wie der Reichsbote nicht müde wird zu erzählen, gelobt. Nun schreiben die Leser des Reichsboten an unsern Verlag und wollen meinen Artikel über Hilligenlei haben! Vielleicht werde ich noch darüber schreiben, aber vorläufig habe ich nur gemahnt, man solle sich das Buch durch die maßlosen Gerichtsurteile, die darüber gefällt werden, nicht verekeln lassen. Ich habe das getan unter dem Eindruck der Bartelsschen Besprechung im Kunstwart, die ich bedaure und ebenso ihre Aufnahme in den Kunstwart. — Zu Hilligenlei kommen zwei Aufsätze in Nr. 9 und 10, dann wollen wir die Diskussion darüber vorläufig wieder schließen. R

Quittung

Fortsetzung zu Nr. 7

Für das notwendige Liebeswerk: je 5 Mk. von B, Eckelshausen; F K, Charlottenburg; 4,25 von H G Sch, Schw. Gmünd; je 3 von K, Herzfelde; A, Fürstenau; aus der Gemeinde Rüttenscheid; W E Sch, Prag; 2 von C M, Freiburg; 1 von M, Ems.

Für den denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 10 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Plauen; K, Oechlitz; 5 von K, Berstadt; je 3 von B, Helmstedt, K, Cannstatt. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden
Herausgeber: H. Weinel
a. o. Prof. der Theologie in Jena

Erlösung. Von R. Herrmann, Pfarrer in Oberweid. 1905. 50 Pfg.

Eine

Massenwirkung

wie wenig geistliche Redner übte **John Wesley** aus. — **Predigt der Kirche VI. Bd. 6** bringt Biographie und Predigtauswahl. Preis 1,50.
C. Ludwig Ungelenk, Verlag, Dresden A.

Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter und herzlicher Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das, bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen, in den gutgeleiteten Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!“ Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten“, die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit“.

Alte deutsche Kinderlieder: 1.80 Mk.

Soeben: Fünfzehntes Tausend!

*** Junge, gebildete Mädchen * ***

werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes“ in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Die Religion des Alten Testaments

unter den

Religionen des vorderen Orients

Von

D. Karl Marti
o. Professor der Theologie an der Universität Bern

Lex. 8. 1906. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben unter Leitung von Professor D. G. Krüger
Zweite Reihe Siebentes Heft

Quellen

zur

Geschichte des Pelagianischen Streites

Herausgegeben von

Lic. **A. Bruckner**
Pfarrer in Bremgarten bei Zürich

8. 1906. M. 1.80. Gebunden M. 2.30.

Die dogmatische Behandlung der Tauflehre

in der modernen positiven Theologie

Von

Lic. theol. **Otto Scheel**
Professor an der Universität Kiel

Zum Teil Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ Jahrgang 1905

8. 1906. M. 4.50.

Der gegenwärtige Stand der neutestamentlichen Exegese

in seiner Bedeutung für die praktische Auslegung

Von

D. **Ernst von Dobschütz**
Professor in Straßburg

Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 1906
8. 1906. M. —.60.

Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben

Von

D. **Paul Drews**
Professor der Theologie in Gießen

Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 1906
8. 1906. M. —.60.

Die Lehrverpflichtung

in der evangelischen Kirche Deutschlands

Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evang. Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz.

Herausgegeben von

Hermann Mulert

Zweite Ausgabe (mit einem Nachtrag)
8. 1906. M. 1.—.

Nach dem übereinstimmenden Urteile der Presse hat der Herr Verfasser seine Aufgabe äußerst glücklich gelöst. Die neue Ausgabe ist mit Nachträgen versehen, welche das Bild der geltenden Lehrverpflichtung ergänzen und berichtigen. Kurze Mitteilungen über die Lehrprozesse der letzten Zeit, bezw. über die Maßregeln, welche gegen einige Geistliche ergriffen wurden, die unzulässiger Lehre beschuldigt waren, sind angefügt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 9 — Marburg i. H., den 1. März — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Das Grundgesetz des Geschehens

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen — denen, die nach dem Vorsatz berufen sind. Röm. 8, 28.

Wer dieses Wort dem Apostel mit voller Ueberzeugung nachsprechen kann, der hat die Welt mit ihrem Gram und Glück unter seinen Füßen und im Innersten ein sturmfreies Gebiet, das von ihren Wechselfällen und Gegensätzen nicht erschüttert werden kann, es sei Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Besitz oder Armut, Ehre oder Schmach. Und dieser innere Besitz ist etwas Sicheres und Gewisses: „Wir wissen." Glaube und Wissen ist hier Eins. Es ist der tragende Untergrund des christlichen Lebensmutes, nicht der Gipfel- und Höhepunkt des christlichen Selbstgefühls, der je und je erstiegen, dann wieder verlassen würde. Das geht, wenn es nicht in der Natur der Sache läge, schon aus dem Zusammenhang hervor.

Paulus sagt das große Wort, das in unseren deutschen Testamenten in Sperrdruck hervorgehoben ist — so beiläufig, als eine zugestandene Tatsache und unzweifelhafte Voraussetzung alles Weiteren. Im Grunde ist ja auch der Satz an sich ein logisch einleuchtender und bündiger Schluß: Wer mit Gott befreundet ist, wer Gott und seinen Willen, seine Ehre, seine Sache in allen Dingen sucht, der befindet sich in Harmonie mit der großen Weltordnung, d. h. der Regierung Gottes; die Bewegungen und Zusammenhänge des Weltgeschehens im Großen wie im Kleinen sind mit ihm verbündet, wogegen umgekehrt der von anderen, selbstischen, weltlichen oder sinnlichen Beweggründen getriebene Mensch fort und fort gegen diese Ordnung anläuft und anstößt, daher auch von ihr gestoßen und schließlich zerbrochen wird.

Zu diesem Grundgesetze hat die Weltgeschichte — die im Grunde mit der Geschichte des Reiches Gottes Eins ist — in unendlichen Variationen den Kommentar geschrieben.

Aber das Geheimnis ist nun dies: was logisch einleuchtend und wahr ist, soll praktisch in unserem Leben zur Tatsache werden. Nur wenn man den Schlüssel hat, kann man das Schloß öffnen, nur dann funktioniert seine Mechanik. Den Schlüssel hat, wer tatsächlich Gott liebt, bei dem in tiefstem Grunde der Ton durchklingt: „Dich alleine ich nur meine."

Kann der Mensch darüber bei sich ins Klare kommen oder nicht? Unermeßlich groß ist doch der Umfang des Begriffs „Gott lieben", von der Gottinnigkeit der Mystiker an bis zu der nüchternen Pflichttreue des kategorischen Imperativs. Und gewiß hat jede Richtung und jede Schattierung des auf Gott gerichteten Fragens und Strebens ihr Recht und ihren Wert. Aber Etwas ists, was dieses Wort Jedem sagt und ans Herz legt, der es betätigen und erproben will: Jedermann weiß, was man im bürgerlichen Leben loyal nennt. So gibt es im Reiche unseres Gottes — das Alles umfaßt — eine Loyalität, ein Gefühl für das, was dem Willen und Gesetze Gottes entspricht, und eine Gesinnung, die es innerlich bejaht und betätigt, — nicht aus Zwang oder Furcht, sondern aus der innersten Ueberzeugung, daß sein Wille unser Heil und unser Leben ist. Was einem jeden denkenden Menschen da ahnend aufdämmert, das ist dem Christen ein seliges offenbares Geheimnis. Denn er weiß, daß er von diesem Gott nach seinem Vorsatz berufen ist, damit er an ihm seine Liebesgedanken durch Alles hindurch verwirkliche. Die Berufung durchs Evangelium ist ein Datum unsres Lebens, der Vorsatz und Ratschluß Gottes dabei ist unsre Verherrlichung, daß wir gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes (V. 29). Jenes erhebt das Ahnen zur Gewißheit, dieses erhebt die Loyalität zur Pietät, zur Kindesliebe; und auf der Höhe dieses Verständnisses kann der Christ sprechen (mit Tersteegen):

> Es ist mir herzlich lieb,
> daß du bist, der du bist,
> und daß mein ganzes Heil
> in deinen Händen ist.

J. H.

Rudolf Eucken

3. Die Kritik des Naturalismus und Intellektualismus

Naturalismus und Intellektualismus stellen umfassende Systeme dar, die alle Wirklichkeit und alles Leben sich unterwerfen wollen. Eucken entwickelt ihre Art in seinem Werk Die Einheit des Geisteslebens. Beide vertreten eine ausgeprägte Anschauung vom Geist. Dem Naturalismus stellt sich die Wirklichkeit als ein ungeheures Gewebe dar, in dem unendlich viele einzelne Elemente in gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen. In gesetzmäßiger Weise kommen Verbindungen zu stande, in gesetzmäßiger Weise lösen sie sich wieder. Aber diese Gesetzmäßigkeit ist an jeder Stelle kausal-mechanischer Art. Für ein eigentümliches Geistesleben mit besondern Kräften und Gesetzen ist hier kein Platz. Der Geist ist nichts weiter als passives Bewußtsein, der nur widerspiegelt, was ohne sein Zutun vorgeht. Das eigentliche Geschehen liegt durchaus bei einem ungeistigen Prozeß.

Der Intellektualismus beruft sich auf die Tatsache, daß Wirklichkeit im ausgeprägten Sinne Etwas ist, das nur durch die Wissenschaft zu stande kommt. So muß die Wirklichkeit innerhalb des Geistes liegen. Der Geist aber ist seinem Wesen nach logisches Sein. So löst sich dem Intellektualismus, namentlich in seiner Steigerung zum „Noetismus", wie ihn das Hegelsche System repräsentiert, alle Wirklichkeit in einen logischen Prozeß auf. Alles ist Geist und Alles ist vernünftig geworden, die großen Gegensätze, die das Dasein zu durchziehen scheinen, die Gegensätze von Einheit und Vielheit, Aeußerem und In-

nerem, Gutem und Bösem, Welt und Ueberwelt, werden von dem einen Prozeß umfaßt und zu Gegenseiten eines Geschehens gemacht. Das menschliche Dasein ist gänzlich in den Prozeß eigefügt, der in rastloser Bewegung, allein getrieben von dem logischen Gesetz, in die Unendlichkeit fortschreitet. Weder kann es hier einen eigentlichen Widerstand noch eine Entscheidung aus Freiheit geben. Denn das gesamte Geschehen wird ja nicht getragen von den Individuen, die sich etwa erst zu entscheiden hätten, sondern von der Allmacht des absoluten Prozesses.

Die Kritik hat nach der reduktiven Methode zu prüfen, ob die Systeme des Naturalismus und Intellektualismus nicht zu ihrem Entstehen und Bestehen andere Kräfte voraussetzen, als sie gelten lassen. Das ist nun in der Tat der Fall. Zu bedenken ist zunächst, daß der Naturalismus nicht von Anfang an das menschliche Bewußtsein eingenommen hat, sondern erst geworden ist. Ganz andere Ueberzeugungen mußte er erst verdrängen, um selbst Platz zu bekommen. Der Mensch mußte sich für die von dem Naturalismus vertretenen Anschauungen erst entscheiden und entgegengesetzte in zäher Arbeit überwinden. Schon damit ergibt sich ein anderes Bild vom Geiste. Wenn der Naturalismus recht hat, daß der Geist Nichts ist als passives Bewußtsein, so ist nicht einzusehen, warum er nicht von Anfang an die Gedanken der Menschen sicher beherrschte, oder es läßt sich in keiner Weise sicher stellen, daß er immer im Besitz bleiben wird. Denn offenbar ist es bei der völligen Abhängigkeit des Geistes von einem ungeistigen Prozesse ganz unmöglich, daß zu einer Zeit im Bewußtsein völlig falsche Gedanken und zu einer andern wahre vorhanden sind. Entweder müssen nach den Voraussetzungen des Naturalismus die Gedanken immer wahr sein, oder sie haben überhaupt keine Beziehung zur Wahrheit; der Prozeß bringt einmal diese, einmal jene Bilder im Bewußtsein hervor, alle gleich wahr und gleich falsch oder vielmehr weder wahr noch falsch, sondern rein tatsächlich. Will der Naturalismus nicht auf eine Wahrheit verzichten, so muß er ein eigenes Wesen des Geistes erkennen, so muß er zugeben, daß der Geist eine Selbsttätigkeit besitzt, in der er billigen und verwerfen kann.

Es kommt hinzu, daß der Naturalismus selbst mit Größen arbeitet, die garnichts anders sind als Erzeugnisse des Geistes. Denn der Anblick der Wirklichkeit, wie sie sich den Sinnen darstellt, weist weder letzte Elemente noch Gesetze und Kräfte im Sinne der Naturwissenschaft auf. Die Formeln der mathematischen Naturwissenschaft können nicht einfach von der Außenwelt abgelesen werden. Wir brauchen die Kritik des Naturalismus hier nicht weiter zu verfolgen, es genügt die Feststellung, daß der Geist nicht passives Bewußtsein, sondern daß ihm eine Selbsttätigkeit zuzuerkennen ist.

Die Selbsttätigkeit des Geistes vertritt nun auch der Intellektualismus. Aber es ist zu fragen, ob das logische Sein die ganze Wirklichkeit des Geistes ausmacht. In diesem Falle müßte die ganze Wirklichkeit rationalisiert werden, es dürfte keine fundamentalen Gegensätze geben. In der Tat unternahm es ja auch der Intellektualismus, alle Gegensätze in den allgemeinen Prozeß aufzulösen. Nun zeigt aber eine genauere Betrachtung, daß der Intellektualismus von vornherein die Gegensätze nicht in ihrer ganzen Schwere nimmt. Unmöglich läßt sich vor allem der Gegensatz von Gut und Böse relativieren. Steht es aber so, dann ist auch eine Entscheidung des Menschen notwendig. Es ist nicht wahr, daß der Mensch in die Bewegung des Geisteslebens widerstandslos hineingezogen wird, er muß sich dafür entscheiden. Damit werden Größen wie Freiheit, Gesinnung, Charakter, die für den Intellektualismus keine Bedeutung hatten oder nur unwesentliche Begleiterscheinungen waren, als zum Grundbestand des Geistes gehörig erwiesen. Denn Geistesleben kommt bei uns garnicht zustande ohne eine Zusammenraffung des ganzen Wesens, ohne freie Bejahung. Das zeigt sich nicht nur in Moral und Religion, sondern auch in der Wissenschaft, die schließlich aufhören muß, wenn sie nicht getragen wird durch die Tat.

Daß der Prozeß ungenügend ist, ein voller Ausdruck für die geistige Wirklichkeit zu sein, zeigt die Ausbildung eines historischen Bewußtseins. Der Prozeß ist als Prozeß gänzlich der Zeit unterworfen. Seine einzige Wirklichkeit ist die des Augenblicks. Phase reiht sich hier an Phase, die letzte verschlingt immer alle vorhergehenden. Nun aber halten wir im historischen Bewußtsein auch die Vergangenheit in ihrem eigenen Gehalt gegenwärtig. Es gibt also eine Tätigkeit, die die einzelnen Phasen des Prozesses umspannt und zusammenhält. Wir vermögen Leistung und Ertrag der verschiedenen Zeiten zu prüfen und zu werten. Damit erweist sich eine dem bloßen Prozeß überlegene Wirklichkeit des Geistes. Alles Zusammenhalten, Prüfen, Werten wäre unmöglich, wenn der Geist nicht ein besonderes Wesen einzusetzen hätte.

So steigt aus der Kritik des Naturalismus und Intellektualismus ein anderes Bild des Geistes auf, es eröffnet sich die Aussicht auf ein neues umfassendes Lebenssystem. Das neue System kann dabei Vieles von dem naturalistischen und intellektualistischen System anerkennen, es kann zugeben, daß in der Tat eine naturalistische Wirklichkeit mit ihrer kausal-mechanischen Verknüpfung auch in den Geist hineinreicht, wie es der nach Assoziationsgesetzen ablaufende Vorstellungsmechanismus beweist, daß in der Tat auch eine große intellektualistische Wirklichkeit mit prozeßhaftem Geschehen logischer Art vorhanden ist, wofür die Macht der reinen logischen Konsequenz auf allen Gebieten spricht, aber es muß zugleich zur Geltung bringen, daß es sich um bloße Teilwirklichkeiten handelt, die sich einer überlegenen Wirklichkeit einfügen und deren Entwicklung dienen müssen. Die Kritik des Naturalismus ergab die Forderung der Selbsttätigkeit, die des Intellektualismus die der Freiheit und eines den bloßen Prozeß umspannenden und tragenden Wesens, beide kommen zu ihrem Recht in einer geistigen Wirklichkeit personaler Art. Ein persönliches Geistesleben, das nur nicht zu verwechseln ist mit den sinnlich-selbstischen Individuen, vermag an einer charaktervollen Wirklichkeit zu arbeiten und sie zu tragen. Denn hier findet sich die notwendige Selbsttätigkeit, ohne die es nun einmal für uns keine echte Wirklichkeit gibt, und hier findet sich gegenüber dem bloßen Prozeß ein Wesen, das nicht dem Fluß des Geschehens preisgegeben ist und so ein Bleibendes gegenüber dem unaufhörlichen Wechsel zu vertreten vermag. Ohne ein Wesen, das in aller Veränderung seine eigene Art durchsetzt und immer klarer herausarbeitet, kann es auch für uns keine Wirklichkeit geben, die diesen Namen verdient. Also keine echte Wirklichkeit ohne Selbsttätigkeit und ohne ein dem Prozeß überlegenes Wesen. Denn ohne Selbsttätigkeit müßte Alles als gleichwertig gelten, die Halluzination des Wahnsinnigen so viel bedeuten wie die Erfahrung des Forschers, beide sind Tatsachen des Bewußtseins und insofern ununterschieden; erst die Selbsttätigkeit bringt eine Scheidung in dem Ablauf der Vorstellungen hervor, vermag das Eine anzuerkennen und das Andere zu verwerfen. Nur aus solcher Scheidung aber vermag eine Wirklichkeit hervorzugehen. Aber ebenso ist für die Entstehung einer Wirklichkeit ein dem Prozeß überlegenes Wesen erforderlich. Denn sonst ist die Wirklichkeit der absoluten Veränderung unterworfen. Was im ersten Moment durch Anerkennen und Verwerfen als Wirklichkeit herausgearbeitet ist, das kann der nächste Moment umstoßen und etwas völlig Anderes an die Stelle setzen. Ohne irgend ein Beharren aber gibt es keine Wirklichkeit. Auch setzt das Anerkennen und Verwerfen bereits ein Wesen voraus. Denn es läßt sich Nichts anerkennen, was nicht einem bestimmt gearteten Wesen und seinen Forderungen konform ist, und Nichts verwerfen, was ihm nicht widerspricht. Wenn aber ein Verlangen nach echter Wirklichkeit alle Arbeit durchdringt, so muß auch die Voraussetzung anerkannt werden, ohne die ebenso das Verlangen wie seine Befriedigung unmöglich ist, ein selbsttätiges Geistesleben mit einem Wesensgehalt, und das heißt ein Geistesleben personaler Art.

Paul Kalweit

Die sinnliche Liebe in Frenssens Hilligenlei

Es ist überaus traurig, daß man immer und immer wieder an einen ganz einfachen Grundsatz für die Betrachtung von

Kunstwerken erinnern muß: wir sollen zunächst nicht fragen und zu ergründen suchen: Was hat der Dichter gewollt? sondern wir sollen zunächst immer wieder stille werden vor dem, was der Dichter geschaut hat und wie er uns seine Gesichte darstellt. Die Dichter könnten ihren gottgewiesenen Beruf an uns Andern leichter leisten, wenn wir wirklich so an ihre Schöpfungen herangingen. Dann erst, dann aber auch um so wirklicher und zwingender würde aus des Dichters Welt uns Not lebendig, Freude fröhlich, Entschluß kräftig; dann käme ungewollt und ungesucht das neue Wollen in unsre Seele. Das aber ist allerdings nur dann möglich, wenn wir wieder besser oder, um es ehrlich zu sagen, wenn wir wieder gewissenhafter lesen lernen. Das Zuhörenkönnen, das Stilleseinkönnen — immer wieder stille sein können —, ist eine feine Kunst, die sonderlich unter Christenleuten ihren Kultus haben sollte.

Ehe ich das Bild von der sinnlichen Liebe, das Frenssen malt, kurz nachzuzeichnen suche, muß ich mit einem Gegensatz gegen diese Darstellung mich auseinandersetzen, der mir unter den vielen der einzige zu sein scheint, der ernstere Beachtung verdient. Er ist geschrieben in einem Artikel von Bruhn-St. Annen im Schleswig-Holsteinischen Kirchenblatt. Ich setze den charakteristischen Absatz hierher:

Wohl verstanden: nicht das Gefühlsleben der Anna Boje ist es, welches mir unkeusch erscheint, sondern das Verhalten des Dichters, welcher des Mädchens geheiligtes Innenleben vor tausend Augen zerrt ... Auch von einem Dichter nicht lasse ich mich in die Geheimnisse einer Mädchenkammer einführen, nicht weil mir dieser Ort eine unheilige, sondern gerade weil er mir eine heilige Stätte ist. Mag es des Dichters Recht sein, die Geheimnisse seiner eigenen tiefsten Brust ans Licht heraufzuholen, so ist es anderseits mein Recht, mich dem Nachleben seiner Offenbarungen zu verschließen, weil ich dies Ansinnen als zudringlich — und das ist hier so viel wie unkeusch — empfinden muß. Als zudringlich gehandelt sowohl an dem verschleierten Heiligenbild der Mädchensinnlichkeit als auch an mir, dem Leser, der ich eben so wenig das heiligste Empfinden der Jungfrau an Dichters Führerhand zu belauschen begehre, als ich es ertragen würde, im eigenen sinnlichen Empfindungsleben belauscht zu werden.

Gegen diese ernste Auffassung habe ich zu sagen: es ist nicht nur des Dichters Recht, die Geheimnisse seiner eigenen tiefsten Brust ans Licht heraufzuholen, sondern es ist seine Pflicht und darum auch sein Leid, sein ganz besonderes Dichtermartyrium, die Menschen nackt zu sehen und sie so zu schildern. Und zwar darum gab Gott den Menschen diese Gabe, weil die Menschen miteinander leben sollen, weil sie sich lieb haben sollen — nicht so obenhin das Außenwesen des Nächsten, sondern auch sein Einsamstes, Letztes. Und dies Einsamste der Menschenkinder kennt nur der Dichter. Der muß es zeigen und sagen uns Andern. Freilich er muß es tun in großem Zittern und Zagen, aber er muß es tun, es ist ihm Notwendigkeit von Gott her. Und wir müssen ihn hören — um der Liebe willen, damit wir die Menschenbrüder und Menschenschwestern kennen lernen in dem wahrhaftigsten und wirklichsten Leben ihrer Seele, das sie selbst nur ahnen, das eben nur der Dichter schaut.

Die sinnliche Liebe in Frenssens Hilligenlei: genauer und besser müßten wir sagen: die sinnliche Liebe in den Menschen aus Hilligenlei. Die sinnliche Liebe hat eine große Gewalt in den Menschen aus Hilligenlei. — Man kann nicht vom Menschen sprechen, ohne vom Leben der sinnlichen Liebe in ihm zu wissen. Man kennt den Menschen nicht, wenn man nicht das bunte vielgestaltige Leben beachtet, das in ihm aus der sinnlichen Liebe stammt. Sie ist zunächst und immer wieder reiner Naturtrieb, der mit den Menschen in ihnen groß wird. Sinnliche Freude am Körper des andern Geschlechtes, die garnicht immer gleich nach voller Vereinigung verlangt. Und immer wieder versucht es dieser natürliche Trieb, die Alleinherrschaft im Menschen zu gewinnen. Bei Männern und Frauen. Die Seeleute brüllen tierisch, als Kai Jans ihnen vom Weiberschiff erzählt; Kai Jans selbst wird besiegt. „Wir haben einmal in unserer Jugend das Heilige gesehen, aber das hat uns leider nicht abhalten können, nachher Sünder zu werden.“ Ein junges Mädchen will lieber unglücklich verheiratet sein als garnicht. Und selbst an Körper und Geist schöne Menschen wie Jakob Sühl fallen dieser gemeinen Sinnlichkeit zum Opfer. Ja selbst junge Mädchen verfallen unter ihrer Gewalt einem routinierten Lebemenschen. Aber es ist durchaus möglich, daß man Herr bleibt über diesen Trieb. Freilich, das ist ein großes schweres Stück Arbeit, so schwer, daß man wahnsinnig darüber werden kann. Aber es gibt Menschen, die diese Arbeit leisten. Es gibt auch Menschen, die garnicht zu arbeiten brauchen, die völlig frei sind von diesem starken Wollen zum andern Geschlecht. Auch gesunde kräftige Männer zwingen sich. Wilhelm Boje hat mit 24 Jahren noch kein Weib berührt, und Pe Ontjes Lau hat stets den Kampf siegreich zum Ende geführt. Thoms Jans ist von seinem Weibe fern geblieben, weil er keinen Jungen haben wollte, der sich wie er quälen müßte unter der Nichterfüllung inneren Könnens und Müssens. Aber die Frauen, die Frauen in Hilligenlei können nicht herrschen über ihre sinnliche Liebe. Auch bei ihnen ist großes Kämpfen und große Mühe; aber größer und gewaltiger ist das heiße Wollen zum Mann. Es ist eine große Not. „Weise Leute sagen freilich, man könne das leicht unterdrücken. Da schrie Anna Boje im Zorn auf: Das unterdrücken? —“ Und die äußerlich siegen, die rein bleiben, sind doch innerlich überwunden. Sie grämen sich so dahin und werden unter vielen Qualen still; sie quälen sich mit ihrer hoffnungslosen Liebe, sie werden wunderlich oder — und das ist das Letzte — sie erstarren und sterben in Kälte. Und warum steht es so beim Weibe? Um ihres eigensten Wesens willen. Ihr Wollen muß sich richten auf Menschen, die ihr gehören. Sie lebt mit dem Herzen. Darum kann auch der Beruf nicht helfen. „Wer klagte nach mir? Wer entbehrte mich? Meine Kinder schlafen in meinem Schoß,“ „wir wollen lieben, besorgen und leiden und meinetwegen sterben für das, was uns gehört.“ Gerade bei denen, die am meisten Weib sind, steht es so: „Wenn ich Jemanden lieb habe, habe ich ihn ganz schrecklich heiß lieb und denke nur an ihn und kümmere mich um die ganze Welt nicht.“ „Sie dachte an nichts als an ihren Liebsten und daß sie ein Kind von ihm haben möchte.“ Und solches starkes Wollen im Weibe wird verstärkt gerade bei ihr durch Lebensfügungen. Es gibt so wenig Menschen, die junge Mädchen verstehen. Ja, es gibt Mütter, die an ihren Kindern vorbeigehen, ohne ihre Not zu sehen. Und vor allem, die rechten Männer fehlen, die zur rechten Zeit die Frauen freien zu starker, stolzer, froher und tiefer Liebe. Ja, es würde besser sein darum, wenn sie gemeinsam aufwüchsen beide Geschlechter, nicht ängstlich von einander getrennt und geschieden. So aber ist es Not: „und dachte an die Unterhaltung, die sie mehr als einmal mit ihrem Mann gehabt hatte: wenn unsre Kinder nicht das Glück haben, daß sie früh genug in gute Hände kommen, dann wird leicht schwere Not über sie kommen.“

Aber die sinnliche Liebe hat nicht ihr volles Leben im reinen Naturtrieb. Sie kommt erst zu ihrer rechten Art, wenn sich der körperlichen Freude aneinander inneres Miteinandersein paart. Vor allem die Achtung vor einander ist unersetzliche Voraussetzung dazu, daß sich die körperliche Freude genießt. Immer wieder tritt uns das aus den Menschen in Hilligenlei entgegen. „Es muß ein guter, kluger Mensch sein, sonst kann ich es nicht.“ „Nein, sonst kann man es nicht.“ „Ich habe dich lieb, daß mir die Sinne vergehen; dafür will ich, daß du mich in Ehren hältst.“ Achtung ist die Voraussetzung dazu, daß die sinnliche Liebe wirkliche Freude ist. Zu ihrer vollen glücklichen Seligkeit wird diese sinnliche Liebe aber erst erhoben, wenn gegenseitiges Miteinanderleben im Innersten und Tiefsten zwischen Mann und Frau herrscht. Gewiß, auch sinnlicher Genuß ohne Seele ist Genuß; aber Seligkeit wird er, wenn man sich im Tiefsten lieb hat wie Kai Jans und Heinke. So wird es dem einen Erzähler unmöglich, eine Frau zu heiraten: „es fehlte ihrer Seele die Tiefe, die stille, schwarzblaue Tiefe, die Ehrfurcht vor den ewigen Geheimnissen. Sie konnte über Religion lachen.“ Und weil so sinnliche Liebe nur in Ernst und Seele zu ihrem vollen Blühen kommt, so hat sie Schranken am sittlichen Gebot. Nicht an der Sitte: königlich und rein herrscht sie in Kai Jans und Heinke und Peterlein und Hella Boje über die Sitte. Wohl aber am sittlichen Gebot. Freilich sie überstürmt auch das sittliche Gebot — aber sie muß es heimlich tun und in großer Angst. „Was lauter Herzensfreude sein sollte, das wird Unrecht und Jammer.“ Zwar, Anna Boje

bricht mit einem Manne die Ehe; aber, „er konnte alte Treue nicht von sich stoßen und ich konnte nicht über das Unglück einer Andern ins Glück hineingehen." „Die Natur ist gewaltiger als die Sitte — Gott sei Dank, und die Liebe ist stärker als der Tod: dafür sei Gott auch Dank." Freilich Anna Boje wird niemals glauben — in ihrer trotzigen Art — daß da Sünde liegt. Und doch sinnt sie und grübelt sie: „Und liegt da Sünde: so ist sie mit schwerem Leid gesühnt. Und liegt da Sünde: die Liebe deckt eine Menge Sünde zu." Und doch geht der ewige Kampf in ihrem Herzen: „die heilige . . . nein . . . die unheilige . . . nein . . . die heilige . . ."

So sieht Gustav Frenssen die sinnliche Liebe leben in den Menschen in Hilligenlei. Ach nein: so nicht — mit armen Worten ist hier von mir ein Bild nachgezeichnet, das nur das schauende Auge genießen kann. Wollte ich auch nur entfernt einen Eindruck geben von diesem Bild, dann müßte ich vor allem noch sprechen davon, wie wunderbar fein und tief Frenssen das Werden der sinnlichen Liebe in den jungen Menschen schildert, sonderlich durch das ganze Buch hindurch in der Liebe zwischen Kai und Heinke, die weithin Hilligenlei ist bis zuletzt und die Hilligenlei geworden wäre, wenn nicht der unselige Kai vorbeigesehen hätte in seiner Grübelei am fordernden Menschen und wenn nicht die fröhliche Heinke über ihren Frohsinn die Treue vergaß und Angst bekam.

Das ist Frenssens Gesicht von der sinnlichen Liebe in den Menschen von Hilligenlei. Und unser Eindruck? Nun zunächst natürlich einfach die Bereicherung unseres eigenen Lebens in der sinnlichen Liebe. Unbewußtes strebt zum Licht, alte Irr- und Wirrgänge werden hell, lebende Sünden brennen, heimliche Freude an einander wird zu gemeinsamem Frohlocken, tiefste Fragen nach der Seele unserer sinnlichen Liebe werden lebendig, kurz, reicher und tiefer wird Alles im Anschauen fremden Lebens in der sinnlichen Liebe. Und dann das Erbarmen. Das heißt sich eines Andern erbarmen, wenn man in seiner Sünde, in seinem Irrsal und Wirrsal Leid sehen kann. Dann aber ist das Erbarmen am tiefsten, dann kommt es zu seiner eigentlichsten Art, wenn es in der Sünde und in dem Irrgang des Anderen Leid sehen kann dann schon, wenn der Andere noch Nichts davon spürt. Und solches Erbarmen wird in uns lebendig mit all den Menschen in Hilligenlei, die Sünde und Not der sinnlichen Liebe leben. Bitter not tut uns solches Erbarmen. Ach ja, wir Christen haben viel Gesamterbarmen mit dieser Sinnennot — das soll gewiß nicht geleugnet werden, und die Taten solchen Erbarmens leben unter uns: aber aus den Gesichten Frenssens kommt uns persönliches Erbarmen mit den Menschen, mit denen wir zusammengestellt sind in den natürlichen Ordnungen unsres Lebens, kommt uns Erbarmen, das nicht erst mit Not und Sünde und Reue anhebt, sondern das sich auswirkt in dem Sinnen und Sorgen um die sinnliche Liebe in den Menschen, die mit uns sind.

Freilich, man hat Frenssen gesagt: die sinnliche Liebe habe nicht solche Allgewalt, und sonderlich schrecklich sei es, daß er die Jungweibernot so kraß male. O die Blinden; freilich so bewußt zum Ausdruck kommt das wohl nicht so oft in der Wirklichkeit des Tages wie bei Frenssen. Aber wer hätte noch nicht den Bruch beobachtet, der durch das Glockenspiel der Frauen geht, die in diesem Leben der sinnlichen Liebe nicht zur Ruhe gekommen sind. Wie viele Menschen haben mir schon gesagt, daß sie mit den Einsamen neues Erbarmen bekommen haben nach Frenssens Hilligenlei, mit all ihren Wunderlichkeiten und Eigenheiten. Und wenn die Kinderstuben reden könnten, wie da einsame Frauen ihre Zärtlichkeit ausgelebt haben über den Kindern Anderer und sind darüber doch nicht zum Frieden gekommen. Nein, es ist Jungweibernot im Land. Erbarmen! „Wenn du einmal heiratest und sitzest im Glück in einer gemütlichen Häuslichkeit und hast zu lieben und zu sorgen: dann vergiß deine lieben Schwestern nicht, die in Einsamkeit sitzen, die wie du jetzt Herd und Liebe haben möchten, ein volles Weiberschicksal, mit Kinderangst und Kinderlachen, und haben es nicht. Arbeite dann in irgendeiner Form für die Jungweibernot, die im Lande ist." Ja, sonderlich die Eheleute sollten Erbarmen haben. Was ist es doch eine traurige Sache mit dem Menschen, daß

er im Besitz so leicht satt und zufrieden wird. Und so sollte es doch sein: daß gerade Eheleute wissen, welcher Reichtum und welche Arbeit und welche Tiefe und welche Seligkeit in ihrer sinnlichen Liebe lebt, daß sie erst das volle Menschenwesen zum Leben bringt — und sollten so zum Erbarmen kommen mit den Einsamen. Und sollte es doch so sein: daß gerade die, die da meinen, in der einen Liebe für alle Zeit habe die Liebe ihr bestes Leben unter den Menschen, daß gerade die es nie vergäßen, daß um dieser Ehe willen so und so viele verzichten müssen auf ein volles Menschenleben — stellvertretend leiden.

Und noch von einer anderen Seite her Erbarmen mit den Einsamen. Ich glaube — trotz den Frauen in Hilligenlei —, daß es gerade gesunden Frauen möglich ist, um einer Arbeit, um eines Berufes willen auf die sinnliche Liebe in ihrem Leben Verzicht zu leisten. Und ich glaube noch viel gewisser, daß fast alle Gebiete unseres kulturellen Lebens heute die Mitarbeit der Frau erfordern und innerlichst nötig haben. Ich glaube also, daß von Gott her um der Menschheit willen immer berufene und gesunde Frauen auf ein volles Weiberschicksal werden verzichten müssen. Aber gerade von diesem Standort der Frauenbewegung her: Erbarmen mit den Einsamen! Wir sollen uns klar machen, was wir von ihnen fordern.

So kommen die Gedanken des Erbarmens aus Gustav Frenssens Gesichten von der sinnlichen Liebe in den Menschen in Hilligenlei. Aber die Sinnennot, die Frenssen schaut, ist nicht nur eine Not des Nichthabens, sondern ebensosehr auch eine Not im Besitz. Ebensosehr — das tritt zwar leider bei Frenssen nicht so deutlich und klar heraus wie die andere Not. Aber wir sagen: ebensosehr. Ich darf hier hinweisen auf meine ausführlichere Schilderung der Not der sinnlichen Liebe in der Ehe in meinen Mutterschutzartikeln des vergangenen Jahres, besonders auf Spalte 1061 des Jahrgangs 1905 der Christlichen Welt. Auch Frenssen sieht Not im Besitz, Not in der sinnlichen Liebe der Ehe. Aber weithin ist hier bei ihm doch Ruhe und gutes Gewissen und fröhliches Haben. Aber das, was Kassen Wedderkop in dem klugen Gespräch zu Anna Boje sagt — all das Wirre und Irre, damit die Menschen Gottes Gedanken von sinnlicher Liebe verdorben haben —, das macht doch nicht Halt am Tore der Ehe, sondern geht hinein in das Miteinanderleben zwischen Mann und Frau. Und wieder gilt es auch hier gerade für die, die auch in ihrer sinnlichen Liebe aus Gott in Freude leben und aus Gott im Ernst arbeiten, Erbarmen mit der Not der sinnlichen Liebe in der Welt.

Heinz Beckmann

Die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich

2

Die Kurie hat auffallend lange gezögert, zu dem Gesetz vom 9. Dezember 1905 amtlich und endgültig Stellung zu nehmen. Es hieß in den Organen des Vatikans, man müsse, um den Geist des Gesetzes richtig beurteilen zu können, erst die Veröffentlichung der Ausführungsverordnung abwarten. Offenbar wollte man zusehen, wie Volk und Klerus auf die Vollziehung der die Trennung einleitenden Maßregeln reagiere, um darnach die Direktiven für den französischen Episkopat einzurichten. Infolge dieses langen Schweigens im Vatikan konnten die geistlichen und politischen Führer eine Zeit lang ihrem persönlichen Temperament freien Lauf lassen und ihre eigene Ueberzeugung zum Ausdruck bringen, ohne sich irgendwelche Reserve durch die Rücksicht auf das Roma locuta, causa finita auferlegen zu müssen. Dabei trat der durch die äußerliche Unterwerfung unter die kirchliche Autorität sonst verdeckte Abgrund, der die Reformfreunde im französischen Katholizismus von den Reaktionären trennt, unverhüllt vor Augen. Die sonst so wohldisziplinierte französische Kirche stand einige Wochen unter der Herrschaft der Anarchie, auf der einen Seite lauter, drohender Protest gegen das sakrilegische Gesetz, auf der anderen Seite offene Billigung und dankbare Freude über die Trennung.

Am Weihnachtsfest hat Kardinal Richard auf dem Montmartre von neuem Frankreich dem Sacré-Cœur de Jésus geweiht, nachdem er alle Bischöfe des Landes aufgefordert hatte, dem voeu national sich anzuschließen:

Nous voudrions au moment où l'on cherche à séparer la France de l'Eglise, affirmer notre volonté de demeurer toujours la nation catholique dans le monde et d'aimer d'un seul amour l'Eglise et la France.

Auch das Beispiel des allezeit streitbaren Bischofs Turinaz von Nancy, der das Singen des Domine, salvam fac rempublicam*) verbot, hat Nachahmer gefunden. Von dieser Seite wird zum passiven Widerstand gegen das Gesetz geraten. Dagegen hat Graf de Mun am 18. Dezember 1905 beim Schlußbankett des Kongresses der Action Libérale Populaire, einer dem Volksverein für das katholische Deutschland nachgebildeten „republikanischen" Wahlorganisation, ziemlich unverhüllt zum Kampf gegen das Gesetz aufgefordert. Diese Aufforderung hat in den blutigen Szenen bei der Inventaraufnahme in den Kirchen S. Clotilde und S. Pierre-du Gros Caillou ihre ersten Früchte gezeitigt. Wenn Gott die katholische Kirche Frankreichs in Zukunft schützt vor diesen „Freunden", dann braucht es ihr vor ihren Feinden nicht bange zu sein.

Erfreulicherweise kam, ehe der Papst sein Schweigen brach, auch das neue Geschlecht im französischen Katholizismus noch reichlich zum Wort, das von ganzem Herzen darauf verzichtet, in der Repristination einer abgestorbenen Weltanschauung das Heil der Wissenschaft, in der Zurückschraubung auf mittelalterliche Ideale das Heil der Kirche, in der unentwegten Geltendmachung verjährter Ansprüche das Heil der Politik zu sehen. Der Freimut, mit dem Abbé Felix Klein im Demain, Abbé Hemmer in der Revue catholique des Eglises, Fonsegrive in der Quinzaine die Katholiken zu überzeugen suchen, daß das Land reif war für diese Reform und daß das Gesetz, wenn auch verbesserungsbedürftig, so doch gut und liberal und eine brauchbare Grundlage für den Neuaufbau der katholischen Kirche in Frankreich sei, verdient die größte Hochachtung:

Für die Kirche Frankreichs, und dabei meinen wir die Gläubigen ebensogut wie den Klerus und den Episkopat — denn die Kirche ist eine Gesellschaft, nicht nur eine Hierarchie — für die Kirche Frankreichs wird die Gelegenheit einzig sein, um allerlei Traurigkeit und kleinmütiges Wesen abzuschütteln, das, selbst wenn es gerechtfertigt wäre, nichts Siegverheißendes an sich hat. Immer über seine alten Verluste jammern und zum Voraus alle künftig möglichen Niederlagen ausrechnen, das ist eine schöne Art, seine Truppen anzufeuern und neue Scharen zur Fahne zu locken! Genug des Lamentierens über die unglücklichen Zeitläufte: die Zeit wird sich ändern und wird das werden, was wir aus ihr zu machen wissen. Genug der negativen Taktik, genug des Klagens über die Gegner: dafür Tätigkeit, Initiative und fröhliche Eroberungslust. Nie mehr soll unser Heer der Tadel treffen, es könne nichts als Ambulanzen einrichten. (Demain, 27. Oktober 1905.)**)

*) Herr erhalte den Staat.

**) Da ich es mir des Raumes wegen versagen muß, auf diese hochbedeutsamen Kundgebungen der geistigen Elite des französischen Katholizismus näher einzugehen, begnüge ich mich mit einigen kurzen litterarischen Fingerzeigen. An erster Stelle sei genannt und warm empfohlen die seit 27. Oktober 1905 in Lyon erscheinende Wochenschrift der französischen Reformkatholiken: Demain, politique, social, religieux. Organe hebdomadaire de critique et d'action. Lyon, 2 Rue Simon-Maupin, Frs 12.50 fürs Ausland; unter den deutschen Mitarbeitern finden sich die Namen Schell-Würzburg und Ehrhard, Straßburg, dann die Revue Catholique des Eglises (Paris, Bloud et Cie., Frs 15) mit den ausgezeichneten Artikeln des Abbé Hemmer über la Situation religieuse en France 25. November 1905, 25. Dezember 1905, 25. Januar 1906; ferner im Correspondant: la Séparation de l'Eglise et de l'Etat 25. Dezember 1905; in der Quinzaine: G. Fonsegrive, Préface pour 1906, 1. Januar 1906; in der Revue des deux Mondes 1. Dezember 1905: Brunetière, quand la Séparation sera votée. Ferner: Abbé Hemmer, Politique religieuse et Séparation (Paris, Picard); Comte d'Haussonville, Après la Séparation (Paris, Perrin). Endlich sei noch hingewiesen auf drei Schriften protestantischer Herkunft: Raoul Allier, La Séparation au Sénat (Paris, Cahiers de la Quinzaine); P. Sabatier (der mit den liberalen Strömungen im französischen Katholizismus genau vertraute Biograph des Franz von Assisi), A propos de la Séparation des Eglises et de l'Etat (Paris, Fischbacher), und die schöne Antrittsvorlesung, mit der Professor Ménégoz das letzte Semester der protestantisch-theologischen Fakultät in Paris eröffnet hat: La Religion et la Vie sociale (Paris, Fischbacher).

Wenn von diesen liberalen Katholiken manche glaubten, mit ihrer optimistischen Auffassung von der Bedeutung des Trennungsgesetzes die Meinung des Papstes für sich zu haben, so war es für sie eine schwere Enttäuschung, als der Osservatore Romano am 17. Februar die lang ersehnte päpstliche Enzyklika über die Trennung von Staat und Kirche an die französischen Katholiken veröffentlichte. Sie ist eine in heftigem Ton gehaltene Verdammung des Gesetzes vom 9. Dezember 1905, im übrigen ein Dokument durchaus negativer Art, ohne jeden für die Zukunft fruchtbaren Gedanken, an religiösem Gehalt erschreckend dürftig:

Kraft der höchsten Autorität, die Uns Gott verliehen hat, weisen wir zurück und verurteilen wir . . . das in Frankreich angenommene Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat als tief beleidigend für Gott, den es amtlich verleugnet, indem es als Grundsatz aufstellt, daß die Republik keinen Kultus anerkennt. Wir weisen es zurück und verurteilen es als eine Verletzung von Naturrecht, von Völkerrecht und von Treu und Glauben, die bei Verträgen gelten müssen; als der göttlichen Verfassung der Kirche, ihren wesentlichen Rechten und ihrer Freiheit zuwider, weil es die Gerechtigkeit umstürzt und die Besitzrechte mit Füßen tritt, welche die Kirche unter vielfachen Rechtstiteln und außerdem kraft des Konkordats erworben hat; wir verwerfen und verurteilen es als schwer beleidigend für die Würde des apostolischen Stuhles, für unsere Person, für den Episkopat, für den Klerus und alle Katholiken Frankreichs. So protestieren wir also feierlich und mit aller Kraft gegen die Einbringung, die Annahme und Bekanntmachung dieses Gesetzes und erklären, daß es niemals gegen die unabänderlichen und unverjährbaren Rechte der Kirche angeführt werden kann, um sie als kraftlos zu erklären.

Der Temps hat recht, wenn er diese Enzyklika bezeichnet als ein historisch-litterarisches Dokument, das sich beschränke auf eine Kritik der Vergangenheit, die nicht mehr zu ändern sei. Ob sie nur eine Verurteilung des französischen Trennungsgesetzes bedeutet, oder eine Neuauflage des Syllabus, die als offizielle Kundgebung der Anschauung des päpstlichen Stuhles über das Verhältnis von Kirche und Staat in der ganzen Welt Beachtung finden will, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls hat man mit einem abschließenden Urteil über die Enzyklika zurückzuhalten, bis die positiven Weisungen der Kurie über das Verhalten der französischen Katholiken, namentlich gegenüber den vom Gesetz verlangten Kultusvereinen mit durchaus demokratischer Organisation, vorliegen. Sicher ist, daß mit diesem Anathema der Ultramontanismus wieder einen Sieg davon getragen hat über die nach innerer und äußerer Anpassung der katholischen Kirche an die moderne Welt strebende Richtung im Katholizismus. Die französischen Reformkatholiken sind nun mit ihrer liberal-optimistischen Auffassung des Gesetzes von 9. Dezember 1905 in bedenkliche Nähe gerückt zu den Protestanten, die ebenfalls, in überwiegender Mehrzahl, von dem Gesetz mehr Gutes hoffen, als Böses fürchten. Die Eglise Libre erschien mit Blumen umrändert zur Feier des Sieges ihrer Prinzipien. Das Organ der Lutheraner, die Gegner des Trennungsprojektes waren, und die Blätter der verschiedenen Richtungen in der reformierten Kirche verhehlen sich nicht, daß die Trennung über den französischen Protestantismus die schwerste Krisis seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes bringen werde, aber sie geben dem Beschluß der Parlamente als dem Willen der Nation ihre volle und ehrliche Zustimmung. So heißt es in der Sylvesterbetrachtung der Vie Nouvelle:

Wenn die zwölf Mitternachtsschläge auf den Uhren Frankreichs verklungen sein werden, wird in der Geschichte unseres Landes und unserer Kirchen ein Neues anheben. Das neue Jahr wird diesmal mehr sein als eine astronomische Fiktion. Es wird den Ausgangspunkt bedeuten für eine religiöse Revolution, für eine Umwälzung, wie sie entscheidungsreicher das französische Volk seit hundert Jahren nicht durchzumachen hatte. Wir begrüßen dieses Datum als einen Anfang und nicht als ein Ende, als ein Frührot, das den vollen Tag ankündigt, und nicht als eine Abenddämmerung, in der das Licht erlischt. Wir glauben, daß die Trennung von Kirche und Staat das Mittel ist, dessen Gott zu unserer Erneuerung sich bedienen will.

Wir haben die Wirkung des Trennungsgesetzes verfolgt, vornehmlich soweit sie in der Presse ihren Ausdruck findet.

Wie die Seele des französischen Volkes darauf reagiert, wird sich erst zeigen, wenn die materiellen Folgen des Gesetzes spürbar werden. Vorerst ist, wenigstens an der Oberfläche, noch Alles ruhig. La Seine coule, die Seine fließt noch —

soll ein Deputierter beim Verlassen des Palais Bourbon nach der entscheidenden Abstimmung ausgerufen haben. Hatte er vielleicht das Ende der Welt für diesen Tag erwartet? Revolutionen vollziehen sich nicht an einem Tag; geistige noch viel weniger als politische; denn sie wirken langsamer und greifen tiefer. Aber wie einst der 17. Juni 1789 das Ende einer Welt bedeutete, deren letzte Reste heute in Rußland zerbröckeln, so mag wohl eine spätere Zeit auch vom 9. Dezember 1905 ab das Ende einer Welt datieren. Denn so wenig als die Revolution von 1789 wird die Revolution von 1905 auf Frankreich beschränkt bleiben. Schon wetterleuchtet es in der französischen Schweiz: in Genf und Neuenburg ist der Antrag auf Trennung von Kirche und Staat gestellt.

Er wird auch in den deutschen Parlamenten früher oder später gestellt werden. Jedenfalls tun unsere Landeskirchen gut daran, sich bei Zeiten mit der Frage zu beschäftigen: was dann, wenn der Staat seine Hand von uns abzieht?

Eugen Lachenmann

Die Bewegung gegen das Schulgesetz

Lose Betrachtungen

1

Es gibt eine Bewegung gegen das „Gesetz, betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen“ — das ist keine Frage. Zu verkennen, daß in der Agitation dagegen neben viel Phrase und blindem Poltern und neben dem Streben, bei günstiger Gelegenheit frischen Wind in etwas schlaff herniederhängende Parteisegel (z. B. der Freireligiösen) zu fangen, auch viel ernste, sachliche Bedenken, viel Liebe und Sorge für eine Herzenssache des Volkslebens sich zu Worte melden, stünde uns übel an. Ich bin auch nicht so rechthaberisch, zu leugnen, daß ich aus manchen Schriften gegen das Gesetz, ich nenne besonders die von Natorp und Tews*), etwas gelernt habe. In der Tat müssen seine einzelnen Paragraphen sehr genau aufs Korn genommen werden, damit nicht später Folgen daraus gezogen werden, die wir ablehnen müssen, und damit die feine Linie zwischen der konfessionellen Schule, die wir im allgemeinen, mit mancherlei Einschränkungen, wollen, und der kirchlichen Schule, die wir entschieden nicht wollen, innegehalten werde. Nachdem ich mich wochenlang mit dem komplizierten Entwurf beschäftigt habe, verstehe ich besser als am Anfang, was bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause gerade der konservative Redner gesagt hat: „Ein Gesetzentwurf, der derartig den Charakter des Stückwerks und des Unvollkommenen trägt wie dieser, der ist doch nicht ganz häufig!“ Das ist ganz richtig. Ohne tiefgreifende sachliche Abänderungen und Neuformulierungen kann der Entwurf nicht Gesetz werden.

So treten in der Bewegung wider das Gesetz manche sehr beachtenswerte Gesichtspunkte hervor, und wir können ihr keineswegs eine geschlossene Phalanx für das Gesetz entgegenstellen. Jedoch, wenn eine solche nicht möglich ist, auch tatsächlich fehlt, so darf man doch daraus nicht den Schluß ziehen, daß nun das ganze Volk den Entwurf ablehnt. Beobachtet man die Bewegung, so zeigen sich eine ganze Reihe charakteristischer Unterschiede von der, die im Jahre 1892 gegen den Entwurf des Grafen Zedlitz losbrach. Gewichtige Kräfte, die damals den Widerstand mit führten, haben sich jetzt versagt. Man erinnere sich, daß 1892 die nationalliberale und freikonservative Partei mit am entschiedensten den Kampf aufnahmen, daß die angesehensten deutschen Revuen laut und scharf ihre Stimmen erhoben, daß nahezu alle Universitäten, der Evangelische Bund, ja zuletzt auch der Evangelische Oberkirchenrat sich warnend dagegen aussprachen, Männer allerersten Ranges ihre Namen gaben, während von dem Allen heute, bisher wenigstens, keine Rede ist. Wie kommt das? Will man daraus folgern, daß im letzten Jahrzehnt die Widerstandskraft der geistig führenden Kreise gegen kirchliche Reaktion geschwächt oder gebrochen sei? Daß sich in diesem Stillschweigen ein neues betrübliches Symptom des Niederganges des deutschen Liberalismus offenbare? Mir scheint der Grund dieser Erscheinung vielmehr der zu sein, daß tatsächlich der vorliegende Entwurf von anderer Art ist, als der des Grafen Zedlitz, und daß die Uebertreibung, er sei ebenso schlimm, wie jener, von vielen einsichtigen Männern durchschaut wird. Uebertreibungen aber stoßen ab. Und es ist erklärlich und sogar erfreulich, daß Viele eine Agitation nicht mitmachen, die ihre Erfolge nicht anders als durch sehr starke Vergröberungen zu erreichen vermag.

Dazu kommt ein Andres: die Bewegung zieht ihre Kraft aus dem Zusammengehen eines liberalen Flügels mit der Sozialdemokratie. Nun stehen unter den Freunden unsres Blattes gewiß viele so wie ich, daß sie an sich jede Möglichkeit einer Gemeinschaft mit der modernen deutschen Arbeiterbewegung, und das ist nun einmal im Wesentlichen die sozialdemokratische, mit Freuden begrüßen und ergreifen möchten. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir sehr viele politische und wirtschaftliche Forderungen der Sozialdemokratie für berechtigt, andere für mindestens diskutabel halten. Unser grundsätzlicher Gegensatz zur Sozialdemokratie lag und liegt anderswo: in der Ablehnung ihrer „materialistischen Geschichtsbetrachtung“, ihrer Stellung zu den Ideen, der nationalen wie der religiösen. Es scheint sich aber jetzt eine Entwicklung anzubahnen, die bei Bekämpfung der wirtschaftlichen und sozialen Rechtsansprüche der Sozialdemokratie eine Gemeinschaft mit ihr gerade in der Stellung zu den Ideen und zwar besonders in der Geringschätzung der religiösen Idee erstrebt. Das ist an sich nicht verwunderlich, — der Flügel des Liberalismus, der diese Wendung vollzieht, kehrt damit nur zu den Anfängen der demokratischen Bewegung im neunzehnten Jahrhundert zurück; wir fürchten sie auch nicht, denn es wäre vielleicht für das Leben unsrer Kirche besser, wenn an die Stelle der trägen, stumpfen Gleichgiltigkeit, die Alles gehen läßt und die die stärkste Hilfsquelle des starren Beharrens ist, einmal ein ernster, tatkräftiger Gegensatz träte. Aber wir dürfen die Anfänge einer solchen Entwicklung auch nicht übersehen.

Wie schön wäre es und was möchten wir darum geben, wenn wir nun mit Freuden und vorbehaltlos für unsre Kirche eintreten könnten! Wie bitter brennen uns die zahlreichen Vorwürfe gegen sie, die wir als begründet anerkennen müssen. Vorwürfe gegen ihre intellektuelle Engigkeit wie gegen ihren Mangel an moralischer Initiative, und Vorwürfe gegen die Herrschsucht und Unfähigkeit ihrer Diener. Wie verständlich ist uns, daß ein so großer Teil unsres Volks nicht nur die Freude an seiner Kirche, sondern auch die Achtung vor ihr verloren hat. Die Bewegung gegen das Schulgesetz ist in Wahrheit eine Bewegung gegen unsre Kirche: das gibt ihr ihre Bedeutung; sie ist der Ausdruck einer Stimmung, die Rücksicht fordert und die zu energischer Selbstbesinnung drängt. Man richtet deshalb gegen die Bewegung mit einer Beweisführung aus dem Gesetz selbst und aus der bestehenden rechtlichen Lage Nichts aus. Wäre das Vertrauen zur Ehrlichkeit und zur Selbstlosigkeit unsrer Kirche größer, so würde keinerlei Bewegung gegen das Gesetz aufkommen können. Man würde dann auch noch über viele Einzelheiten diskutieren, aber gewiß nicht weiter gehen!

Sage Niemand, an dieser Stimmung gegen die Kirche sei doch vor allem die katholische Kirche schuld. Natürlich ist dies so. Aber wie kommt es, daß die katholische Bevölkerung im Großen und Ganzen mit ihrer Kirche zufrieden ist und für sie eintritt, während gerade die protestantische jeden Einfluß der Kirche ablehnt und evangelische und katholische Kirche in einen Topf wirft? Das kommt doch wohl daher, daß unsre kirchliche Praxis es tatsächlich einem Laien oft recht schwer macht, den Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Kirche zu erkennen, und den Eindruck mindestens nahe legt, die eine wie die andere sei eine Gegnerin der intellektuellen und sozialen Entwicklungstendenzen.

Und gerade auf dem Gebiete der Schule haben wir viel Anlaß zu solcher Verkennung gegeben. Obgleich eigentlich die Frage des Religionsunterrichts, der Lehrerausbildung und der

*) Natorp, Wider die Schulvorlage. Halle, Gebauer-Schwetschke. 50 Pfg. — Tews, Die preußische Schulvorlage, eine Abwehr. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. 30 Pfg.

geistlichen Schulaufsicht mit der Schulunterhaltung und selbst mit der Entscheidung über den konfessionellen Charakter der Schulen Nichts zu tun haben, so erntet die Kirche jetzt doch die Früchte ihrer verderblichen Rückständigkeit auf diesen Gebieten. Man höre, wie in den Volksversammlungen der Entwurf bekämpft wird! Mit Anekdoten über priesterlichen Mißbrauch der geistlichen Schulaufsicht, unwürdige Herabsetzung der Lehrer durch zopfige und aus Trägheit oder Eigensinn nicht längst abgeschaffte Kirchendienste, mit Beschwerden über Gewissensdruck auf den Seminaren und mit Anklagen gegen den Memorierstoff und die zwangsweise Ueberfütterung mit Religion. Niemand hat dem Entwurf mehr geschadet, als jener Schulrat im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O., der gesagt haben soll, er werde gegen jeden Lehrer disziplinarisch vorgehen, in dessen Hand er ein „modern-theologisches" Lehrbuch fände, — der Mann geht wie ein ewiger Jude durch die Presse und die Volksversammlungen.

Und warum verschließen sich die Kirchenregierungen dem so voll berechtigten Verlangen nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht? Warum erkennen sie nicht öffentlich an, was mindestens die Hälfte der Pfarrer in Preußen längst weiß und sagt, daß diese Institution auf die Dauer unhaltbar und vielleicht für die Kirche ein schwererer Schaden ist, als für die Schule? Was als ein frei dargebrachtes Opfer die evangelische Kirche in eine unsagbar günstige Position versetzen würde, wird sie erst dann mürrisch fahren lassen, wenn veränderte politische Konstellation dazu zwingt — genau, wie es bei der Feuerbestattung zu schmerzlicher Blamage in den meisten deutschen Ländern gegangen ist.

Summa: eine schwere Schuld der Kirche gegenüber der Schule müssen wir zugeben. Und wenn wir dennoch für die Beibehaltung einer Verbindung zwischen Kirche und Schule fechten, so tun wirs nur, weil wir an eine Wiedergeburt der Kirche glauben. Es muß doch die Zeit kommen, da ihre amtlichen Vertreter sich ehrlich auf den Boden des modernen Lebens stellen und vorbehaltlos Alles drangeben, was sie von priesterlichen Vorrechten noch seit vier Jahrhunderten mitschleppen. Wer diese Hoffnung nicht hat, wer damit rechnet, daß die Kirche endgültig bleibt, wie sie ist, wohl gar annimmt, es gehöre zum Wesen einer Kirche, rückständig zu sein, — der muß auf den Standort von Natorp und Tews hinübertreten und Alles dransetzen, die Schule radikal von jedem, auch dem bescheidensten Einfluß der Kirche loszulösen, dann aber natürlich auch nicht nur die weltlichen Fächer, sondern gerade auch die Religionspflege, wie Natorp ganz folgerichtig vorschlägt. Ob freilich die Einrichtung eines unkonfessionellen Religionsunterrichtes durch den Staat möglich ist, ich meine nicht nur rechtlich, sondern sachlich möglich, das steht dahin.*)

2

Man kann an der Bewegung wider den Entwurf recht deutlich beobachten, wie einseitig städtisch unsre Kultur, insonderheit unser öffentliches Leben ist. Die Redaktionen einflußreicher Zeitungen sind durch die Bank großstädtisch; selten, sehr selten begegnet man in den Spalten, wenigstens der liberalen Blätter, einer wirklichen Kenntnis und freundlichen Berücksichtigung ländlicher oder kleinstädtischer Verhältnisse. Großstädter sind auch nahezu alle liberalen Parlamentarier, ebenso die Stimmführer in den Lehrervereinen und die sozialdemokratischen Agitatoren. Nun ist es zweifellos, daß der Entwurf nicht um der Städte willen, sondern um des zurückgebliebenen Schulwesens auf dem Lande und in kleinen Gemeinden willen entstanden ist. Die Großstädte hatten daher allen Grund, zu besorgen, daß das Gesetz, das nicht zu ihren Gunsten erdacht ist, schließlich die Fürsorge für die Kleinen zu einer Schädigung ihrer Interessen wenden möchte. Und der Entwurf bringt in der Tat einen Eingriff in die großstädtische Selbstverwaltung und eine Schmälerung der bisher geübten Rechte. Soweit es sich um die Beschränkung der Macht der Städte auf dem Felde der äußern Schulverwaltung handelt, dürfen wir das hier auf sich beruhen lassen. Zweifellos hat dem Redaktor dabei die kleinliche polizeiliche Sozialistenfurcht die Feder geführt, die heute bis in die fernliegendsten Sachgebiete ihr Gift trägt. Aber die Frage ist, ob ohne Opfer der Städte auf dem Felde der inneren Schulangelegenheiten eine Reform des Schulwesens im Lande möglich ist, und wenn nicht, ob dann nicht dies Opfer im Interesse der Gesamtheit gefordert werden darf. Und die weitere Frage ist, ob es geraten ist, die Selbständigkeit der Stadtverwaltungen gar noch zu erweitern. Man gelangt also bei tieferem Nachdenken immer wieder auf die Frage, wer der letzte Herr in der Schule sein soll, der Staat, d. h. Regierung und Landtag, oder die Städte, d. h. Magistrat und Stadtverordnete.

Höchst erstaunlich ist, wie einstimmig die großstädtisch-liberale Presse dabei für das Recht der Kommunen Partei ergreift. Der Liberalismus ist doch von Haus aus zentralistisch gerichtet, auf die Staatseinheit hin, gegen alle lokalen und partikularen Gewalten; wo er sich auswirken konnte, hat er auch das Bildungswesen, wie in Frankreich, völlig zentralisiert und der Macht der Regierung und der von ihr abhängigen Präfekten unterstellt. Wie erklärt sich, daß man jetzt diese Tendenz aufgibt? Weshalb gilt plötzlich für liberal, daß die Städte, für illiberal, daß der Staat die Schule regiere? Bieten denn etwa unsre städtischen Körperschaften eine bessre Gewähr dafür, als die Landesvertretung, daß die Stimme des Volkes zum reinen Ausdruck kommt? Keineswegs! So berechtigte scharfe Angriffe man gegen das preußische Landtagswahlrecht richten mag, mit dem Wahlrecht, auf dem die Stadtverordnetenversammlungen beruhen, hält es den Vergleich gewiß aus. Vielmehr ist hier der parteipolitische Gesichtspunkt maßgebend. Das Eintreten für das Recht der großen Städte hat den Grund, daß in ihnen zur Zeit der Liberalismus die Herrschaft in Händen hält. Freilich, so bald man etwas über die Grenzen der großen Städte, über Berlin, Frankfurt, Breslau, Stettin hinübersieht, so erkennt man, wie einseitig diese Begründung ist. Man erkennt, daß eine Stärkung der Macht der Städte auf Kosten des Staates zwar hier zum Vorteil des Liberalismus, anderswo aber, in den Städten Oberschlesiens, Westfalens und großer Teile der Rheinprovinz zum Vorteil des Ultramontanismus ausschlagen müßte. Und an diesem Punkte wird sichtbar, in welchem Zusammenhange die Frage nach der richtigen Abgrenzung der Staatsgewalt über die Schule mit deren sachlichen Interessen steht.

Um zwei Dinge handelt es sich: Ist es ein berechtigtes Verlangen, daß der Staat die letzte Entscheidung über die Ernennung der Lehrer und die fast ausschließliche über die Rektoren für sich beansprucht? Und: ist es der richtige Weg, daß die Entscheidung über den Charakter der Schule — ob konfessionell oder simultan — nicht den Kommunen anheim gegeben, sondern gesetzlich festgelegt wird?

Die Begründung des Gesetzgebers für das erste Verlangen ist diese. Die Regierung beruft sich auf Artikel 24 der Verfassung und das bestehende Recht. Danach ergibt sich, daß von den vorhandenen 83 903 Schulstellen besetzt werden:

durch die Regierung allein	29 799
durch die Regierung unter Mitwirkung der Gemeinden, die diesen aus freier Entschließung eingeräumt ist	15 572
durch die Regierung auf Grund eines Vorschlagsrechtes der Gemeinden	186
durch Berufung der Gemeinden oder Patrone unter Bestätigung der Regierung	38 346

In der letzten Zahl sind die Schulstellen der meisten großen Städte inbegriffen. Einen Unterschied zwischen Rektoren- und Lehrerstellen macht das geltende Recht nicht. Diese Zahlen zeigen doch, daß der Vorwurf, die Regierung strebe eine ungebührliche Machterweiterung an, wenn sie nunmehr gleichmäßig für alle Stellen die Ernennung sich zuschreibt, unter

*) Natorps Standpunkt vollständig kennen zu lernen, ist sehr wichtig sein Aufsatz wider die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft im ersten Heft dieses Jahrgangs der Deutschen Schule: Religionsunterricht oder nicht? D H

Einräumung eines Vorschlagsrechtes an alle größeren Schulverbände*), und eines Rechtes der Anhörung an alle kleineren — unbegründet ist. Die Sache liegt so, daß diese Bestimmung einige große Gemeinden (die oben zuletzt angeführten) etwas ungünstiger, dafür aber die andern günstiger stellt. Immerhin mag man zweifeln, ob auch nur das geboten ist. Noch größere Bedenken erweckt die Neuerung, bei den Stellen der Rektoren und Hauptlehrer auch die großen Verbände auf die bloße Anhörung zu beschränken. Dieser Vorschlag ist in der Lehrerpresse dahin gedeutet worden, die Regierung beabsichtige, die Lehrer noch mehr in ihre Hand zu bekommen, um Mißliebige von der Beförderung in höhere Aemter auszuschließen. Diese Unterstellung findet ihre Begründung natürlich nur in dem parteipolitischen Standpunkt, auf dem als feststehend gilt, daß die Regierung parteiisch, die Stadtverwaltungen unparteiisch sind. Wer diesen Standpunkt nicht teilt, wer sich vor Augen stellt, wie außerordentlich einseitig die Wahlen der Stadtverordnetenversammlung in die Schuldeputationen oft betrieben werden, und wie gering das Maß der Sachkenntnis bei den von ihnen gewählten Gliedern der Schuldeputation naturgemäß häufig ist, dem wird dies Argument wenig Eindruck machen. Die Lehrer der höheren Schulen pflegen es meines Wissens nicht sowohl als einen Mangel, denn als einen Vorteil ihrer Stellung anzusehen, daß sie Staats- und nicht städtische Beamte sind. Die Motivierung, die die Regierung den betr. Gesetzesparagraphen gibt, ist eine ganz andere und mindestens sehr diskutabel. Sie sagt, es sei „angezeigt, eine bessre Laufbahn auch solchen Lehrern zu ermöglichen, welche sich in Stellen auf dem Lande besonders verdient gemacht haben". In der Tat scheint ihr Vorschlag geeignet, die Landflucht der Lehrer einigermaßen einzudämmen. Diese Landflucht ist, ohne daß man nach künstlichen Erklärungen sucht, begreiflich: alle Stände, Pastoren und Juristen und Mediziner, streben nach der Stadt. Wie die Dinge nun heute liegen, ist es nahezu ausgeschlossen, daß ein Lehrer, der etwa bis zum dreißigsten Lebensjahre auf dem Lande gewesen ist, noch in die Stadt gerufen wird. Die Städte tun das nicht, weil, je älter der Lehrer ist, desto höher auch die Leistungen an Gehalt und Pension werden. Die Folge ist, daß jeder Lehrer so früh wie möglich in die Stadt verlangt. Den Schaden davon haben die Landschulen. Es ist nur anerkennenswert, daß der Staat versuchen will, diese Aussichtslosigkeit der Lehrer auf dem Lande zu beseitigen, indem er sich einen Weg öffnet, sie auch noch in späterem Alter in angesehene Stellungen in der Stadt zu befördern. Gewiß wird hierbei ein Opfer von den großen Städten verlangt, aber ein Opfer zugunsten der Gesamtheit. Wer dies Opfer unbillig findet und die Bedenken gegen die allerdings steigende Machtbefugnis der Regierungen nicht überwinden kann, der ist verpflichtet, ein anderes Mittel zur Beseitigung des tatsächlich vorliegenden Uebels vorzuschlagen, das Erfolg verspricht. Also etwa den Ersatz jener Bestimmung durch die Festlegung, daß in leitende und höher dotierte Stellen nur Personen berufen werden dürfen, die eine Mindestzahl von Dienstjahren auf dem Lande zugebracht haben.

Die zweite Frage, die wir oben aufwarfen, kann man meines Ermessens nur noch viel entschiedener zugunsten des Entwurfs beantworten. Ja, mir scheint, daß das Verlangen, die Entscheidung über den Charakter der Stadtschulen von den wechselnden Abstimmungen der Körperschaften abhängig zu machen, sich nur daraus erklärt, daß der Blick durch den Umstand augenblicklicher liberaler Majoritäten in einigen bedeutenden Großstädten getrübt ist. Aber diese Majoritäten stehen auf sehr unsicherm Grunde; in zehn, in fünf Jahren kann sich viel ändern. Beschlüsse der einen Verwaltungsperiode binden die der folgenden in keiner Weise. Die Schule würde auf die Weise bei jeder Stadtverordnetenwahl in den Mittelpunkt der Agitation rücken, von beiden Seiten würde sie, um Agitationsmaterial zu gewinnen, fortwährend lauernd beobachtet werden; die Einen würden suchen, Beweise für die Nachteile konfessioneller Trennung, die Andern, solche für den Mangel an Rücksicht auf das konfessionelle Empfinden zu beschaffen. Wie würde das Zentrum eine so vorteilhafte Situation auszunützen wissen! Und dabei sollen die Lehrer in Ruhe und Frieden ihre Arbeit tun und die Schule gedeihen können? Nein, ich meine, wer sich einmal die Konsequenzen dieses Vorschlags überlegt hat, der muß zu der Einsicht kommen, daß eine gesetzliche Festlegung unumgänglich ist, damit die Schule dem Streit der Parteien entrückt wird. So oder so — immer noch besser, als die Schule von unberechenbaren Agitationserfolgen abhängig zu machen! Aber freilich: das Gesetz muß elastisch und weitrahmig sein. Es muß auf das Ziel verzichten, überall nur eine Schulform ins Leben zu rufen, vielmehr im Gegenteil darauf ausgehen, wo es möglich ist und die Verhältnisse groß genug sind, verschiedene Schularten nebeneinander einzurichten. Damit aber kommen wir schon zu einer weiteren Frage.

Erich Foerster

*) Mit über 25 Stellen.

Die Heimarbeitausstellung in Berlin

Menschenseele, so ganz entlaubt,
Menschenseele, die nicht mehr glaubt,
Glaube ans Schaffen!
Nicht zum Erraffen und zum Erjagen,
Nicht um blutende Wunden zu schlagen,
Um zu erbauen die bessere Welt
Dazu als Bruder den Brüdern gesellt,
Dienet der Arbeit!

So lautet eine Strophe des Prologs von Ernst von Wildenbruch, der bei der Eröffnung der Meunier-Ausstellung gesprochen wurde. Wenn man von da in die Räume jener anderen Ausstellung der Arbeit, Unter den Linden, kommt, dann erhebt sich vor einem ernst und unerbittlich die Frage, wie die Menschen, die all das, was hier zu sehen, mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und für ein Nichts, gemacht haben, noch ans Schaffen, noch an die Arbeit glauben sollen, die nicht blutende Wunden schlägt, und es entsteht in uns der brennende Wunsch, daß man ihnen doch wieder dazu helfen könnte „zu erbauen die bessere Welt", die jetzt vor ihnen versinken muß, im täglichen, eintönigen, Leib und Seele verzehrenden Einerlei ihrer Arbeit um das notdürftigste Brot. Wenn wir von Tisch zu Tisch, von Saal zu Saal wandern, wird uns immer ernster, immer trauriger zu Mut. „Wir alle, die wir die Ausstellung verstanden haben, haben ein böses Gewissen," meinte Naumann neulich in seinem Vortrag über Not und Luxus, aber auch er konnte zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß der Einzelne hier hilflos sei und daß der Weg zur Hilfe auch für die Allgemeinheit schwer zu finden sein werde. Daß er gefunden werden muß, das ist eine Forderung, die unser Denken und Fühlen immer neu stellen wird, wenn wir mit offenen Augen und blutendem Herzen durch jene Säle gegangen sind.

1

Ich möchte die Leser, die die genauen Angaben über Löhne, Arbeitszeit und dergleichen längst in den Tageszeitungen und anderwärts gelesen haben, zu einem raschen Gang durch die Ausstellung einladen, der ihnen vielleicht einen lebendigeren Begriff davon gibt, wie die oben geschilderte Stimmung entsteht, als es die ausführlichsten Zahlenreihen tun.

Gleich im ersten Saal finden wir Erzeugnisse der Konfektionsindustrie und wundern uns, daß für Gegenstände, die anscheinend die gleiche Arbeit erfordern, so verschiedene Stundenlöhne gezahlt werden. Nicht etwa nur zwischen Berlin, Breslau, Stettin und anderen Orten besteht diese große Differenz, die Löhne schwanken an ein und derselben Stelle, und wenn wir uns auch sagen, daß die Geschicklichkeit des Arbeiters hierauf natürlich großen Einfluß hat, so sind die bedeutenden Unterschiede damit doch nicht erklärt; und eben so wenig macht es die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse begreiflich, daß z. B. in Frankfurt a. M. für die Anfertigung eines ziemlich einfachen Schirms 42 Pfennig, in Königsberg für einen viel komplizierteren nur 8½ Pfennig Stundenlohn gezahlt wird.

An demselben Tisch, über dem diese, seit dem Besuch unserer Kaiserin, der man sie vorführte, bekannten Schirme

hängen, zeigt man uns eine Bluse, die in Kassel gearbeitet ist, wo es dem Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands gelang, mit einigen Arbeitgebern einen Tarif zu vereinbaren. Sie brachte der Verfertigerin 2,25 Mk., ist bedeutend sorgfältiger genäht als andere, ähnliche Erzeugnisse der Heimarbeit, deren Ertrag freilich bis auf 65 Pfg. Stücklohn herunter geht. Man sieht, die Arbeiterin hat hier ohne allzu große Hast geschafft, was der Sache zu gut gekommen ist.

Auf demselben Tisch stehen Düten mit Erbsen aus Königsberg. Eine Frau mit drei Kindern muß vier Stunden arbeiten, um den Zentner zu verlesen, für den sie 70 Pfg. (17 1/2 Pfennig stündlich) bekommt. Wie oft, wenn die Fingerchen wehe taten, mögen die Kinderherzen nach den Tauben geseufzt haben, die einst dem Aschenbrödel zu Hilfe gekommen sind.

Hier sehen wir auch ein paar Arbeiter, die die Photographie eines alten, baufälligen Fachwerkhauses aus der Aschaffenburger Gegend in der Hand halten. Vor dem Haus kratzen die Hühner und auf dem jetzt unbespannten Leiterwagen hat wohl vor kurzem das Grünfutter für die Kuh gelegen. Der Konfektionsarbeiter, der vielleicht hier nur gemietet hat, steht vor der Tür. „Puh, die Barracke! Wer mag da wohnen,“ meint der Beschauer zu seinem Kollegen und schüttelt sich mit Grauen. Der hält daneben das Bild einer Berliner Stube, deren Fenster mit Vorhängen besteckt sind, und an deren Wänden ein paar eingerahmte Photographien prangen und findet das viel schöner. Ich aber denke mir, ob in den Hof, in den das Fenster dieser Stube schaut, wohl je ein Sonnenstrahl dringt, und ob es die Kinder, die aus jener Fachwerkbarracke am Abend und des Sonntags auf die Wiese zu den Hühnern gejagt werden, nicht trotz alledem besser haben, als die, die in den Hinterhäusern und Kellern groß werden?

Am nächsten Tisch ist Wäsche ausgestellt, die zwei Arbeiterinnen nachdenklich betrachten. Die eine meinte, sie habe es gut, daß sie jetzt in den Häusern nähe, obgleich ja auch da die Damen oft handelten! Die andre, ein ruhiges, älteres Mädchen sagt uns, daß sie seit 15 Jahren bessere Wäsche näht und dabei ihr Auskommen findet, aber sie meinte, auf den den einzelnen Stücken beigegebenen Auskunftskarten sei die Arbeitszeit meist zu kurz angegeben. Wer akkurat arbeite, wie es für die guten Sachen notwendig, brauche, selbst wenn er ohne aufzusehen, ohne die kleinste Unterbrechung fortarbeite, bedeutend länger. Von andrer Seite hörten wir später das Gegenteil behaupten: die Zeiten seien, um den Eindruck zu verstärken, zu hoch gegriffen.

Auffallend ist uns die Lebhaftigkeit, mit der die beiden Frauen auf unsere Frage, wie man sich hier die Hilfe denke, antworten: „Nur kein Streik, das hilft gar nichts.“ Aber auf unser Wie denn? wissen auch sie keine Antwort!

Doch wir haben uns schon zu lange aufgehalten, und müssen weiter. Von den Zigarren und Zigaretten verstehen wir als Damen doch Nichts. Wie gesundheitsgefährlich und ekelhaft deren Herstellung in der Hausindustrie ist, haben wir gelesen, so halten wir uns hier nicht auf. Aber bei den künstlichen Blumen verweilen wir einen Moment, und lesen auf den Karten, daß die Löhne bis auf 4 Pfg. die Stunde herabgehen und daß die Arbeit „sehr nervenangreifend“ sei. Wir spüren es förmlich, wie uns beim Umwickeln dieser feinen Drahtstiele mit grünem Papier schon nach kürzester Zeit die Fingerspitzen schmerzen würden, und hier sitzen Frauen und Kinder den ganzen Tag darüber!

So geht es weiter, von einer Industie zur andern, überall dasselbe traurige Bild! In dem Raume, in dem der Holzarbeiterverband Erzeugnisse der Spielwarenindustrie ausgestellt hat, kommt uns der ganze Jammer der Kinderarbeit zum Bewußtsein, denn hier werden Bilder lebendig, die wir selbst vor Jahren gesehen: wie sie da saßen, die müden, traurigen Kleinen und Puppenköpfe malten, mit denen andre Kinder spielen sollten. Aber hier ist ja Hoffnung auf Besserung, wenn sich erst die Wirkung des Kinderschutzgesetzes bemerkbar macht.

Sehr wichtig scheint mir, daß der Holzarbeiterverband auf den Auskunftskarten nicht nur Arbeitszeit, Stunden- und Stücklohn angiebt, sondern auch Material- und Herstellungskosten, sowie bei manchen Sachen En gros- und Ladenpreis. In welchem Verhältnis der Arbeitslohn hierzu stehe, hatten wir uns schon öfter gefragt.

Aber wir sind müde geworden und die Leser vielleicht mit uns. So verlassen wir die alte Akademie Unter den Linden, obgleich noch Viel zu sehen wäre, und überlegen uns auf dem Heimweg, was für Fragen sich uns aus dem Gesehenen ergeben, und wie weit uns die Antwort darauf deutlich geworden ist.

2

Wer die Einzelausstellungen veranstaltet, sagen uns die Angaben über den verschiedenen Tischen. Beteiligt sind die freien Gewerkschaften, die christlichen Gewerkschaften (beider Konfessionen) und die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine. Die Anregung dazu ging vom Bureau für Sozialpolitik aus, das die verschiedenen Köpfe unter einen Hut gebracht hat. Die Einzelverbände haben die Ausstellungsgegenstände meist von den Arbeitern direkt aufgekauft. Hier und da sind sie ihnen auch, der Sache zu Liebe, unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden. Stellenweise soll das Aufkaufen Schwierigkeiten gemacht haben, da der Zorn des Fabrikanten gefürchtet wurde. Speziell in der Thüringer Spielwarenindustrie fehlte eine uns bekannte Gegend ganz, was uns von einem Arbeitervertreter damit erklärt wurde, die Arbeitgeber dort seien zwar selbst meist Sozialdemokraten — das war uns auch nicht neu — hätten aber das Ausstellen doch nicht erlaubt. Hier liegt übrigens auch die Erklärung dafür, daß fast lauter Mittelware und sehr viel Schund, aber nur vereinzelt bessere Sachen zu sehen sind: die waren wohl zu teuer! Die Frage, wer diesen Schund, abgesehen vom Ausland, kauft, verdiente es wohl, einmal besonders erörtert zu werden.

Gleich die nächste Frage, die man sich stellen wird: was ist eigentlich Heimarbeit? bleibt auch für den Besucher der Ausstellung ohne klare Antwort. Einen bestimmten Begriff dafür gibt es nicht, weil in all diesen Industrien und oft auch in ein und derselben die Verhältnisse ganz verschieden liegen. „Arbeit mit fremdem Material, auf fremde Rechnung, im eignen Heim, ohne Einstellung fremder Arbeiter“ hat man zu definieren versucht. Aber den Holzschnitzern z. B. oder den fränkischen Korbflechtern wird das Material nicht geliefert, in der Konfektions- und Wäschebranche ist das Garn zu stellen, anderwärts die Werkzeuge, wieder andre Industrien beschäftigen doch hier und da Hilfskräfte. Kurz, der Begriff ist so fließend, daß man daraus sieht, wie schwer es ist, den Heimarbeitern als Gesamtheit zu helfen. Es gibt kaum Etwas, was allen gemeinsam ist. Schlechte Löhne vielleicht? Nun, wenn ich mir den Stundenlohn von 30—40 Pfennigen in einen Tagesverdienst von 3—4 Mark (bei zehnstündiger Arbeitszeit) umrechne, so ist das ein ganz leidlicher Verdienst, selbst für Berlin. Wenn ich mir weiter überlege, daß man auf dem Land mit 20 Pfennigen ungefähr ebenso weit kommt, wie in der Stadt mit 40, so habe ich wieder einen andren Gesichtspunkt; wenn ich endlich daran denke, daß man mit 80—90 Pfennigen täglich in Stadt oder Land sein Leben fristen soll, dann wundere ich mich fast, daß nicht mehr Menschen buchstäblich verhungern.

Dann wieder soll die Arbeit hier der ganzen Familie den Lebensunterhalt schaffen, dort ist sie nur Zuverdienst der Frau oder der erwachsenen Tochter, gar nicht zu reden von den Fällen, die auch wohl kaum ausgestellt sind, wo es sich nur darum handelt, ein Taschengeld zu gewinnen. Wie sittlich verwerflich diese Konkurrenz ist, machen sich die, die sie treiben, wohl selten klar; aber diese Unüberlegtheit müssen wir, wo wir können, bekämpfen. Wenn übrigens von einer Seite behauptet wird, die Konkurrenz besser gestellter Frauen sei es vor allem, die die Löhne in der Konfektions- und Wäscheindustrie drücke, so sagen Andere mit derselben Sicherheit, es seien die Arbeiterinnen selbst, die sich in törichtester Weise unterböten.

Und die Wege zur Hilfe? Eines ist wohl sicher, daß, wenn irgend wo, hier nicht Alles über einen Leisten geschlagen werden kann, sondern daß — um es einmal so auszudrücken — individualisiert werden muß. Damit ist gesagt, daß Staatshilfe

nur in sehr beschränktem Maß möglich ist. Wird man dann mit Selbsthilfe vielleicht weiter kommen? Dazu werden, scheint mir, diese armen, abgetriebenen, athemlosen Geschöpfe, die in der Hausindustrie schaffen, schon rein physisch größtenteils nicht im Stande sein. So wird nur ein Zusammengehen aller Teile mit der Zeit vielleicht Erfolg haben können. Alle, die in sozialer Arbeit stehen, müssen über die ihnen bekannten Verhältnisse nachdenken und für diese Vorschläge machen.

Ziemlich von allen Seiten wird heute Ausdehnung der Versicherungspflicht auf die Heimarbeiter verlangt, und das ist vielleicht die einzige Maßregel, die für alle Industrien in Betracht käme. Freilich wäre wohl, um sie zu ermöglichen, der unter anderm vom Gewerkverein der Heimarbeiterinnen geforderte Registrierzwang notwendig, und gleich hier schon sehen wir, daß es ohne Härte nicht abgehen kann, denn nicht nur die Konkurrenz besser gestellter, auch die Arbeit vieler verschämter Armen wäre damit erschwert. Immerhin scheinen mir die Vorteile zu überwiegen.

Aus denselben Kreisen kommt der Vorschlag gesetzmäßig festgelegter Minimaltarife, die innerhalb bestimmter Fristen von Arbeitgebern und -Nehmern neu festzulegen wären, ähnlich wie sich dies ja im Buchdruckergewerbe und anderwärts schon bewährt hat. Die tarifmäßig hergestellte Ware müßte deutlich erkennbar bezeichnet sein, und es gälte, das Publikum dafür zu gewinnen, prinzipiell nur solche zu kaufen.

Die Forderung einiger sozialdemokratischer Gewerkschaften auf gänzliches Verbot jeder Heimarbeit ist wohl nicht nur aussichtslos, sondern auch falsch. Ihre energische Einschränkung aber wäre auf fast allen Gebieten sehr erwünscht. Organisation der Heimarbeiter aller Industriezweige jedoch scheint mir, so schwierig sie schon aus dem Grunde ist, daß es den Leuten nur unter den größten Opfern möglich sein wird auch nur einen geringen, regelmäßigen Beitrag zu zahlen, eine conditio sine qua non jeder Art der Hilfe.

3

Doch darüber mögen Sachverständige sich den Kopf zerbrechen. Für uns persönlich und für die meisten Leser ist die Frage wichtiger, was der Einzelne tun kann, wenn er auch fast machtlos ist. Und da steht voran die Pflicht der Aufklärung. Es ist ganz unglaublich, wie wenig das große Publikum überhaupt von der Existenz der Heimarbeit, geschweige denn von den hier herrschenden Verhältnissen weiß. „Heimarbeit? Was ist denn das?, wird man nicht einmal, sondern fortwährend gefragt, und wenn ich auch vorhin behauptete, es sei ein fließender Begriff, so ist er das doch nur, weil man sich zu Viel, nicht weil man sich Nichts dabei denken kann.

Und daß in einem größeren Damenkreis, nachdem ein paar Mal von diesen Dingen die Rede gewesen und die Eindrücke der Ausstellung verglichen worden waren, der Seufzer laut werden konnte: „Ach, es ist greulich mit all der Wohltätigkeit, es wird einem ganz übel davon," und zwar von einer gebildeten, vornehmen Dame, die nur dem Worte verlieh, was auf den andern Gesichtern deutlich zu lesen war, das ist eine Schande für die gebildete Frau, und hier haben wir, die wirs besser wissen, alle Schuld. Wir müssen davon reden, und womöglich so davon reden, daß die Menschen interessiert werden, daß das Mitleid, oder besser noch das Verantwortungsgefühl geweckt werde, aber meinethalben auch, wo das nicht möglich ist, die Angst vor den gesundheitlichen Gefahren, denen man mit den Seinen durch diese Zustände ausgesetzt ist. Denn nur wenn alle Kreise unsres Volkes aufgerüttelt sind, kann es anders werden.

Aber wir, denen das Elend heiß auf der Seele brennt, denen das Herz weh tut, daß wir so gar nicht helfen können, wir wollen uns dessen getrösten: „Er, der Alles versteht, er verstehts", wie es Wildenbruch in dem zu Anfang genannten Lied ausdrückt. Er versteht die Not und ihn jammert ihrer, so lange die Welt steht. Und wenn sie gar zu groß wurde, sandte er Menschen, die den Kampf mit ihr gewachsen waren und die den Schwachen vorwärts halfen. Er wird sich auch unser erbarmen.

Helene von Dungern

Verschiedenes

Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing von Lic. Dr. Gottwalt Karo. (Preisschrift der Karl Schwarz-Stiftung.) Berlin, Schwetschke u. Sohn 1905. 116 S. 3 Mk.

Die Theologie Semlers von Lic. Dr. Heinrich Hoffmann (Habilitationsschrift.) Leipzig, Dieterich 1905. 128 S. 2,40 Mk.

Johann Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing von Lic. Paul Gastrow. (Preisschrift der Karl Schwarz-Stiftung.) Gießen, Töpelmann 1905. 372 S. 9 Mk.

Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie von Lic. Leopold Zscharnack. Gießen, Töpelmann 1905. 388 S. 10 Mk.

Karo zeigt in kurzen, knappen Zügen Semlers Standpunkt auf den verschiedenen Gebieten der Theologie: seine Dogmatik beruhtauf. der Trennung von Religion und Theologie; in die Textkritik brachte er Methode durch Scheidung zweier Grundtypen; zur höheren Kritik leitet er an durch die Einschränkung des Inspirationsbegriffes auf die wahrhaft religiösen Bestandteile der Schrift; in der Erforschung des Urchristentumes hat er Baur vorgearbeitet, indem er eine heidenchristliche und eine „judenzende" Partei erkannte; in der Kirchen- und Dogmengeschichtsschreibung endlich brach er der Unparteilichkeit die Bahn. Karo stellt die Fortschritte Semlers zusammen, er weist aber auch auf alles Unentwickelte, Widerspruchsvolle hin. Lessing sticht durch seine Klarheit ab; Semler bewege sich in Unbestimmtheit und einer trüben Atmosphäre nur halb durchgedachter Gedanken, die gepaart mit Zaghaftigkeit ihn in unlösbare Widersprüche geraten ließ, wie sich besonders in seinem Kampf gegen die Naturalisten zeige.

Hoffmann beschränkt sich darauf, das Zentrum von Semlers Theologie darzustellen, seine Scheidung von Religion und Theologie: jede Ausprägung religiöser Vorstellungen ist notwendig durch Zeit und Ort bedingt; die eigentliche Religion ist unabhängig von diesen ewig wechselnden Vorstellungen; dabei kann kein Geschlecht sich von „lokalen" Vorstellungen frei halten. Es entwickelt sich hier vor uns ein großes relativistisches System, das für die Religionspsychologie von zentraler, aber auch für alle einzelnen theologischen Disziplinen von so einschneidender Bedeutung ist, daß Semlers Fortschritte in den Einzelwissenschaften sich fast sämtlich aus seinem Grundprinzip ableiten lassen. Mir trat dabei immer der Gedanke vor Augen, wie wertvoll es für das Verständnis der Geschichte ist, wenn sie von einseitigen Individuen ihrer Einseitigkeit gemäß betrachtet wird. — Ein besonderer Vorzug der Schrift Hoffmanns besteht darin, daß sie, wenigstens kurz, auf die außertheologischen Einflüsse, die zur Zeit Semlers wirksam waren, hinweist.

Während Hoffmann und Karo in ihre fließend geschriebenen Ausführungen meist nur kurze, zu klarer Gedankenfolge aneinander gereihte Zitate aus Semler einflechten, bietet Gastrow große, oft seitenlange, sorgfältig ausgewählte Abschnitte und Auszüge aus Semlers Schriften. Dadurch bekommt der Leser einen Eindruck von Semlers weitschweifiger und wenig systematischer Arbeitsweise. Auch nach dem Inhalt ist Gastrows Werk darauf berechnet, daß wir den ganzen Menschen Semler kennen lernen: wer die vorausgeschickten Auszüge aus Semlers (auch kulturhistorisch interessanter) Selbstbiographie gelesen hat, kennt die Grundfaktoren, aus denen Semlers Lebensarbeit hervorwuchs, seine erquickend naive, kindlich lautere und nicht etwa moralistische Frömmigkeit und seinen Drang nach selbstständigem Wissen; wer sich in die religiösen Kämpfe, die er unter dem Drucke pietistischer Engherzigkeit auszustehen hatte, versenkt hat, versteht, daß Semlers Frömmigkeit durch die Kenntnis vom Wechsel der religiösen Formen reich geworden war. Wenn engherzige Kirchlichkeit oder anmaßender Naturalismus eine Form des religiösen Denkens als die allein richtige allen Menschen aufdrängen wollte, so wandte sich Semler nicht aus Halbheit dagegen, sondern aus wahrhaft religiösen Gründen, um eines vertieften Glaubensbegriffes willen, von dem auch wir noch lernen können. Noch nachdrücklicher als Hoffmann zeigt Gastrow, daß die Trennung von Religion und Theologie eine mutige, folgenschwere Geistestat war, die auf einer klar durchdachten Erkenntnistheorie und auf empirischer Betrachtung der Frömmigkeit beruht und durch die Semler unserem Zeitalter näher steht als Lessing, dessen metaphysischer Dogmatismus mehr auf die spekulative Theologie des Hegelianismus hinweist. Nachdem Gastrow die kritisch-wissenschaftlichen Leistungen Semlers besprochen hat, geht er in der zweiten Hälfte Semlers Stellung zu den kirchlich praktischen Fragen nach und weist hier eine Reihe Aeußerungen auf, „welche in ihrer kräftigen Ehrlichkeit und frischen Unverzagtheit dem Baumgarten des zwanzigsten Jahrhunders eine helle Freude bereiten dürften," auch Viele, die gerade in der Zeit der Popularisierungsversuche moderner Theologie und im Kampf um geistige Freiheit und kirchliche Gebundenheit zu denken geben können. Dabei müssen freilich Semlers territorialistische Ideen mit ihrer Bevormundung der Kirche durch den Staat zurückgedrängt werden.

Während diese drei Schriften nur nebenbei Lessings Theologie heranziehen, hat Zscharnack Lessings und Semlers Lebenswerk in gleicher Ausführlichkeit nebeneinander gestellt. Die beiden Zeitgenossen bieten manchen interessanten Vergleich. „Beider Ziel war dasselbe", nur will Semler mehr „die Religion selber erlösen von aufgebürdeten Hindernissen, während Lessing mehr dem gesunden Menschenverstand als der christlichen Religion Freiheit bringen will", doch will auch er dem Christentum dienen. In fließender Darstellung, hinter der die

Zitate ganz zurücktreten, führt er beide Männer nach ihrer ganzen re-
ligiösen Persönlichkeit und wissenschaftlichen Bedeutung vor Augen: er
vergleicht eingehend ihre Jugendeindrücke, ihre Bedeutung für die
Bibelkritik, die Kirchengeschichte und die Dogmatik und erzählt schließ-
lich Semlers Streitigkeiten mit den Naturalisten. In der Darstell-
ung ihrer dogmatischen Ansichten entwirft er ein glänzendes Bild von
Lessing. Es wird dem zu strahlend erscheinen, der in Lessing einen dem
Christentum uninteressiert oder gar feindlich gegenüberstehenden Wahr-
heitssucher sieht.*) Meinem Empfinden nach überstrahlt es auch zu
sehr das Bild Semlers. Es läßt Semlers Mängel wohl erkennen,
aber zu wenig den Punkt, in dem Lessing gegen Semler zurücksteht:
Semler untersuchte das Wesen der Religion tiefer. Gleichwohl ist
das von Zscharnack gezeichnete Bild Semlers ebensowie das der drei
anderen Monographien recht geeignet, Liebe zu der vielfach verfehmten
Entstehungszeit des Nationalismus zu wecken, der Zeit, in der die
Grundprobleme der heutigen Theologie aufgerollt wurden, und der selbst
der wenig kritisch gerichtete Teil der heutigen Theologie recht viel ver-
dankt.**) Rudolf Schubring

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis,
Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Leipzig,
B. G. Teubner 1906. 405 S. 4,80, gebunden 5,60 Mk.

Wilhelm Dilthey hat Altes und Neues, unsern Lesern sicher zu
allermeist Unbekanntes, in einen Band zusammengefaßt: historisch-
psychologische Untersuchungen über das dichterische Schaffen von Lessing,
Goethe, Novalis und Hölderlin. Er verfolgt dabei seinen Lieblings-
gedanken, der historischen Wissenschaft eine praktische Grundlage in der
Analyse typischer Menschheitsgebilde zu geben. Hier wird uns der
Typus des phantasiemäßigen Schaffens mit einer Gründlichkeit und
Tiefe der Einsicht dargestellt, wie es nur wahre Kongenialität zu
leisten vermag. Dilthey löst selber die von ihm gestellte Aufgabe,
„ohne jede Einmischung erklärender Hypothesen die deskriptive Me-
thode anzuwenden," welche nur die wirklichen Beziehungen psychischer
Tatsachen aufweist und bei allen Problemen allein ihre psychologische
Tragweite, nicht aber ihren metaphysischen Gehalt verfolgt. Gegen
diese Methode mit ihrer Unmöglichkeit, zu einer einheitlichen, ge-
schlossenen Weltansicht in der Form eines systematischen Gedankenzu-
sammenhanges zu führen, ließen sich berechtigte Einsprüche erheben.
Fruchtbarer aber ist sie in der Praxis als jedes hypothetische Deutungs-
verfahren, zumal wenn wie in diesen Vorträgen die Schätze einer
reichen Lebenserfahrung ausgebreitet und wenn beständig analoge
Typen zur Charakteristik herangezogen werden. Um Goethes Künstler-
natur in ihrer ganzen nicht allgemein giltigen Eigenart verständlich
zu machen, wird ihr das innere Schaffen eines Dickens, Shakespeare,
Rousseau, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Vol-
taire und Cervantes gegenübergestellt; bei der Besprechung von No-
valis treten seine romantischen Freunde, Tieck, die beiden Schlegel,
Schleiermacher, Schelling, und selbst Fichte und Schiller, in ihrem
psychologischen Kern erfaßt, dem einen Dichter zur Seite. Ueberall
fesselt die Darstellung durch eine köstliche Frische und Lebendigkeit;
und namentlich ist der Auffatz über Lessing, der dazu noch eine Reihe
theologischer Fragen berührt, mit dem Schwung und der Kraft eines
jugendlichen Stürmers geschrieben.***) Joh F Hahn

Kleine Mitteilungen. Zu dem Artikel von Lachenmann:
inzwischen hat der Papst ein Konsistorium abgehalten, in dem er das
französische Trennungsgesetz noch schärfer verurteilt. . .

Für die Passionszeit ist erschienen: Passionsbüchlein.
Ordnung für Passionsgottesdienste nach den vier Evangelien. Von
D. Klingender, Studiendirektor. Kassel, Friedrich Lometsch. Vier
Abteilungen je 12, bei Mehrbezug 20 Pfg. — Ferner: Passionale.
Liturgische Formulare mit Sprüchen, Liedern und Gebeten. Auf
Schoeberleinscher Grundlage. Von Chr. Drömann, Pastor in
Waake. Hannover, Erich Wendebourg. 1,25 Mk., gebunden 1,75.
Ausgabe für Gemeindeglieder 15 Pfg., in Mengen billiger.

---

*) Was doch eine große Verkennung wäre. Man vergleiche auch
die nachfolgende Arbeit von Dilthey. R

**) Sehr zeitgemäß und erfreulich ist das inzwischen angekündigte
Unternehmen: Studien zur Geschichte des neuen Prote-
stantismus, herausgegeben von Lic. Dr. Heinrich Hoffmann,
Privatdozenten an der Universität Leipzig, und Lic. Leopold Zschar-
nack in Berlin (NW Lübeckerstraße 15). Die ersten Hefte der Samm-
lung werden enthalten: Die Ausbreitung des Rationalismus in
Deutschland, Kirchenlied und Gesangbuch des Rationalismus, Ratio-
nalistische Liedertexte, Alles von Zscharnack und: Spalding, Herder,
Schleiermacher, ein theologischer Querschnitt für die Wende des acht-
zehnten Jahrhunderts, von Lic. Horst Stephan in Leipzig. Diese
Studien erscheinen bei Alfred Töpelmann in Gießen. R

***) Der Aufsatz über Lessing, 1867 in den Preußischen Jahr-
büchern erschienen, nun stark erweitert, ist und bleibt bedeutend. Eine
Kleinigkeit sei doch moniert. Dilthey zitiert das wichtige Wort an
Elise Reimarus 16. 12. 1778: „Endlich lassen sich die großen Wespen
doch auch aus dem Loche sterlen", indem er statt dieser schon von der
Hempelschen Ausgabe geretteten richtigen Fassung die frühere falsche
bevorzugt: „aus dem Loche schrecken". Sterlen ist ein in Lessings Heimat
noch heute geläufiger Ausdruck; man sterlt, indem man mit einer
langen Stange in ein Loch stößt und darin herumrührt. Der Aus-
druck ist überaus bezeichnend für das, was Lessing mit den Fragmen-
ten und zumal mit dem letzten wollte: die modernen Theologen seiner
Zeit aus ihrer Sattheit und Reserve heraus stören. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 8. März 8 Uhr im Deutschen Kaiser:
Das ethische Problem in Hilligenlei (Pastor Eger).

Gießen. Dienstag 6. März 8½ Uhr im Hotel Schütz, Bahn-
hofstraße: Die Weltanschauung Carlyles, ihr innerer Zu-
sammenhang und ihre Grenzen (Oberl. Dr. Klein).

Hamburg. Montag 12. März 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen,
Klostertor 7: Die Kreuzigungsgeschichte Jesu (Karfreitags-
geschichte). Pastor Petersen-Ottensen.

Stuttgart. Montag 12. März 7 Uhr Herzog Christoph: Der
Prophet Jeremias (Stadtpfarrer Lamparter-Gmünd).

Ed. Mörike

„Du bist Orplid, mein Land!"

Gedichte und Erzählungen

in Auswahl herausgegeben von Will Vesper. Wenn es untunlich ist, an dieser Stelle noch Allgemeines über Mörike zu sagen, so sei mit um so mehr Nachdruck speziell auf diese soeben bei Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf, erschienene 1.80 Mk.-Ausgabe seiner Hauptwerke hingewiesen. Der mit vornehmer Sorgfalt ausgestattete, ausserordentlich starke (19 Bogen!) Band enthält die reifsten Gedichte und Lieder Mörikes, ferner seine epischen Dichtungen „Idylle vom Bodensee" [III—VI] — „Märchen vom sichern Mann" — „Der alte Turmhahn" — und endlich die beiden Perlen seiner Prosa: „Mozart auf der Reise nach Prag" — „Die Historie von der schönen Lau" — letztere mit den herrlichen Zeichnungen M. von Schwinds. Preise: Vornehm kartoniert nur 1.80 Mk. In Leinen gebunden mit Goldschnitt 3 Mk. In den Buchhandlungen gerne zur Ansicht.

Mk. 1.80

Hoffmann, Fastenpredigten

Neue Ausgabe, 60 Pfg.

. . . was er gibt, ist wirklich geeignet, eine gebildete Gemeinde zu befriedigen.

Leonhardi, Passionspredigten

2. Auflage. 2.—, geb. 3.— Mk.

Die vorliegende Sammlung enthält 24 Predigten (15 Passionspredigten und 8 Karfreitagspredigten), deren Texte eine fortlaufende Behandlung der Leidensgeschichte bieten.

C. Ludwig Ungelenk
Verlagsbuchhandlung Dresden-A.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann
Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und **Else Lohmann** staatl. gepr. Lehrerin.

Dampfmolkerei Emlichheim i. Hann.

9 Pfd. feinste Molkereibutter franko Haus Mk. 11.40

Für das Herzogl. **Ernst-Albert-Seminar** wird auf Ostern d. J. ein **Cand. min.**, der schon Erfahrung im Unterricht hat, als wissenschaftlicher **Hilfslehrer** (Religion, Geschichte, Deutsch) gesucht. Gehalt: 1800 Mk. Bevorzugt werden Bewerber, welche die Prüfung für das höhere Schulamt abgelegt haben, bezw. noch ablegen wollen; nach Bestehen dieser Prüfung wird bei guter Bewährung baldige feste Anstellung als Oberlehrer in Aussicht gestellt (Gehaltsskala gleich der aller hiesigen höheren Schulen: 2600—5200 Mk.). Meldungen mit Zeugnissen baldigst an den unterzeichneten Direktor.

Coburg, d. 20. Februar 1906

Schulrat Dr. **Staude**

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 7. Zur Friedhofsfrage (Erster Teil) — Die Besoldungs-, Ruhegehalts- und Witwenpensionsverhältnisse der evangelischen Geistlichen — Ueber die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit — Aus Preußen: Der Schulgesetzentwurf; Kircheninspektorat in Breslau — Mancherlei

Nr. 8. Zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares — Zur Friedhofsfrage — Aus Preußen: Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen; Kirchennamen; Protest gegen Presbyterwahl; Zum Schulgesetz; Ueber die theologische Schule in Bethel; Aus Westpreußen; Aus Rheinland — Mancherlei

Aufruf für die armenischen Waisenhäuser der Deutschen Orient Mission

Unser armenisches Waisenwerk bedarf dringend einer größeren Hilfeleistung.

Seit wir vor neun Jahren die deutsche evangelische Christenheit aufriefen, um die Not des armenischen Volkes zu lindern und seine Witwen und Waisen zu versorgen, hat die Barmherzigkeit Christi in Armenien ein großes Werk getan. Waisenhäuser, Kliniken, Industriestätten sind begründet worden, um ein aus tausend Wunden blutendes Volk vom Tode erretten zu helfen.

Wir sind von Herzen dankbar gewesen für die großen Gaben die uns Jahr aus Jahr ein, insbesondere von den Pflegeeltern unserer Kinder, zuflossen. Aber unsere Mittel haben nicht ausgereicht, um das angefangene Werk so weiter zu führen, wie es die Not und die Liebe gebietet.

Im vergangenen Jahr sind unsere Einnahmen hinter unserm Voranschlag um 20000 Mark zurückgeblieben, während unsere Ausgaben infolge andauernder Teuerung und Heuschreckenplage unsern Voranschlag um 30000 Mark überschritten haben. Wir müssen also mit einem Defizit von 50000 Mark rechnen, welches wir durch laufende Einnahmen nicht decken können. Darum bitten wir alle Freunde des armenischen Hilfswerks uns zu Deckung unseres Defizits

eine einmalige außerordentliche Gabe

zukommen zu lassen.

Wir bitten dieselbe mit der Bezeichnung „zur Deckung des Defizits" zu senden an die Kasse der Deutschen Orient Mission, Groß-lichterfelde, Ringstraße 50.

Der Vorstand der Deutschen Orient Mission

Graf **A. v. Bernstorff**, Vorsitzender — Oberkonsistorialrat D. **Keßler**, Stellv. Vorsitzender
Dr. **Lepsius**, Direktor — Pastor **M. Wilde**, Inspektor — Professor **Meinhof**, Schatzmeister

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden
Herausgeber: **H. Weinel**
a. o. Prof. der Theologie in Jena

Religion und Kunst. Von **Ernst Linde**, Lehrer in Gotha 1905. 36 S. M. —.50.

Das Evangel. Pädagogium in Herchen a. Sieg
(Realschule Sexta bis Obertertia mit Nebenkursen in Latein)

ist als Zweiganstalt des Pädagogiums in Godesberg 1901 eingerichtet worden, um neben der großen Godesberger Anstalt (450 Schüler in 26 Klassen) dauernd die Vorteile einer kleinen Anstalt zu bieten. Außerdem konnte hier mehr Wald, (12 Morgen) Wiese und Gartenland erworben werden, das steht den Zöglingen für ihre ländlichen Beschäftigungen und ihre Spiele zur Verfügung; die Luft ist kräftige Höhenluft. So kann sich hier unter der Obhut verständiger Erzieher frisches Jugendleben ungehindert durch städtische Einschränkungen entfalten. Die Anstaltshäuser bieten warmes christliches Familienleben und stetige Anleitung bei den häuslichen Schularbeiten, außerdem besondere Pflege der körperlichen Entwickelung durch reichliche turnerische Uebungen, reizlose Kost. Ein geborener Franzose ist als Lehrer in französischer Konversation angestellt, wie überhaupt die neueren Sprachen hier sehr gepflegt werden.

Rektor **O. Kühne**, Godesberg — Rektor **L. Lindemann**, Herchen a/Sieg

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim, Bergstr.

Zu Ostern finden noch einige **junge Mädchen** zur gründlichen Erlernung in Küche, Haushalt und Handarbeit freundliche Aufnahme. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen und Musik.

Beste Referenzen. Näheres und Prospekt durch

die Vorsteherin.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Die Leidensgeschichte Jesu Christi. Zwölf Passionspredigten von **D. H. Martensen.** Dritte und vierte (Doppel-)Auflage. M. 2.40, fein geb. M. 3.—.

Martensens Passionspredigten „— sind einstimmig von der Kritik als hochbedeutsam anerkannt; ich selbst kenne sie seit Jahren und vertiefe mich alljährlich mit neuer Freude und innerem Gewinn in die feinsinnigen Ausführungen der 12 Predigten, die es meisterhaft verstehen, die ganze Passionsgeschichte des Herrn in die Erklärung hineinzuziehen und das gesamte Christenleben in das Licht des Kreuzes Christi zu stellen —." [P. Josephson im Theol. Lit.-Bericht.]

Kann von jeder besseren Buchhandlung sofort auch zur Ansicht beschafft werden

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu 3 Beilagen von der Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos, Stuttgart, der Verlagsbuchhandlung August Scherl, Berlin (Der Tag) und Herrn Dr. med. Winsch, Halensee

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 10 — Marburg i. H., den 8. März — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Die Verkennung Jesu

So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden. Da sprechen sie zu ihm: Wer bist du denn? Und Jesus sprach: Erstlich der, der ich mit euch rede. Joh. 8, 24—26.

Verkannt und mißverstanden zu werden ist Menschenlos, gerade bei den Besten, den Edelsten. Und Viele haben sich darein gefunden und damit abgefunden, es verwunden und überwunden. Waren es Große von dieser Welt, so blieb ihnen der Rekurs offen an die Geschichte, an die Nachwelt, die nachholen würde, was die Zeitgenossen versagten; waren es Fromme, so durften sie appellieren an den Allerhöchsten und Allwissenden, in dessen Urteil ihr Wesen und Werk geborgen liegt.

Jesus war in einer anderen inneren Situation: Er wollte Nichts für sich sein, er suchte in keiner Weise seine Ehre, er war gekommen zu dienen und zu geben sein Leben zu einer Erlösung für Viele. Ward er nun verkannt, behandelte man ihn als Feind, oder was fast noch schlimmer, als Luft, so verschärfte sich sein Schmerz dadurch, daß das Elend und der Jammer derer, denen er gerne helfen wollte, aber nicht durfte, auf sein Herz zurückfiel. Und andererseits: wenn er gegenüber aller Verkennung auf das Zeugnis seines Vaters sich zurückzog und berief — was er auch tat —, so konnte das nicht allen Schmerz stillen, obwohl, oder vielmehr gerade weil „seine Sache des Herrn und sein Amt seines Gottes“ war. Die Solidarität mit dem Zweck und Willen Gottes vertiefte gerade diese Empfindung. Es gab ja für ihn nur eine Lösung dieser Spannung, die den Durchblick zum Sieg verstattete, das vollendete Selbstopfer, die Selbsthingabe in Leiden und Tod (vergl. V. 28), deren Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit im Bewußtsein Jesu früh genug aufleuchtete.

Aber was uns hier interessiert, ist nicht die historische Frage, welche Stellung Jesus zu der Verkennung, die ihn traf, eingenommen hat. Die praktisch-ethische Seite der Sache ist viel wichtiger, und diese ist zu jeder Zeit, auch heute, aktuell.

Hüten wir uns, daß wir uns der Verkennung Jesu nicht schuldig machen!

Jesus sucht Anerkennung, und muß sie suchen, um Gottes und unser selbst willen. Wie greift er es an und wie begegnen wir ihm richtig? Darüber sind in den obigen Worten Andeutungen gegeben, die gerade in der heutigen Zeit des oft so bittern Kampfes um die Person Christi Licht und Weisung geben.

Wenn man ihnen näher nachdenkt, so will es einem vorkommen, als ob der wahre und lebendige Christus mit der Art, wie der Kampf zumeist geführt, mit der „Streitfrage“, die in den Vordergrund gestellt wird, recht wenig zu tun habe. Weder aktiv noch passiv. Er streitet weder so um seine Ehre, wie viele seiner Freunde, noch leidet seine wahre Größe unter seinen Bestreitern. Als die Frage an ihn gestellt ward: Wer bist du denn? Was soll man sich unter dir vorstellen? Da gab er sich nicht, wie erwartet wurde, seine Legitimation durch einen göttlichen oder menschlichen oder gottmenschlichen Titel, sondern er sagte nur: Erstlich (d. h. vor Allem) der, der ich mit euch rede.

Was heißt das anders als: Bedenket zuerst, daß ich da bin und für euch da bin! Das Licht beweist sich damit, daß es leuchtet, die Liebe damit, daß sie liebt, die Kraft dadurch, daß sie wirkt. Dies ist die erste und höchste Position, die Jesus gegen Jeden einnimmt, der ihm nahekommt: Ich bin für dich da; ich suche nicht deine Verehrung, sondern deine Hand. Wer ihn nur erst als Wirklichkeit behandelt, der ist schon in den Machtbereich seiner Gnade getreten.

Und daß er damit allen Menschen aller Zeiten gleich nahe steht, wie seinen Zeitgenossen, das liegt unmittelbar in der Tatsache: ich bin der, der ich mit euch rede, oder, wie man auch übersetzen kann: ich bin das, was ich euch sage. In seinem Evangelium, in Wort und Tat, ist er selber. Ob ich von ihm im Neuen Testament lese, ob ich in der lebendigen Verkündigung seine Stimme höre oder in seinen Jüngern, in denen er Gestalt gewonnen, seines Geistes Hauch verspüre: immer ist er da, die überwältigende Macht, vor der ich mich beuge, der mein Innerstes sich entgegenstreckt. Ich kann ihn da, wenn anders ich ehrlich sein will, gar nicht verkennen. „Demnach ist der heutige Christus“, sagt Jonathan Brierley in feiner Weise, „eine menschliche Geschichte, eine Persönlichkeit und eine dahinterliegende Macht ... Hier findet der Mensch die unendliche Güte vermenschlicht und personifiziert.“

Nur Eines wollen wir dabei nicht vergessen, worauf der Ton besonders gelegt werden muß. Die Verkennung Jesu hat, wo sie immer geübt wird, ihren tiefsten Grund darin, daß das Organ, womit er am richtigsten erkannt und seine Realität am kräftigsten verspürt wird, nicht genügend funktioniert. Dreimal wird in diesem Zusammenhang das Wort wiederholt: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden,“ oder, wie es schärfer und stärker wiedergegeben werden darf: an euren Sünden. Da wird nicht der Verstand oder die Phantasie aufgerufen, aber das Gewissen. Ja, wenn das Verständnis Jesu immer im beherrschenden Lichte des Gewissens gesucht würde, dann würde man nicht nur seine Größe besser erkennen, seinen Wert mehr schätzen, weil erleben, sondern es wäre auch des Streites um ihn weniger, das Einverständnis in der Hauptsache größer. Denn faktisch steht er, was unsere sittlich-religiöse Existenz betrifft, zu allen Menschen gleich, und alle gleich zu ihm: er der Retter, wir die Rettungsbedürftigen. Da muß Jeder sagen: „Ich fühls, du bists, dich muß ich haben.“ Da hört die Verkennung Jesu auf.

Auf dieser Grundlage läßt sich erst eine Theologie aufbauen, die jenseits des Unterschieds von „altgläubig“ und

„modern", „liberal" und „positiv" steht, weil sie das Ja! die wahre Position des Lebens in sich selber trägt, eine Theologie, die ebendarum ohne Umschweife bekennen darf: „wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!"

J H

Das Nationalitätenproblem

1

Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer" hat die Blicke weiter Kreise auf den unglücklichen Kampf zwischen den Deutschen und Polen in unserer Ostmark gelenkt. Mit Recht sagt Naumann von diesem Buche, es sei gleichzeitig ein Beitrag zur Frauenfrage, denn es ist eine Frauenarbeit, die dem Manne Hochachtung abzwingt. Freilich gewisse ästhetische Bedenken vermag ich nicht zu unterdrücken: einmal ist bei aller Technik der Milieu-Schilderung der eigentliche Roman, ich meine die Handlung, etwas dürftig und unmotiviert, dann aber zieht Clara Viebig keine politische Lehre aus ihrer Dichtung. Es gleicht dieser Roman darin den Sudermannschen Dramen, wie dort ein soziales Problem aufgerollt wird, so hier das nationale, und in beiden Fällen bleibt die Antwort dem Leser überlassen. Das ist meines Erachtens zunächst ein künstlerischer Mangel, über den das Litteratengeschrei l'art pour l'art nicht hinweghilft. Wir verlangen von dem Dichter, der uns ein großes Problem vorführt, eine Stellungnahme, und die großen Dichter sind immer auch die Pfadfinder ihres Volkes gewesen. Von diesem Buche aber sagt Naumann mit Recht, freilich ohne darin einen Mangel zu sehen: „Die erste Wirkung der Lektüre ist die Vergrößerung der politischen Ratlosigkeit gegenüber der Polenfrage."

Ist diese Ratlosigkeit nun begründet, oder läßt sich gegenüber der Polenfrage irgend ein Standpunkt gewinnen und rechtfertigen? Ich meine ja. Für den Künstler und den Publizisten mag es schwer sein, diesen Standpunkt zu gewinnen. Allein es sähe traurig aus um die Wissenschaft vom Staat, wenn wir Staatsrechtslehrer nicht über den Kampf der Nationalitäten innerhalb des Staates ein Urteil finden könnten, das unbeeinflußt ist von jenem triebhaften Nationalismus, der als Masseninstinkt die Mengen beherrscht und überall nicht nur die staatliche Ordnung, sondern auch das wirtschaftliche Wohl der größten Gemeinwesen auf das schlimmste gefährdet. Es handelt sich hier ja nicht nur um die Polen, es handelt sich um unsere Staatsgenossen von dänischer und französischer Nationalität, es handelt sich um die nationalen Minderheiten in Rußland, die Finnen, die Balten usw. Es handelt sich um unsre lieben deutschen Brüder in Siebenbürgen, um die Magyarisierungsgelüste in Ungarn überhaupt, um den Kampf zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen, ja geradezu um die Fortexistenz der österreich-ungarischen Monarchie. Wohin wir die Blicke lenken, die Welt hallt wider von dem Geschrei des Kampfes der innerhalb eines Staatswesens mit einander ringenden Nationalitäten. Da mag man es dem Gelehrten nicht verübeln, wenn er sich zum Worte meldet, um nach bestem Wissen und Gewissen einmal die Frage zu beantworten: wie und wann ist denn dieser Kampf in die Welt gekommen, welche Ziele hat er sich gesteckt und wie wird er enden? Freilich leben wir jetzt im Zeitalter der sogenannten Realpolitik, und das Volk der Dichter und Denker hat es verlernt, in den Gelehrten seine politischen Führer zu sehen. Kein Wort ist im neuen Reiche in politischen Dingen verächtlicher wie der Vorwurf des Doktrinarismus, und man treibt eine Wirtschaftspolitik der Nahrungsmittelverteuerung, die der fast einstimmigen Lehre der Wissenschaft direkt entgegengesetzt ist. Indessen, es ist noch immer sehr die Frage, wie weit wir mit dieser grundsatzlosen Politik der Interessenten kommen; die Wissenschaft steht über allen Erscheinungen des Lebens, auch über der Politik. Freilich muß ihre Theorie richtig sein, und Irrtümer sind bei ihren besten Kämpen nicht ausgeschlossen gewesen. Trotzdem wäre es gut, wenn unser Volk sich einmal wieder klar machen möchte, wie turmhoch z. B. unsere vielgeschmähten Kathedersozialisten über manchen Geschäftspolitikern stehen, die ihre Industriemonopole und den Schutzzoll des Staates auszunutzen suchen, um sich die eigenen Taschen zu füllen.

Man soll doch nicht vergessen, daß selbst Bismarck mit all seiner Realpolitik nur die Ideen ausgeführt hat, die vor ihm vorhanden waren. Ohne ihn wäre die Einigung Deutschlands vielleicht heute noch nicht vollzogen: ohne das Professorenparlament der Paulskirche, ohne die viel verspotteten Festredner der Turn- und Schützenvereine, die Bismarck vorausgegangen, wäre das Reich aber auch nicht gekommen; erst mußte die Nation für den großen Gedanken gewonnen sein, ehe der praktische Staatsmann ihn verwirklichen konnte. Das gilt auch von Bismarcks zweiter Großtat, von der sozialpolitischen Gesetzgebung. Ein Girondist der französischen Revolution und dann der Graf Saint-Simon sind es gewesen, die zuerst die Arbeiterversicherung gefordert haben.

Darum darf sich meines Erachtens ein deutscher Staatsrechtslehrer wohl für berechtigt und verpflichtet halten, seine Gedanken über das Problem der Nationalitäten zu entwickeln, so sehr er sich dabei nicht nur mit unsern leitenden Staatsmännern von heute, sondern auch vielleicht mit seinen Lesern in Widerspruch setzen muß.

2

Ich gehe zunächst dem Ursprung unserer Erscheinung nach. Und da müssen wir zunächst fragen, was ist denn überhaupt eine Nation oder Nationalität, worin besteht ihr innerstes Wesen? Die Antwort darauf ist nicht so ganz einfach. Es handelt sich da nicht um eine von Anfang an vorhanden gewesene Stammesgemeinschaft, sondern die Nationen sind im Laufe der Geschichte historisch geworden. Das zeigt das Beispiel der Franzosen, die zusammengewachsen sind aus Römern, keltischen Galliern und Briten und aus Germanen. In der Regel werden wir solche historisch gewordene Gruppe an ihrer Sprache erkennen, allein die Sprache ist kein untrügliches Merkzeichen. Kroaten und Serben sprechen dieselbe Sprache und doch fühlen sie sich als verschiedene Nationen, weil sie nicht nur getrennt durch verschiedenartigen Glauben — die Kroaten sind römisch-, die Serben griechisch-katholisch — auch in der Geschichte getrennte Wege gewandelt sind. Ganz zu schweigen von dem bekannteren Beispiel, daß Engländer und Amerikaner dieselbe Sprache reden und sich dennoch als getrennte Nationen betrachten.

Unter diesen Umständen müssen wir ganz darauf verzichten ein objektives Kennzeichen der besonderen Nationalität zu finden, den Inhalt ihres Wesens vielmehr lediglich im Subjektiven suchen. „Eine Vielheit von Menschen", heißt es in dem besten Buche vom Staate, in Jellineks Allgemeiner Staatslehre, „die durch eine Vielheit gemeinsamer, eigentümlicher Kulturelemente und eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit sich geeinigt und dadurch von andern geschieden weiß, bildet eine Nation." Also das Wesen der Nationalität ruht im Subjektiven. Die Nationalität beruht auf dem Bewußtsein. Schon dieses Resultat genügt meines Erachtens, um eine Politik als verwerflich und resultatlos zu kennzeichnen, die darauf hinausläuft zu germanisieren, zu russifizieren, zu magyarisieren. Denn gegen innere Ueberzeugungen kämpft der Staat mit all seinen Machtmitteln vergeblich. Indessen wir müssen noch eine kurze Weile bei der historischen Betrachtung der Dinge verbleiben.

Weil die Nationalität im Bewußtsein der Menschen ruht, konnte sich der triebhafte Nationalismus der großen Masse erst herausbilden im modernen Staat des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die große Masse des Volkes unter dumpfem Druck in völliger Stumpfheit des Geistes dahinlebte, war sie sich ihrer kulturellen Zusammengehörigkeit nach nationalen Gruppen nicht in dem heutigen Maße bewußt. Und wäre ein nationaler Masseninstinkt auch schon vorhanden gewesen, im absoluten Staate, wo das Volk nur Objekt der fürstlichen Regierung war, hätte er schwerlich viel ausgerichtet. So ist den Staaten bis zum neunzehnten Jahrhundert hin das Nationalitätsproblem fremd geblieben. Man hat in Brandenburg-Preußen und anderswo die ihres Glaubens wegen vertriebenen Franzosen mit offenen Armen aufgenommen, sie haben z. B. in Berlin einmal einen starken Bruchteil der Bevölkerung gebildet, aber sie

sind niemals mit politischen Ansprüchen hervorgetreten, und deshalb sind sie vom Staate auch mit dem größten Liberalismus behandelt worden, kein preußischer Herrscher dachte daran ihnen ihre Nationalität zu nehmen, man ließ ihnen Kirche und Schule, und Reste davon haben sich ja heute noch in Berlin erhalten. Das war aber nicht nur der großherzige Geist des großen Kurfürsten: in den andern Staaten Europas erfreuten sich die nationalen Minderheiten derselben Privilegien. Es war im Jahre 1681 gewesen, daß in Straßburg ein deutscher Bischof, Egon von Fürstenberg, Ludwig XIV. als neuen Landesherrn mit den Worten begrüßte: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen" — und als Goethe etwa ein Jahrhundert später in Straßburg studierte, war diese Stadt noch ein Zentrum westdeutscher Kultur. Etwa um dieselbe Zeit gingen Rußland, Oesterreich und Preußen an die erste Teilung Polens, ohne eine Ahnung zu haben von den nationalen Schwierigkeiten, die ihren Staaten daraus erwachsen würden. Mein eigener Ururgroßvater Christoph Bernhard Josef Schücking hat im Jahre 1773 Friedrich dem Großen eine Abhandlung gewidmet, in der er die Teilung Polens als ein dringendes Bedürfnis der europäischen Ordnung hinstellte, Friedrich der Große hat ihm darauf in einem höchst schmeichelhaften Brief geantwortet, und weder der Empfänger noch der Schreiber jenes Briefes haben auch nur mit einem Worte der nationalen Schwierigkeiten der Sache gedacht. Es kam eben den Fürsten jener Zeit nur darauf an, ihre Population zu heben, mochte es sich nun um die Freude handeln, ihr Gebiet erweitern zu können oder ein neues Nahrungsmittel entdeckt zu sehen, wie etwa den Rübenzucker. Wäre doch in demselben Zeitalter das Projekt Josephs II. beinahe verwirklicht worden, sich einfach von den Wittelsbachern das Kurfürstentum Bayern abtreten zu lassen gegen die zum guten Teile romanisierten niederländischen Erblande seines Hauses. Auch nachdem in der napoleonischen Epoche schließlich die nationale Eigenart gesiegt hatte über die von Napoleon angestrebte Weltherrschaft, dachte Niemand daran, deshalb in den großen nationalen Staaten die nationalen Minderheiten ihrer Nationalität zu berauben. Die Wiener Verträge hatten z. B. die preußische Krone ausdrücklich verpflichtet, das polnische Volkstum zu schonen. Der König Friedrich Wilhelm III. verlieh der neugebildeten Provinz den Namen des Großherzogtums Posen, ein besonderes Wappen, nämlich den polnischen weißen Adler im Herzschilde des preußischen, und einen Statthalter aus dem Blute des alten polnischen Königshauses der Jagellonen, den Fürsten Anton Radziwill. Ein königlicher Zuruf vom 15. Mai 1815 erklärte den Einwohnern des Großherzogtums, sie würden in die preußische Monarchie einverleibt, ohne doch deshalb ihre Nationalität verleugnen zu müssen. Namentlich solle die polnische Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen neben der deutschen gebraucht werden. Eine weitere preußische Kabinettsordre vom 20. Juni 1816 bestimmte, daß die älteren preußischen Gesetze in das Polnische übersetzt werden und daß die preußische Gesetzsammlung und die Amtsblätter der Regierungen Posen und Bromberg künftig in einer angemessenen Anzahl von Exemplaren mit einer polnischen Uebersetzung erscheinen sollten, wenn auch bei Zweifeln naturgemäß der deutsche Text vorgehen müsse. Eine königliche Verordnung über die Justizverwaltung von 1817 sicherte den Polen eine weitgehende Rücksicht auf ihre Sprache vor den Gerichten. Bis zur Julirevolution von 1830 erfolgten alle Verhandlungen und Bekanntmachungen, die für das Publikum bestimmt waren in der Sprache, die den Beteiligten verständlich war, also vielfach polnisch.

Dann aber zeigte die französische Julirevolution von 1830 dem westlichen Europa, daß ein neuer Faktor in die Politik eingetreten war in dem nationalen Gedanken. Denn die Revolution pflanzte sich nach den Niederlanden fort und führte zur Lostrennung Belgiens von Holland. Das Zusammenleben der romanischen Bevölkerung Belgiens mit den germanischen Holländern hatte sich als ein Ding der Unmöglichkeit herausgestellt. Seit dem Drucke der Fremdherrschaft Napoleons I. war man sich der eigenen Nationalität bewußt geworden. Das Weltbürgertum der Gebildeten und der gedankenlose Stumpfsinn der breiten Masse war abgelöst von einem Zusammengehörigkeitsgefühl des ganzen Volkes. Und darin sollte gerade die ungeheure Kraft dieser Idee liegen, daß sie aus einem gesunden Masseninstinkt geboren war. Es half auch Nichts, daß die Regierungen zunächst dem nationalen Gedanken direkt feindlich gegenüber standen. Man lebte damals ja noch unter dem Drucke der heiligen Allianz, die das Prinzip der Legitimität auf ihre Fahne geschrieben hatte. Das heißt der fürstliche Besitzstand, sowie er sich historisch herausgebildet hatte, sollte überall geschützt und erhalten werden. Deshalb wollte der russische Zar ja sogar die Mächte der heiligen Allianz zu Interventionen in Südamerika veranlassen, als sich die dortigen Kolonien von ihrem pyrenäischen Mutterlande lösten. Aber gerade die ungerechtfertigten Interventionen der heiligen Allianz dienten nur dazu, die Nationalitätsidee zu verstärken. Im Jahre 1848 unterlag das Nationalitätsprinzip zwar noch in Italien und Ungarn, aber die Idee wirkte trotzdem weiter, namentlich seit sie ein italienischer Gelehrter Mancini im Jahre 1851 in einer zu Turin gehaltenen Inauguralvorlesung dahin präzisiert hatte, daß jede Nation als eine Einheit in Sprache, Sitte und Recht auch einen Staat unter eigener nationaler Herrschaft bilden müsse. Zum Träger dieser Idee machte sich dann Louis Napoleon und erwarb durch seinen siegreichen Kampf gegen die Oesterreicher die nationale Unabhängigkeit und Einigung für Italien. Dann begann die Nationalitätsidee Deutschland politisch umzugestalten, so sehr sich die Fürsten zunächst gegen diesen Gedanken wehrten, da sie den Nationalstaat nur mit einer Einbuße ihrer Souveränetät erkaufen konnten. Es half den Fürsten auch nicht, daß alle diejenigen Kreise zu ihnen standen, die sich zu besonderen Vertretern ihres Rechtes berufen glaubten. Denn das ist der Humor der Sache, wie Shakespeare sagen würde: eben jene Konservativen, die sich heute in nationalen Kampfgelüsten gegen unsere Polen, Dänen usw. nicht genug tun, sind die schlimmsten Widersacher des werdenden deutschen Nationalstaates gewesen.

Als man in Deutschland national sein mußte mit Leib und Seele, waren die Konservativen Legitimisten. Freilich beweist der Ueberzeugungswechsel der Konservativen am besten, daß sie den Siegeslauf des nationalen Gedankens nicht haben aufhalten können. Hatte schon der Gedanke, man dürfe keinen Teil seines Stammes unter fremdsprachige Herrschaft gelangen lassen, zum Dänenkrieg von 1864 geführt, so brachte die Unmöglichkeit, einen deutschen Nationalstaat zusammen mit dem vielsprachigen Oesterreich aufzurichten, den Krieg von 1866. Mit der Begründung des Norddeutschen Bundes war der Anfang des deutschen Nationalstaates gemacht. Dann wandte sich Napoleon gegen die von ihm selbst großgezogene Idee, indem er den befürchteten Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund hindern wollte und Teile deutschen Gebietes als Kompensationen für die Erwerbungen Preußens für sich beanspruchte. Jeder weiß, wie Napoleon durch den großen Krieg das Gegenteil von dem erreichte, was er erstrebt hatte. So hat der Nationalitätsgedanke unser Reich geschaffen und sich für unser Volk als segensreich erwiesen wie kein zweiter, kein Wunder also, daß man ihn heute überspannt.

Doch ehe wir zu einer kritischen Würdigung des Nationalitätsgedankens in der Gegenwart übergehen, sei noch in aller Kürze auf die Tatsache hingewiesen, daß unter dem Zeichen dieses Gedankens vor allen Dingen die politische Landkarte der Balkan-Halbinsel völlig umgestaltet worden ist. Schon 1830 war die griechische Nation nach einem heldenmütigen Unabhängigskeitskampf zu einem souveränen Königreich erklärt worden, im Zusammenhang mit dem Orientkrieg von 1877/78 wurden Rumänien und Serbien zu selbständigen Staaten erhoben und die Verhältnisse Bulgariens so geordnet, daß seine Unterordnung unter die Türkei nur noch eine formelle blieb.

Vielleicht habe ich den Leser durch diese historischen Betrachtungen ermüdet. Indessen, mir lag unendlich viel daran, Klarheit darüber zu geben, daß der Nationalitätsgedanke, der den gegenwärtigen Rassenkämpfen zu Grunde liegt, nur eine Zeitidee ist, historisch geworden und schon deshalb wahrscheinlich

auch wieder bestimmt, im weiteren Laufe der Geschichte auszulöschen, wie andere Zeitideen. Auch über den Inhalt des Gedankens wird allseitig Klarheit herrschen: Staat und Nation sollen nach ihm zusammenfallen.

3

Aus diesem Satze leiten nun in der Gegenwart diejenigen Nationen, denen ein eigenes Staatswesen fehlt, ihre Ansprüche auf nationale Unabhängigkeit her. Deshalb haben sich die Polen an ihrer anfangs so außerordentlich günstigen Rechtsstellung im preußischen Staate nicht genügen lassen. Sie verlangten schon 1827 auf dem ersten Posenschen Provinziallandtag eine viel weitergehende staatsrechtliche Sonderstellung. Ein Programm der Gazeta Grudzionska, des Hauptorgans der polnischen Volkspartei, vom April 1902, stellt die Forderung auf, daß alle polnischen Landesteile, und zwar Schlesien, Posen, Westpreußen, Masuren und Ermland, zu einem Ganzen unter der Verwaltung eines besonderen königlichen Statthalters mit einem besonderen Landtag vereinigt werden und in Berlin ein besonderer Minister für polnische Angelegenheiten sein solle. Das würde nun freilich die Auflösung des preußischen Staats in zwei ungleiche Hälften bedeuten, außerdem natürlich auch dazu führen, daß das deutsche Element der Ostmarken verpolnischt würde. Indessen dahinter stehen wahrscheinlich noch ganz andere großpolnische Bestrebungen. Wir können es den Polen nachempfinden, daß ihr letztes Ideal fraglos der alte polnische Großstaat ist, der sich als Königtum der Jagellonen vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer erstreckt hat. Und ähnliche politische Aspirationen leiten die österreich-ungarischen Nationalitäten aus ihrer nationalen Eigenart ab: während der Nationalitätsgedanke das deutsche Reich geschaffen hat, scheint es beinahe als wollte er Oesterreich-Ungarn völlig auflösen.

Wie sollen wir uns nun zu solchen Forderungen stellen? Auch wenn man dabei völlig von seinem eigenen Deutschtum absieht, müssen wir diese Konsequenzen verurteilen. Die politische Landkarte Europas läßt sich nicht nach einem so einfachen Rezept gestalten, daß jede Nation auch einen eignen Staat bilden soll. Dieses Rezept war möglich für Italien, wo der staatsrechtlichen Einheit der apenninischen Halbinsel außer dem gänzlich faulen Kirchenstaat nur einige landfremde Dynastien im Wege standen, das Rezept war ebenso erfolgreich anzuwenden für das heutige deutsche Reich, denn auch hier standen der Aufrichtung des nationalen Staates nur die Dynastien entgegen, die zunächst keine Einbuße an ihrer Souveränetät durch Errichtung eines größeren Ganzen erleiden wollten, während das gesamte Volk das dringendste Interesse am einigen Deutschland hatte. Erst recht aber mußte sich der nationale Gedanke auf dem Balkan verwirklichen lassen, wo dem kranken Manne die Glieder seines Körpers durch einen natürlichen Prozeß einzeln am Leibe abfaulen. Allein anders steht es mit Polen, anders steht es mit Oesterreich-Ungarn. Die Polen müssen nun einmal damit rechnen, daß ihr Staat unter drei Großmächte aufgeteilt ist. Und wenn Oesterreich-Ungarn sich tatsächlich auflösen, wenn selbst Rußland in der gegenwärtigen Krisis Russisch-Polen völlig aufgeben müßte, das Preußische Polen wird sich niemals von Preußen und vom Reiche loslösen. Wir wollen unsere deutschen Brüder in der Ostmark nicht unter polnische Herrschaft geraten lassen, und unsre deutsche Heeresmacht bürgt uns dafür, daß unser Wille Beachtung findet. Also täten die Polen gut, ihre großpolnischen Ideale fallen zu lassen, es ist einfach ausgeschlossen, daß wir ihnen eine staatsrechtliche Sonderstellung derart gewähren, wie sie solche verlangen. Und ebenso unfruchtbar ist der Nationalitätsgedanke für Oesterreich-Ungarn. Auch hier läßt sich das Rezept, nachdem jede Nation einen besonderen Staat bilden soll, nicht durchführen, ohne die schlimmsten Schädigungen jedes Einzelnen. Wenn sich die Deutschen, die Polen, die Ungarn, die Tschechen selbständig machten und die andern kleineren Nationalitäten wenigstens die begehrte Autonomie erhielten, dann würde es allen einzelnen sicher schlechter gehen wie heute der Gesamtheit und vielleicht würden später die Völker der österreich-ungarischen Monarchie ihre Uneinigkeit ebenso beklagen, wie wir es in Deutschland beklagen, daß wir durch den Partikularismus der Fürsten und Stämme unsre Machtstellung in der Welt für Jahrhunderte eingebüßt hatten.

Das große Reich der Donauländer ist nämlich nicht so rein künstlich durch Heiratspolitik entstanden, wie gewöhnlich angenommen wird. Es bildet vielmehr ein Wirtschaftsgebiet von natürlicher Einheit, und Wien ist dessen alles überragender Umschlagsplatz. So lag in den Gründungen der Babenberger, der Luxemburger und Habsburg-Lothringer eine innere historische Berechtigung. Denn schon vor Habsburg strebten die Donau-Sudeten- und Karpathenländer zu einem Zusammenschluß, den im vierzehnten Jahrhundert das Haus Anjou, dann die Luxemburger, dann die Jagellonen durchzuführen versuchten. Später wurde derselbe Versuch bald von Ungarn, bald von Böhmen aus gemacht, bis er vorübergehend unter Matthias Corvinus und dann dauernd unter den Habsburgern gelang. Wir sehen, die Durchführung des nationalen Gedankens würde hier geradezu kulturhemmend wirken. Aber sind nun die Nationen, die für sich keinen Staat bilden können, wirklich verurteilt ihr Volkstum zu verlieren?

4

Beinahe könnte es so scheinen, und damit kommen wir zu einer zweiten traurigen Konsequenz des nationalen Gedankens: zu der Vergewaltigung der nationalen Minderheiten. Staat und Nation sollen sich decken, das ist nun einmal das aprioristisch konstruierte Dogma, das heute die Gemüter beherrscht. Während Nationen ohne politische Organisation wie die Polen sich ein Staatswesen zu schaffen suchen, bemühen sich auf der andern Seite die großen Staatswesen, künstlich die nationale Einheit herzustellen, indem sie die Minderheiten vergewaltigen. Nun wird freilich der Staat immer beneidenswert sein, der nur mit einer ganz homogenen Bevölkerung von einer einzigen Nation zu rechnen hat, und wir sehen in Oesterreich-Ungarn, wie ein Nebeneinander von verschiedenen Nationalitäten die Forterxistenz des Staatswesens geradezu in Frage stellen kann. Indessen diese Erscheinung kann das System der Russifizierung, der Magyarisierung, der Germanisierung unmöglich rechtfertigen. Dieses System, einzelne im Nationalstaat vorhandene nationale Minderheiten zu entnationalisieren, ihnen gewaltsam die Nationalität des Herrschers oder der herrschenden Kaste aufzuzwängen, dieses System ist verwerflich und resultatlos.

Ich wiederhole es noch einmal, das System, die nationalen Minderheiten im Staate ihrer Nationalität zu berauben, um gegen ihren Willen eine fremde an deren Stelle zu setzen, ist meines Erachtens schlechthin verwerflich. Einst hat in Deutschland der schreckliche Satz gegolten: Cuius regio eius religio — die religiöse Ueberzeugung sollte der Landesherr bestimmen dürfen. Dieser Satz ist zum Glück aus dem geltenden Recht verschwunden. Aber ein anderer ist an seine Stelle getreten, der ebenso verwerflich: Cuius regio eius natio. Dieser Satz ist zwar nirgendwo staatsrechtlich festgelegt, aber die Regierung und die Mehrheit des Parlamentes sind von seiner Anwendbarkeit durchdrungen. „Wir verlangen von den Polen“, hat der verstorbene Minister von Hammerstein unter dem Beifall des Parlamentes gerufen, „daß sie innerlich deutsch werden.“ Oder ein andermal: „wir haben zu befehlen und sie haben zu gehorchen.“ Kann man überhaupt mit gutem Gewissen germanisieren, und gibt es nicht ein angeborenes Menschenrecht auf die eigene Nationalität, die auf der Ueberzeugung des Herzens beruht? Diese Frage stellen, heißt sie bejahen. Die Juristerei will freilich seit Savignys historischer Schule nichts mehr von angeborenen Menschenrechten wissen; aber wehe dem Staate, der glauben wollte, derartige Ansprüche darum ignorieren zu können. Im Herzen der Menschen lebt ein Gefühl für das Recht, das von den Schulmeinungen der Juristen unabhängig ist. Deshalb gehört es zu den traurigsten Erscheinungen der Gegenwart, wenn das deutsche Bürgertum, das seine ganze Rechtsstellung im Staate den naturrechtlichen Ideen der französischen Revolution verdankt, jetzt vielfach das Naturrecht verleugnet. Das geschieht aber sowohl gegenüber den unteren sozialen Gruppen, die ihre naturrechtlichen Ansprüche auf Ar-

heit, auf Existenz, auf den vollen Arbeitsertrag, auf ein billiges Wahlrecht geltend machen, wie gegenüber den nationalen Minderheiten, die das Recht in Anspruch nehmen, ihre Nationalität zu pflegen.

Ich behaupte: ebensowenig, wie der Staat seinen Untertanen eine religiöse Ueberzeugung aufdrängen darf, ebensowenig eine ihnen fremde Nationalität. Cuius regio eius religio, und Cuius regio eius natio, beide Sätze sind für den modernen Staatsbürger unannehmbar. Beweisen freilich läßt sich eine solche Erkenntnis nicht, hier gilt das Dichterwort: „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nie erjagen.“ Aber wenn Jemand noch schwankend wäre, den möchte ich auf die Mittel aufmerksam machen, mit denen die nationale Vergewaltigung vollzogen wird. Auch von dieser Art der Politik gilt der Satz: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Gegen das große Ansiedlungswerk in der Ostmark ist zunächst vom ethischen Standpunkt aus wenig einzuwenden. Der überwiegend deutsche Staat hat ein Interesse daran, das Deutschtum zu fördern, mag das auch den polnischen Staatsbürgern unliebsam sein. Sonst müßte man ja auch dem Staate das Recht bestreiten, so erhebliche Aufwendungen für kirchliche Zwecke zu machen, weil diesen auch eine Minderheit abgeneigt ist. So lange also die Polen freiwillig ihre Güter dem preußischen Staate verkaufen, ist gegen das Unternehmen ethisch nichts zu sagen. Indessen politisch hat es sich als verfehlt herausgestellt, indem nach der letzten Statistik der polnische Grundbesitz um 30 000 ha mehr zugenommen hat wie der deutsche. Es würde zu weit führen, hier den kausalen Zusammenhang der Dinge darzulegen, im letzten Grunde ist es auch einfach, zu begreifen, daß, wenn der Staat immer neue Tonnen Gold über eine überwiegend polnische Provinz ausstreut, dieses Gold sich schließlich in polnische Taschen verliert. Der Staat ist deshalb zu schärferen Maßregeln übergegangen. Ein neues Ansiedlungsgesetz vom Jahre 1904 verbietet die Errichtung neuer Ansiedlungen ohne besondere Genehmigung des Regierungspräsidenten. Wenn diese Bestimmung überhaupt irgend einen Zweck haben soll, muß der Regierungs-Präsident diese Genehmigung gegenüber Polen wieder und wieder versagen. Wir hätten es also glücklich soweit gebracht, daß der polnische Bauer sein Gut nicht mehr unter seine zwei Söhne teilen und dem zweiten Sohne auf seinem eigenen Grund und Boden ein Haus bauen kann; wir sind glücklich soweit gekommen, daß der polnische Bergmann, der als Grubenarbeiter jahrelang gedarbt und gespart hat, nicht mehr in seiner Heimat von einer polnischen Bank ein Gelände erwerben und Haus und Hof darauf errichten kann. Muß es da dem Polen nicht wie schneidender Hohn in den Ohren klingen, wenn der Kaiser sicherlich optima mente aber ohne Erwägung dieser Verhältnisse den Polen in Gnesen zugerufen hat: „Deutschtum ist Kultur, ist die Freiheit der Betätigung für Jeden“?

Und weiter: zu dem Kampf um den Grund und Boden gesellt sich der Kampf um die Sprache. Nicht in der Sprache ihrer Mutter, sondern — abgesehen von dem Religionsunterricht der Unterstufe — ausschließlich im Deutschen werden die Polenkinder unterrichtet. Vor einiger Zeit forderte ein Artikel der Kölnischen Zeitung, es dürften den Polenkindern nur Lehrer gesandt werden, die kein Wort polnisch sprechen könnten, damit ja in der Schule kein polnisches Wort fällt. Und diesen Lehrern, die die Sprache der Kinder nicht verstehen, sollten die Eltern ihr Liebstes auf Erden im zarten Alter von sechs Jahren anvertrauen? Ist das menschlich, ist das sittlich? Wir sind darin viel schlimmer wie die Magyaren, die erst neuerdings fordern, daß abgesehen von dem speziellen Unterricht der ungarischen Sprache in e i n e m andern Fach der Unterricht in den sächsischen Schulen ungarisch erteilt wird. Und zu diesem Kampf um das Erdreich und um die Sprache gesellt sich ein System kleinlicher Polizeimaßregeln, von dem man am liebsten schweigt. Den Beweis dafür liefern nicht nur die oppositionellen Zeitungen, nicht nur die überreichlichen Beschwerden der Polen im Parlament, sondern als zuverlässigste Quelle die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts mit ihrem unanfechtbar festgestellten Tatbestande. Was soll man z. B. davon sagen, wenn einem Wirt verboten wird in seiner Gaststube neben dem Bilde von Kaiser Wilhelm II. sich auch zwei polnische Nationalhelden aufzuhängen? Haben wir da etwa die Freiheit der Betätigung? Wird dadurch der Wirt und seine Gäste innerlich deutsch?

So sind aber unsere Germanisierungsbestrebungen nicht nur verwerflich, sie sind auch völlig vergeblich. Wird nicht der Pole, der dennoch seine Ansiedlung bewerkstelligen möchte, einen deutschen Lumpen finden, der ihm für 20 Mark seinen Namen leiht und ihm die obrigkeitlich genehmigte Ansiedlung dann verkauft? Das soll jetzt schon gang und gebe sein in der Ostmark. Wir müßten also, um wirklich Etwas zu erreichen, die Polen vom Erwerb von Grundbesitz schlechthin ausschließen. Das hat ein preußischer Regierungsassessor auch schon vorgeschlagen.*) Allein auch dann wäre allen Scheingeschäften noch immer Tür und Tor geöffnet und wir kämen zu russischen Verhältnissen, wo die Fabriken der Ausländer auch zum Schein auf einheimische Namen eingetragen sind. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß ähnliche Verbote früher in Frankfurt a. M. und in Hamburg gegenüber den Reformierten bestanden und sich als völlig nutzlos erwiesen haben. So bliebe zu guterletzt nur ein Ausweg: die Polen sämtlich über die Grenze zu jagen. Dann wäre jener Bischof von Salzburg glücklich erreicht, der seine Protestanten austrieb.

Ebenso unfruchtbar wie der Kampf um den Grund und Boden ist der um die Sprache. Wie kann man sich einen Erfolg davon versprechen, daß man nach magyarischem Rezept Ortschaften polnischen Ursprungs mit deutschem Namen umtauft; wo doch andern Orts sogar bei vollständiger Germanisierung sich die alten Ortsnamen wie Xanten, Köln usw. erhalten haben. Am schädlichsten wirkt der Sprachenkampf auf das Bildungswesen. Der Bürgermeister einer Stadt in Südschleswig hat mir erzählt, daß sie in ihrer städtischen Schule in den unteren Stufen nur Lehrer anstellen könnten, die des Friesischen mächtig seien. Selbst den Lehrern aus der benachbarten Provinz Hannover gelänge es nicht, sich den kleinen Friesenkindern verständlich zu machen und sie zu verstehen. Darunter litten dann Erziehung und Unterricht gleichmäßig. In welchem Maße muß das nun der Fall sein, wenn eine slavische und eine deutsche Sprache sich in der Schule begegnen! Wie kümmerlich die Unterrichtserfolge in der deutsch-polnischen Schule der Ostmark sind, davon ist in diesen Blättern früher die Rede gewesen (1902, Nr. 45). Noch jüngst sprach ich einen Agrarier der Ostmark, der Sachsen aus Siebenbürgen als Saison-Arbeiter gehabt hatte und erstaunt war darüber, wie sehr sie seinen eigenen Leuten an Bildung überlegen seien. Werden aber nicht die preußischen Polen, je ungebildeter sie sind, umsomehr der nationalpolnischen Verhetzung anheimfallen?

Was soll überhaupt hier wie anderwärts im Reiche der Kampf gegen Ideen?

5

Nun ist mir früher gesagt worden, in der Politik dürfe man mit den Mitteln nicht wählerisch sein. Wie viel sich durch die äußeren Machtmittel gegenüber den nationalen Minderheiten erreichen lasse, das beweise Rußland, wo man niemals sittliche Bedenken habe. Nun, diesen Einwand haben die jüngsten Ereignisse genügend widerlegt. Wie wenig das System der Vergewaltigung tatsächlich zu erreichen vermag, zeigt kein Staat so deutlich wie Rußland. Wie offene Geschwüre sind am Körper des russischen Reiches alle die Stellen losgebrochen, wo man glaubte erfolgreich russifiziert zu haben, in Warschau haben sogar die Töchterschulen gestreikt, um ihre nationalpolnische Gesinnung zu bekunden. Schon seit einiger Zeit hat der Zar zugestanden, daß mit Ausnahme von Geschichte und Geographie alle Unterrichtsgegenstände in den polnischen Elementarschulen auf polnisch gelehrt werden sollen. Die Publikation der „Russen über Rußland“ weist darauf hin, daß die gänzliche innere Zerrüttung des Staates mit dem Beginn der Russifizierung zusammenfalle, und der letzte Semstwo-Kongreß hat sich einstimmig für

*) Vergl. H e r r, Neue Bahnen der Polenpolitik. Berlin 1903. Derselbe Vorschlag ist in allerjüngster Zeit bei der Tagung des Deutschen Landwirtschaftsrates gemacht worden.

die Wiedereinführung des nationalen Unterrichts in allen Volksschulen nationaler Minderheiten ausgesprochen. Wollen wir tatsächlich hinter Rußland zurückbleiben, und glaubt man unsere Polen germanisieren zu können, wenn jenseits eines ganz willkürlich gezogenen Grenzstriches Millionen von Polen vielleicht sogar staatsrechtliche Autonomie erhalten?

Aber, ist mir von anderer Seite häufig eingeworfen, man darf unmöglich Russifizierung, Magyarisierung, Tschechisierung usw. mit der Germanisierung zusammenstellen. Jene Nationen unterdrücken die höhere Kultur zugunsten der niederen, wir Deutsche machen es umgekehrt. — Ich bin freilich auch der Meinung, daß unsre deutsche Kultur die höhere ist, und doch vermag ich jenen Einwand nicht anzuerkennen. Erstens ist die polnische Kultur nicht so kümmerlich, wie unsere Nationalisten behaupten. Wenn auch die Lage des niederen Volkes eine trübe war, ein Volk, das schon 1364 eine eigene Universität in Krakau hatte, als es im deutschen Reich heutigen Umfangs noch keine einzige Universität gab, hat eine alte nationale Kultur. Zweitens kann kein Mensch wissen, zu welcher Blüte die spezifisch polnische Kultur in Dichtung, Malerei und Wissenschaft noch einmal aufsteigen könnte: man denke nur, welche Verachtung so ein Römer wie Varus für die germanische Kultur gehabt haben wird und was wir trotzdem in der Kulturgeschichte geleistet haben. Endlich aber wollen die Polen nun einmal unsere Kultur nicht haben, weil sie an der ihren hängen. Und aus der graduellen Verschiedenheit der Kultur das Recht der Germanisierung abzuleiten, das kommt mir gerade so vor, als wollte die deutsche Regierung meine Landsleute, die westfälischen Bauern, die seit den Tagen Karls des Großen auf ihrer Scholle sitzen, gewaltsam nach Samoa verpflanzen und den Widersträubenden zum Troste sagen: Hier ist es ja viel schöner, hier wachsen Palmen statt Eichen und Ananas statt Buchweizen.

Endlich ist mir häufig der Einwand gemacht worden, wir seien ja nur in der Verteidigung gegen die nationalen Minoritäten. Das ist doch nur zum Teil richtig. Die Germanisierungsbestrebungen in Polen datieren nicht erst von den schlimmen Erfahrungen des polnischen Aufstandes von 1863, sondern sind so alt wie der Nationalitätsgedanke selbst und zuerst seit 1840 von dem Oberpräsidenten von Flottwell betätigt, den unsere Nationalisten darum nicht genug zu rühmen wissen. Wir verfolgen dieselben Bestrebungen in Schleswig, obgleich mich bis zu meiner Todesstunde Niemand davon überzeugen wird, daß die 119 000 Eiderdänen eine Gefahr für unser 60 Millionen-Reich sind. Was wir uns mit dieser Germanisierung an der dänischen Grenze verscherzen, ist ja bekannt. Es besteht ein natürliches Bedürfnis der nordischen Reiche in Mitteleuropa eine politische Annäherung zu suchen. Wenn man aber die Kampfespolitik gegen die deutschen Dänen fortsetzt, dann wird man seine Anlehnung wohl wo anders suchen und finden. Das gilt namentlich von Norwegen, das ja dänischer Nationalität ist und jetzt wiederum einen dänischen König hat. Wenn dieser, ohnehin mit dem englischen Hause verschwägert, sich auf das engste an England hält, wird uns wiederum gesagt werden, daß wir isoliert sind, trotzdem wir kein Wässerchen trüben. Aber auch gesetzt, wir wären von jeher in der Verteidigung gegen die nationalen Minderheiten gewesen, die Reaktion darf doch nicht weiter gehen wie die Aktion. Darin liegt der Kardinalfehler unserer Politik, daß wir jede nationale Betätigung der Minderheiten als unerlaubten Angriff gegen uns ansehen. Gewiß können hinter der nationalen Betätigung politische Ambitionen stecken, die wir bekämpfen müssen. Wenn aber Jemand, der eigentlich deutscher Abstammung ist, sich jedoch als Pole fühlt und seinen Namen polnisch schreibt, so soll ihn der Staat ruhig gewähren lassen, zumal wenn der Name schon bei seiner Geburt so eingetragen wurde. Das ist noch keine Gefahr für unsern Staat. Es gibt umgekehrt genug Träger polnischer Namen, die sich als Deutsche fühlen. Es ist also bei jeder nationalen Betätigung erst zu prüfen, ob damit wirklich staatsgefährliche Handlungen begangen sind. Und diese Frage ist erst dann zu bejahen, wenn unsre Gesetze verletzt sind. Wir leben nämlich dank den Kämpfen unserer Väter und Großväter in einem Rechtsstaat: d. h. Jedermann

darf seine Neigungen und Ueberzeugungen so lange betätigen, bis er mit den Gesetzen in Konflikt kommt. Wenn wir demnach Sozialisten und Anarchisten ruhig ihre Propaganda treiben lassen, obgleich doch auch diese Ideen unsern Staat auf das schlimmste gefährden können, so dürfen die nationalen Minderheiten ein gleiches Recht für sich in Anspruch nehmen.

6

Ich komme damit zu meinem positiven Programm.

1. Die Einheit unseres Staatswesens muß aufrecht erhalten, und die Kultur der Deutschen in der Ostmark nach Möglichkeit gestützt und gefördert werden. Dazu ist ja z. B. durch Begründung der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Posen ein vielversprechender Anfang gemacht.

2. Die Einheit des Staates erfordert nicht die im Staate der Gegenwart so wie so resultatlose Germanisierung der nationalen Minderheiten. Alle Ausnahmegesetze und Verordnungen müssen aufgehoben werden.

Das ist das Programm, wie es § 118 der Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 verheißen hatte:

> Allen nicht deutsch-redenden Volksstämmen wird ihre volkstümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, soweit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, der inneren Verwaltung und der Rechtspflege.

Nach dem Scheitern des Verfassungswerkes der Paulskirche hat die preußische Regierung sich dieses Programm zu eigen gemacht und als § 186 in die Reichsverfassung aufgenommen, über die man sich im Dreikönigs-Bündnis mit Sachsen und Hannover geeinigt hatte.

Freilich die Ausführung dieses Programmes ist nicht leicht. Vor allen Dingen müssen wohl in den polnischen Schulen die Kinder auf den höheren Stufen soviel Deutsch lernen, daß sie zu Rekruten geeignet sind. Aber wenn man alle Einzelfragen statt unter dem Gesichtspunkt nationaler Eitelkeit als rein technische Verwaltungsfragen ansieht, wird und muß man zum Ziele kommen. Das zeigt das Beispiel der Basken in Spanien, der Bretonen in Frankreich, der keltischen Cimbern in Wales. Sie haben sich ihre Nationalität bewahren können und denken nicht an eine Lostrennung von ihrem Staatsverbande.

Ich habe freilich wenig Hoffnung, daß diese meine Ideen über das Nationalitätsproblem so bald zum Durchbruch gelangen. Vergeblich späht man in den Reden unserer Minister nach einer wahrhaft staatsmännischen Auffassung der Dinge, die das Nationalitätenproblem sub specie aeternitatis betrachtet. Wozu soll es führen, wenn selbst ein so feingebildeter Mann wie der Fürst Bülow als erster Staatsmann des Reiches die stärkere Volksvermehrung der Polen mit der von Kaninchen vergleicht? Können nicht die Franzosen von unserer Volksvermehrung dasselbe sagen? Gibt es etwas Heiligeres auf Erden wie das Kind? Müssen wir nicht in unserem Staate die drei Millionen Polen als Genossen achten? Ich glaube Schillers Freund Humboldt hätte so nicht von den Polen gesprochen, und wenn er so gesprochen hätte, dann wäre ein Sturm der Empörung über solchen Mangel echter Menschlichkeit über Deutschland dahingeweht. Bülows Worte aber wurden von unserer nationalen Presse mit Behagen nachgedruckt. Auf so abschüssigen Pfaden möchte man unsere Nationalisten an das Wort erinnern, das Grillparzer einst den Nationen warnend zugerufen: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.“

Und unsere übrigen Verwaltungsbeamten? Hat auch nur einer von ihnen Zeugnis davon abgelegt, daß er sich über den nur zeitlichen Charakter des Problems im Klaren ist? Hat einer daran gedacht, daß sich jahrhundertelang in Deutschland die Konfessionen gegenseitig zerfleischt haben, daß der protestantische Deutsche sich freute, wenn sein katholischer Stammesgenosse von den Schweden massakriert wurde und der katholische Deutsche, wenn Gleiches dem protestantischen von dem Franzosen geschah, daß sich dann endlich ein Nebeneinander verschiedener Bekenntnisse dennoch als möglich erwies? Ahnt keiner von unseren Staatsmännern, daß auch der nationale Gedanke nur einen relativen Wert hat, daß über kurz oder lang eine

Zeit kommen wird, wo man sich über ganz andre Probleme streiten wird?

Alle diese Erwägungen scheinen unsern regierenden Männern unbekannt geblieben zu sein. Sonst würden sie sich über die Parteien stellen und mit der Erbweisheit der römischen Kurie sagen: patiens quia aeterna. Auch der preußische Staat ist ewig und wurzelt felsenfest in unser aller Gesinnung. Da sollte die Regierung, statt die Gegensätze zu verschärfen, warten, bis das krankhaft gesteigerte Nationalitätsgefühl unser Tage wieder einem verständigen Urteil Platz gemacht hat.

Allein hier, wo an unsere Regierung so unendlich schwierige Fragen herantreten, zeigt sich die Unzulänglichkeit unserer Regierungsbeamten im hellsten Lichte. Wir werden ja von lauter ehrenwerten Männern regiert, und das ist schon unendlich viel, wenn man auf die Zustände anderer Staaten sieht. Allein wenn man sich nur die Namen der Verwaltungsbeamten unserer Provinzen vergegenwärtigt, so sind sie zum großen Teil vom Landrat bis zum Minister des Innern aus dem Kleinadel hervorgegangen. Niemand aber kann behaupten, daß diese Kaste bei uns die geistige oder auch nur die wirtschaftliche Führung hätte. Es sind jetzt hundert Jahre her, daß der Freiherr vom Stein, der sicherlich kein Volksaufwiegler gewesen ist, den Ausspruch tat: „Wissenschaft, Kapital und gute Sitten werden in Deutschland fortan beim Bürgertum sein." Wie sehr jenen Kreisen des agrarischen Kleinadels manchmal der Kontakt mit der Bildung unserer Zeit mangelt, das kann man z. B. den denkwürdigen Worten entnehmen, die Herr von Köller, der Germanisator erst von Schleswig, dann jetzt von Elsaß-Lothringen, als Preußischer Minister des Innern zur Empfehlung der Umsturzvorlage über die deutsche Litteratur gesprochen hat. Von solchen Elementen unsers Beamtentums, die ferner zum guten Teile während ihrer Studienzeit, statt die Zeitprobleme wissenschaftlich zu erfassen, ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet haben, dem Mensurgegner die Schläfenader durchzuschlagen, ist für eine großzügige Nationalitätenpolitik wenig zu erwarten.

Indessen, wir wollen die Verantwortung für unsre meines Erachtens gänzlich verfehlte Nationalitätenpolitik nicht einseitig auf die Verwaltung schieben. Die Regierung wird hier getragen von der öffentlichen Meinung weiter Schichten des gebildeten Bürgertums. Aber wir fragen: wie ist es möglich, daß unser deutsches Volk, das dem Fremden immer gerechter geworden ist wie sich selbst, daß wir uns durch triebhaften Nationalismus zu solchem Kampfe fortreißen lassen? Die Antwort liegt meines Erachtens in Folgendem.

Nirgends zeigt sich klarer wie hier, daß, so pietätlos es klingt, in mancher Beziehung Bismarck in der deutschen Volksseele eine verheerende Wirkung angerichtet hat. Es ist beinahe schon ein Gemeinplatz geworden, wenn man sagt, daß große Männer nicht nur die äußeren Schicksale ihres Volkes beeinflußt haben, sondern daß ein Stück ihres innersten Wesens in ihren sämtlichen Volksgenossen fortlebt. In diesem Sinne ist jeder Protestant ein Stück Luther, jeder künstlerisch Gebildete ein Stück Goethe und jeder Deutsche von heute ein Stück Bismarck. Bismarck aber war ein Genie der Tat, kein Genie der Gesinnung. Er war die machtvollste Persönlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts, aber seine sittliche Weltanschauung ist charakterisiert durch das Wort: „Macht geht vor Recht." Ich weiß sehr wohl, daß Bismarck dieses Wort gar nicht gesprochen hat; allein es ist kein Zufall, daß man ihm dieses Wort in den Mund gelegt hat, es charakterisiert ihn eben so gut, wie Ludwig XIV. der angedichtete Satz: L'état c'est moi, oder wie Luther die von der Kritik angezweifelte Aeußerung in Worms: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.

Trotz aller Bismarckverherrlichung wird dieses Wort mit ihm fortleben. Keiner unsrer modernsten Staatsmänner hat die äußeren Machtmittel des Staates, Polizei, Kerker und Verbannung, im Kampfe gegen die Ideen rücksichtsloser angewandt wie Bismarck. Freilich wer sich von dem gedankenlosen Hurrahrufen für den geschichtlichen Bismarck freigemacht hat, wer die Geschichte seiner inneren Politik unbefangen würdigt, der lernt, wie gefährlich die Ueberschätzung der Macht Bismarck selbst geworden ist. Die katholische Kirche und die Sozialdemokratie sind nur kräftiger aus dem Kampfe hervorgegangen, den Bismarck mit allen Machtmitteln des äußerlich allmächtigen Staates gegen sie geführt hat. Denn wie selbst Napoleon I. gesagt hat: „es gibt nur zwei Kräfte in der Welt, das Schwert und den Gedanken; auf die Dauer aber siegt der Gedanke über das Schwert." Das lehrt jede Seite im Buche der Geschichte; ich brauche nur daran zu erinnern, wie selbst das römische Weltreich der Ideen des Rabbis von Nazareth nicht Herr geworden ist.

Also wir dürfen nicht in die Fehler einer Politik verfallen, mit der selbst ein Bismarck scheiterte. Der Kampf gegen die nationalen Minderheiten ist ein aussichtsloser Kampf gegen Ideen. Und wir müssen suchen, unsern Gegnern wiederum gerecht zu werden. Kein Mann hat das weniger verstanden wie Bismarck, keiner ist haßerfüllter gewesen gegen seine Gegner wie Bismarck über das Grab hinaus. Wer anders als Bismarck hat es gewagt, unsere katholischen Volksgenossen als Reichsfeinde zu brandmarken, die für die Gründung des Reiches auf dem Schlachtfeld ihr Leben gewagt hatten so gut wie die Protestanten, nur weil sie über die Abgrenzung von Staat und Kirche anders gedacht haben wie Bismarck selbst?

Bei Bismarcks Entlassung hat ein Kirchenfürst gesagt: „Was würde daraus werden, wenn dieses so mächtige Deutschland nun auch gut werden wollte!" Wir müssen wieder gut werden. Weniger Bismarck und mehr Schiller! In diesem Sinne muß sich der Geist unseres Volkes erneuern, müssen wir bei aller Staatsgesinnung den triebhaften Nationalismus durch den Geist der Menschlichkeit überwinden.

Nur wenn uns das gelingt, werden wir unser Deutschtum bewahren. Nichts führt weiter ab vom deutschen Volkstum, wie jener ungerechte Geist des Nationalismus. Das hat jenen Gotenkönig Dietrich von Bern unsterblich gemacht in Sage und Geschichte, daß dieser Barbarenfürst den Ruhm der Gerechtigkeit in seinen Landen höher stellte, wie den Ruhm der Waffen.

„Deutsch sein, heißt gerecht sein."

Walther Schücking

Von der Hexe, die eine Heilige war

1. Was das Waldschloß erzählt. 2. Das himmlische Gloria. 3. Die furchtbarste Geschichte der Welt. 4. Wie Gisela mit Leiden stritt. 5. Der Herrgottsnarr. 6. Das ewige Brot

1. Was das Waldschloß erzählt

Ich wohne in einem Waldlande, in dem es viele alte Schlösser gibt. Keine Ruinen, das ist eben das Besondere, sie sind alle wohl erhalten und liebevoll gepflegt. Jedes dieser Schlösser hat viel erlebt — sie alle haben den Jammer des dreißigjährigen Krieges an sich vorüberrauschen hören — sie sahen ein kümmerliches, deutsches Leben wieder erstehen — sie wissen viele, viele Geschichten, die alten Schlösser. Darum liebe ich sie auch so sehr.

Keines aber liebe ich mehr als ein vergessenes Waldschloß, das ich Schweigen nennen will. Es ist eine Burg mit Palas und Bergfried und äußerem und innerem Schloßhof. Im äußeren Schloßhof steht eine herrliche Linde, von einer Brustwehr umgeben, von der man hinunter sieht in grüne Täler und hinüber an blaue Waldberge. Auch ein Brünnlein singt dort sein eintöniges Lied. Die Linde ist sehr alt, gewiß dreihundert Jahre, sie rauscht so seltsam, diese Linde, die weiß auch Geschichten. Im innern Schloßhof ist eine schöne Pforte und darüber ein in Stein gehauenes Wappen. Von ihr aus führt eine Treppe in die oberen Stockwerke. An den geweißten Wänden hängen schwarzdunkle Bilder, mächtige Hirschgeweihe dräuen von jeder Wendung herunter. Oben ist ein Vorraum, in den die verschiedenen Türen münden. In der Mitte steigt dunkles Balkenwerk in die Höhe, das die Decke trägt. Um die dicken Holzsäulen geht ein Bänkchen. Da wartete wohl einmal Jemand.

Gleich die erste Türe, in die ich hineingehe, und ich gehe oft hinein, und am liebsten allein mit der Försterin, die das

Schloß verwaltet, führt in ein Schlafgemach. Alle, die das Bett sehen in dem vergessenen Waldschloß, staunen über diese Pracht der seidenen Vorhänge, an denen fleißige Hände Jahre lang gestickt haben müssen. Das Bett ist nun leer, aber die Försterin holt mir immer wieder eine gelbe, seidene Decke heraus, die sie in einer Lade aufbewahrt, und zeigt sie mir. Blasses Gelb ist die Decke, und mit weißen seidenen Ornamenten ist sie gestickt. Sie ist schon sehr alt, am Rande hat sie Löcher, aber in der Mitte sind ihre Farben frisch.

Wie kommt diese Decke in das einsame Waldschloß, in dem seit manchen Jahrhunderten die hohen Herren, die da jagen, nur eine Nacht schlafen, um am grauenden Morgen auf die Pürsch zu gehen? Ach könnt ich doch allein bleiben hier, eine Nacht nur, und hören, was sich die Wände erzählen, was die alte Diele kracht, was das Käuzlein draußen im Bergfried schreit. Kommt nicht ein Schritt die Treppe herauf? Wer wartete da draußen auf dem Bänkchen? Klingen nicht verlorene Lautentöne um das Balkenwerk?... Immer wieder komme ich, es rauscht mir das Brünnlein, ich streiche mit verlangenden Händen über die gelbseidene Decke, durch das Epheugewirr am Fenster fällt goldenes Abendlicht auf das Himmelbett . . und . . da sehe ich . . . ich sehe ein weißes Linnen über die verlassene Lagerstätte gebreitet — die gelbe Decke liegt wieder darauf. Auf den Kissen liegt ein goldener Kopf . . Ein Mädchen! Nie sah ich etwas Schöneres! Diese seltsamen blauen Augen! Diese dunkeln Pupillen, die sich plötzlich weiten und deren Blick dann die Ferne durchdringen soll. Ich kenne die Augen, ich kenne den Blick. Warum ist denn das Mädchen so blaß? Ich sehe die zarten Hände auf der gelben Decke liegen. Es läuft ein roter Streifen um das Handgelenk, ein häßlicher roter Streifen und doch! er gehört zu diesen Händen. —

Da ist wieder Alles verschwunden. Traurig gehe ich hinaus. Ach wie lang währt es, bis sie mir Alles erzählt haben, was sie wissen, diese grauen Wände, der kreischende Turmhahn, dieses Fenster, das über der Treppe mit den Geweihen ist. Die Linde rauscht: „Ich sah einen Reiter, im rasenden Ritt kommt er den Berg herauf, wen hält er vorne auf seinem Pferd? Ich sah einen goldenen Kopf, der wie eine gebrochene Blume herunterhängt. Ich sah den Reiter im Burghof absteigen, und vorsichtig trägt er in seinen Armen ein Mägdlein hinein zur Pforte. Ach es ist lang her — die große Eiche dort war noch ein kleines Bäumlein.“ Mehr als 200 Jahre her ists dann, denk ich. Was war das für eine Zeit? Die schlimme, die bittre Zeit im deutschen Land, da überall die Scheiterhaufen rauchten und ein unsäglicher Jammer zum Himmel schrie — — die roten Streifen an der Hand, und die Augen, die in die Ferne sehen! Das war eine Hexe. Und der Reiter verbarg sie hier. Er flüchtete sie wohl. Drüben, zwei Stunden weit, ist eine kleine Residenz, dort liegen noch viele alte Papiere, die noch heute das Herz vor Entsetzen schlagen machen, wenn man in sie hineinsieht. Er sandte ihr die seidene Decke; für sie hing er die wunderbaren Vorhänge an das Holzwerk des Betthimmels.

Ich kann das Mädchen mit den goldenen Haaren um das weiße Gesicht nicht vergessen. Wenn ich Lilien sehe, denke ich an sie, aber weißer, viel weißer als die Blumenblätter war diese Haut, goldener, viel goldener als die Fäden im Lilienherzen waren diese Haare. Seidene Decke, du mußt die Geschichte wissen, der Lindenbaum sah sie nur kurz — du brauner gedrehter Bettpfosten, du bist doch die ganze Zeit dabei gestanden! Hast du denn alles vergessen? Du hast so viel Zeit daran zu denken. Hast du denn je wieder so etwas Liebliches gesehen? Blieb denn kein Ton der Stimme, der Stimme die zu den Augen und den Händen gehört, irgendwo hangen? Ich hörte doch auch die Lautenklänge um das Balkenwerk des Vorraums schweben — Geister von Klängen nur — doch ich kenne sie ja, — das ist eine alte Volksweise . . . „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod — Freue dich schöns Blümelein.“ Es ist eine Männerstimme, die singt und die im Weinen erstirbt. Und dann höre ich noch eine Stimme von dem Lager aus — das muß ihre Stimme sein — ach das ist ja die

süßeste Stimme der Welt! Und dann eine Altweiberstimme freundliche Trostworte murmelnd.

Nun weiß ja jedes Eckchen zu erzählen, Nichts haben die vergessen, gar Nichts. So lang haben sie gewartet, bis sie es Jemand erzählen durften, was sie wissen. Jemand, der nicht nur hört, der auch sehen kann, wenn andere Leute nur das kahle Bett und die gelbe Decke sehen. Und die erzählen mir Alles. Jahre brauchen die dazu, denn nicht immer kann ich bei ihnen sitzen und ihnen zuhören. Sie erzählen mir die Geschichte vom Grafensohn und der Hexe. Von der Hexe, die eine Heilige war. Wie der Grafensohn die Hexe, die eine junge Gräfin und Waise gewesen sei, hieher geflüchtet habe. Wie er um die Wette ritt mit dem Tod, das sah ja die Linde. Wie sie da in langem, schwerem Siechtum gelegen sei, Niemand bei ihr als ein Kind und ein altes Weiblein, ein sehr liebes altes Weiblein, das sie gepflegt habe. Warum war sie denn so krank? Das denk ich mir nun schon, ich kenne ja das Gewölbe unter dem Schloß im Städtlein und die Dinge, die sie dort hatten, von denen habe ich auch schon gehört. Die können sie doch nicht alle auf diese zarte Blume losgelassen haben — das Weiblein schüttelt den Kopf: O nein, um eine halbe Stunde nur kam er zu spät. Also doch! Eine halbe Stunde kann lang sein, in einer halben Stunde kann ein Leben verdorben oder gerettet werden! — Das seltsamste Geheimnis wissen die Vorhänge. Sie sagen: Wie oft haben diese träumenden Augen, diese Augen, wie wir sie unter all den Vielen, die in Jahrhunderten an uns vorbeigingen, nie mehr erblickt haben — zu uns aufgesehen! In Jammer, in Seligkeit, in Staunen. Sehen die nach unsern Seidenfäden? Nein! so sieht man die herrlichsten Stickereien der Welt nicht an! Da sei ein Engel gestanden, der habe Leiden geheißen. Zu dem haben die Augen aufgesehen, daß es Allen manchmal geschaudert, aber immer ihre Seelen bewegt habe. Süßeres und Schauerlicheres habe es nie gegeben, als dieses Antlitz, wenn es aufgehoben gewesen sei zu dem Engel Leiden. Wie hieß sie denn, die Holdseligste? Weiß es vielleicht der krummblinde Spiegel an der Wand dort? das Brünnlein unter dem Lindenbaum — es sagt ja immerfort, seit 200 Jahren, den holden Namen, und jetzt erst versteh ich, was es sagt: Gisela, Gisela, Gisela plätschert das Brünnlein. Und ich beuge mich darüber und trinke von seinem Wasser. Und dann sitze ich wieder an dem Bett —. Ich muß mich nur erwehren der Geschichten, die sie mir erzählen . . . Hier sind etliche.

2. Das himmlische Gloria

Gisela: Die liebe Frau Trost, die beste Frau Trost . . . ich will ihr eine Geschichte erzählen, wie es einmal sein wird. . . . Wenn ich droben bin im himmlischen Garten, — der ist sehr groß — so such ich mir am liebsten einen stillen Ort unter den Frühlingsbuchen . . . . Ganz maiengrün sind sie und es geht ein Weg hindurch, auf dem die Sommerfalter fliegen. Anemonen in Tausenden stehen da, und der Wind bringt zuweilen ein Klingen mit von den seligen Chören, sonst ists ganz still — und ein Bächlein mit schnellen silbernen Wellchen ist auch da, daß ich meine Füße hineinhängen kann . . . Da sitz ich dann und wind mir ein Anemonenkränzchen und denk: Vielleicht kommt heute der Herr Jesus vorbei. Dann leg ich ihm mein Kränzchen auf den Weg. Es ist so still, daß mir beinah die Augen zufallen, und ich denk noch so halb im Traum: die müssen heute ein großes Fest da drüben haben, ich hör ja schon die Morgensterne. Die haben nämlich die Orgelpfeifen, jeder einen Ton. Auf einmal flattert was herbei . . es ist ein Himmelsbübchen, so zehn Jahr alt wars, wies kam. Lang ists noch nicht da, drum ists auch noch recht wild. Das sind mir immer die Liebsten, die erst gekommen sind. Gisela, ruft das Bübchen — wo steckst du denn . . . hörst du denn nicht, daß sie drüben den großen Willkomm üben . . . Und die heiligen Jungfrauen gehen alle schon hinaus . . die Dorothea frägt nach dir . . . du sollst neben dem Herrn Jesus stehen. Nun nehm ich aber mein Anemonenkränzchen und schnell hinunter zur Pforte . . . Die winken mir schon. Ich sage: ja wer kommt denn, Dorothea? Denn so festlich ist es nicht immer . .

Es sind richtig die Morgensterne da, für das große Gloria . . . Die himmlischen Knaben — seit wir einen neuen Meister droben haben, singen die immer das: Ehre sei Gott in der Höhe. Und da stehen die Scharen von Stimmen, für den großen Willkomm. Und der Herr Jesus sagt: Gisela, stell dich daher, es kommt die Frau Trost. Und da kommt sie, die Frau Trost in ihrem grauwerkenen Kleid und dem frischen weißen Sonntagstüchlein — klein, grau, gebückt . . . . Da fangen sie den großen Willkomm an: Kommet her, ihr Gesegneten des Herrn, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt . . . . Dann kommt das Gloria. Und ehe der ganze Chor mit den Harfenisten, den Violinen, dem Diskant der heiligen Jungfrauen, — die Patriarchen singen den Baß — anhebt . . muß ich die Frau Trost bei der Hand nehmen, daß es ihr nicht zu viel wird. Das braust und tönt, das jauchzt und jubiliert, daß ein Menschenherz vor Wonne zerspränge. Es haltens auch nur die starken Seelen aus, besonders das Forte von den Morgensternen. Die kleinen, die engen Seelen, die vergingen davor, die läßt man so so still hinauswischen.

Frau Trost: Was du für Reden tust . . . Wird doch kein solcher Lebtag sein wegen einem alten Weib . . .

Gisela: Ein altes Weib! Frau Trost, es ist auch ein Jungbrunnen da, du kannst dich drin baden, wenn du willst. Tu's aber nicht so schnell — das mögen wir so gerne — wir, die Dorothea und ich, wenn wir mit sanften Händen über den müden Rücken streichen dürfen, der sich in so viel Nachtwachen gebückt hat. Und die hagern Hände wollen wir küssen, die sich bis auf die Knochen abgearbeitet haben in dem langen treuen Leben, so viel Kindlein gewickelt, so viel Sterbenden den letzten Schweiß von der Stirne gewischt . . . . .

Ein feste Burg ist unser Gott

Aus der evangelischen Bewegung in Oesterreich

Das folgende Gedicht hat ein jüngst zum Protestantismus übergetretener Porzellanarbeiter gedichtet. Er ist Modelleur in einer Fabrik Böhmens. Der Anlaß ist, daß eine Anzahl zum Uebertritt bereite Arbeiter sich vor dem ersten evangelischen Gottesdienst am Orte sagten: um den Gottesdienst richtig mit zu begehen, müßten sie doch auch die evangelischen Choräle kennen. So kamen sie, die meisten noch katholisch, zusammen und übten sich in dem ungewohnten Gesang. Natürlich nahmen sie zu allererst das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ vor. Aus dieser Situation entstand das Gedicht.

In dieser Stunde, wo wir uns vereinen
Zum ketzerischen Werk, wie Manche meinen,
Verkünden wir es laut der ganzen Welt,
Daß uns der alte Luthergeist beseelt.
Es tönt durch die Geschichte wie ein Klagen
Zu uns herüber aus der Väter Tagen,
Was sie gelitten, als vom Heimatsort
Man sie vertrieb, von Haus und Kindern fort.
Und deshalb, weil die Kinder sind geblieben
Und man nur deren Eltern hat vertrieben,
Drum sehn wir heut erstarken ein Geschlecht,
Bereit, daß es der Ahnen Leiden rächt.
Mit Zorn und Mitleid, wie wir nie es kannten,
Gedenken wir an Salzburgs Emigranten
Wie der Vertriebnen auch vom Zillertal.
Doch plötzlich zuckt durchs Herz ein Freudenstrahl:
Klingts nicht wie eines jener schönen Lieder?
Es kehren wohl die einst Vertriebnen wieder?
— O nein, die ruhn schon längst in Ewigkeit,
Doch hat ihr Geist sich wiederum erneut,
Und mit dem Lied, mit dem seit grauen Jahren
So viele Brave ausgezogen waren,
Ziehn heut wir ein. Der Schreckensmacht zum Spott
Ertön' es laut: Ein feste Burg ist unser Gott!

Die Religion der Modernen

Unter diesem Titel hat Albert Kalthoff, Pastor zu St. Martini in Bremen, fünfundzwanzig Essays herausgegeben (Jena, Eugen Diederichs 1905. 310 S. 4, gebunden 5 Mk.), von denen neunzehn Bilder aus der neueren Litteratur- und Kulturgeschichte, sechs unter sie gemischte eine Art Glaubenslehre Kalthoffs darbieten. Diese sechs Aufsätze interessieren uns hier am meisten.

Der Materialismus genügt nach Kalthoff nicht. Der Naturphilosoph und der Dichterphilosoph müssen sich vereinen, um in gemeinsamem Leben das Weltbild zu entwerfen, das dem wachen wie dem träumenden Geiste, der wissenschaftlichen Erkenntnis wie dem künstlerischen Schaffensdrange Genüge zu leisten im stande ist.

Mit diesem neuen Weltbilde entsteht auch ein neues Ideal des Menschen. Ihm „ist das Böse eine menschliche Erscheinungsform des Guten; es ist die dem Guten durch das Leben selbst gesetzte Schranke, daß der Heroismus, mit dem der Mensch das Böse auf sich nimmt, der Energie seines besseren, reineren Wollens entspricht, zugleich aber auch diesem Wollen Zaum und Zügel anlegt, daß er nicht über sein natürliches, gesundes Maß hinausgehe.“ Die Sühne aber für alle Schuld, die das zwiespältige Leben in sich trägt, ist die Weltenkraft der Liebe, die an Allem, was zum Leben ringt, an jeglichem kleinen, verkümmerten, ins Lieblose hineingebornen Menschenkinde sich schöpferisch erweist, sie alle zur großen Liebe, zur Freiheit und zum Adel ihres Menschenwesens führt. In dem neuen Ideal des Menschen ist auch ein neuer, der wahre Gott gewonnen. Dieser neue Gott ist das Leben, das im Unbewußten zum Menschen kommt; er ist die Kraft des Unergründlichen, Unerforschlichen, die doch dem Menschen nicht fremd und fern gegenübersteht, die das Menschenwesen in seiner Tiefe befruchtet, im Menschen selber lebendig wird.

Das ist die neue Religion der Modernen, die mit der Vergangenheit gebrochen haben, vor allem mit der Kirche, die keinen geschichtlichen Christus, diese wertlose Erfindung der wertlosen liberalen Theologie kennen. Sie schaffen ihr Christusbild sich selbst, wie die ersten Christen, die bis zum Entstehen der Kirche ihrer großen sozialen Aufgabe eingedenk waren. Sie stehen der Orthodoxie näher als die liberalen Theologen. Die Theologie muß überhaupt vergessen werden. Die Laien, deren Chor Kalthoff in seinem Buche zu Worte kommen läßt, sind die Propheten der neuen, wahren Religion. Daß sie der Orthodoxie näher stehen, als die liberale Theologie, das hat Lepsius Kalthoff und seinen radikalen Freunden in der Konferenz des Eisenacher Bundes bezeugt, die am 17. und 18. Oktober v. J. in Bremen stattfand.

Die Essays Kalthoffs wird Jeder, dem sie nicht zu hoch sind, mit Interesse und Gewinn lesen. Sie sind eine feuilletonistische Arbeit der ernstesten Art, mit Geist, mit innerem Anteil und mit der Wärme des Herzens geschrieben. Sie zeigen, daß man dem nicht verlotterten Teile unseres Volkes mit Büchners „Kraft und Stoff“, dem Kalthoff zu viel Ehre erweist, nicht mehr kommen darf, daß angelerntes Formelchristentum, um mit Wilhelm Herrmann zu reden, als Sünde empfunden wird, und daß eine Religion, die über die Bekenntnisse des sechszehnten Jahrhunderts und den konfessionellen Kampf hinausführt, sich zu regen beginnt.

Aber diese Religion in ihrer Tiefe und in voller Klarheit zu erkennen, das gelingt Kalthoff nicht. Dazu fehlt ihm außer der hinreichenden philosophischen Energie der geschichtliche, pietätvolle Sinn, der das Neue als die Frucht des Alten nachzuweisen, vor allem aber die klassischen Offenbarungen des göttlichen Lebens im menschlichen in ihrer bleibenden Bedeutung zu verstehen und anzuerkennen vermag. Kalthoffs neue Religion ist Nichts als ein noch ungereiftes, mit pikanter moderner Skepsis versetztes Christentum, dem die Reue zur Selbstverherrlichung wird. Gehässig und leichtfertig ist seine Charakteristik der modernen Erforschung des Urchristentums, die ihr Christusbild nicht eigenwillig schafft, sondern gewissenhaft dadurch begründet, daß sie das Entstehen der Quellen zu erforschen sich bemüht. Kalthoffs

unbekannter Gott wird keines tiefer Denkenden Herz gewinnen. Seit Paulus steht der wahren Philosophie fest: „der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ Sie hat allezeit den lebendigen Gott nicht durch den Bruch mit der Geschichte, sondern im geordneten Verlauf ihrer Entwicklung gefunden. Die Priester weckten Reue und gaben Trost durch ihre Macht, die Gottes Macht sein sollte. Die Reformation brach diese Macht. Sie wollte durch das „Wort“, durch Gesetz und Evangelium erreichen, was die Hierarchie in ihrer Weise durch ihre Macht erreicht hatte. Für uns ist der in den Seelen gegenwärtige Gott, unser allmächtiger Richter und Erlöser, den Christus und seine Kirche uns offenbart und bezeugt, an die Stelle der Hierarchie und des „Wortes“ getreten — der Gott des Gewissens, der uns zu sittlichen Persönlichkeiten entfaltet und darum Persönlichkeit sein muß. Es wird sich zeigen, wer mehr wirkt, unsere Modernen oder wir.

Absichtlich habe ich bis dahin darüber geschwiegen, daß Kalthoff auch Pastor ist, um seine Essays gerecht und ganz unbefangen zu prüfen. Aber Kalthoff ist eben auch Prediger, und seine Essays hat er als Predigten seiner Gemeinde vorgetragen. Ich habe 42 Jahre die ungeheure Verantwortung getragen, mit meiner Gemeinde dafür einzustehen, daß keines ihrer Mitglieder anders untergehe als durch seine eigene Schuld, daß also ein jedes von ihnen zur sittlichen Persönlichkeit entfaltet werde. Ich habe von Anfang an wie Kalthoff in freien (aber außergottesdienstlichen) Vorträgen mich bemüht, die Gemeinde über den Wert oder Unwert der Zeitströmungen aufzuklären. Im Gottesdienst aber habe ich immer direkt und entschieden, also ohne den Umweg, den Kalthoff einschlägt, die sittlich-religiöse Persönlichkeit in ihrem Verhalten allen Ordnungen und Schickungen des Lebens gegenüber beschrieben.

Wem der Wert der wahren Persönlichkeit das Ein und Alles ist, dem ist es durchaus ungenügend, das religiös-sittliche Leben nur beim Anlaß litteraturgeschichtlicher Vorträge in homöopathischen Dosen darzubieten.

Ja, das Wort, die Predigt, genügt ihm überhaupt nicht. Persönlichkeit wird nur durch den Eindruck der Persönlichkeit geschaffen. Ich habe darum mehr in den Familien der äußerlich und innerlich Gefährdeten als in litteraturgeschichtlichen Studien gelebt. Ich habe versucht, der Gemeinde eine Organisation zu geben, die es ihr möglich machen könnte, die Liebestätigkeit und die Seelsorge Aller an Allen zu üben. Kurz, ich war bemüht, ein bewußtes Gemeindegewissen zu erwecken, das im stande wäre, das Gewissen des Einzelnen zu stärken. Das ist der einzige Weg zu retten, was gerettet werden kann. Dies Rettungswerk muß in die Hand genommen werden, auch in Bremen.

Tun wir das nicht, dann geschieht es zweifellos durch die Hierarchie und den Beichtstuhl. Beschränken sich die radikalen Theologen darauf, wenn auch mit religiöser und sittlicher Tendenz, litteraturgeschichtliche Vorträge zu halten, so verfallen sie und ihre Gemeinden einem geistigen Epikuräismus, der stets eine verhängnisvolle Reaktion zur Folge hat. Nach allen Erfahrungen der Geschichte sind die Radikalen immer die Wegbereiter der Reaktion gewesen.*)

Sulze

Aus Odessa

Vgl. 1905, 50. 1906, 3

3. Januar

Ich habe die mir anvertrauten Gaben als Spenden für die unglücklichen Opfer der blutigen Oktobertage aufgefaßt und dementsprechend mein Hilfswerk eingerichtet. In keiner Weise aber um offen oder im Geheimen Judenmission zu treiben.

Ich habe in meiner hiesigen zwanzigjährigen Amtstätigkeit etwa hundert Juden getauft, über Tausend abgewiesen. Daß ich leicht dran trage, könnte ich nicht sagen. Ich meine an den Getauften. Es wäre ein Kleines, die nötigen Mittel vorausgesetzt, eine große judenchristliche Gemeinde zu gründen. Es haben sich jetzt wieder fünf Familien gemeldet. Ich werde Keinen aufnehmen — wenns überhaupt soweit kommt — so lange die Not die Armen drückt.

9. Januar

Die Not ist besonders groß unter den armen Juden-Lehrern, die zwar nur zum Teil direkt gelitten haben, jetzt aber ohne jegliche Beschäftigung sind und immer arme Teufel waren. Ich habe bereits ein Dutzend derselben unterstützt. Gestern einen in eine neue Wohnung gebracht. Fünf Kinder. Die Frau im Wochenbett. Er schwindsüchtig. Das ganze Mobiliar bestand aus zerschlagenen Sachen und einem kleinen Sopha. Alle lagen direkt auf dem Boden, seit etwa zwei Monaten! Und kein Brennzeug! Wer hier eintritt mit einer kleinsten Gabe, gleicht einer Engelserscheinung.

17. Januar

Sie haben mir eine große Freude bereitet durch die Uebersendung von fünfhundert Rubel und meinen armen Juden einen großen Dienst geleistet.*) Ich habe sofort eine Reihe Bittender aufgenommen, so daß ich wieder 350 Juden habe, die ganz unterhalten werden. Einige werden neu installiert. Sie hatten lange darauf gewartet. Sechs jüdischen Lehrern — ich habe deren anderthalb Dutzend — denen ich mit schwerem Herzen am Samstag abgesagt hatte, konnte ich eine einmalige Unterstützung für Miete gewähren. Sie wurden in die Zahl der Pfleglinge für Brot, Zucker, Tee, Kohlen usw. aufgenommen. Der Winter dauert noch lang. Die Arbeitslosigkeit nimmt in erschreckender Weise zu. Unterricht gibts nicht, da die wohlhabenderen Juden im Ausland Sicherheit und Ruhe gefunden haben. Die fünfhundert Rubel werden mir sicheres Brot auf noch sechs Wochen schaffen. Meine 2000 Pfund Brot pro Woche reichen schon lange nicht mehr aus. Sie müßten das Gesicht dieser Armen einmal sehen können, wenn sie die Gaben in Empfang nehmen.

Ich habe außer den Juden etliche siebzig Christen, meist Russen. Weil mir ziemlich viel Gaben für Christen zukamen. Ich habe mir jedoch fest vorgenommen, Fünfhundert**) nicht zu übersteigen. Ich brauche jetzt für etwa 250—300 Rubel Brot pro Monat, etwa 160—200 Rubel Kohlen und etwa 500 Rubel Miete. Letztere zahle ich fast nur noch, wenn der Hauswirt droht, die Leute auf die Straße zu setzen. Außerdem brauche ich Tee, Zucker, Bohnen, Erbsen, Graupen, Makkaroni, Seife usw. Wenn ich Nichts mehr habe, schließe ich. Aber das Speisewunder habe ich mehr wie einmal erlebt seit dem 24. Oktober 1905, und daß unser Gebet um das „nötige Brot“ erhört ward, steht fest. Gott wird weiter helfen.

7. Feberuar

Erschrecken Sie nicht. Ich komme nicht um zu betteln, obgleich die Not mit jedem Tag steigt und ich die äußerste Zahl längst überschritten habe. Ich nähre und beheize genau, seit Ihrer prächtigen Gabe von 500 Rubel, 77 jüdische Familien mit 416 Seelen und 28 christliche Familien, fast nur Russen, mit 133 Seelen, also rund 550 Menschen, fünfzig mehr als ich als äußerste Grenze angenommen hatte. Für fast Alle mußte auch die Miete bezahlt werden. Die Not steigt mit dem Andauern des Winters in erschreckender Weise. Ich brauche allein an Brot 2400 Pfund in der Woche, also etwa 10500 Pfund im Monat! ohne was ich mittelst Brotkärtchen an Hungernde verteile. An den Tagen, wo die Lebensmittel verteilt werden, stehen bis 300 Menschen 3—4 Stunden am Tor und verlangen Brot. Ich werde mit Bittschriften um Aufnahme unter die Zahl der Unterstützten geradezu bestürmt.

Unter den Russen — und das ist der eigentliche Zweck meines Briefes — habe ich zwei, die sich während den Schreckenstagen in ganz besonderer Weise hervorgetan haben. Der eine

*) Es war der Wunsch des Verfassers obigen Artikels, daß Kalthoffs Buch auch noch von andrer Seite ästhetisch-litterargeschichtlich gewürdigt werden möge. Daher die zweite Besprechung unten Spalte 237. Ueber den neuen Monistenbund ist ein Artikel unterwegs. D H

*) Die 500 Rubel gingen uns von einem Juden zu. Aus unserm Leserkreise empfingen wir bisher 261,75 Mk. Wir warten noch auf den etwaigen Erfolg obiger Mitteilungen und schicken dann diese Summe ab.

**) Zu Unterstützende im Ganzen, Juden und Christen.

ist ein Torhüter, der andre ein Psalmensänger. Der erste, Iwan Burdukof (fünf Seelen), hat, laut jüdischer Zeugnisse, die mir vorliegen, etwa 40 jüdische Familien vor den Mördern gerettet und während dreier Tage aus eigenen Mitteln die jüdischen Mütter und Kinder ernährt. Heute muß er bei mir betteln. Dem Psalmensänger Wladimir Kriwenky (sieben Seelen) wurde der Arm durchgeschossen, während er arme Juden verteidigte. Der russische Geistliche, an den er sich wegen Unterstützung wandte, soll ihm gesagt haben: Ah, du hast Juden gerettet, geh jetzt auch zu den Juden, daß sie dich unterstützen! Er rannte von Tür zu Tür, bis er zu mir kam. Es stehen ihm Zeugnisse von bekannten Personen zur Seite. Ich habe selbstverständlich ein besonderes Interesse an beiden. So lange ich einen Groschen habe, solls ihnen nicht allzu empfindlich an Brot, Kohlen, Kleidern, Wohnung fehlen. Aber wenn ich schließe, liegen die Armen auf der Straße.

So. Nun ists gesagt. Und ich bettle doch. Aber Sie werden mir nicht gram darum sein. Ihr

Pastor Kornmann

Verschiedenes

Die Religion der Modernen. Von Albert Kalthoff. Jena, Eugen Diederichs 1905. 310 S. 4, gebunden 5 Mk. — Vergl. Spalte 234 ff.

Kalthoff läßt sich in seinem neuesten Buch von dem richtigen Gedanken leiten, daß, was bewußt oder unbewußt die geistige Bewegung einer Zeit bestimmt, zuerst und am stärksten vom echten Dichter empfunden und ausgesprochen wird. Der Geist einer Epoche spiegelt sich in den besten ihrer künstlerischen Schöpfungen, mag sich der Künstler persönlich mit ihm abfinden, wie er will. Auch kann man es nur billigen, daß Kalthoff sich bei seiner Analyse nicht auf die deutsche Dichtung beschränkt, sondern auf die französische, russische und skandinavische Litteratur übergreift. Die Worte, mit denen er einem engen Nationalismus in geistigen Dingen entgegentritt (S. 113), sind sehr beherzigenswert.

Es gehört nun freilich eine besondere Anempfindungsfähigkeit und Weite des kritischen Horizonts dazu, in Auswahl und Darstellung den Ideengehalt einer bestimmten litterar-geschichtlichen Epoche — die noch dazu so fragmentarisch ist wie die Moderne — zur Anschauung zu bringen. Denn je größer eine Dichtung ist, desto vielseitiger spiegelt sie die Welt wider und restlos löst sich in ihr die Individualität des Dichters auf. Historisch und logisch unversöhnliche Gegensätze wohnen im Kunstwerk oft friedlich nebeneinander, Weltanschauungen, die sich in der rauhen Alltäglichkeit aufs Messer bekriegen, schließen in der Seele des Dichters einen Bund, klingen in tiefer Harmonie zusammen. Darum ist es so viel leichter, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, als eine Geschichte der Idee an der Hand und auf Grund der Dichtung.

Kalthoff verfügt über eine reiche Kenntnis der modernen Litteratur, über eine große Kunst des Gruppierens, Zusammenschauens, über eine geistreiche fesselnde Darstellungsweise. Sein Buch ist das Werk eines fein- und vielseitig gebildeten Menschen. Und doch bin ich bei der Lektion auch dieser Schrift Kalthoffs den Eindruck nicht losgeworden: der Verfasser läßt sich die Maßstäbe für seine Kritik nicht vom Stoff selbst geben; er bringt sie fertig an ihn heran. Er ist Monist, Evolutionist, Pantheist, Anhänger der sozialistischen (nicht sozialdemokratischen) Geschichtsbetrachtung. Und nun konstruiert er eine Religion der Modernen, indem er alle die Stimmen des modernen Dichterkonzerts vereinigt, die in seinen Chor passen. Es ist kein Zufall, daß gerade typische Erscheinungen innerhalb der neueren deutschen Dichtung von Kalthoff teils ungenügend, teils gar nicht gewürdigt werden. Z. B. ist der stark dualistische Zug in Hebbel, seine Würdigung des Christentums als des höchsten Ideals der Sittlichkeit, die mit der Romantik zusammenhängende Seite seiner Dichtung entschieden zu kurz gekommen. Herders grundlegende Arbeit durfte nicht übergangen werden. Moderne Dichter wie C. F. Meyer, Th. Fontane, W. Raabe hätten neben Sallet und Heyse als typische Vertreter einer bestimmten Weltanschauung Erwähnung verdient. Doch das sind Einzelheiten.

Im Prinzip verfehlt dagegen erscheint mir die These Kalthoffs, die zahlreichen unleugbaren Ansätze zu religiösen Neubildungen, die gewissen gemeinsamen Stimmungselemente, die sich da und dort in den Werken der Neueren finden, die Tendenzen auf Verinnerlichung und Vermenschlichung der Religion als „die Religion der Modernen“ zu proklamieren und sie dem Christentum als einer überlebten Religionsform gegenüberzustellen. Man wird das Gefühl nicht los, daß Kalthoff zu dieser These durch seine gründliche Verachtung des heutigen Christentums und durch die große Anziehungskraft, die eine gewisse Richtung des modernen Geisteslebens auf ihn ausübt, gekommen ist, nicht aber durch den Zwang der Tatsachen.

Otto Frommel

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Dienstag 13. März 8½ Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Die Weltanschauung Carlyles, ihr innerer Zusammenhang und ihre Grenzen. Oberlehrer Dr. Klein.

Görlitz. Donnerstag 29. März 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Bedeutung des heiligen Abendmahls für unsre Zeit. Lic. Warko-Weißwasser.

Hamburg. Montag 12. März 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen, Klostertor 7: Die Kreuzigungsgeschichte Jesu (Karfreitagsgeschichte). Pastor Petersen-Ottensen.

Lüttringhausen. Montag 12. März 5 Uhr im Düringer Hof: Theologie und Religionsgeschichte. Pfr. Kattenbusch-Lennep.

Magdeburg. Mittwoch 21. März 3½ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Kunst und Religion.

Stuttgart. Montag 12. März 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophet Jeremias. Stadtpfarrer Lamparter-Gmünd.

Kirchlich-Theologische Konferenz Berlin

Donnerstag 15. März abends 8 Uhr im Friedrich-Werderschen Gymnasium (Aula) Dorotheenstr. 13/14. Monatlicher Diskussionsabend: Hat das Urchristentum wesentliche Bestandteile fremder Religionen in sich aufgenommen? Referent: Professor D. Gunkel.

Heute Mittag ¾1 Uhr rief der Herr unsre liebe Mutter und Grossmutter

Frau verw. Oberpfarrer

Agathe Marie Naumann

*geb. **Ahlfeld***

nach kurzem schweren Leiden in ihrem 69. Lebensjahre zu sich.

***Schwarzenberg,** Erzgebirge, den 27. Februar 1906*

***D. Friedrich Naumann,** Schöneberg-Berlin*
*und Frau **Magdalene** geb. **Zimmermann***

*Pfarrer **Johannes Naumann,** Hubertusburg*
*und Frau **Lorle** geb. **Schulze***

*Professor **D. Martin Rade,** Marburg*
*und Frau **Dora** geb. **Naumann***

***Margarete Naumann,** Schöneberg-Berlin*

*Pastor **Paul Naumann,** Hochweitzschen*
*und Frau **Lilly** geb. **König***

***Marie Naumann,** Schwarzenberg*

*Ingenieur **Martin Naumann,** Olmütz*

*und **neun Enkelkinder***

Versammlungskalender

18. 19.	April	Freie deutsche evangelische Konferenz Leipzig
23.—25.	"	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Cassel
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 21.	"	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	"	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz

Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter und herzlicher Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das, bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen, in den gutgeleiteten Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!" Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten", die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit".

Alte deutsche Kinderlieder: 1.80 Mk.

Soeben: Fünfzehntes Tausend!

Die neuerrichtete Stelle des **dritten Geistlichen** der evangelischen Gemeinde ist zu besetzen.

Das Grundgehalt beträgt 1800 Mk., daneben wird bis zum vollendeten 5. Dienstjahre ein Zuschuß von 600 Mk. jährlich und freie Dienstwohnung gewährt. Die Stelle gehört zur Versicherungsklasse I. Die Alterszulagen werden nach dem Kirchengesetz vom 2. Juli 1898 gezahlt.

Meldungen nebst ausführlichem Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 1. April d. Js. an den unterzeichneten Patron zu richten. Persönliche Vorstellung nur auf Wunsch.

Swinemünde, den 1. März 1906

Der Magistrat

Den Herren Geistlichen empfiehlt sich zur Lieferung von **Altarlichten** in jeder Größe, per Pfund 2,50 (gebräuchlichste Größe 4 Pfd. 73 cm. lang, 44 mm Durchmesser Mk. 10.—). **Abendmahlshostien**, 1000 Stck. 1,25 Mk. absolut tadellose Waare.

Johannes Neumeyer, Braunschweig Steinweg 10

An unserer evangelischen Gesamtgemeinde ist die Stelle eines **neunten Geistlichen — Pastors** — zu besetzen. Nach der für unsere Geistlichen bestehenden Festsetzung beträgt das Anfangsgehalt 3000 Mark, welches von 3 zu 3 Jahren 5 mal um je 300 Mark und dann von 4 zu 4 Jahren 3 mal um je 300 Mark, also bis zum Höchstgehalt von 5400 Mark steigt. Die Wohnungs-Entschädigung beträgt 750 Mark steigend von 3 zu 3 Jahren um 50 Mark bis zum Höchstbetrage von 1200 Mark. Eine Anrechnung früherer Dienstjahre findet nicht statt. Bewerbungen nebst Lebenslauf und Zeugnisse sind bis zum 15. März cr. an uns zu richten.

Görlitz, den 22. Februar 1906.

Der Magistrat

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Dormann & Greiner
Leipzig-Plagwitz Fröbelstr. 8

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith**, Rittergutsbesitzer.

Florenz

Deutsches Evangelisches Hospiz (Reinertrag zu Gunsten des deutschen Lehrerinnenheims und der Krankenpflege) **Via dè Serragli 130 A.** Leiterin Frl. Fuchs. Ruhige, sonnige Lage. Trinkgelder abgelöst. Pension 5—6 Lire täglich.

Für das Herzogl. **Ernst-Albert-Seminar** wird auf Ostern d. J. ein **Cand. min.**, der schon Erfahrung im Unterricht hat, als wissenschaftlicher **Hilfslehrer** (Religion, Geschichte, Deutsch) gesucht. Gehalt: 1800 Mk. Bevorzugt werden Bewerber, welche die Prüfung für das höhere Schulamt abgelegt haben, bezw. noch ablegen wollen; nach Bestehen dieser Prüfung wird bei guter Bewährung baldige feste Anstellung als Oberlehrer in Aussicht gestellt (Gehaltsskala gleich der aller hiesigen höheren Schulen: 2600—5200 Mk.). Meldungen mit Zeugnissen baldigst an den unterzeichneten Direktor.

Coburg, d. 20. Februar 1906

Schulrat Dr. **Staude**

Hausdame gesucht

Zum Mai [eventl. eher oder später] wird für das Haus meines Bruders nach Düsseldorf eine Hausdame gesucht, die den sehr kleinen Haushalt mit einem Dienstmädchen tadellos leiten und das Haus behaglich machen kann. Absolute Sicherheit in ganz einfacher aber sehr sorgfältiger Küche ist Bedingung. Gefällige Anerbieten an Fräulein Dora Langewiesche in Barmen, Gasstraße 26.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden
Herausgeber: **H. Weinel** a. o. Prof. der Theologie in Jena

Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Professor D. **Krüger**, Giessen. 1905. VIII. 313 S.—. Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar**, 1½ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

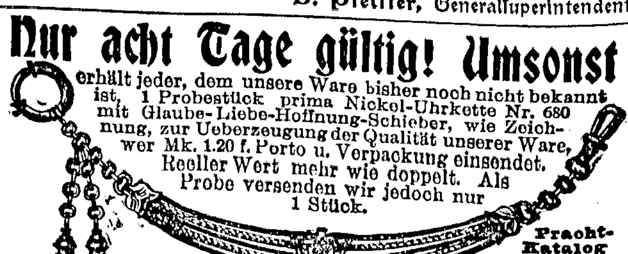
Antiquariatskataloge No. 280—283
Bibliotheca theologica I—IV
versendet auf Verlangen gratis und franko,
Ernst Carlebach, Antiquariat, Heidelberg

Dampfmolkerei Emlichheim i. Hann.

9 Pfd. feinste Molkereibutter franko Haus Mk. 11.40

Nur acht Tage gültig! Umsonst

erhält jeder, dem unsere Ware bisher noch nicht bekannt ist, 1 Probestück prima Nickel-Uhrkette Nr. 680 mit Glaube-Liebe-Hoffnung-Schieber, wie Zeichnung, zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, wer Mk. 1.20 f. Porto u. Verpackung einsendet. Reeller Wert mehr wie doppelt. Als Probe versenden wir jedoch nur 1 Stück.



Pracht-Katalog enthält grosse Auswahl in Herrenketten, Damen-Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Wagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheren, Gärtnermesser, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasiermesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheren, Haarmaschinen, Rasierutensilien, Musikinstrumente, Schmuck- und Haushaltungsartikel, Kinderspielwaren u. Christbaumschmuck etc. **Neuheiten in Handwerkerketten** versenden wir gratis und franko ohne Kaufzwang

Versandhaus Gebrüder Bell, Gräfrath b. Solingen
Stahlwarenfabrik. Gegründet 1876.

Confirmations-Scheine

aus dem Verlage von

A. Scheurlen's Buchhandlung, Heilbronn a. N.

. . . „Unter allen mir vorliegenden Blättern scheinen mir diese dem Zwecke, den sie haben, am meisten zu entsprechen. Sie sind auch deshalb zu empfehlen, weil sie gleicherweise den Ansprüchen des Gebildeten und Ungebildeten genügen und sowohl im ärmlichsten Hause wie im reichsten ihr Plätzchen finden können," schrieb die „Christliche Welt" in ihrer No. 9 vom Jahr 1900. Man verlange kostenfreie Probeblätter.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine literarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 11 Marburg i. H., den 15. März **1906**

Jesu Wortwechsel mit Petrus

Petrus zog Jesus an sich, begann ihn zu schelten und sagte: „Das verhüte Gott, Herr, das darf dir nimmermehr widerfahren." Er aber wandte sich und sagte zu Petrus: „Weiche hinter mich, Satan, du bist mir ein Aergernis; du denkst nicht was Gott, sondern was den Menschen ansteht." Matth. 16, 22f.

Wenn man nach einem streng historischen Beweis dafür sich umsehen wollte, daß Jesus seinen Leiden- und Sterbensgang vorausgesehen und vorausgesagt habe — hier ist er gegeben, in dieser kurzen Auseinandersetzung, diesem Wortwechsel mit Petrus, einer Episode, die rein unerfindbar ist.

Aber es ist noch mehr damit erwiesen als die bloße Voraussicht: Jesus ging nicht als Abenteurer und Schwärmer in den Tod, sondern mit einem so klaren Durchblick in seinen Zweck, seine Notwendigkeit wie seine Frucht, daß er mit einer Geistesgegenwart ohnegleichen die in verlockendster Gestalt ihm nahetretende Versuchung durchschaut, entlarvt und niederschlägt.

Wohlmeinende Liebe ists, die sagt: Das darf nicht sein! gesunder Menschenverstand, der spricht: Das kann nicht sein! und biederer Glaube, der denkt: Da sei Gott vor, Gott bewahre! Luther übersetzt — allzumenschlich: Herr, schone dein selbst! Aber mit diesem Argumente hätte Petrus doch nicht zu kommen gewagt, dafür kannte er den Meister zu gut.

Jesus betrat nicht mit stolzem, stoischen Gleichmut seinen Martergang. Wäre seine Seele nicht durchschüttert gewesen von innerem Kampfe, so hätte er den Angriff nicht mit so scharfer Waffe abgewehrt, daß Petrus wohl ganz aus der Fassung kommen mußte. Das aber bringt nicht nur ihn uns menschlich näher, sondern macht uns auch seine erlösende Tat größer und für uns fruchtbarer. Es ist, wie wenn er gerade hier mit starker Hand in das Seelenleben der Jünger hineingegriffen und die entscheidenden Hebel gefaßt und in Bewegung gesetzt hätte, um sie aus dem falschen ins richtige Gedankengeleise, in seine Bahn, in die göttliche Denkart herüber zu ziehen, daß sie lernten zu denken, nicht was menschlich, sondern was göttlich ist.

J H

Von der Hexe, die eine Heilige war

3. Die furchtbarste Geschichte der Welt

Frau Trost: Du hast geweint, du zitterst, wird es denn gar nicht besser?

Gisela: Leiden hat mir eine Geschichte erzählt.

Frau Trost: Ach, Kind, du hast genug — mußt du dir denn auch noch Geschichten erzählen lassen ... gehts denn dir nicht schlecht genug ...

Gisela: Mir geht es gut, es ist mir noch immer gut gegangen ...

Frau Trost: O, Kind!

Gisela: Die paar Stunden ...

Frau Trost: Es sind jetzt Wochen ...

Gisela: Immer nur eine Minute auf einmal ... Es fällt immer ein Tropfen. Es sind ja Tränen, liebe Frau vom Trost, es sind Tränen ... Da liegt in einer trockenen Bucht ein kleines, leichtes Schifflein ... Nun rinnt der erste Tropfen hinunter — der ist noch Nichts. Das Schifflein liegt fest und ganz fern rauscht ein Meer ... Das Schifflein will sein Meer ... Nun kommt noch ein Tropfen, jede Minute fällt einer. Nun ists ein Rinnsal schon — und Tropfen auf Tropfen, jetzt ists ein kleines Seechen, das Schifflein hebt sich ... es fängt schon an, sich zu wiegen — fallt, fallt, ihr Tropfen ... es sind Wellchen — große Wellen ... hinaus fährt das Schifflein in sein Meer —.

Frau Trost: Ist das die Geschichte ...

Gisela: Das ist nicht die Geschichte, die mir Leiden erzählt hat ... ist die denn traurig? Das Schifflein will doch in sein Meer, und es rauscht und braust schon mächtig, das Meer. Nein, das ist sie nicht ... Er hat sie mir auch nicht ganz erzählt. Es ist die furchtbarste Geschichte der Welt. Auch Leiden weiß sie nicht ganz ... Ich könnte sie auch nicht hören — ich hielts nicht aus. Er kann mir nur so Worte ins Ohr flüstern. Denk doch, die Sonne, die dabei war, als es geschah, hat es nicht mit ansehen können. Die hat sich doch in allen Blutlachen der Welt gespiegelt ... Mit den Flammen der Scheiterhaufen hat sie gespielt, die Sonne, verhungernden Kindlein am Weg hat sie noch in die brechenden Aeuglein gesehen. — Aber da — da hat sie ihr Gesicht verstecken müssen.

Frau Trost: Leiden soll dir keine Geschichten mehr erzählen ...

Gisela: Ich sag dirs ja, man kann sie nicht erzählen ... Leiden weiß sie auch nicht, nur Gott weiß sie — die Erde, die alte, auf der bald kein Plätzchen mehr ist, wo nicht eine Träne hingefallen ist, hat gezittert.

Frau Trost: Kind, wie du weinst, o wie du weinst, so hast du noch nie geweint ...

Gisela: Ich muß dirs sagen, es zersprengt mir das Herz sonst ... ich kanns nicht allein aushalten. Heut Nacht, wie ich allein war, beugt Leiden sich über mich und flüstert mir ins Ohr: Siehst du den Herrn Jesus, wie er am Kreuze hängt? ... sag ich: Das hab ich schon oft gesehen, Leiden.

Leiden sagt: Du hasts noch nie gesehen. — Nie! Du hast seine armen blutenden Hände gesehen, die Pein um einen Tropfen Wasser. Du hast es gesehen, wie er herunter sieht auf sein armes Mutterherz mit dem treuen Johannes, du hasts gehört, wie er sagt: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. — Aber Eins hast du nicht gesehen ... Er geht nun zu seinem Vater im Himmel und freut sich nicht. Zu seinem Vater im Himmel aus der Qual heraus — zu seinem Vater, durch die letzten Schleier hindurch, nun bald, und freut sich nicht ... Warum freut er sich denn nicht! Hat er sich denn nicht sein ganzes Leben darauf gefreut, wie er zu seinem Vater kommt und die Vielen mit ihm, die große Sünderin, der weise Nikodemus, der kleine Zachäus, das dünne

Weiblein mit dem Kummergesichtlein und dem Scherflein in der Hand, die Ehebrecherin, die Maria, die ihm die letzte Liebe getan . . . Viele, Viele ohne Zahl, das Waisenkind am Wege und der Cäsar in Rom, alle, alle die Mühseligen und Beladenen, die Einsamen, die stolzen Seelen, die lieben, frohen Kinder mit ihren Palmenzweiglein. Ja, wo sind sie denn alle . . . Er sieht sie nicht mehr. Er ist allein. Da unten steht die Mutter, die hat den großen Mutterschmerz, der treue Johannes, er starrt auf verlorene Hoffnungen.

Ja, darf er denn so allein kommen . . . er sollte sie doch alle mitbringen . . . Er ist allein und schon pocht der Tod mit seinem Hammer an sein Herz . . . Man kann sie nicht erzählen die Geschichte, Leiden weiß sie auch nicht, es ist noch ein Geheimnis dabei . . . Da hört er Stimmen neben sich . . . Häßliche Worte, die fallen nicht mehr hinein in den Becher, der ist randvoll . . . dann die andere Stimme: Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst. Sagt der Herr Jesus: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein . . . Jetzt ist er nicht mehr allein . . . Einen von den Allen bringt er mit. Und die Andern, alle, alle, die noch an dem Tränenmeer sitzen? . . . Da brach ihm das Herz.

Dann ist er hinaufgegangen zu seinem Vater. Aufrecht ging er und hinter ihm drein tragen die Engel den armen Menschen mit den zerbrochenen Gliedern. Da rührt ihn ein Engel an — er dreht sich um und sieht sie kommen, die Scharen, ein langer Zug . . . durch tausend Jahre geht er, und immer noch ziehen sie hinter ihm drein . . .

Rudolf Eucken

4. Personales Geistesleben und Wirklichkeit

Wie der Mensch zur Wirklichkeit steht, das ist nicht nur eine Frage der Erkenntnistheorie, sondern des ganzen Lebens. Grundvoraussetzung ist heute fast überall die Gegenüberstellung von Mensch und Welt. Je nach der verschiedenen Hervorhebung eines dieser Glieder ergeben sich ganz verschiedene Ansichten und Lebensführungen. Ist die draußen befindliche Welt der Inbegriff aller Wirklichkeit, so hat das menschliche Subjekt von dorther alle Mitteilung zu erwarten, es muß den genauesten Anschluß an die Dinge suchen, alles Eigene, falls es überhaupt vorhanden ist, fernhalten, weil es nur eine Verfälschung sein kann. So entsteht eine objektive Haltung, die fraglos heute eine gewaltige Macht ist. Die ganze Arbeit der Neuzeit tritt dafür ein. Die große Leistung der Naturwissenschaft beginnt erst, seit der Mensch aufhört zu spekulieren und einfach zu beobachten anfängt, die technische Arbeit hat ungeahnte Erfolge gehabt, die Bewältigung der äußern Welt früher für unmöglich gehaltene Fortschritte gemacht, seit der Mensch sich der Außenwelt hingab und von ihr sich alle Aufgaben stellen und alle Mittel ihrer Lösung reichen ließ. Die Arbeit an der Welt hat den Menschen gehoben, sie hat seine Gedanken geklärt und seine Kräfte gesteigert, aber diese Arbeit hat ihn auch überwältigt, sie hat ihm die Seele genommen. Darum findet er keine dauernde Befriedigung bei der Welt und der Arbeit an ihr. Eine andere Lebensführung stellt sich der eben geschilderten entgegen. Nicht die Welt, sondern das Subjekt soll die zentrale Stelle einnehmen. In Allem soll das Subjekt mit sich selbst beschäftigt sein, mit seinen Gedanken, Gefühlen und Stimmungen. Auch hier haben wir es zweifellos mit einer allgemeinen Bewegung zu tun. Die moderne Litteratur mit ihrer Richtung auf Erfassung der feinsten und unmerklichsten Seelenstimmungen gibt Zeugnis davon. Aber in dieser Absonderung von der großen Wirklichkeit liegt eine große Gefahr. Bei aller subjektiven Wärme muß das Leben immer leerer an Inhalt werden. So verschieden beide Anschauungen und Lebensführungen sind, so haben sie doch dies gemeinsam, daß sie Subjekt und Welt gesondert gegenüberstellen. In dem einen wie dem andern Fall findet eine Vergewaltigung statt. Entweder kommt die Welt oder das Subjekt nicht zu dem ihnen zustehenden Recht. Es ist also die schroffe Scheidung zwischen Welt und Subjekt aufzuheben, wenn ein befriedigendes Resultat erreicht werden soll.

Nach beiden Anschauungen bildet das Subjekt einen engen Sonderkreis, ein punktförmiges Dasein. Das aber ist ein Irrtum. Ein solches von der großen Wirklichkeit abgesondertes Subjekt gibt es garnicht. Unser Leben umspannt die Wirklichkeit von Anfang an. Eine absolut außerhalb des Lebens gelegene Wirklichkeit wäre für uns nicht vorhanden, gingen uns jedenfalls nichts an. Wenn Leben und Wirklichkeit zusammen gehören, so bildet sich das Leben mittels der Wirklichkeit und die Wirklichkeit mittels des Lebens, beide Seiten wachsen miteinander. Schon damit ist ausgedrückt, daß es verschiedene Arten oder Stufen des Lebens gibt, und daß Wirklichkeit darum ein Idealbegriff ist. So erweist es nun auch die Gesamterfahrung der Menschheit in ihrer Geschichte. Offenbar stand eine vollgültige Wirklichkeit nicht am Anfange der menschlichen Entwicklung, erst in jahrtausendelanger Arbeit hat sich dem Menschen eine Wirklichkeit erschlossen, und wir sind noch lange nicht am Ende. Erst dadurch, daß geistiges Leben in die ganze Weite der Welt eingeht, sie durchdringt, kommt eine echte Wirklichkeit zu stande; es genügt nicht, bloß die Augen aufzumachen. Was sich den Sinnen darstellt, entbehrt gewiß nicht alle Realität, es ist vielmehr als erste Wirklichkeit anzuerkennen, aber auch nur als erste, nicht als letzte. Denn nicht das ist zuletzt entscheidend, was die Wahrnehmung bietet, sondern was in ihr enthalten ist. — Ein Beispiel diene zur Erläuterung. Die sinnliche Wahrnehmung eines Naturvolkes wird nicht so sehr verschieden sein von der eines modernen Naturforschers oder Philosophen. Aber welch ein Unterschied nun im Gehalt! Dem Naturmenschen stellt sich in der sinnlichen Wahrnehmung ein regelloses, willkürliches, launenhaftes Getriebe, dem modernen Forscher ein Gewebe von Beziehungen strenger Gesetzlichkeit dar. Wir sehen, daß die psychischen Kräfte ganz dieselben sein können, während der geistige Gehalt ganz verschieden ist. Aber der geistige Gehalt macht den Charakter der Wirklichkeit aus. Was uns die Natur ist, das ist sie uns nicht ohne den Geist, sondern durch den Geist; und wenn weitere Wandlungen des Weltbildes vorkommen sollten, von denen wir uns jetzt noch keine Vorstellung machen können, so wird wieder der Grund nicht in einer veränderten sinnlichen Wahrnehmung, sondern in einer Fortbildung des Geistes liegen. Es ist durchaus nicht so, daß eine bessere Wirklichkeit durch Zurückziehung des Geistes und seiner Leistung uns zufällt, vielmehr kann nur durch einen besseren und höheren Einsatz seines Vermögens eine höhere Wirklichkeit erreicht werden. Demnach kann Wirklichkeit nur mit dem Geistesleben wachsen.

Aber auch das Andere ist richtig, daß Geistesleben an der Wirklichkeit sich aufarbeitet und bildet. Ein völlig freies Schaffen ist uns nun einmal versagt. Wir können nicht aus formalen, logischen Kategorien die Wirklichkeit herausspinnen. Immer wieder sehen wir uns auf die umgebende Welt gewiesen. Nur in fortwährender Beziehung auf sie, in unablässiger Arbeit an ihr können wir vorwärts kommen. Das gilt nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern auch für Philosophie, Kunst und ethisches Handeln. Ohne diese stete Beziehung auf die große Wirklichkeit würde das Leben sich bald in leere Stimmung auflösen.

Das Ergebnis der bisherigen Erörterung läßt sich in folgenden Sätzen aussprechen:

1) Allgemeinster Begriff ist das Leben. Wirklichkeit muß innerhalb des Lebens liegen.

2) Es gibt verschiedene Stufen des Lebens. Von dem psychischen Sein ist das geistige Leben zu unterscheiden. Innerhalb des Psychischen stellt sich das Geistige dar. Das Geistige zerstört das Psychische nicht, durchdringt es aber mit einem eigentümlichen Gehalt. So bleibt der sinnliche Eindruck auf der höhern Stufe derselbe wie auf der niedern, aber dennoch bedeutet er auf der höhern Stufe etwas Anderes als auf der niedern, weil er nun eine andere Wirklichkeit — z. B. nicht eine regellose, sondern eine gesetzmäßige — zum Ausdruck bringt. Geistesleben besteht darum auch nicht in räumlicher Absonderung vom psychischen Sein, aber es entspringt auch nicht aus ihm und seinen Kräften, sondern es hat eine eigene Art und eigene Größen.

3) Wenn die Wirklichkeit von dem Geistesleben ergriffen wird, so wird sie damit nicht in ein fremdes, sie verfälschendes Element hineingezogen, vielmehr wird nun erst ihre eigene Art schärfer herausgearbeitet.

4) Das Geistesleben ist kein Sonderkreis, sondern weitet sich zur Welt aus. Der Gegensatz von Objekt und Subjekt, der innerhalb des unmittelbaren Bewußtseins ein gewisses Recht hat, wird von dem Geistesleben umspannt. Hier wachsen nur Subjekt und Objekt miteinander.

5) Das Geistesleben ist in unserm Kreise keine fertige Größe, sondern ein Werden. Demnach ist Wirklichkeit in strengem Sinne ein Idealbegriff. Vollkommene Wirklichkeit ist nur möglich im Zusammenhange mit einem vollkommenen oder absoluten Geistesleben.

Doch dadurch allein, daß geistiges Leben in die Weite der Welt eingeht, kommt noch keine **ausgeprägte** und **zusammenhängende** Wirklichkeit zu stande, das geschieht vielmehr nur durch den Zusammenschluß der geistigen Leistung zum „Werk". Unter „Werk" versteht Eucken ein in schöpferischer Tat hervorgebrachtes geistiges Ganze, das eine durchaus charakteristische Physiognomie besitzt, alle seine Teile bis ins kleinste durchformt und gliedert und an jeder Stelle seine eigene Art zur Geltung bringt. Ein solches Werk ist z. B. die moderne Naturwissenschaft, die ohne Zweifel ein umfassendes System darstellt, in dem die Art des Ganzen sich in den letzten Elementen kundgibt. Ein solches Werk ist die Philosophie Kants. Auch hier ein charaktervolles geistiges Ganze, das seine Gestaltungskraft bis in die letzten geistigen Elemente, bis in die Begriffe erstreckt und Alles fest zusammenhält. Natürlich kann es „Werke" verschiedenen Umfangs geben. Immer aber ist eine Bewegung zum „Werke" notwendig, wo eine ausgeprägte Wirklichkeit entstehen soll. Die letzte Aufgabe würde hier ein die ganze Weite des Alls umspannendes Lebenswerk sein.

Im „Werk" schließt sich die Wirklichkeit fester zusammen und gewinnt einen ausgeprägteren Sinn, im „Werk" erhält auch der Geist bestimmtere Gestalt, seine Art und sein Vermögen tritt schärfer hervor. Aber dem „Werk" haftet etwas Partikulares an. So lange wir in der geschichtlichen Bewegung uns befinden, geht in das Werk weder das Ganze des All noch das Ganze des Geistes ein. Immer gibt es geistige Leistung auch außerhalb des Werkes. So bestehen ohne Frage neben dem „Werk" der modernen Naturwissenschaft andere geistige Leistungen, z. B. in Kunst und Moral, die darum nicht übersehen werden dürfen, daß sie vielleicht in der Gegenwart nicht den Zusammenschluß zu einem „Werke" gefunden haben. So ist das System der Kantschen Philosophie nicht das einzig mögliche. Demnach ist eine absolute Festlegung des Werkes zu vermeiden. Bei all seiner Wichtigkeit für die Gestaltung des Geistes und der Wirklichkeit muß der Geist selbst ihm überlegen bleiben, soll das Leben nicht eng und starr werden und sich schließlich in Unwahrheit verkehren. Die Geschichte hat es oft genug bewiesen, daß auch die allergrößeste geistige Leistung an Gehalt und Wahrheit verlor, wenn eine starre Festlegung erfolgte und nicht durch immer neues Aufgebot an geistiger Kraft die Bewegung in Fluß erhalten blieb. Was lebendiges Werk war, sank zur toten Institution, zur hemmenden Satzung herab. So kann die Tätigkeit des Geistes sich nie bei dem einmal erreichten Stande beruhigen, sie muß durch das Werk wachsen, jedem besondern Werke aber überlegen bleiben. Durch das Werk aber hat sich der Geist weiter gebildet, daß er nun zu neuen Leistungen, neuen Werkgestaltungen fähig ist. So eröffnet sich die Aussicht auf immer weiteres Fortschreiten, auf den Gewinn immer klarerer, reicherer, festerer Wirklichkeit.

Doch das Alles scheint mehr für ein Geistesleben unpersönlicher als personaler Art zu sprechen. Stehen nicht auch Person und Sache im Gegensatz zu einander? Muß nicht die Person zurückgedrängt und am besten ganz ausgeschaltet werden, wo es sich um den Gewinn einer echten Wirklichkeit handelt? Aber es ist nun doch nicht zutreffend, daß persönliches Leben und Wirklichkeit auseinanderfallen. Man muß nur nicht personales Geistesleben und natürliches Individuum mit einander verwechseln. Das natürliche Individuum mit seinen selbstischen Trieben ist allerdings durchaus ungeeignet, der Träger einer echten Wirklichkeit zu werden. Aber das natürliche Individuum ist auch nicht Persönlichkeit. Wie sehr diese beiden Größen auseinanderliegen, das zeigt deutlich die durch das Christentum aufgekommene Bewegung. Nichts hat mehr der Forderung personalen Geisteslebens gedient und Nichts hat mehr das natürliche Individuum zur völligen Nichtigkeit herabgesetzt als das Christentum. Bei dem personalen Geistesleben, wie es das Christentum vertritt, handelt es sich durchaus nicht darum, alles Geschehen den Interessen des natürlichen Individuums dienstbar zu machen, sondern vielmehr ein neues Wesen, das durchaus über der natürlich-individuellen Art liegt, das nicht selbstisches Begehren, sondern sachliche und ideale Notwendigkeit vertritt, zu gewinnen. Dann aber ist nicht einzusehen, warum personales Geistesleben und Wirklichkeit im Gegensatz zu einander stehen sollen. Vielmehr ist zu sagen: erst durch die Aufnahme der Wirklichkeit in das eigene Wesen kommt persönliches Geistesleben im Gegensatz zu dem sinnlich-selbstisch-punktuellen Dasein zu stande, und erst als Inhalt persönlichen Geisteslebens erhält die Wirklichkeit einen Sinn und ausgeprägte Gestalt.

Es kommt nun aber auch hinzu, daß in unserm menschlichen Kreise das Geistesleben nicht eine selbstverständliche Macht ist. Im Gegenteil wird unser menschliches Dasein zuerst von durchaus selbstischen, gegen allen Sachgehalt gleichgültigen Trieben beherrscht. Das Verlangen des Menschen ist zunächst weder auf das Wahre noch auf das Gute gerichtet, sondern auf das Angenehme und Nützliche. Und wenn dann auch die Forderungen des Wahren und Guten in unserm Kreise auftreten, so fällt ihnen das menschliche Dasein nicht von selber zu, vielmehr bedarf es einer Entscheidung für sie. Diese Entscheidung aber kommt nicht zu stande ohne Zusammenraffung des ganzen Wesens, sie ist freie Tat, sie bekundet eine Gesinnung und damit trägt sie personalen Charakter an sich. Auch muß sie immer wieder von neuem aufgebracht werden, wenn nicht wieder die ungeistigen Mächte den ganzen Raum einnehmen sollen. So wird das ganze Geistesleben von freier Tat getragen, von Gesinnung begleitet und erhält damit einen personalen Charakter. Es ist ganz gewiß, daß ohne das beständige Aufgebot personaler Kräfte das Geistesleben in unserm Kreise rasch sinkt. Das gilt auch von der Wissenschaft, die am meisten unpersönliche Art an sich trägt. So wichtig für sie die Ausbildung immer feinerer Methoden, die dann wie von selbst arbeiten, so unerläßlich für sie eine Schulung rein technischer Art ist, in ihrem Ganzen steckt doch eine gewaltige persönliche Leistung. Auch die Wissenschaft ruht auf einem Soll, sie **soll** sein. Wo dieses Soll garnicht mehr empfunden würde, wo etwa ein Naturstand als Ideal zur Geltung käme, da müßte auch sie zerfallen.

Erst von dem personalen Geistesleben her ist für uns ein rechtes Verhältnis zu Kultur und Geschichte zu gewinnen. Es liegt hier ein Problem vor, dessen Lösung nicht so einfach ist. Ganz ohne Frage kommt menschliches Leben ohne Kulturarbeit und ohne Geschichte nicht vorwärts. Was wir an Wirklichkeit besitzen, das haben wir mit Hilfe der Kulturarbeit und der Geschichte erreicht. Aber Kulturarbeit und Geschichte können auch gegen das menschliche Leben sich wenden, es sich völlig unterwerfen, es ganz einem unpersönlichen Kultur- und Geschichtsprozeß einfügen. Dann haben sich immer wieder dagegen starke Reaktionen erhoben, die Menschheit unternahm es, Kultur und Geschichte von sich abzuschütteln. Man denke an Rousseau, der gewiß nicht einen so großen Einfluß auf die Gemüter gehabt hätte, wenn ihm nicht eine allgemeine Stimmung entgegengekommen wäre, man denke an jene Bemühungen um ein natürliches Recht, um eine natürliche Religion, deren charakteristische Eigentümlichkeit es ist, von dem geschichtlich Gewordenen loszukommen. Aber will nun das Subjekt sich auf sich selbst stellen, so tritt sein Unvermögen bald zu tage, es bringt es nur zu haltlosen Stimmungen und zersetzender Kritik, oder es macht geheime Anleihen bei der Kultur und Geschichte, die es doch verwarf. Ueber das hier vorliegende Dilemma kommt nur das persönliche Geistesleben hinaus, das den Gegensatz von seelenlosem Kultur- und Geschichtsprozeß und inhaltsleerem Subjekt zu um-

spannen vermag. Uebergeordnet bleibt hier allerdings die Bildung des eigenen Wesens. Wichtiger als alle noch so große sichtbare Leistung ist hier die Lauterkeit und Wahrheit des Lebens selbst. Von den Fragen und Notwendigkeiten des persönlichen Lebens her kann und muß auch immer wieder der jeweilige Stand der kulturellen und geschichtlichen Entwicklung zum Problem gemacht und um sein Recht befragt werden. Aber ebenso wird hier erkannt, daß ein isoliertes Subjekt für sich arm und ohne Gehalt ist. Im persönlichen Geistesleben können beide Seiten ihre Vereinigung finden, es ist selbst diese Vereinigung.

So kommen wir zu dem Ergebnis: kein personales Geistesleben ohne umfassende, dem subjektiven Wünschen und Meinen überlegene Wirklichkeit, keine echte Wirklichkeit ohne personales Geistesleben.

Paul Kalweit

Die Bewegung gegen das Schulgesetz

Lose Betrachtungen

3

Natorp*) schreibt auf S. 16 seiner Schrift: „Das Gesetz bedeutet die Auslieferung der Schule an die Kirche." Dieser Satz ist nur dann richtig, wenn man zwei Ausdrücke darin anders faßt, als sie der gewöhnliche gesunde Menschenverstand gebraucht. Erstens das Wort „Auslieferung", denn das kann doch Niemand leugnen, daß das Gesetz nicht etwa ein bisher dem Staat allein zustehendes Recht an der Schule der Kirche preisgibt, sondern höchstens — ich bestreite auch dies — den bisher geübten Einfluß der Kirche festhält. Zweitens das Wort „Kirche": denn dem, was gewöhnlich darunter verstanden wird, der amtliche Apparat von Bischöfen, Konsistorien, Synoden, Pfarrern, räumt der Entwurf nur noch eine ganz minimale Zuständigkeit ein. Allerdings geht der Entwurf davon aus, daß die Gestaltung der Schule von dem konfessionellen Bestand der Bevölkerung mit abhängig sein muß (genau so, wie übrigens das Badische Simultanschulgesetz diesen Grundsatz annimmt); aber als die Vertretung der Konfessionen erkennt das Gesetz allein die Väter und Vormünder der die Schule besuchenden Kinder an. Keine kirchliche Behörde, kein Pfarrer, hat auch nur ein Recht des Antrags, sei es auf Errichtung einer konfessionellen neben simultanen Schulen, sei es auf Trennung einer konfessionellen Schule. Dies Antragsrecht wird ausschließlich den Vätern eingeräumt, und zwar unter starken Kautelen. Ist denn der Einfluß der Pfarrer auf die Bevölkerung so groß, daß man annehmen darf, 60 oder gar 120 Väter würden ohne weiteres dem Wink des Pfarrers folgen? Wie paßt diese Annahme zu der Behauptung, die Kirche hätte den Boden im Volke verloren? Nein, einen solchen Antrag, der noch dazu in den meisten Fällen nur bei steigenden finanziellen Lasten verwirklicht werden kann, zustande zu bringen, wird protestantischen Pfarrern sehr schwer und katholischen Priestern nicht leicht werden.

Es ist ärgerlich, daß diese Uebertreibung ganz geeignet ist, den Blick für das Zutreffende in der Kritik der Gegner des Entwurfs an den konfessionellen Bestimmungen zu trüben. Auch von einer grundsätzlich andern Position aus kann man nämlich viele ihrer Einwendungen teilen. Ich drücke mit meinen eignen Worten aus, worauf es ankommt. Der Entwurf läßt völlig außer Acht, daß für die Gestaltung der Schule nicht nur die Rücksicht auf die Konfession der Schulkinder, sondern allerdings auch die Leistungsfähigkeit in Betracht kommt. Und er ist in sich inkonsequent, indem er die Minderheiten nicht genug schützt, und zwar sowohl der Kinder in der Schule wie der Hausväter in den ländlichen Schulvorständen. Schieles Histörchen in Nr. 5 der Christlichen Welt hat die Unhaltbarkeit der hierüber getroffenen Bestimmungen ebenso lustig wie deutlich erwiesen. Diese beiden Fehler des Entwurfs aber hängen mit der allerdings einseitigen Vorliebe seines Verfassers für die konfessionelle Schule zusammen.

*) Wider die Schulvorlage. Halle, Gebauer-Schwetschke. 50 Pfg. Vgl. Nr. 9.

Der Verfasser verhehlt ja nicht, daß er nur widerwillig und gezwungen der Entwicklung der Simultanschule einen möglichst engen Weg öffnet. Ein Weg ist es, und Niemand kann wissen, ob er sich nicht als sehr gangbar erweisen wird*); aber es ist doch verständlich, daß diese Parteinahme für die Konfessions-Schule alle diejenigen auf den Plan ruft, die sie bekämpfen zu müssen glauben. Vertritt nun der Entwurf mit dieser Stellungnahme wirklich die Interessen der evangelischen Kirche? Uns scheint, daß er weit darüber hinausgegangen ist. Denn was müssen wir, wir evangelische Christen, denn eigentlich fordern? Daß Alle, die dem Namen nach zur evangelischen Kirche gehören, in deren Geist erzogen werden? Mit nichten! Das hieße, die äußere Zugehörigkeit arg überschätzen. Wir haben nur zu verlangen und können nur dies als eine gerechte Forderung hinstellen, daß demjenigen Bevölkerungsteil, der eine evangelische Erziehung will, die Möglichkeit derselben gewährleistet wird. Mehr dürfen wir nicht fordern, wenn wir nicht den Schein auf uns laden wollen, in geistigen Dingen einen Zwang auszuüben, das heißt: unser evangelisches Bekenntnis zu verletzen. In welche günstige Lage käme unsere Kirche, wenn es für die Bevölkerung grundsätzlich und tatsächlich eine Freiheit der Wahl gäbe! Welch ein Gewinn wäre es, wenn endlich einmal der Vorwurf verstummen würde, daß die Zugehörigkeit zu einer Konfession lediglich auf dem Zwange staatlicher Einrichtungen beruhte! Es sollte also ernstlich der Versuch gemacht werden, die Bestimmungen des Entwurfs dahin abzuändern, daß sie, statt auf einen Zwang zur Errichtung konfessioneller Schulen, auf ihren Schutz gegen Unterdrückung und Verkümmerung hinausliefen. Wie das im Einzelnen zu machen wäre, ist hier nicht der Ort darzulegen; ohne weiteres einleuchtend ist, daß in den großen Städten eine solche wirkliche, nicht nur scheinbare, Gleichberechtigung beider Schularten durchaus möglich ist.

Aber auf diesen Weg drängt noch eine andere Erwägung, nämlich die Sorge um die Zukunft. Ich habe aus der Beobachtung der jetzigen Bewegung die Ueberzeugung gewonnen, daß die Tage der Simultanschule kurz gezählt sind. Sie besteht nur und sie wird von ihren Anhängern nur gefordert mit Rücksicht auf die Machtverhältnisse der Gegenwart, das heißt mit Rücksicht auf die Stärke der kirchlichen Teile des Volkes. Aber es sind nur sehr Wenige und Einzelne, die wirklich in der Simultanschule etwas grundsätzlich Richtiges erkennen. Auch Natorp gehört nicht zu diesen. Denn die Simultanschule, die er fordert, unterscheidet sich von der Simultanschule, wie sie heute ist, in zwei Punkten:

1. Er denkt sich in der Simultanschule die Fachaufsicht und die Selbständigkeit der weltlichen Fächer völlig gesichert, während am Tage liegt, daß in der heutigen Simultanschule die geistliche Schulaufsicht und konfessionelle Rücksichten aufs stärkste auf die Lehrbücher wie auf den Unterricht einwirken. Diese notorische Tatsache kann keine Abschwächung aus der Welt schaffen.

2. Er denkt sich den Religionsunterricht nicht der Simultanschule eingefügt als Fremdkörper, nicht von der Leitung des Staats so gut wie unabhängig, sondern er will statt dessen einen staatlichen, nach den Gesetzen der Wissenschaft erteilten modern-christlichen Religionsunterricht.

Dasselbe gilt von Rottenburg**), der das Zukunftsprogramm der Schulgesetzgebung in einer gemeinsamen Schule, sei es ohne jeden Religionsunterricht oder mit interkonfessionellem, aber von der „Kirche" ganz unabhängigem Religionsunterricht sucht. Daß dies etwas ganz Anderes ist, als die Simultanschule, um die sich heute der Streit dreht, erkennt wohl Jedermann***). Wie übrigens Rottenburg seine Schule vor dem

*) Nicht staatliche Behörden, wie Natorp S. 10 schreibt, sondern Selbstverwaltungsorgane haben im einzelnen Falle zu entscheiden, ob »besondere Gründe« die Errichtung von Simultanschulen rechtfertigen.

**) Franz von Rottenburg, Das Zukunfsprogramm unsrer Schulgesetzgebung. Bonn, Georgi. 1 Mk.

***) Rottenburgs Schrift enthält eine Menge von Material aus den Gesetzgebungen anderer Länder und ist deswegen interessant, obwohl die These, auf die es ihm vor allem ankommt — daß die Kirche kein Recht auf die Schule habe —, wenigstens für uns eines so um-

ultramontanen Einfluß schützen will, solange doch das Zentrum **im Staat und in den Kommunen** eine solche Machtstellung einnimmt, ist mir nicht verständlich.

So denken sich feine Akademiker die Sache! Ganz andere Gestalt aber nehmen diese Gedanken an in der Tagespresse und in der Volksversammlung. Was hier heute (zum Teil schon unter Preisgabe des Firmenschildes: Simultanschule) gefordert wird, ist die Schule, in der bei Lehrern und Schülern nach dem religiösen Bekenntnis nicht mehr gefragt werden darf, und in der keinerlei religiöser Unterricht mehr Platz hat. Die Polemik gegen die Religion bringt Leben in die Bewegung. Daß sie die Simultanschule genau so trifft, wie die konfessionelle, merkt man in der Hitze des Gefechts nicht. Eine Minderzahl mag in der Simultanschule noch einen Damm gegen die vollständige Hinausdrängung des religiösen Elements aus der Schule sehen, die große Mehrzahl betrachtet sie als Uebergang zu der Schule ohne Religion.

Da es nun aber mit evangelischem Christentum unvereinbar ist, einer solchen Bewegung lediglich durch den Zwang wehren zu wollen, so müssen wir damit rechnen, daß sie in absehbarer Zeit ihr Ziel erreichen wird. Wir betrachten das auch keineswegs als eine überwältigende Gefahr. Aber wir müssen auf diesen Zeitpunkt rüsten und müssen vorsorgen, daß dann, wenn die Simultanschule diese Entwicklung nehmen wird, daneben andere Schulen da sind, die nicht mitgerissen werden. Das heißt: wir müssen schon jetzt eine möglichste Differenzierung der Schulen erstreben. Wir müssen die Bevölkerung und die Regierung daran zu gewöhnen suchen, daß gerade auf dem Gebiete der Volksbildung verschiedene Formen und Gestalten ihr Recht haben. Wenn der Entwurf eine solche Differenzierung anbahnen sollte, so könnte er für die Zukunft eine ungeahnte Bedeutung gewinnen.

Wie steht es endlich mit dem Einfluß, den der Entwurf der organisierten Kirche, den er dem Pfarrer einräumt? Der Entwurf unterscheidet dabei die städtischen und ländlichen Verhältnisse. Er bestimmt, daß in den städtischen Schuldeputationen ein Pfarrer der evangelischen und einer der katholischen Kirche sein muß, und zwar nicht ein beliebig zu wählender, sondern der im Dienstalter oder Dienstrang erste. Natorp und Tews*) entrüsten sich darüber, daß diese Pfarrer keiner Bestätigung durch die Regierung bedürfen, wie die in die Schuldeputation gewählten Stadtverordneten und erziehungskundigen Hausväter. Wie voreingenommen muß man sein, um nicht die Sinnlosigkeit dieses Vorwurfs zu bemerken! Der Pfarrer bedarf natürlich nur deshalb nicht der Bestätigung, weil er sie schon hat; er steht dem Staat gegenüber ebenso wie die Mitglieder des Magistrats! Ist die Zugehörigkeit eines Geistlichen zur Schuldeputation nun wirklich etwas Unnatürliches? Ist sie nur so zu rechtfertigen, wie Natorp schreibt: „Weil die Erkenntnis noch nicht allgemein durchgedrungen ist, daß der Religionsunterricht so gut wie jeder andere Schulunterricht nach wissenschaftlichen und pädagogischen, nicht aber nach dogmatisch-kirchlichen Rücksichten zu erteilen ist." Der Satz ist stark und ungerecht. Denn abgesehen von den Lehrern selbst, sind wohl in den meisten Städten die Geistlichen nahezu die einzigen, die jemals berufsmäßig Pädagogik gehört und getrieben haben und die anhaltend unterrichtlich und erzieherisch mit Kindern verkehren. Eben **weil** es sich in der Schule nicht um dogmatisch-kirchliche, aber auch nicht um juristische und nicht um kaufmännische Fragen handelt, sondern um pädagogische und wissenschaftliche, d. h. auf dem Gebiete der Religion theologische, liegt es in der Natur der Sache, daß den Theologen ein Sitz in der Schuldeputation eingeräumt wird.

ständlichen Beweises nicht bedurft hätte. Wir bestreiten dies gar nicht, aber der Schluß scheint uns voreilig, daß deshalb auch sogleich eine Einrichtung der Schule ohne Rücksicht auf die vorhandenen historischen Religionen möglich und erwünscht ist. Und diese Hineingehörigkeit des religiösen Elements in die Schule vertreten wir allerdings nicht nur aus dem Grunde, „weil es eines Appells an die religiös-sittlichen Vorstellungen des Kindes bedarf, um in der Seele desselben den Trieb zum Lernen wachzurufen, wenn man nicht an die Allgewalt des schulmeisterlichen Rohrstocks glaubt."

*) Die preußische Schulvorlage. Berlin, Hilfe-Verlag. 30 Pf.

So ist es auch bisher Rechtens gewesen. Ja der Einfluß der organisierten Kirche auf das Schulwesen wird durch den Gesetzentwurf in manchen Städten erheblich vermindert.*) Und doch ist meiner Beobachtung nach bisher noch nirgends gegen diese Schmälerung Einspruch erhoben worden.

Anders liegt die Sache auf dem Lande. Die Gestaltung der ländlichen Schulvorstände ist der schwächste Punkt des Entwurfs. Es ist unerfindlich, weshalb hier der Ortsschulinspektor, und das heißt in der Tat: der Pfarrer, der geborne Vorsitzende des Schulvorstandes sein soll. **Der Widerspruch dagegen ist ganz berechtigt**, und es ist nur zu hoffen, daß er Erfolg haben möge...

4

Eine letzte Betrachtung möchten wir anknüpfen an Natorps Satz: „**Unser Volk ist des konfessionellen Haders herzlich müde.**" Wer möchte ihn nicht unterschreiben! Aber nicht, was wir gerne möchten und nicht möchten, entscheidet über das, was wir zu tun haben, sondern die Pflicht, die aus den gegebnen Verhältnissen erwächst. Wenns nur auf unsre Lust und Unlust ankäme, dann möchten wir wohl auf den Kampf wider den Katholizismus ebenso gerne verzichten wie auf den Widerstreit der Nationalitäten, der den Völkern so schwere Opfer auferlegt. Aber dürfen wir es? Dürfen wir die nun einmal vorhandenen Gegensätze ignorieren und hoffen, daß sie verschwinden, wenn wir die Augen davor schließen?

Wohl aber ist es unsere gemeinsame Pflicht, den Gegensatz nicht zu verschärfen. Und deshalb ist mir unverständlich, wie derselbe Mann, der obigen Satz niederschreibt, dann als Hauptargument für die Simultanschule ins Feld führt, daß die streitbare Kirche sie mit glühendem Haß verfolgt und bis in die Hölle verdammt. Will man den Frieden der Konfessionen fördern, so muß man doch fragen, ob wirklich ein Lebensinteresse des Staates und Volkes erfordert, dem katholischen Bevölkerungsteil eine Schulform aufzuzwingen, die dieser so beurteilt. Denn daß es wirklich das katholische Volk ist, das so steht, das wird doch auch Natorp nicht bestreiten können: das katholische Volk und die katholischen Lehrer.

Ich kann nicht finden, daß die Versagung dieser so nachdrücklich und einstimmig erhobenen Forderung der deutschen Katholiken notwendig ist, ganz abgesehen davon, ob sie auf die Dauer politisch möglich ist. Natürlich: ich bedaure aufs tiefste, daß diese Forderung gestellt wird, und daß noch ein so großer Teil unsers Volks in der Unfreiheit des katholischen Dogmas verharrt. Aber die Hilfe dagegen muß von innen kommen und kann nicht von außen aufgezwungen werden. Die einfache Tatsache, daß wir eine so starke katholische Kirche in unsrer Mitte haben, zwingt zur Anerkennung des Grundsatzes konfessioneller Schulen. In einem Atem über den konfessionellen Hader schmälen und den Kulturkampf entfachen, das verträgt sich nicht mit einander.

Natorp schreibt an einer besonders eindrucksvollen Stelle seiner Schrift:

> Es handelt sich um Lesen, Schreiben, Rechnen: **das** muß konfessionell sein; Naturkunde — erst recht! Und Geographie, Geschichte ganz besonders, und Litteratur und Gesang. Das alles soll nicht nach seinen eigenen, inneren Gesetzen, nach den Gesetzen des Gegenstandes, nach der Wahrheit der Sache behandelt werden; wer solches fordert, der tastet die Gewissensfreiheit an. Es ist Verletzung der Gewissensfreiheit, wenn der katholische Schüler anhören darf, daß die Päpste nicht durchweg die absolut würdigen Stellvertreter Gottes, daß Luther nicht der verworfene Mensch, Schiller, Goethe nicht die atheistischen Libertins, Kants kategorischer Imperativ nicht die Predigt der schrankenlosen Willkür des Individuums war, als welche die katholische Geschichtsauslegung sie darstellt. Es ist Verletzung der Gewissensfreiheit, wenn dem Schüler etwa im Unterricht eine Ahnung davon aufdämmert, daß nicht irgend welche menschliche Instanzen, nicht Bullen und Konzilien oder Konsistorien und Synoden darüber zu befinden haben, was als naturwissenschaftliche, als geschichtliche Wahrheit zu gelten habe, sondern daß es Sache geduldiger, gewissenhafter, ihrer Grenzen sich stets bewußter Forschung ist, darüber auszusprechen. Das ist Verletzung der Gewissen, denn es gibt kein Gewissen der Wahrheit, sondern nur des Beichtstuhls.

*) Vgl. **Foerster**, Das Schulunterhaltungsgesetz und die Zukunft der evangelischen Schulen in Frankfurt a. M. 1906. S. 10.

Dazu sagen wir: den Schmerz und den Groll darüber fühlen wir auch. Aber durch die Simultanschule wird diese Anschauung nicht gebrochen! Wer sie von der Erziehung seiner Kinder fernhalten will, muß eine Schule erstreben, worin die Rücksicht darauf grundsätzlich mit unübersteigbaren Dämmen ausgeschlossen ist. Das ist die protestantische Schule, — die Schule, „die das Kind in den Stand setzt, sich später seine religiöse Ueberzeugung selbst nach eignen, keines andern Menschen Gewissen zu bilden." Das allein ist protestantisch.

Erich Foerster

Lieder des Predigers

1. Gott, was schaffe ich dir?

Am Wegrand saß auf einem Stein
ein Tagelöhner, schlug zwischen sein Bein
mit dem Hammer, daß die Funken stoben;
hat sich beim Abendgeläut erhoben,
fuhr in sein Wams und sah zurück . . .
Ich neidete ihn um diesen Blick!

Gott, was schaffe ich dir?
Zeig, was ich schaffe, daß ich es sehe,
was durch den Pfarrer für dich geschehe.
Jahrelang schwing ich die Saaten aufs Land,
laß mich schauen der Saaten Stand!

Darf der Ärmste sich wärmen am Herde,
nach des Tagewerks Beschwerde
wissend, was er am Tag gemacht? . .
Gott, was hat der Pfarrer vollbracht?!

Fragst du mich heut: Was ist die Frucht,
die der Herr am Menschen sucht,
dem er den Himmel zum Atmen gegeben,
Kraft zum Graben und Brot zum Leben, . . .
wenn du mich fragst?
Sag, warum dann der Pfarrer spricht:
„Ich weiß es nicht!"?

2. Du aber sprichst

Menschlein, mein Wort ist meine Tat,
des Lebens oder Todes Saat! . .
Du machtest eine Predigt daraus?
Die Glocken rufens ins Land hinaus.

Mit Gesangbuch in die Kirchenbank
rückt der Jammer rot, der Jammer krank.
Sie lauschen, was das Wort verspricht:
„Ist ein Gott im Himmel, oder nicht?" —

Ihr Sang tönt auf . . Sie rufen dich!
Pfarrer, mein Wort zu ihnen sprich!
Sie beten: „Brich uns das liebe Brot!" —
An der Schwelle draußen lehnt der Tod.

Du steigst die hohe Treppe hinauf;
stehst oben und sagst deine Predigt auf?
Mit Thema und Teilen nach der Reih?
Und meinest, daß mein Wort es sei?

Mein Wort bin Ich! Des Volkes Rund,
Mich will es hören aus deinem Mund!
Gott!
Ich sitze auf der Bank vor dir,
Gott!
Und mach dich in deiner Predigt irr!

3. Aber, sie glauben mir nicht

Und ruf ich: „Gott! Gott!" — Sie schweigen dazu.
„Du Menschlein, heilig sein sollst du!"
— Kein Wimpernzucken im ganzen Haus.
Nach dem Amen ist die Predigt aus.

Sie wandeln über die Kirchenschwell.
Es grinst der Tod. Sie lachen hell.
Die Alten schwatzen im Biederton:
„Lob sei dem Vater, Geist und Sohn!
Der Pfarrer hat eine gute Brust." —
Die Linden schüttelt der Tod vor Lust. — —

Sie glauben mir nicht! Ich stehe allein.
Gebt Antwort, Menschen! Und sagtet ihr: nein!

4. Es ist genug

Dann aber sprach zu mir Gott übers Feld.
Im Spätjahr wars, und auf der Heide lag
es grau und schwer, war blind und stumm.
Schneeluft strich ab von dunkler Bergeswand
und fingert träumend in der jungen Saat.

„Bei wem sind diese Saaten aufgehoben?
Wer weckt den Keimling im Gehäus?
Und wenn der Tod die Saat nun überschneit,
wenn in dein Erdgesicht dann aus dem Grab,
was starb, die kahlen Äste streckt . .
Bei wem sind diese Saaten aufgehoben?
Es ist genug, daß Gott dich will gebrauchen,
mit seinem Odem Menschen anzuhauchen."

Fritz Philippi

Vom Aufruhr in den russischen Ostseeprovinzen

1

Still und für sich hatten die deutschen Leute an unserer äußersten Nordostmark ihr eigen deutsches Leben gelebt. Wenn in früheren und besseren Zeiten die Wellen deutschen Geisteslebens dahin fluteten und wieder von da zurück, wenn Lehrer und Gelehrte dorthin gingen, wenn Lernende und Lehrer von daher kamen, wenn dann späterhin auch das Unruheleben des modernen Erwerbs manchen aus dem Deutschen Reich nach dem Lande führte, das wie ein stilles Tal war mit unmodern herzlichen Menschen darin oder wie eine entlegene Insel mit viel beschaulichem Behagen, freilich auch mit viel Langsamkeit und wenig Straffheit und mit viel lachendem Leichtsinn, und wenn solchen Allen das Bleiben dort lieb und leicht wurde — so war das doch im Grunde nur ein loses Band, so wie der schmale, schmale Streifen an der Ostsee, durch den diese Länder am alten Mutterlande hängen.

Das wurde auch dann nicht viel anders, als plumpe Uebermacht — in Undank gegen alle Geschenke an Kultur und Kulturträgern — das deutsche baltische Leben zu erdrücken und zu ersticken suchte.

Zwar das Band wurde jetzt insofern stärker und straffer, als man mehr und mehr sich deutsche Bildung, die im Lande keine rechte Stätte mehr hatte, an der unmittelbaren Quelle zu suchen begann, wodurch das Hin und Her ein regeres wurde und man also die Balten als Deutsche bei uns mehr kennen lernte und auch die „Balten" es so wieder lernten, daß sie Deutsche seien. Aber sonst hob man im Reiche doch kaum den Kopf und nickte verständnisvoll und sagte: Aha das ist so wie bei uns im Elsaß, oder in Schleswig, oder in Posen, das gibt einen nationalen Staat! — —

Dann aber sollte sie doch das Leid der Einen näher zusammenbringen, die Deutschen diesseits und jenseits des russischen Grenzgrabens. Die Brandfackel fiel ins Baltenland und es brannte in blutroter Lohe: Bauernkrieg! Pöbelaufstand! Volkshaß in Freiheitswahnsinn!

Schuß auf Schuß schreckt aus dem Friedensschlummer, Wutgeheul und Wehgeschrei tönt, wo es früher so still und freundlich schien. Und den Flammenschein sah man weithin in der Welt, das Toben und Wüten hörte man in weitesten Fernen. Da sahen und hörten es auch die Deutschen im Reich und sprachen zu sich: Es sind unsere Brüder! Und wiederum die Balten sahen in ihrer Not hinüber und dachten

bei sich: Dort drüben wohnen ja unsere Brüder, wir wollen zu ihnen gehn, sie werden uns helfen!

So trafen sich die Blicke und man reichte sich die Hände.

Aber nun will ich erzählen. Scheint es doch fast, als hätte man sich im Deutschen Reich wieder gar zu schnell an das Alles gewöhnt, als wollten Mitleid und Begeisterung, als wollten Empörung und Entrüstung schneller verglimmen und verlöschen, als die Flammen drüben im armen Nachbarland. Und doch ist die Not noch groß. Jammer und Kummer gibt es genug da, wenn auch viel stolzer Heldensinn, viel helfende Liebeskraft gerade in der Not sich zeigte und viel große, unbezwingbar starke Treue gegen sich und die Heimat, gegen die Vergangenheit und gegen die Zukunft. Aber es könnte doch sein, daß das Alles vergebens ist und daß an die deutsch-evangelische Welt in ganz anderer Weise noch als bisher der Ruf um Hilfe von daher ergeht.

Möge das, was hier erzählt wird — zum Teil sind es eigene Erlebnisse — mit dazu beitragen, daß die Herzen nicht kalt werden und die Hände nicht müde.

2

Ein paar Worte über den Schauplatz der Schrecken.

Wir müssen zurück bis in die Zeit der Aufsegelung und erster Deutsch-Besiedelung, um die besonderen Verhältnisse der Völkerschaften und der Volksschichten zu verstehn, welche im letzten Grunde dem Aufruhr in den russischen Ostseeprovinzen sein Gepräge gaben. Bei den deutschen Kaufleuten, Rittern und Missionaren, welche vor mehr als sieben Jahrhunderten ins Land kamen, fehlte der deutsche Bauer. Damit waren die Deutschen zum Herrenvolk prädestiniert, und sie blieben es auch, in strenger Abgeschlossenheit gegen die kulturell tiefer stehenden Eingeborenen. Diese, die Esten und Letten*), gaben die andersvölkische Unterschicht ab, auf Grund deren dann das deutsche Leben — bei steter Herübernahme dessen, was man im Mutterland schaffte und dachte — sich erhalten und frei entwickeln und ausgestalten konnte. Es gingen jedoch dabei die Anderen nicht leer aus, wenn freilich auch ihr Volksleben auf bestimmte Stände beschränkt blieb.

Die Verwaltung des Landes und seine Vertretung lag der Hauptsache nach bis in die neueste Zeit hinein in den Händen des deutschen Adels. Es darf aber bei diesem, auf die Dauer gewiß als unnatürlich empfundenen Verhältnis auch nicht vergessen werden, daß der baltische Adel seine Vormachtstellung doch stets entschieden mehr als Pflicht wie als Recht aufzufassen geneigt war. Städtische Selbstverwaltung in verschiedenen Formen und Phasen, sowie Verfassung der Bauerngemeinden haben im Rahmen des Ganzen weniger Bedeutung.

Das gezeichnete Verhältnis zwischen Deutschen und Undeutschen bestand bis vor einigen Jahrzehnten in scharfer Ausprägung. Esten und Letten waren auf dem Lande die Bauern (Kleingrundbesitzer oder Kleinpächter, Knechte, Arbeiter usw.), Deutsche die Gutsbesitzer, Pastoren, Aerzte.**)

In den Städten waren die gelehrten Berufe und die größeren Unternehmungen in Handel und Wandel in deutschen Händen; Esten und Letten lebten dort — in weit geringerem Prozentsatz als auf dem Lande — als kleinere Handwerker und Kaufleute, sowie in dienenden Stellungen aller Art.

Die früher gar nicht so schwach auf dem Lande vertretenen „Kleindeutschen" haben sich kaum irgendwo gehalten; man hat auch nicht genug Acht auf sie gehabt. Deutsche Bauernkolonien (in Süd-Livland) sind ganz vereinzelte Ausnahmen, deutsche Fabrikarbeiter hat erst der Aufschwung der Industrie gebracht. Versuche zur Germanisierung der lettischen und estnischen Bauern sind — wenn man von der Uebermittlung einer, besonders bei den Letten recht hohen Lebenshaltung nach deutscher Art absieht — meines Wissens kaum je gemacht worden; dahin gehende Vorschläge tauchten bisweilen auf, wurden aber verworfen. Hatte sich jedoch Jemand aus den unteren Schichten emporgearbeitet, sich auch die den Deutschen zu Gebote stehenden höheren Bildungsmittel angeeignet, so ging er damit zu den Deutschen über, wurde vielleicht schon selbst als Deutscher betrachtet, jedenfalls aber galten seine Kinder als Deutsche.

Eine Aenderung brachte die sogenannte jungestnische und junglettische Bewegung, das unserer Zeit eigentümliche Erwachen des nationalen Selbstbewußtseins auch inmitten dieser winzigen Volkseinheiten. Es bildete sich nun eine lettische und estnische Intelligenz, ein Kreis von solchen, welche auch auf erreichter höherer Kulturstufe Letten und Esten bleiben wollten. Die Söhne der reichen Bauernwirte stellten davon die Meisten. Man ging nun darauf aus, ein lettisches und ein estnisches Volk zu bilden mit allen Bildungsschichten.

Die Deutschen haben diese Bewegung vielleicht unterschätzt, nicht genug mit ihr gerechnet und sie auch nicht genug gewürdigt. Aber es waren doch auch wieder Deutsche, welche Voraussetzungen und Mittel für das Aufkommen und die Durchführung solcher Bestrebungen schaffen halfen. So ist die lettische Schriftsprache in ihrer heutigen Ausgestaltung im Wesentlichen das Werk eines deutschen Pastors, Dr. Bielenstein, desselben, dem lettische Banden nachher das Haus zerstörten. Die wissenschaftliche Erforschung und Durchdringung des lettischen Volkstums hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht. — Auch der baltische Adel ist energisch für Pflege der Muttersprache in den Bauergemeinden eingetreten, vor allem in der Sorge für gute Volksschulen.

Diese nationale Erhebung hielt sich aber zunächst doch im Ganzen in gemäßigten Grenzen und trug durchaus friedlichen Charakter. Aus ihren Kreisen ist dann auch die gegenwärtige gemäßigt-nationale Partei hervorgegangen, welche in entschiedener Mißbilligung aller Gewaltakte und Verbrechen in friedlichem Kampfe nationale Gleichberechtigung mit den Deutschen anstrebt.

Den Boden bereitet für den elementaren Ausbruch nationalen Hasses und die schrankenlose Entfesselung der rohesten Instinkte hat erst die Russifizierung. Anfänglich meinten da zwar die Esten und Letten die Rolle des tertius gaudens spielen zu können. Auch die russische Regierung suchte sie ja zuerst gegen die Deutschen auszuspielen. Aber mit den deutschen Schulen wurden dann auch die lettischen und estnischen Volksschulen entnationalisiert. Nun kam fremde Art und arger Geist in das Volk. Der russische Lehrer steht an sich schon geistig wie sittlich nicht auf einer allzu hohen Stufe. Hier aber wurde „von landfremden Lehrern oder infamen Renegaten" — wie es neulich in einem Briefe hieß — „der zynischste Atheismus" in den Schulen gepflanzt und großgezogen. Gelehrige Schüler haben dann ja auch im Aufruhr die Parole ausgegeben: es gibt keinen Gott und keine Sünde. Wie es dabei um die geistige Ausbildung der Kinder bestellt gewesen sein muß, zeigt z. B. die Klage eines Volksschullehrers vom guten alten Schlage. Nach dem russischen Unterricht in einer Volksschule, dem er beigewohnt hatte und bei dem die Kinder in der fremden Sprache alles Mögliche herplapperten, habe er auf einem Spaziergange versucht, mit ihnen über die einfachsten Stücke des Unterrichtsstoffes in der Muttersprache zu reden. Da hätten aber die Kinder rein Garnichts gewußt, und an ihren erstaunten Gesichtern hätte er erkannt, daß ihnen in Wirklichkeit Alles völlig fremd geblieben war.

*) Zieht man — etwa in der Höhe des Städtchens Walk — mitten durch Livland eine wagrechte Linie, so bezeichnet diese ungefähr die Sprachgrenze: nördlich davon (also in Nord-Livland und Estland) wohnen die Esten, ein den im Norden benachbarten Finnen verwandter mongolischer Sprachstamm, südlich davon (in Süd-Livland und Kurland) die Letten, Indogermanen, welche den weiter nach Süden wohnenden Littauern nahestehen. Der Zahl nach kann man die Letten wohl auf 1½ Millionen, die Esten auf 1 Million schätzen. Die Zahl der Deutschen in den drei Provinzen beträgt gegen 200 000 (1897 waren es 165 000), so daß also die Letten und Esten den Deutschen um mehr als das Zehnfache überlegen sind. — Außerdem leben zur Zeit in den Ostseeprovinzen (deren Flächenraum etwa einem Fünftel des deutschen Reiches gleichkommt) gegen 150 000 Russen und etwa 30 000 Angehörige sonstiger Nationalitäten.

**) Dabei darf man sich die Lage der Bauern aber nicht als die ständig bedrückter Knechte vorstellen. Nachdem bereits 1816 die Leibeigenschaft (obwohl ohne Landüberweisung, so doch unter günstigen Bedingungen) aufgehoben worden war, kam es dann allmählich dahin, daß über 60 pCt. alles Grund und Bodens in die Hand der Bauern überging. Letztere sind jetzt — zumal die in Südlivland und Kurland — zum großen Teil sehr vermögend, so daß z. B. ihre in Dorpat oder sogar „im Auslande" studierenden Söhne oft über weit mehr Mittel verfügen als die aus deutschen Familien hervorgegangenen.

Solche Saat mußte die schlimmsten Früchte bringen, als dann die soziale Bewegung sich mit den nationalen verband. Schon früher hatten sozialistische Parteien bestanden, welche „sozialdemokratische" Lehren zu verbreiten suchten, sich aber vielfach direkt in Gegensatz zu den bestehenden nationalen Bestrebungen setzten. Nun aber traten die „lettische sozialdemokratische Partei", die radikalere „lettische Arbeiterpartei" rc den nationalen Kämpfen näher und suchten sie für ihre Zwecke auszunutzen. Zum eigentlichen Ausbruch jedoch kam es erst, als die ganze Bewegung zusammenfloß mit der großen allrussischen politischen und sozialen Erhebung des letzten Jahres und sich von ihr stützen und tragen ließ. Da nahm der Aufruhr in den Ostseeprovinzen jene gewaltsame Form an, die ihm auch sonst dort eignete, wo zu den politischen und sozialen Momenten nationale hinzu kamen: im Kaukasus, in Polen.

In dem Gewirr der furchtbaren Ereignisse, in der endlosen Menge von Leidensberichten ist es nicht leicht, auch nur einige feste Punkte zu finden, um die sich das hier besonders Interessierende in kurzem Ueberblick gruppieren ließe.

Vorläufige Schlußbemerkungen zu Hilligenlei

Vorläufige. Die also nicht den Anspruch machen, den Streit über Hilligenlei zu enden. Nicht einmal das wollen sie hindern, daß auch in unserm Blatte früher und später über Hilligenlei oder in Anschluß daran dieses und jenes gesagt wird. Dennoch Schlußbemerkungen. Wie sie dem Redakteur sich abnötigen, wie nur gerade er sie zu machen verpflichtet ist. Er weiß ganz genau, daß er nicht zu schlichten, nicht beide Parteien zu befriedigen vermag. Er weiß auch, daß er nicht berufen ist, überhaupt das letzte Wort zu sprechen. Aber so gewiß er nun einmal der Verantwortliche ist für das, was in seinem Blatte steht und was nicht darin steht, hat er die Pflicht, inmitten der wogenden Meinungen einen festen Kurs zu zeigen, damit die, die mit ihm wollen, wissen, woran sie sind.

* *

Hat der Redakteur immer das Schlußwort, so hat das erste Wort zumeist sein Mitarbeiter. Einer, dem er sein Vertrauen schenkt.

Ich wüßte nicht, wem ich es in diesem Falle lieber geschenkt hätte als dem Verfasser des Buchs über „den deutschen Roman seit Goethe" (Görlitz, Dülfer 1904. 235 S. 3,50, gebunden 4,50 Mk.) und der Schrift über „Frenssens Jörn Uhl" (Ebenda 1903. 31 S. 60 Pfg.): Martin Schian. Einem Theologen also, der sich auf dem Felde der neueren deutschen Dichtung kritisch ausgewiesen hat, wie wenige, und zwar besonders auf dem der Romandichtung. Was er in Nr. 49 d. v. J. über Hilligenlei geschrieben hat, das hat er geschrieben zur litterarischen Würdigung und Einführung des Buchs. Er wird sein Urteil weiter in diesen Spalten zu verantworten Gelegenheit haben, da selbstverständlich ihm die nunmehr beginnende Broschürenflut über Hilligenlei zur Besprechung zugeht.

Erst die Artikel, dann die Broschüren über Hilligenlei. So ist es recht.

* *

Es ist das Vorrecht der schönen Litteratur, daß sie sich im Kreuzfeuer der verschiedensten Geschmacksurteile bewähren muß. Ganz anders als die wissenschaftlichen und praktischen Bücher, die in der Regel rasch nach ihrem Wert oder Unwert eingeschätzt werden. Auch über sie kann Streit sein, auch über sie kann ihr Publikum irren: habent sua fata libelli. Aber wenn es sich um eine Dichtung handelt, so bist du jedem Lobredner gegenüber in der Lage zu sagen: sie gefällt mir nicht, und jedem Tadler gegenüber sie um so fester in dein Herz zu schließen. Ohne Scham und Scheu, denn de gustibus non est disputandum. (Zu verdeutschen brauche ich das nicht, denn so viel Latein können unsre Leser und Leserinnen alle.) Gott sei Dank! der Dichtung gegenüber gibt es keine Sach- und Fachverständige. Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein.

* *

Oder doch? Berufskritiker haben über Hilligenlei ihr Sprüchlein gesagt. Auch Leute, die selbst Dichter sind. Jene taten ihre Pflicht; warum soll man von ihnen nicht lernen? Das tue denn, wer mag. Nur lasse sich Niemand um sein Recht bringen, Beifall und Mißfallen trotzdem ganz souverän auszuteilen.

Und diese? Die selber dichten und Romane schreiben? Sie müssens doch verstehen!

Ich meine, daß sie die aller unsichersten Kritiker sind. Zumal in unserm Falle.

* *

Der Fall lag von vorn herein äußerst schwierig für jeden öffentlichen Beurteiler. Der ungemeine Erfolg des Jörn Uhl ließ für Jörn Uhls Nachfolger einen gleichen Erfolg mit Sicherheit erwarten. Schon aus Neugier mußte das Buch gekauft werden, schon um des Namens Frenssen willen hatte es alle Chancen einer ungeheuren Verbreitung. So hat auch der Dichter selbst gerechnet, wenn er gleich anfangs bestimmte, daß die vielverhandelte letzte Seite mit dem „Nachwort" nach Ausgabe des hunderttausendsten Exemplars in Wegfall kommen solle. Des hunderttausendsten Exemplars. Was sind das für Dimensionen!

Angesichts dieser Lage mußte jeder einigermaßen empfindsame Kritiker nervös werden schon wenn er das Buch in die Hand bekam. Gar verschieden aber konnte das Gewicht der Massenauflage in die Wagschale fallen. Sie konnte dem einen suggerieren: an solchem Buche muß doch Etwas sein. Dem andern konnte alsbald feststehn: so reißenden Absatz finden immer nur schlechte Bücher. Und schnell fallen dem Pessimisten alle die großen Poeten ein, die, von ihren Zeitgenossen verkannt, gedarbt und gelitten haben . . .

* *

Es ist sehr schwer, einen lebendigen Menschen richtig einzuschätzen, der großen Beifall findet. Am schwersten für die Kollegen. Laßt in einer Stadt einen Prediger sein, der allein volle, gestopft volle Kirchen hat: ganz von selbst wird das Urteil seiner Kollegen zu ihm und seiner Weise sich kritischer stellen, als es ohne diesen Zulauf der Fall wäre. Das braucht gar nicht gemeiner Neid zu sein. Es ist eine ganz selbstverständliche geistige Reaktion; die andern Prediger, gerade die tüchtigen, fragen sich: woran liegt es? und hören schärfer zu. Bei allen andern Ständen geht es genau ebenso.

Außergewöhnlicher Erfolg zwingt zu schärferer Kritik. Es ist ein ganz moralischer Zwang. Haben wir nicht so gegenüber Götz Krafft empfunden? Würden wir diesen Roman so vorgenommen haben, wenn er nicht diese Verbreitung gefunden hätte? Wir hatten ja lange genug geschwiegen. Aber nun wurde es uns Gewissenssache, zu reden.

* *

Und war es wider Hilligenlei nicht Gewissenssache? Mußten wir nicht für unsern Heiland und für die Reinheit der Sitten mit dem Schwert drein hauen?

Hatten wir nicht besondern Anlaß dazu, eben von wegen jener ominösen letzten Seite? Dort beruft sich Frenssen auf die Sterne der historisch-kritischen Theologie von heut: die alle habe er studiert, ihre wissenschaftliche Forschung gewissenhaft benützt; er spricht sogar von „Ergebnissen". War es da nicht Pflicht und Schuldigkeit der so zu Gewährsmännern Aufgerufenen und ihrer Genossen, sich des Gebrauchs zu erwehren, die Kai Jans' Handschrift von ihrer Arbeit macht?

Und gab sich der ganze Roman durch dies vierundzwanzigste Kapitel als ein Kind moderner deutscher Theologie, mußte nicht eben diese ganze Richtung sich aufs tiefste getroffen fühlen von der durch den Roman gepredigten Unsittlichkeit? Dogmatische Zweifel, historische Ketzereien war die Kirche an uns modernen Theologen nachgerade gewohnt, aber den Ernst einer christlichen Ethik traute man uns noch immer zu. Und nun lassen wir auch die neue Ethik von Hilligenlei auf uns sitzen?

Wie oft ist es gesagt worden: gerade die Richtung, in deren Dienst sich Frenssen mit seinem Roman inkraft des Nachworts ausdrücklich stellt, habe den Beruf, die strengste Kritik zu

üben. Diese Zumutung gefällt mir viel besser als die häßliche Insinuation, die liberalen Theologen deckten Hilligenlei, weil es ihre Theologie propagiere.

* *

Ich habe nichts dawider, wenn eine der Autoritäten, die Frenssen in seinem Nachwort nennt, sich seiner Nachfolge wehrt. Vielleicht hat es schon einer getan: seit Wochen las ich grundsätzlich nichts mehr über Hilligenlei. Und auch Andre mögen wohl in die Schranken treten für ihren historischen Jesus gegen den des Kai Jans. Sehe Jeder, wie ers treibe! Wem es Gewissenssache ist, der soll nur reden. So habe ich um die Jahreswende mit großem Interesse die drei Artikel gelesen, die Seminardirektor Kabisch in der Schleswig-Holsteinischen Schulzeitung geschrieben hat über „Theologie und Ethik in Hilligenlei" (Nr. 52, 1 und 2). Ernster und schärfer ablehnen ist unmöglich. Nach beiden Seiten, der historisch-kritischen und der sexual-ethischen hin. Ich fragte mich, ob ich den Aufsatz würde in die Christliche Welt aufgenommen haben, wenn er mir für sie wäre angeboten worden. Und ich sagte mir: Ja.

* *

Freilich, erledigt wäre damit die Sache nicht gewesen. Denn ich empfinde ganz anders als Kabisch. Er stellt sich auf einen Standort, den er sich auswählt und bestimmt. Das ist sein persönliches Recht. Und wie er von da aus urteilt, das ist sehr lehrreich. Aber ich kann mich so zu Hilligenlei nicht stellen.

Ich kann nicht darüber hinweg, daß Hilligenlei doch in erster Linie eine Dichtung ist. Daß sie als solche genommen werden muß, ob auch der Dichter selbst durch sein Nachwort uns irreführen wollte. Ich zweifle ja nicht an der aufklärerischen Tendenz der „Handschrift", und ebenso wenig an der aufrüttelnden Tendenz seiner Behandlung der Sinnlichkeit im ganzen Roman. Aber er bleibt doch Dichter. Und ein Dichter darf viel, was Andre nicht dürfen. Ein Dichter soll auch viel, was Andre nicht sollen.

* *

Es gibt Leute, sogar öffentliche Kritiker, die Frenssen das dichterische Genie absprechen wollen. Wenn ich das zu hören bekomme, wird mir ihre Kritik überaus verdächtig.

Vielleicht ist Frenssen nicht Künstler genug. Es gibt Romane, gerade auch unter den neueren, die stehen als Kunstwerke sicherlich höher, z. B. die Buddenbrooks. In der Kunstform ist Frenssen noch nicht Meister, da muß er sich noch fest in Zucht nehmen, wenn er das Höchste erreichen will. Vielleicht wollte er das bisher gar nicht? Vielleicht war ihm Andres viel wichtiger? Er **soll** aber dies Ziel nicht verachten! Zumal wenn er meint, noch ein langes Dichterleben vor sich zu haben.

In Anderm möchte ich ihn in Schutz nehmen. Man redet bei ihm von Manier. Und es ist so leicht, so unerläßlich, auf gewisse Schwächen seiner Sprache und Zeichnung den Finger zu legen. Nur halte ich diese vielen Wiederholungen von Lieblingsworten und Wendungen nicht für beabsichtigten Stil, sondern für einen Mangel seiner gestaltenden Kraft. Er hat nicht viel Farben auf der Palette. So wird er leicht eintönig in der Schilderung, fährt mit dem Pinsel wieder in denselben Topf. Er sollte einmal hinaus aus seiner Meldorfer Klause, andre Farben zu sehen. Andre Menschen, andre Verhältnisse. Andre Welten. Gewiß, das Leben kommt zum Dichter, auch wenn er ganz für sich ist und sinnt. Das ist sein Geheimnis, seine Gnade. Aber er soll auch zum Leben gehen.

Und ein Dichter ist Frenssen doch! Wie quellen ihm die Geschichten. Wie kann er fabulieren. Diese Gestalt und jene Szene bleiben einem Jeden unvergeßlich, der unbefangen sie auf sich wirken läßt. Es lohnt nicht, darüber lange zu reden.

* *

Nun empfinde ich so: weil Frenssen ein Dichter ist und Hilligenlei ein Roman, deshalb ist sein „Leben Jesu" keine Wissenschaft. Auch wenn er es selber sagte, so wird es dadurch keine Wissenschaft. Und wenn er einen großen Teil der ästhetischen Wirkung seines Romans durch das verhängnisvolle Nachwort den aufklärerischen Tendenzen geopfert hat, die in ihm ganz gewiß lebendig sind, so hindert mich dieser sein Gewaltakt nicht, die Handschrift zu nehmen als das, was sie ist: als Kai Jans' Handschrift. Und so lese ich sie und verstehe ich sie. Und wider Kai Jans' Handschrift sollte ich protestieren? Im Gegenteil, es interessiert mich sehr, daß die neuere wissenschaftliche Arbeit am Urchristentum sich so in Kai Jans' Seele widerspiegelt und daß er von dieser Konzeption eine Wiedergeburt des deutschen Volkes erwartet.

Und wovon anders sollte ich die Wiedergeburt des deutschen Volkes erwarten, als davon, daß jeder Kai Jans unter uns — und in dem, worauf es ankommt, sind ihrer mehr als 6000 unter uns, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal — daß jeder solche Kai Jans unter uns **seine** Seele zu einem Spiegel macht, die **sein** Bild vom Heiland widerspiegelt. Drei Dinge sind es, die dazu gehören: die Seele, der Heiland, das widergespiegelte Bild. Und unter diesen dreien hat das Bild die geringste Bedeutung.

* *

Wunderlich, wie die Leute die Dichter lesen! Gebildete Leute, die viel gebildeter sind als ich, viel mehr gelesen haben, viel mehr Zeit haben für alle schönen Künste.

Wenn ich einen Roman lese und merke, er ist von einem Dichter — andernfalls lese ich ihn doch nicht! —, so gebe ich mich der Führung des Dichters hin. Er macht mich dann mit Menschen bekannt, die ich noch nicht kannte, und stellt mich in Begebenheiten hinein, die ich nun mit ihnen erlebe. Diese Menschen werden mir viel vertrauter, als die meisten Leute, mit denen ich sonst verkehre. Denn der Dichter läßt mich seinen Menschen ins Herz schauen: das kann ich meinen Menschen nur selten.

Und nun finde ich, daß so viele Leser eine Dichtung lesen, als wärs eine Predigt oder eine Ethik oder gar ein Gesetzeskodex. Mir ist die Anna Boje Anna Boje, und Heinke ist mir Heinke. So handeln die, und ich bin — dank dem Dichter, der allein das vermitteln kann! — dessen Zeuge. Bricht Anna Boje die Ehe, so erlebe ich das verhaltenen Atems mit: um Gottes willen! wenn ichs doch hindern könnte! Aber ohnmächtig sehe ich Menschensünde, Menschenschicksal sich vollenden. Ich kann nur spannen und horchen: wie wirds weiter gehn?

Die meisten Leser von Hilligenlei scheinen zu glauben: wenn Anna Boje die Ehe bricht, sollen sie auch die Ehe brechen. Wenigstens sei das des Dichters Meinung. „Heilige . . . unheilige . . . heilige . . ." Man mag das nicht mehr hören.

* *

Aber konnte Frenssen nicht den Teufel dazu malen? Mußte er nicht?

So viel ich vom Dichten weiß, geht es dabei nicht so zu, daß der Gedanke Alles macht. Für den wirklichen Dichter, den schöpferisch begabten, gewinnen seine Gestalten Fleisch und Leben. Sie werden auch ihm — und noch viel mehr als dem Leser, von dem ich das vorhin sagte — Menschen, mit denen er verkehrt und die vor ihm und für ihn ihr eigenes Leben führen. Nachdem der Geist des Dichters die Gestalt der Anna Boje z. B. empfangen hat, lebt und wächst und wird sie in ihm, vor ihm; er ringt mit ihr, daß sie seinen Willen tue: sie tut ihn und sie tut ihn nicht. So hat mir einmal ein Dichter den Zustand geschildert, in dem er seine Konzeption zur Vollendung bringt: in den Tagen lebt er möglichst allein, und die Menschen seiner Phantasie kommen und gehen durch die Tür seines Zimmers und setzen sich mit ihm zu Tische.

Aber an Derlei denkt das Publikum wenig.

* *

Aber Frenssen hätte doch gewiß statt dieses Romans uns einen andern geben können? Er hätte z. B. das Motiv der geschlechtlichen Sinnlichkeit ganz bei Seite lassen können?

Das hätte er wohl gekonnt.

Ich bin auch sonst ein abgesagter Feind der ewigen Erotik in der modernen Litteratur. Man meint oft wahrzunehmen, daß Schriftsteller dieser Seite des menschlichen Wesens sich darum mit so großer Vorliebe zuwenden, weil das ihren Produkten

ein Interesse sichert, das sie sonst nicht finden würden. Aber es gibt doch auch Dichter, die die hier liegenden Probleme ernst genug nehmen. Ich rechne Zola zu ihnen, besonders seit ich Fécondité gelesen habe. Habe ich recht gesehen, so kommt ihnen allen zu gute, was ich für Frenssen geltend machen möchte.

* *

Es ist ja schon in Nr. 8 die sinnliche Liebe in Hilligenlei gewürdigt worden. Ich glaube in einer Weise, an der Frenssen seine helle Freude haben wird. Die Hexameter, mit denen er vom 100 001. Exemplar an sein Werk begleitet — mit diesem Vorwort statt jenes Nachworts —, bestätigen, daß Heinz Beckmann ihn recht versteht. Und ich frage: wer soll diese Frage anfassen, wer soll die Leute zwingen, an ihr nicht länger vorüberzugehn, wenn nicht der Dichter?

Ich behaupte gar nicht, daß er die Angelegenheit auch gleich für uns erledigt hätte. Das wieder kann der Dichter nicht. Aber zwingen kann er uns, zwingen, daß wir stehen bleiben und die Augen aufmachen.

Und ich danke Frenssen, daß er das getan hat. Es hätte nichts geschadet, wenn er den Finger weniger oft auf diesen wunden Punkt gelegt hätte. Denn wir sind so schwer empfindlich nicht. Vielleicht wäre Weniger Mehr gewesen. Aber ich danke es ihm, daß er geredet hat, so, wie nur ein Dichter kann, von vorhandener Not.

* *

Oder könnten wir Theologen es besser als der Dichter? Wir Ethiker? Wir Prediger und Lehrer? Es ist ja eine große Zaghaftigkeit und Ungeschicktheit auf diesem Gebiet.

Ich will nur von der protestantischen Ethik reden. Daß wir seit Luther anders stehen zum Geschlechtsverkehr als die Kirche vorher gestanden hat, weiß jeder gebildete Protestant. Aber in unsrer Kirche lebt noch, je frömmer man ist, desto zäher, der alte Augustinische Begriff, wonach die Sinnlichkeit selber die Sünde ist, und Unzählige quälen sich in ihrem Gewissen — darum, daß sie Geschlechtswesen sind.

Ich hoffe, daß es durch Frenssens Hilligenlei anders werden wird. Nicht dank den „Ergebnissen" seines Romans, sondern dank dem Anstoß, der davon ausgeht. Diese hunderttausend oder hundertfünfzigtausend Bücher werden rumoren. Und wenn nichts Gutes dabei herauskommt, so ist das nicht des Dichters Schuld, sondern aller der Mitverantwortlichen, die sein Werk nützen sollen.

* *

Ich würde so nicht reden, wenn mir Frenssen nicht ein Mann reines Herzens wäre.

So haben auch Andre empfunden, und ich beneide Niemanden, der anders empfunden hat.

Aber begreifen will ich gerne auch das. Man kennt doch ein wenig die Generation, die einen selber erzogen hat. Sie sinkt nun ins Grab, aber ganz allmählich, bis unsre Generation an die Reihe kommt. Es ist kein äußerer Abstand zwischen ihr und uns. Aber der innere Abstand ist in Vielem groß. Kurz, ich verdenke es den Aelteren unsrer Tage nicht, wenn sie zu Vielem den Kopf schütteln, wenn ihnen über Vielem angst und bange wird. Es ist auch keine Kleinigkeit. Aber wir müssen hindurch.

* *

Seit Schleiermachers Briefen über Lucinde ist kein ernstlicher Versuch gemacht worden, das Gebiet ethisch zu durchdringen. Der Einzige, der uns neuerdings eine Sexualethik bot, Karl Jentsch, ist bezeichnenderweise ein gewesener katholischer Geistlicher. Die Vorliebe für das sechste Gebot mag in der Beichtpraxis der römischen Kirche furchtbare Schäden nach sich ziehn; aber ein ernster Beichtvater wird in dieser Richtung Gutes schaffen können. Was an der Kasuistik übel ist, darnach sehnen wir uns nicht; aber bei uns klafft an ihrer Stelle vielfach ein bloßes Vakuum. Inzwischen tun Aerzte, Volksfreunde und Vereine aller Art das Ihre. Aber die Masse auch nur der Gebildeteren unter den Guten ist noch nicht ernstlich gewillt hier mit Hand anzulegen. Die Kirche insonderheit und ihre Theologie sind viel zu vornehm, viel zu konservativ dazu.

* *

Wie das Vakuum in unsrer protestantischen Ethik auszufüllen sei?

Nicht durch Naturalismus, sondern durch Idealismus. Nicht auf dem Wege deskriptiver, sondern auf dem Wege imperativer Ethik. Durch das „du sollst" und durch das „ich will". Nicht durch das „so ists" und durch das „so wächsts".

Aber Hilligenlei ist deskriptiv! Hilligenlei ist naturalistisch!

Gewiß — und was folgt daraus? Daß wir Hilligenlei verurteilen müssen? ein Anderes ist ein Lehrbuch der Ethik — ein Anderes ist ein Roman. Ethik ist Prinzipienlehre, und ein rechter Roman ist ein Stück Natur.

Verhalte du dich zur Wirklichkeit des Romans, wie du dich zur Wirklichkeit des Lebens verhältst.

Verhalte du dich zu der Natur, die der Roman in dir wachruft, wie du dich zu der Natur verhältst, die das Leben in dir schafft: mache sie dir untertan, indem du gegen dich selbst hart angehst.

Und wenn du Ethiker bist, dann suche das Gesetz für diese harten Forderungen, denen du deine Natur beugst. Finde aber es so, daß die Natur nicht geknickt und gebrochen, ihrer Kraft und Gesundheit nicht beraubt wird unter seiner Herrschaft, sondern daß sie im Gehorsam dagegen erst recht das wird, worauf sie angelegt ist.

* *

So hat uns allen Frenssen neue Arbeit gezeigt. Er hat sich leiblich-geistiger Not angenommen, die wir nicht genug sahen. An uns ist es nun, die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Gewiß kann der Mensch sein sinnliches Bedürfen unterdrücken. Er soll es auch können. Wir haben den Trieb mit dem Tier gemeinsam; er ist wahrlich nicht das, was den Menschen und seine Würde macht. Aber daß der Geist triumphieren muß über das Fleisch, die Pflicht über die Sinne, das haben wir alle schon immer gewußt und gepredigt. Ein Dichter darf einseitig sein und Etwas sagen, das wir zu sehr übersehen haben. Es fehlt auch doch wahrhaftig in seinem Roman nicht an Stellen, aus denen man sieht, daß ihn ekelt vor der vielen, allzuvielen Unsittlichkeit in der Welt. Nun denn, halten wir fest an der alten Ethik, sofern sie Ethik ist. Es gibt überhaupt nur Eine Ethik. Aber ihre Anwendung auf die Natur der Dinge wandelt sich mit unsrer Erkenntnis der Natur der Dinge. Unsre Generation muß in Vielem umlernen. Sie muß in Vielem die Konsequenzen ziehen aus Erkenntnissen, die sich längst angekündigt und auch teilweise schon durchgesetzt haben. Und die Arbeit, die da zu leisten ist, die religiös-ethische Arbeit, kann nicht allein in den Köpfen der Gelehrten und in den Herzen der Prediger geschehen. Es müssen die Menschen alle, die ein Verlangen und einen Ernst haben, mithelfen. Wird des Dichters Wort, das die Vielen hören, dazu im rechten Sinne genutzt, so mag es uns viel helfen.

* *

Alles in Allem: Hilligenlei ist ein Buch, über das man sich nicht entsetzen, sondern das man recht gebrauchen soll.

R

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Die Lieder des Predigers sind einer neuen Gedichtsammlung von Fritz Philippi entnommen, die demnächst bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinen wird.

Zur willkommnen Ergänzung unsers Aufsatzes über den Aufruhr in den baltischen Provinzen wird unsern Lesern ein Sammelheft dienen, das J. F. Lehmanns Verlag in München herausgegeben hat: Die deutschen Balten. Beiträge von Wildenbruch, Harnack u. v. A. Viele Abbildungen. 32 Quartseiten. Gewiß werden die meisten unsrer Leser die Schrift schon besitzen. Ihr Reinertrag fällt dem Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands zu. Es sind zwei Ausgaben zu haben, eine für 1, die andre für 4 Mark.

Für Odessa bitten wir Nichts mehr zu schicken. Mit dem anbrechenden Frühling hofft Pastor Kornmann sein Hilfswerk einstellen zu können.

Aber für die Evangelischen in Oesterreich möchten wir wiederholt bitten. Es gilt dringende spezielle Zwecke.

Ueber Hilligenlei enthält das Evangelische Gemeindeblatt für

Rheinland und Westfalen Nr. 9 eine ganze Menge Beiträge: „Stimmen zu Hilligenlei." Auch Nr. 10 noch. Verlag Carl Georgi, Bonn.

Der Prozeß Bachstein kommt immer noch nicht zur Ruhe. Von Gericht zu Gericht wird der unglückliche Mann geschleppt. Das hat er nicht verdient. — Mit seinem Osnabrücker Vortrag waren wir nicht einverstanden. Ein Militärgeistlicher sollte nicht öffentlich so absprechend über Katholisch-Kirchliches urteilen, wie er es getan hat. Unsre Armee hat in ihren Reihen Katholiken und Protestanten, zu gleichem Dienst verbunden. Das legt jedem einflußreichen Angehörigen der Armee die Pflicht der Zurückhaltung im konfessionellen Widerstreit auf: es legt diese Pflicht mit doppeltem Ernst dem Seelsorger der Armee auf. So gab es gewiß berufene Instanzen, die das Herrn Bachstein zu bedenken geben konnten. Aber wer ist berufen, ihn dadurch zu strafen, daß er ihn von Freisprechung zu Freisprechung hetzt, bis ihm der Atem ausgeht? Der Ehre unsres deutschen Heeres wird dadurch nicht gedient, der Ehre Bachsteins auch nicht, der der evangelischen Kirche noch weniger, der der katholischen Kirche erst recht nicht. Also cui bono? R

Quittung

Für die bedrängten Deutschen in Rußland: 50 Mk. aus der Gemeinde Aldingen; 10 von Sch, Gandersheim.

Für die Familien der ermordeten und beraubten Juden in Rußland: 10 Mk. von F K, Charlottenburg; 8,05 aus der Parochie Bucha bei Jena; 5 von U, Stuttgart; 3 von E Sch, Ludwigsburg; 2 von R in F.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 20,50 Mk. vom Seminar Auerbach i. V.; 10 vom Stadtpfarramt Kirchberg i. W.; 5 von P, Fürstenwalde; 1 von A, R Eisenberg.

Für die evangelische Bewegung in Oesterreich: je 10 Mk. von O in F; Sch, Gandersheim (für Turn); Sch, Gandersheim (für Predigtstation Grulich); 5 von A Marburg; 2 von L M, Klingenmünster; 0,77 von H St, Friedberg.

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von Sch, Gandersheim; 5 von P, Fürstenwalde; 2 von A R, Eisenberg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt. Montag 19. März 5 Uhr Kursaal Milani (Friedberger Anlage): Das psychologische Verfahren Jesu.

Görlitz. Donnerstag 29. März 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Bedeutung des heiligen Abendmahls für unsre Zeit. Lic. Warko-Weißwasser.

Leipzig. Donnerstag 22. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Die Mission in der modernen Welt. Dr. Fobbe-Berlin.

Magdeburg. Mittwoch 21. März $3^1/_2$ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Kunst und Religion.

Nordhausen. Mittwoch 21. März $^1/_2$5 Uhr Hotel Schneegaß: Wredes Paulus. Pastor Fritze.

Oldenburg i. Gr. Montag 19. März 8 Uhr im Grafen Anton Günther, Vorwickstr.: Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht.

Seesen a. H. Mittwoch 21. März $4^1/_2$ Uhr Hotel Wilhelmsbad: Wunder und Glaube. Pastor Keck-Herrhausen.

Stuttgart. Montag 23. April 7 Uhr Herzog Cristoph: Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments. Stadtpfarrer Dr. Faut-Nagold.

Versammlungskalender

18. 19.	April	Freie deutsche evangelische Konferenz	Leipzig
23.—25.	„	Freie Kirchlich-soziale Konferenz	Cassel
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt	Stuttgart
16. 21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine	Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß	Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz	Gnadau-Schönebeck
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein	Zürich
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt	Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund	Graudenz

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 12 Marburg i. H., den 22. März **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Göttliches und menschliches Denken

. . . Jesus aber wandte sich und sagte zu Petrus: „Weiche hinter mich, Satan, du bist mir ein Aergernis; du denkst nicht was Gott, sondern was den Menschen ansteht." Matth. 16, 23.

Wie lernt man es, das zu denken, was Gott ansteht? Wie verlernt man es, das zu meinen, was menschlich ist?

Unsre Erzählung gibt uns drei bedeutsame Winke.

Der Jünger hatte in wohlmeinendem aber übel beratenem Eifer dem Meister ein Aergernis in den Weg gelegt, einen Anstoß, daran er hätte straucheln können. Er aber wirft ihn kurzerhand „hinter sich" zurück. Woher diese Klarheit und Entschiedenheit, die die ganze Sachlage prinzipiell erfaßt und die Gefahr erkennt? Wenn wir eine zutreffende Antwort suchen, so ist sie in Ps. 16, 8 gegeben: „Ich habe den Herrn allezeit vor Augen; denn er ist mir zur Rechten, so werde ich fest bleiben." Weil er ganz erfüllt ist von dem Zweck, zu dem Gottes Willen ihn bestimmt hat, ist er nicht nur ruhig und klar über das, was er soll, sondern er hat auch ein feines, zartes Gemerk für alles Fremde, Störende, das sich zwischen ihn und Gott stellen will, und wenn es noch so lieblich und einnehmend wäre; es wird ihm zum unheimlichen Schatten, der das Licht verdunkelt.

Da haben wir den ersten Wink. Zunächst ist uns das Ideal gezeigt und die Richtung gewiesen. Der Gottesgedanke, der Gedanke an das, was Gottes ist und was Gott mit uns will, im Tun und im Ergehen, soll der bestimmende, ja beherrschende Faktor des Denkens, Dichtens und Trachtens werden. Dann wird das Auge von selbst scharf für die Unterscheidung der göttlichen und der menschlichen Werte, und das geistliche Ohr wird empfindlich für jeden falschen, fremden Ton. Es gilt den Durchblick und den Aufblick zu Gott und den ewigen Werten festzuhalten.

Aber das ist zunächst ein Ideal. Es wars auch für die Jünger. Bis es ihnen in Fleisch und Blut überging, bedurfte es einer ernsten und gründlichen Schule. Und das war die Passionsschule selber. Jesus geht unentwegt weiter auf der Bahn ins Leiden und in den Tod hinein. Die Jünger haben nur die Wahl, ob sie folgen wollen oder weichen und fahnenflüchtig werden.

Und darüber folgt nun ein ernster Unterricht (V. 24 ff.), der sich ihnen allen unauslöschlich eingeprägt hat, dessen Wahrheit ihnen aber nur in der Erfahrung aufging. Zuerst unter dem Eindruck des Leidens und Sterbens Jesu und sodann unter ihrem eigenen Jüngerlos ging dieser Scheidungsprozeß zwischen dem Göttlichen und Menschlichen ganz von selbst vor sich. Sie verstanden das Gesetz des Opfers, ohne das das Reich Gottes nicht kommen, und das Gesetz der Selbstverleugnung, ohne das die Persönlichkeit nicht ausgestaltet werden kann — Alles im Lichte des Kreuzes Christi.

Uns geht es nicht anders, darf es nicht anders gehen. Das ist der zweite Wink.

Aber noch ein Moment gehört zum vollen Verständnis dieser Worte: der Jünger hat dem Meister nicht voranzugehen, sondern nur zu folgen. Das ist ein Trost, der doppelt wertvoll ist und den paradoxen Ausspruch des tiefsinnigen Oetinger verständlich macht: „Das Kreuz Christi ist nicht so schrecklich, als es lautet." Einmal dürfen wir uns sagen: Wie gut, daß der Meister selbständig, trotz der Warnung der Jünger, ins Leiden und in den Tod geht! Sein ist nicht nur die Initiative, sondern sein ist die Kraft, er geht nicht nur voran, sondern er zieht, er reißt die Seinen ins rechte Geleise.

Sodann aber gibt es noch ein „Nachher" in der Nachfolge Jesu: die Leidensschule, die das göttliche Denken und Meinen vom menschlichen scheidet, beginnt nicht im Anfangsstadium der Jüngerschaft, sondern erst, nachdem der himmlische Horizont des Reiches Gottes sich eröffnet hat, die göttlichen Werte erschlossen sind, die Alles ersetzen, Alles aufwiegen. Jetzt, nachdem das Positive gewonnen ist, kann das Negative, die Verleugnung alles Selbstischen und nur Irdischen, ertragen und, nachdem das Göttliche ergriffen ist, kann das nur Menschliche drangegeben werden.

J H

Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters

Jesus. Eine vergleichende psychopathologische Studie. Von Dr. Emil Rasmussen. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Rothenburg. Leipzig, Julius Zeitler 1905. 25 und 176 S. 2,50 Mk.

Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters. Eine kritische Studie für Fachleute und gebildete Laien von Dr. de Loosten. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei 1905. 104 S. 2 Mk.

1

Jesus zu verstehen ist die wichtigste Aufgabe der christlichen Theologie; sie hilft dadurch der Gemeinde ihm nachzuleben. Unsere Zeit arbeitet an dieser Aufgabe mit größter Energie, deshalb ist es eine Freude, jetzt Theologe zu sein. Neue Strömungen packen diejenigen Menschen, die offen und begeisterungsfähig sind, treiben sie auch wohl mit Gewalt von der geraden Straße ab. Irrfahrten gehören zum Fortschritt der Wissenschaft.

Es gibt Bücher, die in einer bestimmten Zeit unter dem Einfluß der geistigen Wetterlage kommen müssen. Ein neues überraschendes Buch über Jesus mußte kommen, mit innerer Notwendigkeit. Die Geschichtsbetrachtung, welche die Persönlichkeiten aus der wirtschaftlichen Lage und den Einflüssen der Umgebung ableitete, verlangte eine Ergänzung, ein Gegengewicht. Die Psychologie fing an, tiefer in das Seelenleben hineinzugraben. Sie will nicht nur das erkennbare Werden eines

Menschen, nicht nur seine Ansichten und sein Glaubensbekenntnis haben und beurteilen. Das letztere ist oft verschieden von seinem eigenen innersten Wesen, ohne daß er es selbst weiß; im Geheimen wirken andere Beweggründe als die, welche der Oeffentlichkeit gezeigt werden. Welche sind die innersten, die wahren Triebkräfte der Menschen?

Sobald wir in diese Dunkelkammer des Innern hineinsteigen, stehen die Geheimnisse des Daseins vor uns, das Unbewußte, die dumpfe Nachwirkung der vergangenen Geschlechter, die unverstandenen Kräfte, die den Menschen regieren, und damit das Gebiet, wo Gesundes und Krankes in der Menschenseele zusammentrifft.

Es ist nicht zufällig, daß in den letzten Jahrzehnten die großen Geister der Menschheit, Goethe, Rousseau und andere auf ihre geistige Gesundheit hin examiniert worden sind. Die Anwendung auf die Größen der Religion mußte kommen. Die alte Tradition von der Epilepsie des Paulus, die in der Theologie nie erloschen war, mit der man aber doch nie Ernst gemacht hatte, erhielt neue Kraft, Hesekiel beschäftigte die Gemüter. Ein junger Däne, Dr. E. **Rasmussen**, tat den letzten radikalsten Schritt: Jesus ist psychisch krank, entweder Epileptiker oder Paranoiker. Der Mann, der diese unerhörte, für Millionen von Christen frivole Ansicht ausgesprochen hat, ist sich wohl bewußt, daß er damit in die Fußstapfen der Mutter und der Brüder Jesu tritt, die von ihm sagten: er ist von Sinnen.

Hinter den Zeilen des Buches lesen wir eine Seelengeschichte, der wir unsere Sympathie nicht versagen können: ein junger Theolog, von Wahrheitsdrang erfüllt, in der neueren deutschen Theologie bewandert, hat den inneren Kampf aller derer durchmachen müssen, die in der alten Fassung der Lehre von der Gottheit Christi erzogen sind und darin einen klaffenden Zwiespalt nicht nur mit dem eigenen Denken, sondern mit der naiven Auffassung der ältesten Darstellungen der Geschichte Jesu gefunden haben. Auf der Universität ist ihm gesagt worden: Entweder war Jesus der, für welchen er sich ausgab, oder er war der größte Betrüger, der jemals gelebt hat. Dieses Wort ist ihm, wie gewiß manchem von uns, zum geheimen Stachel und zur unerträglichen Qual geworden. „Wie manches Gewissen liegt nicht an einer so einfachen Redensart verankert, vor der das Denken Halt macht, um die es niemals herumkommt, in der es nie ein Loch bohrt!" Rasmussen gewinnt die Ueberzeugung, daß Jesus selbst nicht Gott sein wollte, auch nicht der Messias, sondern nur der Sohn des Menschen, der Weltrichter.

Rasmussen wird bekannt mit den Ergebnissen der neueren Psychiatrie, ferner scheint die Persönlichkeit Sören Kierkegaards stark auf ihn eingewirkt zu haben, der nach seiner Versicherung Epileptiker war, aber die Anfälle verheimlichte. Es ergibt sich nun für Rasmussen eine dritte Lösung des Rätsels der Person Jesu: Jesus ist kein Gott und kein Betrüger, sondern ein Prophet, d. h. ein geistig abnormer Mensch. Die „Männer Gottes" sind Kranke, meist Epileptiker. Seit Rasmussen dies erkannt hat, ist die Qual von seiner Seele genommen. Er ist Gemütsmensch, wir fühlen seine Seele erzittern, wenn er das innere Wesen der „Männer Gottes" beschreibt:

> Eigentümlich für den religiösen Bahnbrecher ist es, daß er durch Stimmen und Gesichte handgreifliche Bekräftigung seines Glaubensinhaltes zu empfangen meint. Er hat seine Besuchszeiten in der heißen Gebetsstunde, wenn alle Schwere von seiner Brust weicht. Und er kennt Sekunden, wo er die Himmel sich öffnen sieht, Gott von Angesicht zu Angesicht schaut, die Engel singen hört, in einem seligen Augenblick die Wahrheit seines Glaubens erfährt. In dieser Erfahrung der Gottheit stehen Jesus und Paulus nicht allein. ... Diese Augenblicke sinnlichen Glückes werden jedoch mit Stunden hochgradiger Angst erkauft — und hier haben wir die tiefste Eigentümlichkeit der Männer Gottes. ... So klar wie Kierkegaard hat Keiner auf diese Angst hingewiesen, aber alle die großen Vorgänger haben sie gefühlt, auch Jesus. Sie kann sich in drückender Schwermut und in Verfolgungsideen äußern wie bei Jeremia und Kierkegaard.

Diese Angst ist für Rasmussen ein Erzeugnis der epileptischen Anlage. Er führt fast alle geistigen Erkrankungen auf Epilepsie zurück, auch die, welche nach den üblichen Begriffen dem Gebiete des Schwachsinns oder der Hysterie oder der Paranoia angehören. Wir wollen darüber mit ihm nicht streiten, nach einer gelegentlichen Bemerkung schließt er sich hierin dem linken Flügel der dänischen Psychiater an. Wohl aber müssen wir ihm den Vorwurf machen, daß er einen großen Fehler begangen hat, der sein Denken und seine Schlußfolgerungen fälscht. Dieser Fehler liegt in seiner Methode. Nach klassischen Mustern stellt er zunächst die psychischen Begleiterscheinungen der Epilepsie zusammen, die entweder neben den bekannten Krampsanfällen hergehen oder sie ersetzen: unmotivierte Angst, krampfhafte Lustigkeit, Bewußtseinsstörungen, Dämmerungszustände, Sprachstörungen, Delirien mit Halluzinationen, krankhaftes Selbstgefühl und Größenideen, abnormes Geschlechtsleben usw. Diese Merkmale sucht er an den von ihm angeführten Männern Gottes wieder zu finden. Seine Ausführungen über Jeremia und Hesekiel, Paulus, Mohammed, über spätere Messiasse, z. B. den merkwürdigen Sabbatäi Zewi im siebzehnten Jahrhundert und über den Mahdi, sowie über Sören Kierkegaard sind teilweise hochinteressant, wenngleich auch bei ihnen der Schluß auf Epilepsie oft verblüffend erscheint.

Die Anwendung auf Jesus ist durchaus schematisch. Die Austreibung der Verkäufer aus dem Tempel ist ein Tobsuchtsanfall, die Todesangst in Gethsemane ein Anfall von epileptischem petit mal, sein rastloses Umherirren eine Folge der krankhaften inneren Unruhe, sein Preis der Selbstentmannung ein Beweis abnormen Geschlechtslebens, sein hochgespanntes Selbstgefühl, die Idee, daß sein Leiden die Sünde der Menschheit abbüßen könne — Alles die bekannten Krankheitssymptome; sein Gedankenleben verengert sich wie bei dem Epileptiker oder Paranoiker auf die eine Idee vom Reiche Gottes:

> Fassen wir Jesu gegenüber unsere Grundstimmung zusammen, so ist sie ein echtes Mitgefühl mit einer bodenlos unglücklichen Natur, mit einem tragischen, großartigen Schicksal.

Dieser Gedankengang würde uns empören, wenn wir nicht die Ehrlichkeit des Verfassers aus jeder Zeile läsen; er würde uns erschüttern, wenn der Fehler nicht auf der Hand läge. Rasmussen hat ein Wort vergessen, das er selbst geschrieben hat, das Wort „unmotivierte" Angst. Er hat sich nicht die schwere Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß die von ihm erwähnten Seelenzustände bei Jesus unmotiviert sind. Wer mit Geisteskranken zu tun hat, weiß, wie sorgfältig man unterscheiden muß, ob ein Depressionszustand oder eine momentane Erregung aus einem krankhaften oder aus einem gesunden Geistesleben hervorwächst; beide Arten können einander verzweifelt ähnlich sehen. Rasmussen vergleicht rein äußerlich die Symptome, die er im psychiatrischen Buche gefunden hat, mit einzelnen Mitteilungen aus dem Leben Jesu. Diese Methode ist viel zu oberflächlich. Wenn Rasmussen seine Krankheitsbilder nicht nur aus psychiatrischen Werken entnommen hätte, deren Angaben er wie feststehende Dogmen behandelt, während die psychiatrische Wissenschaft ebenso wie die theologische in einem erfreulichen lebendigen Flusse sich befindet, wenn er vielmehr die Erscheinungen und ihre Rätsel im Leben hätte beobachten können, so wäre er weniger schnell mit seinem Ergebnis fertig geworden.

Wir verstehen, wie Rasmussen zu seinen Resultaten kam, er hat sich dadurch seiner eigenen inneren Angst entledigt. Er hat von den Ergebnissen der Psychiatrie getrunken wie von einem berauschenden Tranke und hat dabei seine Schmerzen vergessen; deshalb kann er nicht mehr davon lassen. Sein Buch klingt aus in den Satz: Sören Kierkegaard hatte wieder Recht, als er zu Lewin sagte: „Du bist glücklich, der du frei von Jesus bist."

Der Ueberſetzer A. Rothenburg ist der Ansicht, „daß es sich hier um die Zertrümmerung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik handelt, wie sie seit den Tagen David Friedrich Strauß' kaum wieder erstrebt worden ist." Dazu sind die Kenntnisse des Verfassers über krankes und gesundes Geistesleben offenbar zu unzureichend. Wir bedauern dies. Wenn das Buch über Jesus als psychisch Kranken einmal geschrieben werden soll, dann muß es mit Beherrschung des gegenwärtigen psychiatrischen Wissens geschehen. Nur die Gedanken, die einmal mit aller Wucht in die Menschheit hin-

eingeworfen werden, werden verarbeitet und überwunden. Der einzelne Mensch verblutet an ihnen, aber die Gesamtheit wird stärker durch die erzwungene Arbeit des Willens und des Gewissens. Das Buch wird auch, soweit sich die innere Notwendigkeit geistiger Entwicklungen voraussehen läßt, noch kommen, das von dieser Seite her die Wirkung zu tun sucht, die einst von den Büchern Straußens und Renans über die Geschichte Jesu ausging. Wir werden für den bevorstehenden Kampf bereit sein, wenn wir den Wahrheitskern vorweg zu nehmen bestrebt sind, den ein solches Buch haben wird: den Charakter Jesu von innen heraus zu verstehen mit den Hebungen und Senkungen seines Seelenlebens, mit seinen Triebkräften, mit dem Unfaßbaren, Kindlichen und Göttlichen seines Wesens. Hier liegt eine große Aufgabe unserer die Stimmungen nachempfindenden Zeit. Sie ist nicht fern vom Stimmungsleben einiger Strömungen unserer Theologie. Ich brauche nur die Namen Duhm, Gunkel, Weinel, Weiß zu nennen. Was Oskar Holtzmann in seinen sorgfältigen Untersuchungen: „War Jesus Ekstatiker?“ erörtert hat, mit der lebendigen Gestaltungskraft des großen Historikers zu beleben, das wäre des Schweißes der Edlen wert. Wer dies tun will, muß irgendwie durch die Schule der Psychiatrie gegangen sein, nicht als Sklave, sondern als freier Mann; denn das Gesunde, Originale, Göttliche sondert sich für das Bewußtsein klar ab durch die Unterscheidung vom Krankhaften, Minderwertigen. Aber er muß auch eine große freie Seele haben, die an Jesus nicht herantritt in angstvollem Suchen wie Rasmussen, sondern in Wahrheit und Liebe.

2

Der obige Aufsatz war geschrieben, als das Buch zur Besprechung einging: Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters. Von Dr. de Loosten. Auf dem Umschlage des Buches ist Jesus mit der Dornenkrone abgebildet. Ist es wahr, daß er uns mit den fieberhaft glänzenden Augen des Paranoikers ansieht? Oder soll ihm eine neue Dornenkrone geflochten werden?

Dieses Buch enthält kein aus einem Seelenkampfe heraus geborenes Glaubensbekenntnis, sondern eine nüchterne wissenschaftliche Untersuchung. Es ist mit der Tendenz geschrieben, den Fortschrittsgedanken, der im Christentum liegt, von den ihm anhaftenden Schlacken zu befreien. Es berührt wohltuend, daß der Verfasser die sittliche Größe Jesu versteht und anerkennt. Besonders gegen Schluß des Buches scheint es, daß der Mann, dem Niemand bei wirklicher Kenntnis seines Wesens ohne innere Anteilnahme gegenüberstehen kann, auch ihm das Herz warm gemacht hat.

Der Verfasser weiß, was er will, und spricht es ohne Verschleierung aus. Er verlangt, daß die Beschreiber des Lebens Jesu das „eigentliche, jedem vorurteilsfreien und nachdenklichen Menschen offen darliegende Problem: Ob Krankheit oder nicht!“ nicht mehr umgehen oder ignorieren. Sein Ergebnis ist:

Jesus ist wahrscheinlich ein von Geburt her erblich belasteter Mischling gewesen, der als geborener Entarteter bereits in früher Jugend auffiel durch ein übermäßig stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein, verbunden mit einer hohen Intelligenz und einem gering entwickelten Familien- und Geschlechtssinn.

Diese zum Teil degenerativen Grundeigenschaften bestimmten seinen Lebensgang, zuerst innerlich, dann auch äußerlich:

Seine Intelligenz befähigte ihn, die Irrwege der seiner Zeit herrschenden Religionsauffassung zu erkennen und den Vorschriften des Gesetzes eine in der Form neue, freiere und entwicklungsfähige Auslegung zu geben.

Sein Selbstbewußtsein steigerte sich in langsamer Entwicklung bis zu einem fixierten Wahnsystem, dessen Einzelheiten durch die intensive religiöse Richtung der Zeit und seine einseitige Beschäftigung mit den Schriften des Alten Testamentes bestimmt waren. — Das physiologische geniale und das pathologische Moment in seinem Wesen beeinflußten sich gegenseitig sehr stark und verquickten sich miteinander.

Den äußeren Anstoß zum Nachaußentragen seiner Ideen gab das Auftreten des Johannes; und in der Folge überwucherte der krankhafte Teil seiner Persönlichkeit den gesunden immer mächtiger.

Begleitet war diese psychische Affektion von zahlreichen Halluzinationen, welche sich auf mehreren Sinnesgebieten bewegten, und deren Eigenart sich stets nach dem Charakter seiner Wahnvorstellungen richtete.

Wer sich ihm, um seiner Religionsauffassung willen, anschloß, den zwang Jesus, auch zugleich seine wahnhaften Vorstellungen zu adoptieren; was ihm auch fast durchweg gelang, da dieselben eine brennende Erwartung der Zeit zu verkörpern schienen.

Sein endlicher Untergang wurde durch den unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen Wahn und Wirklichkeit herbeigeführt und durch die Rücksichtslosigkeit beschleunigt, mit welcher er seine Ansprüche verfocht.

De Loosten beherrscht die Methode seines Fachs, und die Methode psychiatrischer Untersuchungen hat in ihrer nüchternen Einfachheit etwas Anziehendes. Er bespricht die anthropologische und soziale Abstammung Jesu, das Milieu, in dem er sich entwickelt hat, seine Worte und Handlungen, deren Wirkung auf Andere und die Beurteilung seines Körper- und Geisteszustandes durch die Anderen. Dabei läßt er aber trotz seiner großen Belesenheit in der einschlägigen Litteratur die für eine derartige Untersuchung nötige historische Schulung vermissen. Zunächst fehlt ihm das Urteil über die Zuverlässigkeit der Quellen. Er versagt es sich nicht, das vierte Evangelium als Quellenschrift für die Geschichte Jesu zu verwenden, obwohl er gelegentlich seine Zweifel an ihrer Sicherheit andeutet. Wenn die aus dieser Quelle geschöpften Aussagen wegfielen, würde das von ihm gezeichnete Bild Jesu viel weniger farbig werden und stark an Eindrucksfähigkeit verlieren. Auch die apokryphischen Evangelien, den Talmud und die alten Polemiker gegen das Christentum benützt er als Quellen, ohne deren Zuverlässigkeit ausreichend zu prüfen. Wohl wird die Glaubwürdigkeit aller dieser Quellen, einschließlich der älteren Evangelien als unsicher bezeichnet, aber für den Zweck des Buches wird schließlich doch herausgegriffen, was dem Verfasser subjektiv glaubhaft erscheint.

Vor allem aber lebt er geistig nicht in der Denkweise jener Zeit. Das zeigt sich nicht nur in den Ausführungen über das Milieu, sondern z. B. in der Art, wie er die Mitteilungen über die übernatürliche Abstammung Jesu verwertet. Offenbar hat er keine Ahnung davon, daß die Berichte über die übernatürliche Zeugung Jesu von dem Bestreben ausgehen, den religiösen Begriff der „Gottessohnschaft“ Jesu physisch zu erklären. Er meint: „Nur Eines scheint nach ihnen (den Kindheitserzählungen der Evangelien) festzustehen: daß Christus unehelicher Geburt war.“

Es kommt nicht zum ersten Male vor, daß Naturwissenschaftler, die in ihrem engeren Gebiete an strenge Genauigkeit der Untersuchung gewöhnt sind, ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen oder doch mindestens sich von den Gesetzen streng wissenschaftlicher Arbeit dispensieren, sobald sie in ein anderes Gebiet hinübergreifen.

De Loosten denkt modern und trägt sein Denken in die Vergangenheit hinein. Er meint z. B., die Jünger haben die Verklärung Jesu nicht weiter erzählt, weil sie den pathologischen Hintergrund wußten oder ahnten. So würden Menschen unserer Zeit vielleicht handeln; für jene Zeit aber war das Meiste, was wir pathologisch nennen, Geisteswirkung, Gottes oder unreiner Geister. Man empfand und deutete diese Erscheinungen nicht wie wir medizinisch, sondern religiös.

Trotz dieser Abzüge ist in der besprochenen Schrift Vieles, was zum ernsten Nachdenken und zur Auseinandersetzung zwingt. Wie malt sich das Leben Jesu vor den Augen eines modernen Psychiaters? zugleich eines Mannes, der es nicht mit den Augen der ersten Christen betrachtet, sondern sich geistig etwa auf den Standpunkt der höheren Gesellschaftskreise jener Zeit stellt, der Männer von Bildung und Besitz, denen „ein psychisch abnormer Träumer unmöglich so viel gelten konnte wie die Ruhe des Volkes“?

Die Bedeutung und Wucht des Buches liegt darin, daß mit dankenswerter Klarheit die Frage in den Vordergrund gestellt ist, auf welche im Grunde Alles ankommt: Wie ist das hochgradige Selbstbewußtsein Jesu zu verstehen? „Er handelte ja, wie wir wissen, unter einem übermächtigen Zwange, dem er sich nicht entziehen konnte. Ein Daimonion bestimmte sein Tun und Lassen, und er gehorchte.“ Sein Selbstbewußtsein war nach de Loosten der Wahn eines Paranoikers. „Der unverbrüchliche Glaube an sein Messiastum war der beglückende Wahn, der seinem Leben Inhalt und Größe gab.“

Diesen Gedanken führt der Verfasser konsequent und mit Anschaulichkeit durch. An einer Stelle kann ich, auch wenn ich mich ganz in seine Denkweise hineinversetze, seinem Gedankengange nicht folgen: wie erklärt sich bei dem Paranoiker die Selbstbeherrschung, die Jesus in der letzten Nacht übt und die dann in den Leidensszenen noch nachklingt, die Selbstentsagung, die sich in den Gebetsworten ausspricht: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst?" De Loosten hat sie anerkannt, aber nicht erklärt, sie fällt aus dem Bilde heraus.

Die große Frage heißt nicht mehr, wie in Rasmussens Universitätszeit: war Jesus ein Betrüger oder ein Gott? Sondern sie heißt: ist Jesus ein Geisteskranker, oder ein Gotterfüllter und Gottgetriebener? Wir werden schneidend vor diese Entscheidungsfrage gestellt. Sie beschäftigt mehr Menschen, als die meisten Theologen wohl wissen. Mancher Psychiater und psychiatrisch geschulte Arzt trägt sie in sich, ohne sie öffentlich auszusprechen, und medizinisches Denken sickert allmählich in das Volksbewußtsein über.

Die Theologie kann und darf sich der Aufgabe nicht entziehen, offen und männlich diese Gedanken durchzuarbeiten und damit Jesus Christus neu zu gewinnen. In der Taufe, Versuchung und Verklärung Jesu, sowie in den Heilungen und an vielen anderen Stationen des für uns heiligsten Lebens treten außerordentliche Steigerungen des Gefühlslebens Jesu zu Tage, die unzweifelhaft auch auf sein Willensleben und seine Gedankenwelt eingewirkt haben, mag man sie nun Visionen oder Hallucinationen oder Ekstasen oder sonstwie nennen.

Hat de Loosten den Beweis erbracht, daß seine Betrachtungsweise richtig ist? Nein. Er führt selbst in der Vorrede ein Wort von Johannes Weiß an: „Wie es für uns überhaupt schon schwierig ist, uns jenes messianische Bewußtsein vorzustellen, so würde es vollends psychologisch unbegreiflich sein, wenn es nicht von einer religiösen Ekstase begleitet aufträte." Im Einverständnis mit diesem Gedanken berufe ich mich auf die durch viele Beispiele zu beweisende Beobachtung: die Höhepunkte des religiösen Erlebens sind ebenso wie die Höhepunkte künstlerischen Schaffens von Begleiterscheinungen umgeben, die sie psychopathischen Zuständen sehr ähnlich erscheinen lassen. Selbst Jesus ist von diesem psychologischen Gesetz nicht ausgenommen. Aber wie das Genie nicht Wahnsinn ist, so ist auch das höchste religiöse Leben nicht Wahnsinn, sondern eine dem Wahnsinn nur äußerlich ähnelnde gewaltige Konzentration innerer Kräfte und Bewegungen.

Nach welchem Maßstab wird sich die Stellungnahme der Menschen zu obiger Entscheidungsfrage gestalten? Nicht allein nach den psychologischen oder psychiatrischen Ansichten, sondern nach den Voraussetzungen, von denen ihr Denken ausgeht. Nicht nur das Denken der „voreingenommenen" Theologen, sondern auch das Denken der unvoreingenommenen Psychiater.

Gibt es eine unmittelbare Berührung der einzelnen Menschenseele mit dem großen weltschaffenden und weltbewegenden Geiste, mit „Gott", den Jesus seinen „Vater" nennt, weil er sich mit ihm eins weiß? Die Antwort auf diese Frage ist in letzter Linie entscheidend. Ist eine derartige Berührung unmöglich, ein krankhafter Wahn, dann ist Jesus Paranoiker; ist sie möglich, ist sie vorhanden, dann ist er die „Offenbarung" Gottes (das Wort nicht in scholastisch engem Sinne, sondern in seiner Tiefe erfaßt). Dann liegt auch das Selbstbewußtsein Jesu zwar nicht im Bereiche unserer persönlichen Erfahrung, aber im Bereiche gesunden gewaltigsten Menschenlebens.

Jesus hat seit seinen Erdentagen vor vielen Richtern gestanden, nicht nur vor den Hohenpriestern und Pilatus, sondern auch vor dem Gerichtshofe der Philosophen, der Staatsmänner, der Historiker und der Naturwissenschaftler. Seine geistige Größe ist siegreich aus allen Verhandlungen hervorgegangen. Es ist billig, daß er auch vor dem Gerichtshofe der Psychiater erscheint. Ich bin gewiß, daß aus dieser Verhandlung nicht nur seine geistige Gesundheit unverletzt hervorgehen wird, sondern daß auch die für manches Gemüt schwer verletzenden Erörterungen dazu beitragen werden, uns tiefer in das unvergleichliche Seelenleben Jesu hineinschauen zu lassen.

Johannes Naumann

Von der Hexe, die eine Heilige war

4. Wie Gisela mit Leiden stritt

Gisela: Leiden, das Käuzchen soll aufhören! Wie es schreit! Hörst dus denn nicht! Es geht mir durch Mark und Bein, wie es schreit. Leiden, kannst dus denn mit anhören! Kannst du es denn mit ansehen, wie ich mich winde!

Warum holst du mir den Schlaf nicht? Wie viel Nächte schon ist er nicht mehr zu dem Fenster hereingestiegen? Leiden, du willst ein Engel sein und da stehst du Nacht für Nacht, Stunde für Stunde und siehst mich daliegen.

Hast du gehört, was die Försterin heute gesagt hat? Als das Fenster offen war, mußt dus gehört haben. Sie sagte: Ists denn noch immer nicht zu End da droben? Einem Stücklein Vieh gibt man eins vor den Kopf, das wäre auch das Beste, was man der tun könnte . . .

Hörst du, Leiden, so muß ich daliegen wie ein armer, zertretener Schmetterling im Staub am Weg . . . So bin ich geschändet . . . das sagen sie von mir . . .

Wars das Käuzlein, das so schrie, war ichs? Wars ein armes Tier, das an einem Pflock angekettet wimmert . . . Das bin ich . . . ich schreie . . . ich . . . Du, Leiden, schämst du dich nicht?

Leiden: Du mußt mich nicht an deinem Bette haben, wenn du nicht willst . . .

Gisela: Du sagtest, du werdest mich nie verlassen.

Leiden: Ich bleibe auch bei dir, wenn du mich willst — doch du kannst zu mir sagen: Geh!

Gisela: Wie?

Leiden: Siehst du das kleine Scherlein dort? Es ist fein, schlank und spitzig . . . auf dem Tischchen, sie habens da liegen lassen . . . das Scherchen nimmst du in deine Hand, — dein Herz, es pocht, laut genug, du findest es, stoß zu, stoß fest zu. — Heut hast du noch die Kraft, morgen hast du sie vielleicht nicht mehr.

Gisela: Leiden?

Leiden: Du fürchtest den Schmerz nicht. — Was ist der kalte Stahl gegen die glühenden Dolche, die dich zerstechen, jede Minute. — Ich bleibe bei dir und halte dir den Kopf, bis es vorüber ist . . . So streck dich aus, ich streiche dir dein wirres Haar aus der Stirne . . . Nimm das Tuch zwischen deine Hände, daß keine Flecken kommen auf die seidene Decke, die Er dir geschickt hat. Hast du das Scherlein?

Gisela: Ich habs. —

Leiden: Es kommt ein Zucken, es kommt eine große Kühle, dein Kissen weicht unter dir — weg flieht der Schmerz — noch ein Schauder . . . Nacht . . .

Morgen früh finden sie dich. Sie jammern ein wenig. Die ist nun erlöst, sagen sie . . . Sie muß es im Fieber getan haben. Die grobe Magd, die du fürchtest, sagt: Sie hatte so wilde Augen gestern Nacht . . .

Dann ziehen sie dir dein silbernes Kleid an. Sie kämmen dir die goldenen Haare um deine schmalen Wangen, sie legen dir die blassen Hände unter die Brust — da wo der kleine Flecken ist.

Keine lauten Worte mehr um dich, leise Worte . . .

Das Kind bringt Blumen, weiße Rosen auf deine Kniee, weiße Rosen für dein Haupt. Du bist noch sehr schön, Gisela, jetzt bist du noch sehr schön.

Es kommt der alte Mann, dessen Geheimnis es ist, daß er dich liebt wie die Tochter und das einzige Weib der Welt zugleich. Er sagt: Sie hat nicht gewußt, was sie tat. — Laßt sie in Frieden, das Kind Gottes.

Dann ists still um dich. Durch die offenen Fenster weht ein Windlein und hebt dir die Haare von der Stirne. Dann kommt noch die Abendsonne und fällt auf dein silbernes Kleid, und dein Haar glänzt wie gesponnenes Gold. Es kommt die Nacht, stärker rauscht die Linde. Eine Nachtigall singt ihr süßes Lied . . .

Da kommt ein leiser Schritt die Treppe herauf . . . Er.

Da steht Er und sieht dich daliegen in deinem silbernen Kleid. Vielleicht küßt er deine Stirne, vielleicht fällt eine

Träne auf deine Hand — da wo der rote Streifen ist. — Vielleicht sagt er, wie in der Nacht der Schrecken: Holdseligste!

Dann tragen sie dich hinaus, nicht in den Garten, in dem die vielen Kreuze stehen, wo die Orgeltöne über die Fliederbüsche hinstreifen . . . Du mußt verborgen sein, auch im Tod. Sie tragen dich in den Wald, in den Eichenhain. Sie graben dir dort dein Grab. Der alte Mann spricht: Wir übergeben deinen Leib der Erde. Er steht da und sieht, wie der dunkle Waldboden auf deinen schmalen Sarg fällt. Dann lassen sie dich allein.

Ueber die Eichen rauscht der Sturm, rollt der Donner, es fällt der weiße Schnee.

Es kommen die silbernen Glöckchen wieder hervor. Er kommt manches Mal. Er sitzt an dem kleinen Rain, der schon überesponnen ist mit weichem Grün, er streicht über die schwanken Gräser mit seiner Hand. Ich habe dir Nichts, keinen Stein, der den Tannen und Buchen da sagen könnte: Hier ruht die Holdseligste.

Dann geht er fort und kommt wieder mit dem Kinde und sie stecken die weißen Knollen in den Boden, und im nächsten Jahr stehen die Lilien da — viele, viele. Ihr süßer Duft umstreicht den Hain, die Schmetterlinge umschlagen sie mit den Flügeln . . . der Wanderer, der vorüber geht, er sieht sie stehen im einsamen Wald, in weiße Seide und Gold gekleidet — herrliche Lieder Gottes. Er bricht sie nicht, er schauert — er wendet sich. Rings um dich her sind heilige, grüne Hallen, da fällt kein Schuß, da weidet das scheue Reh, da flüchtet es sich hin vor dem Gebell der Meute. Wenn der Schnee kommt, stecken da Kornbüschel für die hungernden Vöglein und Heu für das Wild . . .

Gisela: Leiden, das ist deine schönste Geschichte.

Leiden: Es ist auch meine letzte. Du schickst mich fort. —

Gisela: Wohin gehst du, wenn du von mir fort gehst . . .

Leiden: Zu Gott.

Gisela: Und ich?

Leiden: Du doch auch.

Gisela: Ich auch! Darf ich denn so kommen — mit meinem Scherlein?

Leiden: Du wolltest mit Dorotheas Kränzchen kommen, das hast du nun nicht. Aber wenn du auch mit deinem Scherlein kommen mußt — dort bist du doch. — Du bist sehr stolz, Gisela — es läuft dir eine Träne über deine Wangen. Denk, wie groß der himmlische Garten ist — du willst ja ein stilles Eckchen nur und die himmlischen Töne von ferne. Da kannst du doch sein, mit deinem Scherlein. Weißt du, die Dorothea lag doch nur kurz auf den glühenden Stäben — wie lange liegst du schon darauf — alle Nacht! Streich dir die Haare aus der Stirne, ich eile, tu es jetzt, schnell . . . ich muß zu Gott, ich muß wieder herunter . . . ich muß suchen . . .

Gisela: Was suchst du —

Leiden: Eine Seele für den starken Freudenwein der Ewigkeit. Ich wollte ihn dir geben, nur den allerkleinsten Tropfen daraus, aber du kannst es nicht ertragen. —

Gisela: Sag mir von dem starken Freudenwein der Ewigkeit.

Leiden: Du kennst mich nicht, Gisela, so viele Nächte ich auch schon an deinem Bette gestanden habe. — Meinen Namen habe ich dir noch nicht gesagt. Ich habe viele Brüder — überall gehen sie durch die Welt — ich heiße nicht nur Leiden.

Gisela: Sag mir deinen Namen.

Leiden: Du mußt ihn selbst finden. — Ich sage dir jetzt Geheimnisse. Ich flüstere sie dir ins Ohr, es sind nur Mädchenohren. Nur was die fassen können, hörst du. Ich bin der Engel, der den Kelch hat, aus dem Jesus trank. Er trank ihn bis zum Grunde. Ein ganz kleiner, kleiner Tropfen nur, ein winziges Tröpflein hing am Rande. Den wollte ich dir geben. Aber deine Seele trägt es doch nicht. Du erschauerst davon, ein halbes Kind noch . . .

Gisela: Gib mir den Tropfen! ich werf es hinweg, das Scherlein. —

Leiden: Ich sage dir Geheimnisse. Ich tränke dich, dich, mit dem starken Freudenwein der Ewigkeit. Weißt du, wer Ihn aufhielt, in der Nacht der Schrecken, daß er zu spät kam, eine halbe Stunde zu spät? Ich wars. Ich habe dir deinen Fuß auf das Kohlenbecken gedrückt, ich stieß dir deinen verbrannten Rücken auf das harte Holz. — Du zitterst, deine Lippen sind weiß, er ist dir zu stark, der Tropfen.

Gisela: Warum, warum tatest du das?

Leiden: Weil ich deine Seele suchte, ich suchte sie für meinen Tropfen. Gisela, dich hab ich als Kind spielen sehen, du gingst so leicht über das Gras mit deinen kleinen, frohen Füßen, dir liefen die Tierlein zu, dir erblühten die holdesten Blumen von selbst. Ich hielt dich in der Einsamkeit. Ich stand schon neben dir, wie du noch ein Kind warst. Nicht viel Erdenstaub kam auf deine Seele. Den haben die Tränen, die du im roten Turm geweint hast, fast schon abgewischt. Warum denn für dich, du zarte Blume, alle Schrecken der Hölle? Alle Finsternisse? Das Riesenweib mit den erstorbenen Augen, die starren und nicht sehen, die Angst! die fürchterlichste von allen Dämonen, die das Blut in den Adern erstarren macht und das Herz klopfen macht wie einen Hammer . . . Den wilden Riesen Schmerz für deinen armen, holden Leib . . . Warum denn das für dich — du Kind Gottes? du Gedanke Gottes! Sag nicht, ich bin schwarz, wenn du weißt, daß du lieblich bist.

Dich tränke ich mit dem starken Freudenwein der Ewigkeit. Du bist von der Auserwählten Schaar, die es tragen, das Leiden der Welt — das Leiden Gottes. — An ihren Schmerzen zieht Gott durch die Dunkelheiten die Menschen zu sich. Du darfst sie tragen helfen, die Ketten der Welt — durch dich kommt sie vorwärts, aus ihrem Jammer heraus, aus ihrem Sumpf heraus — von ihrem Tränenmeer hinweg. Ich habe nur einen ganz kleinen Tropfen für dich. Nur ein klein wenig darfst du sie heben, die Kette. Für die Andern, für Alle, du. Schon der eine Tropfen, er erfüllt deine Seele. Schrei mit dem Käuzchen um die Wette oder schweig und preß die Lippen zusammen . . .

Unten geht Er am Lindenbaum hin und her und ringt die Hände. Er hat ihn gehört den Schrei. Er ging ihm durch die Seele wie ein Schwert. Er hat ihn schon drüben am Walde gehört. Ist das das Käuzchen? Ist das die süßeste Stimme der Welt? Die Stimme, die ein Ton ist aus der himmlischen Harmonie? Nun ist sie nur noch ein Hauch von Weh. — Nun ist sie ein schrilles Zerreißen der Saiten . . . Aber immer ist es die süßeste Stimme der Welt. — Ja, wird Er denn noch einen Ort in seinem Hause dulden, wo das Stöhnen um die Säulen fährt? Wenn man ihm die armen Weiber und Mägdlein bringt, wird er nicht ihre Stricke lösen und ihre Tränen trocknen und sagen: Auch sie war eine Hexe . . . Und die liebe Frau Trost, erfindet sie nicht tausend Dinge, um deine armen Glieder dem Schmerz abzulisten? Die sagt sie Andern, die vererben sich . . . Der weise Mann, der an deinem Lager stand, wälzt er nicht Folianten, sinnt und grübelt und forscht, ob er nicht Kräfte fände, in Blume oder Stein oder Erz, daß er ihn dir daraus brauen könnte, den Trank Vergessenheit? Brauchst du den Trank Vergessenheit? Du hast mich, daß ich dir Nachts die Seele fülle mit dem starken Freudenwein der Ewigkeit.

Gisela: Bleib bei mir, Leiden!

Leiden: Du bist kein armer zertretener Schmetterling, im Staub am Weg. Du bist ein Schauspiel für Götter und Menschen . . . Ich hole dir den Schlaf und wenn ich bis zum Thron Gottes hinauf müßte.

Stimmen der Väter

Theodor Gottlieb von Hippel

Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Zwei Bände. Berlin 1793 f. Leipzig, Göschen 1860*)

Flüchtige Gedanken

Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr, flüchtige Gedanken ewige Taten. (S. 188)

* Die Sätze sind alle dem ersten Bande der Ausgabe von 1860 entnommen.

In Sprichworten und Legenden

Das Beste ist, so lange in Sprichworten zu reden, bis unser Stündlein kommt — und sich in Legenden zu zerstreuen, bis die Morgenröte der Wahrheit aufgeht. (S. 24)

Luthers Geburt

Alles, was groß werden soll, kommt unterwegs und unerwartet zur Welt; — recht als ob es nicht länger verschlossen bleiben könnte; es will Licht sehen. (S. 222)

Dämmerung

Der Mensch ist einmal an Tag und Nacht gewöhnt, und so wechselt es bei ihm wunderlich. Seine beste Tageszeit ist die Dämmerung, wo die Furcht mit der Liebe, und die Liebe mit der Furcht im Streit ist. (S. 155)

Frömmigkeit

Frömmigkeit und Angst — ist der Unterschied unter beiden groß?. (S. 26)

Phantasie

Seelenhektisch ist Jeder, dessen Einbildungskraft auf schwachen Füßen geht: die Phantasie ist die Lunge der Seele. (S. 242)

Begeisterung

Begeisterung ist der Geist, wovon die Schwärmerei der Schatten ist. (S. 167)

Wahrheit

Worte! In ihrer Natur liegt schon so viel Stoff zur Unrichtigkeit, daß sie an sich verfälschte Gedanken sind.

Wenn die Sprache der eiskalten Vernunft je die Sprache des gemeinen Lebens werden könnte — würde mehr Wahrheit in der Welt sein? (S. 191)

Geschichtschreibung

Geschichte ist eine durch Völkerrecht und Konvention beliebte Art, den Gegenstand von einer gewissen Seite zu zeigen.

Wenn Nationen Geschichtschreiber suchen, so ist es ein schlechtes Zeichen; sie sind im Verfall. (S. 187)

Justiz

Ein Gesetz auf den gegenwärtigen Fall gemacht, ist ein Machtspruch; und ein altes ist selten oder garnicht anwendbar! Was taugt also die Justiz?. (S. 20)

Bei Gesetzen und Prophezeiungen tut immer die Auslegung das Beste. (S. 23)

Menschenleben

Machen wir es nicht alle, wie kleine Kinder, die dem Schmetterlinge stundenlang nachlaufen? — Endlich erhascht. Allerliebst! — Gelacht, ihm die Flügel abgerissen, geweint. — O Welt, sieh hier dein Leben! (S. 240)

Die Menschenwelt

Um die Welt reisen heißt: die Erde umschiffen. (S. 189)

Die Vielen Allzuvielen

Der Mensch ist schön, die Menschheit ist erhaben; nur ein Haufen Menschen taugt gemeiniglich wenig oder gar nichts. Vielleicht wird es mit der Zeit besser, wozu indeß unser guter Oberhofprediger und seine schwere und leichte Infanterie und Kavallerie sicherlich nie etwas beitragen werden. (S. 19)

Einsam

Mensch, du bist glücklich, wenn du einsam bist; denn du bist von Menschen entfernt! Mensch, du bist unglücklich, wenn du einsam bist; denn du hast dich selbst! (S. 187)

Vom Aufruhr in den russischen Ostseeprovinzen

3

Nachdem in den Industriestädten bereits früher Streike, Demonstrationen und auch Zusammenstöße vorgekommen waren, gelang es der systematisch fortgesetzten gemeinsamen Agitation nach Ausbruch der russischen Revolution auch auf dem Lande zunächst eine Reihe von Knechts- und Arbeiterstreiken zuwege zu bringen (im Februar und März vorigen Jahres). Es wurden dabei bestimmte, ziemlich übereinstimmende Forderungen gestellt. Aber gerade diese Forderungen zeigten, daß das Ganze nicht etwa aus Bedürfnissen und Notständen von innen heraus erwachsen, sondern vielmehr von außen her künstlich hineingetragen war. Vielfach wußten die Manifestanten später selbst nicht mehr, was die schriftlich eingereichten Forderungen enthielten, ja man verlangte Dinge, die man längst hatte: freie ärztliche Behandlung und dergleichen.

Bald begannen auch Zerstörungen von Telegraphen- und Telephonleitungen, sowie Angriffe auf die „Monopolbuden" (öffentliche Verkaufsstellen des in den staatlichen Brennereien hergestellten Branntweins). Ebenso fing man an, auf Gütern und Pastoraten (die ländlichen Pastorate stellen kleine Gutswirtschaften dar) Scheunen und Ställe niederzubrennen.

Den Geistlichen brachte aber bereits dieses Anfangsstadium auch abgesehen von der wirtschaftlichen Schädigung besondere Leiden. Man zwang die Pastoren, indem man ihnen eine rote Fahne in die Hand drückte und sie unter Schlägen vorwärts stieß, an der Spitze der manifestierenden Haufen nach dem Gasthaus zu ziehen. Dann setzten die Störungen der Gottesdienste ein, in ähnlicher Weise bis in die neueste Zeit hinein wiederholt. Zum ersten Mal geschah das in einer ganzen Reihe von Kirchen Südlivlands — also offenbar systematisch organisiert — am Pfingstsonntag, als wollte man an Stelle des alten Geistes christlicher Zucht und Ordnung den neuen des Aufruhrs setzen. Es war gewöhnlich so, daß beim Gottesdienst eine Anzahl fremder Männer in der Kirche zu bemerken waren. Sie verhielten sich ruhig bis zur Fürbitte für den Kaiser im Kirchengebet. Dann protestierten sie laut, bedrohten den Pastor und zwangen ihn, die Kanzel zu verlassen, wobei es vielfach zu Vergewaltigungen und Mißhandlungen kam. So ist der mehr als 60jährige Pastor Seesemann in Grünhof (Kurland) durch Schläge und Tritte roh mißhandelt worden, als er von seinem Platze auf der Kanzel nicht weichen wollte. Ein besonders empörendes Beispiel der dabei zu Tage tretenden Rohheit war es, als man den greisen Pastor emer. Döbner, der stellvertretend in einer Gemeinde Südlivlands den Gottesdienst hielt, von der Kanzel riß, aus der Kirche trug und ihn draußen an den Füßen durch den Straßenschmutz zerrte. Während man so gegen den Pastor vorging, brachten Andere vielleicht noch auf dem Orgelchor den Organisten zur Ruhe, wenn er den Lärm durch sein Spiel zu übertönen suchte. Dann bestieg ein Redner mit der unvermeidlichen roten Fahne — zuweilen auch noch rot maskiert — die Kanzel und hielt eine aufrührerische Rede. Hierauf wurde ein revolutionäres Lied angestimmt. Diese Lieder wurden übrigens bald nach der Weise bekannter Choräle gesungen.

Zum Schutz der Pastoren organisierten die Gutsbesitzer einen bewaffneten Kirchenschutz. Bei der Verteidigung des Geistlichen ist dann gleich im Anfang des Aufruhrs der aus Deutschland zeitweise nach der Heimat gekommene Baron Bistram in der Kirche erschossen worden.

Auch bei den in Livland üblichen Kirchhofsfesten fanden regelrechte Feuergefechte mit Verwundeten und Toten statt.

Fragt man nach dem Motiv dieses Vorgehens, so wird sich wohl Zweierlei anführen lassen. Einmal war es gewiß den Agitatoren darum zu tun, auf diese Weise Gelegenheit zur Propaganda vor größeren Volksmengen zu erhalten. Dann aber wollten sie auch dem ihnen unbequemen Einfluß der Pastoren dadurch begegnen, daß sie dieselben, und damit die Kirche überhaupt, durch die Störungen und Mißhandlungen verächtlich und lächerlich zu machen suchten.

Das verhältnismäßig gleichgiltige Verhalten der russischen Regierung machte die Aufrührer immer kühner. Sie zogen nun auch umher und verübten allerlei Ueberfälle, indem sie die Auslieferung etwa vorhandener Waffen verlangten und im Weigerungsfalle Gewalt anwendeten. Ebenso suchte man jeden Ausweis der Persönlichkeit unmöglich zu machen. Zu dem

Zweck wurden die Gemeindehäuser heimgesucht und die dort untergebrachten Dokumente, vor allem die Stammrollen für die militärischen Einberufungen, verbrannt, ebenso die Pastorate überfallen und Kirchenbücher wie ganze Archive den Flammen übergab. Dabei blieb es im wesentlichen bis zum November, wobei sich die Bewegung der Hauptsache nach auf Südlivland und Kurland, also den lettischen Teil der Provinzen, beschränkte. Es waren aber auch da schon wiederholt Opfer an Menschenleben zu verzeichnen: Polizeibeamte, Soldaten und auch sonstige irgendwie mißliebig gewordene Personen, darunter der 41jährige Pastor Schilling in Nitau (Südlivland). Eine Heulieferung an dort stationierte Kosaken soll den Anlaß zu seiner Ermordung gebildet haben. Einem anderen (Pastor Rutkowsky) gelang es, rechtzeitig gewarnt, sich durch eilige Flucht bei Nacht und Nebel vor dem Ansturm einer vielhundertköpfigen fanatisierten Volksmenge zu retten, sich im Walde versteckt zu halten und nach langem Umherirren unter unsagbaren Schwierigkeiten Mitau zu erreichen.

Faure

Ein theologisches Gutachten zum Bremer Taufstreit

Unter dem Titel „Die Lehre der Reformation von der Taufe" wird demnächst als Nr. 57 der Hefte zur Christlichen Welt ein theologisches Gutachten zum Bremer Taufstreit erscheinen, dem wir eine kräftige Wirkung wünschen. Verfasser ist D. Gottschick, Professor der praktischen Theologie in Tübingen. Seine Ausführungen waren zunächst für die Christliche Welt bestimmt, aber es ist nun eine besondre Schrift von 55 Seiten daraus geworden. Zur Kennzeichnung ihres noch immer aktuellen Inhalts heben wir zwei Stellen daraus hervor:

Mit der abschließenden kirchenrechtlichen Entscheidung in Sachen der Bremer Taufwirren, so unanfechtbar sie bei dem bestehenden Kirchenrecht ist, und so wenig das anfängliche und schließliche Verhalten ihres Urhebers geeignet ist, ihm und seinem Vorgehen auch nur die geringste Sympathie zu erwecken, ist die Frage noch nicht entschieden, ob das tatsächlich geltende Kirchenrecht auch inneres Anrecht auf solche Geltung hat. Hängt der geistliche Segen der Taufe nicht an dem Gebrauch der Tauformel von Matth. 28, 20, so ist es unverantwortlich, von ihrem Gebrauch die Rechtsgültigkeit der Taufe abhängig zu machen. (S. 1.)

Welcher Auffassung der Taufe man auch huldigt, der Lutherischen, so wie er sie faktisch vertreten, oder der Zwinglis bezw. Calvins, oder einer die katholischen Ueberbleibsel abstoßenden und Luthers spezifische Gedanken durch das Wahrheitsmoment der beiden andern ergänzenden: in keinem Fall kann davon die Rede sein, daß ihre Kraft oder ihr Heilswert von dem Gebrauch der Tauformel „im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes" abhänge. Die Taufe ist hier nirgends wie im Mittelalter, um möglichst deutlich zu sprechen, als Zaubermittel gemeint, zu dem die wirkungskräftige Zauberformel gehört. Als Gnadenzeugnis Gottes an das Bewußtsein verlangt sie nur, daß sie als solches beim Vollzug deutlich gemacht werde, seis nun, daß der Gott der Christenheit als der bezeichnet werde, in dessen Namen sie vollzogen wird — so Luther —, oder daß sie auf den Namen dessen geschehe, dem die Täuflinge in der Christenheit zugeeignet werden sollen. Auch wo Luther die Kindertaufe realistisch als Organ von Naturwirkungen faßt, ist ihm doch das Entscheidende neben der Kenntlichmachung der Handlung als Gnadenzeugnis Gottes die Erweckung des Glaubens; und die geschicht dadurch, daß Gott die Fürbitte hört, die diejenigen tun, welche die Kinder zur Taufe bringen. (S. 47 f.)

Das ist der Standpunkt, den wir in Sachen der Taufen des Pastors Mauritz an unserem Teil vertreten haben. Vielleicht gibt es den Juristen doch zu denken, wenn er hier mit schwereren Argumenten begründet wird, als das in einem schnellen Zeitungsartikel möglich ist. Die Sache liegt gerade kirchenrechtlich merkwürdig genug. Soll die bürgerliche Geltung und Wirkung der christlichen Taufe von einem Merkmal abhängig bleiben, das, rein historisch angesehn, ihr ursprünglich gefehlt hat und von dem weder die Reformatoren noch die Bekenntnisschriften jemals die Heilswirkung der Taufe abhängig gemacht haben? Seit wann gilt dies neue Kirchenrecht? Und ist es wirklich so unanfechtbar?

Gerade weil augenblicklich der Bremer Taufstreit nicht mehr das Tagesinteresse für sich hat, sei das Gutachten Professor Gottschicks der Erwägung der Sachverständigen und der sonst Interessierten hiermit umso angelegentlicher empfohlen.

R

Der Fall Masaryk

Die interkonfessionelle Schule ist in Oesterreich ein Sorgenkind Aller, die nach dem Sinne des Gesetzgebers eine konfessionslose Unterrichtsanstalt begehren. Denn tatsächlich ist sie zur katholischen Konfessionsschule geworden. In Mähren sagt man es offen: die Schule ist katholisch. Und die überwachenden Organe haben dagegen Nichts zu erinnern. Anderwärts sagt man es nicht, aber tut danach.

Im Reichsvolksschulgesetz von 1869 ist der Religionsunterricht den kirchlichen Organen zugewiesen. Aber verhängnisvoll ist, daß es der Kirchenbehörde die Verfügung über den Religionsunterricht und die religiösen Uebungen einräumt. Und vermittelst der „religiösen Uebungen", die das liberale Gesetz vorsah, hat sich die katholische Kirche der Schule zu bemächtigen gewußt. Auf den Gängen, in den Schulstuben hängen katholische Embleme, Kruzifixe, Madonnen. Den Unterricht beginnt und schließt ein katholisches Gebet, meist das Vaterunser mit dem englischen Gruß. Wohlgemerkt auch in Klassen, in denen andersgläubige Kinder sitzen. Am Aschermittwoch geht der katholische Religionslehrer (Katechet) durch die Klassen, hält eine Ansprache an die Kinder, daß sie der irdischen Lust genug gefröhnt und nun Buße tun müßten (!), und macht ihnen mit Asche ein Kreuz auf die Stirn. Wohlgemerkt nicht in der Religionsstunde, sondern während des sonstigen Unterrichts. Und wenn die evangelischen Kinder nicht den Mut haben, sich öffentlich als solche zu bekennen, so werden auch sie mit dem Aschenkreuz beglückt. An Lichtmeß kommt er mit geweihten Kerzen, bestreicht damit den Hals — ein ausgezeichnetes Mittel gegen Halsweh, wie es heißt — und der Direktor kniet als erster zu dieser Prozedur nieder. Vor dem Fleischessen am Freitag in der Fastenzeit wird nicht in der Religionsstunde, sondern vor allen Kindern gewarnt. Wollen die Kinder in den Himmel kommen, so müssen sie das Kruzifix anschauen beim Beten. Paßt es dem Katecheten nicht, zu der für ihn festgesetzten Zeit seinen Unterricht zu halten, so kommt er einfach zu anderer Stunde in die Klasse: Fräulein, ich werde jetzt Religion halten! und das Fräulein muß abziehen samt den evangelischen Kindern. Kein Wunder, daß bei solcher Ausnahmsstellung der Katechet allmächtig ist. Kein Wunder auch, daß bei solchen Verhältnissen die Lehrerin zu den evangelischen Kindern sagen kann: Ihr seid keine Christen. Und die Kleinen kommen weinend nach Haus, weil sie keine Christen seien.

Die Beispiele sind einer Prager Schule entnommen. Wenn dies möglich ist gleichsam unter den Augen des Landesschulrats, wird man sich nicht wundern, daß es auf dem Lande noch schlimmer bestellt ist. Ein besonders merkwürdiger Fall ereignete sich in Mähren im Bezirke Holeschow. In zwei Schulen, Posdjechow und Bratschejow waren die evangelischen Schüler in der Mehrheit (137: 57 und 67: 58 im Jahre 1899; jetzt 134: ca. 60 und 70: ca. 64). Trotzdem waren die Kinder gezwungen, katholische Gebete zum Beginn und zum Schluß zu sprechen. Auf eine Beschwerde des evangelischen Pfarramts in Posdjechow wurde vom Bezirksschulrat verfügt, daß die Kinder in getrennten Räumlichkeiten die Gebete nach ihrer Konfession zu verrichten hätten. Die Leitung der Schule beschwerte sich über diese Praxis, die zu Unzuträglichkeiten führte. Der evangelische Pfarrer beantragte von neuem interkonfessionelle Gebete. Der Schulinspektor führte gleichwohl wieder die Gebete der katholischen Minderheit ein. Auf zweimalige Beschwerde beim Landesschulrat tat man einen Augenblick, als wolle man die vom Ministerium für die Schulen des Bezirks Wallachisch-Meseritsch

eingeführten interkonfessionellen Gebete, mit denen das evangelische Pfarramt sich einverstanden erklärt hatte, übernehmen. Aber es blieb Alles beim Alten. Eine 1902 beim Ministerium und Oberkirchenrat eingebrachte Beschwerde wurde überhaupt nicht beantwortet. Konvent und Synode trat für den Pfarrer und sein Recht ein, ohne Erfolg. So müssen denn seit 1900 wieder die in der Mehrheit befindlichen evangelischen Kinder die vom Olmützer erzbischöflichen Ordinariat angeordneten Gebete sprechen, obwohl man von evangelischer Seite keineswegs die Einführung evangelischer, sondern der vom Ministerium bewilligten streng interkonfessionellen Gebete beantragt hatte. — In der Schule zu Bratschejow kam es 1901 auch über die kirchlichen Embleme zu einem Zusammenstoß. Der katholische Pfarrer hängte Kruzifixe in den Klassen auf, der evangelische beantwortete dies damit, daß er gerahmte Bilder mit Kelch und Bibel daneben hängte. Als der katholische Pfarrer beim Religionsunterricht dies sah, warf er das evangelische Bild in die Ecke und sagte dazu: die Evangelischen sind Idioten; aus dem Kelch trinken sie Schnaps usw. Der Staatanwalt sah darin keine Religionsstörung, doch erhielt der Pfarrer einen Verweis. Und seitdem sind die Embleme beider Kirchen verschwunden. Nur während des Religionsunterrichts dürfen sie aufgehängt werden. Es kommt vor, daß der katholische Pfarrer als Religionslehrer den Schülern verbietet, seinen Kollegen, den evangelischen Pfarrer auf dem Gang zum Religionsunterricht zu grüßen: das wird nach dem Vorhergegangenen nicht wunder nehmen. Ebenso machen die Katecheten ihre Macht gegen Lehrer geltend, die den Klerikalen mißliebig sind. Der Weg vom Konsistorium zur Schulbehörde ist sehr nah. Und Versetzung oder Untersuchung sind die Folge.

Man muß diese Dinge im Gemüt behalten, will man das Folgende verstehen und würdigen. Ein mährischer Realschulprofessor Juda schrieb die Einleitung zum Katalog einer Wanderausstellung, die mit den Werken des tschechischen Malers Kupka nach Proßnitz kam. Unter diesen Bildern befand sich ein Zyklus: Religionen. Juda, der unter dem Pseudonym Kara ben Jehuda schrieb, verschwieg in seinem Katalog bei dieser Gelegenheit seine antiklerikalen Anschauungen nicht. Der Proßnitzer Pfarrer forderte von Juda in einem Eingesandt Genugtuung im Namen der religiös empfindenden Bevölkerung. Er tat dies nicht nur mit einem Bruch der Pseudonymität, sondern fügte Judas amtlichen Charakter vollständig in der Adresse hinzu. Das war eine schlaue, wohl berechnete Denunziation. Eine klerikale Interpellation an den Statthalter — leider hatte sie auch die Unterschrift eines evangelischen Abgeordneten — gab ihr den nötigen Nachdruck. Juda ist in Untersuchung.*)

Dies Musterbeispiel einer klerikalen Denunziation wurde vom „Cas", dem Organ des Prager Professors **Masaryk**, gebührend ins Licht gesetzt. Es regnete eine Unzahl von Verachtungskundgebungen. Auch die „Konstanzer Union" schloß sich der Aktion an. Und der Austritt von 70 Personen in Proßnitz aus der katholischen Kirche war die Folge.

Bei einer Protestversammlung der mährischen Studentenschaft in Prag sprach nun Masaryk über diese Sache und führte die angeregten Gedankenreihen weiter. Hatte er selbst früher gegen den Klerikalismus ganz ins Allgemeine geredet, so erklärte er nunmehr: „Verstecken wir uns nicht hinter der Losung Klerikalismus. Das, worum es geht, ist der Katholizismus, und darum müssen wir aus allen Kräften darauf hinarbeiten, daß **die Religion aus der Schule** herauskommt. Ich selbst bin kein Feind der Religion — Andere sind anderer Meinung, jeder nach seinem Gewissen — aber ich bin dagegen, daß die Religion in der Schule verbleibe. Der Katechet an den heutigen Schulen ist Nichts als ein von der Regierung bezahlter Denunziant, Nichts weiter." (Nach dem Referat des Cas.) Und weiter sagte er: „Auch ich trete nicht auf gegen die Religion, sondern gegen eine entartete Religion, die die Politik zu ihrem Schutz gebraucht. Was wäre das auch für ein Gott, der zur Ausübung seiner Macht" — bei diesen Worten löste der Regierungskommissar, der vorher schon zweimal Masaryk hatte ermahnen lassen, die Versammlung auf. Masaryk wurde gleich darauf wegen Religionsstörung und Beleidigung der katholischen Kirche in Untersuchung gezogen. Außerdem haben von den 750 tschechischen Katecheten ca. 300 ihn, Jeder einzeln, wegen Ehrenbeleidigung verklagt. Diese Klage wurde zuerst außerordentlich beschleunigt, jetzt wird sie aber dadurch, daß man auch ein Preßvergehen annimmt und den Wahrheitsbeweis verlangt, wohl vom Bezirksgericht zu den Geschworenen verwiesen werden und dadurch weiter hinausgeschoben.

Daß die Herren Katecheten klagen, kann man wohl verstehen. Aber ebenso wird man Masaryks scharfes, etwas zu weit gehendes Wort verstehen können, wenn man die oben nur ganz flüchtig skizzierten Schulverhältnisse bedenkt. Daß es unter den Katecheten einen nicht kleinen Prozentsatz solcher gibt, die in maiorem dei gloriam ihre weltlichen Kollegen denunzieren, das ist ohne jeden Zweifel. Eine anläßlich dieses Falls vorbereitete Broschüre, welche die Tätigkeit der Katecheten beleuchten soll, wird dafür den Beweis erbringen. Interessant bei der Sache ist auch das, daß jeder Katechet gesondert geklagt hat. Man erwartet jedenfalls eine Verurteilung Masaryks und sorgt schon jetzt dafür, daß die Kosten nicht allzu klein ausfallen.

Aber die Klage wegen Religionsstörung. Ich bitte jeden Leser, noch einmal die oben mitgeteilten Kraftstellen des Masarykschen Rede durchzugehen. Wo ist da Religionsstörung zu finden? Daß der Kommissar in dem Wort, Gott brauche zur Ausübung seiner Macht keinen Staatsschutz und keine Polizeigewalt, offenbar ein Delikt sah — sonst hätte er die Versammlung nicht aufgelöst — ist unbegreiflich, und es ist ein merkwürdiges Dokument für das, was man in Oesterreich Religion nennt. Doppelt interessant wird aber die Untersuchung, wenn man damit das oben mitgeteilte Wort eines katholischen Pfarrers über das evangelische Abendmahl vergleicht, das keine Religionsstörung in sich schließt. Dazu kommt noch ein Weiteres. Masaryk ist oft genug offen für die Religion als höchste Lebensmacht eingetreten und hat sich in ergreifender Weise, gerade auch in freidenkerischen Versammlungen, zu Gott bekannt. Solchen Männern gegenüber sollte man es sich doch zweimal überlegen, ehe man gegen sie Anklage wegen Religionsstörung erhebt.

Freilich, gleichzeitig kommen Nachrichten, die Alles überbieten, was man in dieser Hinsicht schon erlebt hat. Der auch in Deutschland wohlbekannte Pfarrer **Dusek** aus Kolin, Superintendentialstellvertreter der böhmisch-reformierten Superintendenz (Stellvertreter des Generalsuperintendenten im deutschen Sinne) ist ebenfalls in Untersuchung wegen Religionsstörung. Er soll diese auf einer vertraulichen politischen Versammlung begangen haben. Also auch hier wieder die in Oesterreich so verbreitete Denunziation. Ich sage nochmals: Religionsstörung — nicht etwa Beleidigung der katholischen Kirche. Näheres über diesen Fall ist noch nicht bekannt, da Dusek gerade in Deutschland weilte.

Aber diese Klagen sind ja auch nicht Selbstzweck. Die Aeußerungen, die zur Untersuchung geführt haben, sind nicht Grund, sondern Vorwand. Masaryk ist eine Großmacht im tschechischen Volke. Sein Einfluß auf die Studentenschaft, auf die Intelligenz ist unbestreitbar. Und immer macht er ihn im freiheitlichen, antiklerikalen Sinne geltend. Darum ist er Rom so verhaßt; um so verhaßter, als sein Charakter unantastbar ist. Nun sucht man ihn moralisch zu vernichten. Denn Religionsstörung, diese Art Religionsstörung ist in Oesterreich das schwärzeste Verbrechen. Wer weiß, ob man sich nicht dazu gerade eine Zeit ausgesucht hat, wo Marokko, Wahlreform und Ungarn die Presse ganz in Atem hält. Auch der Regierung wäre Masaryks Beseitigung nicht unerwünscht. Seit er im Hülsnerprozeß gegen das Ritualmord-Märchen aufgetreten ist, steht er auf der schwarzen Liste. Und daß er am 24. September als erster aus den Reihen der bürgerlichen Parteien seinen Anschluß an die sozialdemokratische Wahlrechtsbewegung erklärt hat, das hat sein Blatt, der Cas, mit häufigen Konfiskationen in letzter Zeit büßen müssen.

Es wäre gut, wenn man dem österreichischen Klerikalismus,

*) Näheres siehe Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich Nr. 5.

der in letzter Zeit übermächtig geworden ist, etwas Aufmerksamkeit auch in Deutschland schenken wollte. Der Fall Masaryk ist wirklich eine Hauptschlacht. Und manchen deutschen Schulpolitikern wäre gleichfalls anzuraten, sich die österreichische Schule etwas näher anzusehen, ehe man einen, wie wir glauben, für Deutschland verhängnisvollen Fehler begeht. Es ist nicht von ungefähr, daß man in weiten Kreisen der österreichischen Protestanten das Ideal in einer Schule sieht, aus der die „Religion" völlig verschwände und die diesen Lehrgegenstand gänzlich der Kirche und der Familie überließe. Man weiß eben hier was eine römische Konfessionsschule ist, auch wenn sie interkonfessionell heißt. W E S

Zwei Briefe Frenssens

„Hilligenlei" bewegt die Gemüter in einem Maße, wie ich das doch nicht für möglich gehalten habe. Die besten Menschen geraten wider einander. Nun schreibt uns ein Freund, es komme nicht darauf an, wie es der Dichter gemeint habe, sondern wie das Buch wirke. Die Wirkung ist von sehr verschiednen Momenten abhängig. Und zur rechten, echten Wirkung eines Buchs hilft man, indem man zeigt, wie der Dichter es gemeint hat.

Wie die Gegensätze sich zugespitzt haben, tragen wir kein Bedenken, zwei Briefe Frenssens zu veröffentlichen, die uns von den Empfängern dafür zur Verfügung gestellt worden sind. Schaden können sie nicht, nutzen um so mehr. Der erste Brief ist an einen Pfarrer gerichtet, der ihn freundschaftlich interpellierte, der zweite an eine Frau, die ihm scharf ihre moralische Meinung sagte. Wir drucken die Stücke ohne Frenssens Genehmigung. Was er vielleicht nicht gut heißen würde, wenn es erst noch geschehen sollte, wird er gut heißen, nachdem es geschehen ist. R

1

. . . Die Leute in „Hilligenlei" sind allzumal Sünder, zerrissene Seelen, „Wahnsinnige des Lebens". Ich zeige deutlich: da ist nicht einer, der auf dem rechten Weg ist. Nur von Heinke und Kai Jans will ich sagen, daß sie zuletzt „nicht fern vom Reiche Gottes sind." Ihnen allen, auch diesen Beiden, gegenüber stelle ich den Heiland und das Heilige Land.

Es ist lange her, daß ein so frommes und reines Buch geschrieben ist, wie Hilligenlei. Daß die, welche sich selbst für die Frommen und Reinen halten und dick damit tun, Gegner des Buches sind, ist selbstverständlich und durch keine Erklärung zu ändern.

2

Ich habe nicht einmal Zeit, kluge Briefe zu beantworten. Ich kann Ihnen nur kurz sagen: auch ich bin entrüstet über Anna Boje und über Piet, den ebenso gewissenlosen, und über Tjärk, den ebenso gewissenlosen, und über den Pe Ontje, den ebenso gewissenlosen, und über die Hebamme und jeden einzelnen Hilligenleier: soll ich die 3345 Namen aufführen? Ich bedaure, daß alle diese Leute, 3345, nicht vornehme lautere Menschen sind. Ich spreche dies Bedauern lebhaft und mit harten Worten aus: nenne sie „Wahnsinnige des Lebens", „Wirre", „Irre" und stelle ihnen gegenüber den einen Einzigen, der auf heiligem Boden stand.

Die Leute sollen die Nase in das Buch stecken und sehen, daß sie ihre arme Seele retten. Darnach sehe ich auch aus. Und nicht nach Lob oder Tadel der Menschen. Ich habe das Buch für mich geschrieben und habe gedacht, es könnte Einigen helfen, wirklicher, demütiger, mitleidiger, heiliger, weitherziger zu werden.

Ich habe dies im Zorn geschrieben. Ich zürne aber Ihnen nicht, sondern grüße Sie freundlich.

Verschiedenes

Das Berufungsbewußtsein der alttestamentlichen Propheten. Vortrag gehalten von Dr. D. Eduard König, Barmen, Wuppertaler Traktatgesellschaft 1900. 28 S. 40 Pf.

Prophet und Seher im alten Israel. Von † Richard Kraetzschmar. Tübingen. J. C. B. Mohr 1901 (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte 23). 32 S. 75 Pf.

Die Berufung der Propheten. Vier religiöse Reden von Prof. Dr. Lucien Gautier. Uebersetzung von Hermann Buck. Gustav Schloeßmann, Hamburg 1903. 111 S. 1,80 Mk.

Jesaia der König unter den Propheten. Jes. Kap. 1—39 in Bibelstunden ausgelegt von Fr. Doerne. Leipzig, Friedrich Jansa 1904. VII. 255 S. 4, geb. 5 Mk.

Charakteristisch für Eduard König sind zwei Anmerkungen. Die eine (S. 27): „Ad. Harnack sagt . . .: »Der Naturzusammenhang ist unverbrüchlich, aber die Kräfte, die in ihm tätig sind . . . kennen wir längst noch nicht alle . . .« Da fragt man sich: Weshalb soll der göttliche Geist nicht auch einen Faktor im Komplex der Kräfte des All bilden dürfen? . . ." Die andere (S. 23): „Marti bemerkt . . .: »Was Jesaia erzählt, sind subjektive, deswegen aber nicht etwa unwirkliche und bloß eingebildete Vorgänge in seinem Innern, Vorgänge, die von Gott gewirkt sind.« Darin liegt die unbegründete Voraussetzung, daß »subjektive« Vorgänge keine bloß »eingebildeten« seien, und daß diese Vorgänge sogar von Gott gewirkt gewesen seien. Nein, wenn man annehmen zu dürfen meint, daß die Vorgänge, wie sie in Jes. 6 erzählt sind, »subjektive« gewesen sind, dann kann man auch nicht die Konsequenz abwehren, daß es bloß eingebildete Vorgänge in seinem Innern waren. Am allerwenigsten können »subjektive« Vorgänge als Wirkungen Gottes bezeichnet werden." Zu jener Bemerkung muß gesagt werden: Das gerade ist der Grundfehler, Gott zu **einem** Faktor neben andern zu degradieren. Die Welt völlig an Gott binden und sie ebenso völlig und restlos nach „Naturgesetzen" zu erklären zu suchen, sind die beiden Seiten einer und derselben Sache. Irgend einen Punkt den Naturgesetzen entnehmen wollen, bedeutet, ihn aller Wahrnehmbarkeit, Erkennbarkeit, alles Eingehenkönnens ins menschliche Innenleben entziehen, kurz ihn annihilieren. Gottes Wirken in der Welt außerhalb der Naturgesetze legen, heißt, es überhaupt ausschalten. Wie soll er anders die menschliche Psyche berühren, als indem er eben die psychischen Organe und Funktionen benutzt, d. h. aber eben sein Wirken in der Welt in die Naturgesetze eingehen läßt. Es müßte denn sein, daß man mit dem Wort „Naturgesetz" einen höchst kindlichen Begriff verbindet, was freilich der gebildete Spießbürger meistens tut, zuweilen sogar, wenn er Naturwissenschaft studiert hat. Der Schluß der oben angeführten zweiten Bemerkung grenzt geradezu an Wahnwitz. Wie wertvoll könnte der Versuch sein, in das Berufungsbewußtsein der Propheten einzudringen. Es ist zu bedauern, daß König diesen Versuch zu einem oberflächlichen Räsonnement voller Trugschlüsse mißbraucht. S. 14 z. B. wird die Identifizierung der Gottesstimme, die den Propheten beruft, mit der Stimme des Gewissens abgelehnt — mit Recht. Aber der Beweis dafür: „Darnach wären ja alle Israeliten Propheten gewesen, und wir alle ständen mit einem Jesaia und Jeremia auf der gleichen Stufe!" — ist doch eitel Spiegelfechterei. Königs ganzer Argumentation liegt die Vorstellung zu Grunde, daß das Seelenleben ein äußerst übersichtliches und auf der flachen Hand liegendes Ding sei, und sie würde genau so auch z. B. für Muhamed gelten. Summa: Wir werden es uns nicht verbieten lassen, als religiosi als Gottes Werk und Geist zu verstehen, was wir auf der andern Seite nach geschichtlichen, psychischen und Naturgesetzen zu erklären versuchen. Wir werden beispielsweise der besonderen Form des prophetischen Berufungsbewußtseins auf die von Herder angedeutete Weise nahezukommen suchen, wenn er ausführt, daß die Propheten nicht durch logische Gedankenbildung, sondern durch intuitives Mitleben in den Zeitbewegungen einen seelischen Untergrund von Erfahrungen sammeln, aus dem heraus plötzlich die Gedanken und Vorstellungen aufblitzen.*) Wir werden — abermals beispielsweise — den Kampf zwischen Prophet und Priester, der uns die größten Gedanken Gottes offenbart, geschichtlich zurückführen auf die geistige Spannung, die damals eintrat, als Israel und Kanaan, Jahve, der Gott der Wüste, und Baal, der Gott des Kulturlandes, mit einander in Berührung kamen.

In diese interessante Bewegung führt der Vortrag des inzwischen verstorbenen Kraetzschmar. Seine Absicht, einzelne lehrreiche Beispiele herauszuheben, war der gewiesene Weg. Er hätte diese einzelnen Bilder noch etwas stärker stilisieren und dann die Verbindungslinien noch etwas klarer herausarbeiten, dafür aber manche, wenn auch sehr interessante Einzelbemerkungen fortlassen können, weil sie z. T. rein gelehrter Art sind, z. T. für einen gemeinverständlichen Vortrag weiterer Ausführung bedürften.

Gautier gibt die vergleichende Charakteristik der Propheten Hesekiel, Jeremia, Jesaia, Amos in vier fein gezeichneten Bildern. Die vergleichende Nebeneinanderstellung macht das Besondere seines Buches aus. Die Uebersetzung ist in Einzelheiten manchmal etwas zu gebunden (vgl. S. 89 Die Propheten suchen auf ihre Umgebung einen „sittigenden" Einfluß auszuüben, wo etwa „gewissenschärfend" gemeint ist). Stellenweise leidet sie auch an der allgemeinen Schwierig-

*) „Einer fragte von der Propheten Offenbarung, die immerdar rühmen: So spricht der Herr, ob Gott persönlich mit ihnen geredt habe. Da sagte Dr. M. Luther: Es sind sehr heilige, geistliche, fleißige Leute gewest, die göttlichen und heiligen Sachen haben mit Ernst nachgedacht und sie betrachtet; drumb hat Gott in ihren Gewissen mit ihnen geredt. Das haben die Propheten für eine gewisse Offenbarung gehalten." Luthers Tischreden von Aurifaber.

keit, aus dem Französischen ins Deutsche wirklich zu übertragen, diese ganze gestikulierende, rhetorische Art, die sich in dem Zeremoniell eines grammatisch steifen und umständlichen Sprachbaus leicht und elegant bewegt, so wiederzugeben, daß nichts zu schwer oder auch phrasenhaft herauskommt.

Nicht über den Propheten zu sprechen sondern ihn selbst reden zu lassen, ist Doernes Absicht in seinen Bibelstunden. Es ist anzuerkennen, daß er der neueren Bibelauslegung mit voller Unbefangenheit gegenübersteht, z. B. auch spätere Zusätze im Jesaiabuch, wo es darauf ankommt, offen als solche behandelt. Doch erreicht er seine Absicht nur unvollkommen. Die herkömmliche Methode, Vers für Vers auszulegen, bringt ihn oft in Gefahr, was Jesaia prophetisch gesagt hat, noch einmal pastoral zu wiederholen, z. B. zu Kap. 5, 10 („denn zehn Acker Weinberges sollen nur einen Eimer geben, und ein Malter Samens soll nur einen Scheffel geben") festzustellen, daß sich der Ertrag der Ernte nur auf ein Zehntel der Aussaat belaufen wird. Sodann sind seine Abschnitte viel zu groß; 39 Jesaiakapitel in 25 Bibelstunden — das ergibt für jede eine solche Unmenge Stoff, daß alles nur wie im Fluge angerührt werden kann. Dabei laufen mancherlei Allgemeinheiten und Trivialitäten unter.

Will man den Propheten selber reden lassen, so mag man die Frage stellen: Ist es möglich, abschnittweise durch Darstellung der Zeitverhältnisse und der jesaianischen Gedankenwelt in die Situation einzuführen, Hindernisse des Verständnisses zu ebnen und dann dem Propheten selber das Wort zu geben? Die Schwierigkeit ist groß. Schon wegen der doppelten Erklärungsreihe, die nötig ist, nicht bloß Jesaia, sondern auch Luther. Denn die Kongenialität der Lutherschen Uebersetzung erschließt sich dem nicht geschichtlich Gebildeten immer schwerer, daran ist gar kein Zweifel. Ein anderes Hemmnis ist der teilweise sehr komplizierte und fragmentarische Charakter des Jesaiabuchs selber wie nicht minder der andern Prophetenbücher. Um geschichtliches Bibelverständnis kann sichs für die Gemeinde im ganzen natürlich nicht handeln. Auch wenn „unser Volk wieder zu einem Bibelvolk" gemacht werden könnte — wie weit es das als Volk jemals war, sei dahingestellt — würde es die Bibel, abgesehen von den im engeren Sinne geschichtlichen Büchern, lesen wie bisher, d. h. als „Sprüche". Die Anschauungswelt, in die es diese einzufügen und auch die biblischen Geschichten zu versetzen hat, zu gestalten, wird man im großen und ganzen ihm selber überlassen müssen. Wie der Pfarrer ihm dabei helfen kann, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Wahrscheinlich sind gerade wir „modernen" Theologen geneigt, die geistigen Bedürfnisse kleiner gebildeter Kreise viel zu sehr zu verallgemeinern.

Bernhard Daab

Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit von Hermann Kutter, Pfarrer am Neumünster in Zürich. Berlin, Hermann Walther 1905. 182 S. 2 Mk.

Hermann Kutter, bekannt aus seinem Buche „Sie müssen", tritt mit einem neuen Buche unter die Augen der modernen Christenheit: Gerechtigkeit! Als leidenschaftlicher Ankläger der modernen Welt steht er auf. „Wir haben uns aus armseliger Wildheit in die Gesittung einer reichen und glänzenden Kultur emporgearbeitet; wir schaffen unermüdlich an ihrer weiteren Ausbildung und Verbreitung — umsonst! Diese ganze, aus der Hingabe der Besten und Größten erwachsene Welt ist dem Mammon verfallen. Wofür unsere Väter ihr Herzblut vergossen, das tritt heute ein barbarisches Gelüsten mit Füßen .... Wir sind vom Geldgeist besessen, krank vor Habgier, elend vor Gewinnsucht, verloren an den Götzen Mammon." Noch ernster und ergreifender ist seine Anklage gegen Religion und Frömmigkeit. Die Religion — jenes faule Menschenwerk an Stelle der Gerechtigkeit Gottes — „ist die größte Lüge unseres Daseins. Sie hat uns Gott, der aller Wahrheit Wahrheit, alles Lebens Leben ist, zum Götzen verwandelt." Sie ist die versteckte Flucht vor Gott, ist Unglauben. Die Worte des Apostel Paulus gegen das gesetzliche Judentum gelten heute dem Christentum. Die Kirche — sie hat schon lange einen Bund mit dem Mammon geschlossen. Protestantismus wie Katholizismus haben keine Kraft mehr. „Stark in Worten — schwach im Geist, das ist moderner Protestantismus .... Ein furchtbarer Ernst, wenn es sich um Meinungen handelt, neben sorgloser Gleichgiltigkeit den schweren Schäden der Gesellschaft gegenüber." Gläubigkeit statt Glauben, ein Christentum, das lästernd den unerforschlichen Ratschluß Gottes für die Leiden der Menschheit verantwortlich macht. Nicht Gott ist dafür verantwortlich, sondern du! So wird Kutter unser Ankläger. Und hier gibt es keine Entschuldigung, auch nicht die mit der Unfreiheit unsers Willens. Alle diese Entschuldigungen haben zwar recht. Aber daß wir uns überhaupt entschuldigen wollen, das ist unser Unrecht!

Ein leidenschaftlicher Ankläger, aber auch ein Prophet des lebendigen Gottes. Wie bei den israelitischen Propheten, so findet sich bei ihm Beides: der Blick in die Tiefen des gegenwärtigen Unrechts und der in eine herrliche Zukunft. Mit der Buße verkündet er Leben. Die Gerechtigkeit Gottes kommt! Der lebendige Gott kommt! Das bekennt er als seinen Glauben; und in tausend Herzen sieht er heute den Glauben an die Wirklichkeit des Lebens sich Bahn brechen — nicht bei den Frommen, aber bei den Enterbten. Es ist ein aus seinem früheren Buche bekannter Gedanke: die Sozialdemokraten sind es, die heute glauben und hoffen — ohne Bekenntnis zu Gott, aber kümmert sich Gott um Bekenntnisse? Zu den schönsten Stellen seiner Schrift gehören die, in denen er der Sehnsucht des modernen Menschen nach Leben, nach dem lebendigen Gott Ausdruck verleiht. Z. B. S. 76. 91. 103 ff.

Ueber erkenntnistheoretische Fragen, besonders im ersten Teil, ließe sich mit dem Verfasser disputieren, doch das Buch ist nicht zur Förderung der Erkenntnistheorie geschrieben. Sein Ziel ist höher: Erneuerung der Christenheit, ja Erneuerung der Welt. Für die satten und mit den Verhältnissen zufriedenen Menschen ist es deshalb Nichts. Wer sich aber aus Pest und Tod heraus nach wirklichem Leben sehnt, der muß es lesen.

Paul Röthig

Einst und Jetzt. Rückblicke und Ausblicke. Rede gehalten am 25. November 1905 im Festaktus der Ludwigs-Universität zur Feier des Geburtstags des Großherzogs und zur Erinnerung an die am 10. Oktober 1605 erfolgte Eröffnung der Gymnasium illustre genannten ältesten Gießener Hochschule. Von D. Bernhard Stade, Geh. Kirchenrat und ordentlichem Professor der Theologie. Gießen, Töpelmann 1905. 48 S. 80 Pfg.

Das Jahr 1907 wird uns die Feier des dreihundertjährigen Bestehens der großherzoglich hessischen Landesuniversität in Gießen bringen. Daß wir von ihr und namentlich der für sie geplanten Herausgabe einer auf zwei Bände berechneten Jubiläumsfestschrift wertvolle Beiträge zur Universitäts- und Kirchengeschichte erwarten dürfen, davon gibt uns diese Festrede D. Stades (des Vorsitzenden der Jubiläumskommission) bereits einen Vorschmack. Der Verfasser schildert in seinem Schriftchen die Vorgeschichte der Universitätsgründung in Gießen von dem Zeitpunkte an, da das Projekt einer eignen hessendarmstädtischen Landesuniversität erstmalig auftaucht bis zur Eröffnung des Gymnasium illustre in Gießen, des Vorläufers der späteren Universität oder — wie Stade richtiger sagt — der ältesten Gießener Hochschule. Er kommt dabei zu Resultaten, die von den bisher verbreiteten Anschauungen über diese Vorgänge in wesentlichen Punkten abweichen und geeignet sind, uns die Vorgeschichte der Universität in einem ganz neuen Lichte zu zeigen. Dies war möglich, weil Stade ein reiches, von ihm und von anderen Mitarbeitern der Festschrift erschlossenes neues Quellenmaterial zur Verfügung stand und weil er diese Materialien unter einem neuen aus großzügiger Geschichtsauffassung entsprungenen Gesichtspunkt betrachtete. Aber Stade hat es auch unternommen, die Lehren auszusprechen, die in dieser Vorgeschichte der Universität für unsere heutige kirchliche Gegenwart verborgen liegen. Die Ausführungen über diesen Punkt erhöhen den Wert der Festrede ungemein und verdienen die Beachtung weitester Kreise. Ganz besonders wünschen wir sie ihnen im Hessenland, das uns gerade in der Gegenwart etwas mehr „Belehrung" aus seiner Geschichte nötig zu haben scheint.

Wilhelm Diehl

Kleine Mitteilungen.

Die Austrittsbewegung aus den Landeskirchen wird von den verschiedensten Seiten kräftig betrieben. Ob mit irgendwelchem achtungswerten Erfolg, übersehen wir nicht. Gleichviel, wir finden die Anknüpfung an das Schulgesetz nicht fair. Aber was für törichte Maßnahmen von oben kommen der Bewegung zu Hilfe! Man liest in den Zeitungen: „In Eißendorf bei Harburg beschlossen die Sozialdemokraten, aus der evangelischen Landeskirche auszutreten, weil mehrere sozialdemokratische Gemeindemitglieder, in den Schulvorstand gewählt, wiederholt nicht bestätigt wurden. Bisher sind 43 Arbeiter ausgetreten." Man lasse doch die Sozialdemokraten in Schul- und Kirchenvorständen mit arbeiten! Das hat sich schon an manchen Orten bewährt. Wenn man sie aber von solcher Mitarbeit ausschließt, dann kann man ihnen wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie darauf bedacht sind, ihre Konsequenzen daraus zu ziehen. R

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. Schiele in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Bernburg. Montag 26. März 6 Uhr Kaiserhof: Das Jesusbild in Hilligenlei (Schwarzkopff).

Chemnitz. Dienstag 27. März 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Fortsetzung der Aussprache über das ethische Problem in Hilligenlei.

Darmstadt. Montag 26. März 8 Uhr im Fürstensaal, Grafenstraße: Ist die zunehmende Kunstpflege unserer Zeit ein Gewinn oder eine Gefahr für unsere Kirche? Marx-Walldorf.

Dresden. Mittwoch 28. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Welche Prinzipien der modernen Weltanschauung haben sich Kirche und Theologie anzueignen? (Mensing).

Gießen. Dienstag 27. März 7 ½ Uhr im Hotel Schütz: Freie Diskussion über: Schücking, Nationalitätenproblem (cf. Christl. Welt Nr. 10, 1906).

Görlitz. Donnerstag 29. März 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Bedeutung des heiligen Abendmahls für unsre Zeit. Lic. Warko-Weißwasser.

Leipzig. Donnerstag 22. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Die Mission in der modernen Welt. Dr. Fobbe-Berlin.

Plauen i. V. Sonnabend 24. März 8 Uhr im Cafe Trömel (Oberstock): Wie erziehen wir die Gebildeten für Religionen? Prof. Thrändorf-Auerbach.

Stuttgart. Montag 23. April 7 Uhr Herzog Christoph: Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments. Stadtpfarrer Dr. Faut-Nagold.

Hilferuf für die Innere Mission im Baltenlande
An die evangelischen Christen Deutschlands

Durch die Revolution, die das baltische Land verwüstet, sind auch all die vielen Anstalten und Arbeiten der Inneren Mission in schwere Not geraten. Dasselbe gilt von den Arbeiten christlich-sozialer Fürsorge, die bisher dem Lande gedient.

Alle diese Arbeiten sind bis auf wenige Ausnahmen von den evangelischen deutschen Balten getragen worden. Deutsche leiten die Arbeiten, Deutsche haben den größten Teil der Mittel hergegeben, die Arbeiten und Anstalten kamen wiederum hauptsächlich den Esten und Letten zu gute.

Die Deutschen sind jetzt pekuniär schwer geschädigt, Verwüstungen und Generalstreiks haben sowohl den Adel des Landes, wie den Bürger der Städte bis hart an den Bankrott gebracht. Aehnlich steht es mit den Institutionen, den Stadtverwaltungen, Ritterschaften, Gilden u. s. w. Gerade diese haben bisher in freigiebigster Weise die dem allgemeinen Wohle dienenden Anstalten und Arbeiten unterstützt, nun können sie es nicht mehr, da sie kaum imstande sein werden ihren kommunalen Pflichten gerecht zu werden.

So sehr in den Zeiten der Not eine Einschränkung des Lebens des einzelnen am Platze ist, so wenig können Anstalten der Inneren Mission und sozialer Fürsorge in Notzeiten eine Einschränkung vertragen, im Gegenteil, in Notzeiten bedürfen sie zum mindesten ein gesichertes Weiterbestehen in ihrem bisherigen Umfange.

Ein Beispiel: Mit vieler Mühe und großen Kosten sind jetzt fast alle Aussätzigen des Landes in geschlossenen Anstalten untergebracht. Es besteht die Hoffnung, daß wenn nach ca. 15 Jahren die armen Kranken durch den Tod von ihren Leiden erlöst sind, die Seuche erloschen sein wird. Aber wie, wenn aus Mangel an Mitteln die Leprosorien auch nur teilweise geschlossen werden müssen, welche Gefahr entsteht dann für unser Land und die Nachbarländer?

Christenliebe kann auch nicht daran denken, die Blöden, die Epileptischen, die Blinden u. s. w. aus der schützenden Anstalt hinaus auf die Straße zu treiben, oder die Arbeit der Stadtmission in einer Zeit einzuschränken, wo barmherzige suchende Liebe mehr als je den Irrenden nachgehen muß.

Woher aber nun die Mittel schaffen?

Das lettische und estnische Volk hat sich selbst durch die Revolution arm gemacht. Die Deutschen können nicht mehr im selben Maße helfen wie früher, so sind wir auf die Hilfe der deutschen Glaubensgenossen gewiesen. Erbarmt Euch unseres Mangels, helft uns! Wir brauchen, um die Anstalten und Arbeiten in ihrem bisherigen Bestande fortführen zu können, einen Zuschuß von Euch im Betrage von ca. 100.000 Mark. Zwar könnten wir Deutsche zur Not für unsere elenden Stammesgenossen selber sorgen, aber die Werke barmherziger Liebe können naturgemäß nationale Schranken nicht vertragen.

Das Böse, das uns Deutschen von den Letten und Esten widerfuhr, können wir nicht an den Armen, Elenden unserer Heimatgenossen vergelten durch Entziehung unserer Hilfe, sondern wir müssen Liebe säen, solange wir es vermögen.

So gebt uns Saat, daß wir sie streuen und Gott schenke, daß durch solche Saat vernichtet werde Hader und Haß, der jetzt mehr denn je von den Bösen geschürt wird.

Gott helfe Euch, deutsche Brüder, an uns barmherzige Liebe zu üben.

Riga, März 1906.

L. Katterfeld, P. Mitau, Thabor
O. Schabert, P. Riga, St Gertrud-Kirche

Die „Christliche Welt" nimmt Gaben für die Innere Mission im Baltenlande entgegen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig, und Verlagsbuchhandlung [illegible], Stuttgart



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 13 Marburg i. H., den 29. März **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonparaille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Das Himmelsbrot

Ich bin das lebendige Brot, vom Himmel kommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt. Joh. 6, 51.

Wie Jesus seine Seele vom Vater nährte und in Kraft seiner Liebe lebte und wirkte, so empfangen wir Kraft und Leben aus ihm. Kraft und Leben in ganz anderem Sinn, als wie dieser oder jener große und liebe Mensch uns Eindrücke, Klarheiten und Impulse — dies oder das — mitteilen kann: er will und kann restlos in uns eingehen und uns in seine Aehnlichkeit umgestalten.

Das sind nicht Subtilitäten, sondern Wirklichkeiten.

Paulus sagt: „So lebe nun nicht ich — sondern Christus lebet in mir; und was ich noch lebe im Fleische, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben": dieser Paulus ist die persönliche Veranschaulichung solchen Essens vom lebendigen Brot, das vom Himmel gekommen ist. Er verdankt seine ganze Existenz als Christ seinem Herrn Christus; und wir Alle mögen daraus den Schluß ziehen, daß das Maß unseres Christentums eben die Christusähnlichkeit ist, die Assimilatio Christi, zu der wir Alle berufen und, recht verstanden, verpflichtet sind.

Von hier aus eröffnet sich der Blick in die letzte Konsequenz dieser Wahrheit: „Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt."

Die Selbsthingabe Christi in den Tod bedeutet von seiner Seite den letzten bedingungslosen Durchbruch seines Lebens- und Liebesstroms „für das Leben der Welt" —: muß man erst sagen, was auf unserer Seite ihm entsprechen soll?

Das ist, gegenüber aller Theorie und Spekulation über das heilige Abendmahl, seine schönste und fruchtbarste Feier, daß man sich sehnt und ausstreckt nach dem ganzen Christus, nach der Vergebung wie nach der Belebung durch ihn, und daß man tut nach dem Wort:

Ich öffne meinen Mund und sinke
Hin zu der Quelle, daß ich trinke.

J. H.

Zum Thema „Christentum und antike Welt"

Neuere Litteratur für Gebildete

1

Als im Frühling des Jahres 1905 in der Versammlungstafel der Freunde der Christlichen Welt das Thema „Jesus und das Sacaeenopfer" auftauchte, haben wohl die wenigsten Freunde gewußt, was das bedeute; und Gegner haben vielleicht eine protest-reife besondere Bosheit der destruktiven Theologie gewittert. Jetzt liegt der Vortrag vor*), nachdem ein kürzerer Artikel für die Fachleute in Preuschens Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums das Quellenmaterial beigebracht hatte. Vollmer will einen Beitrag geben zum Verständnis der Verspottung Jesu durch die römischen Soldaten. Jeder nachdenkliche Leser dieser erschütternden Passionsszene wird sich fragen: Wie können bei der peinlich geordneten Rechtspflege des römischen Staates und bei der guten Disziplin des römischen Heeres Soldaten mit einem ihrer Bewachung anvertrauten Gefangenen einen derartigen Unfug treiben? Solche Bedenken haben wohl mit dazu beigetragen, daß Einige die Szene für ungeschichtlich erklärt haben. Vollmer zeigt demgegenüber, ohne mit seinem Ergebnis eine unwürdige Reklame für die religionsgeschichtliche Methode machen zu wollen, daß die Szene, wenn man sie auf dem Hintergrunde bestimmter antiker Volks- und Soldatenbräuche betrachtet, durchaus glaubhaft ist. Er führt damit Forschungen fort, die dereinst von Hugo Grotius und Johann Jakob Wetstein begonnen und neuerdings von Paul Wendland und Hermann Reich wiederaufgenommen worden sind. Drei Analogien zur Verspottungsszene liegen nach diesen Forschungen jetzt vor: die besonders aus den Märtyrerakten des heiligen Dasius bekannt gewordenen Saturnalienbräuche**) des römischen Heeres (Wendland), Szenen der antiken Theaterposse, des Mimus (Reich), und Zeremonien, die den römischen Soldaten aus den Sacaeen geläufig sein mochten (Vollmer). Die Sacaeen sind ein von antiken Autoren mehrfach erwähntes zu den Persern gekommenes Fest des skythischen Volkes der Saken, dessen bacchantische Feier in der Hinrichtung eines vorher mit königlichen Ehren und Freuden überhäuften Gefangenen gipfelte: „Darf es uns wundern zur Zeit des Tiberius bei syrischen Truppen Gebräuche zu finden, die in der späteren Kaiserzeit, nachweislich aus Asien kommend, der militärischen Saturnalienfeier in Moesien ihr Gepräge gaben?" (S. 31.)

Gegen die Stichhaltigkeit dieser von Vollmer in den Vordergrund gestellten Analogie kann man Mancherlei geltend machen: einmal den Umstand, daß, wie Vollmer selbst offen zugibt, nicht alle Einzelheiten der Sacaeenzeremonie als Analogie zur evangelischen Szene passen; sodann daß die „orientalischen" oder „syrischen" Soldaten, die Jesus als König grüßten, zunächst doch nur römische Soldaten im Orient, in Syrien sind und nicht notwendigerweise geborene und mit den Bräuchen des Ostens vertraute Orientalen sein müssen; endlich (worauf Schürer aufmerksam machte) daß die Königsszene der Sacaeen nicht den Zweck der Verspottung des dem Tode Geweihten hatte. Immerhin bleibt die Hauptsache in der Sacaeen-

*) Jesus und das Sacaeenopfer. Religionsgeschichtliche Streiflichter von Lic. Hans Vollmer. Gießen, Töpelmann 1905, 60 Pfg.

**) Vgl. Christliche Welt 1900 Nr. 15: Jesus als Saturnalienkönig.

zeremonie, die Königsszene selbst, eine wertvolle Analogie. Zusammen mit den von Wendland und Reich beigebrachten Beispielen zeigt sie uns, daß es dem volkstümlichen Brauche der Kaiserzeit nichts Fremdartiges war, wenn ein dem Tode Verfallener von Soldaten als König herausstaffiert wurde. Die mit Wärme und Anschaulichkeit geschriebene kleine Studie hat aber für weitere Kreise noch eine über den Spezialfall hinausreichende Bedeutung: sie gewährt einen Einblick in das große Forschungsgebiet, das durch die neuerschlossenen Denkmäler der römischen Kaiserzeit auch der Wissenschaft vom Urchristentum sich aufgetan hat.

2

Angesichts des wiedererwachten Interesses an dem Problem der Wunder und des Wunders ist es am Platz, auf eine für den weiteren Kreis der Gebildeten berechnete Schrift von Th. Trede*) hinzuweisen, die mir von der Redaktion der Christlichen Welt schon vor Jahren zugesandt worden ist. Daß die Wunder des Neuen Testaments, wie der Bibel überhaupt, nur dann vor falscher Beurteilung (Unterschätzung sogut wie Ueberschätzung) gesichert sind, wenn man sie im großen Zusammenhange des antiken Wunderglaubens betrachtet, wird mir Jeder zugeben, der eine historische Betrachtungsweise der Religion überhaupt zuläßt. Die „alte Kirche", von der die Schrift des früheren deutschen Neapeler Pfarrers handelt, beginnt ihm freilich erst am Ende des ersten Jahrhunderts, im ganzen also jenseit des Neuen Testaments; und wenn das Wort „Kirche" betont wird, so hat Trede natürlich ganz recht. Ob man aber gerade in Sachen des Wunderglaubens, speziell seiner volkstümlichen Ausprägung, eine deutliche Abgrenzung zwischen alter Kirche und urchristlicher Gemeindefrömmigkeit machen kann, ist recht zweifelhaft. Den historischen Ausgangspunkt hat Trede also willkürlich gewählt, und das ist die größte Schwäche des Buches; eine Behandlung der interessantesten Fragen, eben der neutestamentlichen, suchen wir vergeblich, finden sie auch nicht im zehnten Kapitel, das von Biblischen Wundern handelt: hier und an anderen Orten spricht Trede eigentlich nur von der altkirchlichen Diskussion über die biblischen Wunder. Für sein begrenztes Thema dagegen gibt Trede ein aus reicher Belesenheit erster, zweiter und dritter Hand geschöpftes und höchst lehrreiches Material. Im ersten Teil schildert er den Wunderglauben im Heidentum der Kaiserzeit**), im zweiten den Wunderglauben in der alten Kirche. Seine wichtigsten Ergebnisse hat er selbst zum Schlusse zusammengefaßt; ich hebe daraus Folgendes hervor.

Der in der alten Kirche (vom Ende des ersten Jahrhunderts bis zu Gregor dem Großen) zur herrschenden Geistesmacht sich ausgestaltende Wunderglaube verlangt zu seiner Erklärung und Beurteilung die Kenntnis des gleichzeitigen heidnischen Wunderglaubens. Zwei Kreise von Wundern sind im altkirchlichen Bereich zu konstatieren: der eine betrifft die Zauberkräfte von Kultushandlungen, der andere umfaßt die von der Kirche nicht bezweifelten heidnischen und die biblischen Wunder, die Wunder des Kreuzeszeichens, der Mantik (des Orakelwesens), sowie die Wundertaten der Heiligen während ihres Erdenlebens. Das Heidentum berief sich auf einen in der Vergangenheit abgeschlossenen Kreis von Wundern, betonte aber ebensosehr beständig fließende Quellen kultischer und außerkultischer Wunder. Ebenso die Kirche: sie machte die Wunder der Vergangenheit geltend (die biblischen), aber auch ihre stets und für immer fließenden Wunderquellen. Von der Tatsächlichkeit heidnischer Wunder überzeugt, suchte sie diese als dämonische Taten zu entwerten, Wert und Umfang der eigenen Wunder dagegen zu erheben. Die Kirchenleiter, entweder aus heidnischen Schulen oder aus dem meist bildungsfeindlichen Asketenstande herkommend, teilten die mit Dämonenglauben, Zauberwahn und Menschenvergötterung verbundene heidnische Wunderanschauung und

*) Wunderglaube im Heidentum und in der alten Kirche. Gotha, Perthes 1901. 4 Mk.

**) Als eine willkommene und jedem Gebildeten verständliche Ergänzung hiezu kann angesehen werden das Schriftchen von Raimund Lembert, Der Wunderglaube bei Römern und Griechen. I. Teil: Das Wunder bei den römischen Historikern. Augsburg 1905.

haben deshalb das Heidentum nicht überwunden, welches sich in den Wundern der römischen Kirche bis heute fortsetzt. Im Kampfe der Wunder gegen Wunder zeigt sich bei den Kirchenleuten naiver Wunderglaube, aber auch freiwillige und unfreiwillige Akkommodation an die Neigung äußerlich christianisierter Massen, kritiklose Leichtgläubigkeit, Mangel an Sinn für geschichtliche Wirklichkeit, Mangel an Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, sogar frommer Trug und tendenziöse Erfindung.

Wenn die zarte Pflanze wahren Christentums in jener von der Stickluft heidnischer Wundersucht und unlauteren Wunderwahns erfüllten Periode nicht völlig erstarb, so könnte diese Tatsache als das einzige und wirkliche Wunder jener Zeit bezeichnet werden.

Der Wert der Schrift liegt meines Erachtens in dem Material, das sie bequem zusammenstellt, nicht in der Gruppierung des Materials*), auch nicht in der Beurteilung der Tatsachen und der wundergläubigen Persönlichkeiten. So scharf Trede sieht, wenn es sich um die Ermittelung der historischen Einzelheit handelt, so wenig scheint er mir die Gabe des weiten Blickes zu haben. Er gehört zu den Forschern, die hauptsächlich mit dem Mikroskop arbeiten, und übersieht, daß Persönlichkeiten anders betrachtet sein wollen. Für Treuherzigkeit und Naivetät, für die charakteristische Stimmung volkstümlicher, das heißt immer: wundergläubiger Frömmigkeit hat er ein viel zu geringes Verständnis, dagegen verfügt er über einen großen Spürsinn, wenn die Rückständigkeit, Unlauterkeit und heidnische Leichtgläubigkeit derer ermittelt werden soll, die gewiß nicht an Wunder geglaubt hätten, wenn sie in unserer fortgeschrittenen Zeit gelebt hätten. Das ist ja überhaupt das Unglück der antiken Welt, — so möchte man Trede manchmal, gelangweilt von den Superlativen, an den Rand schreiben — daß sie antike Welt war; Heil, dreimal Heil uns Modernen!

Zwei Wirkungen übt das durch den Fleiß Tredes gesammelte Material aus. Den Historiker der Religion drängt das Material mit immer größerer Wucht zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich ist, die biblischen von den außer- und nachbiblischen Wundern zu trennen, etwa so, daß man die ersteren Wunder nennt, die letzteren „Wunder". Den religiösen Menschen und den spekulativen Theologen drängt das Material mehr und mehr vom Problem der Wunder zu dem Problem des Wunders, — von der Frage: sind unter dem Kaiser Tiberius Wunder passiert? zu der Frage: sind heute Wunder möglich? Daß Trede weder die erste Nötigung empfunden hat (die falsche Begrenzung des ganzen Themas nach rückwärts rührt daher), noch von der zweiten Nötigung bedrängt gewesen zu sein scheint, zeigt seine dogmatische Gebundenheit und vermindert den Wert — nicht seines Materials aber — seines Buches.

3

Trotz seiner Unfertigkeit steht es als Buch freilich über der letzten Publikation, von der ich berichten soll: Carl Jentsch, Hellenentum und Christentum**). So wenig ein guter Vortragszyklus immer ein gutes Buch gibt, so wenig läßt sich eine gute Artikelserie ohne weiteres zu einem guten Buche umfalten und zusammenkleben. Eine Grenzbotenserie ist es, die Jentsch auf Wunsch mehrerer Leser in Buchform erscheinen ließ, zwar nicht „ohne weiteres", denn er hat sich vor der Drucklegung des Buches noch fleißig in der gelehrten Litteratur umgesehen, gewiß nicht zum Schaden des Ganzen; aber ein Buch ist die Serie auch in ihrer Buchform nicht geworden, vor Allem nicht ein Buch über das Riesenthema „Hellenentum und Christentum." Indessen unsere künftige Enttäuschung weiß der Verfasser gleich am Anfang dadurch zu mildern, daß er sein Werk bescheiden eine Dilettantenarbeit nennt.

Das Problem, das sich der bekannte fruchtbare und geistreiche Publizist gestellt hat, kam ihm bei einer Besprechung von Ibsens „Kaiser und Galiläer": Julians Versuch, vierzig Jahre nach dem politischen Siege des Christentums über das Heidentum die antike Religion zu restaurieren, sei ein so merkwürdiger Vorgang, daß man sich durch ihn stark angelockt fühle,

*) Der Umstand, daß das Werk ein posthumes ist, entschuldigt vielleicht manche Unfertigkeit der Ausführung.

**) Leipzig, Grunow 1903. 4 Mk.

zu untersuchen, worauf die Lebenskraft der hellenischen Religion beruhe. Die Untersuchung hat daher den Verfasser bis zu den Anfängen dieser Religion zurückgeführt. So beginnt denn das Buch über Hellenentum und Christentum mit einer Darstellung der homerischen Religion (wie es auch mit einem Anhang „Homer und Mykene“ schließt) und der nachhomerischen Religion. Es folgt eine Charakteristik von Sokrates, Plato und Aristoteles; ein Kapitel „Umschlag der Philosophie in die Theosophie“ leitet dann über zu dem Mittelpunkt des Ganzen „die Offenbarung“, einer Würdigung des israelitischen Prophetismus und Jesu Christi. Die übrigen Kapitel zeichnen Charakterköpfe aus dem geistigen Leben der römischen Kaiserzeit: Dio von Prusa, Lucian, Libanius und Julian; eine Schlußbetrachtung behandelt (und verneint) die Frage, ob nicht heute das Christentum gegenüber der atheistischen Philosophie genau in derselben Lage sei, wie in Julians Zeit dem Christentum gegenüber die Religion der Griechen.

Schon diese Uebersicht zeigt, daß das Thema des Buches auch nicht annähernd erschöpft sein kann: nur Beiträge hat Jentsch gegeben, Einzelbilder mehr oder weniger lose aneinanderreihend. Und die Ausführung der Bilder ist recht ungleichmäßig, sowohl durch eigene Müdigkeit, die da und dort unverkennbar ist, als auch durch die verschiedene Qualität der Gewährsmänner, an die er sich anschließt, Exzerpte und Zitate in mehr als genügender Menge aufhäufend. Rührt die aphoristische Anlage des Ganzen etwa aus einer Vorliebe für den Aphorismus überhaupt her? Jentsch scheint eine große Begabung für den Aphorismus zu haben. Das ist der eigentliche Reiz des Buches, daß es eine Fülle kleiner feiner Bemerkungen enthält, durch die man für die Plattheit ganzer Seiten entschädigt wird, wenn man es versteht, Dürftiges in der Diagonale zu lesen.

Was ich sachlich am meisten auszusetzen habe, ist der Umstand, daß Jentsch (wie fast alle Anderen auch) Hellenentum und Christentum an einem Punkte neben einander stellt, wo sie in der schöpferisch klassischen Zeit des Christentums inkommensurabel sind. So richtig es ist, die christlichen Theologen der späteren Kaiserzeit an den führenden Denkern der antiken Welt zu messen, so irreführend ist es, wenn man das Urchristentum, das heißt Jesus und Paulus, auf dem Hintergrunde der griechisch-römischen Philosophie, soweit sie nicht Popularphilosophie und Popularethik war, betrachtet. Man darf die antike Welt nicht verwechseln mit den Resten ihrer Litteratur, und man darf kunstmäßig Litterarisches nicht zum Maßstab des naiv Unlitterarischen machen. Womit das unlitterarische Urchristentum historisch gemessen sein will, ist die Volksreligion des Judentums und der sonstigen antiken Welt. Kräfte waren in dieser Religion lebendig, von denen die Litteratur der dünnen Oberschicht nicht viel mehr ahnen läßt, die aber in den unlitterarischen Selbstzeugnissen der breiten Unterschicht jetzt wieder zum Vorschein kommen. Bloß wenn diese Kräfte erkannt und die in ihrer urwüchsigen Energie verstandenen Kräfte des Urchristentums daneben geschaut werden, kann das gewaltige Thema „Christentum und antike Welt“ in Angriff genommen werden.

Adolf Deißmann

Rudolf Eucken

5. Das religiöse Problem

Euckens Denken hat von jeher eine starke Hinneigung zur Religion. Wenn er auch erst in seinem Buch: der Wahrheitsgehalt der Religion sich ihrer ausführlichen Behandlung zugewendet, so ist doch bereits aus all seinen früheren Werken ersichtlich, daß in die Behandlung der religiösen Frage sein Philosophieren einmünden muß. Eucken hat volles Verständnis für das, was man Selbstgewißheit der Religion nennen kann. Er vermag jene Bestrebungen, die auf eine Selbständigkeit der Religion gerichtet sind und z. B. in der Theologie Schleiermachers, Ritschls, aber auch der Erlanger Schule sich einen Ausdruck verschafft haben, in ihrem Recht anzuerkennen. Es läßt sich wohl die Behauptung wagen, daß ihn vieles nach dieser Seite hin zieht und von den Spekulativen abrücken läßt, da ja seine Philosophie über den Intellektualismus hinauswill. Mit Energie verficht er darum die Ueberzeugung, daß die Religion ihre Wahrheit nicht von anderswoher zu Lehen nehmen kann, daß sie zuletzt für sich selbst einstehen muß. Aber andrerseits handelt es sich bei der Religion doch um ein Problem. Ihre schwere Erschütterung im Leben der Gegenwart kann nicht geleugnet werden. Einzelne mögen eine sehr starke Ueberzeugung von der religiösen Wahrheit haben, damit wird ihre harte Anfechtung im Ganzen des geistigen Lebens unserer Zeit nicht beseitigt. Es muß daher die Frage nach der Wahrheit der Religion aufgenommen werden; und sie läßt sich nicht aufnehmen und zu Ende führen ohne methodisches, ohne philosophisches Denken. Wenn nach den in der Gegenwart bevorzugten Anschauungen dem Denken abgesprochen wird, daß es die religiöse Wirklichkeit erreiche, und nun dagegen aller Nachdruck auf den Willen gelegt wird, so ist damit Nichts gebessert. Der bloße Wille ist nichts als eine psychologische Funktion und vermag nicht mehr zu leisten als das Denken. Ja, er wird dem Denken gegenüber, das viel sicherer als eine überindividuelle Macht sich zu erweisen vermag, immer im Nachteil sein, und so wird eine voluntaristische Begründung der Religion den Schein nicht los werden, daß es sich dabei doch bloß um subjektives Wünschen handelt. Das Denken begleitet uns in alle Arbeit, wir können es nicht draußen lassen.

Wie soll sich dann aber die Begründung der Religion vollziehen? Ausgeschlossen ist es, ihre Wahrheit von allgemeinen Weltbegriffen her zu erweisen. Zu deutlich spricht dagegen die Geschichte der Philosophie und Theologie. Diese Weltbegriffe sind auch viel zu abstrakt und unlebendig, als daß sie das eigentlich Religiöse zu fassen vermöchten. Zum Ziele führt aber auch nicht eine psychologische Betrachtung. Sie kann die vorhandenen religiösen Vorstellungen, Gefühle, Betätigungen beschreiben, aber ihre Wahrheit nicht erweisen. Auch wenn gewisse allgemeine psychische Tatbestände, wie Abhängigkeitsgefühl und Freiheitsbedürfnis, zum Ausgangspunkt genommen werden und nun gesagt wird, daß bei der tatsächlich vollständigen Abhängigkeit von der umgebenden Welt das ebenso tatsächliche Freiheitsbedürfnis sich nur halten läßt, falls es einen Gott gibt, so leistet auch dieser Beweis nicht, was er soll. Bloße psychische Formen können von sich aus nun einmal keinen Inhalt schaffen, und im Grunde ist auch Gott vorausgesetzt. Von dem bloßen Antagonismus zwischen Abhängigkeitsgefühl und Freiheitsgefühl her würde Niemand auf eine überweltliche Realität kommen.

Das religiöse Problem läßt sich mit Aussicht auf Erfolg nur vom Geistesleben aus anfassen. Von Anfang an trägt das Geistesleben überindividuelle Art an sich, es umspannt die ganze Wirklichkeit, zieht sie in sich hinein und erhebt sie auf eine höhere Stufe. Darum kann das Geistesleben gar nicht bloß eine Eigenschaft der einzelnen menschlichen Individuen sein. Wäre es das, so wären die Individuen Ausgang und Ziel aller Betätigung. Es wäre unerfindlich, wie das Geistesleben von ihren Interessen sich ablösen und gegen sie kehren sollte. Nun ist aber tatsächlich eine solche Ablösung erfolgt, das Geistesleben hat sich von den Zwecken der Individuen emanzipiert. Wider ihren Willen hält es sachliche Notwendigkeiten, große Ideale aufrecht. Darum ist in ihm das Erscheinen einer Weltmacht anzuerkennen. Diese Behauptung ist nun nicht etwa ein Schluß. Wer sie dafür hält, verbaut sich völlig den Zugang zu einem Verständnis der Euckenschen Gedanken. Eine geschichtliche Analogie diene der Erläuterung. Cartesius begann seine Philosophie mit dem Satz: cogito, ergo sum. Das ist scheinbar ein Syllogismus, aber nur der sprachlichen Form nach. Die Polemik seiner Gegner trifft nirgend den springenden Punkt, weil sie immer nur darauf aus ist, hier einen formal falsch gebildeten Schluß nachzuweisen. Nicht um einen Schluß handelt es sich, sondern um eine Verdeutlichung, mit dem cogitare ist das esse gesetzt, Denken und Sein gehören zusammen, bilden nicht etwas Verschiedenes, das erst zusammenzubringen wäre. Von hier aus erhellt, wie verständnislos der Einwand war, daß auch aus dem Spazierengehen das Sein zu

erschließen wäre. Aehnlich liegt es nun auch hier. Nicht durch einen Schluß wird nachträglich die Weltmacht des Geisteslebens festgestellt, sondern es wird nur verdeutlicht, was das Geistesleben von Anfang an ist. Geistesleben wird als Weltmacht gedacht oder es wird überhaupt nicht gedacht. Mit dem Geistesleben ist der Gedanke des absoluten Geisteslebens, der Gottheit gegeben.

Zugleich ist aber zu bedenken, daß das Geistesleben nicht von Anfang an eigenes Leben des Menschen ist, sondern es erst **wird** und dazu seine Entscheidung verlangt. Der Mensch kann das Geistesleben bejahen, er kann es auch ablehnen. Das ist zuletzt etwas Axiomatisches, von bloß theoretischen Ueberlegungen Unabhängiges. Aber er kann es nur konsequenterweise bejahen, wenn er in ihm zugleich das absolute Geistesleben erkennt. Entweder ist auf die Inhalte und Werte des geistigen Lebens, auch auf Wahrheit, zu verzichten, oder es ist ein absolutes Geistesleben anzuerkennen. So kommt bei dieser Begründung der Religion Beides zu seinem Rechte: das Problematische und das Axiomatische in der Religion, der Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben und die Selbstgewißheit.

Indem die Religion den Gedanken eines absoluten Geisteslebens aufrecht erhält, trägt sie auch alle Weltarbeit. Die empirische Wissenschaft kann die Frage nach einer letzten Wahrheit zurückschieben, schließlich ruht doch auch ihre Arbeit auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie der Wahrheit dient. Dann aber sind die Bedingungen für die Möglichkeit der Wahrheit überhaupt auch die Bedingungen für den Wahrheitsgehalt der wissenschaftlichen Arbeit. Keine Wahrheit ohne den Hintergrund eines absoluten Geisteslebens! Wir bleiben rettungslos in unsere Subjektivität verstrickt, wenn nicht in all unserer Arbeit ein absolutes Geistesleben mit seinen Notwendigkeiten gegenwärtig ist. Aehnliches ließe sich in Bezug auf die Kunst sagen, wenn unter Kunst eben mehr verstanden wird, als bloß technisches Können. Die Religion hat somit ein Verhältnis zu aller geistigen Arbeit, sie trägt universalen Charakter an sich. Eucken spricht darum von einer universalen Religion.

Aber nun erheben sich neue schwere Verwicklungen. Die geistige Arbeit nimmt keinen sicheren Fortgang, wie es doch sein müßte, wenn sie von einem absoluten Geistesleben getragen würde. Es will nicht gelingen, die Wirklichkeit in ein Reich der Vernunft zu verwandeln. Die Erkenntnis bleibt an ein unzugängliches Sein gebunden; die Moral bekundet eine bedenkliche Schwäche; das Weltgeschehen zeigt eine vollendete Gleichgiltigkeit gegen die Zwecke des Geistes, es fördert und zerstört, ohne daß sich ein Sinn entdecken ließe. Es ist auch nicht darauf zu rechnen, daß in späterer Zukunft hierin ein wesentlicher Wandel eintreten wird. Soll nicht Alles wieder zurückgenommen werden müssen, so gibt es nur eine Möglichkeit. Wir müssen über die ganze Sphäre der bloßen Weltarbeit hinausgehen und in ein den Hemmungen des Weltlebens entzogenes Gebiet übertreten können. Das geistige Leben muß sich bei sich selbst zusammenschließen und ein direktes Verhältnis zum absoluten Leben entwickeln können. Wenn auch die Arbeit an der Welt zu keinem reinen Abschluß käme, so wäre doch die Aufrechterhaltung geistig-persönlichen Lebens ein großer Gewinn. Ob dieser Möglichkeit aber eine Wirklichkeit entspricht, das ist erst zu erweisen.

Es kommt darauf an, daß das Geistesleben bei sich selbst eine Wirklichkeit zu entfalten vermag, die gegenüber der Weltarbeit etwas Selbständiges bedeutet. Das ist nun in der Tat der Fall. Das Geistesleben versenkt sich nicht nur in die Welt, sondern kehrt auch daraus wieder zu sich selbst zurück; es bildet sich ein eigenes Wesen heraus, das über dem Verhältnis zu einer andersartigen Wirklichkeit liegt, es entsteht eine Innerlichkeit mit eignem Gehalt. Hier haben Größen wie Charakter, Gesinnung, Heiligkeit, Liebe ihre Stelle. Sie bleiben bestehen, auch wenn die Arbeit in der Welt schwerste Hemmung erfährt und nicht vorwärts kommt, sie können erhalten bleiben, wenn auch alles Andere mit Zerstörung bedroht wird. Diese Innerlichkeit ist nichts weniger als schlechte Subjektivität. Denn an keiner Stelle muß der Kampf gegen die bloß selbstisch-individuellen Triebe energischer geführt werden als an dieser. Sie ist auch nicht leere Stimmung, denn sie besteht nur in Verbindung mit einem großen Sachgehalt. Charakter, Heiligkeit, Liebe sind ja durchaus nicht formale Größen, die gegen den Inhalt gleichgültig wären, sondern sie bestehen nur als Inhalte. Wie es bei der Begründung der universalen Religion sich um die Erhaltung des Geisteslebens im allgemeinen handelte, so hier um die Behauptung des innerlichsten Wesens, des persönlichen Geisteslebens im engern Sinne, von dem das Wort gilt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Wieder stehen wir hier vor etwas durchaus Axiomatischem, das sich durch weitere theoretische Ueberlegungen nicht annehmbarer machen läßt. Das persönliche Geistesleben wird entweder gegen alle Widerstände aufrecht erhalten, oder es wird fallen gelassen. Aufrecht erhalten aber kann es nur werden unter Bejahung eines direkten Verhältnisses zum absoluten Geistesleben, zu Gott. Denn es zeigt sich deutlich, daß jene innerlichen Größen all ihren Sinn verlieren ohne Zusammenhang mit dem absoluten Geistesleben. Wie sollte von Heiligkeit, Gesinnung, Liebe in tieferm Sinne die Rede sein können, wenn nicht unser Leben in einem Verhältnis zu einem absoluten Leben stände! So tritt neben die universale Religion die charakteristische, von Eucken so deshalb genannt, weil es sich bei ihr nicht um die Ausbreitung über alle geistige Betätigung, sondern um die Ausbildung eines, gegenüber der sonstigen Verzweigung geistigen Lebens, charakteristischen Kreises handelt. Wenn bisher aller Nachdruck auf die axiomatische Tat des Menschen gelegt wurde, weil die gedankenmäßige Entwicklung der hier in Betracht kommenden eigenartigen geistigen Wirklichkeit es nicht anders zuläßt, so ist doch zu sagen, daß diese axiomatische Tat ihrerseits nur möglich ist durch Bewegungen, die das absolute Geistesleben hervorbringt. So wenig das Geistesleben überhaupt vom bloßen Menschen her, aus seinen selbstischen Trieben entsteht, so wenig auch das innerlichste persönliche Geistesleben. Wird die charakteristische Religion nur eine Wirklichkeit durch freie Tat, so ruht diese freie Tat selbst auf Gnade. Wir stehen damit vor dem tiefsten Geheimnis der Religion. Wie aus Gnade Freiheit wird, das läßt sich nicht weiter begreiflich machen, eine sichere Tatsächlichkeit ist aber hier vorhanden.

Daß es sich bei dem allen nicht um subjektive Gedankenbildungen handelt, geht auch daraus hervor, daß das innerlich persönliche Geistesleben der sicherste Halt auch für alles in die Weite der Welt strebende Geistesleben ist. Denn von hier aus wird der Kampf gegen alle Widerstände immer von neuem aufgenommen. Gäbe es nicht dies persönliche Geistesleben mit seiner Ueberlegenheit gegenüber der Welt, so müßte das Mißlingen der geistigen Arbeit bald zum Verzicht auf die Arbeit führen. So trägt das innerliche persönliche Geistesleben alles Andere, aber andrerseits dankt es selber dem in die Weltarbeit sich versenkenden Geistesleben mit seiner universalen Art Viel. Denn durch die Berührung mit der übrigen Wirklichkeit wird es davor bewahrt, sich bloß einzuspinnen und ins Subjektive zurückzufallen. Universale und charakteristische Religion müssen sich ergänzen. Die universale hat für die Weite des Lebens zu sorgen, die charakteristische für seine Kraft und seinen letzten Gehalt. Nunmehr empfiehlt es sich auch, nicht von zwei Religionen, sondern von zwei Seiten in der Religion zu reden, die irgendwie immer mit einander verbunden sein müssen.

Euckens charakteristische Religion hat ein inniges Verhältnis zur Geschichte. Sie ist nicht von Anfang an im Menschenleben vorhanden, sie kann erst auftreten nach schweren Erfahrungen und großer Erschütterungen. Jene Innerlichkeit, die ihr eigentümlich ist, bringt der Mensch nicht mit, sie entsteht erst in ihm. Die ungeheuren Probleme werden auch nicht von allen Menschen gleichmäßig empfunden, noch vermögen alle in der gleichen Weise zur Lösung beizutragen. Auch darin erweist sich die Bedeutung des Persönlichen, daß hier die großen religiösen Persönlichkeiten eine besondere Stelle einnehmen. Sie sind Wegbereiter im Unsichtbaren und für die anderen normativ, wenn auch über allem Anschluß an sie das eigene Erleben nicht zu kurz kommen darf.

Auch für die Theologie hat Euckens Philosophie zweifellos

eine große Bedeutung, die ich vor allem in folgenden Punkten sehe: 1. in der innigen Verbindung der Religion mit dem allgemeinen Geistesleben bei gleichzeitiger Herausstellung ihrer Besonderheit; 2. in der Ueberwindung des Psychologismus; 3. in der Verknüpfung mit der Geschichte bei gleichzeitigem Hinausstreben über den historischen Relativismus. Es liegen hier Aufgaben für die Theologie vor, an deren Lösung sie noch ernstlich zu arbeiten hat; sie lassen sich alle in dem Satze zusammenfassen: wir brauchen eine große systematische Theologie. Weder der historische Positivismus, noch der historische Relativismus können uns auf die Dauer genügen. Euckens Philosophie aber kann in der Gegenwart, die trotz mannigfacher Anzeichen einer zu erwartenden Wendung doch im großen und ganzen noch die bloß historische Betrachtungsweise bevorzugt, den Gedanken aufrecht halten, daß die Aufgaben einer systematischen Behandlung des religiösen Problems notwendig und daß das Streben nach ihrer Lösung nicht aussichtslos ist.

Paul Kalweit

Bedeutet das preußische Schulgesetz eine „Auslieferung der Schule an die Kirche"?

Erich Foerster hat in Nr. 9 und 11 die „Bewegung gegen das Schulgesetz" einer kritischen Betrachtung unterzogen. Es möge mir erlaubt sein, darauf mit einer Gegenbetrachtung zu antworten. Sie wird mir dadurch sehr erleichtert, daß Foerster der Bewegung gegen dies Gesetz, zu dessen Hauptfürsprechern er bisher gehörte, beträchtliche Zugeständnisse macht. Er selbst kann heute wohl nicht mehr darüber im Unklaren sein, daß, was er und was dies Gesetz will, gar sehr Zweierlei ist. Aber auch über die noch zurückbleibenden Differenzen sollte eine Verständigung an sich möglich sein; und das entschiedene Bestreben Foersters, dem gegnerischen Standpunkt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ermutigt dazu, diese Verständigung wenigstens zu versuchen. Ich beschränke mich hierbei, mit Rücksicht auf den heutigen Stand der Sache wie auf den Charakter der Christlichen Welt, ganz auf die konfessionelle Frage, und für heute auf die Frage, ob dies Gesetz eine „Auslieferung der Schule an die Kirche" (wie ich behauptet hatte) bedeutet oder nicht.

Foerster bezeichnet diese meine Behauptung als eine ärgerliche Uebertreibung. Zunächst könne von einer „Auslieferung" deshalb nicht die Rede sein, weil das Gesetz „nicht etwa ein bisher dem Staat allein zustehendes Recht an der Schule der Kirche preisgebe, sondern höchstens ... den bisher geübten Einfluß der Kirche festhalte". Es fällt mir auf, daß im ersten Teil dieses Satzes vom Recht, im zweiten vom tatsächlichen Einfluß der Kirche die Rede ist. Auf diesen Unterschied kommt aber recht viel an. Den tatsächlichen Einfluß auf die Schule hatte die Konfession und damit die Kirche schon bisher, dank dem Entgegenkommen einer Verwaltung, die seit Jahrzehnten schon ohne gesetzliche Grundlage im Ganzen nach den Grundsätzen verfahren ist, die nun Gesetz werden sollen. Ist es darum belanglos, daß dieser Einfluß nunmehr gesetzlich auf unabsehbare Zeit festgelegt wird?

Eine Rechtsänderung muß das neue Gesetz doch jedenfalls bedeuten wollen; worin besteht diese Aenderung? Sie besteht in konfessioneller Beziehung darin: bisher war der Staat — im weiteren Sinne, Zentral- und Selbstverwaltungs-Organe zusammengerechnet — von Gesetzes wegen frei, die Lehrer für alle weltlichen Fächer des Volksschulunterrichts ohne entscheidende Rücksicht auf die Konfession, wesentlich nach Rücksichten der Sachkunde und der pädagogischen Tüchtigkeit zu bestellen; fortan ist er gebunden, die Lehrer je einer Schule stets — von der seltnen Ausnahme der Simultanschule vorläufig abgesehen — aus einer bestimmten Konfession zu nehmen. Das ist eine Vorschrift, die nur den Sinn tatsächlich hat und grundsätzlich haben kann, daß die gesamte Erziehung und der gesamte Unterricht der Volksschule, auch in den weltlichen Fächern, im Geiste und nach den Ansprüchen der Konfession, das heißt aber vielfach in einem nicht rein der Sache und pädagogischen Rücksichten gemäßen Sinne, erteilt werden muß. Daß damit ein dem Staate bisher zustehendes Recht an der Schule preisgegeben wird, kann nicht zweifelhaft sein.

Aber es sei nicht Preisgabe an die Kirche, meint Foerster, da das Gesetz keine neuen Rechte sei es den Bischöfen oder den Konsistorien, Synoden und Geistlichen einräume, sondern als Vertreter der Konfession nur die Väter und Vormünder der die Schule besuchenden Kinder anerkenne.

Aber die Väter und Vormünder dürfen nichts Andres fordern, als eine Schule eines der beiden kirchlichen Bekenntnisse. Wären nun diese zwei Bekenntnisse anerkanntermaßen der Ausdruck der wirklichen Ueberzeugung des einen und anderen Teiles der Bevölkerung — ihrer Ueberzeugung nicht allein in Sachen der Religion selbst (um diese ist ja zur Zeit gar kein Streit) sondern in Sachen der „Weltanschauung", der Begriffe von Staat, Geschichte, Litteratur, Kunst, Natur — dann möchte eine solche Aufteilung der Schule unter zwei, wie man sagt, einander schroff entgegengesetzte Bekenntnisse, wie sehr auch zu beklagen, doch eine unentrinnbare Notwendigkeit sein; und es wäre dann fast nur eine Frage der äußeren Zweckmäßigkeit, ob die Wahrung des konfessionellen Charakters der Schule Organen der Kirche oder denen des Staates anvertraut wäre; beide würden gleichermaßen den einmütigen Willen der Bevölkerung hinter sich haben. Besteht dagegen, wie doch unleugbar, zwischen den in ihren Bekenntnissen niedergelegten Anschauungen der beiden Kirchen und denen eines großen Teiles der Bevölkerung eine weite Kluft, dann wird damit, daß die Bevölkerung von Gesetzes wegen nur eine Schule des einen oder des anderen Bekenntnisses haben wollen darf, das Volk in Hinsicht seiner Schule dem kirchlichen Bekenntnis zwangsweise unterworfen: der Staat aber verpflichtet sich seinerseits diesen Zwang auf die Bevölkerung auszuüben; verpflichtet sich — wem? Der Bevölkerung doch nicht, die zu einem großen Teile diesen Zwang notorisch nicht will, sondern der Kirche. Diese braucht dann gar nicht noch besondere Rechte an der Schule zu haben, nachdem dies allgemeine Recht auf die Schule, das umfassendste, welches überhaupt denkbar ist, ihr ein für allemal eingeräumt ist — ein Recht, welches der Staat an ihrer statt, ihrer allgemeinen Forderung gemäß, gleichsam in ihrem Auftrag zu verwalten sich verbindlich gemacht hat.

Nicht einmal das trifft zu, daß der Bevölkerung die Entscheidung darüber freistände, welche der beiden Konfessionen in einer jeden Schule herrschen soll. Foerster zitiert selbst den lustigen Aufsatz von Schiele, der diesen von Tews und andern schon betonten Umstand so recht greifbar vor Augen führt: es entscheidet nach dem Gesetz über die Konfession der Schule an erster Stelle nicht Wunsch und Wille der Bevölkerung, sondern der historische Anspruch, den die eine oder die andere Konfession auf die bestimmte Schule bisher behauptet hat. Nur eine etwaige spätere Aenderung des derzeitigen Besitzstandes der beiden Konfessionen ist von den Vätern und Vormündern zu beantragen. Uebrigens ist diese Aenderung aufs äußerste erschwert: sie darf erst erfolgen, wenn fünf Jahre nach einander mehr als zwei Drittel der Schulkinder der andern Konfession angehört haben; das heißt: Jahrzehnte lang kann die Konfession A in der Schule unumschränkt herrschen, sie hat über die Lehrstellen, die Schulaufsicht, den Schulvorstand ausschließlich zu verfügen, obgleich der größere Teil der Schulkinder (wenn nur nicht gerade schon zwei Drittel) der Konfession B angehört. Und tritt dann endlich die Aenderung ein, so hat die Konfession A einfach auszuwandern und der Konfession B das Feld zu räumen, das heißt, an die Stelle der Vergewaltigung der Mehrheit tritt die der Minderheit; die Vergewaltigung aber bleibt, soll bleiben nach dem Willen dieses Gesetzes.

Und weder durch Rücksicht auf das „Bedürfnis der Schule" noch auf die „Leistungsfähigkeit der Verpflichteten" darf die Ausübung dieses Zwangs sich irgendwie beschränken lassen. Die Konfessionalisierung hat die Folge, daß ein- oder zweiklassige Schulen bestehen, wo sechs- bis achtklassige möglich wären; die Kosten der Schule dürfen, nein, müssen verdoppelt oder die Leistungen halbiert werden, bloß damit das Prinzip

der Konfessionsschule durchgeführt wird. Das ist schmachvoll und keiner Beschönigung fähig. Wer das zugibt (ohne diese Voraussetzungen aber müßte der ganze konfessionelle Abschnitt der Vorlage fallen), der gibt die Schule, die der Stolz Preußens war, preis — wem? Dem Wunsch und Willen der Bevölkerung? Sicher nicht; die Bevölkerung, auch die ländliche, auch die katholische, weiß nachgerade, wieviel an ordentlichen Schulen gelegen ist. Sie will gewiß in weitem Umfang die Konfession in der Schule, aber sie will sie nicht auf Kosten ordentlicher Leistungen, sondern sie übersieht nur nicht die Folgen des Gesetzes nach dieser Seite. Ich lasse mir nicht einreden, eine einklassige Schule (das heißt, eine Schule, in der ein einziger Lehrer sämtliche Kinder von 6—14 Jahren gleichzeitig zu unterrichten hat) könne dasselbe oder Gleichwertiges leisten wie eine voll ausgebaute. Das würde besagen, daß ein Lehrer, wenn er nur brav konfessionell ist, in Unterricht und Zucht leisten könne, was sonst drei oder sechs. Man muß wahrlich vor der Tätigkeit eines Schullehrers geringen Respekt haben, wenn man Solches für möglich hält.

Ich habe bis dahin noch gelten lassen, daß die Kirche einen direkten Einfluß auf die Schule nach dem neuen Gesetz nicht übe. Es ist richtig, daß sie keinen größeren direkten Einfluß als bisher dadurch bekommt. Aber dieser bisher schon geübte Einfluß ist wahrlich stark genug; er ist in der ländlichen Schule so gut wie unumschränkt. Und dieser Einfluß, das vergesse man nie, wird jetzt zum ersten Mal gesetzlich und allgemein festgelegt, während er bis dahin höchstens als faktisch bestehend anerkannt war. Es ist erstens die Lehrerbildung fast ausschließlich konfessionell und wird es bleiben. Der Drang der Lehrer zur Universität hat seinen wesentlichen Grund darin, daß sie eine konfessionell nicht beengte wissenschaftliche und pädagogische Ausbildung als beim heutigen Stande der Dinge unabweisbar erkennen: sie mögen jede Hoffnung nach dieser Seite jetzt begraben; eine nicht konfessionelle Ausbildung würde sie für den Dienst an der von Gesetzes wegen konfessionellen Schule geradezu verderben. Es werden zweitens die Schulvorstände nach dem Gesetz streng konfessionell gestaltet, immer ohne Rücksicht auf die konfessionelle Mischung der Schulkinder; es bleibt drittens die geistliche Schulaufsicht bestehen.

Foerster erwärmt sich für die Konfessionsschule mit fachlicher Schulaufsicht. Ob das in sich Grund und Sinn hat, darum brauchen wir nicht zu streiten, denn es handelt sich um die Vorlage; diese aber versteht das Konfessionsprinzip zweifellos so, daß es die geistliche Schulaufsicht als selbstverständliche Folge in sich schließt. Wir brauchen ebenso wenig darum zu streiten, ob eine evangelische Konfessionsschule zur Zeit existiert, oder zu erhoffen steht, in welcher die konfessionelle Tendenz im Unterricht der weltlichen Fächer nicht waltet, ja „grundsätzlich mit unübersteigbaren Dämmen ausgeschlossen" ist. Das neue Gesetz schließt sie nicht aus, sondern will sie. Es will nicht die Schule, die „das Kind in den Stand setzt, sich später seine religiöse Ueberzeugung selbst, nach eigenem, keines andern Menschen Gewissen zu bilden", sondern es will die Schule, welche das Kind zum evangelischen oder katholischen Glauben nicht bloß vom Jenseits, sondern zur evangelischen oder katholischen Anschauung von den Dingen dieser Welt, von Natur, Geschichte, Litteratur und so fort „erzieht". Stets ist von den theoretischen Verteidigern der Konfessionsschule, auf die auch die Regierung sich gerne beruft, als der entscheidende pädagogische Grund für diese Schulart die Notwendigkeit einer einheitlich den ganzen Unterricht und die Erziehung der Volksschule durchdringenden „Weltanschauung" geltend gemacht worden, und stets ist die Konfessionsschule seitens der Kirche, der doch eben der Staat sie zugestanden hat, in diesem, keinem anderen Sinne verstanden worden. Ich habe Belege dafür in meiner früheren Abhandlung*) angeführt; ich füge für jetzt nur hinzu, was mir gerade zur Hand ist.

*) „Ein Wort zum Schulantrag". Deutsche Schule 1905, Heft 1 und 2 (und Separatabdruck). Leipzig, Klinkhardt. Ich bedauere ein wenig, daß Foerster diese mehr theoretische Abhandlung, die sich eingehend auch mit ihm beschäftigt, nicht berücksichtigt, sondern sich allein an den in politischer Versammlung gesprochenen Vortrag gehalten hat.

Vor mir liegt eine Broschüre: „Der Kampf um die konfessionelle Volksschule", von einem praktischen Schulmann*). Der ungenannte Verfasser, der durchaus den Eindruck eines ehrlich Ueberzeugten macht, erklärt mit schlichten Worten (S. 4): „In der konfessionellen Schule müssen Unterricht und Erziehung vom sittlich-religiösen Geiste der Konfession beherrscht und getragen sein." Und das in allen Fächern. Die Frage eines Verteidigers der gemeinsamen Schule: „Seit wann gibt es zwei deutsche Geschichten und zwei deutsche Nationallitteraturen?" weist er als „naive Phrasen" zurück. Denn „daß gewisse Partieen in der Geschichte von den gläubigen Protestanten anders beurteilt werden müssen als von den gläubigen Katholiken, ist eine selbstverständliche Tatsache, die ebenso bestehen bleiben wird, und die aber auch ebenso ertragen werden muß, wie die von der Vorsehung nun einmal zugelassene religiöse Spaltung des deutschen Volkes" (S. 31). Dasselbe gilt vom Litteratur-Unterricht. „Auch in ihm muß sich notwendig der (konfessionelle) Standpunkt des Lehrers aussprechen. Dagegen ist gar nichts einzuwenden." Er spricht nicht vom Staatsbegriff, nicht vom Naturbegriff; aber die Konsequenz verlangt offenbar das Gleiche auch hier; die „Vorsehung" hat es nun einmal zugelassen, daß es eine katholische und eine evangelische Naturlehre, Staatslehre und so fort tatsächlich gibt; sie wird das, scheint es, auch weiterhin zulassen. Derselbe Verfasser bestätigt mit Nachdruck meine Behauptung: wenn das Gesetz durchgehe, so habe fortan nicht der Staat, sondern die Kirche die Entscheidung über die Qualifikation des Lehrers; denn das Gesetz verlangt, daß der Lehrer katholisch (oder andernfalls evangelisch) sei, katholisch (oder evangelisch) unterrichte und erziehe; was aber katholisch (evangelisch) sei, entscheidet die Kirche, nicht der Staat. Das unterschreibt der Verfasser vollständig: „Daß der Staat der Kirche Garantieen bieten muß, daß in der konfessionellen Schule auch wirklich im Geiste der Konfession erzogen werde, ist richtig" (S. 42). Und so geht es fort. Kurz, das Gesetz ist ganz nach dem Herzen dieses bis in die Knochen katholisch und klerikal gesinnten Lehrers. Und man will uns überreden, dieses Gesetz gerade werde dem Klerikalismus in der Schule eine Schranke setzen, durch seine Ablehnung würde keinem ein größerer Dienst getan als dem Zentrum!

Aber wenigstens auf protestantischer Seite sei es doch anders, meint Foerster. Ich hatte gesagt: die Zugehörigkeit des Geistlichen zur Schuldeputation sei zur Zeit deswegen gerechtfertigt, weil „die Erkenntnis noch nicht allgemein durchgedrungen sei, daß der Religionsunterricht so gut wie jeder andere Schulunterricht nach wissenschaftlichen und pädagogischen, nicht aber nach dogmatisch-kirchlichen Rücksichten zu erteilen sei." Auf diesen Satz, den er besonders „stark und ungerecht" findet, antwortet Foerster: „Eben weil es sich in der Schule nicht um dogmatisch kirchliche ... Fragen handelt, sondern um pädagogische und wissenschaftliche, das heißt auf dem Gebiete der Religion theologische, liegt es in der Natur der Sache, daß dem Theologen ein Sitz in der Schuldeputation eingeräumt wird." Dem Theologen? Ich denke, es ist vom Geistlichen die Rede. Ist das etwa einerlei? Wenigstens in diesen Blättern hätte ich diese Gleichsetzung nicht zu finden erwartet. Der Geistliche als Geistlicher und nicht als wissenschaftlicher Theologe übt in der Schule als Deputationsmitglied oder Ortsschulaufseher Einfluß aus. Auch wo mehrere Geistliche sind, steht nicht den Gemeinden oder ihren Vertretern die Wahl zu, so daß sie etwa den wissenschaftlich und pädagogisch tüchtigsten und konfessionell wenigst Befangenen auswählen dürften, sondern der dem Range oder Dienstalter nach vorgehende Pfarrer ist ohne weiteres Mitglied der Deputation. Allenfalls können „die kirchliche Oberbehörde und die Schulaufsichtsbehörde in gegenseitigem Einvernehmen" einen andern bestimmen**).

*) Abdruck aus der geachteten katholisch-pädagogischen Zeitschrift „Der Schulfreund", Hamm i. Westf. 1906.

**) Natürlich nur unter Voraussetzung einer Wahl (durch die Gemeinde oder ihre Vertreter oder auch durch die übrigen Deputationsmitglieder) hatte Tews und auch ich die Bestätigung durch die Regierung auch für das geistige Mitglied gefordert. Findet überhaupt keine Wahl statt, so hat eine Bestätigung freilich keinen Sinn.

Nach diesem allen hat es mit der „Auslieferung der Schule an die Kirche" am Ende doch seine Richtigkeit.

Paul Natorp

Vom Aufruhr in den russischen Ostseeprovinzen

Letztes Stück

4

Im Oktober vorigen Jahres führte mich mein Weg auf einer Reise nach Rußland auch durch Kurland und Livland. In den größeren Städten überall Unruhe, das Straßenbild im Gepräge des Aufruhrs durch den verstärkten Polizeischutz und die umherziehenden und -reitenden Patrouillen aller Waffengattungen. Am deutlichsten trugen die Unruhen wohl in Riga nationalen Charakter, wo man ja auch neulich noch einen genau ausgearbeiteten Plan zur Niedermetzelung aller Deutschen gefunden haben soll. Aber auch in Libau mit seiner stark gemischten Bevölkerung (Letten, Deutsche, Russen, Juden verschiedenen Schlags, Littauer u. A.) machte sich das lettische Element am meisten bemerkbar. Von lettischen Arbeitern ging der Terror aus, der zu Ueberfällen auf Direktoren und Angestellte der Fabriken, auf Streikbrecher und Schutzleute führte. Der Pastor einer lettischen Gemeinde wurde in der Kirche überfallen und durch Schläge und Messerstiche arg zugerichtet. Als Agitatoren in mehr allrussischem Sinn taten sich besonders die Juden und auch Jüdinnen hervor — wenigstens die Angehörigen der jüngeren Generation, während die Aelteren besonnener blieben. Unter der russischen Bevölkerung gab es natürlich phantasierende Freiheitsschwärmer in allen Schichten. Eine wegen schlechter Verpflegung im Kriegshafen ausgebrochene Matrosenrevolte verlief ziemlich harmlos. Dagegen hatte es kurz vorher in der Nähe des Bahnhofs einen erbitterten Straßenkampf gegeben, als neueinberufene Rekruten — durch Militär eskortiert — nach dem Kriegsschauplatz abgehen sollten. Die Deutschen haben sich hier wie auch sonst zuerst nicht nur der offen revolutionären, sondern auch der Reformbewegung gegenüber allzu ablehnend verhalten. Freilich konnte die Form, in der das Verlangen nach Verbesserungen auftrat, an sich nicht zum Anschluß ermuntern. Schon waren Fabriken in der wüstesten Weise demoliert und geplündert worden. Und Mittel zur Durchführung der Streike schaffte man sich nicht nur durch Sammlungen, sondern auch indem bewaffnete Leute in die Läden drangen und dort eine bestimmte Summe verlangten, über welche sie dann im Namen der sozialistischen Partei in aller Form quittierten.

In Riga organisierte sich damals — fast schon zu spät — der „Selbstschutz", eine Vereinigung der Deutschen zum Zwecke regelrechter, bis zu einem gewissen Grade militärisch organisierter bewaffneter Verteidigung für Stadt und Land. Die russische Regierung — auch jetzt noch an der alten, deutschenfeindlichen Politik festhaltend — war diesem Unternehmen keineswegs günstig gesinnt. Die aufrührerischen Elemente aber suchten in ihrer Weise daraus Kapital zu schlagen. Einerseits sprengten sie nun mit Hinweis auf den Selbstschutz auch in den Städten (auf dem Lande hatten sie es schon früher getan) das Gerücht aus, als rüsteten sich die Deutschen zu einem bewaffneten Ueberfall auf die Letten. Andererseits haben dann in einer noch späteren Phase der Bewegung wiederholt die Revolutionäre sich die Erlaubnis zur Bewaffnung zu erwirken verstanden unter dem Vorwand, einen Selbstschutz gegen angeblich heranrückende Pöbelbanden bilden zu wollen; — ein Verfahren, das daneben noch die Möglichkeit bot, durch die Furcht vor den „Hooligans" das Volk in den Städten ebenso zu fanatisieren, wie auf dem Lande durch die unsinnigsten Versprechungen von Land aus dem aufzuteilenden Grundbesitz.

Interessant war das Bild in Dorpat. Hier war es zunächst mehr die allgemein politische Bewegung, welche die Gemüter der in den letzten Jahren ungemein angewachsenen russischen Studentenschaft erhitzte. Man konnte dabei ebenso mit der für notwendig erklärten „Agrarbewegung" fraternisieren (wenigstens anfänglich), wie andrerseits den mit der Russifizierung gegebenen Niedergang der deutschen Universität bedauern und entsprechende Resolutionen fassen. In der Universität tagtäglich Studentenversammlungen (S-chodken), rote Fahnen und Freiheitslieder, endlose Reden mit russischem Studentenpathos, Schmähungen gegen Kaiser und Reich, aber auch manches tüchtige, wahre Wort und bei dem allen eine sehr geschickte Leitung. Auf den Korridoren ein ewiges Hin und Her, die einzelnen Auditorien gefüllt von den Teilnehmern der kleinen (Fakultäts)Versammlungen. Dann wieder eine große, gemeinsame Beratung in der Aula, oft viele Stunden lang. Professoren und Rektor traten ganz zurück, die Universität war völlig in der Hand der Studenten. Diese sollten darüber entscheiden, ob die Vorlesungen (seit dem Januar war die Universität geschlossen) wieder aufgenommen werden sollten oder nicht. Darüber wurde nun debattiert und abgestimmt, aber dann wurden weiter auch die für Wiedereröffnung Stimmenden befragt, ob sie das täten, um ihren Studien nachgehen, oder um Politik treiben zu können, oder zu beiden Zwecken. Verhandlungen zwischen dem alten Dorpater „Chargierten-Konvent" (den deutschen oder nach deutscher Art organisierten Verbindungen) und der allgemeinen Studenten-Schodka gingen hin und her. Besondere Verhandlungen führten auch die dem „Theologischen Verein" angeschlossenen Theologen. Die Deutschen wollten der Bewegung im Allgemeinen womöglich ganz fern bleiben (was vielleicht doch nicht ganz zeitgemäß war, da nun einmal die Studenten die Politik machten), vor allem mochten die baltischen Deutschen, mit wenigen Ausnahmen, sich weder an den Schodken noch auch an irgend welchen politischen Aktionen beteiligen. Höchstens über Fragen des akademischen Lebens mitzustimmen waren sie bereit. Mehr Sympathie für die russischen Kollegen und die russische Revolution zeigten die Kolonistensöhne aus Südrußland oder sonstige im Innern des Reichs geborene Deutsche. Der Gegensatz verschärfte sich immer mehr. Ein Vorwurf wurde den deutschen Studenten von den Russen auch daraus gemacht, daß sich Einzelne von ihnen am Selbstschutz beteiligt hatten und auf den Gütern (doch vielfach in Verteidigung von Gut und Blut der Ihrigen!) „mit gemordet" hätten. — Es spitzte sich das alles derart zu, daß die deutschen Studenten sich zuletzt regelrecht mit vom Selbstschutz gelieferten Waffen verschanzten und den Angriff der Russen erwarteten, welcher indessen nicht erfolgte, weil endlich das Militär den Schutz der Stadt übernahm. Zuletzt wurden die Vorlesungen endgültig eingestellt und die Studenten verließen bis auf Wenige die Stadt.

Noch später wurde dann die Aula der Universität Zusammenkunftsort für die allerradikalsten nationalen Chauvinisten unter den Esten — für Vertreter der estnischen Republik. — Aber vorher hatte sich noch Vieles ereignet.

Als ich auf der Rückfahrt zum zweiten Male die Ostseeprovinzen berührte — ich kam von Petersburg zu Schiff nach Libau, da inzwischen der große Generalstreik ausgebrochen war —, war es gerade der Tag der Veröffentlichung des Verfassungsmanifestes: der 30. (17.) Oktober. Aber auch das Manifest brachte den Ostseeprovinzen keine Besserung der Lage, im Gegenteil. Es wurde auf das schärfste angegriffen, es wurde mißverstanden und mißbraucht. Schon von den radikalen politischen Parteien. Noch mehr von den Führern und Agitatoren der nationalen Revolutionspartei. Beispiele dafür, wie man die nun geschenkten heißersehnten und vielumstrittenen fünf Freiheiten (Freiheit des Worts und der Presse, Sicherheit der Person, Versammlungs- und Gewissensfreiheit*)) verstand, konnte ich in Libau sehen. Es schien, als ob Jeder nun meinte, überall und zu jeder Zeit alles tun und reden zu können, was ihm beliebte, — wenn nicht etwa der Generalstreik proklamiert war, wie damals in den ersten Tagen. — Geschlossene Läden

---

*) Religionsfreiheit hatte es ja schon vorher gegeben. Es war das einer der wenigen Lichtpunkte in dieser ganzen Zeit. Zahlreiche Uebertritte von „Rekonvertiten" (nur nominell zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörigen Personen, von der bekannten gewissenlosen Konversionsbewegung um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts) zur evangelischen Kirche waren die Folge, wenn auch dann die religionsfeindliche Haltung der Aufständischen und die Bedrängnis der Pastoren diese Bewegung nicht zur vollen Entfaltung kommen ließ.

— wer nicht mitmachen wollte, dem wurden die Schaufenster eingeworfen; die Straßen gefüllt mit demonstrierenden Volksmassen und mit Militär aller Art (Kosaken, Dragoner, Matrosen, Infanteriepatrouillen, Maschinengewehr-Abteilungen). Das Militär verhielt sich aber recht friedlich, da zwar Patronen verteilt wurden, die Offiziere aber keine bestimmten Weisungen bezüglich des Schießens hatten. . . . Auf offener Straße Volksversammlungen. Zwischen roten Fahnen Redner oder Rednerinnen, meist jüdischer Abkunft, welche für eine „demokratische Republik" plädieren oder gar offen die Soldaten zum Anschluß an die Revolution auffordern. — In zahllosen Maueranschlägen werden die Tagesereignisse besprochen und bekämpfen sich die verschiedenen Parteien, die Behörden miteingerechnet; Proklamationen werden verteilt. Volkshaufen ziehen nach dem Polizeigebäude oder nach der Wohnung des Festungskommandanten und verlangen die Freilassung der politischen, vielleicht sogar auch anderer Gefangener. Ebenso zeitigt die Freiheit der Person die unglaublichsten Streike: Dienstmädchenstreike (bei denen die Vertreter der Freiheit sich die Mädchen mit Gewalt aus den Häusern holen) und auch — charakteristisch, aber zugleich eines gewissen Humors nicht entbehrend — Streike der Schüler und Schülerinnen in den Mittelschulen. Die Schüler beanspruchen und erhalten Versammlungsfreiheit, sie stellen ihre „Forderungen", sie wollen verhaßten Lehrern Verweise geben oder gar sie entfernt wissen, dann — wie alle „Bürger" das zu tun die Pflicht hätten — auch Politik treiben. Es kommt dahin, daß Kosaken Schülerversammlungen, zu denen auch Revolutionsredner und -Rednerinnen erschienen sind, sprengen. Endlich werden die Schulen bis auf weiteres geschlossen.

Die Vorgänge können hier nicht alle im Einzelnen beschrieben werden. Zum Teil waren sie aber doch auch, und gerade die ernstesten, recht rätselhafter Natur. So z. B. die Ermordung des Polizeibeamten „Paßexpeditors" Kluge, der in trunkenem Zustande jedenfalls Geld, aber, wie behauptet wurde, auch Proklamationen unter die Arbeiter verteilt hatte, um sie zur Niedermetzelung der Juden zu veranlassen. Er wurde dann am andern Tage von einem auf einer Fabrik tagenden „Volksgericht" abgeurteilt und erschossen. Daraufhin werden gegen die Polizei Anschuldigungen erhoben; und diese gibt in einem Maueranschlag bekannt, sie wolle sich diesen Verdächtigungen gegenüber vor einer Kommission aus Bürgern der Stadt rechtfertigen. — Ich führe dies an, um zu zeigen, wie weit die Auflösung jeder Ordnung und Sicherheit ging. Man wußte zuletzt gar nicht mehr, wem man trauen und an wen man sich halten sollte. Dabei durchschwirrten beständig die unsinnigsten Gerüchte die Stadt, und die Aufregung wuchs und wuchs. Bereits damals fuhren Viele nach Deutschland oder brachten doch ihre Familien in Sicherheit. — Schlimmer noch stand es in Riga und Mitau, wo auch die Lebensgefahr für den Einzelnen — besonders in den abgelegeneren Teilen Rigas — noch größer war.

5

Auf dem Lande hatte man unterdessen auch gerade unter Benutzung des Manifestes weiter zu schüren gewußt. Jetzt dürfe Jeder tun, was er wolle. Der Kaiser hätte es gesagt. So und ähnlich hieß es in den großen Massenversammlungen, die man nun ja ungehindert abhalten konnte. — Und dann begann das entsetzliche Sengen und Morden, von dem in der letzten Zeit die Tagesblätter so viel Nachrichten brachten, und bei dem eine Roheit und Grausamkeit zu Tage trat, die sich Vorkommnissen im Hereroaufstand wohl an die Seite stellen ließe*). Diese letzte Phase der Bewegung, welche auf Nichts weniger hinaus wollte als auf Entfernung der Deutschen und Begründung unabhängiger Staatswesen für die Esten und Letten, beginnt etwa mit der Ermordung der Gebrüder Aderkas in Seßwegen (Südlivland). Ich brauche hier wohl nur kurz

*) Die Opfer wurden oft auf das Grausamste gefoltert. Einem Gutsbesitzer wurden die Augen bei lebendigem Leibe buchstäblich aus dem Kopf gekratzt. Der im Schloß aufgebahrte Leichnam wurde mit Petroleum begossen und mit dem Schloß verbrannt. Besonders grausam war das Vorgehen gegen die Soldaten, welche bei lebendigem Leibe zerschnitten und noch als Leichen auf das scheußlichste verstümmelt worden sind.

an Einiges zu erinnern. In wenigen Wochen waren in Südlivland über achtzig und in Kurland etwa hundert Herrenhäuser geplündert und niedergebrannt. Auch solche Güter wurden nicht verschont, deren Besitzer sich in weitgehendster Fürsorge um die Letten gemüht hatten, wie z. B. der von Katzbengen in Kurland (er hatte sogar einen Teil seinen Schlosses zur Errichtung einer Bibliothek, eines Teehauses u. dergl. für seine lettischen Bauern eingeräumt). Auf den Gütern werden temporäre Verwaltungen von den Revolutionären eingesetzt. — Die umherziehenden Massen wachsen ins Unendliche. Aus den Banden werden Heere, welche Militärabteilungen zurückschlagen und aufreiben. An den großen Städten bricht sich diese Bewegung, die kleineren aber werden regelrecht in Besitz genommen und hier, wie in den bäuerlichen Gemeinden, die Beamten der Regierung sowohl als auch die der Selbstverwaltung abgesetzt und neue — ohne Unterschied auch des Geschlechts — an ihrer Stelle gewählt. Endlich wird eine richtige lettische Republik proklamiert mit dem Zentralsitz in Kokenhusen, wohin auch deutsche Familien als Gefangene gebracht werden (in der Regel gab man doch den Besitzern noch die Möglichkeit zur Abreise, obgleich man vor keinem Mord zurückscheute, sobald der Verdacht einer Schädigung der Revolutionäre vorlag). Dann springt die Bewegung auch nach Nordlivland und Estland über, wo es in diesem Umfange noch nicht zu Ueberfällen gekommen war. Aber jetzt werden auch besonders in Estland allenthalben die Güter überfallen, die Wohnhäuser niedergebrannt oder demoliert. Auch hier redet man von einer Republik mit einem gewissen Zentrum in Dorpat.

Endlich bringt das energische Vorgehen des neuernannten Generalgouverneurs Sologub wenigstens den Anfang zu einer Beruhigung des Landes. Zugleich wirkte wohl auch das Fiasko des bewaffneten Aufstands in Moskau entmutigend. Schon fühlen sich auch in den Ostseeprovinzen die Führer nicht mehr recht geheuer und flüchten ins Ausland. Aber auch die Beruhigung bringt Zerstörung mit Feuer und Schwert. Wo immer Jemand verdächtig befunden ist, wird nun sein Gehöft von den Soldaten verbrannt, jede Brandstiftung auf den Gütern mit Verbrennen der umliegenden Gesinde beantwortet. Das Städtchen Talsen, in den Händen der Aufrührer, wird bombardiert. — Die Soldaten sind aufs Aeußerste erbittert durch das, was ihren Kameraden bei den Metzeleien und Leichenschändungen (z. B. in Tuckum) zugefügt worden war. — Und doch, das alles reicht nur so lange aus, als das Militär an Ort und Stelle ist. Auch Massenhinrichtungen und Massendeportationen können die Bewegung nicht wirklich zum Stillstand bringen. Wer weiß, was noch zu erwarten ist!

Was war nun das Geschick der evangelischen Geistlichen in diesem Stadium der Bewegung? Viele wurden vertrieben, vom Volk oder der neuen Verwaltung „abgesetzt", Anderen jede Zahlung verweigert, vereinzelt auch Pastorate, gleich den Herrenhäusern, demoliert. Das erste Pastorat, welches dieses Schicksal erfuhr, war — wenn ich recht sehe — das Haus des Mannes, dem das lettische Volk so viel wie keinem Anderen zu danken hat, des Pastors Dr. Bielenstein in Doblen, dessen Kirchenarchiv bereits gelegentlich eines früheren Ueberfalls verbrannt war.

In einem mir kürzlich aus Riga von autoritativer Seite zugegangenen Schreiben mit dankenswerten ausführlichen Mitteilungen heißt es:

In Kurland sind von 108 Pfarren 28 verlassen, in ganz lettisch Livland stehen die Pfarren leer, in Estland sind auch Viele geflüchtet. Die Flucht vom Pastorat brachte überall das Faß zum Ueberlaufen. Seit weit über einem Jahr waren die Inhaber von Pastoratsbauernhöfen, seien es nun Pächter oder bereits partielle Eigentümer, einig, keine Pacht- oder Kaufschillingsrückstände zu zahlen, so daß die Pastoren fast alle Einnahmen einbüßten. Die revolutionäre Propaganda hatte ferner die Parole ausgegeben, daß alle Prediger, die durch das jus patronatus berufen waren, auch wenn sie schon ein Menschenalter im Amte waren, als abgesetzt zu betrachten wären. Bei dem Terror, der herrschte, und bei dem zynischen Atheismus, der im Laufe von zwanzig Jahren in den russifizierten Volksschulen gezüchtet worden ist, wurden diese Absetzungen prompt akzeptiert, zum mindesten für keine Amtshandlungen mehr Zahlung geleistet. Der materielle Ruin vieler Existenzen war die Folge, und dann kam die Katastrophe! Mit Aufgabe ihres Mobiliars, oft nur

mit den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, mußten die Prediger mit ihren Familien in die Städte flüchten. Nun sitzen sie bei Verwandten und Freunden, so gut es gehen will, vom Notstandskomité unterstützt. Da muß für Wohnung und Kleider, für billigen Mittagstisch, für deutschen Schulunterricht gesorgt werden, und wir, die wir in Amt und Nahrung stehen, sind alle so sehr materiell reduziert und haben so viel zu helfen, daß wir nicht wissen, wie wir allen Verpflichtungen nachkommen sollen.

Einzelne waren auch in den Städten noch bedroht und retteten sich ins Ausland. Andere wandten sich dorthin, um irgend eine Beschäftigung zu finden. Ein solcher schrieb mir neulich — eine gerade in ihrer Schlichtheit ergreifende Klage:

Vierzehneinhalb Jahre habe ich am lettischen Volk gearbeitet und habe mich in normalen Zeitverhältnissen in beiden Gemeinden, die ich bis jetzt bedient habe, gut gestanden. Als aber die Sturmflut der Revolution daherbrauste, mußte ich weichen, weil die Gemeinde mir wie vielen Amtsbrüdern sämtliche Existenzmittel entzog, mich boykottierte und am Leben bedrohte, und das Alles, weil ich ein Deutscher war und mich auf kein Paktieren mit der Revolution einließ. Jetzt lebe ich mit meiner Frau von Almosen bei einem Stubengenossen. . . . Wie schwer es aber einem fällt, mit 41 Jahren brach zu liegen, ohne für seine Frau und drei schulpflichtige Kinder sorgen zu können, wird wohl ein Jeder mir nachfühlen können.

Wie es dabei den im Amte Verbliebenen erging, zeigt der Bericht eines baltischen Blattes, welches in einer langen Reihe von Nachrichten unter der Ueberschrift „Wie es Anfang voriger Woche noch in Kurland aussah“ auch folgende bringt:

Unlängst predigte der Ambothensche Pastor Lundberg in seiner Filialkirche in Niegranden. Während des Gottesdienstes wurde Einspruch gegen die Hinweisung des Pastors auf die Nähe des jüngsten Tages erhoben, weil diese Lehre eine Volksverführung sei. Unter den Rufen: „nieder mit dem Pastor“ wurde er nach der Hofesriege gebracht, jedoch dort freigesprochen. . . .

Vorigen Sonntag war der Zierausche Pastor Vogel zum Abhalten des Gottesdienstes nicht nach Virginahlen gekommen, weil daselbst ein Volksmeeting anberaumt war. Statt seiner verlas ein Sozialist von der Kanzel eine Predigt (!) und bot ein junges Paar (!) auf. Nach dem Gottesdienste wurden vor der Kirche unter einer roten Fahne weltliche Angelegenheiten verhandelt.

Im Norden sah es etwas besser aus. In dem vorhin angeführten Brief heißt es darüber:

Im estnischen Livland sind die meisten Prediger auf ihren Pastoraten geblieben, in Estland sind, wenn auch im Sturm der Revolution Viele im Kreis Harrien nach Reval fliehen mußten, die Pastorate nirgends niedergebrannt.

Es wird vielleicht aber Manchem schon die Frage gekommen sein: wie verhielten sich denn die Pastoren estnischer und lettischer Herkunft während des anarchistischen Wütens ihrer Volksgenossen?

Es muß zu ihrer Ehre festgestellt werden, daß sie im Allgemeinen keine besondere Ausnahmestellung einnahmen, wenigstens nur in ganz vereinzelten Fällen sich mit der revolutionären Bewegung solidarisch erklärten. Zum Teil waren solche Pastoren auch die Herausgeber der Blätter, die den gemäßigten nationalen Standpunkt vertraten. Davon wird in demselben Briefe weiter geschrieben:

In Kurland gibt es sehr wenige lettische Prediger, sie sind jedenfalls keine separatistischen Wege gegangen und haben, wie z. B. in Bauske, in gleicher Weise wie die deutschen Prediger gelitten. In Livland, wo die Zahl der lettischen Prediger bei dem teilweisen Fehlen des Patronats resp. bei der freiwilligen Aufgabe dieses Rechts in casu weit größer ist, haben einige derselben eine recht zweideutige Haltung angenommen. Insbesondere hat Pastor Jende in Ronneburg sich als sozialistischer Herr entpuppt! [er hatte auf der Synode das Berechtigte einiger Forderungen der Revolutionäre betont, soll aber auch in einer Grabrede einen bei einem Ueberfall erschossenen Sozialisten als Freiheitshelden gefeiert haben]. Aber das sind noch Ausnahmen. Wenn die lettischen Prediger naturgemäß der Wut der Menge weit weniger ausgesetzt gewesen sind, so haben doch auch von ihnen Einige persönlich zu dulden gehabt. Leute, die sehr nationalistisch-lettisch denken, wie Probst Irbe in Serben, haben in mannhafter Weise den Revolutionären Widerstand geleistet.

Demnach hat, wie es scheint, die Mehrzahl dieser Geistlichen an der Seite ihrer deutschen Amtsbrüder gestanden oder aber doch durch den Eifer um ihr Volk sich die Treue gegen die Grundsätze des Christentums nicht verrücken lassen. Hinzufügen will ich aber doch, daß z. B. in Riga der lettische Pastor Jansohn in einer Versammlung von Lehrern usw. in übel angebrachter Weise flach aufklärerische Reden über Religion hielt und dabei das Christentum zu einer Art Sozialismus zu stempeln suchte.

6

Wie wird sich nun aber die Zukunft des Landes gestalten? Und wie das Geschick des Deutschtums daselbst? Auch wenn es gelingen sollte, den Aufstand in absehbarer Zeit zur Ruhe zu bringen? Deutsche wie Esten und Letten gehen einer schweren Zeit entgegen, mit den Deutschen sind auch die Uebrigen in ihrem Wirtschaftsleben schwer getroffen. Das Land ist verheert. Die Felder liegen großenteils unbestellt. Ob im Frühjahr die Bestellung möglich sein wird, ist fraglich. Es erhebt sich auch sonst so manche schwere Frage, z. B. die Schulfrage, gerade für die deutschen Kinder. — Und dabei fehlen so viele Hände! Fern von der gewohnten Wirkungsstätte und im fremden Land sind die Flüchtlinge dazu verdammt, untätig dazusitzen oder auch nach jeder beliebigen Arbeit zu greifen, nur um das Leben fristen zu können. . . .

Und wie denken die baltischen Deutschen selbst über ihre Zukunft? Ich will zwei für die Stimmung unter ihnen charakterische Zeugnisse nebeneinanderstellen. Aus dem einen redet der trotzige Heldenmut, der von Aufgeben der Position Nichts hören mag:

. . . Das wird in Deutschland völlig verkannt: wir Balten denken gar nicht daran, die Heimat zu verlassen, auch die Geflüchteten wollen heim, sobald die Lebensbedingungen auf den Gütern, Pastoraten usw. wieder erträgliche geworden sind. Wir haben 700 Jahre die Scholle bebaut und gute und böse Tage hier erlebt, wir denken auch heute, uns wieder das Haus einzurichten. . . . Gewiß wird es manche Opfer kosten und manche liebgewordene Einrichtung wird weichen müssen; aber den Kopf wollen wir oben behalten und daran denken, daß Gott im Himmel noch lebt.

Anders aber klingt es im zweiten Brief:

Die Meinung vieler reichsdeutscher Volksgenossen ist mir bekannt, wir Deutschen im Baltenlande müßten im Lande bleiben und die deutsche Kultur weiter verteidigen. Diese Ansicht, so richtig sie an und für sich ist, ist doch jetzt durch die veränderte Richtung der Regierung unhaltbar geworden, da die Regierung unbegreiflicher Weise noch immer mit den anarchistischen Letten und Esten liebäugeln möchte, wie die gesamte russische Presse evident beweist, welche nicht einmal ein Wort des Mitleids mit unserer schwer leidenden Ritterschaft und der deutschen Intelligenz im Baltenland hat. . . . Durch den neuen Reichstag werden wohl die letzten Reste der Privilegien des deutschen Adels- und Litteratenstandes [der akademisch Gebildeten] vernichtet werden.

Gebe Gott, das die Ersten Recht behalten mit ihrer Hoffnungsfreudigkeit!

Es ist das Verhängnis des Landes gewesen, daß soziale und nationale Unterschiede hier in dem Maße zusammenfielen. Ferner sollte ruhig zugegeben werden, daß auch auf deutscher Seite mancher Fehler begangen worden ist, von Einzelnen sowohl als auch von ganzen Ständen. Aber es ist nicht Zeit noch Ort, davon zu reden, wo alle solche Fehler doch verschwindend klein erscheinen gegenüber den Verbrechen, die auf der anderen Seite gehäuft worden sind. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Deutschen die Kultur ins Land brachten, daß sie die Lehrer der Anderen waren, und daß durch sie gar viel Gemeinnütziges geschaffen worden ist, was Allen ohne Unterschied zu Gute kam, ja Manches, was nur den lettischen und estnischen Bauern zum Besten geschah.

Wenn aber wir Reichsdeutschen hinüberblicken nach dem Nachbarland, wo mit dem baltischen Deutschtum ein Stück unserer eigenen Art zu grunde gehen will: mag auch, im Sturm des Aufruhrs gebrochen und zerweht, von alter Eigenart des Baltentums gar Viel verloren gehn müssen; erhalten bleiben kann — dazu müssen wir helfen — das uns und ihnen Gemeinsame, das Deutschtum, das, was daran am wertvollsten gewesen ist — auch des Leidens wert.

Alexander Faure

Verschiedenes

Schiffer Worse. Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen übersetzt von Fr. Leskien. Leipzig, Georg Merseburger 1905. 183 S. 2.25, gebunden 3 Mk.

Garman und Worse. Von Demselben. Uebersetzt von Fr. Leskien. Ebenda 1905. 236 S. 3, gebunden 3,75 Mk.

Ibsen und Björnson haben uns nordische Art und nordische Landschaft verstehen gelehrt. Man wird unwillkürlich an sie denken müssen, wenn das Schiff in die inneren Arme der Fjords sich einbohrt, wo die Felswände sich senkrecht erheben, wo das enge Wasser zwischen ihnen so unheimlich still und so unheimlich tief ist, wo die Natur so unbezwingbar herrscht, daß sich das bischen Grün und Korn, daß sich die paar Hütten und Menschen festzuklammern scheinen an dem Stückchen Ackerkrume, wo die unnahbare Ruhe sich von den steilen Felswänden links und rechts loslöst und wo man doch fühlt, daß diese Ruhe nur Schein und das wahre Wesen der Landschaft der zähe unmittelbare Kampf der Elementarmächte ist. Dann wird es einem manchmal angst und bange vor diesem Schaurigen in Natur und Menschenleben. Wenn dann das Schiff langsam sich herauswindet aus dieser übermächtigen Natur, hinein in die lieblicheren Gegenden der Fjordmündungen, dann atmet man doch auf. So atmet man auch auf, wenn man von Ibsen und Björnson zu Alexander Kielland kommt. Hier türmen sich die Leidenschaften nicht mehr zu diesen schwindelnden Höhen, hier weicht jenes schaurige Gefühl des Umringtseins von den senkrechten Wänden der natur- und seelengeschichtlichen Notwendigkeit. Das Meer des Lebens braust wieder natürlich, hat nicht die unheimliche Stille des engen Fjords und eine gesunde, stärkende, nüchterne Luft weht es einem entgegen. Die Lebensaufgaben, die den Menschen gestellt sind, sind nicht mehr derart, daß sie daran zerschellen oder an ihnen zu Heroen emporwachsen. Nichts Unmenschliches, Uebermenschliches wird verlangt. Gaben und Aufgaben, Kräfte und Ideale verlieren die schaurige Größe des Fjordcharakters, die leichten Wellenlinien des Vorlands herrschen. Die Wahrheit und Reinheit, die von den Menschen verlangt wird, können auch Andern zum Ziel dienen als den Heroen des Charakters. Wahrheit und Reinheit thronen nicht auf jäher Höhe, sie bewegen sich unter den Menschen selbst. Sie sind das Selbstverständliche, Leichtfaßbare. Freilich, Niemand erfaßt sie fest und ganz, Jeder streift sie und streift sie wieder im Vorübergehen. Aber es fällt auf Keinen ein Verdammungsurteil, der durch eigne oder fremde oder gar keine Schuld sie nicht fest erfassen kann. Das ist eben Menschenart und Menschenschicksal, das man verstehen muß. Man soll sie beobachten, wie sie Alle kämpfen um Wahrheit und Reinheit, feurig oder still, schwer oder leicht, glücklich oder erfolglos. Das Leben ist zu bunt, als daß man mit den Kategorien schwarz oder weiß auskäme, es ist zu fein und verschlungen, als daß man absolute Maßstäbe anwenden dürfe, es ist zu wandelbar, als daß man weit schauen und kühn bauen könnte. Jakob Worse sagt zu Rachel Garman: „Ich habe ein Hausmittel, das ich von meiner Mutter gelernt habe. Ihr Vater benutzte es auch und das ist: zu arbeiten, vom Morgen bis Abend an der Arbeit zu sein, den Tag mit einem großen Haufen Auslandspost auf dem Pult da beginnen und ihn am Abend müde und fertig beschließen, fertig für den Tag." Es ist nicht nur das Hausmittel von Jakob Worse, es ist auch das von Alexander Kielland. Man wird fühlen: das ist nicht der Begriff von Arbeit, der uns aus Carlyle oder Ibsens Brandt entgegenzuckt. Man kann für ihn sich nicht begeistern und nicht Märtyrer werden. Aber ist diese Art „an der Arbeit sein" nicht die allgemein giltige, d. h. die, in der 99% aller Menschen leben müssen und versuchen müssen, glücklich zu sein? Die Fjordlandschaft ist doch die Ausnahme, die ruhigere Landschaft der Vorberge ist das Gewöhnliche. Ein solches Leben braucht nicht eintönig und uninteressant zu sein, es hat auch seine Schönheit, seinen Charakter, seine Kämpfe. Es hat nicht die Harmonie der klassischen Vergeistigung und nicht die packende Kraft des Genies. Aber es hat Wahrheit, es hat viel Wirklichkeit in sich.

Nun lese man, wie von diesem Standort Kiellands das Leben erscheint: die menschlichen Charaktere, das Treiben in einer weit verzweigten Familie, die Geschichte eines großen Geschäftshauses, das Wesen einer Fischerstadt, die große enthusiastische Bewegung des Haugianismus. Man lese; und dann ist man dankbar, daß auch im geistigen Norwegen die freundlichen Gegenden von Bornholm und Molde und die betriebsamen Märkte von Drontheim und Bergen sich vorlagern vor die packenden aber auch schaurigen Fjorde mit den senkrechten Mauern und der unheimlichen Stille. W B

Andreas Vöst. Ein Bauernroman von Ludwig Thoma. München, Albert Langen 1905. 434 S. 7,50 Mk.

Die Leser der Christlichen Welt werden an diesem Buche des bekannten Simplizissimus-Mitarbeiters schon um seines Stoffes willen nicht achtlos vorbeigehn. Thoma führt uns mitten hinein in den Kampf des oberbayrischen Bauernstandes gegen seine geistlichen Führer. Er läßt uns tiefe Blicke tun in die zwischen Altem und Neuem hangende Gedankenwelt dieser Menschen und zeichnet uns in dem tapferen Andreas Vöst eine Gestalt, die an diesen zwiespältigen Verhältnissen jammervoll zu Grunde geht. Ob Alles richtig gesehen ist, kann Jemand, der Land und Leute nicht kennt, nicht beurteilen. Die Schilderung macht aber den Eindruck zwingender Lebenswahrheit. Bloß der Pfarrer Baustätter, der „nur seine Pflicht als Seelsorger tut", wenn er den Andreas Vöst systematisch zu Grunde richtet, ist so schwarz gezeichnet, daß es schwer zu glauben ist, er könne sich dauernd auf seinem Posten behaupten.

Auch künstlerisch ist das Buch eine Leistung. Es ist ein großer plastischer Eindruck, wie sich die Gewitterwolken um das Haupt des Andreas Vöst zusammenballen, wie zuerst fahles Wetterleuchten als Vorbote aufzuckt und schließlich der entscheidende Schlag ihn vernichtet. Eine kleine Nebenhandlung mit freundlicheren Zügen erhöht durch den Gegensatz noch die Wirkung. Else Beling

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 3, gebunden 4 Mk.

Keine neue Erscheinung, und doch wert, wieder einmal in Erinnerung gebracht zu werden; vor 18 Jahren geschrieben, und doch modern. Nirgends langatmige Schilderungen oder überschwängliche Gefühlsergüsse, überhaupt kein Wort zuviel; und dabei die Wärme, die durch das Buch geht, die Spannung, die es weckt! Der Sohn eines Säufers und Mörders, der selbst schon anfängt, auf den Verbrecherweg zu treten, der also doch eigentlich am Galgen enden müßte, wie sein Vater, der wird von der Gemeinde notgedrungen in Pflege genommen (aber in was für eine!) und — wird ein braves, rechtschaffenes Menschenkind. Also eine Bekehrungsgeschichte? Nicht im Entferntesten! Bekehrungsgeschichten schreibt Marie von Ebner-Eschenbach nicht; salbungsvoller Ton, süßliche Empfindung sind ihr fremd; das Höchste, Heiligste wird selten in den Mund genommen; aber es liegt über dem Ganzen der Hauch echter Religiosität, und es weht durch das Ganze hindurch der Geist kräftiger Sittlichkeit. Und dabei die feine psychologische Entwicklung! Keine langen, weisen Belehrungen, keine Monologe, keine Grübeleien; auch hier Kürze und Knappheit. Der langsam sich vollziehende Umschwung wird mehr markiert, als ausgemalt; und doch nirgends etwas Sprunghaftes oder Gekünsteltes. Daß der Mensch nicht ein Opfer seiner Erzeugung und seines Milieus werden muß, daß er sich vielmehr aus dem Schmutz herausarbeiten kann, wenn sich ihm Hände entgegenstrecken, das predigt das Buch, ohne Predigtton. Und die anderen Personen: die Bauern, ja so sind sie, ganz genau so! Die Baronin, bei all ihren Eigentümlichkeiten so voll Herzensgüte; die Schwester, die im Kloster zu unnatürlicher Schwärmerei erzogen wird, aber mit ihrer Liebe doch den Bruder hält; vor Allen aber der Lehrer, dieser wunderliche und doch so prächtige Mensch mit seiner stillen Arbeit an dem Gemeindekind; und endlich die Mutter! Mit wie wenigen Strichen ist sie gezeichnet, und trotzdem so lebenswahr und warm; das Wiedersehen mit dem Sohn auf den letzten Seiten des Buches gehört zu dem Schönsten, was ich gelesen habe. Das ist ein Schluß! Sie „kriegen sich" nicht, die sich lieben, aber es geht auch Niemand ins Wasser; das Ganze klingt auch nicht aus in Selbstgenügsamkeit oder stumpfe Resignation; Mutter und Sohn haben sich gefunden und wollen in Zukunft einander und den Mitmenschen Etwas sein.

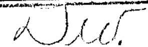
Martin Richter

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. Schiele in Marburg i. H.

Versammlungskalender

5.	April	Verein für Reformationsgeschichte **Weimar**
17.—21.	„	Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus **Berlin**
17.—21.	„	9. Versammlung deutscher Historiker **Stuttgart**
18. 19.	„	Freie Deutsche Evangelische Konferenz **Leipzig**
18. 19.	„	6. Pastorale Gemeinschaftskonferenz **Berlin**
20.	„	Generalversammlung der Positiven Union **Berlin**
23.—25.	„	Freie Kirchlich-soziale Konferenz **Cassel**
25. April—2. Mai		Wissenschaftlicher Informationskursus über Heidenmission **Berlin**
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt **Stuttgart**
16. 21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine **Paris**
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß **Jena**
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz **Gnadau-Schönebeck**
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein **Zürich**
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft **Basel**
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt **Potsdam**
9.—12.	„	Evangelischer Bund **Graudenz**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg





Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 14 Marburg i. H., den 5. April **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Die Sprache des Blutes Christi

Ihr seid gekommen zu dem Mittler des neuen Testaments, Jesu, und zu dem Blute der Besprengung, das da besser redete denn Abels. Hebr. 12, 24.

Obwohl mit der Bluttheologie zu allen Zeiten viel Mißbrauch getrieben worden ist, kann und muß ein ernstes und redliches Gemüt, welcher theologischen Richtung es sonst huldigen mag, die Stimme des für uns vergossenen Blutes vernehmen und verstehen. Es ist eine Saite in unserem Innern, die von ihrem Ton nicht unberührt bleiben kann, sondern in Schwingung versetzt wird.

Der Jünger, der diese Worte vom Blute Jesu geschrieben hat, vernahm diese Stimme und Sprache mit besonders feinem Gemerke: er hat das Tiefste herausgehört, was „die Stimme des Blutes unseres Bruders" uns sagen will, wenn er an Abels Blut erinnert und sagt, Jesu Blut rede besser und kräftiger als Abels.

Dieser Vergleich bringt eine Intuition zum Ausdruck, welche den Kernpunkt im Opfertode Jesu erfaßt und in einer Weise veranschaulicht, die für Jedermann faßlich und eindrücklich ist.

Ueberraschend ist zuerst die Aehnlichkeit der Szene des Mordes aus der altersgrauen Vergangenheit und der Szene des blutigen Dramas auf Golgatha. Hier wie dort handelt es sich um Brudermord. Hier wie dort sind die Motive wesentlich dieselben. Für Kain und Abel lassen wir die Deutung im 1. Johannisbrief (3, 12) als die tiefste und innerlichste gelten: „warum erwürgte er ihn, seinen Bruder? weil seine Werke böse waren, und die seines Bruders gerecht." Und was war bei der Kreuzigung Jesu das letzte Motiv, wenn man von allen Anklagen und Bezichtigungen aufsteigt zur tiefsten ethischen Wurzel? Es hat der Haß über die Liebe, die Lüge über die Wahrheit, die kalte Selbstsucht über die lautere Güte den schändlichen Triumph davon getragen. Der Eine und Einzige, der sagen konnte: „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da", hat es mit dem Tode büßen müssen: „Hinweg mit diesem und gib uns Barrabas los!"

Der Aufruhr der Selbstsucht gegen die göttliche Macht der Wahrheit und Liebe, die in der Menschheit Fuß fassen und sich durchsetzen und sie erneuern möchte — der ists, der Jesum ans Kreuz schlug; und insofern ist es nicht nur ein Brudermord, sondern Empörung wider die göttliche Majestät, ein Gottesmord. So schreit dieses Blut noch mächtiger gen Himmel als Abels, so führt es den Menschen in seiner Selbsterkenntnis über alle einzelnen Erscheinungen von Sünden und Fehlern hinaus und zurück in den verborgenen Grundschaden, die ungöttliche, selbstische Gesinnung.

Darum ruft es auch Allen die Gewissensfrage ins Herz: Wer ist unschuldig an dem Blut dieses Gerechten? Wer hat in seinem Innern noch nicht das Widerstreben gegen die Wahrheit, die Tücken der Eigenliebe, der Eigensucht gegen das Gute, das Beste und Reinste verspürt? Wage es, wer es will, seine Hände in Unschuld zu waschen: wer ehrlich sein will, der stelle sich für seinen Teil unter das Gericht!

Dann wird ihm die Stimme dieses Blutes noch etwas Anderes sagen. Es redet kräftiger und — die Uebersetzung Luthers ist ganz treffend — besser als Abels Blut. Nicht ohnmächtig und schauerlich wie dieses vom Sieg des Schlechten über den Guten, sondern mächtig und herrlich vom Triumph des göttlichen Erbarmens über Feindschaft und Haß, von der göttlichen Feindesliebe, die sich nicht vom Bösen überwinden läßt, sondern überwindet das Böse mit Gutem: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" Jesus hat die Sprache der Feindesliebe, die er von seinem Vater gelernt hat, immer gesprochen. Schließlich aber hat er mit seinem Herzblut die Unterschrift dazu gegeben. Ohne diese Tatensprache wäre sie auf Erden nur eine leuchtende Idee, nie aber eine so lebendige Kraft und lebenschaffende Energie geworden. Vgl. Röm. 5.

So ist es die göttliche Potenz im Opfertode Jesu, die besser redet als Abels Blut. Der Verfasser des Hebräerbriefes sagt in seiner sinnigen, geistvollen Art an anderem Ort (9, 14), Christus habe durch den ewigen Geist Gottes sich selbst geopfert. Damit ist diese Tat, die „Heilstatsache", ihrer Vereinzelung entnommen und in einen ewigen Zusammenhang hineingestellt. Der ewige göttliche Liebesgeist hat uns je und je geliebt, aber der Opfertod Jesu ist ein Brennpunkt, in dem sich seine Strahlen besonders innig gesammelt haben. Und daher strahlt auch von ihm eine Energie und Fülle der Liebe aus, die unser ganzes Leben umspannt, unsere tiefsten Nöte stillt und auch dem Herzen, das sich selbst verdammt und verdammen muß, Ruhe und Frieden bringt.

Es ist nicht ein mythologischer Vorgang zwischen Gott und Jesu, der sich in dieser Heilstatsache spiegelt, sondern die Ewigkeit berührte sich mit der Zeit und ward Geschichte; auch nicht eine „syllogistische Erlösung", nicht ein bloß gedachtes Schema von Erlösungslehre wird uns hier dargeboten, sondern der ungehemmte vollendete Durchbruch der ewigen Heilsgedanken Gottes in die erlebte Wirklichkeit.

Das ist die Sprache des Blutes Christi.

Hamann hat sie sich so gedeutet: „Wenn wir zur Selbsterkenntnis gelangen, wenn wir von ungefähr uns selbst in unserer wahren Gestalt zu Gesicht bekommen: wie wünschen, wie flehen, wie ängstigen wir uns, wie fühlen wir die Notwendigkeit von all dem, was Gott ohne unser Wissen, ohne daß wir Anteil daran genommen und darnach gefragt hätten, sich nicht ermüdet hat uns vorzuhalten, uns anzubieten und zur

Annahme desselben aufzumuntern, ja einzuschrecken! Wir hören alsdann das Blut des Versöhners schreien, wir fühlen es, daß der Grund unseres Herzens mit dem Blut besprengt ist, das zur Versöhnung der ganzen Welt vergossen worden." J H

Ein Jahr Soldaten-Abende in Windhuk

1

Es war Ende November oder Anfang Dezember des für unser Land so traurigen Jahres 1904, da schritt ich mit dem Divisionspfarrer Schmidt durch die Straßen Windhuks in ernstem Gespräch über das, was der Krieg uns Geistlichen an Pflichten auferlegt. „Könnten Sie nicht unsern Soldaten eine rechte, deutsche Weihnachtsfeier verschaffen hier im fremden Lande, wo sie ohnehin so viel entbehren müssen? Vielleicht daß die Bürgerschaft von Windhuk ihnen ein Fest in traulichem Beisammensein veranstaltete, damit sie doch etwas Heimatsgefühl haben könnten?" Das war neben manchem Andern seine herzbewegliche Bitte. Ich wußte, daß sie sich nicht mehr würde ermöglichen lassen; aber von dem Tage an stand mein Entschluß fest, selber unsern Soldaten hier, so gut ichs vermöchte, einen heimatlichen, deutschen, christlichen Weihnachtsabend zu bieten und, wenn möglich, auch darüber hinaus jeden Sonntagabend denen, die es wollten, die Möglichkeit zu verschaffen, ihre freie Zeit in edlerer Geselligkeit, als in den vielen Kneipen des Orts zu verbringen. Am vierten Advents-Sonntag wurde der Vorsatz zur Tat gemacht, durch Anschläge und Bekanntgebung im Parolebefehl zum Soldaten-Abend im evangelischen Pfarrhaus eingeladen.

Wie saßen wir beide, meine Frau und ich, mit gespannter Erwartung und klopfenden Herzens an jenem Abend in der Stube: wird Jemand kommen? Es war etwas Neues, was wir beginnen wollten, neu für die Soldaten, neu auch für uns selber, die wir noch kaum wußten, wie sich im Einzelnen Alles gestalten sollte. Das stand uns fest: gemütlich sollts den Gästen bei uns werden. Sie, die seit Monaten keinen behaglichen Raum mehr gesehen hatten, nur Wirtshausstuben und zerstörte Farmhäuser und schnell errichtete Lehmhütten und ihre bald zugig-kalten, bald glühend-heißen Zelte, sollten sich in unsern Zimmern zuerst einmal behaglich fühlen. Dann wollten wir ihnen Unterhaltung bieten, Vorlesung aus guten Büchern und Zeitschriften, Gesang von Chorälen und Volksliedern, und auch an einem ernsten Wort, mit auf den Weg zu nehmen, sollte es nicht fehlen.

Zwei, drei Leute kamen, sollte das Alles sein?

Da klopfte es an die Küchentür und eine ganze Schar bärtiger, gebräunter Gestalten schob sich herein: „Entschuldigen Sie, Herr Missionar, soll hier heute der Vortrag sein?" Sie wurden mit Jubel begrüßt und auf alle verfügbaren Stühle, Sessel und Sophas gesetzt, nun war das Zustandekommen unsres Soldaten-Abends gesichert.

Das nächste Mal, zur Weihnachtsfeier, war die Zahl der Besucher schon so groß, daß sie in unsern zwei Zimmern keinen Raum mehr fanden; so zogen wir in den angrenzenden Kirchsaal; der Weihnachtsbaum, der noch vom Gottesdienst her dastand, wurde noch einmal angezündet, und es war beim Lichterglanz und Gesang der alten lieben Weihnachtslieder eine herzerquickende Feier.

Im Kirchsaal sind wir nachher die weiteren Sonntage geblieben, bis auch der bei etwa 120 Besuchern zu klein wurde und die evangelische Missionskirche uns gastlich ihre Tore öffnete. Da hat dann der Soldaten-Abend seine Glanzzeit erlebt, als der Divisionspfarrer Schmidt, aus Namaland zurückkehrend, an mehreren reichgesegneten Abenden vor etwa 700 Zuhörern in ernsten, tief zu Herzen gehenden Worten von seinen Erlebnissen in den furchtbaren Kämpfen bei Groß-Nabas und in den wilden Karrasbergen sprach.

Längere Zeit hielten sich die Abende auf der Höhe von etwa 400 Besuchern, um dann — leider — einen allmählichen starken Rückgang zu erleben, so stark, daß die Wiederkehr des Weihnachtsfestes uns wieder in unserm alten Lokal, dem Kirchensaal der evangelischen Gemeinde, vereinigt finden konnte. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß dieser starke Rückgang wohl zum größten Teil durch die bedeutende Verminderung der in Windhuk stehenden Truppen zu erklären ist. Es ist doch ein Werk gewesen, diese Soldaten-Abende, das mir und allen denen, die daran mitgearbeitet haben, viel reine Freude gemacht hat, weil es mit Händen zu greifen war, daß hier ein notwendige Tat dankbare Aufnahme fand bei denen, für die sie gemeint war.

2

Interessant sollten unsere Abende sein. Das war nicht immer ein leichtes Ding, Sonntag für Sonntag Etwas zu finden, was unsern vielleicht gerade von langer Kolonnenfahrt nach dem Osten oder Süden des Schutzgebietes zurückgekehrten oder durch wildzerklüftete Gebirge auf der Spur des Feindes abgehetzten oder auch im Garnisondienst ermüdeten wackeren Krieger in den Stunden vorm Zapfenstreich noch fesseln konnte. Unschätzbare Dienste hat mir da ein Buch getan, das hoffentlich auch in Deutschland noch recht Viele zu ähnlichen Unternehmungen begeistert: Dr. Paul Luther, Deutsche Volksabende (Berlin, A. Duncker. 3, geb. 4 Mk.). Abende, welche „Heimatklänge" oder „Auf hoher See" und „Unsere Toten" und „Aus der Jugendzeit" betitelt waren, haben von da ihre Grundideen und auch einen guten Teil ihres Stoffes hergenommen. Dem Verfasser sei herzlich Dank für Alles, was er uns unbekannterweise Gutes geholfen hat. Aber auch Funcke und Frommel, Scheffel und Liliencron, Rosegger und Raabe, Frenssen und Freytag und vor allen Dingen Reuter haben jeder einmal einen Abend mit Scherz und Ernst ausgefüllt. Der ganze unermeßliche Reichtum an Schönem, Tiefem, Gutem, den wir Gebildeten an unsern Schriftstellern und Dichtern haben, und der den weniger Gebildeten zum großen Teil ein verschlossener Schatz ist, kommt Einem bei solcher Gelegenheit so recht deutlich zum Bewußtsein. Und es ist dann eine Freude, aus dem Schatze mitteilen zu können und zu sehen, wie unser Volk dankbar empfänglich ist für alle diese Schönheiten, die ihm nur noch nie so recht nahe gebracht waren.

Am meisten zog es freilich doch immer, wenn wir einen regelrechten Vortrag ankündigen konnten. Es ist ihrer eine bunte Reihe gewesen, die wir unsern Zuhörern geboten haben, und doch haben sie alle nur zwei großen Zwecken dienen sollen: unsere Soldaten für das fremde Land tüchtig und ihnen die Heimat überm Meer groß, herrlich und schön zu machen. Unmittelbar an den Willen sich wendend und auf die Abstellung schwerer Mißstände dringend, waren Vorträge „Ueber den Umgang mit Eingeborenen", „Wider den Alkohol" und „Wider die Verhunzung unsrer Muttersprache durch holländische und andere Afrikanerworte". Es wäre strafbar gewesen, eine so gute Gelegenheit unbenutzt zu lassen, einer Versammlung von jungen Männern ein offenes, ehrliches, ernstes Wort zu sagen über die Mißstände, die jeden Kolonialfreund mit tiefer Trauer erfüllen müssen.

Aber der oberste Zweck unsrer Abende war doch Unterhaltung, Anlockung möglichst Vieler, daß sie ihren Sonntagabend besser als am Biertisch verbrächten. In einem kurzen, packenden Schlußworte und in den einrahmenden Chorälen haben wir uns bemüht, jedem Abend auch einen entschieden christlichen Stempel aufzudrücken. Aber immer predigen hätte wohl viele von unsern Zuhörern abgeschreckt; und gerade an die wollten wir doch auch mit heran, die dem „Prediger" in weitem Bogen aus dem Wege gegangen wären. Jeder Vortragsgegenstand bietet ja schließlich auch immer noch Gelegenheit genug zu kurzen, aber ernsten Seitenblicken auf Glauben und Leben.

Nie haben wir uns umsonst gewandt an das Interesse, das dies fremdartige Südwestafrika Jedem, der es kennen lernt, einflößen muß. In sieben Vorträgen sprach Herr Missionar Wandres aus der Fülle seiner Erfahrungen über das Land und seine Leute: die originellen Fabeln der Hottentotten, der Charakter dieses verschlagenen Volkes, das Lebensbild unsres gefährlichsten Gegners, des Hendrik Witboi, aber auch das Tierleben des Landes, wie er es schilderte, Alles wurde mit unge-

teilter Aufmerksamkeit aufgenommen. Auch ein Vortrag über „Unsern Sternhimmel“ und ein andrer über das Pflanzenleben des Landes, sowie ein botanischer Ausflug zur Vorführung der wichtigsten „Feldkost-Pflanzen“ fand lebhaftes Interesse.

Um Vorurteilen gegen die Tätigkeit der evangelischen Mission in unserm Lande entgegen zu treten, bot das Buch von Paul, Die Mission in Deutschsüdwestafrika*) gute Dienste. Zwei Abende wurden ihm gewidmet. Von unsrer Kolonie schweifte andre Male der Blick hinüber auf die übrigen deutschen Kolonien. Dr. Paul Rohrbach führte in zwei Vorträgen unsre Soldaten in die vielfach so ähnlichen Verhältnisse Vorderasiens und des englischen Südafrika ein; ich selber schilderte Reiseerlebnisse in Italien und das Deutschtum im Auslande, wie es über die ganze Erde verstreut ist.

Aber in der Ferne lernt man erst die Heimat recht schätzen; kaum ein Abend ist wohl vergangen, der nicht in irgend einer Weise das mitbetont hätte. „Deutsches Heldentum“, „Heimatklänge“, „Deutsche Burgen“ wollten besonders mithelfen, das Bild der Heimat lebendig und lieb zu erhalten. Daß am Sedantage ein Vortrag über Sedan, am Reformationsfest einer über Luther nicht fehlen durfte, und daß auch dem großen Bismarck ein besonderer Abend geweiht wurde, ist wohl selbstverständlich.

3

Wie verlief nun solch ein Abend im Einzelnen? Daß jeder Abend seine einheitliche Grundstimmung haben solle, diese Forderung Dr. Paul Luthers haben wir möglichst immer durchzuführen gesucht. Der Ton wurde angeschlagen durch den einleitenden Choral und festgehalten in den Volksliedern, die den Vortrag einleiteten oder, wenn möglich, auch in ihn eingeflochten waren, ihn selber zu beleben und die Aufmerksamkeit der Zuhörer neu anzuregen. Oft stand auch noch Musik zur Verfügung, sei es die Garnisonkapelle, sei es einzelne Dilettanten, die ihr Können in den Dienst der guten Sache stellten. Auch ein Chor (der aber das Schicksal der meisten Chöre, Kurzlebigkeit, hatte) trug dazu bei, Abwechslung in solchen Abend hineinzubringen. Das Ganze dauerte $2^1/_2$ Stunden und verlief möglichst ungezwungen; nicht steife Feierlichkeit, packende Lebendigkeit wurde überall angestrebt, wie denn oft herzliches Lachen die Ausführungen der Redner belohnte. In der rechten Mischung von Scherz und Ernst scheint mir überhaupt ein gut Teil von der Wirkungskraft solcher Veranstaltungen zu liegen; freilich gibt es da unüberschreitbare Grenzlinien, die einzuhalten nicht immer leicht ist. Den Schluß bildete, durch einen Choral eingeleitet und von dem ersten Teil abgegrenzt, die Ansprache, die den Ton des ganzen Abends ins Religiöse übertrug und noch einmal kräftig erklingen ließ (z. B. „Die Heimat im Licht“ beim Vortrag „Heimatklänge“; „Christliches Heldentum“ beim Vortrag über „Deutsches Heldentum“; „Ein feste Burg ist unser Gott“ beim Vortrag über „Deutsche Burgen“; „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst Nichts auf der Welt“ beim Bismarck-Abend; das Jesuwort von „unsern geringsten Brüdern“ bei einem Hottentotten-Vortrag usw.).

4

Und der Erfolg unsrer Bemühungen? Er lag uns zunächst schon in jedem Manne, der kam und zuhörte. Wer Augen dafür hat, wie furchtbare Verheerungen der Alkohol in unserm Volke anrichtet, wie verderblich er auch hier unter unsern Soldaten wirkt, die ja kaum anders konnten, als ihre Abende im Wirtshaus zubringen, und wer mit Trauern sieht, wie unter seinem Einfluß der Sonntag zum unheilvollsten Tag der Woche wird, der wird es mit uns schon für einen Gewinn achten, wenn einige Hundert Soldaten wöchentlich ihren Sonntagabend ohne Alkohol haben konnten. Zeugnisse, daß die Abende gefallen haben, sind uns ungesucht in Menge zugekommen; daß Dem oder Jenem ein Wort, ein Lied nachgegangen, haben wir auch erfahren. Was aus der Saat des Gotteswortes, die wir mit ausstreuten, geworden ist, wieviel davon unter die Dornen, wieviel auf guten Boden gefallen ist, das entzieht sich freilich unserm Wissen. Daß wir gesät haben, das muß uns hier, wie ja so oft, genügen.

Daß der Soldaten-Abend noch einer Ergänzung bedürfe, das ist mir schon sehr bald klar geworden. Dort konnte in der Hauptsache nur Werbearbeit getan werden; doch um den Soldaten, die schon im bewußten Christentum stehn und es sich bewahren wollen (so schwer ihre an Versuchungen reiche Umgebung es ihnen auch macht) und denen, die — vielleicht nach schweren Verirrungen — zum Glauben ihrer Kindheit zurückkehren wollen, einen festen Halt zu bieten, bedurfte es noch einer andern, ausgeprägter christlichen Veranstaltung. Etwas wie ein christlicher Männerverein oder Soldatenverein schwebte mir vor; aber die Ausführung verschob sich immer wieder. Da schlug die drängende Bitte eines lieben jungen Soldatenbruders durch alle zögernden Bedenken durch, und im Oktober 1905 wurde auch unser Soldatenverein in Angriff genommen. Bald stellte sichs freilich heraus, daß das Bedürfnis nach brüderlicher, christlicher Gemeinschaft (engerer als der bloße Gottesdienst sie geben kann) weiter griff, als ich zunächst gedacht hatte. Auch Zivilfamilien, auch Frauen, baten an den Vereinsabenden teilnehmen zu dürfen; und so sind aus den Vereinsabenden Bibelstunden geworden mit allgemeiner Beteiligung an der Besprechung, freiem Gebet und Gesang. Inhaltsreiche, schöne Abende, die ich nicht mehr missen möchte — und, ich denke, die meisten von den Teilnehmern auch nicht. Beides besteht nun nebeneinander im neuen Jahre fort: jeden Sonntag Soldatenabend, jeden Donnerstag Bibelstunde; Beides bedarf noch des Ausbaues, Beides möge Gott weiter segnen.

5

Warum ich von diesen Dingen berichte?

Vor $1^1/_2$ Jahren brachte die Christliche Welt (1904 Nr. 28) einen Aufsatz von mir über die Ursachen des Herero-Aufstandes, der mir den Vorwurf der Missionsfeindschaft eingetragen hat. Schmerzlich genug habe ich unter dem Vorwurf gelitten, schmerzlicher manchmal fast noch unter den unerwünschten Verbündeten, die mir meine Worte eingebracht. Jetzt wollte ich an einem Beispiel zeigen, wie wir in Wahrheit hier nie aufgehört haben, Hand in Hand zu arbeiten, der Pastor und der Missionar, zum Segen, denke ich, für beide Teile.

Ferner: der Krieg schickt soviel traurige und unerwünschte Nachrichten von hier nach Deutschland hinüber, warum soll da nicht auch einmal von einem Stückchen Friedenswerk die Rede sein. Mancher Mutter könnte es doch ein tröstlicher Beweis sein, daß ihr Sohn hier nicht nur zwischen den „Wilden“ haust, daß er auch hier noch immer im Bereich von Christentum und Deutschtum ist.

Endlich aber dachte ich auch: in der Lage, wie hier in Windhuk, ist mancher Pfarrer in kleinen Garnisonstädten auch drüben in Deutschland. Als Garnisonprediger hat er auch der Soldaten sich mit anzunehmen und empfindet es vielleicht schmerzlich und drückend, wie wenig er doch im Grunde an diesen Teil seiner Gemeinde herankommt. Er möchte ihnen doch noch anders näher treten als nur im Gottesdienst, wohin, wie er sehr wohl weiß, der größte Teil doch nur gezwungen, kommandiert, kommt. Und ich glaube, die Kirche hat auch alle Ursache, unsern Brüdern im bunten Rock dienend und liebend nachzugehen. Es ist der Kern und die Zukunft unseres deutschen Volkes, der da unter Waffen steht. Sie sind auf Jahre hinaus vom Elternhaus und Beruf und heimatlichen Verhältnissen losgelöst; wie große Gefahren daraus für die sittliche und religiöse Entwicklung des Einzelnen entstehen, weiß Jeder, der selbst gedient hat. In den großen Garnisonen bieten die seit einigen Jahren von den Jünglingsvereinen und Christlichen Vereinen errichteten Soldatenheime denen, die nicht ins Wirtshausleben versinken wollen, einen Halt und einen Ort, wo sie sich zuhause fühlen können. Aber was sollen die Soldaten der kleinen Garnisonen mit ihrer freien Zeit anfangen? Spazierengehen,

---

*) C. Paul, Die Mission in unsern Kolonien. Drittes Heft. Dresden, Ungelenk 1905. 166 S. 1,50 Mk. Den früheren Heften dieses ausgezeichneten Sammelwerks schließt sich das jetzige würdig an, äußerlich etwas geschmückter und zugleich billiger als die andern. Es schildert die Geschichte der Anfänge der Mission, die Zeit der deutschen Kolonialherrschaft und den Hereroaufstand. D H

auf die Dörfer zum Tanze gehn, Abends im Wirtshaus sitzen, wenn sie noch Geld haben. Was bleibt ihnen dann weiter viel übrig? Gewiß hat hier auch der Staat noch eine große Aufgabe zu erfüllen: denen, die er um seiner Zwecke willen aus Familie und Beruf herausreißt, auch eine edle und fördernde Erholung zu bieten, damit er nicht selbst mit daran schuld ist, wenn die jungen Leute auf Abwege geraten und schweren Seelenschaden aus ihrer Militärzeit mit heimbringen. Aber ebenso hat auch die Kirche die Pflicht, hier helfend und bewahrend mit einzutreten. Ein Weg, wie das geschehen **kann**, hat sich uns hier geöffnet. Und ich glaubte ein Bild davon, wie wirs gemacht haben, geben zu sollen, damit die erfreulichen, guten Erfahrungen, die wir hier mit den Soldaten-Abenden machen durften, vielleicht Den und Jenen in Deutschland ermutigten, daheim auch einmal Aehnliches zu versuchen. Nicht nur Pastoren, sondern auch Laien, erst recht Laien.

Der Pastor allein **kann** eine solche Einrichtung auf die Dauer garnicht aufrecht erhalten und so vielseitig, wie wünschenswert ist, ausgestalten, wenn er nicht, wie ich hier, Hülfe findet aus seiner Gemeinde heraus. Mancherlei Talente, musikalische, gesangliche, rednerische, deklamatorische, können dabei Verwendung finden, und das Gemeindeleben wird nur Segen haben von solcher Beteiligung der Laien an positiver Gemeindearbeit. **Wilhelm Anz**

Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde zu Windhuk in Deutsch-Südwestafrika

---

Frauenarbeit in der Heilsarmee

In einem Artikel, der die Ueberschrift trägt „Die Frau auf der Kanzel und im Gemeindekirchenrat", schrieb vor nicht allzulanger Zeit ein kühner Anonymus in einer Berliner kirchlichen Wochenschrift: „Die Frau auf der Kanzel ist eine Schwester der Frau der freien Liebe; sie ist ein Degenerationszeichen." — Das Thema wird durch vier Spalten hindurch variiert; doch genügt wohl diese eine Probe, um den „Geist" des anonymen Verfassers zu kennzeichnen.

Dabei ist es natürlich die böse liberale Theologie und die noch viel schlimmere Frauenbewegung, die Schuld an diesem Unheil trägt. — Man begreift freilich den Zorn gegen die predigende Frau nicht ganz („die Frau auf der Kanzel bedeckt nur mühsam mit den Falten des Talars die mangelnde Selbstbescheidung"), da der Verfasser selbst doch schwerlich je eine Frau auf der Kanzel gesehen und gehört hat und kaum befürchten wird, in der preußischen Staatskirche etwas Derartiges zu erleben.

Aber vielleicht verlohnte es der Mühe, zu zeigen, daß es sich bei der kirchlichen Arbeit der Frauen, sogar beim Predigen, durchaus nicht um eine unerhörte Neuerung handelt. Von urchristlichen Zuständen soll hier abgesehen werden; aber seelsorgerische Frauenarbeit in großem Umfange haben wir auch heute schon in Deutschland zu beobachten Gelegenheit, allerdings — außerhalb der Staatskirche: in der Heilsarmee.

Wenn man die Geschichte dieser Bewegung studiert (über deren Wert man ja verschieden urteilen mag), so wird man jedenfalls sehr bald sehen, eine wie unendliche Bedeutung hier Frauenarbeit gespielt hat.

Es ist charakteristisch für Catharine Booth, daß sie noch als Braut des damaligen Methodistenpredigers William Booth nur eine ernstliche Differenz zwischen sich und ihrem Bräutigam kennt: sie bezieht sich auf die Frage der geistigen Ebenbürtigkeit von Mann und Frau. Wie ihr deutscher Biograph Oliphant erzählt, gelingt es ihr, ihren Mann zu der Anschauung zu bekehren, „daß die Frau, wenn ihr dieselbe Erziehung und dieselbe Gelegenheit zuteil würde wie dem Mann, demselben in jeder Beziehung intellektuell und geistig gleich steht." Man mag dem zustimmen oder nicht. Sicherlich zeugt es für die überragende Bedeutung dieser Frau, daß sie imstande war, ihren Mann für diese Anschauung zu gewinnen.

Sie ist es auch, die ihren Gemahl veranlaßt hat, aus der Methodistengemeinde auszuscheiden und seinen eignen Weg zu gehen, eine ungemein mutvolle Tat, wenn man bedenkt, daß damit zunächst die Existenz der ganzen Familie Booth aufs Spiel gesetzt war.

Ihre eigentliche Lebensarbeit setzt ein in dem Moment, wo die Heilsarmee als solche gegründet ist und Catharine Booth es wagt, als öffentliche Predigerin aufzutreten. Wir besitzen eine von ihr selbst verfaßte Verteidigung dieser ihrer Tätigkeit („On Female Ministry"), denn Angriffe sind selbstverständlich auch in England nicht ausgeblieben.

Charakteristisch für ihre Art der Verteidigung und den kühnen Glauben an ihre Mission sind darin die Worte:

> **Wann** die Kirche den Frauen erlauben wird, in ihren Versammlungen zu sprechen, kann nur eine Frage der Zeit sein, des gesunden Menschenverstandes, der öffentlichen Meinung.... Wenn das wahre Licht scheint und Gott an die Stelle menschlicher Tradition tritt, dann wird der Theologe, der lehrt, daß Paulus befiehlt, daß das Weib schweige, wenn Gottes Geist sie zu reden treibt, so angesehen werden wie ein Astronom, der lehrt, daß die Sonne ein Trabant der Erde ist.

Gewiß, kühne Worte, aber ausgesprochen aus jenem Gefühl eines innern Berufs heraus, der stärker als jede äußere Satzung, unwiderstehlicher als die strengste Sitte ist.

Und dabei hat diese Frau verstanden, was uns deutschen Frauen noch heute das große Problem scheint: die harmonische Vereinigung von Mutterschaft und geistiger Arbeit.

Catharine Booth ist achtmal Mutter geworden, und sie hat die Sorge um ihre Kinder niemals geringer angeschlagen als die um die Armee. Man mag es als unnötige Engherzigkeit empfinden, wenn sie ihrer ältesten Tochter, die ein sehr starkes Bildungsbedürfnis empfindet, den von einer Freundin angebotenen Aufenthalt in einem Pensionat verweigert. Die dort herrschende „weltliche Kleidung" der Schülerinnen und die ganze weltliche Atmosphäre scheinen ihr eine Gefahr für ihr Kind zu bedeuten. Der Brief, in dem sie der Tochter diese Eröffnung macht, zeigt jedenfalls mit wie warmer Liebe und mit wie regem bis ins kleinste gehenden Interesse sie das Leben ihrer Tochter verfolgt.

Der Zug auch unserer deutschen Gemeinschaftskreise, jede Wissenschaft, allen voran die Theologie, als „Erfindung des Teufels" zu betrachten, ist auch ihr nicht fremd. An sozialem Verständnis und sozialem Interesse übertrifft sie aber sicherlich deutsche Kreise.

Als des Generals bekanntes Buch In the Darkest England and the Way out erscheint, da hat sie den Mut, neben „gefallenen Mädchen" von „gefallenen Männern" zu sprechen. Ihre Biographie schreibt:

> Vielleicht hat die Schaffung jenes Ausdrucks „gefallene Männer" mehr für die Sache der „gefallenen Frauen" getan, als irgend etwas Anderes während der letzten zwölf Jahre; denn er ist nun häufig auf den Lippen unserer Gesetzgeber, unserer Prediger des Evangeliums und der Vorsteher unserer Gerichtshöfe; ebenso führen unsere öffentlichen Redner ihn im Munde.

Diese Worte mögen für England zutreffen. In Deutschland spüren wir jedenfalls Wenig oder Nichts davon, und es sollte doch jeder Frau zu denken geben, daß sogar unsere Sittlichkeitskongresse immer nur „gefallene Mädchen" kennen, von unserer Gesetzgebung ganz zu schweigen.

So bleibt es ein Verdienst der Heilsarmee, und wahrlich kein geringes, gerade diesen Teil sozialer Arbeit zuerst mit besonderer Energie in Angriff genommen zu haben, und es ist bekannt, eine wie große Zahl von Arbeiterinnen in allen Ländern die Heilsarmee heute auf diesem Gebiet beschäftigt.

Nicht selten pflegen Kinder kraftvoller und eigenartiger Persönlichkeiten eine von jenen ganz verschiedene Entwicklung einzuschlagen. Es ist, als übe der überragende Einfluß der Eltern einen Druck auf den Menschen aus, der dazu führt, daß er, selbständig geworden, ganz andere Wege einschlägt. Die Kinder von Catharine Booth sind alle in der Armee geblieben, und ihnen, zumal den Frauen, verdankt sie nicht zum mindesten ihren blühenden Fortgang, umfaßt doch die Arbeit heute nicht nur den ganzen europäischen Kontinent, sondern sämtliche Erdteile, natürlich besonders die englischen Kolonien.

Ueberall sind es zum großen Teil weibliche Kräfte, in

deren Händen die Arbeit selbst wie auch die Leitung liegt; und auch wo ein Ehepaar an der Spitze steht, übt häufig die Frau den überragenden Einfluß.

Am charakteristischsten tritt das vielleicht bei Emma Booth-Tucker hervor, deren Biographie wir von ihrem Manne besitzen. — Ihr Arbeitsfeld ist hauptsächlich Indien gewesen, später Amerika.

Es ist bezeichnend für das Vorgehen der Heilsarmee bei Hindus und Muhamedanern, bis zu welchem Grade man sich den nationalen Sitten und Empfindungen anzupassen sucht, nicht nur, daß man die Tracht des betreffenden Landes anlegt, wie der Indier seine Nahrung mit den Fingern verzehrt, nein, — man legt sich auch einen indischen Namen bei usw. Hier, wo die Frau vom öffentlichen Leben völlig ausgeschlossen ist, war es ein weit kühneres Unternehmen als in England, Frauen öffentlich redend auftreten zu lassen. Wir hören auch, daß man in einer Dorfgemeinde einmal ausdrücklich männliche Salutisten verlangt. — Da man die aber im Augenblick nicht zur Verfügung hat, so versucht man es trotzdem mit Frauen — und — es gelingt. Religiöser Enthusiasmus hat wohl zu allen Zeiten Schranken besiegt, die Andern unübersteigbar schienen.

Wieviel mehr diese Arbeit in Amerika, dem Lande, in dem Gesetz und Sitte heute den Frauen am günstigsten sind, Erfolg hat, braucht kaum gesagt zu werden.

Eines berührt nun recht eigentümlich, wenn man diese Biographien liest. Immer wieder betonen diese Frauen, daß sie nicht Frauenrechtlerinnen seien, ganz gleich in welchem Sinne es sei. Fast mit sittlicher Entrüstung wird das abgewiesen. — Freilich wird dann meist hinzugefügt: Sie nahmen sich eben dieses oder jenes Recht kraft ihrer Persönlichkeit.

Vielleicht liegt darin mit das Geheimnis ihrer Erfolge: Ansprüche, die der Einzelne für sich allein erhebt, — mag es sich auch um außergewöhnliche Dinge handeln — die werden als Ausnahmen ertragen, zumal wenn sie mit jenem religiösen Enthusiasmus vorgebracht werden, der der Heilsarmee eigen ist und in dem ihre Wirkung auf die Massen beruht. Dazu kommt der Eindruck eines fröhlichen Christentums bei allen diesen Frauen, eine Art des Auftretens, die man nur mit dem englischen Ausdruck charming bezeichnen kann: bei allen Ansprüchen, die man erhebt, erweckt man doch den Eindruck liebenswürdiger Anspruchslosigkeit.

Solche religiösen Enthusiasten stehen außerhalb des Rahmens der gewöhnlichen Bedingungen menschlicher Tätigkeit. Ihnen mag man außergewöhnliche Rechte zugestehen. Man wird darum nie Gefahr laufen, sie auch Andern bewilligen zu müssen.

Aber die Frau, die für sich selbst neue Wege bahnt, sollte immer soviel soziales Empfinden, soviel Frauenstolz und soviel Achtung und Liebe für ihr eignes Geschlecht haben, nie nur für sich allein, sondern für alle jene mitzuarbeiten, die mit ihr gemeinsamen Zielen zustreben.

In dem schrankenlosen religiösen Individualismus weiblicher Tätigkeit in der Heilsarmee liegt ihre Größe, aber auch ihre Grenze — und ihre Kritik. L Stöcker

---

Zur Wunderfrage

Vgl. 1904 Nr. 36. 47; 1905 Nr. 7. 8. 13. 23. 26. 39. 44; 1906 Nr. 6

Können wir noch von „Wunder" reden, wenn wir von der Unmöglichkeit einer Durchbrechung des Naturzusammenhangs überzeugt sind? Ja, weil beim Wunder der Hauptnachdruck von jeher nicht darauf lag, wie Etwas geschah, sondern daß Etwas geschah. Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß auch die Art und Weise des Geschehens bei der Beurteilung, ob Etwas als Wunder zu gelten habe, mit hereinspielte. Aber dies war nicht das Primäre; sondern das unerwartete, überraschende Eintreten eines Ereignisses, das auf eine unmittelbare Erschließung Gottes hinwies, gab ihm den Charakter des Wunderbaren. Vergleiche das Wunder des Durchzugs durchs Rote Meer. Das war das Entscheidende, daß ein Weg durchs Meer gebahnt war zur rechten Zeit. Ein Wunder, obwohl man wußte, wie, durch welche natürliche Vermittlung die Bahnung des Wegs erfolgte! Darin erkannte das Volk die Fürsorge seines Gottes, daß er den Ostwind schickte (2. Mos. 14, 21). Besteht dagegen bei einem Ereignis das Wunderbare in der Art und Weise des Geschehens, wie bei den sogenannten Mirakeln, so muß das religiöse Moment zurücktreten. Denn solche Geschehnisse sind nicht um ihres Hinweises auf Gott, sondern um ihrer selbst willen interessant. Glücklicherweise sind darum auch die Mirakel verhältnismäßig selten in der Bibel. Jesus verwahrt sich ausdrücklich gegen die Zumutung, solche zu tun. Sie lähmen, ja hindern geradezu das religiöse Interesse. Dieses beruht lediglich darauf, daß sich ein Ereignis als unerwartetes, daher wunderbares, gottgewirktes uns darbietet.

Wunder in diesem Sinn spielen sich täglich vor unsern Augen ab. Alles Geschehen ist nach unserm Wissen vermittelt nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Unvermitteltes Geschehen gibts nicht, jedenfalls nicht für unser menschliches Erkennen. Aber daß diese oder jene physischen oder geistigen Kräfte in die Erscheinung treten, daß sie gerade zu dieser oder jener Zeit wirksam werden, das wird immer den Charakter des Wunderbaren an sich tragen. Ein Beispiel. Man kann Jesus erklären und verstehen aus seiner Zeit heraus. Selbst wenn das restlos gelänge, wäre das Wunder seiner Persönlichkeit nicht vermindert. Denn das Wunder besteht darin, daß dieser Jesus nun auch wirklich kam, als er nötig war. So bei jeder großen Persönlichkeit. Viele warten auf den Mann, der für unsere Zeit das lösende Wort sprechen wird. Wie dieser Held sein muß, was er leisten muß, das kann man sich schon denken. Aber die Hauptsache ist, daß er kommt. Mit allem unserem Nachdenken richten wir da Nichts aus. Wir müssen warten, bis die Tatsache eintritt. Dann wirds uns ergreifen, wie ein Wunder. Wars nicht bei den Einheitsbestrebungen Deutschlands so? — Ja, es ist jede Persönlichkeit von diesem Gesichtspunkt aus ein Wunder. Ihr Sosein ist erklärbar; ihr Dasein ist das erfreuliche oder bedauerliche Faktum, das nicht weiter zu erklären ist. — Dieser Charakter des Wunderbaren haftet endlich auch den Naturkräften an. Wir können sie erforschen und die Gesetze ihres Wirkens beschreiben. Aber daß gerade diese Kräfte da sind und nicht andere, daß sie so wirken und nicht anders, das ist das „Zufällige", das Unerklärliche, Wunderbare, das wir bloß konstatieren können. Nach unserem Verstand bemessen könnte es ja ganz anders, viel „rationeller" sein auf der Welt, als es in Wirklichkeit ist. Die Wirklichkeit ist immer etwas bloß Tatsächliches, durchaus nichts Vernunftnotwendiges, daher auch Unerklärliches, Wunderbares. Insofern trägt alles Seiende den Charakter des Wunderbaren. Wir stehen vor dem Geheimnis des Seins, das der eindringendste Verstand nicht wird klar legen können.

Ganz besonders eindrucksvoll macht sich dies Geheimnis dann geltend, wenn aus der unergründlichen Tiefe des Lebens neue schöpferische Kräfte auftauchen, welche die ganze Struktur, den ganzen Anblick des Menschheitsbaus verändern. Die Art und Weise, wie diese Kräfte wirken, ist eine gesetzmäßige und darum begreifliche, erklärliche. Aber schon die Tatsache, daß sie überhaupt auftauchen, dann daß sie gerade jetzt eingreifen, endlich daß diese und nicht andere Kräfte wirksam werden, die den Weg in ganz andere Bahnen lenkten, das Alles bleibt für alle Zeiten wunderbar. Faut

---

Stimmen der Väter

Theodor Gottlieb von Hippel

Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Zwei Bände. Berlin 1793 f. Leipzig, Göschen 1860*)

Liebe

Wer bei Liebe bloß auf den Geist säet, vergißt, daß er ein Mensch ist; wer aber bloß auf das Fleisch säet, erniedrigt

*) Die Sätze sind alle dem ersten Bande der Ausgabe von 1860 entnommen. Vgl. Christliche Welt d. J. Nr. 12.

sich der nicht unter den Menschen? . . . Die Geschlechterneigung in Ordnung bringen, heißt die Welt reformieren. (S. 127)

Die Geschlechterneigung hebt, duldet, trägt Alles; und doch ist selten eine Ehe ohne Reservate. (S. 187)

Familie

Es gehört Erziehung dazu, wenn Kinder ihre Eltern ehren, Geschwister sich untereinander nicht verraten und verkaufen sollen.

Geschwister kennen sich in der Regel am wenigsten, weil sie zusammen aufwuchsen. Kommt es unter ihnen ans Beobachten — wo ist mehr Zank, Haß und Widerwille als hier? Gedenket des armen Josephs. (S. 187)

Kinderfragen

Schuldig gebliebene Antworten sind bewährte Hausmittel, die fragende Jugend auf Irrwege zu führen. (S. 141)

Freundschaft

Freundschaft ist eine wechselseitige Verbindung, nach welcher einer den andern nicht verachtet, ob er gleich dessen Schwäche mit den Händen greifen kann. (S. 187)

Zu enge Freundschaft, und wären David und Jonathan die Freunde, zieht Verachtung nach sich. Nur Mann und Weib können ohne Verachtung sich so genau als möglich kennen lernen. (S. 186)

Bosheit und Schwäche

Die Bosheit macht schwach, und die Schwäche macht boshaft. Ein Mann, der sich bewußt ist, Mann zu sein, pflegt so wenig in Härte, als in Eigendünkel auszuarten: er geht dem Kinde aus dem Wege. Kleine Leute dagegen sind schon böse, weil sie klein sind. Sie schlagen Wellen, um eine Fliege zu ersäufen, und brauchen einen Orkan, um ein Vergißmeinnicht zu entblättern. (S. 180)

Menschenwert

Gott sei gelobt, daß kein Mensch sich so zeigt, wie er ist! (S. 187)

Niemand ist zu tadeln, weil er das ist, was er ist, sondern weil er das **nicht** ist, wofür er gehalten sein will. (S. 180)

Lebensbeschreibungen

Warum liest man so gern selbsteigene Lebensbeschreibungen? Weil, wenn man gleich weiß, daß der Mensch sich nicht vorgesetzt hat die Wahrheit zu sagen, man sich doch einbildet, er werde, eh er es selbst merkt, sich verreden, rot werden, und wir dann ausrufen können: Erubescit, salva res est. (S. 186)

Mitteilsamkeit

Ist es nicht eine gute Seite der Menschen, daß sie Nichts für sich allein behalten können?

Aus dem Satze: „Nur das hab ich, was ich sehen lasse“ fließt natürlich die Betrachtung: „Nur das ist dein, dessen du dich zu entäußern im Stande bist“. (S. 199)

Demut

Herrschsucht ist der Hang aller Menschen. Selbst das Christentum lehrt: wir wären geistliche Könige, Priester und Propheten. Warum nicht geistliche Bauern und Handwerker? (S. 200)

Rom

Hätten Se. Heiligkeit nicht wohlgetan, sich einen andern Jünger, als den Petrus, zum Stammvater zu wählen? Ich hätte den Johannes vorgeschlagen. (S. 176)

Des Papsts und Türken Mord

Dem geistlichen Stande eignet und gebührt auch beim Morde die Ehre. (S. 224)

Wenngleich der Reim und der Zorn oft tun, was nicht recht ist, so sind doch Mord und Wort poetisch verwandt und prosaisch verschwägert. (S. 227)

Die Kirche und was ihr anhängt vergießt nicht Blut; Wasser und Feuer sind ihre Waffen, Tränen und Autodafé. (S. 168)

Krieg

Die Kriege, die Wir von Gottes Gnaden führen, sind gerecht, dagegen die, welche Andere von Gottes Gnaden führen, ungerecht sind. (S. 227)

Glaube

Im Tun können wir Andern Exempel geben, im Glauben nicht. Wir glauben insgesamt; ein Jeder glaubt anders. (S. 188)

Fatalismus und Resignation

Ein Kreuz ist eine Schande, wenn es ein Sinnbild ist, daß ich Seele und Herz, beide Hände und beide Füße untätig kreuze, und mich einem gewissen faulenzenden Mystizismus und Fatalismus ergebe, und hier, als auf einer grünen Aue, mich weide. (S. 130)

Seelen von Inhalt und Nachdruck ist der Mut und der Trost der Notwendigkeit eigen. (S. 217)

Der Pfarrer

Es heißt vom Geistlichen: ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; doch hat er den Schlüssel auch von der Erde und zum Kopf und Herzen derer, die mit ihm umgehen. Die Geistlichen taufen, sie konfirmieren, sie kopulieren — sie finden die Menschen, wenn ihr Herz und ihre Seele offen und jedes Eindruckes fähig sind. (S. 19)

Aufklärung

Wer Aufklärung anders als das Salz braucht, kennt die Menschen nicht. Salz ist ein gut Ding. Was ist indeß unerträglicher: versalzen oder ungesalzen? (S. 192)

Mehr Verstand, mehr Wille, mehr Treue, mehr Glaube heißt darum nicht: lauter Verstand, lauter Wille, lauter Treue, lauter Glaube. Jede Freude muß mit edlem Schmerz, jeder Schmerz mit einer Art von Freude, jede Vernunft mit Einfalt, jeder Glaube mit Zweifel gewürzt werden, sonst fehlt überall der Reiz. . . . Ein gemilderter Frühlingstag ist von allen der beste: ein Sonn-, ein Festtag! (S. 192)

Poesie und Philosophie

Poeten setzen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit in den Anfang der Welt, Philosophen dagegen in die späteste Zukunft. (S. 213)

Gesang

Sprich, und du bist ein Mitmensch. Singe, und wir sind Brüder und Schwestern! (S. 218)

Wenn die Verdammten in der Hölle singen könnten, wären sie nicht aus aller Not? (S. 207)

Das Leben

Der Tod läßt sich überwinden; allein dieses Leben, wenn es ewig wäre, würde uns mehr zu stehen kommen, als wir haben und auftreiben können. (S. 154)

Im Tode

Niemand ist vor seinem Tode glücklich, sagte Solon; im Tode sind wir Alle glücklich — Alle! (S. 21)

Deutsche Kunst

1. Goethe und Dürer

Je lebhafter sich neuerdings bei uns der Wunsch und das Bestreben durchsetzt, das Leben des Einzelnen wie das der Volksgesamtheit mehr als zuvor durch die Kunst zu bereichern und zu verklären, um so lauter erklingt zugleich der Ruf nach Abkehr von fremder Art und nach bewußter Pflege der heimischen, der deutschen Kunst. Das ist verständlich und richtig. Nur ist es äußerst schwer, mit klaren Worten deutlich zu umschreiben, was eigentlich das Wesen der deutschen Kunst aus-

macht. Unwillkürlich fühlen wir uns von echten deutschen Kunstschöpfungen lebhaft angesprochen, und für Werke ausländischer Art empfinden wir bei richtig geleitetem Kunstsinne selten wirklich tiefgehende oder dauernde Neigung. Worin aber die eigentlichen Kennzeichen des deutschen Kunstempfindens bestehen und was es von fremdem Fühlen und Schaffen unterscheidet, läßt sich gar nicht so leicht und so bestimmt in Worte fassen, wie man das wohl denken möchte. Und ich sage im Anschluß an meine Erfahrungen hierüber, auch auf die Gefahr hin, deshalb verlästert oder verspottet zu werden: eine völlig erschöpfende, deutlich umgrenzte Wortbeschreibung deutschen Kunstwesens ist einfach unmöglich. Mehr wie ein paar fließende Grenzlinien werden wir auch bei ernstestem Nachgrübeln und vorurteilslosester Forschung durch alle solche planmäßige Erörterungen kaum aufzuzeichnen vermögen. Der letzte Rest bleibt geheimnisvoll und der klaren begrifflichen Erkenntnis unzugänglich, so kräftig er auch als eine starke Wirklichkeit erlebt und erfahren werden mag.

Aber schon solche Grenzlinien zu finden und dessen deutlich bewußt zu werden, worin ein echt deutsches Kunstwerk sich von fremden unterscheiden mag, hat seinen eigenen Reiz und seinen lehrreichen Wert. Dabei folgen wir selbstverständlich gern den Spuren, die auf solchen suchenden Pfaden vor uns unsere Großen gewandert sind, und möchten gern von denen lernen, was es wohl für ein Ding um bodenwüchsiges deutsches Kunstempfinden sei.

Wir wissen, daß Herder einst über deutsche Art und Kunst eine eigene bedeutsame Schrift veröffentlicht hat, und wir suchen ihrer habhaft zu werden in der sicheren Erwartung, hier sachgemäßen Aufschluß zu finden. Aber wir sind einigermaßen enttäuscht, wenn wir das Werkchen in die Hand bekommen. Wohl lautet anspruchsvoll und verheißend sein Titel „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter". (Hamburg bei Bode 1773, 182 Seiten des schlechtesten Papiers und fehlerhaftesten Drucks.) Aber wenn wir es aufschlagen, begegnet uns zunächst ein „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker". Alsdann ein Aufsatz über Shakespeare. Beides von Herder selbst geschrieben, aber ohne Ausbeute für unseren Zweck. Auch eine Möserſche Betrachtung über deutsche Geschichte bietet uns keine grundsätzlichen Erörterungen über deutsches Wesen. Umso gespannter sind wir dann, wenn uns die Ueberschrift „Von deutscher Baukunst" entgegenleuchtet und wir erfahren, daß der Verfasser dieser Abhandlung der junge Goethe ist, der darin seinem Straßburger Verkehr mit Herder ein glänzendes Denkmal gesetzt hat. Freilich, eine ruhig sich fortspinnenende Gedankenentwicklung über das tiefste Wesen der deutschen Baukunst suchen wir auch hier vergebens. Es ist vielmehr ein im Ueberschwang der Begeisterung gesungenes Loblied auf die Herrlichkeit des Straßburger Münsters. Aber Goethe hätte eben nicht Goethe sein müssen, wenn er nicht dies volle Getön seines Preisgesangs durch kluge und wahre Betrachtungen allgemeiner Art unterbrochen hätte. Sein Aufsatz ist darum auch heute noch äußerst lesenswert, fesselnd und lehrreich. Einige herausgegriffene Sätze können das dartun.

Zunächst legt Goethe das ewig wahre grundsätzliche Bekenntnis ab, daß es leicht und köstlich ist, ein aus verwandtem Geist entsprossenes Kunstwerk zu genießen, aber schwer, ja unmöglich, diesen Kunstgenuß nach seinem tiefsten Wesen begrifflich zu zergliedern. „Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat; ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte."

Die Straßburger Freunde waren sich wohl bewußt, daß dieses Schwärmen für den gotisch-barbarischen Bau etwas sehr Unmodernes war. Denn der aufgeklärte Verstand der Zeit sah in solchen Kunstwerken des dunklen Mittelalters Nichts als ungezügelte Rauhheit und rohe Stärke. Der Moderichtung gegenüber weiß Goethe verständige Worte zu finden, mit denen er deutschen von fremdem Geschmack trefflich zu scheiden vermag: „Laß diesen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne." Da haben wir eine der wichtigsten Grenzlinien deutlich gezeichnet: es liebt der Romane den weichen Fluß der Linien, die glatten Formen, die sanft vorschwebenden Farben, während der Deutsche stets eine Neigung für die charakteristische Linie, die deutlich ausgesprochene Form, die kräftig leuchtende Farbe gehabt hat, auch dann, wenn diese Linie etwas Eckiges, Knittriges, diese Form etwas Ungefüges, Derbes, diese Farbe etwas Buntes, Grelles hatte und so der Gesamteindruck eines Werkes mehr herb und spröde als gefällig und anmutig ward.

Goethe erkannte richtig, daß für unsern Geschmack die äußere schmückende Verzierung durch das, was man so obenhin schön nennt, etwas Minderwertiges ist und daß wir vor allen Dingen in der Kunst nach Wahrhaftigkeit des Ausdrucks und der Bildung trachten. Das muß ja manchmal, wie gerade auch in der Gotik des Straßburger Doms, zu Gebilden führen, die dem Auge wirr und kraus scheinen. Aber gerade auch diese Formen erwuchsen dem folgerechten Streben, einen einmal angenommenen Bildungsgrundsatz bis zur letzten Schlußfolge sich entwickeln zu lassen. Daher Goethe: „Und laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn *eine* Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen . . . Diese charakteristische Kunst ist uns die einzig wahre." So hatte der junge Feuergeist auch recht, wenn er die Zeitgenossen einlud, mit seinen klaren unbestochenen Augen diese Kunstgebilde anzuschauen. „Tretet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele." Und mit feiner Beobachtung erkannte der Lobredner deutscher Kunst, wie die Empfindung für das Wahre und Charakteristische nicht nur in der deutschen Baukunst, sondern auch in der Malerei das kennzeichnende Merkmal sei. Er rief mit ehrlicher Wärme die köstlichen Wahrworte aus, für die wir heute wieder einen Widerhall in jeder deutschen Seele finden möchten: „Wie sehr unsere geschminkten Puppenmaler verhaßt sind, vermag ich nicht zu deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge ausspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!"

So findet denn im letzten Grunde Goethe die rechte innere Art der deutschen Kunst nicht in der untersuchenden, prüfenden, schließenden Erörterung am besten ausgesprochen, sondern in den Werken der deutschen Kunst und in dem Schaffen der deutschen Meister selbst. Er verschmäht eine systematische deutsche Aesthetik und weist frisch und lebhaft auf die Wirklichkeit deutscher Kunstoffenbarungen hin.

Das wird ja allewege die beste, ja die einzig giltige Weise sein, hinter das Wesen der deutschen Kunst zu kommen. Nur daß sich auch hier einige Bedenken anknüpfen. Ich will nicht davon reden, daß es wohl eigentlich nicht so ohne Weiteres angängig ist, wie das Goethe tat, in der Gotik des Straßburger Münsters gerade besonders deutsche Kunst zu sehen. Denn wenn auch diese Kunstweise stark germanisch beeinflußt war: im letzten Grunde hatte sie ihre Ursprungsstätte und ihren Ausbildungsort in Frankreich; und eigentlich deutsch ist eben nicht die Hochblüte französischer Gotik, wie sie uns in Straßburg und Köln entgegentritt, sondern die Formenbildung und Bauweise, die wir als Spätgotik ein wenig zu belächeln oder gar zu verachten gelehrt werden — da wir doch gerade in dieser Kunstsprache am ehesten unser eigenstes Wesen wieder erkennen könnten und sollten. Seis drum: wir wollen meinethalben das Straßburger Münster als germanische Kunst gelten lassen; nur müssen wir dabei betonen, daß auf jeden Fall ein gutes Stück romanisches Wesen dabei mit unterläuft.

Aber wichtiger noch ist Dies. Goethe schätzt Albrecht Dürer als den echtesten und größten deutschen Meister und rühmt geradezu als das tiefste Wesen seiner Kunst das Eckige, Holzgeschnitzte, Ungefüge seiner Gestalten, aus deren unbeholfenen Formen uns so klar und innig die deutsche Seele hervorleuchte, wie sonst aus keinen vaterländischen Kunstgebilden. Das ist richtig, und wir empfinden gleichermaßen. Nur daß wir dabei nicht vergessen dürfen, was so oft unbeachtet bleibt: wie

dieser selbe urdeutsche Meister Albrecht Dürer zeitlebens oder doch von dem Augenblicke an, in dem er die italienische Kunst der Renaissance kennen gelernt hatte, mit heißem Bemühen darauf aus war, das „Holzgeschnitzte“ seiner Heimat und seiner eigenen Natur zugunsten der welschen weichen Linie zurückzudrängen und es mit der anmutigen Form italienischen Kunstsprache zu vereinen. Sein ganzes Kunststreben ist ein steter Kampf, ein fortgesetztes Sehnen, die beiden Kunstweisen der grauen Heimat und der sonnigen Fremde innig zu verschmelzen; und wenn wir in dem letzten Zeitraume seines Schaffens die Werke höchster Vollkommenheit erblicken, so geschieht es, weil wir aus diesen Gestalten nicht nur deutsche Charakterisierungskunst und deutsches Seelenleben herauslesen, sondern weil Albrecht Dürer für diese deutsche tiefe Art auch äußerlich ein gut Stück italienische Schönheit und welschen Kunstausdruck gefunden hatte.

Und immer weiter. DerselbeGoethe, der hier in wundervoller Jugendbegeisterung für gotische Bauweise und Dürersche Eckigkeit eintritt, hat bald genug die Freude an dieser hochgepriesenen heimischen Kunstweise verloren und nicht eher Ruhe gefunden, bis er nach Zeiten deutscher und antiker Einseitigkeit im höchsten Alter mit reifstem Urteil den deutschen Faust mit der hellenischen Helena vermählt hatte. Auch hier also bei allem treuen Festhalten an der eigensten Volksart doch auch ein starkes Hinausstreben aus deutscher Beschränkung und eine Befruchtung und Verklärung deutschen Kunstschaffens durch fremde hellenisch-romanische Art.

Scheint es so zum unveräußerlichen Merkmal deutscher Kunst zu gehören, daß sie sich nicht in selbstsicherem Stolze von fremder Art völlig abschließt, daß sie vielmehr ihre Großmeister auf Pfade weist, die aus der Heimat in die Fremde führen, um dann nach der Heimkehr umso siegesgewisser den eignen erneuten Pfad zu gehen, so wird es doch durch diese flutende, befruchtende Wechselbeziehung nur umso schwerer, das tiefste Eigenwesen der deutschen Kunst glatt und reinlich zu umgrenzen.

2. Wagner und Bach

Die deutscheste aller Künste ist die Musik. Auf den anderen Kunstgebieten gibt es allerwege Leistungen, so groß und so nahe den unsrigen, daß sie uns hoch zu überragen drohen. Aber was die deutsche Musik an tönendem Ausdruck des Unaussprechlichen geschaffen hat, ist nirgends überboten worden. Hier reichen uns alle Nationen willig und neidlos den Kranz. So liegt es nahe, bei den deutschen Tonmeistern nachzufragen, ob sie mit hellen Worten uns zu künden wissen, was deutsche Kunst sei. Sie alle werden solchen Untersuchungen aus dem Wege gehen und mit sieghaftem Lächeln stumm auf ihre Werke weisen: diese, die Tonschöpfungen der deutschen Meister, die seien deutsche Kunst. Nur Einem unter ihnen war es gegeben, nicht nur zu schaffen, sondern auch über sein Schaffen und sein Geschaffenes klare Rede zu stehen. So wenden wir uns zu ihm und achten darauf, wie Richard Wagner das Wesen der deutschen Kunst erfaßt, wie er es dargestellt, wie er es beschrieben hat. Gestaltet hat ers wohl am klarsten, jedenfalls am liebenswürdigsten in seinen herrlichen Meistersingern, die ja recht eigentlich das hohe Preislied deutscher Kunst darstellen. Beschrieben hat ers mehrfach. So in einer ausführlichen Abhandlung über „Deutsche Kunst und deutsche Politik“, die aber nach seiner Art so polemisch und dabei so deutlich für ihren ersten Leser, den jungen Bayernkönig, bestimmt ist, daß für unsern Zweck wenig Gewinn abfällt, wir müßten denn einige treffliche Worte aus dem Zusammenhange reißen und hier wiedergeben, was untunlich sein dürfte. Dann aber kürzer, bestimmter, schöner in seinem Aufsatze „Was ist deutsch?“ aus dem Jahre 1865 mit dem Schluß von 1878.

Da erhalten wir zunächst die nicht üble Umschreibung: „Deutsch ist, was uns deutlich ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte, unserem Boden Entsprossene.“ Das ist hübsch gesagt; aber nun regt sich erst recht die Frage, worin denn eigentlich dieses Ursprüngliche und Urwüchsige bestehe. Wagner antwortet: vor Allem in dem bohrenden, selbstlosen Ernst und in der unbestechlichen Redlichkeit; in der triebmäßigen Empfindung für das Gesunde und Wahre, das Ehrliche und Unverfälschte, Echte. In dem Abscheu vor allem Gleißenden, Hohlen, äußerlich Schimmernden, Pomphaften. So in der Kunst wie bei allen Regungen des Geisteslebens, auch in der Religion. „Unter Religionsfreiheit versteht er (der Deutsche) nichts Anderes als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen.“ Aber ebenso in der Musik. Und Richard Wagners ganzer, lebenslanger heißer Kampf ist ja dafür gestritten worden, daß der deutsche Ernst auch in der Musik seinen Platz behaupte, jeder welschen, fremden Tändelei gegenüber. Darum hat er ja so bittere Zorn- und Klageworte gegen italienische und französische Musik auch unter den deutschen Tonmeistern gefunden, weil er diese süßen, weichen, zärtlichen Melodien, die sich „leicht behalten“ lassen, mit Recht für unvereinbar hielt mit echtem deutschen Wesen, das nach dem Ausdruck des Tiefsten und Erhabensten ringt, aber auch auf oberflächliches Gefallen gern verzichtet. Und gerade wie Albrecht Dürers tiefgründige Kunst sich nicht leicht und mühelos dem Auge einschmeichelt, sondern mit sorglicher Liebe angeschaut und mit dem tiefsten Gemüt ergriffen werden will, wenn man sie recht würdigen und verstehen soll, so muß sich das deutsche Ohr vor jenen Weisen hüten, die sich mit lieblicher List rasch einsingen, aber keine Tiefe, keinen Ernst, keine Wahrheit, keine Seele haben. Auch die echte deutsche Musik will mit liebender Hingebung und sorglicher Treue genossen sein. Sie erschließt ihren tiefsten Wert und Sinn nicht mit oberflächlich tönendem Sinnenkitzel dem flüchtig hinhorchenden Ohr, sondern nur dem bis in die Tiefe geöffneten deutschen Gemüte. Das was rasch um anmutiger Linien oder um zierlichen Klanges willen zu gefallen pflegt, ist nicht deutsche Kunst. Deutsche Kunst fordert ein starkes Sichversenken, einen kräftigen Willen zum Verstehen und Genießen, ein suchendes Eindringen, ein Mitbeteiligtsein der ganzen Seele. So hat es Richard Wagner verstanden und dafür hat er gekämpft, gelitten und gesiegt. Er hats auch mit Worten und Urteilen getan. Aber wie ers einige Blätter hindurch versuchte, hat er den bloßen Redekampf aufgegeben. Und wie Goethe schließlich keinen bessern Ausweg wußte, um deutsche Art zu beschreiben, als daß er, der Wortgewandte, auf die Tat der großen Künstler, auf ihre Schöpfungen hinwies, so hat auch Wagner anstatt den verschlungenen Dornenpfad gedanklicher Begriffsbildungen zu wandern, um zu erhärten, was deutsche Kunst sei, alsbald lieber das lebendige Beispiel gewählt. Er sagt:

> Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes. . . . Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte hervor. Als Goethes „Götz“ erschien, jubelte er auf: das ist deutsch! Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei!

3. Thode, Böcklin, Thoma

Ganz neuerdings hat Henry Thode versucht, die charakteristischen Züge des bildenden deutschen Genius herauszuspüren und zunächst unabhängig von bestimmten Kunstbeispielen mit Worten systematisch zu beschreiben. Er hat dabei vier eigentümliche Kennzeichen der deutschen Kunst gefunden.

1. Der starke Gefühlsausdruck, der von den Künstlern ihren Schöpfungen verliehen wird. Was immer sie darzustellen haben, wird von Innen heraus beseelt und belebt.

2. Der Universalismus des Schauens. Für Gefühl und Phantasie des Deutschen ist Alles in der Welt, das Kleine wie das Große, von Wichtigkeit, Alles dünkt ihn der Wiedergabe und Verherrlichung wert.

3. Die unvergleichliche Naturtreue oder Naturliebe, eine bis ins Einzelnste gehende gewissenhafte Beobachtung und Nachbildung der Natur.

4. Die große Erfindungskraft der Phantasie, ihr lebhaftes

Spiel mit eben denselben Erscheinungen, die von dem deutschen Künstlerauge nicht treu, nicht genau genug nachgeahmt werden konnten.

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Zweifellos enthält diese Umschreibung des deutschen Kunstwesens ein gutes Stück Wahrheit, und wir sind dem geistvollen Kunsthistoriker dankbar dafür, daß er aus der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Kenntnisse und Erfahrungen uns diesen beschränkenden Ausschnitt in scharfer Prägung geboten hat. Nur will ich dieser grauen Theorie aus drei Gründen nicht recht froh werden, aus Gründen, die nicht eigentlich eine Widerlegung der von Thode aufgestellten Satzungen enthalten, aber deren Vorhandensein mir von vornherein die Bedeutung seiner Sätze stark einzuschränken scheint.

Das erste wird Thode ohne Weiteres zugeben, da ers selbst garnicht anders gewollt hat: seine Begriffsbestimmung gilt nur für die bildende Kunst — so sagt er selbst; sie umfaßt also nicht Baukunst und Musik. Sie gilt nicht einmal ohne weiteres für die Bildnerei, sondern höchstens für die Malkunst, so sage ich. Also ist diese Erklärung zunächst lange nicht erschöpfend genug.

Zweitens. Ich weiß nicht, ob Thode diese Erklärung schon früher ausgesonnen hat. Veröffentlicht hat er sie jedenfalls jetzt in einer Streitschrift (Böcklin und Thoma. Acht Vorträge über Neudeutsche Malerei. Heidelberg, Winter 1905). Diese Streitschrift ist gegen die moderne namentlich von Liebermann gepflegte und von Meier-Gräfe verteidigte Malerei gerichtet und bestimmt, das endgiltige Verdammungsurteil über diese Richtung zu fällen und zu begründen. Thode hatte mancherlei Anlaß und Befugnis, diese Schrift zu schreiben. Aber sie mußte naturgemäß heftig und bitter werden. Dabei hat sich Thode in der Hitze des Gefechts von Uebertreibungen und Einseitigkeiten nicht fern gehalten und von seinen Gegnern und ihrer Kunst ein Zerrbild entworfen, das oft recht ungerecht ist. Darüber mag ich mich hier nicht weiter auslassen. Ich müßte sonst ausführlich begründen, warum ich den Zustand der modernen Malerei nicht als gar so geistverlassen und jämmerlich ansehe, wie Thode das tun zu sollen glaubt. Aber auch: gesetzt, er habe in seinem Tadel allenthalben Recht. Daß sein Ton erregt ist, wird er nicht leugnen wollen. Doch eine erregte Streitschrift erscheint mir von vornherein grundsätzlich nicht der Ort, um eine so viel Ruhe und Besonnenheit erfordernde Frage, wie die nach dem tiefsten Wesen deutscher Kunst mit der notwendigen Umsicht und Geistesstille zu lösen. Auch beim besten Willen wird in einem solchen Werk die Begriffsbestimmung so ausfallen, daß die hart bekämpften Gegner von vornherein unter das Gericht dieser Definition fallen müssen, also von der deutschen Kunst ausgeschlossen sein werden. Natürlich beabsichtigt das Thode nicht; aber er tuts doch. Seine Erklärung über das Wesen deutscher Kunst ist doch so ausgefallen, daß in ihr Liebermann und viele Andere keinen Platz mehr finden. Und das eben ist nach meiner Ansicht ungerecht.

Endlich aber — und diese Einschränkung versöhnt mich einigermaßen mit Thodes Unterfangen: seine Schrift ist im letzten Grunde nicht nur dem Töten moderner Maler, ja nicht nur den theoretischen Spekulationen über die Kunst, sondern der Verherrlichung zweier deutscher Großmeister bestimmt. Und so wollen wir, was er an Definitionen und Kampfrufen bietet, willig hinnehmen als ein Vorspiel zu dem Preisgesang, den er zu Ehren von Böcklin und Thoma anstimmt. Dies Lied lassen wir uns dann gern gefallen und singens vielstimmig mit, wenns uns so rein und voll vorgesungen wird, wie das Thode tut.

So kommt auch er schließlich doch dazu, höher als alle Grübeleien und Theorien den Hinweis auf das lebendige Beispiel der deutschen Meister und ihrer Schöpfungen zu werten, also den Weg einzuschlagen, den wir vordem Goethe und Wagner wandern sahen und den wir für den einzig richtigen halten müssen, wenn es gelten soll, die Frage nach deutscher Art und Kunst einigermaßen verständlich und erfolgreich zu beantworten.

Richard Bürkner

Verschiedenes

Bilderatlas zur Bibelkunde. Bearbeitet von Dr. L. Frohnmeyer und Dr. J. Benzinger. Stuttgart, Th. Benzinger 1905. 188 Tafeln mit begleitendem Text. 6 Mk.

Das ist ein Werk, das unumschränktes Lob verdient und auf möglichst vielen Büchertischen liegen sollte. Es nennt sich ein „Handbuch für den Religionslehrer und Bibelfreund", und wahrlich dafür ist es ein vortrefflich geeignetes Buch. Man möchte fast neidisch werden auf unsere heutigen Gymnasiasten und Studenten, denen so herrliche Hilfsmittel zur eigenen Anschauung gegeben werden: uns wurde auch von Vielem erzählt, aber wir konnten uns doch nur unklare Vorstellungen machen. Erst mit dem Erscheinen von Riehms Handwörterbuch wurde es besser; aber dies ist für die Schule und den einfachen Bibelfreund zu teuer, enthält auch nicht für alle Gebiete Abbildungen. Die geographischen Bilder, die in diesem Buche nach den besten Photographien hergestellt und in einem solchen Maßstab ausgeführt sind, daß sie eine klare Anschauung ermöglichen, fehlen dort fast ganz. Diesen Teil werden auch Alle, welche einmal im heiligen Lande weilten, mit großer Freude begrüßen. Wir werden von Aegypten über den Sinai ins heilige Land geführt, durch Judäa, Samaria und Galiläa, weiter nach Damaskus und an die religionsgeschichtlichen Stätten in Kleinasien, Griechenland und Italien. — Die zweite Abteilung enthält Abbildungen zur Geschichte Israels, besonders werden die neuen Funde berücksichtigt. Steindenkmäler (aus Aegypten, Assyrien und Palästina: Mesa, Tell Amarna, Karnak, Siloahinschrift usw.), Münzen und Bildnisse sollen den Entwicklungsgang der eigenartigen Geschichte verdeutlichen. — Nicht minder interessant sind die Abbildungen der dritten Abteilung: Zum Kultus, und die der vierten Abteilung: Alltagsleben der alten Israeliten. Hier erkennt man den kundigen Bearbeiter der hebräischen Archäologie, der diese vier ersten Teile zusammengestellt hat. In der vierten Abteilung ist auch das heutige Leben in Palästina in gewinnbringender Weise herangezogen, wenn es möglich war, dadurch ein klareres Bild von mancher Ezählung oder dem Volksleben der Bibel zu geben. — Endlich macht die fünfte Abteilung: Zur biblischen Naturgeschichte (bearbeitet von Schulrat Frohnmeyer) einen schönen Schluß. Nur möchten wir für diesen Teil einen Ersatz der weniger schönen Tierbilder (Federzeichnungen) durch bessere und auch eine größere Anzahl von Pflanzenbildern, wie einige geologische Skizzen (Profile 2c.) wünschen, die gerade für den Unterricht von besonderem Wert sind. — Der Text sollte, wie die Verfasser betonen, nicht in selbständiger und in erschöpfender Weise die einzelnen fachwissenschaftlichen Gebiete behandeln, sondern nur das Bild verständlich machen, seine Bedeutung für den fraglichen Gegenstand kurz aufzeigen, von Bild zu Bild eine Brücke schlagen und so die Einheit des scheinbar disparaten Materials herstellen. Diese Absicht ist in vorzüglicher Weise zur Ausführung gekommen; für den Sachkundigen bietet der Text mehr fein orientierende Uebersichten, für den Laien, den Bibelfreund bietet er aber eine Handhabe des Verständnisses. Die Ausstattung durch den Verleger ist splendide, der Druck klar und scharf. Dieser Bibelatlas sollte in den oberen Klassen unserer höheren Schulen, wo man gern den Religionsunterricht beleben möchte, allgemeine Einführung finden; aber auch für jeden Bibelleser ist er ein schönes Geschenk. Wie wir hören, sind schon verschiedene Ausgaben in anderen Sprachen in Vorbereitung. Wir empfehlen das Werk allen Lesern aufs angelegentlichste, es wird ihnen bald lieb und unentbehrlich werden.

Jerusalem — Bußmann

Unterredungen mit Epiktet. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Joseph Grabisch. Jena, Eugen Diederichs 1904. 157 S. 3, geb. 4,50 Mk.

In weit höherem Grade als Marc Aurel mit seinen Selbstbetrachtungen ist der etwa 80 Jahre ältere Stoiker Epiktet geeignet, zu veranschaulichen, in welchem Sinn und Maß „die Zeit erfüllet" war, als das Christentum sich der Welt als wahre Religion anbot. Erhalten ist uns aus der Feder jenes Mannes nur ein Handbuch der Moral, von dem eine deutsche Uebersetzung im gleichen Verlage bald erscheinen soll; näher aber als dort tritt er uns eigentlich noch in den „Unterredungen", die sein Schüler Arrian aufgezeichnet hat.

Daß die neue Uebersetzung nicht den gesamten von Arrian aufgezeichneten Stoff mitteilt sondern nur eine Auswahl des Charakteristischen gibt, soweit es für den modernen Leser auch ohne besondere Kenntnisse auf dem Gebiet der griechischen Philosophie verständlich und anziehend ist, wird zu billigen sein. Auch sind die wertvollsten Stücke aus Arrian zu ihrem Recht gebracht, wie das Kapitel über Gott als Vater aller Menschen und das über unsre Gotteskindschaft, das über die Vorsehung, über Gott in uns und über die Seelenruhe gegenüber allem von unserm Willen unabhängigen Leid. Kleinere Auslassungen innerhalb der bevorzugten Kapitel sind zwar nicht grundsätzlich zu tadeln, hätten nur durch Punkte angedeutet werden sollen. Wo sie indeß bloß ein par harmlose Worte umfassen oder wie z. B. S. 118 die wenigen, durch die an Homer und seinen Mythen geübte Kritik bedeutsamen Sätze, vermisse ich sie ungern; denn auch eine gewisse triviale Redseligkeit und ein pedantischer Prinzipienkult gehören zum Bilde des frommen und hochgesinnten Sklaven-Philosophen: getrost darf man dringend um Vergleich mit den Worten Jesu oder des Paulus bitten!

Sehr bedauerlich ist an dem vornehm ausgestatteten Buche nur, daß der Uebersetzer zwar nicht ungeschickt — im ungefähren Erraten

dessen, was Epiktet sagen will, sogar recht gewandt — aber offenbar mit griechischen Texten nicht in gleichem Maße vertraut ist. Ich wundre mich, daß der Verlag für seine Liebhaberausgaben nicht tüchtige Philologen gewinnt: vollends wenn „eine fast wörtliche Uebersetzung" versprochen wird. Jülicher

Andreas Bodenstein von Karlstadt. Von Hermann Barge. 2 Bände. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1905. 10 und 12 Mk.

Es hängt wohl mit der modernen Relativierungsstimmung zusammen, wenn die Heroen der Nation, wie sie in der vollen Wucht ihrer Persönlichkeit als absolute Größen die Geister bezwangen und bezwingen, unter dem Seziermesser der historischen Kritik und der mit ihr verbundenen scharfen psychologischen Analyse von ihrem hohen Podium herunter steigen müssen, „menschlicher" — vielleicht „allzumenschlich" — werden, um dann erst wieder, nach diesem Relativierungsbade, in ganz anderer Weise — ich glaube: nur zu ihrem Vorteile — die Führerrolle zu übernehmen. Die Kehrseite dieses Vermenschlichungsprozesses ist, daß die dii minores, die der Heros entweder vornehm ignorierte oder gönnerhaft protegierte oder aber auch mit schwerem Tritte zermalmte, hochsteigen und in ihrer Berechtigung als Ergänzungen und Ausfüllungen gewisser Lücken der „Großen" gewürdigt werden. Wir reden dann von „Ehrenrettungen".

Seinen vormaligen Amtsgenossen Karlstadt hat der große Luther zermalmt; er hat diesen lästigen und unbequemen Gegner, der so fein des Großen Schwächen herausfand, niedergestampft. Und die moralische Vernichtung ist ihm gelungen; als der „Schwarmgeist" und unklare Kopf lebte Karlstadt in der Geschichte. Die Biographie von Jäger hatte das Siegel darauf gedrückt. Das wird jetzt anders werden. Barges Biographie ist eine Ehrenrettung und wird als solche ihre Wirkung tun, man wird gerechter und unbefangener über den Unglücklichen — denn als solcher erscheint er jetzt — urteilen. Ob aber jetzt, falls man sich ganz an Barge anschließt, nicht zu günstig? Wie faßt Barge seinen Helden näher auf?

Sein Buch ist unter allen Umständen eine Arbeit von staunenswertem Fleiße und eine hervorragende Bereicherung unseres Wissens. Mit größtem Eifer sind unbekannte Quellen (z. T. in den Anhängen abgedruckt) herangezogen, die letzten Jahre Karlstadts in der Schweiz, über die wir bisher so gut wie Nichts wußten, sind aufgehellt, und der Verfasser bemüht sich sichtlich und mit bestem Erfolge um die Erweiterung der Biographie zur Zeitgeschichte: einer der glänzendsten Abschnitte ist die Darstellung der Wirkung Karlstadtscher Ideen in den verschiedensten Volksbewegungen. Volksbewegungen — denn Barge sucht das Wesen Karlstadts im Volksmanne, er ist „Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus", moderner ausgedrückt so eine Art National-Sozialer der Reformationszeit. Als solcher wünscht er, wie er es in Wittenberg während Luthers Wartburgzeit versucht hat, Selbstorganisation der christlichen Gemeinde; von hier aus bekämpft er die Aristokratisierung der Reformation im Landeskirchentum, ohne je zum Münzerschen Radikalen zu werden; er möchte die neue evangelische Geistesbewegung auf der breiten Volksbasis erhalten, die sie ursprünglich hatte — darum auch sein intensives soziales Wirken und seine scharfe Erkenntnis, daß zu einer Weiterführung der Massen nicht das Luthersche, auf den Herrgott, der es schon zur rechten Zeit machen wird, vertrauende laisser-aller, sondern ein durchgreifender Puritanismus erforderlich ist.

Gewiß hat die Ehrenrettung Karlstadts in diesen Punkten ihre Stärke: in ihm ist eine Kraft lebendig, deren Verlust im Fortgang der Reformation man lebhaft beklagen muß, weil er so tiefgreifend nach allen Seiten hin gewesen ist. Aber Barge hat seine Ehrenrettung doch meines Erachtens erzielt nur auf Kosten einer Ungerechtigkeit gegen Luther und einer Ueberschätzung Karlstadts. Den Einzelnachweis habe ich an anderer Stelle zu erbringen; hier erwähne ich nur, daß jener Puritanismus in aller Deutlichkeit die typischen Züge sektiererischer Gesetzlichkeit an sich trägt, der gegenüber die Luthersche innere Freiheit religiös und ethisch viel höher steht. Das tritt bei Barge nicht deutlich genug heraus. Ferner: wenn gegen die Luthersche Neigung zum ethischen Quietismus die Karlstadtsche Aktivität betont wird, so übersieht Barge, daß diese vermeintliche Aktivität nichts Anderes ist als die mystische Niederzwingung des Fleisches (im weitesten Sinne), also durchaus negative Ethik. Karlstadt steigert hier die Luthersche Position, wie er überhaupt von Luther viel stärker abhängig ist, als es bei Barge in die Erscheinung tritt. Und warum ist die Linie, die von Erasmus zu Karlstadt führt, nicht verfolgt? Sie dürfte sehr wichtig sein.

Doch alle Differenzen können die Anerkennung des tüchtigen Werkes nicht herabdrücken, es bietet auch dem Nicht-Theologen bei gefälliger Schreibweise der Aufklärung Viel. W Köhler

Die ersten Jesuiten in Deutschland. Von Walter Friedensburg. (Schriften für das Volk, herausgeg. vom Verein für Reformationsgeschichte. Nr. 41). Halle a. S. R. Haupt 1905, 74 S. 75 Pf.

Wieviel von allen denen, die über die Jesuiten jahraus jahrein zanken und streiten, haben sich jemals verpflichtet gefühlt, Geschichte und System dieses Ordens wirklich zu studieren? Wieviel von allen denen, die über kirchenpolitische Fragen schreiben, sind je über das einseitige Für und Wider hinausgekommen? Wie es der katholischen Welt unendlich schwer zu fallen scheint, die Innerlichkeit und Größe Luthers zu begreifen, so pflegt im protestantischen Lager der Gesellschaft Jesu gegenüber gerade das zu versagen, was sonst für selbstverständlich gilt: die objektive wissenschaftliche Schätzung jeder geschichtlichen Größe. Darum sei die vorliegende Schrift Friedensburgs aufs wärmste begrüßt: ein Büchlein fürs Volk, das nicht gegen oder für, sondern über die Jesuiten geschrieben ist. Nicht als ob der Verfasser unter bewußtem Verzicht auf Urteil und Stellungnahme lediglich die äußeren Begebenheiten geschildert hätte, nein! er bekennt sich selbst zum Protestantismus und tritt unverborgen für deutsch-protestantische Interessen dem Jesuitismus gegenüber ein. Aber das hindert ihn nicht, dem größten Orden der römischen Kirche gerecht zu werden und treue Bilder seiner Führer zu entwerfen, so wie sie waren, nicht wie der Haß ihrer Gegner sie schilderte. Auch mögen Manchem, der es noch nicht weiß, die Augen aufgehen für die schweren Versündigungen des Protestantismus, denen die Gesellschaft Jesu in erster Linie ihre Erfolge verdankt. Auf eine Inhaltsangabe der Schrift muß ich verzichten. Ich erwähne nur, daß sie in 5 Kapiteln die Tätigkeit des Petrus Faber, des Nikolaus Bobadilla, des Petrus Kanisius, des Klaudius Jajus, sowie die Gründung der ersten Jesuitenkollegien in Deutschland behandelt. Daß alle Ausführungen wissenschaftlich fundiert sind, ist bei einem Manne wie Friedensburg selbstverständlich. Die einfache, schmucklose und doch fesselnde Sprache wird jeden Leser festhalten, der das Büchlein zur Hand nimmt. W Ohr

Für die Freunde Hamanns (vgl. o. Sp. 314) ist es wichtig, daß die unvollständige Rothsche Ausgabe seiner Schriften (1821 ff.) kürzlich eine wertvolle Ergänzung erfahren hat. Wir verdanken sie Dr. Heinrich Weber, der sich bereits vor zwei Jahren durch eine genaue Untersuchung über das Verhältnis von Hamann und Kant verdient gemacht hat (vgl. 1904 Nr. 32, Sp. 759). War bei Roth eine Menge von Briefen und Briefstellen aus verschiednen Gründen weggeblieben, so liegen diese Reste nun wenigstens in ihren interessantesten Teilen gesammelt vor, darunter glücklicher Weise auch einige, die als verschollen galten. Vor allem treten jetzt die Jugendjahre von 1752—57 in ein helleres Licht, und die eigentümliche Gewissensehe des von Frömmigkeit durchglühten Mannes empfängt einige Erklärung. Die Schwierigkeiten der Arbeit waren groß, sind aber zumeist vortrefflich überwunden worden. In der Schematisierung von Hamanns Orthographie hat der Herausgeber sie sogar unnütz vergrößert; denn die Unregelmäßigkeiten und Merkwürdigkeiten durften oder mußten als Denkmäler der besondern Geistesart Hamanns zur Geltung kommen. Doch soll diese Bemerkung unsern schuldigen Dank nicht schmälern. — Das Buch ist, vornehm ausgestattet, bei Beck in München erschienen; es trägt den Titel: Neue Hamanniana, umfaßt 183 Seiten nebst einer Faksimile-Beigabe und kostet ungebunden 10 Mk. (auch unter Berücksichtigung der Ausstattung ein sehr teurer Preis!)

Sibyllinische Blätter ist der rechte Titel der Sammlung, die Rudolf Unger aus Hamanns Schriften für die „Erzieher zu Deutscher Bildung" (Jena, Diederichs 1905. 2, gebunden 3, in Leder 3,50 Mk.) zusammengestellt und mit einer trefflichen Einleitung versehen hat. Wer gerne in die Tiefen gräbt, um ungemünztes Gold zu finden, wer kurze „weitstrahlsinnige" Sätze mehr liebt als einen breiten Redestrom, dem sei das Büchlein warm empfohlen. Wenn Einer, so ist Hamann der Meister des Aphorismus. Wir wollen es dem Verleger danken, daß er der Beurteilung des Magus durch unsre großen „liberalen" Litterarhistoriker zum Trotz ihn unter die „Erzieher" aufgenommen hat. Aber auch Unger gebührt unser Dank; denn er hat die religiösen Wurzeln des Hamannschen Denkens gut erkannt und deshalb seiner Auswahl einen interessanten religiösen Sonderabschnitt eingefügt. Die wissenschaftliche Arbeit, die derselbe Verfasser kürzlich über Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens bei Beck in München (6,50 Mk.) herausgegeben hat, wird demnächst hier besprochen werden; auch sie beschäftigt sich eingehend mit der Frömmigkeit ihres Helden. Stephan

Tolstois religiöse Botschaft. Dargestellt und beurteilt in vier Vorträgen von Dr. F. Rittelmeyer. Ulm, Kerler 1905. 148 S. 2 Mk.

Diese Vorträge haben mich in hohem Maße angesprochen. Sie handeln von Tolstois Entwicklung, Weltbeurteilung, Lebensauffassung, Kulturbedeutung; die Ueberschriften sind vielleicht nicht die glücklichsten Bezeichnungen für die Themata der einzelnen Vorträge (speziell die des zweiten und dritten Vortrags lassen nicht vermuten, daß Rittelmeyer hier zuerst wesentlich Tolstois Beurteilung des Kirchentums und Deutung des Christentums vorbringt, dann mehr seine freie Philosophie), aber das bedeutet nicht viel. In frischer guter Rede weiß Rittelmeyer schon formell zu fesseln. Wichtiger ist, daß er sachlich Belangreiches zu sagen hat. Ich habe eine frühere Schrift Rittelmeyers, die Nietzsche und sein Verhältnis zur Religion in Vortragsform behandelt, bisher nicht gelesen, werde aber nach dieser Schrift über Tolstoi auch sie mir sicher vornehmen, da mir diese zweite verbürgt, daß sie wertvoll ist. Die ausgezeichnete allgemeine und speziell die treffliche theologische Bildung, die Rittelmeyer an seinen Stoff heranbringt, gestattet ihm diesen in guter Perspektive zu behandeln; er verliert sich nicht an den großen Russen und meistert auch nicht in kleinlicher Weise an ihm. Ich meinesteils differenziere etwas stärker bei Tolstoi; der herrliche Dichter und der edle große Mensch hat es mir stets angetan, der Philosoph und Theolog weniger. Gewiß ist Tolstoi auch als „Denker" von Bedeutung, aber doch nur in weitem Abstande vom „Dichter". Seine menschliche Größe liegt in seiner sittlichen Heldenhaftigkeit. Auch nach der Lektüre von Rittelmeyers Vorträgen bin ich nicht überzeugt, daß Tolstoi unter die „Propheten" zu versetzen sei. Rittelmeyer will als Propheten diejenigen bezeichnen, „die gegen die zu Recht bestehende Religion im Namen der reineren Religion ihre Stimme er-

heben" (S. 116), aber das ist eine zu bescheidene Definition. Man sollte wieder etwas vorsichtiger werden mit der Ausspendung des Pro- phetentitels; der religiös-sittliche Geschmack leidet unter der heutigen Bereitwilligkeit, allenthalben Propheten anzuerkennen. Selbst für Rußland, worauf Rittelmeyer die prophetische Bedeutung Tolstois einzuschränken vielleicht willig ist, kann ich seinem Urteil nicht ohne weiteres beitreten. Es ist zu viel Wirres, Phantastisches in dem „Evangelium" des Mannes. Selbst das slawische Kirchentum bleibt zum Teil reicher als er. Er erinnert mannigfach an Bizarrerien der russischen Sektierer. Rittelmeyer hat es keineswegs übersehen, daß Tolstoi durch und durch „Russe" ist, aber er kennt das russische Volks- tum und Christentum doch nicht genau genug. Völlig recht hat er, wenn er meint, daß Tolstoi auch uns Westeuropäern Etwas zu sagen hat. Welcher reiche Dichtergeist, der so mächtig erschüttert ist von der bangen Frage nach dem Sinne des Lebens, wie dieser, sollte das nicht können? Immerhin meine ich, daß wir Evangelischen uns nicht ab- zustreiten brauchen, das Richtige an Tolstois Gedanken sei uns eigent- lich längst bekannt.

Kattenbusch

Lebensgeschichte der Erde. Von Willy Pastor. — **Die Erde in der Zeit des Menschen.** Von Demselben. Jena, Diederichs 1903 und 1904. Je 5,50, gebunden 6,50 Mk.

Es gibt viele Arbeiten, die die Theologie noch zu leisten hat. Als eine der wichtigsten und dankbarsten denke ich mir eine Dar- stellung der Geschichte der Erde und ihrer Menschen nach dem großen ihr zu Grunde liegenden Gottesplan. So lange die Theologie dazu noch nicht die Zeit und die Mittel hat, werden wir dankbar sein für Bücher wie die von Willy Pastor, der die Gesamtgeschichte der Erde in zwei knappen, lesbaren Bänden großzügig beschreibt. Dem Grund- satz seines Lehrers Fechner folgend versteht er alle Erscheinungen auf der Erde als Aeußerungen eines einheitlichen planetaren Willens. Wir sehen, wie die Erde zum „Krustentier" wird, wie sie durch „Ver- puppung" und „Mauserung" eine immer vollkommnere Gestalt an- nimmt und schließlich das Menschengeschlecht herausbildet, das von seinen „germanoiden" Wanderungen vom Norden an bis zur Gegen- wart allerhand Blüten treibt, seine letzte und schönste im Germanen- tum, zumal im Deutschtum. Das Christentum und die Reformation werden als wertvolle Glieder in dieser Entwicklungskette anerkannt.

In einer noch immer durch Kleinkram und Zersplitterung cha- rakterisierten Zeit wirkt ein solches Gesamtgemälde mit seinen großen einfachen Strichen immer erfreulich. Man wird auch den Fleiß be- wundern, mit dem der Verfasser auf allen Gebieten der Natur- und Menschheitsgeschichte sich heimisch gemacht hat, und an vielen geist- reichen Gedanken und treffenden Charakteristiken seine Freude haben. Wenn nur bei der Knappheit nicht gar so viel Wichtiges zu kurz käme und das Komplizierte nicht gar so einfach erschiene! Oder ist wirklich das Christentum durch die Prädikate „Mitleid" und „Sklaven- aufstand" erschöpfend charakterisiert? Oder Aegypten durch Todes- furcht und Rom durch Unpersönlichkeit?

Auch kann ich nicht finden, daß in dem Allen der Wille der Erde deutlich würde. Was will sie schließlich mit dieser dürren „Tendenz zur Stabilität", zur geraden Linie? Bei Fechner verband sich dieser Gedanke wenigstens mit einer großen, heimlichen Liebe zu dem geahnten Erdgeist. Aus Pastors Zeilen spricht keine Liebe und kein Haß — zu diesem Wesen, dem wir Alle dienen, das mit uns sein großes, sinnloses Spiel treibt.

Nein, der große Wille, der in der Erde waltet, geht nicht auf „Stabilität" oder „Kultur" oder „Massenherrschaft": er geht auf Per- sönlichkeiten, die in Liebe eins werden mit der Zentralpersönlichkeit des Alls.

Reinhard Liebe

In Davos! Gedichte von Heinz Dupré (Heinrich Mayer). Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1905. 60 S. 1 Mk.

Ein rührendes und ergreifendes Büchlein. Hinterlassene Gedichte eines mit vierundzwanzig Jahren Verstorbenen. Die letzten Jahre hat er in Davos zugebracht. Wie mag diese Mischung gesunder Le- benslust und schmerzlichen Verzichts dort so manches junge Gemüt er- füllen! Ihm wars vergönnt, zu sagen, was ihn bewegte. Hätte seine Muse groß und stark werden können, so würden Viele ihr gelauscht haben. So ists eine kleine Schar, die den Liedern dieses jungen Sterbenden horchend eine Weile stillstehn und sinnen mag. Eine Skizze in Prosa: „Morituri" leitet die Sammlung wirksam ein.

R

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. Schiele in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 25. April pünktlich 4 Uhr im Stadt- missionshause Hasselbachstr. 1: Pantheismus und Theismus.

Stuttgart. Montag 23. April 7½ Uhr Herzog Christof: Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments. Stadtpfarrer r. Faut-Nagold.

Die diesjährige Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Mittwoch und Donnerstag den **9.** und **10. Mai** in **Stuttgart,** Herzog Christof (Christofsstraße) stattfinden.

Mittwoch abends 6 Uhr: Referent: Professor D. **Eck-Gießen:** Religion und Geschichte.

Donnerstag morgens 9 Uhr: Referent: Ephorus **Traub-Schöntal:** Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

Das Komitee

Für Baden: Professor D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer **Specht** in Zell i. W. — Für Elsaß: Professor D. **Smend** in Straßburg und Pfarrer **Scheer** in Mülhausen. — Für Hessen: Professor D. **Drews** in Gießen und Pfarrer D. **Guyot** in Heppenheim. — Für die Schweiz: Professor D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch am Irchel. — Für Württemberg: Professor D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Auswärtige nichtwürttembergische Freunde, die Quartier zu bestellen wünschen — Privat oder Hotel —, wollen sich an Herrn Kommerzienrat P. Kurtz (in Firma Lindemann), Stuttgart, Stiftstraße 7 wenden.

Königsberg i. Pr.

Freitag 6. April 4 Uhr Theater-Restaurant: Der Charakter der altisraelitischen Religion als Stammesreligion und seine pädagogische Verwendung. Anmeldungen bei Dr. Werckmeister, Königsberg Bahnstr. 18.

Versammlungskalender

Datum	Monat	Versammlung
5.	April	Verein für Reformationsgeschichte Weimar
17.—21.	"	Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus Berlin
17.—21.	"	9. Versammlung deutscher Historiker Stuttgart
18. 19.	"	Freie Deutsche Evangelische Konferenz Leipzig
18. 19.	"	6. Pastorale Gemeinschaftskonferenz Berlin
20.	"	Generalversammlung der Positiven Union Berlin
23.—25.	"	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Cassel
24. 25.	"	7. Internationale Konferenz für Judenmission Amsterdam
25. April—2. Mai		Wissenschaftlicher Informationskursus über Heidenmission Berlin
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 21.	"	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	"	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Hilligenlei und moderne Theologie

Von

Lic. F. Niebergall

Privatdozenten an der Universität Heidelberg

Klein 8. 1906. M. —.80

„Moderne Theologie? Was ist das? — Frenssen, Harnack — aber da hört die Kenntnis von vielen Leuten bald auf, auch bei den meisten Gebildeten, die von allen andern Dingen wissen. Da sind unsre jungen und ältern Theologen doch ganz andre Leute. Die gucken in alle Gebiete und Wissenschaften hinein. Denn sie schämen sich, von den großen Fragen der Welt nichts zu wissen. Aber die gebildeten und gelehrten Leute — es ist wirklich höchste Zeit, daß sie sich um die religiöse Frage bekümmern und auch um die Theologie, die doch immer noch, und zwar so fleißig wie nie zuvor, arbeitet, um dahinter zu kommen, wie es mit Religion und Christentum zugegangen ist und steht in der Welt, und sich auch immer mehr müht, es allen verständlich zu machen, die danach fragen.

Darum wollen wir die Gelegenheit beim Schopfe fassen, und für die Leute, die beim Lesen des Frenssenschen Romans noch Fragen auf dem Herzen haben, etwas von der sogenannten modernen Theologie erzählen, nämlich von der Gruppe der Theologen, die im besondern Sinne so heißt; die einen nennen sie so mit Stolz, die andern freilich mit Verachtung; denn im Glauben gilt ihnen nur das Alte.“

(Aus der Einleitung.)

Wege nach „Hilligenlei“, dem heiligen Lande

Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei“

Von **Friedrich Manz**

Pastorationsgeistlicher in Sankt Blasien (Baden)

Klein 8. 1906. M. —.80

„Man frägt sich immer wieder mit einiger Wehmut, warum Frenssen, der nun einmal Macht über das deutsche Volk hatte und das Recht, ihm ein hohes, ernstes Wort zu sagen, sein Buch so und nicht anders geschrieben hat. Vielleicht sind aber trotzdem tiefere Eindrücke ausgeübt worden, und darüber wollen wir uns von Herzen freuen. Manchem mag es gewesen sein, als werde ihm eine schwere Last abgenommen, da er nun den Heiland in solcher Gestalt sich denken darf. Noch mehr aber werden wohl ernste Fragen erweckt worden sein, und mancher denkt mit bangem Herzen daran, welch schwere Folgen die Anerkennung von Frenssens Heilandsbild für seinen eigenen und des ganzen Volkes Glauben hat. Weil Frenssen nun die Fragenden alleinstehen läßt, so ersteht die Pflicht, dort weiterzuarbeiten, wo er aufgehört hat. Dieser Pflicht möchte ich an meinem bescheidenen Teile genügen. Ich will aber nicht das ganze Schwergeschütz der theologischen Wissenschaft auffahren lassen; es steht mir gar nicht zur Verfügung. Ich möchte nur reden als einer der den ganzen Ernst der Probleme, welche hinter Frenssens Arbeit stehen, empfunden und durchgerungen hat und nach mancher Dunkelheit endlich glaubt, Licht gesehen zu haben.“

(Aus der Einleitung.)

Gott und die Seele

Ein Wort vom religiösen Erleben

Von

Friedrich Daab

Oberpfarrer

Klein 8. 1906. M. —.80

„Wo ein Mensch Leben in sich verspürt und wo er sich gehoben fühlt in ein höheres Leben, wo sich seine Seele weitet und sein Geist befreit, wo er erfährt, daß er irgendwie lebendig wird, da wird er nicht fragen, wie wird mir das vermittelt, und wie mag das zugehen, sondern da freut er sich dieses Lebens. Und wenn er ehrlich und einsichtig genug ist, wird er sich gestehen: Es kommt nicht von dir selbst, sondern von einem größeren, umfassenden Leben. Und in seinem Lebenserlebnis wird er Gottes Leben spüren.“

Die drei Schriften

Niebergall — Manz — Daab

finden sich zusammen in dem jesuzentrischen Standpunkt der modernen Theologie. Es sind Jesus-Schriften, die von den positiven religiösen Tendenzen der modernen Theologie ein beredtes Zeugnis geben.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung A. Francke, Bern



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 15 Marburg i. H., den 12. April **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

In der Gewalt Jesu des Lebensfürsten

Jesus spricht zu Martha: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubest du das? Joh. 11, 25f.

Der Streit um die Ostergeschichte will nie verstummen, der Streit, der sich immer um drei Punkte dreht: um die Harmonie und Disharmonie der evangelischen Berichte, sodann um die Deutung der Erlebnisse der Jünger, die man Erscheinungen nennt, und die ein unleugbares Datum ihrer Geschichte sind, — endlich um deren Bedeutung für den Glauben der christlichen Gemeinde.

Läßt sich denn kein Punkt entdecken, kein Boden finden, der ein wirklich sturmsicheres Gebiet darstellt? Muß man, um zum fröhlichen Osterglauben zu kommen, immer den Knäuel der Fragen aufs neue in die Hand nehmen und entwirren? Eine Arbeit, die viel Kopfzerbrechen kostet und wenig Lebensgewinn einträgt.

Vielleicht läßt sich sagen: das Ostergeheimnis nimmt teil und soll teil haben an dem großen Inkognito, in dem die göttliche Wahrheit durch die Welt und die Geschichte schreitet. Sie will und kann um ihrer Majestät, ihres innern Wertes willen nicht so sich manifestieren, daß sie den Glauben erzwingt, d. h. daß ihre Glaubwürdigkeit auf das Niveau notorischer (um nicht zu sagen notarieller) Tatsächlichkeit gestellt wäre — andererseits aber soll und will sie doch den Boden der Wirklichkeit so betreten, daß sie für den, der ihrer wert ist, unzweifelhaft gewiß, und ihre souveräne Gestalt deutlich erkennbar ist und bleibt.

So läßt sich weiter sagen: die Erlebnisse der Jünger, die Begegnungen mit dem Auferstandenen waren der göttlich gewollte und gewirkte Modus der Einführung dieser großen Wahrheit, der Wahrheit des Auferstandenen, in den Glauben der Menschheit. Notwendig für sie, für ihren Glauben, ihr Zeugnis, und insofern für die christliche Gemeinde. Aber die göttliche Wirklichkeit des Lebensfürsten selbst steht jenseits und über dieser Begründung. — Es ist nicht unzutreffend, was Lhotzky einmal (Blätter zur Pflege persönlichen Lebens, Band 3, S. 171f.) sagt:

> Heute streiten die Theologen den müßigen Streit um die Ostergeschichte. Laß sie streiten. Ich sage, die Auferstehung Jesu muß längst fertig gewesen sein, ehe die hochwürdige Geistlichkeit von Jerusalem auf die kluge Idee kam, ein gewisses Grab bewachen zu lassen. Lange vorher sagte er schon zu seinen Jüngern: Von mir kann überhaupt Niemand das Leben nehmen, wenn ichs nicht gutwillig lasse. ... Soweit war Jesus längst gekommen, und was dann allenfalls am Ostermorgen geschah, war nur die Probe aufs Exempel. Die Sache war längst gewonnen in der Persönlichkeit.

Denkt man darüber nach, so versteht man in neuem Licht das einzig große Manifest des Auferstandenen, wie er gestern und heute und derselbe ist in aller Ewigkeit: „Ich bin die Auferstehung und das Leben." Hier haben wir „das sturmfreie Gebiet", den festen Angelpunkt, das lösende Wort, das den ganzen Knäuel von Fragen entwirrt. Die Auferstehung Jesu ist uns dann mehr als ein historisches Faktum, mehr als nur ein Dogma, sie ist mit seiner Persönlichkeit schon gegeben.

Vielleicht kommen aber einem modernen Menschen, zumal dem Schüler der modernen Theologie, kritische Beklemmungen: das Wort steht im Johannisevangelium; ist das eine geschichtliche Quelle? Ja, unter dem Gesichtspunkte der Schule darf man so fragen; es ist eine schulmäßige Frage. Wer aber auf die Sache sieht und zum Kern der Frage hindurchdringt, der liest und lernt mit Freuden die Wahrheit aus seinem Johannesevangelium und unterscheidet dessen Quellenwert für die geschichtliche Forschung von dem Zeugniswert für den christlichen Glauben.*) Die Stunde kommt, wo dieses hohe Evangelium besser wird verstanden und gewertet werden. Wir haben in ihm ein höheres Niveau des Zeugnisses von Jesus Christus, auf dem Glaube und Geschichte sich durchdringen, das Tafelland, darauf man „mitten im Leben des Christus steht." —

Der Grund, warum die Osterfrage soviel Mühe und Kopfzerbrechen kostet, mag wohl einerseits das historisch-kritische Interesse selber sein oder nach anderer Richtung hin die Wunderscheu im allgemeinen — aber andererseits ist oft auch am Zweifel schuld der Mangel an dieser zentralen Glaubensstellung: mitten im Leben des Christus.

Darum sollte die Osterfrage für uns nicht mehr bloß lauten: Ist Christus auferstanden oder nicht? Sondern: Glaubest du das? d. h. Ist dir Jesus die Auferstehung und das Leben? und was weiter daraus folgt: Ziehst du daraus die richtigen Konsequenzen: „Wer an ihn glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe." Das ist die fruchtbarste Osterbetrachtung. In dieser Richtung bewegte sich auch Paulus, wenn er, denkend und strebend, sich bemühte, „zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung", um dadurch selbst „entgegenzukommen zur Auferstehung der Toten". (Phil. 3, 10f.) — Er kannte ja und wußte Auferstehung Jesu als Faktum. Aber das war ihm nicht genug. Es war ihm um die Auferstehungskraft, um die Gewalt des Lebensfürsten zu tun.

Beides tut auch uns not: Einmal das Zeugnis von der Auferstehung. Das ist der Anfang, das primum movens. Sodann aber die Hauptsache, daß die Kraft des Auferstandenen uns berührt und durchdringt, daß wir in der Gewalt Jesu des Lebensfürsten sind.

J. Herzog

---

*) Vgl. Georg Wobbermin, Das Wesen des Christentums, in den Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion (München, Lehmann 1905. 5, gebunden 6 Mk.) S. 353f.

Beim heiligen Franziskus

1

Assisi, 30. März 1906

Schon längst habe ich versprochen, wieder ein Mal Etwas für die Christliche Welt zu schreiben, und heute, wo ich still in Assisi sitze und draußen ein schneidend kalter Wind weht, scheint mir die rechte Zeit gekommen, mich dieser Zusage zu erinnern. Ich habe zwar schon vor einigen Tagen für die Süddeutschen Monatshefte Etwas aus der „Burg des Antikapitalismus“ abgesendet, aber das, was hier das Gemüt beschäftigt, ist reich genug für mehr als einen Aufsatz. Und gerade die älteren Leser der Christlichen Welt wissen, weshalb es mir persönlich wichtig sein muß, hier neben der Kirche des heiligen Franziskus eine Zeit ruhigen Nachdenkens zu haben, denn sie haben die Anfänge des Evangelisch-sozialen Kongresses miterlebt und es ist für sie unvergessen, wie stark bisweilen bei uns, die wir damals die jüngeren Christlichsozialen hießen, franziskanische Töne hervorbrachen. Es war das zwar kein bewußter Franziskanismus, so wie ihn etwa Sabatier jetzt pflegen will, aber es war doch eine Art Zugehörigkeit zum Geist von Assisi vorhanden. Ich persönlich, wenn ich einige Augenblicke von mir reden darf, kannte den h. Franziskus damals nur indirekt, zumeist aus dem betreffenden Abschnitte in Harnacks Dogmengeschichte. Das Buch von Sabatier habe ich erst etwa 1897 gelesen, also zu einer Zeit, wo es für mich, sozusagen, schon zu spät kam. Die Fioretti (franziskanische Legende) habe ich hier in Assisi zum ersten Mal in meinen Händen, obwohl ich mich erinnere, daß schon Professor Kahnis in Leipzig uns Studenten auf dieses merkwürdige Handbüchlein der Bruderliebe aufmerksam machte. Ich kann also von mir nicht sagen, daß ich von Franziskus direkt abhängig gewesen bin; aber es ist sicher nicht unhistorisch, wenn man alle Formen von antikapitalistischer Evangeliumspredigt irgendwie als Nachwirkungen des franziskanischen Gewitters innerhalb des Christentums betrachtet. Oder wenn das schon zu viel gesagt sein sollte, so mag man es so ausdrücken: Franziskus bezeichnet die geschichtliche Höhe des Christentums der Bergpredigt. Hier auf dem Berge, an dessen Rande ich eben sitze, wiederholte sich die galiläische Volksverkündigung Jesu. Alle diejenigen nun, die weniger in der Jenseitigkeitsmystik des vierten Evangelisten und weniger in der Erlösungslehre des Paulus, sondern in der innerweltlichen Gemeinschaftslehre der drei ersten Evangelien ihr Heil suchen, sind irgendwie Brüder von Franziskus. In diesem Sinne gehörten wir, wenn auch nicht zum dritten*), so doch zum vierten Kreise derer, die sich um Assisi lagern. Es hat auch, soviel ich mich erinnere, jeder von uns jüngeren christlich-sozialen Theologen eine gewisse Sehnsucht nach franziskanischer Lebensgemeinschaft empfunden. Wie oft hat dieser oder jener Freund mit mir davon gesprochen, daß wir doch eine Art Verband der Opferbereitschaft gründen sollten, der nach festen Regeln die Bruderliebe zur Gemeinschaftspflicht machen würde! Wenn unsere Zahl damals von vorn herein größer gewesen wäre, so ist ganz gut denkbar, daß wir den Versuch machten. Ich selber habe freilich auch damals, wo ich diesem Gedanken innerlich am nächsten stand, niemals das Gefühl ihrer organisatorischen Durchführbarkeit auf protestantischem Boden gehabt. Dazu kannte ich die Innere Mission zu gut. Aber es kann ja jeden Tag eine neue Welle kommen, die mehr franziskanische Kraft hat als die unsrige hatte. Das kann kein Mensch weder vorhersagen noch verneinen. Aller Franziskanismus beginnt als ein Griff ins völlige Dunkel hinein. In diesem Dunkel kann man umkommen, wenn man zu schwach ist, es siegreich zu durchdringen, und wenn man doch nicht die Kraft mehr hat, sich auf den bekannten Boden des unfranziskanischen Landes zurückzuretten. Wir haben das Letztere getan. Mit Bewußtsein gingen wir aus dem lockenden Dämmerungslichte der franziskanischen Seelen- und Gemeinschaftslehre rückwärts zur Nüchternheit des Alltags mit seiner Alltagslehre vom Kampf ums Dasein. Für mich habe ich auf den ersten Blättern der Asia diese innere Abkehr von Franziskus auch ausgesprochen. Und wenn ich heute in Assisi bin, so bin ich hier als Einer, der geistig schon einmal von hier fortgegangen ist, und der deshalb nicht einfach naiv an die Pforte des Konventes vom h. Franz herantreten kann ....

Es ist also, indem ich schrieb, das Persönliche doch breiter hervorgetreten, als ich anfangs es wollte. Mag es so stehen bleiben! Das, was wir damals in uns und an uns erlebten, erleichtert es uns, das Problem des Franziskanismus lebendig zu erfassen. Ich sehe Assisi nicht so wie etwa ein Historiker, der selbst nie franziskanisch war, sehe es aber auch nicht als Einer, der hier erst Wasser des Lebens suchen will, ich sehe es als ein gewesener Schüler des h. Franziskus, der noch genug von seinem Geiste übrig behalten hat, um ihn zu lieben und seine Art des Lebens für eine unentbehrliche Zugabe zur Realität des Daseins zu halten. Es ist mir, als käme ich in Räume, in denen ich früher einmal eine Weisheit vortragen hörte, deren einzelne Sätze ich nicht mehr glaube, deren Gesamteindruck aber doch das ganze weitere Leben beherrscht.

Versuchen wir festzustellen, wo sich unsere Wege vom Franziskanismus trennen! Die Trennung liegt nicht dort, wo sie von Vielen vermutet wird, im Streit zwischen Glauben und Wissen. Ob der heilige Franz und die Seinen auch viele kleine und große Wunder und Wunderlichkeiten glaubten und taten, die uns fremd sind, so übt doch das keine trennende Wirkung aus. Wir sind es aus der Bibel gewöhnt, daß die heiligen Lehren mit Wundergeschichten verflochten sind, und nehmen an den Merkwürdigkeiten der Fioretti so wenig Anstoß als an den Wundern des Elisa oder den Erlebnissen des Tobias. Weshalb soll es nur bis zur Zerstörung Jerusalems berechtigt sein, Unerklärbares zu erleben? Wir lesen natürlich alle diese Dinge mit der Kritik, die uns am Anfange des 20. Jahrhunderts zur zweiten Natur geworden ist. Keiner von uns kann sich eine mittelalterliche oder galiläische Seele verschaffen, ob er gleich darum sorget. Aber weil wir das längst wissen und weil dieser Unterschied von einst und jetzt gar nicht die Legende des Franziskus im besonderen betrifft, so kann uns unsere allgemeine rationalistische Aufgeklärtheit an sich noch nicht dem Franziskus entfremden. Die Trennung liegt nicht hier, sondern dort, wo alle franziskanischen Probleme liegen, auf dem praktischen Gebiet der Durchführbarkeit der Bruderliebe.

2

Assisi, 31. März 1906

In dieser Nacht war es wieder so kalt, daß heute früh Schnee auf den Bergen lag und man sich gut vorstellen konnte, wie kalt es gewesen sein mag, als Franziskus mit dem Bruder Leone sein berühmtes Gespräch über die vollkommene Freude hatte, von dem Sabatier sagt, es würde an der Seite der schönsten Kapitel der Bibel nicht am falschen Platze sein. In größter Kälte unterhielten sich diese Beiden über die größte Freude. Sie besteht nicht darin, die Heilungswunder des Neuen Testamentes sich wieder vollziehen zu sehen, auch nicht darin, alle alte und neue Weisheit über Gott und Welt zu gewinnen, auch nicht im größten Erfolg der Bekehrungspredigt, sondern sie ist die liebevolle, unerschütterliche Gelassenheit, mit der es Franz und Leo ertragen wollen, wenn der Türhüter der von ihnen gegründeten Station, zu der sie wandern, sie wie Hunde behandeln, in der Kälte stehn lassen, beschimpfen, schlagen, verjagen würde. Es ist ordentlich rührend, wie der h. Franz sich das ausmalt, was das Ungeheuer von Türhüter alles gegen sie tun könnte: wenn sie dann das alles mit Freudigkeit aushalten würden, gedenkend der Leiden Christi — das, Bruder Leone, würde die größte Freude sein, denn alles Andere, dessen wir uns rühmen könnten, sind Gaben Gottes, über das Kreuz aber und die Anfechtung dürfen wir uns selber rühmen!

Diese Geschichte hat, wenn sie in aller ihrer schönen Umständlichkeit im italienischen Text gelesen wird, etwas sehr Ergreifendes. Diese zwei Menschen, die sich, vor Kälte klappernd, ausdenken, daß die Alles, Alles ertragende Geduld das höchste

---

*) Die Tertiarier (tertius ordo) des Franziskanerordens sind Laien, die an dem Verdienste des Ordens teil haben, aber in der Welt bleiben. Franziskus gab ihnen 1221 eine Regel in 20 Kapiteln, durch deren Befolgung sie den Klosterleuten ähnlich werden konnten, ohne doch die Welt verlassen zu müssen. D H

Gut ist, sind in ihrer Art starke Gestalten, und man kann wohl ahnen, wie sie dazu kamen, in kürzester Zeit einen großen Mönchsorden zu sammeln. Die Predigt der absoluten Geduld hat für alle Menschen, denen die tägliche Mischung von Ungeduld und Verträglichkeit zu schlaff ist, etwas sehr Anziehendes. Noch heute verkündigt ja Tolstoi dieselbe Lehre, wenn auch nicht mit ordenstiftender Kraft. Man kann sie die Lehre von der moralischen Passivität nennen. Die moralische Aktivität würde darin bestehen, daß Franziskus den Türhüter zum Teufel jagt und einen besseren Mann an seine Stelle setzt. Er ist doch sonst nicht schüchtern, von den Seinigen heiligen Gehorsam zu fordern. Oft sind es die tollsten Einfälle, bei denen er die Autorität des heiligen Gehorsams heranzieht. Weshalb also will Franziskus in diesem Falle den Türhüter nicht kraft heiligen Gehorsams schleunigst reformieren? Antwort: weil ihm das Leiden an sich schon als ein Gut erscheint! Er will leiden. Er will das Leid gar nicht überwinden, sondern in ihm fröhlich bleiben, um den Kontrast des Leidens mit der Fröhlichkeit als vollkommene Freude genießen zu können. Man kann sagen, daß er mitten in seiner klappernden Kälte auf dem Wege von Perugia nach Santa Maria degli Agnoli ein seelischer Feinschmecker war, der im Unterschiede von der naiven Phantasie sich die vollkommene Freude nicht auf dem positiven Wege verschafft, sich das auszumalen, was er an Wohlsein gern haben möchte (warmen Ofen, liebe Freunde, Gesänge der heiligen Engel), sondern auf dem negativen Wege, sich das auszusinnen, was er an materiellem Wohlsein alles verlieren könnte, ohne dabei seine innerste mit Gott verbundene Gelassenheit zu veräußern. Er hat sein Vermögen hingegeben, seine Eltern verlassen usw.; und alles dieses ist ihm fühlbar und sichtbar zum Segen geworden. In fabelhaft schneller Wendung seines Schicksals wird er durch Entsagung zum Heiligen. Auf diesem Wege verklärt er die Entsagung; und es wäre wunderlich, wenn gerade er, ganz abgesehen vom allgemeinen Charakter seines Zeitalters, es nicht täte. Er will die ausgedachten Bosheiten des Türhüters ertragen, weil er selig ist im Leiden. Daneben erst geht, wie es scheint, der zweite Gedanke, daß Gott es dem Türhüter geheißen hat, sich so schlecht zu benehmen. Dieser Gedanke führt direkter hin zur Liebe zu den Brüdern. Sie werden selbst in ihren bösesten Stunden als Organe Gottes verstanden. Das ist eine große Sache. Das beseitigt, wenn es bis ans Ende durchgedacht wird, unendliche Mengen menschlicher Mißverständnisse und Bosheiten. Gott hat es ihm gesagt, daß er so handeln muß! Das ist ein Satz, der uns die ganze Reihe von Auffassungen vor Augen führt, die den gebundenen Willen des Menschen als Grund unserer nachsichtigen Liebe zum Menschen ansehen. Man kann dieselbe Auffassung auch ohne den Namen Gottes pantheistisch oder materialistisch ausdrücken: Niemandem zu grollen, da im Grunde Keiner verantwortlich ist für seine Taten. Das würde zwar dem Sprachgebrauch des h. Franziskus fremd sein, aber seiner wirklichen Denkweise vielleicht doch nicht allzu fern bleiben, da er ein starkes pantheistisches Element in sich hat, das in aller Natur eben Natur im Ganzen, Gottes brüderliche Allgegenwart, fühlt. Er liebt nicht den Türhüter, sondern den Gott, der auch im bösen Türhüter sich offenbart und dessen Offenbarungen immer selig sind, sie mögen, menschlich geredet, als Strafe oder als Erholung erscheinen.

Diesen Hintergrund der Nächstenliebe des h. Franz glaube ich aufzeigen zu sollen, wenn es sich darum handelt, an welcher Stelle unsere Wege von seiner Straße abgebogen haben. Ich will nicht leugnen, daß Beides, die Leidensverklärung und die materialistische (oder pantheistische) Geduld mit den Menschen in der religiös-sozialen Strömung des Jahres 1890 irgendwie vorhanden war. Man denke an Gerhart Hauptmanns Dichtungen und Aehnliches! Aber diese zwei für den Franziskanismus wesentliche Stimmungen waren für uns alle doch nur Nebenstimmungen. Die Hauptsache war für uns das positive Ziel der Verbesserung der irdischen Lebenslage der ärmeren Klassen. Dieses Ziel haben wir ausnahmslos gehabt und — dieses Ziel ist nicht franziskanisch. Das klingt hart und ist vielleicht etwas übertrieben; aber drüben vor der schönen Pforte von Assisi stehen noch heute, 700 Jahre nach Franziskus, die Bettler und strecken ihre Hände aus, nicht nach Arbeit sondern nach Gabe, die irgend woher kommen soll; und auch in den franziskanischen Legenden spielt das wirkliche, erfolgreiche Helfen nur eine kleine Nebenrolle. Das Leben Jesu ist unvergleichlich reicher an Berichten von Hilfstaten mit praktischem Zweck. Die Liebe des h. Franziskus ist ihrer Temperatur nach von allererstem Range, aber sie geht in die Luft wie eine italienische Ofenheizung bei schlecht schließenden Fenstern. Sie gleicht jenem Feuer, von dem an irgend einer Stelle der Fioretti erzählt wird, das bei der gemeinsamen Mahlzeit des h. Franz und der h. Clara entstand und die Bewohner ganzer Dörfer zusammenlockte und dann schließlich doch nur geistliches Feuer war. Am geistlichen Feuer aber lag der jungen Generation von 1890 doch schließlich weniger als am reellen, das ist am materiellen Dienst der Brüder. Dieser aber wird nicht mit den zwei dargestellten franziskanischen Stimmungen der Leidensverklärung und der pantheistischen Liebe zu allen Kreaturen gemacht, sondern mit handwerksmäßiger Benützung der Mittel des praktischen Verstandes. Wer helfen will, muß Rationalist werden, weil Helfen eine rationelle Tätigkeit ist. Das ist es, weshalb wir uns von der franziskanischen Geisteswelt zurückziehen mußten. Es war aber doch gut, daß wir vorher durch sie berührt wurden, denn es gehen viele Wege von Assisi ins Leben, deren einer der Weg des einfachen irdischen Arbeitens an der Organisation des wirtschaftlichen Lebens ist. Die Frage ist nur, wieweit sich die Nachwirkung des Franziskanergeistes mit der rationellen Arbeit verträgt. Das ist eine ganz individuelle Angelegenheit. Die Stimmung kann tragend und stärkend wirken, solange sie nur Stimmung bleiben darf und nicht zum Arbeitsprinzip an sich wird. Sobald sie sich über diese Grenze hinauswagt, wird sie zur Verwirrung, denn dann tötet sie die Einsicht in die natürlichen Vorbedingungen der menschlichen Existenz und des menschlichen Fortschrittes. Der Geist des Franziskanismus kann nur Musik sein, niemals aber die Strategie und Taktik bei dem Kampfe gegen Mangel und Unbildung ersetzen. Die Basis der Arbeit ist die Einsicht in die Entstehung menschlicher Güter und Werte durch Arbeit und Streit, aber ein Kunstbau der Humanität entsteht auf dieser Basis nur durch einen gewissen Zusatz von irrationaler Güte, die durch Glauben gewonnen wird. Diesen Zusatz suchen wir in Assisi, oder wenn wir diese Zwischenstation nicht machen wollen, am See von Genezaret.

3

Assisi, 1. April 1906

Heute ist Sonntag Judica, der Sonntag, an dem man in den Kirchen die Worte liest: Richte mich, Herr, und führe meine Sache wider das unheilige Volk! Das ist ein Wort für die Erinnerung an den armen heiligen Franz. Er ist in die Hände des unheiligen Volkes geraten und sie haben aus ihm einesteils einen Kirchenheiligen gemacht und andernteils ein Stück ästhetischer Erbauung. Die Italiener dienen seinen Gebeinen und die Engländerinnen bewundern die Zartheit seiner schönen Seele. Die Kleinheit der ersten Anfänge mit ihrem fast wilden moralischen Ernst liegt unendlich weit hinter der Gegenwart von Assisi. Gestern habe ich die Zelle, den Strick, die Sterbestelle des h. Franz gesehen. Der Eindruck ist ebenso peinlich, wie wenn man in Jerusalem oder Bethlehem in die heiligen Grüfte hinabsteigt. Daß hier die Reliquien echt sind, macht dabei wenig aus. Was liegt uns an den Küssen, die auf die Glasscheibe gedrückt werden, hinter der der Strick des guten armen Nachfolgers Jesu zu sehen ist? Lasset die Toten ihren Toten begraben! Das, was uns beschäftigt, ist der Versuch, aus den Ueberlieferungen der Vergangenheit ein lebendiges Bild des einstigen Franziskus herauszufinden. Es ist dies hier so leicht gemacht als irgendwo in der Welt, denn das nette Hotel Subasio hat eine Bibliothek mit allem wesentlichen Material. Und da es draußen zwar hellen Sonnenschein, aber noch immer nur etwa 6° Wärme gibt, so bleibt Zeit genug für dieses litterarische Sanktuarium. Dort ist für lesende Menschen die beste Grabkammer des Helden von Assisi. Und wie mag er nur gewesen sein? Wem von den uns ver-

trauteren Gestalten mag er in der Ferne seines dreizehnten Jahrhunderts geglichen haben? Alle Vergleiche sind bei solcher historischen Entfernung von vorn herein schwach, aber ich muß doch bald an Pestalozzi denken, dessen liebende Seele so unendlich viel größer war als sein technisches Können, bald an Bodelschwingh, der alle Welt mit Du anredet und den Ton der altfranziskanischen Brüderlichkeit mit Güte und selbst Poesie umkleidet, bald an General Booth, der mit Bettlern und Magdalenen eine Welt für Christus zu erobern unternommen hat und der in seiner wandernden Unruhe einen wesentlichen Zug des Franziskus zur Anschauung bringt. Man nehme diese drei Gestalten, gieße sie in eine zusammen, stelle sich dabei den schwachen, gebrechlichen Körper eines zeitig sterbenden Menschen vor, dränge die Seelenkämpfe, Freuden und Erlebnisse dieser Drei auf kurze zwanzig Jahre zusammen, und dann sehe man sich das umbrische Land an, den Berg Subasio, die Bettler von heute, die Hütten an diesen Gesteinen, und dann vergegenwärtige man sich den Papst Innocenz III. und sein Zeitalter und denke an den Beginn der italienischen Handelskultur aus grenzenloser Verwilderung heraus und nehme etwas Erinnerung der heiligen Elisabeth, der Wartburg und der Marburger Elisabethenkirche hinzu, so fängt Assisi an, geistig fruchtbar zu werden und die Wände der Kathedrale des Bruder Elias werden zu Zeugen der Kraft und der Tötung eines der wunderbarsten und besten Geister, in denen die Macht Jesu zitternd weiterzuleben versucht hat. Er war kein Gelehrter und nicht klug wie die Kinder der Welt, ein Narr und ein Hilfloser; aber in seiner Schwäche war er der reinste Ausdruck der Seele, die sich vor dem Mammonismus der neuen Zeit fürchtet. Sein ganzes Dasein ist eine Angst vor dem beginnenden Egoismus unserer neuen Welt, und wem dieser Egoismus unerträglich scheint, der flüchtet zu ihm und setzt sich drunten in der Ebene vor Assisi an die Portiunkula und sieht den zerquälten Jüngling vor dem Priester, der das Evangelium liest: ihr sollt keinen Beutel tragen und kein Geld in euern Taschen haben! Es ist, menschlich gesprochen, viel Reaktion in Franziskus. Er stemmt sich im Namen Jesu gegen den Fortschritt der herzlosen Kultur und enthüllt dabei ein Herz, wie es wunderlicher, weicher und jungfräulicher kaum je in einem schaffenden Manne von weltgeschichtlicher Wirkung gewesen ist. Das ist die Stelle seines Wesens, wo wir an Zinzendorf denken müssen, um ihn ganz zu fassen, nicht an den Aristokraten, der auch in Zinzendorf war, sondern an den Bruder der mährischen Brüder mit der Innigkeit einer teils natürlichen, teils künstlichen Einfalt, die ihm Gesänge in den Mund gibt, durch deren leise schlichte Wärme sich alle Härten der Welt in dankbares Wohlgefallen auflösen. Franziskus war ein Poet, nicht weil er Verse gemacht hat, sondern weil er mit der ganzen Welt als Kind verkehren konnte und die Gabe besaß, dieses auf kindliche Weise auszusprechen. Ein fröhlicher Reformator, der die Kirche erneuern will, die er in ihrer historischen Härte kaum kennt, und der von ihr in den Sarg des Heiligendienstes gelegt wurde. Wenn es Jesus nicht gelungen ist, das Kirchentum von seinem Werke fernzuhalten, wie sollte es dem armen Franz gelingen? Siehe, wie sie dort die Messe lesen und die Liturgie singen, ihn zu ehren! Sie singen gut, aber es ist nicht der Gesang, wie Franz ihn anstimmte, als er singend sterben wollte, es ist cantus firmus, Kirchenmelodie, Liturgie, geistliches Exerzitium, fromme Methode, Photographie der Heiligkeit ohne Lebendigkeit.

Und während des Gesanges geht ein internationales Volk, zu dem auch ich in diesem Falle gehöre, an den starkfarbigen Bildern vorüber, in denen die Erlebnisse des heiligen Franziskus zu Gegenständen des künstlerischen Wohlgefallens geworden sind. Die Macht des Gewissens schläft, wenn man den Prediger der Armut als Gegenstand der Kunst von Giotto wiederfindet. Es ist nur die schöne Seele übrig geblieben. Ganz verborgen nur weht es durch die dunklen Hallen, die soviel Geld gekostet haben, und durch die soviel reiche Leute pilgern: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon! Franziskus sitzt irgendwo in der Ecke, wie er in Rom in der alten Peterskirche sich in eine Ecke drückte, damit Gott ihm den rechten Weg zeige. Dort betet er unsichtbar, daß der Geist der Bergpredigt Jesu in der Welt nicht ganz untergehe. Wer aber kann ihn sehen und hören? Er ist schon so lange gestorben — und wir alle sind so anders geworden, als er war.

Friedrich Naumann

Von der Hexe, die eine Heilige war

Vergl. Nr. 10 bis 12

5. Der Herrgottsnarr

Gisela: Ich bedank mich schön für das Tragen.

Förster: Wenn es nur der rechte Griff war, Gräfin Gisela.

Gisela: Gewiß, es war der rechte Griff . . .

Förster: Hat lang genug gedauert, bis ich den gelernt hab.

Gisela: Habt ihr noch ein wenig Zeit, Förster, oder müßt ihr in den Löwen? Ich möchte euch Etwas fragen.

Förster: Hab wohl Zeit, muß auch nicht in den Löwen, wenngleich der Löwe auch sein Gutes hat. Man raucht so seine Pfeif, die Wirtin hat nichts dawider, wenn der Feldmann mit hereinkommt, das Mühlwerk, das mein Weib mit sich herum trägt, hör ich nimmer klappern.

Gisela: Den Feldmann könnt ihr wohl mit herauf bringen. Setzt euch doch.

Förster: Ich weiß, was gegen die schuldige Achtung geht. Ob zwar der Feldmann ein Ausbund von Hund ist, der sich da Nichts zu Schulden kommen ließ . . .

Gisela: Ich möchte den Ausbund von Hund gern einmal sehen. Das muß einer sein! Wie der Herr, so sein Hund!

Förster: Ach halt so Wörtlein. Wenn mein Weib wollt einmal so ein Wörtlein in den Mund nehmen! Das wär ein Leben! Wüßte nicht, was ich auf der Herrgottswelt noch wünschen möcht! Seit ihr da seid, Gräfin Gisela.

Gisela: Förster, einen Kavalier hat der Junggraf an euch.

Förster: An mir! An so einem groben Waldmenschen! Ich hätt eben auch gern Kinder gehabt, wie andere Leut, so Flachsköpf umeinander, sieben wären mir noch zu wenig gewesen, alleweil hätt sollen eins in der Wiegen liegen!

Gisela: Darum habt ihr mich auch so sanft getragen, wie eins von den Kleinen, die noch in der Wiegen liegen. Die sind die Liebsten, die Kleinen, mit den Augen so blau, so frisch noch vom Kinderbrünnlein. Förster, das gehört auch zu meinem Hexenjammer, daß mir Niemand so ein liebes Kind in den Arm geben will! Wie ich noch klein war, riefen die Mütter ihre Kindlein von mir hinweg — und gar in eine Wiege sehen! Nur die nicht hineingucken lassen mit ihren blauen Hexenaugen, sonst wird das Kind krank, hört ich die Weiber hinter mir sagen.

Förster: Ach zu eurem Hexenjammer gehört Viel! Wenn ihr davon anfangen wollt, so müßt ich eben doch einmal nach dem Löwen sehen.

Gisela: Ich rede nicht davon, nein. Wenn es mir möglich ist. Ach ich wollte euch ja Etwas fragen. —

Förster: Ists ein langer Jammer oder ein kurzer? Ein kurzer, wenn es einen gäb, wär mir schier lieber, als so der Gang nach dem Löwen — durch den Regen, die schwätzen dort immer das Gleiche.

Gisela: Es wird ein ganz kurzer Jammer nur. Mir träumte, ich sei wieder . . . Gräfin.

Förster: Das seid ihr doch immer noch?

Gisela: Förster, ihr vergeßt, von wo ich hieher gekommen bin. Von dem Gewölb, unter dem Schloß Brauneck.

Förster: Eine halbe Nacht seid ihr dort gewesen!

Gisela: Wer dort hineingegangen ist und hätt auch vorher ein Grafenkrönlein auf dem Kopfe gehabt, wenn er herauskommt, hat er es wohl nicht mehr. Es fiel in den Schmutz . . . ich möchte mich nicht mehr darnach bücken.

Förster: Seid ihr aber stolz, Gräfin Gisela.

Gisela: Ach ich bin wohl stolz und hab gar keinen

Grund dazu! Worauf könnten so Hexen mit Brandwunden denn stolz sein. — Nein, Förster, noch nicht in den Löwen . . . ist gleich vorbei . . . Mir wars, ich sei Gräfin und nun wollte ich gern den Armen etwas geben und sie wollten es doch nicht von der Hexe nehmen. Da gab mir ein Engel einen Laib Brot und sagte: Gib es denen, es ist das ewige Brot. Da stand ich an der Schloßpforte und viele arme und gebückte Weiblein gingen vorbei, ich bot ihnen mein Brot an, ach sie schüttelten den Kopf, ich bat: ach nehmt es doch, ich geb es euch so gerne. Da kam ein Weib vorbei, so hungrig, wie die aussah, die griff mit einem scheuen Blick nach meinem Laib und verbarg ihn unter ihrem Schurz.

Förster: Das Traumweib da ist aus dem Fränkischen gewesen, die stecken Alles unter ihren Schurz.

Gisela: Und dann war es seltsam! Ich hatte wieder einen Laib in der Hand und so oft ich auch hergab, immer wieder wuchs mir das Brot in der Hand. Und wie viele zogen da an mir vorbei! Alle nahmen, keine dankte, wie war ich so glücklich! Könnt es denn Etwas geben, wie das ewige Brot, Förster?

Förster: Ja was könnt das wohl sein? — das ewige Brot? Könnts so Etwas geben? Vielleicht. Will doch den Junggrafen fragen . . . Wird wohl heute Nacht herüber reiten.

Gisela: Es regnet so, so schön regnet es! Hört ihrs wie die Tropfen auf den Lindenblättern aufschlagen, als gingen Kinderfüßchen darüber. Und die Rinne da, man sollte sie kaum kennen, die hat ein Bächlein, so plätschert sie! Nun kommt auch ein Bächlein zu mir. Ich liebe sie so die Bächlein. Förster, mit der Rinne habe ich beinah gestritten.

Förster: Mit der Rinne?

Gisela: Die tropfte. Und da fallen wohl die Tropfen auf ein Vordach. Und das hört ich und konnte nicht schlafen. Dann manchmal tropfte sie nicht und beinah schlief ich ein und dann fing sie wieder an. Förster, ihr geht im Wald herum und kommt abends müde heim, da wißt ihr nicht wie das ist — so auf Rinnen hören. Und Schloß Schweigen ist ja das herrlichste Schloß der Welt, ich möchte gar nirgends lieber sein, eine Linde rauscht mir, von den Waldbergen kommt süße Regenluft, eine Rinne tropft mir . . .

Förster: Mit der hattet ihr ja Streit.

Gisela: Ja, ich dachte, es wäre wirklich das liebste Schloß der Welt. Nur die Rinne wär ein Fehler . . . es könnt eben Nichts vollkommen sein . . .

Förster: Wüßt noch einen . . .

Gisela: Da horchte ich auf die Rinne, ob die mich wohl nur weckte, weil sie mir Etwas sagen wollte. Da erzählte die mir eine Geschichte von Tropfen, Tropfen, einem Schifflein, einem Rinnsal, Strom und Meer.

Förster: Kenn sie auch, will aber doch nach der Rinne sehen . . . Ja und sonst hätts keinen Fehler mehr, das Gespensterschloß? Fräulein Gisela, das mit den Gespenstern, da ist auch ein Vorteil dabei. Ihr fürchtet euch nicht, ich fürcht mich nicht, das Kind hats Fürchten auch schon bald verlernt. Aber mein Weib traut sich nicht im Finstern all die Gäng herauf. Tät sonst schon lang horchen da außen und nachher Redensarten machen . . . das Schlarrmaul!

Gisela: Förster!

Förster: Weiß wohl, Gräfin Gisela, sollt nicht so Sachen sagen. Kommt davon, wenn man einen Waldmenschen in die Stube zum Fräulein hereinläßt. Wird ihm zu wohl dem Esel, geht aufs Eis und bricht das Bein.

Gisela: Das nächstemal müßt ihr den Feldmann mit bringen.

Förster: Wär dem auch zu wohl, dem alten Vieh! Wollt euch angucken, der sieht gleich, wo was zu sehen ist. Und Vorderpfoten herauf, Maul aufreißen und lachen! Und ein Flecken wär auf der gelben Decke.

Gisela: Der Feldmann! Ich muß den sehen; und lachen kann er auch! Dort auf der Matte kann er liegen, oder lacht er da nicht?

Förster: Lächern kanns ihn schon. Wißt ihr, so die Lefzen über die hinteren Zähne hinauf ziehen. Zum Lachen reißt er gleich das ganze Maul auf.

Gisela: Dann wollen wir ihn einmal lächeln lassen, den Feldmann. Gibt es da Dinge in dem Schloß Schweigen! Erzählt das doch dem Junggrafen.

Förster: Weiß der schon lang, sagt jedesmal: Komm, lach auch Feldmann . . . nicht wie die im Löwen. Und der Feldmann tuts.

Gisela: Im Löwen, da verstehen sie wohl den Feldmann nicht so, aber der Junggraf der versteht ihn.

Förster: Dem hängt eben auch so Narrenwerk herunter! Hat der alt Graf mit dem schon Nöten gehabt, mit dem seinem Narrenwerk. Von Kind auf hat ers getrieben. Schläg soll er bekommen haben, mehr als genug. Der Herr Hofprediger soll ihn einmal aus der Kinderlehre gejagt haben. In Straßburg hätten die gelehrten Herren gesagt, der Junggraf könnt seinem Kopf nach zu allen Ehren kommen, die sie zu vergeben hätten, wenn er nicht so viel Allotria, sagten sie, betreiben wollte. Wie sie auch sagten, Narrenwerk haben sie gemeint.

Gisela: Ich kenn sein Narrenwerk! Fremde Hexen, die er nie gesehen hat und die sich an ihn kletten könnten und ihm sein ganzes Leben verderben, aus Gewölben tragen.

Förster (schlägt sich auf den Schenkel): Von seines Vaters Gericht hinweg! Nach vier Stunden schon, durch den Erdboden durch! War sein feinster Streich! Kaum seid ihr in dem Gewölb, so reitet er herüber. Mich hat er schwören lassen, daß ich Nichts verrate, ist mir nicht leicht angekommen! Hinter meines Herren Rücken! Dreht mir mit drei Worten und eurem Hexenjammer das Herz im Leib herum . . . die Stuben angesehen, Alles befohlen, wies gemacht würd, Nichts vergessen — nicht daß das Bett gleich aufgeschichtet würd, daß ein Rosenstrauß aufs Tischlein käme, ein Imbiß bereit, fort hinüber die zwei Stund, sein Pferd strauchelt unter ihm, lahmt, daß er eine halbe Stunde verlieren muß und wieder hier mit euch in derselben Nacht und vor Morgen wieder zurück. Wundert mich nur eins, stark wundert michs, daß der alte Graf es nicht gleich gewußt hat, wer euch fortgebracht.

Gisela: Eine halbe Stunde kam er zu spät. Es geht Viel in eine halbe Stunde.

Förster: Da geht Viel hinein! Was da Jammer hineingeht, und ein Leiden hineingeht, das hat man in den Wochen jetzt gesehen.

Gisela: Es war auch gut so. Er kam doch.

Förster: Das konnt er nicht wissen, was ihr da ausgestanden habt, in seinem festen Arm.

Gisela: Darf es auch nicht wissen, nie, Förster — Nie. Er sah es ja nicht. Ich schlug seinen Mantel um mich, die Laterne fiel um, er sah nur die roten Streifen —. Er soll auch noch nicht herein kommen. Gebt mir das Spieglein — Ach da ist noch eine Schrift . . .

Förster: So an den Schläfen —. Das schöne Lächeln.

Gisela: Ich werde doch auch können, was euer Feldmann kann . . .

Förster: Aber lachen! Das brächt der jung Herr fertig! Und wenn ihr an einem Hexenjammer wäret, er brächt es fertig.

Gisela: Glaubt ihr das Förster! Ich möcht ihn wohl sehr gerne sehen. Ach so gerne!

Förster: Kann nicht sein, Gräfin Gisela. Kommt schon noch! Kommt Alles mit der Zeit, wenn man weiß, wohin der Weg mit euch geht . . .

Gisela: Frau Trost meint, leben würd ich wieder —.

Förster: Das wär! Das wär!

Gisela: Ihr glaubt es noch nicht? Von Gehen, daß ich wieder gehen könnte, sagt sie aber Nichts.

Förster: Von Gehen Nichts. Ist das ein Jammer, ein Hexenjammer!

Gisela: Nein das ist keiner, noch lange keiner, es gehen viel arme Menschen an Krücken —.

Förster: Ihr an Krücken?

Gisela: Gefällt mir auch nicht, Förster, ich wüßte Nichts, was mich schwerer ankäm! So wie ich eben bin, stolz, wißt

ihr stolz. Aber man könnte doch selbst zu einem Glase Wasser kommen, nicht andere um Alles plagen müssen. Vielleicht auch im Schloßhof herumklappern. Kommt man Treppen herunter mit Krücken?

Förster: Ich trag euch die Treppen.

Gisela: Ich dank euch! Macht das Viel aus, wenn ihr mich bis zur Brustwehr tragt?

Förster: Ich trüg euch bis nach Rom, wenns sein müßt und meine Alte mir nicht nachkäm! Warum denn nicht!

Gisela: Nur bis zur Brustwehr. Da könnte ich mit der Hand in Lindenzweige greifen, da wüchse ein feines Gräslein zwischen den Ritzen des grauen Steinwerks, da säh ich hinüber zu den Waldbergen. Vielleicht könnte ich ein rotes Felsennelklein erhaschen, wenn nicht, so freute ich mich doch daran. Ich brauche keine klappernden Krücken, so glücklich wär ich, bin ich. Das Schloß Schweigen, altes graues Geisterschloß ... Oder brauch ich doch Krücken! Könnt ich damit zur Nachbarin und ihrem kranken Kind kommen?

Förster: Nein, Fräulein Gisela, das ist gegen die Instruktion, die ich von dem Jung Herren empfangen hab: Niemand sehen lassen was er da für ...

Gisela: Eine arme Hexe hat. Also brauch ich keine Krücken. Ich betrübe mich nicht mehr damit. Ach wißt ihr nicht noch eine Geschichte von so Narrenwerk und dem Junggrafen. Einmal habe ich es ja gehört. In der Nacht der Schrecken!

Förster: Auch da noch Narrenwerk! Das macht ihm Keiner nach. Er wußte eben nicht, in welchen Leiden ihr waret.

Gisela: O doch. Zuerst nicht. Da preßte ich noch die Lippen zusammen ... Nichts merken lassen ... ich schämte mich so. An dem verbrannten Fuß, an dem Gewölbe, an den Streifen an meinen Händen. Nur die hat er gesehen. Ach und da fing das Narrenwerk an. Wie die Gespenster flogen wir dahin. Und er immer seine Lippen an meinem Kopf und so Worte, so Narrenworte. Wie die Streifen wieder heil würden, daß man sie gar nicht sähe und wie es Perlenarmbänder gäbe und wie die Damen an des Kaisers Hof in Wien sich rote Streifen an die Hände malen ließen, weil es so Mode würde, wenn sie mich sähen. Und ich müßte keine Angst haben, es gehe jetzt nicht gleich nach Wien, nur nach einem Schloß Schweigen, wo kein Mensch hinkomme, oder je hingekommen wäre, weil es hundert Geister dort gäbe. Mir täten sie aber Nichts, denn es sei ein älterer Kavalier dort, der sich als Förster verkleide, und der würde mich vor allen Geistern beschützen.

Förster: So! hat er das gesagt: Kavalier! Ja der weiß Narrenwort!

Gisela: Dann wurde er still, dachte vielleicht, er dürfte nicht mehr mit mir reden, weil ich keine Antwort gab. Ach! Dann habe ich ihn betrübt ... Wie ich die Stimme nicht mehr hörte und nur den festen Arm um meinen verbrannten Rücken fühlte, und das Dahinrasen und das Stoßen von den Hufen des Pferdes durch meinen Leib hindurch ..., Förster wenn man an Schmerz sterben könnte, so wär ich gestorben.

Förster: Um ein Haar wärs so gegangen.

Gisela: Und ich hörte die Stimme nicht mehr, da wirbelte mir der Kopf von dem Dahinfliegen, da meint ich, ich sei wieder in dem Gewölb und da sei diesmal kein Weib, sondern ein Mann an mir und stieße mich auf eine Leiter, solche Dinge, die sie in der schrecklichen Kammer dort haben.

Förster: O du Hexenjammer!

Gisela: Schon vorbei. Ach sagte ich, bist du nicht der schöne Jüngling Tod. Der wollte mich unter die Sterne bringen, warum stößt mich der Henker denn immer wieder auf die Leiter? Da hielt er das Pferd an, da fiel der Mond in sein Gesicht —, da war es wieder der schöne Jüngling Tod, und Mond, und süße Waldeslüfte. Da sah ich auch, daß ich ihn betrübt hatte: Ach verzeih schöner Jüngling Tod; rede doch mit mir, nur ein Wörtlein! Daß ich dich kenne und dich nicht mehr betrübe. Da war mirs als weinte irgendwo ein Kind ... ein Knabe, ganz hell weinte der ... jemand sprach von krähenden Hähnen. Jemand sollte mir Wasser holen. Das ist eine Pein! Um einen Tropfen Wasser ... Man gibt den Hexen nicht gern Wasser ... Lieber verschütten ... Laßt sie jetzt noch liegen ... Der, dem sie gehört, wird sie sich schon holen — das war wohl der Knappe, der das sagte. Wer war es denn, der so weinte!

Förster: Der Junggraf wars. So hat der geweint da unter dem Lindenbaum, wie er euch hat schreien hören.

Gisela: Ich schreie nie mehr. Warum war ich so ungeduldig! Dann gab mir der Knappe doch das Wasser ...

Förster: Und ihr hättet gesagt: Das hast du dem Herrn Jesus getan. Der ritt jetzt um die Welt für euch, in Stücke hauen ließ er sich für euch. Und wenn die eine Hexe ist, will ich mit der in die Hölle fahren, wo die hinkommt, dorthin! Wär aber ein viel zu guter Platz für ihn, meint er.

Gisela: Und dann ritten wir wieder und wieder die Lippen an meinem Kopf und leise Worte ... Narrenworte. Er sei nicht der schöne Jüngling Tod, aber der ritte hinter ihm, ich solle nur keine Angst haben. Wenn es durchaus der Jüngling Tod sein müsse — der ritte hinten ... er höre die Hufen seines Pferdes hinten aufschlagen. Und wie leid es ihm wäre, daß er nur ein närrischer Grafensohn sei, denn mit dem Jüngling Tod wäre ein feineres Reiten. Der hätte keinen harten Arm, einen weichen Flügel hätte der, und keinen immer heruntergleitenden Mantel, einen dunkeln weichen Schleier, da hüllte er mich darin ein und flöge mit mir über alle Feldwege und stolprige Baumwurzeln hinweg, hinauf durch die weißen Nachtnebel zu goldenen Sternen, in Christi Garten hinein, mitten hinein, wo es am schönsten ist, und legte mich in ein Bett von roten Rosenblättern und meinen armen Kopf auf ein Kissen von weißen Rosen, und in jeder Rose sei immer ein Perlentröpfchen. Und darüber neigten sich Hollunderzweige voll mit Blüten und da säßen Nachtigallen darauf und sängen die schönsten Lieder der Welt. Und in allen Liedern käme Etwas vor von Mägdlein mit goldenen Haaren, die noch lächeln könnten und verzeih! sagen, wenn sie wilde Männer auf Leitern stießen. Und von Mägdlein, die auf hartem Schragen lägen, schneeweiß und so vertrauende Hände ausstrecken nach Söhnen von Mördern, die da herein kämen. Und nicht einen Augenblick denken, die kämen um sich an ihrem Jammer zu weiden. Gleich wüßten die Paradiesesmägdlein, daß der Sohn des Mörders komme, um sie zu retten. Und nicht weinen würden die Mägdlein und nicht jammern und sich fürchten, und das sängen Alles die Nachtigallen ...

Ach und noch viel mehr! Kein Wort hab ich vergessen, keines. Förster, versprecht mir, wenn ich tot bin, so sagt ihm, ich hätte keines vergessen. Und jedes Wort hielte ich in meinem Herzen wie seine Paradiesesrosen die Perlentröpfchen. Und dann ging es weiter von Mördern und Kinderquälern und die müßten nicht in die Hölle hinunter. O nein! Auf wilden Pferden müßten die reiten, auf Feldwegen, über Baumwurzeln reiten bis zum jüngsten Tag. Aber nicht so stolz wie wir, ein ganz Schlimmer hielte die in einem feurigen Arm. Und wenn es vergessen würde, daß da Steine wären, worauf die Hufe auch einmal ausgleiten könnten, so wolle er es dem ganz Schlimmen schon sagen ... Nein, es geschähe auch denen Nichts! Vielleicht habe ich gerufen: Nicht weh tun: keinen feurigen Arm denen — denn so ein feuriger Arm, ach das wußte ich, wie das sei. Nein ... auch die nicht, weil ich für sie gebeten hätte, so kämen sie los und kämen alle in ein frisches Bett. Zwar nicht auf Rosenblättern, denn Christi Garten wäre Nichts für die, aber doch ein weißes Bett. Und der Jüngling Tod sei nicht nachgekommen, so schnell seien wir geritten; der sitze gewiß bald auf der Linde dort und singe mir Lieder ... wieder von Mägdlein, und wenn er am allerschönsten Lied sei, so schlafe ich darüber ein. Niemand könne einen so schön in Schlaf singen wie der Jüngling Tod. Und mir sänge er die schönsten Lieder, alle von Christi Garten!

Da hatte er mich schon auf dies Bett gelegt hier. Und nun müsse er gehen, weil ich schlafen sollte und ganz still liegen und auf die schönen Lieder horchen, und wenn ich noch mit Christi Garten, — der sei mir doch sicher, — warten wolle, bis er wieder käme, so wäre es das Schönste, was ich tun

könnte — weil es das Schwerste sei. Und die schweren Dinge, da sei immer am meisten Ehr dabei; und das wäre, was sich für eine Hohenstaufenenkelin gezieme. Und es gehöre mir das Schloß mit Allem, was darin sei, dem Kavalier, der sich als Förster verkleide und in einer Friesjacke herumlaufe, mit den Geistern, und mit Allem könnte ich tun, was ich wollte. Ach und nun warte ich immer noch! Und wenn ich zu krank war, ihn zu sehen, nun bin ichs nicht mehr.

Förster: Kann nicht sein ... Bin dem alten Grafen auch Etwas schuldig ...

Gisela: Was würd ich dem Grafen damit antun?

Förster: Gräfin Gisela, ich erzähl euch noch eine Geschichte von so Narrenwerk.

Gisela: Förster ich dank euch, ist das schön, schier so schön wie im Löwen, wenn jetzt noch der Feldmann dabei wär!

Förster: Kommt morgen mit ... soll euch auch sehen! Der Leibjäger hat mir die Geschichte erzählt, da bei der Treibjagd, wo der Herzog dabei war. Da habe der Junggraf in Straßburg Schulden gemacht — so gar viel sei es gerade nicht gewesen, aber es habe den alten Herrn gewurmt, daß es nicht Kavaliersschulden waren, sondern wieder Narrenschulden. So sei denn der Graf nach Straßburg geritten, mit dem Leibjäger und noch zwei Andern, denn sie hätten Geld bei sich gehabt. Und in Straßburg habe der alt Herr dem Jungen den Kopf gewaschen, man hätt nicht zu horchen brauchen, man hätts auch so gehört. Der junge Herr habe nicht einmal viel gesagt — recht degenmäßig sei er gewesen. Zuletzt habe es schier Krach gegeben ... nur der alte Herr! Da habe der junge Herr auf einmal wieder angefangen und gesagt ... Du brauchst mich gar nicht zu verhalten, ich bringe mich schon selber durch. Der alt Herr: Mit was denn? Mit was! Mit Narrenwerk! Das kannst du, und sonst nichts ... Du mit deinem ewig hungrigen Leib, keinen Tag bringst du dich durch! — Ich kann singen: Vater. — Dann geh und sing vor der Leute Häuser und sieh, ob die dir ein Stüberlein hinauswerfen.

Der Jung-Herr fliegt zur Kammer hinaus — halb mit Willen — halb hat der alt Herr geholfen und geht fort. Und der alt Herr im höchsten Zorn zu den Professores und will hören, was die über seinen Sohn sagen. Der Jungherr zu einem Freund, der ein armer Gottesgelehrter gewesen sei und ein altes, verschlissenes, graues Habit gehabt habe, — das angezogen, eine alte Pudelmütze über den Kopf, das Gesicht mit Ruß verschmiert, die eine Schulter hoch mit Werg verstopft wie einen Buckel, und über sein eines Auge ein schwarzes Flecklein gehängt an einem Bändlein, als ob er einäugig sei. Dann nimmt er seine Laute und geht fort, kein Mensch hätt ihn mehr gekannt. Sein Freund hinter ihm drein, trägt er ein Beutelein und der Jungherr singt. Und wenn der singt, dem gäb mein Weib etwas, wenn er ihr singen wollt.

Gisela: Ich kann auch singen, Förster, schön kann ich singen ... ich sing auch noch einmal ein Lied ...

Förster: Zuletzt seien sie an das große Gasthaus gekommen, wo die vornehmen Herren und auch der alte Graf gerade bei Tisch saßen. Da habe der junge Herr unten angefangen — der Leibjäger stand hinter des Grafen Stuhl —, zu singen: Es steht ein Baum im Odenwald, ... da sei dem alten Herren eine Lohe übers Gesicht geschlagen, daß es dem Leibjäger Angst geworden sei —. Und einer der andern Herren aufgestanden und gesagt ... Da singt aber einer — so hab ich noch nichts gehört. Da fragen die Andern, wer ists denn? Der alt Herr rührt sich nicht. Da ruft der: Ein einäugiger Bettelmann, ein gar so schreckhafter Mensch, die edlen Frauen sollten nicht hinausschauen! — Darauf alle Damen ans Fenster und die Herren und der alt Herr auch, denn der war wieder vergnügt. Und unten so ein Gesang und sonst Stille. Und wie es zuletzt kommt — „da fällt der Schnee so kalt, so kalt, das Herz es mir zerreißt" — da laufen dem alten Herren die Tränen herunter, er langt in seinen Beutel und wirft dem Bettler eine Golddublon hinunter. Der macht einen Diener, bückt sich nach dem Goldstück und drückt es sich ans Herz und will davon gehen. Da werfen auch die Andern Geld hinunter und die Frauen und die Fräulein wollen auch ein Lied. Da sang er denen das Lied von den zwei gefangenen Soldaten —. Sie wurden gefangen geführet ... keine Trommel ward um sie gerühret ... im ganzen römischen Reich ... Und wie er zu dem Vers kam — wo es heißt ... du liebster Herzgefangener mein! da haben die Frauen ihre Ringe losgemacht und Haarpfeile heraus und haben sie heruntergeworfen. Der Einaug bückt sich nach Nichts, läßt Alles liegen, nur das Goldstück von unserem Herrn hat er genommen. Der arme Freund hat Alles zusammengelesen. Der Einaug macht noch eine Reverenz, daß wieder dem Grafen eine Lohe übers Gesicht schlägt und geht hinaus zum Hofe, der Andere mit dem dicken Beutel hintendrein. Da ging der Graf in seine Stube und bald kommt auch der Junge die Treppe herauf geflogen, wie er das so macht — so in drei Sätzen — wieder schön angetan.

Gisela: Ach kein Mensch kann so Treppen herauf kommen, daß man es gleich weiß: Nun kommt das Leben, die Freude kommt, das schöne Lachen kommt. Man kann auch anders die Treppen herauf kommen!

Förster: Der Jungherr sagt: Vater, du hast Recht gehabt ... ich hab Hunger, ich habe mich nicht durchbringen können, laß schnell Essen kommen. So, sagt der alt Herr, hast dich nicht durchbringen können? Mit Musik nicht? Auch mit schönen Liedern nicht? Nein, sagt der Jungherr, nur das hab ich wiedergebracht und legt eine Golddublon auf den Tisch. Du hast heut gesagt: die letzte Rechnung, die war eine Golddublon, die schlüge dem Faß den Boden aus. Tat sie auch! „Vor Kurkosten vor des Barbiers Enkelkind, wegen einem krummen Fuß." Könnt nicht der Barbier auch eine Schwiegermutter haben und die einen Leibschaden oder eine Bas mit einem Kropf? und muß ich der Straßburger Spittelvogt sein, mit meinem schmalen Braunecker Geldbeutel? Das sähe er auch ein, meint der Jungherr, und deshalb hab er auch die Dublon wieder gebracht. Und das Andere! schreit der alte Graf ... Der Jungherr: Habs einstweilen versorgt ... auch die Ringlein, von den viel holden Frauen. Von denen studiert der Magister Renner noch ein Semester aufs Geistliche und die Stüber, und was so Sach war, die habe ich bei dem Manne liegen lassen, dessen Haus gestern Nacht abgebrannt ist. Du kannst sie dort holen lassen, Vater. Den Teufel will ich sie dort holen lassen, die Bettelgroschen, schreit der alt Herr, du Herrgottsnarr, du!

Gisela (leise): Du Herrgottsnarr, du!

In einem chinesischen Tempel

Eine halbe Stunde vor der ummauerten Stadt hinter den Ackerfeldern auf dem baumbepflanzten Hügel steht ein Tempel. Heute ist sein „Jahrestag", der immer zugleich mit einem Markt und meist mit Theater vor dem Tempel verbunden ist. Es ist schon etwas spät am Nachmittag geworden, als ich mit meinem chinesischen Gelehrten und Gefährten, einem sympathischen Chemiker von der besten konfuzianischen Art, zu einem Spaziergang hinaus gehe. Schon kommen uns auf dem holprigen Pfad viele Frauen und Verkäufer entgegen, die zur Stadt zurückkehren. Je mehr wir uns dem Tempel nähern, um so häufiger die am Wege sitzenden Bettler, die den Vorübergehenden laut anschreien. Da oben dann die Reste des Marktes, Verkäufer von allen möglichen kleinen Gegenständen, von Eßwaren, Obst und Süßigkeiten, Zigaretten, Streichhölzern und dergleichen, um eine Matte auf der Erde hockend. An besonderen Tischen werden Packen Papier, gelbes und weißes, zu Opferzwecken verkauft. Das Volk ist überwiegend Landvolk; Karren und Esel halten am Wege und unter den Bäumen.

Wir gehen auf den Tempel zu. Auf den Türflügeln lesen wir die Worte: „Er verleiht Frieden dem Reich, Ruhe dem Volk. Er gibt mild wehenden Wind und Regen zur rechten Zeit." Wir treten ein in den Hof. — Die Anlage des chinesischen Tempels ist fast immer die gleiche. Ein ummauertes längliches Viereck, durchgängig nach Norden zu ge-

richtet, an dessen Hinterwand der Hauptkultusraum steht. Dann häufig noch kleinere Kultusräume an den Seiten oder — wie hier — in der Mitte. An die Seitenmauern angelehnt, sei es nach außen oder nach innen, die Wohnungen der Priester, die sich in Nichts von anderen ärmlichen Dorfhütten unterscheiden. Im geräumigen Tempelhof selbst meistens ein paar schöne alte Bäume, Lebensbäume oder die prächtige Gingko biloba, von der Goethe im west-östlichen Divan „geheimen Sinn zu kosten" gibt. Im übrigen schießt das Unkraut üppig in dem Hof empor. Heute streut der Wind hier und dort Asche darüber, die er aus den mächtigen steinernen Oefen im Hofe entführt hat, in denen jene Papiermengen als Opfer verbraunt werden.

Der mittlere Kultusraum ist hier dem Kaiser Wun gewidmet — bei jedem der etwa zwanzig Tempel in und um Kaumi herum ist es wieder anders. Jener Kaiser, der etwa vor 3000 Jahren gelebt hat, ist als ein ganz besonders vortrefflicher Regent bekannt. Eine aus buntbestrichenem Lehm gebildete Kolossalfigur, die den Herrscher darstellt auf dem Drachenstuhle sitzend, das Szepter steif in der Hand, ist drinnen aufgestellt.

Die überwiegende Menge der Tempel ist solchen historischen Persönlichkeiten gewidmet. Eines jeden Menschen Psyche wird ja nach dem Tode ein gewisser Kult dargebracht; denn die „Seele" lebt. Aber die Seele eines besonders hervorragenden Menschen ist zu einem Schen, ist „heilig", göttlich geworden. Sie ist über die räumlichen und zeitlichen Grenzen hinaus, durch welche die kleinen gewöhnlichen Geister gebunden werden; vor allem hat sie Macht bekommen und kann dementsprechend eingreifen und helfen. Im Tempel nun ist der Schen auch dem Auge sichtbar und nimmt die Huldigungen, Opfer und Gebete an.

In unserem Tempel — oder wenigstens heute — hat jedoch der kaiserliche Schen nicht solche Anziehungskraft wie die Schen, welche in dem dahinter liegenden Hauptkultusraum gegenwärtig sind. Während hier nur der Priester noch ganz allein sitzt, ist dort noch lebhaftes Treiben, dem auch wir uns zuwenden.

Die große Flügeltür steht offen. Nur durch sie und durch die papiernen Fenster daneben kommt Licht in den Raum. Die lange Hinterwand und die kurzen Seitenwände sind ganz dunkel. So entspricht es dem Typus des chinesischen Hauses. Aus dem Balkenwerk des Daches (Decken gibt es in keinem chinesischen Haus) ringeln sich die phantastischen Leiber mächtiger buntfarbiger Drachen hervor, ihre vorgestreckten Köpfe weisen auf den Mittelpunkt des Raumes. Da sitzt hinter gelbem Vorhang wieder eine überlebensgroße Lehmfigur, aber feiner gebildet und mit schimmernder Goldfarbe ganz überzogen: eine weibliche Figur, die alte (große) Mutter des Taischan. „Die alte Mutter des Taischan hat hier erhabene Wohnung genommen" verkündet eine Tafel über der Tür. — Der Taischan ist der in ganz China berühmte heilige Berg der Provinz Schantung. Er ist voll von Klöstern und Tempeln; und viele Prozessionen werden zur Frühlingszeit dahin gemacht. In alter Zeit besuchten ihn die Kaiser selbst, und noch heute kommt jährlich ein kaiserlicher Abgesandter, dort Opfer zu bringen. Ueber die „große Mutter" habe ich bisher noch nichts Näheres erfahren, als daß sie eine recht populäre Heilige ist, mindestens in Schantung.

Ganz überwiegend sind es Frauen, welche ich opfern sehe. Sie stecken Weihrauchkerzen in die bronzenen Urnen, legen ein Päckchen Süßigkeiten oder einfache Feldfrüchte auf den Opfertisch nieder, dazu einige Kupferstücke auf eine flache Schüssel, dann knieen sie nieder und erweisen dem Schen wiederholtes Kotou. Zum Kotou gehört, daß der Priester dabei an ein ehernes Gefäß schlägt, das einen schönen, glockenähnlichen Ton gibt; für diese Funktion bekommt er je zehn große Käsch (etwa $2^1/_2$ Pfg.). Dann geht der oder die Opfernde weiter und erweist dasselbe noch einer oder mehreren anderen kleineren Figuren, die neben der großen Mutter oder an den Seitenwänden ihren Platz haben. Es sind das untergeordnetere Helfer und Repräsentanten unsichtbarer Kräfte, denen man besonders in dörflichen Tempeln begegnet. Aber obwohl sie in der Beamtenrangordnung der unsichtbaren Welt nicht hoch stehen, so glühen doch gewöhnlich vor ihnen mehr Weihrauchstäbchen, und mehr Köpfe neigen sich vor ihnen zur Erde, als vor den Hauptpatronen des Tempels, deren Machtsphäre zwar eine sehr große, aber auch allgemeine ist. In jenen dagegen spiegelt sich das wider, was besondere Anliegen oder Nöte des Volkes sind. Da ist eine Spenderin von Kindern zumal von Knaben, deren Mangel in China von den Eltern ja noch ganz anders empfunden wird als bei uns. Eine andere weibliche Gestalt hat ein Auge in der Hand, nachgemachte Brillen und Spiegel sind ihr zu Füßen gelegt; von der ungewöhnlichen Menge der Augenkrankheiten bekomme ich ja täglich in unserem Hospital einen Eindruck. Da steht ein anderes Wesen — die Häßlichkeit der Lehmfiguren und der Auffassung ist oft greulich genug — das gegen die Blattern hilft, sie aber auch zu schicken vermag. Daneben ein Kerl, wenn man dem im Leben begegnete, würden ihn wohl die Meisten als ein „ganz heruntergekommenes Subjekt" bezeichnen, zerlumpt und voll häßlicher Geschwüre. Krücken von Papier hat ihm irgend ein Lahmer zu Füßen gelegt. Das Volk nennt ihm „den mit den zehn Gebrechen"; die Idee ist dabei, daß er eben gegen die Krankheiten hilft, welche er selbst an sich trägt. Auch eine Tierfigur sehe ich hier zum ersten Mal, einen Hund, in dem auch eine Art Schen steckt; von schlimmem Husten Gequälte empfehlen sich ihm.

Ich stehe mit meinem Lehrer etwas abseits; von Rauch und Menschen ist der Tempel voll. Es ist eine gewisse Selbstverleugnung meines Begleiters und Gefälligkeit gegen meine absonderlichen Wünsche, daß er sich mit mir unter diese Menge stellt. Der Gelehrte und Konfuzianer findet dieses Treiben eines gebildeten Mannes unwürdig, — womit freilich nicht gesagt ist, daß er nicht noch voll von Geschichten und Vorstellungen steckt, die keineswegs gereinigteren Begriffen entsprechen. Ich wollte zu gern von dem Priester auch einen Packen Papier kaufen, um damit zugleich ein bedrucktes beigelegtes Blatt in die Hand zu bekommen, dessen buddhistische oder taoistische Sprüche mich interessiert hätten. Aber das will mein Lehrer absolut nicht haben, so daß ich ihm zu Gefallen einstweilen davon absehen muß. „Ich will es Ihnen nachher sagen, wenn Sie wollen, was für törichtes Zeug sie darauf schreiben." —

Der alte Daosche (dies der Name der taoistischen Priester) macht ein seltsam pfiffig vergnügtes Gesicht, das in offenbarem Widerspruch zu den Andachtsübungen steht, die er leitet. Nicht ohne Humor erzählt er, daß ihm heute ein ganzer Beutel mit Geld vom Opfertische weg im Gedränge gestohlen sei; der große Teller voll Kupferstücke war also heute mindestens schon einmal voll gewesen. Während er mit mir spricht, ist seine Rechte heiter tätig, den Opfernden die zugehörige musikalische oder rhytmische Begleitung mit dem unablässig monoton klopfenden Stäbchen zu geben. Nachher machte er es sich etwas bequem; die dem taoistischen Priester eigene Kopfbedeckung und den entsprechenden Kittel abnehmend, meinte er lachend: so, nun bin ich kein Daosche mehr. An dem heute immer brennenden Lämpchen des Opfertisches steckte er sich dann ein Pfeifchen an; aber auch so, rauchend und schwätzend, setzte er sein religiöses Geschäft zwischendurch immer noch fort.

An der Türe entdeckten wir jetzt noch einen Zettel, auf dem er — dies gilt nach chinesischen Begriffen als ganz besonders ungebildet — sich selbst anpreist: „Hier der Daosche, der im Rezitieren der heiligen Bücher Numero 1 ist." Dieses Rezitieren ist in Wahrheit wohl in den meisten Tempeln zu jenem monotonen Klopfen zusammengeschrumpft, das nur etwa begleitet wird von dem ebenso monotonen Murmeln der Formel: da dse, da bé; gin ku, gin nan! Groß in Liebe, groß in Erbarmen; helfend in Elend, helfend in Not!

Diese an sich so innig klingenden Worte, die jedes Kind kennt, sind auch noch besonders auf rotem Papier an den Türpfosten angeheftet. Noch einige andere Inschriften des Tempels mögen dabei von Interesse sein:

„Das Rezitieren der heiligen Bücher fügt stets tausend Jahre des Lebens hinzu." — „Dem Verbrennen von Weihrauch und aufrichtig gemeintem Opfer werden hundert Söhne zur Folge". — „Abends (ertönt) die Pauke, morgens die Glocke." — „Die erhabene Wohnung der großen Mutter des Taischan ist die Versammlungsstätte zahlreicher

Genien."*) — „Das kostbare Schiff des Himmels (wörtlich: der neun Schichten!) hilft über der Not von unzähligen Menschen." — „Sein Ruhm (des Kaisers Wen) ist wie der des Höchsten."**)

Zu einem Tempeltag wie diesem, den wir hier miterleben, gehört eigentlich, daß eine der zahlreichen Theatertruppen vor dem Tempel ihre alten Stücke (etwa von jenem Kaiser Wen und anderen berühmten Persönlichkeiten der alten Zeit) aufführe. Die Theater haben ja in China noch eine sehr nahe religiöse Beziehung. Meistens spielen sie vor Tempeln. Es ist eben selbst eine Opfergabe. Das Versprechen, vor dem betreffenden Schen Theater spielen zu lassen, ist — natürlich nur bei Reicheren — ein sehr häufiges Gelübde. Die Bühne, welche ich kürzlich hier sah, trug in großen Buchstaben die Ueberschrift: Die Schen mögen mit Wohlgefallen zuhören!

Unter den Bettlern draußen mußte es sich schnell verbreitet haben, daß ein Fremder, der ja jedenfalls ein vermögender Mann sein muß, drin im Tempel sei. Denn vor den Türen hatte sich ihre Zahl mehr als verdoppelt, wie auf Kommando schreien sie auf den Heraustretenden los. Diese Bettler sind aber gewöhnlich gar nicht die wirklich Armen, sondern sie haben das Betteln zu ihrem Gewerbe gemacht, einem Gewerbe, das zudem eine regelrechte Organisation hat. ***)

* * *

Das ist ein Bild aus einem chinesischen Tempel. Nur ein Bild und nur eins! Denn ich möchte die freundlichen Leser ja nicht veranlassen, danach schon feste Begriffe sich zu bilden über die „chinesische Religion". Zu dem einen Bild müßten erst hundert andere gestellt werden. Meine eigne Sammlung davon ist zwar noch sehr gering, aber doch könnte ich zu den meisten Zügen des eben gezeichneten Bildes Ergänzungen hinzusetzen, welche denselben Gegenstand wiederum in anderer Beleuchtung zeigen. Und das Wichtige wäre dabei doch, nicht nur religionsgeschichtliche und ethnographische Stoffe zu sammeln, sondern darüber eine Anschauung zu haben, wie es in den Köpfen und Herzen der lebendigen Menschen nun wirklich aussieht. In welchem Mischungsverhältnis die einzelnen Vorstellungen stehen, wie tief sie reichen, welche Geister letztlich die beherrschenden sind. Vielleicht ja haben diese mit denen, die in den Tempeln abgebildet werden, gar nicht so viel zu tun. Und wie empfinden die Menschen selbst die geistige, religiöse Herrschaft, die auf ihnen ruht? Was wird durch sie notwendig unterdrückt? wofür läßt sie Raum frei? womit kann sie sich verbinden? Ist das Ganze tief mit dem Leben verankert oder läßt es sich leicht aufheben?

Diese Fragen erfordern dann alle wieder ihre besonderen Anwendungen auf die verschiedenartigen Gruppen der Berufe und geistigen Richtungen, aus deren Nebeneinandersein oder Mischung das Volksganze des Chinesischen besteht. Und dann kommen die Probleme, die über China selbst weit hinausreichen. Interessante Aufgaben genug für den, der es sich erlauben kann, nur wissenschaftlicher Forscher und Beobachter zu sein. Dabei gewährt das in China einen besonderen Reiz, daß man es hier mit uralten menschlichen Bildungen zu tun hat, die anderswo nur noch in Scherben ausgegraben werden, und dieses Alte doch zugleich noch heutigen Tags lebendig vor sich sieht.

Aber wie gern ich auch persönlich der Wissenslust folge, wo es irgend geht, und wie sie hier gerade lebendig aufwacht, so ist es doch noch eine andere Stimme, die aus diesem reichen Stoff menschlicher Verhältnisse sich vernehmbar macht, die mich an meinem Platze warnt, dem Vergangenen und Vergehenden das erste Interesse zuzuwenden, wo ein Neues sich so gewaltig ankündigt und wo es Leute braucht, die mit ihrem Geist und mit der Tat darauf gerichtet sind, bereit zu sein, wenn unter dem Sturz des Alten und den Wogen des Neuen Jesus es ist, der auf dem Plan erscheint, die Herrschaft Gottes der Erde von neuem anzubieten.

* * *

Von jenem Tempelbild noch einen Schlußstrich. Als wir von der Höhe zurückgingen über die abendlichen Felder, fiel mir ein älterer Mann auf, der mit zwei jüngeren Begleitern — einer von oben bis unten in Weiß, d. h. in Trauer gekleidet — vom Wege abseits quer zwischen den Feldern, Gräben, Bäumen ging. Häufig blieb er stehen, schaute sich um und reckte den Arm in die Höhe. Er war schon ein älterer Mann, etwas gebückt, aber sein Gang hatte etwas ungewöhnlich Elastisches, seine ganze Erscheinung wirkte unwillkürlich anziehend auf mich. Ich fragte, wer das wäre. Das sei ein Geomant, ein „Wind- und Wasserkundiger"; also einer von den einflußreichen, übrigens immer litterarisch gebildeten Leuten, die ausmachen, welcher Platz geeignet sei für den Bau einer Wohnung, sei es nun als Hausbau für die Lebenden, oder — dies kommt vor allem in Betracht — als Grabstätte für die Toten.*) Von diesem Mann nun, der also in gewissem Sinn als eine der Stützen des Aberglaubens oder Heidentums betrachtet werden kann, hatte ich schon wiederholt sprechen hören, nämlich was für eine treffliche wohltätige Gesinnung er habe. Jetzt erfuhr ich auch noch, daß eben dieser uns schon zweimal je hundert Mark zum Bau eines Krankenhauses gegeben habe.

Zwei Tage nachher kam ich wieder bei dem Tempel vorbei. Er war jetzt vollständig still und leer von Menschen, wie das immer der Fall ist, wenn eben nicht ein besonderer Festtag ist. Die Priester schmausten zusammen, sie rochen stark nach gebranntem Wein. Wilhelm Schüler

*) Genien gehören nicht zu den Schen und auch nicht zu den „Seelen". Es sind Menschen, die überhaupt nicht gestorben, die lebend „entrückt" sind auf einen fabelhaften Berg im Meere, die aber nach Belieben auf den Wellen fahrend ihren Platz verändern und sich den Menschen hilfreich nahen können.

**) Auch die populäre chinesische Auffassung unterscheidet einen „Höchsten", den „Herrscher oben im Himmel", von allen übrigen Schen, die alle zu ihm im Verhältnis von Beamten stehen.

***) Siehe darüber den Aufsatz von R. Wilhelm in Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1903, Seite 103 ff.

*) Das chinesische Grab ist nicht ein Grab in unserem Sinn, sondern unter der Erde sorgfältig aufgemauert deutlich das Rudiment einer Wohnung für den Toten.

Zwei Gesänge aus alter Zeit

1. Gnostisches Osterlied

Bist nun doch aus Wintersnacht,
Aller Welt Verlangen,
Aions jugendliche Pracht,
Von dem Zauberschlaf erwacht,
Herrlich aufgegangen!

Mußtest du in Meeresgrund
Auch in Banden liegen,
Wurdest Herr im tiefsten Schlund,
Schlugst den Drachen todeswund,
Bist emporgestiegen.

Wenn der Held zum Himmel dringt,
Zu der Väter Throne,
Jubel ihm entgegenklingt;
Selbst der Chor der Götter singt
Hymnen ihrem Sohne:

„Nimm die Kronen hin, du Held,
In dem heilgen Kreise,
Herrsche in der ganzen Welt,
Die dein goldner Strahl erhellt,
Gnädig, mächtig, weise"!

Und schon naht in weißem Kleid
Dir in Hochzeitsreigen,
Ganz mit Lenzesgrün bestreut,
Die den alten Stamm erneut,
Götter wird erzeugen!

Preisen deine Herrlichkeit
Alle Himmel droben,
Laß auch uns, die du im Streit
Von dem Ungetüm befreit,
Unsern König loben!

2. Ein Psalm Israels

Wenn des Meeres Fluten schwellen,
Bleibst der Herrscher, Jahve, du,
Stillst das Toben seiner Wellen,
Bringst die Brandung bald zur Ruh,
Zwingst es, stillzustehn am Lande,
Setzest Grenze ihm und Bord,
Bindest es mit Eisenbande,
Siegelst es mit Zauberwort.

Hast ja einst in alten Tagen,
Jahve, deine Macht gezeigt,
Rahabs Ungetüm erschlagen,
Seine Helfer tief gebeugt,
Hast die Welt für dich gewonnen,
Himmel, Erde, Meer und Land;
Jubelnd preist das Licht der Sonnen
Deine starke Schöpferhand.

Verschiedenes

Ponte Capriasca. Zu Lionardos Abendmahl habe ich nie ein persönliches Verhältnis gewonnen. Die Reproduktionen können ja das Original nicht annähernd wiedergeben: es fehlt die Farbe, die Größe. Und das Original ist nicht mehr; heut werden ja wohl seine armseligen Reste in Mailand nicht einmal mehr gezeigt. Dennoch kann man sich das Bild noch wiedererobern. Es gibt eine alte Kopie in einem Dorfkirchlein des Kantons Ticino. Aber obwohl der Bädeker sie kennt und gewiß auch die Kunstgeschichten sie nennen, wird sie doch viel zu wenig gesucht und genossen.

Von der Station Taverne steigt man eine kleine Stunde ohne Anstrengung hinauf nach Ponte Capriasca, durch Kastanienwälder und Felder. Erquickt von der zugleich lieblichen und großartigen Landschaft — großartig wenigstens jetzt im Frühjahr durch die schneeweißen Bergketten rings — tritt man in das Halbdunkel der Kirche. Der Tür gegenüber an der Mittelwand des andern Querschiffs hat man sogleich das Bild. Es füllt den wohl fünf Meter langen Raum ganz aus. Man will schon klagen, daß es an Licht gebricht, obwohl die Sonne doch eben recht im Mittag steht. Aber rasch gewöhnt sich das Auge und ist gefesselt. So groß, so farbig, so lebendig hat man sich das Werk nicht gedacht. Wie lebensgroß wirken die Gestalten. Von den Gruppen zieht die Petrusgruppe zuerst den Blick auf sich: „Das widerfahre dir nur nicht!" Dann weilt man bei der Gruppe links, die Johannes und Judas umfaßt: Johannes ganz Ergebung in die Enthüllung des Meisters, was soll er noch fragen und forschen! Judas trotzig die Worte in sich saugend und entschlossen, nun bald zu tun, was er tun will. Frühere haben Judas allein für sich auf die eine Seite des Tisches gesetzt, auf die Seite des Zuschauers; nicht so plump Lionardo; aber dieser Judas quillt förmlich heraus aus der Jüngerschar, in der er noch mitten drin sitzt, und besonders der Kontrast mit Johannes ist ergreifend; eben durch diesen Kontrast und durch die Linienführung gehört er doch zur Gruppe. Wie vielsagend auch die breiten äußeren Dreimännergruppen und jeder einzelne Mann! Aber nun zieht es mächtig zum Mittelpunkt, zu diesem Jesus mit dem klaren Willen, all das, Verrat und Leiden und Tod, über sich ergehen zu lassen — der Vater will es — für euch! Und wie stimmungsvoll nun das Ganze. Hier kann man es wirklich erleben! Wir sind nicht im Museum, nein in einer Kirche; kein Vorhang verhüllte die heiligen Gestalten, kein Eintritts- oder Trinkgeld wurde gefordert, die Tür war ganz offen.

„Ihr habt ein schönes Bild in der Kirche", sagten wir draußen zu einer Dorfbewohnerin. Si, Signore, war die stolze Antwort, la cena degli apostoli. So die fromme katholische Einfalt; uns war es coena Domini. R

Predigten über Zeitfragen. Von C. Lülmann. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 90 S. 1,60, geb. 2,40 Mk.

Natur, Kunst, Politik und Staat, Erwerbsleben, Soziale Frage, Kultur, Ehre, Duldsamkeit, Kirche, Schule werden in Form von Predigtvorträgen im Sinne der modernen Theologie behandelt. Die Predigten wollen dem christlichen Denken zu Hilfe kommen. Sie setzen daher eine gebildete, für die Einordnung jener Probleme in ihre christliche Weltanschauung stark interessierte Hörerschaft und Leserschaft voraus. Den Gedanken des Unternehmens begrüße ich freudig, jedoch will mir der Rahmen einer einzelnen Predigt hier und da für eine tiefere Behandlung jener gewaltigen Zeitfragen zu eng erscheinen. Röthig

Vom Reich der Kraft. Predigten von Otto Frommel, Hofprediger in Karlsruhe. Moderne Predigtbibliothek, 2. Reihe, 1. Heft. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1905. 96 S. 1,30 Mk.

Das Heftchen sei allen denen empfohlen, die Freude daran haben, daß auch auf den Kanzeln die großen Fragen, die den religiös Interessierten nicht loslassen, ohne Scheu offen gestellt und ohne dogmatische Voreingenommenheit behandelt werden. Besonders erfreulich scheint mir, wie Frommel immer wieder auf die Beziehungen der Religion zum Leben hinweist. Martin Ehrentraut

Gott zur Ehr. Evangelische Predigten. Von Georg Stuhlfauth. Heidelberg, Evangelischer Verlag 1904. 126 S. Gebunden 1,25 Mk.

Wenn Predigten überhaupt gedruckt werden sollen, so mögen diese elf Predigten eines in der Gelehrtenwelt wohlbekannten jungen Geistlichen empfohlen werden. Zum guten Teile deshalb, weil sie nichts Apartes sein wollen, obgleich es Stadtpredigten sind. Schlicht und gediegen reden sie aus dem Mittelpunkte christlicher Erkenntnis heraus und behandeln wirklich den Text. Der Mann guter Kenntnis des Lebens wie hoher Bildung bekundet sich durchweg. Vielleicht daß — doch das gilt von den meisten Predigten überhaupt — die Geschichte, besonders die Reformationsgeschichte noch mehr hätte verwendet werden können. Johannes Ficker

Das Evangelium von der Arbeit. Von Jos. Schlatter. Zürich, Evangelische Gesellschaft 1906. 69 S. 1 Mk.

Sechs Predigten im Anschluß an das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg über: den Arbeitsmarkt, die Arbeit als Gottesdienst, Vertrag und Vertrauen, Lohn und Leistung, Herrenrecht und Zukunftsstaat. Sie zeigen, wie vortrefflich auch solche Themen in der Predigt behandelt werden können, ohne Parteilichkeit und doch mit klarem Urteil vom christlichen Standpunkt aus. Mir sind sie ein erfreuliches Zeichen für das Werden einer neuen Weise, unsern Zeitgenossen das Evangelium wirksam nahe zu bringen. Röthig

Der Deutsche und seine Schule. Von Ludwig Gurlitt. Berlin, Wiegand und Grieben 1905. 2, geb. 3 Mk.

Das Buch ist eine Ergänzung zu der Schrift desselben Verfassers: „Der Deutsche und sein Vaterland." Leider überwiegt das Persönliche in diesem neuen Werkchen allzusehr; davon abgesehen ist es aber zu begrüßen, denn es fährt in flottem Tone los gegen die Unsumme von Pedanterie, die trotz aller sogenannten Reformen Lehrern und Schülern unsere Schule immer noch verleidet. Es enthält ja manches Verfehlte, aber doch auch eine Menge sehr beherzigenswerter Besserungsvorschläge, die ernster Prüfung wert sind. Hier sei nur hervorgehoben, daß auch Gurlitt sich gegen die Art des bisherigen Religionsunterrichts wendet; und es ist nicht zu leugnen, daß hier in der Tat eine gründliche Reform nicht mehr aufzuschieben ist, eine Reform, die vor allem der unglückseligen Ueberfütterung unserer Jugend mit religiösem Memorierstoff ein Ende macht. Gurlitt sagt sehr gut: „Das Christentum dürfte unsern Schülern nicht gewaltsam aufgedrängt werden, sondern müßte wieder zu einem Mysterium werden, nach dem sie suchen und forschen sollen." Richtig ist ferner die Aeußerung: „Alle Prüfungen auf dem Gebiete des Religiösen sollten staatlich verboten werden." In der Tat, welch eine Wohltat wäre es allein schon, wenn die Religionsprüfung aus dem Abiturienten-Examen schwände! Richard Schwemer

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. Schiele in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Görlitz. Donnerstag 26. April 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Der heilige Geist in der alten und in der modernen Theologie (Schian).

Magdeburg. Mittwoch 25. April pünktlich 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Pantheismus und Theismus.

Nordhausen. Mittwoch 25. April $^1/_2$5 Uhr im Hotel Schneegaß: Wredes Paulus.

Stuttgart. Montag 23. April $7^1/_2$ Uhr Herzog Christof: Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments. Stadtpfarrer Dr. Faut-Nagold.

Versammlungskalender

17.—21.	April	Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus Berlin
17.—21.	„	9. Versammlung deutscher Historiker Stuttgart
18. 19.	„	Freie Deutsche Evangelische Konferenz Leipzig
18.—20.	„	Theologischer Ferienkursus Berlin.

Am 1. April verschied in Leipzig 60 Jahre alt der Verlagsbuchhändler

Johannes Grunow

1887—1897 Verleger der Christlichen Welt.

Wir beklagen mit den Angehörigen, Freunden und Mitarbeitern des bis zum letzten schweren Leiden so rührigen, immer hochgesinnten Mannes sein frühes Ende und gedenken in herzlicher Dankbarkeit seiner Verdienste um das Werden und Wachsen unsers Blattes.

Redaktion und Verlag der Christlichen Welt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 16 — Marburg i. H., den 19. April — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Gebet

Heut warst du schlecht, sprichst Du zu mir.
Und Du hast Recht. O daß Du Unrecht hättest!
Ists möglich, daß Du meine Seele rettest?
Mir schwindelt. Ich versinke schier.

Ich flehe: Hab mit mir Geduld!
Unkraut durchwuchert meiner Seele Boden.
Ich kann das düstre Wurzelwerk nicht roden.
Hilf mir im Riesenkampf der Schuld!

S

Auf vulkanischem Boden

Aus Bremen

Immer bewegter wird es im kirchlichen Leben Bremens. Es sieht fast so aus, schrieb uns neulich ein Freund, als sollte die Zukunft der evangelischen Kirche, ihr Sein oder Nichtsein, wenigstens ob sie bleiben werde, was sie ist, oder etwas gänzlich Anderes werde, dem Prinzip nach in der kleinen Landeskirche der Weserstadt entschieden werden.

Das Neueste ist die Kalthoffsche Gründung des Monistenbundes, der alle Freidenker, Freigemeindler, Ethische Kulturleute, Zarathustra-Gläubige, die Menschen, die ein Auge dafür haben, „in die unergründlichsten Tiefen des Lebens hineinzuschauen und Verborgenstes zu entdecken" (Blaubuch Nr. 7), alle „Bürger einer neuen Welt", die von unverstandenen Sehnsuchtslauten und dunklen Werdekräften bewegt werden, um sich vereinen will.

Das ist ein buntes Volk von auseinanderstrebenden Richtungen, wie Kalthoff dort zugesteht. Da ist keinerlei Gemeinsamkeit der sittlichen Erkenntnis, der idealen Empfindung, der religiösen Stimmung. Nur ganz schattenhaft ist letztere vorhanden: in einem Zustande des Unbewußten, in traumverlorenem Liebesdrange, im Lebenshunger Nietzschescher Ewigkeiten ein Verlangen nach schöpferischem Berührtwerden von dem in immer tieferer Naturerkenntnis sich aufschließenden Weltgeheimnis. Das religiöse Wesen des Bundes soll sich erst noch klären und zur Kraft herausbilden, heißt es. Vorläufig herrscht noch ein wenigstens den Fremden „verwirrendes Durcheinander". Immerhin „ahnen sie doch schon ihre Zusammengehörigkeit — ein Zug in die Höhe und in die Weite macht sie einander kenntlich."

Das eigentlich Zusammenhaltende ist Zweierlei, einmal die Naturlehre des Jenaer Gelehrten, also nur eine Weltanschauung, und als Lebensanschauung ein lediglich Negatives, der bei allen Bundestruppen gleich starke Widerwille gegen die christliche Kirche in jeglicher Gestalt.

Elemente, die bisher allen Reformbestrebungen in und an der Kirche durchaus ablehnend gegenüberstanden, haben zu dem Theologen, der die geschichtliche Existenz Christi beseitigt zu haben meint, nun das Vertrauen gewonnen, sich aus der ganzen Welt um ihn zu scharen. Geplant ist auf dem Boden der Haeckelschen Welträtsel „eine reifere und reichere Entwicklungsform der Religion", wie das Blaubuch sagt. Das Christentum als solches wird bezeichnender Weise in den Gründungsthesen des Monistenbundes überhaupt nicht mehr genannt. Offenbar handelt es sich um eine über dieses weit hinausgehende religiöse Neubildung.

Außer Dr. Kalthoff haben die beiden anderen Bremer Pfarrer Friedrich Steudel und Oskar Mauritz, alle Drei an hervorragenden Gemeinden der Stadt angestellt, gewiß in Uebereinstimmung mit zahlreichen Anhängern ihre Namen für die monistische Bewegung hergegeben. Damit haben sie in ihrem Kanzelrayon für den Abbruch der Christuskirche das Anschnittsfeld dargeboten und ihr Amtsleben dem darauf vorzunehmenden Aufbau einer neuen Kultusgemeinschaft geweiht.

So wird denn nun von St. Martini, St. Remberti und vom Dom in Bremen fortan das Kalthoffsche Ideal, daß „das neue religiöse Leben eine das Ganze der Zeit durchdringende und sie zu einer neuen Kulturhöhe emporhebende Lebenskraft" werde, seiner Realisierung entgegenstreben. Durch den das Programm enthaltenden Artikel Kalthoffs „Religion und Monismus" klingt es wie ein über die Kirche gesprochenes Todesurteil. Darin ist Nichts von Wehmut der sich losreißenden Seele. Alle Töne zeugen von bitterböser Verachtung des Bestehenden und von der Zuversicht, daß die die zukünftige Entwicklung des Volkes bestimmende Intelligenz Deutschlands nunmehr abfallen werde von einer Kirche, die ihm auch in ihrer protestantischen und auch in ihrer freisinnig-modernen Erscheinung nur als ein Stück konservierten Mittelalters gilt.

Die letzte Brücke der Verständigung zwischen den Dreien und uns liberalen Theologen Bremens, die wir allein in dem Evangelium Jesu Christi den Grund der Kirche sehen, ist jetzt definitiv abgebrochen! Mögen wir uns auch in einzelnen wissenschaftlichen und praktischen Fragen mit diesen Männern noch manchmal berühren, so gehen doch unsre Bestrebungen im Wesentlichen unvereinbar auseinander. Und wenn wir uns auch, bereit zu lernen von Links wie von Rechts, dem Einfluß dessen, was sie etwa als Wahrheit vertreten, keineswegs verschließen werden, so kann doch unser Verhältnis zu einander von jetzt an nur eine entschiedene Kampfesstellung sein.

Was nun? Man darf die Sache nicht so leicht nehmen, wie Einzelne tun, die darüber lächeln als über ein durch einen Steinwurf erzeugtes Wassergekräusel, das sich bald verlaufen werde.

Zu stark, in sich beachtenswert und von einem wahrhaften, doch auch sittlich begründeten Pathos erfüllt sind die Mächte, die wider uns stehen. Das ist nicht eine Verwirrung, die nur

eine Marotte Kalthoffs und seiner Genossen in unsere Kreise hineingetragen hat, und die die Zeit schon wieder zurechtbringen wird. Das ist, ob auch eine schwere Verirrung Einzelner, doch eine aus der Tiefe der allgemeinen Geistesentwicklung der Zeit und nach einem „Gott will es!" in der Kirche und natürlich gerade auf Bremens freiem Boden hervorgebrochene Notwendigkeit, die eben als göttliche Notwendigkeit nun mit dem massigen Zwangsgebot dasteht, daß wir uns daran auf das allerinnerste Erbe der Väter und seine heiligen Bewegungstriebe besinnen sollen, — und die deshalb auch nicht wieder weichen, sondern vielmehr immer gewaltiger um sich greifen wird, bis wir sie innerlich überwunden haben werden mit einem frommen „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

Ein heißer Kampf ist uns verordnet — so wie Christen kämpfen müssen: mit Mannhaftigkeit, Entschiedenheit und Ueberzeugungstreue nach außen, gegen den Irrtum, zur Behauptung der Wahrheit, und mit Bußfertigkeit, mit demütigem Erneuerungswillen und ernster Vertiefung nach innen, gegen das Rückständige, zu sieghafter Auferstehung.

Und die Situation in diesem Kampfe ist äußerst schwierig. An unserer Orthodoxie besitzen wir keinen Rückhalt. Sie unterscheidet uns wohl, vermag aber unseren prinzipiellen Unterschied von dem Radikalismus und unsere Heilsgemeinschaft mit ihr selbst nicht zu erkennen. Und was sollen wir für Herzensstärkung finden an verbitterten Herzen, die für einen Kalthoff, Steudel und Mauritz nur Worte der Verdammung haben, und denen das Verständnis für den hierin zu Tage tretenden Drang der neuen Zeit, der sich eben in ihre biblische Welt unbedingt nicht mehr einschließen läßt, völlig abgeht? Die großen, tiefen Grundfragen christlicher Lebensanschauung sind in Frage gestellt, — und diesen Kampf führen sie mit den kleinlichen Mitteln offizieller Taufformeln. Das sind keine Bundesgenossen. Wir müssen gegen den wüsten Ansturm noch ihre religiöse Position mitverteidigen, wozu sie nicht imstande sind, werden aber im Eigenen kaum Beistand an ihnen haben.

In unserer Mitte selbst aber befindet sich bis in die gebildetsten Kreise hinein soviel geistlich minderwertiges, religiös totes Material, während die unter dem Namen des Monismus zusammengesetzte Gegnerschaft über lebendig interessierte, für ihre Ueberzeugung vollpersönlich eintretende Reihen verfügt.

Es ist das zum Teil die Folge der traurigen Verhältnisse des Religionsunterrichts in den höheren Bremer Schulen. In den Jahren, wo die junge Welt dafür das reichere Verständnis hätte, fällt dieser Unterricht ganz weg. Und wie soll sie für die Religion Achtung behalten, wenn sie in den oberen Klassen von der Religion, als wäre diese nur Kindersache, Nichts mehr sieht und hört?

Vor allem aber rächen sich hier die in der Kirche selbst begangenen Sünden. Der alte Bremer Liberalismus hat zu einseitig an der Partei und ihrem Zusammenschluß, zu wenig an dem Interesse für die Kirche gearbeitet; er hat mit aller Kraft an der polemischen Ausrüstung geschmiedet, aber das positive religiöse Leben dabei wohl vielfach recht aus dem Auge gelassen, wenigstens nicht mit der gehörigen Wärme gepflegt. Er hat Schwalbs Stellung zu Christus Jahrzehnte lang mit liberaler Gesinnungsgenossenschaft vereinbar gefunden und in manchem seiner Vertreter die Gemeinde nicht über die Nachfolge Jesu zu der Rebennatur des Glaubens und zu dem Weinstock des Heiles zu führen vermocht. Dadurch wuchs ein christusfremdes und unkirchliches Geschlecht heran, dessen religiöse Apathie und kirchliche Verständnislosigkeit sich z. B. allein schon darin dokumentieren, daß der großen Menge der liberal gesinnten Kaufleute in keiner Weise das Interesse an den Bestrebungen des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins zu erwecken ist.

Diese Elemente, deren kirchliches Gemeinschaftsgefühl mit der bezahlten Jahreskarte des Protestantenvereins und mit dem Besuch des Sylvestergottesdienstes befriedigt ist, und deren Glaubensbewußtsein nicht viel mehr als ein Schelten über die Strenggläubigen aufbringen kann, versagen natürlich vollständig in einem Kampfe um die Heiligtümer evangelischer Glaubenswahrheit.

Aber auch unter den wohl religiös gerichteten Freisinnigen Bremens sind Viele, auf die ganz und gar nicht zu rechnen ist. Zwar empfinden sie schmerzlich die Vorgänge auf der äußersten Linken, aber bei aller persönlichen Religiosität doch ohne wirkliche Fühlung mit dem innersten Lebensnerv der Religion und der Kirche merken sie Nichts von dem machtvoll Gebietenden der neuen religiösen Impulse in der Volksseele. Eingeschüchtert durch den auf allen Gebieten hervortretenden Umsturzgeist der Zeit, dessen oft recht zügellose, brutal verneinende Aeußerungen sie tief verstimmt haben, haben sie sich, wie weit ab ihnen auch alles dogmatische Wesen liegt, doch in einen müden Konservativismus der Stimmung hineingewöhnt. In diesem wollen sie Nichts davon hören, daß die Erhaltung unseres christlich-kirchlichen Besitzstandes sich nur in einer sehr weitgehenden Umwandlung des Bestehenden vollziehen kann.

Männer, denen man wirklich einen offeneren Blick für den Stand der Dinge und das der Gegenwart Nottuende zutrauen sollte, stellen an ihren Geistlichen die Zumutung, daß er sich in seinen Predigten beschränken möchte auf einige schlichte Herzenswahrheiten, wie das einfachste Mütterchen sie ohne weiteres aufzufassen vermag. Nur kein Eingehen auf die Zeitverhältnisse, auf die soziale Bewegung und auf die moderne Gedankenwelt, keinen Versuch, sich damit zustimmend und ablehnend auseinanderzusetzen, kein Bemühen, den Zuhörern zur Bildung eines eigenen Urteils zu verhelfen, keine Forderung tiefgründiger energischer Seelenarbeit!

Welch eine naive Auffassung von der Kirche der Zeit! Das heißt ja, wie die Dinge hier liegen, seine heiligste Pflicht versäumen und dem radikalen Einbruch alle Türen öffnen, die Gemeinde einschläfern und ihre besten Kräfte dem Feinde in die Arme treiben. Wir fordern allerdings Geistliche, die den seelischen Takt haben, zu unterscheiden zwischen dem, was in die Erbauung vor dem Angesichte Gottes und was nur in den belehrenden Vortrag gehört. Aber die Tage einer mühelosen Erbauung, wo es wie lieblich leises Zephyrwehen über die Herzen zog, sind für die freisinnigen Gemeinden Bremens auf lange hin vorbei. Wir fordern unbedingt auch Gemeinden, die vorwärts wollen, echte geistbeseelte Fortschrittsgemeinden, die mit der Zeit leben und reifen und an heiliger Stätte reich werden wollen an dem, was sie diese Zeit überwinden läßt. Wir können nur großsinnige Jesusjünger um uns brauchen, — und dazu müssen wir im Auftrage des Gottes, der diese Gegenwart durchwaltend uns jetzt auf Bremens Kanzeln gestellt hat, die Unsrigen heranbilden — Menschen, die erfüllt sind von dem Bewußtsein, daß sie mit ihrem Pastor ein neues Zeitalter der Kirche heraufzuführen und zu dem Zwecke mit ihm zu wachsen, mit ihm schöpferisch zu arbeiten, mit ihm hindurchzugehen haben durch großen Sturm — — durch ein großes, ernstes Geisterringen!

Ein Kampf um die Existenz unserer Kirche! Mit so ernstem Sinn wir diesem entgegensehen, liegt das Gewicht dieser Stimmung doch wesentlich in der Frage, was die positiven Ziele und Resultate sind, der Neugewinn, den wir dem Andrang dieser Bewegung abzuringen haben. Die Kirche muß weiter, reicher, lebendiger werden, um auch dem Berechtigten und Lebensfähigen, das in der Kalthoffschen Bewegung seine Forderungen bei uns einreicht, Befriedigung bieten zu können. Ob es uns gelingen werde, so auf der Höhe der Zeit zu bleiben, das verstehen wir unter unserer Existenzfrage.

Keineswegs aber fürchten wir eine Erschütterung des Bestandes unserer Kirche. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß Kalthoffs Programm sich als ein berechtigter Faktor der kirchlichen Entwicklung in der Bremischen Landeskirche durchsetzen und diese in eine vom Christentum ausgesprochenerweise abgehende Bahn ziehen kann.

Zu stark ist denn doch in der alten Hansestadt, der treuen Tochter der Reformation, das christliche Bewußtsein und gewiß auch bis tief hinein in die Gemeinden der drei Prediger. Sie werden doch wohl mit diesem vermittelnd zu rechnen und ihren Monismus zu einer wenn auch ganz neuen Form des Christentums umzuprägen haben; sie werden ihre von der christlichen Kirche wegstrebenden Ideen in diese einzurenken versuchen müssen.

Was freilich dazu draußen der christentums- und kirchenfeindliche Haeckelsche Anhang sagen wird? Nun, er hat ja den Pastor von Martini im Talar nicht zu hören. Das Kirchengehen bleibt ihm erspart. Und so wird er die Konzession, daß sein Monismus hier christlich und kirchlich umgetauft werde, sich gefallen lassen, wenn das Kind nur im Geiste sein bleibt.

Aber das ist eben die heikle Sache, der Haeckelsche Sprößling sperrt sich gegen solche Taufe. Hier liegt ein unversöhnlicher Widerspruch vor. Eine christliche Kirche, man mag sie formen wie man will, bedingt immer, wir drücken es absichtlich nicht biblisch aus, das „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt", wie es aus dem Schillerschen Idealismus erklingt, — und diesen Gotteswillen nach Goethes „Faust" als einen göttlichen Erlösungswillen, wie der Dichter das durchaus nicht etwa poetisch-allegorisch versteht. Trotz zeitweiliger pantheistischer Auffassung vertritt Goethe einen von der Welt, die seine Lebensoffenbarung und Erscheinungsform ist, wohl sich unterscheidenden Gottesgeist; wie er ja auch ein ausgesprochener Anhänger des Gedankens an eine persönliche Unsterblichkeit war, dessen Ablehnung die Thesen des Monistenbundes zu einer Hauptforderung der Zugehörigkeit machen.

Diese ihrer selbst bewußte Gottheit, zu der das Menschenherz sich in Not und Sünde wenden und die es in Vertrauen und Hingebung kindlich anbeten kann — die Grundbedingung aller Religion und alles kirchlichen Wesens —, verträgt sich aber absolut nicht mit dem Haeckelschen Monismus. Dieser ist ja nicht etwa die Weltanschauung der göttlichen Immanenz, der wohl die meisten von uns huldigen, und die Kalthoff mit seinem Monismus zu verquicken sucht. Alles, was er zu dem Zwecke an tiefen Goetheworten und an Deckung hinter Schleiermacher vorbringt, ändert Nichts an der Tatsache, daß das System der „Welträtsel" ein nur geistig überhauchter Materialismus ist.

Die monistischen Bestrebungen der neuesten Bremer Theologie schließen sich, was man in dieser Hinsicht vielleicht auch versuchen mag, von jeglicher christlichen und kirchlichen Geistesrichtung aus. Die Entwicklung, die die drei Pastoren jetzt genommen haben, ist also aus sich selbst in der Kirche Jesu Christi unberechtigt und lebensunfähig, mögen auch einige hundert Bremer Kaufleute, Lehrer und Arbeiter, und wären es selbst Tausende, noch so laut das Existenzrecht dieser Bewegung in der protestantischen Kirche votieren.

Wir fragen noch einmal: Was nun? Antwort: Der monistische Radikalismus wird vorläufig am Leben bleiben, wird immer kräftiger sich entfalten, weil dieses mit dem Worte Religion ein Maskenspiel treibende Haeckeltum ja doch nur die Bewußtseinsform der Kalthoffschen Erhebung ist. Hinter ihr liegen denn doch unter all dem dunklen Stimmungsgewühl seiner letzten Aeußerungen lebenskräftigere Triebe, die ihr Werk an der Kirche vollbringen sollen und ganz gewiß vollbringen werden.

Ist das aber geschehen, und haben sie ihre göttliche Bestimmung, freilich ganz anders, als die Radikalen es meinten, in uns und an unserer Kirche erreicht — dazu bedarf es vielleicht keiner langen Zeit, wir leben heutzutage rasch —, dann werden eines Tages Kalthoff, Steudel und Mauritz vor einer großen Entscheidung stehen. Die innere Unvereinbarkeit ihres Monismus mit der in Christi Herzenswelt lebenden Kirche wird sie dann entweder zu einer gründlichen Revision ihrer Anschauungen führen: — oder aber das Gefühl des Unbehagens, einer solchen Gemeinschaft angehören zu müssen, deren Geiste sie entfremdet sind, dazu das Drängen ihrer Hintermänner, wird sie dann noch viel mehr, wie bisher, in gießbachartiger Entwicklung zu Konsequenzen treiben, die sie im freireligiösen Gemeindetum und damit im Nichts enden lassen werden.

Leider müssen wir dieses Zweite befürchten. Das bedauern wir herzlich um der immerhin wertvollen Kräfte willen, die in Kalthoff und Steudel der Kirche verloren gingen. Was Mauritz ist, entzieht sich völlig unserm Urteil. Er hat sich bis dahin noch nicht entschließen können, mit seinen theologischen und Amtsideen vor die Welt zu treten, wozu er bei den Sonderlichkeiten, von denen sich das kirchliche Deutschland erzählt, längst unbedingt verpflichtet gewesen wäre. Es läßt sich diese Zurückhaltung nur damit erklären, daß er die sachkundige Kritik vorläufig noch scheut. Aber die beiden Anderen sind wissenschaftlich sehr tüchtige Männer, und Kalthoff schätzen wir nach seinen zahlreichen Schriften auch als eine religiös warmherzige und seelenvolle Persönlichkeit.

Ihr immer weiteres Abirren in die ungesunden Extreme tat dem Verfasser dieser Zeilen noch besonders leid, weil er sich in einem sehr entscheidenden Punkte mit ihnen mehr, als das wohl bei irgend einem andern seiner Bremer Kollegen der Fall war, berührte.

So fremd er sich den Beiden stets in der Frage nach dem Heilswerte und der kirchlichen Bedeutung Christi fühlte, so wußte er sich mit ihnen doch eins in der Ueberzeugung, daß unserer Kirche mit einem bloßen Ausbau in undogmatisch-freisinniger Richtung nicht geholfen ist, daß ihr vielmehr ein sehr gründlicher Umbau nottut. Ohne mit den ihm persönlich stets völlig fern gebliebenen Männern jemals ein Wort darüber gesprochen zu haben, fühlte der eigene Sinn in innerer Sympathie für ihr frisches Streben und ihr ideenvolles, Gedanken mutig in Tat umsetzendes Wirken es ihnen ab, daß die traditionelle Kirche in jeglicher Gestalt für sie eine Enge hatte, unter der sie litten. Was ihn bei Kalthoff und Steudel anzog, war der verjüngende Lebenswille, mit dem sie die Kirche dem fortschreitenden Zuge der Zeit und dem Wesen des Protestantismus entsprechend zu einer Pflege- und Kultusstätte des sittlich-religiösen Idealismus im Volke auszuweiten suchten. Mit Bedauern sah er sie seit längerer Zeit auf Bahnen abirren, wo er ihr schärfster Gegner werden mußte.

Auf diese ins Vage verlaufenden Irrwege mußten sie aber geraten, nachdem mit dem Auslöschen der historischen Jesusgestalt durch Kalthoff ihre Richtung Halt und Licht und das Zuströmen des wahren, durch keine andere Größe zu ersetzenden Heilslebens verloren hatte. Um so fester stellen wir uns nun auf den verlassenen Lebensgrund, um nicht minder energisch die Forderung des Umbanes, aber des ohne Umsturz sich vollziehenden Umbaues der Kirche zu erheben. Das Bild dessen, was nach unserer Ueberzeugung die Kirche werden muß, „die Kirche des deutschen Christentums", wird deshalb wesentlich anders aussehen, wie das unevangelische und geschichtslose Nebelbild des Bremer Radikalismus.

Burggraf

Von der Hexe, die eine Heilige war

Vergl. Nr. 10, 11, 12, 15

6. Das ewige Brot

Gisela: Gute Nacht, Trostblümlein.

Engela: Gute Nacht, Prinzessin. Da reitet der junge Graf in den Schloßhof! Ach das wäre die schönste Geschichte, wie mir meine Großmutter noch keine erzählt hat! Von der Hexe und dem Grafensohn! Und das Gewölb — so schauerlich. Und dann kommt das Geisterschloß und daß die Prinzessin auch noch verwunschen ist.

Gisela: Verwunschen!

Engela: Ja! der Engel Leiden! Vor gar nichts mehr fürcht ich mich in dem Spukschloß, seit ihr mir gesagt habt, das schreckliche Klopfen wäre eine Rinne und ein Blech. Aber vor dem Engel Leiden fürcht ich mich! Wenn ihr mit dem redet . . .

Gisela: Das hörst du?

Engela: Jetzt nicht mehr! Aber wie ihr im Fieber waret! Und ihr seht schön aus wie Nichts in der Welt und schauerlich wie Nichts in der Welt.

Gisela: Da würdest du dich am meisten vor mir fürchten! Du Armes . . .

Engela: Und hör ich auch gar Nichts, so seh ich es euch doch am Morgen an . . . Der Engel Leiden war wieder da!

Gisela: Wie siehst du mir das an . . .

Engela: So an den Augen, so ein blaues Leuchten!

Gisela: Da brauchst du dich nicht davor zu fürchten!

Gib das Fürchten auf, Engela, kommt Nichts dabei heraus, als daß man Kummer hat.

Engela: Die Geschichte wär schön, so zum gruseln und sich daran freuen, und so recht rührend wär sie auch, wie es sein muß — aber einen Fehler hat sie doch!

Gisela: Daß man nicht weiß, wie sie weitergeht! Und du erlebst sie, die Geschichte! Bis zu Ende erlebst du sie, ich versprech dirs, bis zu Ende.

Engela: Alle Geschichten müssen so ausgehen: und sie fuhren zur Hochzeit in goldener Kutsche, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Gisela: Es muß auch einmal eine neue Geschichte geben.

Engela: Es darf kein Grab mit Lilien drin vorkommen.

Gisela: Engela, hast du die schöne Geschichte vergessen vom Aschenbrödel und dem Baum auf der Mutter Grab?

Bäumlein, schüttel dich,
Bäumlein, rüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich!

Lilien waren auch auf dem Grab.

Engela: Ach ja! Keine Prinzessin hat noch einen verbrannten Fuß gehabt, mit dem sie hat nicht gehen können — und hat müssen auf dem verbrannten Rücken liegen!

Gisela: Die werden ihre Leiden auch nicht erzählt haben! Sie haben goldene Schuhe über den Fuß gezogen und Niemand sehen lassen, daß er ein wenig kleiner ist wie der andere, und über den Rücken haben sie die goldenen Haare gehängt . . ., Aber schweigen haben ihre Mägdlein müssen, Nichts verraten. sonst weinen die Prinzessinnen. Gute Nacht, du!

Engela: Ich vergeß mein Gebetlein nie mehr! Seit ichs die eine Nacht vergessen habe mit dem Glas Wasser! — Gute Nacht —

(sie geht hinaus in den Vorraum, in dem eine brennende Laterne von dem Balkenwerk herunterhängt; über der Treppe ist ein Fenster mit einer tiefen Nische . . . Der Junggraf Heinz von Brauneck fliegt die Treppen hinauf, die letzten vier Stufen nimmt er auf einmal).

Graf Heinz: Engela, wie ist es jetzt, der Förster sagte mir, man wisse immer noch nicht —

Engela: Wie die Geschichte weitergeht, Herr Graf . . .

Graf Heinz: Weil ich nicht wußte wie es stände, habe ich dies mitgebracht.

Engela: Rosen und Früchte, Aepfel und ein Pfirsich!

Graf Heinz: Für Leben und Sterben. Wenn es Sterben hieße, die Rosen da — ganz naß vom Regen sind sie . . . und wenn es Leben wäre . . ., die Früchte. Den Pfirsich den muß sie essen, es ist eine Schande, daß es nur einer ist! — Du Engela hast so viel Kinderlehre jetzt versäumt, so will ich dir ein wenig nachhelfen.

Engela: O die Prinzessin Gisela sorgt ganz schön für meine Kinderlehre.

Graf Heinz: Meine Tochter, rede nicht in die Unterweisung hinein! Sondern erkenne, daß es Jungherren und Jungfräulein immer geziemt, die Wahrheit zu reden. Vernimm die Geschichte von dem Pfirsich. Das Kinderlehr halten muß schwerer sein, als ich mir gedacht habe. Muß doch nicht gut genug aufgepaßt haben. Hochwürden hat mich einmal aus der Kinderlehre gejagt wegen ungebührlicher Scherze. So etwas tust du nie!

Engela: O nein nie.

Graf Heinz: Ich wollte Pfirsiche haben für deine Prinzessin, und ganz recht, daß du sie so nennst; denn es ist Wahres daran, und du kannst dir etwas darauf einbilden, daß du es zuerst herausgefunden hast.

Engela: Alle Andern haben Hexe gerufen, ich nie. Prinzessin habe ich gesagt, wie ich mich einmal getraut habe, mit ihr zu reden.

Graf Heinz: Ich vergeß dirs auch nicht, Engela, deshalb hole ich auch versäumte Kinderlehren mit dir nach! Also Pfirsiche wollte ich, und das Schönste wäre gewesen, so über die obere Mauer hängen, einen Korb mit einem Strick ans Geländer binden und hinein mit den Pfirsichen! Aber da fällt mir gerade noch ein, der Gärtner, der einen Mordsstolz auf die Pfirsiche hat und sie auf die Tafel bringen will, könnte meinen, ein Gärtnerbursche habs getan und haut dem den Buckel voll. Und jetzt kommt die Moral oder die Nutzanwendung. Wozu ist es nützlich, wenn man die Wahrheit redet? Oft, wenn man ein Geheimnis braucht und sagt die Wahrheit, so glauben es einem die Leute nicht und man hat die Sache erst recht versteckt. Aber diesmal gehts anders herum. Ich steh an der heißen Mauer und seh dem Gärtner zu, wie er anfängt die Pfirsiche herunter zu tun. Immer mit einem Aug auf mich! Mich kennt er schon lang und weiß, daß ich für die leiblichen Güter des Lebens bin. Dann sag ich — und denk, er glaubt mirs doch nicht, er meint, sowie ich ums Eck bin, eß ich ihn doch selbst: „Gib mir doch einen Pfirsich, ich will ihn einem schönen Fräulein bringen." Und der sieht mich an, grinst und langt den schönsten herunter. Er muß es doch geglaubt haben, denn er hat von selbst mir den großen Rosenstrauß geschnitten. Mehr konnt ich auch nicht verlangen, denn seine Freud mit den Pfirsichen auf der Tafel wollte ihm deine Prinzessin gewiß nicht nehmen. Trags hinein Engela, laß ein Ritzchen offen . . . . .

(Engela trägt das Körbchen hinein.)

Gisela: Rosen und Früchte! Regennasse Rosen! Wie ist das schön! Ich liebe den Regen und kann nicht hinausgehen zu ihm! da kommt er zu mir. Auf Rosen kommt er. Gib sie mir in meinen Arm, die Rosen! Ich dank ihm, o ich dank ihm. Immer das, was ich am liebsten möchte, bringt er mir. Immer das!

Engela: Es sei für Leben und Sterben, hat er gesagt!

Gisela: Für Leben und Sterben! Immer das, was mich tröstet, weiß er — Kein Mensch kann so trösten.

Engela: Trösten?

Gisela: Trösten. Sieh mich an! Bin ich nicht — glückselig?

Engela: Man hört es auch, daß ihr das seid! an der Stimme.

Gisela: Glückselig, das ist ein schönes Wort. Glückselig! Ein Wort wie regennasse Rosen, wie Leben und Sterben . . . Er hat mich getröstet, das heißt nun: Schönes Glück, seliges Sterben, das wünsch ich dir, das bring ich dir! Beides gleich schön. Du weißt nur nicht, was schöner ist: wart es ab, es wird kommen, wie es kommen muß, immer schön, immer gut! Sage ihm, daß ich ihm danke. Mach das Ritzchen zu, dort ist ein Ritzchen offen. Gut Nacht, Engela, du sollst nicht mehr herein kommen, auch nicht lang mehr bei dem Junggrafen stehen . . .

(Engela geht hinaus.)

(Der Junggraf sitzt am Fenster, auf dessen Brüstung er sich hinaufgeschwungen hat, und schlingt seine Arme um das eiserne Fensterkreuz. — Draußen rauscht der Regen.)

Engela: Habt ihr das gehört, das von Regen und Rosen . . .

Graf Heinz: Nein, Regen auf Rosen.

Engela: Ich darf nicht mehr hereinkommen und soll nicht lang mit euch reden.

Graf Heinz: Nicht lang mehr, aber kurz! Sind die Streifen an den Händen, die jetzt die Rosen halten, heil . . .

Engela: Schon lange heil, aber man sieht sie noch, o sehr sieht man sie noch!

Graf Heinz: Sag ihr, daß es Perlenarmbänder gebe.

Engela: Ich glaube nicht, daß sie die will — sie sagt, deren schäme sie sich vor Gott und Menschen nicht.

Graf Heinz: War nicht eine Hand schlimmer wie die andere —

Engela: Die Rechte, wo der Knoten von den Stricken war. O ich fürchte mich, eure Augen geben einen Schein im Dunkeln.

Graf Heinz: Ist nicht gut daran zu denken — an so feine vertrauende Hände und Stricke darum — Engela, geh zu Bett. Sei froh an den Geistern, die du hier hast, im Schloß Brauneck da gehen Geister! Das Blut in den Adern machen die erstarren. Ein Mägdlein soll man sehen, schöneres habe es nie gegeben, mit zusammengebundenen Händen und einen Schrei soll man hören dort wie von der süßesten Stimme der Welt, die immer noch schön wäre und wenn es klänge wie zerrissene

Saiten. Immer auch die Saiten noch von Gold. Immer auch der schrille Klang von goldenen Saiten, und dann klängen sie aus — in einen Hauch von Weh, als fängen alle Nachtigallen und Schwäne ihr Leid, ehe sie sterben . . Geh jetzt Engela, ich muß auf den Regen horchen . . Also keine Perlen-Armbänder! Sie will keine, sie braucht keine, sie bekommt keine. Ich sterbe noch als reicher Mann —

Engela: Goldene Schuhe (sie geht).

Graf Heinz: Gute Nacht! Goldene Schuhe! Warum goldene Schuhe! Wenn sie keine Perlen-Armbänder will! Soll sie haben, die goldenen Schuhe! Wenn es die gibt; aber warum goldene Schuhe? Daß man leben muß in Geisterschlössern! Wer sagt müssen! Man könnte den alten Herrn bei seinen Geistern lassen! Die könnten ihm Geschichten erzählen von weißen Mägdlein mit so vertrauenden Händen, um die rote Streifen gehen und von einem Narren von Sohn, den er einmal gehabt. Viel sei nicht an dem Narren gewesen, er hatt' aber nur den einen, so wars eben besser wie gar keiner. Möchte wohl wissen, wie lang ers aushielte mit der Geister-Kumpanei. Ist ihm jetzt schon nimmer ganz wohl! Aber immer noch viel zu wohl als für seine alte Seel gut ist.

(Der Förster kommt die Treppe herauf.)

Förster: Ach junger Herr, so im Düstern sitzen, kommt doch herunter in die Folterstube.

Graf Heinz: Ganz schön im Dunkeln da. Hör den Regen gerne rauschen, den Nachtwind um alte Türme schweifen. Man könnt eine Musik daraus machen, mit Allem, was es gibt, mit Violinen, mit Kontrabässen — und dazwischen ein Ton von goldenen Harfensaiten! Wie Nachtigallen, die sterben. Förster, sagt mir, warum goldene Schuhe?

Förster: Wer will goldene Schuhe? Die Junggräfin nicht, braucht noch lang keine Schuhe, keine goldenen und keine anderen.

Graf Heinz: O warum keine goldenen Schuhe und keine andern!

Förster: Ich habe gehört, wenn ein Fräulein den Wunsch hätte, daß nicht geredet würde, so solle man sie schweigen lassen.

Graf Heinz: Ein alter Kavalier muß immer einen Jungen unterweisen.

Förster: Kavalier! Das Fräulein Gisela meint, ich solle euch fragen, ob es das gäbe, das ewige Brot!

Graf Heinz: Das ewige Brot?

Förster: Man gibt einen Laib Brot her und hat doch immer wieder einen! Und Niemand brauchte dafür zu danken!

Graf Heinz: Das ewige Brot! Und Niemand soll danken? Soll sie haben, ihr ewiges Brot. Wird einen netten Tanz geben mit dem alten Herren, macht Nichts, ich hab ja seine Schrift.

Förster: Schon seine Schrift. Und für das ewige Brot! Das geht aber schnell.

Graf Heinz: Seine Schrift. Und nicht mit geringem Papier und Tintenwerk. Nein fein, wie man so Etwas haben muß. Mit roter Schrift auf blütenweißem Grund. Kein Lilienblatt ist so weiß, kein Mohnblatt ist so rot.

Förster: Ihr redet grauslich, so als sollt es eine Unterschrift geben wie mit Blut, wie sie der Teufel verlangt, wenns um Seelen geht.

Graf Heinz: Geht auch um Seelen. Kein Teufel hat dabei Etwas zu tun. Zwei Engel oder einer. Mit dem Laib Brot, das wird wohl der Engel Leiden sein, mit dem sie immer redet bei Nacht — der andere, das ist ein besonderer Engel, wie sie da droben gar keinen haben und wohl gern einen hätten, mit so roten Streifen an den Händen, die so gerne geben möchten und keinen Dank dafür nehmen. Goldene Schuhe will er und bekommt keine, weil er sie nicht braucht . . denn es wachsen ihm ja Flügel. Schöne, herrliche, weiße Flügel wachsen ihm; ich will schnell die Schrift aufsetzen, ehe er die aufhebt und davonfliegt und wir ihm mit offenen Mäulern ins Blaue nachgucken. Ich geh mit euch hinunter und schreib es, ich bin gleich fertig. Dann bringt ihr die Schrift der Gräfin Gisela morgen früh hinauf, aber ihr selbst und sagt ihr: Es schicke ihr der getreue Narr zur Morgengabe — das ewige Brot.

Am andern Morgen.

Förster: Guten Morgen, Gräfin Gisela. Ist eine rechte Sturmnacht gewesen. Soll euch dieses bringen zur Morgengabe . . Die Unterschrift besorgt der Jung-Graf heute . . . (Er geht wieder ab).

Gisela (entfaltet ein Pergament): Ein Schriftstück . . . was ist das? (Sie liest) So stifte ich, Heinz von Brauneck, zum ewigen Angedenken an die Nacht vom 26. September 1672, in der mir am Kreuzweg zwischen Sommerberg und Schloß Schweigen ein Engel begegnet und mit mir aus ehernem Kelche vom Waldbrünnlein trank, 200 Golddublonen aus meiner Mutter Brautschatz. Das Geld soll auf Zinsen gelegt und aus dem Zins Korn gekauft und daraus jede Woche 30 Laibe Brot gebacken werden. Und soll diese Stiftung bleiben auf ewige Zeit. Und soll das Brot verteilt werden an arme gebrechliche und alte Weiblein und soll am Jahrestag gedacht werden des Engels, der mit dem Grafen Heinz von Brauneck aus ehernem Kelche vom Waldbrünnlein trank . . . .

Gisela: Das ewige Brot! (Sie erhebt sich ein wenig und schaut hinaus zum Fenster, von wo sie ein Stückchen Feld sehen kann, es geht der Sämann darüber, hell leuchtet sein Samensäcklein herauf vom Tal . . Dann flüstert sie:) Wirf aus dein Samenkorn, du Sämann! Wirf es aus über das heilige Land. Ihr Winde Gottes, weht mit sanftem Flügel über die dunkle Erde, die das Samenkorn verbirgt. Du weißer, feiner, weicher Schnee, bedecke die grünen Kindlein, daß sie nicht frieren. Du liebe Sonne, lüfte mit goldenen Händen die Decke, wenn die Kindlein ausgeschlafen haben. Ihr Lerchen, steigt auf aus dem Feld und lobet den Vater, der die Wittwen und Waisen nicht vergißt und die kleinen Vöglein mit frohen Stimmen gesegnet. O komm linde herab vom silbernen Mond, du Nachttau, und tränke die durstigen Gräslein, daß sie schlank in die Höhe sprießen und stark werden und stolz ihr goldenes Krönlein tragen. Ihr Kornblumen, schmücket das Gottesfeld mit blauem Rande, und zeigt den gesenkten Aehren im Spiegel den blauen Himmel, daraus ihr erstes Körnlein fiel. Kleines Mäuslein, geh heraus aus dem Acker, und such dir deine Nahrung dort, wo nicht der Armen Brot wächst. Und wenn die bleigrauen Wolkenberge mit weißem Rande emporsteigen, so neigt euch hernieder, ihr Engel, und umstellt mit weißen Flügeln das Feld, daß kein Hagel es treffe. Ihr silbernen Tropfen im dichten Fall, o beugt mir die Halme nicht zum Grund, daß der goldene Segen nicht verderbe, und es werde das Brot der Armen. — Und wenn die Schnitter mit starken Armen die Sichel schwingen, so sende du, Vater, der du machest Winde zu Boten und Feuerflammen zu deinen Dienern, ein kühles Lüftchen über die heißen Stirnen und behüte sie alle, daß kein Sonnenpfeil sie treffe. Und nun kommt und holt es euch, das Brot! Ihr Müden, ihr Alten, du Wittwe mit dem Sorgengesicht, du armes Mägdlein, das Leiden gezeichnet, kommt durch Sommer, durch Winter hindurch, durch gute Jahre, durch böse Jahre. Ich sah euch kommen, ein langer Zug, durch Jahrhunderte hindurch geht er schon . . . . Mein Leib ist dann lange in Staub zerfallen, Niemand weiß mehr etwas von der Hexe. Nehmt und holt es euch das Brot, das die Liebe euch gab. Und du, Großmutter, schneid es an für das Enkelkind.

Agnes Günther

Die Arbeiten des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas"

1

Schon seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß für das Verständnis der biblischen Schriften eine eingehende Erforschung Palästinas von der größten Bedeutung ist. Eine Reihe von Forschungsreisen einzelner Gelehrten war die Folge. Aber so bedeutsam ihre Ergebnisse auch waren, so wurde doch immer deutlicher erkannt, daß zahlreiche wichtige Aufgaben über die Kräfte der Einzelnen weit hinausgingen und nur durch eine Zusammen-

fassung derselben gelöst werden konnten. So wurde im Jahre 1865 der englische Palestine Exploration Fund begründet; im Jahre 1877 folgte die Begründung des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas", kurzweg der „Deutsche Palästina-Verein" (DPV) genannt. Obwohl aber somit der Deutsche Palästina-Verein nunmehr fast 29 Jahre besteht, und obwohl die Wissenschaft aus seiner Arbeit bereits reichen Nutzen gezogen hat, ist er doch in weiteren Kreisen, auch in solchen, die seine Arbeit zunächst angeht, noch ziemlich unbekannt. Er hat bisher in der Stille gewirkt. Aber zwei Gründe rechtfertigen es, daß er nunmehr sich an weitere Kreise wenden und ihr Interesse wecken möchte. Er steht am Abschluß einer Anzahl größerer Arbeiten, deren Ergebnis auch das Interesse eines größeren Kreises in Anspruch nehmen kann, und er bedarf, wenn er dem stets wachsenden Maß der Aufgaben entsprechend seine Arbeiten in großem Stil fortsetzen soll, reichlicherer Unterstützung, sei es durch Stiftung größerer Kapitalien, sei es durch außerordentliche Beiträge für die laufenden Arbeiten, sei es durch regelmäßige Jahresbeiträge von Seiten neuer Mitglieder. Auch unter den Lesern dieser Zeitschrift sind sicher Viele, die der Palästinaforschung ihr Interesse nicht versagen werden und die trotz der mannigfachen Forderungen, die an sie herantreten, auch für diese Arbeiten Etwas erübrigen können. Zählt doch der Verein erst etwa 340 Mitglieder, von denen nur die Hälfte Reichsdeutsche sind, und was will diese Zahl gegenüber den Tausenden derer besagen, die an den biblischen Wissenschaften ein Interesse haben! Anmeldungen zum Beitritt nimmt jedes Mitglied des Vorstandes, darunter auch der Unterzeichnete, und die Buchhandlung von K. Baedeker, Leipzig, Nürnbergerstraße 46, an. Der Mindestjahresbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Zeitschrift" und die „Mitteilungen und Nachrichten" des Vereins (jährlich 4 oder 6 Hefte mit zahlreichen Karten, Plänen und Abbildungen) kostenlos geliefert werden.

Von den Arbeiten des Vereins ist in erster Linie die Herausgabe der eben erwähnten Zeitschriften zu nennen, die eine Fülle wertvoller Arbeiten aus allen Zweigen der Palästinaforschung, fast durchgängig Originalarbeiten der hervorragendsten Gelehrten, enthalten. Von weiteren Publikationen des Vereins seien drei genannt, die jetzt eben im Buchhandel erschienen sind oder im Erscheinen begriffen sind.

1. Eine „Karte der topographischen Materialien des alten Jerusalem" mit Begleittext von Direktor August Kuemmel in Barmen. Die Karte im Maßstab von 1:2500 bietet auf zwei Blättern ein 75×100 cm großes Kartenbild des heutigen Jerusalem in roter Farbe, in das in schwarzer und blauer Farbe Alles eingezeichnet ist, was vom alten Jerusalem bisher tatsächlich gefunden ist, mit strengem Ausschluß alles dessen, was nur auf Grund litterarischer Nachrichten vermutet werden kann. Außerdem ist eine genaue Darstellung des Felsuntergrundes Jerusalems durch braun gezeichnete Höhenkurven gegeben, aus der die ursprüngliche, von der heutigen vielfach bedeutsam abweichende Terraingestaltung des alten Jerusalem zu erschließen ist. Für die Ausführung sind allein im Stadtgebiet 473 Höhenpunkte verwertet, an denen der Fels festgestellt worden ist. Der Begleittext gibt eine sachlich geordnete, genaue Beschreibung aller Funde, die für Viele die Originalarbeiten ersetzen kann, Andern aber durch sorgfältige Litteraturnachweise zu jeder Einzelangabe den Weg zu den Originalquellen weist.

2. Von der im Dezember 1896 in Madeba (im Gebiet des alten Moab) gefundenen, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts angefertigten Mosaikkarte Palästinas hat der Verein eine genaue Nachbildung in $^1/_6$ Originalgröße und in den Farben des Originals anfertigen lassen, die soeben in einer zehn Blätter umfassenden Mappe erschienen ist, und zu der Professor Guthe in Leipzig demnächst einen erläuternden Text liefern wird. Der Verein hat keine Mühe und Kosten gescheut, diese Nachbildung so getreu wie nur möglich zu gestalten. Jeder Stein ist an Ort und Stelle vom Architekten Palmer (Jerusalem) genau abgezeichnet, und die Korrekturabzüge der einzelnen Blätter, für deren Druck 70 Steinplatten nötig waren, sind von Professor Guthe in Madeba selbst mit dem Original noch einmal verglichen worden.

3. Durch Baurat Dr. Schumacher in Haifa hat der Verein eine genaue Vermessung und Aufnahme des Ostjordanlandes ausführen lassen, die unsere Kenntnis dieser wichtigen Landschaften zum ersten Mal auf eine solide Basis stellt und die vorhandenen Karten ganz wesentlich korrigiert. Die Publikation dieser Karte, die eine Ergänzung zu der von den Engländern herausgegebenen Map of Western Palestine in 26 sheets bilden wird, ist soeben in Angriff genommen. Sie wird etwa 10 große Kartenblätter umfassen.

Von weiteren Arbeiten des Vereins verdient Erwähnung die Einrichtung und Unterhaltung einer Anzahl meteorologischer Stationen, deren Beobachtungsmaterial für die Kunde des Klimas des modernen wie des alten Palästina von Wichtigkeit ist und teilweise bereits eine fachmännische Verwertung gefunden hat (Hilderscheid, die Niederschlagsverhältnisse Palästinas in alter und neuer Zeit, ZDPV 1902 S. 1—105); ferner die Ausführung geologischer Untersuchungen durch Dr. Blanckenhorn, deren Ergebnisse teilweise in der Zeitschrift publiziert sind („Entstehung und Geschichte des Toten Meeres" und „Geologie der näheren Umgebung von Jerusalem" ZDPV 1896 S. 1—64 und 1905 S. 75—120); und endlich Ausgrabungen an zwei wichtigen Stellen Palästinas, nämlich unter der Leitung Professor Guthes auf dem Südosthügel Jerusalems, auf dem Davids Palast lag, im Jahre 1881, und unter Leitung von Baurat Dr. Schumacher auf dem Tell el-mutesellim, der Ruinenstätte des alten Megiddo am Südrand der Ebene Jesreel in den Jahren 1903—1905. Ueber die ersteren Ausgrabungen erschien der Bericht in der ZDPV 1882 S. 7—204 und S. 271—378. Ueber die letzteren erscheinen vorläufige kurze Berichte in den Mitteilungen und Nachrichten seit 1904. Ueber sie Näheres zu erfahren, wird auch die Leser dieser Zeitschrift interessieren. Dem Unterzeichneten standen dafür außer den gedruckten Berichten auch zahlreiche Briefe, die noch ungedruckten Berichte und Pläne, Zeichnungen, Photographien, Gypsabgüsse und Siegelabdrücke zur Verfügung.

2

Daß Megiddo eine lange und reiche Geschichte aufzuweisen hat, war aus litterarischen Nachrichten aus der Zeit von 1450 bis 600 v. Chr. bekannt; daß die Ausgrabung lohnen würde, war danach mit Sicherheit zu erwarten. Aber die kühnsten, durch die erfolgreichen Ausgrabungen Professor Sellins (Wien) an der Stätte des alten Taanach noch gesteigerten Hoffnungen wurden durch die Ergebnisse in manchen Beziehungen weit übertroffen. Es zeigte sich immer mehr, daß Megiddo ein zweites Troja war. Seine Geschichte reicht mindestens bis zum Jahre 3000 zurück. Auf den Ruinen der einen Periode bauen sich stets solche neuerer Perioden auf. Abgesehen von ganz geringen Ueberresten von der hellenistischen Zeit abwärts sind 8 Bauperioden zu unterscheiden. Die Ruinen bedecken die Fläche des 360 Meter langen, 270 Meter breiten Tell in einer Höhe von mehr als 10 Metern, an einigen Stellen mehr als 22 Metern. Nur an einer einzigen Stelle konnte bisher der Fels, wahrscheinlich dessen höchste Kuppe, erreicht werden. Der Riesenaufgabe der Ausgrabung dieser gewaltigen Trümmermassen gegenüber erwiesen sich die Geldmittel des Vereins bald als unzureichend. Außerordentliche Gaben seiner Mitglieder und eine namhafte Beihilfe der Deutschen Orientgesellschaft waren schnell verbraucht. Nur das Interesse, daß Se. Majestät unser Kaiser den Ausgrabungen entgegenbrachte und das er durch Unterstützungen aus seinen Dispositionsfonds im Gesamtbetrage von 46000 Mark betätigte, bot dem Verein die Möglichkeit, die Ausgrabung soweit zu fördern, daß sie wenigstens einen ungefähren Ueberblick über alle Perioden gestattet. Aber freilich, viele Schätze liegen noch im Schutt verborgen; manche viel verheißende Bauwerke, darunter ein Palast, der ziemlich sicher der Zeit Salomos angehört, können nicht weiter freigelegt werden, wenn nicht reichere Geldmittel zur Verfügung gestellt werden. Zu einer vollständigen gründlichen Durchforschung der gesamten Trümmermassen würden wohl noch 100000 Mark erforderlich sein. Aber auch eine größere Anzahl kleinerer Beiträge, sollten sie zusammen auch nur ein Zehntel dieser Summe

ergeben, würde dazu dienen können, noch manches Rätsel zu lösen. Sollten die Deutschen mit vereinten Kräften nicht wenigstens eine Aufgabe wirklich durchführen können, wie die Engländer und Amerikaner sie in größerer Anzahl schon längst gelöst haben?

An eine vollständige Abtragung der ganzen Ruinenmasse war natürlich nicht zu denken. Man mußte sich begnügen, eine größere Fläche am Südostrand, der höchsten Stelle des Tell, und einen 30 Meter breiten Graben, der von Nord nach Süd quer durch den Tell angelegt wurde, genauer zu durchforschen. Außerdem wurden zum Zweck der Feststellung der Ringmauern mehrere Einschnitte in die Seitenränder des Hügels gemacht, von denen einer bis zu 22 Meter Tiefe geführt wurde, ohne den Fels zu erreichen, und hier und da Probegräben und Versuchsschächte angelegt. Die Ausbeute war überall eine ziemlich reiche. Zwar fehlt es an eigentlich sensationellen Funden wie Inschriften und Tontafeln. Aber was will das gegenüber der Tatsache besagen, daß wir ein reichhaltiges Material für die Geschichte Megiddos, insbesondere seiner Kultur und seines Kultus, für die Zeit von etwa 3000—500 v. Chr. gewonnen haben? Nach dem Urteil der Fachleute liefert allein die Sammlung keramischer Funde ein Material für die Kulturgeschichte Palästinas, wie es in solchem Umfang und in solcher Vollständigkeit bisher ganz unerreicht ist.

Ohne der eingehenden Untersuchung aller Einzelfunde vorzugreifen, will ich im Folgenden versuchen, einen knappen Ueberblick über die wichtigsten Funde zu liefern, der wenigstens eine Ahnung von der großen Bedeutung der Ausgrabungen geben mag.

Die Bauten der drei untersten (8.—6.) Schichten sind nur ganz fragmentarisch bekannt geworden, soweit sie in einem Probeschacht von 24 Quadratmetern Weite angetroffen wurden. Von den Ringmauern, die zu ihrer Zeit den Ort umgaben, verdient die der siebenten Schicht ein besonderes Interesse. Sie erhebt sich auf einer durch Feldsteinmauern in zwei Absätzen von zusammen drei Meter Höhe gestützten Terrasse aus Erde und Bauschutt und besteht aus Lehmziegeln, die außen sorgfältig geschichtet, im Innern wirr durcheinander geworfen sind. Die leicht geböschte Mauer ist 2,50 Meter hoch und 8,60 Meter breit. Sie wurde überall, wo man Einschnitte in den Rand machte, angetroffen, umkreiste also den ganzen Tell.

Der fünften Schicht gehört eine in der Mitte des Tell gelegene, in ziemlichem Umfang freigelegte Burg an, die aus einer Anzahl kleiner Zimmer und Gänge besteht. Von besonderem Interesse sind zwei unterirdisch angelegte, je durch einen Schacht von oben her und einen anschließenden Gang zugängliche, mit keilförmigen Steinen überwölbte Grabgemächer. Das eine enthielt 12 Skelette, an denen die außerordentliche Dicke der Knochen auffiel; die Schädelwände waren 1 cm stark; sie lassen schließen, daß Kanaan damals noch eine nichtsemitische Bevölkerung hatte. Die andere Kammer enthielt nur 5 viel sorgfältiger beigesetzte Leichen; eine von diesen lag auf einer Bank und hielt vier Skarabäen mit ägyptischer Gravierung zwischen den Händen. Der Stil ist der des zwanzigsten Jahrhunderts; einer enthält wahrscheinlich eine Spielerei mit dem Königsnamen Sesostris I., einer nennt wohl den Namen und Titel des Toten, der danach Dhaf hieß und in seiner Jugend mit den Prinzen zusammen am königlichen Hofe erzogen war. Nach Megiddo kam er wohl als Gouverneur der Burg, in der er bestattet liegt, und die danach wohl von den Aegyptern zur Beherrschung der hier vorbeilaufenden großen Heer- und Handelsstraße angelegt war. Auch die übrigen Gemächer der Burg enthielten fast alle Gräber, teilweis unter dem Fußboden.

Der 4., etwa der Mitte des zweiten Jahrtausends angehörigen und bereits kanaanitischen Schicht gehört eine etwas weiter nördlich gelegene Burg an, die nach Westen zu durch einen Festungsgraben geschützt ist. In ihrer Mitte liegt ein großer Hof, an den sich nach Westen zu Vorratsräume mit mächtigen Amphoren anschließen, nach Norden kleine noch nicht bestimmbare Gemächer, nach Süden zu (die ostwärts liegenden Räume konnten leider nicht ausgegraben werden) zwei Kultanlagen, die durch eine Tür und Treppe mit einander verbunden sind, deren Zusammengehörigkeit aber noch rätselhaft ist. Die eine besteht aus einer ausgemauerten Grube, in der ein aus großen Steinen bestehender Tisch steht; dieser diente wohl zur Schlachtung der Opfertiere, das Blut wurde in der Grube aufgefangen. Eine benachbarte Grube diente zur Aufnahme der Abfälle, sie enthielt Knochen und Kohlenreste. Die eigentliche Opferstätte liegt in einem nach Osten anstoßenden Raum. In einer Ecke desselben steht der Opferkessel, in dem wohl das Fleisch gekocht wurde, ehe es auf den Altar kam. Dieser, ein Stein mit schalenförmigen Vertiefungen, steht frei inmitten des Raumes; südlich von ihm stehen zwei je 2 Meter hohe Steinsäulen, wohl Masseben. Die andere Kultanlage ist ähnlich eingerichtet; nur fehlt hier ein Opferkessel, und wir finden hier nur e i n e, etwas niedrigere Massebe auf dem tischartigen Altar stehend; die Nähe eines kleinen Systems von Oelzysternen läßt vermuten, daß hier auch Oelopfer dargebracht wurden. Auch diese Burg enthielt mehrere Gräber, auf die in anderm Zusammenhang einzugehen ist. Zu dieser Burg gehörte auch je eine interessante Toranlage am Nord- und Südrand des Tell; in der Nähe der südlichen wurden zwei halbverkohlte Ascheren (Baumstämme, kultische Symbole der Astarte) gefunden.

Besonders reichhaltig sind die Anlagen der dritten Schicht. Zu den ältesten Bauten gehört jedenfalls ein nur von oben her durch einen Schacht und eine unten anschließende Treppe zugänglicher 5,60×3,70 Meter großer und 3 Meter hoher, durch Ueberkragen der Steine überwölbter Raum, der an das Schatzhaus des Atreus zu Mykenä erinnert, dessen Bestimmung jedoch leider nicht zu ermitteln war. Weiter gehört zu dieser Schicht eine Opferstätte, an der eine Reihe von hervorragend schönen Tongefäßen gefunden wurden; in und neben dem einen lagen 30 Skarabäen mit roher Gravierung, meist einen oder zwei Löwen darstellend, einige mit ägyptischen Ornamenten und dem Königsnamen des Dhutmes III (um 1450). Zu den jüngeren Bauten dieser Schicht gehört eine im Süden gelegene Opferstätte, an der unter anderm einige bronzene Dreifüße mit Opferbecken gefunden wurden; einer derselben war mit einer eine Doppelflöte blasenden weiblichen Figur, ein anderer mit Vögeln verziert. Noch jünger ist wohl ein im Süden gelegener Palast, dessen Ringmauern aus sorgfältig bearbeiteten Quadern von teilweise mehr als 2 Meter Länge bestanden, die ihrer Art und Ausführung nach den Quadern in den ältesten Teilen der Harammauer von Jerusalem gleichen und in dem Palast einen Bau aus der Zeit Salomos vermuten lassen. Leider konnten von diesem interessanten Bau nur ein großer Teil der Umfassungsmauer und drei einzelne Zimmer frei gelegt werden. Nach der Zerstörung (wohl durch den Pharao Sisak um 930) wurden auf den Trümmern der Ringmauer eine Schmiede und eine neue Kultstätte erbaut. Die Schmiede enthielt zahlreiche Eisenwerkzeuge, darunter einige gut erhaltene Pflüge, und Eisenschlacken. Die Kultstätte wies 12 Steinsäulen (Masseben) auf, die zunächst sowohl durch ihre sorgfältige Bearbeitung wie durch einzelne eingemeißelte buchstabenähnliche Zeichen ein Rätsel boten. Das Rätsel löste sich, als die darunter liegenden Trümmer des Palastes bekannt wurden: zu Masseben hatte man einfach Quadern der zerstörten Ringmauern genommen; die rätselhaften Zeichen fanden sich auch an andern Steinen der Palastmauer und wurden als Steinmetzzeichen erkannt.

Der zweiten Schicht gehört eine Burganlage am Südostrand des Tell an. Den interessantesten Teil bildet auch hier ein Kultraum, der ausnahmsweise gut erhalten ist. Er ist länglich rechteckig. In der Längsachse ist eine niedrige Mauer gezogen, die jedoch die Seitenwände nicht erreicht. Sie wird an jedem Ende durch eine aus großen Steinen aufgebaute Säule abgeschlossen. In ihren Lauf sind zwei hohe Steinsäulen eingefügt; beide weisen an der einen Seite ein Loch auf, die eine auf der Oberfläche eine schalenförmige Vertiefung. Es waren also nicht Säulen, die das Dach stützen sollten, sondern Masseben. Die Mauer zwischen ihnen war durch zwei aufgesetzte niedrige Steinsäulen in drei Abteilungen geteilt. Vor der Mauer standen ein Steinaltar mit einer schalenförmigen Vertiefung, und mehrere Krüge, wie solche auch auf und

hinter der Mauer standen. An der Rückwand hingen in einer Ecke vier Krüge mit Kinderleichen, auf die wir noch zurückkommen werden. Mitten in einem Vorhof stand ferner ein Altarstein, wohl dem Brandopferaltar des jerusalemischen Tempels entsprechend.

Ueber den Ruinen dieser Bauten war endlich in der obersten Schicht wiederum eine Burg erbaut, deren Anlage jedoch noch nicht aufgeklärt ist. Sie weist außer einer Toranlage und einigen kleineren Zimmern in deren Nähe nur riesige Höfe auf; die Mauern sind meist 2 Meter stark (auch die Innenmauern), die Außenmauern teilweise 4 Meter dick.

3

Ueber die Kleinfunde kann hier nur ganz kurz gesprochen werden. Es muß genügen zu bemerken, daß die älteren Schichten bis zur tiefsten hinab neben Feuerstein- und Knochenwerkzeugen (teilweise von jetzt ausgestorbenen Tierarten) sämtlich auch Bronzewerkzeuge aufweisen, daß dagegen Eisenwerkzeuge erst von der dritten Schicht an (also seit etwa 1500) erscheinen, daß von Gottesbildern außer einer Anzahl ägyptischer fast nur weibliche (Astarten) gefunden sind (waren etwa Baalstatuen verpönt?), und daß die keramischen Funde deutlich eine einheimische Industrie und Importwaren, sowie Nachahmungen solcher erkennen lassen, wobei neben ägyptischen namentlich cyprische, mykenische und gräkophönizische eine Rolle spielen, während Spuren assyrisch-babylonischer Kultur fast völlig fehlen. Das in neuerer Zeit geprägte Schlagwort, Kanaan sei im zweiten Jahrtausend eine Domäne babylonischer Kultur gewesen, ist also jedenfalls stark übertrieben. Auch die Siegelfunde lehren Aehnliches. Neben 3—4 babylonischen Siegelzylindern (einer ist wahrscheinlich kanaanitische Nachahmung) stehen etwa 40 ägyptische oder doch ägyptisierende Skarabäen. Interessant ist, daß auch zwei israelitische Siegel gefunden sind. Das eine weist eine ägyptisierende Gravierung (ein mischgestaltiges Wappentier, Löwenleib, Falkenkopf, Menschen-Brust und -Füße und stilisierte Flügel, daneben einige keinen Sinn gebende Hieroglyphen in einen Königsring eingeschlossen) mit althebräischer Unterschrift le-asaph (dem Asaph gehörig), das andere einen prächtig ausgeführten Löwen in babylonischem Stil und die hebräische Ueber- resp. Unterschrift le-schemaʿ ʿebed jarobʿam (dem Schema, dem Diener Jerobeams, gehörig) auf.

Eine besondere Erwähnung verdienen aber endlich die zahlreichen Skelettfunde. Sehen wir von den ägyptischen Grabkammern und in der Umgebung des Tell gefundenen Höhlengräbern ab, so findet sich in den älteren Schichten das Skelett Erwachsener oder größerer Kinder meist einfach in die Erde eingebettet; in der Regel ist es von einem Steinkreis umgeben, der zugleich Krüge und Schüsseln einschließt, die wohl Speisen und Getränke für die Toten enthielten (zahlreiche Gefäße mit Speiseresten fanden sich auch in den ägyptischen Grabkammern). Sicher scheint zu sein, daß die Versorgung des Toten mit Speise und Trank nicht als Opfer aufgefaßt wurde, denn sie findet sich gleichmäßig bei Männern und bei Frauen und Mädchen, und überdies auch in solchen Gräbern, bei denen wir daneben noch besondere Opferanlagen konstatieren können, tiefe ausgemauerte Gruben, in denen zwischen Asche und Kohlenresten zahlreiche Tierknochen gefunden sind. Totenopfer und Totenspeisung waren also zweierlei Dinge. Uebrigens finden sich solche Opfergruben bei Gräbern, wie es scheint, nur bis zu der kanaanitischen Burganlage, in späterer Zeit nicht mehr. Auffallend ist, daß die Gräber bis zu eben dieser Periode meist im Inneren der Zimmer und Gänge, vielfach unter dem Estrich gefunden sind, ein Beweis, daß sie nicht als verunreinigend betrachtet wurden. Kleine Kinder und besonders Frühgeburten waren bis zu eben dieser Zeit meist ebenfalls einfach in der Erde verscharrt (vergl. Hiob 3, 16). Doch findet sich daneben bei kleinen Kindern auch eine andere Bestattungsart, die sich bis in die letzten Bauperioden hinein erhalten hat. Die kleine Leiche wurde mit dem Kopf nach unten in einen Tonkrug gesteckt, ein kleines Krüglein dazu getan und der übrige Teil mit Erde ausgefüllt. Solche Krüge findet man meist an eine Mauer angelehnt, in einigen Fällen aber auch anderswo untergebracht; und das führt uns auf Weiteres. In der kanaanitischen Burg ist ein solcher Krug mitten in einer Mauer gefunden, sodaß der Gedanke an ein Bauopfer nicht abgewiesen werden kann, zumal da in derselben Burg noch ein weiteres Bauopfer mit Sicherheit nachzuweisen ist. Der Körper eines etwa dreizehnjährigen Mädchens war quer über die Fundamentsteine einer Mauer gelegt und die Mauer darüber weiter gebaut. So mögen denn auch einzelne der unter dem Estrich gefundenen Skelette von Bauopfern herrühren. Da somit Bauopfer in Kanaan nunmehr sicher nachgewiesen sind, dürfte kein Zweifel mehr daran berechtigt sein, daß auch 1. Kön. 16, 34 von Bauopfern zu deuten ist. Ferner fanden sich, wie oben schon erwähnt wurde, in dem Tempelraum der zweiten (israelitischen) Schicht Krüge mit Kinderleichen an der Wand hängend; man wird auch hier den Gedanken an Kinderopfer nicht abweisen können. Vielleicht handelt es sich um Erstgeburtsopfer, wie sie auch durch mehrere Stellen des Alten Testaments, besonders 2. Mos. 22, 28 f., bezeugt sind.

Möchte der Deutsche Palästina-Verein, dessen Arbeiten bisher mit nur beschränkten Mitteln ausgeführt werden konnten, das Interesse, das seinen Arbeiten gebührt, je länger desto mehr finden, und möchten ihm auch aus den Kreisen der Freunde der Christlichen Welt zahlreiche neue Mitglieder gewonnen werden, die seine Arbeiten tatkräftig unterstützen!

Halle a. S. Carl Steuernagel

Zur richtigen Einschätzung des kirchlichen Rationalismus:

1. Vorläufige Antwort an D. Drews

Zu den Ausführungen des Herrn D. Drews über mein Buch „Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, Blicke in ihr inneres Leben" in Nr. 7 dieser Zeitschrift erlaube ich mir — zunächst zur Berichtigung von Mißverständnissen — Folgendes zu bemerken:

1. Es beruht auf einem Irrtum des Herrn Rezensenten, wenn er meint, daß ich für die moderne Unkirchlichkeit „einzig und allein" den Rationalismus verantwortlich mache. Die Form, in welcher ich den Ertrag des größten Teils meiner Ausführungen zusammenfaßte, lautet: „Wir sind sowohl auf Grund allgemeiner Eindrücke als auch im Hinblick auf bestimmte Beobachtungen in der religiösen Lokalgeschichte berechtigt, eine Reihe trauriger Erscheinungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit jener verderblichen Entwicklung in der ersten Hälfte desselben in enge Verbindung zu bringen. Ja, wir dürfen sogar behaupten, daß die Entkirchlichung der untern Volksmassen, wie sie zu Ende des Jahres 1874 zum erstenmal in erschreckender Weise offen zutage trat, nichts Anderes als der Abschluß eines Zersetzungsprozesses war, welcher vor allem durch den Geist der Aufklärung in ihren mannigfachen Schattierungen eingeleitet und vollzogen worden ist."*) Neben zwei anderen Einschränkungen, welche ich in nachdrücklicher Weise meiner Kritik der Aufklärung beigefügt habe, hebe ich noch die dritte durchaus bedeutsame hervor, welche in dem Nachweis der Minderwertigkeit der religiösen Zustände in den dem Zeitalter des Rationalismus vorausgehenden Perioden liegt.**) Ich habe am Schlusse desselben erklärt: „Im Lichte dieser Tatsachen wird uns der im vorigen Abschnitt behandelte Abfall großer Volkskreise vom Christentum noch verständlicher werden, als bisher. Von nicht wenigen unter denjenigen, welche der evangelischen Kirche — sei es in den Tagen der Aufklärung, sei es in dem gegenwärtigen Zerstörungsprozeß — entfremdet worden sind, wird das Wort des Apostels Johannes gelten: Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns." Ich bemerke noch, daß ich die Ausführungen von Drews, in welchen er den Beginn der Entfremdung des Adels und der höheren Beamtenkreise von der Kirche bereits in das pietistische Zeitalter verlegt, nicht nur kenne, sondern auch ausdrücklich erwähnt habe — und zwar in zustimmender Weise.***) Es liegen zweifellos in der Beurteilung des Pietismus und des Rationalismus tiefgreifende Unterschiede zwischen uns vor. Aber den Versuch von Drews, meine Behauptungen erst zu verallgemeinern und dann zu erklären: „Mit der ersten These Eckes ist es also in dieser Allgemeinheit nichts" — weise ich als unberechtigt zurück.

2. Mit besonderer Entschiedenheit wendet sich Drews gegen meine

*) S. 89. 90. Ein Teil der ursprünglichen Sperrung ist der Uebersichtlichkeit wegen hier weggelassen worden.

**) Vgl. den Abschnitt über „Das innere Verhältnis der Massen zur christlichen Gemeinde". S. 146—184.

***) a. a. O. S. 86.

Beurteilung der rationalistischen Geistlichkeit und bezeichnet es als ein sehr bedenkliches Verfahren, aus einzelnen Zeugnissen, „zumal aus dem Munde kirchlicher Gegner“ allgemeingültige Urteile abzuleiten. Ich bin über diesen Vorwurf deshalb nicht wenig verwundert, weil ich mein Augenmerk ganz besonders darauf gerichtet habe, Vertreter verschiedener religiöser Richtungen zu Worte kommen zu lassen. Zugleich habe ich diejenigen Instanzen in den Vordergrund gerückt, deren amtliche Stellung oder persönliche Eigenart vor allem ein vorurteilsfreies Zeugnis erwarten ließen. Als wichtigste Quelle für meine Ausführungen habe ich das bekannte „Gutachten“ des Oberkonsistoriums in Berlin „über die Verbesserung des Religions-Zustandes in den königlich preußischen Ländern“ vom Jahre 1802 verwendet, in welchem „die Beschaffenheit des geistlichen Standes“ als eine „Hauptursache des immer weiter um sich greifenden Verfalls der Religiosität und der Geringschätzung der kirchlichen Gebräuche“ bezeichnet und der Beginn dieser traurigen Entwicklung in die Mitte des 18. Jahrhunderts gesetzt wird.*) Ich habe sodann auf das schwerwiegende Urteil eines Mannes wie Schleiermacher hingewiesen, der in tiefer Entrüstung über die Verhältnisse der 35 Geistliche zählenden pommerschen Ephorie Stolp schrieb: „Von den offenbar Infamen will ich gar nicht reden, ... aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedrige, sinnliche Denkungsart — ... ich war gewiß der Einzige, der in seinem Herzen geseufzt hat; denn ich habe soviel angeklopft und versucht, daß ich sicher den Zweiten gefunden hätte.“ Als dritten hervorragend Zuverlässigen Gewährsmann habe ich den berühmten Philologen Friedrich Jakobs in Gotha bezeichnet, dessen Urteile einerseits von einer umfangreichen Sachkunde Zeugnis ablegen und andererseits weder durch Pietismus noch durch Orthodoxie beeinflußt sind. Jedenfalls beruht die anschauliche Schilderung der Ursachen, weshalb „die Zuhörer aus den Kirchen verschwanden, die gläubigen wie die ungläubigen“ auf der feinsinnigen und gewissenhaften Beobachtung des Augenzeugen. Auch die Berichte, die ich der Darmstädtischen Allgemeinen Kirchenzeitung, Gelzers Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte und Ammons Predigten entnommen habe, sind von um so größerem Wert, je weniger man gerade gegen ihre Urheber den Vorwurf der Parteilichkeit erheben kann. Uebrigens hat Drews den eigentlichen Kernpunkt der ganzen Frage, die Tatsache, daß durch das Verstummen der evangelischen Heilsverkündigung eine innere Loslösung weiter Kreise von der Kirche bewirkt wurde, gar nicht berührt.

3. Der Umstand, daß ich in dem bis jetzt veröffentlichten Teil meiner Arbeit weder eine kritische Gesamtbeurteilung der einzelnen religiösen Strömungen des deutschen Protestantismus noch im besondern eine eingehendere Würdigung der nicht pietistischen Formen evangelischer Frömmigkeit dargeboten habe, hat Drews zu der Ansicht verleitet, daß ich in einseitiger Weise dem Pietismus „ein Loblied singe“. Zum Glück bin ich nicht darauf angewiesen, zur Entkräftung dieses Vorwurfs auf zukünftige Veröffentlichungen Bezug nehmen zu müssen, da ich bereits in früheren Ausführungen über „ungesunde Frömmigkeit“ in einem anderen Zusammenhang Gelegenheit gefunden habe, mich über die verschiedenen Erscheinungen krankhafter pietistischer Religiosität zu äußern.**) Ebendaselbst habe ich die „männliche Form der Frömmigkeit“ als eine „dem Pietismus durchaus ebenbürtige Erscheinung des religiösen Lebens“ bezeichnet. Zugleich habe ich erklärt, „daß nur dann das geistliche Leben der christlichen Gemeinde ein wahrhaft gesundes ist, wenn beide Arten der Frömmigkeit zu frischer und ungehemmter Entfaltung gelangen.“***) Ja, ich habe auch in der vorliegenden Veröffentlichung†) meinem Schmerz darüber klaren Ausdruck gegeben, daß unter dem Einfluß der „Reaktion“ „die Entfaltung der eigenartigen, von pietistischer Frömmigkeit durchaus verschiedenen Religiosität, welche nach den Freiheitskriegen in den Kreisen der für die Größe des deutschen Vaterlandes begeisterten Jugend — wenn auch erst schüchtern und keimartig — sich zu regen begann“ auf das schwerste geschädigt worden ist und nur in einzelnen edlen Persönlichkeiten klare Gestalt gewonnen hat. Somit treffen alle auf diesen Punkt sich beziehenden Ausführungen des Herrn Rezensenten mich nicht.

Bonn — Ecke

*) Verfasser dieses Schriftstücks war vermutlich der milde reformierte Oberkonsistorialrat Sack. Zu dem Kollegium, in welchem es durchberaten wurde, gehörten Männer wie Teller.

**) Band 1, S. 210—228.

***) A. a. O. S. 25.

†) S. 90. 91.

2. Endgiltige Antwort an Herrn D. Ecke

Ist ein Autor mit seinem Rezensenten unzufrieden, so pflegt er die Anklage auf Mißverständnis zu erheben. Das tut auch Herr Ecke mir gegenüber. Seine Ausführungen sind aber nicht der Art, daß sie auf mich hätten Eindruck machen können. Ich bemerke dazu Folgendes.

Zu 1. S. 70 faßt Herr Ecke an hervorragender Stelle klipp und klar seine Meinung in die These zusammen: „Ein Dreifaches geht aus den bisher angeführten Zeugnissen auf das klarste hervor ... [sodann], daß dieser Zerstörungsprozeß auf den verderblichen Einfluß der Aufklärung zurückzuführen ist.“ Hier fehlt jede Einschränkung, jede Rücksichtnahme auf andre Gründe. Man vgl. z. B. auch noch S. 107. Wenn da und dort einmal ein „vor allem“ oder ähnliches sich einstellt, und Herr Ecke doch nirgends sich anschickt, andren Gründen ernstlich nachzugehen, so sagt er doch damit, daß alles Andre gegen den verderblichen Einfluß der Aufklärung für ihn gar nicht in Betracht kommt. Ja, die Sätze, auf die sich Ecke etwa berufen kann, dienen nur dazu diesen Eindruck zu verstärken. Der Leser mag sich selbst davon überzeugen, wenn ich den oben von Ecke angeführten Satz mit allen seinen ursprünglichen Sperrungen, die gar nicht überflüssig, sondern sehr bedeutungsvoll sind, noch einmal hersetze: „Ja, wir dürfen sogar behaupten, daß die Entkirchlichung der unteren Volksmassen, wie sie zu Ende des Jahres 1874 zum erstenmal in erschreckender Weise offen zu tage trat, nichts Anderes als der Abschluß eines Zersetzungsprozesses war, welcher vor allem durch den Geist der Aufklärung in ihren mannigfachen Schattierungen eingeleitet und vollzogen worden ist.“ Das klingt ein wenig anders, als wenn man nur die Worte: „Entkirchlichung der unteren Volksmassen“ und „vor allem“ betont. Allerdings weiß ich, daß Ecke meinen Aufsatz kennt, ich habe das auch in meiner Besprechung (Sp. 149 Anmerkung) ausdrücklich gesagt. Aber wie benutzt er ihn? Die Worte S. 86, auf die Herr Ecke sich beruft, lauten: „Drews, der den interessanten Nachweis führt, daß der Rückgang der kirchlichen Sitte in den Städten bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginne und dem Einfluß des Adels nicht unwesentlich zuzuschreiben sei, betont trotzdem, daß die Aufklärung an diesem Aufklärungsprozeß stark beteiligt sei.“*) Man sieht: was zu seiner Tendenz paßt, entnimmt mir Herr Ecke; das Wesentliche läßt er, weil es nicht dazu paßt, links liegen mit einigen wertlosen Worten der Zustimmung. Ich hatte ein volles Recht zu schreiben: „Ecke kennt diese Studie, aber er entnimmt ihr nicht, was daraus zu entnehmen war.“ Hätten diese Nachweise und Gesichtspunkte auf ihn Eindruck gemacht, so hätte ihn das zu ganz andren Aeußerungen und näheren Untersuchungen führen müssen; er hätte nicht nebenher einmal von der Minderwertigkeit der religiösen Zustände vor der Zeit des Rationalismus reden sollen, sondern er hätte ebenso eifrig dafür Material sammeln müssen, wie für seine Grundthese. So frage ich: Habe ich Herrn Ecke mißverstanden?

Zu 2. bitte ich, noch einmal zu lesen, was ich Sp. 149f. über diesen Punkt gesagt habe. Wie und wo ich Herrn Ecke mißverstanden haben soll, ist mir unerfindlich. Ganz deutlich habe ich erkannt, daß es ihm darauf ankommt, alles Schlechte über den Rationalismus möglichst auf einen Haufen zu bringen, um schließlich zu seiner These S. 70 kommen zu können. Das ist einfach tendenziös und nicht historisch. Dem, was ich in meiner Anzeige zu einer gerechten historischen Beurteilung des strittigen Punktes angeführt habe, möchte ich hier nur noch Eines hinzufügen. Man vergißt so leicht, daß in der Aufklärungszeit noch ein nicht geringer Prozentsatz orthodoxer und pietistischer Geistlicher neben den Rationalisten stand. Ich habe aber nie gefunden, daß man jenen ein günstigeres Zeugnis ausgestellt hätte. Die ungünstigen Urteile gelten Allen ohne Ausnahme. — Wenn ich „von der evangelischen Heilsverkündigung“ nicht ausdrücklich gesprochen habe, so lag das in der Natur der Sache. Gern spreche ich Herrn Ecke zuliebe die allbekannte Wahrheit hier ausdrücklich aus, daß religiös jene Zeit arm, sehr arm war, daß sie einen Tiefstand bezeichnet. Aber wenn ich von einem „schlechten“ Pastorenstand sprach, dachte ich an die Frömmigkeit, bezw. deren Fehlen, in erster Linie.

Zu 3. Auch hier verstehe ich nicht, wie Herr Ecke sich über Mißverständnisse beschweren kann. Man lese, was ich Sp. 152 gesagt habe. Wenn Herr Ecke in seinem noch zu erwartenden Werk das, was ich schmerzlich vermißt habe, nachholen wird, so werde ich mich herzlich darüber freuen. Dann wird er freilich eine starke Kritik seines zweiten Bandes schreiben müssen. Auch ist mir nicht verständlich, wie Herr Ecke angesichts der fast unerschöpflichen Zusammenstellungen der „herrlichen Erweisungen evangelischen Glaubens- und Liebeslebens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ sich auf seine kritische Stellung zum Pietismus, die er in seinem 1. Band (1897) geäußert habe, berufen kann. Jene Zusammenstellungen reichen von S. 185—405, füllen also nicht weniger als 220 der 433 Seiten des Buches, aber es fehlt hier jede wesentliche Kritik: es kann ja sein, daß sich irgendwo wieder ein kleines Wenn und Aber versteckt findet. Ist es eine gerechtfertigte Zumutung an den Leser, sich die Kritik, die der Herr Verfasser eventuell zu üben hat, selbst aus seinem früheren Werke zurecht zu konstruieren? Die einfache Lösung ist eben: Hier hat der Verfasser nichts zu kritisieren.

Herrn Eckes Schrift ist eine Tendenzschrift, keine historische Arbeit. Dies Urteil wird sich der Herr Verfasser gefallen lassen müssen, denn es ist richtig.

Gießen — Drews

*) Die Worte von Ecke gesperrt.

Verschiedenes

Der Weg der Religion der einzige Weg zum Frieden im theologischen Kampf der Gegenwart. Unsre Leser erinnern sich eines Aufsatzes von Lic. Steinmann in Gnadenfeld im vorigen Jahrgang Nr. 32. Er war überschrieben: „Unsere Stellung zur Religion." Manche Zuschrift gab uns Kunde von der Zustimmung, die er fand, dazwischen wohl auch eine, daß er Anstoß gab. Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 43 begrüßte ihn mit sympathischen Worten, nicht ohne daß sie auf einem Mißverständnis fußte. Der Verfasser hat jedes Mißverständnis unmöglich gemacht durch die feine und erschöpfende Ausführung, die er seinen Gedanken in dem eben erschienenen März-Heft der Zeitschrift für Theologie und Kirche gegeben hat, S. 87—142. Er wägt „Recht und Unrecht im theologischen Kampf der Gegenwart", indem er den konservativen und den kritischen Typus rein herstellt und dann zeigt, wie die Vertreter der beiderlei Typen nur „den Weg der Religion" gehen müssen, so wird die Einigkeit im Geist herüber und hinüber empfunden werden. Steinmann weiß, daß ihm als einem Theologen der Brüdergemeine diese Forderung näher liegt, als den Theologen in der Landeskirche: denn was bedeutet dieser die Gemeinschaft? Dennoch ist auch in den Landeskirchen des Gemeinsamen viel: Geschichte, Brauch und wills Gott, ein gut Regiment; rechte Pflege dieser Güter und fromme Vertiefung, das ist der Weg der Religion. Es ist der einzige, der mitten im Streit den Streitenden gegenseitigen Frieden gewährt. — Aber man muß den Aufsatz, dem wir herzlich zustimmen, selber lesen.

R

Kleine Mitteilungen. Von Gustav Frenssen ist ein Schlußwort zu Hilligenlei erschienen. Berlin, G. Grote. 16 S. 20 Pf. Das werden unsre Leser alle lesen. Nun kann Niemand mehr zweifeln, wie es der Dichter gemeint hat. Uns freut, daß wir ihn von Anfang an richtig verstanden haben. Nur in der „Handschrift" war es also doch mehr Frenssen als Kai Jans. Dennoch bleibt uns in dieser großen Jesusfrage Fenssen nur ein Kai Jans. Wir geben ihm darin völlig recht, daß mit der Menschheit Jesu restlos Ernst gemacht werden muß. Aber wir dürfen ein Jedes die Wirkung, die von Jesus ausging, und die Frenssen so hoch schätzt, nach wie vor mit noch anderen Worten beschreiben und bezeugen, als Frenssen tut. Wir dürfen das Geheimnis seiner Person und seiner Sendung noch anders erkennen. Wir dürfen und müssen ein Jedes sein eigner Kai Jans sein. Das kann auch Frenssen nicht wehren. — Er redet in seinem Schlußwort stolz von seinem Buch und doch demütig. So bleibt es ein Buch, das uns vorwärts bringen wird, wenn wir es recht verstehen und recht nützen. Mit dem, was das Schlußwort in Sachen der Sinnlichkeit sagt, bin ich — denn hier will ich in der Einzahl reden — vollkommen einverstanden. Es ist das eine ernste Sache, und ich verkenne nicht den Ernst auch der Andersmeinenden. Aber das bisherige Schweigen über diese Not bedeckt zu viele Schuld. Wenn wir weiter der Sache eine tiefere Behandlung schuldig bleiben, so wird die Führung an Geister kommen, in deren Hand wir sie nicht wünschen. Ja der unerwünschte Zustand ist schon vorhanden. Die Leser brauchen darum nicht zu fürchten, daß unsre Spalten von nun an dieses Themas voll sein werden: aber aus dem Auge lassen wir es nicht.

Ueber die Entscheidung des Berliner Oberkirchenrats zum Fall Römer mögen vorläufig einmal die Kirchenzeitungen das Wort haben. Es eilt uns nicht. Den Wortlaut, den bis dahin die wenigsten Zeitungen gebracht haben, findet man in Nr. 15 der Chronik der Christlichen Welt.

Die Chronik der Christlichen Welt ist über Nacht in einen Streit geraten, in der sie die ganze offizielle und offiziöse Welt wider sich hat. Aber sie wird obsiegen. Denn ihr Recht ist zu klar. Ohne zu ahnen, welches Ergebnis dabei herausspringen würde, hat sich der Chronist an eine statistische Bearbeitung der Beförderungen akademischer Theologen in Preußen gemacht, seit Abgang des Kultusministers von Goßler. Wir alle haben nicht geahnt, in welchem Maße seitdem Alles, was mit der Cremerschen Schule in Greifswald zusammenhing, bevorzugt worden ist. Auch im preußischen Kultusministerium hat man das nicht gewußt. So erklärt sich, daß der Vertreter der Regierung im preußischen Landtage den Mitteilungen des Chronisten ein energisches Dementi entgegensetzte. Schade nur, daß er bei einer nächsten Gelegenheit die Chronik aufs neue des Irrtums zieh, obwohl er sich inzwischen von der Richtigkeit ihrer Berechnung in allem Wesentlichen hätte überzeugen können. Dadurch hat die Auseinandersetzung einen Zusatz persönlicher Bitterkeit bekommen, der allen Beteiligten hätte erspart werden können und der gemeinsamen guten Sache nicht dient. Leider ist auch der Aufsatz, den Nr. 15 der Deutschen Litteraturzeitung über „die Beförderungsverhältnisse der theologischen Privatdozenten in Preußen" von „einem der hervorragendsten Statistiker unter den akademischen Lehrern Deutschlands" darzubieten in der Lage ist, nicht des Inhalts, daß er den Streit erledigte. Der Verfasser kennt noch nicht den vierzehn Tage älteren die ganze Nr. 13 der Chronik füllenden zweiten Artikel Schieles über „Greifswald". Deshalb ist sein Vorwurf, daß der Chronist mit zu kleinen Posten und auf einem zu engen Gebiete (nur Halle-Berlin-Göttingen) arbeite, als daß er ein statistisch einwandfreies Resultat überhaupt gewinnen könnte, jedenfalls jetzt, wo der Chronist seine Aufstellung auf ganz Preußen erweitert hat, nicht mehr aufrecht zu erhalten. Aber auch davon ganz abgesehen, muß es direkt zu widersinnigen Resultaten führen, wenn der „hervorragende Statistiker" Straßburger, Jenenser und Tübinger Beförderungen der preußischen Verwaltung gutschreibt. Wenn die nichtpreußischen Fakultäten der freien Theologie ein Asyl gewähren — wird dadurch die preußische Praxis besser? Da die Deutsche Literaturzeitung den Gegenstand ausdrücklich zur Diskussion stellt, so ist zu erwarten, daß ihr Statistiker am selben Orte bald seinen Korrektor finden wird. Unserseits werden wir, wenn die Fehde ihr Ende gefunden haben wird, über das Ergebnis berichten. Es ist bekanntlich um statistische Beweisführungen immer eine eigne Sache; aber die Greifswald-Statistik der Chronik scheint uns ein glänzendes Beispiel dafür, daß bei derlei Berechnungen doch Etwas für die Erkenntnis herauskommt.

Man wolle freundlichst oben Spalte 369 Zeile 24 für „Folterstube" lesen „Erkerstube"! Auch ebenda Zeile 9 hinter „Goldne Schuhe" ein Fragezeichen setzen und Zeile 38 „jungen" mit kleinem Anfangsbuchstaben schreiben.

R

Quittung

Für die bedrängten Deutschen in Rußland: 14 Mk. von Th, Schads; je 10 aus der Gemeinde Steinen (Baden); C S, Andolsheim; 2 von F Z, Altenessen.

Für die Innere Mission im Baltenlande (vergl. Nr. 12): 6 Mk. von H A; je 5 von N N, Friedberg; G S, Cannstatt; je 3 von v K, Rogasen; N B, Köpenick; W G, Liebenwalde; je 1 von A L; P B, Kötzenschenbroda.

Für das Hilfswerk des Pastors Kornmann in Odessa: 100 Mk. von G L, Zürich; 50 von Th v M, Bonn; 40 Honorar von Sch; 35 von D B, Frankfurt; je 20 vom Chemnitzer Lehrerinnenverein; E Sch, Görlitz; P B, Basel; N N, Wustermark; 15 von H S, Cassel; 11,75 von Th, Schads; je 10 von A C G B, Hanau; J K, Altona; F, Heilbronn; Th H, Dresden; G, Sacro; je 5 von E H, Heiligenwald; W M, Striegau; C L, Ehrenbreitstein; R, Gnadenfeld; A K, Darmstadt; je 3 von W G, Liebenwalde; E F, Rüsselsheim; W G, Pr. Friedland; A B, Heiligenwald; je 2 von B, Rotenberg; P, Breslau; 1,50 von G, Nassenheide; 60 Pfg. von E S und E P.

Für die evangelische Bewegung in Oesterreich: 100 Mk. von v K, Muhrau; 50 durch Pf. A vom Evangelischen Verein in Kreuznach; je 10 von L M, Klingenmünster; K, Göttingen; 5 von S, Cannstatt; 3 von Th M in B.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 35 Mk. von K, Bretzenheim; 9,40 von M, Jarmen; je 5 von Th M in B; T Sch, Jugenheim.

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von K, Göttingen; 2 von W G, Berlin.

Für die deutsche evangelische Kirche in Rom: 50 Mk. durch Pf. A vom Evangelischen Verein in Kreuznach.

Für das Evangelisationswerk in Spanien: 50 Mk. durch Pf. A vom Evangelischen Verein in Kreuznach.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Die diesjährige Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Mittwoch und Donnerstag den 9. und 10. Mai in Stuttgart, Herzog Christof (Christofsstraße) stattfinden.

Mittwoch abends 6 Uhr: Referent: Professor D. Eck-Gießen: Religion und Geschichte.

Donnerstag morgens 9 Uhr: Referent: Ephorus Traub-Schöntal: Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

Das Komitee

Für Baden: Professor D. Troeltsch in Heidelberg und Pfarrer Specht in Zell i. W. — Für Elsaß: Professor D. Smend in Straßburg und Pfarrer Scheer in Mülhausen. — Für Hessen: Professor D. Drews in Gießen und Pfarrer D. Guyot in Heppenheim. — Für die Schweiz: Professor D. Marti in Bern und Pfarrer Lic. Liechtenhan in Buch am Irchel. — Für Württemberg: Professor D. Gottschick in Tübingen und Dekan Herzog in Waiblingen.

Auswärtige nichtwürttembergische Freunde, die Quartier zu bestellen wünschen — Privat oder Hotel —, wollen sich an Herrn Kommerzienrat P. Kurtz (in Firma Lindemann), Stuttgart Stiftstraße 7 wenden.

Versammlungskalender

18.—20.	April	Theologischer Ferienkursus Berlin
23.—25.	„	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Cassel
24. 25.	„	Internationale Konferenz für Judenmission Amsterdam
25. April—2. Mai		Wissenschaftlicher Informationskursus über Heidenmission Berlin
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
10. 11.	„	50. Jahresfest Ostdeutscher Jünglingsbund Berlin
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
25.—27.	„	Gustav Adolf-Verein Augsburg
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz

Pfarrstelle

Bei der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche ist eine Pfarrstelle zu besetzen. Das Gehalt richtet sich nach dem für die Besoldung der Geistlichen an den zuschußbedürftigen Gemeinden des Berliner Stadtsynodal-Kreises geltenden Regulativ. Neben dem Gehalt wird eine Mietsentschädigung von 1500 Mk. jährlich gewährt. Das Dienstalter des zu berufenden Geistlichen wird nach den Bestimmungen des Kirchengesetzes betr. das Dienstalter der Geistlichen vom 17. April 1886 berechnet. Bewerbungen sind innerhalb 4 Wochen vom Datum dieser Bekanntmachung ab unter der Adresse des Vorsitzenden des Gemeinde-Kirchenrats der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin W 50, Achenbachstr. 18, einzureichen.

Berlin, den 5. April 1906

Der Gemeinde-Kirchenrat
D. Koehler, Pfarrer

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Pirque 'aboth

Der Mischnatractat „Sprüche der Väter"

ins Deutsche übersetzt

und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum

Neuen Testament

mit Anmerkungen versehen

von

Lic. theol. **Paul Fiebig**

Gymnasialoberlehrer in Gotha

8. 1906. M. 1.20.

(Ausgewählte Mischnatractate in deutscher Uebersetzung. 2.)

Kirchengeschichtliches Lesebuch

Herausgegeben von

Dr. **Heinrich Rinn**, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg, und Lic. **Johannes Jüngst**, Pfarrer an der St. Jakobikirche zu Stettin

Grosse Ausgabe

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

Lex. 8. 1906. M. 3.50. Gebunden M. 4.50.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Cremer, † D. H., **Christus ist mein Leben.** Akadem. Predigten. Herausg. von Lic. E. Cremer. 3 M., geb. 3,60 M.

Kolde, D. Th., Die älteste Redaktion der **Augsburger Konfession** mit Melanchthons Einleitung zum erstenmal herausgegeben und geschichtlich gewürdigt. 2 M., geb. 2,80 M.

Rabaud, P. C., **Altheidnische Wurzeln im kathol. Kultus.** Deutsch von G. L. 2. Aufl. 80 Pf.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 281172188 M. Vermögensbestand 95540000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1905: 3030000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 55: **Stuckert**, Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Tübingen, J. C. B. Mohr. 54 S. 80 Pfg.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann

Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und **Else Lohmann** staatl. gepr. Lehrerin.

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

In Vorbereitung:

Handbuch zum Neuen Testament

in Verbindung mit

H. Gressmann E. Klostermann F. Niebergall L. Radermacher P. Wendland

herausgegeben von

Hans Lietzmann

Die erste Lieferung soll Ostern 1906 erscheinen

Vorläufige Uebersicht:

Band I: 1 Grammatik des neutestamentlichen Griechisch von Prof. Dr. L. Radermacher-Greifswald.
2 Die urchristlichen Litteraturformen von Prof. Dr. R. Wendland-Kiel.
3 Die hellenistisch-römische Kultur. Von Prof. Dr. P. Wendland-Kiel.

„ II: 1 Die Synoptiker unter Mitwirkung von Lic. Dr. H. Greßmann-Kiel erklärt von Prof. Lic. Dr. E. Klostermann-Kiel.
2 Johannesevangelium erklärt von E. Klostermann-Kiel.

„ III: 1 Die vier paulinischen Hauptbriefe erklärt von Prof. Lic. H. Lietzmann-Jena.
2 Die neun übrigen paulinischen Briefe erklärt von E. Klostermann und H. Lietzmann.

„ IV: 1 Die Apostelgeschichte
2 Katholische Briefe
3 Hebräerbrief
4 Apokalypse
} erkl. von E. Klostermann u. H. Lietzmann.

„ V: Praktische Auslegung des Neuen Testamentes von Lic. F. Niebergall-Heidelberg.

Ausführliche Voranzeige steht zu Diensten.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg.



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 17 — Marburg i. H., den 26. April — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Warum sorget ihr?

Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Matth. 6, 28.

Jesu Leben war voll großer Sorge. Denn er sah, wie das Gericht hereinbrechen wollte, wie das Ende sich nahte. Vor seinen Augen stand die schreckliche Katastrophe, der Zusammenbruch von Himmel und Erde, und die ewige Qual der Verurteilten. Und die Menschen, die Genossen seines Volkes, das Gott einst erwählt hatte, achteten nicht darauf. Da trieb ihn seine Sorge in die Arbeit, in den Kampf. Und er führte ihn mit jener Schärfe und Schroffheit, die den weichen Seelen immer unerträglich gewesen ist, die sie gerne übersehen. Er fand Worte voll Hohn und bitterer Satire, wie spitze Pfeile fielen sie von seinen Lippen. Mit einem Zorn, der keine Verständigung zuließ, stritt er wider alle Feinde Gottes.

Aber sein Leben ging nicht auf im Kampfe. Er hatte Ruhe in Gott. Und in solchen Stunden sprach ihm diese Welt, obschon er sie dem nahen Untergang verfallen wußte, vom Himmelreich. Er sah dem Blühen und Wachsen, dem Treiben der Menschen auf ihr zu, immer wieder, lange, mit Hingebung und Freude. Und es entstanden ihm die herrlichsten Dichtungen aus dem, was sein Auge, was seine Seele schaute. All dies Vergängliche, auch dies kurze Blühen und schnelle Vergehen, wurde ihm ein Gleichnis des Ewigen, ein Widerschein der Heiligkeit und der großen Liebe des Vaters.

Unser Leben verläuft in Spannungen, unser Glaubensleben erst recht. Es löst sich ab Suchen und Finden, Ruhe und Unruhe, Kampf und Friede. Gottes Reich ist Gabe und Aufgabe. Es ist ein Besitz, den wir haben, in dem wir fröhlich und selig sind. Und doch müssen wir um ihn sorgen, ihn immer aufs neue erarbeiten, wenn wir ihn nicht verlieren wollen.

Heute steht Allen, die Christen sein wollen, die Aufgabe wieder ernst und groß vor der Seele. Die Zeit und ihre Not forderts. Wir fühlen die Pflicht, Jesu, Gottes Mitstreiter zu sein. Aber wir können vom Kampf, von der Arbeit nicht leben. Wir können nicht entbehren die Gabe, die Kraft, die Seligkeit des Reiches Gottes. Und darum laßt uns doch auch der Blumen auf dem Felde nicht vergessen. Sie haben den Jüngern Jesu noch immer Etwas zu sagen. Sie können ihnen helfen das Gefühl der Angst und der Verlorenheit überwinden, indem sie ihnen Wegweiser werden hin zu dem großen, ewigen Gott, dessen Auge über jedem von uns leuchtet und uns durch seine Strahlen zusammenbindet zu einer Gemeinde von Brüdern. H E

Englische und deutsche Frömmigkeit

Verehrter Freund!

Sie haben in Nr. 6 die Frage gestellt: Was können unsere deutschen Kirchen — und was kann die Christliche Welt tun, um Verständnis und Verbindung zwischen den beiden Völkern (England und Deutschland) zu pflegen? Diese Fragestellung gibt mir Veranlassung, im Geist das englische Christentum, wie ich es drüben beobachtet habe, mit der deutschen Frömmigkeit zu konfrontieren und solche Punkte festzuhalten, wo dann beide auf einander reagieren, sei es in zustimmender oder ablehnender Form. An vier Hauptpunkten setzen für mich diese gegenseitigen Reaktionen ein.

1. Die Kirche

Darf ich mit einem kleinen Erlebnis beginnen?

Als ich bei einem Pfarrer der englischen Staatskirche zu Besuch war, kam das Gespräch auf Harnacks Wesen des Christentums. Ich war bei ihm auf eine gründliche Kritik von Harnacks Darlegungen über das Wesen des Evangeliums, über die Bedeutung der Person Jesu usw. gefaßt. Aber die Kritik daran fiel anders aus, als ich erwartet hatte. Es fehlte ihr das Pathos des inneren Interesses an dem Gegenstand; dies haftete auf einem andern Punkt. Was dem anglikanischen Pfarrer das Herz heiß und die Leidenschaft lohen machte, war die Behauptung, daß die Kirche, sowie sie sich uns im dritten und vierten Jahrhundert darstellt, ein geschichtliches Gebilde ist, dessen einzelne Elemente von verschiedenen Seiten zusammengeflossen sind. Sobald dieser Punkt erreicht war, flammte das Pathos auf. Nun waren die Wärme und der Eifer erreicht, mit denen wir in Deutschland etwa die Frage durchkämpfen, ob Jesus in sein Evangelium gehöre oder nicht. Mit der Behauptung, daß die Kirche nicht den Anspruch erheben kann, die getreue Verwirklichung einer ausdrücklichen Anordnung Jesu zu sein, ist dem Anglikaner an sein Heiligtum gegriffen. Was ihn hält in seiner Frömmigkeit und was dem Pfarrer der Staatskirche Mut und Kraft zu seinem Amt gibt, ist der religiöse Glaube an die anglikanische Kirche als die sinnliche Darstellung der göttlichen Offenbarung und an die Autorität des anglikanischen Priesters, die er kraft der priesterlichen Weihe beanspruchen darf, weil diese Weihe ihn durch die Kette der Bischöfe hindurch unmittelbar mit Christus verbindet. Es ist dies der oft genannte „katholische" Zug in der englischen Staatskirche.

Man kann sich den Ausdruck „katholisch" gefallen lassen, nur darf man ihn nicht mit römisch-katholisch gleichsetzen. Der Anglikaner fühlt sich mit allen den Christen verwandt, die mit ihm diesen Kirchenbegriff und diese Auffassung der Priesterweihe teilen. Seine Sympathie gehört darum in Sonderheit den orientalischen Kirchen. Wir Deutsche, Lutheraner oder gar Re-

formierte, gehören für den Anglikaner nicht zur Kirche. Wenn er konsequent ist — und sehr Viele sind in diesem Punkt konsequent — dann versagt er uns den Ausdruck Kirche und versagt dem deutschen Geistlichen die Prädikate, die er dem Pfarrer seiner Kirche beilegt. Und wenn wir in Lehre und Praxis sonst auch völlig mit der anglikanischen Kirche übereinstimmten, sie würde uns trotzdem so lange für Bastarde halten, als wir die Einführung der Priesterweihe und die Annahme des „katholischen" Kirchenbegriffs verweigern. Wenn man diese innersten Stimmungen der anglikanischen Kirche kennt, ist man von jener Erklärung der Church times nicht mehr überrascht, in der es heißt:

> Die anglikanische Kirche und die lutherische Körperschaft (!) Deutschlands sind so weit von einander getrennt wie der Nordpol und Südpol. Wir protestieren dagegen, auf Grund einer untergeschobenen Gemeinsamkeit ... zur Förderung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen uns und unseren deutschen Vettern uns auffordern zu lassen.

Man weiß in Deutschland gar nicht, welche Triebe dieser anglikanische Kirchenbegriff in enger Verbindung mit dem Nationalitätsglauben hervorbringt. Von ernsthaften Männern werden ernsthaft gemeinte Bücher geschrieben, die mit bewundernswertem Aufwand von Fleiß und Exegese aus Geschichte und Bibel den Beweis führen, daß die Angelsachsen die verloren gegangenen zehn Stämme Israels sind, daß auf sie die Verheißungen des Alten Testaments sich beziehen, und daß sie darum kraft göttlichen Rechtes die Herrschaft über die anderen Völker zu führen haben. Erst in dieser Beleuchtung versteht man, mit welchen Augen der Anglikaner Deutschlands Aufschwung betrachten muß. Für Manchen spinnt sich sicher die alttestamentliche Parallele daran von dem Widerstand eines der palästinischen Nachbarvölker gegen das Volk Gottes und seine Gottesherrschaft. Ich möchte nicht ungerecht sein gegen ein Volk, daß ich außerordentlich hochschätze und von dem ich persönlich viel gelernt habe. Aber ich glaube, man bleibt innerhalb der Grenzen der Wahrheit, wenn man zu bedenken gibt, daß das englische Volk diesen Angriff auf seine göttliche Herrscherstellung wohl einmal, wenn die politische Not drängt, süßsauren Gesichtes ignorieren kann — vergessen und verzeihen kann es ihn dem Deutschen nicht.

Sie sehen, verehrter Freund — und das ist auch der Grund, weshalb ich Ihnen das schreibe: wir können Wenig tun, um im Namen unserer Kirchen eine wirkliche und doch zugleich im Augenblick fühlbare innere Annäherung der beiden Völker zu fördern. Wir könnten doch mit der englischen Kirche nur verhandeln auf dem Boden der Gleichberechtigung und gegenseitigen Anerkennung. Diese Vorbedingung wird uns von ihr versagt, und was das Erschwerende ist, sie wird uns versagt nicht aus Laune, sondern in rechter Konsequenz der englischen staatskirchlichen Frömmigkeit. Erst wenn diese anders würde, wäre die Möglichkeit einer Einwirkung geschaffen. Werden wir aber das Wesen dieser geschichtlich gewordenen Frömmigkeit ändern können? Ich wage darauf keine Antwort zu geben.

2. Das göttliche Gesetz

Auf diese Ausführungen wird man mit der Frage antworten, wie es denn aber mit allen denen stehe, die in ihrer Frömmigkeit nicht von dem anglikanischen Kirchenbegriff beherrscht werden. Diese machen ja gut die Hälfte des englischen Volkes aus. Ihr gehören nicht nur alle die an, die wir unter dem unglücklichen Namen „die englischen Sekten" zusammenzufassen pflegen, sondern auch eine Richtung in der Staatskirche, die sich als low Church fühlt und deren Glieder sich als evangelicals bezeichnen. Die vom Anglikanismus abgesplitterten Teile bilden eine bunte Fülle von Denominationen aller Art, aber im Vergleich zu ihm sind sie eine einheitliche Größe. Denn an der Stelle des religiösen Lebens, an der beim Anglikaner die Kirche steht, steht bei ihnen allen ein gemeinsamer religiöser Gedanke: das Gottesgesetz.

Geschichtliche Parallelen sind immer gefährlich, aber zur Verdeutlichung möchte ich doch eine ziehen. Es liegt eine ähnliche Erscheinung vor, wie im Priestertum und Schriftgelehrtentum des jüdischen Volkes im letzten Jahrhundert seines politischen Bestehens. Die religiöse Voraussetzung beider war die Ueberzeugung, daß Israel das auserwählte Gottesvolk ist. Das ist auch die gemeinsame Voraussetzung der anglikanischen und nonconformistischen Frömmigkeit Englands. Auf dieser gemeinsamen religiösen Grundlage bauten sich damals in Israel und bauen sich heute in England die zwei Anschauungen auf, die des Priesters, daß dieser eigenartige Bund von Gott und Volk verbürgt sei im Kultus, und die des „Schriftgelehrten", daß dieser Bund sich auswirke in einer peinlich genauen Ordnung des gesamten privaten und öffentlichen Lebens gemäß den von Gott eingesetzten und im heiligen Buch niedergelegten Lebensnormen. Ich darf daran erinnern, welche Rolle das Alte Testament im englischen Puritanismus, dem klassischen Typus dieser Frömmigkeit, gespielt hat, wie der Heros dieser Frömmigkeit, Cromwell, uns anmutet als alttestamentliche Gestalt, wie diese Frömmigkeit genau wie im jüdischen Schriftgelehrtentum einen demokratischen Zug hat, während die Church auf Seiten der englischen Konservativen steht, wie so viele ihrer Institutionen und Anschauungen — man denke an den englischen Sonntag, an die Abstinenzbewegung, an den sonntäglichen Gottesdienstbesuch — uns den engen, aber straffen Geist einer religiös-gesetzlichen Regelung des Lebens entgegenatmen. Hinter allen diesen einzelnen Beobachtungen, die so handgreiflich sind, daß auch der oberflächliche Besucher Englands von dem „gesetzlichen Zug" in der englischen Frömmigkeit zu reden weiß, steht jener große imponierende Gedanke Calvins, der aber erst auf angelsächsischem Boden seine völkergestaltende Kraft gewann: die Regelung des gesamten öffentlichen und privaten Lebens durch den geoffenbarten Gotteswillen.

Wenn wir anfangen, diesen Gedanken durchzudenken, dann kommen liebe Erinnerungen über uns. Dann müssen wir unwillkürlich zurückdenken an die Anfänge unserer evangelisch-sozialen Bewegung, an die Zeit, wo wir in den Evangelien nicht nur den rechten Geist suchten, mit dem wir in den Kämpfen unserer Tage stehen wollten, sondern auch Richtlinien zu finden hofften für eine bessere Gestaltung unseres öffentlichen Lebens. Damals ging — auch von uns meist unerkannt — der Geist Calvins und Cromwells durch unsere Kirchen und die, die uns für ihn begeisterten, trugen z. T. englische Namen: Kingsley, Ludlow, Maurice. Den Fortgang brauche ich nicht weiter zu erzählen: jene Hoffnung zerrann unter unseren Händen. Wir sahen nur zwei Möglichkeiten vor uns: auf jenen Gedanken der Regelung aller Verhältnisse durch das Evangelium in der Form, wie wir es erhofft hatten, zu verzichten, oder in eine gesetzliche Auffassung unserer Frömmigkeit einzumünden. Wir haben das Erste getan. Wir haben Luther nicht verlassen können, obwohl wir gerade damals die Schranken auch seiner Frömmigkeit gesehen hatten. Indem wir aber das Erste taten, sind wir damit von den Engländern innerlich abgerückt. Die Engländer haben, wenn sie an jenem Scheidewege standen, das Zweite gewählt. Sie haben sich eingeengt in eine enge, aber starke Gesetzlichkeit, und die Tiefsten unter ihnen haben dann auf Zeiten gehofft, wo neues schaffendes Leben die Schale überflüssig machen und sprengen würde. Wenn diese englische Frömmigkeit Zeiten hat, wo sie das große Leben der Politik ihres Volkes seine eigenen Wege muß gehen lassen, dann predigt sie im kleinen die religiös-gesetzliche Regelung der Abstinenzfrage und der Sonntagsheiligung, oder sie fährt über das Wasser, um in Pennsylvanien und Georgien das zu schaffen, was sie in der Heimat nicht erreichen konnte. Auch dieser letzte Zug ist so lehrreich. Denn wenn unsere Hoffnungen für das öffentliche Leben unsers Volkes zusammenbrechen, dann denken wir deutschen Christen nicht daran, mit unseren Ideen übers Meer zu fahren, sondern dann ziehen wir uns zurück auf das „Christentum des Berufs".

So fürchte ich, verehrter Freund, um auf Ihre Frage zurückzukommen: auch wenn wir auf den puritanisch-gesetzlichen Grundzug von Englands Frömmigkeit blicken, sind die Aussichten unserer Mithilfe für eine Annäherung zwischen den beiden Völkern gering. Sie sind heute geringer als vor zwanzig Jahren. Der Engländer hat sich stark in seine Gesetzlichkeit eingewöhnt,

und der deutsche Christ ist wieder in seinen Individualismus zurückgefallen. Ob dieser Rückfall freilich trotz aller zerronnenen christlich-sozialen Träume in diesem Maße stattfinden mußte, das ist mir fraglich. Wir sind nicht nur in unsere alte deutsche Art, sondern in eine alte deutsche Unart zurückgefallen, von der uns vielleicht ein Blick auf die englische Frömmigkeit heilen könnte. Diese Unart betrifft nicht nur die Behandlung der Religion, sondern aller großen, das Leben des Einzelnen überragenden Lebensmächte. Ich darf aber von der Religion aus argumentieren. Der Deutsche sieht in ihr eine mehr oder weniger einheitliche Sammlung von Ueberzeugungen, Grundsätzen, Stimmungen, Anschauungen, Handlungen, aus denen sich der einzelne Mensch die auswählt, die er zu den seinigen machen will. In der Theorie haben wir zwar gegen die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts herausgearbeitet, daß das Christentum keine natürliche Anlage ist, die mit jedem Menschen geboren wird, sondern eine historische Größe, in die heutzutage jeder Deutsche hineingeboren wird, deren Luft er atmet und von deren Gütern er lebt. In der Praxis des Lebens aber ist für uns das Christentum noch viel weniger geworden als solche angeborene natürliche Veranlagung, nämlich eine ehrwürdige Gewändersammlung, aus der man je für die passende Gelegenheit sich ein Kleid auswählt. Wir müssen unserm Volke die Wahrheit zur Erkenntnis bringen, daß die großen Lebensmächte *vor* dem Einzelnen da sind und daß er in sie hineingeboren wird, daß Staat, Gesellschaft und Kirche nicht dadurch bestehen, weil der Einzelne so gütig ist, sie bestehen zu lassen, sondern daß der Einzelne nur deshalb nicht ins bodenlose Nichts versinkt, weil jene Kräfte da sind, die ihn hervorbringen, erziehen, erhalten und nähren an Körper, Geist und Seele. Es handelt sich um die Ueberwindung unsers deutschen Individualismus. Ueberwinden müssen wir ihn, weil er ein Phantom ist, ein Truggebilde, das dem wirklichen Leben nicht entspricht. Nur dadurch, daß wir unsere großen nationalen Lebensmächte höher achten als das vergehende Individuum, werden wir bei dem Engländer und sonst in der Welt Achtung erwerben für diese unsere großen Güter. Solange das nicht der Fall ist, sind wir weiter Nichts als Einzelmenschen und werden für nichts Anderes geachtet. Man findet unsern Anspruch auf Beachtung und Achtung unsrer gemeinschaftlichen deutschen Geistesgüter und -Kräfte lächerlich, weil sie uns selbst ja nur Mittel zum Zweck für unser individuelles Dasein sind. Wir können sicher nicht zur Priesterweihe und zur Succession der Bischöfe zurückkehren, aber wir können Manches tun, um in unserm kirchlichen Leben nicht mehr bloß als body zu erscheinen, und vor Allem, wir könnten Lebenskräfte ausnützen, die wir heute in Unverstand vergeuden.

3. Die Theologie

Wenn zwei Völker — wie letzthin England und Deutschland — aus irgend welchen wirtschaftlichen und politischen Gründen in Spannung gekommen sind und nun aus eben diesen wirtschaftlichen und politischen Gründen die Tendenz auftritt, diese Spannungen wieder zu mildern, dann holt man schnell aus dem Kulturleben der Völker die Dinge hervor, an denen man glänzend beweisen kann, wie viel Gemeinsames die Völker haben und wie gering die Gegenstände der Spannung sind im Vergleich mit den Dingen, in denen man sich gegenseitig befruchtete, denen gegenüber man unbedingt in ein tief gerührtes Gefühl der Dankbarkeit verfallen muß, angesichts derer man sich gegenseitig so sehr braucht und sich so sehr hoch schätzt und lieb hat. Unter diesen Dingen, die dann hervorgeholt werden, um solche Gefühle der Eintracht und Liebe und Hochschätzung hervorzuzaubern, figuriert dann auch immer „Kunst und Wissenschaft." Nun haben Kunst und Wissenschaft sicher die schöne Eigenschaft an sich, daß sie, international, einen sehr günstigen Prozentsatz nationaler Beimischung in sich tragen. Sie lassen sich leicht von einem Land in das andere transportieren und helfen, indem sie doch ihr Geburtsland nicht verleugnen können, zum gegenseitigen Verständnis der Völker. Aber schon das fällt auf, daß diese wohltätigen Wirkungen kommandiert werden und immer gerade dann so stark empfunden werden sollen, wenn die Politiker diese Wirkungen für ihre Zwecke brauchen. Dann hören doch Kunst und Wissenschaft auf, die hohe, die himmlische Göttin zu sein, und werden jede zur tüchtigen Kuh, die die Völker mit Butter versorgt.

Trotzdem wird man immer gern die Untersuchung anstellen, ob nicht für eine solche innere Annäherung, wie sie uns Allen am Herzen liegt, Wissenschaft und Kunst Etwas leisten können. Die Kunst tritt in unserem Fall fast ganz zurück. Auch was heute an englischen religiösen Liedern und Melodien unter uns wirksam ist, wirkt nicht durch seinen künstlerischen Wert. Für die Annäherung der beiden Nationen auf religiös-kirchlichem Gebiet kommt die betreffende Wissenschaft, also die Theologie in Frage.

Es hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einmal eine Zeit gegeben, wo die Theologie eine solche Brücke der Verständigung zwischen englischem und deutschem Christentum zu werden schien. Es war die Zeit, als unter den Einflüssen von Coleridges Kenntnis der deutschen modernen Theologie und ihrer Arbeitsmethoden sich die broad church party in der englischen Staatskirche bildete. Ihr gehören Namen an, die unter uns guten Klang haben, man denke an Kingsley, Robertson, Dean Stanley, Conybeare. Damals machte ein Zweig der englischen Frömmigkeit den Versuch, die Theologie innerlich mit der Frömmigkeit zu verbinden und die theologische Arbeit zu einer Kraftquelle der Frömmigkeit zu machen. Sie fühlen, hier ist Geist von unserem deutschen Geist. Hier wird an Etwas gerührt, bei dessen Berührung unsere Herzen höher schlagen.

Leider müssen wir sagen, dieser Versuch, die Theologie für die Frömmigkeit fruchtbar zu machen, ist eine Episode in der Geschichte der englischen Frömmigkeit. Er gehört heute schon der Geschichte an: die letzten Flammen dieses Strebens werden in absehbarer Zeit verloschen sein. Dieser uns so anheimelnde Versuch konnte keinen Boden fassen in der englischen Volksseele. Sie hatte kein Verständnis dafür.*)

Unsere Leser werden mit Ihnen und mir wissen, daß darum England theologisch nicht unproduktiv ist. Wie haben wir als Studenten die Engländer manchmal um ihre prächtigen Textstudien und Textausgaben beneidet. Wie viele geistige Bewegungen, die tiefe und breite Wellen in unser deutsches kirchliches und religiöses Leben geschlagen haben, haben ihren Ausgangspunkt in England gehabt! Aber während sie bei uns für das religiöse Denken und kirchliche Handeln solche anregende oder aufregende Wirkung hatten, floß das religiös-kirchliche Leben Englands ohne irgend welche tiefere innere Beeinflussung von diesen philosophisch-religiösen Gedanken einher.

Wir sehen wieder hinein in eine der großen sachlichen Verschiedenheiten in der geistigen Struktur von England und Deutschland. Wir können die Theologie in Deutschland für unser religiöses Leben nicht entbehren; an ihr rankt es sich empor, an ihr hat es Halt und Förderung. Für die religiöse Fortentwicklung Englands ist es ziemlich gleichgültig, ob Darwin seine Entstehung der Arten schreibt und ob Robertson Smith seine religionsgeschichtlichen Untersuchungen macht, oder nicht.

So ist bei näherem Zusehen wenig Hoffnung vorhanden, daß die theologische Wissenschaft eine versöhnende Brücke werden kann zwischen englischer und deutscher Frömmigkeit. Jedenfalls hat die broad church-Bewegung bewiesen, daß England auch beim besten Willen und mit hervorragenden Kräften sich uns auf diesem Wege nicht nähern kann. Fraglich bleibt nur, ob wir uns nicht England dadurch nähern können, daß *wir* die Bedeutung der Theologie für die Frömmigkeit einer Revision unterziehen in der Richtung, daß wir untheologischer werden.

---

*) Ich weiß wohl, daß diese Versuche auch heute noch nicht völlig aufgehört haben. Besonders arbeiten — außerhalb der Kirche und der organisierten Nonconformity stehend — die *Unitarier* sehr in dieser Richtung und sind stark beeinflußt von deutscher Theologie. Aber das stößt das Urteil nicht um, daß die englische *Volksseele* für dieses Streben kein Verständnis hat. — Auch bleibt *Schottland* ganz außer dem Rahmen unserer Untersuchung. Das religiöse Leben Schottlands ist zum Teil ganz anders orientiert als das Englands und bildet oft, wie auch gerade in der Frage der Theologie, eine Vermittlung zwischen englischem und deutschem Geistesleben. An Schottland kann die Aussicht auf Verständigung anknüpfen!

An solchem Versuchen und Streben fehlt es bei uns nicht; aber denen wollen wir ein energisches Quos ego! zurufen.

Es erfüllt mich mit großer Betrübnis zu sehen, wie in den letzten sieben Jahren, während deren die deutschen Verhältnisse meinem Gesichtskreis etwas entschwunden waren, das Mißtrauen gegen die Theologie zugenommen hat. Es hat immer wieder Kreise geben, die in der „Kirche" die Verfälscherin und Feindin der Religion gesehen haben. Nun sind andere Kreise hinzugetreten, welche die Theologie mit diesen schwerwiegenden Attributen belasten. Ich denke dabei weniger an Leute von der kirchlichen Rechten, die nur eine besondere Art von Theologie bekämpfen, als vielmehr an solche, die in jeder wissenschaftlichen Durchdringung der Religion den Erbfeind persönlichen religiösen Lebens sehen. Wenn man in einem Volke gelebt hat, für dessen Frömmigkeit der Faktor Theologie fast ausgeschaltet ist, empfindet man doppelt dankbar, welche Bereicherung unser deutsches Christentum durch die mühselige und oft so undankbare und wenig gedankte Arbeit der Theologen empfangen hat. Daß Theologie nicht gleich Religion ist, brauchen wir heute wohl kaum mehr zu verkündigen. Jedenfalls sollte es nie geschehen ohne den Zusatz, daß seit den Tagen des Professors und Doktors Luther unsere deutsche Frömmigkeit der Theologie zu großem Dank verpflichtet ist, ja, wenn Sie mich nicht mißverstehen wollen, tief im Schulbuch der Theologie steht. Vor einer solchen Annäherung an den Geist der englischen Frömmigkeit, welche die Theologie zu einem bloßen Anhängsel und zum Dekorationsstück für die Frömmigkeit macht, möge uns Gott behüten!

4. Die erlebte und die gelebte Frömmigkeit

Es unterliegt keinem Zweifel, daß während die Befruchtung der englischen Frömmigkeit mit dem Geist der deutschen Theologie als ein mißlungener Versuch der Vergangenheit angehört, in der Gegenwart starke religiöse Einflüsse von England aus auf Deutschland ausströmen. Es gibt überall in den englischen Großstädten Deutsche genug, besonders solche, die dem kleinen Mittelstand angehören, die *eine* Art englischen Christentums als die ihrem inneren Wesen entsprechende Erscheinung der Religion empfinden. In dieser Form des Christentums haben sie das Heil und den Frieden ihrer Seele gefunden. Ihnen ist diese Frömmigkeit sogar die Eingangstür zum Verständnis des sonstigen englischen Wesens geworden — freilich zugleich auch die Pforte, die sie von ihrem deutschen Empfinden und Denken abschloß.

Der Einfluß dieser Frömmigkeit faßt sich zusammen in das Wort: *Methodismus*. Man wird um das Urteil nicht herumkommen, daß im Methodismus in ausgesprochener Form sich englisches und deutsches Wesen die Hände gereicht haben. Luthers Rechtfertigungsglaube und herrenhutische Frömmigkeit haben an der Wiege des Methodismus gestanden, deutsches religiöses Leben ist in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in reicher Fülle hinübergeströmt in die Versammlungsräume von Aldersgate Street und Fetter Lane. Wie zum Dank für diesen Liebesdienst hat der an deutschem Wesen erstarkte Methodismus Englands seinen Geist zurückfluten lassen nach Deutschland und bei aller fremdartigen Form fühlen heute noch viele Tausende unserer deutschen Christen aus den ins Deutsche übertragenen englischen Erweckungsliedern und aus dem Feuer der an englischen Vorbildern geschulten Evangelisatoren Töne klingen, die sie heimatlich anmuten. Diese Klänge aber, die vom zartesten Empfinden bis zum marktschreierischen Anpreisen in jenen Liedern und Predigten locken und werben, sind die Auswirkungen des einen großen religiösen Gedankens: Religion ist *Rettung* der Seele. Kann dieser Gedanke „Religion ist Rettung der Seele" nicht ein Band werden, das sich vereinigend und verständigend um die Frömmigkeit der beiden Länder legt, und kann, wenn diese Einheit im innersten Lebenszentrum erreicht ist, sie nicht ihre versöhnende Kraft auch auswirken an die Peripherie des wirtschaftlichen und politischen Lebens?

Sie ersparen mir das Eingehen auf den zweiten Teil dieser Frage, darauf, ob solche Wirkungen vom gemeinsamen Zentrum auf die peripherischen Gebiete sich leicht hervorrufen lassen. Wenigstens will ich aussprechen, daß diese Uebertragung in der Praxis nicht so leicht ist, wie sie zunächst scheint. Wie haben unsere deutschen Gemeinschaftsleute und Methodisten, die im Zentrum sich so eng verbunden fühlten mit den Methodisten Englands, unter dem Burenkrieg gelitten, und wie haben hüben und drüben die, die sich im Zentrum eins wußten, sich nicht verstehen können in den Gefühlen und Urteilen über diese peripherischen Vorgänge!

Aber ganz abgesehen davon: wir — und jetzt verstehe ich diese „wir" zunächst einmal im engeren Sinn der Freunde der Christlichen Welt — können den Satz der englischen Nonconformity nicht unterschreiben, daß persönliche Frömmigkeit so viel ist wie sich *retten* lassen, um Andere zu *retten*. Uns ist der psychologische und der religiöse Untergrund dieser Auffassung des Christentums versagt. Wir bringens nun einmal nicht fertig, die Welt zu teilen in Verlorene und Gerettete. Wir wissen wohl, welche Kraft in diesem Schema liegt, Kraft fürs eigene Leben, Kraft für die Seelsorge, Kraft für die kirchliche Betätigung, Kraft für die Missionsarbeit. Wir wissen es und leiden wohl auch manchmal darunter, daß diese Auffassung uns so fern liegt. Aber aneignen können wir sie uns trotzdem nicht: sie widerstreitet unserem Wirklichkeitssinn und unserem Gottesglauben. Uns schwebt eine andere Wesensbestimmung für die deutsche Frömmigkeit vor Augen. Sie ist weniger massiv, weniger packend und aufrüttelnd, zarter, difficiler, und wir wissen, auch von unserem Volk sind Wenige, die sie finden. Aber wir können sie nicht lassen, sie hat uns das Herz abgewonnen, ihr danken wir unser Bestes: uns ist Frömmigkeit eine das persönliche Leben durchdringende und entwickelnde Kraft. Wir nehmen dabei diese Erfahrung vom Wesen der deutschen Frömmigkeit nicht als ein Sondergut der modernen Frömmigkeit oder gar des Freundeskreises unseres Blattes in Beschlag. Wir empfinden es — trotz dem deutschen Methodismus — als den Wesenszug aller Frömmigkeit, die in der deutschen Eigenart wurzelt. Denn wir machen bei den vom englischen Methodismus erfaßten Deutschen die Beobachtung, daß sie entweder durch die Aufnahme des Methodismus dem deutschen Wesen absterben (und dann hat der Methodismus nur beigetragen die nationalen Gegensätze zu verwischen, nicht aber sie innerlich zu überwinden) oder aber daß der Methodismus für diese Glieder unseres Volkes nur ein Durchgangspunkt wird und daß sie, oft durch ihn mit einer wunderbar starken Energie religiösen Strebens beschenkt, zu uns zurückkehren mit der bezeichneten Motivierung, daß sie „*weiter* wollen" und daß ihre Form der Frömmigkeit hierfür versagt.

Wieder stehen wir vor starken sachlichen Differenzen zwischen der englischen und deutschen Ausprägung des Einen Christentums. Der Engländer kann unsere unmassive, fast möchte man sagen unsichtbare Frömmigkeit nicht verstehen. Ihm fehlt der Begriff „Persönlichkeit", ihm fehlt sogar der sprachliche Ausdruck dafür. Denn das englische personality ist etwas Anderes als das deutsche Wort Persönlichkeit.*) Und nun gar der Gedanke, daß Religion eine die Persönlichkeit *entwickelnde* Kraft ist! — das ist ihm völlig Fremdsprache. Fremdsprache für den Anglikaner, dem Religion die Darstellung des Ewigen im Kultus ist, Fremdsprache für den Puritaner, dem sie die Offenbarung der göttlichen Lebensnormen umschließt, Fremdsprache für den Methodisten und Baptisten, der sie in dem persönlichen Erlebnis der Rettung fand.

Es hätte mich gereizt, noch mit ein paar Worten auf das Verhältnis von Persönlichkeitsbildung und Individualismus einzugehen. Denn da herrscht im deutschen Denken oft starke Verwirrung. Man setzt beide gleich und redet von Persönlichkeiten, wo man von Einzelmenschen sprechen sollte. Den Schaden dieser falschen Gleichsetzung haben dann die großen Lebenskräfte zu tragen. Sie werden in ihrem Wert und ihrer Bedeutung herabgesetzt, angeblich weil sie sonst der „freien Ausbildung der Persönlichkeit" hinderlich sind, in Wahrheit aber, weil der Einzelmensch wohl die Vorteile eines geordneten staatlichen, gesellschaftlichen, kirchlichen Lebens genießen will, sich aber vor der

*) Bezeichnend ist auch, daß die englische Sprache kein Wort für „Weltanschauung" hat. Und was spielt Weltanschauung für eine Rolle im religiösen Denken Deutschlands!

Uebernahme der damit verbundenen Pflichten sträubt. — Aber ich muß abbrechen, mein Brief ist schon zu ausführlich geworden.

Wenn ich seinen Inhalt noch einmal kurz zusammenfassen darf, so lautet mein Urteil:

1. Ich sehe keine Möglichkeit, von kirchlicher Seite aus im Augenblick mit Erfolg in das Verhältnis der beiden Völker einzugreifen. Die sachlichen Verschiedenheiten im religiös-kirchlichen Leben Englands und Deutschlands sind so groß, daß ein solcher Eingriff eher eine trennende als versöhnende Wirkung haben könnte.

2. Bei aller Einsicht in die nationalen Schranken der englischen Frömmigkeit können wir sie in ihrer Bedeutung für das englische Volk verstehen und sie darum hochschätzen. Ja in einem entscheidenden Punkt können wir für unsere deutsche Frömmigkeit weitgehende Anregung von drüben erhalten, nämlich in der Richtung, daß wir unsere wissenschaftliche Erkenntnis vom historischen und damit allem Einzelleben übergeordneten Charakter der Frömmigkeit in praktisches Handeln umsetzen.

3. Der dem Engländer noch mangelnden Einsicht in die Geistigkeit, Tiefe und Kraft unserer Frömmigkeit können wir nicht durch Abstumpfung unserer Eigenart begegnen. Wir müssen vielmehr hoffen, durch bewußtes Ausleben unserer Eigenart sein Verständnis, seine Achtung und Liebe für unser Teuerstes zu wecken.

4. Die Aufgabe, die der Engländer zu leisten hat, ist somit größer als die unsrige. Denn wer noch nicht zum Verständnis von anderer Eigenart hindurchgedrungen ist, hat noch einen weiteren Weg vor sich als der, der das relative Recht einer jeden national gebundenen und bedingten Frömmigkeit kennt.

Und nun danke ich Ihnen, verehrter Freund, daß Sie durch Ihre Frage mir Gelegenheit gegeben haben, meine Andeutungen vom Dezember letzten Jahres, die Sie in Nr. 2 unsers Blattes abgedruckt haben, näher zu erläutern.

Willy Veit

Massenaustritt aus den Landeskirchen?

Vgl. Chronik der christlichen Welt 1906, Nr. 5, Sp. 62ff.

Göhre hat zum Massenaustritt aus den Landeskirchen aufgefordert. Die Sache ist ernst genug; darum wollen wir Göhres Vorgehen prüfen. Sein eigener Austritt aus der Landeskirche als persönliche Tat religiöser Ueberzeugung und als vollzogene Tatsache steht uns außer Diskussion. Was mich zum Widerspruch reizt, ist die Aufforderung zum *Massen*austritt aus den Landeskirchen und zwar eben um der „Religion" willen.

Göhre als geschichtlich gebildeter Theologe weiß, daß es die Kirchen gewesen sind, die trotz allen Mängeln und Gebrechen das Evangelium weitergegeben haben, die auch ihm (und den Tausenden, an die er seine Aufforderung zum Austritt ergehen läßt) sein Christentum — oder, ich will vorsichtiger sagen: die Grundlage gegeben haben zu dem, was jetzt in ihm als höher und feiner entwickelte Religion *gegen* die Kirche sich wenden zu müssen glaubt. Ebenso weiß er aus der Geschichte, daß allein durch die Vermittlung einer festen Institution, wir nennen sie Kirche, das religiöse Leben, die religiöse Gedankenwelt und die praktische Religionsübung dauernd und mit Aussicht auf stetig zunehmenden breiteren Einfluß fortgeführt werden kann. Göhre selbst sagt, daß er auch eben um der Religion willen seine Aufforderung ergehen läßt; er sagt damit, daß es ihm um Erhaltung und Förderung der Religion zu tun ist und um ihre Weitervererbung.

Ist es da nun folgerecht, das durch Jahrhunderte gebildete Gefäß dazu einfach zertrümmern zu wollen, ohne daß überhaupt nur der Versuch gemacht wird, an seiner Stelle Neues, Besseres zu geben?

Gesetzt, der *Massen*austritt käme wirklich zu Stande. Jeder der vielen Einzelnen für sich würde die „Religion" nicht bewahren und fördern können. Das Beispiel der sozialdemokratischen Bewegung zeigt, wie Ideen erst verwertet werden durch äußeren Zusammenschluß. Dazu kommt, daß Nichts so zur Gemeinsamkeit treibt, als tief empfundene Religion. Denn in der Religion liegt mit als Tiefstes dies: mit Andern für Andere. Die nächste, wenn auch vielleicht in der besonderen Zeitlage nur allmählich eintretende Folge des Massenaustritts wäre die Bildung neuer Gemeinschaften zur Pflege des religiösen Lebens. Gerade weil es sich um Sozialdemokraten handelt, dürfte das um so eher geschehen müssen — aus innerer Notwendigkeit: die Partei behandelt auf dem Programm die Religion als Privatsache. Mit Recht. Damit ist aber nicht gesagt, daß sich eben das religiöse Leben der Privaten nicht doch zusammenschließen sollte. Da nun außerdem die Partei praktisch gar nicht so Ernst macht mit der Privatsache, sondern die Religionsübung offiziell nicht nur nicht begünstigt, sondern sie sogar hemmt, so wird sich notgedrungen ein anderer Zusammenschluß bilden, der sogar nach der Natur der Lage von vornherein in gewissem Gegensatz zur offiziellen Partei*) stände. Es ergäbe sich also auch wieder eine Art Kirche. Warum aber erst diesen langen Umweg zu Neuem, wo man das Alte hat?

Und was dann weiter? Wie lange würde es dauern, da müßte es, nach der Vorschrift Göhres, wieder zu einer Massensezession kommen, bei irgend einem Anlaß, wie er ja auch hier das Schulgesetz zum Anlaß nimmt, und aus dieser wieder — — soll das endlos weiter gehen? Soll die Zerklüftung in unserm Volksleben durch diese immer schärfere neue Trennung immer noch schlimmer werden? Denn das dürfte Jedem, der noch nicht ganz Fanatiker ist, doch wohl selbstverständlich sein, daß wirklich das Beste des *ganzen* Volkes und damit auch der Arbeiter nur in möglichst gemeinsamer Arbeit zu erreichen ist: diesen Zusammenschluß zu fördern, sollte man immer wieder versuchen, nicht aber die Spaltung immer mehr zu erweitern streben.

Göhre nennt es Heuchelei, daß Hunderttausende in einer Kirche bleiben, deren reaktionären und feindseligen Charakter sie längst erkannt hätten. In diesem Satz liegen schwere Irrtümer.

Die Behauptung von dem feindseligen (das soll doch wohl heißen: arbeiterfeindlichen) und reaktionären Charakter der Kirche ist in dieser Unbegrenztheit einfach falsch. Schon längst ists anders. Mag es weite Kreise geben, die so sind: *die* Kirche ist eben schon lange nicht mehr so. Auch der Hinweis auf Generalsynode und Behörden, der dann immer gebracht wird, beweist Nichts. Abgesehen davon, daß diese Machtfaktoren unter sich schon recht verschieden sind: selbst wenn sie ganz den behaupteten Charakter trügen — sie sind eben nicht die Kirche. Eine Identifizierung, die Göhre gewiß fern liegt. Um zum Gegenbeweis nur auf Eins besonders, das hier nahe liegt, hinzuweisen: auch was in der Christlichen Welt und ähnlichen Zeitschriften und geistesverwandten Büchern und praktischen Schöpfungen sich zeigt an Arbeit *gegen* Reaktion und Klassenhochmut, auch das stammt aus den Landeskirchen. Und wächst es nicht rasch?

Fast unbegreiflicher noch als dies Fehlen objektiver geschichtlicher Betrachtung scheint mir ein innerer Widerspruch. Göhre will auch im Namen der Religion, daß die Massen aus den Kirchen austreten.

*Massen*austritt aus Religion — wir leben doch nicht mehr im Mittelalter! Daß Göhre selbst seiner Ueberzeugung gefolgt ist und aus innerstem Drang die opfervollen Ergebnisse dieser Ueberzeugungstreue auf sich genommen hat, vor diesem Schritt haben wir volle Hochachtung. Aber: was Göhre aus eigenstem Drang, gewiß nach manchem innern Kampf hat tun *müssen*: kann er wirklich glauben, daß nun die Massen, wenn sie seiner Aufforderung folgten, das wirklich aus Religion täten? So muß er doch seine Leute kennen. Er handelt mit dieser Aufforderung im Widerspruch mit sich selbst. Er fordert die Menschen auf, das ohne innere Ueberzeugung zu tun, was aus innerer Ueberzeugung getan zu haben er für sein Bestes halten wird. Seine *Aufforderung* verführt dazu, unter dem Schein

*) Der letzte Grund hierfür liegt natürlich tiefer, im Wesen der Religion selbst, denn die Religion treibt zur Selbstlosigkeit, die Partei aber wendet sich — wie jede politische Partei — an das Gegenteil der Selbstlosigkeit und treibt nach diesem Pol hin.

der Religion Etwas zu tun, was in Wirklichkeit etwas ganz Anderes ist. Es entstände hier wirklich Heuchelei.

Für Göhre hat die Kirche ihren Wert völlig verloren. Einmal, weil sie ihm wohl überhaupt nie viel gewesen ist, und dann infolge der Schwierigkeiten, die ihm bereitet wurden, als er im Amt seiner Ueberzeugung gemäß seine Arbeit führte. Nun hat er an sich erlebt, daß er durch den Austritt und nach ihm eine Förderung und Höherentwicklung seiner Religiosität gefunden hat. Folgendes aber übersieht er: daß es für ihn, den wissenschaftlich gebildeten Mann und insbesondere den Theologen wohl möglich war, sich ganz auf sich gestellt eine völlig individuelle Religiosität zu erwerben. Die berufsmäßige ernste dauernde Beschäftigung mit den tiefsten Fragen hat da (neben seiner persönlichen Beanlagung) ihre Früchte getragen. Aber für die Leute, an die er sich wendet, fallen bis auf ganz verschwindende Ausnahmen diese Faktoren einfach weg. Sie gehen zum allergrößten Teil fast ganz in den Sorgen des Augenblicks auf; sie werden von ihren Führern geflissentlich darin bestärkt, daß das Trachten nach materiellem Gewinn das einzig Wahre sei; in ihren Versammlungen, ihren Blättern, untereinander: überall wird im Wesentlichen ihr Sinn darauf hingelenkt, auf religiöse Bedürfnisse nicht. Gewiß regen sich bei Vielen dieser Mühseligen höhere Interessen. Aber religiöse Interessen sind das sehr selten. Und auch jene sind ja Ausnahmen. Was entstände nun bei solchen Massen aus völlig radikaler Isolierung in kirchlicher Hinsicht? Eine Entwicklung gerade umgekehrt wie bei Göhre. Nicht zu vertiefter Religion hin, sondern von ihr weg, immer weiter. Zu solchem Schritt, wie Göhre ihn will, gehört innerer Fonds an religiösen Werten, ein großer sogar, sonst wirds zum Fluch.

Göhre ist sich dessen völlig gewiß, daß er in seiner selbständig entwickelten Religiosität die Kirche nie mehr brauchen wird. Aber dabei übersieht er, daß die Männer, von denen er jetzt die äußerlich gleiche Lossagung verlangt, innerlich auch unter diesem Gesichtspunkt etwas ganz Anderes damit täten. Vielen von ihnen ist eben die Kirche trotz ihrer kirchlichen Zurückhaltung doch noch unendlich viel mehr, als sie ihm gewesen ist. Es ist eine billige Behauptung, daß sie Alle ihren reaktionären und feindseligen Charakter längst erkannt hätten. Ja, das stimmt: man hat versucht und immer wieder versucht, ihnen das aufzureden: aber damit ist es noch nicht ihre innere Ueberzeugung geworden. Sie stehen durchaus nicht in solchem inneren Gegensatz zur Kirche wie Göhre selbst. Davon nachher mehr. Weiter: alle diese Tausende verdanken auch der Kirche mehr, als Göhre ihr verdankt. Denn was sie wirklich an Frömmigkeit haben, das ist ihnen fast völlig ererbtes Gut und ist so geblieben. Und schließlich, was noch viel mehr ins Gewicht fällt als dies Alles: sie können jeden Tag in Lagen kommen, wo die Kirche ihnen wieder nach und trotz jahrelanger Gleichgültigkeit unendlich viel mehr werden kann, wo sie ihnen vielleicht die letzte innere Sicherheit gibt — eben weil sie die eigenartige und individuelle, selbständig entwickelte Religiosität nicht haben und zumeist nie haben können, die in Ausnahmefällen zu selbstgewissem Verzicht auf die Hülfe der Kirche in jeder Lage führen kann. Was Göhre hier treibt, das scheint mir, ich kann mir nicht helfen, in gewissem Sinn eine Frömmigkeit auf Kosten anderer Leute zu sein. Er hat keinen Schaden davon, wenn er den Leuten zuredet, nun auch das letzte Gefäß wegzuwerfen, in dem sie sich schließlich für die Not ihrer Herzen noch Stärkung und Beruhigung hätten holen können. Wer ohne volle innere Klarheit solche Lossagung unternimmt, der handelt leichtfertig. Wer dazu auffordert, der handelt, es muß gesagt werden, schlimmer, indem er zur Leichtfertigkeit verführt, wo er zum tiefsten Ernst treiben sollte.

Nicht bloß eine Aufforderung zur Leichtfertigkeit ist es, sondern auch zur Pietätlosigkeit. Weil sichs um Religion handelt, muß dies besonders stark betont werden — zumal in unserer pietätlosen Zeit, die sich auf diesen traurigen Mangel noch extra was zu gute tut. Es ist im Eingang gezeigt, was wir alle der Kirche verdanken, auch Männer wie Göhre trotz Allem — wenn er nur das Wesen der Kirche in seiner Tiefe erfassen will. Ists recht von einem Sohn, eine Mutter, die sich dennoch um ihn gesorgt, ihn aufgezogen hat, der er, mag ers zehnmal leugnen, viel schuldet: ists recht, sie bei wachsender Erkenntnis und Einsicht im Stiche zu lassen, wenn er sieht, daß sie keine Heilige ist? Und sie gerade dann im Stiche zu lassen, wenn sie schwere Zeiten durchzumachen hat? Und mag sie oft etwas Stiefmütterliches gezeigt haben (zu ihrem innersten Wesen gehört das nicht), dann hilf ihr, daß sie sich auf ihr besseres Selbst besinnt! So handelst du voll Pietät. — O, alle „Pietät" hat mal ein Ende! — Meine Religiosität sagt mir aber: die Pietät hat nie ein Ende. Nie. Ein Quittwerden in religiösen und sittlichen Verpflichtungen gibts nicht. Wer das doch meint, dem fehlt, mag seine Religiosität noch so hoch entwickelt sein, etwas vom Besten. Gewiß, es kann Lagen geben, in denen ein ernster Mann sich schlechterdings entscheiden muß, eine sittliche Pflicht zu verletzen, um eine andere zu erfüllen. Das ist eben so hart in unserm Leben, daß es uns in solche Lagen bringt. Aber dann ists Gewissenssache des Einzelnen, und nur des Einzelnen, die der sorgfamsten Erwägung, des tiefsten Ernstes, des tiefsten Pflichtgefühls und vor allem des steten schmerzlichen Bewußtseins bedarf: dennoch verletzest du eine heilige Pflicht. Aber Aufforderung, in Massen das zu tun, und so leichthin, ohne auch nur den Versuch zu machen zu einer Vertiefung — — —

Wollte Göhre wirklich folgerichtig vom religiösen Standpunkt reden, dann müßte er gerade sagen zu denen, die ihn hören: „Hinein in die Kirche! Lernt sie erst richtig kennen, prüft, ob sie euch religiös fördern kann, aber prüft genau, ernst, sehr ernst. Arbeitet in ihr mit, denn ohne Mitarbeit am gemeinsamen Leben kann man gerade Religion nie tief erfassen und ganz üben. Und arbeitet ehrlich mit, wirklich mit dem Vorsatz: ich will religiös sein und arbeiten. Und wenn ihr dann nach jahrelanger ehrlicher und treuer Arbeit und Einsicht wirklich zur Ueberzeugung kommt: es geht nicht, daß wir in der Kirche bleiben, unsere Religion macht es uns unmöglich — dann tut, wozu euch euer Gewissen treibt. Dann handelt ihr so ernst, wie diese ernste Sache es verdient. Eher nicht."

So müßte ein Mann sprechen, der aus Religion der Landeskirche den Krieg erklärt. Hier kommt aber der weitere schwere Irrtum in Göhres Satz zu Tage: die Hunderttausende hätten den feindseligen und reaktionären Charakter der Kirche längst erkannt.

Ja, erkannt — was man so erkennen nennt! Man mag sagen, was man will, man mag der Kirche so viel Schuld geben, wie man will: gut! soll Alles sein! — aber der Mangel eben an dem nötigen Ernst in diesen ernstesten Fragen, die Leichtfertigkeit des Urteils bei der großen Mehrzahl der kirchlich Entfremdeten ist auch eine Schuld dieser selbst. Mag am Entstehen dieses Mangels die Kirche auch wieder eine große, sehr große Schuld tragen, da sie nicht verstanden hat, ihn zu verhüten: Alles zugegeben — aber der Schuld der Kirche, nenne man sie Verständnislosigkeit, Schwäche, oder ganz grob Mangel an gutem Willen, auf die Not der Armen einzugehen: ihr steht gleich schuldvoll auf der Seite der Entfremdeten gegenüber der Mangel an gutem Willen, die ernsten Dinge ernst zu nehmen, sich ernsthaft um sie abzumühen. Es geht eben nicht, auf eine Seite alles Licht, auf die andere nur Schatten zu setzen. Das ist mehr agitatorisch als gerecht.

Wer die Karre hat festfahren helfen, der soll auch helfen, sie wieder herauszubringen. Das ist ganz einfach und selbstverständlich. Wie es überhaupt ehrenvoller für einen Mann ist, Hand anzulegen und zu helfen, als dabeizustehen und zu schelten. Hier angewendet: es ist eben Unrecht, die Vielen nun in ihrer selbstgewissen Leichtfertigkeit zu bestärken; für einen, der ernsthaft diesem Treiben zusieht, ist es schon unerquicklich genug, was heute über die religiösen Dinge leichtfertig hingeredet und entschieden wird von Leuten, die gar keine Ahnung davon haben, daß man darüber nun eigentlich auch nachgedacht haben sollte. Und gerade, wer sich um Religion ernsthaft gemüht hat, hat die Pflicht, den Ernst auch in denen zu wecken, denen er fehlt, nicht aber ihnen die ungeheure Verantwortung dieser Dinge vorzuenthalten.

Noch eine andere Erwägung scheint mir notwendig zu dem-

selben Ergebnis zu führen. Göhre benutzt als äußeren Anlaß zu seiner Aufforderung den neuen Schulgesetzentwurf. Aber der letzte Zweck, dem auch der Massenaustritt dienen soll, ist doch tiefer für ihn das Wohl der Menschen, die er auffordert. Dem dient ja seine ganze Arbeit. Zu ihrem Besten soll, direkt oder indirekt, natürlich auch dies beitragen. In diesem Ziel wissen wir uns mit Göhre einig. Das Beste unseres Volkes wollen wir auch, und der Kampf für die Besserung der Lage unserer armen Brüder und Schwestern ist auch uns heilige Pflicht. Auch der für die äußere Aufbesserung. Weite Kreise der evangelischen Landeskirchen kämpfen in diesem Kampf für die Besserung der Lage des arbeitenden Mannes mit heißem Herzen und opferfreudiger Hingabe. Und ich gestehe: stolz bin ich immer darauf gewesen, dem Stand anzugehören, der in besonderem Sinn als Vertreter der evangelischen Kirche angesprochen wird, und aus dessen Mitte, mag er viele Mängel haben, doch immer wieder viel mehr Stimmen dringen, die nach Hebung der Lage der ärmeren Volksklassen weit energischer rufen und drängen, als nach Hebung der oft jämmerlichen Lage des eigenen Standes.

Also in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der äußeren Hebung sind wir uns einig. Sicher aber doch auch darin, daß darüber hinaus noch etwas Anderes liegt, wenns das wahre Beste der Menschen gelten soll; daß wichtiger, viel wichtiger schließlich doch noch dies ist, was Jesus ausspricht in dem Satz: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen. Schließlich können alle äußeren Förderungen dies Eine nicht ersetzen, und schließlich wird alle äußere Entwicklung sinnlos, weil nie zum Ziele der Befriedigung führend, wenn dies Eine fehlt. Ich bin der Letzte, der Etwas gegen die Sehnsucht der Masse nach vorwärts sagt. Ich fördere sie. Aber, ich würde mir gewissenlos vorkommen, vergäße ich dabei, daß es wahrhaftig an der Zeit ist, nun auch den Leuten zu sagen: Das letzte und höchste Ziel eurer Sehnsucht muß wo anders liegen, als wo die Meisten von euch es suchen und eure Agitatoren es euch zeigen. Anders ausgedrückt: Vergeßt das Beste nicht. Vergeßt über allen Forderungen an Andere nicht die ernste tiefe Forderung an euch. Die haben die Meisten vergessen. Man kann das auch ausdrücken in dem Rufe nach religiöser Vertiefung, nach religiösen Persönlichkeiten: darauf hinweisen, da fordern — das heißt erst wirklich das Beste des Einzelnen und des Volkes fördern.

Hier scheint mir der tiefste Mangel in Göhres Vorgehen zu liegen. Daß er hierin zu wenig, ja Nichts tut. Es ist das ein Mangel, den man gerade einem Mann wie ihm nicht durchgehen lassen darf.

Um des Ernstes der Sache willen darf ich auch dies hier zur Sprache bringen: es ist das ein Mangel, den ich auch so schmerzlich bei einem Andern vermisse, dem ich für viel religiöse Förderung dankbar bin, bei Naumann. Es kann sein, daß ich mich irre, und ich würde mich freuen, wenn mir das bewiesen würde, aber ich habe vergeblich nach Zeugnissen in seinen Schriften gesucht. Auch Naumann scheint mir in religiöser Hinsicht zu wenig gerade der Masse gegenüber zu fordern. Freilich, so weit ins Gegenteil kann er nie gehen, wie Göhre jetzt getan hat, indem er seinen Leuten diesen Schritt schmackhaft zu machen sucht durch den heut für die Masse so lockenden Hinweis darauf, daß er eine revolutionäre Tat sei — und sogar als Kampfmittel im Kampfe um politische Ziele. Eine schlimmere Veräußerlichung ist nicht möglich.

Aufs Prinzip gesehen: Eins wäre ja bei Naumann und Göhre denkbar. Daß sie sich sagen: wir wollen auf andern Gebieten fördern und wollen uns die Wirkungsmöglichkeit da nicht beeinträchtigen durch solche religiöse Mahnungen — mögen Andere diese Arbeit tun. Aber ich kann mir nicht denken, daß es so ist. Es wäre gar zu kurzsichtig und stellte schließlich Beide vor die Alternative: willst du nur Agitator oder wirklicher Wohltäter des Volkes sein? Sollen wirklich innerlich freie, glückliche Menschen geschaffen werden, so gehts eben ohne die religiöse Förderung nicht. Und die kommt nicht ohne tiefsten Ernst. Und der fehlt heute.

Religion und Landeskirchen sind freilich durchaus nicht dasselbe. Für mich auch nicht. Leider. Aber: da wir nun einmal nicht in irgendeinem Lande Theoretia oder Doktrinaria leben, sondern in unserem Deutschland, und da es sich bei der ganzen Sache um evangelische Deutsche handelt, die noch in der evangelischen Landeskirche leben, so ists nicht anders: nicht durch Zertrümmerung der Landeskirche schafft man wahre Arbeit zum Segen des Volkes, sondern dadurch, daß man die vorwärtsstrebenden Kräfte in ihr stärkt, sie umgestaltet und zu einem rechten Werkzeug macht.

So auch von hier aus: nicht heraus aus der Landeskirche, sondern hinein in sie zur Mitarbeit. Es gilt eine Aufgabe zu lösen, die der Mühe wert ist.

Freilich, mühselig und undankbar ist es, langsam umzuarbeiten. Auch entsagungsvoll ist diese Aufgabe. Schon darum, weil durch sie an die Menschen viel größere Anforderungen gestellt werden. Und Fordern ist immer eine heikle Sache. Verständlich ist wohl, daß diese Auffassung hinter den brennenden wirtschaftlichen Fragen zurückgetreten ist. Aber das darf und wird nicht so bleiben.

Zum Schluß. Ich habe in meinem Gemeindebezirk, der zum großen Teil aus Sozialdemokraten besteht, öfters Gelegenheit gehabt, über diese Dinge mit Einzelnen zu reden, gerade in der Zeit um den 21. Januar. Sie waren überzeugte Sozialdemokraten und haben mir offen manches Bittere über Kirche u. A. gesagt. Aber sie haben dann auch zugegeben, daß es ehrlicher und ehrenvoller ist, eine Sache erst mal richtig kennen zu lernen, ernster zu werden und an der Besserung mitzuarbeiten, als sich aus äußeren Gründen zu einem Schritt aufreizen zu lassen, den mit religiöser Ueberzeugung oder innerer klarer Gewißheit zu erklären, Heuchelei von ihnen wäre. Ich bin fest überzeugt von dem guten Kern, der in den meisten unserer Arbeiter steckt. Viele würden solche Worte annehmen, und es könnte dadurch wirklich geholfen werden, wenn nur Männer sie so mahnten, zu denen sie Vertrauen haben und denen sie die Liebe anmerken. Die dürften ihnen ganz ehrlich sagen, wie eben ein ehrlicher Mann es sagen muß: Seid nicht leichtfertig. Müht euch erst einmal ernsthaft ab um diese ernsten Dinge. Auch bei euch fehlts. Das ist ernste Arbeit, die von wirklicher Liebe zeugt. Sie ist unbeliebt. Aber darum um so nötiger. Und da kommt Göhre dazwischen mit einer solchen Aufforderung, so äußerlich begründet — und, so wenig reinlich in der Scheidung von Religion und Politik.

Soweit ich sehe, läßt sich Göhres Aufforderung zum Massenaustritt gerade aus religiösen Gesichtspunkten nicht halten. Was er sonst an Gründen dafür vorgebracht hat, mag agitatorisch wirksam sein: Gründe aus dem Wesen der Sache sind es nicht. Ich finde um der Liebe willen, die bessern will, dies: das einzig Richtige in unserer schweren Zeit dürfte in dieser Frage sein: Gewissen schärfen, zur Ehrlichkeit drängen, zur Mitarbeit treiben. Zuerst in der Kirche — aber auch draußen.

Hermann Pankow

Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher

Es werden jetzt muntere Leute verlangt.
Von wem?
Von Gott. (Frenssen, Hilligenlei)

Ohne langes Bedenken hatte ich übernommen, die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" als Ganzes in der Christlichen Welt zu besprechen. Nun ich an die Erfüllung gehe, werden die Bedenken um so stärker. Ein zutreffendes Urteil über jede einzelne Schrift abzugeben, übersteigt meine Kräfte bei weitem. Dazu bin ich nicht Fachmann genug, dazu besitze ich nicht genügende Kenntnisse. Aber darauf kommt es ja wohl weder der Christlichen Welt besonders an, noch auch den Lesern, die einzelne Hefte der stattlichen Sammlung hier oder da schon besprochen, beurteilt, auch verurteilt gefunden haben. Dem Unternehmen als solchem sollen also meine Worte gelten, und zwar werde ich nicht die Maske des Besserwissers oder Besserkönners antun, sondern mich auf den Standpunkt eines angeregten und suchenden Laien zu stellen bemühen. Also ich werde versuchen,

dem Eindruck Worte zu geben, die unsre Sammlung nach Haltung, Ton und Form auf mich gemacht hat.

Da fällt nun zuerst vorteilhaft in die Augen, daß der Leiter des Unternehmens, Lic. Schiele, in der Anlage des Planes und bei der Wahl der Mitarbeiter eine glückliche Hand gehabt hat. Die Absicht war doch wohl die, in gemeinverständlicher Sprache die Ergebnisse der neueren theologischen Forschung dem großen Kreise der Gebildeten vorzulegen. Dagegen lag die Absicht fern, sich mit denen auseinanderzusetzen, die diesen Forschungen mißtrauisch oder voreingenommen gegenüberstehen. Man setzte auch nicht Leser voraus, die gar nicht oder mangelhaft gerüstet sind, wissenschaftlichen Gedankengängen zu folgen. Man hielt es nicht für unsittlich, wie es jüngst ein Mitglied der Hannoverschen Landessynode tat, suchende Leser an ein Problem heranzuführen, auch wenn man eine Lösung ohne „Hörner und Klauen" nicht zu bieten hat. Man wollte sich damit begnügen, das Problem als solches aus der umgebenden Hülle zu schälen und im günstigen Falle anzudeuten, wie man seiner etwa Herr werden könne. Den gewaltigen Stoff gliederte man in große Gebiete. Die erste Reihe der Bändchen beschäftigt sich mit dem Neuen, die zweite mit dem Alten Testament, die dritte mit der allgemeinen Religionsgeschichte und Religionsvergleichung, die fünfte mit Glauben und Sittlichkeit, Weltanschauung und Religionsphilosophie die vierte, von der noch nichts vorliegt, soll die Kirchengeschichte betreffen. Beginnen wir also:

Wernle-Basel hat im ersten Heft der ersten Reihe den Reigen mit einer Untersuchung über „die Quellen des Lebens Jesu" schneidig eröffnet. Er hat bekanntlich den Zorn des Gemeinschaftsmannes Lepsius in besonderem Maße erregt und sich gegen diesen in der Christlichen Welt 1905 Nr. 27 verteidigt. Als Unparteiischer kann man nicht verschweigen, daß Wernle die Gegner weniger direkt als indirekt durch die herausfordernde Art seiner Schreibweise ärgern mußte. Seine Sprache ist stark rednerisch gefärbt, angreifend, wenn sie auch den Gegner nicht nennt, zugespitzt mit einer Art Hochgefühl, ein rechter Bahnbrecher für eine Schar, die sich siegreich wähnt. Es liegt etwas Tertullianisches, möchte ich sagen, in dieser litterarischen Gestalt. Der Rufer im Streit darf sich nicht wundern, wenn man auf seine Stimme achtet. Es ist z. B. ein harter Satz (S. 87, am Schluß) „wir, der Christologie satt zum Ueberdruß, tragen nach Gott Verlangen." Was treiben er und seine Freunde weiter als Christologie? Wird es nicht stets das religiöse Problem ersten Ranges bleiben, die Christusgestalt? Wird sich an ihr nicht die Art und Kraft des religiösen Glaubens immer wieder erweisen müssen? Die Gemeinde ist der Christologie nicht satt bis zum Ueberdruß, nur des theologischen Streites darüber, und das nicht erst seit heute. Wir Laien — ich rechne mich gern dazu, wenn ich gleich über den Ausdruck lächeln muß, aber als theologischer „Einspänig" tue ich es mit Grund, wenn ich auch bald dreißig Jahre an Gymnasien über Religion zu Knaben und Jünglingen gesprochen habe —, also wir Laien sind Jedem dankbar, der uns zu Christo führt, sind auch der geschichtlich gerichteten kritischen Theologie unserer Tage herzlich dankbar, daß sie männlich und ehrlich die menschliche Seite des Heilands mit den Mitteln der sprachlichen und geschichtlichen, und nicht zum letzten der philosophischen Wissenschaft klar zu stellen sich bemüht; aber diese selbstlose und rastlose Bemühung trefflicher Männer betrachten wir nur als eine unvermeidliche Vorarbeit. Je dürftiger im Lichte der Forschung die Hülle erscheint, welche die Verfasser der Schriften des Neuen Testaments um Jesu Gestalt legten und nach dem Stande ihres geistigen Wesens und dem ihrer Zeitgenossen legen mußten, naturgemäß und notgedrungen — beide Gründe wirkten gewiß zusammen, wenn auch der erstere stärker als die bewußte Unzulänglichkeit der Sprache und der Geistesreife ihrer Leser —, um so höher steigt der Christus des Glaubens in der Wertschätzung des Gläubigen, um so unwiderstehlicher wirkt der Anreiz, sich mit der übermenschlichen Wirksamkeit des Menschen Jesus innerlichst abzufinden. Ich kann nicht zugeben, daß so gar Viel gewonnen ist mit der Auffindung des geschichtlichen Jesus, denn die Uebermalungen sozusagen, die sein Bild in bester Absicht erfahren hat, sind für die Nachwelt nun einmal wichtiger geworden als das Urbild. Nicht wie vielleicht das Ding an sich gestaltet ist, sondern wie es uns erscheint und auf uns wirkt, ist allemal das Entscheidende. So verfolgen wir denn die Untersuchungen mit lebhaftem Anteil, denn alle Bemühungen um Christus, aus ehrlichem suchendem Herzen entsprossen, dünken uns Gewinn. Aber selbst bei den kühnsten Behauptungen und überraschendsten Funden bleibt der Jesus des Glaubens als unsres geistigen Lebens Grund und Ziel unverrückt, ja fast unberührt. Es ist für mich tatsächlich im religiösen Verstande völlig gleichgiltig, ob z. B. das vierte Evangelium fünfzig Jahre früher oder später die vorliegende Fassung erhalten hat. Deshalb kann es doch das zarteste Evangelium nicht bloß für einen Luther sein, sondern für einen sehr aufgeklärten und sehr „modernen" Christen. Allerdings wird es uns recht sauer gemacht, die geschichtliche Auffassung der Dinge, den Entwicklungsgedanken, der das moderne Denken mit eisernen Banden umklammert hält, auf seinen wahren Wert zurückzuführen und daneben die metaphysische Betrachtungsweise zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Aber es muß doch sein. Wenn man nicht aus einer Einseitigkeit in die andere verfallen will, muß man das wollen und können. Und sind wir nicht im Begriff, diese notwendige Frontveränderung in unsrer Weltanschauung vorzunehmen? Geschichtliche Erkenntnis ist Viel, aber nicht Alles, vielleicht noch nicht einmal die Hauptsache. Am allerwenigsten gilt Letzteres auf religiösem Gebiete. Geschichtlich mag die Entscheidungsfrage zwischen Synoptikern und Johannes tatsächlich auf ein Entweder-Oder hinauslaufen, religionsgeschichtlich wird mir diese Zuspitzung der Gegensätze schon bedenklicher, religiös verwerfe ich sie.

Philologisch und psychologisch mag der Begriff der Gottessohnschaft nicht mehr hergeben, als Bousset („Jesus", zweites und drittes Heft) ihm entnimmt, er wirkt aber auf die Spekulation nach seiner Natur ein und wird erst auf metaphysischem Wege begrifflich ausgeschöpft. Da finde ich neulich einen Satz von Julius Kaftan an entlegener Stelle (Deutsche Rundschau vom 1. August 1905, S. 231), den ich herschreiben möchte:

> Bücher, die nichts als sichere geschichtliche Erkenntnis vorzutragen verheißen, läßt man besser ungelesen.

Und ebenda:

> Viele unter den Heutigen meinen, es komme für die modernen Christen nur auf den geistigen Inhalt des Evangeliums an. Sie rechnen zwar die religiös-sittliche Persönlichkeit Jesu mit zu diesem Inhalt, eben als dessen persönlichen Träger, alles Andere aber wollen sie als geschichtliche Form angesehen wissen, die heute jede Bedeutung verloren habe. . . . Seltsamerweise meinen die eben Genannten ihre Betrachtungsweise mit Emphase als die geschichtliche bezeichnen zu dürfen.

Bousset ist sicher einer der feinsten und klügsten Köpfe im liberalen Lager und verdient den Vorwurf nicht recht, der in Kaftans angeführten Worten liegt. Aber daß er sich vor der Gefahr der Ueberschätzung seiner wissenschaftlichen Methode und ihrer Funde an jedem Punkte genügend gesichert hätte, ist mir weniger ausgemacht. Hier und da schlägt er einen Ton an, der nicht gerade zum Beweise seiner Thesen ohne weiteres notwendig ist. Und dann: „der Andre hört von Allem nur das Nein!" Das ist einmal so. Das Publikum der Religionsgeschichtlichen Volksbücher ist zum Teil nicht wissenschaftlich geschult genug, um den Kitzel des Negierens nicht mehr wonneschaurig zu empfinden. Wem es noch eine Art Schadenfreude bereitet, wenn er Jemanden am Einreißen sieht oder, besser gesagt, zu sehen wähnt, der ist nicht geschickt zum Mitreden und Mitstimmen. Den Verfassern will ich es recht gern glauben, was Einer und der Andere sogar überflüssiger Weise ausdrücklich betont, daß es ihnen Schmerz bereite, verneinen und wegräumen zu müssen. Von ihren Lesern vermag ich das nicht immer zu glauben, die Urteilslosigkeit ist gar zu schlimm. Selbst ein Bousset ist mit Rücksicht hierauf nicht immer vorsichtig genug gewesen. Er schreibt z. B. S. 94:

> Die stereotype Art, wie unsere Synoptiker Jesus den Menschensohntitel gebrauchen lassen, ist nicht historisch. Hier kommt nicht der irdische Jesus, sondern die Dogmatik seiner Gemeinde zu Wort.

Und ebenso S. 100:

Wir werden das Recht haben, an allen den Stellen, in denen Jesus als der Weltrichter erscheint, Gemeindedogmatik und nicht die eigene Meinung Jesu zu sehen.

Vergleichen wir damit Kaftan (a. a. O.):

Die Evangelien zeichnen ein Bild Jesu, wie es im Glauben der Gemeinde lebte, eine geschichtliche Wirklichkeit von eminenter Bedeutung.

Die Sperrung der Worte stammt von mir, sie soll den Gegensatz beleuchten, der zwischen beiden Auffassungen liegt. Das Wort Dogmatik hat im Gefühl der Laien eine herabsetzende Bedeutung bekommen, das wird auch Bousset wissen. Auf den Glauben der Urgemeinde angewandt, paßt diese heutige Bedeutung doch nicht. Warum Aergernis geben, wo es leicht zu vermeiden war? Boussets Jesus, in seiner Art eine hervorragende Leistung, ist bekanntlich zum Stein des Anstoßes geworden. Die sogenannten Altgläubigen brauchten an sich nicht aus dem Häuschen zu geraten, wenn der Versuch gemacht wird, in ruhiger, sachlicher Weise das Erdenwallen des Herrn darzustellen. Wenn dieser Versuch, mit unzulänglichen Mitteln angestellt, nur als ein solcher fest und bescheiden gekennzeichnet wird! Wenn ausdrücklich gesagt und zugestanden wird, daß das gewonnene Lebensbild weder ausreicht, die Geschichte des Christentums zu erklären, noch genügt, Form und Inhalt der Heilsverkündigung zu bestimmen, noch das Heilsverlangen der frommen Herzen zu stillen vermag. Der Annahme muß aber entschieden entgegengetreten werden, als könnte die geschichtliche Erkenntnis ein neues Christentum erzeugen oder auch nur seine älteste Gestalt wiederbringen. Gewiß ist, daß die historisch-kritische Theologie uns nicht den alten Rationalismus zurückruft, wie man ihr vorhält; sie will es nicht, denn jener ist gerichtet durch die geschichtliche Entwicklung, und sie könnte es nicht, denn die Zeiten haben sich seitdem gewaltig verändert. Darum sollte sie aber auch den Schein vermeiden und die Urteilsfähigkeit des Lesepublikums nicht überschätzen. —

Vischer-Basel behandelt die Paulusbriefe. Der kritische Standpunkt ist maßvoll und annehmbar. Schön ist das erste Kapitel: Der allgemeine Charakter der Briefe. Nur hätte die Sprechweise des Apostels etwas näher erörtert werden können, namentlich die Art, wie er einem Problem in konzentrischen Kreisen auf den Leib rückt oder es von verschiedenen Seiten betastet, beleuchtet, nach Abschweifungen zu ihm zurückkehrt usw. Dafür konnte Anderes fehlen, was eigentlich in das Gebiet fällt, das Wrede-Breslau im Doppelheft „Paulus" zu bearbeiten hatte.

Wredes Buch ist eine tüchtige Arbeit, etwas herbe und abweisend im Ton, aber wuchtig und klar, bemüht, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Den Schluß: „Die weltgeschichtliche Bedeutung des Paulus" hätte ich etwas ausführlicher gewünscht. Der kritische Standpunkt ist strenger als der Vischers. Der längere Abschnitt über die Theologie des Paulus, leider lateinisch gedruckt, ist trefflich, nimmt aber den Leser ziemlich hoch. Ob die Persönlichkeit Jesu wirklich die Theologie des Paulus so wenig beeinflußt hat, wie Wrede will, stehe dahin; Vischer meint, vielleicht mit Recht, der Apostel habe mehr von Jesus gewußt und erzählt, als aus seinen Briefen geschlossen werden kann.

Eine schwere Aufgabe hatte Hollmann-Halle zu bewältigen: „Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat?" Hier sind weder die Untersuchungen schon überall so gefördert, daß die Ergebnisse sich leicht zusammenfassen lassen, noch ist der Stoff überhaupt zur volkstümlichen Darstellung geeignet. Hollmann hat sich wacker bemüht, beide Schwierigkeiten zu überwinden und in der Tat etwas recht Lesbares hergestellt. Der Stoff ist aber für ein Heft zu umfangreich, eine Teilung nach kirchlicher und privater Frömmigkeit etwa wäre zu empfehlen. Dann fände sich auch eher Raum, die nötige Durchleuchtung der Textmasse durch Absätze, Sperr- oder Fettdruck u. A. vorzunehmen. Was die schwierige Apokalyptik betrifft, so könnte jetzt auch auf die Vorträge von Joh. Geffcken „Aus der Werdezeit des Christentums" in der Sammlung „Aus Natur und Geistesleben" (Leipzig, Teubner) hingewiesen werden; wenn auch dieser sich weniger gerade auf die jüdische Apokalyptik einläßt, so behandelt er doch das ganze Geheimgebiet der Sibyllinen usw. mit großem Geschick.

Gelehrt und sicher hat v. Dobschütz-Straßburg über „das apostolische Zeitalter" geschrieben. Man findet bei ihm klare und verständige Antworten auf alle einschlägigen Fragen. Ich fürchte freilich, der Standpunkt ist etwas zu hoch gewählt. Dem Verständnisse durch optische Mittel zu Hilfe zu kommen, ist hier fast ganz unterlassen; auch Ausdruck und Satzbau dürften mehrfach, namentlich am Anfang, nicht einfach genug sein. Die Gliederung ist trefflich, aber sie springt nicht in die Augen. Uebrigens beschäftigt sich ein Drittel des Heftes mit dem nachapostolischen Zeitalter, so daß der Titel nicht recht zutrifft. Hoffentlich findet der anziehende Stoff Leser in weiten Schichten, zumal der Ton der Darstellung sachlich und vornehm ist; eine Jagd auf Fremdwörter würde allerdings ergiebig sein.

Die erste Reihe schließt ein prächtiges Heft ab. Holtzmann-Straßburg schildert in klaren, sicheren Strichen „die Entstehung des Neuen Testaments". Man merkt sogleich, daß eine Meisterhand hier die Feder geführt hat. Die Ausdrucksweise ist scharf, aber nicht verletzend. Hier herrscht ein Ton, wie wir ihn allen ähnlichen Schriften wünschten. Selbstbewußt, überlegen, zielbewußt, aber nicht eifernd oder gar geifernd, nicht hämisch und nicht richtend schreitet die Untersuchung in anziehendster, volltönender Sprache ihren Weg, um am Ziele mit einem schönen Bekenntnis: „Protestantische Stellungnahme", abzuschließen. Kurz, das Büchlein ist aus einem Guß und wird verdienten Beifall finden.
Franz Fügner

(Schluß folgt)

Verschiedenes

Das Männliche im Christentum. Vortrag von Hermann Bauer, Direktor in Berthelsdorf bei Herrnhut. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein 1903. 40 Pf.

Ein kleines, aber inhaltreiches und gediegenes, tiefes Schriftchen, wie Alles, was Bauer spricht oder schreibt, aus der Tiefe seiner Seele quillt. Man merkt es diesem Büchlein an: hinter diesen Zeilen, die über das „Männliche im Christentum" handeln, steht selbst ein ganzer Mann, der es mit seiner eigenen Persönlichkeit beweist, wie man die ganze reiche Gefühlswelt des Christentums in seine Seele einströmen lassen und sich doch von jenem weichen, sentimentalen, tränenseligen Christentum fern halten kann, das kraftvolles Empfinden mit Recht so oft anekelt und abstößt. — Bauer bricht von dem ganzen, herben Ernst des Christentums, auch von seiner Forderung der tiefen Buße und des Gnadenverlangens, nicht das Geringste ab, und doch weiß er es mit treffenden Worten an das Licht zu stellen, wie darin auch für das kraftvolle Selbstbewußtsein des modernen Mannes keine Herabminderung seiner „Männlichkeit" liegt, sondern wie gerade im Gegenteil das Christentum — oder wie Bauer sich, genauer unterscheidend, ausdrückt: das Evangelium — den Mann unbeschadet der in der Wirklichkeit leider vorhandenen Ausnahmen wahrhaft männlich, nämlich wahrhaftig auch sich selbst gegenüber, furchtlos in seiner Gebundenheit an Gott, hingebend in freiwilligem Erweis selbstloser Liebe, frei im Denken macht. — Gerade in unserer Zeit, wo Nietzsche seine leidenschaftlichen Anklagen gegen das weichliche und weibische Christentum erhoben hat, ist Bauers Büchlein von besonderem Wert. Man liest es mit Genuß und innerem Gewinn.
Falck

Die studierende Jugend und die Alkoholfrage. Von Dr. med. Georg Liebe. Erlangen, Theodor Krische 1904. 30 Pfg., 20 Stück 5 Mk., 100 Stück 20 Mk.

Ein kleines aber treffliches Büchlein! Der Verfasser beschränkt sich nicht nur auf die Warnung vor den Gefahren, welche für Leib und Seele aus dem übermäßigen Alkoholgenuß entspringen, er bemüht sich auch, unserer Jugend zu zeigen, wieviel hohe Aufgaben ihrer warten, wieviel Schönes und Herrliches es gibt, wofür sie sich begeistern sollte. Uns scheint das der beste Weg zu sein, der bei Bekämpfung des Alkoholmißbrauches zum Ziele führt. Wo Lust und Liebe zu großen, guten Dingen erwachen, erstirbt die Freude am Niedrigen und Gemeinen von selbst. — Wir möchten dieses Büchlein in die Hände aller derer gelegt sehen, welche die Hochschulen beziehen. Sollten sich nicht überall irgendwelche Vereinigungen dazu bereit finden, wie es in unserer Stadt der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke schon längere Zeit tut?
Falck

Aufruf des Akademischen Abstinenten-Verbandes. Ortsgruppen dieses Verbandes bestehen in Berlin, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Stuttgart und Tübingen. In Marburg und Jena werden auch Nichtabstinente als „ständige Gäste" aufgenommen. Einem Aufruf des Verbandes entnehmen wir Folgendes:

„Die akademische Jugend trägt einen großen Anteil der Schuld an der Alkoholisierung unseres Volkes! Von uns aus ist die verführerische Pseudopoesie des kommentmäßigen Trinkens mit der rohesten Unmäßigkeit im Gefolge in alle Schichten des Volkes hinabgesickert. Um so mehr ist es Ehrensache, daß deutscher studentischer Idealismus bei dem jetzt entbrennenden Kampfe im Vordertreffen zu finden sein muß. Schon einmal haben vor einem Jahrhundert deutsche Studenten das Vaterland von einem Bedrücker befreien helfen. Andere Zeiten, andere Kämpfe! Der Kampf, den es heute zu führen gilt, braucht ebenso kampfestüchtige wie fein gebildete Männer, und es ist Mangel an sozialem Pflichtgefühl, ihm in tatenloser Bequemlichkeit zuzusehen. Kommilitonen! Gerade hier können wir Etwas leisten. Gelten wir nicht als Sachverständige in Bierangelegenheiten? Unser Beispiel wird ganz besonders beachtet werden. Unkenntnis und philisterhafte Beschränktheit suchen euch unsere Bestrebungen als „schwächlich" und „asketisch" zu verleiden, während doch glühende Vaterlandsliebe die Triebfeder unseres Handels ist. Wahre Kraft an Stelle des unfähigen Bierheldentums, das uns in der Welt zum Gespött macht, wahre edle Lebensfreude an Stelle des geistverödenden und gesundheitszerstörenden, unreinlichen Kneipenlebens sind die Ziele unsrer Anstrengungen. Die heutige studentische Geselligkeit befindet sich im Stadium verknöcherten und verflachten Epigonentums. Sie zwingt den Einzelnen mit tyrannischer Gewalt gegen seinen besseren Geschmack in ihr ausgetretenes Geleise. Darum bedarf es des Zusammenschlusses aller Einsichtigen. Vereinte Kraft muß die alten Fesseln zersprengen. Ein schöneres Neues muß das zermorschte Alte ersetzen! Die heute noch durch Alkoholnarkose gebundene Kraft soll wieder umgesetzt werden in frohe und edle Betätigung jeder Art, auf dem Gebiete der Leibesübungen und des Naturgenusses, der Kunst und der Anteilnahme an den großen Fragen des deutschen Volkslebens. Kommilitonen! Zerbrecht den lähmenden Bann, in den euch Gewohnheit und Tyrannei der Umgebung geschmiedet haben, habt die Energie, euch frei zu machen von alten Vorurteilen, zeigt den Mut gegen den Strom zu schwimmen und werdet enthaltsam. Ein starkes, lebensvolles, zukunftsfrohes Neues will sich im deutschen Volke ans Licht emporringen. Helft mit, ihm freie Bahn zu schaffen!"

Mein Lied. Von Karl Henkell. Mit Beiträgen von Richard Strauß und Buchschmuck von Fidus. Berlin, Bard, Marquardt u. Co. 1906. 190 S. 5 Mk.

Als etwas Besonderes will ich Karl Henkells „Mein Lied" herausheben und will sagen, daß mich die Auslese des Besten, was er geschaffen hat und als „Mein Lied" darbietet, in Begeisterung versetzte. Schon diese Ausstattung! Wer die wunderbar graziöse, schwebende Art von Fidus kennt, wird ein helles Entzücken an dem Buchschmuck haben. Die Notenschlußstücke einiger Gedichte und die Anfänge der von Richard Strauß in Musik gesetzten Lieder in Faksimile des Komponisten, der prachtvolle Einband – Alles, das beste Können hat sich vereingt, um ein Meisterwerk uns in die Hand zu legen. Den Kritiker entschädigt solch ein Buch für Manches, was er ausgestanden hat, und bezeugt: ästhetisch sind wir weit voran gekommen. Es liegt ja auch eine Gefahr drin, aber man mag davon hier nicht sprechen.

Fritz Philippi

Reich Gottes. Gedichte Von Julius Koch-Westerhove. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1904. 131 S. 3 Mk.

Der Baum der Genesung. Schauspiel in drei Akten. Von Demselben. Ebenda 1905. 120 S. 2 Mk.

Gleich seinem großen Vorgänger Albert Zeller hat nun auch der frühere Seelenarzt Julius Koch seine wissenschaftlichen Leistungen mit dem immergrünen Zweige der Dichtung bekränzt. Bringt das erste Bändchen volle Töne zum Preise des Christusglaubens, so singt das zweite auf dem Boden Perus das hohe Lied der opferfreudigen vergebenden Liebe unter dem heilkräftigen Chinabaum bei den von den Spaniern mißhandelten Inkas: — jedes in seiner Art eine geisterhebende, herzerquickende Gabe.

G Gerok

Peter Schüler. Eine Tragi-Groteske. Von Erich Lilienthal. Minden i. W., Bruns Verlag. 388 S. 4, gebunden 5 Mk.

Wir haben eine ganze Reihe „Geschichten einer Jugend" gehabt; die Jugend des Bauernsohnes, die des Studiosus aus dem alten Frankfurt, die des Jungen aus der Brüdergemeine. Nun bekommen wir die Geschichte der Jugend eines Dichters. Nur die der Jugend? Sie reicht ja bis zum traurigen Ziel; der Peter Schüler wird verrückt. Aber es ist doch die Jugend, an die das Ende gleich anschließt. Und das hängt damit zusammen, daß der Peter ein Uebermoderner ist, bei dem es bloß für die jungen Jahre langt; nachher ist der Spiritus ausgebrannt. Er hat eben ein großer Dichter sein wollen und war keiner; was er produzierte, war eigentlich nur zusammengewirrter Gedankenkehricht. Gedanken? Er hat nur einen gehabt: herrschen wollte er. Und weil er Nichts gelernt und Nichts getan und Nichts gekonnt und Nichts erreicht, muß er zusammenbrechen, trotz rührender Liebe seiner Bettina. Haben wir in dieses Dichters Schicksal nun etwa, was Götz Krafft verhieß: eine Geschichte unserer Zeit? Der Verlag nennt das Buch „ein großes, leuchtendes Kulturbild aus der Gegenwart". Aber es ist nicht groß und es leuchtet auch nicht; und wenn Zerfahrenheit und Aufgeblasenheit und Müßiggang doch nun einmal keine Kultur machen, so ists mehr ein Unkulturbild als etwas Anderes. Womit nicht gesagt sein soll, daß nicht manche Seite darin wirklich ein Licht auf unsere Zeit würfe. Von den meisten anderen Geschichten einer Jugend unterscheidet sich das Buch nicht bloß durch seinen Stoff, sondern fast mehr noch durch seinen nüchternen Naturalismus, seinen knappen, wortkargen Stil, seine Nichts verbrämende psychologische Analyse, seine schonungslos sezierende Methode, — von manchen derselben auch durch die trostlose Tragik dieses Menschenlebens, aus der kein Weg herausführt, über die kein Gedanke zu erheben versucht. Eine Tragi-Groteske — das ist der richtige Titel. „Schön" ist das Buch nicht; aber nimmt mans als schweren Seufzer über Manches, was uns an der „Moderne" ganz und gar nicht gefallen will, dann ists sehr lehrreich und für ernste Leute lesenswert.

Martin Schian

Im Dienste der Menschheit. Roman von Heinrich Keller. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1905. 420 S. 5 Mk.

Es mußte ja so kommen, daß dem Pastorenroman, dem Kaufmannsroman, dem Lehrerroman auch der Aerzteroman folgte. Es ist auch garnichts dagegen einzuwenden, außer daß sich allmählich eine gewisse Schablone herausbildet. Auch gegen diesen Roman mit seinen Schilderungen ärztlichen, namentlich kassenärztlichen Elends ist gar nichts einzuwenden; er zeichnet recht gut, gibt reichlich Typen und ist in der Charakteristik nicht oberflächlich. Freilich, er übertreibt, um zu wirken. Gegen die Uebertreibungen werden gerade auch die Aerzte mit großem Recht protestieren. Und dann: bei aller Gewandtheit, Eleganz und Kunst greift er doch noch nicht genug in die Tiefe, — weder in die Tiefe der beruflichen Konflikte noch in die Tiefe der seelischen Entwicklungen. Er bleibt allzusehr in der Behandlung der Brotfrage stecken. Ja, er hat Stellen, die wie aus einer Streitschrift gegen die Krankenkassen entnommen erscheinen.

M Schian

Das Priestererbe. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisierung Deutschlands. Roman von Fritz Peter. Dritte Auflage. In Kommission von Carl Braun in Leipzig. Portofrei 1.40 Mk. (gebunden); 10 Stück 10.50 Mk., 100 Stück 80 Mk. unfr.

Die Geschichte vom Ende einer adeligen schlesischen Familie, deren Universalerbe ein katholischer Pfarrer ward. In den Hauptzügen beruht sie auf wirklichen Vorgängen; im Einzelnen hat natürlich die Dichtung gestaltend eingegriffen. Das Buch ist keineswegs als Kunstwerk einzuschätzen, sondern als Streitschrift. Aber als solche ist es gewandt geschrieben, geschickt gestaltet. Die Empörung über den bestimmten einzelnen Fall zittert in jeder Zeile nach. Und, so gewiß vor unberechtigtem Verallgemeinern zu warnen ist, es besteht ein Recht dazu, solche Fälle in wirksamer Darstellung der Oeffentlichkeit zu unterbreiten. Wir in Schlesien spüren vielerorten den Gewinn, den die katholische Kirche von jenem Priestererbe hat; uns geht also die Sache besonders nahe.

M Schian

Kleine Mitteilungen. Carl Hunnius legt Wert auf die Mitteilung, daß es in seinem Gedichte Am Tage der Verklärung Nr. 44 des vorigen Jahrgangs Verszeile 2 statt: „an Elwas Wiesenquell" heißen muß: „an Hagars Wiesenquell."

Im Jahrgang 1904, Nr. 14, haben wir über die von Schauspielern veranstalteten „modernen Bibelabende" einen Artikel gebracht. Jetzt schreibt uns einer unserer Freunde aus Berlin: Die bekannte Schauspielerin Irene Triesch hielt am 4. April in der Singakademie einen Rezitationsabend, in dem sie neben einigen modernen deutschen Gedichten auch etliche biblische Stoffe vortrug: es waren Stücke des Hohen Liedes, das Deboralied nebst geschichtlicher Einleitung, das Buch Ruth und Psalm 137. Nach der Angabe des Programms folgte sie der Uebersetzung Luthers. Freilich in einer merkwürdigen Rezension! Zurechtgemacht — von wem, wurde nicht verraten, — durch viele Aenderungen des Ausdrucks, Streichungen, Zurechtschiebungen usw. Das Buch Ruth wurde vorgetragen nach der (mir bisher unbekannten) „Paraphrase" Hartlebens, in Wirklichkeit einer stark modernisierenden Umdichtung, in fünffüßigen Trochäen, die ästhetisch ziemlich minderwertig ist und die wackere und ernsthafte Erzählung in eine girrende Liebesgeschichte verwandelt: was dem Modernen, speziell dem Publikum aus Berlin W, vielleicht gefallen mag, dem Kenner und Liebhaber des hebräischen Altertums aber ein Gräuel ist. Die Vortragende las mit feurigem Temperament, mit hoch entwickelter Vortragskunst und stark ausgeprägtem Sinn für das Grausige, höchst effektvoll: die Sehnsucht des liebeskranken Mädchens im Hohen Liede, das jauchzende Frohlocken des Deboraliedes und der schreckliche Haß der Juden gegen ihre Feinde kam zur vollen Wirkung. Das Publikum, vorwiegend unverkennbarer Nationalität, applaudierte lebhaft. Mit einer wirklichen Vertiefung in das Alte Testament, auch auch in seine ästhetische Art, haben solche Vortragabende schwerlich etwas zu tun.

Von Otto Erich Hartleben gibt es übrigens eine ganze Reihe „Biblische Geschichten". Außer der oben in der Berliner Zuschrift erwähnten „Ruth" noch: „Der levitische Mann" (Richter 19), „Vom Baal (so!) zu Babel", „Der Prophet Jona". (Meine Verse. Berlin, S. Fischer Verlag 1905. S. 162 ff.) Sie gehören zum Schwächsten, was er geschrieben hat. Höher als die altestamentlichen steht seine neutestamentliche biblische Geschichte „Maria":

Martha Martha! Du
hast viele Sorg und Mühe — aber Eins ist not.
Maria hat das gute Teil erwählt, das soll
ihr nicht genommen werden. Martha, glaube mir:
auch dir und deinesgleichen soll es werden einst.

Seit Vorstehendes geschrieben ward, ist der furchtbare Ernst der Naturereignisse am Vesuv und in Kalifornien über uns gekommen. Das Problem der Theodicee legt sich heute nicht mehr

mit derselben Wucht auf unsre Seelen, wie einst nach dem Erdbeben von Lissabon auf die unsrer Vorväter. Unsre Welt- und Gottesanschauung ist herber, gefaßter geworden. Doch pflegen wir auch zu rasch über solche Ereignisse hinwegzuleben. Unser Heiland redet von dem Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hatte. Aber wie, wenn „selbst die festen Felsen beben"? Am tiefsten ist doch unsre Seele bewegt vom Gedanken an die armen betroffenen Menschen. In Amerika wird einem schier unermeßlichen Unglück sicher eine erstaunliche Hilfe folgen. In dem viel heimgesuchten Italien hat man den Eindruck, daß es kein ausreichendes Helfen gibt und kein rechtes Sichhelfenlassen. Dazu das Schauspiel, daß die Mitleidsgefühle in das Getriebe des politischen Zanks und Kalküls gerieten. Schaudervoll, höchst schaudervoll. Völker Europas! Christliche Völker! Ueber Erdbeben und Lavaströmen streiten sie wie die ungezogenen Kinder.

Etwas ganz Häusliches noch. Viel drängender Stoff will in unsre Spalten. Wir brauchen darum, wenn wir sie nicht eine Weile ganz aufgeben sollen, kurze Andachten an die Spitze unsrer Nummern. Wer schickt uns solche kurze Worte, höchstens eine halbe Spalte lang? R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 18 Marburg i. H., den 3. Mai **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Vor Gottes Thron allein

Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Und wie wird dann dir sein?
Wo die Welt vergeht, das Licht verlischt,
Und du bleibst ganz allein.

Kein Händedruck begleitet dich,
Kein liebevoller Ton,
Du stehst, bedenk es Herz, mein Herz,
Allein vor Gottes Thron.

Das große Auge schaut dich an,
Und schaut durch Mark und Bein;
Du stehst, bedenk es Herz, mein Herz,
Vor Gottes Thron allein.

Constantin Meunier

Zu den stärksten Eindrücken dieses in Berlin verbrachten Winters gehört für mich der Eindruck der Meunierausstellung. Erhöht wurde er vielleicht dadurch, daß sie gleichzeitig mit der Heimarbeitausstellung stattfand. Hörte man hier gleichsam das leise schmerzerfüllte Klagelied, so dort den Triumphgesang der Arbeit. Arbeit macht stark, Arbeit ist eine Ehre, ein Segen, so klang es uns entgegen in diesen Räumen. Man hätte alle die hinführen mögen, denen Arbeit ein Muß, eine harte Notwendigkeit ist, ob ihnen nicht doch aus diesen Gestalten Etwas aufgegangen wäre von ihrer Größe. Die, welche „Nur ein Arbeiter!" sagen, sind in Scharen da gewesen, aber ich fürchte, es haben nicht allzu Viele den Künstler verstanden. „Das Zuhörenkönnen, das Stilleseinkönnen, — immer wieder stille sein können — ist eine feine Kunst" hat kürzlich hier ein Mitarbeiter geschrieben. Das gilt auch für die Meunierausstellung.

Gewiß sind Meuniers Gestalten realistisch, gewiß wiederholen sich die gleichen Motive immer aufs neue in Plastik und Malerei; aber das ists ja gerade, daß sie darum doch nicht eintönig wirken, sondern nur immer mehr fesseln, sodaß nicht einmal das alte, ausgemergelte Grubenpferd uns häßlich erscheint, sondern daß der Gedanke, der dahinter liegt, es uns rührend und schön macht.

Für mich war gar nicht das Monument der Arbeit das Größte, manche Einzelgestalten haben mir mehr gesagt. So der Schnitter, der seine Sense einen Augenblick ruhen läßt und aufatmend ins Land hinaus schaut, oder der Kopf des Seemanns, dessen Blick fest und scharf auf einen Punkt am fernen Horizont gerichtet ist; oder die einfache Frau, die an der Leiche des verunglückten Sohnes zu stehen scheint. Die Hände schmerzvoll in einander gepreßt, beugt sie sich ein wenig nach vorn, das vor ihr Liegende besser zu sehen. Wer von denen, die sie gesehen, hätte nicht bei der Schreckensnachricht von Courrières dieser Gestalt gedacht. „Der Schmerz" wird sie im Katalog genannt, aber das ist kein lauter, schreiender Schmerz; still, fast selbstverständlich, scheint sie das Geschehene hinzunehmen und ist doch zu Tode getroffen. — Daneben dann die anmutige Schnitterin auf dem Monument der Arbeit, die reizenden Kinderköpfchen und die Porträtbüsten, von denen mir der geistreiche Kopf des Geographen Elisée Reclus besonders lebhaft vor Augen steht. Wie kann man da von Eintönigkeit reden!

Und zuletzt die Gruppen religiösen Inhalts. Es sind ihrer nicht viele, aber sie bleiben unvergeßlich. Da ist eine holzgeschnitzte Pietà. Maria löst mit zarten, vorsichtigen Fingern die Dornenkrone vom Haupt des Herrn, als fürchte sie, ihm noch im Tode weh zu tun. Ihre Hand drückt all den Schmerz und all die Liebe aus, deren wir uns ein Mutterherz fähig denken. — Vor der Gruppe des verlornen Sohns sind auch die still geworden, die sonst achselzuckend und kritisierend umher standen. Es ist ein alter Arbeiter und sein Junge. Zwischen beiden Händen hebt der Vater den Kopf des Sohnes, der vor ihm niedergesunken ist, in die Höhe und schaut ihm tief in die Augen, als wollte er prüfen und fragen: „Ists auch dein Ernst? Kann ich, darf ich mich freuen?" Und in dem emporgewandten Antlitz des Andern liegt wohl Reue, aber gepaart mit Vertrauen, mit der Zuversicht, daß die zitternden Hände, die ihn umschließen, ihm liebevoll wieder helfen werden zu neuem, fröhlichem Anfang. Ich glaube, der Künstler redet hier zu uns Modernen in seiner Sprache von Vergebung und Versöhnung verständlicher als die meisten Predigten. Denn in Worten kann man eigentlich zu unserm Geschlecht kaum von diesen Dingen sprechen, ohne mißverstanden zu werden. In Worte läßt sichs doch nicht fassen, das Tiefste, was in uns wohnt; immer wieder empfinden wir ihr Unvermögen. Aber die Künstler können und sollen es ausdrücken.

Meunier, das ist das Große an ihm, hat uns Edles und Gutes zu sagen. Er rührt nichts Zweideutiges und nichts Schlechtes in uns an. Seine Kunst macht uns besser, sie macht uns im Grunde auch froh trotz ihres Ernstes. Wollte Gott, wir hätten mehr solche Männer. Sie täten uns bitter not!

Helene von Dungern

Christliche Politik in Holland

Vgl. 1905, Nr. 41, 43, 45, 52

Vorbemerkung des Herausgebers. Von der Artikelreihe, die eingehend das Werk des holländischen Theologen und Staatsmannes Abraham Kuyper darstellt, schulden wir unsern Lesern noch die Schilderung seiner Universitätenpolitik. Mag sie in ihren Einzelheiten mehr die akademischen Kreise interessieren, so ist sie für uns lehrreich genug. Die viel umstrittene Stellung der Theologie im Lehrganzen

wird uns ganz gewiß deutlicher werden, wenn wir studieren, wie man anderwärts das Problem zu lösen versucht und was für Erfahrungen man auf diesem Wege gemacht hat. Vorausgeschickt sei hier der Hinweis auf die Tatsache, die allerdings auch innerhalb des Artikels noch zur Geltung kommen wird, daß Holland die Stellung der theologischen Fakultäten an den Universitäten 1876 und 77 gesetzlich neu geordnet hat: die bis dahin der reformierten Kirche zugehörigen theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten Leyden, Utrecht, Groningen wurden durch Gesetz vom 28. April 1876 unabhängige Fakultäten, und am 1. Oktober 1877 wurde die allgemeine Religionsgeschichte als offizieller Lehrgegenstand in ihren Organismus eingefügt. Eine weitere Phase in der Universitätenreform ist nun eben die unter dem Ministerium Kuyper.
R

4. Die Freie Universität und die christliche Theologie

Die „christliche" Schulbewegung in Holland ist nicht bei den Volksschulen stehen geblieben, sie hat auch vier Gymnasien geschaffen, und schon im Jahre 1880 hat Kuyper dem ganzen Werke die Krönung gegeben durch die Eröffnung der „Freien Universität" in Amsterdam. Die christlichen Gymnasien sind vor vier Jahren rechtlich den „öffentlichen" gleichgestellt worden, der „freien" Universität blieb diese Gleichberechtigung vorenthalten. Das „christliche" Ministerium hat darum die Frage der finanziellen Sicherstellung und reicheren Staatssubventionierung der Gymnasien zurückgestellt und als dringendste Frage die der rechtlichen Gleichstellung der Freien Universität mit den drei Reichsuniversitäten (Leiden, Utrecht, Groningen) und der städtischen Universität von Amsterdam zu lösen versucht. Es hat damit für seine Universität nichts Anderes verlangt, als was im Jahre 1875 die Professoren der Reichsuniversitäten unter fast wörtlich gleicher Begründung im Namen des Liberalismus und der Freiheit zu Gunsten des damaligen Athenaeums in Amsterdam in einer Petition mit Erfolg erbeten haben. Während damals, unter der Bedingung allerdings, daß die Stadt, nicht eine freie Korporation, die Trägerin dieser Hochschule werde, der liberale Minister Kappeyne die Umwandlung des Athenaeums in eine gleichberechtigte Universität befürwortete, hat die gleiche Forderung zugunsten der „freien" Universität in der gleichen Stadt die heftigsten politischen Kämpfe hervorgerufen und zur Auflösung der Ersten Kammer geführt. Erst die Neuwahlen des Jahres 1904 brachten eine Mehrheit für den Kuyperschen Gesetzentwurf.

Auch dieser Kampf wurde von Kuyper im Namen der „Freiheit", nicht der kirchlichen Interessen geführt; die Liberalen kämpften für „Ordnung". Freiheit aber verlangte man gegenüber dem Staate — und „Staat" ist bei Kuyper im Gegensatz zu „Volk" immer nur die machthabende Gewalt, verkörpert im Beamtentum. Der Kampf für diese Freiheit ist für die Antirevolutionären nicht nur ein kirchliches, sondern auch ein politisches, ein staatsrechtliches Ideal:

> Wir fordern für die Wissenschaft Freiheit von der Staatsautorität und statuieren eine Grenze für das Eingreifen der Obrigkeit. . . . Tatsächlich, wenn auch nicht grundsätzlich, hat die Obrigkeit, die sich gern mit einem modernen, zu antik heidnischen Vorstellungen führenden Worte „Staat" nennen hört, sich die Souveränität über die Wissenschaft angemaßt ... In der Theorie wird die Souveränität der Wissenschaft geehrt. Ausgangspunkt und Resultat der Forschungen eines Lehrers haben auf die Ernennung keinen Einfluß; der wissenschaftlich Tüchtigste wird ernannt — nur daß in der Regel diejenigen übergangen werden, die von der göttlichen Offenbarung ausgehen. Vor Allem aber ist die Auswahl des wissenschaftlich Tüchtigsten ohne Rücksicht auf seinen Standpunkt ein Selbstbetrug. Scheinbar huldigt man der Wissenschaft. Aber was ist Wissenschaft? Ist sie das rechte Verständnis vom Zusammenhang aller Dinge, so muß man zum Mittelpunkt aller Dinge aufsteigen, zu Gott. Das hat unsere Obrigkeit verkannt. Für uns ist das Forschen nach der Wahrheit ein Teil unsers persönlichen Verhältnisses zu dem Herrn unserm Gott, unserm Schöpfer und unserm Neuerschaffer in Jesu Christo; denn wir finden den Zusammenhang der Dinge nur soweit, als Gott ihn uns offenbart.

Diese Worte des gelehrten Juristen Heemskerk bei Eröffnung der Jahresversammlung der „Vereinigung für Höheren Schulunterricht" — sie fundamentiert auch die „Freie Universität" — im Jahre 1901 zeigen Recht und Ziel der „christlichen" Universität.

Frei im Vollsinn des Wortes ist sie natürlich auch nicht, sondern im Kuyperschen Sinne, daß frei allein ist, „was, streng an sein eigenes Prinzip gebunden, alle unnatürlichen Fesseln abwerfen kann." Ihre Kuratoren und Professoren müssen einen nach dem Statut unabänderlichen Statutenparagraphen unterschreiben, wonach „aller Unterricht völlig und ausschließlich auf der Grundlage der reformierten Prinzipien gegeben werden muß." Der große Zug dieser Gründung liegt darin, daß sie die theologische Wissenschaft nicht losgelöst haben will von der anderen Wissenschaft, sondern in der Gruppierung aller Wissenschaften um ein Zentrum die Einheitlichkeit des Ausgangspunktes und des Zieles aller Wissenschaft zur Erscheinung bringen möchte. Entweder alle Wissenschaft von und zu Gott oder keine, auch keine spezifisch theologische: das entspricht Kuypers Vollnatur. Alle Wissenschaft in ihrer universitas muß ihr einheitliches Prinzip haben und „jedem Prinzip muß die Möglichkeit, eine eigene Wissenschaft aus seiner Wurzel erblühen zu lassen", gegeben, aber der Wissenschaft auch die Pflicht auferlegt werden, „auf ihrem Schilde das Prinzip vor sich her leuchten zu lassen, dem sie ihre Kraft entlehnt, und für das sie lebt." *) Der Kalvinismus hat nach Kuyper „bei dem Konflikt, den freie Wissenschaft notwendig erzeugen muß, für diesen Konflikt die richtige Lösung gefunden" **), indem er neben eine „rein" wissenschaftliche universitas der Studien und Anschauungen — und ohne sie aufheben zu wollen — eine an ein Materialprinzip gebundene, in allem Uebrigen freie Universität stellte, die durch das Gesamtergebnis ihrer Arbeit die Kraft oder Ohnmacht dieses Prinzips zu erweisen hat.

Gebundener als die anderen Professoren sind die theologischen insofern, als sie nach demselben Paragraphen verpflichtet sind, den drei Einigungsbekenntnissen von Dordrecht „dieselbe Autorität zuzuerkennen, wie es diese Synode nach ihrer eigenen Handlungsweise und ihren Akten getan hat." Die übrigen Fakultäten haben zu forschen, inwieweit das persönliche Bekenntnis ihrer Träger mit dem Endergebnis ihrer Wissenschaften übereinstimmt, die Theologie aber, in der alle Wissenschaft kulminiert, kann ihr Endergebnis nicht anders formulieren, als es bereits formuliert ist — außer auf dem Weg durch die Kirche und mit Hilfe des Schriftprinzips, auf dem die bisherige kirchliche Formulierung zustande gekommen ist. Hierin liegt auch die Bürgschaft stetiger Fühlung zwischen Kirche und theologischer Wissenschaft. Kuyper wacht eifersüchtig darüber, daß diese Fühlung nicht zur Unterwerfung der Wissenschaft unter eine bestimmte Kirche werde; die theologische Fakultät soll kein kirchliches Institut, „keine dépendance, kein Annex" werden wie etwa die theologische Schule in Kampen; sie leiht den reformierten Freikirchen nur vertragsweise ihre Hilfe. Auf der bereits erwähnten Jahresversammlung von 1901, wo über engeren Anschluß an die Freikirchen beraten wurde, ist es von allen Seiten betont worden, daß die Universität niemals auf ihre „Souveränität im eigenen Kreise" verzichten dürfe, und einer ihrer Professoren hat ausführlich dargelegt, daß und warum sie bei völliger Unterwerfung unter die kirchliche Autorität „nicht nur ihren universitären Charakter im Prinzip preisgäbe, sondern auch die Bürgschaften für ihren reformierten Charakter verminderе." Denn:

> Eine Stiftung, die völlig in der Macht der Kirche ist, steht und fällt auch, was die Reinheit ihrer Grundsätze angeht, mit der Reinheit der Kirchen selbst. Christi Kirche als Ganzes hat in dieser Hinsicht untrügliche Verheißungen, aber nicht irgendwelches kirchliche Institut. Die Geschichte zeigt uns, wie oft es vorkommt, daß Einzelkirchen, auch reformierte, von der Wahrheit abweichen. Universitäten tun das natürlich auch. Aber immerhin besteht die Möglichkeit, daß, wo die Kirchen abirren, die von ihnen unabhängige Universität auf der rechten Spur bleibt und in Gottes Hand ein Mittel wird, die Kirchen wieder auf den rechten Weg zurückzuführen.

So ist denn diese Universität, abgesehen von den konstitutiven Grundlagen ihrer Existenz, frei geblieben. Sie beklagt sich aber über Mangel an Freiheit von Seiten des Staates und fordert eine „Ergänzung" des Universitätsgesetzes. An und für sich ist die holländische Gesetzgebung ***) auf dem Gebiete

*) Kuyper „Der Kalvinismus und die Wissenschaft" in „Reformation wider Revolution" S. 133.

**) A. a. O. S. 123.

***) Man findet sehr praktische Einzelausgaben des Universitätsgesetzes (Wet tot regeling van het Hooger Onderwijs) und des

des höheren (und auch des unteren) Unterrichtes im Verhältnis zu der anderer Länder sehr weitherzig. Jedem Niederländer und jedem Ausländer, dem Letzteren nur mit besonderer königlicher Genehmigung, jedem anerkannten Verein und jeder Kirchengemeinschaft steht es frei, eine besondere Fach-Hochschule zu eröffnen. Er braucht nur der Gemeindeverwaltung und dem Minister des Innern vorher „Kenntnis davon zu geben" und regelmäßige Jahresberichte einzusenden. So wurde denn auch der Kuyperschen Universität kein Hindernis in den Weg gelegt; nur wurden ihre Examina und Promotionen nicht als gleichberechtigt anerkannt. Die theologischen Examina genügten allerdings zur Vorbereitung auf das kirchliche Examen in den Freikirchen, aber nicht in der Nederduitschen Hervormden Kerk, der eigentlichen „Landeskirche", wenn man so sagen darf. Dagegen genügte die theologische Doktorwürde der freien Universität nicht zur Uebernahme eines Lehrauftrages für die staatlichen „neutralen" Universitäten. In den anderen Fakultäten war die Sache noch schlimmer, — um so mehr, als dem „Dr." in Holland ein weitergehender effectus civilis zukommt als in Deutschland. Niemand kann eine Praxis als Rechtsanwalt oder Arzt (außer für bestimmte Spezialgebiete) ausüben ohne den Doktortitel; eine ganze Reihe von Staatsämtern sind den Doktoren vorbehalten; der Dr. der Chemie, Zoologie usw. gibt gleiche Rechte wie ein Staatsexamen usw. Die städtische Universität von Amsterdam steht in Alledem den „Reichsuniversitäten" völlig gleich; nur brauchen ihre Lehrer königliche Bestätigung (während die Professoren der Reichsuniversitäten vom Könige ernannt werden und die Fakultät nur das Recht hat, durch das Kuratorium dem Minister eine motivierte Vorschlagsliste einzureichen). Ein Kuratorium aus 5 Mitgliedern, von denen 2 der König, 2 der Gemeinderat ernennt, mit dem Bürgermeister als Vorsitzendem, führt die Oberaufsicht, während an den Reichsuniversitäten ein von dem König ernanntes Kollegium von 3—5 Mitgliedern das gleiche Amt ausübt. Alle Gemeinderatsbeschlüsse inbezug auf den inneren Organismus der Universität bedürfen der Zustimmung des Königs, soweit sie nicht bereits durch das Universitätsgesetz geregelt sind; die Zustimmung wird aber ohne weiteres vorausgesetzt, wenn innerhalb zweier Monate keine Antwort auf eine Mitteilung erfolgt. Die „freie" Universität suchte nun nicht eine ähnliche Regelung ihres Verhältnisses zur Obrigkeit, das war auch nach ihrer Grundlage unmöglich, sondern sie wollte nur gleiches Recht inbezug auf Examina und Promotionen und damit das „Monopol" der „öffentlichen" Universität brechen. Entweder sollte der „Dr." jeden direkten effectus civilis verlieren und durch ein praktisches Examen ersetzt werden, zu dem die wissenschaftliche Prüfung an allen Universitäten Zutritt verschafft, oder der „Dr." der „freien" Universität sollte den gleichen effectus civilis erlangen, wie der der anderen Universitäten. Kuyper wählte den letzteren Weg, während die Erste Kammer keinen von beiden gehen wollte.

Das Gesetz von 1905 gibt dem Dr. der „besonderen" Universitäten (vielleicht folgt eine katholische nach), deren Errichtung nach Anhörung des Staatsrates vom Könige „Instituten, Stiftungen und Rechtspersönlichkeit besitzenden Vereinen" mit einem rentierenden Vermögen von 100 000 fl. an liegenden Gütern gestattet werden kann, gleiche Rechte mit dem Dr. der Reichsuniversitäten. Eine solche Universität muß mindestens 3 Fakultäten (die übrigen haben 5) mit Lehrern für alle zum Examen nötigen Fächer, ein Kuratorium, Anstellungs- und Pensionsordnung, gleiche Fakultätsexamina und öffentliche Promotion mit Promotionsschrift haben, darf keine Hörer zulassen, die nicht auch an den übrigen Universitäten zugelassen sind, und muß Examensgebühren mindestens in der Höhe erheben, wie sie an den anderen Universitäten erhoben werden. Einer königlichen Oberaufsichtskommission liegt die Kontrolle ob. Im Uebrigen ist die Freiheit die denkbar weitestgehende. Jeder Doktor kann als Professor angestellt werden (Nicht-Doktorierte brauchen besondere königliche Erlaubnis); nur muß innerhalb

Volksschulgesetzes (Wet tot regeling van het Lager Onderwijs) in der Schuurmanschen Sammlung von Nederlandsche Staatswetten, Zwolle, Tjeenk Willink.

eines Monates nach seiner Anstellung dem Minister davon Kenntnis gegeben werden unter Vorlage seiner Zeugnisse und seines Lebenslaufes, und falls die Regierung nicht innerhalb zweier Monate Antwort gibt oder — was sie nur einmal und höchstens auf zwei Monate tun kann — ihre Antwort ausdrücklich verschiebt, so ist die Sache erledigt. In die Anstellung der theologischen Professoren vollends hat der Staat überhaupt Nichts hineinzureden; dem Minister wird einfach geschäftliche Mitteilung von ihrer Anstellung gemacht „ohne mehr". Auch gilt für ihre Fakultät keine einzige der oben erwähnten Beschränkungen. Dafür stimmen die theologischen Professoren nicht mit im Senat bei der Verleihung der Doktorwürden.

In einem Briefe an einen Freund hat Kuyper betont, daß bei der Regelung des Verhältnisses der Obrigkeit zu der Freien Universität, seien es nun Hochschulen für Theologie allein oder Universitäten, „die theologischen Fakultäten völlig aus dem Spiel bleiben müssen, sodaß sie nicht wie die bestehenden kirchlichen Seminare Reichszuschuß erhalten, aber auch in keiner Hinsicht, weder in Bezug auf Ernennungen, noch in Bezug auf Lehrprogramm oder Examina, auch nur der geringsten Staatskontrolle unterliegen." Die Universität selbst kann staatlich subventioniert werden (bis zu einem Höchstbetrag von 100 000 fl. alle 25 Jahre) und aus der Staatskasse Stipendien zur Verteilung bekommen (höchstens 10 à 500 fl.), aber ihre theologischen Fakultäten haben daran keinen Teil. Wohl aber ist die theologische Fakultät integrierender gleichberechtigter Teil einer von dem Staat subventionierten Körperschaft, und hat doch keine Kontrolle über sich als die absolute ihres Prinzips und die relative der Kirche. Kuypers Erläuterung zu seinem Gesetzentwurf gibt den Grund für diese Regelung an: in der Theologie ist der prinzipielle Gegensatz zwischen Bekennern und Leugnern einer besonderen Offenbarung so zugespitzt, daß die Letzteren den Ersteren den wissenschaftlichen Charakter ihrer Arbeit aus ehrlicher Ueberzeugung heraus geradezu bestreiten müssen; damit ist das Urteil über die Wissenschaftlichkeit eines Lehrers zu einem so subjektiven geworden, daß die Obrigkeit gar keine Möglichkeit mehr hat, zu entscheiden.

Die Freie Universität hat nun die theologische Fakultät, die sie zum Besten der Gereformeerden Kerken wünschte. Deren Kampf hat aber auch alten Wünschen innerhalb der Nederduitsche Hervormde Kerk neue Nahrung gegeben. Das Jahr 1876, das eine grundlegende Reform der Reichs- und Stadt-Universitäten brachte, hat für die theologischen Fakultäten ein neues Prinzip eingeführt: eine Zweiteilung in wissenschaftlich-theologische und kirchlich-theologische Fächer. Die eigentlichen Universitäts-Professoren lesen nur Encyklopädie, Geschichte der Gotteslehre, allgemeine Religionsgeschichte, israelitische Religionsgeschichte, Geschichte des Christentums, israelitische und altchristliche Litteraturgeschichte, Auslegung des Alten und Neuen Testamentes, Dogmengeschichte, Religionsphilosophie, Sittenlehre und — aber nur an einer Universität — christliche Archäologie; sie sind also den theologischen Zweifeln ganz entrückt und brauchen sich über die Wirkung ihres Unterrichtes kein Kopfzerbrechen zu machen. Mit der Kirche haben sie — von Amts wegen — keinerlei Fühlung, und für ihre Anstellung ist allein maßgebend ihre wissenschaftliche Qualifikation. Persönlich können sie auf dem Boden des christlichen, jüdischen, mohamedanischen oder sonst eines beliebigen Glaubens- oder auch eines Unglaubensbekenntnisses stehen und protestantisch oder katholisch, lutherisch, reformiert oder mennonitisch, modern oder orthodox usw. sein. Professor Rauwenhoffs Ideal vom Jahre 1865: „eine Fakultät für Theologie, nicht für christliche, nicht für protestantische, nicht für reformierte, sondern einfach für Theologie" ist hier verwirklicht. Die Fakultät behielt den alten Namen „Fakultät der Gottesgelehrtheit". Aber was ist das für eine Gottesgelehrtheit, die Gott gar nicht voraussetzt und das Lernen von Gott nicht zu ihrer eigenen Lebensbedingung macht! Um der Ehrlichkeit willen hätte man bei der Reform entweder die Theologie aus der Universitas der Wissenschaften streichen oder eine neue Fakultät mit einem neuen Namen, etwa dem einer religionswissenschaftlichen, schaffen müssen. Daß man statt dessen für fremdes Gut Bergung suchte bei einer rechtlich bestehenden Firma

und unter deren Flagge segelte, vermehrte einerseits das Ansehen der theologischen „Eindringlinge“ bei den Erbpächtern aller „Wissenschaft“ nicht und erregte andererseits das tiefste Mißtrauen kirchlicher Kreise gegen die Kirchlichkeit der nicht-kirchlichen Professoren. Die auf die Spitze getriebene Wissenschaftlichkeit und allzu ängstliche „Neutralität“ bedingte eine „Reaktion“, wie sie sich in der Freien Universität auswirkte.

Allerdings haben die wissenschaftlich-theologischen Fakultäten noch einen Appendix: kirchlich-theologische Lehrstühle. Man kam im Gesetze von 1876 der eigentlichen Landeskirche darin entgegen, daß man den Professuren oder Fach-Hochschulen, die sie etwa zur praktischen Ausbildung ihrer Kandidaten — auf Grund des jedem Niederländer usw. zustehenden Rechtes — errichte, Subvention bis zur vollen Deckung der Kosten anbot. So entstanden die kirchlichen Lehrstühle, denen vorbehalten blieb, „was sich auf Dogmatik, Glaubensleben, Konfession und spezielle Amtskunde des Pfarrers bezieht.“ Sie werden von der Synode besetzt und mußten bisher bestätigt werden; die Bestätigung galt als erfolgt, wenn innerhalb von zwei Monaten nach erfolgter Anzeige keine Ablehnung oder (einmalige) Vertagung erfolgte; die Ablehnung mußte motiviert sein und konnte erst nach Anhörung des Senates erfolgen. Alle diese Beschränkungen hat aber nun die Lex Kuyper für die theologischen Lehrstühle aufgehoben, während sie für andere „besondere“ Professuren, die nunmehr in gleicher Weise den Universitäten oder der neuen technischen Hochschule eingegliedert werden können (auch hierin zeigt sich Kuyper als ein Mann der Freiheit, der nicht einseitige, sondern parallele Entwicklung will), bestehen bleiben. Von der Anstellung, Pensionierung und Entlassung der theologischen „besonderen“ Professoren wird wie bei den Theologieprofessoren der freien Universität „kurzerhand Mitteilung an den Minister des Innern gemacht.“ Bisher hatten sie — und das gilt ebenfalls für die übrigen „besonderen“ Professoren noch — Sitz und beratende Stimme im Senat und in der Fakultät nur auf Antrag des Senats, respektive der Fakultät; sie haben beides jetzt ex officio bekommen.

Freiheit hat jetzt also auch der kirchliche Professor an der Reichsuniversität; aber es ist fraglich, ob er in dieser Freiheit Lust zum Leben hat. Seine Stellung war und ist eine Zwitterstellung, bisher war sie es zumeist in rechtlicher Beziehung, jetzt ist sie es zumeist in wissenschaftlicher Beziehung. Die kirchlichen Professoren haben gegenüber den staatlichen Professoren derselben Fakultät an den öffentlichen Universitäten die gleiche Stellung wie die theologischen Professoren gegenüber den anderen Fakultäten bei der freien Universität; sie werden in Zukunft von Seiten der „Wissenschaftler“ noch weniger für voll genommen werden, und manche unter ihnen empfinden ihre „Eximierung“ als eine Geringschätzung der Theologie. Gegenüber den mit dem Schimmer der Wissenschaft bekleideten Kollegen innerhalb und außerhalb ihrer Fakultät werden die kirchlichen Professoren sich nur behaupten können, wenn sie „Kirchenmänner“ in der imponierenden Bedeutung des Wortes sind. Eine allseitig befriedigende Lösung ist also auch nun noch nicht gefunden; aber Kuyper konnte nicht länger warten, bis sich alle Wünsche und Vorschläge auf einem Punkte begegneten. Er wollte vor allem vor Ablauf seiner Amtszeit seine Schöpfung sichern, und hier war der Weg längst abgesteckt; gerne berücksichtigte er dabei die auf demselben Wege liegenden Wünsche der Landeskirche, aber die Kirche ist noch nicht mit sich selbst einig. So hat er einstweilen in die Aufzählung der Fächer, die in der theologischen Fakultät doziert werden, das Wörtchen „von Reichs wegen“ eingeschoben und damit überhaupt erst im Gesetze selbst Raum geschaffen für eine ungezwungene Eingliederung der Fächer, die „von Kirchen wegen“ gelesen werden. Alles Uebrige regelt ein „Blanko“-Artikel, der mit 59 gegen 13 Stimmen in der Kammer angenommen wurde und besagt:

> Innerhalb von drei Jahren nach Inkrafttreten dieses Gesetzes wird der Kammer der Abgeordneten ein Gesetzentwurf vorgelegt, worin das Unterrichtsprogramm der theologischen Fakultäten bei den Reichsuniversitäten geregelt wird.

Der Kampf um die theologischen Lehrstühle der öffentlichen Universitäten ist also noch nicht ausgetragen. Die Landeskirche hat auf die Aufforderung Kuypers hin, ihm ihre Wünsche einheitlich zu formulieren, auf zwei Synoden in den Jahren 1904 und 1905 vergeblich versucht, eine Einigung zu erreichen. Alle Theologieprofessoren sind in der Zwischenzeit um Gutachten ersucht worden, und an diese, soweit sie veröffentlicht sind, knüpft sich nun die Diskussion. Ich übergehe diejenigen, die sich, sei es mit, sei es ohne innere Freudigkeit, bei den bestehenden Verhältnissen beruhigen wollen; auch diejenigen, die wie Pyper (siehe Theolog. Tijdschrift 1905 S. 1—17), Meyboom und Bruins (Twee pleidooien voor Staats-Hooger-Onderwijs, Groningen, Noordhoff 1905) nur Aenderungen in Einzelheiten oder in der Examensordnung (bisher: propädeutisches, zweiteiliges Kandidats- und [kirchliches] Proponentsexamen) oder Rückkehr zu dem Zustand vor 1876, also Ernennung aller Theologieprofessoren durch den Staat wünschen (ev. mit der Verpflichtung, die kirchlichen Interessen zu berücksichtigen), und gedenke nur derjenigen, die mit dem ganzen System brechen wollen. Diese sind alle einig darin, daß eine theologische Fakultät ein Ganzes bilden, in der Gotteserkenntnis, d. h. in der Erfahrung von Gott, ihren Boden und ihre Lebenszufuhr und in der zusammenfassenden Dogmatik ihre Krönung haben muß. „Staatliche“ Professoren wie Valeton*) protestieren gegen die „Köpfung“ ihrer Wissenschaft und gegen das innerlich Unbefriedigende ihrer Stellung, in der sie im Dienste des Staates Leute ausbilden, die ein Amt in der Kirche suchen, Studenten, die nach einem bestimmten Ziel streben, mit zielloser „reiner“ Wissenschaft füttern sollen und schließlich im besten Falle nur Wegbereiter sein können und ihre Schüler vor den Toren der kirchlichen Wissenschaft wieder abliefern müssen. In ihrer Fakultät vermissen sie die Einheit, in der Stellung zur Kirche das Amts- oder Vertrauensverhältnis; sie können es sich nicht zusammenreimen, daß sie der Staat um ihrer Vortrefflichkeit willen zu Lehrern z. B. der Exegetik ernennt, ohne doch urteilen zu können über den religiösen Gehalt, der der Exegese erst ihren Wert gibt. „Kirchliche“ Professoren wie Daubanton**) empfinden es als Beeinträchtigung der Kirche, daß sie, die „durch ihre zukünftigen Diener die Hörsäle füllt“, nicht Einfluß haben soll auf den Geist des gesamten Unterrichtes in diesen Hörsälen, und daß ein Teil der Professoren ein Reservatrecht hat in ihrer Wissenschaft. „Die Professoren sind um der Studenten willen da, nicht umgekehrt. Gibt die Kirche die ersten, so gebe sie auch die zweiten.“

Von Daubantonschem Standpunkt aus bliebe dann natürlich nichts Anderes übrig, als die von der Kirche, d. h. der Synode, etwa auf Vorschlag der Fakultät und etwa noch des Kuratoriums geschaffene und nötigenfalls vom König bestätigte „Theologie“ korporativ der Universitas der Wissenschaften einzuverleiben. Warum aber dann in eine staatliche Einrichtung? Und warum den Professor zum Staatsbeamten machen? Da ist doch Kuypers Lösung viel logischer. Sie würde schließlich doch wieder das Ende sein — um so mehr, wenn man wie Daubanton mit der Fachbildung der Theologen schon auf dem Gymnasium beginnen will. Kühn und voll Glaubensmutes zieht darum Valeton gleich die letzte Konsequenz: Herausnahme der Theologie aus der Universität. Er will nicht, daß die theologische Fakultät der Freien Universität als die ganz und einheitlich christliche den nur zur Hälfte christlichen Fakultäten der Reichsuniversitäten gegenüber zu stehen komme; er verzichtet aber auch darauf, seine Wissenschaftlichkeit unter den Schutz des Staates zu stellen. Die bisherigen theologischen Fakultäten sollen selbständig oder innerhalb einer anderen Fakultät fortleben als Teil der Wissenschaft vom Gottesdienst aller Zeiten und Völker, die heute nur karikaturenhaft von Theologen ohne Quellenstudium gepflegt wird. Daneben aber soll die Kirche in den Universitätsstädten eigene Institute zur Heranbildung ihrer Geistlichen errichten. Die Kirche muß den Mut haben, diesen Instituten Lebenskraft und Ansehen zuzutrauen, auch wenn sie nur

*) Het theologisch Hooger Onderwijs in Onze Eeuw 1905 S. 27—55.

**) De universitaire vorming van de aanstaande predikanten der Nederduitsche Hervormde Kerk. Utrecht, Kemink en Zoon 1904. Gibt zugleich eine Geschichte des theologischen Bildungswesens.

durch kirchliche Autorität gedeckt sind. Oder hat die Kirche weniger Autorität als der Staat, weniger eigenes Leben? Gut, so richte sie sich an dieser Erkenntnis bei Zeiten neu auf, statt unter fremdem Schutze langsam an Entkräftung zu sterben.

Natürlich ergäben sich zwischen Universität und kirchlicher Hochschule, zwischen ihren Studenten und Lehrern die mannigfachsten Wechselbeziehungen. Aber die Trennung selbst ist für Valeton „eine Frage des Lebens und eine Frage der Ehre." Sie fordert Verzicht auf das Kokettieren mit einer Wissenschaftlichkeit, die „besteht aus Hörensagen, aus dem Wissen von Hunderten von Dingen ohne Verbindung, aus der Kenntnis von Hunderten von Meinungen über Unterteile eines Unterteiles."

Die theologische Hochschule muß Männer heranbilden, wissenschaftliche natürlich, aber gebildete vor allem, nicht abgerichtet, auch nicht vollgestopft mit Dingen, die in keiner Beziehung ihr Eigentum sind. Sie muß Männer der Praxis bilden, aber nicht einer Praxis, die neben der Wissenschaft steht, die diesen und jenen Handgriff gelernt hat, sondern die geboren ist aus dem Besitz der Dinge und nicht erworben wird, es sei denn durch viel Studium, viel Meditation, viel Uebung. Sie muß Männer bilden von wirklicher Geistesentwicklung, von Charakter, von hoher Betrachtung der Dinge, voll Einsicht, mit Grundsätzen, voll Leben mit Gott. Ich weiß nichts Höheres als die Praxis des geistlichen Amtes, und ihr muß aller theologischer Unterricht dienstbar sein.

Und um das recht sein zu können, um heranzukommen an das Objekt seines Unterrichts will er, der Hochschullehrer von mehr als dreißig Dienstjahren — Seminarlehrer werden. Ist das nicht eine Erniederung der theologischen hohen Schule?

Im Gegenteil; gerne würde ich die unleugbaren Vorteile einer Staatsprofessur dahingeben, um, mehr noch als durch wissenschaftlichen Unterricht, durch geistlichen Einfluß mitzuhelfen, junge Männer heranzubilden zum köstlichen Amte, das leicht auch — optimi corruptio pessima — zum allerelendigsten wird.

Das ist das Ende. Der in schrankenloser Freiheit, vom Nimbus der reinen Wissenschaft verklärt, gelehrt hat, sucht die Stätte engerer Gemeinschaft ohne Rücksicht auf seine Wissenschaftlichkeit — im Seminar. Und der den Ausschluß seiner Wissenschaft aus der gleichberechtigten Universitas der Wissenschaften nicht ertrug, feiert seinen größten Sieg in der Anerkennung seines Seminars als Teil einer „Universität".

A Schowalter

Religion und Geschichte

Thesen für Stuttgart 9. Mai

1. Die protestantische Ausprägung des Christentums ist eine individualistische Gestaltung der Religion. Sie erweist eben damit ihre Zugehörigkeit zur modernen Welt.

2. Individualismus und Geschichte, individuell-eigne und historisch-überlieferte Religion sind nie ganz auszugleichende Gegensätze.

---

3. Die Geschichte und das Geschichtsbild gehen nie in einander auf.

4. Alle Geschichtserkenntnis ist von der Gegenwart bedingtes Sehen und Deuten der Vergangenheit.

5. Das religiöse Geschichtsbild insbesondere ist immer ein Erzeugnis jeweilig-gegenwärtiger Religion gewesen und wird das bleiben müssen.

---

6. Die der modernen Naturanschauung parallel laufende Grenzenlosigkeit der Geschichtsanschauung kann wohl in der historischen Kleinarbeit, nicht aber für das aus dem Einheitstrieb des Erkennens notwendige Geschichtsbild im Ganzen auf die Frage nach dem Unendlichen, das in ihm wirksam ist, verzichten.

7. Die überraschende Wendung zur Religionsgeschichte, die die Forschung auf den verschiedensten Gebieten genommen hat, drängt die Religion in den Vordergrund des geschichtlichen Interesses und kann auf die Dauer die Frage nach dem letzten Realen, das in beiden, in Religion und Geschichte, wirksam ist, nicht umgehen.

8. Unter den Weltreligionen erweist sich das Christentum als die einzige, in der die beiden Größen unlöslich, weil innerlich, mit einander verbunden sind. Denn die beiden Pole der individuellen christlichen Lebensanschauung: Persönlichkeit und Liebe, sind zugleich als letzte Kräfte und Ziele geschichtlichen Lebens verständlich.

Eck

Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher

2

Es ist unbedingt anzuerkennen, daß sich alle Mitarbeiter an den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern Mühe gegeben haben, verständlich zu schreiben. Manchem ist das bis auf Kleinigkeiten gelungen, andern weniger. Es wird noch immer zu viel allgemeines Wissen und besondere Kenntnis vorausgesetzt! Gar viele Fremdwörter, nicht nur theologische und philosophische Fachausdrücke, hätten noch vermieden werden können, mancher Satz, manche Wortstellung vertrügen eine Besserung zur Einfachheit und Natürlichkeit hin. Ich will keine Namen nennen und einzelne Fälle aufführen, um so weniger, als die Gesamtarbeit aufrichtig gelobt werden kann. Für den billigen Preis wird erstaunlich viel geboten. Druck und Ausstattung sind gut; der Einband sollte freilich stets fest kartoniert sein. Dafür könnten eher einzelne Hefte etwas kürzer ausfallen oder geteilt werden, wenn die Herstellungskosten zu hoch würden. In Bezug auf Absätze, Sperrdrucke, Ueberschriften, Uebersichten, Zusammenfassungen, Register, Wort- und Sacherklärungen, Ausschreiben von Belegstellen ist in manchen Heften zu wenig geschehen; Abschnitten in kleineren Typen oder lateinischen Lettern kann ich wenigstens keinen Geschmack abgewinnen. Entweder ist der Inhalt wichtig, dann gebe man ihn in der gewöhnlichen Gestalt, oder er geht über die Fassungskraft des vorgestellten Leserkreises hinaus, dann lasse man ihn weg. Mischwerk verstimmt oder ist nutzlos.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die den Rest der Hefte kurz Revüe passieren lassen.

Einen Stoff aus dem Alten Testament behandelt Löhr-Breslau: „Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren." Das Heft enthält 1. einen Kampf um Gott und das eigene Ich, 2. einen Kampf um die Weltanschauung, d. h. es bringt eine Analyse des Buches Hiob und des Predigers. Die Themata faßt es in die Fragen zusammen: Ist Gott gerecht? und Hat das Leben einen Zweck? Es streift darin die modernen Parallelen, Goethes Faust und Schopenhauers Pessimismus, und hat auf solche Weise den immerhin fremdartigen Stoff den Menschen unsrer Zeit in geschickter Weise näher gebracht. Das frisch geschriebene Büchlein wird seine Absicht zweifelsohne erreichen.

Die dritte Reihe, die religionsvergleichenden Schriften, eröffnet Pfleiderer-Berlin mit der „Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie". Der Verfasser ist sich der ungewöhnlichen Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe bewußt gewesen. Er hat sie zu bewältigen gesucht, indem er die gewaltige Stoffmasse zwar geschichtlich ordnete, aber dabei die sachlichen Gesichtspunkte in der Auswahl der Aussprüche berücksichtigte, die für die Frage von Wichtigkeit sind. Er fürchtet, dieses Kompromiß zwischen zwei Behandlungsweisen werde nicht Allen gefallen. Darüber können wir ihn wohl beruhigen, der Versuch erscheint gelungen. Der fleißigen und umsichtigen Arbeit wünschen wir gern den erhofften Erfolg. Ob er aber erreicht wird? Ist der Stoff selbst und zumal in dieser Masse auf einmal dargeboten nicht etwas unverdaulich für den gedachten Leserkreis? Der Herausgeber der Sammlung hat ein erklärendes Verzeichnis der vorkommenden Philosophen und wichtigsten Termini (z. B. autonom, Dialektik, Monismus usw.) angehängt, um einem sicherlich gefühlten Bedürfnis entgegenzukommen. Er mußte sich auch da kurz, stellenweise wohl zu kurz fassen. Es wäre zu erwägen, ob nicht in einer zweiten Auflage der Stoff beschränkt werden könnte; was

übrig bleibt, Plato und die Stoiker, Philo und die Neuplatoniker vor Allen, kann dann übersichtlicher gedruckt werden. Auch würde ich nicht von einer „Vorbereitung des Christentums“ sprechen, was leicht irrige Vorstellungen erweckt, sondern von der griechischen Weltanschauung, die das Christentum vorgefunden hat.

Bertholet-Basel hat über „Seelenwanderung“ ein anziehendes Büchlein geschrieben. Er führt das Thema so durch, daß er erst vom Glauben an eine vom menschlichen Körper lösbare Seele handelt, dann von dem an die Beseelung außermenschlicher Wesen (Tierseelen, Pflanzenseelen, Gegenstandsseelen), ferner von dem an den Uebergang der Seele von einem Wesen auf das andere. Nach diesen Voraussetzungen spricht er vom Seelenwanderungsglauben bei den Kelten, Indern, Griechen und auf anderm Boden, zuletzt in der christlichen Welt. Diesem klaren Plane entspricht die Ausführung. Der Inhalt ist sehr anziehend und lehrreich auch für solche, die sich schon einigermaßen mit dieser Frage beschäftigt haben. Die Darstellung ist frisch, geistvoll, überzeugend. Spuren des Glaubens in der Bibel finden zu wollen, lehnt Bertholet ab. Trotz aller Beispiele von mehr oder weniger Gläubigen bis auf unsere Tage ist der fragliche Glaube für den Verfasser doch nichts Anderes als „ein uralter und ernstgemeinter, aber stotternder Versuch der Entzifferung und Deutung“ des Lechzens nach Unendlichkeit, das in der Natur des menschlichen Geistes begründet ist. Er hat ja Recht, aber merkwürdig berührt es einen doch, wenn man an demselben Tag, wo man das liest und begutachtet, in seinem Tageblatt aufgetischt bekommt:

> Von Schopenhauer hat einmal Jemand gesagt, sein Leben werde den Entwicklungsgelehrten dereinst noch zu denken geben. Die Weltweisheit und die schier unermeßliche positive Erfahrung, die sein Hauptwerk zur Voraussetzung habe, könne unmöglich ein Dreißigjähriger aus eigener Kraft errungen haben. Die alte Erklärung mit der „Intuition“ (die ein Wort war, und nicht einmal ein gutes) reiche da nicht aus. Auch die neuere der „Vererbung“ nicht. Mindestens so lange nicht, als diese Vererbungslehre allein den Anatomen überlassen bleibe. Erst wenn die Vererbungslehre vertieft sei, so sehr vertieft, daß sie dem uralten Glauben der Seelenwanderung neue Kraft verleihe, dann erst könne man sich einigermaßen erklären, was das mit jenem Wunder auf sich habe. (Willy Pastor in der Täglichen Rundschau, Unterhaltungsbeilage vom 26. Januar 1906 über Mozart.)

Also platonisches Wiedergedenken (ἀνάμνησις) die einzig annehmbare Erklärung des Genies! Goethe hat Recht: „Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden, es kommt nur darauf an, es noch einmal zu denken.“ Freilich, auch alles Schiefe!

Was Söderblom-Upsala über „die Religionen der Erde“ auf 64 S. gesagt hat, befriedigt mich nicht recht. Erst weist er nach, daß alle Menschen nach Göttern „schnappen“, wie Homer sagt; dann handelt er von den Anfängen der Religion in der „unzivilisierten Menschheit“, dann über „die höhere geistige Kultur“ (China, Indien, Abendland), dann über „die höheren Religionen“ 1. die chinesische Religion und den Hinduismus, 2. Judentum und Parsismus, 3. Buddhismus, Christentum und Islam (Islam, Buddha und Christus). Die Gliederung habe ich ausgeschrieben, weil aus ihr gesehen werden kann, daß sie an einer gewissen Unklarheit leidet, indem Kultur und Religion nicht genügend auseinandergehalten sind. Dabei ist der Stoff so reich, daß er die Klarheit der Darstellung beeinträchtigt hat. Sie hat etwas Aphoristisches, Unausgeglichenes. Auch der Ausdruck sagt mir nicht sonderlich zu; ob die Uebersetzung mit daran schuld ist, vermag ich nicht zu sagen.*)

Auf drei starke Hefte hat Hackmann-London eine gründliche, gelehrte Darlegung des Buddhismus berechnet. Die Sachkenntnis des Verfassers auf dem so schwierigen wie wichtigen Gebiete scheint nicht minder groß wie seine Fähigkeit sie Andern mitzuteilen. Das erste Heft behandelt den Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung, das zweite den südlichen Buddhismus und den Lamaismus, das dritte den Buddhismus in China, Korea und Japan. Die Sache selbst zu beurteilen, bin ich nicht in der Lage; die Form der Arbeit ist aller Anerkennung wert und lädt zum Studium

*) Ganz unmaßgeblich möchte ich doch hinzufügen, daß mir das Heft von Söderblom besonders gut gefallen hat. D H

ein, das freilich Zeit und Luft voraussetzt, wie denn die ganze Veröffentlichung mir etwas den Rahmen der Sammlung zu sprengen scheint. Das dritte Heft enthält ein beachtenswertes Schlußwort über die charakteristischen Mängel des Buddhismus.

„Die Schöpfung der Welt“ bespricht Wendland-Basel in einem lesenswerten, weil verständig und gut geschriebenen Hefte. Erst handelt er von den Mythen der alten Völker in einer auffallenden Reihenfolge (polynesische, germanische, ägyptische usw.), dann von den philosophischen Theorien der Griechen und der Neueren, zuletzt zieht er das Resultat in kurzen Abschnitten über den Begriff der Entwickelung, die Art des göttlichen Schaffens, Gott den ewig Schaffenden, Gott und Welt, das Böse in der Welt. Der lehrreichen, aufklärenden und zurückhaltenden, aber nicht pessimistischen Abhandlung wünschte ich nur eine größere Zahl von gesprächigen Anmerkungen, als sie von Wendland angefügt sind, die doch eigentlich nur Verweisungen sind.

Die fünfte Reihe hat Niebergall-Heidelberg mit einem prächtigen Büchlein eröffnet: „Welches ist die beste Religion?“ Maßvoll und bestimmt behandelt er in warmer, schöner Sprache den schwierigen Stoff. Er ist sich bewußt, daß er dabei die Grenze zwischen Philosophie und Religion nicht immer respektieren konnte, und der Vorwurf, gegen die moderne Theologie erhoben, sie sei mehr Religionsphilosophie als zuträglich, könnte am Ende gegen diese Schrift gerichtet werden. Dennoch bin auch ich der Meinung, daß das Thema sich anders nicht gut fest fassen ließ, als es hier geschehen ist. Der geschichtliche Standpunkt kommt doch dabei wohl auf seine Rechnung, und nicht minder glücklich werden die Gegenwarts- und Zukunftsfragen zwar kurz aber zunächst ausreichend gestreift. Besonders gefällt uns die Würdigung des Heilands; darüber vergißt man gern, daß auf S. 13 einmal Jesustum von Christentum unterschieden wird. Relativität und Absolutheit am Christentum wird gut beleuchtet, der hohe Wert der Mission betont usw. Kurz, eine gelungene Arbeit, die viele Freude bereiten und manches Aergernis beseitigen dürfte.

„Die Wunder im Neuen Testament“ betitelt sich das zweite Heft, von Traub-Dortmund geschrieben. Mit einer gewandten, stoffbeherrschenden Art der Darstellung hat Traub Aehnliches erreicht wie Niebergall; auch seine Schrift wird klären und gewinnen. „Gewiß ist das Wunder des Glaubens liebstes Kind. Eben deshalb ist es nicht der Vater des Glaubens.“ So Seite 71. Der Glaube, meinen wir, ist der Nährboden des Wunders, er gibt diesem aber auch seine Qualität. Ob Mirakelgeschichten entstehen oder das Wunder göttlicher Kraft und Weisheit verehrt wird, hängt von der Spannkraft des Glaubenslebens ab. Zu höhnen und zu leugnen gibts hier nichts, hier gilts zu verstehen und zu vergeistigen. Und verstehen will Traub die Wunder nicht nach der Weise Dennerts (S. 67), die im Grunde Nichts beweist und von der Art des Rationalisten nur quantitativ, nicht qualitativ abweicht, verstehen, so weit das möglich ist, möchte er sie aus dem Wesen und den Zielen des Gottesreiches. Vor Allem verlangt er mit Nachdruck, „daß man sein europäisches Denken des zwanzigsten Jahrhunderts vergißt und sich vollständig versenkt in diese Wunderwelt“ (S. 29). Ja, wenn wir das könnten! Aber wenn Traub selbst (S. 54) von „Seeanekdoten“ spricht, so denkt er „europäisch“, denn wir verbinden mit dem Begriff Anekdoten doch Etwas, das nicht zu den Wunderberichten, die er meint, paßt. Und sind wir denn auf dem geheimnisvollen Gebiete der Heilungen usw. so sonderlich hellsehender geworden? „Freilich muß man sich stets erinnern, daß auch solche Worte wie Suggestion zunächst Nichts wie Namen sind. Die Sache kennen wir dadurch kaum [ich würde sagen, nicht] genauer.“ So sagt Traub (S. 21) richtig, und wir bekennen gar Nichts zu wissen, wenn wir mit Traub (S. 25) gestehen müssen: „Es muß sich hier um besondere Bildungen des Nervensystems handeln.“ Ja die Grenze zwischen Mirakeln und, wollen mal sagen, echten Wundern ist doch auch nur mit dem „europäischen Denken des zwanzigsten Jahrhunderts“ gezogen. Gewiß haben wir das Recht, nach dem Maße unsres Glaubens Stellung zu nehmen zu den Wundern, die uns überliefert sind, aber wir lehnen ab und nehmen an nicht nach wissenschaftlichen

Kenntnissen und Forderungen des Verstandes, sondern eben nach unsern persönlichen religiösen Erfahrungen und Bedürfnissen. Da wir aber diese von andern Menschen nicht kennen noch meistern wollen, hüten wir uns in die Wunderwelt der Vorzeit richtend einzugreifen. Ausfälle gegen Andersdenkende werden wir vermeiden; auch Traub hat es fast immer getan, nur einmal (S. 24) wird er bitter, nicht ohne Grund zwar, aber doch, dünkt uns, ohne Nötigung. Es ist ein ernst stimmendes und anregendes Buch, das uns Traub geschenkt hat. Möge es in der richtigen Weise wirken!

Schließlich hat Petersen-Hamburg über „Naturforschung und Glaube“ zweckmäßige Worte geschrieben. Natürlich kann er den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, Naturwissenschaft und Religion, Gesetz und Freiheit, Natur und Geist, Kausalität und Vorsehung nicht auf 40 Seitchen schließen; und dennoch, trotz aller fast epigrammatischen Kürze, macht das Schriftchen einen guten Eindruck. Es fehlt jede Phrase, jede Verstiegenheit, jede Vertuschung: hier hilft in der Tat kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen werden, damit endlich einmal die Wilddieberei der Parteien im fremden Gehege hüben und drüben unterwegs bleibe. Ich werde das Büchlein vor allem den Primanern empfehlen, in deren Köpfen der Haeckel dem Nietzsche noch den Rang abzulaufen droht. —

*

Wir sind am Schlusse unserer Wanderung durch die schon stattliche Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“. Wir haben viel Schönes auf dieser Wanderung gesehen, das im kurzen Tagebuche nicht verzeichnet werden konnte; Unbedeutendes oder gar der Volksseele Gefährliches haben wir trotz kritischer Brille und kühlem Herzen Nichts bemerkt. Hier und da hätte ich Einiges anders gewünscht, geringere Voraussetzungen, sattere vollere Farbentöne, etwas mehr Clair-obscur nach Rembrandt, aber im Ganzen haben wir es mit einer wichtigen Lebensäußerung des deutschen Protestantismus zu tun, mit einem Markstein im Streit um die Volksseele. Der hebt nun freilich erst an, und die Personen und Parteien sind dabei große Nebensache; die Sache aber und das Kampfobjekt, das deutsche Christentum und die Herzen des deutschen Volkes, sind so heilig und empfindlich, daß der Kampf mit dem besten Gewissen — nicht bloß mit dem besten Wissen — und mit zartester Rücksicht geführt werden muß. Ich meine nicht die Rücksicht auf andersdenkende Fachleute, auf sie sollte man weder scheue noch verächtliche Gedanken bei der Arbeit lenken, sondern nur die auf das Volk. Wer weiß, ob die sogenannten Gebildeten dabei den Ausschlag geben dürfen! „Es war da ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte,“ erzählte mir jüngst ein Herr meiner Bekanntschaft, „der sagte neulich zu mir: die liberalen Theologen wollen ja wohl Nichts von der jungfräulichen Geburt des Heilands wissen, ist denn das möglich?“ — Aus dem Herzen kommt doch die religiöse Wiedergeburt, nicht aus dem Kopfe. Darum sollten auch die Verfasser unsrer Büchlein sich immer wieder sagen: Vorarbeit ists, die wir treiben, leisten müssen; negativ ist ihr Wert zu bemessen, und das Bessere, Bejahende muß dann erst noch geschehen. Ich sage das am besten mit Ferdinand Jakob Schmidts Worten (Preußische Jahrbücher, 123. Band [1905] S. 516 f.), die ich unterschreibe und zum Teil unterstreiche:

> Diejenige Macht, die das [nämlich die Beseitigung des Abgestorbenen] in Wahrheit heut zu vollbringen hat und vollbringen wird, ist schon längst bei der Arbeit, und sie ist deswegen bei der kirchlichen Orthodoxie schon seit geraumer Zeit eine sehr verhaßte und arg verfehmte Macht: es ist die im neunzehnten Jahrhundert zur Blüte gekommene Historie. Es hat Köpfe gegeben und es gibt sie noch, die dem Irrtum huldigen, als ob durch die historische Tatsachenforschung der Kulturentwickelung neue positive Kräfte zugeführt würden. Das ist nicht der Fall; vielmehr findet gerade das Umgekehrte statt; die geschichtliche Forschung lähmt die Flugkraft des schöpferischen Geistes. Die vornehmste Aufgabe der Historie ist gerade negativer Art, ihr ist, wo sie immer zur Herrschaft gelangt, das Amt zugefallen, die Menschheit von der toten Last der Vergangenheit zu befreien.

Ab und zu muß in dem Verlaufe der Geschichte das Inventar aufgenommen, geprüft, erneuert werden; es ist ein peinlicher aber nötiger Akt, den unsere Kinder tun müssen, wenn wir nicht den Mut dazu haben, und Schmidt stellt dem Beginnen ein wertvolles, tröstliches Horoskop:

> Wenn es daher überhaupt noch ein Mittel gibt, unser abendländisches Christentum von der uns fremd gewordenen Vorstellungsweise der asiatischen Mythenbildung zu erlösen, so kann dies nur in den Werken der wissenschaftlichen Historie gefunden werden (gegen Chamberlain, Arische Weltanschauung.)

Diese Worte enthalten den Berechtigungsnachweis der Volksbücher und zugleich eine gutgemeinte Mahnung an ihre Verfasser.

Franz Fügner

Warum wir gegen die Schulvorlage protestieren

In Nr. 13 der Christlichen Welt habe ich den von Erich Foerster (ebendort Nr. 9 und 11) beanstandeten Satz verteidigt, daß die preußische Schulvorlage eine „Auslieferung der Schule an die Kirche“ bedeute. Diese Auslieferung liegt an sich in dem grundsätzlichen Zugeständnis der Forderung der Kirche, daß die Schule konfessionell sein müsse.

Hierbei hatte ich von der „seltenen Ausnahme“ der Simul-
tanschule vorläufig abgesehen. Der Schutz, der der Simultan-
schule durch die Vorlage noch gewährt wird, ist in der Tat von
fast keiner Bedeutung. Denn es wird der Begriff der Simul-
tanschule hierbei so eng gefaßt, daß es, wenn man von den
eximierten Gebieten (Nassau und den polnischen Landesteilen)
absieht, in Preußen fast keine Simultanschulen mehr
gibt. Man hat großes Gewicht darauf legen wollen, daß die
jetzige Vorlage, im Unterschied von der des Jahres 1892, so-
gar die Neugründung von Simultanschulen an Orten, wo bis-
her solche nicht bestanden, nicht überhaupt ausschließt. Aber
sie wird so gut wie unmöglich gemacht. Zwar sind es*) nicht
staatliche, sondern Selbstverwaltungsorgane, welche darüber zu
entscheiden haben, ob „besondere Gründe“ vorliegen, welche die
Neuerrichtung von Simultanschulen gestatten; aber diese Be-
hörden haben ja nicht nach Gutdünken, oder gar nach pädago-
gischen Grundsätzen, sondern nach dem Gesetz zu entscheiden;
das Gesetz aber verbietet, wo die konfessionellen Verhältnisse in
Frage kommen, jede Rücksicht sei es auf das „Bedürfnis der
Schule“ oder auf die „Leistungsfähigkeit der Verpflichteten“.
Was für „besondere Gründe“ kann es denn außerdem noch
geben? Auch der einmütige Wunsch der Bevölkerung kann nicht**)

---

*) Wie ich auf eine Erinnerung Foersters gerne berichtige. R

**) Foerster behauptet, daß dies doch der Fall sei. Die Aus-
legung ist strittig. Gemeint ist folgende Stelle der Motive zum Ge-
setz: „Darüber, ob besondere Gründe [welche die Neuerrichtung
einer Simultanschule motivieren] vorhanden sind, sollen auf Anrufen
von Beteiligten, zu denen auch die Hausväter gehören,
die Verwaltungsbehörden endgültig entscheiden.“ Foerster folgert da-
raus, daß der einmütige Wunsch der beteiligten Hausväter, eine Si-
multanschule zu besitzen, unter dem Gesetz sich mit Erfolg werde gel-
tend machen können, wenn sie sich auf ihn als besonderen Grund berufen.
Das Gesetz verbiete nur, daß dort, wo bei bestehendem Simul-
tanschulsystem konfessionelle Minderheiten den Antrag auf Errich-
tung einer konfessionellen Sonderschule stellen, der Antrag der Minori-
tät mit dem Hinweis auf das „Bedürfnis der Schule“ oder auf die
„Leistungsfähigkeit der Verpflichteten“ abgelehnt werde. Es handle
sich also bei diesem Verbot nicht um eine allgemeine gesetzliche Norm,
sondern um den Schutz der „konfessionellen“ Minorität in dem beson-
deren Fall, daß eine „simultane“ Majorität bereits im Besitz von
Simultanschulen ist. Natorp versteht anders. In den Kommissions-
beratungen hat die Regierung am 23. Februar (Tägliche Rundschau
94, Beilage 2, S. 2) erklären lassen, „die Feststellung der besonderen
Gründe bei der Neuerrichtung von Simultanschulen müsse den Provin-
zialbehörden“ überlassen bleiben; „es sei nicht möglich, einzelne Fälle
hervorzuheben, natürlich dürften es nicht allgemeine Gründe
sein, sondern sie müßten aus den besonderen Verhältnissen der Ge-
meinde hervorgehen.“ Die Spezialisierung der „besonderen“ Gründe
ist in der Kommission am 28. Februar (Tägliche Rundschau 101,
Hauptblatt, S. 3) abgelehnt. Die Freikonservativen haben am 28.
Februar als einen „besonderen Grund“ den angeführt: „wenn der all-
gemeine Wunsch der Bevölkerung auf die Simultanschule gerichtet
sei“. Was heißt aber „allgemeiner“ Wunsch? Ist er dasselbe, wie
der „einmütige Wunsch“ oben in Natorps Text? Eine widersprechende
Minorität wird sich überall finden oder beschaffen lassen. Jedenfalls
ist hier eine dunkle Stelle, über die der Landtag bei seinen weiteren
Beratungen Klarheit schaffen sollte.

D H

als Grund gelten, sondern die Behörde hat eben nach dem Grunde dieses Wunsches zu fragen, und welcher Grund kann da noch gelten, nachdem die beiden einzigen natürlichen Gründe dieses Wunsches ausgeschlossen sind? Es kann also darüber kein Zweifel sein, daß das Gesetz seine unverhohlene Absicht, der Simultanschule den Todesstoß zu versetzen, auch erreichen wird.

Aber man hat dem Liberalismus sogar einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er für die Simultanschule überhaupt eintritt. Es hat besonders Professor Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern sich berufen geglaubt, den Liberalismus einer „politischen Heuchelei“ zu bezichtigen, durch die er sich eine „sinn- und zwecklose Niederlage“ zugezogen habe, weil er, statt, wie er seinem Prinzip nach müßte, für die konfessionslose Schule, vielmehr für die Simultanschule eingetreten sei, die doch nur „doppelt konfessionell“ sei. Ich habe darauf bereits in der Frankfurter Zeitung (Nr. 42) geantwortet; es scheint aber notwendig die Antwort zu wiederholen. Die Frage ist durch die Gesetzesvorlage schlicht auf Ja oder Nein gestellt: Will man oder will man nicht den gesetzlichen Zwang der Konfessionsschule? Der eine Teil antwortet auf diese Frage mit Ja, der andere mit Nein. Man sollte denken, daß das eine genügend klare Sachlage wäre. Nirgends ist mir in dem Kampfe gegen die Schulvorlage eine Aeußerung begegnet, des Inhalts, die heutige Simultanschule sei die Idealschule, für die man um jeden Preis einstehen müsse.*) Nach ihrem positiven Schulideal gefragt, würden wohl alle Gegner des Gesetzes einmütig zur Antwort geben: es sei die Schule, die abgesehen vom Religionsunterricht nach der Konfession bei Anstellung der Lehrer so wenig wie bei der Aufnahme der Schüler zu fragen hat, und in welcher der Unterricht in allen weltlichen Fächern (die Konsequenteren sagen: auch der Religionsunterricht, was freilich eine Verfassungsänderung erfordern würde) unabhängig von kirchlichen und konfessionellen Rücksichten, lediglich nach den Forderungen der Wissenschaft und nach pädagogischen Gesichtspunkten erteilt wird; was natürlich eine nach gleichen Grundsätzen gestaltete Lehrerbildung und fachliche Schulaufsicht voraussetzt. Aber die Liberalen müßten die politischen Kinder wirklich sein, als welche Delbrück und Andere sie gern darstellen, wenn sie glauben würden, solche Forderungen bei einem heutigen preußischen Ministerium und einem heutigen preußischen Landtag zu erreichen. Und so müssen sie wohl für jetzt sich darauf beschränken, nur das Aeußerste, nämlich eben die zwangsmäßige Konfessionalisierung der Schule, wenn möglich abzuwehren. Und in dieser Absicht nimmt man die heutige Simultanschule so weit in Schutz, daß sie wenigstens jenes Aeußerste von Unfreiheit und Gewissensknechtung vermeidet; daß sie wenigstens da, wo sie nicht gegen ihr eigenstes Prinzip dem tatsächlich übermächtigen klerikalen Einfluß doch unterliegt (was vielleicht hier und da, aber entfernt nicht überall der Fall ist), dem, was man für das Richtige hält, doch einen Schritt näher kommt, ja bei einigermaßen gutem Willen der Behörden es fast ganz erreichen kann. Wo hier die Heuchelei stecken soll, ist unerfindlich.

Aber wenn die Liberalen nicht Heuchler sind, so sind sie dafür Dummköpfe. Denn „die Intellektuellen“, behauptet Herr Professor Delbrück, sind einmütig für die konfessionellen Bestimmungen der Vorlage: Harnack, Paulsen, Delbrück selbst, kurz „die“ Intellektuellen. — Es ist darauf jetzt Nichts weiter zu sagen; denn inzwischen ist bereits die deutliche Antwort darauf gegeben worden durch eine Erklärung gegen die Schulvorlage, welche die Unterschrift von Hunderten solcher Namen gefunden hat, die auch Delbrück aus dem „intellektuellen“ Deutschland nicht wird streichen wollen. Es wäre auch wunderbar, wenn genau dasselbe, was im Jahre 1892 seitens des „intellektuellen“ Deutschland in erfreulicher Einmütigkeit zurückgewiesen wurde, heute unbeanstandet durchginge, bloß weil es den Herren Delbrück, Paulsen, Harnack gefällt, eine andere Stellung einzunehmen. Genau dasselbe: denn wer die beiden Gesetzvorlagen im Einzelnen vergleicht, wird zugeben müssen, daß die Absicht völlig dieselbe, nur die Mittel, durch welche

*) Die Erklärungen des Lehrervereins scheinen doch gerade die Simultanschule als die richtige Mitte hinzustellen. D H

diese Absicht erreicht werden sollte, in der älteren Vorlage noch etwas gröbere waren. Der einzige wesentliche Unterschied ist, daß damals der Religionsunterricht der Volksschule direkt kirchlichem Einfluß unterstellt werden sollte. Das war freilich die anstößigste Bestimmung des damaligen Entwurfs; sie war es, die selbst den evangelischen Oberkirchenrat mobil machte; denn man war damals einsichtig genug, zu erkennen, daß man durch Nichts sicherer das Volk gegen die Kirche empöre, als durch diesen plumpen Eingriff der Kirche in die inneren Angelegenheiten der öffentlichen Schule. Aber das war doch nur der gröbste und darum deutlichste Ausdruck der ganzen Tendenz des Gesetzes. Diese selbe Tendenz aber waltet in dem jetzigen Entwurf; man hat nur aus der damaligen Erfahrung so viel gelernt, daß es dieser anstößigsten direkten Beteiligung der Kirche **gar nicht bedarf**, um mit weniger Geräusch dieselbe Wirkung zu erzielen. Man **wird** dieselbe Wirkung erreichen: nämlich die immer entschiedenere **Abkehr des Volkes von der Kirche und vom Christentum.** Die schon jetzt erfolgten **Massenaustritte aus der Kirche** reden darüber eine deutliche Sprache. Wenn das Gesetz jetzt schon, wo es noch gar nicht Gesetz geworden ist, diese Wirkung hat, so sollte man sich doch endlich klar darüber sein, wohin man eigentlich steuert.

Nicht also, weil das jetzige Gesetz ungefährlicher wäre als das von 1892, ist der Widerstand der „geistig führenden Kreise“ heute schwächer als damals; sondern **es ist wirklich der Widerstand dieser Kreise gegen kirchliche und staatliche Reaktion vielfach matt geworden;** das heißt aber: **sie haben tatsächlich aufgehört, die „geistig führenden“** zu sein. Als ich zu Anfang dieses Jahres eben dieses aussprach,*) meinten gute Freunde, ich sehe zu schwarz. Ich gestehe mit Freuden: ich habe zu schwarz gesehen; die jetzt erfolgte Kundgebung beweist es. Immerhin ist diese Kundgebung spät und zögernd erfolgt, und es fehlt mancher Name, auf den man sicher gerechnet hätte. Selbst Manche von denen, die unsere Gesinnung ganz teilen, halten sich zurück, um, wie sie sagen, ihr Pulver nicht nutzlos zu verschießen. Wer die Flinte ins Korn wirft, spart freilich das Pulver, aber mit dem Schießen ist es dann auch vorbei. Nutzlos soll es sein, den Lehrern, die so maßvoll wie unverzagt für ihr Heiligstes eingetreten sind, zu bezeugen: ihr seid nicht preisgegeben, es gibt noch Leute, die von der Solidarität des ganzen Lehrstands durchdrungen sind, die eure Gefahr als ihre Gefahr empfinden und mit der Gegenwehr nicht warten wollen, bis sie selbst an die Reihe kommen? Nutzlos soll es sein, dem Volke zu bezeugen, daß seinem entschiedenen Drange nach geistiger Befreiung nicht eine unterschiedslose „reaktionäre Masse“ entgegensteht; daß es auch unter den Universitätslehrern noch solche gibt, die ihr Leben der Arbeit an der geistigen Befreiung nicht bloß weniger Bevorzugter, sondern des ganzen Volkes gewidmet haben möchten? Man macht sich offenbar nicht klar, welchen Eindruck unsere Teilnahmlosigkeit im Volke machen muß. Es mag sein, daß gerade mir, weil ich zufällig in den Artikeln der Frankfurter Zeitung meinem Herzen Luft gemacht hatte, diese Stimmen mehr zu Ohren dringen, ja ich kann wohl sagen, in die Ohren gellen: der höhnende Triumph der Roten und der etwas verhaltenere der Schwarzen, daß **ihre** Rechnung stimmt: daß ein ernster Wille, sich von den Ketten, die der Deutsche noch immer als die drückendsten empfindet, nämlich den geistigen, frei zu machen, heute nur noch in der Arbeiterklasse lebendig sei. Diese Wirkung unseres Zauderns und Zurückhaltens ist ohne allen Vergleich ernster als die Gefahr, unser Pulver vergebens zu verschießen. Es muß nicht vergebens sein; und übrigens ist es kurzsichtig, nur an die nächste Wirkung zu denken. Wir ermutigen durch unser wehrloses Zurückweichen geradezu die weiteren Schritte zur Destruktion des ganzen preußischen Unterrichtswesens, die doch zur Genüge angekündigt und vorbereitet sind. Wir bestärken die Vorstellung, daß in Preußen nachgerade Alles möglich ist; daß selbst einer Regierung, die anders wollte, der Rückhalt in der Intelligenz der Bevölkerung fehlen würde. Die

*) Randglossen eines Ideologen zur deutschen Politik im Jahre 1905. Frankfurter Zeitung 1906 Nr. 11, 13, 15.

Gefahr, daß das Gesetz überhaupt durchgeht, ist noch lange nicht so groß, wie die, daß es durchgeht unter Mitwirkung der Parteien, in denen man bis dahin einen Hort gegen den Klerikalismus noch glaubte sehen zu dürfen; unter dem gleichgültigen Zusehn derer, die an erster Stelle die Verpflichtung fühlen müßten, für die geistige Freiheit einzustehen.

Also war unser Protest, wie innerlich, sachlich begründet, so auch taktisch, politisch eine unabweisbare Notwendigkeit.

Paul Natorp

Eine Frage zu den Soldaten-Abenden

Vergl. Nr. 14

Mit Interesse und lebhaften Erinnerungen an eigene Erfahrungen las ich den Bericht des Herrn Pfarrers Anz über seine Soldaten-Abende in Windhuk. Als ich in Shanghai Pfarrer war, hielt ich, so oft Kriegsschiffe unserer Marine dort lagen und während der Zeit, wo wir dort eine deutsche Besatzung hatten, wöchentlich einmal mit den Mannschaften einen ähnlichen Unterhaltungsabend, der immer sehr gut besucht war. Schon damals kamen mir aus der praktischen Erfahrung heraus Bedenken gegen einen Punkt, den auch Herr Pfarrer Anz erwähnt und den ich gern einmal hier zur Sprache brächte, da mehr damit zusammen hängt, als es auf den ersten Blick scheint. Es heißt in dem genannten Aufsatz (Sp. 316):

> In einem kurzen packenden Schlußworte und in den einrahmenden Chorälen haben wir uns bemüht, jedem Abende auch einen entschieden christlichen Charakter aufzudrücken.

Schwerlich wird irgendwo ein Prediger mit tieferem Nachdenken an die Veranstaltung solcher Unterhaltungsabende gehen, dem nicht sein Gewissen die Frage vorlegt: mußt du nicht diese Abende benutzen, um einen religiösen, einen christlichen Eindruck im engeren Sinne in den Gemütern zu hinterlassen? Auch ich habe aus solchem Gefühl heraus in den ersten Jahren ein rein religiöses Wort, einen Choral und Andres der Art hineinfügt, natürlich unaufdringlich, etwa ein betendes oder ermahnendes Wort am Schlusse, einen Choral zum Eingang und Ende. Mit der Zeit habe ich es bewußt und von tiefen Gründen gedrängt aufgegeben. Vielleicht habe ich bisweilen noch (besonders wenn Seeleute die Besucher waren) zum Schlusse ein Vaterunser mit den Anwesenden gebetet, indes auch dies durchaus nicht regelmäßig. Viele Abende dienten einfach ganz und gar nur dem Zwecke, den Leuten eine anständige Unterhaltung, ernster oder lustiger Art, zu verschaffen. Der religiöse Ton wurde — abgesehen davon, wo er in der gewählten Lektüre*) vorkam — gar nicht besonders angeschlagen. Warum nicht?

Um solchen Abenden jeden Charakter der „Werbearbeit“ zu nehmen. Pfarrer Anz sagt auf Sp. 318: „Dort (auf den Soldaten-Abenden) konnte in der Hauptsache nur Werbearbeit getan werden.“ Ich verstehe die Voraussetzungen dieses „nur“ und achte sie. Dennoch scheint mir dieser Gesichtspunkt nicht richtig.

Ich habe mir im Laufe der Zeit immer mehr nur Ein Ziel gesetzt bei diesen Abenden, einfach dieses, den Leuten damit zu einer geistigen Anregung, zu einer geselligen Freude zu verhelfen. Das ist mir auch immer mehr als durchaus christlich, d. h. im Geiste Jesu Christi gehandelt, vorgekommen. Dem Leben der Menschen, um die es sich handelte, fehlte das Element der geistigen Anregung, der guten Unterhaltung da draußen fast vollkommen. Es ihnen zu verschaffen, war gewiß eben so eine gute Tat, wie einem Hungernden ein Stück Brot zu geben oder einen unter die Mörder Gefallenen zu verbinden. Nun gibt es ja freilich Mehr und Höheres im Leben als geistige Anregung und ein herzliches Lachen. Warum nicht weitergehen? Warum die Sache nicht „vertiefen“, wie wir Theologen so gern sagen?

*) Ich darf vielleicht nebenbei darauf hinweisen, daß Hedenstjernas „Allerlei Leute“ und Tolstois Volkserzählungen, ja selbst einige von Maupassants Novellen (Meyers Volksbücher Nr. 1182) wertvolle Lektüre für solche Abende sind.

Um den Argwohn des Schleichweges zu vermeiden! Diesen Argwohn, daß der Pastor mit seinem Unterhaltungsabend einen Schleichweg geht, hegt der einfache Soldat und Matrose leicht, natürlich vorausgesetzt, wie es in der Mehrzahl der Fälle ist, daß der Mann nicht ein bewußt christlicher, ein „bekehrter“ Mensch ist, in welchem Falle er vielleicht gar umgekehrt argwöhnisch gegen die Veranstaltung des Geistlichen gesinnt ist, der keine geistliche Speise aufsetzt. Sicherlich, auch diese Leute sind zu berücksichtigen, man hat mit ihnen besondere Worte zu reden. Aber die Mehrzahl meiner Besucher in den sieben Jahren, aus denen ich Erfahrung habe, waren anderer Art. Sie befürchteten ganz entschieden zunächst, daß die Unterhaltungsabende dazu bestimmt seien, sie religiös einzufangen, und gingen mit solchem Vorurteil hin. Natürlich äußerten sie es gegen den Pastoren nicht, waren auch wohl bereit, dies und das in Kauf zu nehmen, wenn sie nur eine gute Unterhaltung bekamen. Erst im Laufe der Zeit, wenn dauernd religiöse Beeinflussung aus den Abenden wegblieb, wenn ich auch sonst mit den Mannschaften vertrauter wurde, kam hier und da die Sache zur Sprache. Manches mir sehr wichtige Wort darüber habe ich auch auf Umwegen durch Offiziere gehört, die später mit den Leuten über die Abende gesprochen hatten. Und welches war der Eindruck, mit dem man (Offiziere sowohl wie Mannschaft) dahinter kam, daß ich wirklich an den Abenden nichts weiter wollte als den Leuten gute Unterhaltung bieten? Man war erleichtert. Man fühlte, wie wenn ein unsichtbares Hindernis weggeräumt sei. —

Müssen wir denn wirklich immer Alles tun? Müssen wir auf jede Handlung irgendwie unser pastorales Sigillum drücken? Ich weiß ja wohl, der Geistliche selbst meint es anders, aber der Außenstehende faßt es so auf, muß es so auffassen und wird verstimmt. Alles hat seine Zeit, ist auch ein schönes Wort der Bibel, und nicht minder wertvoll ist mir seit zwanzig Jahren für all meine praktische Arbeit die Erinnerung gewesen: Quod parcius datur, avidius solet assumi. (Was mit etwas Zurückhaltung angeboten wird, pflegt um so eifriger genommen zu werden.) Würden wir es nicht in vielen Fällen leiblicher, äußerer Not für unschön und anstößig halten, wenn die Hülfe nur mit dem Bibelworte zusammen aufträte? Die Sache gebietet uns da gewöhnlich unwillkürlich Achtung und Zurückhaltung. Aber haben wir auf geistigem Gebiete denn das gleiche Feingefühl nicht? Ist es nicht genug, wenn ich imstande bin, den schweren Mangel geistigen Lebens und geselliger Freude ein wenig zu heben, der meine Mitmenschen bedrückt, muß ich wirklich das, was ich da tun kann, sogleich „religiös verwerten“?

Mein Gefühl sträubt sich dagegen.

Es kommt hinzu, daß in den meisten guten Stoffen, die wir zur Unterhaltung auswählen, von selbst sittliche und religiöse Momente liegen. Einseitige Auswahl nach diesem Gesichtspunkte würde ich für verkehrt halten. Aber alles Gute ist eben irgendwie gut. Es enthält Gaben für den inneren Menschen, oft viel packender und echter, als was des Pastors Ansprache bietet. Wenn ich mit der erschütternden Erzählung Tolstois „Ein Verbannter“ oder mit Maupassants „Eine Mutter“ die Tiefen der Seele berührt habe, sollte da ein pastorales Wort nicht wie ein Schlag ins Wasser sein? Und wer je mit einfachen Leuten mehr umgegangen ist, der weiß, wie tief sie unter Umständen auf einfache, großzügige Darstellung mit allen feinsten Untertönen reagieren, wie wenig aber auf die Ermahnung, wenigstens dessen, der den Beruf hat, zu ermahnen.

Ich möchte den warmherzigen Zeilen des Pfarrers Anz nicht kaltherzig nörgelnd begegnen. Aber es scheint mir wirklich der Erwägung und Aussprache wert, ob wir nicht auf unsern Unterhaltungsabenden (die, meine ich, heutzutage wohl viel mehr im Stillen abgehalten werden, als die Oeffentlichkeit erfährt) häufig ganz von rein religiösen Bestandteilen absehen sollten. Richtigen Stoff aus anderen Gebieten, auch „interessanten“ Stoff, sollte jeder Geistliche reichlich zu finden wissen. Wird das ihm schwer, so sehe er es als ein ernstes Memento für seine allgemein geistige Ausbildung an und arbeite auf Aenderung hin. Läßt man die religiöse Einfassung bei Seite,

so werden anfänglich vielleicht Einige sich wundern, weil die Anschauung eben schon so sehr gang und gäbe ist, daß der Pastor eben überall „Pastor“ sein muß. Grade diese Anschauung aber schwindet mit der Zeit vielleicht etwas. Und es wäre gut, wenn sie schwände, sofern nur der echte, tüchtige Mensch dahinter zum Vorschein käme. Kann der Pastor auch wohl Mensch sein, nur Mensch, wenn er „vor den Leuten“ steht?

Heinrich Hackmann

Verschiedenes

Das nachapostolische Zeitalter. Geschichte der christlichen Gemeinden vom Beginn der Flavierdynastie bis zum Ende Hadrians. Dargestellt von Lic. Rudolf Knopf, Privatdozenten der Theologie zu Marburg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 9, geb. 11,50 Mk.

Die theologische Litteratur ist nicht reich an zusammenfassenden Darstellungen des nachapostolischen Zeitalters der christlichen Kirche. Seit vor zwanzig Jahren Lechlers Buch zum dritten Male ausging, hat Niemand wieder eine solche größeren Stils in deutscher Sprache versucht. Und doch hat Lechler auf diesem Gebiet kein Monopol besessen. So kann das Werk von Knopf als zeitgemäß begrüßt werden.

Der Verfasser behandelt in einem ersten Teil das Christentum auf dem Boden des jüdischen Volkstums, um dann in dem zweiten, weit umfänglicheren die Verhältnisse in der Heidenkirche uns zu schildern. Dieser Teil gliedert den Stoff in acht Abschnitte. Zweckentsprechend werden wir zuerst mit den Quellen bekannt gemacht, die den Ausführungen zu Grunde liegen. Dann wird — lokal und sozial — der Schauplatz abgegrenzt, auf dem die Geschichte der heidenchristlichen Gemeinden im nachapostolischen Zeitalter sich abgespielt hat. Das dritte Kapitel zeigt uns die Christen in ihrer Stellung zum Staat und den nichtchristlichen Bestandteilen der Bevölkerung. Weiter handelt Knopf von der Gemeindeverfassung und den Formen der gottesdienstlichen Betätigung in den Versammlungen, über Herrenmahl und Taufe. Eine Beschreibung der Gnosis schließt sich an. Die Häresie wie die Auseinandersetzung mit den Juden und die stete Berührung mit dem Griechentum haben bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der christlichen Theologie geübt. Der letzte Abschnitt ist der Frömmigkeit und dem Leben der Christen gewidmet. Namen- und Stellenverzeichnisse sowie Litteraturangaben machen den Beschluß.

Knopf hat das Quellenmaterial sorgfältig gesammelt, durchgearbeitet und benutzt, ebenso eine weitschichtige Litteratur herangezogen. Man glaubt es ihm gern, daß seine Studien sich nicht auf die Lektüre der am Schluß namhaft gemachten Werke beschränkt haben. Aber der Gebrauch, den er von den Quellen und der theologischen Litteratur macht, ist sehr verschiedenartig. Während er die Quellen oft und reichlich zu Worte kommen läßt, räumt er der gelehrten Kontroverse keine Stelle ein. Deshalb scheint mir das Buch besonders geeignet auch für den Nichttheologen, den sein Thema interessiert. Kenntnis der klassischen Sprachen ist nicht unbedingt erforderlich. Denn die in den Text verwobenen Belege werden deutsch geboten und die vor allem in Betracht kommenden Quellen, gewisse Schriften des Neuen Testamentes und der „neutestamentlichen Apokryphen“ kann sich heute Jeder leicht in guter Uebersetzung verschaffen. Noch aus einem anderen Grunde vermag unser Werk gerade dem mit gutem Gewissen empfohlen werden, der über die zur Diskussion stehenden Streitfragen nicht hinreichend orientiert ist. Bei der Lückenhaftigkeit des zu Gebote stehenden Materials sind wir nämlich häufig auf Vermutungen, mehr oder weniger zwingende Folgerungen und Schlüsse angewiesen. Nicht selten hindert auch die umstrittene Deutung einer Stelle ihre gesicherte Verwendung. Da ist es ein großer Vorzug der Knopfschen Darstellung, daß sich stets das Sichere deutlich abhebt von dem Hypothetischen, dem Wahrscheinlichen und Möglichen.

Die Dunkelheit, die auf unserem Gebiete noch vielfach herrscht, setzt den Geschichtsschreiber außer Stand, lediglich abschließende Resultate und feststehende Ergebnisse vorzutragen. Man kann daher dem Verfasser das Recht bestreiten, die eine oder andere Quellenschrift zu benützen, man kann auf diese und jene Frage eine abweichende Antwort wünschen und die Lösung mancher Schwierigkeit ablehnen. Aber man wird sich überall wohl erwogenen Entscheidungen gegenübersehen. Die Beurteilung der in Frage stehenden Litteraturdenkmäler ist die einer gut begründeten Kritik und wird von weiten Kreisen der gelehrten Welt geteilt. Und wenn man die zurückhaltende Scheu der Verallgemeinerung kennen gelernt hat, die Knopf etwa bei der Erwägung der verfassungsgeschichtlichen Probleme zu Tage treten läßt, oder seine Gerechtigkeit in der Verteilung von Licht und Schatten bei der Bewertung des christlichen Lebens, wird man sich diesem besonnenen Führer gern auch auf anderem als litterarhistorischem Gebiete anvertrauen.

Darf ich Aeußerlicheres loben, was zur Lektüre einläd, so ist es der klare, angenehme Stil und das glückliche Verhältnis, in dem sich Text und Anmerkung befinden.

Glänzende neue Hypothesen, die das Jahr nicht zu überdauern vermögen, sucht man in dem Werke vergeblich. Aber wer sich gründlich und sicher über den interessanten und oft recht schwierigen Gegenstand belehren lassen will, der greife getrost zu Knopfs „Nachapostolischem Zeitalter“. Er wird es nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand legen.

Walter Bauer

Kleine Mitteilungen. Zum preußischen Schulgesetz haben wir nun in Nr. 13 und heute einen Wortführer der Gegnerschaft zu Worte kommen lassen. In nächster Nummer folgt unserseits ein Schlußwort.

In dem Aufsatz über die Religionsgeschichtlichen Volksbücher werden Kundige einige Hefte vermissen: die folgen bei nächster Gelegenheit.

In der Aprilnummer des Zionsfreundes, einer Judenmissionszeitschrift, die man auch „freisinnig Gerichteten“ unverlangt ins Haus schickt, findet sich folgende Anzeige:

Signale

Ein regelmäßig wöchentlich erscheinender $^1/_2$ Pfennig-Traktat von Pastor Paul. Inhaltlich werden abwechselnd u. A. auch solche Traktate dargeboten, die auf das unheimliche Laster der Unkeuschheit hinweisen; ferner solche passend für freisinnig Gerichtete, Verkommene (Trinker, Handwerksburschen, Vagabonden) 2c.

Probe-Nummern (gratis und franko) von Gebr. Bramstedt, Elmshorn.

Wie die Monatsschrift „Theosophisches Leben“ in ihrem Aprilheft berichtet, hat die „Umschau“ „anregende Worte“ gebracht über ein Buch, das 1849 erschienen sechs Auflagen erlebte und 1851 verboten wurde: „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu.“ Wir können uns nicht denken, daß die „Umschau“ das Buch ernst genommen hat. Unsre theosophische Zeitschrift aber berichtet höchst interessiert: „Es ist eine Uebersetzung von Originalpergamenten, die in Alexandrien in der vergessenen Bibliothek eines alten Gebäudes gefunden wurden, das zur Zeit Christi Eigentum des Essäerordens war, zu dessen Nachlaß die Rollen gehören. Da das Buch sich nur noch in den Händen einiger Auserwählten befindet, so gebe ich hier Einiges aus seinem Inhalt wieder. Die ganz natürlich vor sich gehenden Ereignisse lesen sich allerdings anders wie die märchenhaft ausgeschmückten Tatsachen der vier kanonischen Evangelien.“ Das kann schon sein, aber Schwindel bleibt Schwindel, und es ist immer wieder bezeichnend, daß es Leute gibt, die darauf hereinfallen.

Nicht ohne Rührung kann man die Aktenstücke lesen, die das Protestantenblatt Nr. 16 unter der Ueberschrift Ein Konfirmationserlebnis veröffentlicht. Der Sohn eines schlesischen Arztes, des Pfarrers „liebster Konfirmand“, „ein äußerst gewissenhafter und guter Mensch“, erklärte nach einjährigem Unterricht, daß er das Apostolikum „nicht in allen seinen Teilen als seinen Glauben bekennen könne“. Sein Pastor muß ihm nach der kirchlichen Ordnung darauf die Konfirmation verweigern; Konsistorium, vom Vater angerufen, bestätigt diesen Bescheid; Oberkirchenrat, ebenfalls angerufen, schweigt, schickt aber dafür den Generalsuperintendenten, persönlich mit dem Vater zu verhandeln. Da er jedoch ebenfalls die bedingungslose Unterwerfung des Konfirmanden unter alle Stücke des Apostolikums forderte, so reiste der Vater mit seinem Sohne von Schlesien nach Baden. Dort, in Karlsruhe, wurde der Knabe von Stadtpfarrer Brückner zusammen mit dessen andern Konfirmanden konfirmiert. Da auch bei der Handlung in Karlsruhe das Apostolikum gebraucht wird, so hatten sich der Knabe und der Pfarrer über die Bedeutung dieses Bekenntnisses zu verständigen. Wie gut, daß wir noch verschiedene Landeskirchen haben in Deutschland! Die Leiter der preußischen Landeskirche aber sollten darüber nachdenken, ob nach der ganzen Art dieses Kirchenwesens im Ernst ein vierzehnjähriger junger Mensch von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen sein kann, der aus seinem Herzen heraus folgendes Bekenntnis niederschreibt: „Ich glaube an einen ewigen, allmächtigen, vollkommen guten Gott. Ich weiß, daß ich diesen Gott nicht so liebe, wie ich es kann und soll, d. h. ich tue nicht immer nur wahrhaft Gutes. Ich glaube, daß dagegen Jesus Christus als geistiges Ebenbild Gottes uns durch sein Leben und Sterben gezeigt hat, daß wir, wenn wir Gott recht lieben, immer nur das tun, was wir vor seiner Stimme in uns, dem Gewissen, verantworten können. Er hat uns also eine Richtschnur für unser Leben gegeben. Wenn wir so leben, dann haben wir in uns, ebenso wie Christus, den Geist Gottes, den heiligen Geist.“

Unsre Leser erinnern sich vielleicht einer pseudonymen Schrift, die im vorigen Jahr im Verlaufe des Streites um Fischer erschien: Zur Gerechtigkeit und Buße! Von Friedrich Freund. Wir haben sie in Nr. 26 d. v. J. warm begrüßt. Neben der Broschüre von La Roche, Das Positive in D. Fischers Vortrag (ebenda Nr. 37) war sie ein ermutigendes Zeugnis dafür, daß es inmitten unsrer gut konservativ Gläubigen Männer gibt, die sich Billigkeit und Verständnis auch für eine freiere Richtung bewahrt haben. Nur die Pseudonymität minderte den Wert des Schriftchens. Heute nennt sich im Aprilheft der „Studierstube“ der Verfasser: es ist der Herausgeber dieser Monatsschrift selbst, Pfarrer Lic. Dr. Julius Boehmer in Raben. Wir danken ihm dafür, daß er seinen Worten so ein noch stärkeres Gewicht gegeben hat, und begrüßen mit herzlichem Verständnis Alles, was er bei dieser Gelegenheit in seinem Blatte sagt. — Wenn wir doch auch von Herrn Dekan Römer in Nagold einmal Aehnliches zu lesen bekämen. Aber er hat eine merkwürdige Leidenschaft, wissen zu wollen, was zu wissen, auch wenn es so wäre, er gar nicht in der Lage ist. Möchte er doch für seinen Standpunkt noch so eifrig eintreten, das verdenken wir ihm nicht; aber wozu ergrübelt er sich immer wieder Tatsachen? Seit wir seine Publizistik im Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg kennen, ist das seine Spezialität. Jetzt weiß er ganz genau und versichert es in Nr. 17 zweimal seinen Lesern, daß die von Schiele gegebene Statistik in Sachen der theologischen Berufungen in Preußen „ein Vorgehen der Parteileitung der Freunde

der Christlichen Welt“ ist, ein von der „Führung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt betretener Weg.“ Einstweilen ist es lediglich die Arbeit eines Einzelnen. Da dieser Einzelne uns so nahe steht, freuen wir uns, daß sie so solid ausgefallen ist; zu ihren Ergebnissen Stellung zu nehmen wird die Vereinigung und ihr Vorstand vielleicht nicht umhinkönnen: aber wie kann ein ernster Mann solche Behauptungen drucken lassen, die doch gar keinen Untergrund haben als seine mißtrauische Vermutung? Kann denn dadurch die Sache, die er vertritt, irgend Etwas gewinnen? Und ist es unter irgend einer Beleuchtung recht?

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 7. Mai 5 Uhr Düringer Hof: Ethischer Unterricht ohne religiöse Grundlage nach Foerster. Oberlehrer Kämpfer-Barmen. — Freunde herzlich willkommen.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

Mittwoch und Donnerstag den **9.** und **10. Mai** in **Stuttgart** Herzog Christof (Christofsstraße)

Mittwoch abends 6 Uhr: Referent: Professor D. **Eck-Gießen:** Religion und Geschichte.

Donnerstag morgens 9 Uhr: Referent: Ephorus **Traub-Schöntal:** Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

☞ Auswärtige nichtwürttembergische Freunde, die Quartier zu bestellen wünschen — Privat oder Hotel —, wollen sich an Herrn Kommerzienrat P. Kurtz (in Firma Lindemann), Stuttgart Stiftstraße 7 wenden.

Hotelquartiere im Versammlungshaus selbst Hotel Herzog Christof Zimmer von Mk. 1.50—2.50 oder Hotel Textor von Mk. 2 an und Hotel Victoria von Mk. 2.50—3.50. Die beiden letzteren Hotels Friedrichsstraße, nahe dem Bahnhof. Zeitige Bestellung zu empfehlen.

Versammlungskalender

8. 9.	Mai	Konferenz evangelischer Geistlichen und Gemeindeglieder Diez (Lahn)
9. 10.	„	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 17.	„	Berufsarbeiterkonferenz für Seemannsmission Hamburg
16.—21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage (Verschneite Seelen) von der Verlagsbuchhandlung Carl Reißner in Dresden

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 19 — Marburg i. H., den 10. Mai — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Morgengebet

All mein Sehnen und Begehren,
Vater, leg ich dir zu Füßen;
Will mich gegen dich nicht wehren,
Werd ich auch entbehren müssen.
Vater, es gescheh dein Wille;
Schlägst du auch, ich halte stille.

Wird mir auch nicht Alles glücken,
Wirds auch dunkel um mich sein,
Wird mich täglich doch entzücken
Deiner Gnade Sonnenschein.
Laß die Welt um mich vergehen,
Du nur bleibe bei mir stehen.

Hast ja Manches mir gegeben,
Mut und Kraft und Kämpfersinn,
Schmücktest mir dies arme Leben.
Dein ist Alles, nimm es hin!
Hilf nur, daß ich tapfer streite,
Vater, gehe mir zur Seite.

Eine Bekehrungsgeschichte aus alter Zeit

1

Die Bekehrungsgeschichte, von der ich sprechen will, spielt nicht unter Australiern oder Buschmännern, auch nicht unter Hellenen und Römern, sondern unter Germanen. Ob sie also Wichtigkeit genug für die deutsche Theologie hat?

Im Ernst: es ist mir immer als ganz besonders charakteristisch für die deutsche Theologie erschienen, daß ihr kein ägyptischer oder kleinasiatischer Bekehrungsvorgang entgangen ist, je älter und für die Gegenwart bedeutungsloser, desto weniger, während die einzige germanische Bekehrungsgeschichte, die sich im vollen Licht der Historie vollzogen hat und in einer Unmasse mehr oder weniger bedeutungsvoller Züge dokumentarisch vorliegt, von einem — Juristen geschrieben werden mußte!*) Ja, obwohl das große zweibändige Werk, in dem er es getan hat, gerade fünfzig Jahre alt ist, hat es bis heutigen Tags, soweit meine Beobachtung reicht, keinen irgendwie nennenswerten Einfluß in der Theologie ausgeübt. Mir ist fraglich, ob es über die engsten Grenzen der unmittelbaren Notwendigkeit hinaus auch nur gelesen worden ist.

*) Konrad Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentume, in ihrem geschichtlichen Verlaufe quellenmäßig geschildert. Zwei Bände. München 1855 und 56.

Die Christianisierung der Norweger ist deshalb so greifbar plastisch, weil sie mitten in die Zeit hinein gefallen ist, welche von der realistischen Geschicht- und Geschichtenschreibung der Isländer bestrichen wird, dieser noch so viel als unentdeckten klassischen Litteratur ältesten germanischen Stils.

Erstlich handelt es sich um die direkt historische Litteratur.

Wenn Selma Lagerlöfs „Königinnen von Kungahälla" sich fast ganz um die Christianisierung drehen, so ist das sicherlich auch persönliche Vorliebe der Dichterin für religiöse Stoffe; es ist aber zugleich durch den Zustand der Quelle angezeigt. Snorri Sturlusons an poetischen Stoffen gedrängt reiche Geschichte der Könige, die sogenannte „Heimskringla" gipfelt geradezu in der Schilderung der Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum.

Wenn die Dichterin, die sonst doch gerade religiöse Stoffe mit so besonderem Glück behandelt, hier ganz und gar versagt hat**), so liegt das nicht daran, daß diese Gestalten bei Snorri Sturluson nicht genügend charakterisiert wären, sondern daran, daß die Art der Lagerlöfschen Religiosität hier auf das durchaus Fremde stieß. Diese beiden Olafe Snorri Sturlusons sind wurzelechte germanische Heerkönige alter Zeit, und zwischen den ihnen Beiden gemeinsamen Gegensätzen von Schlachtenfroheit und Härte, die bis zur Grausamkeit vorschreitet, auf der einen, und immerfort bereitem Humor und einer Liebenswürdigkeit, die durch die alten Berichte hindurch noch auf uns bezaubernd wirkt, auf der anderen Seite hat sie ihr Ideal von Christentum nicht unterzubringen gewußt. Wer aber unbefangen prüft, der wird den Charakter der nordischen und doch wohl der germanischen Christianisierung überhaupt aus den meisterhaften Schilderungen Snorris besser begreifen als aus der von Sentimentalität nicht ganz freien Verkleidung eines sehr innigen modernen Christentums in alte Heldenrequisiten, wie sie bei der Lagerlöf vorliegt.

Außer dieser „Heimskringla" gibt es noch eine ganze Reihe anderer geschichtlicher Werke, auch solcher, die sich direkt mit der Gründung und Entwicklung der nordischen Kirche befassen, z. B. die Kristnisaga, eine Geschichte des Christentums auf Island von der Einführung an, die am ausführlichsten behandelt ist, bis zum Jahre 1118.

Wichtiger noch als diese direkten Schilderungen sind vielleicht die indirekten und darum wohl unbefangeneren Zeugnisse der Prosadichtung jener Zeit, die den für unser Gefühl irreführenden Namen „Saga" trägt — „Saga" ist einfach: „Geschichte". Ohne es irgendwie darauf abgesehen zu haben (eher könnte man sagen, daß sie es zu vermeiden sucht), ist sie doch reich an Einzelnachrichten aus der Zeit der Christianisierung.

Von diesem ganzen ungeheuren Material ist nur das

**) Ich zeige das an der Geschichte der Sigrid Storrada und des Königs Olaf Tryggvason des Näheren im Juniheft der Deutschen Monatschrift.

Allerwenigste übersetzt,*) und wer sich der Sprache zu bemächtigen sucht, findet nicht einmal ein Lexikon vor.

Wenn man nun bedenkt, was für geringfügige alte Kirchenväter man in vollständigster Uebersetzung hat, obwohl doch die Theologen sie in den betreffenden Ursprachen lesen können, so kann man sich in der Tat wundern, daß aus der nordischen Kirchengeschichte soviel wie Nichts zugänglich ist. Immerhin hat der Jurist Maurer in seinem schon erwähnten Werke die wichtigsten Stellen sehr ausführlich, zum Teil wörtlich, referiert. Wer dieses Werk studiert und dazu einige der wenigen Sagaübersetzungen, die es gibt**), der würde sich ganz gut hineinfinden können.

* * *

Ich weiß sehr wohl, was man gegen diese ganze Betrachtung einwenden kann: die Australneger und Buschmänner, von denen zu Anfang die Rede war, seien Zeitgenossen von uns, das mache, daß man über sie und ihre Stellung zum Christentum sehr viel intimere Beobachtungen anstellen und daraus Rückschlüsse ziehen könne, als die alten Berichte gestatteten. Da sie nun auf Kulturstandpunkten stünden, welche denen entsprechen, die man für die heutigen Kulturvölker in alten Zeiten auch voraussetzen müsse, so seien sie wie eine festgehaltene Anschauungschronik unsrer eigenen Vergangenheit. Was aber ägyptische und kleinasiatische Bekehrungsvorgänge und alte Kirchenväter betreffe, so baue sich nun einmal auch die modernste Christentumslehre unendlich viel stärker auf Entwickelungen auf, die dahin wiesen, als auf irgend welche germanische Vorgänge oder Entwickelungen.

Darauf ist zu erwidern: erstlich, daß die sogenannten Naturvölker, die man heute bekehrt, durchaus ebenso lange auf der Welt sind als wir, und daß sie also keineswegs in Spiritus aufbewahrte Urzustände darstellen; sind sie nicht höher gekommen gleich uns, so vielleicht tiefer, jedenfalls anders geworden, als sie in Urzeiten waren. Gerade die Religion aber, die, wo sie echt ist, eine innere Auseinandersetzung mit Welt und Schicksal ist, scheidet sich daran, ob der Sinn dieser Auseinandersetzung der ist, möglichst vollkommen in die Natur hineinzupassen, oder umgekehrt: über die Natur hinauszukommen, sie zu „überwinden"! Wie soll man nun für dieses eigentlichste Kernelement der Religion, auf die es allein für uns ankommen kann, bei Völkern die maßgebende Aufklärung suchen, die durch ihr bloßes Dasein und Sosein beweisen, daß es ihnen gefehlt hat! Wie soll man, um die alte anthropologische Unterscheidung zwischen aktiven und passiven Völkern aufzunehmen, den Sinn der Aktivität bei den passiven Völkern studieren! Gewiß läßt sich theoretisch denken, daß es unter den Naturvölkern solche gibt, die es für uns in dem Sinn sind, wie es die Germanen für die Römer, die Römer etwa für die Aegypter waren; also „aktive" Völker, die nur aus irgend welchen Gründen langsamer gewesen sind. Zu merken ist die Welt auf und ab von solchen Völkern Nichts; aber auch wenn man sie voraussetzt, wie will man sie finden, als daß man sich aus der Vergangenheit der heutigen Kulturvölker eine Anschauung von ihrer Art macht! Die Erkenntnisse also, die aus der Anthropologie der Naturvölker winken, sind mit viel Kritik aufzunehmen; sie machen eine Erforschung der Vergangenheit der heutigen Kulturvölker so wenig überflüssig, daß sie sie vielmehr voraussetzen, als Voraussetzung fordern.

Gesetzt aber selbst den Fall, es wären uns aktive Völker auf dem Kulturstand etwa der taciteischen Deutschen jetzt lebend bekannt, wer bürgt uns dafür, daß ihre Aktivität irgendwie in die Richtung unserer Kultur weist? Wir werden uns, gerade wenn wir von Religion wegen Kulturkritik treiben, doch wohl mit der Einsicht vertraut machen müssen, daß unsere Kultur nur einen kleinen Teil der Möglichkeiten verwirklicht hat. Ist uns eine entgegengesetzte Meinung anerzogen worden, so müssen wir bedenken, daß das nichts ist als das Zeugnis des Angeklagten. Wenn das angefangene Jahrhundert uns den Entscheidungskampf zwischen der Kultur der weißen und der gelben Völker näher rücken sollte, so würde eine solche Entwicklung uns vielleicht auch das Studium dieser so ganz anders konstruierten Kultur nahe legen, und uns damit vor Augen führen, wie sehr andere Wege über die Natur hinaus eingeschlagen werden können, als sie innerhalb unserer Kultur vorliegen. Will das Christentum bei dieser Entwicklung die Aussicht behalten, als absolute Weltreligion weiter zu gelten, so würde es das dadurch bewähren müssen, daß es sich aus dem Gedankengang unserer Kultur herausheben ließe. Bisher hat es sich bekanntlich noch nicht einmal aus den Windeln der hellenistischen Philosophie heben lassen.

Und das führt auf den zweiten Einwand zurück: die christliche Lehre auch unserer Zeit hängt mit kleinasiatischen, ägyptischen, hellenischen, römischen Vorgängen und Entwicklungen immer noch mehr zusammen, als mit solchen aus unserer eigenen Vergangenheit. Da nun aber wir selbst keine Aegypter, Kleinasiaten, Griechen oder Römer sind, so muß hier doch notwendig Etwas in Unordnung sein! Gedankenformen, die sich nur aus ganz anderer Völker verschollener Gedankenführung erklären, sollten wirklich für uns so sehr die Hauptsache sein, daß demgegenüber die Fragen oder Strebungen, die das eigene Volk der Entwickelung entgegen- und in sie hineingebracht hat, für es selbst nicht mehr in Betracht kämen? Diese griechisch-römischen Bestandteile sind doch wesentlich das, was man das Dogma nennt. Vielleicht ist das ganze Geschrei, das je und je darum gemacht wird, von jeher mehr ein Geschrei schmaler gelehrter Kreise gewesen, um deren besondere Bedürfnisse es sich in der Religion schlechterdings nicht allein oder auch nur vorzugsweise handeln kann! Wenn nun auf allen Gebieten die moderne Wissenschaft dabei ist, vom Gesetzgeben auf das Erforschen zurückzuwenden, so möchte auch hier ihr die Erkenntnis naheliegen, daß es sich für sie unmöglich darum handeln kann, eine ausgeführte Lehre für alle möglichen Verhältnisse zu schaffen, wo doch die Grundvoraussetzungen, auf denen diese Lehre aufgebaut wäre, nur für eine bestimmte Kultur zutreffen könnten. Es kann vielmehr nur darauf ankommen, einerseits, ob es möglich sein möchte, die Grundtendenz des Christentums, das, was es als Leben und nicht als Lehre ist, so herauszuheben, daß es sich auch für andere Kulturansätze fruchtbar erweist, und andererseits die Ansätze und Tendenzen der einzelnen Völker zu studieren und die Wege, auf denen sich ihr Geist ausspricht und daher auch ansprechen läßt. Sollte es sich dabei zeigen, daß möglicherweise zwar die einzelnen Völker durch die christliche Lehre starke und tiefe Anregungen zu gedanklicher Arbeit erhalten haben, daß aber die Religion selbst dabei, je länger desto weniger zur Aussprache gekommen ist, daß diese Völker ganz etwas Anderes suchten als sie erhielten, so wäre das schon die Arbeit wert. Man könnte dann dazu übergehen, Religion zu treiben und übrigens überzeugt sein, daß der Mythos viel besser in den Händen der Dichter gedeihen möchte, als zwischen den Messern und Gläsern einer exakten Wissenschaft.

Unsere Bekehrungsgeschichte stammt aus der „Geschichte der Leute vom Lachsachental" (Laxdoelasaga, herausgegeben von Kalund, Halle a. S. 1896), gedichtet offenbar nicht lange nach dem Ereignis, also im elften Jahrhundert, niedergeschrieben um 1230.*) Sie gibt die Begegnung eines isländischen Edlen mit dem König Olaf Tryggvason (Kap. 41—43 der Saga). Der Charakter dieses gewaltigen Herrschers aus Harald Harfagers Blut ist gegen die Heimskringla in einer gewissen Milderung gesehen; doch so, daß man die Gewalttätigkeit noch überall hindurchdrohen merkt.

Eine historische Kritik des Stückes ist hier nicht beabsichtigt. In den Hauptzügen ist es sicher echt; und wenn man

*) Die Heimskringla hat bis zum Jahre 1000 Mohnike übersetzt (1835); Aus dem Späteren hat einen recht lesbaren Auszug aus der Geschichte Olafs des Heiligen in deutscher Uebersetzung Ferdinand Khull geliefert (Graz 1895).

**) Außer den schon genannten etwa noch die Färeyinga von Mohnike, die Jomswikinga und die Egilssaga von Khull. Die Hühnerthorirgeschichte von Heusler bietet für unsern Zweck Nichts, ist aber sonst das beste Anschauungsbild einer „Saga". Die Einleitung des Uebersetzers ist vortrefflich.

*) Die Episode ist, wie die ganze Geschichte, aus der sie stammt, noch nicht ins Deutsche übersetzt worden. Doch gibt Maurer große Stücke aus ihr nahezu wörtlich wieder.

für selbstverständlich hält, daß die ganze Ingibjörg-Geschichte erdichtet sei, so ist — wie es nun sonst damit stehen möge, — zu sagen, daß sie jedenfalls sehr lebenstreu in den Charakter, sowie in Art und Zusammenhang der Politik Olafs hineingedichtet ist.

Das, was ein theologischer Forscher in dieser Geschichte als das Wichtigste empfinden würde, ist natürlich nicht dasselbe, was den Dichter interessiert hat. Man wird also nicht erwarten können, einen Text vorgelegt zu erhalten, aus dem man eine deutsche Theologie entwickeln könnte. Man muß zwischenein lauschen und mit vielen anderen Aussagen vergleichen. Das zu tun, ist nicht des Ortes hier. Unsere Probe will lediglich zeigen, daß es sich lohnt. Nur auf einige Kleinigkeiten möchte ich aufmerksam machen, weil der Leser, der die übrige Litteratur nicht kennt, sie übersehen muß. Man achte auf die Formulierung des letzten Satzes der Königsrede: „Man soll Euch für diesmal nicht zum Christentum zwingen, denn Gott spricht, er will nicht, daß Jemand aus Zwang zu ihm komme," erläutert durch die Behandlung Svertings und durch das Wort: „Auf Leute wie Kjartan soll man mit langer Geduld warten." Ferner auf die Notiz in der Antwort Kjartans auf Kalf Asgeirssohns Frage, was er für den Sommer vorhabe: „nach England zu fahren; denn da ist jetzt guter Handel für uns als Christenleute." Dann auf die Begründung der Geiselpolitik, die Kjartan dem Könige nahelegt, die aber historisch doch wohl dem Könige angehören mag. Auf die köstliche Notiz in der Episode vom Missionar Dankbrand: „Zwei Männer, die ihm am meisten widersprachen, erschlug er", — sie hatten nämlich Spottlieder auf ihn und das Christentum gemacht! Endlich, wie Kjartan zwar noch nicht Christ werden, wohl aber schon dem Thor seine Mißachtung bezeugen will. Das eigentümliche Neben- und Ineinander von äußerlichen und innerlichen Beweggründen kann kaum besser erdacht werden, als es hier sicherlich historisch treu*) gegeben ist!

Der kritische Blick, ja geradezu ein gewisser Hang zu kritischer Reflexion ist überhaupt frappant in dieser Litteratur. Schon der erste isländische Historiker, der Priester Ari, gibt sehr genau die Gewährsmänner seiner Berichte an. Und Snorri Sturluson schickt seinem Werke bereits eine regelrechte Quellensichtung voraus, die ganz überraschend, aber sehr überzeugend verläuft. Er gibt nämlich die Parole aus, man müsse die gleichzeitige skaldische Hofdichtung zu Grunde legen. Die sei zwar, wendet er sich selbst ein, übertreibende Lobdichtung: aber keineswegs könne sie etwas gänzlich Erfundenes berichten, da das ja alle Zuhörer als Hohn und nicht als Lob berührt haben würde. In Zweifelsfällen stellt er dann die verschiedenen Quellen nebeneinander. Natürlich berichtet er noch Unglaubliches genug; er muß nach den Maßstäben, nach denen seine Zeit die Möglichkeiten maß, beurteilt werden. Aber das Prinzip, die Reflexion ist da. Auch in der Prosadichtung, der unsere Probe angehört, ist das eigentlich Auffallende durchaus die starke Zurückhaltung gegen alles Phantastische. Selbst die Kombination mit der Königsschwester, obwohl sie nichts historisch Unmögliches enthält, wie zurückhaltend wird über sie berichtet! „Wir glauben zu erkennen", „wir halten für wahr", „die Leute halten für wahr."

Doch gehen wir nun zu unserem Stücke selbst über!

Arthur Bonus

Die Mission auf dem zweiten Deutschen Kolonial-Kongreß

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 zu Berlin. Berlin, Dietrich Reimer 1906. 1155 S. Geb. 30 Mk.

Der zweite Deutsche Kolonialkongreß, welcher vom 5. bis 7. Oktober vorigen Jahres in Berlin tagte, liegt nun zwar schon einige Monate zurück. Doch sind seine Nachwirkungen noch immer in der Presse und noch mehr in den nächstbeteiligten Kreisen spürbar. Das beweist, daß er seinen Zweck erreicht und nachhaltige Anregungen gegeben hat zur Weiterarbeit an den durch seine Verhandlungen an die breite Oeffentlichkeit gebrachten Fragen und Problemen.

Nicht am wenigsten gilt dies von den Beziehungen zwischen den Vertretern der evangelischen und katholischen Missionen in unseren Kolonien, sowie auch von dem Verhältnis der Missionen zu den politischen und wirtschaftlichen Kreisen. Insbesondre das Verhältnis der Missionen beider Konfessionen zu einander hat seitdem mehrfach zu Auseinandersetzungen geführt (vgl. Nr. 25 des Reichsboten vom 31. Jan. d. J.).

Man kann sich nur freuen, daß die Missionsarbeit immer mehr zum Gegenstand öffentlicher Diskussion wird. Das entspricht nur ihrer wachsenden Bedeutung, die sie in unserer Zeit gewonnen hat.

Es ist hier nicht der Ort, über die Kongreßverhandlungen im Allgemeinen zu reden. Wir heben aus dem überaus umfangreichen, vom Kongreß bearbeiteten Stoff einige der wichtigsten die Mission betreffenden Verhandlungen heraus und zeigen, wie die Vertreter der Mission und wie die übrigen Kongreßmitglieder dazu Stellung nahmen.

1. Die evangelischen und die katholischen Missionsleute

Unter den Veranstaltern des Kongresses zählten wir nicht weniger als 22 Missionsorganisationen, 13 evangelische und 9 katholische. Vorträge wurden von 7 evangelischen und 5 katholischen Missionsleuten gehalten, die meisten davon in der vierten Sektion, welche „die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete" behandelte und wo die Missionsleute beider Konfessionen zu gemeinsamer Arbeit vereinigt waren. Man durfte gespannt sein, wie sich diese „feindlichen Brüder" in den Verhandlungen über missionarische und kulturelle Fragen finden würden. Schon in der ersten Plenarsitzung gewannen sie Fühlung mit einander. D. Buchner aus Herrnhut hatte in seinem Vortrag über „die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit" ausdrücklich die katholische Mission mit hereingezogen. Daran anknüpfend dankten zwei Patres dem Referenten dafür, daß er die evangelische und katholische Mission so zusammengestellt hatte, und schlossen mit dem Wunsch, daß sich die Vertreter der beiden Konfessionen „in der Arbeit immer mehr vereinigen und sich nicht nur freundlich anschauen, sondern auch einander kräftig die Hände schütteln möchten, und dies nicht nur hier im Saale, sondern auch draußen."

Diese Einleitung konnte als ein günstiges Omen für die nachfolgenden Verhandlungen gelten, die denn auch in der Tat von dem gleichen friedlichen Ton und freundlichen Sinn begleitet waren. Diese persönliche Annäherung ist mit Freuden zu begrüßen, wenn man auch leider für die Praxis nicht sogleich allzu sanguinische Hoffnungen darauf bauen darf, denn die Grundsätze der gewaltigen katholischen Propaganda sind noch immer stärker als der gute Wille einzelner friedfertiger Männer, die ihr unterstehen.

Die prinzipiellen Gegensätze, welche in den Systemen liegen, traten auf dem Kongreß wenig hervor; sie schienen gewissermaßen nur hier und da durch. So wurde z. B. auf die Anregung Inspektor Haußleiters, eine Statistik der evangelischen und katholischen Mission nach gleichen Gesichtspunkten herzustellen, katholischerseits erwidert, daß dies unter Anderem infolge der zu verschiedenen beiderseitigen Missionsbegriffe vorläufig noch kaum durchführbar sein würde.

Im übrigen war man sichtlich bemüht, die gemeinsamen Aufgaben zu betonen und die Punkte aufzuweisen, wo ein Zusammengehen möglich und nötig ist, z. B. in kulturellen und Schulfragen, ferner in der Abwehr des Islam, in der Forderung und Förderung einer strengeren Sittlichkeit unter den weißen Kolonisten usw. Ja noch tiefer ging die Einigkeit. Sie wurde in dem letzten Missionsziel gefunden. Es war einer der schönsten Momente in den Verhandlungen, als man auf diesen Punkt kam. Schon der Provinzial Linckens, Missio-

*) Damit meine ich nicht die einzelnen Tatsachen, sondern das Gewebe als solches.

nar vom heiligen Herzen Jesu, der den ersten Vortrag in der vierten Sektion hielt über „die Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland", ließ die Worte fallen: das Ziel der evangelischen wie der katholischen Mission sei das gleiche, nämlich die Heiden dahin zu führen, daß sie den, der allein wahrer Gott ist, und den, welchen er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen. Missionsinspektor Haußleiter (Barmen) griff diese Worte auf und sprach es aus, daß hier die Basis zu einer Verständigung gefunden sei; und wenn es auch an Reibereien in der Hitze der Missionsarbeit draußen fernerhin nicht fehlen werde, so könne man doch von diesem gemeinsamen Boden aus die Richtlinien für einen jedesmaligen Ausgleich finden. Und Pater Goette leitete seinen Vortrag über die Frage: „Was soll der Missionar den Heiden, was dem Vaterlande sein?" mit den Sätzen ein:

Der christliche Missionar betrachtet sich als einen Sendling Christi, darum muß Christi Lehre seine Lehre, Christi Ideal sein Ideal, Christi Wirken sein Wirken sein. Er muß den Heiden auf die großen, sie bewegenden Fragen nach dem „Woher?" und „Wohin?" des Lebens Christi Antwort bringen, muß Christi Leben, das eine einzige große Liebestat bildet, in sich ausgestalten.

Als dann Pastor Stosch (Berlin) den Referenten fragte, ob er den Sinn seines Vortrages dahin zusammenfassen könnte, daß **der** Missionar seinem irdischen Vaterlande am besten diente, der das himmlische Vaterland stets im Auge behalte, antwortete dieser unverweilt: „Selbstverständlich!" Was wäre es doch Großes, wenn die Missionspraxis überall von dieser Ueberzeugung getragen und beherrscht würde! Dann gäbe es ja keine „feindlichen Brüder" mehr, weder hier noch dort draußen! Leider sind wir aber noch weit davon entfernt, wie schon einige nach dem Kongreß erfolgte Erklärungen katholischer Patres beweisen.

2. Die Schulen und die Sprachenfrage

Welch eine große Kulturmacht die Missionsschulen in den Kolonien repräsentieren, zeigte das gediegene Referat von D. Oehler (Basel) über „die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien". Um aber das Schulwesen noch weiter auszubauen und immer fruchtbarer zu gestalten, bedarf die Mission reichlicher finanzieller Unterstützung und doch zugleich möglichst großer Bewegungsfreiheit. Für beide Wünsche fand man Verständnis auf dem Kongreß. Das größte Interesse wandte sich in der Diskussion der Sprachenfrage zu. Auf der einen Seite vertrat Professor Meinhof den Wunsch, daß das Kisuaheli in Deutsch-Ostafrika die lingua franca bleiben und nicht durch gewaltsame Einführung des Deutschen verdrängt werden sollte. Auch der frühere Gouverneur v. Liebert trat dafür ein, daß die deutsche Sprache den Weißen vorbehalten bliebe; denn den Negern imponiere es am meisten, wenn die Deutschen als das Herrenvolk des Landes eine Sprache redeten, die jene nicht verstehen. Dagegen verfochten die Missionsleute die Forderung, daß das Deutsche als Amts- und Umgangssprache eingeführt und also auch in den Schulen gelehrt werde. Denn — so wurde gefolgert — die Kultur pflege der Sprache zu folgen; wir würden also, wenn wir die deutsche Sprache nicht auszubreiten suchten, die Fortschritte der deutschen Kultur in unseren Kolonien verlangsamen und damit eine nationale Pflicht vernachlässigen. Nur das sollte man nicht verlangen, daß das Deutsche schon in den Elementarschulen als Unterrichtssprache benutzt würde. Denn das würde der Missionsarbeit und der geistigen Entwickelung der Eingeborenen zum Schaden gereichen. Auch vom Standpunkt der Rechtspflege aus trat ein Redner für den Gebrauch des Deutschen ein. Zugleich wurde aber mit Recht von verschiedenen Seiten, und namentlich wieder von Gouverneur v. Liebert, entschieden als notwendig hingestellt, daß auch umgekehrt sich die Beamten mehr des Studiums der Eingeborenensprache befleißigen müßten. Schließlich wurden folgende beiden Resolutionen angenommen:

Der Deutsche Kolonial-Kongreß 1905 bezeichnet es als notwendig, daß die Kolonialbeamten sich mehr, als das bisher der Fall ist, mit Erlernung der Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren. Daneben ist dahin zu wirken, daß in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde.

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, daß die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt.

3. Die Bekämpfung des Islam in Afrika

Die beiden Vorträge über diesen Gegenstand löften eine sehr lebhafte Diskussion aus. Pastor J. Richter hatte zum Thema: „Der Islam eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien," und der Provinzialobere der Weißen Väter Dr. Froberger beantwortete in seinem Referat die Frage: „Welches ist der Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung?" Beide kamen darin überein, daß vom Islam her nicht nur der Mission, sondern auch unserer ganzen kolonialen Kulturarbeit in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika eine schwere Gefahr drohe. Dort erhebt sich jetzt die brennende Frage: Sollen diese Länder dem Christentum oder dem Islam gehören? In manchen Gegenden ist uns der Islam schon zuvorgekommen. Auch Männer, die von ganz anderem Standpunkt aus die Lage betrachteten, unter Anderen besonders der bekannte Kamerunforscher Oberstleutnant von Morgen, pflichteten dem pessimistischen Urteil der Berichterstatter über den Kulturwert des Islam bei.

Als man aber dann weiter fragte, mit welchen Mitteln man der Gefahr begegnen könnte, gingen die Meinungen auseinander. Da beide Referenten in der Suahelisprache einen der Hauptkanäle für die Verbreitung mohammedanischer Ideen sahen, wünschten sie (ebenso wie vorher in der Schulfrage), daß man das Kisuaheli nicht zur lingua franca in Ostafrika werden lasse, sondern die deutsche Sprache als Trägerin deutsch-christlicher Kultur an ihre Stelle setzen sollte. Zugunsten dieses Vorschlags wurde auf die Entwicklung Vorderindiens exemplifiziert, wo auch nur durch rechtzeitige Einführung der englischen Sprache dem weiteren Vordringen des Islam ein Damm entgegengesetzt worden sei.

Professor Meinhof jedoch erhoffte Nichts von diesem Verfahren für Deutsch-Ostafrika und hielt es außerdem auch für unmöglich, jetzt noch das Kisuaheli durch das Deutsche zu verdrängen, nachdem das erstere schon tatsächlich als lingua franca sich eingebürgert hätte. Mit um so mehr Nachdruck bezeichnete er als das einzige sicher wirksame Gegenmittel, daß man mit viel mehr Entschiedenheit als bisher aktive Mission unter den Mohammedanern an den Küstenplätzen treiben müßte. Und darin müßte die christliche Mission vor allem auch von seiten der weißen Kolonisten tatkräftig unterstützt werden. Der Islam breite sich so überraschend schnell aus, weil jeder Mohammedaner ein Missionar für ihn sei. „Ist aber auch jeder Weiße ein Missionar für das Christentum? Was den Islam in Afrika überwindet, ist allein unser Glaube."

Diese ebenso interessante wie wichtige Besprechung mündete in folgende Resolution aus:

Der Deutsche Kolonial-Kongreß 1905 wünscht dringend, daß in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; daß demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde.

Adolf Schulze

Unsere Bibelstunde

Auf einmal waren wir beisammen und wußten selbst nicht wie. Die Frau eines Realprofessors hatte einmal zur Frau eines früheren Pfarrers gesagt, es wäre doch sehr hübsch und vorteilhaft, wenn sich ein paar Leute zusammenfänden, um miteinander die Bibel zu lesen. Man läse immer so viel darüber und man zankte sich um sie, aber man kennte sie leider zu wenig. Und die frühere Pfarrersfrau sagte es ihrem Mann, und der meinte, er hätte ja doch sonst nichts zu tun; an ihm

sollte es nicht fehlen. Natürlich müßten dann auch die Doktorsleute nebenan dazu. Und dann ging es wie immer: Einer brachte den Andern. Die Realprofessorsfrau brachte ihren Mann; und die Gymnasialprofessorsfrau hörte davon und wollte auch mitmachen, wenn auch ihr Mann wirklich keine Zeit bei allem Interesse an der Sache hätte. Dann kam noch eine Doktorsfrau und noch ein junger Doktor der Philosophie, der in Literatur unterrichtet; und da waren wir beisammen. Wir wollten uns alle nicht „erbauen" lassen, sondern wir wollten die Bibel kennen lernen, wie sie wirklich ist. Denn das öde Streiten über ihre Eigenschaften, Vorzüge und Fehler wird man doch allmählich leid. Dann begannen wir mit dem Alten Testament, das wir in der Uebersetzung von Kautzsch lasen. Leider gibt es ja noch keinen Kommentar dazu, den man brauchen kann. Mit der prachtvollen Biographie Davids in 2. Sam. fingen wir an, in der das Echtmenschliche samt der wundervollen Darstellungskunst so entzückt, die eine großartige Wahrhaftigkeit mit warmer Sympathie für ihren Helden zu verbinden weiß. Dann lasen wir noch ein paar Propheten, wobei aber doch dem Geschmack und dem Verständnis etwas viel zugemutet wurde, besonders bei den Damen. Darum strebte Alles nach dem Neuen Testament. Am Gründonnerstag lasen wir bloß die Leidensgeschichte nach Markus, ohne ein Wort dazu und darüber zu sagen, um ihre einzigartige Gewalt nicht abzuschwächen, und gingen dann bald auseinander. Dann machten wir uns an die einfacheren Briefe, den schönen Philipperbrief, den praktischen, aber von Luther doch etwas zu schlecht behandelten Jakobusbrief, und noch einige andere von den kleinen Briefen, und sind jetzt bei der Bergpredigt. Unser Leiter, der frühere Pfarrer, bereitet sich immer genau auf die Sache vor, und zwar mit Hilfe des im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Bibelwerkes. Er trägt uns dann vor, was er weiß, und wir sagen dann auch unsere Meinung dazu, wobei Jeder zum Worte kommen darf. Unser leitender Gedanke ist der: wir suchen uns stets klar zu machen, daß die Schrift bei der modernen Auffassung gar nichts verliert, sondern im Gegenteil an Klarheit und Kraft gewinnt. Wir wollen nicht erbaulich werden, aber manchmal wirds so ernst und feierlich, wie in der Kirche. Wir freuen uns alle immer auf den Freitag Nachmittag; am meisten Freude ist immer, wenn Jemand sich schon entschuldigt hat, weil er heute unbedingt gar keine Zeit hat, und auf einmal erscheint er doch. Weihnachten wars schön; da haben wir uns in das Harmoniumzimmer gesetzt, unter einem kleinen Lichterbaum die Weihnachtsgeschichten verlesen und dann gesungen, was das Zeug hielt. Das ist eine feine Sache, unsere Bibelstunde.

So was sollte mehr gemacht werden. Die vielen Vorträge und die vielen populären Schriften über die Bibel und das moderne Christentum sind wirklich oft ein Elend. Näscherei, aber keine Kost. Man regt sich an und man regt sich auf, aber es kommt nicht Viel heraus. Auf diesem innerlichen Gebiet fällt einem Nichts in den Schooß, es muß erarbeitet werden. Man muß suchen und forschen, selbst suchen und forschen, ob es sich also verhält. Gott behüte uns vor liberalen und modernen Nachschwätzern. Liberal heißt nicht in erster Linie, eine freie Meinung, sondern eine eigene Ueberzeugung haben. Um eine solche muß man sich mühen. Es gibt so viele litterarische Kränzchen. Sollte das eine oder das andere sich nicht einmal entschließen, sich mit einer gewissen Bibel zu beschäftigen? Man braucht ja gar nicht fromm dabei zu tun, sondern einfach aus dem Interesse am Wissen sich mit diesem für alle Geistesgeschichte wichtigen Buche eingehend zu befassen. Es ist wahrhaftig eine merkwürdige Sache, daß man alles Andere gelesen haben muß, aber dies Buch zu kennen, gehört nicht zu den Anforderungen der Bildung, dies Buch, das für alle Zeiten der Geistesgeschichte von der größten Bedeutung gewesen ist. N

Ein Tag auf der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz

Schon längst hatte ich mich darauf gefreut, einmal die Stoeckersche Kirchlich-Soziale Konferenz zu besuchen. Wenn ich die Berichte in Reich oder Reichsboten, in der Reformation oder den Kirchlich-Sozialen Blättern, in der Täglichen Rundschau oder in der Chronik der Christlichen Welt darüber las, so kam stets ein Gefühl aufrichtiger Hochachtung vor der hier geleisteten Arbeit über mich. Mit Beschämung verglich ich, was der Evangelisch-Soziale Kongreß an solcher Arbeit leiste; und es stand mir fest, daß er sich all zu sehr auf theoretisches Erwägen und Durchdenken, ja auf bloße Anregung des Interesses für die sozialen Fragen beschränke, und daß er von Stoeckers Konferenz viel, sehr viel zu lernen habe.

Nachdem ich einen Tag auf der Kasseler Konferenz geweilt habe, denke ich darüber anders. Der Vergleich hat mich zu der Einsicht bekehrt, daß es gerade das Richtige, weil das in dem Wesen des evangelischen Bekenntnisses Begründete ist, sich bei einer evangelisch-sozialen Kongreßarbeit auf die Darlegung, Beleuchtung und Diskussion der sozialen Fragen im Lichte des Evangeliums zu beschränken. Die unmittelbare Verbindung zwischen solcher Konferenz und der praktischen sozialen Arbeit birgt so große Gefahren in sich, daß man besser tut, das positive soziale Wirken und Schaffen den dafür vorhandenen profanen Organisationen zu überlassen. Besondere evangelisch- oder kirchlich-soziale Gründungen können es nicht leisten, ohne Evangelium und Kirche zu gefährden.

Als ich früh morgens in Kassel ankam, begab ich mich sofort ins Evangelische Vereinshaus um zu hören, wie der Generalsekretär Lic. Mumm den Geschäftsbericht erstattete. Die Kirchlich-Sozialen Blätter verzeichneten in ihrer Einladung diesen Geschäftsbericht als ersten Programmpunkt des Tages; die geschlossene Vorstandssitzung hatte schon am Abend vorher stattgefunden. Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß her war ich gewöhnt, daß dieser Teil des Programms in voller Oeffentlichkeit erledigt wurde; das Publikum erfährt hier, wie es mit Einnahmen und Ausgaben, Mitgliederzahl und Organisation, mit den freundschaftlichen Beziehungen zu ähnlichen Gründungen, mit gemeinsamen und selbständigen Arbeiten und wie es mit dem Kampfe gegen die feindlichen Bestrebungen im abgelaufenen Jahre gestanden hat. Bei der Unübersichtlichkeit, welche die Arbeit der Kirchlich-Sozialen Konferenz für jedes Nichtmitglied hat, wäre es mir doppelt interessant gewesen, darüber Etwas zu hören. Denn wie verhält sich die Kirchlich-Soziale Konferenz zur Sozialen Geschäftsstelle? Wie zur Zentralstelle fürs evangelische Deutschland? Wie wird die Beziehung zu dem Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine gepflegt? Wie die zur Evangelisationsbewegung? Wie behandelt man das Verhältnis zum Evangelisch-Sozialen Kongreß oder zum Verein für Sozialreform? Wie verläuft die gemeinsame Arbeit mit der Sittlichkeitsbewegung? Wie die mit der Stadtmission? Wie wird die schwierige Abgrenzung der Konferenz von den politischen Parteien vollzogen? Wie die von den kirchenpolitischen Gruppen? In welcher geschäftlichen oder idealen Abhängigkeit sind Zeitungen wie das Reich und jetzt auch die Staatsbürgerzeitung von der Konferenz? Das alles sind Fragen, welche uns öffentlich beantwortet werden müssen, wenn wir der Kirchlich-Sozialen Konferenz glauben sollen, daß sie politisch und kirchenpolitisch neutral sei.

Mir wurde aber bedeutet, daß die Versammlung, in welcher der Geschäftsbericht abgelegt wurde, eine geschlossene sei.

Die Konferenz sollte sich nicht darüber täuschen, daß man diese Heimlichkeit mit um so größerem Mißtrauen beobachtet, als die Arbeit so vieler hervorragender Mitglieder, Beamten, Agenten und Wortführer gleichzeitig bei ihr und in den Parteien jedem Zeitungsleser fast täglich entgegentritt. Haben die Christlich-Sozialen den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen geglaubt, daß sie politisch neutral seien, so lange deren Vertrauensleute durch regelmäßige Personalunion auch die Vertrauensleute der Fortschrittspartei waren? Sollten die vielen derartigen Personalunionen in der Kirchlich-Sozialen Konferenz ihr nicht auch zur Pflicht machen, durch Geschäftsordnung und Geschäftsgang gegen die Verquickung parteipolitischer und sozialer Arbeit eine so starke Gegenwehr aufzurichten, daß davon auch der Geschäftsbericht öffentlich Kunde geben kann?

Die Plenarversammlung wurde von Stoecker in großer

Frische eröffnet. Ohne allen Zweifel überragt er die andern Geister der Konferenz noch heute so sehr, daß schwer abzusehen ist, wie die Konferenz dereinst ohne ihn bestehen soll. Wenn er nicht mehr so wie früher die Gabe der kurzen Rede besitzt und die Beweglichkeit, auf die Einwände seiner Gegner einzugehen, so wird das bei seinem Alter nicht Wunder nehmen. Aber man kann kaum von Alter bei ihm sprechen, sondern muß ihn jugendlich nennen, wenn man ihn etwa mit seinem Freunde Pfarrer Weber von München-Gladbach vergleicht.

Rund vierhundert Teilnehmer hatten sich zur Konferenz eingefunden; von auswärts meist Pastoren und einige Lehrer, aus Kassel selbst viel ältere Damen. Kurhessen ist für die Konferenz der denkbar günstigste Boden: alte christlich-soziale Traditionen, kirchlich-sozialer Zweigverein, Antisemitismus, Raiffeisenkassen, evangelische Arbeitervereine, Mumms Agitationsreisen, im Hinterlande Stoeckers Wahlkreis, starke Gemeinschaftsbewegung, „gläubiges" Kirchenregiment. So enttäuschte die Zahl der Besucher. Aber vielleicht war ihre Qualität um so wertvoller und treuer? Wie wenig sie sich für die eigentliche Konferenzverhandlung interessierten, zeigte sich darin, daß gleich nach dem Hauptvortrag zu Beginn der sehr wichtigen Diskussion die Mehrzahl der Zuhörer den Saal verließ. Als die Diskussion etwa ihre Mitte erreicht hatte, zählte ich noch 75—100 Anwesende.

Nun aber der Hauptvortrag selbst! Professor Lic. Richard Grützmacher aus Rostock hielt ihn über die Frage: „Worin liegt die Ursache der Unwirksamkeit des Protestantismus im öffentlichen Leben?"

Grützmacher ist der Ueberzeugung, bisher habe der Protestantismus das öffentliche Leben nicht wirksam beeinflußt. Man müsse ja zugeben, daß er einen anerkennenswerten Einschlag dazu geliefert, „manchem bedeutsamen Scheit zu unserer Kulturentwicklung beigetragen" habe; aber eine Wirkung auf das öffentliche Leben, wie sie dem Protestantismus gebühre, sei das nicht. Für die Meinung, daß unser ganzes öffentliches Leben eine Schöpfung des protestantischen Geistes, für die These, daß Kant der Philosoph des Protestantismus, oder gar, daß die Maschine ihrem Wesen nach protestantisch sei, hatte er nur die mitleidige Ironie des Ueberlegenen.

Unter öffentlichem Leben verstand er Politik, Rechtsprechung, Wissenschaft. War mein Erstaunen schon groß, als ich die Behauptung, daß bisher der Protestantismus unsere Politik, unsere Rechtsprechung, unsere Wissenschaft nicht wirksam beeinflußt habe, so lebhaft verfechten hörte, so wurde meine Spannung noch größer, als Grützmacher auf die reformatorische Lehre vom Beruf zu sprechen kam. Mußten ihm da nicht die Augen aufgehen? Darüber könne ja — so führte er aus — kein Zweifel sein, daß der Protestantismus recht gehabt habe, als er das natürliche Leben für selbständig erklärte und somit auch das öffentliche Leben in seiner kulturellen und sozialen Entfaltung auf sich selber stellte. Wird Grützmacher, so fragte ich mich da, nun nicht sagen müssen, daß eben diese moderne Selbständigkeit des öffentlichen Lebens genau und allein die eine Wirksamkeit des Protestantismus sei, auf die es ankommt? und wird er dann nicht seine ganze These von der Unwirksamkeit des Protestantismus umstoßen müssen? Nichts derart. Aber doch auch noch keine falsche Lösung. In ganz zutreffender Weise führt Grützmacher weiter aus, daß die Selbständigkeit des natürlichen Lebens die Leitung dieses Lebens durch ein religiös-sittliches Prinzip, wie es der Protestantismus sei, nicht ausschließe. Jetzt muß er sagen (dachte ich mir), daß dies religiös-sittliche Prinzip nach Luthers Lehre die Macht des Wortes Gottes ist, daß nach unsern Bekenntnisschriften über aller Selbständigkeit des natürlichen und zumal des öffentlichen Lebens eine rein innerliche unbezwingliche Gewalt herrschen soll, die von keiner äußeren Gewalt weder herbeigeführt noch eingeschränkt werden kann: die Gewalt des Glaubens an die fröhliche Botschaft von dem sündenvergebenden Gott, der uns durch Jesus in sein Reich berufen hat. So dachte ich. Grützmacher aber dachte anders. Er unterließ es überhaupt, zu bestimmen, worin denn das religiös-sittliche Prinzip des Protestantismus bestehe. Auch nicht eine Andeutung darüber ist ihm entschlüpft, daß es sich hier um reine Innerlichkeit handelt. Seine Gedanken trieben ihn in der gerade entgegengesetzten Richtung und seine weiteren Ausführungen wurden immer unlutherischer.

Die Vorbildlichkeit des Katholizismus in seiner Wirksamkeit auf das öffentliche Leben hob er wieder und immer wieder hervor. — Ja ist denn die Art der katholischen Wirksamkeit auf das öffentliche Leben nicht das direkte Gegenteil von der Art, wie nach Luthers Lehre das „religiös-sittliche Prinzip" des Protestantismus seine Gewalt in allen Dingen dieser Welt auswirken soll?

Die Lehre der Reformatoren von der Sünde zog er heran und behauptete, ihr Sündenbegriff besage, daß nicht nur die Personen, sondern auch die Verhältnisse sündig seien; er folgerte daraus, daß also auch das unpersönliche öffentliche Leben sündig sei und daß deshalb der Protestantismus auf die Verhältnisse, nicht immer nur auf die Personen einzuwirken habe. — Konnte er denn vergessen, daß die Reformatoren ihren Sündenbegriff vom Begriff der Sündenvergebung aus gewonnen haben? Kann man dem „öffentlichen Leben" oder den „Verhältnissen" Sünden vergeben? Oder sollte es nicht doch wohl richtig sein, daß nur mir und dir, nur jedem Einzelnen seine Schuld von Gott verziehen wird?

Aber gerade, daß der Protestantismus bisher sich nur um den Einzelnen gekümmert habe, daß er seine Aufgabe darauf beschränkt habe, Seelen zu gewinnen: das ist in Grützmachers Augen der protestantische Kardinalfehler. Dadurch ist er so zersplittert, daher so unselbständig. Trachtete er am ersten nach dem Einfluß aufs öffentliche Leben, dann würde ihm auch der Einfluß auf die einzelnen Seelen zufallen. — Wir meinten bisher: Evangelisch ist es, die einzelne Seele durch die Predigt der Sündenvergebung gewinnen zu wollen und darauf zu vertrauen, daß dann das öffentliche Leben unbeschadet seiner Selbständigkeit ganz von selber durch das evangelische Prinzip geleitet sein wird; katholisch ist es, das öffentliche Leben beherrschen zu wollen, um dadurch dann auch die einzelne Seele zu fangen.

In der öffentlichen Diskussion wurde keine einzige Stimme laut, die diesen schweren Abfall vom Luthertum und vom Geiste der Reformatoren überhaupt auch nur gestreift hätte. Vielmehr bewegten sich die Redner, soweit sie überhaupt auf Grützmacher eingingen, ganz und gar in der katholisierenden Richtung seiner Gedanken.

Pfarrer Julius Werner aus Frankfurt a. M. forderte statt der Zersplitterung Einheit, d. h. den Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen. Er verglich seine Wormser Synodalenbewegung mit dem Nationalverein von 1848, der die politische Einheit Deutschlands vorbereitet habe. Freilich sei jetzt die Zeit der kirchlichen Einigung noch nicht gekommen. Wir seien in dieser Hinsicht sozusagen erst bei 1866 angekommen. Noch hätten wir einen schweren Kampf, ein 1870 mit einem inneren Feinde (nach dem Zusammenhange seiner Rede konnte Werner mit diesem „Feinde" nur denselben kirchlichen Liberalismus meinen, dem man in Worms die Gleichberechtigung in der Kirche versprochen hat!) auszukämpfen, um zur wirklichen, nicht nur äußerlichen kirchlichen Einigung zu kommen. Und von dieser Einigung aus würde dann die Kirche auch die Macht gewinnen, das öffentliche Leben wirksam zu beeinflussen. „Wenn die Kirche wirken soll, dann muß sie Autorität haben, göttliche (!) Autorität, weil sie Ewigkeitsgüter verwaltet."

Die Vorbildlichkeit des Katholizismus, die schon Grützmacher in so starken Linien gezeichnet hatte, wurde fast von jedem Redner in immer neuer Wendung gepriesen. Das wurde selbst Stoecker zuviel und er stellte neben das katholische Exempel als besseres Vorbild die englischen und amerikanischen Kirchen. Freilich war es auch bei ihm das Katholisierende in diesen Kirchen, die Unterwerfung des Lebens unter das kirchliche Gottesgesetz und ihr Autoritätsglaube, was er gegenüber dem deutschen Subjektivismus an ihnen pries.

Daß unter den Mächten des öffentlichen Lebens über die Presse viele Worte gefallen sind, wird begreiflich erscheinen. Die meisten Nackenschläge bekam selbstverständlich die „Judenpresse", die immer wieder herhalten mußte. Aber Weber ver-

urteilte schlankweg die ganze Presse des gebildeten und besitzenden Bürgertums in die gleiche Verdammnis. Daß man selber auf kirchlich-sozialer Seite über eine große Preßmacht verfügt, über eigene Zeitungen und über eine ganze Schar nahestehender christlich-konservativer Blätter, das hielt man nicht für notwendig zu erwähnen. Ein Divisionspfarrer empfahl sogar Kirchenkollekten für gläubige Zeitungen. In jeder Provinz müßten aus kirchlichen Mitteln gläubige Provinzialblätter gegründet werden, die täglich erscheinen und das Volk kirchlich machen sollten. So gut man aus Kirchensteuern Kirchen baue, um darin protestantisch zu wirken, könne man aus diesen Geldern auch Zeitungen bauen, um darin zu predigen.

Arg ging es über unser Kirchenregiment her. Hatte Stoecker mit einer gewissen Anerkennung von jenen bekannten sozialen Maßnahmen des Oberkirchenrats gesprochen, die er in Verfolg der Beschlüsse der letzten Generalsynode ergriffen hat, so übergoß gleich darauf Weber den Oberkirchenrat und seine christlich-soziale Fürsorge mit der Lauge bittersten Hohnes und Spottes. Und auch sonst erging sich die Kritik unserer Kirchenregierung in solchen Ausdrücken, daß Diakonissenhauspfarrer Sardemann genötigt war, die Warnung auszusprechen, man solle doch nicht „mit Steinen auf die Landeskirche werfen".

Ein konservativer Politiker endlich, Rittergutsbesitzer von Bodelschwingh, war tief beglückt, in Vortrag und Diskussion endlich einmal klar und deutlich die Zusammengehörigkeit von Politik und Christentum als die Aufgabe des Protestantismus verkündet gehört zu haben. Und die Sache sei doch so einfach: „die Politik will dem Nächsten helfen, das Christentum lehrt die Nächstenliebe, also gehören beide zusammen." — Hatte er Unrecht, wenn er das, was bei Grützmacher „Wirksamkeit des Protestantismus im öffentlichen Leben" hieß, in seinem schlichten, geraden Laienverstande „Politik" nannte?

Ich berichte nur von der Hauptversammlung. Die Arbeitskommissionen, welche über eine Reihe von Spezialfragen am Nachmittag und wieder am darauffolgenden Morgen tagten, sind nicht öffentlich. Die Thesen, die ihren Verhandlungen zu Grunde gelegt waren, stehen in Nr. 4 der Kirchlich-Sozialen Blätter abgedruckt. Sie unterscheiden sich nach ihrer Tendenz nicht von dem Geiste, der die Plenarversammlung beherrschte.

Ich hatte mir eigentlich auch am zweiten Tag noch den Vortrag von Pfarrer Julius Werner über das Thema: „Gerechtigkeit — nicht bloß Liebe, die Grundlage der modernen Arbeiterbewegung" anhören wollen; aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Bekümmert über die grenzenlose Verwirrung in den Kreisen unserer Kirche, die sich die „positiven" nennen, und voll Schmerz über die Verkehrung des Luthertums in sein Gegenteil durch einen lutherischen Professor der Theologie bin ich noch am selben Tage abgereist. Mir wurde dabei immer lutherischer zu Mute: eine Konferenz, die im Geiste der Reformatoren, ein Kongreß, der evangelisch wirken will, muß sich gerade um deswillen gegenüber den sozialen Fragen auf die Predigt des Wortes Gottes beschränken, auf die Gewinnung der einzelnen Seele; nicht auf Macht und nicht auf äußere Wirkung, nicht auf eine eigene Sozialpolitik darf er sein Augenmerk richten. Die praktische Arbeit überlasse er, weil er evangelisch ist, den rein weltlichen Ordnungen und Arbeitsgemeinschaften, die sich dafür gegründet und bewährt haben.

Friedrich Michael Schiele

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

1

Ueber 1 $1/_2$ Millionen deutsche Arbeiter und Arbeiterinnen sind in Berufsverbänden organisiert, um ihre soziale Lage zu verbessern. Soll ich den Werdegang dieser gewaltigen Bewegung eingehend schildern? Das ist hier unmöglich. Wer darüber gründlichen Aufschluß haben will, greife zur einschlägigen Litteratur; ich muß mich bei der geschichtlichen Behandlung mit Skizzen und Andeutungen begnügen.

Meine Aufgabe sehe ich in erster Linie in einer Schilderung der jetzigen Gewerkschaftsbewegung mit ihren Zwecken und Zielen, in ihrem Umfang und ihrer Bedeutung. Nebenbei will ich noch etliche Bemerkungen über die Stellung evangelisch-christlicher Kreise zu diesen Verbänden einflechten. Selbstverständlich machen unter diesen Umständen die nachfolgenden Ausführungen nicht den Anspruch auf Vollkommenheit. Es darf aber vielleicht ausgesprochen werden, daß es sich hierbei um eine Bewegung handelt, der ich in einer arbeits- und kampfesreichen Vergangenheit außerordentlich nahe gestanden habe.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist ein notwendiges Korrelat der kapitalistischen Produktionsform, ein ruhmvoller Beweis vom Kulturdrang der deutschen Arbeiterschaft. Nur eine tiefstehende stumpfe Volksmasse hätte die Ausbeutung willig ertragen, welcher Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern, insbesondere beim Einsetzen des industriellen Aufschwunges, ausgesetzt worden sind. Die Gewerbefreiheit brachte uns den freien Arbeitsvertrag, der, wenn er nicht zum Hohn werden sollte, zwei gleich starke Kontrahenten voraussetzte. Diese waren aber nicht vorhanden. Beim Einzelvertrag ist und bleibt der Arbeitgeber immer der stärkere, bei der heutigen Konzentration des Kapitals sogar der erschreckend mächtigere Teil. Er diktiert dem Arbeiter, der Nichts hat als seine Arbeitskraft, — die er dazu in den meisten Fällen nur am Wohnorte verbrauchen kann — seine Arbeitsbedingungen. Das ist kein Arbeitsvertrag, weder dem Worte noch dem Sinne nach, sondern einfach die Diktatur der Uebermacht. Der einzelne Arbeiter, der sich den Bedingungen nicht unterwirft, ist einfach dem Hunger preisgegeben.

Immer mehr werden die individuellen Privatbetriebe durch Aktiengesellschaften verdrängt, deren Streben nur auf die Gewinnung hoher Dividenden hinausläuft. Der sogenannte „sittliche Mittelpunkt" in Gestalt eines loyalen Fabrikbesitzers wird in der Großindustrie immer mehr ausgeschaltet. Und wo er noch vorhanden ist, wird er durch Kartelle, Syndikate und Trusts in seiner Bewegungsfreiheit arg beschränkt. Als die wirklichen Arbeitgeber kommen fast nur noch die großen Unbekannten in Betracht, welche die Aktien besitzen und keinerlei Interesse am Ergehen der Arbeiter haben.

Diese Tatsache trat mir erst kürzlich wieder bei einem Gespräch mit einem Fabrikdirektor recht klar vor die Augen. Dieser ist ein reformatorisch angelegter, wohlwollender Herr. Deshalb teilte er auch eines Tages dem Hauptbeteiligten an dem Aktienunternehmen mit einer gewissen Begeisterung mit, daß er die Fabrik nach allen Gesetzen der Hygiene und Erfahrung eingerichtet habe; dabei lud er ihn ein, die Fabrik einmal zu besuchen. Der Bankier antwortete ihm, „daß er das nie tun werde, weil er hieran ganz und gar kein Interesse habe. Für ihn habe nur der Jahresabschluß einen Wert, alles Andere sei ihm gleichgültig."

Einer derartigen beängstigenden Entwicklung gegenüber mußten die Arbeiter auf Mittel und Wege sinnen, um den Arbeitsvertrag ihrerseits zu beeinflussen. Es war dies um so notwendiger, als Staat, Kirche und Gesellschaft gegenüber diesen Vorgängen wie mit Blindheit geschlagen schienen. Wohl gab es einzelne Personen unter den Bildungselementen des Volkes, welche die üble Lage der Arbeiter erkannten und das Gewissen des Bürgertums zu verschärfen suchten. Im allgemeinen war aber eine völlige Verständnislosigkeit der — oberen Massen zu verzeichnen; ist sie doch selbst heutzutage noch nicht ganz beseitigt. Beim Staunen über die industrielle Blüte vergaß man deren Hauptträger, den Arbeiter. Besitz und Bildung verbrüderten sich mehr und mehr, nicht selten sogar mit ihrer Spitze gegen die Arbeiter, die als begehrliche, unzufriedene Menschen angesehen wurden. Die Sechziger Jahre wurden damit für die soziale Entwicklung Deutschlands geradezu verhängnisvoll. Es ist bekannt, daß Bebel damals für eine Politik im Interesse der Arbeiter, gemeinsam mit den bürgerlichen Elementen, zu haben war. Aber der Nationalverein lehnte die Mitarbeit der Arbeiterschaft ab und das Bürgertum ist heute noch soweit von der Anerkennung der Gleichberechtigung aller Stände entfernt, daß es innerhalb seiner Parteien für Reichstagsabgeordnete aus den Reihen der Arbeiter immer noch keinen Raum gefunden hat.

Was war unter diesen abnormen Verhältnissen natürlicher, als daß sich die Arbeiter allein organisierten, und zwar nicht nur, um berufliches Elend zu beseitigen, sondern auch, um eine Gesellschaft zu bekämpfen, in deren Augen sie sich nur als Ausbeutungsobjekte vorkommen mußten? Sie vereinigten sich, so gut es damals ging, und zwar unter den denkbar größten Schwierigkeiten. Der freie Arbeitsvertrag sollte zur Wahrheit werden, indem man anstelle des schwachen einzelnen Arbeiters die Organisation der Berufsgenossen setzen wollte. Durch gemeinsame Kraft sollte ein Kontrahent geschaffen werden, nicht nur im Interesse der Arbeiter und deren Angehörigen, sondern auch — damals ausgesprochenermaßen — auch in dem des Vaterlandes und der Gesamtheit des Volkes.

Diese nur flüchtig skizzierte Situation muß man berücksichtigen, wenn man die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung verstehen will. Als in den Jahren 1867 bis 1869 die Koalitionsverbote aufgehoben wurden, waren schon viele Gewerkschaftsverbände vorhanden. Die Not der Zeit hatte sich eben über die gesetzlichen Schranken hinweggesetzt. Die weiteren Organisationen wurden im engen Zusammenhang mit den damals vorhandenen oder in der Bildung begriffenen politischen Parteien begründet. Als die Pioniere für moderne Berufsverbände sind die Buchdrucker anzusehen. Fast gleichzeitig organisierten sich allerdings auch andere Berufe, doch erlangten deren Verbände erst nach langer Zeit eine größere Bedeutung. Sie wurden meist als unpolitische Gewerkschaften begründet, wenn auch von Anfang an eine starke Strömung für sozialdemokratische Gewerkschaften vorhanden war. Es ist für die späteren Ausführungen von Interesse, die Resolution kennen zu lernen, die auf dem Erfurter Gewerkschaftskongreß im Jahre 1872 einstimmig angenommen worden ist. Sie lautet:

In Erwägung, daß die Kapitalmacht alle Arbeiter, gleichviel ob sie konservativ, fortschrittlich, liberal oder Sozialdemokraten sind, gleich sehr bedrückt oder ausbeutet, erklärt der Kongreß es für heilige Pflicht der Arbeiter, allen Parteihader bei Seite zu setzen, um auf dem neutralen Boden einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation die Vorbedingungen eines erfolgreichen kräftigen Widerstandes zu schaffen, die bedrohte Existenz sicher zu stellen und eine Verbesserung ihrer Klassenlage zu erkämpfen.

Man sieht, das Problem der neutralen, einheitlichen Gewerkschaftsbewegung, um das heute noch stark gerungen wird, ist schon über dreißig Jahre alt. Die Neutralität konnte damals nicht zur Verwirklichung kommen, weil die Arbeiterschaft zur Opposition gegen die herrschende Macht geradezu erzogen worden war. Man sah in jedem Arbeiterverein eine Gefahr für Staat und Gesellschaft und machte ihm deshalb das Leben außerordentlich schwer. Im Jahre 1873 wurde im Reichstag ein Gesetzentwurf über die kriminelle Bestrafung des Kontraktbruches eingebracht, und im Jahre 1878 erließ man das Sozialistengesetz. Durch dieses kamen alle Gewerkschaften zur Auflösung, die sich auch nur im Verdachte sozialdemokratischer Tendenzen befanden. Durch das Sozialistengesetz, besonders aber durch seine schematische Handhabung, wurde der Gedanke der Volkseinheit und das Problem unpolitischer Gewerkschaften ungemein geschädigt. Der nationale Ausbau Deutschlands wurde um Jahrzehnte zurückgeworfen; und es ist zweifelhaft, ob dieser Fehler überhaupt noch einmal gut gemacht werden kann.

Die Führer der Gewerkschaften wurden freilich erfinderisch und agitierten teils geheim, teils gründeten sie Lokal- und Unterstützungs-Verbände. Der Buchdruckerverband wurde „modifiziert" und verlegte seinen Sitz nach Stuttgart. Aber auch Zentralverbände entwickelten sich im Stillen durch ein System von Vertrauensmännern in allen Industrieorten Deutschlands. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes waren, wie aus dem Boden gestampft, 58 Zentralverbände mit 301 500 Mitgliedern vorhanden. Man sieht hieraus, daß notwendige Volksbewegungen durch gesetzliche Maßnahmen zwar zeitweise gehindert, aber nicht unterdrückt werden können.

Seit dem Jahre 1890 nahmen die freien Gewerkschaften eine vielfach durch die Praxis der Behörden und Gerichte unterstützte gewaltige Entwicklung. Das sogenannte Zuchthausgesetz, die Zoll- und Handelspolitik der verbündeten Regierungen, der schleppende Gang der Sozialpolitik, die behördlichen Schwierigkeiten bei der Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechts, sowie eine unverständliche Spruchpraxis der Gerichte in Arbeiterfragen sorgten für eine ungemessene Fülle von Agitationsstoff. Hinzu kam der steigende Druck machtvoller Arbeitgeber und die nachweisbare Tatsache, daß durch gut geleitete Berufsorganisationen erhebliche Verbesserungen für die Arbeiterverhältnisse erzielt werden können. Die Frage der unpolitischen Gewerkschaften wurde fortgesetzt erörtert. Die parteipolitische Neutralität wurde sogar in etlichen Verbänden ernstlich angestrebt, bis die sozialdemokratische Partei es ihnen begreiflich machte, daß in der deutschen Arbeiterbewegung die Partei zu befehlen, die Gewerkschaften aber zu gehorchen haben. Nicht unerhebliche Ansätze einer gewissen Selbständigkeit und Unabhängigkeit sind trotzdem heute noch in manchen Gewerkschaften vorhanden. Sie dürfen aber vorläufig nicht weiter gepflegt werden, denn „wer nicht pariert, fliegt hinaus." Auch auf den letzten beiden Gewerkschaftskongressen in Stuttgart 1901 und Köln 1904 hat der Kongreßvorsitzende erklärt: „Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind Eins."

Damit ist auch die Stellung der freien Gewerkschaften zum Vaterland und zur Kirche präzisiert. Sie kommt allerdings nicht immer so offenbar zum Ausdruck, wie in der Partei. Man will alle Berufsgenossen zum Kampf um eine bessere Lebenshaltung gewinnen und ist deshalb bisweilen etwas vorsichtig. Die Tendenz dieser Gewerkschaften ist aber zweifellos monarchie-, kirchen-, heeres- und flottenfeindlich. Die Gewerkschaftspresse — jede Berufsorganisation hat ihr Organ — ist überdies fast durchweg in sozialdemokratischen Händen, wie überhaupt kein Gewerkschaftsbeamter mit einer anderen parteipolitischen Ueberzeugung gewählt wird.

Das kann und darf uns jedoch nicht abhalten, anzuerkennen, was geleistet worden ist. Die Gewerkschaften haben den Kampf um bessere Arbeitsbedingungen mit einer staunenswerten Energie aufgenommen und hierfür fabelhafte Opfer gebracht. Im Jahre 1904 hatten die sozialdemokratischen Gewerkschaften 63 Zentralverbände mit 1052108 Mitgliedern und eine Einnahme von 20190724 Mark, eine Ausgabe von 16109903 Mk. und ein Vermögen von 12812128 Mark. Unter den Ausgaben von über 16 Millionen Mark befinden sich 5,7 Millionen Mark für Streiks und 5,2 Millionen Mark für Unterstützungszwecke, wie Rechtsschutz, Reise-, Arbeitslosen-, Kranken-, Invaliden- und Sterbeunterstützungen. Unter diesen 63 Gewerkschaften, welche sich seit dem Jahre 1890 eine Generalkommission geschaffen haben, an deren Spitze der bekannte Reichstagsabgeordnete Legien steht, befinden sich Verbände von 500 bis zu 200000 Mitgliedern mit Wochenbeiträgen von 20 Pfg. bis zu 1,40 Mk. Sie gehen von der Ueberzeugung aus, daß zwischen Kapital und Arbeit eine unüberbrückbare Kluft besteht, und vertreten den radikalsten Klassenkampfstandpunkt, der das Ergebnis der Lohnstreitigkeiten oftmals sehr ungünstig beeinflußt. Daß sich die Arbeiter als eine Klasse fühlen und als solche gegen die Unternehmer und deren Verbände kämpfen, ist ganz natürlich, schon weil die Unternehmerverbände ebenfalls einen Klassenkampfcharakter in sich tragen. Darum ist es unbegreiflich, wie man der Arbeiterschaft aus dem berechtigten, ihr oftmals aufgedrungenen Klassenkampf einen Vorwurf machen kann. Die Misere beginnt erst, wenn der Klassenkampf Selbstzweck wird und nicht mehr als Mittel zum Zweck benützt wird.

Chr Tischendörfer

Jost Seyfried

Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern von Cäsar Flaischlen. Berlin, Egon Fleischel 1905. 2 Bände. 6 Mk.

Es wird mir schwer Etwas über Jost Seyfried zu schreiben, nicht gerade weil ich Nichts über ihn zu sagen wüßte, sondern weil ich zuviel Respekt vor diesem Buche habe. Ein Kritiker von Beruf würde vielleicht dieses Werk möglichst vom Dichter loszulösen versuchen, es erst ästhetisch zergliedern und beurteilen, und dann würde er sagen, daß es trotz aller Vorzüge nur eine

kleine Gemeinde finden könne, weil in unsrer raschlebigen Zeit Niemand dazu komme, zwei dicke Bände eines rein lyrischen Tagebuchs zu lesen, Lyrik in Prosa und Lyrik in Versen, wie es die Stimmung ergibt. Vielleicht hätte er auch noch Wünsche: Flaischlen solle mal lieber Dies oder Jenes schreiben, und warum er sich in solch gesuchter Interpunktion und Satzanordnung ergehe. Schließlich würde er noch sagen, daß Flaischlen immerhin ein bedeutender, eigenartiger und vielleicht auch eigensinniger Kopf sei von zweifelloser Begabung, aber — — und aber — —

Nun bin ich nicht Kritiker von Beruf; und wenn ich so in meinem abgelegenen Häuschen, fern von der großen Stadt sitze, und die Tiere des Waldes huschen an meinen Fenstern vorbei, Eichhörnchen und Nußhäher, Baumläufer und Elstern, dann erwacht in mir die Freude am Menschen und die Sehnsucht nach Menschen; dann kommen sie zu mir, gerufen und ungerufen.

So kam auch Jost Seyfried in mein Haus. Erst blätterte ich ein bischen und naschte hier und naschte da; dann fing ich an zu lesen. Auf einmal sagte ich laut: „Grüß Gott Jost Seyfried, ich freue mich Dich kennen zu lernen.“ Da guckten meine Kinder, die im Nebenzimmer bei der Lampe saßen, ganz verwundert zu mir herein und lachten.

Ich sage aber noch einmal: Grüß dich Gott, Jost Seyfried! Und ich wünsche dir alles Gute auf deiner Wanderung durch diese Welt: gute Freunde, die dir die Hand drücken und sagen: Wir gehn zum gleichen Ziele, du und ich. Wir sind von gleichen Blute, du und ich. Du hast mir Mut gemacht, als ich erlahmte. Du hast mir die Sonne gezeigt, als ich sie vor Wolken nicht sah. Du hast mich an den Sonntag erinnert, als ich im Werktag ersticken wollte.

Jost Seyfried ist ein durchaus persönliches Buch, vielleicht das persönlichste, das ich je gelesen habe, sodaß ich versucht wäre die Unart zu begehen, statt Jost Seyfried immer Cäsar Fleischlen zu setzen, wenn das die Vorrede, die ich natürlich erst zuletzt gelesen habe, nicht etwas erschwerte. Denn darin wird mehr bewußter Wille des Künstlers beim Entstehen seines Kunstwerks deutlich, als ich zuerst annahm. Mir schien es entstanden, wie wirklich ein Tagebuch entsteht, aus der Stimmung des Augenblicks geboren, aus der Not und der Freude jedes einzelnen Tages. Die Einteilung in fünf Bücher widerspricht dem auch gar nicht, denn tatsächlich gehen sie stark in einander über, besonders die drei ersten, die die Ueberschriften tragen: Sprüche eines Steinklopfers, Sturmbruch, Lieder eines Schwertschmieds.

Zuerst hatte ich den Eindruck, daß der Held des Buches, der Dichter Jost Seyfried, ein bischen ein wunderlicher Mensch sei, recht oft niedergeschlagen und sehr verbittert; auch fand ich, daß er gern mit Paradoxieen um sich wirft, um seinem Unmut Luft zu machen. Aber je weiter ich kam, um so lieber gewann ich ihn in seiner Lauterkeit und Tapferkeit und seinem feinen vornehmen Empfinden. Dabei hat er wie jeder Dichter ein zartes, fast überzartes Gemüt; wie kämpft er um seine Liebe, um die Schönheit und Reinheit einer Liebe, die von den Philistern nicht verstanden, oder gar herunter gezerrt wird, und schließlich nur deshalb zu keiner Ehe führt, weil Jost Seyfried seinen Idealen nicht untreu werden will und daher die gut bezahlte Stelle eines Familienblattredakteurs verschmäht. Von dem tapferen Mädchen, das eines Sinnes mit dem Geliebten ist, geht selbst die Lösung des Verlöbnisses aus; sie will ihn nicht von seiner Höhe herunterziehen:

Unsere Liebe soll größer sein, als unsere Sehnsucht —

Ich schreibe nur, wenn ich irgend eine Gefahr für dich sehe, ich stehe und halte Wacht.

Wir wollen für einander sein, du mir, ich dir, was das Licht der Oie ist für die, die auf dem Wasser sind ...

und am Tag die Sonne!
wir wollen an sie glauben und ihr treu bleiben,
und wenn auch Wolken sie verhängen ...
über Berg und Tal und alle Menschen hinweg!
und nie müde werden, gelt?!

Diese Liebesgeschichte ist nicht das Ereignis in dem Buch, um das sich Alles dreht, sie ist eine der großen Freuden und zugleich Entsagungen dieses Jost, „der auszog um ein Dichter zu werden.“ Aber trotzdem schimmert sie durch Alles, wie die Sonne an einem Nebeltag im Herbst; sie ist überall im Hintergrund seines Bewußtseins da. In „Herzblut“, dem vierten Buch endlich, zerreißen die Nebel und die Liebe bricht siegreich durch alles Quälen und Sorgen für wenige selige Sommertage; oben am Meer auf den weißen sonnendurchglühten Dünen wars:

Nun kann kein Leid uns mehr was haben,
nun kann kein Neid uns mehr was tun,
nun kann kein Sturm uns mehr schlagen,
alle Klagen, alle Fragen
lösen leise sich und ruhn!

Tief aus tiefblaustrahlendem Himmel
flutet die Sonne ihr flammendes Gold
und verflogen und zerstoben
sind alle Wetter, die uns umgrollt!

Und mit Rosen in den Haaren
und mit Rosen in der Hand
schreiten selig nun wir beide
in das sommerlachend weite
lieb und liedbdurchjauchzte Land.

Ein großer Reiz des Buches liegt in seiner Naturseligkeit. Jeder Stimmung des Tages und der Nacht, Winters und Sommers, Werdens und Vergehens gibt sich der Dichter mit einer fast leidenschaftlichen Liebe hin. Bald legt er sein Fühlen in die Natur hinein, bald nimmt er aus ihr heraus Anlaß zu Trauer oder zu Freude. Bald schwingt sie mit ihm in harmonischer Begleitung, bald wieder wird sie zum grellen Gegensatz seiner Seelenempfindung. Besonders die Sonne hats ihm angetan, der kann selbst sein Leid nicht widerstehen. „Der ist mein Freund nicht, der die Sonne nicht mag.“ Sie reißt ihn allemal wieder heraus aus der Betrübnis und gießt Mut und Freude in seine Adern.

... fallen Nebel darüber,
schweigsam, trüb ...
meine Mutter ist die Sonne ... und ...
ich weiß, sie hat mich lieb!

Das letzte Buch „Tor auf!“ ist für uns das wichtigste, und es ist auch das bedeutendste. Hier hat Jost Seyfried sich durchgerungen durch die Enttäuschungen, den Mangel an Anerkennung und Erfolg, durch die Bitterkeit der Resignation, den Verlust der Geliebten und steht auf einer Höhe, von der herab er die Hand herunterreicht, um Andern weiterzuhelfen.

Was ich vermag: es ist nicht mehr:
als euch in stiller Feierabendstunde
zu zeigen:
wie es mir, gleich tausend Andern ging:
— — — — — — — —
wie ich jede Zuversicht verlor
und wie ich plötzlich trotzig wurde:
was Andere zwingen, das zwingst du auch!
es gibt kein Schicksal! Verlust und Gewinn
ist nur, was ich selber will und bin!

Und wie ich die Arme dann frei mir rang
und wie ich den Kopf wieder hoch bekam
und wie ich mich zu mir selber fand
und wie sich langsam, immer klarer,
immer freier, voller und wahrer
aus der verschütteten Tiefe hob
alles, was ich seit Knabentagen
glühend in der Seele getragen!

Seine Kunst ist ihm Religion geworden, er fühlt sich als einer von Gottes Gnaden: „ich will euch heißen, was er mich geheißen.“ „Kunst ist nur, was ein höherer Mensch für sich und Andere an höheren Lebenswerten schafft in schöner Form.“ Sie ist ihm die heilige Aufgabe seines Lebens, sie ist nicht etwas von ihm Unabhängiges, etwas das er „kann“, sie ist er selbst, das Beste in ihm. Wie könnte er ihr auch sonst sein Lebensglück opfern.

In diesem fünften Buche liegt beinahe etwas Prophetisches; es wird immer heller, freudiger und sieghafter bis zum Schluß. Der Dichter beginnt das offene Geheimnis klar zu sehen, „die göttliche Idee der Welt, die aller Erscheinung zu Grunde liegt,“ wie Fichte es ausdrückt. Der Sinn des Lebens öffnet sich ihm und zwar durch sein eigenes Erleiden. Das Zufällige, Aeußer-

liche scheidet sich ihm vom Herzen einer Sache; er bleibt nicht daran hängen, und damit schwindet viel Pein und Häßliches und Trauriges:

Glaub nicht an die Unfreude, glaub nicht an die Verdrossenheit, glaub nicht an die Kleinlichkeit, die dir entgegentritt ...
wisse sie, aber glaube sie nicht!

Sieh durch sie durch, in ihre Herzen!
in ihren Herzen in der Tiefe wirst du nur Sehnsucht sehen, aus all der Not und Schwere ringsum heraus zu finden,
und an die glaub, mein Junge!
nicht an ihre Worte, nicht an ihre Taten!
an ihre Sehnsucht glaube, wenn du Dichter werden willst und ihnen helfen!

Der Dichter ist ihm Künder des Lebens, Künder der Gottheit, Prophet und Priester. Ich mußte dabei an Carlyle denken, wie er den Helden als Dichter schildert; Etwas davon hat Cäsar Flaischlen.

Du Dichter stehe auf
und lehre die Menschen hinaussehen über ihr Heute und bringe ihnen Glauben und mache ihre Seelen groß und frei!
Es gibt nur einen Weg zur Freiheit! den: eigenen und klaren Wollens!
und nur durch die Gesetze, die eure Großen euch geschaffen haben ... nicht gegen sie!
erfüllt sie und ihr werdet fühlen, wie sie tragen, und eure Flügel immer weiter breiten!

— — — — — — — — — — — — —

ich will nur die Möglichkeit euch zeigen, so zu leben, wie es sich vielleicht zu leben lohnt!
Wir brauchen keine neue Religion! wir haben Religionen genug, alte und neue, und jede einzelne ist wunderbar und groß und ewig genug!
Nur laßt nicht jede totes Wort nur sein!
lebt endlich einmal eine und macht Ernst!

Ich habe dieses Buch lieb gewonnen, und ich wünschte, daß auch aus unserem Kreis für den Dichter sich neue Freunde zu den alten fänden. Er ist wert, daß es ihm gehe, wie es in der Widmung heißt:

Ich möchte nicht bloß gelesen sein
und dann vergessen wo im Schranke
gleichgültig zwischen Fremdem stehn!
ich möchte euch im Herzen klingen,
ich möchte immer mit euch gehn
und um euch sein,
tagaus, tagein!
ich möcht euch trösten, seid ihr traurig,
und seid ihr froh, mich mit euch freun.

Helene Christaller

Verschiedenes

An Herrn Professor D. Warneck. Wir erhalten folgende Zuschrift:

Uns allen ist der klare, überzeugte und bei aller wissenschaftlich abgewogenen Ausdrucksweise warme Missionsartikel von Troeltsch im Nr. 1—3 dieses Jahrgangs der Christlichen Welt noch in guter Erinnerung. Uns war gerade dies Wort eines „Führers" der neuen Strömung von besonderm Wert. Jetzt lesen wir die kurze inhaltreiche Ansprache, die Warneck als Begrüßung an die 28. sächsische Missionskonferenz gerichtet hat, in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift 33, S. 157—159. Wir hören wieder die Rede von dem „seiner Mysterien entleerten Christentum, das ... die Offenbarung Gottes in religionsgeschichtliche Entwicklung umsetzt und das der Mission nimmt, worin sie seit den Tagen der Apostel bis heute ihre Berechtigung erblickt und ihre Kraft gehabt hat." Dann heißt es: „Seine Vertreter reden zwar noch von Missionspflicht, erklären aber, daß Sinn und Geist der heutigen Mission ein anderer sein müsse, als in der altchristlichen; sie sei »nicht Rettung und Bekehrung, sondern Erhebung und Entwicklung« der Religionen der Kulturvölker aus diesen selbst heraus, und bei den sogenannten Naturvölkern höchstens »Humanisierung«; »Ausbreitung der religiösen Ideenwelt Europas und Amerikas im engsten Zusammenhange mit der Ausbreitung der europäischen Einflußsphäre«, eine »moderne kulturell tätige« Mission. Daß an eine solche Mission eine ähnliche Kraft gesetzt wird wie an die bisherige und daß sie ähnliche Erfolge ergibt wie die bisherige — dafür liegt bis jetzt ein geschichtlicher Beweis nicht vor."

Wir fragen uns aufrichtig betrübt: ist es dem hochverdienten, hochverehrten Missionsmanne denn christlich nicht möglich, mit ein wenig mehr Wohlwollen eine Aussprache zu behandeln, die wahrlich nicht gering anzuschlagen ist? Welcher der Zuhörer bekommt bei diesem herben Seitenhieb auch nur annähernd ein Bild von der frommen und ernsten Gesinnung, aus der heraus Troeltschs Worte geschrieben, und von dem überaus reichen Inhalt der Aufsatzfolge, die die mitgeteilte kurze Bemerkung in durchaus schiefem Licht erscheinen läßt? Warum gar kein Wort der Anerkennung und Freude über diesen Ton von dieser Seite? Wir haben als langjährige dankbare Leser der Allgemeinen Missions-Zeitschrift es noch stets mit tiefem Bedauern verfolgt, daß Warneck bei Besprechung der das Missionsgebiet berührenden modern-theologischen Arbeiten zwar immer sachlich, aber auch nie anders als mit dem geringsten, eben zulässigen Maß von Wohlwollen — um nicht zu sagen: meist unfreundlich sich auszusprechen pflegt. Wir kennen Einen, der größer dachte über solche, die auf andern Wegen an das hohe Werk herantreten — den, auf den auch der Herausgeber der Allgemeinen Missions-Zeitschrift sich als Maßgebenden beruft. Dürfen wir eine Zeit erhoffen, wo wir vielleicht lesen: Noch haben sie nicht ähnliche Kraft und ähnliche Erfolge, aber das wachsende Interesse und die deutlicher erkannte Aufgabe geben Aussicht auf segensreiches Arbeiten?*)

A Zillessen

Kleine Mitteilungen. Im Jahrgang 1901 Nr. 18 haben wir schon einmal des Dichters Cäsar Flaischlen gedacht.

Daß Lionardos Abendmahl in Mailand nicht mehr gezeigt würde, wie ich unterwegs hörte, ist falsch. Es haben es Leser unsers Blattes, wie ich aus freundlichen Mitteilungen ersehe, noch in den letzten Wochen gesehen, und von allen Seiten wird bezeugt, daß das Werk trotz seiner Zerstörung noch immer einen tiefen, mächtigen Eindruck macht.

Die Meunier-Ausstellung ist jetzt im Frankfurter Römer zu sehen. Ein Freund schreibt über den Eindruck, den sie auf ihn und seine Frau gemacht hat: „Die Ausstellung ist etwas ganz unsagbar Großes und Gewaltiges. Freilich hat sie auf uns genau gegenteilig gewirkt, wie auf die Verfasserin des Artikels in Nr. 18. Meunier schildert nicht den Triumph der modernen Arbeit, sondern ihren furchtbaren Ernst, der Menschen zu Maschinenteilen macht und Jung und Alt an Ketten legt, wund und früh müde macht. Ganz besonders erschütternd sind die oft dargestellten „Alten", Greise und Greisinnen, so früh verbraucht und stumpf geworden. Der „verlorene Sohn" hat — soviel ich weiß, ist das die ausgesprochene Meinung des Künstlers — mit Lukas 15 Nichts zu tun. Es ist ein verloren geglaubter, geretteter Sohn. Natürlich kann man sichs auch so zurechtlegen, wie Nr. 18 will. Das Ganze empfand ich als eine Predigt von tiefem sozialen Ernst: So viel Schweiß, Opfer und Gefahr kostet eure moderne Kultur, ihr Beschauer; seid den Brüdern im Bergwerk und am Hochofen dankbar und ehrt sie!" — Aus Kunstwerken soll ein Jeder heraushören, was sie ihm sagen. Uebrigens ist ein eingehender Artikel über Meunier schon längere Zeit unterwegs.

Fogazzaros Roman „Der Heilige" (vgl. Nr. 1 d. J.) ist zensuriert worden und der Dichter hat die Zensur anerkannt. Wir waren gespannt, was nun die katholische Zeitschrift machen würde, die uns den Roman in deutscher Uebersetzung bringt, seit Januar in bisher vier Heften. Diese treffliche Monatsschrift — Hochland, vierteljährlich 4 Mk., Jos. Köselsche Buchhandlung München und Kempten, Herausgeber Karl Muth — zieht die Konsequenz des „unerwarteten" römischen Spruches und läßt ihr neuestes Heft ohne Fortsetzung des Heiligen ausgehn. „Einem juristischen Bedenken auszuweichen, das Leser geltend machen können, die das Recht der Lektüre haben, entschlossen sich Redaktion und Verlag, den Schluß des Romans auf ein von Abonnenten an die Redaktion gerichtetes ausdrückliches Verlangen hin unentgeltlich zu versenden." Man kann nicht ohne Mitleid sich in die peinliche Situation hineinempfinden, in die Katholiken, die von einem freieren geistigen Streben beseelt sind, durch solche Bevormundung versetzt werden. Welche Fesseln, welche Fesseln!

Herr Carl Hunnius hat Recht, wenn ihm die in Nr. 17 gegebene Verbesserung der in 1905 Nr. 44 enthaltenen Verunstaltung seines Gedichts noch nicht genügt. Es muß also dort heißen:

Aus tausend weißen Sternen wogt die Blumenau
Am Wiesenquell der Hagar selige Gewährung,
Den Gottesgruß mir zu am Tage der Verklärung.

Der Vollständigkeit wegen sei aus dem Gesamtregister des vorigen Jahrgangs wiederholt, daß es in der fünftletzten Zeile des Gedichts heißen muß „himbeerfarbner" statt „wunderfarbner".

Herr Dekan Römer in Nagold setzt unsrer Aussage, daß die Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt und ihr Vorstand mit den Veröffentlichungen Schieles über die Beförderungen theologischer Dozenten in Preußen lediglich Nichts zu tun haben, die Versicherung entgegen, daß dies unmöglich sei. Das ist so seine Art: er weiß auf Grund sinniger Kombinationen auch Sachen, die nicht sind. Und nun sogar, trotzdem einer, der es wissen kann, ihm sagt, daß sie nicht sind. Was soll man da tun? Herr Dekan Römer darf einen Beweis

*) Mich wundert immer am meisten, wenn ich das Verhalten Warnecks und seiner Gesinnungsverwandten zu dem Missionswillen freierer Christen beobachte, daß ihnen gar nicht der Gedanke kommt, ob nicht das Opfer auch nur eines aufrichtigen Missionslebens draußen, das in die Wagschale der modernen Theologie fällt, von Gott könnte so hoch geachtet werden, daß es viel Unwert aufwiegt. Die Art, wie Warneck und Genossen nach quantitativ meßbaren Erfolgen fragen, fällt unter das Urteil, das in Nr. 5 d. J. „wider die Zahl" ausgesprochen worden ist, und bedeutet gerade im Lichte der Missionsgeschichte eine durch Wiederholung sich nicht vermindernde Unbilligkeit.

R

der Achtung vor seiner Person und Sache darin erkennen, wenn wir uns zuweilen auf eine Berichtigung ihm gegenüber eingelassen haben: von jetzt an kann er drucken, was er mag, wir werdens ihm nicht wehren. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 20 — Marburg i. H., den 17. Mai — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Allein?

Vgl. Nr. 18, Sp. 409

Und wenn das frohe Finden kommt
Nach langen, langen Suchens Pein,
Und wenn die große Stunde schlägt,
Bin ich dann ganz allein?

Gibt nicht die ungezählte Schar
Der Sucher aller Zeit
Zum Lebenspol, zum Quell des Lichts
Mir stilles Treugeleit?

Umtönt mich nicht wie Freundeswort
Der weltenalte Heimwehsang,
Darin der wehe Sehnsuchtslaut
Der Kreaturen wiederklang?

Und wenn dann staub- und schuldbefreit
In Gott versinkt mein Sein —
Wenn mir die große Stunde schlägt,
Bin ich dann ganz allein?

Th K

Masaryk

Aus Böhmen. (Vgl. Nr. 12)

1

Es war in einer politischen Versammlung. Der Regierungs-Kommissär hatte zusammengepackt und war gegangen. Manche folgten ihm schon. Da wurde aus der Versammlung heraus die religiöse Frage aufgeworfen, zufällig, unvorbereitet. Die schleppende Debatte wurde mit einem Male belebt. Und sie trug von Anfang an einen persönlichen, intimen Charakter. Der Eine erzählte von seinen Erfahrungen, seit er konfessionslos geworden, der Andere von seinen Kämpfen in der römischen Kirche. Doch die Mehrzahl war freidenkerisch, vielleicht atheistisch. Ein im öffentlichen Leben nicht unbekannter Mann bekannte sich offen als Atheisten, erklärte freilich auch, daß er um seiner Stellung willen nicht daran denke, Rom den Rücken zu kehren. Um so weniger könne er verstehen, daß ein so gebildeter, weitschauender, genialer Mann wie der Professor Masaryk so entschlossen für die Religion eintreten könne. Der Positivismus habe sie doch schon lange über den Haufen geworfen. Er könne sich gar nicht denken, wie die Religion eines modernen Philosophen beschaffen sein könne. Und wenn Masaryk ihm erlaube, würde er gern eine direkte Frage an ihn stellen. Er möchte gern wissen, ob Masaryk wohl bete.

Masaryk antwortete aus der andern Ecke: Gewiß, ich bete.

Sie beten! Unglaublich. Die Antwort hätte ich nicht erwartet. Immerhin kann ich mir ja vorstellen, daß ein Mensch in besonders erhabenen Augenblick seiner Stimmung in Gebetsform Ausdruck gibt. Aber, nicht wahr, regelmäßig beten Sie nicht?

Freilich, regelmäßig.

Der Andere wußte sich vor Verwunderung nicht zu fassen. Regelmäßig, wirklich regelmäßig? Ich weiß ja, es ist sehr indiskret, aber ich möchte doch gern wissen, wie ein Professor der Philosophie betet.

Auch das will ich Ihnen sagen, erwiderte Masaryk. Ich bete das Vaterunser.

Das Vaterunser! In der Tat? Wie können Sie nur das tun?

O, sagte Masaryk einfach, ich habe viele Gebete gelesen, verglichen. Aber keines war so schön und so tief, wie das Vaterunser. — — — — — — — — — — —

Ich habe schon viele volltönende „Zeugnisse" gehört. Aber ich kann wohl sagen, keines hat mir solchen Eindruck gemacht, wie dies Zeugnis zur Religion, zum Gottesglauben inmitten einer politischen Versammlung von Atheisten und Freidenkern. Dies Zeugnis war eine Tat. Dazu gehörte unendlich viel, viel mehr, als eine Bekehrungsversammlung zu halten.

Warum ich dies erzähle? Weil Nichts den Mann so charakterisiert, der jetzt wegen Religionsstörung — die Klerikalen sagen Atheismus und Unglauben — angeklagt ist, wie diese Geschichte. Muß doch selbst ein Klerikaler, der in dem tschechischen Konversationslexikon einen im Verschweigen großen, durch seine weitschweifenden Perioden für die Oeffentlichkeit — vielleicht absichtlich — geradezu unverständlichen Artikel über Masaryk geschrieben hat, zugestehen: „Was Masaryks Schriften . . . und Masaryks öffentliches Auftreten, das durch seine Furchtlosigkeit, Hartnäckigkeit und Offenheit alle seine Anhänger wie Gegner überrascht, am meisten charakterisiert. . ., ist sein grundsätzlicher Standpunkt, der Standpunkt religiöser Ueberzeugung und religiösen Bekenntnisses . . ." Die Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion und ihrer zentralen Bedeutung für das Leben des Einzelnen wie das Leben des Volkes ist von Anfang an die leitende Idee seines Wirkens. Man muß die tschechischen Studentenkreise etwas kennen, um zu wissen, wie stark Masaryks Einfluß bei ihnen ist. Was von wirklich religiösem Streben und Suchen unter den Tausenden tschechischer Studenten zu finden ist, geht fast ausschließlich auf seine Wirksamkeit zurück. Ja, wir können noch mehr sagen: Masaryk hat im tschechischen Volke für alle religiös Suchenden eine Stellung, die mich immer wieder an Gellert, den Beichtvater Deutschlands, erinnert. Intelligenz und Sozialdemokraten, katholische Geistliche wie protestantische Wahrheitssucher, auch Juden, Alles sucht bei Masaryk Rat und Förderung in inneren Dingen. Wem Unrecht geschehen ist, sucht bei Masaryk Hilfe. Man weiß zu gut, daß er immer zur Hilfe bereit ist, wo er gebraucht

wird und eine gute Sache sieht. Sein Charakter ist unbestechlich. Das erkennen auch die besten Männer der Parteien, die ihn beständig bekämpfen und verdächtigen, durch Nikodemusfreundschaft an.

Und dieser Mann wird sich am 23. Mai wegen Religionsstörung zu verantworten haben, ein Mann, dessen Leben und ganze Person Religion predigt! Es charakterisiert unsere Verhältnisse, in denen der Klerikalismus, der anderwärts Toleranz verkündet, mit größter Rücksichtslosigkeit seine Macht geltend macht, es charakterisiert auch unser Recht, das noch ganz unter dem Einfluß katholischer Anschauungen steht, daß ein solcher Mann unter Umständen als Verbrecher auf ein bis zehn Jahre (zehn Jahre bei besonders gefährlichen Subjekten, während bei ungefährlicheren nur ein bis fünf Jahre verhängt werden) wegen Religionsstörung in den Kerker wandern, seines Amtes entsetzt, der Pension verlustig erklärt werden kann — wegen Religionsstörung!

Unter diesen Umständen halten wir es für unsere Pflicht, ein Bild der religiösen Persönlichkeit dieses Mannes zu zeichnen, der sicher schon lange die Aufmerksamkeit der protestantischen Welt auf sich gezogen hätte, wäre nicht die Sprache eine unübersteigliche Mauer gewesen. Seine Kritik des Marxismus ist ja auch in diesem Blatte erwähnt worden. (Jahrgang 1899 Nr. 41, Sp. 967.) Seine religiösen Schriften sind dagegen noch nicht übersetzt.

2

Masaryk entstammt ganz einfachen Verhältnissen. Er ist anfänglich Schmied gewesen, hat sich dann durch eigne Kraft den Weg zum Studium gebahnt. Seine Schrift „Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation" (Wien 1881) hat die Augen auf ihn gelenkt. Der Moralstatistiker von Oettingen hat in einem besondren Schriftchen auf ihn hingewiesen. 1882 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie an der neugegründeten tschechischen Universität Prag, an der er seither wirkt.

Masaryk ist als Katholik geboren. Seine Entwicklung zum Protestantismus ist nicht uninteressant. Sein Vater war nicht religiös, dagegen die Mutter. Von ihr, einer lieben, guten Frau, mit einer zarten, feinen Frömmigkeit und einer Weitherzigkeit, die seine spätere Entwicklung nicht hindern konnte noch wollte, hat er seine ersten, tiefen Eindrücke. Seine Frömmigkeit war streng katholisch. Er hat mir einmal geschildert, wie er noch jetzt die tiefen Schauer eines Requiems empfinden könne, die er als Kind gefühlt, hat mir auch zugestanden, daß diese ersten Erinnerungen so stark seien, daß er noch heute merke, er könne oft nicht so empfinden wie ein geborener Protestant.

Schon in seinem achten Lebensjahre trat die religiöse Frage vor ihn. In einem alten, zerfl̈ederten Kalender las er von russischen Heiligtümern und wundertätigen Bildern. Und ihn packte der Gedanke, wie es wohl möglich sei, daß Wunder in einem Lande geschehen könnten, das nicht katholisch sei. Im benachbarten Klobouk wohnten Protestanten. Von ihnen hatte er gehört, ohne sich eine Vorstellung machen zu können, was wohl Protestanten seien. Eine Wallfahrt nach einer Kapelle bei Klobouk benutzte er, um seine Wißbegierde zu befriedigen. Er stahl sich fort und kam bis in den Betsaal. Sein erstes Gefühl war: Ich tue etwas Unrechtes. Ich sollte jetzt in der Marienkapelle droben auf dem Berge beten. Das zweite: Ja, das ist etwas ganz Anderes, als was wir haben. Diese Erkenntnis hatte für den achtjährigen Knaben etwas Gewaltsames, Erdrückendes. Es war wie ein Chok, sagt Masaryk.

In die gleiche Zeit fallen zwei andre Erlebnisse. Im Dorf sprach man von dem Verhältnis des Kaplans zu einer Frau. Der unverdorbene Junge hörte die Reden, konnte aber trotz aller Mühe nicht herausbekommen, wovon man eigentlich sprach. In einer Predigt klagte nun der Kaplan sich selbst in ziemlich deutlichen Worten an. Masaryk hatte ihn recht gern gehabt, trotzdem er ein Fanatiker war. Dies Sündenbekenntnis machte tiefen Eindruck auf ihn. Die Priesterautorität geriet ins Wanken. Zum ersten Mal sah er die ethische Seite der Religion. Noch ein anderes Ereignis führte ihn zum Nachdenken über ethische Fragen. An der Stalltür des Schlosses hatte sich ein Mensch erhängt. Die Tür war ihm fürchterlich, und doch zog sie ihn an. Oft schaute er sie aus der Ferne an — nahe traute er sich nicht — und grübelte. Es war ihm absolut unbegreiflich, wie ein Mensch sich das Leben nehmen könne. Jenes Schloß hatte übrigens einmal den Jesuiten als Kloster gedient. Die Jesuiten! Es waren Priester und doch keine gewöhnlichen! Das machte ihm viel zu schaffen. Aber den Eindruck gewann er schon damals, daß ihr Verhalten wohl etwas zu wünschen übrig lassen müsse.

Kindererereignisse — und doch entscheidend für ein ganzes Leben! Masaryks erste große Schrift über den Selbstmord ist, nachdem ihm die Statistik den ganzen Umfang des Problems klar gemacht hatte, die Antwort auf die Fragen des Kindergemüts, die jener fürchterliche Ort in ihm erregte. Und die religiöse Frage hat über ihn Gewalt gehabt, seit der achtjährige Junge einmal darüber zu grübeln begann. Auch er hat die skeptische Krise auf der Schule durchgemacht. Der Protestantismus, der ihm so entsetzlich fremd erschienen war, als er in Klobouk in der Kirche stand, gegen dessen Eigenart er lange Zeit als Feind innerlich kämpfte, hat ihn aber nicht mehr losgelassen. Auch er hat es erfahren, daß das Größere erst furchtbar ist, um dann, wenn das Denken, das Sein es einmal erfaßt hat, sympathisch zu werden.

Im Jahre 1880 ist er zur reformierten Kirche übergetreten.

Nicht als ob die Kirche als solche ihn überwunden hätte. Es charakterisiert Masaryks Eigenart, daß weder die deutsche noch die amerikanische Form des Protestantismus stärkere Wirkungen auf ihn ausgeübt hat. Seine Methode war schon damals mehr litterarisch. Mit den größeren Denkern des Protestantismus hat er innerlich gerungen. Hus war schon für den Knaben frühzeitig ein Ideal. Hus, der Märtyrer, der seiner Ueberzeugung treu blieb. Als er dann Hus aus seinen Schriften kennen lernte, weiter Peter von Cheltschitz, erwachte in ihm das Empfinden für die nationalen Typen der Religion. Ihnen gegenüber fühlt er: diese Männer gehen mich nahe an, näher als alle anderen. Wie sie denken, was sie denken, was sie wollen, was sie erleben, das bin ja ich, ich selbst. Damit war er über den Katholizismus hinaus. Luther hat er lange nicht verstanden. Lagarde, die russischen Denker haben ihn weiterhin beschäftigt. Aber niemals hat Etwas so unmittelbar, so überzeugend auf ihn gewirkt, wie die großen Männer der tschechischen Reformation. Besonders die alte Brüderunität hat er mit ganzer Seele erfaßt. Was sie waren, wie sie waren, das war das Ideal, das er selbst gesucht hatte und das hier in der Geschichte als Leben vor ihm stand.

3

Die Entwickelung ist eigenartig. Die geistigen Voraussetzungen sind andere, als wie sie beim gebornen Protestanten, beim gebornen Katholiken zu sein pflegen. Und einer solchen Persönlichkeit gegenüber erhebt sich die Frage, die wir sonst meist nur bei Männern der Vergangenheit zu stellen pflegen: Wie empfindet er die Eigenart religiösen Lebens, das von früher Jugend an schon die Hauptkraft seines Seins gewesen ist? Wer Masaryk persönlich genauer kennt, kommt darum garnicht herum. Denn was er sagt, trägt so sehr den Stempel der eigenen Erfahrung, ist so weit entfernt von reiner, erfahrungsfremder Spekulation, daß man bei ihm dem innersten religiösen Leben näher kommt, als sonst das Mittel der Sprache es erlaubt, und als es die Menschen selbst gestatten. Mit wie viel Menschen würde man wohl wagen so zu sprechen, wie es in jener politischen Versammlung geschah? Die Voraussetzung zu solchem Fragen, auch wenn es zu weit geht, ist doch die Empfindung, daß der Gefragte die Tore seines Innenlebens gern, aus einem inneren Muß heraus öffnet.

Die Hauptinteresse wird jederzeit sein: Welcher Art ist das religiöse Erleben? Wie tritt der Mensch in ein Verhältnis zu Gott? Viele stellen diese Frage bei Masaryk überhaupt nicht. Ihrer Logik scheint selbstverständlich, daß Masaryk nichts von

einem Erleben Gottes wissen könne, weil er eine „Offenbarung“ leugnet. Er hat dies schroff ausgeführt in seinem Schriftchen „Im Kampf um die Religion“ 1904. Für ihn ist ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen einer Wissenschaft, die auf Empirie beruht, und einer Theologie, die auf Offenbarung aufgebaut ist. Er stellt sich entschlossen auf die Seite der Wissenschaft. Für ihn gibt es nur eine Wahrheit, kann nur eine geben. Aber wenn man seinen Begriff der Offenbarung näher ansieht, erkennt man, daß er gegen eine katholische Auffassung, eine Offenbarung durch lauter Wunder streitet. Eine Offenbarung — um dies Wort, das er um der Klarheit und Wahrheit willen vermeidet, ja verabscheut, zu gebrauchen — eine Offenbarung in und durch Menschen kennt und anerkennt er doch. Aber allerdings keine direkte Offenbarung Gottes, über sein Sein, sein Wesen, sondern nur eine Offenbarung über den Weg zu Gott. Denn Gott selbst hat noch nie gesprochen. Das nennt er die große Sphinx der Menschheitsgeschichte: Theismus ohne Offenbarung; und unser religiöses Verhalten charakterisiert er: wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Das Wunderbare ist, daß man nirgends eine absolute Offenbarung Gottes hat und trotzdem an ihn glaubt, von seiner Existenz und Gegenwart weiß, sich ihm nähert. Freilich macht sich die Masse der religiös Empfindenden diesen Tatbestand nicht klar, daß wir ein Verhältnis zu einem Gott haben, dessen Wesen unserem Intellekt immerdar verborgen ist. Vielmehr verlangt man Sicherheit, verlangt man Aussagen über Gott. Man verträgt es nicht, daß Gott ungeoffenbart ist. Für Masaryks religiöses Leben ist diese Tatsache eine beständige Freude, der Quell einer fortwährenden Empfindung der Unendlichkeit Gottes.

Erkannt kann Gott nicht werden, aber erlebt. Denn so sehr auch Masaryk die Religion als die zentralisierende, treibende geistige Kraft, als die Stahlfeder im Uhrwerk des geistigen Organismus, mithin als etwas Dauerndes bezeichnet, vertritt er doch die Möglichkeit, ja Notwendigkeit besonderer religiöser Erlebnisse. Solche Augenblicke der Konzentration, starken, heiligen Erlebens haben für ihn eine bleibende Bedeutung. Er sprach mir einmal von einem solchen Moment, einer Eisenbahnfahrt im Winter in die Berge. Weiße Schneefelder. Plötzlich mitten im Tannenwald Laubbäume, an denen die Blätter noch hafteten. Und mit einem Male hatte er eine solch starke Empfindung von dem Bleibenden, Starken, Lebendigen, Ordnungsgemäßen in der Welt; diese Bäume, die sich nicht dem Winter beugten, standen vor ihm wie Persönlichkeiten, und um ihn war sein Gott, der Stärke und Kraft gibt, in so unmittelbarem Erleben, daß er noch beim Erzählen ergriffen war.

Man wird an Pantheismus denken. Das könnte man aus der Natur dieses Beispiels schließen. Aber Masaryk lehnt entschieden ab, nur pantheistische Stimmungen zu haben. Er sei, sagte er einmal, allem Pantheismus spinnefeind. Er ist überzeugter Theist. Seine Religion ist inneres Durchleben, Durchfühlen, Durchdenken des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott. Aber das Verhältnis empfindet er nicht als Abhängigkeit. Man hat zwar bei ihm mehr als bei den meisten Menschen das Gefühl, daß er aus innerer Notwendigkeit heraus lebt und handelt. Aber diese Notwendigkeit empfindet er als freiwilligen, freudigen Entschluß, er bezeichnet sein religiöses Verhalten als „metaphysischen Synergismus“. Mir fällt, so oft ich über diese Auffassung nachsinne, immer wieder Zinzendorf ein, der wohl wie Wenige die Natur seiner Religiosität zu ergründen und darzustellen suchte, und dem Religion am besten im ehelichen Verhalten des Weibes zum Manne wiedergegeben zu werden schien. (Vgl. Lehmann, Zinzendorfs Religiosität § 2 I.) Davon ist bei Masaryk nicht die Rede, Masaryks Auffassung der Religion bedeutet den anderen Pol. Wenn er aus innerer Notwendigkeit heraus wirkt, ist er Mitarbeiter am Werke Gottes, er hilft „die Welt weiter zu stemmen“.

Das ist ein Standpunkt, der leicht zur Selbstüberhebung führt. Das empfindet auch Masaryk. Mit dem Titanentum, Uebermenschentum hat er sich in seiner Religiosität auseinandersetzen müssen. Aber er lehnt es ab. Titanentum heißt Trotz gegen Gott. Und er bejaht Gott freudig; sein Glück ist, mitarbeiten zu dürfen an seinem Werk. Ihm genügt es, Mensch, ihm genügt es, starke Persönlichkeit zu sein. Daß er es sein darf, ein ganzer Mensch, ist sein Stolz. Aber er fühlt, daß man in seinen Grenzen bleiben muß, will man nicht einmal zurückgeworfen werden. Und dies will er sich selbst ersparen.

Man kann fragen, welche Bedeutung bei dieser Art religiösen Lebens das Gebet haben könne. Diese Frage habe ich ihm selbst gestellt. Sein Gebet ist kein Bitten, kein Danken. Er will nichts bekommen, dazu ist er zu deterministisch veranlagt, das ist ihm zu „unordentlich“. Nein, das Gebet bezeichnet er als ein starkes Sichselbstbewußtwerden. Er übt es regelmäßig. Der praktische Wert des Gebets liegt ihm darin, daß es die Entscheidung in schwierigen Lebensfragen gibt. Wo die Verhältnisse ganz klar liegen, scheint ihm das Gebet überflüssig. Aber wo man nicht weiß, ob man rechts oder links gehen soll, ist es ihm innerstes Bedürfnis, es gibt ihm die Klarheit über seinen Weg. Der kirchliche Fromme würde dies als Gabe bezeichnen. Und nirgends ist mir so klar geworden, daß Masaryk nur ein anderes Wörterbuch hat, wie Clotilde Bouvier von Monod und ihrem Bruder sagte, als bei unserem Gespräch über das Gebet. Wenn man dies im Gebet sucht und erhält, ist es nur eine Frage der Auffassung, der inneren Konstitution, ob man von Abhängigkeit oder von Synergismus redet.

Masaryk muß wohl darum so reden, weil seine ganze Religiosität einen stark sozialen, nicht so ausschließlich individuellen Zug hat, wie Zinzendorfs Glaube. Von Gott wendet sich sein Blick immer wieder auf das Ganze der Gesellschaft, der Welt. Wie Gottes Wirken darin sich kundgibt, ist ihm eine stete Quelle der Freude. Der Gedanke der Ordnung ist es, den er immer wieder betont. Sein Gott wirkt durch Ordnung. Aber er ist nicht Ordnung, nicht Gesetzmäßigkeit. Er ist er selbst. Gottes Dasein ist etwas Absolutes — und dieser Absolutheit ist er, Masaryk, durch inneres Erleben sich bewußt geworden, also ganz protestantisch, nicht durch logische Prämissen wie die katholische Auffassung will.

Etwas Absolutes ist für ihn aber auch die Unsterblichkeit der Seele. Für die meisten Menschen ist der Gedanke an ihre Unsterblichkeit rein erkenntnistheoretisch begründet. Masaryk verlangt, sie müsse erlebt werden. Man könne sie wohl zu begründen suchen, de facto aber sei sie erlebbar, etwas Absolutes. Nicht nur rein logisch, nein praktisch-religiös sei sie die notwendige Ergänzung des Gottesglaubens. Gott bleibt ewig das absolute Objekt, die unsterbliche Seele das Subjekt des religiösen Lebens. Und je mehr er betont, daß Gott ungeoffenbart sei, um so fester klammert er sich an den Unsterblichkeitsglauben. Er hat öfters gesagt, seine Religion wäre Unsterblichkeitsglaube. Daß er lebt, ewig lebt, ja daß er schon hier auf der Welt in der Ewigkeit lebt, daß sein Tun und Reden ihr angehört, ist ihm ein Festes, Unerschütterliches, Absolutes. Er hat dies oft in seinen Reden ein Leben sub specie aeternitatis genannt. Er wendet sich mit dieser seiner Auffassung bewußtermaßen gegen den Materialismus, der im tschechischen Volke so weit verbreitet ist. Er meint darin den Kernpunkt des Materialismus zu treffen. Gott ärgere den Materialisten nicht eigentlich, ihn läßt er liegen. Aber die Existenz der Seele ärgert ihn. Mit ihr möchte er aufräumen. Die Unsterblichkeit seines geistigen Seins, die Ewigkeit seines Wirkens ist für Masaryk das andere große, beständige Erlebnis, aus dem Masaryks Mut, seine Unbeugsamkeit, seine Freudigkeit fließt. Er fühlt sich dadurch aufs entschiedenste vom Katholizismus geschieden. Der ideale Katholizismus betont Gott, nur Gott. In der Ewigkeit des eignen Seins seine Stärke zu fühlen, ist durchaus unkatholisch. Aber natürlich ist der Unsterblichkeitsglaube auch für Masaryk unlösbar vom Gottesglauben. Sie lassen sich gar nicht trennen, sie sind, wie ich schon vorhin sagte, das absolute Objekt und das absolute Subjekt. Also eine Heilsgewißheit in anderer Form. Ein Individualismus, der durchaus auf die Seite des Protestantismus gehört.

Der Unsterblichkeitsglaube führt ihn schließlich zur Nächstenliebe. Wer in sich das Ewige der Seele fühlt, kann nur mit der höchsten Achtung an andere Persönlichkeiten herantreten. Diese anderen unsterblichen Seelen können ihm nicht mehr gleichgiltig sein. Er muß sie lieben mit einer geistigen

Liebe, weil sein Verhältnis zu ihnen der Ewigkeit angehört. Durch den Unsterblichkeitsglauben wird es geheiligt. An dieser Stelle fühlt er den Mangel eines Theismus, der die Unsterblichkeit der eigenen Seele nicht erlebt hat. Waren doch die Inquisitoren auch Theisten! Jak. 2, 19 in Verbindung mit Jak. 1, 27 ist ihm dafür einmal wie eine Offenbarung gewesen. Auch die Teufel glauben an Gott und zittern. Aber reiner Gottesdienst ist: die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten. Die Nächstenliebe, die Ewigkeit des Verhältnisses von Mensch zu Mensch, ist für Masaryk das dritte Absolute, das er kennt. Sie ist etwas Selbstverständliches, Notwendiges für den, der sie übt. Darum befriedigt ihn das, was man vielfach Nächstenliebe nennt, nicht. Sie erscheint ihm, als wollten Zwei sich gegenseitig an der Tür den Vortritt lassen und streiten sich herum, bis schließlich der, der nicht Hofrat ist, vor dem Hofrat das Zimmer verläßt. Solche Nächstenliebe ist keine innere Wahrheit. Ihm scheint es selbstverständlich, Liebe zu üben, da man auch von dem Anderen erwarten kann, daß er uns liebt und uns wieder helfen wird. Also auch hier wieder Synergismus, der Synergismus der Nächstenliebe.

Die Existenz dieses dreifach Absoluten bestätigt ihm auch die Persönlichkeit Jesu. Für Masaryk ist es etwas Großes, daß Jesus niemals den Versuch macht, die Existenz Gottes, die Tatsache der Unsterblichkeit zu beweisen. Dazu braucht es keine Argumente. Das ist nun einmal. Die Persönlichkeit erbringt den Beweis. Jesu Leben ist ein Leben in der beständigen Nähe Gottes. Und all seine Worte zeugen dafür, daß er in der Ewigkeit lebt, aus der Ewigkeit kommend, in der Ewigkeit fortlebend. In jedem Momente in jener ewigen Welt lebend. Auch die Pflicht der Nächstenliebe, ihre Seligkeit begründet Jesus nicht wie die scholastische Ethik. Er übt sie, er lebt sie, er preist sie seinen Jüngern an, aber er redet nicht darüber, über ihr Wesen und ihre Ursachen. Es ist für Jesus das innere Gesetz eines Lebens, das in der Ewigkeit, in der Nähe Gottes geführt wird.

Damit sind wir schon mitten in der Beantwortung der Frage, was Jesus für Masaryk bedeutet. Es fällt im Verkehr mit ihm auf, wie oft ihm während eines rein weltlichen Gesprächs Worte Jesu über die Lippen kommen. Als Politiker, als Philosoph zieht er oft in überraschender, schlagender Weise eine Sentenz Jesu an. Er ist ein eifriger Leser des Neuen Testaments. Was bei einem Protestanten selbstverständlich ist, überrascht bei dem ehemaligen Katholiken, die Schriftkenntnis. Und wie tief die Schrift auf sein inneres Leben einwirkt, wie er immer neue, große religiöse Schätze darin findet, hat er mir selbst geschildert. Er hat bedeutende theologische Kenntnisse und ist in der Lage, den Theologen zu kontrollieren. Er hat sogar daran gedacht, seine Gedanken zum Neuen Testament in einer Art praktischem Kommentar niederzulegen. Mit den Gedanken des Neuen Testaments, vor allem der Evangelien durchdenkt er sein ganzes Sein und Wirken.

In diesem vertrauten Verhältnis zum Neuen Testament liegt schon zum Teil die Antwort darauf, was Jesus für ihn bedeutet. Jesus ist ihm der religiöse Führer und Leiter. Er fühlt sich durchaus von ihm abhängig. Bei ihm lernt er. Wenn er in der Schrift liest, fühlt er sich mit ihm verbunden, hat innerlich Etwas von ihm. Er nennt ihn nicht Gott. Aber er braucht ihn, weil er ihn religiös lehrt, führt, kräftigt, begeistert. Er weiß, daß Jesus weit über ihm steht, ist sich seiner eigenen religiösen Schwäche bewußt, und braucht ihn deshalb. Freilich sind es mehr die Prinzipien Jesu als seine Person. Ein intimes Verhältnis von Person zu Person besitzt er nicht, dazu hat er, wie er sagt, zu viel Respekt vor ihm. Aber an Jesu Prinzipien mißt er sich. Er hat es einmal so geschildert, als ginge er zur Assentierung und müsse sehen, ob er das rechte Maß habe zum Kriegsdienst. Und daß er empfindet, daß dies Maß nicht zu erreichen ist, hat er mir öfters gesagt. Wer Masaryk über Jesus sprechen hört, kann dies nicht ohne innere Anteilnahme tun. Man schaut ein Leben mit Jesus, das so stark ist, so viel empfängt, daß man sich trotz all unseres kirchlichen Christentums oft leer und arm dagegen vorkommt. Es ist mir unvergeßlich, wie wir einmal lange an einem belebten Kreuzungspunkt mitten auf der Straße standen, ohne das Leben um uns zu bemerken, und wie mir Masaryk damals sagte, daß er Alles, was er wäre, was er geleistet hätte, niemals hätte werden können ohne Jesus.

Noch ein Anderes ist es, was er bei Jesus bewundert: die große ruhige Harmonie seiner Seele. Für Masaryk ist die Religion wohl die zentrale Kraft der Persönlichkeit, aber nicht das Einzige. Ein Mensch, der nur Religion hat, ist ihm nicht das Ideal, so gleichgültig er selbst auch Vielem gegenüber steht, so puritanisch seine Lebensführung ist. Das Ideal ist ihm eine Auswirkung der Persönlichkeit nach allen Seiten. Und auch darin ist ihm Jesus Vorbild. Die künstlerische Einfachheit der Reden Jesu ergreift ihn. Nicht nur die Lilien auf dem Felde, nein, all seine Gleichnisse sind ihm Zeugnisse höchster künstlerischer Kraft. Tolstoi sagt einmal: Kunst ist Wahrheit. Diese Wahrheit, diese Einfachheit findet er in der Kunst Jesu. Künstlerisch, harmonisch ist Alles, was Jesus tut. Beileibe nicht ästhetisch. Damit hat die wahre, große Kunst Nichts zu tun. Und er bekennt, wie ihm auch in dieser Hinsicht die Worte Jesu immer groß bleiben, und wie er mit innerster Freude immer wieder die Schrift liest, die groß bleibt und immer größer wird, je mehr man sie liest.

Jesu Worte sind in Masaryk lebendige Wahrheit, das fühlt man. Freilich, ebenso klar sagt er auch, daß er eine Erfahrung eines lebendigen Herrn, wie sie die Apostel beschreiben, nicht gemacht hat. In Jesus hat er keine Sündenvergebung. Das heißt aber nicht, daß er die Schuld überhaupt nicht kennte. Auch ihre Erfahrung ist ihm ein Stück seines religiösen Lebens. Aber freilich nicht im Kantischen Sinne. Die Gleichung von Religiös und Sittlich sagt ihm zu wenig für die Religion. Ihr widerspricht aber auch seine eigene Erfahrung vom Wesen der Schuld. So sehr er anerkennt, daß die Schuld oft eine Störung des religiösen Lebens bedeutet, scheint ihm dies nicht immer der Fall. Sünde ist ihm nicht ohne weiteres das Nichtreligiöse, so wenig als das Ethische ohne weiteres auch das Religiöse in sich schließe. Mir ist diese Tatsache im höchsten Grade interessant gewesen, gerade aus dem Munde eines so strengen Ethikers. Es ist das doch nun einmal eine Tatsache, über die man in der Kirchengeschichte mit aller Kantischen Philosophie nicht hinwegkommt, und die oft genug auch ein persönliches Problem wird. Demgemäß faßt Masaryk die Erfahrung der Sünde unbeschadet alles dessen, was wir vorher gesagt haben, mehr ethisch als religiös. Er fühlt das Schmutzige und Häßliche, Unangenehme der Sünde. Und dem entspricht auch seine Auffassung von der Aufhebung der Schuld. Für ihn ist Sündenvergebung nur möglich durch Gutestun. Durch Tat muß die Schuld beseitigt werden. Und zwar nicht notwendigerweise durch eine Tat auf demselben Gebiet der Ethik. Eventuell auch auf anderem. Denn er gibt zu, daß unser Wille gerade da, wo die Schuld geschehen ist, oft zu schwach ist. Man mag von ernstem religiösen Standpunkt — denn nur mit einem solchen braucht Masaryk sich auseinanderzusetzen — diese Auffassung als unzureichend betrachten. Auch ich glaube, daß an der Sündenvergebung mehr, als Masaryk meint, die religiöse Welt beteiligt ist. Aber man wird bedenken müssen, daß Masaryks Anschauungen sich entwickelt haben im Gegensatz zu katholischer Religiosität, vor allem auch zur Absolutionspraxis. Und man wird den Ertrag eines religiösen Lebens auch da schätzen müssen, wo man selbst andere Wege gehen soll und muß.

4

Aber die individuelle Frömmigkeit des Mannes ist doch nur die eine Seite seines Wesens. Fast noch mehr interessiert uns seine religiöse Wirksamkeit im tschechischen Volke. Die Linien zu suchen, die von dem eigenen Sein zu diesem umfassenden Wirken führen, ist unsere weitere Aufgabe. Masaryk hat, wie wir vordem sahen, sich selbst und seine religiöse Eigenart in Hus, in Peter von Cheltschitz wiedergefunden. Dort erkannte er, was in ihm, ihm selbst nur unklar bewußt, lebte. Die Geschichte verifizierte seine eigenen Erlebnisse. In seinen poli-

tischen Kämpfen wurde er aber darauf geführt, die hervorragenden Persönlichkeiten des böhmischen Volks in älterer wie jüngerer Zeit genauer zu studieren. Und bei Allen fand er ein Gleiches im Denken, im Fühlen, ein Gleiches darin, daß ihr ganzes Sein religiös orientiert war. In den nationalen Erweckern des böhmischen Volks im neunzehnten Jahrhundert fand er als treibende Kraft den Protestantismus. Damit erweiterte sich ihm das Problem vom individuellen zum sozial-nationalen. Er sah, daß seine Bedürfnisse auch die Bedürfnisse Anderer waren. Der besten Männer aus der alten Zeit. Die Bedürfnisse auch seiner Zeitgenossen. Und immer klarer arbeitete er den Gedanken heraus, daß die Blütezeit des tschechischen Volks, die Zeit, wo es ganz es selbst gewesen, die Tage der Reformation waren. In der Brüderunität vor allem sah er die Höhe der Entwickelung. Das Brüdertum erschien ihm sogar als die schlechthin edelste Blüte am Stamm der Religion. Die volksgenössische Geschichtsschreibung sah freilich, so sehr sie sonst der Pietät des Volks gegen seine Reformatoren entgegenkam, in der Reformation eine Gefahr für das Volkstum, eine Schwächung, weil Teilung in zwei Lager, und feierte die Gegenreformation, weil sie die Grundlagen zu einheitlichem nationalem Vorgehen geschaffen hatte. Masaryk betont dagegen auf das bestimmteste, daß die Gegenreformation dem Volk das Beste, sich selbst, genommen hätte, und daß keine nationale Einigung einen Ersatz bieten könne für diesen Verlust an den besten, innerlichsten Gütern. Er vertritt daher den Gedanken, daß nur dann das tschechische Volk ein wertvolles Mitglied der Völkerfamilie, etwas Eigenartiges, Ganzes werden könne, wenn es mit Bewußtsein anknüpfe an die Reformation, an die Ideale der Brüderunität. Ein Volk, das nur darum in der Geschichte einen ehrenvollen Platz gefunden hat, weil es unbeugsam für die Wahrheit seiner inneren religiösen Erfahrung eintrat, kann nur dann wieder Etwas bedeuten, wenn es mit gleicher Innigkeit und Aufrichtigkeit die Religion in sein Leben aufnimmt.

Bei den Brüdern findet er auch das religiöse Ideal, das er zeichnet. Die wissenschaftliche Höhe in Erziehung und Weltbetrachtung, die Harmonie eines weltoffenen Wesens erblickt er bei einem Komenius. Die Pansofia, Panergesia usw., die Komenius in seinen umfassenden didaktischen Plänen entwickelt, spricht von jener Harmonie des ganzen Menschen, jener Harmonie der Gesellschaft, die auch Masaryk vorschwebt. Ein Karl von Zerotin, der religiöse Ueberzeugung und Politik zu vereinigen suchte, der still und vorsichtig und treu war, fromm und weltoffen, ist ihm Vorbild. Von diesen tiefsinnigen, feinempfindenden Männern, von der Brüderunität überhaupt, fühlt sich Masaryk abhängig, obwohl ihn drei Jahrhunderte von jener Zeit trennen. Sich und seine Anhänger betrachtet er direkt als die Fortsetzer ihres Werks, ihre Nachfolger.

Die religiöse Frage ist ihm also eng verwoben mit der nationalen. Wie in der Kunst, in der Wissenschaft, glaubt er auch in der Religion an nationale Eigenart. Ueber die traurige Zeit der Gegenreformation hinweg sucht er Verbindung mit der Religiosität der alten Zeit. Eine neue starke Religion soll die zentrale Kraft des ganzen Volkes werden. Er erhofft eine sittliche, charakterliche Wiedergeburt. Aber allerdings: es heißt den Glauben einer früheren Zeit mit der Kultur unserer Tage in Einklang zu bringen. Und deshalb will er Weiterführung der Religion. Zunächst über den Katholizismus hinaus. Bei aller Freundschaft mit religiösen Katholiken beurteilt er den Katholizismus als Ganzes vernichtend. Er ist ihm der verkörperte Jesuitismus, intellektuell und ethisch. Mit der dogmatischen Widerlegung des römischen Systems hält er sich nicht erst auf. Die ethische Seite, die Wirkungen des Katholizismus sind ihm die Hauptsache.

Aber auch den Protestantismus sieht er als eine Stufe der Entwickelung an, die überwunden werden muß. In protestantischen Kreisen hat es seiner Zeit tief verstimmt, daß er am 23. Juni 1904 in einer Volksversammlung zu Ehren Hus' sagte: „Ich erwarte auch Nichts vom Protestantismus. Wir müssen uns selber helfen." Er hat selbst zugegeben, daß er nicht so scharf gesprochen hätte, wäre nicht gerade in jener Zeit der tschechische Protestantismus, der in einer Manifestationsversammlung im Herbst 1903 Großes in Aussicht gestellt hatte, völlig untätig gewesen. Denn Masaryk denkt gar nicht daran, eine neue Religion gründen zu wollen. Er will überall an das historisch Gewordene anknüpfen, es bestehen lassen. Und selbstverständlich rechnet er für die religiöse Neubelebung seines Volks da vor allem auf den Protestantismus. Aber es ist richtig: er genügt ihm nicht. Er vertritt da Anschauungen, die auch Troeltsch beim letzten Historikertag in seiner großen Rede, wenn auch in andrer Richtung, entwickelt hat. Auch Masaryk ist der offizielle Protestantismus zu mittelalterlich, er scheint ihm hin und her zu schwanken zwischen katholischem Wunderglauben und moderner Wissenschaft. Bei Pfleiderer findet er Mystizismus, den er ebenso ablehnt, wie ihm die moderne protestantische Theologie überhaupt eine Art Analogie zum Jesuitismus zu sein scheint. Er will, wie er sagt, Ja **oder** Nein, nicht Ja **und** Nein.

Diese Kritik des Protestantismus hat Viele verletzt. Sie hat auch mich getroffen. Aber geht sie von einem Manne aus, dessen Motive ganz lauter und dessen religiöser Glaube unbestreitbar ist, kann man sie nicht leicht nehmen. Wenn ein unerschrocken wahrer Mensch Jesuitismus vorwirft, kann man sicher sein, daß etwas Grund dazu vorliegt. Und für solche Revisionen der eignen Wahrhaftigkeit kann man ja nur dankbar sein. Immerhin habe ich je und je das Gefühl gehabt, daß Masaryk, trotz der protestantischen Art seines Denkens, den Protestantismus doch nicht bis in seine Tiefen kennt. Er hat zwar selbst gesagt, er hätte den Protestantismus erlebt und durchlebt. Aber doch nicht so ganz. Paulus, die Rechtfertigung aus dem Glauben, ist ihm völlig fremd geblieben. Und ein Stückchen katholischen, aristotelischen Denkens ist doch die Forderung der **einen** Wahrheit, die Ablehnung der Kantischen Zweiteilung. Es wäre wohl noch Manches für ihn aus dem Protestantismus herauszuholen, was ihm jetzt schon als Weiterentwicklung über den Protestantismus hinaus erscheint.

Noch an einer andern Stelle übt Masaryk am Protestantismus Kritik. Die christlich-soziale Richtung, sofern sie religiös sein will, scheint ihm dem Sozialismus zu viel Konzessionen zu machen. Das Interesse der Religion werde dabei nicht genügend gewahrt. Masaryk ist ja genauer Kenner des Marxismus, den er in seinem Werk „Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus" (Wien 1899) geschildert hat. Er hat dem Marxismus nicht bloß Materialismus, sondern auch prinzipiellen Positivismus nachgewiesen, und Masaryk ist ein entschlossener Gegner des Positivismus. Ihm scheint es daher nicht richtig, die Religion mit Marxismus zu verquicken, sondern die sozialen Verhältnisse sollen mit Religion durchsetzt werden. Das hat die Kirche zu leisten. Und das ist allerdings sehr viel schwerer als Philantropie.

Wie er sich das denkt? Er geht wieder auf die Brüderunität zurück. Das religiöse Brüdertum, das Adel wie Unfreie zu verbinden vermochte — und nicht nur in den kleinsten Lebensverhältnissen, sondern je länger je mehr in großem Maßstab — ist ihm Ideal, ein Ideal, das ihm auf dem Boden seines kleinen Volkes um so möglicher erscheint, als es jenes Ideal selbst hervorgebracht hat. Den sozialen Fortschritt hat die Politik, die Gesetzgebung zu bringen. Er selbst beteiligt sich eifrig daran. Aber die Kirche soll dann die Demokratie als religiös begründete Gleichheit dem Verständnis nahe bringen. Sie soll zeigen, daß religiöser Glaube die schönste, tiefste Brüderlichkeit erzeugt. Sie soll zeigen, daß, wo Einer mit dem Andern als Seele mit Seele verkehrt, alle Fragen sich lösen lassen, „das Andere alles zufallen wird."

Man könnte meinen, daß Masaryk sich als Prophet in seinem Volke vorkäme. Er lehnt dies ganz ausdrücklich ab. Er bezeichnet es als seine einzige Aufgabe, selbst stärker, tiefer in der Religion zu werden. Und in dieser Absichtslosigkeit liegt die Stärke, die Ueberzeugungskraft Masaryks. Er sagt öfters: Ich bin Professor der Philosophie. Höchstens könnte ich eine Philosophie der Religion schreiben. Aber geben müssen Andere. Ihm ist der geistliche Beruf schlechthin das Höchste, ihm ist öfters sogar der Gedanke gekommen, selbst Geistlicher zu werden. Aber ihm bangte vor den inneren Gefahren dieses Berufs.

Vor allem gibt Jesus, vielleicht er allein. Wo Andere von ihm, Masaryk, nehmen, sieht er nur Synergismus. Ein Hin und Her des Gebens und Nehmens, ein gegenseitiges Sich-etwas-sein. Diesen Synergismus empfindet er auch dem einfachen Mann gegenüber. Es ist das Wunderbare, daß dieser Denker religiös wie sozial sich als Mann aus dem Volk, als der ehemalige Schmiedegesell fühlt. Spricht ein Arbeiter in einfachem Wort etwas von seinem Glauben, seiner Erfahrung, kommt es Masaryk häufig zu Bewußtsein: Die gleichen Umstände haben auch mir religiös Etwas gegeben. Und er fühlt sich ihm verbunden. Und so viel ich gesehen habe, ist dies Bewußtsein nicht bloß einseitig.

Religiöse Verbundenheit ist für ihn eine große Hauptsache. Er sagte einmal, er habe eine Riesenfreude, wenn er wieder einmal sehe, daß es überall Menschen gebe, mit denen er sich religiös vereinigt fühlen könne. Solche Keime neuen Lebens sieht er bei seinen weitverzweigten Verbindungen überall. Jeder gläubige Mensch ist ihm lieber, als die Freidenker, mit denen er sonst so viel zu tun hat. Und er hat das Gefühl, daß er unendlich viel durch diese Freundschaft und Verbindung mit religiösen Menschen erhält. Er hätte ihnen dies nie gesagt; sie wüßten darum gar nicht, wie viel sie ihm wären, hat er einmal ausgesprochen, und nannte dabei gerade auch seine religiösen Gegner.

5

Wir sind am Ende. Was wir wollten, war, ein Bild des religiösen Mannes zu zeichnen, der jetzt zum Verbrecher, zum Feind der Religion gestempelt werden soll. Unter diesen Umständen ist es wohl nicht unsere Pflicht, uns ausführlich mit seinem Glauben auseinanderzusetzen, den wir geschildert haben, der aber an vielen Stellen nicht der unsere ist. Wir sind intimer geworden, als man es sonst zu werden pflegt, spricht man über religiöse Zeitgenossen. Die besonderen Verhältnisse geben dazu das Recht. Ein kirchlicher Christ ist Masaryk ja nicht. Aber wer wollte ihm den Christennamen absprechen? Die ganze Verlogenheit der klerikalen Polemik wird offenbar, bedenkt man, daß immer wieder die klerikale Presse in und außerhalb der österreichischen Grenzen ausstreut, Masaryk sei Atheist, wo sie seine Wirksamkeit so genau kennen, wo ihnen doch auch ein Urteil wie das oben zitierte aus dem tschechischen Konversationslexikon nicht unbekannt sein dürfte. Bedauerlich, daß selbst die Kreuzzeitung diese Nachricht gebracht hat. Mag sie ihm den Christennamen aberkennen, wenn sie will. Als Theisten wird sie ihn wohl bestehen lassen nach dieser Schilderung, die die vollste Authentizität für sich in Anspruch nehmen darf. Es gibt wenig so entschiedene Theisten wie ihn. Er hat einmal gesagt: Atheist werden hieße für mich verrückt werden. Wie kann man dann immer noch längst widerlegte Behauptungen wiederholen?

Und einen solchen Mann stellt man vor Gericht wegen Religionsstörung, will ihn zum Verbrecher stempeln, ihm Amt und Pension nehmen, ihn in den Kerker bringen, um der Religion willen, die er zeitlebens gepredigt hat! Könnte man sich denken, daß ein Eucken wegen Religionsstörung verfolgt würde? In Oesterreich wäre es möglich. Man braucht gar keine Religion zu haben, man wird doch als Christ angesehen, so lange man sich der Kirche unterwirft. Aber Religion haben, über sie denken, für sie eintreten, kann in Oesterreich in den Kerker bringen. Das ist der Klerikalismus! W E Schmidt

---

Kjartan

Eine Bekehrungsgeschichte aus alter Zeit

Vgl. Nr. 19

Zum Verständnis noch folgende Vorbemerkungen:

Kjartan hatte seinen Namen nach dem Irenkönig Myrkjartan, dessen Tochter seine Großmutter gewesen war. Kjartan liebte die Gudrun Osvifstochter, die für das schönste zugleich und klügste Weib galt, das auf Island lebte. Sein Vater sah die Verbindung nicht gerne, da er Unheil von Osvifs Hause befürchtete. Da machte sich Kjartan auf und kaufte eine Schiffshälfte von Kalf, dem Sohne Asgeirs im Tal der Bäume, der nach Norwegen fahren wollte.

Er segelte mit Hall*) und einigen Anderen ab. Sie hatten großes Handelsgut mit sich. Sie legten im Fjord von Throndheim an und erfuhren da, daß Jarl Hakon gefallen war und Olaf Tryggvason sich der Herrschaft bemächtigt hatte. Sie erfuhren auch, daß der neue König befohlen habe, den Glauben zu wechseln. Eine Reihe isländischer Schiffe lag da, die hatte der König mit Fahrbann belegt, weil sich die Bemannung geweigert hatte, den neuen Glauben anzunehmen.

* * *

Die mit Kjartan legten ihr Schiff an die Brücke. Sie räumten es und bestimmten über ihr Gut.

König Olaf war daheim auf seinem Hofe. Er hörte, daß ein Schiff gekommen sei und daß vornehme Männer darauf zu sein schienen.

Es war an einem Tage im Herbst bei gutem Wetter, da kamen die Leute vom Königshofe zum Sunde herab am Flusse Nid. Kjartan und die mit ihm waren, sahen das. Da machte Kjartan den Vorschlag, zum Sunde zu gehen, um sich diesen Tag über zu vergnügen, und sie taten nach seinen Worten.

Da war Einer, der bei weitem am besten schwamm. Kjartan fragte den Hall, ob er sich mit dem Hofmann messen wolle.

Hall antwortete: „Ich halte nicht dafür, daß mir das gezieme."

„Ich weiß nicht, wo dein Mut geblieben ist," sagte Kjartan, „dann will ich es tun."

Hall antwortete: „Wenn es dir gut scheint, so magst du es tun."

Kjartan warf sich in den Fluß und schwamm an den Mann heran. Er tauchte ihn unter und hielt ihn eine Weile unter Wasser; darauf ließ er ihn in die Höhe. Sie waren nicht lange oben, da griff der Andere nach Kjartan und stieß ihn hinunter; sie blieben eine nicht kleine Weile unter Wasser, und Kjartan dünkte es sehr genug. Sie kamen wieder herauf und wechselten kein Wort. Sie fuhren das dritte Mal zu Grunde und blieben sehr lange unten. Kjartan dünkte es, als sei das ein Spiel mit ungewissem Ausgang, und wieder dünkte ihn, als sei er noch nie in einer so gefahrvollen Lage gewesen. Endlich schloß es so, daß sie empor kamen und sich an Land legten.

Da sagte der Hofmann: „Wer ist das hier?"

Kjartan sagte seinen Namen.

Der Hofmann sprach: „Du bist ein guter Schwimmer, — bist du in anderen Tüchtigkeiten ebenso erfahren, wie in dieser?"

Kjartan antwortete, wiewohl zögernd: „In meiner Heimat auf Island ging die Rede, daß ich in anderen Stücken dieselbe Tüchtigkeit bewiese. Nun hat sie sich schlecht bewährt!"

Der Hofmann sagte: „Es macht etwas aus, mit wem du zu tun hattest; warum fragst du mich nicht?"

Kjartan antwortete: „Dein Name ist mir sehr gleichgültig."

Der Hofmann sprach: „Zweierlei ist hiervon zu sagen: einmal, daß du ein sehr tüchtiger, darnach: daß du ein sehr stolzer Mann bist; dennoch sollst du erfahren, wie ich heiße und mit wem du um den Sund gestritten hast: hier ist König Olaf Tryggvason."

Kjartan antwortete nichts, sondern wandte sich hinweg ohne Mantel, wie er war, im roten Scharlachrock. Der König aber war sehr reich gekleidet; er rief Kjartan nach, daß er nicht so schnell sein solle. Kjartan wandte sich, wiewohl zögernd. Da nahm der König seinen Mantel von der Schulter und gab ihm den, er dürfe nicht ohne Mantel zu seinen Leuten kommen, sagte er dazu. Kjartan dankte dem Könige seine Gabe, ging zu den Seinigen und zeigte ihnen den Mantel. Die ließen sich nicht wohl darüber aus. Es schien ihnen, als habe er sich in des Königs Gewalt gegeben. Darnach blieb es ruhig.

In diesem Herbst gab es hartes Wetter, schlimme Fröste und kalte Tage. Die Heidenleute sagten, es sei nicht zu verwundern, daß das Wetter sich übel anließe: — „man zahlt für

---

*) Für Kenner des Urtextes bemerke ich, daß ich diesen Namen aus sehr wohl erwogenen Gründen für den des Textes eingesetzt habe.

die neue Erfindung des Königs! für die neue Sitte da, die die Götter erzürnt hat."

Die Isländer wohnten den Winter über zusammen in einem Gehöft; Kjartan überragte die Andern an Bedeutung. Das Wetter wurde besser, und es kamen da manche Botschaften von König Olaf. Viele Leute hatten in Throndheim das Christentum angenommen. Noch mehr aber waren dagegen.

Eines Tages hielt der König Thing in einem Gehöft draußen auf der flachen Küste. Da trug er den Leuten den Glauben vor, eine lange Botschaft in wohlabgewogenen Worten. Die Thrönder hatten Mannschaft zusammengezogen und boten dem Könige Kampf an. Der König sagte, er glaube, schon größere Uebermacht vor sich gehabt zu haben, als daß er sich mit Throndheimer Häuslern herumschlagen sollte. Da fuhr den Bonden ein großer Schreck in die Glieder, und sie legten Alles in des Königs Hände; vieles Volk wurde getauft. Damit schloß das Thing.

Denselben Abend sandte der König Leute in die Herberge der Isländer, um zu hören, was sie redeten. Drinnen war großer Lärm.

Kjartan nahm das Wort und sprach zu Hall: „Bist du sehr begierig darauf, den Glauben anzunehmen, den der König befiehlt?"

„Ich bin nicht gierig darauf," antwortete Hall; „die Sitte dieser Leute kommt mir sehr weichlich vor."

Kjartan fragte: „Schien es euch nicht, als hielte der König alle die unter Drohungen, welche nicht unter seinen Willen gehen wollten?"

Hall antwortete: „Ganz offen trat der König aus dem Schatten, und es wurde sehr deutlich, daß sie sich einem harten Verhängnis von seiner Seite her aussetzten."

„Unter keines Menschen Zwang will ich leben," sagte Kjartan, „solange ich aufrecht stehe und der Waffen walten kann; es dünkt mich Kleine-Leute-Art, sich so wie ein Lamm aus dem Pferch oder wie ein Fuchs aus der Falle nehmen zu lassen. Muß man doch sterben, so dünkt es mich um vieles besser, erst noch Etwas zu schaffen, was oben bleibt von da ab."

Hall fragte: „Was willst du tun?"

„Das will ich nicht verhehlen," sagte Kjartan, „den König in seinem Hause verbrennen!"

„Kleine-Leute-Art kann ich diesen Plan nicht nennen," sagte Hall, „aber ich meine, er ist nicht ausführbar; denn der König wird dafür zu glückfest und schicksalsgroß sein, hat auch genug Wachen Tag und Nacht."

Kjartan sagte: der Mut säume manchmal Manche, die sonst tüchtige Männer seien.

Hall antwortete: das lasse sich nicht so leicht entscheiden, wem man den Mut absprechen dürfe.

Aber Viele sagten, das sei unnützes Gerede, und als die Königsmannen soweit gehört hatten, gingen sie und berichteten dem König alle diese Worte.

Auf den Morgen darnach setzte der König ein Thing an und lud die Isländer dazu.

Als das Thing saß, erhob sich der König und dankte allen denen ihr Kommen, die seine Freunde sein wollten und den Glauben angenommen hätten. Er forderte die Isländer zur Besprechung mit sich.

Er fragte, ob sie die Taufe nehmen wollten.

Sie zeigten sich wenig einverstanden.

Der König sagte, auf diese Weise möchten sie sich leichtlich den übleren Ausgang wählen, — „oder wem von euch schien am rätlichsten, mich in meinem Hause zu verbrennen?"

Da antwortete Kjartan: „Es wird dir scheinen, daß der nicht Gradheit genug haben möchte, vorzutreten, der das gesagt hat, aber hier kannst du ihn sehen."

„Sehen kann ich dich," sagte der König, „einen Mann nicht nach Kleiner-Leute-Art; aber das dürfte dir nicht bestimmt sein, über meiner Kopfhaut zu stehen, und du hast reichlich verdient, daß du nicht in die Lage kommst, noch anderen Königen Verbrennung anzudrohen dafür, daß sie dich Besseres kennen lehren, als du hast. Indessen da ich nicht weiß, was für ein Sinn in deinem Worte saß, und du männlich vorgetreten bist, da soll dir das Leben ungenommen bleiben; mag auch sein, daß du desto besser den Glauben hältst, dem du heftiger als Andere widersprachst. Und das erkenne ich wohl, daß die nicht in ein Schiff hineingehen werden, die an dem Tage den Glauben annehmen, an dem du ohne Zwang getauft wirst. Auch kommt es mir nicht unwahrscheinlich vor, daß eure Gesippen und Gefreundten sehr auf das hören werden, was ihr ihnen berichtet, wenn ihr nach Island hinauskommt; und sehr deutlich sagt mir meine Ahnung, daß du einen besseren Glauben haben wirst, Kjartan, an dem Tage, an dem du von Norwegen wegsegelst, als an dem, da du hierher kamst. Fahret nun in Frieden und Sicherheit, wohin ihr wollt. Man soll euch für diesmal nicht zum Christentum zwingen, denn Gott spricht, er will nicht, daß Jemand aus Zwang zu ihm komme."

Diese Rede des Königs fand vielen Beifall, am meisten bei den Christenleuten; die Heiden aber überließen es Kjartan, für sie zu antworten.

Da sagte Kjartan: „Wir danken dir, König, daß du uns Frieden gibst. Auf diesem Wege, daß du uns Großes vergibst und freundlich sprichst, während du unser Schicksal in der Hand hast, wirst du uns am ehesten dazu bringen, den Glauben anzunehmen. Und bis soweit werde ich es schon jetzt tun, daß ich beschließe, dem Thor nächsten Winter, wenn ich nach Island komme, keine Ehre zu bezeigen."

Da sagte der König und lächelte dazu: „Das sieht man auf dem Antlitz Kjartans, daß er einen größeren Trost an seiner Kraft und an seinen Waffen zu besitzen glaubt, als an Thor und Odin."

Darauf wurde das Thing geschlossen.

Es waren Leute im Gefolge des Königs, die hetzten ihn, als einige Zeit verstrichen war, auf, Kjartan und die Seinigen mit Zwang zum Glauben zu bringen; es dünkte sie auch unrätlich, so viele Heiden in so großer Nähe zu haben.

Der König antwortete erzürnt und sprach: „Manche wurden Christen, die nicht so wohlgeartet waren, als Kjartan und sein Gefolge, — auf Leute wie Kjartan soll man mit langer Geduld warten."

Der König ließ diesen Winter viel Nützliches schaffen. Er ließ auch eine Kirche bauen und die Kaufstätte sehr vergrößern. Die Kirche wurde zum Jul fertig.

Da schlug Kjartan vor, an die Kirche so nahe heranzugehen, daß man sehen könne, wie die Sitte der Christenleute sich hielte.

Viele gaben dem Beifall und sagten, daß ihnen das Freude machen werde.

Da ging Kjartan hin mit seiner Schar und mit Hall. Auch der Skalde Hallfred war dabei und viele Andere von den Isländern.

Der König erzählte den Mannen den Glauben, eine lange Botschaft in wohlabgewogenen Worten, und die Christenleute gaben seiner Rede lauten Beifall.

Als aber die mit Kjartan in ihre Herberge zurückgekehrt waren, erhob sich eine große Umrede, wie der König ihnen jetzt gefallen habe an dem Tage, den die Christenleute den zweitgrößten Feiertag nennen, — „denn der König sagte, sodaß wir es hören konnten, es sei in dieser Nacht der Häuptling geboren, an den wir glauben sollen, wenn wir nach des Königs Gebot tun wollen."

Kjartan sagte: „So gut gefiel mir der König das erste Mal, da ich ihn sah, daß ich alsbald bei mir entschied, er sei der allerrühmlichste Mann, und das hat sich mir seitdem bewährt, wo immer ich ihn auf Versammlungen sah; aber um vieles am besten gefiel er mir heute, und ich glaube ganz und gar, daß unser Wohl darin liegt, an den als den wahren Gott zu glauben, den der König uns weist, und nicht im geringsten kann dem Könige nun mehr daran liegen, daß ich den Glauben annehme, als mir selbst. Das Einzige, das mich hindert, sofort zum Könige zu gehen, ist, daß es spät am Tage ist, und der König nun über Tische sitzen wird, der Tag aber darüber hingehen wird, wenn wir alle uns taufen lassen."

Hall nahm das wohl auf und bat Kjartan, allein zu beschließen.

Von diesen Reden allen erfuhr der König, bevor noch der Tisch fortgetragen war; denn er hatte zuverlässige Kundschafter in der Herberge der Heidenleute. Der König wurde sehr fröhlich darüber und sagte: „Wahr hat Kjartan gesprochen, daß die hohen Zeiten zum Heil die besten sind."

Am nächsten Morgen früh, als der König zur Kirche ging, begegnete Kjartan ihm mit starkem Gefolge. Kjartan grüßte den König mit vieler Höflichkeit und sagte, er habe ein großes Anliegen an ihn.

Der König nahm den Gruß wohl auf und sagte, er habe von seinem Anliegen genaue Kunde, — „und diese Sache wirst du unschwer durchsetzen."

Da bat Kjartan, nicht länger damit zu säumen, ihn zum Wasser zu führen, doch würde nicht wenig davon nötig sein.

Der König antwortete und lächelte dazu: „Ja, Kjartan," sagte er, „indessen hierbei würde uns kein Geiz uneinig machen, auch wenn du noch teurer wärest!"

Darauf wurden Kjartan und Hall getauft und ihre ganze Schiffsmannschaft und eine Menge Anderer. Dies war am zweiten Tag des Jul vor dem Gottesdienst. Darnach lud der König Kjartan auf sein Julgelage und dazu seinen Gesippen Hall. Die Meisten sagen, daß an jenem Tage Kjartan, als er aus den weißen Kleidern trat, König Olafs Gefolgsmann geworden sei.

Sie blieben den Rest des Winters beim Könige. Der schätzte Kjartan am höchsten, sowohl seiner Abkunft als seiner Tüchtigkeit wegen; und Alle sagen, Kjartan sei so beliebt gewesen, daß er keinen Neider in der Gefolgschaft des Königs gehabt habe. Auch sagen Alle, daß nie ein ihm Gleicher von Island nach Norwegen gekommen sei. Auch Hall galt für sehr wacker und wurde von guten Männern geschätzt.

So ging nun der Winter hin; und als es Frühling wurde, rüsteten sie ihre Fahrt, so wie ein Jeder sich vorgenommen hatte.

Da ging auch Kalf Asgeirssohn, Kjartans Teilhaber am Schiff, zu ihm und fragte, was er für den Sommer vorhabe.

Kjartan antwortete: „Das vor allem, mit unserem Schiff nach England zu fahren; denn da ist jetzt guter Handel für uns als Christenleute. Aber bevor ich dieses fest mache, möchte ich noch einmal mit dem Könige sprechen, denn als wir im beginnenden Frühjahr von meiner Abfahrt redeten, hielt er wenig davon."

Da ging Kalf hinweg, Kjartan aber, um mit dem Könige zu sprechen. Er grüßte ihn höflich, und der König entgegnete mit großer Freundlichkeit.

Er fragte, was er mit seinen Genossen besprochen habe.

Kjartan sagte ihm, was sie ausgemacht hätten, und daß sein Anliegen an den König sei, Urlaub zu seiner Fahrt zu erbitten.

Der König antwortete: „Da will ich dir diese Wahl stellen, Kjartan: entweder du fährst nach Island hinaus diesen Sommer und bringst die Leute zum Christentum gleichviel ob mit Gewalt oder mit guten Worten. Kommt dich das aber zu schwer an, so lasse ich darum meine Hände nicht von dir los, denn ich meine, daß es dir besser zieme, vornehmen Männern zu dienen, als hier zum Kaufmann zu werden."

Kjartan wollte lieber beim Könige bleiben als nach Island fahren, um dort den Glauben zu verkündigen und sich mit seinen Gesippen darüber zu verneinigen, — „es ist auch wahrscheinlicher, daß mein Vater sowohl als andere Häuptlinge, die meine Gesippen heißen, darum nicht hartnäckiger gegen dich sein werden, wenn sie mich in deiner Gewalt und doch gut behandelt wissen."

Der König sagte: „Das ist wohlüberlegt und groß gewählt."

Er schenkte Kjartan neu aus Scharlach geschnittene Kleider; sie paßten ihm wohl; denn man sagte, daß sie gleich groß gewesen seien, als sie im Gespräche gingen, König Olaf und Kjartan.

König Olaf sandte seinen Hauspriester nach Island, welcher Dankbrand hieß. Er kam in seinem Schiffe in den Alpta-, das ist: Schwanen-Fjord und hielt sich bei Sidu-Hall den Winter über auf am Waschfluß. Er verkündigte den Glauben, beides, mit freundlichen Worten und mit Schelten. Zwei Männer, die ihm am meisten widersprachen, erschlug er. Im Frühjahr nahm Sidu-Hall den Glauben an und wurde am Waschtage — das ist: Sonnabend — vor Ostern mit seinem ganzen Hause getauft. Da ließ auch Hjalt Skeggissohn sich taufen und viele andere Häuptlinge. Aber noch mehrere sprachen dawider, und es war kaum noch gefahrlos zwischen Heiden- und Christenleuten. Die Häuptlinge faßten den Entschluß, Dankbrand und die, welche ihm Unterstützung liehen, totzuschlagen.

Vor dieser Feindschaft entfloh Dankbrand nach Norwegen. Er kam zu König Olaf und sagte ihm, was sich auf seiner Fahrt begeben habe, und ferner, daß er glaube, das Christentum werde auf Island keinen Fortgang nehmen.

König Olaf wurde sehr zornig darüber. Er sagte: da sollten manche Isländer ihn noch kennen lernen, wenn sie sich nicht vorher selbst die Hörner abrieben.

Diesen selben Sommer wurde Hjalt Skeggissohn auf dem Thinge wegen Verhöhnung der Götter geächtet. Runolf Ulfssohn war es, der die Sache verfolgt hatte, der im Tal unter den Inselbergen baute, der größte Häuptling dort.

Diesen Sommer fuhr Gizur hinweg und Hjalt mit ihm. Sie erreichten Norwegen und fuhren alsbald zu König Olaf.

Der König nahm sie wohl auf und sagte, sie hätten sich gut herausgezogen. Er bot ihnen Aufenthalt bei sich. Das nahmen sie gern an.

Den Winter über war Sverting, der Sohn jenes Runolf aus dem Tale in Norwegen gewesen; er wollte jetzt nach Island zurück; sein Schiff lag reisefertig an der Brücke und wartete auf günstigen Wind. Der König bannte ihm die Rückfahrt; er sagte, kein Schiff solle diesen Sommer nach Island. Sverting ging zum König, er betrieb seine Sache und bat sich Urlaub aus. Es werde ihm eine schwere Sache sein, das ganze Fahrgut wieder auszuladen.

Der König antwortete zornig: „Es ist gut so, daß der Sohn des Opferers da ist, wo es ihm am wenigsten gefällt."

So blieb Sverting da. Sonst fiel in diesem Winter Nichts vor.

Im Sommer darauf sandte der König Gizur den Weißen und Hjalt Skeggissohn nach Island, den Glauben von neuem zu verkündigen; aber vier Geiseln behielt er zurück, Kjartan Olafssohn, Halldor, Gudmunds des Mächtigen Sohn, Kolbein, des Freysgoden Thord Sohn, und Sverting, Sohn Runolfs aus dem Tale.

Da beschloß auch Hall mit Gizur und Hjalt zu reisen. Er ging zu Kjartan, seinem Gesippen, und sagte:

„Nun bin ich zur Fahrt gerüstet; ich bliebe gern noch und wartete den nächsten Winter auf dich, wenn es zum Sommer darnach freier um dich und deine Fahrt bestellt wäre, als nun. Aber wir glauben zu erkennen, daß der König dich um keinen Preis loslassen will, und halten für wahr, daß du selbst wenig an das denkst, was dir in Island zur Lust wäre, wenn du dich mit Ingibjörg, der Königsschwester, unterhältst."

Die war damals in König Olafs Gefolge. Sie war das schönste Weib im Lande.

Kjartan sagte: „Rede nicht so; aber grüße alle Gesippen und Freunde!"

Damit schieden Kjartan und Hall von einander. Gizur und Hjalt segelten ab und Hall mit ihnen. Sie hatten glückliche Fahrt. Sie kamen gerade zur Thingzeit auf den Westmannainseln an und zogen über das Hochland; sie hatten Zusammenkünfte und Verhandlungen mit den Ihrigen. Darauf zogen sie zum Allthing und erzählten dem Volke den Glauben, eine lange Botschaft in wohlabgewogenen Worten. Damals nahmen alle Leute auf Island den Glauben an.

Als der Sommer kam und wieder Schiffe zwischen beiden Ländern fuhren, drang auch die Nachricht von Island nach Norwegen, daß die Insel christlich sei. Da wurde König Olaf sehr froh und gab denen, die er zu Geiseln behalten hatte, Urlaub, wohin ein Jeder wollte.

Kjartan antwortete — denn er war der Vornehmste unter ihnen —: „Habt großen Dank; wir werden uns dafür entscheiden, diesen Sommer Island zu besuchen."

Da sprach der König: „Wir werden unser Wort nicht zu-

rücknehmen, Kjartan, aber wir sprachen es allerdings mehr zu den Anderen als zu dir; denn wir urteilten, daß du hier mehr als Freund denn als Geisel gewesen bist. Ich möchte wohl, daß dich nicht nach Island zurückverlangte; denn ob du wohl dort vornehme Gesippen hast, so möchtest du dennoch hier in Norwegen andere Aussichten haben, als dort auf Island."

Da antwortete Kjartan: „Unser Herr lohne euch die Ehre, die ihr mir angetan habt, seit ich in eure Gewalt kam. Indes meinte ich, daß ihr mir nicht weniger Urlaub geben würdet, als den Anderen, die ihr eine Weile hier behieltet."

Der König sagte: es solle so sein; aber, sagte er, es werde ihm schwer werden, einen solchen Mann wie Kjartan wieder zu finden.

Diesen Winter war Kalf Asgeirssohn in Norwegen gewesen. Vorher im Herbst war er mit Kjartans und der Seinigen Schiff und Handelsgeld aus England zurückgekommen. Nachdem nun Kjartan den Urlaub zur Islandfahrt erhalten hatte, da waren sie sehr beschäftigt mit den Vorbereitungen.

Als das Schiff endlich fertig war, ging Kjartan zu Ingibjörg, der Königsschwester.

Sie empfing ihn sehr freundlich und hieß ihn, neben ihr zu sitzen. Sie sprachen mit einander. Da sagte Kjartan ihr, daß er reisefertig sei für Island.

Sie antwortete: „Wir sind der Meinung, Kjartan, daß du diesen Entschluß mehr aus eigenem Willen heraus gefaßt hast, als daß Andere dich dazu beredet hätten, Norwegen wieder mit Island zu vertauschen."

Von da ab sprachen sie wenig mehr mit einander.

Da griff Ingibjörg in einen Krug, der neben ihr stand. Sie nahm ein weißes golddurchwebtes Kopftuch da heraus, gab es Kjartan und sagte: Am besten werde es Gudrun Osvifstochter stehen, wenn er es ihr ums Haupt lege, — „Du sollst ihr den Schmuck zur Hochzeitsgabe schenken; ich will, daß die Isländerinnen sehen, daß das Weib nicht von Knechtsgeschlecht ist, mit dem du hier in Norwegen gesprochen hast."

Es war eine kostbare Borte um das Tuch gewebt; es war ein sehr köstliches Kleinod.

„Ich werde dich nicht begleiten," sagte Ingibjörg, „fahre nun wohl und heil!"

Da stand Kjartan auf und neigte sich zu Ingibjörg, und die Leute halten für wahr, daß ihnen schwer wurde, sich zu scheiden.

Kjartan ging fort zum Könige; er sagte ihm, daß er reisefertig sei.

König Olaf geleitete ihn zum Schiffe und eine Menge Volkes mit ihm. Und als sie dahin kamen, wo das Schiff schwamm und die Brücke zum Lande ging, da nahm der König das Wort: „Hier ist ein Schwert, Kjartan, das sollst du von mir zum Abschied haben; laß diese Waffe immer bei dir sein, denn ich glaube, daß du nicht verwundet wirst, solange du dieses Schwert trägst."

Es war ein allerwürdigstes Kleinod, ein sehr prachtvolles Stück.

Kjartan dankte dem Könige für alle Ehre und Auszeichnung, die er ihm geboten hatte, solange er in Norwegen war.

Da sagte der König: „Darum will ich dich bitten, Kjartan, daß du deinen Glauben wohl haltest."

Damit schieden sie in großer Liebe und Freundschaft.

Kjartan ging hinaus auf das Schiff.

Der König sah ihm nach und sprach: „Ein Schweres schwebt über Kjartan und seinem Geschlecht; schwer wird es ihm werden, dem Verhängnis zu begegnen!"*)

Arthur Bonus

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

2

Die Erfolge der Gewerkschaften sind trotz aller Fehler und Niederlagen sehr groß. Schon ihr Vorhandensein hindert die Arbeitgeber an der Verschlechterung von Arbeitsbedingungen. Viele Betriebe lassen es bei Differenzen nicht mehr erst auf Arbeitskämpfe ankommen, sondern einigen sich friedlich mit ihren Arbeitern. Im Jahre 1904 wurden durch Lohnbewegungen ohne Streiks für eine viel größere Zahl von Arbeitern annehmbare Erfolge erzielt, als durch Lohnkämpfe mit Streiks. Allerdings weist diese Tatsache auch auf die steigende Neigung der Gewerkschaften hin, praktische Arbeit zu leisten und sich mit Teilerfolgen zu begnügen. Diese Tendenz ringt sich übrigens trotz gegenteiliger Beteuerungen grundsätzlich durch. Auf den Gewerkschaftskongressen hat man sich vor Jahren sowohl für paritätische Arbeitsnachweise, als auch für Tarifgemeinschaften entschieden. In den Gewerkschaften wird am weiteren Ausbau des früher so verpönten Unterstützungswesens tüchtig gearbeitet, auch werden in allen Städten Arbeitersekretariate errichtet, die eine sehr fruchtbare Tätigkeit entfalten. Schließlich hat man sogar ein Zentralarbeitersekretariat zur Vertretung der Arbeiter vor dem Reichsversicherungsamt in Berlin begründet, das eine wertvolle Wirksamkeit aufweist.

So drängen schließlich die Verhältnisse auf die richtige Art der Arbeit. Auch der sozialistischen Arbeiterschaft ist mit einem Wechsel auf die Zukunft nicht gedient. Sie verlangt Verbesserungen im Gegenwartsstaat. Durch die Genossenschaftsbewegung und die Zunahme der Parteigeschäfte treten auch viele Genossen als Arbeitgeber in die Erscheinung, und zwar nicht immer im rosigsten Lichte. Unerfüllbare Forderungen der Arbeiter werden durch derartige Eigenbetriebe korrigiert.

Aber auch durch die mächtige Organisation der Arbeitgeber werden die Arbeitskämpfe schwieriger und verantwortungsvoller. Aus einem Funken kann heutzutage ein Feuerbrand werden, wie es der Berliner Elektrizitätsstreik bewiesen hat. Man wird vorsichtiger, will „Ruhe" haben und schaut in schwerer Lage gern nach „Reaktionären" als Vermittlern aus, um zu retten, was zu retten ist. Endlich gibt es Gebiete, wo die völlige Ohnmacht aller Arbeiterverbände offenkundig zu Tage tritt. Hierzu gehört vor allem die Heimarbeit. Die Berliner Ausstellung hat das größte Aufsehen erregt und für gesetzgeberische Vorarbeiten mehr genützt, als viele Arbeiterkongresse. Sie wäre ohne bürgerliche Sozialreformer einfach unmöglich gewesen.

Die einsichtigen führenden Gewerkschaftler erkennen trotz aller Gegenreden mehr und mehr an, daß sie zur kräftigen Hebung der Arbeiterlage auf die Mithilfe der „reaktionären Masse" angewiesen sind. Und im Bürgertum wächst glücklicherweise die Zahl der Männer und Frauen, welche die Unterlassungssünden ihrer Vorfahren durch eine tapfere, uneigennützige Tätigkeit wettmachen wollen. So darf man vielleicht immer noch hoffen, daß die freien Gewerkschaften einmal den rechten Boden finden werden, auf dem sie der Arbeiterschaft auf die Dauer nützen können. Dann müssen sie aber zur Vertretung der Arbeiterinteressen nicht nur groß bleiben, sondern noch weiter wachsen, schon weil die Macht der Arbeitgeberverbände unheimlich groß ist und sich noch erhöhen wird.

Ohne kraftvolle Arbeitnehmerverbände gibt es keine entschiedene Sozialreform und keine erhebliche Besserung der Arbeitsbedingungen! Das hat selbst ein großer und gerechter Arbeitgeber wie der verstorbene Generaldirektor Roesike mehrfach ausgesprochen. Allerdings wird durch törichte Quertreibereien und eine oftmals unerhörte Sprache der sozialdemokratischen Parteiblätter und Gewerkschaftsführer die Gewinnung bürgerlicher Elemente für sozialreformerische Aufgaben sehr erschwert. Daher muß dem sozialdemokratischen Radikalismus eine große Schuld an dem langsamen Gang der Sozialpolitik aufgebürdet werden.

Ebenso bedauerlich ist eine andere Erscheinung in der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung: die Unduldsamkeit gegen andersdenkende Berufsgenossen, denen gegenüber es wenig „Freiheit und Brüderlichkeit" gibt. Dabei werden die elementarsten Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten. Auch die Lehre Kautskys von dem Recht der Unwahrhaftigkeit gegenüber Andersdenkenden hat zahlreiche Anhänger. Es fehlt den freien Gewerkschaften noch sehr an der sittlichen Stärke, die sie allein befähigt, bleibende Träger großer Kulturauf-

*) Ich denke im Herbst eine Sammlung von isländischen Erzählungsstücken herauszugeben (vgl. Kunstwart, 1. Märzheft.) Darunter wird auch die weitere Geschichte Kjartans und der Gudrun sein.

gaben der Zukunft zu werden. Vorläufig können sie nur als Mauerbrecher zur Beseitigung veralteter Zustände in Staat und Gesellschaft angesehen werden. Als solche haben sie ohne Zweifel auch bereits eine kulturelle Bedeutung. Ob und inwieweit die freien Gewerkschaften aber einmal ein Hauptstück vom Fundament neugeordneter Verhältnisse werden können, hängt von ihrer Entwicklung ab. Sie müssen ohne Zweifel noch eine erhebliche Revision ihrer Grundsätze vornehmen, um den ethischen und nationalen Pflichten einer großen Volksbewegung zu entsprechen.

(Fortsetzung folgt) Chr Tischendörfer

Verschiedenes

Zum Gesundgarten. Roman von Carl Albrecht Bernoulli. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs 1906. 440 S. 6, geb. 7 Mk.

Der Verleger klagt in einer Beischrift darüber, daß der Autor dieses Buchs trotz seines Romans Lukas Heland noch nicht die geringste Beachtung des weiteren Publikums gefunden habe, und empfiehlt in dem neuen Werk besonders den „Weltanschauungsroman eines ehemaligen Theologen als das Gegenstück zu Frenssens Hilligenlei". Eine ganz unglückliche Empfehlungsmaßregel. Denn nun wird man den Gedanken an den Dichter Frenssen nicht los, — und Bernoulli vermag ihm doch nicht entfernt an die Seite zu treten. Weltanschauung? Um zünftige Medizin und Naturheilmethode handelt es sich im Ganzen des Romans; tiefer hinein in die Weltanschauung gehen nur einzelne Partieen. Charakterentwicklung? Ein junger Mediziner dreht seiner Zunft den Rücken, studiert und probiert die Naturkunst und wird schließlich halbwegs auch daran wieder irre, — freilich nur halbwegs. Der Verleger behauptet, der Held sei nicht so feminin wie Kai Jans in Hilligenlei, der aus Liebe zu einem Weibe an seiner Lebensaufgabe scheitere. In Wirklichkeit ist Melchior Zwinger ein ziemlich wirre Wege gehendes Menschenkind, der vielleicht auch an seiner Lebensaufgabe gescheitert wäre, wenn nicht — „das Weib" klarer gesehen hätte als er. Und die anderen Charaktere? Neben wahren und richtigen unendlich viel verzeichnete und quergeratene Menschenkinder, mehr ausgeklügelt als erlebt. Es fehlt dem Buch nicht an Feinheit, auch nicht — in besonderer Art — an Tiefe der Einzelgedanken, auch nicht — zuweilen — an Schönheit. Aber im Ganzen bleibts bizarr, und es fehlt ihm jede fortreißende dichterische Kraft. Soll ich dem Verleger glauben, so hat Bernoulli hier das Leben in Typen schildern wollen, die mehr bedeuten als zufälliges persönliches Leben. Hat ers gewollt, so ist er jedenfalls im Wollen steckengeblieben. Denkkraft, grübelnder Tiefsinn, ein gut Stück Weisheit steckt in dem Roman. Aber keine Dichtkunst, keine Gestaltungskraft, überhaupt keine rechte Kraft.

Martin Schian

Kleine Mitteilungen. Es war von vorn herein nicht die Absicht der Redaktion, in der Christlichen Welt über das preußische Schulgesetz einen Sprechsaal zu eröffnen. Ohne Enthusiasmus standen wir zu dem Entwurf und stehen noch zu ihm. Bei einer so viel verhandelten Sache lag auch die Erwägung sehr fern, daß man dem Gegner zum freien Wort helfen müsse. Doch konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, in Natorp einen der vornehmsten Gegner des Gesetzes bei uns seine Meinung vertreten zu lassen. Nachdem er in Nr. 18 mit den Freunden oder Duldern des Gesetzes ziemlich unsanft ins Gericht gegangen ist, durften wir uns aber erst recht nicht versagen, als einer der Betroffenen, Professor Paulsen in Berlin, sich zur Erwiderung stellte. Leider müssen wir den Artikel von Paulsen nun doch noch für acht Tage zurückhalten. Mit ihm zusammen erscheint dann in nächster Nummer unser definitives Schlußwort.

In Bremen starb letzten Freitag den 11. unerwartet unter schweren Herzkrämpfen Pastor Kalthoff. Diese Nachricht hat uns mehr erschüttert, als wir unsern Lesern sagen können. Im Augenblick nur dies: Kalthoff hat durch seine Leugnung der geschichtlichen Existenz Jesu und durch seine führende Rolle in Haeckels Monistenbunde der Kirche eine Kränkung angetan, wie sie sie wohl noch von keinem Pastor erfahren hat. Es war klar, daß eine kirchenpolitische, kirchenrechtliche Reaktion dawider versucht werden würde; nur auf dem Boden der freien Praxis Bremens konnte sie so lange ausbleiben; endlich war sie, gewiß nicht ohne Druck von auswärts, in Gang gekommen; Kalthoff hat noch von ihr Kenntnis erhalten und vielleicht hat die Erregung darüber die tötliche Wendung seiner Krankheit mit herbeigeführt. An diesem kirchlichen Prozeß aber hatten wir grundsätzlich kein Interesse. Dagegen war auch der freie geistige Widerspruch wider Kalthoffs ganze Stellung und Tätigkeit erstarkt und die Aufnahme des öffentlichen Kampfes mit ihm in und außer Bremen stand bevor. Soweit wir davon wußten, freuten wir uns herzlich der Vorbereitung dieses unerläßlichen Krieges, der bei Kalthoffs nicht geringer geistiger Bedeutung ein schnelles Ende schwerlich finden konnte. Nun ist durch Gottes Hand die Lage völlig verändert. Der kühne Held, dem der Feldzug galt, ist nicht mehr. Jetzt nach seinem Tode wird man erst merken, wie stark doch die geistige Führung war, die er ausübte. Und der Kampf der Geister, den wir mit Freuden sich vorbereiten sahen, in unserer Kirche und für sie, hat nun seinen besten Widerstand verloren.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 30. Mai 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Unser Gesangbuch in religiöser und ästhetischer Hinsicht und der moderne Christ. Heine-Wörbzig.

Dresden. Mittwoch 30. Mai 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Erlösung. Klepl.

Frankfurt a. M. Montag 21. Mai 5 1/4 Uhr im Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Wie beurteilen wir die freireligiöse Bewegung?

Gießen. Dienstag 22. Mai 7 1/2 Uhr Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Recht und Unrecht im theologischen Kampf der Gegenwart (unter Zugrundlegung des Steinmannschen Aufsatzes in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1906, II). Pfarrer Becker-Oberrosbach.

Görlitz. Donnerstag 31. Mai 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Der Zweck der Predigt (im Anschluß an den Fall Römer). Pastor Nithack-Stahn.

Hamburg. Montag 21. Mai 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen Klostertor 7: Hilligenlei.

Leipzig. Donnerstag 17. Mai 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Petersstraße: Der Beitrag des Protestantismus zum Entstehen der modernen Welt, nach Troeltsch. Oberlehrer Dr. Heussi.

Magdeburg. Mittwoch 30. Mai pünktlich 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Besprechung über das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant von Katzer.

Evangelisch-sozialer Kongreß

in **Jena** (Volkshaus) vom 5. bis 7. Juni 1906.

Dienstag 5. Juni. Nachmittags 5 Uhr: Sitzung des weiteren Ausschusses. — Abends 8 Uhr: Oeffentliche Volksversammlung.

Mittwoch 6. Juni. Vormittags 9 Uhr: Begrüßungsansprache des Vorsitzenden Professor D. Harnack. — Begrüßungen. — Pfarrer Dr. Rittelmeyer-Nürnberg: Der Jenseitsglaube und die soziale Arbeit. — Nachmittags 4 Uhr: Privatdozent Dr. Bernhard Harms-Tübingen: Der Maximalarbeitstag.

Donnerstag 7. Juni. Vormittags 9 Uhr Jahresbericht. — Fräulein Dr. Gertrud Bäumer und D. Fr. Naumann: Die sozialen Forderungen der Frauenbewegung im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage der Frau. — Nachmittags 3 Uhr: Geheimrat Professor Dr. Pierstorff-Jena: Das Zeißwerk und seine Bedeutung. Darauf Besichtigung des Zeißwerks.

Mitglieder des Kongresses haben freien Eintritt. Für Nichtmitglieder kosten Karten für alle Verhandlungen 1,50 Mk., für 1 Tag 1 Mk., für 1 Vortrag 0,50 Mk.

Bestellungen auf Wohnungen, mit Angabe ob Hotel- oder Privatwohnung erwünscht und zu welchem Preise, so bald als möglich durch Postkarte mit Antwort erbeten an die Frommannsche Hofbuchhandlung (E. Klostermann) Jena.

Nähere Auskunft erteilen

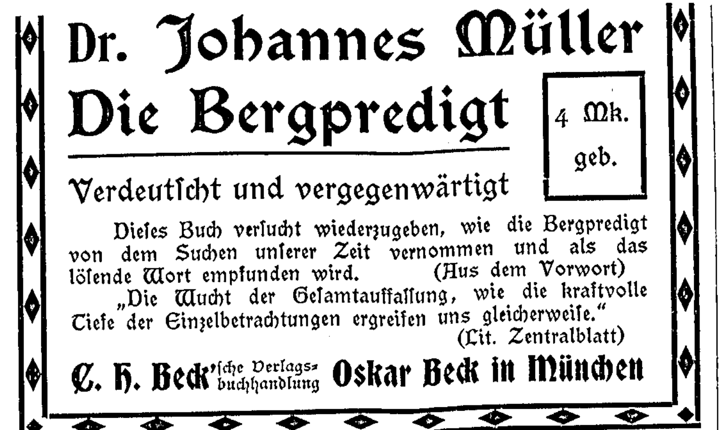
Pfarrer Lic. Schneemelcher, Rummelsburg b. Berlin, Waisenhaus
Professor Lic. Weinel, Jena

Kand. min. sucht von Mitte Oktober ab Stellung als **Erzieher** oder **Reisebegleiter,** die ihm Gelegenheit bietet, die französische Sprache zu erlernen. Anerbietungen unter **O. M. 25** an die Expedition der Christl. Welt.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli **130 A.** Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

*** Junge, gebildete Mädchen * ***

werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- u. Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" Abteilung B. Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.



Geschwister Fräulein Werner
Wiesbaden, Villa Maria
Schützenstraße 1 b.

Familienpension zur Erholung und Kur; schöne, freie, ruhige Lage. Beste Verpflegung. Näheres jeder Zeit durch Herrn **Prof. D. Gunkel, Friedenau** b. Berlin.

Cassel, Evangelisches Fröbelseminar, verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse"** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel"** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.

Ausschreibung

Da unser bisheriger Seelsorger Herr Pfarrer Hermann Schmidt, demnächst Hohenstadt verläßt, kommt die

Pfarrstelle

in unserer Gemeinde **Hohenstadt** (mit den Predigtstationen **Müglitz** und **Landskron** zur Neubesetzung. Mit dieser Stelle sind folgende Bezüge verbunden: ein fester Jahresgehalt von **Kronen 2400,** freie Dienstwohnung im neuen Pfarrhause (6 Zimmer und Zubehör) und Nebeneinkünfte durch Stiftungszinsen, Religionsunterricht u. s. w. ungefähr **800 Kronen.** Weitere Auskünfte werden bereitwilligst erteilt. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen werden erbeten bis zum 1. Juni d. J. an das **Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde Hohenstadt (Mähren).**

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Konferenz über die Wirksamkeit des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes

am 15. u. 16. Juni 1906 im Landeshause der Provinz Brandenburg Berlin W. 10 Matthäikirchstraße 20, 21.

Freitag, den 15. Juni, morgens 9 1/2 Uhr: „Ist eine Henderung des Fürsorgeerziehungsgesetzes und der Armengesetzgebung nötig, um der Verwahrlosung unserer Jugend wirksamer entgegentreten zu können, als es bis jetzt geschieht?" Landesrat Gerhardt, Berlin. — „Erscheint eine Aenderung des Verfahrens in Fürsorgeerziehungssachen geboten?" Amtsgerichtsrat Dr. Paul Köhne, Berlin.

Sonnabend, den 16. Juni, morgens 9 1/2 Uhr: „Welche Forderungen sind an die Anstaltserziehung zu stellen?" Direktor Pastor Plaß, Zehlendorf. — „Wie ist eine wirksame Aufsicht über die Anstaltserziehung zu erzielen?" Geh. Regierungsrat Landesrat Dr. Olius, Cassel.

Eintrittskarten zu 2 Mark (für sämtliche Verhandlungen), zu 1 Mark (Tageskarten) und zu 0,75 Mark (für die einzelne Verhandlung), sowie Gutscheine für den gedruckten Verhandlungsbericht nach dem Stenogramm zu 1 Mark sind vom 15. Mai an durch Geschäftsstelle der Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin, Französischer Dom am Gensdarmenmarkt, oder während der Verhandlungstage am Eingange zum Sitzungssaal zu beziehen.

Nur acht Tage gültig! Umsonst

erhält jeder, dem unsere Ware bisher noch nicht bekannt ist, 1 Probestück prima Nickel-Uhrkette Nr. 680 mit Glaube-Liebe-Hoffnung-Schieber, wie Zeichnung, zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, wer Mk. 1.20 f. Porto u. Verpackung einsendet. Reeller Wert mehr wie doppelt. Als Probe versenden wir jedoch nur 1 Stück.

Pracht-Katalog enthält grosse Auswahl in Herrenketten, Damen-Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Wagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheren, Gärtnermesser, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasiermesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheren, Haarmaschinen, Rasierutensilien, Musikinstrumente, Schmuck- und Haushaltungsartikel, Kinderspielwaren u. Christbaumschmuck etc. **Neuheiten in Handwerkerketten versenden wir gratis und franko ohne Kaufzwang**

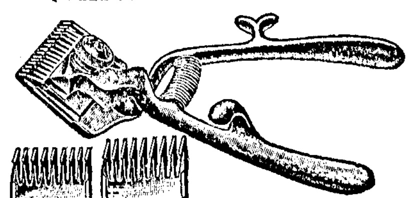
Versandhaus Gebrüder Bell, Gräfrath 98 b. Solingen
Stahlwarenfabrik. Gegründet 1876.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann
Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

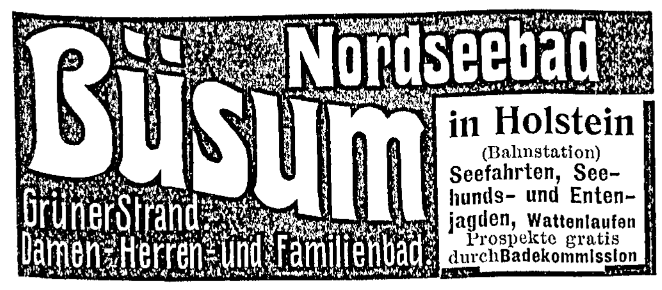
Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und Fräulein **Else Lohmann,** staatl. gepr. Lehrerin.

Rehfeld's Haarschneidemaschine



Familienfreund mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 20 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko! Wenn nicht gefällt — Umtausch oder Betrag zurück. Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franco

Rehfeld & Backe, Solingen 649
Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private



Bütten! Verlobungsbriefe u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage (Das Buch vom Kinde) von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig und Berlin



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 21 | **Marburg i. H., den 24. Mai** | **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Der Verklärte

Und er ward verklärt vor ihnen; und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß als ein Licht. Matth. 17, 2.

Es gibt zweierlei Bilder von dem Heilande. Das eine zeigt den Zimmermann von Nazareth, den volkstümlichen Prediger, den schlichten Menschenfreund. Auf dem anderen umfließt ihn geheimnisvoller Glanz, sein Fuß berührt kaum den Erdboden, zu den Sternen ragt sein Haupt. „Jesus" unterschreiben wir das erste Bild, das zweite „Christus". Die drei ersten Evangelisten malen uns vornehmlich jenes, Johannes dieses.

Der Christ unsrer Tage, der realistisch denkende, entscheidet sich meist für das Bild in den einfachen Naturfarben; die Forscher, die Künstler der Gegenwart sehen „Niemand als Jesum allein." Wir sind dann geneigt zu sagen: Das Bild der Verklärung ist falsch, es entspricht nicht der vollen Wirklichkeit.

Aber was heißt „Wirklichkeit"? Ist das Bildnis eines Menschen immer das richtigste, das sein Aeußeres mit haarscharfer Genauigkeit abspiegelt? Wie oft fehlt gerade da die Hauptsache! Des Menschen tiefstes Wesen ist verborgen. Schmerzlich werden wir uns manchesmal bewußt, wie das alltägliche, „wirkliche" Leben uns die wahren Züge eines Mitlebenden trübt. Ist er aber nicht mehr bei uns und das Irdische von ihm abgefallen, dann tritt jene wunderbare Verwandlung seines Bildes vor uns ein, das Wesentliche an ihm, sein Bestes und Höchstes drängt sich vor, seine Persönlichkeit. Er „verklärt" sich uns, d. h. er wird uns klar.

So ist der „verklärte Christus" nicht nur ein Gebilde begeisterter Jüngerphantasie, nicht nur eine geschichtliche Notwendigkeit — sondern eine Wahrheit. Er ist auch das Wirksame an ihm gewesen. Nicht der Menschensohn des Markus hat die Welt erobert, sondern der Christus des Johannes und Paulus. Was haben diese am Ende getan, als daß sie das Inwendige in Jesus nach außen kehrten — mag auch die Form, in der sie es taten, uns Heutigen unzulänglich scheinen. Noch immer zieht uns der Uebermenschliche hinan, nicht der fromme, tapfere Jesus, der Märtyrer seiner wohlmeinenden Ueberzeugungen. Noch immer erleben wir Weihestunden, wo er sich vor unseren Augen verwandelt: „sein Antlitz leuchtet wie die Sonne und seine Kleider glänzen wie ein Licht."

Rithack-Stahn

Die künftige Religion?

Durch die Städte Deutschlands reist gegenwärtig Herr Dr. Ernst Horneffer und hält einen „religionsphilosophischen" Vortragszyklus über „die künftige Religion". Wenn Horneffer die Praxis beibehält, die er bei seinen Nietzsche-Vorträgen übte, so wird er diese Vorträge, die gleichzeitig auch im Druck vorliegen,*) jahrelang an allen möglichen Orten wörtlich wiederholen, sodaß sein Publikum ihm mit dem Buch in der Hand jedesmal im Chorus einhelfen könnte. Dagegen ist nicht viel zu sagen, wenn es Herrn Horneffer innerlich möglich ist und wenn es das Publikum sich gefallen läßt. Für den Kritiker hat diese Methode jedenfalls den Vorteil, daß er dem völlig authentischen Wortlaut dieser überall mit mächtiger Reklame inszenierten Vorträge gegenübersteht.

1

„Nach langer Verwahrlosung und Armut will der Geist wieder ein Fest feiern. Eine neue Bildung, wie ich die Einheit aller geistigen Schöpfungen nennen möchte, will ihren Einzug halten und über die Geister Macht gewinnen. In den feinsten Seelen dämmert die Vorahnung eines neuen, noch unbekannten Glücks." Wir wollen uns nicht damit aufhalten, wie hier — und an ungezählten andern Stellen — der Kundige alle Glocken des Zarathustra läuten hört. Was bei Nietzsche als ursprüngliche Empfindung mächtigen Eindruck macht, wirkt aber in der Nachempfindung Horneffers oft unerträglich. Mir persönlich war es schon ein starkes Gegenargument gegen den neuen Religionsstifter, daß er einen eignen Stil — des Redens nicht nur, sondern auch des Empfindens — noch gar nicht gefunden hat. Und doch (oder gerade deshalb?) werden wir ihn vom eignen Stil gar bald viel reden hören. „Der geistigen Bildung des neueren Europa fehlt der einheitliche, große Zug, das sichere, stetige Wachstum." „Kein Zweifel" — der Assistent verkündigt dem Patienten tiefsinnig die Diagnose, die er vom Meister aussprechen hörte — „Europa ist krank, im tiefsten krank." „Nach langen vergeblichen Mühen muß endlich Europa sich selber finden, muß es ein entscheidendes Wort sprechen." „Die alten Kulturen" — das Mittelalter und das Griechentum — „ruhten auf einem starken und sicheren religiösen Untergrund. Die Menschen von damals als Menschen hatten Stil," ihr Leben war „in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke auf einen tiefsten Punkt bezogen", „von einem herrschenden Gedanken durchzogen." Denn „der Mensch als Mensch hat Stil, wenn er Religion hat." Die Religion „stellt sich dem Leben in seiner ganzen Erscheinung gegenüber, faßt das ganze Leben unter einem Bild und sucht eine tiefste Deutung dieses Bildes." „Sie richtet einen höchsten Zweck über dem Leben auf und verleiht damit allem

*) Das klassische Ideal. Reden und Aufsätze von Ernst und August Horneffer. Leipzig, Zeitler. 336 S. 7,50, gebunden 9 Mk. Den ersten Teil des Buchs bilden Aufsätze von August Horneffer, mehr ästhetischen Inhalts.

Begehren und allem Handeln die feste Richtung." „Die Sittlichkeit des Menschen ist gänzlich von seiner Religion abhängig." „Jeder Versuch, eine »reine« Sittlichkeit auszubilden, die solcher metaphysischer Stützen entbehrt, muß scheitern."

Der prinzipiellen Auffassung der Religion und ihres Verhältnisses zur Sittlichkeit, die hier erscheint, freuen wir uns durchaus zustimmen zu können. Die Zeiten der „religionslosen Moral" konnten nur so lange dauern, als man unter Religion eine ganz bestimmte Religionsform verstand und noch nicht eingesehen hatte, daß jeder Handlung des Menschen irgend eine Wertung des Universums zugrunde liegt, die vom Zentrum des Individuums aus bewußt oder unbewußt, vollzogen wird und der prinzipiell religiöser Charakter nicht abgesprochen werden kann. Es geht nicht länger an, den Begriff „Religion" auf die organisiert auftretenden Religionsformen zu beschränken. Jeder, der überhaupt nur einen Tag leben will, hat irgend eine Religion; es fragt sich nur, was für eine! Meines Wissens hat Tolstoi in seiner Schrift über „Religion und Moral" diese Anschauung zum ersten Mal klar und entschieden ausgesprochen.

Freilich Horneffer vermag diese Auffassung nicht ebenso gründlich festzuhalten. Sonst könnte er nicht sagen: „Das neuere Europa hat keine Religion; das ist sein tiefes Leiden." Es hat nur eine recht schlechte Religion, keine wahrhaft große, einheitliche religiöse Stimmung, wie frühere Kulturen. „Wo ist heute der Mann, der freudig und beseligt auf sein Werk schaut? . . . Jeder trauert still um sein verlornes Leben." Wirklich? Gott sei Dank ist unter uns Theologen eine ganz andere Stimmung die Regel. Aber mit Interesse hören wir Horneffer verkündigen: Heute ist eine entscheidende Stunde. „Möchte doch der Mensch der Gegenwart den Ernst der Lage begreifen! Er hat Jahrtausende in der Hand, sein Wort wird Befehl für ungezählte Geschlechter; in seiner Entscheidung liegt Fluch und Segen für eine unbegrenzte Zukunft beschlossen. Nach seinem Takt und Ton bewegt sich die Nachwelt gehorsam und von unwiderstehlichem Zwange gezogen. Er ist zum Gesetzgeber berufen, zum Richter, dem sich die Nachkommenschaft, willig oder gezwungen, jedenfalls unfehlbar beugt. Darum rüste er sich zu seiner schweren Aufgabe! Spreche er ein klares Wort! Daß in seinem Busen sein Herz nicht bebe! Denn Härte und Mut bedarf der, auf dem ein Schicksal ruht."

„Wohlan, der Tag zu einer großen Tat ist angebrochen. Ein stolzes, kühnes Werk, noch verhüllt und ungeboren, ruft nach den Tätern. Auf! . . . Hier ist Gelegenheit, Mut zu zeigen . . . Die Stunde der Entscheidung ist da."

„Wenn wir eine neue Bildung schaffen wollen, wenn wir nicht alle Hoffnung auf eine . . . in sich vollendete geistige Kultur begraben wollen, so ist Eines vor Allem nötig: die religiöse Reformation. Wir müssen uns erst zu Menschen erziehen. Sache des Menschen aber ist es . , daß er das Leben mit seiner vollen Kraft und Tiefe unter einen einzigen mehr oder weniger festen Willen zwingt. Und da der Mensch immer das Glied einer größeren Gruppe ist, so ist . . nötig, daß auch . . jedes Volk, jede Kultur sich einen zusammenhängenden, weitgespannten, unveränderlichen Willen gibt. Das also erschaffene Leben aber, . . das in allem seinem Wesen die hohe Weihe des Stils zeigt, dies Leben muß auch fort und fort von Schönheit perlen. Immerdar, immer gleich und immer wechselnd müssen aus seiner reinen Tiefe Wunder über Wunder aufsteigen. Das gestaltete Leben gebiert notwendig gestaltete Werke. Deshalb suchen wir dies verlorene Gut, die Religion, wieder zu gewinnen! Aus dem Verlust der Religion stammt alle Qual, aus ihrer Wiedergeburt wird alles Glück des Geistes kommen."

Freilich muß der arme Sterbliche, der nun hungrig und durstig geworden ist nach solcher Herrlichkeit, ehe die neue Religion auf etwa vierzig Seiten vor ihm aufsteigt, erst gegen hundert Seiten Polemik schlucken, gegen Philosophie, Philologie und vor allem — nicht gegen das Christentum, sondern gegen die Kirche.

Zunächst erfolgt eine jener Abrechnungen mit den „Staatsphilosophen", wie sie in der Schule Schopenhauers gebräuchlich sind. Wir sind gewiß weit davon entfernt, die philosophische Bedeutung eines Mannes in dem Stuhl zu suchen, auf dem er sitzt, aber schließlich hat doch Deutschland keinen Grund, sich der „Staatsphilosophen" Kant, Fichte, Schelling, Hegel zu schämen, am Ende ebensowenig als eines Schopenhauer, Nietzsche, Horneffer. Außerdem muß nachgerade jeder feinere Geist solche Massenabschlachtungen als eine große Geschmacklosigkeit empfinden. Horneffer gibt einen neuen Aufriß der Geschichte der Philosophie. Bisher habe sich die europäische Menschheit nur die Freiheit des Denkens errungen. „Es ist die weltgeschichtliche Tat Nietzsches, Europa die sittliche Freiheit erkämpft zu haben," das ist „die Freiheit, nach der eignen Natur zu sein und zu handeln," die Freiheit, „sich selbst das Ideal zu geben". „Und keiner seiner Beurteiler hebt diese Tat als sein Verdienst hervor," klagt Horneffer. Nun, wir glauben ihm verraten zu können, warum. Weil hier keine „weltgeschichtliche Tat" geschehen ist. Horneffer parallelisiert die Freiheit des Handelns selbst mit der Freiheit des Denkens. Eine „Freiheit des Denkens" im Sinn der Willkür aber gibt es nicht, es gibt nur eine Notwendigkeit des Denkens, oder das Denken wird zum Phantasieren. Wo der Ausdruck „Freiheit des Denkens" gebraucht wird, da bedeutet er nur die Unabhängigkeit des Denkens von allen Gesetzen und Autoritäten, die nicht in ihm selbst liegen, sodaß es sich nun nach seiner eigenen inneren Notwendigkeit entfalten kann. So kann es sich, falls die historische Parallele einen Sinn haben soll, zunächst auch nur um die Freiheit des Handelns von allen äußerlich herangebrachten Gesetzen, d. h. um den Gegensatz zwischen heteronomer und autonomer Moral handeln, und hier bedurfte es wahrhaftig nicht eines Nietzsche, um „Europa die Freiheit zu erkämpfen". Horneffer freilich will mehr. „Der kategorische Imperativ muß sich verwandeln in den freien Wert." Daß er den „freien Wert" der Welt verkündigte, das macht Nietzsche neben Luther und Kant zum „dritten großen deutschen Gewissensbefreier". „Europa ward frei. Nun kann es beginnen die größere Renaissance, wie ich das Kommende taufte. Nun ist der europäische Geist zu der alten vollen Griechenfreiheit zurückgekehrt. Nun blühe auf, trete ans Licht unser echtes eingeborenes Leben, unser Tiefstes, Stärkstes, unser verborgenes Gold. Zwar schwindelerregend ist die Freiheit des freien Wertes, gefährlich, unheilschwanger. Aber wir können dieser Freiheit nicht mehr entrinnen."

„Wenn der freie Wert herrscht, dann werden mannigfaltige, entgegengesetzte Ideale aufblühen." Aber aus dem „stillen Kampf der Ideale" erhebt sich eine Harmonie, „ein brausender Zusammenklang, ein vielstimmiger rauschender Gesang, der erst die ganze menschliche Seele zum Erklingen bringt." „Nun kreißt der Berg der Menschen-Zukunft." — Man muß schon seine Studentenohren noch behalten haben, wenn man sich durch solche schwungvollen, begeisterungstrunkenen Sätze über den Wert der vorgetragenen Gedanken täuschen läßt. Man zeige uns doch einmal einen solchen „freien Wert"! Dann wird sich Alles klären! Soviel ich weiß, ist es doch die Art aller wahren Reformatoren gewesen, daß sie zunächst durch positive Taten etwas inhaltlich Neues und Großes brachten und damit sich selbst und ihren Kampf gegen das Alte rechtfertigten, und nicht die, daß sie riefen, wie es durch Horneffers Vorträge hallt: Schafft zunächst einmal das Alte ab! Es kommt dann schon etwas Neues, das werdet ihr nachher erleben! Meines Erachtens kann eine neue Gesamtabschätzung des Daseins, die auf irgendwelche Bedeutung Anspruch machen will, nur erfolgen auf Grund einer ganz sorgfältigen und gewissenhaft umsichtigen Verwertung aller Ergebnisse des menschlichen Denkens, und sie wird um so mehr Anspruch auf allgemeine Beachtung haben, als sie zwingend aus der menschlichen Erkenntnis gefolgert wird, d. h. als der freie Wert ein notwendiger geworden ist. Bei Nietzsche freilich hing seine Anschauung vom freien Wert eng zusammen mit seiner Anschauung von der freien Wahrheit. Er hielt die gesamte Wahrheitserkenntnis der Menschheit für ein Produkt des Kampfes um die Macht. Er glaubte, diese Wahrheitserkenntnis jederzeit durch eine andere Wahrheit ersetzen zu können und hat sich dabei, wie ich an andrem Ort ausführlich gezeigt zu haben glaube, an der Burg der festen Wahrheit den Kopf blutig gerannt. Das war noch einigermaßen konsequent. Horneffer redet zwar hin und wieder von einem Fluß aller

Wahrheit, aber nichtsdestoweniger macht er in seinen eignen Aufstellungen von der Behauptung definitiv errungener Wahrheiten reichlich Gebrauch, ja sogar von der Behauptung definitiv errungener Werte. Oder ist ihm die „Freiheit des Denkens", die „Freiheit des Handelns", von allem Andern abgesehen, nicht ein solcher Wert, der jeder höheren Kultur notwendig und unveräußerlich ist? Ja, Horneffer gibt selbst zu, daß der Philosoph zuerst „das letztmögliche Wissen gewinnen", „die allgemeinste und umfassendste Wahrheit erkannt haben" müsse, ehe „sein Wille auf den Plan tritt und sein Wort spricht." Das tue er nur auch wirklich, und er wird sehen, einen wie geringen Spielraum sein „freier Wille" dann noch hat. Will dieser Philosoph dann ein „Befehlshaber der Menschheit" sein, dann wird er es genau so weit werden, als sein „Wert" kein willkürlicher, sondern ein aus den Urtiefen der menschlichen Seele in ihrer Stellung zum Universum unabweisbar sich ergebender, d. h. wieder ein notwendiger Wert ist. Es klingt hart, aber ist wahr: der „freie Wert" ist, wie die „freie Wahrheit", im Irrenhause daheim. —

Von hier aus rückt es nun doch in eine eigentümliche Beleuchtung, wenn Horneffer, nachdem er mit Kant, Lotze, Wundt abgerechnet hat, stolz verkündigt: „Ich habe die Torheiten und engen Auffassungen unsrer Philosophen gerügt"; oder wenn er über die Behauptung Liebmanns von einer objektiven Ethik, unter deren maßgebendem Einfluß wir uns, bei aller Selbständigkeit des persönlichen Gewissens, von Jugend auf befänden, in die Worte ausbricht: „Hat man noch Worte für eine derartige Unterwürfigkeit? Die europäische Philosophie in der Moral zur Schleppenträgerin der asiatischen Religionen herabgewürdigt!"; oder wenn er den philosophischen Lehrern der Jugend jeden „Schimmer Ehrlichkeit" abspricht, weil sie von ihren Schülern nicht vor jeder Unterweisung den Austritt aus der Kirche verlangen; oder wenn er von sich selbst sagt, er habe deshalb den Gedanken, an einer Hochschule zu wirken, aufgegeben, weil „jetzt dort eine tapfere Philosophie einzuführen unmöglich" sei. Es sind ja alles „abgefallene verräterische Philosophen", denen „die Höllenpredigten eines Schopenhauer" „in das eine Ohr hinein, aus dem andern heraus" gehen, die „fromm und gläubig als heimliche Diener der Kirche" dahinleben. F. Rittelmeyer

---

Das naturwissenschaftliche Glaubensbekenntnis eines Theologen

Von Oberhofprediger a. D. Prälat D. Rudolf Schmid. Stuttgart, Max Kielmann 1905. 173 S. 3 Mk.

Unter den zahlreichen Schriften, die sich mit der Versöhnung von Naturforschung und Christentum beschäftigen, nimmt Schmids Buch eine hohe Stellung ein. Als besonderer Vorzug darf die reiche Fülle naturwissenschaftlicher Kenntnisse des theologisch gebildeten Verfassers angesehen werden, und nicht nur diese, sondern auch das auf allen Seiten hervortretende tiefe Verständnis für naturwissenschaftliche Arbeits- und Denkweise. Nur wer das besitzt, kann der Naturforschung wirklich gerecht werden. So kommt es auch, daß Schmid, ein auf durchaus „positivem" Standpunkt stehender Theologe, nicht den Versuch macht, etwa der Naturforschung besondere Wege vorschreiben zu wollen, sondern daß er ihre volle Selbständigkeit als Geisteswissenschaft — denn das ist sie, obgleich man sie zu den Geisteswissenschaften im landläufigen Sinne nicht zu rechnen pflegt — anerkennt.

Der Standpunkt Schmids ist der, daß er die Möglichkeit eines absoluten Friedens zwischen natürlicher und religiöser Betrachtungsweise vertritt. Wenn Naturforschung und Theologie sich vor Grenzüberschreitungen hüten, können Kollisionen nicht eintreten. Das Weltbild wird ein anderes, wenn wir es mit den Augen des Naturforschers, der Alles aus natürlichen Ursachen erkennen will, ansehen, ein anderes, wenn wir als religiös gestimmte Menschen, die auf dem Boden theistischer Weltanschauung stehen, unsere Blicke auf das Schöpfungsgebiet richten. In dieser Gegenüberstellung trifft Schmid den Kernpunkt des angeblichen Gegensatzes. Der nüchterne, voraussetzungslose Naturforscher, der in der Kategorie der Kausalität arbeitet, kann Gott und göttliches Wirken nicht erkennen. Der religiös Gestimmte, der Gottes Dasein in seinem Innern erfahren hat, darf sein Wirken im äußeren Naturgeschehen ahnen; er darf die Zweckmäßigkeit, für die der Naturforscher, bisher freilich ohne Erfolg, „natürliche" Ursachen sucht, als eine von Gott gewollte betrachten. Der angebliche Gegensatz zwischen Naturforschung und Glauben würde nicht so schroff empfunden und behauptet werden, wenn er immer auf seinen wahren Grund, einen Stimmungsunterschied, zurückgeführt würde.

Die richtige Auffassung des inneren Wesens von Naturforschung und Glauben gibt dem Autor das Recht zu seiner freien Stellung z. B. gegenüber der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Er verschließt sich nicht der Erkenntnis der Unvereinbarkeit der beiden Berichte im 1. Mos. 1 und 2, und hält die Versuche, in der biblischen Schöpfungsgeschichte eine objektiv richtige Schilderung des Schöpfungsherganges zu suchen, für eine vollständige Verschiebung und Verkennung des Wertes, den die heilige Schrift für die Menschheit hat. Er gibt eine objektive und einwandfreie Darstellung der Methoden, der Probleme und ihrer Lösungsversuche in der modernen Naturforschung, er erkennt an, daß mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die organischen Wesen, einschließlich der Menschen, durch Abstammung von nächstniederen Arten ins Dasein getreten sind:

> Für die religiöse Weltanschauung ist Alles, was geschieht, so durchaus unter göttlicher Lenkung, daß es für sie ganz gleichwertig ist, ob Gott schon in die Anfänge aller Dinge das hineingelegt hat, was aus ihnen werden sollte, oder ob er das jedesmal Neue auch in jedesmal neuen Impulsen in seine Welt hineinlegte.

Sehr richtig entgegnet Schmid auch denen, die eine Entwicklung der Arten nicht anerkennen wollen, daß sie doch die Entwicklung aller tierischen und pflanzlichen Individuen als Tatsache vor ihren Augen sehen, und daß deshalb auch der Widerstand gegen die Hypothese der Entwicklung der Arten eigentlich unverständlich ist.

In einem sehr schönen Kapitel werden die Denkschwierigkeiten einer antiteleologischen Weltanschauung behandelt. Es wird gezeigt, wie diese oft noch größer sind, als die Denkschwierigkeiten einer frommen Weltansicht. Dabei aber ist der Verfasser fern von der fröhlichen Sicherheit jener, denen ihr Christentum auch gegenüber dem Geschehen in der Natur keinerlei Schmerzen macht, und von denen mit dem Glauben „bei Gott ist kein Ding unmöglich" alle zweifelnden Erwägungen einfach abgeschoben werden. Schmid erkennt vollauf an, daß die Wahrnehmung des scheinbar Vernunftwidrigen und Grausamen in der Welt — man denke an das fürchterliche Morden im Tierreich, an die elementaren Katastrophen, die so viele Lebewesen heimsuchen — den Glauben, daß der allmächtige Gott die Liebe ist, auf eine harte Probe stellt. Auch bei der Besprechung des Vorsehungsglaubens, der „ein unveräußerlicher Bestandteil der christlichen Weltanschauung ist", zeigt der Verfasser, wie in sehr vielen Fällen die Denkschwierigkeiten dessen, der den Vorsehungsglauben ablehnt, größer sind als die der Glaubenden. Ueberall leuchtet der Gedanke durch, ohne allerdings mit voller Präzision ausgesprochen zu werden, daß dem, der an Gottes lebendige Wirksamkeit glauben will, auch die Zweifel, die aus der logischen Unerkennbarkeit Gottes erwachsen, den Glauben an Gottes Walten nicht erschüttern.

Gegenüber der Frage nach der Tatsächlichkeit der Wunder fordert Schmid für sich das Recht, die Beglaubigung der Wundergeschichten zu prüfen, und verneint z. B. die Tatsächlichkeit der Erzählung in Josua 10; er erkennt auch einen Wertunterschied der Wunder an. Die Wunder im engeren Sinne sind ihm „Krafttaten", denen der Gedanke einer Durchbrechung der Naturgesetze gänzlich fern liegt, die vielmehr durch Kräfte hervorgerufen werden, welche in besonders unmittelbarer und augenfälliger Weise auf den göttlichen Urheber dieser Kraft hinweisen. Ich vermag hier den einzelnen Ausführungen des Autors allerdings nicht beizustimmen — nach ihm tritt Gott gelegentlich als deus ex machina auf. Wenn man einmal die Tatsache einer allgemeinen Kausalität des Naturgeschehens erkannt hat

und die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Erkenntnis zum Bestandteil seiner Weltanschauung gemacht hat, kann man meines Erachtens nicht mehr die Möglichkeit annehmen, daß Kräfte bei dem Eintritt eines Wunders zum ersten Mal ins Dasein treten, oder auch vorhanden sind und jetzt zum ersten und einzigen Mal oder nur in langen Zwischenräumen ausgelöst werden und lange Zeit hindurch latent bleiben. Schmid sagt: ob das Alles geschieht, bleibt uns verborgen; aber er gibt doch, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt, die Möglichkeit zu. Solche „Krafttaten" geschehen allerdings nach Schmid immer in Harmonie mit allem sonstigen Geschehen und in vollendeter Zielstrebigkeit. In der Anerkennung der Möglichkeit eines Auftretens „neuer Kräfte" liegt meines Erachtens nur eine Inkonsequenz gegenüber den früheren Ausführungen Schmids. Die „Krafttaten", seien es Heilungen oder andere „Zeichen", treten als solche in die Erscheinungswelt und unterliegen daher auch ihren Gesetzen, insbesondere dem Gesetz der Kausalität. Wenn z. B. erfahrungsgemäß zur Entstehung des Weines die Vorgänge des Reifens der Traube und die Gährung des Saftes gehören, so stellt die Entstehung des Weines aus Wasser, auch wenn sie durch „neue Kräfte" oder latent gebliebene, einmal in die Erscheinung tretende Kraftwirkungen hervorgerufen wird, eine Durchbrechung des Kausalgeschehens dar. Nicht irgend welches Kausalgeschehens, sondern des Kausalgeschehens, das wir erkenntnismäßig als herrschend festgestellt haben, des Kausalgeschehens, das nach den Kantschen Untersuchungen eine Kategorie unseres Denkens ist. Wenn der Vorgang der Verwandlung des Wassers in Wein als mit dem allgemeinen Naturgeschehen in Harmonie stehend betrachtet wird, dann darf konsequenterweise auch das unmittelbare Eingreifen Gottes bei irgend welchen auffallenden Naturereignissen anderer Art nicht bezweifelt werden, z. B. bei dem Stillstehen der Sonne und des Mondes während der Schlacht Josuas. Aehnlich steht es mit dem Standpunkt des Autors unseres Werkes gegenüber der Jungfrauengeburt Jesu. Nach Schmid v e r l a n g t unsere Ueberzeugung von der einzigartigen Gottessohnschaft Jesu die jungfräuliche Geburt zwar nicht. Wenn er aber auf Grund der Tatsache, daß Parthenogenesis in der Tier- und Pflanzenwelt eine häufige Erscheinung ist, die Möglichkeit einer Parthenogenesis Jesu, „dessen Sendung die letzte, größte und abschließende Neuschöpfung Gottes auf Erden" darstellt, zugibt, so ist er auch bei diesem Analogieschluß meiner Ansicht nach nicht glücklich. Dem Naturforscher wird die jungfräuliche Geburt Jesu damit nicht annehmbarer. Die Parthenogenesis eines Menschen liegt außerhalb aller Erfahrung; es sollte daher auch nicht versucht werden, sie durch Erfahrungen aus anderen Beobachtungsgebieten zu stützen.

Der Inhalt des Schmidschen Werkes ist zu reichhaltig, als daß im Rahmen einer Besprechung auf die Einzelheiten eingegangen werden könnte. Es gibt auch in seinen letzten Teilen, die von den Wundern und der Auferstehung Jesu handeln, sehr viel Anregung zum Nachdenken. Die Ausführungen sind in ihrer ruhigen Besonnenheit, die frei ist von jeder schwärmerischen Ueberspanntheit, ungemein sympathisch. Solche Arbeiten können nur günstig wirken, namentlich auch, weil die Naturforscher und Laien, welche in jedem Theologen einen Dunkelmann sehen zu müssen glauben, aus ihr erkennen, daß mit lebendigem, warmem Glauben die volle Anerkennung ihrer Forschungen und Ergebnisse vereinbar ist.

Summa: obwohl ich in manchen Dingen auf anderem Standpunkt stehe als der Verfasser, wünsche ich seinem Werke viele Leser.

J o h a n n e s P e t e r s e n

Zum Protest gegen die Schulvorlage

In der Nummer 18 der Christlichen Welt (vom 3. Mai) hat Professor Paul Natorp nochmals seinen gellenden Kriegsruf gegen die preußische Schulvorlage ertönen lassen; es handle sich darum „die zwangsweise Konfessionalisierung der Schule", das „Aeußerste von Unfreiheit und Gewissensknechtung" abzuwehren, nämlich durch die Rettung der Simultanschule. In diesem Sinne sei der Protest der 27 erlassen, und er sei wie „innerlich, sachlich begründet, so auch taktisch, politisch eine unabweisbare Notwendigkeit." Mit Beziehung auf einen Artikel Hans Delbrücks im Maiheft der Preußischen Jahrbücher, der es ablehnt, in dem Protest der 27 ein Votum der deutschen Universitäten zu erkennen, nimmt Natorp für sich und seine Gefolgschaft zuversichtlich die „geistige Führung" Deutschlands in Anspruch; wenigstens stellt er diejenigen, die den Protest nicht unterschrieben haben, als Zaghafte und Zurückgebliebene hin, die im Widerstand gegen kirchliche und staatliche Reaktion matt geworden seien: 1892 sei noch ein einmütiger Protest gegen den einbrechenden Klerikalismus möglich gewesen, jetzt seien Viele gefügig oder mutlos geworden, und so fehle der Kundgebung freilich die Einmütigkeit des Protestes gegen den Zedlitzschen Entwurf. Indessen, daß „es den Herren Delbrück, Paulsen, Harnack gefalle, heute eine andere Stellung anzunehmen," beweise nicht, daß das „intellektuelle" Deutschland seine Anschauungen verändert habe, sondern nur, daß eben jene „matt geworden seien und tatsächlich aufgehört hätten die geistig Führenden zu sein."

Ich will Herrn Natorp in seiner Gewißheit, an der Spitze der geistig Führenden den großen Kampf gegen die Reaktion zu organisieren, nicht irre zu machen versuchen. Ich will auch nicht untersuchen, ob die Zahl und das Gewicht der Namen, die den Protest der 27 unterzeichnet haben, größer ist als Zahl und Gewicht der Namen aus akademischen und liberalen Kreisen, die der Schulvorlage im Ganzen, wenn auch ohne Enthusiasmus, ihre Zustimmung geben. Nur das will ich nicht ungesagt sein lassen, daß es eine grobe und höchst unnötige Selbsttäuschung ist, wenn Natorp die Sache so darstellt, als seien die Nichtunterzeichner seines Protestes Freunde und Förderer, wissentliche oder unwissentliche, eines Gesetzes, das die „zwangsweise Konfessionalisierung", die „Auslieferung der Schule an die Kirche", und was solcher leidenschaftlicher Wendungen mehr ist, sich zur Aufgabe mache. Was mich anlangt — und ich darf vielleicht annehmen, daß Harnack, Delbrück, Pfleiderer, Kahl und andere Kollegen, mit denen ich über diese Angelegenheit öfters gesprochen habe, ähnlich denken —, so sehe ich in dem Gesetz nicht das Ideal eines Unterrichtsgesetzes, wohl aber eine längst und höchst notwendige Regelung der Schulunterhaltungslast, die vor allem auch die Aufgabe hat, der Volksschule sehr notwendige neue Mittel zuzuführen. Da ein solches Gesetz durchzubringen ohne Unterstützung der Konservativen schlechthin unmöglich war, so war es unvermeidlich, der Forderung nachzugeben, nicht: die „Volksschule zu konfessionalisieren", wohl aber den bestehenden Rechtszustand anzuerkennen, wie er durch die Verfassung und die preußische Verwaltung gegeben ist: Staatsschule „m i t R ü c k s i c h t a u f d i e k o n f e s s i o n e l l e n V e r h ä l t n i s s e".

Daß diese Rücksicht auf die konfessionellen Verhältnisse gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit verstoße, davon vermag ich mich auf keine Weise zu überzeugen. Es mag Jemand für sich ohne Religion auskommen und für seine Kinder den Religionsunterricht nicht wünschenswert finden — die Freiheit, den dogmatischen Konfessionsunterricht abzulehnen, sollte auch nach meiner Ansicht nicht beschränkt werden —, aber man kann nicht die Durchführung eines staatlichen Schulwesens ohne Rücksicht auf die Konfession des Lehrers und der Schüler Andern durch Zwang auferlegen, ohne gegen eben das Prinzip der Freiheit zu verstoßen, das man zu seinen eigenen Gunsten anruft. Will zur Zeit die Mehrheit der Katholiken und vielleicht auch die Mehrheit der Protestanten nicht die grundsätzliche Gleichgültigkeit der Schule gegen die Konfession der Lehrer und der Schüler, ist die Mehrheit der Bevölkerung vielmehr dafür, daß in der Regel evangelische Schüler gemeinsam von evangelischen Lehrern, katholische von katholischen unterrichtet werden, so ist es eine seltsame Anmaßung, ihr dies im Namen der Gewissensfreiheit verwehren zu wollen. Und selbst wenn es nur eine Minorität wäre, so würde ich auch ihr das Recht auf eine Berücksichtigung ihrer Konfession zuerkennen, natürlich soweit diese Berücksichtigung bei den gegebenen konkreten Verhältnissen und Mitteln ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Bildungszwecke möglich wäre.

So würde ich zu dieser Frage Stellung nehmen auch ohne

alle Rücksicht auf die gegenwärtige politische Konstellation. Daß nun diese nicht geeignet ist, die Bestrebungen zur Durchführung der Simultanschule zu ermutigen, braucht hier nicht ausgeführt zu werden; es ist von Erich Förster (in diesen Blättern) und Frhr. v. Zedlitz (in den Preußischen Jahrbüchern) in vortrefflicher Weise geschehen. Ich bemerke nur Eins: die Folge einer Gesetzgebung im Sinne Natorps würde der Schulkrieg sein, und zwar der Schulkrieg nicht bloß im Großen, sondern an jedem Punkt, in jeder Schule, ein Krieg, den siegreich zu führen der Liberalismus gegenwärtig schlechterdings keine Aussicht hätte, ein Krieg, der schließlich, wenn er längere Zeit von dem vom Liberalismus beherrschten Staat durchgeführt werden könnte, zur Errichtung privater kirchlich-konfessioneller Schulen im Gegensatz zu der „konfessionslosen" Staatsschule führen würde. Oder wären diese dann wieder im Namen der „Gewissensfreiheit" zu unterdrücken?

Etwas völlig Verschiedenes von politischen Entschließungen des Augenblicks sind Wünsche und Ansichten über den geschichtlichen Gang der Dinge im Großen. Vielleicht ist es mir gestattet aus der Schlußbetrachtung eines Büchleins, das in nächster Zeit in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" unter dem Titel „Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung" von mir erscheinen wird, ein paar Sätze hierherzusetzen. Indem ich als die beiden durchgehenden Züge der historischen Entwicklung einerseits die fortschreitende Verweltlichung, Verstaatlichung, Deklerikalisierung, andererseits die fortschreitende Ausbreitung oder Demokratisierung der Bildung nachweise, ziehe ich die Konsequenzen für die Zukunft. Zuerst: die vollständige Durchführung der *staatlichen, fachmännischen Schulaufsicht*; die Volksschule wird den höheren Schulen hierin folgen, nicht einer Doktrin zu liebe, sondern durch die in der Sache selbst liegende Notwendigkeit: „die Aufgabe ist so groß und schwierig geworden, daß sie die ganze Kraft berufsmäßiger und sachverständiger Beamten in Anspruch nimmt." Sodann die *innere Umbildung des Religionsunterrichts*. Versteht man unter Religionsunterricht einen Unterricht, „dessen Aufgabe ist, die Schüler von der Wahrheit eines kirchlichen Bekenntnisses zu überzeugen, so würde ich allerdings sagen: er ist so wenig mit dem Wesen des modernen Staats als mit der jetzigen Verfassung der Schule verträglich. Ein derartiger Religionsunterricht gehört in die Schule der Vergangenheit, die Pflanzbeet der Kirche sein wollte und nichts Anderes. In der modernen Staatsschule ist er nicht am Ort schon aus der Ursache, daß der Staat kein Bekenntnis hat." Andererseits kann die Schule nicht auf eine zusammenhängende Belehrung über das Christentum verzichten, aus dem einfachen Grunde, weil „christlicher Glaube und christliche Lebensgestaltung wie ein allgegenwärtiges Element alle Lebensäußerungen der geschichtlichen Welt der europäischen Völker durchdringt. Wer von biblischer Geschichte und Geschichte der Kirche nichts wüßte, der müßte sich in der Geschichte dieser Völker und noch in der Gegenwart wie ein Tauber im Konzertsaal vorkommen. Also muß die Schule von diesen Dingen reden, reden als von etwas Wirklichem, das ebenso wie die natürliche Welt nicht in erster Linie Gegenstand der Beurteilung, sondern der Erkenntnis und des Verständnisses ist."

Ich zeige dann, wie die Entwickelung des Religionsunterrichts sich einer solchen historisch-exegetischen Behandlung tatsächlich seit langem entgegenbewegt; wie dadurch auch die Wirksamkeit dieses Unterrichts in sittlicher und religiöser Hinsicht nicht gemindert wird: „Religiöses Leben entzündet sich an der Anschauung frommen Lebens, am meisten persönlich gegenwärtigen Lebens; der Unterricht als solcher kann nur dadurch wirken, daß er Bilder frommen Lebens aus der Geschichte und Litteratur vor Augen stellt. Für die sittliche Bildung der Jugend aber würde die Wirksamkeit der biblischen Schriften erst freigemacht, wenn sie von der dogmatisch gebundenen Interpretation losgelöst als rein menschliche Zeugnisse menschlicher Erlebnisse behandelt würden." „Daß wir aber für diesen wichtigen Teil der Bildung, die Formung der sittlichen Anschauungen und indirekt des sittlichen Willens, den Gebrauch dieser Schriften nicht entbehren können, daß wir sie nicht, wie von den Bremer Lehrern gefordert wird, durch Sammlungen aus der Weltlitteratur ersetzen können, wird Jedem, dessen Sinn nicht durch Vorurteile gehalten wird, einleuchtend sein; sowohl der absolute Wert dieser Schriften als auch andererseits die auf diesem Gebiet so wichtige geschichtliche Kontinuität wird der Bibel in unsrer Welt immer eine einzige Stellung geben."

Ich fahre dann fort: „Durch solche innere Entwickelung des Religionsunterrichts würde endlich auch dem Ziel vorgearbeitet werden, das in der Zukunft unseres Volkes zu liegen scheint: einer *allgemeinen, interkonfessionellen Volksschule*. Die von politischen Parteien gegenwärtig mit Leidenschaft erstrebte allgemeine und grundsätzliche Durchführung der sogenannten Simultanschule halte ich an sich nicht für ein Ideal, und jedenfalls ist sie zur Zeit völlig unmöglich. Durch gesetzlichen Zwang Widerstrebenden aufgenötigt, würde sie den Schulkrieg in der akutesten Form herbeiführen. Und die letzte Wirkung eines solchen nicht von sachlicher Notwendigkeit, sondern von politischem Doktrinarismus diktierten Schrittes würde dann nicht die Ueberbrückung des Gegensatzes der Konfessionen, sondern seine Verschärfung und Vertiefung sein. Läßt man dagegen die Dinge in der oben bezeichneten Richtung, die durch die große geschichtliche Bewegung vorgezeichnet ist, sich entwickeln, läßt man den biblischen Unterricht mehr und mehr auf Kosten des dogmatisch konfessionellen vordringen, wozu es gar keiner gesetzgeberischen Maßregel, sondern nur der den Dingen selbst nachgebenden Verwaltungspraxis bedarf, so wird die Zeit kommen, wo die Schule innerlich auf jenen letzten Schritt vorbereitet ist: *einen für die Schüler aller Konfessionen gemeinsamen biblisch-historischen Unterricht über das Christentum*, an den sich dann, natürlich für Freiwillige, ein besonderer Unterricht der Kirchen in einem Vorbereitungsunterricht für die Aufnahme unter die aktiven Gemeindeglieder anschließen mag."

So das Ziel und dies der Weg, den die im Ganzen trotz kleinerer Schwankungen in sich beharrliche geschichtliche Entwickelung geht. Man lasse ruhig die Frucht reifen; die einheitliche Volksschule wird kommen, nicht die religionslose, auch nicht die Simultanschule, sondern die interkonfessionelle Schule, die auch eine historisch-exegetische Christentumslehre für Alle — ich nehme die jüdischen Schüler nicht aus — erteilt.

Vielleicht ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß über dieses letzte Ziel zwischen Unterzeichnern und Nichtunterzeichnern des Protestes in weitem Umfang Einverständnis herrscht. Der Unterschied ist dann ein solcher der Taktik: diese wollen das Schiedlich-friedlich, jene sind auf dem Wege des Cogite intrare. Eben darum erscheint mir jene lärmende und denunziatorische Behandlung der Sache bedauerlich, welche die Nichtunterzeichner als Verleugner der Gewissensfreiheit, als Begünstiger des Klerikalismus hinstellt. Und auch darin hat Delbrück recht: ein derartiges Vorgehen eines kleinen Kreises, das sich aber als die Repräsentation der „Intellektuellen", der „geistigen Führer Deutschlands" gibt, ist bedauerlich, weil er für die Folge die Wirkung auch einmütigerer Kundgebungen aus der akademischen Welt schwächt. Und: wird allzu oft und ohne Not auf die Mauern zum Schutz der bedrohten Freiheit gerufen — wer erinnert sich nicht des vorjährigen Geschreis um die bedrohte „akademische" Freiheit —, dann möchte der Feind, wenn er wirklich kommt, sie einmal unbesetzt finden.

Friedrich Paulsen

Thesen zur Schulfrage

Der Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt in Potsdam vorgelegt

Die Frage, ob bei der Einrichtung der staatlichen öffentlichen Volksschule konfessionelle Einheitlichkeit der Schüler und Lehrer notwendig oder doch erwünscht ist, hat an sich Nichts zu tun mit den Fragen: 1. ob in der allgemeinen öffentlichen Volksschule obligatorischer konfessioneller Religionsunterricht am Platze ist; 2. ob und wieweit den Behörden und Beamten der organisierten Kirchen ein Einfluß auf die Schule zu gewähren ist.

Da aber in dem schwebenden Streit um die Schule diese drei Fragen mit einander verbunden sind, halten wir für angemessen, zu jeder von ihnen Stellung zu nehmen.

I. Ueber den obligatorischen öffentlichen Religionsunterricht

1. Wir halten im Interesse der Religion und in der religiös gebotenen Rücksicht auf die Kinderseele für unstatthaft, Kinder wider den Willen ihrer Eltern zur Teilnahme an irgendwelchem Religionsunterricht zu zwingen.

2. Wir wünschen daher, daß die Teilnahme der Kinder am konfessionellen Religionsunterricht von der Entschließung der Eltern abhängig erklärt werde.

3. Dies kann geschehen, indem der Religionsunterricht zu einem fakultativen Unterrichtsgegenstande gemacht wird.

4. Es kann auch geschehen, indem neben Schulen mit konfessionellem Religionsunterricht Schulen gleichen bürgerlichen Wertes ohne solchen errichtet werden. In großen Städten verdient diese Einrichtung den Vorzug.

5. Unter allen Umständen ist die Freilassung der Kinder der Dissidenten vom Religionsunterricht zu fordern. Wir können diese Freilassung aber nur als den ersten Schritt einer gesetzlichen Reform in der dargelegten Richtung betrachten.

6. Die Teilnahme an einem etwaigen un-, über- oder antikonfessionellen Religionsunterricht halten wir für ebenso wenig erzwingbar, wie die am konfessionellen Religionsunterricht.

7. Von den kirchlichen Organen ist in den Fällen der Nrn. 3, 4, 5 der Erlaß genereller Bestimmungen über die Zulassung solcher Kinder, die keinen Religionsunterricht empfangen haben, zur Konfirmation und Kirchengliedschaft zu fordern.

II. Ueber die Beteiligung der Behörden und Beamten der Kirchen an der Schulleitung

1. Wir halten die Behörden und Beamten der Kirchen weder für berufen, noch schon durch ihr Amt für befähigt, das Schulwesen zu leiten.

2. Wir bekämpfen deshalb die geistliche Kreis- und Ortsschulinspektion sowie jeden Versuch, nach Art der katholischen Hierarchie über Schule und Lehrer zu herrschen.

3. Wir fordern, daß sich der Staat bei der Einrichtung des Schulwesens von keinem andern Interesse leiten lasse, als dem, die Volksbildung zu heben.

4. Wir halten für richtig, daß auch der konfessionelle Religionsunterricht im Auftrage des Staates, und wir halten für besser, daß er von Volksschullehrern als von staatlich beauftragten Kirchendienern erteilt wird.

5. Die Bestimmung über die Qualifikation der Lehrer zur Erteilung von Religionsunterricht, über die Auswahl der Lehrbücher und des Stoffes und über die Methode ist von staatlichen Organen und zwar ausschließlich nach den Gesetzen der theologischen und der pädagogischen Wissenschaft zu üben.

6. Es ist kein Widerspruch zu diesem Grundsatz, wenn der Staat sich dabei auch der sachverständigen Mitwirkung von Behörden und Beamten der Landeskirchen bedient und ihnen eine angemessene Stimme in den staatlichen Schulbehörden einräumt.

7. Der Staat muß jedoch solche kirchlichen Organe von der Mitwirkung in den Schulbehörden von Fall zu Fall streng ausschließen, die durch ihre Handlungen den Gesetzen der theologischen und pädagogischen Wissenschaft Anerkennung versagen (vgl. Nr. 5).

8. So wenig wir ein Recht der kirchlichen Behörden und Beamten auf Beteiligung an der Schulleitung anerkennen, so wenig könnten wir ihre grundsätzliche Ausschließung davon billigen.

III. Ueber die Konfessionalität der Schulen

1. Die Konfessionalität der ganzen Schule kommt inbetracht

a) für das Vertrauensverhältnis der Bevölkerung zur Schule (Schule und Volk);

b) für die organische Gestaltung des weltlichen Unterrichts (die Schule in sich selbst);

c) für die Schulordnung und die Schulverwaltung (Schule und Staat).

Schule und Volk

2. Konfessionelle Einheitlichkeit zwischen Lehrern und Schülern fördert das Vertrauensverhältnis der Bevölkerung zur Schule; sie ist dafür besonders dort von großem Gewicht, wo die Bevölkerung nicht (wie in Großstädten) mit der unpersönlichen Institution der „Schule", sondern mit den Lehrern als Personen verkehrt.

Die Schule in sich selbst

3. Der Religionsunterricht wird von der Entscheidung der Frage, ob die Schule konfessionell einheitlich oder simultan eingerichtet werden soll, überhaupt nicht berührt. (Was über ihn zu sagen ist, s. o. I und II 4. 5.)

4. Die Unabhängigkeit des Unterrichts in den weltlichen Fächern von kirchlichen Satzungen, Ueberlieferungen und Moden ist eine Forderung des protestantischen Bekenntnisses, nicht eine Erfindung moderner Menschen. Die konfessionell in den symbolischen Büchern festgelegte Lehre vom Beruf erklärt es für Sünde, sich bei der Erfüllung einer sittlichen Aufgabe — wie Forschen, Lehren, Erziehen — von einer andern Instanz leiten zu lassen, als der eignen gewissenhaften Ueberzeugung.

5. Ebenso bestimmt ist die Abhängigkeit des Forschens, Lehrens und Erziehens von der kirchlichen Autorität eine Forderung des katholischen Dogmas.

6. Die Kreise unseres Volkes, welche die unter Nr. 3 bezeichnete Forderung der protestantischen Konfession — mit oder ohne Anerkennung ihres historischen Ursprungs und ihrer religiösen Begründung — vertreten, müssen eine Sicherheit fordern, daß Erziehung und Unterricht der ihnen anbefohlenen Kinder nicht in die Hände von Lehrpersonen gelegt werden, die der unter Nr. 5 bezeichneten Forderung des katholischen Dogmas sich beugen.

7. Da die katholische Kirche ihre Ansprüche nicht nur durch ihre Behörden und Beamten, sondern mehr noch durch ihre politische Organisation geltend macht, so wäre diese Sicherheit auch da noch nicht gegeben, wo die unter Nr. II dargelegten Grundsätze durchgeführt wären, — was sie bisher nirgends sind.

8. Wirksame Sicherung gewährt nur die Einrichtung, daß protestantische Kinder durch unabhängige protestantische Lehrer unterrichtet werden. Darum fordern wir die grundsätzlich mit Protestanten für Protestanten arbeitende evangelische Schule.

9. Fordern „liberale Katholiken" Erziehung ihrer Kinder nach dem unter Nr. 4 erklärten protestantischen Grundsatze, so müssen sie diese Forderung selbst und zwar gegen ihre Kirche erheben. So lange sie das nicht tun, können sie nicht verlangen, daß ihren Bedürfnissen das Gewicht beigelegt wird, danach das ganze Schulwesen zu gestalten.

10. Den weiten Kreisen überzeugter Katholiken zwangsweise die Kulturgüter der voraussetzungslosen Wissenschaft aufzudrängen, halten wir für unrecht und zweckwidrig, und verweisen darauf, daß das analoge Verfahren den polnischen Bewohnern preußischer Provinzen gegenüber versagt hat. Wir hoffen vielmehr, daß eine immer größere Schätzung der freien Kultur innerhalb des deutschen Katholizismus von selbst erwachsen werde.

Schule und Staat

11. Konfessionelle Einheitlichkeit der Lehrerschaft einer Schule unter sich, wie mit den Schülern, erleichtert die Ordnung des Schullebens.

12. Die Schulverwaltungsorgane ohne konfessionelle Rücksichten zusammenzusetzen, ist um so unbedenklicher, je mehr Freiheit sie den Lehrern lassen, Schulleben und Unterricht individuell zu gestalten.

13. So sehr wir konfessionelle Einheitlichkeit der Schulen wünschen, so gestehen wir doch zu, daß dieser Wunsch zurückstehen oder sich Einschränkungen gefallen lassen muß, wo andre gleich wichtige Interessen dies fordern. Diesen Fall sehen wir besonders da gegeben, wo die Bildung mehrklassiger Schulen nur unter Preisgabe oder Beschränkung der Konfessionalität erreicht werden kann. Der Grundsatz der Konfessionalität soll

leitende Direktive, nicht zwingende Norm für die Schulverwaltung sein

14. Das Bestehen einer Anzahl von Simultanschulen neben den konfessionellen Schulen scheint uns wünschenswert sowohl im Interesse „liberaler Katholiken", wie solcher katholischer Lehrer, die mit der kirchlichen Autorität in Konflikt geraten sind.

---

15. Die gegenwärtige Bewegung gegen die Konfessionsschule, die in der Konfessionslosigkeit die Befreiung der deutschen Kultur vom Katholizismus wie vom Protestantismus erstrebt, schließt den begründeten Vorwurf gegen die evangelische Kirche in sich, daß diese den wahren freiheitlichen Sinn der protestantischen Konfession teils im Dunkeln gelassen teils durch ihr Handeln in Mißkredit gebracht hat.

Foerster Schiele

Die Mission auf dem Deutschen Kolonial-Kongreß

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 zu Berlin. Berlin, Dietrich Reimer 1906. 1155 S. Geb. 30 Mk.

Vgl. Nr. 19

4. Die Pflege der Sittlichkeit unter den Kolonisten

Dies Thema stand natürlich nicht auf dem Programm, spielte aber mehrfach in die Verhandlungen hinein. Und man darf es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit bezeichnen, daß die Mission mit Erfolg in der breiten Oeffentlichkeit den Finger auf diesen recht wunden Punkt legen konnte.

Gleich in der ersten Plenarsitzung beklagte Missions-Inspektor D. Oehler, daß von vielen Deutschen, ja selbst von manchen Beamten, in den Kolonien durch ihr Verhalten das wieder niedergerissen würde, was die Mission in mühevoller Arbeit aufgebaut hätte. Er warf darum einen mannhaften, ernsten Appell in die große Versammlung, daß doch jeder Christ sich auch draußen den Heiden gegenüber wirklich als Christ zeigen sollte, und daß man vor allen Dingen für die Erhaltung einer ernsten sittlichen Anschauung und Haltung unter den für den Kolonialdienst bestimmten jungen Leute sorgen müßte.

Obwohl diese Worte im Plenum ohne Erwiderung blieben, verhallten sie doch nicht ungehört, sondern sie wirkten zunächst bei den Vertretern der wirtschaftlichen Verhältnisse in der fünften Sektion nach und riefen unter ihnen eine gewisse Aufregung hervor. Sie brachten daher die Sache noch einmal in der vierten Sektion zur Sprache. Ihr Wortführer wünschte, daß die Missionare in Anbetracht der eigenartigen Verhältnisse dort draußen in ihrem Urteil doch nicht zu schroff sein und auch einmal Fünf gerade sein lassen möchten. Sie dürften außerdem auch nicht verschweigen, daß es in den letzten Jahren wirklich unter den Weißen besser geworden sei. Auf die direkte Frage, in welchem Punkte er eine Besserung beobachtet habe, nannte er den Alkoholismus.

Ein anderer Vertreter dieser Richtung verlangte, daß die Missionare keineswegs Fünf gerade sein lassen, sondern vielmehr ihr Urteil offen aussprechen sollten, aber gegen Jedermann ohne Ansehen der Person. Und da möchte er doch fragen, ob sie den Mut hätten, ihren Standpunkt eben so entschieden auch nach oben hin zu vertreten, selbst den höchsten Beamten in der Kolonie gegenüber. Damit spielte er auf gewisse bekannt gewordene Vorgänge in Kamerun an; sein versteckter Angriff sollte die Baseler Mission daselbst treffen.

Das gab dem Inspektor Oehler Anlaß, noch einmal in tiefernster, überzeugender Weise die Grundsätze der Mission in dieser Frage zu verteidigen. Er wies darauf hin, daß die Missionare nicht den Beruf haben, über ihre Obrigkeit zu Gericht zu sitzen oder auch nur das Verhalten einzelner Beamten öffentlich zu kritisieren. Uebrigens aber wüßte der Vorredner ja nicht, was von seiten der Missionare und der Missionsleitung vielleicht in der Stille und unter vier Augen in dieser Hinsicht getan und geredet worden sei.

In der letzten Plenarsitzung nahm dann ein junger katholischer Graf den Faden nochmals auf und legte es dem Kongreß in beweglichen Worten ans Herz, seinen weitreichenden Einfluß doch dahin geltend zu machen, daß nicht durch unsere Volksgenossen in der Fremde dem Christentum Unehre bereitet würde. Das Plenum bekannte sich zu der Resolution, welche — allerdings in sehr vorsichtiger Form — das Ergebnis der offenen Aussprache über dies heikle Thema wiedergibt:

> Daß unter Anerkennung der Verdienste der Mission für Kultur und Wissenschaft allen kolonialfreundlichen Kreisen nahe gelegt wird, der Mission volle moralische Unterstützung zu gewähren und dadurch immer mehr kulturelle Arbeitseinheit zu erzielen.

5. Die Eingeborenenpolitik

Man konnte mit Freuden wahrnehmen, daß die Erkenntnis sich immer weiter Bahn bricht, daß die Kolonialpolitik nach dem Grundsatz geleitet werden muß, wie ihn ein Redner formulierte: „Ich diene, und nicht: ich verdiene." Der nur von einzelnen Stimmen vertretenen rücksichtslosen Herrenmoral trat namentlich Dr. G. Hartmann in seinem sehr zeitgemäßen Vortrag über den „wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas" mit aller Entschiedenheit entgegen. Er führte aus:

> Der Aufstand hat gezeigt, daß die Eingeborenenfrage die wichtigste ist. Die Eingeborenen sollen bestraft, aber nicht vernichtet werden. Man muß dem Lande das Eingeborenenmaterial erhalten und deshalb auch die Aufständischen schonen.

Nebenbei warf er auch sein Wort zur Ehrenrettung der Mission in die Wagschale:

> Die Mission ist im Prinzip zu stark angegriffen worden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir gerade der Rheinischen Mission den Besitz von Deutsch-Südwestafrika verdanken. Die Mission ist ein sehr wichtiger Bestandteil in der Verwaltung der Kolonie.

Auch Oberstleutnant von Morgen hatte schon in seinen Worten zur Bekämpfung des Islam die Notwendigkeit betont, daß die Eingeborenen als Arbeiter den Kolonien erhalten bleiben müssen. Doch die bloße Erhaltung genügt noch nicht, sie müssen auch zur Arbeit erzogen werden. Daß hierbei wiederum die Mission in hervorragendem Maße mitzuwirken berufen, bestrebt und befähigt ist, dies vor dem Plenum des Kongresses in überzeugender Weise dargetan zu haben, war die Bedeutung des schon erwähnten Vortrags von D. Buchner. Und der allgemeine Beifall und die zustimmenden Aeußerungen, womit er aufgenommen wurde, bewiesen, daß man in weiten Kreisen der Kolonialfreunde die Mission als erfolgreiche und schätzenswerte Mitarbeiterin bei der Lösung der großen nationalen Kulturaufgaben unter den Eingeborenen würdigt und willkommen heißt.

6. Die Mission und die wissenschaftlichen Forschungen

Auch mit den wissenschaftlichen Forschern, welche in der ersten Sektion vereinigt waren, gewannen die Missionsleute Fühlung. Von einem ihrer Vertreter konnte im Anschluß an den Vortrag von Professor Weule über den „Stand der ethnographischen Forschungen" darauf hingewiesen werden, daß die Ethnographen sich noch mehr, als bisher schon geschehen, die wertvolle Mitarbeit der Missionare auf diesem Gebiete zu nutze machen könnten und sollten. Denn die Missionare sind doch schließlich in den meisten Ländern die besten Kenner der Religion, Sitten und Denkart, überhaupt der Volksseele der Eingeborenen, weil sie dauernd unter und mit ihnen leben, ihre Sprache schon von Berufs wegen möglichst gründlich sich aneignen und durch täglichen, persönlichen Verkehr sie aufs genaueste beobachten und verstehen lernen können. Reisende können fast nie, wissenschaftliche Forscher nur unter günstigen Bedingungen ebenso tief in das Volkstum eindringen. Das überreiche und wertvolle, von den vielen Missionaren an der Urquelle in jahrelangem Studium aus aller Welt gesammelte ethnographische Material müßte dann freilich von den Vertretern der ethnographischen Wissenschaft gesichtet und zweckentsprechend verwertet werden. Diese Anregung wurde von seiten der Fachgelehrten mit freundlicher Zustimmung entgegengenommen.

Den Beweis dafür, daß die Missionare fleißig an der Arbeit sind und der Wissenschaft durch originale Beiträge neue Erkenntnisse zuzuführen sehr wohl in der Lage sind, erbrachten zwei vortreffliche Berichte von evangelischen Missionaren. Der Präses der Rheinischen Mission in Neu-Guinea, Hoffmann, machte interessante Mitteilungen über die „Sprache und Sitte der Papuastämme an der Astrolabebai". Und Missionar Spieth von der Norddeutschen Mission sprach in fesselnder Weise über „die religiösen Anschauungen des Ewe-Volkes in Togo". Spieth ist soeben damit beschäftigt, die Ergebnisse seiner mehr als zwanzigjährigen Studien in einem großen wissenschaftlichen Werk über das Volkstum der Eweer zu veröffentlichen. Diese grundlegende Arbeit fand ihre wohlverdiente Anerkennung durch die Annahme der Resolution:

Der Deutsche Kolonial-Kongreß 1905 befürwortet die Bereitstellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo und des dazu gehörigen Wörterbuches von Westermann.

* * *

Wir haben hier nur einige der wichtigsten Gedanken wiedergeben können, die in direktem Zusammenhang mit der Mission behandelt wurden. Doch wird jeder Missionsfreund schon aus dem Gesagten mit Genugtuung ersehen haben, daß die Mission auf dem zweiten Deutschen Kolonial-Kongreß würdig und erfolgreich vertreten gewesen ist. Nach verschiedenen Seiten hin sind von ihr Anregungen ausgegangen, und auch sie selbst hat wiederum neue Anregungen empfangen. Namentlich ist Viel getan worden, um die großen gemeinsamen Aufgaben aller in unseren Kolonien zusammenwirkenden Kreise immer klarer herauszuarbeiten und die Mittel und Wege für eine befriedigende Lösung aufzuweisen. Endlich sind auch — was als besonders wertvoll anzusehen ist — viele persönliche Beziehungen zwischen den Vertretern der verschiedenartigen Interessensphären erneuert oder neu angeknüpft worden. Adolf Schulze

---

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

3

Mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften mußten wir uns eingehend befassen; das liegt an ihrer Bedeutung für die gesamte Arbeiterbewegung Deutschlands. Sie sind einmal die Hauptgewerkschaften, nicht nur ihrer Mitgliederzahl nach, sondern noch mehr nach ihrer Kraft, Energie und Opferfreudigkeit. Diese Behauptung wird durch ein kürzlich erschienenes, außerordentlich wertvolles Buch von Professor Dr. Troeltsch und Dr. Hirschfeld bestätigt. Es führt den Titel: „Die deutschen sozialdemokratischen Gewerkschaften. Untersuchungen und Materialien über ihre geographische Verbreitung 1896 bis 1903." (Carl Heymanns Verlag.) Mit einem unglaublichen Fleiße haben die Verfasser die Jahresberichte und Kassenabschlüsse vieler Gewerkschaften und Gewerkvereine unter ganz bestimmten Gesichtspunkten verarbeitet. Damit wurde zum erstenmal ein statistischer Nachweis über die Entwicklung der Berufsorganisation in den einzelnen Bundesstaaten und Landesteilen geliefert, dem sowohl zur Beurteilung der sozialdemokratischen wie auch der übrigen Gewerkschaften und Gewerkvereine eine ungewöhnliche Wichtigkeit beigelegt werden muß.

Unter den nichtsozialdemokratischen Gewerkschaftsorganisationen kommen ihrem Alter nach zunächst die deutschen Gewerkvereine in Betracht. Sie wurden ebenfalls, wie die freien Gewerkschaften, Ende der Sechziger Jahre begründet und zwar von Dr. Max Hirsch und Franz Duncker. Die hiernach vielfach benannten Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine sind innerhalb der damaligen Fortschrittspartei entstanden und Jahrzehnte hindurch im Fahrwasser dieser Partei geblieben. Diese Verbindung wirkte lähmend auf die Arbeit der Gewerkvereine. Sie gelangten zu keiner vollen Selbständigkeit in der Behandlung von Arbeiterfragen. Die Fortschrittspartei stellte sich bekanntlich auf den Boden des Gehenlassens, während die Arbeiterschaft auf gesetzliche Eingriffe in das kapitalistische Wirtschaftsleben hinwirken mußte, um einen wirklichen Arbeiterschutz zu ermöglichen. Man erwartete in totaler Verkennung der durch die industrielle Entwicklung gegebenen Situation alles Heil von der Selbsthilfe. Diese Einseitigkeit ging soweit, daß man selbst die deutsche Arbeiterversicherung noch bekämpfte, als sie schon vorhanden war. Welche Schäden doktrinäre Prinzipienreitereien bringen können, haben die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine am eigenen Leibe erfahren müssen.

Zweifellos hatten sie den ehrlichen Willen einer parteipolitischen Neutralität und haben wohl auch niemals offizielle Verbindungen mit der Fortschrittspartei unterhalten. Die Personalunion der Führer sorgte aber für eine volle Ideengemeinschaft beider Organisationen. Hierdurch übertrug sich die soziale Rückständigkeit einer Partei auf Berufsverbände, welche eher zum sozialpolitischen Radikalismus neigen durften. Die Gewerkvereine verlegten sich unter diesen Umständen hauptsächlich auf die Einrichtung von Unterstützungskassen und haben in dieser Beziehung recht gut gearbeitet. Der Kampf um eine bessere Lebenshaltung wurde dagegen arg vernachlässigt. Die freien Gewerkschaften bedachten sie daher mit dem Namen „Harmonievereine". In das damalige Parteiprinzip paßte allerdings eine Parole vom Klassenkampf nicht hinein. Letztere erschien den Gewerkvereinen, die auf ein bürgerliches Gepräge großen Wert legten, als zu proletarisch, ja beinahe als unanständig. An schroffen Auseinandersetzungen mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften hat es daher von Anfang an nicht gefehlt. Sie dauern bis in die Gegenwart hinein, obwohl die Gewerkvereine seit einer Reihe von Jahren durch das Drängen großer, besonders rheinischer Abteilungen eine entschiedenere Stellung in Arbeiterfragen angenommen haben.

Nach ihrer Begründung haben sie sich zunächst gut entwickelt. Freilich waren auch die ersten Jahrzehnte für die Gewerkvereine besonders günstig. Die freien Gewerkschaften wurden von der Regierung und von der bürgerlichen Gesellschaft aufs allerheftigste bekämpft. Den Gewerkvereinen dagegen krümmte das Sozialistengesetz kein Haar, und an der Förderung durch hochmögende Personen und Korporationen hat es ihnen auch nicht gefehlt. Da sie aber auf die Betonung einer zielbewußten Arbeiterpolitik verzichteten, verfielen sie trotzdem der Stagnation.

Die freien Gewerkschaften kämpften unter dem Stichwort aus dem kommunistischen Manifest: „Das Werk der Befreiung der Arbeiter kann nur das Werk des Arbeiters selbst sein." Darin liegt ein Irrtum, aber es schafft Selbstvertrauen und Begeisterung für Arbeiterorganisationen. Inzwischen sorgt für die Korrektur dieses Irrtums der Zwang der Verhältnisse. Selbst v. Elm sprach einmal in den Sozialistischen Monatsheften davon, daß diese Befreiung nur „vorzugsweise" das Werk der Arbeiter sein könne.

Wer dagegen nur auf Andere hofft und seine eigene Kraft für die Kämpfe um eine bessere Lebenshaltung ganz ausschaltet, hemmt, wenn auch vielleicht unbewußt, seine Vereinsfortschritte. Wenn dann andere Organisationen in die Höhe kommen, entsteht leicht das Gefühl der Sorge um die eigenen Verbände. So war es auch bei den Gewerkvereinen. Man führte deshalb für die neueintretenden Mitglieder einen Revers ein, durch dessen Unterschrift sie verpflichtet wurden, jede Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie zu meiden.

Trotzdem war die Tätigkeit der Gewerkvereine von Segen für die Arbeitersache. Sie stellten sich auf den Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und wurden damit schon durch ihre Existenz ein nützlicher Bestandteil des nationalen Staates. Sodann arbeiteten sie mit anerkennenswertem Eifer an der Formulierung moderner Grundsätze für den Arbeitsvertrag, für die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und die gesetzliche Interessenvertretung der Arbeiter. Was jetzt im Mittelpunkt der Sozialpolitik steht, wurde, besonders von Dr. Max Hirsch, bereits vor Jahrzehnten vertreten und durch Petitionen angestrebt. Versäumt hat man allerdings auch hierbei eine kraftvolle Propaganda und die Ausbeutung der liberalen Beziehungen, besonders zu einer Zeit, wo sich bei der früheren politischen Konstellation nicht unerhebliche Erfolge hätten erzielen lassen.

Inzwischen hat da und dort eine lebhaftere Tätigkeit eingesetzt, auch ist der Revers gefallen. Ein großer Teil der Mitglieder aber ist alt geworden und darum einer Veränderung der Gewerksvereinspraxis nur sehr schwer zugänglich. Dennoch zeigt sich in den letzten Jahren ein gewisser Aufschwung, auch in der Mitgliederzahl. Die Statistik pro 1904 ergibt 21 Verbände mit 111 889 Mitgliedern. Die Einnahmen betrugen 1 069 735 Mark, die Ausgaben 885 662 Mark. Das Vermögen betrug 3 421 796 Mark, worunter sich allerdings 2 023 507 Mark als fest angelegte Reservefonds ihrer Kranken- und Sterbekassen befinden.

Wenn man heute die Berufsorganisationen der Arbeiter nach ihrer parteipolitischen und religiösen Neutralität rangiert, dann müssen die deutschen Gewerkvereine in die erste Reihe gestellt werden. Jedwede Abhängigkeit von irgend einer Partei ist, soweit ersichtlich, ausgeschlossen, auch gehen sie jetzt in der Arbeiterpolitik ihre eigenen, meist einwandfreien Wege. Ebenso beteiligen sie sich in neuerer Zeit viel mehr wie früher an Lohnbewegungen und entwickeln auch auf dem Gebiete der Organisation und Agitation durch die Anstellung von Beamten und durch Neugründung von Zeitungen eine respektable Tätigkeit. Trotzdem sind berechtigte Zweifel vorhanden, ob sich die Gewerkvereine noch zu einer machtvollen Gesamtorganisation entwickeln werden. Der Zuzug von links und rechts wird ihnen sehr erschwert, vielfach geradezu abgeschnitten durch ein gewisses Zusammenwirken von Sozialdemokraten und — Geistlichen. Viele Pastoren beider Konfessionen sind Hauptvertreter christlicher Gewerkschaften und geschworene Feinde aller liberalen Bestrebungen, zu denen sie die Gewerkvereine rechnen. Und die Stellung der Sozialdemokratie zu Arbeiterorganisationen ohne sozialistischen Parteistempel ist bekannt. Die Führer von sozialdemokratischen und christlichen Gewerkschaften bekämpfen sich heute in schärfster Weise, befinden sich aber morgen als Gegner der Gewerkvereine in rührender Uebereinstimmung. Beide oft recht skrupellosen Jäger möchten allem Anscheine nach gern das Fell eines Bären erbeuten, der ihnen aber nicht den Gefallen tut, zu sterben. Die deutschen Gewerkvereine erstarken mittlerweile, wenn auch langsam, besonders innerlich, und haben schon durch ihre Kassen eine gesicherte Zukunft.

Chr Tischendörfer

Jesse und Maria

Ein Roman aus dem Donaulande von E. von Handel-Mazzetti. 2 Bde., 403 und 344 S. Kempten, Jos. Koesel 1906. Geb. 10 Mk.

Die Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti, die unter den modern katholischen Schriftstellern mit Recht großes Ansehen genießt, hat einen historischen Roman geschrieben mit all den Vorzügen und Schwächen, die einem solchen anzuhaften pflegen, wenn er nicht von einem ersten Meister, wie C. F. Meyer, Gestalt und Leben empfängt. Der Vorzug des Romans ist der interessante und bedeutende Stoff: eine Episode aus der österreichischen Gegenreformation Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Schwäche ist, daß dieser Stoff trotz aller Bemühungen, womit die Verfasserin Akten und Kommissionsprotokolle jener Tage studiert hat, und trotzdem sie ihren Personen eine ganz merkwürdige, altertümelnde Sprache in den Mund legt, die der Leser von heute ohne Anmerkungen kaum versteht, ein historischer bleibt. Daß die breit angelegte, figurenreiche und wechselvolle Erzählung mit viel Kunst gestaltet und ausgeführt ist und den Leser trotz ihrer Länge in stetiger Spannung hält bis zum Schluß, ist unbestreitbar. Aber das reicht noch nicht zu, um die Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit zu erklären, womit das Buch in der katholischen Tagespresse behandelt ist. Hier kommt das konfessionelle Moment in Frage.

Der Roman ist zuerst im „Hochland" in Fortsetzungen erschienen. Schon bald nach dem Herauskommen der ersten Teile erhob sich in ultramontanen Blättern Protest dagegen, daß ein solcher Roman in einer katholischen Zeitschrift gebracht würde. Der Protest wurde so heftig, daß die Redaktion das Ansinnen abwehren mußte, die Veröffentlichung zu sistieren. Nun, nachdem das Ende da ist und der Roman in Buchform vorliegt, hat sich die litterarische Polemik abermals seiner bemächtigt.

Der katholische Protest wird auf doppelte Weise begründet: 1. Der Roman enthalte zu viel Derbheiten auf dem Gebiete des sexuellen Lebens, er verletze die Achtung vor der Heiligkeit der Ehe; 2. er sei antikatholisch, da der Träger des Protestantismus die durchaus überlegene und einheitliche Persönlichkeit, die ihm gegenüberstehende katholische Frauengestalt aber widerspruchsvoll und inferior sei.

Den ersten Vorwurf lasse ich ganz beiseite, ich finde in dem Roman keine eigentlichen sexuellen Derbheiten und keinen Appell an die Sinnlichkeit. Den zweiten halte ich nur mit der Einschränkung für richtig, daß die Verfasserin überhaupt keine konfessionelle Tendenz verfolgt hat. Der Roman ist nicht antikatholisch, dazu ist die Person des Helden, eines fanatischen Lutheraners, zu unreif und zu unklar. Er ist auch nicht antiprotestantisch, denn die Heldin, eine ebenso fanatische Jüngerin der allerheiligsten Jungfrau, ist in ihrer Mischung aus Einfalt, Mystik und Heroismus ebenfalls ohne Anziehungskraft. Die nicht nur künstlerisch am meisten gelungenen, sondern auch wohl tuendsten Gestalten sind die beiden unter dem Glaubenseifer ihrer Gatten Leidenden.

Nun scheint freilich, daß die katholische Kritik eben an diesem Mangel an Tendenz Anstoß nimmt. Schreibt doch ein Kritiker in der Kölnischen Volkszeitung:

> Das Schönheitsideal des Katholizismus ist das höchste; es fordert von seinen genialen Bekennern die ganze Persönlichkeit. Ein Riß in der notwendigen Einheit der dogmatischen und künstlerischen Auffassung, ein Kompromiß mit der Zeitströmung macht ein großes Kunstwerk unmöglich. Der katholische Künstler muß Gottesstreiter sein; der Wahrheit gegenüber gibt es keine Objektivität, kein Stehen über den Parteien: der Katholizismus als Lehre ist Objektivität; man kann ihn nur annehmen oder ablehnen, lieben oder hassen. Wie der Dichter dem Ideal der Kirche gegenübersteht, ist für ihn entscheidend. Hat sich die Braut Christi in einem Lande beugen und im Sklavinnengewande verbergen müssen — ist es dann Aufgabe des Dichters, sich an ihrer Erniedrigung zu weiden? Oder gebührt ihr in jeder Zeit und an jedem Ort die Verherrlichung, die ihrem Wesen entspricht? — Magna res est amor! (Thomas a Kempis.)

Ja freilich, wenn dieser Maßstab gilt, dann ist E. von Handel keine katholische Künstlerin; die Frage ist nur, ob sie, wenn sie sich der hier geforderten Tendenz dienstbar machte, eine katholische Künstlerin sein könnte.

Erich Foerster

Verschiedenes

Frauenfrage und Frauenlitteratur.

Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche. Von Lic. E. von der Goltz, Privatdozenten in Berlin. Potsdam, Stiftungsverlag 1905. 200 S. 3, 3.75 oder 4.50 Mk.

Auch abgesehen von seinen guten, sachgemäßen Illustrationen ist dieses aus Aufsätzen in der „Frauenhilfe" hervorgegangene Buch eine sehr verdienstliche Arbeit, eine wissenschaftlich zuverlässige Fundgrube des Wichtigsten, was in der christlichen Kirche aller Zeiten von Frauen verlangt und geübt worden ist an christlichen Liebesdiensten. Ist schon der geschichtliche Teil wertvoll, der auf 100 Seiten über die wichtigsten Frauengestalten und die weiblichen Arbeitsgebiete in der christlichen Gemeinde orientiert, so ist noch bedeutsamer die Urkundensammlung hierzu, die, mit 1. Tim. 5, 3—16 beginnend, Auszüge aus der syrischen Didaskalia und den apostolischen Konstitutionen, aus Ordensregeln für Nonnen sowie aus evangelischen Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts bringt, die Regeln des Vinzenz von Paula für die Töchter der Barmherzigkeit 1618 anfügt, die Aufrufe aus der Aufklärungszeit und den Befreiungskriegen mitteilt und mit den Vorschlägen zur Erneurung der Diakonie im neunzehnten Jahrhundert (Amalie Sieveking, Härterscher Dienerinnenverein, Kaiserswerth, Neuendettelsau) abschließt. Man wird staunen, wie viel doch auch in früheren Zeiten je nach ihrem Geist und ihrem Bedürfnis teils dem weiblichen Geschlecht zugewiesen, teils von einzelnen Ausnahmefrauen geleistet worden ist.

Dafür, daß die neue Zeit neue Formen und neue Kräfte weiblicher Liebestätigkeit braucht, hat das Buch seiner ganzen Anlage nach keinen Raum. Daß gleich zum Anfang das Wort Christi Mark. 10, 42 ff., obgleich es nur zu Männern gesprochen wurde, an die Frauen abgeschoben wird (wir überlassen euch das Dienen und fahren fort zu herrschen) ist für diese Richtung bezeichnend.

Wer sich dagegen ein Bild von der modernen Auffassung der Frauenarbeit machen will, greife nach

Elsbeth Krukenberg: Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung (in Weinels „Lebensfragen"). Tübingen, Mohr 1905. 291 S. 3, gebunden 4 Mk.

In vierzehn Kapiteln, die lose aneinandergereiht doch innerlich zusammengehören, indem sie ihren Ausgangspunkt von Jesus nehmen, wird mit Beschränkung auf Deutschland Weg und Ziel der Frauenbewegung klar und praktisch gezeigt. Ich hätte nur gewünscht, daß in den Abschnitten „soziale Hilfsarbeit, die Sittlichkeitsfrage, Alkoholmißbrauch und Wohnungsnot" neben Schilderung der grellen Mißstände nicht bloß gesagt würde, daß hier die Mitarbeit der Frauen unentbehrlich ist, sondern auch gezeigt wäre, wie diese Mitarbeit sich gestalten muß.

Nur einen Ausschnitt aus der Frauenfrage, aber einen sehr wichtigen, behandelt in ihrer vorzüglichen, ebenso gründlich-sachkundigen wie tief zu Herzen und Gewissen gehenden Art

Elisabeth Gnauck-Kühne: Arbeiterinnenfrage. München-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für Deutschland. 95 S. 1 Mk.

Nicht bloß in die soziale Not der Arbeiterinnen, sondern auch in das innere Leben gewinnen wir einen Einblick und sehen, wie rührig der katholische Frauenbund hier schon in der Arbeit steht. Grund genug für uns das Wort zu beherzigen: „Hier ist ein noch ungenügend bebautes Feld sozialer Arbeit, ein Weinberg, der auf Arbeiter wartet, auf Frauen, die die Lage ihrer arbeitenden Geschlechtsgenossinnen kennen und verstehen und Hand anlegen wollen."

Das Verstehen dieser Klasse aber wird uns in andrer Weise erleichtert durch den Roman von

Helene Voigt-Diederichs: Dreiviertelstund vor Tag. Roman aus dem niedersächsischen Volksleben. Jena und Leipzig, Diederichs 1905. 312 S. 4 Mk.

Da sehen wir die harte Sprödigkeit, das tiefe Gemüt bei stachligster Außenseite, wie sie von der Schule durchs Leben das Kind, die Nähterin zur Einsamkeit verurteilt und schließlich doch noch im Ehestand erweicht — auch ein Seitenstück zu den Frauengestalten in Hilligenlei mit ihren blanken Augen und wonnigen Gliedern!

Aus der übrigen Flut von Schriften zur Frauenfrage seien noch als bedeutsam genannt:

Marie Martin: Die höhere Mädchenschule in Deutschland. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner. 130 S. 1, gebunden 1,25 Mk. Gründlich und lebensfrisch.

Dieselbe: Wahre Frauenbildung. (Lebensfragen.) Tübingen, Mohr 1905. 44 S. 50 Pfg.

Pfarrer Güder: Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten. Gießen, Ricker 1904. 40 S. Vortrag für die Freunde der Christlichen Welt in Basel gehalten, mit dem sich von andrer Seite berührt:

Zauleck: Die evangelische Kirche und ihre Frauen. Bremen, Morgenbesser 1903. 20 S. 30 Pfg.

Der Deutsch-evangelische Frauenbund gibt einen Nachtrag 1902—4 zum Verzeichnis sämtlicher deutschen Schriften über die Frauenfrage, 80 S., aber mit 50 Pfg. doch wieder etwas zu teuer.

Rechtsfragen Heft 4: In den menschlichen Dschungeln von Malwine Rennert. Leipzig, F. Dietrich 1905. 24 S. 50 Pfg. Zeigt an erschütternden Beispielen, wie rechtlos trotz der „Freundinnen junger Mädchen" deutsche Mädchen im Ausland sind.

Gustav Gerok

Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen. Band 3: Das Volksschulwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. Von D. Dr. W. Diehl. (Monumenta Germaniae pädagogica XXXIII.) Berlin, Hofmann u. Comp. 1905. XV und 574 S. 12 Mk.

In dem gegenwärtigen Unabhängigkeitskampf der Volksschule geht den Streitern häufig die Kenntnis der Entwickelung des Volksschulwesens unter der Herrschaft der Kirche ab und verleitet sie zur Verallgemeinerung einzelner ungünstiger Tatsachen. Nur die Aufhellung der Geschichte der Volksschule in den verschiedenen deutschen Territorien vermag hier die Urteile zu klären. Für die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, die Vorläuferin des jetzigen Großherzogtums, hat D. Dr. W. Diehl in dem dritten Bande seiner Hessischen Schulordnungen — der 1. und 2. behandelte die höheren Schulen — diese Arbeit nunmehr geleistet. Er kommt auf Grund des weitschichtigen, zum großen Teil von ihm selbst neu aufgefundenen und in reicher Fülle mitgeteilten Materials zu dem überraschenden Ergebnis, daß erst das beginnende neunzehnte Jahrhundert den Niedergang des hessischen Volksschulwesens gebracht hat, das in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten und zumal mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges von der Regierung und den Superintendenten aufs eifrigste und verständnisvollste gepflegt und gehoben worden war. Die Darstellung zeigt das Einströmen der jeweiligen religiösen und pädagogischen Ideen in das kleine Land und verfolgt ihre Wirkungen an Hand der Akten; sie wird gleich den beigegebenen Schulordnungen usw. durch zahlreiche, die ausgebreiteten Detailkenntnisse Diehls auf dem Gebiete der hessischen Lokal-, Personal-, Litterargeschichte usw. bezeugende Anmerkungen erläutert. Das Buch verdient besonders in Hessen von Pfarrern und Lehrern gründlich studiert zu werden.

Fritz Herrmann

Noch eine Klarstellung zum Schulgesetz. Foerster schreibt uns: Es tut mir sehr leid, daß ich die Anmerkung in Nr. 18, Sp. 422, vor der Drucklegung nicht habe sehen können. Ich hätte sonst gebeten, sie zu streichen. Denn ich bestreite nicht, was Natorp dort behauptet hat, daß (nach dem Gesetzentwurf) auch der einmütige Wunsch der Bevölkerung nicht als Grund gelten kann, Simultanschulen zu errichten. Es ist vielmehr zutreffend, daß der Entwurf mehr als einen Wunsch, sei er noch so einmütig, verlangt, nämlich einen mit besonderen Gründen gestützten Wunsch. Ueber das Gewicht der vorgebrachten Gründe, ob sie die Simultanisierung bestehender Konfessionsschulen oder die Neugründung von Simultanschulen neben weiterdauernden Konfessionsschulen rechtfertigen, entscheiden alsdann die Selbstverwaltungsorgane des Bezirksausschusses und Provinzialrats nach freiem Ermessen, ohne Einwirkung der Regierung. Der Gesetzgeber betrachtet die konfessionelle Einrichtung der Schulen, weil sie das Gegebene ist, auch als das Reguläre, in allen Fällen wo kein ausdrücklicher Antrag dagegen ergeht Selbstverständliche. Darin hat Natorp Recht; ich verhehle allerdings nicht, daß ich diese Stellung für korreckt halte, doch würde das auf meinen prinzipiellen Gegensatz gegen Natorp führen, aber in der Auffassung der Tatsachen ist hier zwischen ihm und mir kein Widerspruch.

Dagegen bestreite ich, daß folgende Sätze in Natorps Aufsatz richtig sind:

> Die Behörden haben nicht nach Gutdünken, oder gar nach pädagogischen Grundsätzen, sondern nach dem Gesetz zu entscheiden; das Gesetz aber verbietet, wo die konfessionellen Verhältnisse in Frage kommen, jede Rücksicht, sei es auf das „Bedürfnis der Schule" oder auf die „Leistungsfähigkeit der Verpflichteten".

Diese Sätze geben den Sinn des Gesetzes falsch wieder, ja sie verkehren ihn in sein Gegenteil. Und hierbei handelt es sich zwischen meinem verehrten Gegner und mir nicht um eine Differenz der Auslegung oder Beurteilung des Gesetzes, sondern um einen Irrtum. Natorp hat übersehen, daß Absatz 8 des bedeutsamen § 20 sich nur auf Absatz 7 bezieht, und ihn fälschlich auch auf Absatz 4—6 angewandt. Die Meinung des Gesetzes ist die:

Sollten einmal (später) innerhalb eines Schulverbandes ausschließlich simultane Schulen bestehen, so können die Vertreter von 60 resp. 120 Kindern die Errichtung einer konfessionellen Sonderschule fordern. Diese Forderung darf ihnen nicht etwa mit der Begründung verweigert werden, ihre Erfüllung sei zu teuer oder sie bedrohe die Leistungsfähigkeit der bestehenden Simultanschulen. Gegen diese Forderung können sich die Schulverbände aber einfach dadurch schützen, daß sie in ihrem Bereich je eine Konfessionsschule, sei es auch noch so geringen Umfangs, bestehen lassen. Denn in diesem Falle ruht der konfessionelle Anspruch.

Ganz anders aber liegt es da, wo in Schulverbänden mit bisher konfessionellen Schulen von den Stadtverwaltungen oder den Eltern die Einrichtung von Simultanschulen (sei es durch Vereinigung zweier konfessioneller Schulen, sei es durch Neugründung einer Simultanschule) beantragt wird. Bei der Prüfung der Frage, ob diesem Antrage aus besonderen Gründen stattgegeben werden soll, ist dem Bezirksausschuß und Provinzialrat nicht verboten, zu erwägen, ob durch die beantragte Einrichtung die Lasten des Schulverbandes erleichtert oder die Leistungsfähigkeit der Schule gesteigert werden würde. Insofern Natorp dies behauptet, hat er sich geirrt. Es ist auch in den Kommissionsverhandlungen von keiner Seite angezweifelt worden, daß Bezirksausschuß und Provinzialrat völlig freie Hand haben, welche besondern Gründe sie für hinlänglich befinden wollen, die beantragte Errichtung von Simultanschulen zu genehmigen. Nur das ist ebenso allseitig anerkannt, daß Gründe vorgebracht werden müssen und nicht auf den bloßen Wunsch der Bevölkerung zurückgegriffen werden darf. (Die Aenderungen, die in der Kommission am Entwurf vorgenommen sind, können außer Betracht bleiben.)

Wenn ich diesen Irrtum in Natorps Aufsatz feststelle, so tue ich es nicht aus Rechthaberei. Vielmehr ist mirs in zwiefacher Hinsicht eine Beruhigung. Erstens ist es mir angenehm, zu sehen, daß Natorps Entrüstung sich darauf gründet, daß er das Gesetz (von seinem Standpunkt aus) für schlechter ansieht, als es ist. Es öffnet tatsächlich der Simultanschule einen breiteren Weg, als er jetzt für sie gebahnt ist. Wird das Gesetz angenommen, so werden sicher eine Anzahl neuer Simultanschulen entstehen, die, wenn es fällt, in absehbarer Zeit nicht entstehen werden. Das wäre wohl angebracht, auch einmal zu bedenken. Zweitens sage ich mir: Wenn ein Fachmann, der seit Monaten sich mit dem Gesetz beschäftigt, es doch in einem nicht ganz unwichtigen Punkt mißversteht — wie viele von denen haben dann wohl ein treffendes Urteil, die bloß auf Zeitungsartikel und Versammlungsreden hin sich über den Vorstoß der Reaktion entrüsten?!

Kleine Mitteilungen. Die Sätze zur Schulfrage, die unsere heutige Nummer enthält, sind so gemeint, daß der Kreis unsrer Freunde und Genossen sich, wo möglich, am 3. und 4. Oktober in Potsdam dazu bekennen soll. Ob die Sache in unsrer freieren Versammlung oder in der Sitzung der Organisierten zur Erledigung kommt, wird an Ort und Stelle entschieden werden. Wer den Wunsch hat, sich noch vorher darüber zu äußern, wird das im Korrespondenzblatt der Vereinigung tun müssen (dann bitte bald!): in der Christlichen Welt sind die Akten über Schule und Schulgesetz jetzt geschlossen.

Wiederholt ist in der Presse darauf hingewiesen worden, daß die freieren Theologen sich von dem Widerstande gegen das preußische Volksschulgesetz fernhalten. Die Tatsache ist interessant genug. Denn sonst sind wir doch gern dabei, wo es gilt einem geistigen Fortschritt

Bahn zu schaffen. Aber wir leben freilich viel zu sehr drin in der lebendigen praktischen Religion unsres Volkes, als daß wir ihr Atmen in der Konfession verkennen könnten. Wir verstehen, daß Trennung von Schule und Kirche ebenso wie Trennung von Kirche und Staat Ideale sind, denen nachzutrachten sich lohnen mag, weil sie vielleicht eine für alle Teile ersprießlichere Ordnung bedeuten. Aber wir sehen unser Volk vorläufig nicht auf diese Bahn gewiesen und sind nicht imstande, die Simultanschule, um die es sich heute handelt, aus diesem Prinzip heraus zu schätzen. Die heutige Simultanschule ist ein System, das unter gewissen örtlichen Bedingungen vor dem der Konfessionsschule seine Vorzüge hat. Wo aber die besondere Mischung der Bevölkerung sie nicht fordert, ist die Konfessionsschule das Natürliche. Wir haben weithin ein evangelisches Volk, das will und soll die evangelische Volksschule haben; das Gleiche ist dem katholischen Teil billig. Den Klerikalismus bekämpfen wir in der Kirche und in der Konfessionsschule und bilden uns nicht ein, daß die Einführung von Simultanschulen an und für sich das Ende des Klerikalismus bedeuten würde. Ein Blick auf Oestreich lehrt das Gegenteil.

Vielfach ist im Protest gegen die preußische Vorlage die Ansicht aufgetreten, als diene die Simultanschule dem Ausgleich des konfessionellen Gegensatzes. Wenn das so gemeint ist, daß die Einführung dieses Systems an sich diese zaubervolle Wirkung haben soll, so ist es durch die Wirklichkeit leicht widerlegt. Um in Deutschland zu bleiben: Baden hat die Simultanschule; hindert diese nur im mindesten die immer wieder wachsende Heftigkeit der konfessionellen Reibung? Allerdings hat umgekehrt das Königreich Sachsen Konfessionsschulen, und trotzdem sehen wir das seiner überwältigenden Mehrheit nach evangelische Volk in starker konfessioneller Erregung. Aber auch hier macht das die Schule nicht. Jedenfalls setzt das simultane System den konfessionellen Frieden viel mehr voraus, als daß es ihn schüfe, und Einzelerlebnisse aus der Kinderzeit beweisen von hüben und drüben wenig: jeder Erinnerung kann man ihr Widerspiel entgegensetzen.

Für den Frieden unter den konfessionell getrennten Deutschen hat in der Mainummer der trefflichen Süddeutschen Monatshefte (Stuttgart, Adolf Bonz) Pfarrer Schiller in Nürnberg wieder einmal ernste Worte gesagt. Auf Ersuchen der Redaktion. Die ganze Schwierigkeit der Lage tritt erst vollends zu Tage, wo der gute Wille zum Frieden sich so ernstlich regt. Man muß Geduld haben, soll auch keinen „Friedensverein“ gründen und, daß keiner existiert, nicht beklagen. Interessant war mir, daß selbst Schiller von einem parlamentarisch konsequent durchgeführten katholischen Regime in Bayern nichts wissen will. Das Experiment wäre doch wirklich recht wertvoll, und unsre bayrischen Protestanten würdens doch durchhalten?! So gutes Zutrauen habe ich zu ihnen.

Hilligenlei im kirchlichen Urteil. Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht Schian in seiner Preußischen Kirchenzeitung Nr. 19—21 eine Artikelreihe mit folgenden Untertiteln: Die kirchlichen Urteile; Der Maßstab; Die Sittlichkeit in Hilligenlei; Das Christusbild im Urteil Anderer; Urteil über das Christusbild; Schlußbemrkung. Es bleibt dabei, daß Schian auch bei uns noch einmal zu Worte kommt, aber in diesem Umfange wäre es nicht möglich gewesen, und so empfehlen wir den Interessierten sehr, sich die drei Nummern kommen zu lassen. Einzelnummer der Preußischen Kirchenzeitung 20 Pfennige, bei Gebauer-Schwetschke in Halle.

In Stuttgart im Herzog Christoph waren am 9. und 10. Freunde und Freundinnen der Christlichen Welt zusammen und hörten Vorträge von Professor Eck aus Gießen und von Ephorus Friedrich Traub aus Schönthal. Beide Vorträge werden im Druck erscheinen. Die Präsenzliste wies 163 Namen auf; davon kamen 1 auf die Schweiz, je 3 auf Elsaß, Hessen, Preußen, je 4 auf Baden und Bayern, 145 auf Württemberg. In Jena wird unmittelbar anschließend an den Evangelisch-sozialen Kongreß ebenfalls eine Zusammenkunft unsrer Leser und Freunde stattfinden: im heutigen Anzeigenteil ist auf Freitag den 8. Juni eingeladen. Sollte vielen Besuchern des Kongresses der Donnerstag Abend lieber sein, so lohnt es vielleicht, seine Wünsche Professor Weinel in Jena mitzuteilen — aber ohne Verzug, damit eine etwaige Aenderung noch in nächster Nummer bekannt gemacht werden kann. R

Religionspsychologischer Kursus. Man schreibt uns: Ein religions-psychologischer Kursus wird von Pastor Vorbrodt auf seiner Pfarre Alt-Jeßnitz, Kreis Bitterfeld, vom 12. bis 15. Juni für Pastoren, Kandidaten, Theologie-Studierende kostenlos abgehalten werden. Vorbrodt ist durch seine Broschüre „Psychologie in Theologie und Kirche?“ (Dessau 1893) sowie durch seine „Psychologie des Glaubens“ (Göttingen 1895) und „Beiträge zur Religionspsychologie“ (Leipzig 1905) bekannt. Er ist bestrebt, die wissenschaftliche Psychologie für die Theologie zu verwerten und durch solche psychologische Theologie eine Grundlage zu schaffen für die Behandlung der Seele, wie Herbart durch seine Psychologie für die Pädagogik. In dem Kursus sollen unter Anderem die gewöhnlichen pastoralen Funktionen (Taufe, Trauung ꝛc.) im Lichte der psychologischen Forschung betrachtet werden. Der Kursus soll vor allem auch die Gelegenheit geben zu dreitägiger Gemeinschaft psychologisch interessierter Theologen im stillen Pfarrhaus. Psychologische Spezialkenntnisse werden nicht vorausgesetzt, nur psychologisches Interesse. Nähere Auskunft erteilt Pastor La Roche in Golzow, Kreis Zauch-Belzig.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Jena

(im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß)

Freitag 8. Juni Vormittag 9 im kleinen Volkshaussaal: Die Hauptströmungen und -Tendenzen der Kirchengeschichte im neunzehnten Jahrhundert. Professor D. Karl Sell aus Bonn.

Cöthen. Mittwoch 30. Mai 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Unser Gesangbuch in religiöser und ästhetischer Hinsicht und der moderne Christ. Heine-Wörbzig.

Dresden. Mittwoch 30. Mai 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Erlösung. Klepl.

Görlitz. Donnerstag 31. Mai 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Der Zweck der Predigt (im Anschluß an den Fall Römer). Pastor Nithack-Stahn.

Magdeburg. Mittwoch 30. Mai pünktlich 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Besprechung über das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant von Katzer.

Marburg. Freitag 15. Juni 8 ½ im Ritter: Sozialismus und Religion.

Nordhausen. Mittwoch 30. Mai ½5 Uhr im Hotel Schneegaß; Wredes Paulus.

Versammlungskalender

5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
5.— 7.	„	Konferenz von Religionslehrerinnen Stettin
10. 11.	„	50. Jahresfest Ostdeutscher Jünglingsbund Berlin
12.—15.	„	Religionspsychologischer Kursus Alt-Jeßnitz
15. 16.	„	Konferenz über die Wirksamkeit des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes Berlin
23. Juli—4. August		Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
25.—27.	„	Gustav Adolf-Verein Augsburg
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	„	Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine Hannover

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr

Nr. 20. Evangelische Vereinigung für Rheinland und Westfalen — Tagung des Protestantenvereins am 19. und 20. April — Das Apostolikum als Konfirmationsbekenntnis — Römische Kurie — Verschiedenes: Jena; Sächsische Kirchliche Konferenz; Niederrheinische Predigerkonferenz in Düsseldorf; Ena von Battenberg; Wilhelmshaven; Kloster Drübeck; Die Hauskollekte der Rheinischen Mission; Im Gouvernement Wilna; Die Berliner Polen; Kampf wider die unanständige und unsittliche Literatur; Der Kapuzinerorden — Personalien

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 22 — Marburg i. H., den 31. Mai — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Die Herzen in die Höhe!

Christ fuhr gen Himmel;
was sandt er uns hernieder?
Den Tröster, den heiligen Geist,
zu Trost der armen Christenheit.
Halleluja.

Halleluja, Halleluja, Halleluja!
Des sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.
Kyrieleis!

„Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird euch Alles lehren und euch erinnern Alles des, das ich euch gesagt habe." Joh. 14, 26.

Wenn wir in die Zukunft schauen, in die unsrer eignen kleinen Person, oder in die unsrer Familie, unsres Volkes, der Menschheit, des Universums: wie wollten wir den willkommen heißen, der uns „Alles lehrte"!

Und siehe da, wir haben ihn, der uns Alles lehrt, den tröstenden, fürsprechenden, wegweisenden, bahnbrechenden heiligen Geist, den Jesus uns gelassen hat, den der Vater gesendet hat in seinem Namen. Das ist ein Geist, der das Künftige weiß und unsern Sinn lenken will es auch zu ahnen, zu begreifen und uns auf seinen Empfang zu bereiten.

Einst war das Christentum ganz Zukunftsreligion. Als Jesus auf Erden weilte. Niemand kam unter den Bann seiner Predigt und seiner Person, dem nicht die Seele mit ganzer Wendung sich richtete auf das Jerusalem, das droben ist, auf die völlige, reine Gottesherrschaft, die kommen sollte, kommen mußte, ja schon siegreich anbrach in der Gegenwart Jesu auf Erden. Welch eine Spannung, welch eine Konzentration, welch eine Gewißheit! Alles Alte, Vergangene, alle Erinnerung, und wenn es die heiligste war des auserwählten Volks, versank in den Abgrund der seligen Ahnung: Jetzt kommt das Reich Gottes! Daran erkannte Jesus selber seine rechten Jünger: Wer die Hand an den Pflug gelegt hat und rückwärts schaut, der, sagt er, ist meiner nicht wert.

Es ist schlechterdings nur eine üble Angewohnheit der Christen, Verleugnung und Kleinglaube, wenn sie die Zuversicht auf die große Gottesherrschaft, die da kommen soll, nicht haben und hegen. In diesem Stücke ist mehr als in vielen andern — Wesen des Christentums. Dank dem Geist, der als ein Erbe Jesu bei uns ist, ist die Wolke, die über der Zukunft liegt, für uns zerrissen, und lichtes Land liegt vor uns, mag uns selber und unsre nächsten Schritte oft genug ungewisses Dunkel umhüllen.

Aber dieser Geist ist uns freilich ein Erbe. Wir besitzen es nur dank Einem, der gewesen ist. Er ist nicht gestorben, er gehört mit hinein in die Zukunft, der wir entgegenhoffen, entgegenwandern. Aber daß er einmal leibhaftig auf Erden wandelte, das ist gewesen. Und so schauen wir Christen von heute doch zurück. Das haben schon die ersten Christen nicht anders gehalten, seit sie Jesum nicht mehr bei sich hatten „nach dem Fleisch." Gerne ließen sie sich den Geist die Zuversicht stärken auf das, was kommen sollte; aber er konnte es nur dadurch, daß er sie immer wieder erinnerte Alles des, das Jesus ihnen gesagt hatte. So ists auch unser Recht, und gehört auch zum Wesen des Christentums, daß wir rückwärtsschauen, rückwärtslauschen. Nur daß wir daraus immer und in wachsender Klarheit Zukunftsworte vernehmen, Zukunftskräfte empfangen müssen. Alle christliche Erinnerung ist nur dazu da, daß sie in uns zur Macht werde, die in die Ewigkeit trägt. Unsre Ewigkeit aber liegt vor uns, nicht hinter uns. Hinter uns liegt die Quelle, die Lebensquelle, der wir danken, was wir sind und haben; aber die Quelle ist Gott sei Dank zum Strom geworden, der fließt unaufhaltsam dem Ziele zu, das da künftig ist. Jene Quelle, Jesus Christus, ist uns nicht dazu gegeben, daß wir sie suchend dem Ziel den Rücken kehren. Im Gegenteil, wer dem Ziel, der ewigen Gottesherrschaft, mit reiner Sehnsucht nachtrachtet, dem wird das Verständnis Jesu und all der heiligen Erinnerung, die sein Wort und Werk umgibt, zufallen. Was nützt das bloße Rückwärtsschauen? Vorwärts, aufwärts den Blick! „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein."

R

Kampfespflicht

Matth. 4, 11

Weh uns, wenn wir die Pflicht des Kampfes scheuen,
Der Selbstbefreiung hohem Recht entsagen
Für ein begrenztes ärmliches Behagen,
Statt uns im Streit der eignen Kraft zu freuen!

Und wehe, wenn die Wunden uns gereuen,
Die uns der Feind im guten Kampf geschlagen.
Wir sollen sie dem Herrn zu Lobe tragen
Mit heitrem Stolz, als seine Reichsgetreuen!

So oft wir noch im Kampfe tapfer waren,
Begann des Lebens Bild sich zu erhellen,
Daß seine Züge klar und fest erschienen.

In froher Andacht durften wirs erfahren,
Daß Gottes Engel sich zu uns gesellen
Auf stillen Schwingen, freudig uns zu dienen.

Anna Dix

Die künftige Religion des Dr. Ernst Horneffer

2

Wir mußten diese grundlegenden Ausführungen Horneffers auch deshalb so eingehend bringen, weil erst im Zusammenhang mit ihnen sein Kampf gegen die Kirche völlig verständlich wird. Wer gewisse Wahrheiten und Werte als dauernd erworben anerkennt (die darum der immer neuen Prüfung, Vertiefung, Verbesserung nicht entzogen zu werden brauchen), wer einen bleibenden Besitz der Menschheit an Wahrheiten und Werten auch nur für möglich hält, wird selbstverständlich anders über „die Gemeinde" denken, als wer einen allgemeinen Fluß aller Wahrheiten und Werte lehrt. Doch ist der Angriff Horneffers auf die Kirche von einer Leidenschaft und Heftigkeit, die einem Griechenfreund, der „jede nur denkbare Freiheit" will, recht schlecht steht. Das Écrasez l'infame! ist ein viel stärkeres Leitmotiv in diesen „religionsphilosophischen" Vorträgen als die Freude über irgend eine neue Wahrheit. Für viele, vielleicht für die Mehrzahl der Hörer, besteht auch wohl hierin die Anziehungskraft der Vorträge. Von der behutsamen Vorsicht, die Carlyle von dem wahren Propheten fordert, wenn er an die Stelle der alten Symbole neue setzen muß, finden wir keine Spur, wenn Horneffer, ehe er noch selbst das Geringste über seine religiöse Auffassung der Welt gesagt hat, einmal über das andere ausruft: die Kirche ist abzuschaffen! „Tod der Kirche!" „Auflösung der Gemeinde!" „Dem Volk muß die Religion genommen werden!" „Nicht was die Kirchen lehren, kümmert uns, sondern daß überhaupt Kirchen bestehen, daß die Menschen auf etwas rein Geistiges hin sich zu einer festen Gruppe zusammenschließen . . , das verwerfen wir vom Standpunkt und Bedürfnis einer höheren Bildung." Man kann darin nur „eine Verengung, Verkümmerung der menschlichen Seele" sehen. Ihr Bestes, Innerstes wird getötet. „Die geistigen Werte sind zu zart" zur Parteibildung. „Wen nicht das ganze Gebahren aller religiösen Gemeinschaften, aller Kirchen und Gemeinden, heißen sie, wie sie wollen, in seinem innersten Wesen, in seinem tiefsten Recht auf Persönlichkeit verletzt, dem spreche ich jede tiefere Seele ab." Wenn Luther gesagt hat, Jeder solle sein eigner Priester sein, so gilt jetzt das Wort: „Jeder sein eigner Religionsstifter", mindestens in dem Sinn, daß er sich seine Religion selber wählt. (Also auch das Christentum?) „Jede religiöse Schöpfung muß frei entstehen und frei um jede Seele werben können." Das etwa ist es, was an Gedanken und Empfindungen dem leidenschaftlichen Ruf: Los von der Kirche! zugrunde liegt.

„Es gehört Mut dazu, die Kirche aufzuheben." „Raffen wir uns noch schnell zu Taten auf, so lange uns Frist gegeben ist." „Deshalb rufe ich laut, nachdrücklich, da es die Wahrheit fordert: Los von der Kirche, los von der Gemeinde!" „Nur wenn wir die Kirche ganz aufgeben, kehren wir heim zu unserem wahren Wesen." „Die Kirche gehört nach Asien, treiben wir Asien aus Europa aus, das ist der einzig klare Entschluß." „Wer sich heute von der Kirche lossagt, wer hier den Krieg erklärt, tut eine weltgeschichtliche Tat, der erkämpft Europa die alte eingeborene Freiheit zurück." „Christus oder Sokrates." „Ich rufe Feindschaft aller Kirche." „Auf zu einem heiligen Feldzug wider die Kirche." „Jetzt sollen wir vor dem Letzten zurückbeben? Das sei fern! Führen wir einen vernichtenden Schlag. Alles ist vorgesorgt. Noch eine kühne Tat und unser Volk wandelt auf einer höheren Bahn und damit die Menschheit, die ganze künftige Geschichte."

Glaubt Horneffer wirklich, daß er mit allen diesen Sätzen irgend einen das Christentum treffenden Schlag geführt hat? Wenn es einmal dahin kommt, dann sehen wir alle mit großer Seelenruhe die jetzige Organisation der Kirche fallen, und wissen mit völliger Sicherheit, daß das Christentum dabei Nichts verliert, sondern vielleicht gewinnt. Auch haben wir gar Nichts dagegen, wenn diejenigen, die Horneffers Empfindungen und Anschauungen teilen, den äußeren Bruch mit der Kirche vollziehen. Wir werden das bedauern, aber im Interesse der Wahrheit und Klarheit der Lage werden wir es auch begrüßen; es muß und wird ja einmal dahin kommen. Horneffer täuscht sich auch sehr, wenn er sich darüber empört, daß wir nicht jede religiöse Schöpfung frei um die Seelen werben lassen wollen. Wir sind viel zu sehr von der überragenden Herrlichkeit unsrer Religion überzeugt, um davon irgend Etwas zu fürchten. Wir zwingen Niemand und unterrichten auch nur die Kinder, die uns von ihren Eltern anvertraut werden.*) Aber wir sind auch dessen sicher, daß noch auf sehr lange hinaus die Menschen, und nicht nur die niederen Seelen, sondern auch viele höhere, das Bedürfnis empfinden werden, auf Grund solcher Werte, die sie für dauernd erworben halten, sich zu Gemeinschaften zusammenzuschließen, und unsre ganze Sorge geht nur dahin, daß diese Vereinigung und insbesondere das „Mandat" ihrer Vertreter so locker und innerlich sei, daß keine Seele dabei Schaden leidet. Dagegen betrachten wir es als eine Todsünde gegen den Geist der Freiheit, den Horneffer in so hohen Tönen preist, wenn er nun um seiner und etlicher ähnlich empfindender Menschen willen die Kirche für Alle „abschaffen" will, und sehen darin ein Barbarentum, dessen wir „niederen Seelen" uns im umgekehrten Fall niemals schuldig machen werden.

Wie die Kirche, so ist selbstverständlich auch der Geistliche „abzuschaffen". „Es wird in Zukunft nicht mehr Priester, sondern nur noch freie Lehrer, Erzieher geben. Es ist das »Trostlos-Halbe« am Protestantismus, daß die protestantischen Geistlichen zwar Lehrer, aber doch zugleich auch noch Priester sind, daß sie nicht nur ihre eigene freie Meinung äußern, sondern daß sie als Beauftragte einer Gemeinde, einer Kirche reden müssen. Aber das stößt jeden reifen Menschen ab . . ." „Die Rede eines solchen Mannes gilt mir Nichts. Daß er sich überhaupt zu solchem Dienst hergab, daß er seine Persönlichkeit an eine Gemeinde abtrat, das stellt ihn tief in der Rangordnung der Geister. Damit scheidet er nach meinem Gefühl aus der höheren Bildung aus." „Schwer ist es, gegen einen Priester milde zu sein. Wen nicht der Anblick eines Priesters, — eines Gemeindeleiters, . . . wen nicht das Vorhandensein solcher abhängigen beauftragten Geister, die führen wollen und doch gehorchen müssen, die reden und doch nicht nur ihrem Herzen folgen können, wen diese Tatsachen nicht im Tiefsten erschrecken, . . . den verstehe ich nicht." An Stelle der „Gemeinde" müsse das „freie Lehrverhältnis" treten. — Das mag in der Tat die Entwicklung sein, und wir sehen dem wieder mit der allergrößten Ruhe entgegen. Schon jetzt besteht in den großen Städten — von der sehr reformbedürftigen Konfirmation an — für unsre erwachsenen Christen längst ein solches freies Lehrverhältnis. Sie können hören, wen sie von Predigern zu hören wünschen, können auch alle andern Geister hören oder nicht hören, können sich daraus nehmen, was sie wollen, und Niemand übt einen Zwang oder Kontrolle. Horneffer freilich würde einwenden, daß auf Seite des Lehrenden keine wahre Freiheit besteht. Aber ich kann ihm die Versicherung geben, daß es Prediger genug gibt, die als völlig freie, nur durch ihr Gewissen gebundene, innerlich ganz wahrhaftige und nur aus ihrem eigenen Herzen redende Lehrer vor ihrer Gemeinde stehen, und in der Stimmung leben, daß sie jeden Augenblick genötigt sein können, ihre Stellung selbst aufzugeben, wenn das „Mandat" der Gemeinde ihr Gewissen einengt. Wird Horneffer das glauben? Bei der plumpen Auffassung, die er allen christlichen Dingen entgegenbringt, steht es nicht zu hoffen. Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung, die hohen Griechentugenden, die er so begeistert preist und dem Christentum so „unendlich überlegen" findet, sind überhaupt, wie wir auch weiterhin sehen werden, nicht seine persönliche Stärke, und wenn die höhere Bildung doch wohl darin besteht, daß man solche Tugenden nicht nur rühmt, sondern auch übt, dann kenne ich manchen Theologen, der Horneffer auch in der „höheren Bildung" überlegen ist.

Ich will es mir nicht versagen, hier ein lokales Ereignis zum Besten zu geben. Als ich im Winter 1903/04 in Nürnberg Vorträge über Nietzsche hielt, erschien plötzlich eine Ankündigung Horneffers in der Zeitung, er werde „zur Ergänzung

*) Das trifft nun leider doch nicht überall zu. Verfasser denkt offenbar nur an den pfarramtlichen Unterricht. D. H.

und Beendigung der von Pfarrer Dr. Rittelmeyer gehaltenen Vorträge" auch seinerseits Vorträge über Nietzsche halten. Herr Horneffer erschien und hielt, ohne von meinen Vorträgen auch nur einen gehört zu haben, seine längst gedruckten und, wenn ich recht berichtet bin, sogar in Nürnberg schon einmal gehaltenen Nietzschevorträge wörtlich noch einmal. Ist das die „höhere Bildung" und die oberste Stufe in der „Rangordnung der Geister"? Dann muß ich allerdings für meine Person „aus der höheren Bildung ausscheiden".

Aber Horneffer hat noch Etwas über den „Seelsorger" zu sagen. „Wenn unser Herz hoch wallt, wenn eine entscheidende Stunde in unsrem Leben geschlagen hat, wenn der ganze Inhalt unsres Lebens sich in einen großen Augenblick drängt, wenn dann ein fremder Mann sich uns naht, der von unsrem Eigensten, Innersten Nichts kennt und ahnt, der uns mit Allerweltsreden abfindet, dann wird unsre Abneigung Feindschaft. Als Gemeinderedner war er uns lästig; jetzt hassen wir ihn. Er vergeht sich an unsrer tiefsten Ehre." „In dieser Verfassung darf das religiöse Leben nicht mehr eine Stunde bleiben." Laß nicht „den fremden kalten Pastor reden, der dir Nichts, Nichts zu sagen hat, bei dessen Anblick schon dir jede Weihe des Augenblicks entflieht," sondern „rufe den Freund"! „Sein stammelndes Wort wird dir mehr sein als die glatte Rede des Pfaffen. Laß doch den fremden Mann nicht über die Schwelle kommen! Weist doch dem fremden Mann die Tür!" Wir wollen uns durch den gehässigen Ton dieses Gefühlsausbruchs nicht abhalten lassen anzuerkennen, daß hier, wie manchmal bei Horneffer, ein Stück echter Empfindung zugrunde liegt. Auch mir wäre ein Seelsorger, der nicht zugleich meine persönliche Verehrung genießt, an den Höhepunkten des Lebens unerträglich. Es ist auch wohl möglich, daß einmal an den Festen des Lebens der „Seelsorger" besser durch den „Freund" ersetzt wird. Bis dahin wollen wir Seelsorger, so gut wir eben können, Freunde sein, und geben uns ehrlich Mühe darum. Aber angenommen, es wäre erreicht, daß an Stelle des Seelsorgers in den hohen Stunden des Lebens der Freund zu uns redet — ist damit irgend etwas Entscheidendes gegen das Christentum getan oder gesagt? Das sind ja alles Schläge ins Wasser, und noch dazu recht unedle Schläge. Denn meines Wissens kommt der „Seelsorger" gerade zu den „Höhepunkten des Lebens" nur, wenn er gerufen wird; es kostet ihn oft große Selbstverleugnung, zu fremden Menschen zu gehen und auf ihren Wunsch ihrer inneren Stimmung möglichst gerecht zu werden. Wer ihn nicht ruft, — wir werden selbst kräftig dafür eintreten, daß der gesellschaftlich keinen Nachteil davon hat, soweit diese Gefahr gegenwärtig noch besteht. Aber das erbetene Kommen des Seelsorgers nachher als ein „Sich-eindrängen" bezeichnen, und ihn, wenn der einer Bitte nachkommt, dafür auch noch beleidigen, das ist — hier empfinde ich nun wieder anders als Horneffer — ebenso geschmacklos als unvornehm.

Wir übergehen vieles Einzelne, was Horneffer zu sagen hat, insbesondere sein „ernstes Wort", das er „mit den Philologen zu reden hat" und in dem er sachlich auch auf unserer Seite manche Zustimmung finden wird. Wir fragen, was Horneffer eigentlich inhaltlich gegen das Christentum vorzubringen hat. Denn mit der immer wiederholten Nietzscheschen Behauptung, daß „der alte Gott tot" sei (bei Horneffer mit der Variante, daß er auch begraben ist), ist natürlich keine Tat getan. Horneffer richtet seinen Angriff auch nicht gegen Gott, sondern — gegen die Offenbarung! „Alle religiösen Anschauungen und Einrichtungen, die uns die Vergangenheit vererbt hat, ruhen auf dem Glauben an Offenbarung, an irgend eine einst auf wunderbare Weise dem Menschen ohne sein Zutun geschenkte Wahrheit . .; wir glauben nur noch an erworbene Wahrheiten." (Also doch?) „Auch die liberalste Theologie der Gegenwart ist und bleibt dogmatisch . .; ein Dogma bleibt auch für sie als unantastbar bestehen: die unbedingte Giltigkeit und maßgebende Vorbildlichkeit Christi." „Die Orthodoxen wollen die Kirche . . . mit Grund, nämlich weil die Wahrheit der Kirche auf Offenbarung ruht. Die Liberalen wollen das Gleiche ohne Grund. Das ist der einzige Unterschied. Denn daß die Erfahrung kein genügender Grund ist, um auf ihm eine Kirche aufzubauen, sollte einleuchten." (?)

„Alle, die wirklich und ehrlich an Offenbarung glauben, wollen wir nicht stören . . . wir wenden uns an alle diejenigen, die nicht mehr an Offenbarung glauben." „Ich frage jeden Einzelnen spät und früh: Glaubst du an Offenbarung? Auch aus der Ferne noch, wenn lange mein Wort verhallt ist, frage ich Jeden in heimlicher Stille. Mein Wort tönt ihm nach; er kann ihm nicht entfliehen. Also frage ich ihn. Wenn du an Offenbarung glaubst, wenn du ein Unfreier bist, ein Gebundener, wenn du die Ketten willst, den festen Reif um die Geister, dann nenne ich dich niederer Abkunft; du bist ein Hemmschuh deinem Volke, und ich ärgere mich deiner . . . es wäre deinem Volke besser, du wärest nie geboren. Bist du aber frei, erkennst du, daß es keine Offenbarung gibt, bekennst dich aber nicht zu dieser Freiheit . . . so gehe hin mit meiner Verachtung. Du bist ein Verbrecher, und ich rufe die Schuld der Verkümmerung und Entartung deines Volkes über dich und dein Haupt."

Schade, daß Horneffer seine Begeisterung gerade an dieser Stelle so strapaziert! Denn wir lassen uns von ihm natürlich nicht auf eine so plumpe Auffassung des Offenbarungsbegriffs verpflichten. Die alten krassen Gegenüberstellungen „von unten" „von oben" sind längst flüssig geworden und haben sich auf einander zu bewegt. Die religiöse Offenbarung ist längst in Analogie zur künstlerischen Offenbarung getreten und wird von vielen unter uns verstanden als ein Erleben des Geheimnisses des Weltalls, als ein tiefes Schauen in den Grund des Universums, — genau so, wie sich etwa Horneffer selbst das religiöse Erleben denkt. Mit dem Allen ist das Christentum so wenig entwurzelt, daß es im Gegenteil nur einer neuen Blütezeit entgegengeht, und zwar nicht wegen der „trostlosen Halbheit" des Protestantismus, sondern wegen einer inneren Konsequenz der Entwicklung, für die Horneffer das Verständnis bis jetzt noch nicht aufgegangen ist. Will Horneffer das Christentum ausrotten, dann wird er überhaupt wohl nicht umhin können, sich erst etwas mehr damit zu beschäftigen. Bis jetzt wenigstens hat man das noch immer für die höhere Stufe in der Rangordnung der Geister gehalten, den Gegner kennen zu lernen, ehe man gegen ihn kämpft. Die Bemerkungen Horneffers über die Theologie sind von einer Unbestimmtheit, Unsicherheit und Verkehrtheit, daß man den starken Verdacht aussprechen muß, er kämpft mit aller Leidenschaft seiner Seele gegen einen Gegner, den kennen zu lernen er sich gar nie die Mühe gegeben hat. Ich will es sofort belegen. Ein einziges Mal führt Horneffer die Aeußerung eines Theologen an. Er meint: „Schleiermacher gilt mit Recht als ein tiefer Kenner des Christentums. Aber wie bestimmt Schleiermacher die Religion? Als das Gefühl einer schlechthinigen, soll heißen unbedingten, gänzlichen Abhängigkeit, aus der sich der Mensch nur mit höherer Hilfe retten könne." Geht daraus nicht untrüglich hervor, daß der Vernichter des Christentums den einzigen Theologen, den er anführt, nur vom fernsten Hörensagen kennt? Jeder Theologiestudent in Leipzig hätte Horneffer belehren können, daß von einer „Rettung" aus der schlechthinigen Abhängigkeit bei Schleiermacher nicht entfernt die Rede ist, daß für Schleiermacher dies Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit die Empfindung für den tiefinnerlichen Lebenszusammenhang mit dem Universum und darum zugleich das Gefühl der schlechthinigen Seligkeit ist. Was aber wäre das für eine „höhere Hilfe", die den Menschen aus seiner Seligkeit retten müßte? Ich möchte beinahe einen Preis aussetzen für die Auskunft, ob sich Jemand beim Kampf gegen das Christentum jemals eine verzweifeltere Blamage geholt hat!

Im letzten Vortrag macht Horneffer endlich einen kleinen Versuch, sich mit dem Gottesglauben — und auf den kommt es an, nicht auf die „Gemeinde" und nicht auf die „Offenbarung" — ernsthaft auseinander zu setzen. „Eine bewußte, überlegte, planmäßige Schöpfung und Ordnung der Welt, ein durchweg sinnvoller Aufbau des Weltganzen ist uns nicht mehr glaubhaft." Wir haben in die geheime Werkstätte der Natur sehen gelernt. Wir nehmen wahr, wie oft die Natur „in die

Irre geht," wie vielfach sie „mit den plumpsten Mitteln wirkt". So schließen wir auf „ein tiefes Unvermögen der Natur". „Wir glauben nicht mehr an den bösen Gott, so können wir auch nicht mehr an den guten Gott glauben." Es fehlt die Einsicht, die Weisheit, „ohne die der Begriff Gottes völlig hohl ist". Und „einen andern Maßstab als unsre Geistigkeit, unsre Auffassungskraft können wir an die Welt nicht anlegen, weil uns Andres nicht gegeben ist." „In allen Verhältnissen des Lebens muß man irgendwann einen Schluß finden können." Also „lassen wir endlich Gott ruhen, schaffen wir andre Weltgedanken."

Aus diesen Ausführungen geht allerdings Eines mit Sicherheit hervor. Nämlich daß Horneffer für seine Person noch kein Recht hat, an Gott zu glauben. Ob er auch ein Recht hat, dies zu dem Satz zu verallgemeinern: „Heute glaubt selbst der Frömmste nicht mehr an Gott, er bildet sich nur ein, an Gott zu glauben," — dürfte schon etwas mehr zu bezweifeln sein. Wie bedauernswert, wenn Jemand das Leben noch so wenig kennt! So gewiß es ein vollkommener Irrtum Horneffers ist, daß der Gottesbegriff auf die zweckmäßige Einrichtung der Natur hin gebildet worden sei, so gewiß täuscht er sich auch darin, daß die Entdeckungen Darwins oder die Weltkritiken Schopenhauers irgend einen entscheidenden Schlag gegen den Gottesglauben geführt haben. Ein Satz wie der: „Schon nach menschlichem Ermessen hätten unzählige Schöpfungen auf viel einfacherem geraderem Wege erreicht werden können," — erscheint jedem Gottesgläubigen als die vollendete Naivität. Das klingt, wie wenn ein Sextaner sagen wollte: Schon nach knabenhaftem Ermessen könnte mein Lehrer das Ziel der humanistischen Bildung auf einfacherem, geraderem Wege mit mir erreichen. Der Satz, daß das Weltall Spuren von Vernunft aufweisen muß, wenn eine der unsern ähnliche Vernunft hinter Allem soll angenommen werden dürfen, darf doch nicht in den andern verkehrt werden: Das Weltall muß von unsrer Vernunft (NB. in ihrer jetzigen Entwicklung) durchaus verstanden werden, wenn wir einen Gott gelten lassen sollen. Das Ziel der Schöpfung kann ich mit einiger Sicherheit vielleicht bei mir selbst erkennen. Und wenn ich nun hier etwa die Erfahrung gemacht habe, daß alle Dinge mir zum Besten dienen können, daß alle Dinge mir zum Besten dienen müssen, wenn sich mir daraus mit überwältigendem Zwang die Ueberzeugung aufdrängt, daß hinter diesem merkwürdigen Weltall eine geistige Macht verborgen sein muß, dann mag die Rätselhaftigkeit und das Elend der Welt in noch viel furchtbareren Farben vor mir stehen, als Horneffer es darstellt, ich werde nicht anders können, als dem zu glauben, was ich zunächst einmal in der Tiefe der eignen Seele, dort, wo ich dem Geheimnis des Weltalls am nächsten bin, als letzte Wahrheit des Universums erfahren habe, und werde Denkmöglichkeiten genug haben, um das Elend der Welt nicht unerträglich zu finden. Aber auch auf dem Standpunkt Horneffers gibt es so viele Denkbarkeiten und Möglichkeiten, daß es wissenschaftlich höchstens berechtigt ist, das Dasein Gottes dahingestellt sein zu lassen, aber niemals, es rundweg in Abrede zu stellen. Hierin empfinde ich wenigstens eine wissenschaftliche Anmaßung, deren sich ein Gebildeter heutzutage nicht mehr schuldig machen sollte. Solche Sätze aber wie „Der Glaube an Gott war das größte Unglück der Menschheit" richten sich von selbst. So spricht ein Agitator, aber kein Religionsphilosoph. So darf auch der dezidierteste Atheist nicht sprechen, so lange er ein wissenschaftliches Gewissen hat, von Anderm abgesehen deshalb, weil er keinerlei Möglichkeit hat, es zu beweisen.

Vielleicht verdient die Wiederholung des Nietzscheschen Gedankens bei Horneffer noch eine Erwähnung: „Die Menschen unterscheidet, ob sie überhaupt Gottheiten nötig haben zu ihrer Lebensführung." Horneffer fügt hinzu: „völlig gleichgiltig, wie viele und welcher Art diese Götter sind." Wirklich? Ist der Monotheismus gar kein Fortschritt gegen den Fetischismus? Aber was ist das für ein erkenntnistheoretischer Grundsatz, der uns hier zugemutet wird! Was will Horneffer entgegnen, wenn wir nun weiter schließen: Die Menschen unterscheidet, ob sie überhaupt die Annahme andrer Wesen außer sich selbst nötig haben! Die Menschen unterscheidet, ob sie überhaupt sich zur Annahme irgendwelcher Existenzen außer sich selbst zwingen lassen!? Gewiß wäre dies das kräftigste Individuum, das „zu seiner Lebensführung" keine andere Annahme als sich selbst nötig hat, oder noch besser: man läßt sich nicht einmal zur Annahme der eignen Persönlichkeit „zwingen".

Wir kommen eben immer auf den erkenntnistheoretischen Unterschied zurück. Daß der Wahrheit gegenüber unter allen Umständen nicht der der starke und hohe Mensch ist, der sie ablehnt, sondern der sie anerkennt, das will der Schüler Nietzsches nicht zugeben — wenigstens nicht, wo es sich um den Gottesglauben handelt. Ganz anders allerdings bei der eignen Religion.

3

Horneffer bekennt selbst, entscheidende Anregungen seines positiven Denkens dem Leipziger Privatdozenten Felix Krueger zu verdanken, beginnt auch im Vortrag seiner neuen Religion sehr bescheiden, um dann allerdings diese Zurückhaltung bald völlig zu verlieren. Es sei die epochemachende Entdeckung Schopenhauers, die dem europäischen Denken in Zukunft die Richtung geben werde, daß der Wille „das Fundament des seelischen Lebens", „das Wesentliche, Grundlegende, Allgemeinste in der Existenz des Menschen" ist. Mit dem Materialismus ist nicht auszukommen. Etwas Seelisches muß das Grundwesen des Daseins sein. Da sich nun in allen Erscheinungen der Wille findet, so schließen wir auf einen „einheitlichen allgemeinen Willen", auf ein „allgemeines, umfassendes Urseelisches", das als „dumpfes Begehren", „wilder Drang" den Erscheinungen zugrunde liegt. „Wille zur Macht", wie Nietzsche wollte, ist nach Horneffer nicht die rechte Formel für diesen Willen, weil hierin eine Vertröstung auf die Zukunft liegt; wir verlangen aber, daß „alles Lebendige und Seiende zu jeder Stunde ein leises oder lautes Lied anstimmen können muß auf das Ursein des Willens." („muß"? Gibt es ein solches „muß" für den atheistischen Denker? Und wie würde sich Nietzsche im Grab herumdrehen, daß einer seiner Schüler behauptet, sein „Wille zur Macht" könne sich nicht in jedem Augenblick freudig bejahen!) Der Wille will nichts weiter als seine Entfaltung. Er hat „mannigfache, wechselnde Zustände in sich," die er zur „Ordnung, Gliederung, Schönheit" führt. Der „Wille zur Form" ist also die Grundtendenz alles Daseins. Im Anorganischen ist eine losere Ordnung erreicht, im Organischen ein System. Daraus entwickelt sich „das Organisierende" im Menschen, das einen möglichst weiten Umfang des allgemeinen Weltwillens den schöpferischen Zielen des Menschen dienstbar machen will. „Nur die Form erlöst, nur die Schönheit beglückt." „Unsre tiefste, reinste, stärkste Sehnsucht ist die Sehnsucht nach Schönheit." Deshalb ist die Welt Kunst und Kunstwille. Der Wille zur Form braucht aber einen Gegenstand, eine Gegenkraft, das ist der Wille zur Unform, der Wille zum Nichts. „Das Nichts kann nicht schlechthin nichts sein. Das Nichts muß eine aktiv wirksame, hemmende Kraft haben." „Der unfaßliche und doch so furchtbare Wille zum Nichts" ist in unsrer Erscheinungswelt durch die Zeit verkörpert. Durch die Form, durch die Gestalt kämpft der Wille gegen das Nichts, gegen die Zeit, denn Form ist nichts Andres als „die Zusammenfassung, Verbindung eines Mannigfaltigen, Zersprengten". Wenn der Mensch kraftvoll und wahrhaft will, dann hat er die Schönheit und hat er das Glück. „Jede Tat findet unweigerlich ihr Glück." Und die Scheiternden, Fallenden? „Wer fällt, muß freudig fallen." „Mußte er doch wissen, was er tat, als er das Leben begann." Wohl gehört dazu Größe, aber das Leben ist eben für die Größe angelegt, „für hochgewachsene Geister, für Heiden." Diese aber, die Siegreichen, fürchten auch den Tod nicht. Denn die Schönheit ist ein Geschenk des Augenblicks. Die beiden Urgegensätze des Daseins (Wille und Zeit) vollführen einen rhythmischen Gang miteinander. Aber „dem Tod des Schönen ist der Stachel genommen." „Alles Reife will sterben, denn es kann sein Glück nicht tragen." „Wer seinen Willen ganz in Form gebracht hat," wer ganz Form, ganz Schönheit ward, der ist erlöst, der sehnt sich nach dem Tod! „Nicht das Vergängliche sehnt sich nach dem Un-

vergänglichen. Umgekehrt, das Unvergängliche sehnt sich ewig nach dem Vergänglichen." „Die klingende Musik der Gestalt wiegt die ganze Wüste der Ewigkeit auf." „Umarme die Gestalt, trinke allen Zauber der Gestalt." „Mit deiner Schönheit erlöst sich in dir die Ewigkeit." „Wir wollen nicht länger Suchende sein; wir wollen endlich Habende sein!" „Soll Europa nicht auch eine Religion haben? . . . Schaffen wir eine Religion des Lebens, eine homerische Religion des Menschenadels, der selbsterlösenden Kraft im Menschen, der Verehrung der Gestalt als des einzigen Lebens, der Erlösung durch Schönheit." „Mit dieser Religion bekommt der Mensch seine Unschuld wieder." —

Wir haben diese Religion Horneffers zuerst im Zusammenhang dargestellt und uns der Fragezeichen möglichst erwehrt, die sich von allen Seiten in die Darstellung einschleichen wollten. Selbstverständlich wollen wir auch Horneffer seine Religion nicht nehmen. Sie befriedigt sein Denken und beflügelt seine Seele, das ist ja Alles, was er sich wünschen kann, und wir gönnen es ihm herzlich. Aber da er seine Religion zur Religion Europas erheben möchte, muß doch „Europa" auch irgend Etwas dazu sagen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß auch das übrige Europa außer mir noch Manches dazu zu sagen hat.

Horneffer nimmt den Voluntarismus als eine endgiltig erworbene Wahrheit an. (Also doch kein Fluß *aller* Wahrheit?) Meines Wissens aber, ich bin ja leider nur ein halber Philosoph, sind gegen den Voluntarismus, so glänzende Vertreter er auch hat, schon sehr entscheidende Gegengründe geltend gemacht worden.*) Der Voluntarismus beruft sich auf die Psychologie. Die wirklich wissenschaftliche Psychologie hat aber bisher, ganz abgesehen von den Gründen, die sich gegen den einseitig idealistischen Ausgangspunkt überhaupt von ihrer Seite aus vorbringen lassen und die durchaus nicht zu verachten sind (vergl. Külpe), noch nicht den leisesten Anhalt dafür geliefert, daß der Wille die primäre Funktion der Seele ist. Im Gegenteil, wir begegnen überall, wo wir wissenschaftlich erkennen können, der Seelen*trias* Vorstellen-Fühlen-Wollen und haben weder Grund noch Recht, den Willen zu isolieren und zu inthronisieren. Wir *kennen* nur ein Seelen*ganzes*. Statten wir aber den Willen mit Vorstellung und Gefühl aus, wie es allein dem Stand der Wissenschaft wirklich entspricht, dann kommt entweder ein Ungeheuer heraus, oder — wir befinden uns auf dem besten Weg zurück zum alten Gott!

Läßt sich nun aber ein unglücklicherer Name für eine neue Religion finden, als Horneffers „Wille zur Form"? Natürlich, wenn es in der Natur irgend einen Willen zum Höheren gibt, dann läßt sich dieser schließlich unter jedem positiven Begriff darstellen: Wille zum Leben, Wille zur Macht, Wille zum Glück, Wille zur Wahrheit, Wille zur Vollkommenheit u. s. f., und für jede dieser Formulierungen läßt sich eine Anzahl Beobachtungen aus der Natur anführen, die sie als die richtige zu bestätigen scheinen. Der Fehler liegt nur in der Willkür, mit der man das auswählt, was den eignen Standpunkt rechtfertigen kann, und alles Andre beiseite schiebt. Was aber gerade den „Willen zur Form" = Wille zur Gliederung, zur Organisation, zur Harmonie anlangt, so muß, meine ich, eine unbefangene Beobachtung Jeden sofort überzeugen, daß in unzähligen Fällen der Wille nicht die *Harmonie* als Ziel erstrebt, sondern daß er die Gliederung, die Organisation eben als *Mittel* zu ganz andern Zielen und Zwecken *braucht*. Das gesteht auch Horneffer überall indirekt zu. Der Mensch muß nur *wollen*, sagt er, dann wird er zur Harmonie. Aber der Mensch kann ja nicht *wollen an sich*, und er erreicht — auch nach Horneffer — die Harmonie nicht, wenn er *sie* will, sondern wenn er *Ziele* will. Das heißt aber nichts Anderes als: die Gliederung, die Organisierung sinkt zum sekundären Prinzip, zum Mittel für den Zweck im Weltprozeß herab. Diese wenigen Bemerkungen, die sich noch durch ungezählte andre Ausführungen ergänzen ließen, mögen vorläufig zur Kritik der neuen Religion genügen.

Was will man aber zu dem zweiten, negativen Prinzip sagen, das dem Willen gegenübergestellt wird: die *Zeit*! Als ob alle Häßlichkeiten, alle Disharmonien, alle Zielverfehlungen der Welt, alle Widerstände, die der Wille findet, aus der einen Tatsache des Alterns und Vergehens erklärt werden könnten! Als ob die Zeit nicht genau ebenso die Freundin des Willens wäre wie seine Feindin, weil sie eben *allen* Erscheinungen des Daseins für unser Denken immanent ist! Als ob nicht im Willen selbst eine Unkraft angenommen werden müßte, wenn ihm die Zeit irgend Etwas anhaben kann! Nein, *so* haben die alten Gnostiker philosophiert und die ältesten griechischen Denker. Und wenn Horneffer unsern Philosophen mit großem Nachdruck sagt, sie hätten überhaupt bei den alten Griechen erst zu lernen, was Philosophie ist, dann werden sie *dieses* „*Zurück*!" ihm nicht nachmachen. Horneffer klagt darüber, daß das europäische Denken noch so kläglich zurückgeblieben sei, und es gibt selbstverständlich auch einen Standpunkt, von dem aus dies wahr ist, aber daß *er* und *sein* Denken zu solchem Urteil ein Recht hat, davon wird er keinen Urteilsfähigen überzeugen.

Interessant waren mir die Ausführungen Horneffers über den Tod. Es ist merkwürdig, wie rasch die Schüler Nietzsches das ergreifende Lied vergessen haben: „Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!" Sie fühlen, daß *diese* Empfindung zum Christentum zurückführt, und doch ist dies die weit echtere, menschlichere Empfindung. Auch beneide ich Niemanden um sein Ziel und um sein Ideal, der da glaubt, es könne für ihn in diesem Dasein ein Augenblick kommen, wo er es erreicht hat und wo er dann trunken vor Glück sich den Tod wünscht. Wie niedrig muß ein solches Ideal gesteckt sein!

Und diese Religion will „die Religion der Griechen, die unbewußte Religion Homers" sein? Ich habe selbst jahrelang fast jede freie Stunde mit den Griechen verbracht, aber wenn ich jetzt Perikles vor mir aufsteigen lasse oder Thukydides oder Plato, wie sie in meiner Empfindung leben, dann zweifle ich keinen Augenblick, daß sie in Horneffers unaufhörlichem Ruf „Wille, Wille" den Schrei eines gewissen Barbarentums gehört hätten. Sie *wollten* nicht schön sein, sie *wollten* auch nicht, um schön zu sein, sondern sie *waren* schön, und das kam dann auch in ihrem Wollen zum Ausdruck. Das „Schönheitssehnsuchtslied", das Plato gesungen hat, erklingt hoch über dem Lied Horneffers. Und doch, oder gerade deshalb hat Plato die wahre Schönheit *über* dieser Welt der Erscheinungen gesucht. Horneffer freilich nennt ihn deshalb den ersten Christen, das Verhängnis Europas, den Verräter seines Volks und sieht nicht, daß hier eine notwendige Entwicklung vorliegt, über das Griechentum hinaus dem Christentum entgegen. —

Vielleicht ist nun das, was an Horneffer immerhin erfreulich ist, über der Polemik zu sehr zurückgetreten. Aber das Selbstbewußtsein, mit dem diese „künftige Religion" auftritt und das Christentum immer nur als „furchtbarstes" Unheil und größten Fluch der Menschheit zu titulieren liebt, macht dem, der dem Christentum sein Bestes verdankt, eine unbefangene Würdigung wirklich schwer. Zum Schluß aber sei gerade deshalb ausgesprochen, was nach unsrer Meinung an Horneffer Beachtung und Anerkennung verdient. Er ist ein starker Zeuge für das Wiedererwachen der tieferen religiösen Sehnsucht nach der materialistischen Fastenzeit und wird auch, wie ich hoffe, in Manchem einen Hunger wecken, den er selbst auf die Dauer nicht stillen kann. Er hat neben vielen unechten und überreizten Empfindungen auch manche wirklich berechtigte Empfindung ausgesprochen, die wir nicht verachten dürfen und wollen. Er weiß seinen Gedanken hin und wieder einen hinreißenden Ausdruck zu geben, der Begeisterung in jungen Herzen wecken kann und ihre innere Freiheit vermehrt. Wenn Horneffer auch den „Wahrheitssinn und Freiheitssinn" der Griechen, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, mehr preist als dort, wo es einmal für *ihn* schwer ist, selbst betätigt, so ist doch kein Zweifel, daß vom Griechentum noch sehr viel zu lernen ist, was wir nur zu un-

*) Vergl. besonders *Külpe* „Einleitung in die Philosophie" und „Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland". Ich möchte überhaupt bei dieser Gelegenheit die erschienenen und zukünftigen Schriften dieses „Staatsphilosophen" der ernstesten Beachtung aller philosophisch Interessierten aufs wärmste empfehlen.

serm eignen Schaden versäumen könnten. Horneffer wird auch mit seiner Agitation gegen die Kirche einigen Erfolg haben, wenn gleich nicht den großen, den er selbst sich verspricht, hoffentlich auch einigen Erfolg in die Kirche hinein. Der große Gegner aber, den sich das Christentum der Gegenwart beinah wünschen muß, und gegen den zu kämpfen wirklich Mühe und Freude machte, ist er nicht und wird er vermutlich niemals werden. In der Geschichte der Philosophie wird sein „Wille zur Form" als eine Kuriosität im Anhang zu Schopenhauer und Nietzsche vielleicht Erwähnung finden, in der Geschichte der Religion wird er nach meinem Dafürhalten keine Rolle spielen.

Friedrich Rittelmeyer

Das sittliche Recht des Kriegs

Vortrag, gehalten in Göttingen am 1. Februar 1906

Den Anlaß zur Wahl dieses Themas gab mir eine kleine Schrift die den Titel führt „Die Verweigerung des Heeresdienstes und die Verurteilung des Krieges und der Wehrpflicht in der Geschichte der Menschheit." (Selbstverlag des Verfassers, Potsdam 1905.) Der Verfasser, Dr. Wetzel, teilt zum Schlusse das Schreiben mit, welches er im letzten Herbst, kurz vor dem letzten Termin, an dem er sich zur Ableistung seiner militärischen Dienstpflicht zu stellen hatte, an die Ersatzkommission in Potsdam gerichtet hat, um ihr mitzuteilen, daß er unter keinen Umständen sich als Soldat werde ausbilden lassen. Er schreibt:

> Ich habe es als meine höchste Pflicht erkannt, nach . . . dem durch meine praktische Vernunft erkannten Sittengesetz zu leben . . , (und) halte es für meine Pflicht . . . in allen meinen Handlungen . . . meinen Mitmenschen, allen ohne Ausnahme, mit Liebe entgegenzukommen, ihnen aber nie und nimmer körperlich oder geistig Gewalt anzutun. Infolgedessen kann ich weder versprechen . . . den Befehlen eines noch das Rachegesetz bekennenden Menschen zu gehorchen, noch sonst irgend eine Handlung zu unternehmen, die auf die Schädigung eines Menschen abzielt, die aber als Soldat ununterbrochen von mir gefordert werden würde . . .

Vorangeschickt hat Dr. Wetzel eine Blumenlese von Aussprüchen alter und neuer, bedeutender und unbedeutender Männer, die das Unrecht und den Widersinn des Krieges behaupten. Gewidmet ist das Schriftchen dem Andenken des 1832 gestorbenen Philosophen Krause (geb. 1781) und dem noch lebenden geistig stärksten Vorkämpfer des Antimilitarismus, Graf Leo Tolstoi.

Was Dr. Wetzel bei der Ersatzkommission, die er bittet ihn als „Vernunftwesen" zu achten und nicht zu versuchen, ihn „durch körperliche Qualen zur Verleugnung seines Wesens zu zwingen", durch seine Eingabe erreicht hat, weiß ich nicht. Da er der Kommission auch mitteilt, daß sein „Leib sehr rasch erliegen werde", falls man ihn körperlichen Qualen unterwerfen werde, ist er, wie ich vermute, dienstuntauglich befunden und dadurch dem Konflikte persönlich entrückt worden. Indeß damit erledigt sich das Interesse seiner Eingabe doch eben nicht, wie er sie denn auch zugleich der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, damit eine Bewegung der Geister hervorzurufen, vorgelegt hat. Eine Empfehlung ist für mich, daß er sich ohne Zusammenhang mit der „Liga der Friedensfreunde", ohne Deckung von Seiten der Frau von Suttner oder einer anderen interessanten Persönlichkeit, einführt. Er vertraut eben seiner Sache. Und es wird vielleicht wirklich manchen nachdenklichen Menschen unter uns innerlich treffen, was Dr. Wetzel zumal aus der Geschichte, wenn auch in planloser, zusammenhangsloser Weise mitteilt.

Ich bekenne, daß auch mir der Krieg ein ernstliches sittliches Problem zu bedeuten scheint, dem mit bloßer froher tapferer patriotischer Stimmung nicht zu begegnen ist. Unter den Autoritäten, die Dr. Wetzel heranzieht, fehlt natürlich Jesus nicht. Indeß er legt kein Gewicht darauf, gerade ein „Christ" zu heißen. Er ist nicht ganz sicher, daß es einmal einen wirklichen Jesus gegeben hat. So hält er sich vielmehr an die „praktische Vernunft", deren Inhalt ihm absolut klar erscheint und der er zutraut, daß sie jedem ernsten, gewissenhaften Menschen innerlich Zeugnis gebe, daß er mit seiner unbedingten und zu jeder persönlichen Konsequenz entschlossenen Verurteilung des Krieges Recht habe. Er ist Krauseaner, und da wir eben mitten in einer Strömung stehen, die vielerlei lange ganz oder halb verschollene philosophische Größen wieder emporträgt, finde ich es nicht unberechtigt, daß auch der edele, wenngleich ziemlich krause Karl Krause wieder oder, richtiger gesagt, auch einmal genauerer Beachtung empfohlen wird. Ich gedenke nun freilich nicht meinerseits gerade darauf näher einzugehen. Als Theologen liegt es mir umgekehrt näher, die Frage ins Auge zu fassen, wie das Christentum zum Kriege stehe und ob, wer sich zu Jesus hält, urteilen müsse, daß der Krieg als solcher ein „Verbrechen" sei. Indeß ich möchte doch auch vorerst das sittliche Recht des Krieges in freierer Weise, ohne Rücksicht auf irgend eine besondere Autorität, in Ueberlegung nehmen. Von unserer momentanen Situation, die wohl Manchem so scheinen mag, als könne der Krieg gar bald einmal wieder allen bloß theoretischen Erwägungen entrückt werden, rede ich billigerweise nicht.

1

Das ist für uns natürlich über alle Diskussion hinausgestellt, daß wir nur einen „gerechten" Krieg ins Auge fassen dürfen. Werden wir in einen Krieg hineingeführt, so wäre es natürlich der Gipfelpunkt der Bedrückung aller sittlich denkenden Glieder unseres Volks, wenn wir urteilen müßten, es sei ein „ungerechter", ein nicht genügend begründeter, ein von unserer Seite bei gutem Willen zu vermeiden gewesener Krieg, in den wir verstrickt worden. Aber die Frage, die uns beschäftigen soll, ist die prinzipielle, ob es überhaupt einen gerechten Krieg gebe. Ist es nicht eben geistige Verblendung, ein noch leider lebendiger Wahn, daß man die Begriffe „Krieg" und „gerecht" zusammendenken könne; ist kriegerischer Sinn nicht notwendigerweise das Grab für allen gerechten Sinn; muß, wer der Würde der Menschheit bewußt geworden ist, nicht gerade, wenn an ihn die sogenannte Pflicht der Mitbeteiligung an einem Kriege herantreten sollte, ruhig und fest erklären, daß es gelte Gott oder dem Sittengesetz mehr zu gehorchen, als zufälligem menschlichem, bloß vaterländischem Gesetze?

Ich zitiere nur einen der Aussprüche, die in dem Schriftchen, von dem ich ausging, gesammelt sind; es sind Worte des berühmtesten protestantischen Theologen Nordamerikas, des 1842 gestorbenen William Ellery Channing. Dieser schreibt:

> Soll dieser Wahnsinn nie aufhören? . . . Große Völker setzen gleich großen Jungen ihre Ehre darein, der Beleidigung entgegenzutreten und sich gut zu schlagen. Ist es nicht Zeit, daß der Begriff der Ehre eine Aenderung erfahre? . . . Die Ehre des Menschen besteht darin, über Beleidigungen hinwegzusehen, und so verhält es sich auch mit Staaten . . . Ich kann jetzt nicht mehr, wie ich es einst tat, leicht und gedankenlos von einem Kriege mit diesem oder jenem Volke sprechen. Dieses Volk ist für mich nicht länger ein bloßer Begriff, nicht mehr eine unbestimmte Masse. Es entfaltet sich mir in Einzelwesen, in tausend anziehende Gestaltungen und Beziehungen. Es besteht aus Ehemännern und Gattinnen, Eltern und Kindern, die sich einander lieben, wie ich meine Familie liebe . . . Es besteht aus Arbeitern am Pfluge und in der Werkstatt, für deren Mühe ich Mitgefühl hege . . . Es besteht aus Männern der Wissenschaft, des Geschmacks, des Genies, deren Schriften meine einsamen Stunden verkürzt und meinem Geiste, meinen besten Gefühlen Leben und Nahrung gegeben haben. Dies ist das Volk, das ich bekriegen, in dessen Familien ich Trauer senden, dessen Fall oder Erniedrigung ich durch Blutvergießen erstreben soll.

Channing argumentiert hier sehr fein. Er redet gar nicht von der Wohlfahrt des eigenen Volks, die man im Kriege daransetze, sondern verweist auf das, was man dem anderen Volke antue, wenn man sich in den Krieg treiben lasse. Auch das edelste Motiv, die Verteidigung der Ehre, nimmt er allein ins Auge. Offenbar will er für die Friedfertigkeit alle Motive der bloßen Ruhe, Wohllebigkeit, gar der Feigheit, die sich nur zu sehr bei vielen Kriegsgegnern hervordrängen, bei Seite lassen. Aber wenn er darauf verzichtet, die gemeine bürgerliche Philistrosität wider den Krieg aufzustacheln, ist es wirklich und bloß die echte ewige Sprache des Herzens, die er laut werden läßt, oder ist es nicht auch so etwas wie rührselige Sentimentalität? Ich möchte betonen, daß Channings Argumentation, auf den Kern geblickt, jedenfalls diejenige ist,

die am ehesten einen sittlich denkenden Menschen packen kann. Er schärft die Schuldempfindung gegenüber eigenem überreiztem Ehrgefühl und zumal gegenüber fremdem Leid. Channing scheint letztlich zu denken, und ich müßte ihm darin Recht geben, daß man es leichter noch sittlich rechtfertigen könne, sich selbst in die Schanze zu schlagen und dem eigenen Volke zuzumuten, daß es Wunden nicht scheuen möge, als Andern Verderben zu bringen, daß ein niedergetretenes Volk dem niedertretenden wahrlich auch zur Gewissenslast werden könne. Unter allen Umständen steht Channings Gedankenreihe turmhoch über einer Menge von Gewäsche, was Dr. Wetzel leider auch meint unserm Nachdenken empfehlen zu dürfen, welches bloß darauf basiert, daß es doch Unsinn sei, wenn im Kriege Leute gegen einander gehetzt würden, Leute einander sich mit allen Listen zu töten versuchten, die sich persönlich in keiner Weise etwas angetan hätten, die wohl gar einzeln alle vor Blutvergießen, „Morden" zurückschauderten und sich nun plötzlich einreden ließen, daß sie „ruhmreiche" Helden werden sollten und könnten, indem sie sich zu rücksichtslosem Massenmorde zusammentäten. Was ein Swift, Voltaire, ja auch Comenius, Pascal und Andre in dieser Beziehung mit Spott und Hohn, auch mit pathetischer Entrüstung vorgebracht haben, ist wirklich nicht wert, daß man ihm mit ernster Kritik begegne. So steht es doch nicht, daß bloß die Gedankenlosigkeit die Menschen an der Gewohnheit des Kriegführens festhalte. Oder ich will mich anders ausdrücken: so steht es längst nicht mehr. Wer heutiges Tages dem Kriege den Krieg ansagen will, der muß vor allem wissen und in Gewissenhaftigkeit mitberücksichtigen, daß wir doch wirklich hinaus sind über die Leichtfertigkeit und gedankenlose, gefühlsrohe Art des Kriegführens, welches frühere Zeiten geübt haben. Eine Menge des sogenannten philosophischen Räsonnements wider das kriegerische Treiben der Menschen, das man bei Wetzel lesen kann, nimmt seine Gründe von der Art eines Kriegführens, die wir überwunden haben oder die doch alle Staaten aufs ernstlichste zu überwinden versuchen, von jener Art, die darauf verzichtete, das wirkliche Volksinteresse und -empfinden zu befragen, wenn denn ein Konflikt mit einem anderen Volke auftauchte, jener Art, welche bloße Dynasteninteressen für das ausreichende Motiv eines Kriegs, selbst eines grausamen, schweren, langen Kriegs erachtete, welche überhaupt nach dem „Rechte" für einen Krieg kaum fragte, wenn er Eroberungen verhieß, die vor allem — und das ist für manchen der älteren recht turbulenten Eiferer wider den Krieg wenigstens eine gewisse Entschuldigung seiner Gedankeneilfertigkeit — die noch bloße Söldnerheere voraussetzte. In der Gegenwart haben wir in Europa wohl keine Fürsten mehr, die einen „Kabinetskrieg" anzuzetteln wagten, denen es nicht in lebendige Empfindung übergegangen wäre, daß sie zur Wahrung des Friedens ihrem Volke verpflichtet seien, solange das Volk es nicht verstehen würde, daß ihm um seiner selbst willen, um seiner vitalen Interessen willen zugemutet werde, einen Gang in Waffen zu wagen. Und die Völker Europas haben fast alle, wir in Deutschland schon seit beinahe einem Jahrhundert, ein Heer, das sich aus den Söhnen und jungen Hausvätern aller Stände rekrutiert, ein Heer, dem alle Gesittung der Nation selbst das Mark des Empfindens genährt, ein Heer, das gar nicht mehr fähig ist so stumpf und hartherzig sich dem Feinde gegenüberzustellen, wie ehedem die gemietete, zufällig zusammengewürfelte, großenteils aus den gesunkenen Elementen nicht bloß des eignen Volks, sondern auch fremder Völker gebildete, naturgemäß von vielen niedrigen Instinkten, oft bloßer Abenteuerlust und Beutegier getriebene Soldateska. Es ist ja klar, daß nicht alle modernen Volksheere auf gleicher Höhe stehen. Wir wollen uns auch nicht etwa selbst einfach verherrlichen. Auch in unsern deutschen Soldaten können Leidenschaften aufkochen und überschäumen, die uns schrecken und beschämen. Aber das ist sicher, daß unsere Soldaten im Kriege wie im Frieden in fester Zucht gehalten werden und nicht den Söldnern verglichen werden dürfen, die ehedem die Kriege führten. Auch das ist Jedem, der sehen will, klar, daß kaum ein Volk noch kriegslüstern ist. Wir in Deutschland haben nicht einmal eine sogenannte Kriegspartei. Daß unter unseren Berufssoldaten, im Offizierkorps, einmal so etwas verlautet wie der Wunsch nach einem „frischen fröhlichen Krieg" kann nur doktrinäre Verbissenheit und blinder Militärhaß als schweren Posten zu Buch bringen. Es ist wirklich ein etwas starkes Stück, wenn Dr. Wetzel auch herbeibringt, was ein Herwegh dem deutschen Volke ins Gesicht zu schleudern wagte:

> Du bist im ruhmgekrönten Morden
> Das erste Land der Welt geworden.
> Germania, mir graut vor dir.
> Mir graut vor dir; ich glaube fast,
> Daß du in argem Wahn versunken
> — — — — — — — —
> Das Menschenrecht vergessen hast.

Nein, das alles dürfen wir abwehren. Wir dürfen es mehr oder weniger von allen zivilisierten Nationen abwehren, daß sie noch Kriege führten ohne ein Gefühl der Verantwortlichkeit vor dem „Menschenrecht". Und deshalb muß man heute mit anderen, tiefergehenden sittlichen Reflexionen kommen, als die Antimilitaristen der Vergangenheit sie meist darbieten. Der Krieg ist längst Allen erkennbar geworden als höchstens ein letztes Mittel, als ein Unternehmen, das nur eventuell sich als Pflicht rechtfertigen lassen, ein Unternehmen auch, in dem nicht mehr das alte Wort gelte: Inter arma silent leges (Wo die Waffen klirren, gilt kein Gesetz mehr), ein Unternehmen vielmehr, in dem die Gesetze der Humanität im weitesten Maße aufrecht erhalten werden könnten und deshalb müßten. Es ist das sogenannte Völkerrecht, durch welches seit dem siebzehnten Jahrhundert dem Kriege im weitesten Maße von allen Kulturvölkern anerkannte Rechtsgesetze auferlegt sind. Ich darf mich da in kein Detail verlieren. Mit großem Eifer und reichem Erfolg ist man am Werke gewesen Methoden festzustellen, wie man Konflikten zwischen Staaten rechtzeitig begegne, um nicht Krieg daraus werden zu lassen, wie man dann, wenn ein Krieg entstanden, ihn so erträglich machen könne als möglich, wie man die Neutralen vor seinen Folgen schütze, seine Schrecknisse für die betroffenen Völker, zumal auch ihre Heere, mildere, ihm so bald als tunlich ein Ende bereite. Das Alles läßt sich noch weiter ausbauen und wird noch weiter ausgebaut werden; der Gedanke der internationalen Schiedsgerichte wird gewiß weiter verfolgt werden.

Vielleicht liegt nun aber da der Kern der Frage, daß wir noch nicht gelernt hätten sittlich ein Mehreres in Bezug auf den Krieg zu erkennen, als daß er einer Umspannung und Durchdringung mit Rechtsformen nicht widerstrebe. Soweit könne er freilich humanisiert werden, als er eine rechtliche Gestaltung seiner Grundsätze gestatte. Aber es gebe doch noch andere Gedanken über menschliches Tun, andere Gesetze für menschliche Entschließungen als rechtliche. Auch der humanste Krieg sei und bleibe ein widersittliches Unternehmen.

2

Ich möchte nun doch zunächst einen Philosophen zu Worte kommen lassen, der gerade das Gegenteil vertritt, der den Krieg vielmehr für eine sittliche Notwendigkeit, fast möchte man sagen, wie eins der Prachtstücke der hohen Vernunft, die in der Welt waltet, ansieht und nur scheltende Worte für diejenigen hat, die dem ewigen Frieden nachtrachten. Es ist Hegel, an den ich denke. In seiner Rechtsphilosophie sucht er dem Staate recht eigentlich aus den obersten ewigen Gesichtspunkten aller Betrachtung der Dinge gerecht zu werden, und da sieht er den Krieg als das wesentliche Mittel an, das Staaten und Völker vor dem Stagnieren bewahrt. Deutlich steht das Prinzip seiner Philosophie, der Gedanke der Alles im „Werden" erhaltenden Weltvernunft, im Hintergrund. Nichts „Besonderes" darf verharren wollen, letztlich auch kein Einzelstaat bloß für sich, gar in den Staaten die momentane Ordnung. Der Krieg ist immer wieder der Totengräber dessen, was zu Unrecht sich über seine Zeit hinaus erhalten will, er saniert in den noch lebensberechtigten Staaten das innere Leben, solange dieses eben noch sich entwickeln kann. Im Zusammenhange der Lehre von der Souveränität des Staats kommt Hegel auf den Krieg zu sprechen (Rechtsphilo-

sophie § 324, im 8. Bande der Werke). Soll diese berechtigt sein, soll sie es *wert* sein und im Einzelnen *Aussicht behalten* zu bestehen, so muß Alles im Staate, jeder Bürger in ihm bereit sein sich mit Allem, was ihm eignet, für das Ganze einzusetzen, dafür „aufzuopfern“. Hier sagt Hegel:

> In dem Angegebenen liegt das sittliche Moment des Kriegs, der nicht als absolutes Uebel und als eine bloß äußerliche Zufälligkeit zu betrachten ist, welche, sei es in was es wolle, in den Leidenschaften der Machthabenden oder der Völker, in Ungerechtigkeiten rc., überhaupt in solchem, das nicht sein soll, ihren somit selbst zufälligen Grund habe. ... Es ist notwendig, daß das Endliche, Besitz und Leben, als Zufälliges gesetzt werde, weil dies der Begriff des Endlichen ist. Diese Notwendigkeit hat einerseits die Gestalt von Naturgewalt und alles Endliche ist sterblich und vergänglich. Im sittlichen Wesen aber, dem Staate, wird der Natur diese Gewalt abgenommen und die Notwendigkeit zum Werke der Freiheit, einem Sittlichen erhoben; jene Vergänglichkeit wird ein *gewolltes* Vorübergehen. ... Der *Krieg* als der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu sein pflegt, Ernst gemacht wird, ... hat die höhere Bedeutung, daß durch ihn die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder und gar ein ewiger Friede, versetzen würde.

Natürlich will Hegel nicht jeden *einzelnen* zufälligen wirklichen Krieg auf diese Weise mit sittlicher Gloriole umkleiden. Er sagt ausdrücklich, daß es ihm nur um die „philosophische Idee“ des Kriegs zu tun sei. So schreibt er weiter:

> Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknöchern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Teile in sich hart werden, so ist der Tod da. Ewiger Friede wird häufig als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. *Kant* hat so einen Fürstenbund vorgeschlagen, der Streitigkeiten der Staaten schlichten sollte, und die heilige Allianz hatte die Absicht ungefähr ein solches Institut zu sein. Allein der Staat ist Individuum und in der Individualität ist die Negation wesentlich enthalten. Wenn also auch eine Anzahl von Staaten sich zu einer Familie macht, so *muß* sich dieser Verein als Individualität *einen Gegensatz kreieren* und einen Feind erzeugen ...

Also Kriege sind nötig, weil kein Leben ohne Gegensatz bleiben *kann*, bleiben *darf*, weil der Staat im ewigen Frieden durch Verknöcherung seiner Verhältnisse untüchtig werden würde seiner Idee und der Vernunft zu entsprechen:

> Man hört soviel auf den Kanzeln von der Unsicherheit, Eitelkeit und Unstätigkeit zeitlicher Dinge sprechen, aber Jeder denkt dabei, so gerührt er auch ist: ich werde doch das Meinige behalten. Kommt nun aber diese Unsicherheit in Form von Husaren mit blanken Säbeln wirklich zur Sprache und ist es Ernst damit, dann wendet sich jene gerührte Erbaulichkeit, die Alles vorhersagte, Flüche über die Eroberer auszusprechen. Trotzdem aber finden Kriege, wo sie in der Natur der Sache liegen, statt. Die Saaten schießen wieder auf, und das Gerede verstummt vor den ernsten Wiederholungen der Geschichte.

Also auch das ist ein Segen des Kriegs, daß er die Menschen immer wieder auf die Probe stellt, wie weit ihr religiöser Glaube ihnen Ernst ist.

Was Hegel aus philosophischen Gründen deduziert*), hat *Moltke* sehr schlicht fast ebenso als seine aus dem gewöhnlichen Leben geschöpfte Ueberzeugung kundgegeben. Ich weiß nicht, ob man dem großen Manne zutrauen darf, daß er Hegel gelesen habe, oder ob man seine Worte als eine Art von freier Bestätigung für die Richtigkeit der Hegelschen Gedanken ansehen soll. Moltke sagt einmal:

> Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden der Menschen entwickeln sich darin: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Ohne Kriege würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren.

Ich kann meinerseits doch nicht zugeben, daß diese beiden in tiefem Ernste kriegsfrohen Geister die Stimme zum Schweigen bringen könnten, die sich im Innern zum Widerspruch meldet. Mir will es scheinen, daß es heiße über das Ziel hinausschießen, wenn man den Krieg zur begrifflichen Notwendigkeit stempelt oder, wie Moltke das schlicht und überzeugt tut, auf einen direkten Gotteswillen zurückführt. Beide sehen in ihm einen, den vielleicht höchsten *regulierenden Faktor* in dem Getriebe der Weltgeschichte. Auf Hegels Spekulationen möchte ich nicht weiter eingehen. Was *Moltke* sagt, steht uns näher. Ihm gegenüber muß doch gesagt werden, daß der Krieg nicht *nur* solche Tugenden erweckt, wie er sie namhaft macht. Ich halte mich an die Erfahrungen, die wir um uns sehen. Je länger ein Krieg währt, um so unzweifelhafter wirkt er *auch verrohend*. Im Kriege wächst Alles in dem Menschen ins Ungewöhnliche, das Gute und das Böse. Auch die Religion, der ernste innerliche Gottesglaube wächst im Kriege, aber zugleich wächst gerade in ihm der Aberglaube. Es ist nicht richtig, wie Moltke es ja wahrscheinlich auch nicht meint, aber doch darstellt, daß der Krieg *einfach versittlichend* wirke: auf das Heer gewiß nicht; auf die Familien, die daheim bleiben, auf die Regierenden, die die Verantwortung tragen, vielleicht eher und länger, aber auch nicht unbedingt. Auch die größte sittliche Idee, die hinter einem Kriege stehen kann, die der *Abwehr* einer *Knechtschaft*, eines Joches der Fremdherrschaft, unter der ein Volk seine Art zu verlieren droht, ist nicht im Stande, lauter sittlichen Ernst, lauter strenges Maß, lauter innere Ehre zu sichern. Und auch damit schießt Moltke über das Ziel hinaus, daß er andeutet, der Krieg sei das *einzige* Mittel, um ein Volk vor dem Versinken in Materialismus, in Wohllebigkeit und schlaffer Genußlust zu behüten. Dann wäre es letztlich für einen Herrscher, der erkännte, daß seinem Volke eine Stärkung der sittlichen Nerven not tue, eine Pflicht, Sorge zu tragen, daß einmal wieder kriegerischer Sturmwind entstehe, und gegebenenfalls, wenn keinen Grund, dann einen Vorwand zu einem Kriege wahrzunehmen.

Ferdinand Kattenbusch

---

*) Auf seiner Spur, jedoch mit bemerkenswerter Selbständigkeit, bewegt sich die einzige neuere *philosophische* Monographie über unsern Gegenstand, die ich kenne (eine *theologische* gibt es überhaupt nicht), die von *Adolf Lasson*: Das Kulturideal und der Krieg, 1868.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

4

Die jüngste Gewerkschaftsbewegung ist die der *christlichen Gewerkschaften*. Schon in früherer Zeit fehlte es nicht an Ansätzen für so etwas. Die Reden und Schriften des Bischofs Ketteler Ende der Sechziger Jahre gaben die ersten Anregungen. Es wurden nicht nur konfessionelle Arbeitervereine, sondern auch berufliche Fachabteilungen begründet. Auf einem im Jahre 1870 in Essen abgehaltenen christlich-sozialen Delegiertentag waren etwa 190 000 katholische Arbeiter vertreten. Dort wurde, was sehr bemerkenswert ist, sogar schon der Streik gebilligt. Im Jahre 1872 streikten auch schon 16 000 Bergleute, und zwar 6 Wochen hindurch. Die nachher entstandene Berufsorganisation der Grubenarbeiter war aber nur von kurzer Dauer.

Am 18. November 1877 fand dann eine von 5000 Arbeitern besuchte Versammlung in Essen statt, um „die Vereinigung der Bergleute von Rheinland und Westfalen“ zur Tat werden zu lassen. Dort traten drei Richtungen hervor, eine sozialdemokratische und eine christlich-soziale, aber auch eine neutrale Richtung mit Ausschließung jedweder religiösen und parteipolitischen Gesichtspunkte. Der Verband wurde in letzterem Sinne begründet. Das mißfiel aber der katholischen Geistlichkeit durchaus, trotzdem ein guter Katholik die Leitung bekam. Der klerikale Einfluß und dazu noch ein Beschluß des „Vereins für die bergbaulichen Interessen des Oberbergamtsbezirks Dortmund“, alle Bergleute, die dem Verband beitraten, sofort zu entlassen, entriß der jungen Organisation die christlich denkenden Arbeiter, sodaß fast nur noch *sozialistische* Mitglieder übrig blieben. Der Rest des Verbandes wurde dann durch das Sozialistengesetz aufgerieben.

Dieser Vorgang beweist, daß die katholische Geistlichkeit — die evangelische kümmerte sich damals um Arbeiterfragen überhaupt nicht — kein Interesse an einer neutralen Gewerkschaftsbewegung hatte. Die Gewerkschaften wurden geradezu der Sozialdemokratie überantwortet, weil man einerseits die

christlichen Arbeiter davon zurückhielt, andererseits oft gemeinsam mit Unternehmern und Behörden die — sozialistisch gewordenen Verbände mit großer Schärfe bekämpfte. Was damals von vermeintlich staatserhaltenden Elementen gesündigt worden ist, rächt sich anscheinend bis ins vierte und fünfte Glied.

Dabei zeigte man sich gleichzeitig zur Lösung eigener Organisationsaufgaben fast ganz unfähig. Während des Sozialistengesetzes wurde von evangelischen Geistlichen ein „Bund rheinisch-westfälischer Bergleute", der „alle Bergleute aufnehmen soll, die gläubige Protestanten sind," gegründet. Dabei hatte man aber nicht mit der Macht des Kapitals gerechnet. Der obengenannte Beschluß des „Vereins für bergbauliche Interessen" wurde auch auf diese harmlose Gründung ausgedehnt. Die Väter des neuen Verbandes gaben daraufhin ihr Kind sofort preis, so daß der Bund nach kurzer Lebensdauer wieder eingehen mußte. Später kam es zur Gründung eines Rechtsschutzvereins, dem schon nach kurzer Zeit 2000 Bergleute angehörten, der aber darnach ebenfalls dem Untergang verfiel.

Nach Aufhebung des Sozialistengesetzes wurde der Freie Bergarbeiterverband neu begründet. Ihm traten auch viele christliche Bergleute bei. Da die sozialdemokratischen, durch das Sozialistengesetz arg verbitterten Mitglieder an Zahl weit überwogen, die christliche Minorität sich aber ihrerseits sehr zaghaft in der Vertretung von Arbeiterforderungen verhielt, kam es häufig zu lebhaften Auseinandersetzungen, welche zum allmählichen Austritt der Christlichen führten.

Auf einem Verbandsfest der katholischen Knappenvereine am 10. Juli 1894 wurde nun die erste Anregung zur Gründung eines neuen christlichen Gewerkvereins gegeben, und zwar von dem bekannten, heute aber nicht mehr amtierenden Bergarbeiterführer August Brust. Er berief dann zum 26. August 1894 einen Delegiertentag der katholischen und evangelischen Knappschaftsvereine, an dem auch Männer wie Kaplan Dr. Oberdörffer und Pfarrer Lic. Weber teilnahmen. Es kam zur Gründung des Christlichen Gewerkvereins der Bergarbeiter auf paritätischer Grundlage. Vorstand und Ehrenrat mußten je zur Hälfte aus katholischen und evangelischen Mitgliedern bestehen. Als Vorsitzender wurde Brust gewählt, als zweiter Vorsitzender sollte ein evangelisches Mitglied in Betracht kommen. Die Satzungen sprechen zwar von „friedlicher Uebereinkunft von Arbeitgebern und Arbeitnehmern" und Pfarrer Weber erklärte damals ausdrücklich: „Wir sind kein Kampfverein," doch ist dies durch die rauhe Wirklichkeit ganz anders geworden. Die Grubenbesitzer nehmen auch gegen den christlichen Gewerkverein dieselbe ablehnende Stellung ein, wie gegen den freien Bergarbeiterverband.

Das ist der Mutterboden der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Viele interessante Züge und Vorgänge mußten übergangen werden. So vertrug man sich zwar im Vorstand des Gewerkvereins ausgezeichnet, weil fast alle Angestellten katholisch waren, aber im Ehrenrat kam es schon bald um den Piesberger Streik zum Krach. Pfarrer Weber trat aus und lehnte seine weitere Beteiligung an den christlichen Gewerkschaften ab, die er als verkappte katholische Organisationen ansah. Vor etlichen Jahren ist er jedoch wieder in ihren Hafen eingelaufen. Zu Uneinigkeiten im Ehrenrat konnte es aber schon deshalb nicht mehr kommen, weil er überhaupt nicht mehr besteht.

Die christlichen Gewerkschaften haben sich in mehrfacher Beziehung überraschend entwickelt. Zunächst zahlenmäßig. Im Jahre 1904 gehörten dem Gesamtverbande 24 Verbände mit 107 556 Mitgliedern an. Hierunter befinden sich freilich allein 3 Verbände mit 73 761 Mitgliedern (Bergarbeiter 43 400, Textilarbeiter 17 685, Bauhandwerker 12 676). Die Gesamteinnahmen betrugen jedoch nur 894 517 Mark, die Ausgaben 711 699 Mark, das Vermögen 690 373 Mark. Sie repräsentierten demnach zwar den zehnten Teil der freien Gewerkschaften in der Mitgliederzahl, aber doch nur den zwanzigsten Teil im Hinblick auf die Einnahmen und Ausgaben. Bis zum Jahre 1904 wurden auch noch 9 außerhalb des Gesamtverbandes stehende Eisenbahnarbeiterverbände mit 99 928 Mitgliedern hinzugerechnet, aber keineswegs mit Recht. Man hat dies auch mittlerweile eingesehen und beschlossen, künftig nur die dem Gesamtverband angeschlossenen Verbände als christliche Gewerkschaften zu betrachten. Wir scheiden deshalb diese Eisenbahnarbeiterverbände, die als Gewerkschaften ganz und gar nicht angesehen werden können, überhaupt aus. Sie sind nur Unterstützungsvereine mit ganz geringen Monatsbeiträgen von 20 bis 50 Pfennigen.

Sodann zeigt sich eine auffällige Entwicklung in der Tendenz der christlichen Gewerkschaften. Sie lehnen zwar den Klassenkampf prinzipiell ab, führen ihn aber in der Praxis fast mit derselben Energie wie die sozialdemokratischen Gewerkschaften. Der christliche Gewerkverein der Bergarbeiter suchte sogar vor etlichen Monaten einen „klassenbewußten" Kollegen als Beamten. Aber auch sonst fehlt es nicht an Beweisen für diese Tatsache. Die Vorträge der Gewerkschaftsführer in den Arbeiterversammlungen, auch deren Berichte, unterscheiden sich in der Kritik bestehender Mißstände und in der Stellungnahme gegen die Arbeitgeber von denen der sozialdemokratischen Führer außerordentlich wenig. In dieser Tatsache liegt auch ein Schlüssel zum Geheimnis ihres verhältnismäßig schnellen Aufschwungs. Sie nehmen es bei ihrer Arbeitervertretung mit der sozialdemokratischen Konkurrenz auf. Da weitaus die meisten Gewerkschaftsführer katholisch sind, können sie sich diesen Luxus gestatten. In ihrer Konfession gibt es eine volle Bewegungsfreiheit auf politischem und besonders sozialpolitischem Gebiete. In evangelischen Kreisen erhoffte man dagegen lange Zeit hindurch mit Hilfe der christlichen Gewerkschaften eine scharfe Bekämpfung der Sozialdemokratie. Giesberts lehnte aber diese Zumutung auf dem Frankfurter Arbeiterkongreß entschieden ab und erklärte, die christlichen Gewerkschaften wären nur zur Interessenvertretung der Arbeiter begründet worden! Einem evangelischen Arbeiter wäre diese Erklärung von den meisten Geistlichen seiner Konfession gewiß sehr verübelt worden.

Allerdings gibt es auch im katholischen Lager eine starke Strömung, die nicht mit den christlichen Gewerkschaften einverstanden ist. Es ist der Berliner Verband katholischer Arbeitervereine, der sich, genau wie die christlichen Gewerkschaften, hoher bischöflicher Unterstützung erfreut. Der Trennungspunkt liegt aber weniger auf sozialpolitischem, als auf konfessionellem Gebiet. Dort sieht man in der Vermischung mit evangelischen Arbeitern eine Gefahr für die katholischen Arbeiter; auch verlangt man für die Kirche die volle Leitung sämtlicher Organisationen, auch der wirtschaftlichen Verbände. Ohne Zweifel ist die christliche Gewerkschaftsbewegung dazu angetan, selbständige Persönlichkeiten auswachsen zu lassen, was man auf jener Seite augenscheinlich verhindern will.

Dieser Konflikt ist zwar nicht ohne Interesse; doch wäre es verfrüht, hieraus bestimmte Hoffnungen auf eine unabhängige christliche Arbeiterbewegung zu schöpfen. Wohl sind, besonders durch die zahlreichen Unterrichtskurse, eine große Anzahl von Arbeitern befähigt worden, ihre Genossen zu führen und zu vertreten, in einzelnen Fällen sogar so gut, daß es manchmal den Anschein hat, als neige sich die Qualitätswage auf die Seite der christlichen Arbeiterführer. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß als Hauptstützen der christlichen Gewerkschaften immer noch die Geistlichen in Frage kommen, welche sich ihres Einfluß keinesfalls begeben werden.

Auf den Kongressen tritt dies ja nicht mehr besonders hervor, in Wirklichkeit unterliegt es aber keinem Zweifel. Dr. Müller gibt in seinem Buche über die christlichen Gewerkschaften selbst zu, daß etwa 75% ihrer Mitglieder dem katholischen Bekenntnis angehören. Es dürften aber noch viel mehr sein. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß der weitaus größte Teil der christlichen Gewerkschaften in den katholischen Bezirken Deutschlands seinen Sitz hat. In solchen Gegenden geschieht innerhalb der christlichen Arbeiterschaft Nichts ohne die Billigung der Priester. Auch sind die christlichen Gewerkschaftsführer in den Unterrichtskursen so gut erzogen, daß sie dieses Gebot niemals übertreten werden. Hierdurch wird aber eine Arbeiterbewegung, wenn auch nicht organisatorisch, so doch ideell abhängig von Faktoren, welche schon durch ihren Beruf verpflichtet sind, überall in ihrer Weise zu wirken. Sie müßten

geradezu Engel — sein, wenn sie nicht versuchen sollten, ihre amtlichen Aufgaben in der christlichen Gewerkschaftsbewegung zur Geltung zu bringen. Auf evangelische Geistliche trifft übrigens, in soweit sie sich an dieser Bewegung engagiert haben, vielfach dasselbe zu. An dem Wort „christlich" sind eben diese kirchlichen Mächte so stark interessiert, daß sie es als Pflichtvergessenheit auffassen würden, keinen Einfluß auszuüben. Natürlich sorgen sie nur unter bestimmten Voraussetzungen für Zuschüsse, für Arbeiterkurse, für Mitgliederzuwachs usw. und werden dies jedenfalls auch ferner so halten.

Chr Tischendörfer

Zur sachlichen Klarstellung

Nach dem berechtigten Wunsche des Herrn Herausgebers sollten die Akten über Schule und Schulgesetz in der Christlichen Welt jetzt geschlossen sein. Da indessen der letzte Aufsatz von F. Paulsen (Nr. 21) einiges enthält, was der tatsächlichen Berichtigung dringend bedarf, so hat der Herausgeber die große Freundlichkeit gehabt, mir zu dieser Entgegnung nochmals das Wort zu verstatten. Paulsens Aufsatz steht aber mit einem Artikel von H. Delbrück (Preußische Jahrbücher, Maiheft) in solcher Verbindung, daß es kaum vermeidlich ist, zugleich auf diesen zu antworten.

Der Aufsatz Paulsens enthält, außer der Darlegung seiner eignen Ansicht, worauf hier nicht einzugehen ist, eine Reihe schwerer Vorwürfe gegen mich und die Unterzeichner der Kundgebung gegen das preußische Schulgesetz. Zunächst beschuldigt er mich der Arroganz, für mich und meine „Gefolgschaft" die „geistige Führung Deutschlands" in Anspruch zu nehmen. Ein „kleiner Kreis" gebe sich als die Repräsentation „der Intellektuellen" 2c. Das ist eine völlige Umkehrung der Sachlage. Nicht wir haben uns für die Repräsentation „der" Intellektuellen ausgegeben, sondern Herr Professor Delbrück hat wiederholt in seinem Blatt verkündet: „die Intellektuellen" — jetzt schon: „die wahre deutsche Bildung" — stehe hinter den konfessionellen Bestimmungen des Gesetzes; er berief sich dafür auf die Namen Harnack, Paulsen und einige andere. Nicht gerade diese schnöde Herausforderung eines Einzelnen bloß als solche, aber der Widerhall, den sie in der Presse der Regierung und ihrer Parteien fand, nötigte uns, mit unserem Dissens an die Oeffentlichkeit zu treten. Wir würden durch unser Schweigen einer tendenziösen Geschichtsfälschung Vorschub getan haben, die sich auf das Zeugnis eines Politikers, der zugleich Historiker von Fach ist, mit großem Schein hätte berufen dürfen, wenn sie behauptete: dieselbe deutsche Professorenschaft, welche das Gesetz von 1892 einmütig ablehnte, habe dem Gesetze Studt-Schwartzkopff in seinen konfessionellen Bestimmungen ebenso einmütig zugejubelt, ja sich den Kompromißparteien „ewig dankbar" gefühlt (so Delbrück im Maiheft!) für die Durchführung dieses auf tiefer Einsicht in die „Ideen" der Religion, Bildung und Pädagogik beruhenden und zugleich hochpolitischen Gesetzes.

Mit der „geistigen Führung Deutschlands" aber steht es so: E. Foerster hatte in dem Aufsatze der Christlichen Welt, auf den der meine antwortete, gelegentlich einer Vergleichung der jetzigen Lage mit der von 1892 die Frage gestellt: ob etwa im letzten Jahrzehnt „die Widerstandskraft der geistig führenden Kreise gegen kirchliche Reaktion geschwunden oder gebrochen sei." Auf diese Frage Foersters hatte ich geantwortet: Ja! Die geistig Führenden von damals sind heute gegen den Ansturm des Klerikalismus leider nachgiebig geworden; viele von ihnen verteidigen heute geradezu oder lassen, obgleich „ohne Enthusiasmus" (um Paulsens Ausdruck zu gebrauchen), geschehen, was 1892 die deutsche Wissenschaft einmütig und entschlossen zurückwies. Ich zog daraus freilich den Schluß: daß diese eben damit aufgehört haben, die geistig Führenden in Sachen des nationalen Bildungswesens zu sein; eine tatsächliche Behauptung, von deren Richtigkeit die geringste Einsicht in die Presse des Volks und seiner Lehrer jeden, der nicht blind ist, überzeugen muß. Daraus also macht Paulsen: wir maßen uns die geistige Führung Deutschlands an.

Prof. Delbrück hat sich wenigstens begnügt zu sagen: in der liberalen Presse sei unsere Kundgebung als eine solche „der Professorenschaft", „der Intellektuellen" und dgl. hingestellt worden; allerdings wäre es unsere Pflicht gewesen, „gleich selber dafür Sorge zu tragen, daß nicht etwa das Mißverständnis entstehe, als ob es sich um eine Kundgebung der Professorenschaft in ihrer Allgemeinheit handle." Dies ist geschehen. Ich habe, als die Kundgebung in der Frankfurter Zeitung unter der Ueberschrift „Das intellektuelle Deutschland gegen die Schulvorlage" erschien, selbigen Tages auf das Irreleitende dieser selbstverständlich nicht von den Unterzeichnern herrührenden Ueberschrift aufmerksam gemacht, und es ist dies dann in einer der nächsten Nummern (vielleicht nicht für Jeden deutlich genug) berichtigt worden. Ich habe überdies in einem Artikel der Kölnischen Zeitung (17. April) wie auch in der Christlichen Welt wiederholt selber hervorgehoben, daß „die Intellektuellen" dem heutigen Gesetzentwurf leider nicht so geschlossen gegenüberstehen, wie seinerzeit dem des Grafen v. Zedlitz. Diese Tatsache ist ohnehin in Deutschland und in aller

Welt so bekannt und so reichlich kommentiert worden, daß schon etwas mehr als nur Arroganz dazu gehört hätte, das Gegenteil zu behaupten.

Unwahr aber ist doch die Behauptung Delbrücks, die Paulsen nachspricht: daß es nur ein „ganz kleiner Kreis", eine „ganz kleine Gruppe" sei, die in der Kundgebung das Wort genommen habe. Ganze 650 Unterschriften seien „aus den verschiedensten Ständen und Berufsarten" mühsam zusammengebracht worden, von denen vielleicht ein Drittel oder Viertel Hochschullehrer seien. Delbrücks Berechnung, wonach von den etwa 4000 Hochschullehrern Deutschlands kaum 200 (das wäre $^1/_{20}$) unterzeichnet haben, ist dahin zu berichtigen, daß von 2500 Ordinarien und Extraordinarien, an die das Schriftstück versandt worden ist, über 800 (also etwa $^1/_3$) ihre Unterschrift gegeben haben. Nichtakademiker (Künstler, Dichter, Schulmänner; Privatleute waren ausgeschlossen) sind höchstens 200 aufgefordert worden und stehen kaum mehr als 100 unter der Kundgebung. Wir haben es also zu tun mit an 1000 Unterzeichnern, von denen 8—900 Hochschullehrer sind. Aus meinem Fach z. B. sind es 28 Universitätsprofessoren, darunter Eucken, Windelband, Wundt; von Pädagogen z. B. Oskar Jäger, W. Rein (Ziegler hatte seiner Gesinnung längst Ausdruck gegeben); von Theologen Holtzmann (Straßburg) und Dorner; von Historikern v. Bezold, Lamprecht, Varrentrapp; Literarhistoriker, Philologen, Mathematiker, Naturforscher, Mediziner, Juristen, besonders Staatsrechtslehrer in großer Zahl, und hochberühmte Namen; ebenso Schriftsteller und Künstler. Daß die Berliner Universität sich zurückhalten würde, war voraus bekannt; um so mehr wiegen die Ausnahmen. Es ist ein allzu frostiger Spaß, das alles meine „Gefolgschaft" zu nennen.

Doch was sind Zahlen und Namen? Hier steht Ueberzeugung gegen Ueberzeugung. Was aber diese betrifft, so beschuldigt uns Paulsen, daß wir die Motive der Nichtunterzeichner falsch dargestellt hätten. Er bedauert die „lärmende und denunziatorische Behandlung der Sache, welche die Nichtunterzeichner als Verleugner der Gewissensfreiheit, als Begünstiger des Klerikalismus hinstellt." Speziell ich hätte die Sache so dargestellt, als seien die Nichtunterzeichner meines (!) Protestes „Freunde und Förderer, wissentliche oder unwissentliche, eines Gesetzes, das die „zwangsweise Konfessionalisierung", die „Auslieferung der Schule an die Kirche" ... sich zur Aufgabe mache" usw.

Auch diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen. Ich habe in der Kölnischen Zeitung wörtlich gesagt: „Uebrigens würde man weit fehlgehen, wenn man von Allen, die die Erklärung nicht mitunterzeichnet haben, annehmen würde, daß sie durch diese Unterlassung sich für die zwangsmäßige Konfessionalisierung der Volksschulen haben aussprechen wollen"; und Ausführungen gleichen Sinnes stehen in eben dem Artikel der Christlichen Welt, auf den Paulsen antwortet. Daß allerdings, wer sich auch nur durch Stillschweigen zum Mitschuldigen beim Zustandekommen dieses Gesetzes macht, dadurch Bekenntniszwang und Klerikalismus tatsächlich fördert (ob wissentlich oder nicht, diese Frage habe ich nirgends aufgeworfen), das ist meine und vieler Anderer sachliche Ueberzeugung, der man doch wohl noch offenen Ausdruck wird geben dürfen.

Nun aber halte man dagegen, welche Motive Delbrück und Paulsen der Kundgebung unterlegen. „Die Verfasser des Schriftstücks", sagt der Erstere, „haben vom Protestantismus eine so unbestimmte Vorstellung, daß sie ihn mit Orthodoxie identifizieren. ... Man möchte glauben, daß ein auf eigene Hand philosophierender Jude oder Katholik, auf jeden Fall Jemand, der, um mit Goethe zu reden, nicht weiß, was wir dem Luther verdanken" — das werden nun also die Bezold, Varrentrapp, Holtzmann, Ziegler etc. erst von Delbrück und Paulsen zu lernen haben? — „dieses Schriftstück verfaßt hat. Es ist ein Stück von noch unüberwundenem Voltairismus, das wir in dieser Kundgebung vor uns haben, durch und durch undeutsch und unprotestantisch gedacht und empfunden. Denn wer den Geist unseres Volkes recht erfaßt hat, der weiß, daß seine Zukunft weder in einer Annäherung der Konfessionen an einander, was eine Annäherung unsererseits an den Katholizismus einschließen würde, noch in der Loslösung von der christlichen Religion beruhen kann, sondern daß uns allein die Fortbildung des Protestantismus als freies Denken die Gewähr für dauernde sittliche und geistige Gesundheit unseres Volkes zu geben vermag." Delbrück konnte nicht darüber in Zweifel sein, daß die genannten und sehr viele andere Unterzeichner der Gesinnung, welcher hierdurch die Kundgebung verdächtigt wird, meilenfern stehn. Er hätte, wenn ihm ein klein wenig daran lag, das, was er herunterreißt, erst zu kennen, das auch von mir wissen können. Er hätte von mir — dem der Protestantismus von der Reformation an im Blute liegt — ebenso wie z. B. von Naumann wissen können, daß wir das Gesetz genau darum ablehnen, weil es unserer Ueberzeugung nach die Wirkungen haben wird, die Delbrück, in erfreulicher Uebereinstimmung mit uns, nicht will: nämlich, Hand in Hand mit der endgültigen Festlegung des konfessionellen und damit des kirchlichen Einflusses auf die Schule in beiden Lagern, eine bedenkliche Stärkung der konfessionell-kirchlichen und eben damit katholisierenden Tendenz, die auf der evangelischen Seite unleugbar vorhanden und heute sehr mächtig ist; und als unausbleibliche, täglich deutlicher sich ankündigende Rückwirkung auf dies beides: eine immer weitergehende Abkehr unseres Volkes vom Christentum, von gesunder Religion überhaupt. Ich weiß sehr wohl, und wir alle wissen, daß auch Männer, deren Urteil in diesen Dingen mehr wiegt als das von Delbrück oder Paulsen, über die tatsächlichen Wirkungen, die das Gesetz haben wird, anderer Meinung sind. Das wird die Geschichte richten. Aber den schärfsten Protest fordert es, daß man das volle Gegenteil unserer oft und deutlich erklärten Motive uns unterschiebt.

Und das tut ebenfalls Paulsen, wenn er das Cogite intrare als unsere „Taktik“ bezeichnet. Nirgends habe ich einem Zwang zur interkonfessionellen Schule das Wort geredet. Die Zentrumspresse hat sich diese Verdrehung erlaubt; ich hätte Paulsen für wählerischer in dergleichen Behauptungen gehalten. Wir verwerfen die erzwungene Konfessionsschule, verteidigen die gewollte Simultanschule; darüber ist die Kundgebung und sind alle meine, zum Teil recht ausführlichen Darlegungen stets deutlich gewesen. Ich habe noch besonders gegen Delbrücks merkwürdige Zumutung: die Liberalen müßten, wenn sie nicht als „Heuchler“ dastehen wollten, die konfessionslose Schule sans phrase verlangen, mehrmals betont, daß bei der gegebenen Lage doch gar nichts andres ihr Ziel sein kann, als die zwangsmäßige Konfessionalisierung zu verhindern und der Simultanschule, nicht als der Idealschule, aber als dem Erträglicheren gegenüber der aufgezwungenen Konfessionsschule, freie Bahn zu schaffen.

Zum Schluß erteilt uns Delbrück die Lehre — und auch dem schließt Paulsen sich ganz an — daß wir durch unsere „traurig verunglückte Enunziation“ leider auf lange Zeit hinaus die Möglichkeit einer wirklichen und wirksamen Beeinflussung des öffentlichen Lebens durch die Intellektuellen abgeschnitten, der moralischen Autorität der Hochschulen einen schweren Schlag versetzt haben. Möchten die Herren sich doch darüber klar sein, daß das moralische Ansehen der Hochschulen durch nichts so schwer geschädigt wird, wie dadurch, daß die gerade vom Strom der Regierung und der maßgeblichen Parteien Getragenen unter uns die Dissentierenden durch tatsachenwidrige Verdächtigung ihrer Beweggründe bloßzustellen bemüht sind. Paul Natorp

Verschiedenes

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches von Carl Bonhoff. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 89.) Leipzig, Teubner 1906. 1,25 Mk.

Unter den zahlreichen Büchern und Schriften über den geschichtlichen Jesus, die in den letzten Jahren an die Oeffentlichkeit gegeben wurden, darf das Büchlein von Bonhoff besondere Beachtung beanspruchen. Wir besitzen eine Reihe wertvoller kleinerer oder größerer Monographieen rein historischer Natur, daneben viel praktisch-erbaulich abgezweckte Darstellungen der Geschichte Jesu. Aber meines Wissens noch keine Arbeit, die es unternimmt, wie die Bonhoffs, den geschichtlichen Stoff unmittelbar für das religiöse Suchen und Fragen der Gegenwart fruchtbar zu machen. Dabei ist auch die Gruppierung des Stoffes originell und dem Wesen der Sache entsprechend.

Durchdrungen von dem Ergebnis der neueren Kritik, daß ein Lebensbild Jesu zu zeichnen bei dem Befund unserer Quellen unmöglich ist, schildert Bonhoff die Wirkungen der Persönlichkeit Jesu auf seine Zeitgenossen, wie sie sich in den Berichten der Evangelisten spiegeln. Jesu Stellung zu seinen Blutsverwandten, Heimatgenossen, zu den Kranken, Armen, Gefallenen seines Volks, zu den Parteien, zu Johannes dem Täufer, zu den Jüngern und dem Kindervolk wird uns durch eine Reihe höchst anschaulicher, scharf umrissener Einzelbilder verdeutlicht. Und jedesmal hebt der Verfasser im engen Anschluß an die Stellungnahme Jesu die hieraus sich ergebenden Grundsätze und Richtlinien für das heutige religiöse Bewußtsein mit feinem Gefühl für das Wesentliche, Ewige der Person und Verkündigung Jesu heraus. Der Erfolg seiner Methode ist ein doppelter: aus ihrer Zeit wächst die Heilandsgestalt hervor, ebenso groß in ihrer geschichtlichen Bedingtheit als in dem, wodurch sie Ausgangspunkt und treibende Kraft einer neuen Zeit wird. Andererseits aber wird gezeigt, wie in Jesus überhaupt die Elemente der Menschheitsreligion zum mindesten in ihren Keimen gegeben sind, und daß auch für das Sehnen unserer Zeit die Erfüllung nicht sowohl in einem „Ueber Jesus hinaus“, als vielmehr in einem „Tiefer in ihn hinein“ liegen wird. Frommel

Konfuzius, der Heilige Chinas, in christlicher Beleuchtung. Von J. Flad. Stuttgart, Besser 1904. 91 S. 1,20 Mk.

Mit liebevoll verständiger Auffassung des Heidentums und doch in christlicher Beleuchtung den Konfuzius darzustellen scheint nicht leicht, und doch hat der Berliner Missionar Flad es fertig gebracht — ein deutlicher Beweis gegen die Meinung, als ob der Durchschnittsmissionar immer bloß voreingenommen sein müsse. Allerdings lehnt er sich dankbar an einen der besten und vorurteilslosesten Kenner und Würdiger des Chinesentums an, den es gibt, an Ernst Faber, den Missionar des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Max Christlieb

Kleine Mitteilungen. Herrn Professor Natorp ist heute nach Schluß der Akten noch einmal das Wort gegeben worden zu sachlichen Feststellungen, die uns für die Geschichte des Streites um das preußische Schulgesetz von Wert schienen. Es bleibt aber unser Wunsch, jede weitere Verhandlung über dies Gesetz nunmehr andern Organen zu überlassen. Unserm Leser- und Freundeskreise empfehlen wir um so mehr die von Foerster und Schiele aufgestellten und in voriger Nummer veröffentlichten Thesen „Zur Schulfrage.“ Sie sind gesondert zu haben, unentgeltlich vom Verlag der Christlichen Welt.

Ernst Horneffer, dem ein großer Teil unsrer heutigen Nummer gewidmet ist, scheint besonders in Kassel neuerdings die Gemüter erregt zu haben. Eben vor Schluß der Nummer gehen uns zwei Broschüren zu: Herr Dr. Horneffer und der Austritt aus der Landeskirche. Eine kritische Betrachtung und ein praktischer Vorschlag. Von E. Sunkel [Professor am Kgl. Wilhelms-Gymnasium in Kassel]. Kassel, Ernst Hühn 1906. 29 S. Und: Das neue Heidentum! Ein Wort an unsere Gemeinden aus Anlaß der Horneffer-Vorträge von Divisionspfarrer von Bergh-Kassel. Kassel, Friedr. Lometsch. 1906. 60 S.

Die Vorlesungen, die Professor Francis Peabody von der Harvard-Universität zu Cambridge im Wintersemester an der Berliner Universität in englischer Sprache gehalten hat, sind nunmehr deutsch erschienen bei Alfred Töpelmann in Gießen unter dem Titel: Jesus Christus und der christliche Charakter. 271 S. 4, gebunden 5 Mk.

Wie wir hören, wird vom 19. bis 21. Juni in Genf der zwölfte Kongreß der Association protestante pour l'étude pratique des Questions sociales stattfinden, der auf französischem Sprachgebiet ungefähr dieselben Ziele verfolgt wie der Evangelisch-soziale Kongreß in Deutschland. Im Mittelpunkt der Verhandlungen steht das Thema: Kollektivismus oder Kooperatismus. Die Teilnehmerkarte kostet 6 Francs.

Quittung

Für das Hilfswerk des Pastors Kornmann in Odessa: 30 Mk. von A C, Itzehoe; 20 von O v H, Leipzig; 10 von M, Aplerbeck; 2 von F S, Helmstedt.

Für die Innere Mission im Baltenlande (vergl. Nr. 12): 5 Mk. von Th K, Frankenbach; 3 von Sch, Iptingen.

Für die evangelische Bewegung in Österreich: 49,50 Mk. von R, Heuerßen; 16,30 aus der Gemeinde Posthausen bei Ottersberg; 12 von den Konfirmanden in Großgartach; 10 von R, Bonn; je 5 von L L, Bonn; W, Straßburg; 2 von H, Stralsund.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: je 20 Mk. von R, Marburg; F, Dresden, anläßlich der Geburt des dritten Kindes; 16,12 gesammelt im Jugendgottesdienst in Livorno (Italien); 3 von A R, Herford; 1 von L, Birkenfeld.

Für das notwendige Liebeswerk: 15 Mk. von Sch, Görlitz; je 5 von A R, Herford; G W, Straßburg; je 3 von Sch, Königshütte; R, Haarzopf; je 2 von F P, Treffurt; R, Groß-Schierstadt.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 92,50 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Dresden; 15 von den Freunden der Christlichen Welt in Gotha; je 10 von M, Burgwenden; v Oe, Freiburg; je 6 vom Evangelischen Volksverein in Jettenbach; von den Konfirmanden der Pfarrei Höchst II; je 3 von A H, Berlin; Sch, Darmstadt.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
5.— 7.	„	Konferenz von Religionslehrerinnen Stettin
10. 11.	„	50. Jahresfest Ostdeutscher Jünglingsbund Berlin
12.—15.	„	Religionspsychologischer Kursus Alt-Jeßnitz
15. 16.	„	Konferenz über die Wirksamkeit des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes Berlin
23. Juli—4. August		Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
25.—27.	„	Gustav Adolf-Verein Augsburg
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	„	Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine Hannover

Bremen

Infolge des Todes unseres Pastoren Dr. Kalthoff ist die Stelle des zur Zeit einzigen Geistlichen in unserer Gemeinde sobald als möglich neu zu besetzen.

Bewerber erhalten nähere Mitteilungen durch den Unterzeichneten.

Bremen, Mai 1906

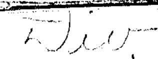
Der verwaltende Bauherr zu St. Martini
Landgerichts-Direktor Dr. Kirchhoff

Liverpool

Die Stelle des **Seemannspastors** und **Hilfspredigers** der **Deutschen evangelischen Gemeinde** ist demnächst zu besetzen. Gehalt L. 120 (2400 M.). Liverpool gehört zum Verbande der deutschen evangelischen Gemeinden in Großbritannien und Irland und zum Generalkomitee für deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien (Präsident Pastor Harms 1 Salem Avenue, Sunderland). Bewerber wollen ihre Meldungen an den Unterzeichneten richten, der zur Erteilung weiterer Auskunft gern bereit ist.

Lic. C. Grüneisen, Pastor
14 Peel Street, Liverpool (England)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer i





Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 23 Marburg i. H., den 7. Juni **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Jesus in Ewigkeit

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Hebr. 13, 8.

Ist denn das wahr? War es nicht ein anderer Jesus, der auf Erden ging unter Palästinas heißer Sonne, und ein anderer, dem die Kirchen dienen? Ein anderer im Hochaltar der katholischen Christenheit, ein anderer im Herzen moderner Jesusfreunde? Wer wollte diese großen Unterschiede leugnen oder ignorieren? Aber die Person, an welche die Menschen so verschiedene Glaubens- und Lebensformen anknüpfen, ist doch dieselbe, so groß und so weit, daß sie nicht gebunden ist an irgend eine bestimmte Gestalt der Lehre oder der Verehrung. Er ist es, auf den die Väter harrten, die Propheten des Alten Bundes und die Weisen Griechenlands, das Licht vom Osten, das der Menschheit neuen Glanz und neue Lebenskraft gebracht. Er kam nicht mit der Davidskrone, wie Israel hoffte, er war nicht ein alle Andern überragender Weltweiser, wie die Griechen erwarteten — und doch war er der ersehnte Heiland aller Welt. Denn was er gibt, ist das Höchste und Beste: Leben aus Gott. Unter allem Wechsel der Glaubensformen bleibt Jesus im Mittelpunkt. Nun er erschienen, gibt es keine Fortentwicklung der Religion ohne ihn. Heute und morgen und allezeit finden bei ihm schwache Seelen Kraft, Leidtragende Trost, Kämpfer Mut, Alle Licht und Leben. A E

Henrik Ibsen ist tot!

Aus Norwegen

Ibsens Werke sind wie Leuchttürme; sie zeigen, wie man nicht segeln soll — und sie sind das Erste, was man sieht, wenn man nach Norwegen kommt.
Björnstjerne Björnson

Gestern am 23. Mai entschlief unser gewaltiger Geisteskheros an Herzlähmung. Bei ihm waren seine getreue Gattin, sein Sohn der Staatsminister Sigurd Ibsen und dessen Frau, Björnsons Tochter.

Natürlich werden in dieser Zeit in der ganzen Welt eine Unmenge größere und kleinere Aufsätze über den großen Norweger und seine Bedeutung geschrieben werden; denn es ist wohl kaum übertrieben zu sagen, daß sein Tod eine Weltbegebenheit ist. Es gibt so gut wie keinen Ort in der alten und neuen Welt, wo man überhaupt lesen kann, an dem man Henrik Ibsen nicht kennt, an dem nicht zugegeben wird, daß er eine zentrale Stellung im allgemeinen Denken eingenommen hat. Seine Ideen haben immer wieder wirkungsvolle Bedeutung für die wesentlichsten Begebenheiten im sozialen Leben gehabt und haben immer wieder in die großen und entscheidenden Kämpfe eingegriffen: man kann in Wahrheit sagen, daß dieser und jener Bogen von Torpedos in die Luft gesprengt wurde, die aus den Arsenalen der Ibsenschen Gedanken stammen. Und wenn man alle Aenderungen und Umwälzungen beschreiben und näher ausmalen würde, die Ibsens Dichtungen in der Einzelnen Gemüt und Lebensauffassung hervorgerufen haben, so würde geradezu eine überwältigende Literatur herauskommen — weit, weit größer als diejenige, die bis jetzt auf dem Boden seiner gewaltigen Arbeit emporgewachsen ist.

Für uns Norweger liegt es wohl am nächsten, die entscheidende Bedeutung hervorzuheben und zu beleuchten, die Ibsens Geistesarbeit für den Stand der neuen Verhältnisse in Land und Reich gehabt hat. Wohl mag es solche geben, die, ohne die Grundmotive seiner Dichtungen erkannt zu haben, finden, daß Ibsens Verantwortung in ethischer und sozialpolitischer Hinsicht recht schwer ist (ich meine hier besonders die Orthodoxen der Kirche und die Pietisten); sicherlich würde man in Norwegen ein einstimmiges Ja hören, wenn man fragte, ob Ibsen das Glück der Freiheit habe herbeiführen helfen, das vor kurzem über seinem Vaterlande aufstrahlte. Hier kommt das obige Motto seines großen Mitarbeiters Björnstjerne Björnson zu seinem vollen Recht.

Selbstverständlich ist für Leute mit klarem Blick Björnson die Autorität, auf die man stets Bezug nimmt, wenn man den Gang der Ereignisse erklären will. Unser kluger, kraftvoller Staatsminister Michelsen hat das auch bei einem glänzenden Feste öffentlich anerkannt — vielleicht einer der glücklichsten Momente im Leben des ehrengekrönten alten Dichters! Wie groß aber die Verdienste Björnsons in direkt nationaler Hinsicht sind, wieviel er auch dazu beigetragen hat, dem Freiheitsglück des Volkes vorzuarbeiten durch seine herrliche auf die Ereignisse einwirkende Dichtung, durch seine mächtige Beredsamkeit und durch seine etwas schwankende, aber häufig genial aufleuchtende Teilnahme an dem politischen Leben, so ist doch Ibsens Bedeutung, näher und tiefer betrachtet, mindestens ebenso wertvoll. Vielleicht kann man sagen, nicht zum wenigsten durch seine auch in poetischer Hinsicht genialste Arbeit „Per Gynt“! Denn hier geißelt er die vielen, vielen Mängel seines teuren Vaterlandes so gründlich, daß man hören und verstehen muß, einräumen muß, daß es zu allererst gilt, alle dummen, phantastischen Träumereien abzuschütteln (løgn og forbandet Digt), sich aufraffen, lernen einen Willen zu haben, verlernen sich selbst zu genügen, auf diese Weise sich selbst in einen „Schmelztiegel“ werfen und als ein neuer wahrheitsliebender, freimütiger und arbeitsfroher Mensch hervorgehen! Und: mitten in der gefährlichen, materialistischen Zeit, in der so vielen ideellen Werten die notwendige Lebensluft entzogen wurde, war Ibsens Werk, so weit ich es beurteilen kann, von einer geradezu grundlegenden Bedeutung für unser norwegisches Zusammenleben — dadurch nämlich, daß gerade er, der mit so intensivem Ernst und so sprühender Genialität

den Zustand unter den Auspizien des naturalistischen Evangeliums („Die Gespenster") geschildert hatte, die Verantwortung Jedermann vor Augen stellte und sie wie einen feurigen Pfeil in die Gewissen jagte, sodaß das Gefühl dafür haften blieb und ein beständig wacher charakterbildender Grundfaktor in dem norwegischen sozialen Leben wurde.

Es wäre interessant, die Dramen Ibsens eingehender zu betrachten und zu zeigen, welche Bedeutung alle für des norwegischen Volkes Erneuerung gehabt haben, sodaß es durch alle Schwierigkeiten und gefährlichen Klippen geradeaus in den Hafen seines Glückes steuern konnte. Doch müssen diese Andeutungen für diesen kurzen Artikel genügen.

Als einer, der stetig Ibsens Wirken aufmerksam und fleißig gefolgt ist, von der „Komödie der Liebe" bis „Wenn die Toten erwachen", also fast vierzig Jahre lang — und außerdem in den letzten Jahren seine Werke zum Gegenstand eines besonders eingehenden Studiums gemacht hat, scheue ich mich nicht, mitten in die unermeßlich summende Ibsenkritik hineinzurufen, daß er vor allem der geradezu in idealer Weise ergriffene Ethiker ist, der für das Ideal Huldigung und Nachfolge, ohne Feilschen, auf allen Gebieten des Lebens fordert. Die Motive der geschätzten Freiheit, der aufrichtigsten Wahrheitsliebe und des persönlichen Verantwortungsgefühles bilden das dreieinige Grundmotiv in seiner gesammelten Geistesarbeit. Mit immer wacher, heiliger Unruhe in der Tiefe seines Gemüts hat er sein ganzes Leben für diese Grundmotive des Lebensrechtes durch sein scharfes Denken, seine satirische Kraft, seine tadellose Formbehandlung, seinen einzig dastehenden Sinn für szenische Wirkungen zum Segen der Menschheit gewirkt. Und es ist natürlich und charakteristisch, daß er sich dabei besonders für das Recht und den Wert der Persönlichkeit interessierte und darauf aufmerksam machte. Denn er sagt in einem Brief an die schwedische Dichterin Frederika Bremer: „Wo Persönlichkeit fehlt, da ist die ganze Herrlichkeit nur eines Gerippes hohles Gerassel."

Wie vollständig seine eigene Persönlichkeit in diesem Beruf aufgegangen ist, scheint mir zum wenigsten aus folgenden auch allgemein psychologisch interessanten Zügen aus den allerletzten Lebensjahren des Dichters hervorzugehen. Nach dem Schlaganfall, den er kurz nach der Herausgabe von „Wenn die Toten erwachen" bekam, ging es mit des Dichters kräftiger Konstitution beständig abwärts, und als sich später die Anfälle wiederholten, da fühlte er sich schließlich so schwach, daß er gefüttert werden mußte und über Alles, was in seiner Umgebung vorging, im Unklaren war. Aber — selbst in diesem Zustand mußte ihm sein Diener laut aus seinen Dramen vorlesen, und las der Diener falsch, dann unterbrach ihn der Greis und sagte: „Nein, du hast falsch gelesen." Mit anderen Worten, er konnte trotz seiner sonst auffallenden geistigen Schwäche dennoch seine Dichtungen auswendig und der Vorlesung ununterbrochen aufmerksam folgen.

Einst habe ich in diesem Blatte über „Henrik Ibsen und sein Christentum" geschrieben.*) Heute will ich nur hinzufügen: ungefähr gleichzeitig erschien in Dänemark eine kleine Schrift, worin eine ähnliche Ansicht wie die meinige talentvoll verfochten wurde. Ihr Verfasser, der kurz nachher Ibsen in Christiania besuchte, hat mir persönlich gesagt, daß Ibsen klar und deutlich erklärt habe, sein Verhältnis zum Christentum sei gerade so aufzufassen. Ibsen war also in der Tiefe seiner Seele ein Christ. Daß orthodoxe Selbstgerechte und pietistische Winseler auftraten und das Gegenteil behaupteten von einem Manne, der nicht zur Kirche ging, das kommt hier nicht in Betracht. In diesem Zusammenhang möchte ich auch ein paar Züge mitteilen, die ich aus guten Quellen habe und die man, ohne indiskret zu sein, zur allgemeinen Kenntnis bringen kann. Ibsens Geschenk für seinen Sohn an dessen Hochzeitstag war eine Bibel auf einem Stativ. Und er, dem man zuweilen Zurückhaltung in Geldsachen vorgeworfen hat — was man hier leicht entschuldigen kann und soll, wenn man bedenkt, wie lange und in welchem Grade der große Mann in jungen Jahren mit der schlimmsten Armut kämpfen mußte — Henrik Ibsen war mit seinem Beitrag dabei, als es galt eine Kapelle oben auf Holmenkollen zu bauen.

„Für den, der Ibsen persönlich gekannt — so schreibt einer seiner Freunde — und ihm nahe gestanden und Gutes von den seltenen und großen Eigenheiten seines Wesens, die sich auch außerhalb seiner Kunst zeigten, erfahren hat, für den kann das Ergriffensein nicht in kühle oder warme Bewunderung übergehen. Nein, der wird sich mündlicher oder schriftlicher Aussprüche erinnern, die entscheidende Gedanken in ihm hervorriefen; und der wird für diese große Erscheinung und sein mächtiges Lebenswerk kein anderes Gefühl haben, als das einer unermeßlichen Dankbarkeit."

Wenn ich mich in stiller Dämmerstunde an dem Grabe meines großen Landsmanns stehend denke, dann kommen mir in Wehmut folgende Verse aus „Brand" in den Sinn:

O wie sehn ich mich nach Süden,
Nach der Sonne warmer Fülle,
Nach des Herzens Kirchenstille,
In des Lebens Blütenreich!

Hier im Leben wurde dieses sein Verlangen nicht gestillt, aber jetzt!? — Ist es katholisch, im Glauben, in Hoffnung, in Liebe zu sagen: Gott sei seiner Seele gnädig! —?—

Olaf Peder Monrad

*) Henrik Ibsen und das Christentum 1899, Nr. 36—38. Wenn wir Toten erwachen 1900, Nr. 11. D H

Das sittliche Recht des Krieges

3

Werden wir nicht zustimmen, daß der Krieg an und für sich als eine Notwendigkeit verstanden werden müsse, werden wir höchstens denken, daß er nach den Erfahrungen der Geschichte vielleicht eine Unvermeidlichkeit sei, werden wir uns nicht überreden lassen, daß in ihm ein Gut zu sehen sei, sondern, höchstens und dies allerdings ernstlich, zugestehen, daß er viel sittlich Gutes in den Menschen erwecken könne, so mag er uns als ein Leiden erscheinen, das man je nachdem mit sittlichem Segen oder Unsegen, teils wie einen Antrieb für die Geister sich zusammenzuraffen und zu stählen, teils wie eine Gefahr für sie sehr tief zu sinken, erlebe. Hat dann aber nicht jeder Einzelne das Recht für seine Person zu verlangen, daß er unverworren gelassen werde mit einer sittlich zum mindesten zweischneidigen Sache? Dürfte nicht der Einzelne beanspruchen, daß es seiner freien Entschließung überlassen werde, ob er sich an kriegerischem Tun beteiligen wolle oder nicht? Der Fall des jungen Mannes, von dem wir ausgingen, taucht da wieder auf. Wir sind nun aber doch wohl in der Lage ihn nicht mehr so als einen Fall von metallechtem Gewissensanspruch gelten zu lassen, wie dieser selbst ihn findet; wir dürfen schon jetzt dem jungen Manne die Frage vorlegen, ob er sicher sei, nicht einem irrenden Gewissen gefolgt zu sein, indem er sich kategorisch der Erfüllung der ihm von unserem Staate zugemuteten soldatischen Leistung weigerte. Es ist klar, daß ein Staat, der es seinen Bürgern frei stellen wollte, der es jedem Einzelnen nach seinem Gewissen offen lassen wollte, Soldat zu werden oder nicht, zu dem alten Elend der Söldnerei zurückkehren müßte. Die nächste Wirkung einer unbedingten Rücksichtnahme auf den Gewissensanspruch der Einzelnen, mit dem Militärdienst unbeschwert zu bleiben, wäre die Förderung der Gefahr des kriegerischen Barbarismus, nicht der Friedenshoffnungen.

Aber ist und bleibt es nicht einfach richtig, daß man, wie Herr Wetzel das in seinem Schreiben ausspricht, „nie und nimmer" Jemandem „körperlich oder geistig Gewalt antun" darf? Gewalt nach der geistigen Seite spürt, wer wie er Soldat werden soll, obwohl er das soldatische Treiben in dem Ernstfalle des Kriegs für „verbrecherisch" hält; körperliche Gewaltübung ist doch der Krieg in dem furchtbarsten Maße, das wir kennen. Ich möchte die Frage, wie die Majorität ein Gewissen, das sie für irrend hält, praktisch behandeln solle, hier auf sich beruhen lassen. Ich möchte vielmehr nur versuchen das zweifelhafte Gewissen über Recht und Unrecht eines Kriegs überhaupt zu beraten. Da aber ist Eines doch wohl sehr bald klar zu machen, näm-

lich dies, daß der Gedanke, körperliche Gewalt sei unter allen Umständen zu vermeiden, keineswegs sittlich unanfechtbar ist. Es ist schon mehr als Einer nachträglich dankbar gewesen, daß Jemand, der weiterblickte als er selbst, ihn mit Gewalt hinderte, dies oder das zu tun. Aber darf man Jemand „schädigen"? Das ist eine Frage, die gar nicht so einfach ist, wie etwa Herr Wetzel meint. Ohne den persönlichen Willen der Schädigung setzen wir einander jeden Augenblick der Schädigung aus, ja treiben einander in lauter Gefahren. Oder heißt es nicht Leute immer wieder dringender Gefahr preisgeben, wenn wir sie als Lokomotivführer, als Arbeiter in maschinellen Großbetrieben, als Seeleute usw. usw. in Dienst stellen? Nein, davon haben wir uns nicht nur für uns selbst, sondern auch in der Inanspruchnahme Anderer mit Kraft zu durchdringen, daß das Leben für uns Menschen nicht unbedingt das Gut der Güter ist.

So bleibt denn für den Krieg nur das die Frage, ob der Entschluß, ihn zu führen, etwa deshalb spezifisch unerlaubt, deshalb vor anderen Unternehmungen, die eine Schädigung an Leib und Leben für vielleicht Viele mit sich zu bringen drohen, verwerflich heißen müsse, weil hier Derartiges zwar nicht als Selbstzweck, wohl aber als Mittel zum Zwecke **beabsichtigt** sei. Es ist ja in der Tat der Unterschied derjenigen Schrecknisse, die der Krieg heraufbeschwört, von allen andern, die in übrigens löblichem Tun, wie Fabrikbetrieb 2c., Menschen sich wohl wechselseitig bereiten, daß jene von vornherein geplant sind. Der Feldherr, der in den Krieg zieht, **will** Menschen töten und könnte es höchstens eine wunderbare Fügung nennen, wenn er seinen Zweck ohne das erreichte. Wer zum Soldaten ausgebildet wird, muß wissen, daß er direkt darauf zugerichtet wird, im gegebenen Falle viele Andere sehr schwer zu schädigen. Ist das sittlich erlaubt?

Es ist noch nicht das letzte Wort in der Kriegsfrage, wohl aber nunmehr eine ernstliche Aufgabe, daß wir versuchen uns Rechenschaft zu geben, ob der Zweck, dem die Kriege dienen, denn nicht sachlich von der besonderen Art sei oder vielmehr sein könne, daß um seinetwillen auch Besonderes gewagt werden dürfe und verantwortet werden könne. Nehmen wir sogleich und lediglich den besten, ehrlichsten Zweck eines Krieges, den wir uns denken können, den Zweck, das Vaterland wider brutalen Ueberfall zu schützen oder von fremden Eroberern zu befreien. Ist wenigstens dieser Fall sicher ein solcher, daß er uns ein freies Gewissen schafft, um den Jammer zu verantworten, den der Krieg bringen muß, dem Feinde bereiten will, dem eigenen Volke sicher nicht erspart? Ich denke an das Wort, das Schiller der Jungfrau von Orleans in den Mund legt:

> Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut,
> wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?

Aber ist das Vaterland wirklich Alles wert? Wenn derselbe Schiller mit flammendem Worte bezeugt:

> Nichtswürdig ist die Nation,
> die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre,

können wir dann nicht die Frage aufwerfen: Ja muß es denn Nationen geben?

Da sind wir ja nun in eins der sublimsten und kompliziertesten ethischen Probleme hineingeführt. Das Problem, das hier auftaucht, ist das des Volkstums und seiner Werte. Es ist wohl nötiger, als Viele zugestehen, die Frage nicht einschlafen zu lassen, ob der Kosmopolitismus, der im achtzehnten Jahrhundert noch wie selbstverständlich als Ideal galt, nur rundum zum sittlichen Heile der Menschen im neunzehnten Jahrhundert von einem so entschlossenen Nationalismus, wie wir ihn jetzt allenthalben sehen, abgelöst worden sei.

Ich kann nun freilich nicht daran denken, diese Frage anders als mit kurzen Andeutungen über die in Betracht kommenden Gesichtspunkte zu behandeln. Was den Kosmopolitismus betrifft, so ist es nicht zufällig, daß er großenteils in den Anarchismus ausmündet, oder auch umgekehrt als Frucht des theoretischen Anarchismus erscheint. Ich habe keine Veranlassung, auf die konkreten Formen, die der Kosmopolitismus gehabt hat, zu reflektieren, sondern nehme ihn in demjenigen

Begriff, der am deutlichsten dem Nationalismus entgegensteht. Je nachdem man den ersten oder zweiten der im Ausdruck kombinierten Begriffe („Welt" und „Bürger") als Auftakt des Gedankens behandelt hat, sind verschiedene Theorien vom „rechten" Kosmopolitismus gebildet worden. Ich verfolge die Theorie, für die der naturhafte Begriff der „Welt" maßgebend ist. (Ist der soziale Begriff des „Bürgers" leitend, so nähert sich der Kosmopolitismus vielfach nur den Idealen des „Völkerrechts".) Mit dem Namen Anarchismus bezeichnet man die Theorie, die keinerlei eigentliche Herrschaft unter den Menschen dulden will. Alle Art von Herrschaft unter uns, die mehr sein will als eine solche der Gewalt, ist die des Rechts; gerade sie kann doch auch den Zwang nicht entbehren. Wir kennen kein Recht, können uns auch keins vorstellen, welches nur durch Ueberredung wirksam zu werden und sich zu erhalten vermöchte. Andrerseits ist das Recht und der von ihm gebildete Herrschaftsorganismus, der Staat, nach je länger je deutlicher gewordener Geschichtserfahrung national bedingt. Wer sich nicht als Bürger eines „Volks", eines nationalen Staats, empfindet, sondern als Bürger der „Welt", kann kaum ein anderes Ideal haben als jene volle Entschränkung der Individuen, die sich als wissenschaftliche Theorie Anarchismus nennt. Diese Theorie will selbstverständlich keinerlei Gerichte dulden. Sie spricht den Menschen das Recht ab, einander zu richten, der Freiheit durch Gefängnisstrafen, gar des Lebens durch eine sogenannte Todesstrafe zu berauben. Sie ist überzeugt, daß das goldene Zeitalter nur deshalb verziehe, weil noch so wenig Menschen das große Ideal der unbedingten Selbstherrlichkeit jedes Einzelnen begriffen hätten. Graf Leo Tolstoi ist gegenwärtig in Europa wohl der König der idealistischen Anarchisten. Im Gebiet des angelsächsischen Puritanismus waren die Quäker seine Hauptverfechter. Mit ihnen in geistigem Zusammenhang stand jener Nordamerikaner William Lloyd Harrison, der 1838 einen Bund Aller, die es erkannt hätten, daß das Sittengesetz keinerlei Herrschaft menschlicher Art gestatte, zu gründen unternahm. In der Gründungsurkunde dieses Bundes ist auch sofort der Krieg und seine für die Gegenwart allein noch wahrhaft mächtige Quelle, der **Nationalismus**, die **Vaterlandsliebe**, aufs Korn genommen. Der sich hier aussprechende Anarchismus will nicht, wie der eigentlich revolutionäre, damit beginnen, daß den tatsächlich bestehenden nationalen Staaten durch Zertrümmerung ihrer Rechtsorganisation vorerst einmal nach ihrer eigenen Weise durch Gewalt ein Ende bereitet werde, er will nur durch passiven Widerstand zu siegen versuchen. Es heißt in dem angeführten Dokumente u. A. (bei Wetzel, S. 44):

> Unser Vaterland ist die ganze Welt, unsre Mitbürger sind alle Menschen. Wir lieben unser Heimatland (nur) so, wie wir die andern Länder lieben. Die Angelegenheiten, Rechte und Freiheiten unserer Volksgenossen sind uns nicht teurer als die der gesamten Menschheit, daher können wir kein Recht zugestehen, unter Berufung auf das Gefühl der Vaterlandsliebe Rache für Kränkung oder Schaden, der unserem Volke zugefügt wird, zu nehmen. Wir meinen, daß ein Volk weder das Recht hat, sich gegen äußere Feinde zu verteidigen, noch die Angreifer zu bestrafen.

Das Weitere in jenem Dokumente zeigt, daß allem Gerichtswesen natürlich auch ein Ende bereitet werden soll. Man will kein anderes Reich als ein solches:

> In dem Barmherzigkeit und Wahrheit mit einander gehen, das keine Ruhmsucht noch Teilungen nach Nationen, noch geographische Grenzen kennt, in dem es keine Standesunterschiede, noch Kastenwesen, noch Ungleichheit der Geschlechter gibt, dessen Beamte „Frieden" heißen, dessen Verwalter „Gerechtigkeit", dessen Mauern „Ueberbieten" und dessen Tore „Lobpreisungen" sind.

Diese Anarchisten ziehen doch immer eine Konsequenz nicht, nämlich die, daß sie auch der Kultur das Ende predigen, auch sie auflösen zu wollen sich stark machen. Und doch würde ihr Sieg auf das Ende der Kultur hinauskommen. Alles, was wir Kultur nennen, basiert auf Rechtsordnungen. Man schaffe nur einmal volle und wirkliche Freiheit, d. h. nach dem Sinne der Anarchisten volle und konsequente Entfesselung aller Individuen unter uns, man schaffe absolute Arbeits- und Lernfreiheit, absolutes Recht der Faulheit, der Gedankenlosigkeit, auch für Jeden, der dazu neigt, der Gier und Frechheit, wir würden ja bald

sehen, was aus unserer Kultur würde und wie sehr die Sittlichkeit der Kultur bedarf, um mitaufzusteigen und in den Gemütern Platz zu greifen, nicht in Traumanwandlungen und unfruchtbarem Willen, sondern mit wirklicher Hülfskraft und der Fähigkeit tatsächlichen „Lieberbietens“. Diese idealistischen Anarchisten haben ja meist auch wirklich asketische Neigungen, aber nicht viel ernsthafter, als daß dabei Schrullen herauskommen. Sie sind meist Leute, die man mit Fug und Recht „wunderliche Heilige“ nennt, Leute ohne Weltverstand, allenfalls mit dem Weltverstande des Poeten wie Graf Tolstoi, oder Leute in Verhältnissen, die noch was Primitives an sich haben, wie Harrison in dem Amerika vor 70 Jahren. Sie meinen, Alles um sie herum, was Kultur heißt, werde gewiß von selbst sich so erhalten und fortentwickeln. Sie benutzen frohgemut alle vorhandene Technik bis zum Telephon und der drahtlosen Telegraphie hinauf, freuen sich der Kunst und Wissenschaft, der Leichtigkeit des Handels, der Hülfe der entwickelten ärztlichen Kunst usw. usw. Aber wer es verlangt, daß wir seinen Anarchismus nicht bloß tolerieren wie eine individuelle Idiosynkrasie, vielleicht wie eine Mahnung, nicht alles empirisch Gewordene und zufällig Bestehende in der Kultur zu glorifizieren, auch nicht alles Recht mit dem Nimbus des „Rechten“, des Notwendigen, zu umkleiden, wer verlangt, daß wir dem Anarchismus im Prinzip zustimmen, der soll auch die unbedingte Rückkehr zur Natur predigen, der soll selbst zeigen, daß er von nichts Anderm leben will, als was ihm Natur, eigene Arbeit der Hände und meinetwegen die Güte irgend eines Nachbarn in den Schoß bringt. Wer nicht soweit geht, daß er alle Welt aufruft, die Kultur überhaupt preiszugeben und zu der Einfalt freundlicher Tiere zurückzukehren, der darf nicht erwarten, daß man seinen Anarchismus sehr ernst nimmt. Wer als Anarchist inmitten der Kulturwelt bleiben will, darf auch nicht verlangen, daß wir ihm schlechthin Freiheit ließen.

Was wir nun heute das „Vaterland“ nennen und was wir als solches lieben, ist mehr als bloß das „Heimatland“. Kosmopolitismus und Anarchismus vertragen sich (begrifflich und praktisch) mit Heimatsliebe, nicht mit „Vaterlandsliebe“. Natürlich ist das Vaterland uns zunächst auch das Heimatland. Denn wehe dem Volke, das keine Heimat mehr hat! Wollen wir aber im Vollsinne vom Vaterlande reden, so müssen wir sagen, es sei jener Inbegriff von persönlichen und sachlichen Werten, den wir deutlicher als „unser Volk“ bezeichnen, dieses Volk, dem auch ein Land gehört, welches in *seinem* Lande zu einer in dessen eigentümlicher Natur wurzelnden, in der Geschichte fest gewordenen Eigenart sich entwickelt hat und das Glück hat, in seinem Lande selbständig und nach seinem Rechte zu leben. Ich kann nicht die vielen immanenten Probleme des Volkstums, der Bedingungen seiner Entstehung, seiner leiblich-geistigen Besonderheit, seines Wachsens oder Welkens ins Licht rücken wollen. Wir kennen kein Volk, das nicht verkümmerte, wenn es kein Eigenland mehr besitzt oder auf seinem alten eigenen Boden die Herrschaft eines anderen Volkes ertragen müßte. Ein Volk, das im besten Falle wie ein willkommener Gast im Land und unter dem Herrenrechte eines anderen Volkes lebt, hat die Gefahr, daß auch die Individuen in ihm verkümmern, weil sie sich auch bei größtem Schutze doch letztlich nur wie Geduldete empfinden. Und nun frage ich, darf ein Volk für sein Land und seine Selbständigkeit einen Krieg wagen? Sein Besitz und sein Recht sind seine Ehre. Denn Ehre im sittlichen Sinn ist die Summe der Faktoren, ohne welche man sich nicht in seiner sittlichen Art behaupten kann. Es ist ein wunderlich kurzer Verstand, der unter Ehre sich nur Ruhm denken kann. Aber muß denn ein Volk sittlichermaßen eben sich behaupten? Ja da weiß ich nun freilich keine Antwort weiter, als daß ich darauf verweise, daß wir Menschen auf diesem Planeten, den wir die Erde nennen, nun einmal nicht zum Leben erwachen, es sei denn in individuellen Formen, und daß wir es wiederum bisher nicht anders wissen, als daß sich unter uns durch Natur und Kultur Kollektiveinheiten bildeten, die als Völker durch die Geschichte schreiten. Gewiß ist keinem Volke verheißen, daß es nicht untergehen könne, sich nicht umbilden, mit andern zu einer neuen größeren Individualität verschmelzen könne. Aber das wissen wir: es hat auch kein Volk das Zeugnis, daß es alle andern an Wert überstrahle, also daß es verlangen dürfte, alle andern sich untertan zu machen und mit der Zeit zu assimilieren. So steht unter den Völkern Recht gegen Recht. Welchem Volke haben wir zu sagen: es dürfe sich jedenfalls nicht für sein Land und sein Recht wehren?

Und doch hat der Kosmopolitismus auch ein Recht. Haben die Nationen ein sittliches Recht, weil es nicht Laune ist, was sie geschaffen hat, so haben sie doch kein höheres Recht als das von Gliedern der Gesamtgattung. Lebendig muß in ihnen bleiben, daß keine das Menschentum erschöpft. In der Gegenwart, wo der Chauvinismus als die Karrikatur des Nationalismus nur zu sehr wie ein Gift durch die Völker schleicht, hat der Kosmopolitismus doch so etwas an sich wie ein feierlicher Glockenklang. Es fragt sich, ob die Vielheit der Instrumente im sogenannten Völkerkonzerte nicht Gefahr läuft, allzu oft schrille Mißtöne zu erzeugen, wenn die Glocke, der eherne ewige Ton von dem einen allgemeinen Menschentum über allen Partikularitäten zum Schweigen gebracht würde.

(Schluß folgt) F. Kattenbusch

Zur Lage in Frankreich

1

Der Ausfall der Kammerwahlen ist selbst für die Pessimisten unter den Gegnern des Trennungsgesetzes eine schmerzliche Ueberraschung. Auf eine so gründliche Abfuhr war man im klerikalen Lager nicht gefaßt. Sonst wäre wohl die Enzyklika Vehementer nos nicht so heftig ins Zeug gegangen. Pius X. war nicht gut beraten, als er dieses Manifest unterzeichnete. Er hat damit für die klerikalen Abenteurer eine Art Pronunziamento geliefert, während er doch um jeden Preis den Schein hätte vermeiden sollen, als wolle er mit dem Gewicht seiner Autorität Leute schützen und stützen, die sich bei den wüsten Szenen während der Inventaraufnahme als Rädelsführer hervortaten, den scheidenden Präsidenten Loubet mit maßlosen Beschimpfungen*) überhäuften und nicht nur bewährte katholische Laien, sondern auch hochverdiente Priester und im Dienst der Kirche ergraute Bischöfe in der rücksichtslosesten Weise herunterreißen, sobald sie sich das Recht der eigenen Meinung zu wahren suchen. Nicht die Gegner des Glaubens, sondern diese Verteidiger des Glaubens sind die Totengräber der katholischen Kirche in Frankreich. Ihr Treiben macht es begreiflich, wenn das Wort gefallen ist, die heutige klerikale Partei in Frankreich sei un parti de gamins.

Paul Sabatier hat es ausgesprochen in der überaus beachtenswerten zweiten Auflage seiner Schrift: A propos de la Séparation des Eglises et de l'Etat.**) Sie enthält drei Studien über den Ursprung der Krisis, über die gegenwärtige Lage der römischen Kirche in Frankreich und über die Folgen der Abschaffung des Konkordats. Mit spürbarer innerer Teilnahme und beredter Begeisterung grüßt Sabatier die Vorboten eines neuen Katholizismus in Frankreich, der nicht durch gewaltsamen Bruch, sondern durch organische Entwicklung aus der alten Kirche hervorgehen werde. Der Protestantismus hat nach seiner Meinung nicht viel Aussicht in Frankreich. Er gehört als große historische Tatsache der Vergangenheit an. Noch weniger ist von den Bestrebungen der Evadés zu erwarten.

*) Selbst das vornehmste Organ der klerikalen Presse, der Univers, scheut sich nicht, dem abtretenden Präsidenten nachzurufen: „Allez-vous-en, Monsieur. Jouissez de vos économies et de votre château. Ne vous inquiétez pas de toutes les détresses morales et matérielles que la complicité de votre coupable et répugnante faiblesse a permis, durant sept cruelles années, d'amonceler sur la France. Vous êtes content; c'est entendu.“ (Univers, 20. Februar 1906.) Den Nachruf der Vérité Française (21. Februar) zu wiederholen, verbietet uns die Achtung vor dem verdienten Mann. Und diese Presse will für Frankreich eine Ecole de respect sein!

**) P. Sabatier, A propos de la Séparation des Eglises et de l'Etat. Seconde édition complètement revue et très augmentée. Paris, Fischbacher 1906. 3 Fr.

Die Zukunft gehört einer katholischen Renaissance, „die mit Harnack, Calvin oder Luther ebensowenig gemein hat als mit dem orthodoxen Klerikalismus." Die natürlichen Bundesgenossen dieser „Jungen" im französischen Katholizismus sind weder die Ketzer noch die Apostaten, sondern die geistigen Führer der Libre-Pensée; d. h. nicht die vulgären, antiklerikalen Freidenker mit ihren exklerikalen Methoden und Manieren, sondern die wahren Erben der großen Gedanken von 1789, die Niemand exkommunizieren, jede ehrliche selbsterworbene Ueberzeugung achten und jener großen wissenschaftlichen, religiösen, sittlichen und sozialen Krisis die Bahn brechen, die die Menschheit von allen Dogmen und fremden Autoritäten befreien und an die Stelle der Passivität die eigene Initiative setzen werde. In dem Kampf der Geister, zu dem die Abschaffung des Konkordats in Frankreich das Signal gegeben hat, haben die Abbés Klein, Loisy, Houtin ihren Platz neben den Freidenkern Buisson, Berthelot, Jaurès. Die Zahl ihrer Gesinnungsgenossen in der französischen Kirche ist Legion, das Programm des Organs der Jungen, des Demain,*) wäre, so versichert Sabatier aus bestimmter Kenntnis, von Hunderten von Priestern unterzeichnet worden, wenn nicht die Angst vor der Denunziation sie abgehalten hätte.

Sabatiers Schrift wirkte wie der Stich der Sonde auf einen kranken Körper. Die führende klerikale Presse in Frankreich und Italien geriet in nervöse Unruhe. Der grimmigste Bekämpfer und eifrigste Denunziant der Reformkatholiken, Bischof Turinaz von Nancy, antwortete mit einem offenen Brief,**) in dem er Sabatiers Hoffnungen als seine Befürchtungen in vollem Umfang teilt, aber auch die Ueberzeugung ausspricht, „der Verrat der Priester an ihren heiligen Verpflichtungen, die in eine unverständliche Sprache übersetzten Lehren der Finsternis, die staunenswerte Unkenntnis der katholischen Theologie, die in schlechtes Französisch übertragene Exegese einiger protestantischen Gelehrten werden mit dem katholischen Frankreich ebensowenig fertig werden, als die ungerechten Gesetze und die brutale Gewalt." Während ein Teil, besonders der italienischen Presse,***) in heftigen Schmähungen gegen Sabatier ihrem Unbehagen Luft machte, sahen andere Publizisten in ihm einen guten Katholiken, der für seine Kirche eine Lanze brechen wolle. Die Broschüre war in kurzer Zeit vergriffen. Der zweiten Auflage hat er außer einer wertvollen Sammlung von Dokumenten (darunter auch den französischen Text der päpstlichen Enzyklika vom 11. Februar 1906) eine 84 Seiten umfassende Vorrede beigegeben, in der er auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen mit dieser Schrift bezeugt:

> Es handelt sich nicht mehr um einzelne, mehr oder weniger isolierte Priester, die es nicht fertig bringen, ihr Denken allen Sätzen eines übertriebenen Konservatismus anzupassen. Es handelt sich um mehrere tausend im Amte stehende Priester, die mit den neuen Ideen durchtränkt und fest überzeugt sind, daß sie Gott und ihrer Kirche treu bleiben können, ohne der Aufrichtigkeit gegen sich selbst entsagen zu müssen. In zehn Jahren werden diese Priester die Majorität bilden. Sie sind sich im allgemeinen gegenseitig unbekannt; denn es gibt keine Körperschaft, bei der der Zusammenhang nach außen so fest, aber die brüderliche Aussprache über geistige und gemütliche Interessen so selten ist. Aus einem einzigen Bezirk in Mittelfrankreich haben sieben Geistliche aus Anlaß meiner Broschüre an mich geschrieben. Von diesen sieben hatte keiner eine Ahnung, daß ein paar Kilometer entfernt sechs seiner Amtsbrüder wohnen, die von denselben Ideen und Bestrebungen beseelt sind wie er.

Auf die Ausstellung vieler Priester, er hätte ausführlicher und genauer, mit Angabe von Namen und Tatsachen die Ansätze zur Erneuerung des französischen Katholizismus schildern sollen — erwidert Sabatier: „Wir wollen nicht die Knospen von den Zweigen schneiden, um zu beweisen, daß der Frühling nahe ist. Es ist nicht unsere Aufgabe, für Pius X. die Polizei in seiner Kirche zu machen." Das Ergebnis seiner Beobachtungen faßt er dahin zusammen: „Die Krisis im Katholizismus hat bereits eine Ausdehnung und Tiefe gewonnen, die Alles übersteigt, was ich mir bisher vorgestellt habe."

*) Siehe Christliche Welt d. J., Nr. 9, Sp. 201.

**) Les causes de la Séparation de l'Eglise et de l'Etat. Un catholicisme nouveau et un clergé nouveau. Lettre ouverte de Monseigneur Turinaz, évêque de Nancy et de Toul à M. Paul Sabatier. Nancy, Etienne Drioton 1906.

***) Z. B. in der Broschüre: Il Santo che non è santo. A Fogazzaro, Harnack, Loisy, Tolstoi, Sabatier e Ci. Appunti critico-religiosi sul programma della nuova Riforma. Turin 1906.

2

Wie mir Sabatier persönlich mitteilte, traf seine Broschüre im Vatikan just an dem Tage ein, da das päpstliche Weißbuch über den Bruch mit Frankreich ausgegeben wurde. Man vermutete in ihr schon die Antwort auf diese Kundgebung und schloß daraus, Sabatier müsse von dem Plan und den Grundlinien des Weißbuchs Kenntnis bekommen haben — durch die Indiskretion eines Kardinals! Gewisse Kreise glaubten allen Ernstes, Sabatier habe die liberalen Katholiken für seinen Soggettivismo Sabatieriano gewonnen und gehe darauf aus, im Bunde mit ihnen Italien und Frankreich zu dechristianisieren. Ja noch schlimmere Vermutungen ersann die klerikale Gespensterfurcht: Fogazzaro soll von Niemand anders als von Sabatier inspiriert worden sein, seinen Roman Il Santo zu schreiben! Der Roman wurde am 5. April auf den Index gesetzt zugleich mit den Schriften zweier französischer Reformkatholiken, des Abbés Laberthonnière*) und des Professors Paul Viollet.**) Da alle drei Gemaßregelten zu den Gründern und Mitarbeitern des Demain gehören, so durfte man darauf gespannt sein, wie die Zeitschrift mit dem neuesten Indexdekret sich abfinden werde. Es war die erste ernstliche Probe von Mut, die sie hier abzulegen hatte. Zunächst begnügte sie sich mit einer ganz kurzen, rein sachlichen Notiz über die Verurteilung nach dem Osservatore Romano. Die nächste Nummer brachte, etwas boshaft, köstliche Reminiszenzen aus der Geschichte des Index. „Denn für ein richtiges Urteil in solchen delikaten Fragen ist nichts so sehr förderlich als das Studium der historischen Tatsachen und des Verhaltens der Kirche selbst." So wurde im Jahr 1704 das von den Jesuiten in mehreren Auflagen mit großem Eifer verbreitete Buch La dévotion au Sacré-Coeur de Notre Seigneur Jésus-Christ auf den Index gesetzt, weil der Herz Jesu-Kult damals in Rom nicht gern gesehen wurde. Trotzdem verbreiteten die Jesuiten das Buch weiter und veranstalteten sogar eine italienische Uebersetzung. Der Bischof Languet von Soissons empfahl es öffentlich den Gläubigen, ohne sich um den Index zu kümmern, und in einem Brief an diesen Bischof nannte der Jesuit de Gallifet als Motive der Verurteilung des Buches: „die Neuheit der Sache, das Unterlassen einiger Formalitäten, die in Rom verlangt werden, vielleicht ein wenig Bösartigkeit von seiten der Menschen, jedenfalls viel Bösartigkeit von seiten der Hölle!" Als dann der Herz Jesu-Kult unter Klemens XIII. und Pius VI. wieder in die Mode und durch Pius IX. und Leo XIII. zu den höchsten Ehren kam, galt das Buch nicht mehr als gefährlich: dasselbe Dekret, das die neue Uebersetzung der Evangelien von Henri Lasserre verdammte, strich das Lieblingsbuch der Jesuiten aus dem Katalog der verbotenen Bücher (20. Dezember 1887). Heute ist es eines der verbreitetsten Andachtsbücher in Frankreich. Demain überläßt es dem Leser, die Nutzanwendung auf den Fall seiner Mitarbeiter zu machen und veröffentlicht dann — bezeichnenderweise anonym — den Brief eines hervorragenden Theologen über die Bedeutung des Index, die vielfach von den Katholiken überschätzt werde. Es handle sich bei der Tätigkeit der Indexkongregation durchaus nicht um die Proskription jeder fortschrittlichen Regung im Katholizismus. Ihre Dekrete seien anzusehen als ein mütterlicher Wink, um gewisse mögliche Gefahren, gewisse mißliebige Deutungen einer an sich lobenswerten Bewegung zu verhüten. Die Unfehlbarkeit, ein persönliches und unübertragbares Privileg des Papstes, erstrecke sich nicht auf die Entscheidungen der Indexkongregation. Sie wollen auch nicht besagen, daß der Inhalt einer gemaßregelten Schrift mit der Wahrheit im Widerspruch stehe, sondern nur,

*) Laberthonnière, Essais de philosophie religieuse; Le Réalisme chrétien et l'Idéalisme grec.

**) Paul Viollet, membre de l'Institut: L'Infaillibilité du Pape et le Syllabus.

daß ihre Veröffentlichung in diesem Augenblick nicht opportun sei. Der Brief schließt:

Sie finden das Verfahren der Indexkongregation rückständig, weil sie den Angeklagten ohne Verhör verurteilt. Ich bestreite das nicht. Reformen wären wünschenswert. Das vatikanische Konzil hätte sie uns zweifellos gebracht. Aber Reformen setzen sich nur allmählich und ohne fieberhafte Eile durch. Zu ihrer Zeit werden sie kommen. Inzwischen nehmen Sie die Sache nicht tragisch. Es steht dabei weder die Ehre eines Mannes noch das Fortleben einer Lehre auf dem Spiel.

Diese Art der Behandlung des Indexinstituts ist doch überaus bezeichnend für die Stellung der französischen Reformkatholiken gegenüber der kirchlichen Autorität. Aus jeder Zeile zittert der verhaltene Protest gegen diesen mittelalterlichen Versuch einer geistigen Knebelung. Aber man fühlt sich noch nicht stark genug, um einen offenen Protest zu wagen. So vergräbt man im Herzen die große Hoffnung, um desto sehnlicher an sie zu denken, je weniger man von ihr reden darf. Silentium! telegraphierte Fogazzaro an die Freunde, die wissen wollten, was er zu seiner Verurteilung sagen werde. Ob dieses aufgezwungene Schweigen so vieler geknickter Gewissen den Machthabern in der Kirche nicht einmal unheimlich wird? Vorerst scheint man noch stolz zu sein auf die stramme Disziplin und auf die imposante Einheit des Glaubens. Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant. Wieviel Opfer wird es noch kosten, bis man in Rom einsehen lernt, daß innere Krisen durch chirurgische Operationen auf die Dauer nicht heilbar sind?

3

„Soyez toujours Demain, ne soyez jamais Après-Demain“ — hatte Fogazzaro am 1. Dezember 1905 an die Redaktion des Demain geschrieben. Nun büßt er selbst dafür, daß er diese Mahnung vergessen hat. Und wie Viele büßen mit ihm für das gleiche Verbrechen! Unter den Märtyrern des heutigen Reformkatholizismus in Frankreich sind um ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und um ihrer persönlichen Schicksale willen zwei Männer der innigsten Teilnahme wert: die Abbés Alfred Loisy und Albert Houtin. Im Dezember 1903 kamen sie zusamen auf den Index, Houtin mit zwei, Loisy mit fünf Schriften. War es eine zarte Aufmerksamkeit für seine Opfer, daß der Präfekt der Indexkongregation, der Jesuit Kardinal Steinhuber, zur Veröffentlichung des Dekrets den heiligen Abend wählte? Von da an wurde es einsam um die beiden Gelehrten. Aengstliche Freunde, die bisher zu Loisy gehalten hatten, ließen ihn jetzt fallen. Nun die Jagd frei gegeben war, begann von allen Seiten das Kesseltreiben, in dem das edle Wild tot gehetzt werden sollte. Ob und in welchem Sinn Loisy sich unterworfen hat, weiß Niemand als er allein. Am 4. Januar 1904 schickte er an den Erzbischof eine einfache Bescheinigung für den Empfang des Dekrets mit dem Vermerk, über seine Unterwerfung werde er der heiligen Kongregation selbst entsprechende Mitteilung machen. Dies geschah am 12. Januar 1904 in einem Brief an Merry del Val, dem er schrieb, er verdamme an seinen Büchern selbst Alles, was Tadelnswertes darin stehen könne, aber er behalte sich das Recht seines Gewissens und seiner Ueberzeugung vor. Daß seine Ueberzeugungen unvollkommen seien, sei er selbst am meisten geneigt anzuerkennen, allein sie seien die einzige Form, unter der er sich die Geschichte der Bibel und der Religion vorstellen könne. Mit dieser Erklärung war man in Rom nicht zufrieden. Loisy erhielt eine Vorladung vor den Erzbischof von Paris, der eine rétractation parfaite et totale, pure et simple von ihm forderte. Am 26. Januar schrieb Loisy einen zweiten Brief, der ebenfalls für ungenügend erachtet wurde. Nun wandte sich Loisy am 28. Februar direkt an den Papst, der dann seinerseits an den Pariser Erzbischof schrieb. Die Folge war eine vierte Erklärung Loisys. Damit scheint man sich zufrieden gegeben zu haben. Loisy mußte seine Vorlesungen an der Ecole pratique des Hautes Etudes, in denen er 150 Zuhörer und Zuhörerinnen hatte — eine unerhörte Zahl für ein biblisch-exegetisches Kolleg, darunter 20 Priester — einstellen. Im Juli siedelte er in die Einsamkeit nach Garnay über, wo ihm sein Freund und Schüler F. Thureau-Dangin neben seinem Schloß ein Haus zur Verfügung stellte. Seine Feinde triumphierten. Ob ihre Siegesfreude nicht verfrüht ist? Loisy wird das Schweigen brechen, wenn die Zeit zu reden wieder gekommen ist.

Noch trauriger ist das äußere Los seines Leidensgenossen, Abbé Houtin. Er war vor einigen Jahren hervorgetreten mit einer Untersuchung, in der er auf Grund solider historischer Forschungen die Legenden vom apostolischen Ursprung vieler französischer Bischofssitze widerlegte und den Nachweis führte, daß der „Gründer“ der Diözese, der Houtin selbst angehört, des Bistums Angers, der heilige Renatus, wahrscheinlich gar nie existiert habe.*) Von da an hatte er es mit seinem Bischof verdorben. Er mußte seine Professur an einem klerikalen Institute niederlegen und zog sich zu seiner Familie zurück. Hier fand er Muße zu dem 1902 erschienenen Werk über la Question biblique chez les Catholiques de France au XIX ième Siècle,**) in dem er sich als ausgezeichneter Kenner der modernen, namentlich auch der deutschen protestantischen Theologie erwies. Als die Klerikalen Lärm schlugen, entzog ihm der Erzbischof Richard die kleine Kaplanstelle, die er inzwischen in Paris erhalten hatte. Der Bischof von Angers rief ihn in seine Diözese zurück, um ihn auf einer entlegenen Pfarrei geistig auszuhungern. Houtin bat um Urlaub, der ihm unter der Bedingung gewährt wurde, daß er binnen sechs Monaten den Anschluß an einen andern Diözesanverband gewonnen habe. Aber welcher Bischof nimmt einen gemaßregelten Reformer auf? Seitdem lebt er als Privatmann in Paris, kümmerlich sein Leben fristend. Sein letztgenanntes Buch wurde zugleich mit Loisys Schriften im Dezember 1903 zensuriert. Drei Tage vorher hatte Houtin die letzte Seite eines neuen Werkes***) geschrieben, einer reich dokumentierten Geschichte der von Leo XIII. verurteilten kirchlichen Reformideen in Amerika und Frankreich. Am 3. Juni 1904 hat die Indexkongregation auch dieses Buch verboten. Nun ist der unermüdliche Kämpfer in den letzten Wochen mit einer neuen Arbeit†) auf den Plan getreten, in der er mit eindringender Sachkenntnis und ergreifender Objektivität — er widmet seiner eigenen Leidensgeschichte kein Wort außer der trockenen Notiz über die Verurteilung seiner Bücher — die Kämpfe schildert, die in den letzten fünf Jahren in Frankreich, Deutschland und England um die Probleme der Bibelkritik sich entsponnen haben. Glaubt man nicht einen Vertreter der modernen protestantischen Theologie vor sich zu haben, wenn Houtin das Ergebnis seiner Untersuchungen zusammenfaßt in die Worte:

Die Anwendung der kritischen Methode mag eine heikle Sache sein; sie ist dem Irrtum unterworfen, wie jede Tätigkeit des menschlichen Geistes. Aber sie ist trotzdem das einzige Mittel, um das geschichtliche Bild Jesu, seiner Predigt und seiner Taten wiederherzustellen. Jedes andere Verfahren würde nur zu Resultaten führen, die für den Historiker wertlos wären, weil ihnen notwendigerweise der historische Charakter fehlte. So und nicht anders stellt sich die biblische Frage auf dem Gebiet der Evangelien am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Es ist eine Täuschung, wenn Brunetière behauptet, von allen Schwierigkeiten für den Glauben bleibe nur die eine bestehen, die sich auf die Unmöglichkeit des Wunders und die Leugnung des Uebernatürlichen gründet. Das Wunder und das Uebernatürliche kommen gar nicht in Frage. Es handelt sich einfach darum zu wissen: was ist das Ergebnis einer logischen Untersuchung der Evangelien? Es handelt sich darum, zu wissen, ob diese Dokumente nach der gewöhnlichen Methode der Geschichtswissenschaft geprüft werden dürfen, oder ob die Christen zu ihren Gunsten in verhängnisvoller Weise nicht mehr als ein Minimum von Kritik in Anspruch nehmen sollen, und damit eine besondere Behandlung, die für jeden aufrechten Menschen einem Geständnis oder einer Verurteilung gleich kommt.

Wenn die jungfräuliche Geburt, die Auferstehung und die Himmelfahrt Tatsachen sind, dann haben die christlichen Kirchen eine Prüfung der Texte, die sie bezeugen, nicht zu fürchten. Sie sollten sogar derartige Untersuchungen nach Kräften fördern. Jedenfalls werden sie früher oder später ihren Dienern sagen müssen, wie man auf die Einwände gegen die heiligen Erzählungen erwidern soll. Anders handeln wäre wenig rühmlich und sogar eine Verleugnung der theologischen

*) A. Houtin, La Controverse de l'Apostolicité des Eglises de France au XIX e siècle. 3. édition. Paris 1903.
Les Origines de l'église d'Angers. La légende de saint René. Laval 1901.

**) Paris, Picard et fils 1902. 4 Fr.

***) L'Américanisme. Paris, E. Nourry 1904. 3 Fr. 50 Cts.

†) La Question biblique au XX e Siècle. Paris, E. Nourry 1906. 4 Fr.

Forschung der Jahrhunderte, die auf den Worten der Offenbarung begründet ist: „Suchet in der Schrift“, „prüfet Alles.“ Mögen die Kirchen zusehen, ob sie auf dem Verbot eines loyalen Bibelstudiums beharren wollen. Selbst wenn Alle diesen Weg gingen, ist es wenig wahrscheinlich, daß der moderne Geist, der mehr und mehr nach Wahrheit und Klarheit dürstet, sich darauf einließe, ihnen zu folgen.

Der Rezensent des Demain stellt den beiden Büchern Houtins über die Bibelfrage das Zeugnis aus: ils s'inspirent l'un et l'autre du même esprit de probité scientifique et d'absolue sincérité.*) Trotzdem wird die heilige Kongregation des Index auch mit dem neuesten Werke Houtins tun, was ihres Amtes ist.**) Houtin wird seinen Weg weitergehen. Er ist nicht zu haben für den Rat, den einmal Cornély im Siècle***) dem Abbé Loisy gegeben hat: „wenn der ehrwürdige Erzbischof von Paris absolut darauf besteht, daß die Welt vom Jahr 4004 datiere und daß der Pentateuch von Mose stamme, so solle er doch sagen, die Welt ist im Jahr 4004 entstanden und den Pentateuch hat Mose geschrieben; das ändere ja nichts an der Sache.“ Aber wie manchem seiner Kirche treu ergebenen und um ihr Wohl ernstlich besorgten Katholiken mag sich bei diesen Zuständen die Frage aufs Herz legen: „Wächter, wie spät ists in der Nacht? Wächter, wie spät ists in der Nacht? — Der Wächter spricht: Der Morgen ist gekommen, aber auch Nacht. Wenn ihr fragen wollt, so kommt nur wieder und fraget.“ (Jes. 21, 11 f.)

4

„Der Morgen ist gekommen, aber auch Nacht.“ Das ist die Signatur nicht nur der religiösen und theologischen, sondern auch der kirchenpolitischen Verhältnisse Frankreichs. An eine Zurücknahme oder Milderung des Trennungsgesetzes ist nach dem Ergebnis der Kammerwahlen nicht mehr zu denken. Wird der Papst die Bildung der Kultvereine gestatten? Wenn ja, werden dann nicht Tausende von Katholiken die gewonnene Freiheit benützen, um der Kirche den Rücken zu kehren? Wenn die freiwilligen Gaben zur Unterhaltung der neugebildeten Kirchengemeinden nicht ausreichen, werden die Katholiken sich eine Zwangsbesteuerung gefallen lassen? Aus verschiedenen Gegenden wird gemeldet, daß die Katholiken sich weigern, die ihnen von den Bischöfen auferlegten Kirchensteuern zu bezahlen. Infolge solcher Weigerungen mußte der Bischof von Angers in sechs Ortschaften die Pfarrei aufheben. Wer wird den schon jetzt kümmerlich besoldeten Landpfarrern das tägliche Brot geben? Die Fälle mehren sich, daß Priester auf ihre geistliche Tätigkeit verzichten und sich der Landwirtschaft oder Gewerben widmen. Von symptomatischer Bedeutung für den Ernst der Zeit ist das Erscheinen einer kleinen Schrift über Les métiers possibles du Prêtre de Demain.†) Manche — meint der Verfasser, Priester in einer entlegenen Dorfgemeinde — werden geärgert den Kopf schütteln, daß man es wagt, von einem Handwerk zu reden für den Priester, den man im Glanz seiner erhabenen Mission als Apostel und Verwalter der Sakramente zu sehen sich gewöhnt hat. Andere werden sich sagen: wir sind wieder in der Lage der ersten Kirche. Also haben wir auch den Mut unserer heiligen Vorfahren. Es ist ohne Zweifel keine Schande, dem Handwerker Jesus, dem Fischer Petrus, dem Zeltweber Paulus und tausend Andern, die einen guten Ruf in der Geschichte haben, es nachzumachen. — Der Priester, offenbar ein gewiegter Praktikus, schildert dann in dem Schriftchen, das er dem heiligen Crispinus widmet, wie der Priester, zumal der wenig beschäftigte auf dem Lande, nach dem Wegfall seiner bisherigen Einkünfte vor dem Hunger sich schützen könne durch die Erlernung und Ausübung eines Nebenberufes, in dem er im Durchschnitt täglich fünf Stunden arbeiten könnte. Unter den Berufsarten, die dem Geistlichen zugänglich seien, empfiehlt er die Landwirtschaft (Anbau von Getreide, Blumen, Tafeltrauben, Spargeln, Erdbeeren, Gemüse, Aufzucht von Kaninchen, Geflügel, Bienen, Seidenwürmern) und fast alle Zweige des Handwerks; er schildert den Priester als Schreiner, Bildhauer, Mechaniker, Uhrmacher, Maler, Chemiker (Parfüm- und Liqueurfabrikanten!), Schneider, Feinbäcker, Sticker. Auch die geistigen Nebenbeschäftigungen zieht er in den Kreis seiner Betrachtung. Nur warnt er davor, die Zahl der hungerleidenden Zeitungs- und Bücherschreiber noch zu vermehren; von all den Tätigkeiten, die zur Herstellung eines Buches nötig seien, bringe nur eine sicher Brot ins Haus: die des Buchbinders! C'est un travail en chambre que l'on peut interrompre quand on le veut. On peut trouver un débouché (d. h. Absatz) près des confrères. Den besten Beweis dafür, daß diese Schrift zeitgemäß ist, liefert ihr Erfolg, der die Ansichten ihres Verfassers über die Misère der Bücherschreiber Lügen straft: sie liegt schon im zweiten Tausend vor, und sechs Wochen, nachdem der Gedanke eines Bundes der Priester-Arbeiter ausgesprochen war, trat der Bund mit dem heiligen Crispinus als Schutzpatron ins Leben. Glück auf!

Eugen Lachenmann

*) Demain, 20. April 1906.

**) Ist inzwischen schon geschehen. Der Osservatore Romano vom 14. Mai veröffentlicht folgendes Dekret: „Nachdem Wir Kenntnis davon erhalten haben, daß die Absicht besteht in Unserer Stadt Rom demnächst das Buch Le question biblique au XXe siècle von Albert Houtin zu verbreiten, und nachdem Wir die Ansicht einiger gelehrter Männer darüber gehört haben, verdammen wir kraft der Uns zustehenden Autorität das genannte Werk. Es ist also keinem von denen, die Unserer Autorität unterstellt sind, welchem Stand sie auch angehören mögen, gestattet, dieses Buch zu verkaufen, zu lesen oder aufzubewahren und zwar bei der Strafe einer Todsünde. Gegeben zu Rom, 14(!) Mai. P. Respighi, Kardinalvikar.“ Am 17.(!) Mai kam Houtins Werk in den Buchhandel!

***) Le Siècle, 29. Dezember 1903.

†) Im Selbstverlag des Verfassers Abbé Ballu in Parnay par Montforeau (Maine-et-Loire).

Zukunftsmusik

Es gibt Gedanken, die in der Luft liegen. Zu ihnen gehören heute die, die vor bald drei Jahren Herr Dr. Otto und Andre in diesem Blatt über die kirchlichen Frauenämter ausgesprochen haben. Was damals ein neuer Vorschlag war, der Vielen fast gewagt erschien, ist heute eine von den verschiedensten Seiten erhobene Forderung, deren Durchführung hoffentlich nur noch eine Frage der Zeit ist. Die Berliner Stadtmission hat ihre in Verbindung mit dem Kapellenverein veranstalteten achtwöchentlichen Kurse auf drei Monate ausgedehnt und eine von ihr ausgebildete Dame steht bereits in der Arbeit. Der Deutsche Evangelische Frauenbund hat in Hannover eine christlich-soziale Frauenschule eingerichtet, deren Endziel berufsmäßige Ausbildung zur Uebernahme von Aemtern in der Wohlfahrtspflege ist; auch die Kurse der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin, die unter der Leitung von Fräulein Dr. Alice Salomon stehen, verfolgen ähnliche Zwecke. Lauter Beweise dafür, daß man anfängt das Ungenügende und Unbefriedigende der bisher üblichen dilettantischen Arbeit zu empfinden.

Aber mir schwebt, wenn ich an die kirchlichen Frauenämter denke, wie sie uns seiner Zeit hier als Ideal geschildert wurden, doch noch Etwas mehr vor. Nicht Arbeit nur in der Art, wie sie die Innere Mission treibt oder die Mädchen- und Frauengruppen üben, ist es, um die es sich für die künftigen „Pfarrgehilfinnen“ oder „Gemeindehelferinnen“ handelt. Dort nimmt man sich doch in erster Linie der Armen, Alten, Verlassenen, des sogenannten Volkes an, und das ist gewiß vor allem notwendig. Aber unsere Zeit braucht mehr. Ist die Kirche nicht auch für die Gebildeten da? Hat sie ihnen Nichts zu geben, auch außerhalb des Gottesdienstes? Und wenn so viel davon die Rede ist, daß es heute hauptsächlich die Frauen seien, die die Kirchen füllen, ist das nicht ein Beweis dafür, daß auch unter ihnen ein Hungern ist, ein Suchen und Fragen, das sich nur noch anders äußert als bei Männern? Noch — wie lange wird es dauern! Und was wird aus den Vielen, die schon jetzt mit den Männern meinen: „In der Kirche? da findet der moderne Mensch doch Nichts!“ Wenn darum der Geistliche heute auf allen Gebieten mitdenken, mitarbeiten, mitleben muß, um auch den Zweifelnden und Suchenden in seiner

Gemeinde Etwas sein zu können, so wird das, glaube ich, auch die im kirchlichen Amt stehende Frau tun müssen, wenigstens dann, wenn sie sich auch der gebildeten Mädchen und Frauen und ihrer Not in irgend einer Weise annehmen will. An diese Seite ihrer Tätigkeit wird, scheint mir, heute viel zu wenig gedacht; aber bei der von Herrn Dr. Otto vorgeschlagenen gründlichen und vielseitigen Ausbildung war sie sehr ernstlich mit in Betracht gezogen.

Es erhebt sich nun die Frage, wie diese Ausbildung zu erwerben sein wird? Für solche, denen durch ein Examen irgend welcher Art die Universität zugänglich ist, bieten sich ja viele Möglichkeiten, obgleich ich nicht unbedingt davon überzeugt bin, daß die Teilnahme an den theologischen Vorlesungen wirklich das ist, was wir brauchen. Um dort ernstlich mit zu arbeiten, ist eine gründliche Kenntnis des Lateinischen und Griechischen notwendig, an der es den meisten Frauen fehlt. Außerdem ist das theologische Studium an der Universität auf Jahre berechnet und der Stundenplan danach eingerichtet. So wird es immer für Frauen etwas Halbes bleiben, wenn sie ein oder zwei Semester lang ein oder die andre Vorlesung besucht haben. Das gilt nach meiner Meinung auch für die Oberlehrerinnen.

Am besten wäre es natürlich, wenn besondre Kurse für unsern Zweck veranstaltet werden könnten. Aber hierzu müßten sich mindestens 6 bis 8 Teilnehmerinnen zusammenfinden, und der Mutigen, die es auf eine immerhin ungewisse Zukunft hin wagen, sich die speziell auf das Amt einer Pfarrgehilfin hin zugeschnittene Vorbildung anzueignen, sind bis jetzt noch nicht allzu viele. Sollten sich aber bis zum nächsten Herbst so viel Damen bei mir melden, so würde es nicht allzu schwer sein, in Berlin das Gewünschte zu finden oder einzurichten.

Unbedingt notwendig wäre: 1. Theologie, oder wenn das zu gelehrt klingt, Bibelkunde, Religionsgeschichte und Einführung in das Gebiet der praktischen Liebestätigkeit; 2. Gesetzeskunde; 3. Nationalökonomie und soziale Hilfstätigkeit; 4. Gesundheitslehre und womöglich etwas Naturwissenschaft; 5. Pädagogik und Psychologie, und endlich last not least 6. Wirtschaftskunde, d. h. einige Winke über Einteilung und Einrichtung des Arbeiterhaushalts und dergleichen. Dazu sollten nach meiner Meinung noch andre Fächer kommen, die ich aber der freien Wahl überlassen möchte. Wer sich für Geschichte interessiert, mag sich hier vertiefen; Kunst, Litteratur, leichtere Gebiete der Philosophie, wie Ethik und Aesthetik, kurz Alles, was den Blick erweitert, wäre hier zu nennen. Es wird da ganz von der persönlichen Neigung und von dem Maß der Leistungsfähigkeit abhängen können, was die Einzelne treibt.

Ich habe diesen Winter in Berlin verbracht, um Mittel und Wege kennen zu lernen, und habe gefunden, daß das Meiste, was wir brauchen, schon heute ohne Weiteres zu haben ist. Viele Fächer bietet in vorläufig genügender Weise die „Neue Fortbildungsanstalt Frauenschule“, deren Leiterin, Fräulein Auguste Sprengel, vielen Leserinnen als Vorsteherin der deutschen Versicherungsanstalt für Lehrerinnen dem Namen nach bekannt sein wird. Ganz ausgezeichnete Kurse, eigens für Damen, hält ein junger Nationalökonom Dr. Voßberg. Für Geschichte, Ethik und dergleichen käme wohl das Viktoria-Lyceum in Betracht. Am schwierigsten sind merkwürdiger Weise theologische Kurse, wie wir sie brauchen, zu haben. Das Viktoria-Lyceum hat die betreffenden Fächer ganz eingehen lassen, auch die künftigen Oberlehrerinnen sind hier allein auf die Universität angewiesen. Aus welchen Gründen mir das unerwünscht erscheint, habe ich eben gesagt. Vor Weihnachten wurden noch zehn Vorlesungen über biblische Urgeschichte im Lyceum gehalten; allein als eine ganze Reihe von Teilnehmerinnen um Fortsetzung derselben bat, erklärte die Direktorin und der betreffende Dozent, dies sei nur denkbar, wenn sich mindestens fünfzig Hörerinnen fänden, was einer Ablehnung gleichkam. Nur die Einführung in das Gebiet der praktischen Liebestätigkeit wurde an der Sprengelschen Anstalt in mustergiltiger Weise durch Herrn Lic. v. d. Goltz geboten. Dazu waren die Vorlesungen Professor Peabodys über „Christlichen Charakter und die moderne Welt“ ganz das, was wir brauchen würden.*) Ob es keinen deutschen Peabody gibt, der Aehnliches in derselben warmherzigen, tiefen und doch volkstümlichen Art böte, die Alle, die Peabody hörten, so hoch an ihm verehrten und die kennen gelernt zu haben sie so dankbar als Gewinn fürs Leben betrachten?

Solange die Ausbildung sich nur durch Teilnahme an den Kursen vieler verschiedener Anstalten ermöglichen läßt, wird es schwer sein sie, wie wir es wünschen, durch ein Examen oder ein Zeugnis irgend welcher Art abzuschließen. Von dem Tag an, an dem wir besondere Kurse für Pfarrgehilfinnen einrichten können, wird auch dafür irgend eine Form gefunden werden müssen, als Befähigungsnachweis für die Stellungsuchende und als Garantie für die Anstellenden — Geistlichen oder Gemeinde.

Was nun die auf die Ausbildung zu verwendende Zeit und ihre Einteilung betrifft, so wird es, glaube ich, notwendig sein, mindestens ein Jahr, womöglich anderthalb darauf zu verwenden. Das erste Semester muß allein dem theoretischen Studium gewidmet sein; im zweiten könnten einige Fächer weiter getrieben werden, daneben müßten aber die Anstalten, die der kirchlichen und kommunalen Wohlfahrtspflege dienen, besucht und gründlich kennen gelernt werden, auch müßte, am besten unter Leitung eines Geistlichen in der Gemeinde oder im Anschluß an die Mädchen- und Frauengruppen, praktisch gearbeitet werden; endlich wäre die Absolvierung eines Samariterkursus unbedingt zu fordern. Wer Zeit und Mittel hat, mehr als ein Jahr zu verwenden, und sich dazu entschließt, wird sich und der Sache damit einen Dienst leisten.

Wenn ich gerade Berlin als den geeignetsten Ort für die Ausbildung ins Auge gefaßt habe, so bin ich mir zwar der Schwierigkeiten, die die große Stadt mit ihren weiten Entfernungen und ihrem unruhigen Leben bietet, sehr wohl bewußt; aber man findet dort doch auch Gelegenheiten, um das gewünschte Ziel in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen, die sonst nirgends so vereinigt sind.

Zum Schluß darf nicht verschwiegen werden, daß fürs Erste auf besoldete Aemter wenig Aussicht ist. Zwar ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn sich Jemand erst im Amt bewährt hat, auch das Gehalt sich finden wird. Und wenn nur erst eine Gemeinde eine Pfarrgehilfin hat, werden andere sie sich bald wünschen. Dann aber müssen Persönlichkeiten bereit stehen, die Arbeit zu tun. Ich meine, gerade unter den Leserinnen der Christlichen Welt sollte es manche geben, die den Mut und die Opferfreudigkeit haben, die Sache zu versuchen. Man wirft uns so vielfach vor, unser Christentum sei nicht praktisch, sei nur Theorie, und es ist wahr, die von der Rechten, oder wie wir sie nun nennen mögen, sind uns voraus im Eifer des Schaffens. Ich glaube nicht, daß das an der Art unsres Glaubens liegt. Das wäre traurig! Aber Frauen vor allem sollten sich zum Helfen, zum Dienen drängen. Und zum kirchlichen Frauenamt hat sich trotz der drei Artikel in diesem Blatt, einem in der Kirchlichen Gegenwart und einem in der Evangelischen Frauenzeitung noch Niemand gedrängt. Sollen all die Gedanken darüber Zukunftsmusik bleiben und das Interesse und die Zustimmung, die sie gefunden haben, nur in die Luft verklingen? Oder werden wir bald einen Anfang machen können, der sich mit der Zeit entwickelt zum Segen unsrer Kirche? Denen, die Nichts sehnlicher wünschen als die Einführung des kirchlichen Frauenstimmrechtes, möchte ich zu bedenken geben, daß es nicht ganz Wenige gibt, die mit mir der Meinung sind, daß die Einführung des Frauenamtes der des Stimmrechtes vorausgehen müsse, wenn wir hoffen sollen, daß dieses segensreich wirkt. Ich nenne nur: Gerok, Die Frau auf dem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit. (Basel, Reinhardt.) Schmitthenner, Korrespondenzblatt der badischen landeskirchlichen Vereinigung 1905, Nr. 11/12. Vielleicht ermutigt sie dieser Gedanke dazu, auf dem hier vorgeschlagenen Weg mit der Tat das vorbereiten zu helfen, was ihnen als Ideal vorschwebt. Tun ist ja immer besser als Reden, freilich auch schwerer. Aber daß aller Anfang schwer ist, soll uns nicht davon abschrecken, das freudig zu beginnen, was

*) Deutsch erschienen bei Alfred Töpelmann in Gießen: „Jesus Christus und der christliche Charakter“.

wir als notwendig, als Pflicht erkannt haben. Dann wird aus der Zukunftsmusik vielleicht schneller als wir denken frohe, segenbringende Wirklichkeit.

Zu jeder Auskunft und Vermittlung bin ich immer gern bereit. Helene von Dungern

---

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

5

Nach dieser flüchtigen Skizzierung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, wie sie sich mir aus meiner Kenntnis der Verhältnisse darstellt, möchte ich etliche allgemeine Bemerkungen folgen lassen. Ich habe die übrigen noch vorhandenen Organisationen, die keinem der drei Gesamtverbände angehören und etwa 150000 Mitglieder umfassen, keiner Betrachtung unterzogen. Es sind Lokal- und Zentralorganisationen von der grellsten bis zur blassesten Färbung. Sie sind meist von sehr untergeordnetem Wert. Ebenso habe ich die Verbände der Angestellten und Privatbeamten unbesprochen gelassen, obwohl sie allem Anscheine nach eine zunehmende Bedeutung erlangen und jetzt bereits rund 250000 Mitglieder aufweisen. Sie stehen durchweg auf nationalem Boden; es ist aber der gewerkschaftliche Charakter dieser Verbände meist noch so wenig ausgeprägt, daß sich zunächst noch eine abwartende Haltung empfiehlt. Wir haben daher für eine abschließende Beurteilung nur mit den genannten drei Gewerkschaftsströmungen zu rechnen; ich will sie, weil ich in der Christlichen Welt schreibe, auch vom evangelischen Standpunkt aus betrachten.

Die sozialdemokratischen Gewerkschaften repräsentieren die Hauptbewegung. Sie haben erst 1905 wieder um etwa 250000 Mitglieder zugenommen, während sich die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nur um 5000, die christlichen Gewerkschaften dagegen um 70000 Mitglieder vermehrt haben. Ohne Zweifel bestehen die sozialdemokratischen Gewerkschaften zum allergrößten Teil aus evangelischen Volksgenossen. Das kann für unsere Stellungnahme keineswegs gleichgültig sein.

Der Charakter dieser Gewerkschaften ist bekannt. Sollen und dürfen wir sie deshalb ihrem Schicksal überlassen? Das wäre schon nicht vereinbar mit wohlverstandenen christlichen Grundsätzen. Unsere Pflicht ist es unter allen Umständen, ihnen dasselbe Interesse zuzuwenden, wie den übrigen Organisationen: sie zu unterstützen, wenn sie sachlich im Recht sind, ihnen zu helfen, wenn wir gerufen werden, sie aber auch zu bekämpfen, wenn sie sich auf einem falschen, Volk und Vaterland schädigenden Wege befinden. Die in den Gewerkschaften vorhandene Unduldsamkeit gegen Andersdenkende darf uns nicht abhalten, dieser Aufgabe zu entsprechen. Wir haben große Fehler unserer Vorfahren gut zu machen; auch hat die Verbitterung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sehr viele begründete Ursachen.

Terrorismus gibt es auch anderswo, und zwar gerade innerhalb derjenigen Kreise im kirchlichen Lager, die hierüber besonders zu klagen wissen. Mag die Form verschieden sein, sachlich besteht oft kein Unterschied. Ich wurde wenigstens zu derselben Zeit, wo ich mich in den Gewerkschaften als ein christlich-nationaler Mann meiner Haut wehren mußte, in den „positiv-christlichen" Korporationen aus politischen Gründen so bedrängt, daß ich mich entschließen mußte, auszutreten. In den sozialdemokratischen Gewerkschaften habe ich viele Jahre meinen Mann gestanden, schon um zu beweisen, daß man ein sehr entschiedener Vertreter der Arbeitersache sein kann, ohne Sozialdemokrat sein zu müssen. Meine Tätigkeit wurde auch durch die Uebertragung hoher Gewerkschaftsämter und durch hervorragende Gewerkschaftsführer durchaus anerkannt. Trotzdem kam auch hier der Bruch. Warum? Ich blieb allein! Meine unausgesetzte Bitte an die evangelischen Organisationen, ihre Mitglieder auf die freien Gewerkschaften hinzuweisen, damit sie dort einerseits für die Arbeitersache, andererseits für eine parteipolitische Neutralität und damit für die Achtung vor christlichen und nationalen Kulturgütern kämpfen möchten, wurde mit Hohn und Spott abgewiesen. Die evangelische Geistlichkeit hatte kein

Vertrauen zu „ihren" Arbeitern und befürchtete deren Untergang in der roten Masse. Es war dies in meinen Augen kein rühmliches Zeugnis von der Macht des Christentums im persönlichen Leben! Stoecker sagte einmal bei einer solchen Konferenz, mein Verlangen wäre genau so, als wenn man etliche gesunde Aepfel in einen Korb voll fauler Aepfel legen würde. Nicht die faulen würden gesund, sondern die gesunden faul. Daß wir aber sogar Missionare in die Heidenwelt schicken, ohne daß sie „faul" werden, hat er hierbei nicht bedacht.

Unter diesen Umständen mußte schließlich mein Versuch, trotz zeitweiser erfolgreicher Wirksamkeit, negativ auslaufen. In einer Millionenbewegung ist eben ein Mensch nur ein Sandkorn. Wären aber Tausende, vielleicht sogar nur Hunderte meinem Beispiele gefolgt, dann würde jedenfalls ein anderes Resultat erzielt worden sein.

Man verzeihe, wenn ich diesen nicht ganz unwichtigen Vorgang aus meinem Leben vorgebracht habe. Es mußte geschehen, weil man in gewissen christlichen Kreisen nicht müde wird, darauf hinzuweisen, daß meine Erlebnisse gegen jede gemeinsame Tätigkeit evangelischer Arbeiter mit sozialdemokratischen Berufsgenossen sprächen. Das ist keineswegs der Fall. Allerdings hat die Einzelarbeit nur geringe Erfolge, es kann jetzt nur die Massenarbeit in Betracht kommen. Auf sie setze ich sogar für die Zukunft noch immer eine große Hoffnung, weil der Einfluß der sogenannten „bürgerlichen" Bildung auf die Arbeiterschaft nicht sehr hoch eingeschlagen werden kann. Nur durch das Zusammenwirken aller Berufsgenossen im gemeinsamen Verband wird die sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung überwunden werden können. Wer das Wohl der Arbeiterschaft fördern will, muß diese Entwicklung unterstützen.

Die Arbeitgeber repräsentieren in ihrer kapitalistischen Konzentration und in ihren wirtschaftlichen Interessenverbänden eine unheimliche Macht. Zweifellos würden die Arbeiter großem Elend preisgegeben sein, wenn kein Gegengewicht durch starke Arbeitnehmerorganisationen vorhanden wäre. Leider sind aber die Arbeiterverbände noch lange nicht ihrer kulturellen Aufgabe gewachsen. Daher ist die fortgesetzte Hebung der Arbeiterbewegung ein dringendes Erfordernis. Hierbei ist jede Kleinlichkeit ein Uebel. Man muß zu einer großen Bewegung auch förderlich stehen können, wenn man erhebliche Fehler und Schwächen an ihr vorfindet. Ein Beispiel ist doch z. B. unsere eigene Kirche. Wir halten zu ihr, obwohl sie wahrhaftig vom Ideal sehr weit entfernt ist. Darum muß auch jeder evangelische Glaubensgenosse seine Stellung zu den vielfach irrenden sozialdemokratischen Gewerkschaften ernstlich erwägen und darf sich nicht von unangenehmen Einzelvorkommnissen abhängig machen. Dort befindet sich die Masse unserer Brüder, ihr gehöre unsere Liebe, Kraft und Treue, genau wie denjenigen Organisationen, welche grundsätzlich mit unserer Weltanschauung übereinstimmen. Chr Tischendörfer

(Schluß folgt)

„Die Religion unter der Optik der Kunst"

Eine Düsseldorfer Karfreitagsfeier

Eine Karfreitagsfeier im Schauspielhause! Das ist auch ein Ereignis, ein Zeichen unsrer an Ueberraschungen so reichen Zeit. An Oberammergau oder ähnliche Passionsaufführungen oder Passionsmusik ist dabei natürlich nicht zu denken, sondern eben an ganz etwas Modernes, Ueberraschendes — eine stimmungsvolle, religiöse Feier im Gewande der Kunst, der kirchenfeindlichen Kunst. Eine Huldigung, von der „reinen" Kunst der „reinen" Religion dargebracht. Oder war es vielleicht umgekehrt gemeint, sollte hier die Religion der Kunst huldigen, dienen? So ganz klar wurde man über diese Frage nach der Anlage des Programms und dem einleitenden Vortrag des Dramaturgen Herbert Eulenberg nicht. Die Religion, sagte er, sollte hier heute Abend „unter der Optik der Kunst" betrachtet werden. Nach Ton und Inhalt seiner Ansprache stand die Kunst in ihrer ganzen Erhabenheit und Selbstherrlichkeit da

und beobachtete mit gelassener Großmut und kritischem Wohlwollen die verschiedenen, meist so dürftigen und irre gehenden Betätigungen der Religion, des Judentums, des Katholizismus, des Protestantismus, und sammelte fleißig aus allen Lebensäußerungen der Religion das Schönste, Duftigste, Erhabenste. Um nur ja keinen Zweifel über das Verhältnis dieser Veranstaltung zum Kirchentum, zur geschichtlichen Religionsgemeinschaft aufkommen zu lassen, schloß der Redner pathetisch mit dem Schillerwort von dem Bekenntnis zu keiner Religion „aus Religion"!

So fiel denn das Düsseldorfer Schauspielhaus mit dieser neuen Darbietung durchaus nicht aus seiner Rolle. Es hat sich, seitdem es vor einem halben Jahre unter der genialen Leitung von Louise Dumont und Gustav Lindemann eröffnet wurde, ein höheres ethisch-ästhetisches, volkserzieherisches Programm gestellt und bietet außer den abendlichen Aufführungen aller feineren und litterarisch wertvollen Dramen — Ibsen ist die Spezialität des leitenden Schauspielerpaares — auch jeden Sonntag eine Matinée zur Belehrung über die Kunst in ihren verschiedensten Vertretern und Offenbarungen. So war schon im Winter die religiöse Kunst der Hebräer der Gegenstand solch einer Sonntagsunterhaltung gewesen. Professor Gunkel aus Berlin hatte den einleitenden Vortrag über die Psalmen übernommen, vielleicht das erste Mal, daß ein Professor der Theologie Gelegenheit hatte, das Auditorium eines Theaters um sich zu versammeln, und von den Brettern, die die Welt bedeuten, über Religion zu sprechen. Daß Beide einander noch fremd waren, machte sich dem feineren Empfinden unwillkürlich bemerkbar; den richtigen Ton für diese Stelle, dies Publikum verstand der Akademiker noch nicht mit voller Sicherheit zu treffen, und was die Mitglieder des Theaters beizutragen hatten, kam nicht zu seinem vollen Recht. Aber der Vortrag des 90. Psalms durch eine begabte Schauspielerin war eine fast überwältigende Darbietung; so hatte diese bekannten Worte noch Niemand gehört. Als ersten Versuch auf diesem Gebiet hatte das Ganze offenbar einen tiefen Eindruck gemacht.

Damit war die Besucherschaft des Schauspielhauses auch auf unsre Karfreitagsfeier vorbereitet, die nichts Anderes als solch eine erweiterte Sonntagsunterhaltung darstellte. Daß sie nicht Vormittags, sondern Abends stattfand, ergab sich aus äußeren Gründen von selbst; Theateraufführungen und eigentliche Vergnügungen sind ja am Karfreitag unzulässig; und so war auch aus diesem Grunde auf ein volles Haus zu rechnen. Es war natürlich ausverkauft. Mit eigentlichen Karfreitagsgedanken und -Stimmungen sollte das Publikum ja auch nicht behelligt werden; einzelne Teile des Programms, zumal die Klaviervorträge ließen sogar jede Bezugnahme auf den religiösen Leitgedanken vermissen. Ich weiß nicht, ob unser größter religiöser Musiker absichtlich vermieden wurde. Dennoch klang der die Feier eröffnende 130. Psalm, von einem Frauenchor vollendet vorgetragen, an dieser Stelle erschütternd: „Gott wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden," das griff hier doch mächtig an manches Theaterbesucherherz. Und dann der 103. Psalm, vorgetragen von jener Schauspielerin, das war das Beste an diesem Abend! Und Novalis' „Wenn ich ihn nur habe" nebst anderen kleineren Dichtungen von ihm und Eichendorff, mit großem Ernst gesprochen von der Dirigentin selbst, Louise Dumont. Ob der Vortrag eines Dialogs aus dem Hohenliede ursprünglich gerade für diesen Abend vorgesehen oder eigentlich für jene Matinée über die hebräische Kunst einstudiert war, wurde nicht recht klar. Manchen Zuhörern konnte es ja als Anreizung dienen, sich mit solcher die sinnliche Liebe so wundervoll verherrlichenden Religion wieder näher zu befreunden. Trotz dem effektvollen Schluß: „Die Liebe ist stark wie der Tod; ihr Eifer ist fest wie die Hölle" wäre das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes hier wohl mehr am Platz gewesen.

Das Interesse erreichte für den mit geteilten Gefühlen lauschenden Theologen seinen Höhepunkt bei dem Programmstück einer richtigen Schriftverlesung. Der Schauspieler, der soeben mit seiner Partnerin aus dem Hohenliede vorgetragen hatte (er gibt auch den Pastor Rosmer in Rosmersholm), trat vor, ergriff eine nagelneue Bibel in feinem englischen Leder gebunden, deren Goldschnitt im Rampenlicht funkelte, und las Lukas 15, 11—32 vor, die Geschichte vom verlorenen Sohn! Eine rhetorische Glanzleistung; aber religiös griff sie doch nicht sehr tief. Das Publikum saß mit stummem Staunen und wußte nicht, was es hierzu sagen sollte, während es sonst in blöder Theatergewohnheit jede Darbietung beklatscht hatte — eine Widerwärtigkeit, die übrigens bei allen ernsteren Aufführungen des Schauspielhauses sonst schon abgetan ist. — Endlich nahm derselbe Deklamator das Gesangbuch zur Hand und sprach mit meisterhaftem Verständnis und gewaltigem Pathos „Ein feste Burg ist unser Gott!" Der Vortrag des 139. Psalms und eines Kindheit-Jesu-Liedes durch den Frauenchor machte den Schluß der Vorführungen.

Ganz rein und einheitlich war der Eindruck des Ganzen nicht. Andere Echos konnte ich leider nicht auffangen. Von Profanation konnte aber jedenfalls keine Rede sein. Daß dieses kirchenfremde Auditorium einmal wieder unter den Eindruck des Heiligen, wenigstens unter den Schall von Schriftworten, und zwar so vollendet, so würdig vorgetragener, kommt, ist gewiß nur zu begrüßen. Manchem wird doch über diese Brücke der Kunst der Rückzug zur Religion wieder geebnet. Ja, gerade diese religiösen Jugenderinnerungen an einer so unverdächtigen Stelle sich wieder auffrischen zu lassen, kann Vielen eine ungesuchte Hilfe und Stärkung werden, sich auf ihr besseres Teil zu besinnen. Aber darüber ist kaum ein Zweifel möglich, daß sich die ganze Veranstaltung als ein bedeutsames Symptom dafür darstellt, wie sehr die ästhetische Bildung sich gegenwärtig schon gefestigt fühlt, daß sie die Religion nicht mehr als Gegnerin ansieht, sondern sie vielmehr vor ihren Siegeswagen zu spannen sucht und auch die religiösen Stimmungen zu ihrer eigenen größeren Verherrlichung zu benutzen versteht.

Verschiedenes

Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur. Von Gustav Portig. Band 1: In der Mathematik, Physik und Chemie. 332 S. Band 2: In der Astronomie und Biologie. 552 S. Stuttgart, Kielmann 1902 und 1904. 8, und 10 Mk.

Es ist ein sehr originelles und anregendes Werk, daß der durch ästhetische Schriften bereits wohlbekannte Verfasser als Zusammenfassung seiner Studien und seines Denkens darbietet. Er hat eine geradezu ungeheure Arbeit, Studien über alle Gebiete der Naturwissenschaften und solche über Philosophie und Theologie aller Richtungen hierzu aufgewendet, und er hat, wie die Vorrede des zweiten Bandes mitteilt, diesem Uebermaß der Studien sein Augenlicht geopfert. Die Folge dieser ungeheuren Vielseitigkeit ist freilich, daß große Stücke des Werkes als Auszüge aus mathematischen und naturwissenschaftlichen Büchern für den nicht-fachwissenschaftlich gebildeten Leser nicht verständlich sind und jedenfalls sich völlig meiner Beurteilung entziehen. Trotzdem sind aber doch die Grundgedanken des Buches und ihre spezielle Entwickelung auf naturwissenschaftlicher Grundlage von großer, leicht erkennbarer Bedeutung. Sie sind eine prinzipielle Kritik des „Monismus" aller Art und eine Verteidigung dualistischer und pluralistischer Ideen gerade auf der Grundlage der modernsten naturwissenschaftlichen Methoden und Forschungsergebnisse. Er wendet sich, kurz gesagt, überall gegen das Prinzip des Monismus, der naturalistisch oder idealistisch immer nur die Wirklichkeit als Umformung einer einheitlichen mit sich selbst identischen Substanz ansieht, und betont den Gedanken der Neuentstehung innerhalb der gegebenen Wirklichkeit: die Vermehrung des Gegebenen durch neue aus ihm heraus entstehende und an es gebundene, aber nicht aus ihm gewonnene Wirklichkeit, das ist der wesentliche Grundgedanke. Zur besonderen Ausführung dieses Grundgedankens gehört Portigs Bestreben, diese Begriffe mit denen der Schöpfung durch Gott und dadurch mit dem religiösen Theismus in Verbindung zu bringen. So wird das anfänglich Gegebene auf unmittelbare Schöpfung durch Gott zurückgeführt; die Neuentstehungen innerhalb gegebener Stufen sind mittelbare Schöpfung, indem sie durch die Kräfte der gegebenen Wirklichkeit bewirkt werden; jede prinzipiell höhere Stufe ist ein neuer, freilich an die erreichte Voraussetzung anknüpfender und sie fortführender unmittelbarer Schöpfungsakt, der dann seinerseits wieder die Wirklichkeit auf relative und mittelbare Schöpfungen innerhalb der erreichten Stufe anweist. Von hier aus konstruiert er den Entwicklungsbegriff als Setzung gegebener Voraussetzungen, die zunächst auf Auswirkung der ihnen mitgegebenen Kräfte und damit auf Vorbereitung der höheren Stufe angewiesen sind, bis an das Erreichte ein neuer Schöpfungsakt anknüpft und damit die gleiche Aufgabe stellt. Mit dem Menschen ist für unsere Erfahrung die Höhe dieser Entwicklung erreicht. Indem aber so die Naturforschung die Einführung des Schöpfungsgedankens notwendig

macht, werden die einzelnen Schöpfungen Gottes zu einer Reihe, die wieder in sich selbst Kontinuität und Zusammenhang, also ein Gesetz enthalten muß und durch dieses Gesetz das Ziel der letzten, aus der Weltentwicklung von Gott herausgeholten Werte des persönlichen Lebens erwirken soll. Dieses Gesetz besteht in der Bewirkung der göttlichen Zwecke mit dem bei den gegebenen Voraussetzungen jedesmal möglichen kleinsten Kraftaufwand; unter den von den Voraussetzungen aus jedesmal logisch möglichen mehrfachen Wegen wird immer der kürzeste, mit dem kleinsten Kraftaufwand verbundene gewählt, von der Materie unbewußt kraft der ihr innewohnenden unbewußten Intelligenz, von der organisierten Natur mit steigendem Bewußtsein. Dieses Gesetz verkörpert die ganze Metaphysik Portigs und soll doch ein in allen Naturgesetzen von der Erfahrung aus aufgenötigtes sein. Daher der Titel des Buches und die Verfolgung dieses Gesetzes durch alle Gebiete des Logisch-Möglichen oder der Wirksamkeit in allen Gebieten des Effektiv-Wirklichen oder der Physik, Chemie, Astronomie und Biologie bis in die Psychologie und Erkenntnistheorie.

Ich bin nun meinerseits freilich nicht imstande diese Begründung und Durchführung metaphysischer Begriffe zu teilen und kann auch Portigs Kritik der bisherigen Philosophie nur sehr bedingt zustimmen. Aber ein wichtiger und bedeutsamer Gedanke, der vor allem für religiöse Denker von hoher Bedeutung ist, steckt in dem Buche. Die von der Mathematik des siebzehnten Jahrhunderts bestimmte Naturforschung und die von dieser Naturforschung bestimmte Philosophie steht für jeden Beobachter der heutigen geistigen Strömungen an einem kritischen Punkte. Während das populärwissenschaftliche Denken noch durchaus von den verschiedenen Formen des Monismus beherrscht ist, vollzieht sich auf den Spitzen der Mathematik und der Naturwissenschaften unzweifelhaft eine Reihe wichtiger Veränderungen. Worin diese Veränderungen bestehen und welches ihre Wirkung auf das prinzipielle Denken und die Weltanschauung sein wird, ist für den Nicht-Fachmann nicht zu sagen; er hat nur das Gefühl einer sich vollziehenden Veränderung. In der Grundwissenschaft der naturwissenschaftlichen Logik, der Mathematik, gehen radikale Veränderungen vor sich. Die Naturwissenschaften modifizieren stets von neuem den Begriff der Kausalität, debattieren über die Bedeutung des „Gesetzes von der Erhaltung der Energie", greifen auf pluralistische Gedanken in neuen Formen zurück. Die Logiker entwickeln neben der Logik der quantitativen gesetzlichen Berechnung die Logik des Qualitativen und Individuellen, die Psychologen und Erkenntnistheoretiker scheiden die psychologisch-gesetzliche Auffassung des Seelengeschehens von der subjektivierenden unter Norm- und Wertgesichtspunkten. Die Religionsphilosophie lehnt sich gegen das Joch des Pantheismus auf. Solchen Bestrebungen gehört die Ideenwelt des Buches von Portig an und sie sucht das bereits jetzt zum System auszubauen. Mit dem System selbst vermag ich für meine Person nicht viel anzufangen; aber die Gedankenrichtung im Ganzen und die hierfür verwendeten wissenschaftlichen Materialien scheinen mir höchst interessant und bedeutungsvoll. Es war doch nur eine Art verzweifelter Selbsterhaltung, wenn die gerade in unseren Kreisen verbreitete kantisierende Theologie die phänomenale Natur der monistisch-naturalistischen Methode auslieferte und neben diesem „atheistischen Denken" sich, mit einem ethischen Glaubenstheismus einrichtete, der allen Konsequenzen jenes phänomenalistischen Materialismus ins Gesicht schlug. Das „atheistische Denken" oder das monistisch-mechanische Denken, das uns die herrschende Naturwissenschaft als allein wissenschaftlich aufgeredet hat, mußten wir um deswillen von der religiösen Glaubensgewißheit streng scheiden, die uns auf dem uns deutlichen Wege sich als unwiderlegbar und zwingend bekundete. Daß Beides sich schlecht verträgt, daß das „atheistische Denken" auf den Glauben irgendwie abfärben muß oder daß der Glaube das atheistische Denken nur im Prinzip verehrt und in allen einzelnen Fällen ignoriert, empfanden wir stets; den Zwiespalt selbst vermochten wir mit unserer Kraft und Schulung nicht aufzuheben, wie das selbstverständlich ist. Wenn nun aus der eigenen Entwicklung der Naturforschung heraus die monistisch-mechanische Methodik, die der eigentliche Grund dieser ganzen Situation ist, sich auflöst und umformt, so wächst die Aussicht auf eine Lösung des Zwiespaltes, die freilich nicht den alten Wunderglauben und anthropomorphen Theismus, aber doch das Schöpferische und Lebendige, die Möglichkeit von wirklichen Gegensätzen und ihrer Ueberwindung in der Welt, wieder herstellt. Es ist nur eine Aussicht, und sie kann nur durch ein Zusammenwirken der Naturwissenschaften und der Philosophie verwirklicht werden; aber ich zweifle meinerseits nicht an einer derartigen Umwandlung. Daher begrüße ich auch das Portigsche Buch als einen etwas überpackten und athemlosen, aber doch hellhörigen Boten dieser Umwandelung. Wir können hierbei freilich nicht viel Andres tun als abwarten, beruht doch unsere Position in der Hauptsache auf dem unserer Kenntnis und Erfahrung zugänglichen religiösen Leben selbst. Aber wir können uns inzwischen wenigstens so bedenklicher Reden enthalten, wie es die von dem notwendig atheistischen d. h. monistisch-mechanischen Denken ist, und es unterlassen, uns in der Wunderkontroverse auf den reinen Mechanismus als die Forderung des „theoretischen Denkens" festzulegen; müssen wir ja doch die Religion selbst, wenn wir an sie glauben wollen, aus dem monistisch-mechanischen Kausalnexus psychischer Reihen herausheben und dadurch als ein Wunder bezeichnen.

Troeltsch

Die katholisch-theologische Fakultät zu Marburg. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche in Kurhessen und Nassau. Von Professor D. Carl Mirbt. Marburg, Elwert 1905. XII und 261 S. 5 Mk.

Die beiden hessischen Universitäten besaßen im vorigen Jahrhundert zeitweise katholisch-theologische Fakultäten. Von diesen hat die Gießener längst ihren Geschichtsschreiber gefunden, auch hat ihre Lahmlegung durch den Mainzer Bischof v. Ketteler sie weithin bekannt gemacht; von der Existenz der Marburger hatte Mirbt selbst, wie er erzählt, bis vor Kurzem keine Kenntnis. Die von ihm befragten Akten haben es ihm nun ermöglicht, die Geschichte dieser Fakultät zu schreiben und damit zugleich einen hochinteressanten Beitrag zur Vorgeschichte des Ultramontanismus in Deutschland zu liefern, dem sie, kaum entstanden, zum Opfer gefallen ist. Aufgrund der Abmachungen der zur oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen Staaten über die künftige bessere Vorbildung des katholischen Klerus errichtete Kurhessen, angeregt von Nassau, im Jahre 1831 eine für diese beiden Staaten gemeinsame katholisch-theologische Fakultät an der Marburger Hochschule, unbegreiflicherweise ohne sich zuvor mit der kirchlichen Behörde in Fulda ins Benehmen zu setzen. Die hier sich entwickelnde planmäßige Opposition verhinderte das Zustandekommen der Fakultät und gab der durch die hessischen Verfassungskämpfe ohnehin geplagten Kasseler Regierung Gelegenheit, ihr Ungeschick im Kampfe mit der zielbewußten klerikalen Partei zu zeigen. Ihr allmähliches Zurückweichen vor Fulda veranlaßte Nassau, das seine Theologen späterhin nach Gießen sandte, im Jahre 1833 zur Kündigung des Vertrags, die zugleich den Untergang der Fakultät bedeutete. — Ein Schlußkapitel untersucht die tieferen Gründe des Untergangs der Fakultät und wirft dabei Seitenblicke auf die jetzigen Kämpfe um die Vorbildung des katholischen Klerus und auf den leider noch heute nicht verschwundenen Mangel an politischer Einsicht auf seiten der Staatsbehörden in der Behandlung kirchlicher Fragen.

Fritz Herrmann

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit. Von W. Kulemann, Landgerichtsrat a. D. Bremen, Schünemann 1905. 34 S. 50 Pfg.

Die protestantische Lehrfreiheit. Vortrag, zu Braunschweig am 18. Mai 1905 in einer Versammlung des deutschen Protestantenvereins gehalten von D. Georg Graue, Superintendenten und Oberpfarrer a. D. Berlin, Schwetschke u. Sohn. 1905. 32 S. 50 Pfg.

Kulemann kennt, obwohl Liberaler, doch bestimmte Grenzen der Lehrfreiheit. Eine Kirchengemeinschaft ist ihm ohne jedes inhaltliche Moment, also ohne jedes Bekenntnis, nicht denkbar. Die „durch das Religionssystem als solches gezogenen Grenzen" muß der Pastor innehalten. Im übrigen ist seine Freiheit durch das Verhältnis zur Gemeinde beschränkt. Das nämlich führt Kulemann als wichtigsten Gesichtspunkt ein, daß die Lehrverpflichtung des Geistlichen ihn der Gemeinde gegenüber binde, nicht aber dem Konsistorium gegenüber. Aus dieser Fassung des Problems ergeben sich Folgerungen, die zum gründlichen Nachdenken reizen. Man mag sich zu der Sache stellen wie man will: wir sind Jedem dankbar, der die Frage von neuem Gesichtspunkt aus ansieht. Das hat Kulemann mehr getan als Graue, der seinerseits wieder mehr religiös und mehr praktisch verfährt. Graue statuiert eine Verpflichtung, das „evangelische Gemeindebewußtsein" zu vertreten und berührt sich darin mit Kulemann, geht aber näher gerade auf diesen Punkt ein. Im übrigen gibt er gute Weisungen für die Handhabung der Lehrfreiheit von mildliberalem, vornehmem Standpunkt aus. Wie der altliberale Graue über Polemik auf der Kanzel und Aehnliches denkt, das zu lesen wird manchen jugendlichen Stürmer überraschen.

M. Schian

Kleine Mitteilungen. A propos de la Séparation des Eglises et de l'Etat von Paul Sabatier (s. v. Sp. 536) ist soeben in dritter sehr vermehrter Auflage erschienen. LXXXIV und 216 Seiten.

Die Sp. 542 erwähnte Christlich-soziale Frauenschule beginnt ihren 2. Jahreskursus 15. Oktober. Näheres durch Fräulein A. v. Bennigsen, Bennigsen bei Hannover.

Die Karfreitagsfeier im Düsseldorfer Theater (Sp. 546) erinnert an die These unsers Freundes Ernst Rolffs, die er zuletzt in Nr. 7 der Kirchlichen Gegenwart d. J. vertreten hat: „daß das scheinbare religiöse Interesse der modernen Menschen nichts weiter ist als eine ästhetische Laune." In dieser schroffen Form wird eine an sich wichtige Beobachtung zum Irrtum und zur Unbilligkeit. Was daran richtig ist, darauf hat auch Stephan in unserer Nr. 1 von diesem Jahr hingewiesen. In der Tat haben wir alle Ursache, den starken Drang nach ästhetischer Kultur in unsrer Zeit zu beachten, der für ein erwachendes oder vorhandnes religiöses Leben eine weit gefährlichere Konkurrenz bedeutet, als der leider gar nicht besonders mächtige — weil nicht so bequeme und einschmeichelnde — Drang nach ethischer Kultur. Vielleicht ist die Grenzregulierung zwischen religiösem und ästhetischem Wesen die interessanteste und wichtigste Aufgabe, die uns durch die innere Lage unserer gebildeten Welt heute gestellt ist. Aber so gewiß wir wachsendes Interesse, Verlangen nach Ausbreitung und Erhebung des geistigen Niveaus gar nicht nur in den oberen Schichten der Gesellschaft erleben, so gewiß geht die Bewegung nicht in Aesthetik auf. Man kann deutlich den rationalistischen Zug unterscheiden, dem es um Aufklärung, um Wissen zu tun ist, auch der Religion gegenüber. Und man kann Gott sei Dank ein lebendiges Wachstum eigentlich religiösen Bedürfens überall in unserem Volke wahrnehmen, hier stärker dort schwächer. Wer die siebenziger und achtziger Jahre noch mit durchlebt hat, kann den Unterschied der Zeiten nicht verkennen.

Meine Bitte um kurze Andachten für den Eingang unsrer Nummern hat freundliches Gehör gefunden. Ich danke herzlich für viel willkommenes Gut, und möchte nur den Eifer dadurch noch anspornen, daß ich meinen Appell hiermit wiederhole.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt
Jena

(im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß)

Freitag 8. Juni Vormittag 9 im kleinen Volkshaussaal: Die Hauptströmungen und -Tendenzen der Kirchengeschichte im neunzehnten Jahrhundert. Professor D. Karl Sell aus Bonn.

Chemnitz. Donnerstag 14. Juni: Der Christusglaube und die Geschichtlichkeit der Person Jesu. Pastor Voigt.
Darmstadt. Dienstag 19. Juni 6 Uhr: Der historische Jesus als Fundament der christlichen Moral. Prof. Rade.
Hamburg. Montag 18. Juni. Sommerausflug über den Köhlbrand nach Moorburg und der Haake. Führung durch Herrn Direktor Petersen. Abfahrt St. Pauli Landungsbrücken 2 Uhr.
Hannover. Montag 11. Juni 8 1/4 Uhr im Russischen Hof: Der religiöse Gehalt in Hilligenlei. Professor Hornemann.
Leipzig. Freitag 15. Juni 8 Uhr im Hotel de Pologne (Hainstr.): Religiöse Vorstellungen und religiöses Gefühl. Dr. Klepl-Dresden.
Marburg. Freitag 15. Juni 8 1/2 im Ritter: Sozialismus und Religion.

Erfurt. Leser und Freunde der Christlichen Welt von Erfurt und Umgegend werden behufs Veranstaltung regelmäßiger Zusammenkünfte um Einsendung ihrer Adressen an August Schwarzkopf, Kaufmann, Erfurt, Friedrich Wilhelmplatz 4 gebeten.

Versammlungskalender

5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Konferenz von Religionslehrerinnen Stettin
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
8.	„	Freunde der Christlichen Welt Jena
10. 11.	„	50. Jahresfest des Ostdeutschen Jünglingsbunds Berlin
12. 13.	„	Konferenz des Vorstände-Verbands der evangelischen Jungfrauenvereine Stuttgart
12.—15.	„	Religionspsychologischer Kursus Alt-Jeßnitz
15. 16.	„	Konferenz über die Wirksamkeit des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes Berlin
23. Juli—4. August		Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	„	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	„	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
25.—27.	„	Gustav Adolf-Verein Augsburg
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	„	Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine Hannover

Die glückliche Geburt eines gesunden

Sohnes

zeigen mit dankbarer Freude an

Pastor Lic. Lueken u. Frau
Clara geb. Krause

Bardewisch (Oldenburg), den 30. Mai 1906.

Die Hauptirrlehren des Millenium-Tagesanbruch
(sehr belehrend) von **Friedr. Kaiser**
Preis 65 Pfg. incl. Porto
Buchhandlung des Christlichen Technikerheims (Inh. Johannes Bock) **Strelitz** i. Meckl.

Man verlange
Probenummern
der Christlichen Welt vom Verlag.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 22. Die Aussichten der vermittelnden Richtungen. Erster Aufsatz — Vom Evangelischen Bund. 1—3 — Aus Preußen: Volksschulgesetz; Vaterländischer Frauenverein und Frauenhilfe; Wanderarbeitsstättengesetz; Aus Hannover; Teilnahme von Kindern an Erweckungsversammlungen; Das Verhältnis der Allg. luth. Konferenz zu den preußischen Vereinslutheranern — Mancherlei: Pfarrstellenbesetzung; Simultankirchen; Erweckungsbewegung; Versammlungen; Notizen; Mitteilung

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Bremen

Infolge des Todes unseres Pastoren Dr. Kalthoff ist die Stelle des zur Zeit einzigen Geistlichen in unserer Gemeinde sobald als möglich neu zu besetzen.

Bewerber erhalten nähere Mitteilungen durch den Unterzeichneten.

Bremen, Mai 1906

Der verwaltende Bauherr zu St. Martini
Landgerichts-Direktor Dr. Kirchhoff

Liverpool

Die Stelle des **Seemannspastors** und **Hilfspredigers** der **Deutschen evangelischen Gemeinde** ist demnächst zu besetzen. Gehalt L. 120 (2400 M.). Liverpool gehört zum Verbande der deutschen evangelischen Gemeinden in Großbritannien und Irland und zum Generalkomitee für deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien (Präsident Pastor Harms 1 Salem Avenue, Sunderland). Bewerber wollen ihre Meldungen an den Unterzeichneten richten, der zur Erteilung weiterer Auskunft gern bereit ist.

Lic. C. Grüneisen, Pastor
14 Peel Street, Liverpool (England)

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Junge, gebildete Mädchen
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- u. Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" Abteilung B. Frankfurt am Main**, Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Evangelisch-Sozial

Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses
Im Auftrage des Aktionskomitees
herausgegeben von
Lic. W. Schneemelcher

1906 | **April-Mai** | **Nr. 3/4**

Eduard v. d. Goltz, Theodor Freiherr von der Goltz als evangelischer Christ und Sozialpolitiker — Kappus, Gewerkschaften und evangelische Arbeitervereine — Lehmann, Soziale Rundschau — Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung: Liebe, Unsere Osterzusammenkunft — Roese, Jugendarbeit — Mitteilungen

Verlag von Alexander Dunker, Berlin W. 35





Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 14. Juni — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Zweifel

Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. Jak. 1, 8.

Das ist wahr. Wer immer durch Zweifel hindurch muß, der weiß: Jakobus hat Recht. Hin- und hergeworfen zu werden zwischen Sicherheit und Unsicherheit, bald himmelhoch jauchzend, bald betrübt zum Tode — das ist ein unseliger Zustand. Und doch leben wir und müssen wir leben in einer Zeit des Zweifels. Das ist nicht zu ändern. Heillose Toren, die darin lauter Bosheit und Verstocktheit, Hochmut und Größenwahn, Gottlosigkeit und Satanswesen erblicken! Als ob nicht gerade den ernstesten Suchern und Ringern um die Wahrheit die stärksten Zweifel kämen! Aber ein normaler, gesunder Zustand ist das Zweifeln nicht, sondern eine Krankheit, die nach Heilung verlangt. Und den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Zwar aus dem Suchen kommen wir hienieden nicht heraus, aber zu der Gewißheit führt uns Gott, daß er mit uns ist. Wer mag dann wider uns sein? A E

Das sittliche Recht des Krieges

4

Wir reden im Christentum von einem Reiche Gottes, dem die „Reiche dieser Welt" dienstbar werden müßten. Ja kann man denn nun an das Christentum denken, ohne von neuem in alle Skrupel zu kommen, ob Kriege wirklich sittlich zu rechtfertigen seien? Ich sagte vorhin, daß ich nach aller Erörterung der sittlichen Werte, die jedes Volk in sich und seiner Selbstständigkeit zu repräsentieren glauben dürfe, doch noch eine letzte Frage aufwerfen müßte. Das ist nun die, ob Leiden und Dulden, zutiefst stummes Verzeihen, nicht das Mittel wäre, zuletzt gerade allen Völkern zu helfen. Versetzen wir uns einmal in den eigentlichen Geist eines Garrison. Es ist klar: Garrison meint, die Sache könne etwa den Gang nehmen, daß zuerst Einzelne, die Glieder eines freien Bundes von Menschen erklärten, sie seien bereit, jede Feindseligkeit zu dulden und jedenfalls sich an keinem Kriege zu beteiligen. Vorerst würden nur zu Viele übrig bleiben, die doch Kriege mitmachten. Jene absolut leidenswilligen Friedensfreunde würden auch ruhig nach wie vor mitschaffen an allen Kulturwerken, soweit man ihnen nur gestatte. Die Kultur werde gewiß an ihnen noch nicht sterben. Die Lauterkeit und Selbstlosigkeit ihrer Gesinnung müsse doch Eindruck machen. Mit der Zeit würden immer mehr Menschen sich zu ihnen gesellen, zuletzt vielleicht die Majorität eines Volks. Und durch eine solche würde dieses Volk jetzt in seiner Willigkeit sich unterjochen lassen, ohne doch dabei feige zu sein, vielmehr nur erfüllt vom Geiste des Martyriums den Andern zum Zeugen werden, welche heilige Größe im Dulden und Verzeihen liege! Und dann werde sich im Großen wiederholen, was zuvor im Kleinen geschehen. Auch andere Völker würden mitwillig werden Gewalt zu leiden, statt Gewalt zu üben und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Sie würden allen ihren rechtschaffenen Geschäften und Interessen nachgehen und so letztlich der Ansatz werden zu einer kulturfrohen, immer noch in Völkern bestehenden und doch über alle ihre natürlichen Unterschiede hinweg in freier Liebe verbundenen Menschheit. Müssen wir nicht sagen: Ja das ist auch ein Weg, ja das ist der rechte Weg um Alles lebendig zu erhalten, was auf Erden lebendig zu bleiben verdient? Wäre das nicht vor allem der Weg, den die Christenheit billigen und wenigstens einmal versuchen müßte, wenn sie ihres Namens würdig wäre? Müßte nicht der einzelne ernste Christ sagen, er werde sicher, es koste für ihn was es koste, seine kleine Person und sein bischen Leben, nun dafür einsetzen, daß dieser Weg wenigstens zur Diskussion unter den Menschen gebracht werde? Wäre das nicht die rechte Probe einer Jüngerschaft Christi, dessen Worte doch wahrlich deutlich genug auf diesen und keinen andern Weg hinwiesen?

Lassen wir Jesu Worte vorerst noch einmal bei Seite und erwägen wir die innere Ueberzeugungskraft der Gedankenreihe, die ich im Sinne etwa Garrisons formulierte. Ich gestehe, daß ich sie nur für idealistisch in jener Bedeutung erklären kann, die sich mit utopistisch deckt. Sie entfernt sich soweit von aller Wahrscheinlichkeit des Erfolges, daß es sich doch ernstlich fragt, ob es gestattet ist zu einem solchen Experiment auch nur durch Zuwendung von Sympathie aufzumuntern. Ich will zunächst annehmen (nicht etwa ohne weiteres zugeben), Jesus habe gedacht wie Garrison. Dann ist das Erste, was zu sagen wäre: wenn Jesus mit solchen Gedanken nicht hat durchdringen, mit seinem Vorbilde keinen wirksamen Erfolg hat erzielen können, wie sollte es einem Garrison gelingen? Wenn Jesu erste Jüngergemeinde nicht stark genug war, um als Sauerteig die Menschheitsmasse zu durchdringen (sie ist mit ihrem Friedenssinn und Leidenswillen historisch zu einem heiligen Erinnerungsbilde geworden, der katholischen Kirche etwa noch dafür gut, um für ihre Mönche und ihren Klerus, die sich beide wahrlich nicht durch Bereitschaft zum „Dulden" auszeichnen, das „Privileg" der Befreiung vom Militärdienst zu beanspruchen)*), war es da zu erwarten, daß Garrisons No Resistance Society auch nur einen wirklichen Achtungserfolg davon trug? Denn in Wirklichkeit ist sie, soviel ich weiß, kaum zu Stande gekommen und längst verschwunden. Man hat dem gegenüber nicht zu sagen: „Ja das ist eben der Abfall der Kirche von ihrem Evangelium, aber dieser erste und gewiß schwere Fehlschlag darf

*) Die Gedanken über den Krieg in der ältesten Christenheit findet man in der Schrift von A. Harnack: Militia Christi — die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 2 Mk., gebunden 2,80.

uns Freunde des Friedens nicht irre machen. In Garrison und Anderen hat doch Jesu Vorbild und der Geist seiner Zeugen wieder Gestalt gewonnen, und wenn es uns abermals nicht auf die Dauer gelingt, wiefern beweist das, daß es nicht gelingen kann? Wir wollen trotz allem von neuem Säeleute für Jesu Gedanken sein." Man hat so nicht zu sagen, weil dabei Zweierlei verwechselt ist, was nur in sehr verschiedenem Maße die Zuversicht und Entschlossenheit der Menschen herausfordern darf: die sittliche Idee als solche und das Urteil in Hinsicht der Methode für sie in concreto. Die sittliche Idee selbst ist die Liebe; was ein Garrison 2c. verlangen, das unbedingte Dulden, ist nur eine Methode der Liebe.

Ja aber hat nicht wirklich Jesus diese Methode allein betätigt? Und heißt es nicht ihn selbst seiner Autorität unter uns entkleiden, wenn wir seine Methode beanstanden oder bemängeln und für historisch, um mich kurz so auszudrücken, gerichtet erklären? Gemach, das habe ich nicht gesagt und brauche ich nicht zu sagen. Denn es ist ein Irrtum zu meinen, daß Jesus das Dulden wirklich die Methode der Liebe überhaupt genannt habe, er hat es nur die Methode s e i n e r Liebe genannt. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele" (Matth. 20, 28). Jesus hat nicht unbestimmt und ins Ungewisse hinein sein Leben geführt und sein Evangelium verkündet, sondern er hat sich gewußt als betraut mit einem ganz persönlichen, nicht übertragbaren, auch nicht nachahmbaren Berufe, mit der Stellung und Aufgabe des Messias. Und wir verstehen allerdings, daß er es darin bewährt hat, wirklich der Messias, der Heiland und Mittler zwischen Gott und uns zu sein, daß er seine Liebe betätigt hat durch Dulden, nur durch Dulden, als die Torheit und Bosheit der Menschen ihn an das Kreuz brachte und dadurch zu beseitigen gedachte. Aber ich will nun wirklich zugeben, daß er auch seine Jünger angewiesen hat, einfach und nur zu dulden, was etwa die Menschen ihnen antäten. Es sind gewiß treu bewahrte Worte des Meisters, die wir bei Matthäus (5, 39 ff.) als solche der Bergpredigt lesen: „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar 2c." Aber auch das bedeutet nicht, daß er das Dulden des Unrechts, das „Nichtwiderstehen" bei erfahrener Bosheit kurzweg und für jeden Fall als „die" Methode der Liebe hingestellt habe.

Wir müssen in mancherlei Beziehung lernen, den Jesus der Geschichte anders hinzunehmen, als wir meist gewohnt sind, d. h. wie eine garnicht in Raum und Zeit gestandene Persönlichkeit. Auch diesem Gedanken entspricht eine richtige religiöse Ueberzeugung, die, daß wir als Christen in lebendiger innerer Beziehung zu ihm stehen in jeder Gegenwart. Aber das darf uns den Blick nicht dafür verdecken, daß das dokumentarische Bild, welches wir von ihm in den Evangelien haben, ihn uns zeigt als Jemand, der an einem bestimmten Orte unter gegebenen Verhältnissen und, wie ich das schon sagte, als Träger einer besonderen Mission auf Erden, als Messias, gehandelt und gelehrt hat. Wenn wir das begreifen, so werden wir gefeit gegen die Vorstellung, daß er vom Sittengesetz geredet habe wie nur ein Moses höherer Ordnung, d. h. wie Einer, der zwar größere tiefere Gebote, als Moses, aber doch auch bloß einzelne solche verkündet habe. Und nicht minder werden wir dann gefeit gegen die Vorstellung, daß er wie ein Theoretiker und ethischer Systematiker „Alles" zu sagen bemüht gewesen sei, was man wohl in dem Sittengesetze finden und mittelst seiner im Einzelleben und im Leben der Gesamtheit schaffen könne. Nein, er hat nur ganz wenige Menschen direkt und mit scharfer Einzelweisung sittlich beraten, in seinen Einzelweisungen wieder nächste Zwecke, die wir nicht immer mehr erkennen können, berücksichtigend. Was er seinen Aposteln unmittelbar zur Pflicht gemacht hat, ehren wir mit der ruhigen Zuversicht, daß er gewußt habe, warum er es getan. Wir würden es nicht in seinem Sinne ehren, wenn wir es für jeden Nachgeborenen zum Gesetzesparagraphen machten. Mit solchem Mißverständnis hat schon Paulus gekämpft und er hat ihm das große Wort entgegengestellt: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit," dem Freunde, auch dem Feinde gegenüber. Freiheit auch in der Methode der Liebesübung! (2. Kor. 3, 17.)

Und nun lassen Sie mich den Schluß machen mit einer richtigen d. i. geistgemäßen Interpretation dieses Gebotes der Feindesliebe und auch einer Anwendung dieses Gebotes auf das Verhältnis hadernder Völker. Es ist deutlich eine prinzipielle Zusammenfassung dessen, was er Neues über den Gehalt des „Gesetzes" zu sagen habe, wenn Jesus in der Bergpredigt nach den Ermahnungen, die den Jüngern die rechte Art Verletzungen, Beleidigungen, ungebührliche Zumutungen aufzunehmen bezeichnen wollten, und die nach der einen Seite in der Weisung „nicht zu widerstreben", nach der andern in Exempeln gewissermaßen von rechter Uebertrumpfung, gipfelten, den großen Gedanken formuliert, es gelte auch den Feind zu lieben. Ich brauche wohl kein Wort darüber zu verlieren, daß die spezielle Zumutung an die Jünger, den Schlag auf die eine Wange nur mit der Aufforderung zu erwidern, auch die andere schlagen zu wollen, die Zumutung, dem der wegen eines Rockes mit ihnen prozessieren wolle, willigst sogar den Mantel dazu anzubieten 2c., nur Illustrationen sind für die vorangestellte Weisung „nicht zu widerstreben". Diese Illustrationen haben jedoch den Wert zu zeigen, daß Jesus unter dem „nicht widerstreben" mehr als ein gedankenloses Dulden versteht. Ich meine, man begreife unmittelbar, daß jene Illustrationen den Gedanken ausdrücken, man solle den Gegner innerlich zu beschämen versuchen, auch das nicht, um daran eine Form von raffiniert geistiger Rache sich zu schaffen, vielmehr offenbar um den Gegner umzustimmen. Daß das Jesu Gedanke ist, werden wir und Andere daraus ableiten dürfen, daß er selbst hernach, als er bei seinem Verhör von einem Diener des Hohenpriesters wirklich auf eine Backe geschlagen wurde, doch nicht mechanisch nach seinem Worte in der Bergpredigt gehandelt, sondern eben das betätigt hat, was ein rechter Versuch des Beschämens und Umstimmens war: Habe ich übel geredet, sagt er jenem Diener, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich? (Joh. 18, 23.) Das wird Niemand anders bezeichnen denn als auch ein „Nichtwiderstreben", ein Dulden, aber eben kein gedankenloses, zielloses. Das müssen wir im Auge behalten. Ich sagte, wir werden denken müssen, daß Jesus seinen unmittelbaren Hörern, dem intimen Kreis, der ihn umgab, und dessen Gliedern, die wie er selbst eine besondere Mission erfüllen sollten, direkt und wörtlich einschärfen wollte, sich wirklich „Alles gefallen zu lassen." Aber es ist sicher, daß er doch nicht etwa der Schwäche und Feigheit einen Schlupfwinkel verschaffen wollte, sondern gerade an Entschlossenheit und Mut gedacht hat und daß er ein eigentümliches Wahrnehmen auch der Sondersituation zur Pflicht macht. Das verstehen wir, wenn wir denken, daß er alle Art von sittlichem Verhalten, auch das gegenüber der Bosheit, Rechthaberei, Begehrlichkeit geforderte „Nichtwiderstreben", als wirkliche Pflicht verständlich macht aus einem Zielgedanken, der ihm überall leuchtete und von dem er verlangte, daß er auch den Seinigen überall leuchte. Das aber ist der Gedanke, Allen zu helfen und Alle zu fördern. Denn das ist das Wesen der Liebe. Spricht Jesus es in der Bergpredigt schließlich ausdrücklich aus, daß auch der Feind von uns Liebe erfahren müsse, an unserem Verhalten es spüren müsse, daß Liebe in unseren Herzen wohne, Liebe auch gegen ihn, so heißt das, daß wir erkennen sollten, der Feind bedürfe ganz besonders der Hilfe und Förderung. Ja worin denn? Nun an dem, woran Jeder von uns, der aber, welcher liebloser ist als wir selbst, unser Feind, besonders der Förderung, der Hülfe bedarf, an seiner Seele. Das ist der letzte Hintergrund aller Gedanken Jesu, daß wir Menschen eine Seele hätten, die für Jeden mehr bedeute als die „ganze Welt", alle Ehre und aller Reichtum der Welt. Wie so denn? Nun, weil ein Mensch mehr sei oder sein könne als die Lebewesen, die in der Welt, in der Natur ihr Ziel erreichen. Und nun dürfen wir ohne jeden Zweifel in seinem Sinne denken, daß wer noch von Begehrlichkeit, Rechthaberei, Bosheit umgetrieben werde, im höchsten Maße gefährdet sei, gefährdet an seiner

Seele, gefährdet an dem, was an ihm für ein höheres Leben, als das der Welt, bestimmt und befähigt sei. Da soll denn der, der dieses Leben kennt und schon in sich spürt, begreifen, daß er einem Solchen gerade dann, wenn er es persönlich zu erfahren bekommt, mit einem wie bösen, harten Sinn er es zu tun hat, durch sein Verhalten zu zeigen habe, daß er gefährdet sei, daß er Hülfe bedürfe. Nicht mit Worten soll er ihm das zeigen, sondern durch ein überraschendes Tun, ein spürbares Entgegenkommen, wo der Andere vielmehr „Widerstreben" erwartet. Ein Christ soll dadurch, daß er selbst seinem persönlichen Feinde noch entgegenkommt, diesem zum Bewußtsein bringen, welchen Allwert die Liebe für eine Seele habe: vielleicht daß er ihn umstimmt. Aber das Entgegenkommen, das Helfen und Fördern wird nun natürlich dem Feinde gegenüber nicht in jedem Falle dieselbe Form annehmen können. Es kann tausend Fälle geben, es kann ganze große Situationen geben, wo einfaches schlichtes, stummes Dulden dem Gegner und Feinde zeigt, daß man ihn liebe, seiner Seele gedenke, ihn nicht reizen und verstocken wolle. Es kann aber auch Fälle ganz anderer Art geben. Wir können in zwei Gedanken zusammenfassen, was Jesus sich unter Feindesliebe denkt. Das ist negativ: keine Rache nehmen, positiv: bereit sein zum Verzeihen. Ja aber kann man Jedem verzeihen? Auch dem, der gar keine Verzeihung begehrt? Der sich verstockt in dem Gedanken an sein Recht zur Böswilligkeit? Wir berühren da in der Tat noch den sittlich schwierigsten Punkt in der Feindesliebe. Wir finden in der Bergpredigt auch noch eine wohl Manchem rätselhaft erschienene und doch der Liebe auch verständliche Weisung: das ist das den Jüngern auch mitgegebene Wort, daß sie ihre Perlen nicht vor die Säue werfen sollten (Matth. 7, 6). Dies Wort ist sicher in Jesu Sinn auf Alles anzuwenden, was mit dem Evangelium zusammenhängt, auch auf das Verzeihen, nämlich nicht zur Einschränkung des Verzeihungswillens, sondern zur Einschränkung der unmittelbaren und bloßen Kundgebung (wieder nicht des Verzeihungswillens, wohl aber) des tatsächlichen Verzeihens. Und das ist es, was auch noch andere Methoden der Feindesliebe, als das „Nichtwiderstreben", der Rücksicht auf die nicht zu vergessende Seele des Feindes vielfältig zur Pflicht macht. Letztlich ist die sittliche Feindesliebe der Versuch eines Erziehens. Ist nach den Umständen klar, daß der Feind es nicht begreift, nicht begreifen will, daß nicht Schlaffheit, bloße Empfindungslosigkeit, mangelhaftes Ehrgefühl, vielmehr wirkliche Rücksicht auf seine Seele, reiner und besonnener Wille, ihn nicht zu bestätigen und zu stärken in seiner Gesinnung, sondern ihn davon zu befreien, die Quelle eines stillen geduldigen Tragens und Sichgefallenlassens ist, so soll und muß dieses ein Ende haben, nicht überhaupt, aber bis dahin, wo der Gegner den rechten Blick gewinnt. Ich weiß nicht, ob es ein Wort Jesu selbst ist, was wir Matth. 18, 15 lesen. Da heißt es: „Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und setze ihn zurecht zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen." Höret er aber nicht, heißt es dann, so sage es der Gemeinde. „Höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden." Das will heißen: auch ein rechter kraftvoller Verzeihungswille kann nicht immer in wirklichem Verzeihen enden. Hat Jesus jenes Wort nicht schon selbst gesagt, so widerspricht es doch nicht seinem Gedanken der Liebe. Denn zu helfen ist nur dem, der Hilfe annehmen will und nicht den bloß verspottet, der ihm helfen möchte. Ist es der Sinn der Liebe zum Feinde, daß man versuche nicht bloß sich zu salvieren wider ihn, überhaupt auch seinem Tun gegenüber nicht sowohl an sich selbst zu denken, als an den Andern und seine Gefahr, so kann diese Liebe naturgemäß ihre direkte Kraft nur entfalten, wo sie begriffen wird. Es ist kein Nachenehmen, sondern nur ein Beweis dafür, daß man weiß, was dem Feinde wirklich helfen kann, nämlich ein rechter Zwang sich zu besinnen, daß man ihn unter gegebenen Umständen auch einer Strafe überläßt.

Und nun höre ich die Frage: das Alles soll ja wohl letztlich heißen, daß auch Krieg und Feindesliebe sich nicht widersprechen, am Ende wohl gar, daß Bekriegung auch ein Ausdruck von Feindesliebe sein könne? Ich meine das in der Tat. In den Erörterungen, die ich anstellte, ehe ich spezifisch als Theologe an die Frage nach dem Rechte eines Krieges herantrat, ist ja zur Genüge gesagt, daß ich den Krieg nicht verherrliche. Er ist immer ein Uebel und ein Leid. In irgend einem Maße steckt in ihm immer eine Schuld, wohl durchweg auf beiden Seiten. Aber das eine Teil kann die mindere Schuld tragen, im Momente der Entscheidung vielleicht überhaupt keine Schuld. Setzen wir den Fall, daß nicht wir den Krieg heraufbeschworen haben, sondern der andere Teil. Setzen wir den Fall, daß wir alle Mittel ehrlich und nachhaltig versucht haben, die in Kollision geratenen Interessen friedlich gegen einander abzugrenzen, nehmen wir an, daß es sich wirklich um vitale Interessen für uns handele, nicht um Ruhm, aber um die Ehre, um unser Recht das zur Geltung zu bringen, was uns gebührt — dürfen wir uns, um es zusammenzufassen, das Zeugnis geben, nicht mit Egoismus, nicht mit Begehrlichkeit, nein, mit gutem Willen, in dem Konflikte zu stehen: so hieße es nicht sittlich, sondern unsittlich handeln, wenn wir dem andern Teil einfach und unbedingt nachgäben, nur „duldeten" was er uns zumutet. Jesus denkt bei der Feindesliebe an die einzelnen Seelen, es gibt aber auch Völkerseelen. Und auch diese haben ihre Gefahren. Die schlimmeren, weiter noch reichenden als die der einzelnen Seele. Ein Volk, das sich an Hochmut und Brutalität gewöhnt, gefährdet sittlich jedes einzelne seiner Glieder. Ist es in Privatverhältnissen nicht der Sinn der Forderung Jesu, daß wir dem Feinde Vorschub leisten in seiner Gesinnung als solcher, seinem Hasse, seinem Egoismus, so ist es auch unter Völkern nicht seinem Geiste entsprechend, daß eines dem anderen zum Fallstrick werde, um sich dauernd in Begehrlichkeit, dumpfer Abneigung, oder was gerade das eine wider das andere zur Feindseligkeit treibt, zu verfangen. Auch Völker sind es einander schuldig — um des Gedankens der „Menschheit" willen — sich zur Besinnung zu rufen. Der Krieg ist unter Umständen das einzige Mittel, wie das geschehen kann, und dann hat das „unschuldige" Teil sich nicht des Mangels an Liebe zum Feinde, nicht der „Unchristlichkeit" zu zeihen, sondern darf wissen, daß es noch in der Liebe steht, indem es widersteht, indem es den Krieg auch führt, nun wie eben ein Krieg geführt werden muß. Im Kriege haben hundertfältig Gegner einander erst achten gelernt und den Grund zu gesundem Frieden gelegt. Ein Soldat braucht nicht zu denken, sein Tun schließe ihn eigentlich aus von der Christengemeinde, oder er könne nur neben seinem Christentum her auch ein tapferer und entschlossener Krieger sein. Jesus hatte, als er auf Erden weilte, eine andere Mission, als über Kulturwerte und Kulturaufgaben im Verhältnis zum Gedanken der Liebe zu reflektieren und zu dozieren. Wir aber, die wir den Geist dessen, was er Liebe nannte, verstehen können, mögen deß guter Dinge sein, daß er im Geiste auch im „rechten" Kriege unter uns waltet. Gewiß gibt es verbrecherischen Kriegswillen, aber auch eine christliche Kriegsentschlossenheit. Wir verstehen es, daß der Geist der sittlichen Liebe anheben mußte unter uns mit bloßem Dulden und Leiden, aber auch daß er zu seiner Zeit den christlich gewordenen Völkern nicht gestattet hat, ihr Land, ihr Recht, ihre Freiheit, ihre Ehre für Nichts zu erachten, sondern für Heiligtümer, für die auch Kriege zu wagen ein rechtes und sittliches Tun sei.

Ferdinand Kattenbusch

„Kirchen" und „Sekten" in Nordamerika

Eine kirchen- und sozialpolitische Skizze

1

Die starke Entwicklung des kirchlichen Gemeinschaftslebens in den Vereinigten Staaten ist eine Erscheinung, die jedem nicht ganz oberflächlichen Besucher des Landes in die Augen fällt. Allerdings, die rapide Europäisierung drängt heute die kirchliche Durchdringung des ganzen Lebens, die dem genuinen „Amerikanismus" spezifisch war, überall zurück. Man kann die wunderlichen Kompromisse, in denen sich dies äußert, z. B. aus folgender statutarischen Bestimmung an einer der beiden Chicagoer Universitäten kennen lernen: Der, bei Strafe der

Relegation, obligatorische Besuch der chapel seitens der Studenten kann 1. durch Belegen bestimmter Vorlesungen über die vorgeschriebene Mindestzahl hinaus „abgelöst“ werden, 2. aber werden Jedem, der den vorgeschriebenen chapel record (sic!), in natura oder durch Ablösung, in einer Studienperiode nachweislich überschritten hat, die so aufgespeicherten opera supererogationis auf die folgenden Perioden gutgeschrieben!

Der „moderne“ oder modern sein wollende Amerikaner beginnt allmählich im Gespräch mit Europäern verlegen zu werden, wenn auf die kirchliche Eigenart des Landes die Rede kommt. Aber für das genuine Yankeetum ist das eine junge Erscheinung, und in die Tiefe ist diese „Säkularisation“ des Lebens noch immer nicht gedrungen, soweit es sich um anglo-amerikanische Kreise handelt. Ihre Exklusivität einerseits und — wie hier gezeigt werden soll — ein Teil ihrer Ueberlegenheit im Kampf ums Dasein beruht auf diesen „Rückständen“. Und in Wahrheit ist es fast eine Hyperbel, von „Rückständen“ zu sprechen, wo es sich um eine der noch immer kräftigsten Komponenten der ganzen Lebensführung handelt, die in einer, für unser Empfinden grotesken, oft abstoßenden Weise in das Leben eingreift. Deutsch-amerikanische Familien, die seit mehr als einem Menschenalter in dem — im Gegensatz zu ‘New-York proper’ — als fromm geltenden Brooklyn ansässig sind, führen unter den Hemmnissen der Anknüpfung von intimeren Beziehungen zu den alteingeborenen Kreisen noch heute die Schwierigkeit an, auf die unumgängliche Frage: To what church do you belong? eine befriedigende, und zwar nicht bloß „formale“ Antwort zu geben. Noch heute ist es etwas durchaus Normales, daß ein Grundstücks-Spekulant, welcher seine Baustellen besetzt zu sehen wünscht, vor allem inmitten derselben eine „Kirche“, d. h. eine Holzscheuer mit Turm, nach Art der entsprechenden Gebilde in unseren Spielzeugschachteln, erbaut und alsdann einen eben dem Seminar entsprungenen Kandidaten irgend einer Denomination für 500 Dollars engagiert, mit der, sei es ausdrücklichen, sei es stillschweigenden Zusage, daß diese Position sich zu einer Lebensstellung auswachsen werde, falls es dem Betreffenden nur gelinge, die Baustellen recht schnell „voll“ zu predigen. Und es gelingt zumeist.

Die privaten statistischen Erhebungen, welche uns zur Verfügung stehen, zeigen noch jetzt im Durchschnitt weit unter ein Zehntel (etwa $^1/_{13}$) der Bevölkerung als formell „konfessionslos“, in einem Lande, welches das verfassungsmäßige Verbot der offiziellen Anerkennung irgend einer Kirche so weit auslegt, daß wir eben aus diesem Grunde keine offizielle Konfessionsstatistik haben, weil schon die, amtliche, Frage nach der Konfession als verfassungswidrig gilt. Und dies ferner unter Verhältnissen, wo der Begriff der „Zugehörigkeit“ zu einer kirchlichen Gemeinschaft etwas ganz Anderes als bei uns, schon in rein materieller Hinsicht, bedeutet: ungelernte Holz- und Hafenarbeiter einer evangelischen Gemeinde in der Gegend von Buffalo z. B. lassen sich ihre Kirche jährlich über 80 Mk. an festen Abgaben pro Mitglied kosten, ungerechnet die äußerst zahlreichen und für den Unterhalt des Pfarrers und der Kirche selbst unentbehrlichen collections. Wie sehr jene amtlich verpönte, privatim aber noch immer so bedeutungsvolle Frage nach der Kirchenzugehörigkeit der homerischen Erkundigung nach Heimatsort und Eltern entspricht, erfuhr ein deutscher Nasenspezialist, der sich in Cincinnati niedergelassen hatte, zu seinem nicht geringen Erstaunen, als er von Seiten seines ersten Patienten, auf die Frage nach der Natur seiner Beschwerden, vor allem Weiteren als erste Angabe die Mitteilung gemacht erhielt: J am from the 2d Baptist Church in the X-Street. Aetiologisch stand dieser Umstand, wie sich für den verblüfften Arzt weiterhin ergab, natürlich mit dem Nasenleiden nicht in Verbindung, dagegen sollte er etwas Anderes, für ihn nicht Gleichgültiges besagen, nämlich: Sei wegen deines Honorars unbesorgt!

Die Zugehörigkeit zu einer nach amerikanischen Vorstellungen „reputierlichen“ Kirchengemeinschaft garantiert die Reputierlichkeit des Individuums, die gesellschaftliche nicht nur, sondern auch und vor allem die geschäftliche. „Herr“, — sagte mir ein schon älterer Gentleman, der in Undertakers Hardware (eisernen Leichenstein-Aufschriften) reiste und mit dem ich in Oklahoma einige Zeit zusammen war — „meinethalben mag Jedermann glauben, was ihm beliebt, — aber wenn ich von einem Kunden in Erfahrung bringe, daß er seine Kirche nicht besucht, dann ist er mir nicht für 50 Cts. gut: why pay me, if he does n't believe in anything?“ In einem so ungeheuer ausgedehnten Lande mit dünner Besiedelung und unstäter Bevölkerung, wo überdies das Gerichtsverfahren zur Zeit noch in anglo-normannischem Formalismus steckt, das Exekutionsrecht lax und zu Gunsten der Masse der Farmer des Westens durch die Homestead-Privilegien so gut wie ausgeschaltet ist, konnte der Personalkredit eben zunächst nur auf den Krücken einer solchen kirchlichen Garantie der Kreditwürdigkeit fußen. So waren im Mittelalter bekanntlich die Bischöfe die ersten voll kreditwürdigen Schuldner, weil die päpstliche Exkommunikation im Fall leichtfertiger Nichtzahlung über ihnen schwebte. Und das ungeheure Pumpsystem, welches zu meiner Studentenzeit für die Existenz eines Heidelberger Kouleurstudenten nahezu die Notwendigkeit eines eigenen „Barvorrats“ ausschaltete, — sobald der Fuchs „das Band erhielt“, zogen damals die Kreditoren die (nach damaligem Recht zulässige) Pfändung seiner Matrikel zurück, — oder jener so bedenkliche Kredit, den der deutsche Leutnant genießt, weil eventuell sein Oberst gegen ihn einschreitet: sie beruhen ebenfalls auf jener (wirklichen oder vermeintlichen) Bedeutung „sozialer Bürgschaften“: die ganze gesellschaftliche Existenz des Kreditnehmers ruht auf der Zugehörigkeit zu jener Gemeinschaft, die deshalb seine Kreditwürdigkeit garantiert. So steht es nun auch mit dem amerikanischen Kirchengemeindemitglied, und zwar in der höchsten Potenz: entsprechend der noch geringen Differenzierung der sozialen Zweckverbände umschließt in den Vereinigten Staaten, da, wo die alten Verhältnisse noch in Kraft stehen, die ursprünglichste und universellste Gemeinschaft, die religiöse Gemeinde, noch fast alle „sozialen“ Interessen, welche das Individuum über die Schwelle des eigenen Heims überhaupt hinausführen. Nicht nur belehrende Vorträge, Tee-Abende, Sonntagsschule, alle denkbaren charitativen Veranstaltungen, sondern auch die verschiedensten athletics, Football-Training und dergl. bietet die Kirchengemeinde und läßt die Zeiten dafür unter Umständen am Schluß des Gottesdienstes abkündigen: ein Mann, der wegen dishonourable conduct von ihr — wie dies früher geschah — öffentlich exkludiert oder — wie jetzt — stillschweigend aus ihren Listen gestrichen wird, verfällt damit einer Art von sozialem Boykott; wer außerhalb ihrer steht, hat keinerlei gesellschaftlichen „Anschluß“. Trotz der Abschwächung, welche, ganz abgesehen von der modernen Entwickelung, schon die im Gefolge der scharfen Konkurrenz der Denominationen untereinander grassierende Seelenfängerei naturgemäß mit sich bringt, und trotz der allgemeinen Zersetzung dieser Machtstellung des Kirchlichen, ist die Garantie, welche für die geschäftlichen Qualitäten in der Kirchenmitgliedschaft liegt, dennoch eine bedeutende.

Massenhafte „Orden“ und Klubs der allerverschiedensten Art haben nun heute begonnen, der religiösen Gemeinschaft diese Funktion teilweise abzunehmen: Fast jeder kleine Geschäftsmann, der Etwas auf sich hält, trägt irgend eine badge im Knopfloch. Aber das Urbild dieser Gebilde, welche alle dazu dienen, die „Honorigkeit“ des Individuums zu gewährleisten, ist eben die kirchliche Gemeinschaft. Am vollkommensten aber ist — und auf diesen Punkt sollte hier mit einigen Worten hingewiesen werden — diese Funktion entwickelt bei denjenigen Gemeinschaften, welche „Sekten“ in dem gleich zu erörternden spezifischen Sinn des Wortes sind. Mir persönlich wurde dies besonders deutlich, als ich, an einem kalten Oktobersonntag, im Vorlande der Blue Ridge Mountains in Nord Carolina einer Baptistentaufe beiwohnte: etwa zehn Personen beiderlei Geschlechts, in full dress, stiegen nach einander in das eisige Wasser des Gebirgsbaches, in welchem während der ganzen Prozedur der schwarz bekleidete Reverend bis zur Hälfte des Körpers stand, lehnten sich nach umfangreichen Verpflichtungsformeln in seinem Arm, in den Knien einknickend, rückwärts bis zum Verschwinden des Gesichtes unter Wasser, stiegen prustend und schlotternd her-

aus und wurden von den massenhaft zu Pferd und zu Wagen gekommenen Farmern congratulated und schleunigst — aber zum Teil stundenweit — nach Hause gefahren. Faith schütze sie vor Erkältung, hieß es. Einer meiner Vettern, der mich von seiner Farm aus hinbegleitet hatte, und — er bewahrt als Zeichen seiner deutschen Abkunft die Unkirchlichkeit! — den Vorgang unter despektierlichem Ausspucken über die Achsel hin ansah, zeigte ein gewisses Interesse, als ein intelligent aussehender junger Mann sich der Prozedur unterzog: Oh see: Mr. X! — I told you so! Zur Rede gestellt, erwiderte er zunächst nur: Mr. X. beabsichtigte, in Mt. Airy eine Bank aufzumachen und brauche bedeutenden Kredit. Die weitere Erörterung ergab, daß hierfür die Aufnahme in die Baptistengemeinde nicht in erster Linie wegen der Baptisten-Kundschaft, sondern vielmehr gerade auch für die nicht baptistischen Kunden deshalb von entscheidendem Werte sein mußte, weil die eingehenden Recherchen über sittliche und geschäftliche Lebensführung, welche ihr vorangingen — ich gedachte unwillkürlich unserer Recherchen bei Reserve-Offiziers-Aspiranten — für die weitaus strengsten und verläßlichsten galten: jede Unpünktlichkeit in Zahlung einer Schuld, leichtfertige Ausgaben, Wirtshausbesuch, kurz Alles, was auf die geschäftliche Qualifikation des Betreffenden ein irgend zweifelhaftes Licht fallen ließ, bedeutete — bei der dortigen Gemeinde — Abweisung. Ist er hineinballotiert, so begleitet den Einzelnen die Sekte sein Leben lang bei allen seinen Schritten: verzieht er an einen anderen Ort, so stellt sie ihm das Attest aus, ohne welches er in die dortige Gemeinde seiner „Denomination" nicht aufgenommen wird. Kommt er ohne Schuld in Zahlungsschwierigkeiten, dann — dieser Punkt ist heute bei den Sekten im Verfall, findet sich aber bei zahlreichen „Orden" — sucht sie ihn zu „sanieren", damit der Ruf der Sekte nicht Schaden nehme.

Wir können die rücksichtslose Schärfe der Kontrolle, welche alle auf der Grundlage des Täufertums erwachsenen Sekten, besonders auch die Quäker, über die Lebensführung, vor allem über die geschäftliche Rechtlichkeit ihrer Zugehörigen ausübten, durch den ganzen Verlauf ihrer Geschichte hindurch verfolgen: die puritanische „innerweltliche Askese" gipfelte bei ihnen ja geradezu in der Wendung ihrer „Kirchenzucht" speziell nach dieser Seite. Unbedingte Rechtlichkeit, daher z. B. System der festen Preise im Detailhandel, streng solide Kreditgebarung, Vermeidung alles „weltlichen" Aufwands und jeder Art von debauchery, kurz, nüchterne Arbeitsamkeit im „Beruf" das ganze Leben hindurch, erscheint als die spezifische, ja im Grunde geradezu als die einzige Form, in der man seine Qualifikation als Christ und damit seine moralische Legitimation für die Zugehörigkeit zur Sekte erweisen konnte. Wenn in Amerika die Berührung dogmatischer Dinge, speziell der sogenannten „Unterscheidungslehren" in den Predigten durchaus verpönt, der pulpit exchange (zeitweiliger Austausch von beliebten Predigern zwischen den Sekten) häufig und die Neigung, interdenominationelle Kartelle zur Abstellung des „unlauteren Wettbewerbs" in der Acquisition von Mitgliedern zu schließen, zur Zeit ziemlich fühlbar ist, so ist dies heute zwar zum Teil Symptom des mit der Europäisierung zunehmenden Indifferentismus. Aber auch in der Vergangenheit finden sich solche spezifisch „undogmatische" Epochen, und die (relative) Indifferenz gegenüber dem Dogma ist ja geradezu Merkmal des (im weitesten Sinn des Wortes) „pietistischen" Christentums. Die Grundthese aller Spielarten des „asketischen" Protestantismus (radikaler Calvinismus, Baptismus, Mennonitentum, Quäkertum, Methodismus und die asketischen Zweige des kontinentalen Pietismus): daß nur die Bewährung im Leben, speziell aber in der Berufsarbeit, die Versicherung der Wiedergeburt und Rechtfertigung enthalte, drängte immer wieder in die Bahn: der „bewährte" Christ ist der bewährte „Berufsmensch", insonderheit der, vom kapitalistischen Standpunkt aus, tüchtige Geschäftsmann. Das Christentum dieses Gepräges war einer der Haupterzieher des „kapitalistischen" Menschen, und schon im 17. Jahrhundert jubeln die Quäker-Schriftsteller über den sichtlichen Segen Gottes, der auch die „Kinder der Welt" in ihre (der Quäker) Geschäfte als Kunden bringe, weil sie hier die zuverlässigste Bedienung, feste Preise usw. zu finden sicher seien. Und bei dieser „pädagogischen" Leistung wirkte nun und wirkt, wie gesagt, in gewissem Maß noch heute eben die Konstitution dieser religiösen Gemeinschaften als „Sekten" im spezifischen Sinne des Wortes mit.

Welches ist denn nun dieser Sinn? und was ist also, auf dem Boden des abendländischen Christentums, eine „Sekte" im Gegensatz zu einer „Kirche"? Max Weber

---

Die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung

Ein Bericht

1. Rückblicke

Wiederholt hat sich im neunzehnten Jahrhundert auf deutschen Hochschulen christliches Leben in besonderen Gemeinschaften krystallisiert. 1815 galt in der deutschen Burschenschaft „christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes" als „allgemein anerkannter Grundsatz". Niemals vielleicht ist ein so warmes religiöses Gefühl, soviel sittlicher Ernst und vaterländische Begeisterung in der deutschen Jugend lebendig gewesen. Aber die damalige Losung: Gott, Freiheit, Vaterland! heißt in der heutigen Burschenschaft: Ehre, Freiheit, Vaterland! —

1836 begann eine neue christliche Bewegung, die einen doppelten Abschluß fand. Einmal in der Gründung des Gesamt-Wingolfs 1852 und zum andern in der Gründung des Schwarzburgbundes 1887. Man erstrebt hier: die geschichtlich gewordenen Formen des studentischen Gemeinschaftslebens mit christlichem Geist zu erfüllen. Auf dem Programm steht der Kampf gegen Duellzwang und Trinkzwang.

Ein dritter Kreis ist der 1881 gegründete Kyffhäuserverband. Diese „Vereine Deutscher Studenten" fordern von jedem Einzelnen ihrer Mitglieder „nicht nur unbedingte Ehrfurcht und Achtung vor der christlichen Religion, sondern auch Verurteilung aller atheistischen und materialistischen Bestrebungen, welche geeignet sind, das Christentum zu untergraben oder zu schädigen".*)

Während keine der genannten Gemeinschaften konfessionell abgeschlossen ist, gibt es seit 1856 den Verband der katholischen deutschen Studentenverbindungen und seit 1865 den Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands.**)

Wenn die Anfänge der Burschenschaft stürmisch-patriotisch, die der zweiten Gruppe still-religiös, die der dritten Gruppe polemisch-national gefärbt waren, so liegen die Anfänge einer vierten Gruppe, von der hier zu berichten ist, noch mehr in der Stille, als bei der zweiten.

Es war ein Kreis älterer Herren, der in Berlin durch Leitung des Christlichen Vereins Junger Männer Erfahrungen gesammelt hatte. Hier empfand man es auch als Aufgabe, unter den Studenten im Besonderen zu werben für die Sache Jesu. So tat man den ersten Schritt und lud durch persönliche Vermittlung zu einer Studentenkonferenz nach Niesky in Schlesien ein, im August 1890.

Die Art des aggressiven Methodismus verband sich hier mit dem volkstümlichen Pietismus der Brüder-Gemeinde.

Wenn auch nur zwanzig Studenten sich eingefunden hatten, so war doch bei diesen Wenigen das innere Leben vertieft und reiche Anregung zu christlicher Arbeit unter den Kommilitonen gegeben.

---

*) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 2. Kapitel: Burschenschaft. — Lic. Hans Waitz, Geschichte des Wingolfbundes 2. Auflage. Darmstadt, Johannes Waitz, 1904. — G. v. Petersdorff, Die Vereine Deutscher Studenten. 3. Auflage. Leipzig Breitkopf und Härtel. — Eine zusammenfassende Geschichte des Schwarzburgbundes und der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung existiert noch nicht.

**) Sammelpunkte christlicher Studenten sind ferner die speziell wissenschaftlichen theologischen Vereine des Eisenacher und Leipziger Verbandes, die entsprechenden Vereine katholischer Theologie-Studierender und die zu besonderer Arbeit organisierten akademischen Ortsgruppen für Mission, für den Evangelischen Bund und für die Gustav Adolf-Sache.

Es wurden im Verlauf des folgenden Jahres in aller Stille an verschiedenen Hochschulen Gemeinschaften zur Besprechung der Bibel ins Leben gerufen. 1891 waren in Niesky zu einer zweiten Konferenz schon 64 Studenten versammelt. Korporierte und nichtinkorporierte Studenten beteiligten sich in gleicher Weise.

Dann trat ein Stillstand des Unternehmens*) ein. Man versammelte sich 1892 bis 1894 in Frankfurt am Main, 1895 und 1896 in Groß Almerode bei Kassel. Vielleicht hatten die Führer zu schwache Fühlung mit dem akademischen Leben; vielleicht hat der gelegentlich hervorgetretene Gegensatz gegen die Landeskirchen manchen Studenten abgestoßen; gewiß hat der demselben Ziel zustrebende Studentenkongreß in Frankfurt am Main Pfingsten 1894, der vielfach als urwüchsig und lebenskräftig begrüßt wurde, sich aber nicht wiederholt hat, die interessierten Studenten dorthin gelenkt.

Erst unter dem Einfluß des 1895 organisierten Weltbundes Christlicher Studenten und durch die Entstehung eines Studentenbundes für Mission wuchs auch das deutsche Unternehmen. Die Bibelkreise auf deutschen Hochschulen schlossen sich 1897 zu einem engeren Bund zusammen, als Glied im Weltbund. Seitdem geht es im Allgemeinen voran.

2. Einblicke und Eindrücke

1. Die Deutsch-Christliche Studenten-Vereinigung (D C S V) ist kein geschlossener Verein, sondern eine offene Gemeinschaft. Die einzelnen Kreise der D C S V sind nicht schematisch regierte „Provinzen", sondern individuelle „Kantone". Die Freunde kommen und gehen — ohne über ein Warum verhört zu werden. Es gibt keinen bindenden Ein- und Austritt. Niemandem wird eine Steuer auferlegt. Niemand wird auf Satzungen verpflichtet. Von freiwilligem Verantwortlichkeitsgefühl werden die Kreise getragen.

Aber gibt es denn gar keine „Satzungen"? Eine Basis ist 1898 dahin formuliert:

> Die D C S V steht durchaus auf der Schrift als auf Gottes Wort und bekennt sich zu Jesus Christus als Herren und Gott. Ihr Ziel ist, nicht nur ihre Mitglieder, sondern so viele Studenten als möglich in persönliche Berührung mit dem Heiland zu bringen und sie zur Mitarbeit für Ihn zu bewegen.

Damit ist aber die D C S V keineswegs auf irgend ein theologisches System festgelegt. In einer programmatischen Erklärung**) heißt es:

> Wer zu der Basis nicht mit gutem Gewissen und freudigem Herzen Ja sagen kann, den — weisen wir nicht aus unseren Kreisen und unserem Verkehr hinaus — Gott bewahre uns davor! — den sehen wir auch nicht mit bösen mißtrauischen Blicken an, nein, im Gegenteil, wir sagen erst recht zu ihm: Komm und sieh!

Aber gerade in dieser Art des Anbietens liegt eine große Schwierigkeit. Denn Niemand ist so sehr geneigt nach dem Grund der Hoffnung zu fragen, die in Jemandem ist, als ein Student! Und es ist nicht Jedermanns Ding „bereit zur Verantwortung" zu sein! So entsteht und besteht in den Kreisen der D C S V eine beständige Debatte über das Recht und den Umfang des „Denkens".

2. Das kommt nicht selten zur Geltung in den wöchentlichen Bibelstunden. Denn als Erstes und Wichtigstes erscheint der D C S V: den Inhalt der Bibel wirklich kennen zu lernen.

Bei diesen Bibelbesprechungen, die an irgend einem Wochentag etwa von $^1/_2$9 bis $^1/_2$10 abends dauern, beginnt man mit Gesang und Gebet; dann leitet ein Kommilitone kurz in den Zusammenhang und in den Inhalt einer Bibelstelle ein, gibt dem Ganzen eine Ueberschrift***) und schließt mit Fragen, die sich aus dem Text ergeben. Nur in wenigen Kreisen empfindet man es als praktischer, ältere Freunde um die Leitung eines solchen Abends zu bitten.

*) Vgl. Christliche Welt 1894 Nr. 9 Sp. 209—211.

**) „Mitteilungen" der D C S V 1904. Heft 54.

***) z. B.: Selbständiges Christentum in der Werdezeit? — Unter welchen Gesichtspunkten lese ich die Bibel? — Die Gefahren geistlicher Experimente. — Ideale und Wirklichkeiten im Studentenleben. — Lebensverlust und Lebensgewinn.

Nach der Einleitung beginnt dann das Hin und Her. Bald vergeht ein Abend langweilig monoton, bald anregend, lebhaft und vielseitig, bald mehr predigtartig, bald mehr diskussionsartig. Naiv traditionsfreundliche Ansichten werden laut neben kritisch-reformlustigen. Pietisten und Methodisten, Lutheraner und Reformierte, Darbysten und Baptisten usw. usw. finden sich dort. Ueber jeden katholischen Kommilitonen würde man sich freuen und dankbar sein, wenn er erzählte, was für religiöse Kräfte es sind, die ihn tragen. So wird gefragt und geantwortet oder geschwiegen, bezweifelt und bezeugt, gewarnt und ermuntert; bald logisch abstrakt, bald erbaulich praktisch. Ein Jeglicher nach seiner Art.

An einem Ort werden die auf Alles Antwortenden und Alles Bezeugenden in der Mehrzahl, vielleicht unter sich sein; am andern Ort sind Viele mit Fragen und Zweifeln.

Wenn sich dann die Einen entschuldigen: „tun wir zu viel, so tun wirs Gott" und wenn die Andern erklären: „sind wir mäßig, so sind wir euch mäßig" — dann findet man sich immer wieder in der einen Grundstimmung: „Die Liebe Christi dringet uns also." Sie drängt dazu, sich einander in Liebe zurecht zu helfen und zurecht zu weisen.

Wenn dann solche Bibelbesprechung mit Gesang und Gebet geschlossen wird, ist schon Mancher nach Hause gegangen mit einer Klarheit über irgend eine Schwierigkeit seines inneren Lebens; oder wo von Teilnehmern das evangelisatorische Moment unterstrichen wird, ist schon Mancher endlich zu einem Entschluß gekommen.

Und, was nicht das Unwesentlichste ist, Viele, die einen Abend still zugehört haben, finden Vertrauen zu Diesem oder Jenem, dem sie ins Auge gesehen haben, besuchen ihn und finden in persönlichem Gespräch allerlei Segen in aller Stille.

Manchem Leser sind vielleicht bei dieser Schilderung Bedenken gekommen: es möchte bei diesen Zusammenkünften allzuleicht das Heiligste am unrechten Platz an das Licht treten. Dabei ist nur nicht zu vergessen, daß schon Mancher es als eine Erlösung empfunden hat, wenn man mit ihm über Dinge sprach, die er sonst in sich hineingräbt.

Es wird gegenwärtig der Gedanke an besonders anzustellende Studentenseelsorger laut.*) In der D C S V, als einer für Jedermann offenen Gemeinschaft von Berufs- und Altersgenossen, wird eine Art Seelsorge an einander getrieben. Nicht mechanisch. Aber die Organisation ist die Form des Geistes. Leben aus Gott möchte man wecken; Vertrautheit mit der Bibel, Gebet und christliche Gemeinschaft sollen dazu helfen.

Statistisch sei bemerkt, daß in Deutschland auf 15 Universitäten und 8 technischen Hochschulen etwa 300 Studenten sich zu den Bibelbesprechungen zusammenfinden; in der Schweiz etwa 150; in Großbritannien 3400! In Deutschland kommen viele Teilnehmer aus den „Schülerbibelkränzchen".**)

Neben den Bibelbesprechungen ist die Beschäftigung mit Missionswissenschaft, mit sozialen und allgemein kulturellen Fragen von den meisten Kreisen aufgenommen.

Es ist vielleicht richtig, daß die intensiv-kräftige Tätigkeit an den Bestrebungen der äußeren Mission***) in diesen Kreisen eine teilweise Fernhaltung von den Fragen und Problemen der modernen Kultur veranlaßt hat. Doch die rechte Aufmerksamkeit für solche Fragen wird in der D C S V zunehmen, je mehr sie brennend werden und je mehr es sich zeigt, daß solche Probleme Reibungsflächen sind, an denen sich das Feuer entzünden kann, das Jesus bringen wollte.

3. Um die einzelnen Kreise auf Deutschlands Hochschulen zusammenzufassen, findet jährlich eine Konferenz statt; jetzt

*) Vgl. Groß: Glaube, Theologie und Kirche. 2. Auflage. 1903. Tübingen, Mohr.

**) Vgl. den Bericht von Paul Biermann, einem Freunde der D C S V, in der Christlichen Welt 1904 Nr. 27.

***) Der Studentenbund für Mission (zu unterscheiden von akademischen Missionsvereinen) steht in organischem Zusammenhang mit der D C S V; gemeinsam sind: die Allgemeine jährliche Hauptkonferenz und die Mitteilungen (s. u.). Die Sekretäre der D C S V sind verpflichtet auch die Sache des S f M nach Kräften zu fördern.

am Schluß jedes Sommersemesters in Wernigerode am Harz.[1]) Die deutsche Art solcher Zusammenkünfte wird charakterisiert durch die Worte eines Werbeaufrufes[2]):

Wem täglich der Lärm der Debatten über die großen Zeitfragen ans Ohr schlägt, und wen immer wieder in der Lektüre die schweren trüben Fluten der verworrenen religiösen Romantik unserer Tage umrauschen, der empfindet es als eine unbeschreibliche Erholung: dieses wundervolle Hin- und Herfluten von Ewigkeitseinflüssen und befreienden Gottesgedanken bei einem solchen Zusammensein, dieses Aufrauschen von Jungbrunnen in der einfachsten Unterhaltung mit solchen, die man zum ersten Mal sah, mit denen man aber längst zusammen gehörte, diese überraschenden Ausblicke in nie geahnte Fernen bei der Schriftauslegung alter in Gott gesammelter Männer.

Regelmäßig gehört zu dem Programm: ein Missionsreferat, eine Weiß-Kreuz-Versammlung und Evangelisationsansprachen.

Diese letztere aggressive Werbearbeit stellt sich den verantwortlichen Führern immer wieder als unumgänglich nötig dar, um an die indifferenten Kreise der Studentenschaft heranzukommen. Die angestellten Sekretäre oder andere ältere Freunde[3]) der Sache werden zu Evangelisationsversammlungen gelegentlich an einzelne Hochschulen gerufen.

Die Konferenzen werden einberufen von einem Vorstand, der die Gesamtleitung der D C S V in der Hand hat. Er besteht aus etwa zwölf älteren Freunden der Sache, dem Komitee des Studentenbundes für Mission und sechs jährlich neu gewählten Studenten.

Der Vorstand beruft die Sekretäre, die ein Semester die einzelnen Kreise besuchen, veranlaßt die Herausgabe der jährlich acht Mal erscheinenden Mitteilungen.[4]) Durch Nichts ist die Elastizität der Organisation beeinträchtigt und von „Fortbildung zu korporativer Geschlossenheit“[5]) kann keine Rede sein.

4. Während in Wernigerode das Schwergewicht nicht in die Vorträge gelegt wird, hat die Schweizer christliche Studenten-Vereinigung gerade durch ihre Konferenzen eine beachtenswerte Litteratur geschaffen. Den französischen Studenten der Schweiz hat man auf der Konferenz in St.-Croix, den deutschen in Aarau in den letzten Jahren Vorträge gehalten, die weit über die Kreise der Studenten gelesen zu werden verdienen.

Erwähnt sei hier vor Allem die psychologische Studie von Th. Flournoy, Professor der Philosophie in Genf: Le génie religieux.[6]) Im Bilde Jesu hebt er son héroisme, son intelligence et sa générosité hervor.

Für die Freunde der Christlichen Welt wird es von besonderem Interesse sein, daß Professor Wernle 1904 in Aarau einen Vortrag gehalten hat über: Die Christenhoffnung und ihre Bedeutung für unser gegenwärtiges Leben.[7]) Es hat etwas unendlich Wohltuendes für den Studenten, die Aussprache Professor Barths und Professor Riggenbachs mit Wernle nach seinem Referat vor und mit den Studenten zu verfolgen. Nicht darauf kommt es ja einem Studenten an, wer Recht behält — sondern es liegt ihm daran, daß er von möglichst vielen Seiten das Beste, was erfahrene Männer zu geben haben, mit hinwegnimmt.

Zu besonderer Höhe erhob sich die Aarauer Konferenz 1905.[8]) Wilhelm Steinhausen, Hilty und Lhotzky hatten die Einladung der Studenten angenommen.

Steinhausens Vortrag über „Christentum, Religion und Kunst“ hinterließ einen „tiefen, fast geheimnisvollen Eindruck“. Der Schauer des Unzulänglichen führt uns zum Erlebnis der Sehnsucht, aus dieser entsteht Beides: Kunst und Religion. Hoffnung kann auch die Kunst dem Menschen stärken; aber zur Erlösung muß vom Himmel das Wort hernieder kommen. Die Gleichnisrede aller Kunst weist hin auf eine ergänzende Tat: das Kreuz Christi.

Hilty sprach über Bibellektüre und tägliches Leben:

Sie müssen die Bibel lesen, um darnach zu handeln, nicht bloß um Etwas zu wissen, oder sich daran zu „erbauen“, wie man es nennt ... Im Ganzen genommen ist es ein Buch für erwachsene und denkende Leute ... lesen Sie es: wie ein andres, langsam, Stück für Stück, das Wesentlichste zuerst, dann aber allmählich vollständig; nur nicht mechanisch, das verträgt es nicht, sondern mit Verlangen nach Wahrheit, ohne vorgefaßte Meinungen ... Zu glauben brauchen Sie nicht Alles, was darin steht von vornherein und sozusagen en bloc. Aber wenn Sie aufrichtigen Herzens sind, so werden Sie sich dem zunehmenden Einflusse dieses Buches nicht entziehen können.

Von Lhotzkys Referat sagt der Bericht:

Der ungeheure Beifall, der dem Vortrage folgte, galt wohl vor allem der kraftvollen Originalität und schöpferischen Unmittelbarkeit; da war nichts Hergebrachtes und Altgeprägtes, Alles herausgegriffen aus tiefer Erfahrung, und das konnte seine Wirkung nicht verfehlen.

Die deutschen Vereinigungen der D C S V werden Manches lernen können von dem „Geist der Freude, der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe“, der so gesund ist wie die Alpenluft der Schweiz.

5. Und dieses Von-Einander-Lernen-Wollen wird erleichtert durch den Zusammenschluß im Christlichen Studenten Weltbund.[1]) Diese die ganze Welt umspannende Verbrüderung vermittelt die Ideale, Grundgedanken, Methoden, Erfolge und Erfahrungen jeder Bewegung allen christlichen Vereinen innerhalb des ganzen Bundes. Starke Bewegungen können den schwachen von ihrer Kraft abgeben. Ueber 100000 Studenten und Professoren aus nahezu 40 Nationen, aus allen Rassen und aus vielen Bekenntnissen haben sich zu einer Bewegung zusammengeschlossen. Dabei beziehen sich diese Zahlen fast ausschließlich auf Gebildete, also auf Leute, welche zu Führern der Zukunft berufen sind.

Als Ziel der Weltbundsbestrebungen spricht John Mott aus: Die Studenten müssen dazu gebracht werden, daß sie für die wichtige Aufgabe einstehen, die christliche Religion in jedes Gebiet und jede Beziehung des Lebens hineinzutragen, in die Welt des Denkens, in die Familie und das soziale Leben, in Handel und Industrie, in die Stadtverwaltung, in nationale Angelegenheiten und in den internationalen Verkehr.

Wenn betont wurde, daß es jede Bewegung im Weltbund sehr nötig hat, sich von den anderen Bewegungen helfen zu lassen, so ist damit aber Nichts gesagt, was nur irgendwie als eine Schmälerung des hohen Wertes gelten könnte, den es für jede Bewegung hat, wenn sie ihren nationalen Charakter, ihre Eigenart und Selbständigkeit treu bewahrt.

Mit der Leitung des Bundes und der Durchführung seines Arbeitsplanes ist das Generalkomitee betraut, das aus je zwei von jeder nationalen oder internationalen Bewegung aufgestellten Vertretern besteht. Die wichtigsten Arbeitsmittel des Komitees sind: internationale Konferenzen, Sekretäre und speziell für den Besuch eines Landes beauftragte Personen, eine zentrale Geschäftsstelle und Veröffentlichung von Druckschriften.

Beachtenswert ist endlich, daß in den Weltbund Vereinigungen von Studentinnen eingegliedert sind. In Deutschland haben wir Anfänge unter den studierenden Damen in Halle, Göttingen usw.

3. Ausblicke

Von dem Hintergrund des Weltbundes hebt sich die deutsche christliche Studenten-Vereinigung freilich nur als kleines Gebilde ab. Aber auch gerade im Lichte des Weltbundes erscheinen diejenigen Punkte in der D C S V klar und deutlich, die sie von verwandten Bestrebungen auf Deutschlands Hochschulen unterscheiden und ihr Existenzrecht begründen.

Das sei kurz so zusammengefaßt: Es ist erstens die inter-

1) Teilnehmer 1904: 180 Studenten; 1905: 250 Studenten. Vgl. Chronik der christlichen Welt 1904 Nr. 36. Außer der Hauptkonferenz finden in einzelnen Landesteilen Ferienzusammenkünfte statt.
2) Dr. Karl Heim in den „Mitteilungen“ Nr. 30. Mai 1901.
3) Seit 1903 besteht ein Altfreundebund der D C S V.
4) Jeder, der ein Interesse daran hat, kann die Mitteilungen (gegen einen freiwilligen Beitrag) vom Verlag Wischan und Burkhardt, Halle a. d. S., Breitestraße beziehen.
5) Vgl. Waitz a. a. O. S. 361.
6) 2. Auflage 1905. Bern, A. Francke. 50 Pfg.
7) Im gleichen Verlag. 25 Pfg.
8) Eingehender Bericht mit allen Vorträgen und Besprechungen &c. im gleichen Verlag für nur 1 Mk. Als Geschenk an Gymnasiasten und Studenten gut zu verwerten.

1) Vgl. den Zehnjahrbericht des Generalsekretärs des Weltbundes John R. Mott in dem Bericht von der Konferenz des Weltbundes in Zeiß (Holland) 1905. Halle, Wischan und Burkhardt. 207 Seiten. 1 Mk. Die nächste Weltbundkonferenz soll 1907 in Japan stattfinden.

korporativ-interdenominationell-„demokratische" Art eines brüderlichen Gemeingefühls, zweitens die evangelisatorische Art eines hohen Verantwortlichkeitsgefühls und drittens die weltumspannende Art eines praktischen Wirklichkeitsgefühls.

Was ergeben sich dabei für Ausblicke?

Wenn erst die D C S V die Kommilitonen überall in eigene freundliche Säle und Häuser*) einladen kann ... wenn erst draußen alle Vorurteile beseitigt sind und drinnen alle groben Fehler verschwinden ... wenn erst die so verschiedenartigen Christen das Vertrauen zu einander gewinnen: Gott hat auch in dir sein Werk ... wenn immer weitere Kreise der Studentenschaft für die Losung gewonnen werden „Für Jesus" und „Wider die Sünde" ... Wenn — wenn — dann!

Es wird von den Führern der D C S V viel Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung geübt werden müssen, wenn die D C S V keinen persönlichen oder parteilichen Stempel tragen soll. Dann aber hat sie mit ihrem heiligen Ernst und ihrem energischen Optimismus eine Zukunft.

Sollte irgendwo ein Student sein, der durch diesen Bericht veranlaßt wird, sich „die Sache einmal anzusehen", so trage er seine Gedanken, Wünsche oder Bedenken dort den Kommilitonen freimütig vor; tun sie zu viel, so komme er ihnen mit seiner sophrosyne entgegen und stelle sich gemeinsam mit ihnen unter die Grundvoraussetzung: „Die Liebe Christi dringet uns also."

Johannes Kühn

*) Der Weltbund besitzt in 7 Ländern 46 eigene Häuser.

Aufbau und Ausbau des kirchlichen Gemeindelebens

Es ist hocherfreulich, daß sich die Stimmen mehren, welche diese Losung weitergeben. Freilich soll man auch hier die Stimmen wägen und nicht zählen. Da werden nicht alle als gewichtig genug erfunden. H. Theobald Dächsel, Superintendent in Militsch, behandelt Die Bedeutung des heiligen Abendmahls unter dem genannten Gesichtspunkt. (Dresden, Ungelenk 1905. 43 S.) An guten Bemerkungen fehlt es nicht; ist es auch nicht neu, was über die Gewissensfolter gesagt wird, zu der das heilige Mahl durch die bekannte Auslegung des bekannten Pauluswortes für Viele geworden ist, oder gegen die Herabdrückung der Feier zu einem Anhang des Predigtgottesdienstes, so ist es doch gut, wenn von den verschiedensten Seiten her die Forderung einer Reform erhoben wird. Und gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er im Sakrament mehr erkennt als nur ein Erbauungsmittel für die einzelne Seele, wenn er die Gemeinschaft stärkende Kraft des heiligen Abendmahls wieder entbunden sehen möchte. Aber er überspannt diesen Gedanken, indem er das Wort als das Gnadenmittel zur Erbauung des Einzelnen dem Sakrament, speziell dem des Altars, als dem Gnadenmittel zur Erbauung der Gemeinde gegenüberstellt. Wohin gehören denn die Jesusworte vom Lieben und Dienen, die Paulusworte vom Leib und den Gliedern, um nur diese zu nennen? Alles Heil, auch die Beseitigung der Disharmonie zwischen Kirchenlehre und moderner Theologie, soll von der Bildung besonderer fester Abendmahlsgemeinschaften innerhalb der Kirchgemeinden kommen: ein Universalmittel! Die Ordnungen einer solchen Gemeinschaft in der Gemeinde Militsch werden mitgeteilt. Zunächst erscheint es ja erfreulich, daß sich sechzig Gemeindeglieder zu freiwilligem Eintritt gemeldet, kirchliche und Gemeinschaftsleute sich hierzu die Hand gereicht haben. Aber daß die Teilnahme an der monatlichen Feier für alle Mitglieder verbindlich ist, erweckt doch ernsteste Bedenken. „Wir sollen Niemand zum Glauben oder zum Sakrament zwingen, auch keine Gesetze, noch Zeit, noch Art bestimmen, aber also predigen, daß sie sich selbst an unser Gesetz dringen", heißt es in der Vorrede zum Kleinen Katechismus. Was die Mitglieder weiter zu tun haben, erinnert lebhaft an die Leistungen der Hausväterverbände, also an ein Stück Sulzescher Reformpläne, die sich keineswegs, wie der Verfasser meint, als zur Zeit unmöglich erwiesen haben. In der Arbeit an ihrer Verwirklichung erwächst auch Verständnis für den Gemeinschaftscharakter des Abendmahls, dem es dann an Rückwirkung aufs Gemeindeleben nicht fehlen wird. Es hat noch eine Zukunft, ja eine große Zukunft, aber sie wird auf einem anderen als dem hier empfohlenen Wege einherziehen.

Auch die anonyme Schrift Baut die Gemeinde! Ein Wort an alle Evangelischen Deutschlands (Gütersloh, C. Bertelsmann 1905. 101 S.) enthält beachtenswerte Worte und beherzigenswerte Vorschläge auf Grund vieler richtigen Beobachtungen und einer oft treffenden Kritik unseres Kirchenwesens mit seinen Unzulänglichkeiten, ja Unwahrhaftigkeiten. Aber der positive Teil leidet unter dem Mangel an Ordnung und Zusammenhang: mit dem Dringen auf organischen Aufbau und Ausbau, Wendungen die der Verfasser mit großer Vorliebe gebraucht, bildet diese schriftstellerische Art einen eigentümlichen Kontrast. Sie ist sehr unorganisch. In zwangloser Folge aufgereiht nennt der Verfasser selbst seine Ausführungen. Sicherlich würden sie mehr wirken, gingen sie in planmäßigem Aufmarsch der Gedanken voran. Auch der Stil ist nicht einheitlich, er schwankt zwischen dem der Abhandlung und der Predigt. Daß die liberalen Professoren im Vorbeigehen eins ausgewischt bekommen, gehört nicht zum Eigentümlichen der Schrift, sondern zu dem, was in einer ganzen Litteraturgattung als guter Ton gilt. Daß in den geschichtlichen Partieen die Gemeinden unter dem Kreuz unbeachtet geblieben sind, ist bedauerlich, weil sie besser als Anderes illustrieren würden, was der Verfasser will, aber es ist begreiflich bei der weit verbreiteten Unkenntnis dieser bedeutendsten Schöpfungen des Protestantismus auf kirchlichem Gebiet. Dagegen ist nicht recht verständlich, daß auf Sulzes ganze Arbeit kein Bezug genommen wird, trotz der Uebereinstimmung im Grundgedanken und vieler Berührungen im Einzelnen. Das mußte geschehen und konnte geschehen auch ohne Büchertitel oder Anmerkung, die der Verfasser ja durchweg vermeidet. So sei denn hier ausdrücklich bemerkt, daß auch durch die vorliegende Schrift Sulzes „Evangelische Gemeinde" noch nicht antiquiert ist.*) Zu dieser greife wieder der aufs neue, wer durch jene nicht eigentlich befriedigt wird. Genügt aber sie schon, ihn zum Eintritt in die Arbeit an und in der Gemeinde zu bewegen, um so besser. Denn auf das baldige, wirkliche Handanlegen zum Aufbau und Ausbau der Gemeinden kommt es an.

Eduard Simons

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

6

Ueber die deutschen Gewerkvereine ist nicht mehr viel nachzuholen. Sie sind in politischer und religiöser Beziehung durchaus neutral, es fehlt ihnen aber neues frisches Blut. Wird ihnen das zugeführt, dann kann aus ihnen noch etwas Großes werden. Das „Gehenlassen" aus parteipolitischer Doktrin heraus hat man aufgegeben. Auch beteiligen sie sich jetzt in den verschiedenen Orten Deutschlands tüchtig an den Kämpfen um die Verbesserung der Arbeiterlage. Gegen die deutschen Gewerkvereine läßt sich demnach grundsätzlich heute nichts mehr einwenden. Wenn man grobe Fehler in der Gewerkvereinsbewegung ausfindig machen will, muß man schon weit zurückgreifen. Da wir auch die anderen Organisationen in ihrer gegenwärtigen Gestalt betrachten, müssen wir auch bei den Gewerkvereinen alle Fehler und Versäumnisse der alten Zeit auf sich beruhen lassen.

Die deutschen Gewerkvereine sind allerdings die Arbeiterverbände der — Vorsicht in höchster Potenz. Man sollte meinen, daß sie deshalb im Bürgertum sehr beliebt wären, wo

*) Inzwischen ist eine neue umfassendere Schrift von Sulze erschienen: Die Reform der evangelischen Landeskirchen. (Berlin, Schwetschke 1906. 248 S.) Sie wird, wie die frühere, Vielen das Gewissen schärfen und sie zur Arbeit drängen.

[Sonderbesprechung folgt. D H]

man doch so außerordentlich viel über das ungestüme Vorgehen der Gewerkschaften lamentiert. Das ist aber nur in sehr geringem Umfange der Fall. Vielleicht liegt dies an den Gewerkvereinen selbst, die oft so verborgen leben, daß sie selbst von ihren Freunden nicht gefunden werden. Der eigentliche Aufschwung muß aber aus der Arbeiterschaft selber kommen. Dafür scheint freilich die Zeit des Radikalismus, in der wir uns jetzt befinden, nicht günstig zu sein. Das braucht nur nicht immer so zu bleiben. Wenn die Gewerkvereine im Sinne ihrer rheinischen Gruppen weiterstreben und arbeiten, dann kann wohl noch eine erhebliche Ausdehnung derselben erwartet werden. Sie ist in mehrfacher Beziehung wünschenswert.

Weniger einfach liegt die Stellung evangelisch-nationaler Kreise zu den christlichen Gewerkschaften. Sie haben, wie die Gewerkvereine, vom staatspolitischen Gesichtspunkt aus eine große Bedeutung. Da sich die freien Gewerkschaften im sozialdemokratischen Fahrwasser befinden, hat die Bewegung ihr gutes Recht. Nachdem man eine Reform der sozialdemokratischen Gewerkschaften von innen heraus abgelehnt hat, wirkt vielleicht die organisierte Macht anderer Arbeiterverbände auf die Entwicklung dieser Gewerkschaften. Ob aber gerade zu diesem Zweck „christliche" Gewerkschaften begründet werden mußten, erscheint doch sehr fraglich. Man hat damit ein Motiv in die Wirtschaftskämpfe hineingeworfen, das dafür viel zu gut ist und eine ganz außerordentliche Verwirrung über das, was „christlich" ist und heißen darf, zur Folge hat.

Allerdings wird die Wahl dieses Namens aus der Geschichte der christlichen Gewerkschaftsbewegung leicht verständlich. Sie ist bekanntlich mit der katholischen Arbeiterbewegung auf das engste verknüpft. Dort gab es nur die Wahl zwischen christlichen oder — gar keinen Gewerkschaften. Ein Drittes, neutrale Gewerkschaften, war ausgeschlossen. Nicht die reine Interessenvertretung der Arbeiter, sondern das Interesse der Kirche war für die Gründung der christlichen Gewerkschaften maßgebend.

Obwohl jedenfalls die Arbeitgeber ebenso „unchristlich" sind, als die Arbeiter, mutete man doch nur den Arbeitern eine Organisation unter christlichem Namen zu. Warum? Vielfach wird der Verdacht ausgesprochen, daß man sie damit in ihren wirtschaftlichen Bestrebungen einschränken wollte. Hoffentlich war dies nicht der Fall. Vielleicht wollte man aber den Arbeitern begreiflich machen, daß wenigstens sie die Aufgabe haben, sich stets nach dem Christentum zu richten und es darum auch bei ihren Wirtschaftskämpfen in den Mittelpunkt zu stellen. Die hieraus entstehenden Konflikte hat man aber nicht bedacht.

Ueber die Verbindung von Christentum und Wirtschaftspolitik gehen in den evangelischen Kreisen die Meinungen bekanntlich sehr weit auseinander. Wenn man in katholischen Kreisen das Wort „christlich" verwendet, will man damit keinen religiösen Begriff verbinden. Dafür hat man seine besondere Bezeichnung „katholisch". Dort ist „christlich," wer sich nicht zur materialistischen Weltanschauung bekennt. Auf evangelischer Seite dagegen wird dieses Wort, abgesehen von einer kleinen Partei, nur gebraucht, wenn es sich um durchaus religiöse Bestrebungen handelt. Es wird uns demnach ein Begriff, der vielfach als ein Heiligtum betrachtet wird, entleert. Sind denn „christliche Kirche", „christlicher Verein junger Männer" und „christliche Gewerkschaften" gleichartige Dinge? Und doch haben sie ein und dieselbe Bezeichnung! Wer soll denn dann schließlich noch wissen, was — christlich ist?

Dazu kommt die große Gefahr, in der kämpfende Wirtschaftsverbände gegenüber christlichen Grundsätzen tagtäglich stehen. Wenn schon die Politik gefährlich ist, die Gewerkschaftsarbeit ist noch viel versuchungsreicher. Wer eine christliche Organisation vertritt, muß auch stets in seinem Tun und Handeln das Christentum repräsentieren. Das ist aber in der praktischen Gewerkschaftsarbeit fast unmöglich. Die Folge ist darum auch eine fortgesetzte Diskreditierung des Christentums.

Wer die Gewerkschaftspresse aller Richtungen verfolgt, empfindet als evangelischer Christ über diese Tatsache oftmals einen tiefen Schmerz. Die christliche Gewerkschaftspraxis, welche dann mit der Wahrheit oder guten Sitte in Widerspruch gerät, wird fortgesetzt unter den Stichworten: „christliche" Unverschämtheit, Heuchelei, Moral, Wahrheitsliebe, Mißbräuche usw. besprochen. Auch die Polemik der christlichen Gewerkschaftsblätter ist keineswegs einwandfrei. Am ärgsten trieb es der „Bergknappe". In einem einzigen Artikel fanden sich die Worte: Lüge, dummdreist, bodenlose Frechheit, Lügner, freche Gesellschaft, Verläumder, wirklicher Lügner, größte Flegeleien, Lügengespinnst, frecher Schreiber, Lügengrube. Das sozialdemokratische Bergarbeiterblatt druckt diese Blüten ab und bemerkt hierzu: „Gott segne die christliche Arbeit, dachten wir nach dem Lesen dieser christlichen Epistel." Auch über Glaubensgenossen, die früher zum eigenen Verbande gehörten, aber ausgetreten sind, um einen eigenen christlichen Verband zu gründen, schrieb dasselbe Blatt: Verleumder und Ehrabschneidersippschaft mit scheinheiligen Phrasen, geistig überspannter Cliquenführer von erbarmungswürdiger Gesinnung, der an die niedrigsten Instinkte der Menschen zu appellieren suchte, Schwindel, Spitzbubenlogik usw. Ebenso sagt dasselbe Blatt später gegenüber den Fachabteilungen der katholischen Arbeitervereine: „Die Haltung des Berliner „Arbeiter" war bei unserem Kampfe nahezu ebenso schofel, als die der sozialdemokratischen Nebenregierung."

Allem Anschein nach hat die christliche Firma bei wirtschaftlichen Bestrebungen auch großen Hochmut im Gefolge. Die Visitenkarte eines Angestellten lautet z. B.: „P.... B....., Lokalbeamter des **christlich**-sozialen Metallarbeiterverbandes." Das Wort „christlich" ist fett gedruckt. Andere christliche Arbeiter werden als unchristlich bezeichnet, nur weil sie nicht zu den christlichen Gewerkschaften gehören! Dies Urteil wird sogar auf ganze Organisationen ausgedehnt, wenn sie ihre eigenen Wege gehen. Die christlich-sozialen Parteiführer auf evangelischer Seite machen hierbei kräftig mit. Im Reich Nr. 296 (1905) wird der evangelische Arbeiterbund in Bochum ein „Auch-Arbeiterverein" genannt und hinzugesetzt: „Die Vereinigung, die sich leider nach dem Namen des Evangeliums nennt" usw.

Dabei herrscht über die Frage, ob die christlichen Gewerkschaften religiöse Interessen zu pflegen haben, selbst in deren eigenen Reihen die allergrößte Unklarheit. Giesberts lehnt sie rundweg ab, betont aber doch dabei, daß man auf eine „christliche" Vertiefung hinarbeiten müsse. In Frankfurt a. M. sagte in ein und derselben Versammlung ein christlicher Gewerkschaftsführer: „Wir haben mit dem Christentum garnichts zu tun," und ein Anderer: „Wir wollen in positiv-christlich-gläubigem Sinne" tätig sein. Dabei sprach er, nebenbei gesagt, gleichzeitig so schroff gegen „die Ausbeutung der Arbeiter durch die Arbeitgeber", wie irgend ein gegnerischer Agitator.

Die Kirchlich-soziale Konferenz behandelte die Gewerkschaftsbewegung zuerst im Jahre 1899 und sagt in den Leitsätzen, es müsse nach den geeigneten Mitteln und Wegen gesucht werden, „um in diesen Kreisen neben reiner Vaterlandsliebe christliche Sitte und frommen Sinn zu wecken und zu pflegen. Indem die Kirche lediglich in dieser Absicht mit innerlich wirkenden Mitteln, also vor allem durch Ermahnung und Vorbild, auf die Entwicklung des religiös-sittlichen Sinnes in diesen neuen Formen wirtschaftlichen Gemeinschaftslebens einen bestimmenden Einfluß auszuüben sucht und dabei wohl auch den Staat und die Gesellschaft auf die Wichtigkeit der Aufgaben hinweist, die sie dabei trifft, scheint sie uns mit solchen Versuchen einer »Christianisierung des modernen Gemeinschaftslebens« ihr gutes Recht auszuüben, ja eine ihr speziell zugewiesene wichtige Aufgabe zu erfüllen."

Hier ist auf evangelischer Seite offen ausgesprochen, was auf katholischer Seite vielfach in Abrede gestellt, aber zweifellos betätigt wird. Alle „positiv-evangelischen" Vereine werden nun von kirchlich-sozialer Seite zur Unterstützung der christlichen Gewerkschaften unter obigen Gesichtspunkten aufgerufen. Hierbei wird in den Korrespondenzen keineswegs immer denjenigen Grundsätzen der Objektivität entsprochen, welche bei evangelischen Bestrebungen selbstverständlich sein müßten. Insbesondere sind die Zahlen und deren Gruppierungen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Es ist eben die Tendenz des „Reich", die

sich in dieser Propaganda wiederspiegelt. Das besagt für die Kenner der christlichen Preßverhältnisse genug.

Daß mit der christlichen Gewerkschaftsbewegung vielleicht eine Partei, die sich Jahrzehnte hindurch mit sehr kleinen Zahlen begnügen mußte, etliche Mandate gewinnt — womit ein großes Stück evangelischer Mitarbeit an diesen Gewerkschaften verknüpft ist —, kann andere evangelische Kreise nicht befriedigen. Der Lippesche Zieglerverband, die einzige Gewerkschaft mit einer Mehrheit evangelischer Mitglieder, ist als Glied der christlichen Gewerkvereinsbewegung ständig zurückgegangen und dann ausgeschieden, die Heimarbeiterinnenorganisation aber ist mehr Wohltätigkeitsverein als Gewerkschaft, sodaß sie zur Beurteilung der evangelischen Beteiligung an den christlichen Gewerkschaften nicht in Betracht gezogen werden kann. Als ich seinerzeit wenigstens von einem hervorragenden Führer der christlichen Gewerkschaften aufgefordert wurde, dort einzutreten, mußte ich dies aus evangelisch-christlichen Beweggründen ablehnen.

Auf die Frage, ob und inwieweit bei den christlichen Gewerkschaften katholische Interessen vertreten werden, will ich nicht besonders eingehen. Sie ist viel umstritten. Soviel steht aber fest, daß die christliche Gewerkschaftsbewegung nicht nur gegenwärtig in ihrer großen Mehrheit aus Katholiken besteht, sondern bestehen wird, solange sie existiert. Das evangelische Volk, auch die Arbeiterschaft, lehnt die Verbindung religiöser und politischer Probleme entschieden ab. Das beweist das Schicksal der christlich-sozialen Partei. Die christlichen Gewerkschaften werden vielleicht noch eine Reihe von Jahren hindurch zunehmen, die Verhältnisziffer zu den freien Gewerkschaften wird aber dabei nicht verbessert werden. Hierin kann mich auch der Frankfurter Arbeiterkongreß und ein etwaiger Nachfolger nicht irre machen. Wer nur ganz bestimmte Blätter, z. B. das Reich liest, mag anders denken. Wer aber weiß, daß der sozialdemokratische Metallarbeiterverband allein fast doppelt so viel Mitglieder hat, als der Gesamtverband christlicher Gewerkvereine, wird die Hoffnung auf eine große Zukunft der christlichen Arbeiterbewegung nicht teilen können.

7

Und doch — so paradox es klingen mag — bin ich dabei kein Gegner der christlichen Gewerkschaften. Sie sind einmal vorhanden und man muß jetzt mit ihnen rechnen. In den sozialdemokratischen Gewerkschaften war es für christliche Arbeiter wirklich nicht ganz leicht, tätig zu sein. Und die deutschen Gewerkvereine hatten den Charakter reiner Kassenvereine. Andererseits wollte man „christliche" Organisationen und glaubte daher, dies schon in der Firma zum Ausdruck bringen zu müssen. Das ist aus der katholischen Geschichte verständlich, wenn es auch für Wirtschaftsverbände falsch ist. Man verfiel dabei auf religiösem Gebiet in denselben Fehler, den man gegenüber den sozialdemokratischen Gewerkschaften in politischer Beziehung bekämpfte.

Aber die christlichen Gewerkschaften haben die Gesamtziffer der organisierten Arbeiter in Deutschland erhöht und dadurch die Macht der Arbeiterschaft gestärkt. Sodann haben sie dem Koalitions- und Streikrecht der Arbeiter innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zur Anerkennung verholfen. Und schließlich haben sie dazu beigetragen, gesetzliche Erschwerungen der Arbeiterverbände zu verhindern und die Stellung der Behörden zu den Arbeiterorganisationen zu modifizieren. Allerdings spielten sie in manchen Orten bei manchen Lohnkämpfen eine sehr zweifelhafte Rolle, und ihre unglaubliche Stellung zur Zollfrage wird nur durch den Zentrumshintergrund verständlich.

Die christlichen Gewerkschaften haben demnach ihre Licht- und Schattenseiten, wie die übrigen Organisationen, und daher denselben Anspruch auf Unterstützung. Freilich unter einer Voraussetzung: sie können nur als vorübergehende Erscheinungen angesehen werden. Damit vertreten wir eine Anschauung, die selbst ihr Begründer, August Brust, früher ausgesprochen hat. Die christlichen Gewerkschaften haben nur solange eine Existenzberechtigung, als in den sozialdemokratischen Gewerkschaften eine antichristliche Tendenz vorhanden ist. Wir haben keine „christlichen" Arbeitgeberverbände zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen, darum widerstreiten auch „christliche" Arbeitnehmerverbände auf die Dauer dem Gebot der Gerechtigkeit. Oder stehen noch christliche Handwerker-, Beamten-, Aerzte-, Rechtsanwalts- und Industriellenverbände in Aussicht? Warum wartet man damit so lange? Jedenfalls wurde durch die Gründung von christlichen Gewerkschaften der Verdacht genährt, daß die Kirche im Interesse des Besitzes tätig sei und die Arbeiter durch Beschwichtigungsvereine schwächen will.

Eine baldige Auflösung der christlichen Gewerkschaften wird damit nicht gefordert. Das wäre kein Glück für die Sozialreform und die deutsche Arbeiterschaft. Aber ein Kampf gegen die Gewerkvereine, welche neutral sind, und gegen diejenigen sozialdemokratischen Gewerkschaften, die der Neutralität zustreben, sollte von ihnen nicht ohne dringende Not geführt werden. Geschieht dies dennoch, dann wird die Meinung verstärkt, daß das Wort „christlich" in den Gewerkschaften nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist.

Es müßten vielmehr so bald als möglich die Wege zu einer Verständigung zwischen den christlichen Gewerkschaften und den deutschen Gewerkvereinen geebnet werden. Diese Aufgabe erscheint sehr dringend, wenn man die bitteren Auseinandersetzungen kennt, die auch zwischen diesen beiden nationalen Organisationen vorkommen. Dabei werden die Streitigkeiten, und zwar ohne Zweifel meist von der christlichen Seite, geradezu vom Zaun gebrochen. Sie liegen wahrhaftig nicht im Interesse der Arbeitersache, sondern höchstens in dem gewisser christlich-sozialer und kirchlicher Hintermänner, welche ihre Gegensätze auf einem andern Boden auskämpfen mögen.

Von einer solchen Annäherung und späteren Vereinigung hätten beide Teile ihren Vorteil. Die Gewerkvereine bekämen frische Truppen, und die christlichen Gewerkschaften gute Kassen und eine volle Unabhängigkeit von parteipolitischen und kirchlichen Faktoren. Freilich ist es nicht unmöglich, daß man eine solche Rechnung ohne den christlichen Wirt — den Katholizismus — macht. Er scheint nach den bisherigen Beobachtungen entweder nur eine christliche Gewerkschaftsbewegung mit einer katholischen Mehrheit, oder gar keine Arbeiterbewegung billigen zu wollen. Interessant sind in dieser Beziehung die Aussprüche etlicher Priester. Rhenanus berechnet in einer Schrift die Zahl der Katholiken in den christlichen Gewerkschaften (mit Einschluß der Eisenbahnerverbände) auf 120 bis 150 000 bei 190 000 Mitgliedern und bemerkt: „Dieser Umstand mache katholische Gewerkschaften überflüssig, die evangelischen Arbeiter bilden keine Gefahr für die Katholiken in den christlichen Gewerkschaften." Dabei ist er einer der tapfersten Vertreter christlicher Gewerkschaften. Und Diözesanpräses Dr. Retzbach sagt: notwendig sei, daß die christlichen Gewerkschaftsführer die Fühlung mit den Präsides der katholischen Arbeitervereine stets behielten. „Die katholischen Arbeitervereine müssen bestehen bleiben, sonst nehme ich Alles zurück, was ich zu Gunsten der christlichen Gewerkschaften gesagt habe."

Es würde also eine große Selbständigkeit der christlichen Gewerkschaften erforderlich sein, wenn die gedachte Vereinigung zur Tatsache werden soll. Kommt sie nicht zustande, dann dürfte es unschwer sein, die wahren Hinderungsgründe herauszufinden. Natürlich braucht eine große Bewegung auch einen idealen Hintergrund. Dieser könnte im nationalen Moment liegen, ohne daß man hierbei in die Fehler des deutsch-nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes zu verfallen brauchte. Der Frankfurter Arbeiterkongreß benannte sich national-christlicher Arbeiterkongreß. Genügt nicht das erste Beiwort? Es würde auch in engster Beziehung zu den sozialen Aufgaben einer deutschen Gewerkschaftsbewegung stehen.

Freilich müßten sich auch die Gewerkvereine gegenüber diesem Ideal zu ganzer Arbeit aufschwingen. Sie waren ja bisher keine Gegner der nationalen Frage, behandelten sie aber so dilatorisch, daß ihre Ortsvereine oft mehr nationale Trockenstuben als Brunnenstuben gewesen sind. Beiderseits wird man Manches abgeben und aufnehmen müssen, wenn der erste Schritt zur Vereinheitlichung der deutschen Arbeiterbewegung geschehen soll. Wenn es denn nur noch zwei Gesamtverbände gibt, einen nationalen und einen sozialdemokratischen,

dann ist die Situation viel geklärter. Tausende von Interessenten an einer mächtigen zielbewußten, nationalen Arbeiterbewegung werden dann ohne weiteres wissen, wohin sie mit ihrer Hauptarbeit gehören, und den gemeinsamen Anstrengungen wird es umso leichter gelingen, die sozialdemokratischen Gewerkschaften davon zu überzeugen, daß sie sich mit ihrer parteipolitischen Gewerkschaftsbewegung auf einem die Arbeitersache schädigenden Wege befinden.

Gegenüber den einheitlichen Arbeitgeberverbänden, der Uebermacht des konzentrierten Kapitals und der sozialen Rückständigkeit der öffentlichen Meinung bedarf es einer starken, nationalen Gewerkschaftsbewegung, welche sich auf eine kraftvolle Gegenwartspolitik beschränkt und sowohl kirchliche, als auch sozialistische Nebenabsichten ausschaltet. Sie ist entweder auf dem besprochenen Wege oder durch den Masseneintritt nationaler Arbeiter in sozialdemokratische Gewerkschaften erreichbar. Wer eine wirtschaftliche und sittliche Hebung der Arbeiterschaft wünscht, muß deren organisatorische Macht und deshalb die Vereinheitlichung der Gewerkschaftsverbände zu fördern suchen. Unter diesem Gesichtspunkt mögen sich auch evangelische Männer und Frauen anderer Volkskreise den Gewerkschaften mit Rat und Tat tapfer zur Verfügung stellen. Vielleicht schafft eine langjährige zähe Kleinarbeit, was für Deutschlands Zukunft absolut erforderlich ist: tüchtige, auf der Höhe stehende nationale Arbeiterorganisationen, die als Kulturträger einer neuen Zeit allgemein anerkannt werden.

Christian Tischendörfer

Verschiedenes

Kinder und Leute. Novellen. Von Elisabeth Siewert. Dresden, Karl Reißner. 1906. 271 S. 3, gebunden 4 Mk.

Es sind meist ganz kleine, alltägliche Motive, die Elisabeth Siewert in ihren Novellen durchbildet: Erinnerungen aus der eigenen Kinderzeit, die Träume, Enttäuschungen, das Sehnen eines Mädchens, das halb Kind halb Dichterin ist, Bilder, Szenen, Erlebnisse der kleinen Leute auf dem Dorf. Nichts Weltbewegendes, keine erschütternde Tragik, kein Blick in die Abgründe oder auf die Gipfel des Daseins.

Gerade in dieser Enge fühlt sich die Dichterin wohl, denn hier ist sie Herrin. Hier kennt sie Alles: Landschaft, Menschen, diese eigentümliche Mischrasse an der Ostgrenze des Reichs, das bleibend Menschliche in den trivialen Dingen des Alltags, die Sonntagsstimmung, die ein Dichterauge überall zu finden weiß. Wer ihr in diese kleine Welt folgt, wird sich reich belohnt sehen, weniger durch das Gegenständliche als durch das Zuständliche in diesen anspruchslosen Geschichten. In ihrer Schilderung offenbart sich eine feine Künstlerhand, die ihre eigenen Mittel der Darstellung besitzt. Dahinter liegt eine anmutig-ernste Seele, blickt ein geistiges Profil von kräftigem Schnitt und klarer, sicherer Bildung. Möchte die Dichterin, ohne die Grenzen ihrer Begabung gewaltsam zu sprengen, nach Größerem ausschauen, bedeutendere Erfindung anstreben. Geschichten wie „Der Sohn" und „Der Friedensstifter" scheinen mir eine Entwicklung in dieser Richtung zu verheißen.

Otto Frommel

Der Kuppelhof. Roman von Alfred Bork. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 227 S. 3 Mk.

Ein gut gezeichnetes Bild aus dem hessischen Dorfleben. Die Höhe manches Vorgängers erreicht dieser Bauernroman nicht; er greift längst nicht so weit und so tief wie etwa Polenz' Büttnerbauer. Aber auch die Fehler anderer Vorgänger sind vermieden; mit feinem Wirklichkeitssinn ist Bauernart auf dem Hintergrund von Brauch und Sitte naturtreu geschildert; Uebertreibungen nach dem Naturalismus hin sind dabei durchaus vermieden. Das Arrangement der Erzählung und die hessische Lokalfarbe sind geschickt als Mittel benutzt, um auch dem Leser, der ähnliche Dorfgeschichten schon reichlich kennt, Interesse abzunötigen.

Martin Schian

Kleine Mitteilungen. Der Aufsatz über Kirchen und Sekten in Nordamerika von dem Heidelberger Nationalökonomen Max Weber ist, wie er in dieser und der nächstfolgenden Nummer erscheint, ein durchgesehener und mit starken Zusätzen erweiterter Abdruck aus der Frankfurter Zeitung. Wir haben ihn uns ausgebeten einmal rein um seines Inhalts selbst willen. Sodann aber auch, um unseren amerikanischen Freunden zu zeigen, was uns eigentlich an ihnen interessiert. Es ist nämlich eine wunderliche Erfahrung, die man als Vertreter einer deutschen kirchlichen Zeitschrift macht, daß man auf die Bitte nach Amerika hinüber, doch auch von drüben her unserer Wißbegier entgegenzukommen, immer wieder die ratlose Antwort erhält: Ja was interessiert euch Deutsche, euch Europäer eigentlich an unserm religiösen und kirchlichen Wesen? Es ist uns trotz wiederholter Korrespondenzen noch nicht gelungen, auf diese Frage einen Bescheid zu geben, der die gewünschte Wirkung erzielt hätte. Vielleicht kommen uns da die Beobachtungen und Urteile des Herrn Professors Weber zu Hilfe. Das ists, was uns als Christen Europas an dem Christentum der Amerikaner interessiert: so in seiner intimen Art, so in seinen schwachen und starken Seiten, so in Allem, was uns fremd und doch auch wieder verwandt ist, wollen wir es sehen. Wenn aber unsern amerikanischen Lesern das nicht gefallen sollte, was Herr Professor Weber über sie gesagt hat, — was ich nicht hoffe — dann mögen sie sich wehren. Aber so, daß sie uns wirklich Neues zeigen, das wir noch nicht oder nicht so gesehen haben, und Unverstandenes unserm Verständnis erschließen. Die Wichtigkeit ihrer Entwickelung und ihrer innern Zustände auch für uns haben wir längst angefangen zu begreifen. —

Kattenbusch hat in Nr. 22 Sp. 519 einer kleinen Schrift von Lasson aus dem Jahre 1868 gedacht. Es trifft sich gut, daß sie soeben in der trefflichen Deutschen Bücherei (vgl. Nr. 48 Sp. 1144 v. J.) neu und überaus billig herausgekommen ist: Das Kulturideal und der Krieg. Von Adolf Lasson. 135 S. 25, gebunden 50 Pfg. Berlin SW, Expedition der Deutschen Bücherei. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 25 Marburg i. H., den 21. Juni 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Zartgefühl

Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen. Matth. 7, 6.

Als Jesus vor Herodes stand, schwieg er beharrlich. Er kannte diesen Tyrannen mit dem gemeinen Sinn; ihm gab er kein Zeichen, ihm gönnte er kein Wort. Sein heiliges Wesen war zu gut und hoch dafür, die Perlen seiner Rede zu wertvoll. So mag das Leben uns wohl manchmal mit Menschen zusammenführen, deren rohe Gemeinheit und freche Brutalität uns erschrecken und stille machen kann. Ihnen unser Heiligstes aufdecken, hieße Perlen vor die Säue werfen. Aber Niemand mache aus unserem Heilandswort ein Buchstabengesetz! Es ist schon manchmal auch dagewesen, daß ein kräftig Wort heiliger Entrüstung und mutigen Glaubens eine Gesellschaft roher Spötter zum Schweigen brachte. Nur das wollen wir uns gesagt sein lassen: Halte dein Heiliges heilig und gib es nicht ohne Zartgefühl den Augen und Ohren Unberufener preis. Christen, die mit ihrem Innenleben Reklame machen, können sich nicht beschweren, wenn es von unsauberen Händen beschmutzt wird.

A E

„Kirchen" und „Sekten" in Nordamerika

Eine kirchen- und sozialpolitische Skizze

2

Was ist also, auf dem Boden des abendländischen Christentums, eine „Sekte" im Gegensatz zu einer „Kirche?"

Weder die bloße Beschränktheit der Bekennerzahl — die Baptisten sind eine der stärksten aller protestantischen Denominationen — noch das staatskirchenrechtliche Merkmal der fehlenden „Anerkennung", d. h. Privilegierung, durch den Staat — die in Amerika ja allen Denominationen gemeinsam ist — können schon *an sich* entscheidend sein. Allerdings wissen wir, daß der *Umfang* einer sozialen Gruppe auf ihre innere Struktur den einschneidendsten Einfluß zu haben pflegt. Und die Beschränkung der Größe der kirchenrechtlichen Einheit, der Gemeinde, auf einen solchen Umfang, daß alle Mitglieder einander *persönlich kennen*, und also ihre „Bewährung" gegenseitig beurteilen und kontrollieren können, gehörte von jeher zu den Fundamentalprinzipien des Täufertums und, in Form der Bildung der sogenannten class meetings, in denen die Mitglieder, ursprünglich wöchentlich, eine Art gegenseitiger Beicht-Kontrolle ausübten, auch des genuinen Methodismus, ebenso aber der ecclesiolae des Pietismus. Man braucht den Berliner Dom nur anzusehen, um zu wissen, daß jedenfalls nicht in diesem cäsaropapistischen Prunksaal, sondern weit eher in den kleinen, jeden mystischen Schmuckes entbehrenden Betsälen der Quäker und Baptisten der „Geist" des Protestantismus in seiner konsequentesten Gestaltung lebendig ist. Die starke Ausdehnung der Anhängerschaft des Methodismus, der, in seinen verschiedenen Ausprägungen, eine eigenartige Mischung „kirchen"- und „sekten"-hafter Prinzipien darstellt, hat andererseits das heute zweifellose Ueberwiegen der ersteren sichtlich begünstigt. Allein die bloße Tatsache der kleinen Zahl an sich steht zwar in engem Zusammenhang mit dem inneren „Wesen" des Sektentums, ist aber dieses selbst noch nicht. Was ferner das Verhältnis zum Staat anlangt, so kann die „Kirche" natürlich das *faktische* Fehlen der staatlichen „Anerkennung" mit der „Sekte" teilen: — der wirkliche Unterschied beider liegt auch hier darin, daß, was für die „Kirche", die lutherische und reformierte ebenso wie die katholische, „Zufall" und ihrer ganzen Struktur nach Prinzipwidrigkeit, für die „Sekten" umgekehrt Ausfluß eines religiösen Gedankens ist. Für alle aus der großartigen volkstümlichen Bewegung des Täufertums hervorgegangenen Sekten ist die „Trennung von Staat und Kirche" dogmatischer Grundsatz, für die radikal pietistischen Gemeinschaften (calvinistische Independenten und radikale Methodisten) wenigstens Strukturprinzip.

Eine „Kirche" will eine „Anstalt" sein, eine Art göttlicher Fideikommißstiftung zur Seelenrettung der Einzelnen, die in sie *hineingeboren* werden und für sie prinzipiell *Objekt* ihrer an das „Amt" gebundenen Leistung sind. Eine „Sekte" — nach der hier ad hoc geschaffenen Terminologie, die selbstredend von den „Sekten" selbst nicht verwendet werden würde — ist dagegen eine freie Gemeinschaft lediglich religiös *qualifizierter Individuen*, in welche der Einzelne kraft beiderseits freier Entschließung *aufgenommen* wird. Die geschichtlich gegebenen Ausprägungen des religiösen Gemeinschaftslebens fügen sich — wie immer, so auch hier — dem begrifflichen Gegensatz durchaus nicht einfach als Exemplare ein. Man kann immer nur fragen, in welchen Hinsichten eine konkrete Denomination dem einen oder anderen „Typus" entspricht oder nahesteht. Aber der prinzipielle Gegensatz des Grundgedankens macht sich immer wieder fühlbar. Während die Taufe ausschließlich auf Grund eines freien Entschlusses *erwachsener* Bekenner das adäquate Symbol des spezifischen „Sekten"-Charakters des Täufertums war, zeigt z. B. die innere Unwahrheit der „Konfirmation", deren Verlegung aus dem Kindheitsalter bekanntlich auch Stoecker befürwortet, den inneren Widerspruch dieses nur formal „spontanen" Bekenntnisses gegen die Struktur unserer „Kirchen", die, eben als solche, nie prinzipiell über die keineswegs so sehr „naive" bäuerliche Vorstellung hinausgelangen können, wonach der Pfarrer, als Verwalter jenes göttlichen Fideikommisses, *mehr* glauben müsse als die Gemeinde und, kraft besonderer Gnadengaben, dazu auch imstande sei. Der „Universalismus" der „Kirchen" läßt ihr Licht über Gerechte und Ungerechte

scheinen: nur die offene Auflehnung gegen ihre Autorität, wie sie auch in notorischer und hartnäckiger Unbußfertigkeit sich äußert, führt zur „Bannung“. Die Gemeinschaft der „Wenigen, die auserwählt sind,“ bleibt, als die „unsichtbare Kirche“ in ihrem Bestande nur Gott bekannt. Für die genuine „Sekte“ ist dagegen die „Reinheit“ ihres Personalbestandes Lebensfrage: in der Periode der Bildung der pietistischen Sekten war das treibende Motiv stets das tiefe Grauen davor, mit einem „Verworfenen“ das Abendmahl zu teilen oder gar es aus der Hand eines Verworfenen, eines beamteten „Mietlings“, dessen Wandel nicht die Zeichen der Erwählung an sich trug, zu empfangen. Die „Sekte“ will religiöse „Elite“ sein, die „unsichtbare Kirche“ sichtbar in der Gemeinschaft der „bewährten“ Mitglieder dargestellt sehen. Unerträglich muß ihr die Einmischung nicht religiös Qualifizierter in ihr inneres Leben, vor Allem deshalb jede Beziehung zu irdischen Gewalthabern sein: — der Satz „Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menschen“, dessen verschiedene Auslegungen und Ausdeutungen, in gewissem Sinn, die ganze Kulturmission des westeuropäischen Christentums in sich schließen, gewinnt hier seine spezifisch anti-autoritäre Note.

Die ausschließliche Schätzung des Menschen lediglich nach den religiösen Qualitäten, die er in seiner Lebensführung bewährt, schneidet notwendig jeder feudalen und dynastischen Romantik die Wurzel ab. Der Abscheu vor jeder Art von „Kreaturvergötterung“ war zwar weder auf die „Sekten“ in unserem technischen Sinn beschränkt, noch ist er allen sektenartig konstruierten Gemeinschaften ohne Weiteres eigen. Er ist vielmehr Attribut jeder dem Wesen nach asketischen Religiosität und bei den calvinistischen Puritanern direkte Konsequenz des Prädestinationsgedankens, vor dessen fürchterlichem Ernst alles „Gottesgnadentum“ irdischer Instanzen als blasphemischer Schwindel in Nichts zerfallen mußte. Aber allerdings gewann jene Stimmung auf dem seiner Natur nach anti-autoritären Boden des Sektentums erst seine vollste Ausprägung. Wenn der Quäker um der strikten Versagung aller höfischen oder dem Hofleben entstammenden Ehrfurchtsformen willen nicht nur die Märtyrerkrone, sondern die so viel schwerere Last der alltäglichen Verspottung auf sich nahm, so geschah dies aus der Ueberzeugung, daß jene Ehrfurchtsbezeugungen Gott allein gebührten und es eine Beleidigung seiner Majestät sei, sie einem Menschen zu gewähren. Die unbedingte Ablehnung aller solcher Anforderungen des Staats, welche „gegen das Gewissen“ gehen, und die Forderung der „Gewissensfreiheit“ als absolut gültigen Rechts des Einzelnen gegen den Staat war nur auf dem Boden des Sektentums konsequent als eine positiv religiöse Forderung denkbar. Sie war am folgerichtigsten in der Quäker-Ethik fundamentiert, zu deren Leitsätzen es gehörte, daß, was für den Einen Pflicht, für den Andern verboten sein kann, wenn bei jenem das Tun, bei diesem aber das Unterlassen der Stimme seines eigenen sorgsam erforschten Gewissens entspricht. Die Autonomie des Individuums erhielt so einen nicht im Indifferentismus, sondern in religiösen Positionen ruhenden Ankergrund, und der Kampf gegen alle Arten „autoritärer“ Willkür wuchs zur Höhe einer religiösen Pflicht empor. Und zugleich gewann so der Individualismus in der Zeit seiner heroischen Jugend eine eminente gemeinschaftsbildende Macht. Dem leicht mit ethischer Genügsamkeit sich verkoppelnden Universalismus der „Kirche“ trat bei der Sekte ein mit ethischem Rigorismus gepaarter Propagandismus gegenüber: am folgerichtigsten wiederum in der Ethik der Quäker entwickelt in dem Gedanken, daß Gott sein „inneres Licht“ auch denen mitteilen könne, zu welchen das Evangelium nie gedrungen sei: nicht objektivierte Urkunden und Traditionen, sondern das religiös qualifizierte Individuum gilt eben als Träger der ewig sich fortsetzenden, nie vollendeten Offenbarung. Die „unsichtbare“ Kirche ist also hier größer als die „sichtbare“ Sekte, und es gilt, ihre Angehörigen zu sammeln: die protestantische Mission ist dem Schwerpunkt nach nicht aus den Kreisen der korrekten, an die parochiale Fixierung ihres „Amts“ gebundenen „Kirchen“, sondern von seiten des Pietismus und der Sekten aufgenommen worden. Welche mächtige ökonomische Interessen dabei die sektenmäßige Form der Gemeinschaftsbildung in ihren Dienst nahm, zeigten wohl die Beispiele, welche eingangs dieser Zeilen angeführt wurden. Die Sekte selbst ist ein ihrer Natur nach „partikularistisches“ Gebilde, — aber die Sekten-Religiosität ist eine der spezifischsten Formen lebendiger, nicht nur traditioneller, „Volks“-Religiosität. Die Sekten allein haben es fertig gebracht, positive Religiosität und politischen Radikalismus zu verknüpfen, sie allein haben vermocht, auf dem Boden protestantischer Religiosität breite Massen und namentlich: moderne Arbeiter, mit einer Intensität kirchlichen Interesses zu erfüllen, wie sie außerhalb ihrer nur in Form eines bigotten Fanatismus rückständiger Bauern gefunden wird. Und darin ragt ihre Bedeutung über das religiöse Gebiet hinaus. Nur sie gaben z. B. der amerikanischen Demokratie die ihr eigene elastische Gliederung und ihr individualistisches Gepräge. Einerseits stellte der Gedanke, daß lediglich die von Gott dem Individuum verliehenen religiösen Qualifikationen allein über sein Seelenheil entscheiden, daß keinerlei sakramentale Magie ihm darin nützen könne, daß nur sein praktisches Verhalten, seine „Bewährung“ ihm ein Symptom dafür sein könne, daß er auf dem Wege des Heils sei, den Einzelnen in der ihm wichtigsten Angelegenheit absolut auf sich selbst allein; andererseits wurde ausschließlich diese sich „bewährende“ Qualifikation des Individuums Grundlage des sozialen Zusammenschlusses der Gemeinde. Und nach dem Schema der „Sekte“ ist nun die ungeheure Flut sozialer Gebilde konstituiert, welche alle Winkel des amerikanischen Lebens durchdringen.

Wer sich unter „Demokratie“, wie unsere Romantiker es lieben, eine zu Atomen zerriebene Menschenmasse vorstellt, der irrt sich, soweit wenigstens die amerikanische Demokratie in Betracht kommt, gründlich: nicht die Demokratie, sondern der bureaukratische Nationalismus pflegt diese Konsequenz des „Atomisierens“ zu haben, die alsdann durch die beliebte Oktroyierung von „Gliederungen“ von oben herab nicht beseitigt wird. Die genuine amerikanische Gesellschaft — und es ist hier gerade auch von den „mittleren“ und „unteren“ Schichten der Bevölkerung die Rede — war niemals ein solcher Sandhaufen, niemals auch ein Gebäude, wo Jeder, der da kommt, unterschiedslos offene Türen findet: sie war und ist durchsetzt mit „Exklusivitäten“ aller Art.*) Nirgends bekommt — wo die alten Verhältnisse noch

---

*) Hier liegen einige jener Differenzpunkte, über welche ich, wäre ich nicht durch andre Arbeiten erschöpfend in Anspruch genommen, mich gern bei dieser Gelegenheit mit dem Vortrag meines Freundes und Kollegen Troeltsch auf dem Breslauer Evangelisch-sozialen Kongreß auseinandersetzen würde. An dieser Stelle sei nur angedeutet, daß die ständige Identifizierung von „konservativ“ und „aristokratisch“ bei ihm (wie bei so vielen Andren) zu manchen anfechtbaren Thesen führt. Daß beide Begriffe aber durchaus nicht identisch sind, und nur in Folge der heutigen historischen Konstellation bei uns in Deutschland so oft identifiziert zu werden pflegen, ist meines Erachtens nicht bestreitbar. Eine „volle“ Demokratie — nach dem üblichen Sinn dieses Wortes — ist in mehr als einem Sinne geradezu das „konservativste“ Gebilde, das es gibt, und die soziale, ökonomische, politische Differenzierung stellt ihr gegenüber einen revolutionierenden Entwicklungsprozeß dar. Des Weiteren ist auch der Sprachgebrauch bezüglich der Worte „Aristokratie“ und „Demokratie“ meines Erachtens bei Troeltsch (und vielen Andren) zu undifferenziert: setzt man Aristokratie einfach = soziale Exklusivität einer Menschengruppe, dann ist zunächst zu unterscheiden, ob sich die Zugehörigkeit zu jener Gruppe an persönliche Qualitäten oder Leistungen des Einzelnen anknüpft (Prädestination, „Bewährung“ in religiöser, geschäftlicher, sportlicher, „menschlicher“ 2c. Hinsicht), oder ob durch die erblich überkommene soziale Schichtung ihm zugekommene Qualifikationsmerkmale oder die ihm zugerechnete soziale Position seiner Vorfahren 2c. 2c., kurz ob — nicht die Qualität der Person, sondern — ihre Position die exklusive Gruppe konstituieren. An das letztere Merkmal pflegen wir zu denken, wenn wir von „Aristokratie“ reden, — bei Licht besehen: merkwürdig genug! denn von einer Gemeinschaft persönlicher ἄριστοι ist dabei ja keineswegs in der Art die Rede, wie bei jener andren, den übernommenen Exklusivitäten der amerikanischen „Demokratie“ eignen Form. Selbst die Millionärsklubs drüben machen noch nicht unbedingt eine Ausnahme: man kann leicht bemerken, daß, während bei uns erst dem Enkel des „Parvenu“ die Weihe des Bluts zuerkannt wird, das genuine Amerikanertum umgekehrt nicht sowohl die Million und den Mann in Millionärsposition, sondern den Mann, der die Million zu erwerben verstand, schätzt. Will man also, wie auch Troeltsch es tut, die Stellung des Christentums zur „Demokratie“ oder „Aristokratie“ erörtern, so wird neben den sehr verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Demokratie“ auf dem Boden des ihr üblicherweise entgegengesetzten Begriffes „Aristokratie“ doch wohl die „Positions“- und die „Qualitäts“-Aristokratie

bestehen — der Einzelne endgiltig Boden unter die Füße, weder auf der Universität noch im Geschäftsleben, wenn es ihm nicht gelingt, in einen **sozialen Verband**, früher fast stets kirchlicher, heute irgendwelcher anderen Art, hineinballotiert zu werden und sich darin zu **behaupten**. Und in der inneren Eigenart dieser Verbände waltet der alte „Sektengeist" mit schonungsloser Konsequenz. Stets sind sie „Artefakte", in der Terminologie von Ferdinand Tönnies gesprochen: „Gesellschaften" und nicht „Gemeinschaften". Das heißt: sie ruhen weder auf „Gemüts"-Bedürfnissen noch erstreben sie „Gemütswerte"; der Einzelne sucht **sich selbst** zu behaupten, indem er sich der sozialen Gruppe eingliedert; es fehlt jene undifferenzierte bäurisch-vegetative „Gemütlichkeit", ohne die der Deutsche keine Gemeinschaft pflegen zu können glaubt. Die kühle **Sachlichkeit** der Vergesellschaftung fördert die präzise Einordnung des Individuums in die Zwecktätigkeit der Gruppe — sei diese Football-Club oder politische Partei —, aber sie bedeutet keinerlei Abschwächung der Notwendigkeit für den Einzelnen, für seine Selbstbehauptung konstant besorgt zu sein: im Gegenteil, gerade **innerhalb** der Gruppe, im Kreise der Genossen, tritt diese Aufgabe, **sich** zu „**bewähren**", erst recht an ihn heran. Und nie ist daher der soziale Verband, dem der Einzelne zugehört, für ihn etwas „Organisches", ein mystisch über ihm schwebendes und ihn umschließendes Gesamtwesen, **stets** vielmehr ganz bewußt ein Mechanismus für seine eigenen, materiellen oder ideellen **Zwecke**. So auch die höchsten sozialen Körper, im Verhältnis zu denen sich die typische „Respektlosigkeit" des modernen Amerikaners so energisch manifestiert: Wechsel diskonticren ist ein business, und Verfügungen in staatliche Akten schreiben ist auch ein business, und das letztere ist durch keinerlei „Weihe" von dem ersten unterschieden. Und: „es geht auch so"! — wie unbefangene deutsche Beamte, wenn sie die ausgezeichnete Arbeit, die von amerikanischen Officers geleistet wird und für unser Auge unter der dicken Kruste von großstädtischer Korruption, Parteigetriebe und bluff verborgen sich vollzieht, kennen lernen, sehr regelmäßig mit großem Erstaunen zuzugestehen pflegen.

Gewiß: der demokratische Charakter Nordamerikas ist durch den **kolonialen** Charakter seiner Kultur bedingt und zeigt daher die Neigung, gemeinsam mit diesem sich abzuschwächen. Und ferner: auch von jenen speziellen amerikanischen Eigentümlichkeiten, die hier besprochen wurden, ist ein Teil durch die nüchterne pessimistische Beurteilung der Menschen und alles Menschenwerks, die allen, auch den „kirchlichen" Ausprägungen des Puritanismus eignet, bestimmt. Aber jene Verbindung der innerlichen Isolierung des Individuums, die ein Maximum von Entfaltung seiner Tatkraft nach außen bedeutet, mit seiner Befähigung zur Bildung von sozialen Gruppen von festestem Zusammenhalt und einem Maximum von Stoßkraft — sie ist, in ihrer höchsten Potenz, zuerst auf dem Boden der Sektenbildung gewachsen.

Wir modernen, religiös „unmusikalischen" Menschen sind schwer imstande, uns vorzustellen oder auch nur einfach zu **glauben**, welche gewaltige Rolle in jenen Epochen, wo die Charaktere der modernen Kulturnationen geprägt wurden, diesen religiösen Momenten zufiel, die damals, als die Sorge für das „Jenseits" den Menschen das Realste von Allem war, was es gab, Alles überschattete. Es ist und bleibt unser Schicksal, daß, aus zahlreichen historischen Ursachen, die religiöse Revolution damals für uns Deutsche eine Entwicklung bedeutete, die nicht der Tatkraft der Individuen, sondern dem Nimbus des „Amts" zu gute kam, und daß Hand in Hand damit jene Situation entstand, welche, weil die religiöse Gemeinschaft nach wie vor nur als „Kirche", als Anstalt, bestand, alles Streben nach Emanzipation des Einzelnen von der „Autorität", allen „Liberalismus" im weitesten Sinne des Wortes, in die Bahn der **Feindschaft** gegen die religiösen Gemeinschaften treiben **mußte** und zugleich ihm selbst die Entwicklung jener gemeinschaftsbildenden Kraft vorenthielt, welche — neben anderen historischen Faktoren! — auch die Schule des „Sektentums" der in all diesen Beziehungen so ganz andersartigen angelsächsischen Welt gewährt hat. Diese Entwicklung ist heute auf dem Gebiet des religiösen Gemeinschaftslebens selbstverständlich nicht „nachzuholen", auch wenn Jemand es wollte. Heutige „Freikirchen" würden keine „Sekten" werden wollen und können. Eine an Goethe sich orientierende „Bildungsreligion" vollends ist dem genuinen Sektentum ebenso absolut entgegengesetzt, wie jede, und gerade eine liberale, Theologie. Gewiß, auch die Sekten sind der Entwicklung einer eigenen Theologie nicht entgangen. Aber gegen Nichts protestiert die genuine und konsequente „Sekte" leidenschaftlicher als gegen die **Schätzung** der gelehrten Analyse des Religiösen. Die religiöse Qualifikation der **Persönlichkeit**, und nicht irgendwelches gelehrte Wissen, legitimiert zur Leitung der Gemeinde, — für diesen Grundsatz haben alle Spielarten des spezifischen protestantischen Sektentums gestritten; deshalb spitzte sich z. B. der Kampf der „Heiligen" Cromwells zuletzt direkt zu einem Kriege gegen die Theologie, gegen das „Amt", gegen den „Zehnten", der das „Amt" trägt, und damit gegen die ökonomischen und ideellen Grundlagen der politisch und geistig gebildeten leisure classes und speziell der Universitäten zu. Es war der tragische innere Bruch in Cromwells Lebensarbeit, daß er an diesem Punkte sich, als „Realpolitiker", von den Seinen trennen mußte. Denn es bedeutete, daß er die religiösen Postulate an **außer**-**religiösen** politischen und geistigen **Kulturwerten** maß. Daher der Ausspruch auf seinem Totenbett: daß er **einst** „in der Gnade gestanden" habe. Aber über Eins ist keine Täuschung zulässig: auch alle heutigen Argumentationen gegen die „Enge" und „Abstrusität" des Sektentums, die wir von den besten und „modernsten", dogmatisch ungebundensten Vertretern des Ideals der universalistischen evangelischen „Kirche" hören, bedeuten ganz das Nämliche: Kulturwerte und nicht genuine religiöse Bedürfnisse sind für sie das Ausschlaggebende.

Ein „Werturteil" über die „Sekten"-Religiosität als solche liegt mir hier fern. Die eingangs gebrauchten Beispiele sind, wie Jeder zugeben wird, keineswegs so gewählt, daß sie an und für sich ihr Sympathie erwecken müßten. Sie würden den in Deutschland dem „Puritanismus" gegenüber landesüblichen Glauben, daß er im Grunde eitel „Heuchelei" gewesen sei und noch sei, eher verstärken können. Nun — diese törichte Vorstellung bei dieser Gelegenheit zu bekämpfen war eben nicht meine Absicht; meine persönliche Ansicht aber ist, daß überall, **wo und wie immer** intensive religiöse Bewußtseinsinhalte äußere soziale Gestaltung gefunden haben und finden und sich nun — mit oder ohne ihr Wissen und Wollen — mit den politischen, ökonomischen und „gesellschaftlichen" Interessen verquicken, in jener Hinsicht in ganz dem gleichen Maße „mit Wasser gekocht" worden ist und wird: nur eben, was heute gern vergessen wird, nicht **nur** mit Wasser. Käme es auf „Bewertung" an, dann wäre doch sehr die Frage, ob für den, der „religiöse" **Inhalte** nicht mit der formalen psychologischen Qualität solcher ästhetischer Dämmer-Stimmungen verwechselt, wie sie heute wieder so gern durch musikalische und optische Mystifizierung erzielt werden, nicht z. B. das „nüchterne" Meeting der Quäker, welches das „Gemachte" und „Gewollte" des religiösen Miteinander immerhin auf ein Minimum reduziert und oft nur in tiefem Schweigen und Sinnen besteht, die adäquateste Form des „Gottesdienstes" sein müßte. Müßte! — denn im allgemeinen gilt doch, daß, auch wo der „moderne" Mensch im konkreten Fall wirklich (oder, zuweilen, nur vermeintlich) religiöses „Gehör" besitzt, er doch jedenfalls absolut kein „religiöses **Gemeinschaftswesen**" ist und **deshalb** für die „Kirche" — von der er Nichts merkt, wenn er nicht will —, nicht aber für irgend welche Art von „Sekte" prädestiniert zu sein pflegt. Aber einer Täuschung darüber, daß es eben **dies** Moment, in Verbindung mit dem absoluten, nur nach dem für den „korrekten" Staatsbürger Ueblichen und Rätlichen fragenden Indifferentismus, also die **Schwäche der religiösen** Motive, ist, was die „Landeskirche" und nicht nur sie, sondern die „Kirche" überhaupt, für alle absehbare Zukunft begünstigt, sollten wir uns nicht hingeben.

Dabei möchte ich, möglicher Mißverständnisse halber, hinzufügen, daß es mir keineswegs unbekannt ist, daß auch eine höchst ideologische Theorie des Landeskirchentums unter genuin

scharf zu scheiden, der Begriff des „Konservativen" aber zunächst sorgsam davon fernzuhalten sein.

religiösen Gesichtspunkten, ausgehend grade von der absoluten Irrationalität des religiösen Individuums und seiner Erlebnisse, und fortschreitend zu der Konsequenz, daß ein auf bestimmte Merkmale des Glaubens oder Handelns hin als „Verein" (Sekte) *paktierter* Zusammenschluß daher dem eigenen Wesen des Religiösen zuwiderlaufe, sehr wohl durchführbar ist. Die tiefe innere Unaufrichtigkeit jenes Landeskirchentums, wie wir es selbst bei solchen, von subjektiv unzweifelhaft ernstgemeintem Reformeifer erfüllten, Neuerern wie seiner Zeit Friedrich Wilhelm IV. und jetzt etwa Stoecker vertreten finden, liegt sicher nicht schon an sich im „Begriff" des Landeskirchentums als solchen, sondern sie liegt in der ganz naiven und massiven „Schlangenklugheit", welche für die postulierte, *exklusive*, „gläubige" Kirche nun doch auch das Monopol auf die Kultusbudgets und — was wichtiger ist, denn diese materiellen Potenzen entscheiden gerade hier keineswegs — die *weltliche Privilegierung* im staatlichen und gesellschaftlichen Leben „mit in den Kauf nimmt" und dann doch, eben weil sie, trotz ihrer „Exklusivität", ja „*Kirche*" ist und sein will, in ihren religiösen Ansprüchen an die in der „Welt" privilegierten Schichten jene erastianische „Genügsamkeit" pflegt, die z. B. Stoecker in seinen Aeußerungen über Moltke seiner Zeit so klassisch zum Ausdruck brachte.

Das oben Gesagte gilt meines Erachtens aber trotzdem nicht nur für solche Karrikaturen objektiv „echten" christlichen Reformeifers, sondern für die heutige Stellung der „Gebildeten" zu dem *empirisch gegebenen* Landeskirchentum überhaupt. Damit möchte ich aber — und auf die Beseitigung dieses möglichen Mißverständnisses kam es mir an — *nicht* etwa so verstanden werden, als glaubte ich, daß etwa alle Diejenigen, welche ihre Lebensarbeit in den Dienst eines — idealen — Landeskirchentums gestellt haben, diese Position nur von außerreligiösen Kulturwerten aus gewinnen könnten: das entspräche den Tatsachen, wie ich sehr wohl weiß, nicht. Aber für jene von der Irrationalität der religiösen Persönlichkeit ausgehende Anschauung muß dann Rothes „Maximum von Religion bei einem Minimum von Kirche" doch wohl die unentrinnbare Konsequenz sein, — und das hat, neben den Gedanken des Sektentums gehalten, für die religiöse Durchdringung des sozialen Lebens „von unten herauf" Folgen, die, wie mir scheint, auf der Hand liegen.

Max Weber

Zur Eidespraxis

1

Anknüpfend an den *Forelschen* Fall der Eidesverweigerung, bemerkte der Herr Herausgeber in Nr. 7 dieser Zeitschrift, daß die Kirche und christliche Gesellschaft nicht aufhören dürfe, gegen den unleidlichen Zustand der Eideserzwingung und überhaupt der Eidesmißbräuche zu protestieren. So dachte auch eine Reihe von Teilnehmern der Hauptversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft von 1903, die im Anschluß an die Ausführungen von Landgerichtsrat *Kulemann* ihre Stimme energisch gegen das Unwesen erhoben, das in der heutigen Eidespraxis mit ihrem absoluten Zwang und der unterschiedslosen Anwendung dieses Mittels zur Wahrheiterforschung herrscht. Sie blieben damals in der Minderheit und die Versammlung brachte es nur zu dem sehr allgemeinen Beschluß: „*Es ist auf tunlichste Verminderung der Eide Bedacht zu nehmen.*"

Oberlandgerichts-Präsident a. D. Hamm, einer der ersten Juristen Deutschlands und Herausgeber der Deutschen Juristenzeitung, nahm bei der letzten Versammlung derselben Gesellschaft, Oktober 1905, die Frage nach einigen bestimmten Seiten wieder auf unter dem Thema: „*Die Eidesnot in Strafsachen.*" Er bemerkte dabei einleitend: Mancher religiöse gewissenhafte Mann empfinde es als einen schweren Druck, Angaben, welche er über vielleicht ganz unbedeutende und weit zurückliegende Vorkommnisse auf Grund seiner Erinnerung nach bestem Wissen gemacht habe, unter Berufung auf seinen Gott beteuern zu müssen. Weit schlimmer sei die Zwangslage eines Mannes, welcher mit dem religiösen Glauben gebrochen habe und, ungeachtet er dies erkläre, gezwungen werde, ein Wesen, an das er nicht glaube, als seinen Eideshelfer anzurufen, wie das peinliche Gefühl der Richter und der Beteiligten bei der Abnahme eines solchen Eides. So kämen die Beschwerden über den jetzigen religiösen Eid und über die Ausdehnung, in welcher er von der Justiz zur Anwendung gebracht werde, von völlig entgegengesetzten Seiten. Viele erachteten es für eine ungerechtfertigte und unerträgliche Zumutung, daß der Staat auf diese Weise das religiöse Gefühl des Einzelnen als ein Mittel zur Erforschung der Wahrheit ausnutze, und wohl Alle erklärten die Erzwingung des religiösen Eides auch von dem Ungläubigen für eine schwere Bedrückung des Ungläubigen und nicht minder für eine Verletzung des religiösen Gefühls der Gläubigen.

Er selbst wendete sich nun gegen eine der schlimmsten Formen der Eidesnot, nämlich gegen die *Vereidigung von Zeugen, deren Aussagen das Gericht als wissentlich falsch erkannt habe.* Für diese besonders schwere subjektive Eidesnot, für diese selbst bei Einführung des bürgerlichen Eides bestehenbleibende Eides- und Gewissensnot des Richters müsse unbedingt Abhilfe geschafft werden. Er zeigte sodann an mehreren vorgekommenen Fällen, in welch unerträglicher Zwangslage sich das Gericht befinde, wenn es von einem Zeugen die Eidesleistung fordere und erzwingen müsse, obschon es sämtlichen Richtern ganz unzweifelhaft sei, daß der Zeuge wissentlich falsch schwöre, und welch erschütternden Eindruck dies und die dann vielfach unmittelbar nach Leistung des Eides erfolgende Verhaftung des Zeugen auf alle an der Verhandlung Teilnehmenden mache. Es handele sich nicht bloß um gekaufte *Entlastungs*-Zeugen, sondern ebenso auch um *Belastungs*-Zeugen, die aus Haß gegen den Angeklagten oder, um sich selbst zu retten, wissentlich falsch zum *Nachteil* des Angeklagten aussagten. Insbesondere komme es nicht selten vor, daß Beamte oder Privatpersonen, denen mit Recht schlimme Dinge nachgesagt, oder die mit Recht wegen strafbarer Handlungen angezeigt seien, Strafantrag gegen die Verbreiter oder Anzeigenden stellten und dann in dem gegen diese wegen Verleumdung oder wissentlich falscher Anschuldigung eingeleiteten Strafverfahren, um sich vor Schande und Strafe zu schützen, dem geführten Wahrheitsbeweis gegenüber als Zeugen aufträten und wissentlich falsch schwüren. In allen solchen Fällen verlange das Gesetz, daß der Richter den Zeugen auffordere und zwinge, seine nach der Ueberzeugung des Richters wissentlich falsche Aussage zu beschwören und damit die schwere Sünde und das schwere Verbrechen eines Meineides auf sich zu laden. Die Handlung des Richters erfülle völlig und wegen des ausgeübten Zwangs in schwerster Weise den Tatbestand des Verbrechens der Verleitung zum Meineide und sei nur deshalb nicht als solche aus § 159 St.-G.-B. strafbar, weil der Richter die gesetzliche Pflicht habe, diese Verleitung zum Meineide zu begehen.

Dabei habe die Vereidigung, nachdem der Richter die Ueberzeugung gewonnen, daß das, was der Zeuge beschwören wolle, wissentlich falsch sei, durchaus keinen Zweck mehr. Glaube der Richter der Aussage, weil er von ihrer wissentlichen Falschheit überzeugt sei, nicht, so könne ihre Beeidigung daran nichts ändern. Der Eid sei dann in keiner Weise mehr geeignet, zur Feststellung der Wahrheit zu dienen.

Wenn der § 161 St.-G.-B. bestimme, daß der wegen Meineids Verurteilte für dauernd unfähig zu erklären sei, als Zeuge eidlich vernommen zu werden, so sei es ein völliger Widerspruch, daß das Gericht denjenigen eidlich vernehmen müsse, der nach der Ueberzeugung des Richters durch die Leistung des Eides einen Meineid begehe. Die Vereidigung eines Zeugen, dessen Aussage nach der Ueberzeugung des Gerichts wissentlich falsch ist, bilde einen Widersinn zu dem jetzt geltenden allgemeinen Grundsatz, wonach der Richter über die Schuld des Angeklagten nach seiner freien Ueberzeugung auch gegen eidliche Aussagen entscheide, und sei als ein durchaus unverständlicher Ueberrest der früheren künstlichen Beweistheorie stehen geblieben.

Man sollte meinen, daß diese Argumentierung zwingend gewesen und glatt angenommen worden wäre. Aber die anwe-

fenden hohen Justizbeamten fanden in der geforderten Bestimmung, in solchen Fällen den Zeugen nicht zu vereidigen, doch einen Haken. Das Rechtsbewußtsein des Volkes werde verletzt, wenn auf Grund derselben ein Gericht die Beeidigung der *Entlastungszeugen* ablehne, nachdem es die Zeugen der *Anklage* vereidigt habe. Die Besetzung mancher kleinen Gerichte mit jungen unerfahrenen Richtern gestatte es nicht, ein so weitgehendes Recht, wonach das Gericht auf Grund der aus den Verhandlungen gewonnenen Ueberzeugung ohne weiteres die Nicht-Vereidigung von Zeugen beschließen könne, in ihre Hand zu legen. Auch selbst für die Ueberzeugung erfahrener und geübter Richter werde es immer noch einen großen Unterschied machen, ob ein Zeuge sich nur zur Ausschwörung eines Eides bereit erklärt, oder den Eid wirklich geschworen habe. Wenn auch ein Gericht die uneidliche Aussage eines Zeugen für wissentlich unwahr erachte und sich im voraus sage, daß es dies auch im Falle der Beschwörung der Aussage tun werde, so sehe sich die Sache doch anders an, sobald der Zeuge die Aussage wirklich beschworen habe.

Man gelangte, da die anwesenden juristischen Laien sich nicht für kompetent hielten, diesen fachmännischen Spitzfindigkeiten entgegenzutreten, nur zu dem Beschluß: „*Die Versammlung erklärt sich mit der im Leitsatz 1 ausgesprochenen Tendenz, die Abnahme von Eiden noch über die Vorschläge der Kommission für die Strafprozeß-Reform hinaus herabzumindern, einverstanden, hält aber die Frage für noch nicht so aufgeklärt, daß eine endgiltige Beschlußfassung heute erfolgen kann.*"

Dasselbe Schicksal wurde dem zweiten Leitsatz zuteil, der die *Nichtvereidigung eines Zeugen*, dessen Aussage das Gericht für *unerheblich* erachtet, forderte. Die weiteren Beschlüsse über Vor- oder Nacheid — was dem richterlichen Ermessen zu überlassen sei und die Form der Eidesleistung — war den beiden wichtigsten Anträgen gegenüber weniger belangreich. Also im Ganzen leider ein ziemlich dürftiges Ergebnis. Aber die Not selbst ist doch klar wieder zur Aussprache gekommen, und wir haben in der Verfolgung dieser peinlichen Gewissenssache eine der ersten juristischen Autoritäten auf unsrer Seite.

2

So weit die theoretischen Auseinandersetzungen und gesetzlichen Vorschläge. Eine sehr wesentliche praktische Hilfe bietet uns sodann Staatsanwaltschaftsrat *Kloß* in Halle a. S. mit einer von ihm vorgenommenen Zählung der Zeugen-Meineide im Strafprozeß. Unsre Klagen über die Eidesnot pflegen ja von autoritativer Seite kurzerhand dahin beschieden zu werden, daß es mit den Meineiden gar nicht so schlimm stände. Die Reichs-Kriminalstatistik vermag, wie sie sagt, „die Klagen über die Zunahme der Eidesverletzungen *nicht* zu unterstützen. Die Zahl der Verurteilungen hat beim Meineide von einem Jahrzehnt zum andern um 19,2 % *abgenommen*." Im Jahre 1902 wurden 631 Personen wegen Meineid verurteilt — davon wegen Zeugen-Meineid in Straf- und Zivilsachen 525 —, während in demselben Jahre wegen einfachen Diebstahls 76 426 und wegen einfachen Betrugs 22 891 Personen verurteilt wurden. Aber das statistische Amt bekennt selbst: „Allerdings dürfte die Statistik der Verurteilungen wegen dieses Delikts *kein richtiges Bild* von der Zahl der wirklich vorkommenden Meineide geben . . .; und in der Tat wird es von selbst einleuchten, daß die Zahl der seltenen Fälle, in denen es bis zu einer *Verurteilung wegen wissentlichen Meineids* kommt, nicht die richtige Zahl der wirklichen Meineide bedeutet." Von Amtswegen nämlich, auf Veranlassung des Richters oder Staatsanwalts, in dessen Gegenwart der Eid geleistet worden ist, werden nach den geltenden Bestimmungen nur selten Untersuchungen eingeleitet. Anzeigen wegen Meineids erfolgen durch die Betroffenen allerdings sehr häufig. Aber die meisten dieser zahllosen Anzeigen beruhen darauf, daß der Verurteilte bei seinem leidenschaftlichen Grübeln in der Behauptung seiner vermeintlichen Unschuld einen oder den andern *Nebenpunkt* findet, in dem er noch Beweise für das Gegenteil beschaffen kann. „Voraussetzung ist immer, daß der Anzeigende wirklich die Wahrheit selbst kennt. In zahllosen Fällen ist er der weniger Informierte, er fühlt nur, daß er das Opfer eines Meineids ist, vermag aber das Lügengewebe der Gegenpartei überhaupt nicht aufzudecken, und deshalb unterläßt er die Anzeige. Endlich werden diejenigen falschen Aussagen ohne Anzeige bleiben, die lediglich zugunsten eines Angeklagten erfolgt sind, ohne daß ein Zweiter sich dadurch geschädigt und so zu einer Anzeige überhaupt veranlaßt fühlte."

Kloß veranstaltete nun eine private Zählung im Landgerichtsbezirk Halle a. S., indem er die Zahl der Zeugen in Strafsachen für ein ganzes Jahr feststellte und ein Jahr lang in jeder Sitzung, an der er als Staatsanwalt teilnahm, die Fälle vermerkte, in denen nach seiner Ansicht *solche Widersprüche von Zeugenaussagen mit anderen Zeugen oder sonstigen Beweisen vorlagen, daß keine andere Erklärung dafür, als die der wissentlichen Unwahrheit* übrig blieb. Nach strengster Sichtung des so gewonnenen Stoffes kamen nun auf 812 Zeugen 6 Meineide oder auf 1000 Zeugen 7 Meineide. Das würde auf die 1 604 794 Zeugen eines Jahres im Deutschen Reich berechnet 11 321 Meineide ergeben, während, wie wir sahen, nur 631 Meineidige im Jahr verurteilt wurden. Und zwar kommt diese hohe Ziffer schon dann heraus, wenn die unlöslichen Widersprüche, die den dringenden Verdacht des Meineids begründen, *aktenmäßig* feststanden. Außerdem aber gab es noch sehr zahlreiche Fälle, in denen das Gericht die vom Staatsanwalt beobachteten Widersprüche überhaupt nicht erwähnt oder wohlwollend erledigt hat. Kloß aber hält sich für durchaus berechtigt, nach seiner Zählung 21 verdächtige Aussagen auf 812 Zeugen festzustellen. Und damit kommt er für das Deutsche Reich auf rund 41 700 Meineide!

Diese ungeheuerliche Ziffer wird aber noch viel bedenklicher, wenn man erwägt, daß hier nur die Strafsachen berücksichtigt sind. Es wird allgemein angenommen, daß in Zivilprozessen mindestens ebensoviel, wenn nicht noch mehr Meineide geschworen werden.

Auch über die Beweggründe hat sich Kloß Aufzeichnungen gemacht und gefunden, daß sie „zu einem bedeutenden Bruchteil *recht leichter Art* waren. Nicht hohe Geldsummen, mit denen die Zeugen bestochen worden sind, nicht tiefe Leidenschaften, nicht besondere Verworfenheit spielen die Hauptrolle, sondern es genügt in 23 Fällen die bloße Verwandtschaft und in 10 Fällen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Angeklagten, um die Zeugen Meineide leisten zu lassen oder sie dazu bereit zu machen. Ich entnehme auch hieraus eine Bestätigung für die Richtigkeit meiner Berechnung über die große Häufigkeit der Meineide." Der Verfasser fügt hinzu, daß der Meineid im Volke in geringfügigen Sachen als etwas viel Leichteres aufgefaßt wird, als in schwerwiegenden Angelegenheiten. Daraus zieht er allerdings den sehr bedenklichen Schluß, daß mildernde Umstände für den Zeugeneid nicht versagt werden dürften.

Wie man sieht, die Eidesnot ist bei weitem größer, als von offizieller Seite bisher zugestanden wurde.

von Rohden

Erotik und Religionspsychologie

Das wesentlich Neue in der Behandlung des Religionsproblems unserer Zeit ist die psychologische Betrachtung der Religion. Die Religion wird als seelische Erscheinung und Tatsache aufgefaßt, die in lebendiger Wechselwirkung mit den Gesetzen des gesamten Seelenlebens steht und deshalb auch als Teil desselben gewertet sein will. Professor Troeltsch vergleicht in seinem Aufsatz über „Religionswissenschaft und Theologie des achtzehnten Jahrhunderts" die moderne Religionspsychologie mit antiken Psychologie, die auch die der Evangelien und des Neuen Testaments ist und die der antiken populären Naturbetrachtung entspricht:

Hier fehlt, genau wie in der vorwissenschaftlichen Naturbetrachtung, jeder Gedanke an Zusammenhang und Gesetz. Das gewöhnliche Seelenleben ist nur der gewöhnliche und minderwertige Verlauf. Alles besonders Mächtige und Große, alle überraschenden Gedanken und Ergriffenheiten im Guten wie im Bösen rühren von fremden Eingriffen her, vom Hereinwirken fremder, der Seele sich bemächtigender Kräfte, sei es Gott oder seien es Engel und Dämonen. Unter diesem Einfluß ist jede Auffassung der Religion als einer im *Zusammenhang des Seelenlebens begründeten*, oder doch wenigstens *gleichwertigen Gesetzen unterworfenen* Erscheinung unmöglich. Die neupsychologische Betrachtung der Religion dagegen faßt das subjektive seelische Leben als ein *in sich zusammenhängendes gesetzmäßiges Ganzes* auf, wo Gedanke, Gefühl und Wille in der Verkettung des Seelenlebens verwachsen und an die Gesetze dieser Verkettung gebunden bleiben.

Diese moderne Auffassung des religiösen Problems wird auch in der belletristischen Litteratur unserer Zeit vertreten. In der höheren Romangattung wird das ganze Gebiet natürlichen seelischen Empfindens und Erlebens in den Kreis religiöser Betrachtung gezogen. Mit Recht, denn wenn das religiöse Erleben seine Kräfte zieht aus den Quellen des natürlichen Seelenlebens, dann gewinnt die gesamte Empfindungswelt der Seele ein religiöses Interesse. In einer Novelle der norwegischen Dichterin Magdalena Thoresen heißt es:

> Dem Menschen werden drei große Offenbarungen von Gott zu Teil. Die erste, wenn er auf dem Schoße der Mutter das Weihezeichen aus dem Himmel des Kinderglaubens erhält; die zweite, wenn er Hand in Hand mit der Herzensgefährtin das Himmelreich auf Erden gründen soll; die dritte, wenn er vor dem dunklen Eingang des Todes den Himmel offen sehen wird.

Also jedesmal aus einem natürlichen Empfinden heraus, — den Eindrücken der Mutterliebe, dem erotischen Erleben und der Gefühlswelt des Sterbenden — soll die religiöse Erkenntnis hervorgehen. Naturgemäß am stärksten aus dem erotischen Erleben, weil es die größte Zeitspanne menschlicher Entwicklung umfaßt, weil hier der Mensch in der Vollkraft des Lebens steht, und weil er hier den stärksten Seelenaffekten unterworfen ist. Auf dem erotischen Erleben, das dem Familienleben zu Grunde liegt, baut sich nahezu die gesamte Empfindungswelt der Menschen auf. Das erotische Erleben beruht auf Naturgesetzen des Seelenlebens, so gut wie das religiöse Erleben. Es muß also auch ein Zusammenhang, eine Verwandtschaft zwischen diesen Gesetzen bestehen. Hieraus ergibt sich das erotisch-religiöse Problem. Magdalene Thoresen behandelt in ihren Erzählungen dieses Problem mit Tiefe und Zartheit:

> Nichts macht die Frau so fähig, Großes um sich zu schaffen, Nichts macht sie so stolz und frei, als die Liebe eines Mannes, der in dem Wesen des Weibes für Zeit und Ewigkeit festen Grund gefaßt hat.

Und Nichts befreit und vertieft den Mann so sehr, als die Liebe eines Weibes, das in dem Wesen des Mannes für Zeit und Ewigkeit festen Grund gefaßt hat. Mit anderen Worten: die volle menschliche Entwicklung, das Ideal des Menschen muß erreicht werden durch die psychologische Wechselwirkung der Geschlechter. So führt die Erotik in die Tiefe sittlichen und damit religiösen Erlebens:

> Die Hilfe des Weibes ist die Liebe.
>
> Er mußte Hilfe haben! Nicht eine Handreichung, sondern die Hilfe, die lebendig von Geist zu Geist kam. — Gab es vielleicht doch einen Gott im Himmel? — Warum wäre sonst der Gedanke an Gott zugleich mit der Liebe zu ihr in ihm erwacht?
>
> Da erklang das wunderbare Flüstern in der Tiefe der Seele, das der Unglückliche plötzlich vernimmt, wenn er sich selbst ganz in die Tiefe taucht, dahin, wo keine Ausflüchte mehr zwischen die Wahrheit und ihre Erkenntnis treten können, ist das Gottes Stimme? Es flüsterte: Nur echte Weiblichkeit kann dem Manne das wahre Heil bringen.

Eine so tiefe Auffassung der Erotik wie in dieser Dichterin, überhaupt den Nordischen Dichtern — Björnson, Ibsen, Selma Lagerlöf, Kielland — findet sich in der deutschen Litteratur nur vereinzelt. Zur künstlerischen Behandlung des erotisch-religiösen Problems gehören seltene Gaben: ein tiefes Herz und eine zarte Hand. Wie verhängnisvoll die Wirkung ist, wenn sich der Dichter auf diesem Gebiet vergreift, läßt sich ermessen an der großen Bewegung, die Frenssens Roman Hilligenlei in religiös-sittlich interessierten Kreisen hervorgerufen hat, in altgläubigen wie in modern-christlichen. Einem unserer tiefsten religiösen Dichter hat es in der Behandlung dieses Problems sowohl an Vertiefung als an religiösem Feingefühl, an moralischem und ästhetischem Takt gefehlt. Wohl faßt Frenssen in der Liebe des Haupthelden das Problem mit Wärme an und nimmt einen Anlauf zur psychologischen Vertiefung, aber hier wie überall in dem Roman wird das psychische Element der Liebe erdrückt durch das übermäßige Betonen des physischen Elements. Dadurch wird das religiöse Moment beeinträchtigt und verdächtigt und ein verletzender Eindruck erzielt. Die Stellen aber, wo das religiöse Moment losgelöst vom sittlichen dargestellt wird, verursachen eine verhängnisvolle Verwirrung des Urteils. Da findet sich eine unheilvolle Verquickung von Heiligem und Unheiligem, die mit Recht die ernstesten Bedenken erregt hat.

Auch unsere deutschen Klassiker reichen nur vereinzelt an die tiefe Auffassung der Norweger heran. Selbst Schiller nicht, mit seinem hohen Idealismus und seiner Meisterschaft in der poetischen Gestaltung erotischer Leidenschaft. Es ist vielleicht erst unserer Zeit vorbehalten, durch den guten Geist der Frauenbewegung, mit der höheren Wertung der Frau die höchste Auffassung der Erotik zu erreichen. Viele der schönen Worte Schillers über die Frau erscheinen uns heute von einer unerträglichen Fadheit:

> *Eine* Tugend genüge dem Weib, sie ist da, sie erscheine
> lieblich dem Herzen, dem Aug lieblich erscheine sie stets!
> Ehret die Frauen, sie flechten und weben
> himmlische Rosen ins irdische Leben.

Wahrlich, es stünde schlimm um das Seelenleben und um die menschliche Gesellschaft, wenn die Frauen von keiner höheren Lebensaufgabe wüßten, als von der des Rosenflechtens. Wir hoffen, daß die Dichter der Zukunft höher greifen werden zur Ehrung der Frauen.*)

Goethe nimmt hier wie überall eine Sonderstellung unter den Klassikern ein. Seine unendlich vielseitige und gründliche Kenntnis des Menschenherzens hat auch tiefe Worte über die Liebe und damit über die Frau gefunden. So in der Metamorphose der Pflanzen:

> Die heilige Liebe
> strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
> gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
> sich verbinde das Paar, *finde die höhere Welt.*

Im Tasso:

> Wir glauben,
> den Mann zu lieben, und wir lieben nur
> mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

In den Wahlverwandtschaften:

> Das Leben war ihnen ein *Rätsel*, dessen *Auflösung* sie *nur miteinander* fanden.

In ein mehr oder weniger unverstandenes Wort, das in dieses Gebiet fällt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan“ hat Goethe einen tiefen religiösen Gehalt „hineingeheimnist“. Nämlich die Erkenntnis, daß das erlösende Moment in der Menschenseele ein Rezeptives ist. Auch Religion ist ein Erleben, Erleiden, Aufnehmen. Aus den Gleichnissen und Aussprüchen Jesu geht dieses Gesetz deutlich hervor. Der Acker des Herzens nimmt den göttlichen Samen auf; das Senfkorn, das sich zum Baum entwickelt, die Rebe am Weinstock, die Frucht am Feigenbaum sind den natürlichen Gesetzen des Wachstums unterworfen, also einem Erleiden. Das Mehl wird vom Sauerteig durchsäuert; Maria hat in ihrer stillen, frommen Aufnahmefähigkeit das bessere Teil erwählt. Das Reich Gottes bricht hervor wie der Sturm, es ist ein Neugeborenwerden. Erst auf der Grundlage dieses seelischen Erlebens, dieser naturgesetzlichen Entwicklung, kann die Produktionskraft der Seele, die sittliche Kraft, eintreten, die dann rückwirkend wieder die religiöse Empfänglichkeit steigert. Wer da hat, dem wird gegeben; suchet, arbeitet im Weinberg, schaffet, bauet, grabet, gießt Oel in die Lampe,

*) Immerhin, das Einflechten *himmlischer* Rosen in das *irdische* Leben ist keine verächtliche Leistung! Von diesem Beruf sollten sich die Frauen nicht abdrängen lassen. D. H.

wuchert mit den Pfunden u. s. w. Goethe faßt die beiden Momente zusammen in den Versen des Engels:

> Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen,
> Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.
> Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen,
> Begegnet ihm die selge Schaar mit herzlichem Willkommen.

Wenn Goethe so in den Schlußgedanken des Faust und in vereinzelten Aussprüchen die Verwandtschaft des religiösen und erotischen Elements ahnend berührt, so hat er doch keinen Versuch gemacht, diesen Gedanken in seinen poetischen Gestalten darzustellen. Vielleicht ist in erster Linie die Frau berufen, diese hohe Auffassung der Erotik in der Dichtung anzubahnen. Jedenfalls ist es eine der vornehmsten Aufgaben der Frau, im Leben den großen Gedanken zu verwirklichen und zu vertreten, daß die Liebe Religion ist, — wie die Religion Liebe ist. Wer die Religion erfaßt hat in ihrem schlichten und tiefen Wesen, der erschrickt, wenn er sieht, was die Menschen aus ihr gemacht haben. Und wer erkannt hat, welch göttliches Kind die Liebe ist, der schaudert vor ihrem Zerrbild, das ihm auf Schritt und Tritt im Leben begegnet. Weil Liebe und Religion verwandt sind, wird die Befreiung und Reinigung der Religion auch die Vertiefung und Veredlung der Erotik nach sich ziehen.*)

Eine Aufgabe der Religionspsychologie aber ist es, den geheimnisvoll verschlungenen Fäden des Seelenlebens auch auf dem Gebiet der Erotik nachzugehen, um neue Quellen des religiösen Lebens zu fassen. Eine volle Lösung des erotisch-religiösen Problems freilich wird so wenig erreicht werden, wie die Erklärung des unergründlichen Geheimnisses der Religion selbst. Liebe und Religion lassen sich nicht vernunftmäßig erklären. Wir wissen nur, daß der Mensch die ihm zugänglichen Tiefen des Lebens erst dann ergründet, wenn er den Glauben und die Liebe erlebt.

E v B

Zur Mädchenschulreform in Preußen

Von einer bevorstehenden Reform des höheren Mädchenschulwesens spricht man in Preußen schon seit Jahren. Immer wieder wird eine solche auch von Seiten des Ministeriums in sichere Aussicht gestellt. Erhebungen über den notwendigen Umfang und die Art dieser Reform sind seit langem im Gange. Die auf Neugestaltung des Mädchenschulwesens hinzielenden Vorschläge und Petitionen werden bereits seit Jahren „in wohlwollende Erwägung“ gezogen. Aber über diese wohlwollende Erwägung schien das Reformwerk trotz aller Mühe nicht hinauswachsen zu wollen. Der unerwartete Tod des geistvollen Dezernenten für das preußische Mädchenschulwesen, Geheimrat Waetzoldt, verzögerte aufs neue die bereits in Angriff genommenen Arbeiten. Nur die großen Interessentengruppen, die Frauen- und Lehrerinnenvereine, der preußische und deutsche Verein für höheres Mädchenschulwesen, die preußische Direktorenkonferenz arbeiteten rastlos weiter an der Ausgestaltung ihrer der Regierung zu unterbreitenden Vorschläge, und auf den Versammlungen dieser Vereine wurde das Thema: „Reform der höheren Mädchenschule“ unaufhörlich erörtert und von allen Seiten beleuchtet.

Da ergriff vor einem Jahre etwa — Näheres darüber ist niemals zuverlässig in die Oeffentlichkeit gedrungen — die erste Frau im Reiche, Preußens Königin, die Initiative. In warmer Begeisterung für ihres Volkes Wohl richtete sich ihr Interesse auch auf den Stand der Frauenbildung in Deutschland. Die dem Ernste der Zeit so wenig angepaßte Art unserer höheren Mädchenschulen, die ja nicht einmal unter den höheren Lehranstalten rangieren, die geringe Sorgfalt, die im Vergleich zu den Knabenschulen Staat und zum Teil auch Gemeinden der Erziehung der Töchter angedeihen ließen,**) der überwiegende Einfluß männlicher Erzieher auf einem Gebiet, das wie wenig andere in erster Linie Frauensache sein sollte, das alles hat auf die hohe Frau, als sie der Frage näher trat, Eindruck machen müssen. Wie sollte Deutschland bestehen im Wettkampf der Nationen, wie sollten wir Mütter bekommen, die bewußt, mit ernstem gereiften Denken an ihre Aufgabe, Bildnerinnen der aufwachsenden Generation zu sein, herantreten, so lange Mädchenschule und Frauenbildung derartig hintenan stehen, wie es bisher der Fall ist?

Die Mädchenschule, so betonten in Uebereinstimmung alle Sachverständigen, muß mit gleichem Ernst, mit gleicher Sorgfalt ausgebaut, muß auf gleiche Stufe gestellt werden, wie die Knabenschule. Auch in pekuniärer Beziehung ist sie gerechter zu behandeln, die Gehalts- und Rangverhältnisse der Lehrpersonen an höheren Mädchenschulen sind entsprechend denen der höheren Knabenschullehrern zu regeln.

Die Mädchenschule, das war das Zweite, was gefordert wurde, muß den Fortschritten der Zeit Rechnung tragen betreffs der Ausbildung, die sie ihren Besucherinnen gibt. Gediegene Allgemeinbildung ist als Grundlage zu fordern. Weiterhin kann Fachbildung folgen. Schulen dafür sind besonders von Vereinen bereits in großer Zahl geschaffen. Mit der Mädchenschule zu verknüpfen aber wären einerseits Fortbildungsklassen für die Mädchen, die nicht Berufsarbeiterinnen zu werden wünschen (Erziehungs-, Gesundheits-, Volkswirtschafts- und Wirtschaftslehre, praktische Uebungen im Kindergarten, Psychologie usw.), andererseits Gymnasialklassen für diejenigen Mädchen, die den Weg zum Studium einschlagen wollen.

Schwierig bleibt bei Reform der Mädchenschule immer diese notwendige Rücksichtnahme auf den Doppelberuf der Frau: Hausfrauen und Mütter werden die meisten. Zugleich aber müssen sie, um im Notfall ihr Brot verdienen und ihrem Leben auch ohne eigene Familie Inhalt geben zu können, Berufsausbildung erwerben. Insbesondere soll ihnen — gleichviel ob nur zu eigener Bereicherung oder zur Vorbereitung für einen Beruf — das Universitätsstudium offen stehen. Es ist nicht richtig, wenn man die Studiumsfrage lediglich als Berufs- und Versorgungsfrage auffaßt. Auch für Frauen, die keinem Erwerb nachgehen, bietet das Studium reinste und höchste Anregungen; hochgebildete Frauen und Mütter würden einen Schatz bedeuten für unser Volk.

So bezeichnen wir als die Aufgabe der Mädchenschule: tüchtige Allgemeinbildung, Schulung zu klarem, geordnetem Denken, Weckung des Pflichtbewußtseins und des Wunsches, weiter zu streben und unablässig an eigener Vervollkommnung und Bereicherung des Wissens weiter zu arbeiten. Die Möglichkeit, auf Grund der Schulbildung Fachbildung zu erwerben, muß hinzukommen, insbesondere muß der Weg zum Universitätsstudium auch für Mädchen ausgebaut werden. Nicht nur um Brotstudium treiben zu können, sondern damit immer mehr deutsche Frauen Geistesgefährtinnen ihrer Männer, Geistesbildnerinnen ihrer Kinder im besten Sinne des Wortes zu werden vermögen.

Ueber die Notwendigkeit einer Reform war man in allen Lagern einig. Ueber das Wie der Reform jedoch schien man sich nicht verständigen zu können. Was von Reformplänen seitens des Ministeriums in der Oeffentlichkeit verlautete, befriedigte wenig. Die Eingaben und Vorschläge und Proteste in Sache der Mädchenschulreform häuften sich in beunruhigender Weise.

---

*) Es müßte eine interessante Studie sein, die erotische Dichtung der einzelnen Völker im Hinblick auf ihre religiösen Anschauungen zu vergleichen. Die protestantischen germanischen Völker vertreten durchschnittlich eine höhere Auffassung der Erotik als die katholischen Völker, die romanische und slawische Rasse.

**) Zur Orientierung einige Zahlen: Nur 18 höheren staatlichen Schulen für Mädchen stehen in ganz Deutschland nach den Angaben
des Herrn Stadtschulrat Längen in Frankfurt a. M. 250 staatliche und
vom Staat unterstützte höhere Schulen für Knaben gegenüber. 2,61 %
der Staatszuschüsse kommen der öffentlichen höheren Mädchenschule,
24,91 % den höheren Knabenschulen zu gut. Bayern gibt an staat-
lichen Erziehungsmitteln für Knaben und junge Männer $97\frac{1}{2}$ %, für
Mädchen nur $2\frac{1}{2}$ % aus. Im preußischen Etat für 1905 sind für
das Mädchenschulwesen 395 000 Mk., also noch nicht $\frac{1}{2}$ Million, für
die höheren Knabenschulen $14\frac{1}{2}$ Millionen vorgesehen. Bei den Ge-
meinden ist es zum Teil nicht anders. So unterhält die reiche Stadt
Bonn für Knaben eine Oberrealschule, ein städtisches Realgymnasium
und humanistisches Gymnasium. Eine städtische höhere Mädchenschule
aber oder auch nur eine Mittelschule für Mädchen wurde vergeblich
gefordert.

Da griff die Staatsregierung in überraschender Weise ein durch Berufung der Januar-Konferenz im preußischen Kultusministerium, einer Konferenz, zu der neben 22 sachverständigen oder interessierten Männern 22 Frauen berufen waren: das erste Mal, daß Frauen vergönnt wurde, ihre Sache — denn die Mädchenerziehung ist wahrlich eine Sache der Frau — selbst zu führen. Die neuen, von der Regierung vorgelegten Pläne waren großzügig, von modernem Geiste erfüllt, behandelten die Frage der Frauenbildung in ungewohnt gründlicher Weise. Sie hatten anscheinend allen ernstzunehmenden Vorschlägen, die von Männern und Frauen gemacht worden waren, Beachtung geschenkt, schienen getreu dem Worte zusammengestellt: Prüfet Alles und das Beste behaltet.

Ein schwerer taktischer Fehler freilich war das Außer Acht Lassen eines Lehrplanes für die oben erwähnten allgemeinen Fortbildungsklassen (als Mutterschule im edelsten Sinne könnte man diese Fortbildungsklassen bezeichnen). Sie wurden in der Konferenz fast allseitig gefordert. Daß man sie nicht von vorn herein als eben so notwendig wie die Gymnasialklassen von Regierungsseite anerkannte und mit berücksichtigte, war um so befremdlicher, als der Minister selbst in früheren Jahren auf die Notwendigkeit gerade dieser Ausbildungsart im Landtage hingewiesen hatte. Die Stimmung in Abgeordnetenkreisen würde fraglos für die Reform günstiger gewesen sein, wenn der Regierungsplan nicht die gymnasiale Seite der Fortbildung allzu ausschließlich betont hätte. Nicht auf Wunsch, nicht in Uebereinstimmung mit den Frauenrechtlerinnen, die vielmehr ebenso nachdrücklich für die allgemeine Fortbildung der Mehrzahl der Mädchen wie für die gymnasiale Schulung der Minorität eintraten.

Durch diese einseitige Berücksichtigung der gymnasialen Ausbildung erwuchs den Regierungsplänen, wie die Landtagsverhandlungen ergaben, manche überflüssige Gegnerschaft. Es wäre dringend zu wünschen, daß das im ersten Entwurf Versäumte nachgeholt und ein Normallehrplan für Vorbereitung der jungen Mädchen auf Hausfrauen- und Mutterberuf, auf Wirken in sozialer Hülfsarbeit gleichzeitig mit der gesamten Reform publiziert würde.

Greifen wir nun das Wesentliche aus dem Regierungs-Reformplan heraus:

Das Intakthalten der zehnklassigen Mädchenschule war ein von Seiten der Direktoren und der katholischen Frauenvereine ausgesprochener Wunsch. Dem entsprechend hatte die Regierung das zehnklassige Lyceum, so heißt die höhere Mädchenschule in Zukunft, als Norm festgehalten.

Sechsjährige Schulung in den Gymnasialfächern wurde in Uebereinstimmung mit sachverständigen Männern besonders von Frauen- und Lehrerinnenvereinen gewünscht. Die Regierung entsprach diesen Bitten durch den Vorschlag eines vierjährigen Oberlyceums mit vorhergehendem zweijährigen Lateinunterricht (fakultativer Nebenunterricht in den zwei obersten Lyceumsklassen).

Durch den zehnjährigen Lehrgang des Lyceums und das vierjährige Oberlyceum ergab sich nun aber eine vierzehnjährige Schulzeit für diejenigen Mädchen, die das Abitur zu machen wünschten. Diese 14 Jahre waren in der Konferenz und sind noch immer der Stein des Anstoßes, obwohl nicht geleugnet werden darf, daß sie auch manche Vorzüge in sich bergen: Entlastung der Mädchen besonders auch im Entwicklungsalter durch Verteilung des Lehrstoffes auf längere Zeit, 28—30 Wochenstunden als Höchstzahl angenommen; späte Entschließung über gymnasiale Schulung; reiferes Alter beim Eintritt in das Universitätsstudium. Demgegenüber steht die starke pekuniäre Belastung der Eltern. Zwei Jahr länger als der Gymnasiast müßte nach dem Regierungsplan das junge Mädchen die Schule besuchen.

Eine Kürzung des Lehrganges um ein Jahr sollte, so sagte die Regierung in entgegenkommendster Weise zu, bei den sich weiterhin anschließenden Kommissionsberatungen erwogen werden.

Da ergaben sich neue Schwierigkeiten.

Eine Abgabelung der sechsjährigen Gymnasialklassen nach dem 7. Schuljahr wurde von der einen Seite befürwortet, ein System, das dem Plane des Reformgymnasiums entsprechend (Französisch vor Latein) in Karlsruhe, Stuttgart, Köln, Schöneberg, Charlottenburg, neuerdings auch in Danzig, Berlin, Breslau für Mädchen eingeführt ist, anscheinend mit gutem Erfolg. Eine reinliche Scheidung in Gymnasialklassen und Mädchenschulklassen vom 7. Schuljahr an würde fraglos schultechnisch Vorzüge haben.

Der nur dreijährige Aufbau war dagegen und ist noch immer die Lieblingsidee der preußischen Mädchenschul-Direktoren. Von sorgendem Eifer erfüllt, daß, wie ein Anhänger dieses Planes in der Kölnischen Zeitung ausführt, „die Mädchen Mädchen bleiben, Frauen werden und nicht Männer", suchen sie einen von der Knabenbildung möglichst weit abliegenden Weg. Unter starker Betonung des Deutschen, so schlagen sie vor, sollen die Mädchen mit nur 6 Wochenstunden Latein zu einem wieder nur der Frauenart entsprechenden Abitur geführt werden. Wie Max Mertner in der Täglichen Rundschau ausführt, ist der Widerstand gegen dies Frauenabitur besonders unter den Universitätsprofessoren groß. Die Professoren, so scheint es, sind nicht der Ansicht, daß durch Erlangung gleichartiger Bildung aus Frauen Männer werden könnten, sie befürchten aber ein Herabziehen der Wissenschaft durch Zulassen ungenügend vorgebildeter Frauen. Ist die „deutschnationale" Bildung ausreichende Vorbereitung für Universitäts-Studien, so möge man sie auch den Knaben zukommen lassen. So lange das nicht geschieht, möge man auch die Mädchen davor behüten, Versuchsobjekte zu sein. Für philologische, theologische Studien wären diese Vorstudien jedenfalls ganz unzureichend, und die nicht-preußischen Bundesstaaten würden schwerlich dieses preußische Frauenabitur als voll anerkennen.

Gabelung oder Aufbau, das ist also immer noch der Streit. Ein sichrerer Weg als ein derartig unzureichender dreijähriger Aufbau ist die Gabelung ohne Frage, ist aber auch der Regierungsentwurf trotz der vierzehnjährigen Lernzeit. In mancher Beziehung hat er sogar, wie ich schon hervorhob, auch vor der Gabelung Vorzüge.

Was ließe sich nun als Empfehlenswertestes aus diesem Gewirr von Meinungen herausgreifen?

1. Die zehnklassige Mädchenschule als Norm für die Majorität aller Mädchen müßte nach wie vor bestehen bleiben oder eingeführt werden.

2. In großen Städten, wo Ueberfülle an Schülerinnen ist, wäre Gabelung d. h. Abtrennen sechsjähriger Gymnasialklassen nach dem 7. Schuljahr vielleicht einfachste Lösung.

Die beiden unteren Jahrgänge dieser Gymnasialklassen wären dann so zu gestalten, daß

3. an kleineren Schulen der von der Regierung vorgesehene zweijährige Lateinnebenunterricht die Mädchen zum Uebergang auf das dann noch vierjährige Oberlyceum befähigte. Auch wenn diese Mädchen dadurch vierzehn Schuljahre haben sollten, würde es pekuniär günstiger sein für die Eltern, als wenn Gabelung als einziger Weg anerkannt und damit sechsjähriges Fortgeben von Haus nötig werden würde.

In Erwägung wäre ferner zu ziehen, ob (in Fällen, in denen Oberlyceen am Ort wegen der damit verbundenen Kosten nicht möglich erscheinen und, auch vierjähriger auswärtiger Schulbesuch untunlich ist)

4. Zulassung der Mädchen zu den Knaben-Gymnasien gestattet werden könnte, wie Baden, Hessen, neuerdings auch Sachsen das mit durchweg gutem Erfolg versucht haben. Das würde ja ohnedies als einfachste Lösung aller Schwierigkeiten gelten können, wenn nicht bei der jetzigen Form der Knabengymnasien die darin eintretenden Mädchen ausschließlich von Männern erzogen und unterrichtet würden. Den Einfluß der Frau auf die heranwachsenden Mädchen ganz auszuschalten kann aber nicht unser Wunsch sein. Im Gegenteil: Mädchenerziehung muß, ohne daß wir deswegen auf Mitwirkung des Mannes verzichten wollen, in erster Linie Frauensache sein und noch immer mehr werden. Wir danken es der Regierung, daß sie sich offen zu diesem Standpunkt bekannt hat und hoffen, daß auch der Widerstand der Direktoren sie in solcher Stellungnahme nicht beirren wird.

Elsbeth Krukenberg

Nachwort der Redaktion. Es wäre doch ein starkes Stück, wenn die auf Initiative der Kaiserin und der Regierung hin so glücklich in Gang gekommene Mädchenschulreform an dem Widerstande der — Mädchenschuldirektoren scheitern sollte. Sind denn, wenn Gefahr vorhanden, wir Eltern nicht auch noch da? Wer organisiert uns, daß unsre Stimme zur Geltung komme? R

Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Jena

Zu viel Licht, zu wenig Schatten! Wie soll man da einen guten Bericht schreiben? Ja wenn Raum und Zeit gestatteten, in Ruhe bis ins Einzelne der Gedankengänge hinein ein getreues Abbild der Verhandlungen zu zeichnen: das wäre lockend und lohnend. Aber fünf große Versammlungen mit etwa einem Dutzend wertvoller zum Teil überreicher Reden — die sachlich einigermaßen erschöpfend wiederzugeben müßten wir Spalten lang erzählen. Geht das nicht an, so sieht man sich Hilfe suchend nach den kritischen Momenten, nach dem Streit, dem Protest, der Entrüstung um, dem für das Licht notwendigen Schatten; ja man verirrt sich fast zu dem frevelhaften Wunsch: Wäre ich doch lieber auf dem Münchener Lehrertag gewesen statt auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß!

Wirklich waren die Jenaer Tage mit reinem Gelingen gekrönt. Schon äußerlich. Nach dem lange anhaltenden kühlen und regnerischen Wetter, das sich bei unserer Ankunft mit einem letzten kräftigen Gewitterguß empfahl, warmer erquickender Sonnenschein des Tags und voller Mondenschein des Nachts über Stadt und Tal und Bergen. Alles, was wächst, so üppig wie kaum sonst auf dem etwas trockenen Boden, ohne daß die schroffen dürren Hänge ringsum deshalb ihren Charakter verloren hätten. Reichlich der Zustrom der Gäste, empfänglich und nicht zu ermüden im Hören die einheimische Gesellschaft. Unvergleichlich der große Saal des Volkshauses, in dem wir tagten, so durch Schönheit wie durch den sittlichen sozialen Ernst, der ihn und das ganze Haus geschaffen hat: Schande, daß wir dergleichen Häuser nicht überall haben in unsern großen Städten! Unvergleichlich ferner der Hintergrund des ganzen Abbéschen Lebenswerks, von dem das Volkshaus nur ein Stück ist, das aber als ein wohl durchdachtes und umfassendes Kunstwerk ebenso das Ideal eines industriellen Betriebs wie die Fruchtbarkeit echt sozialer Gesinnung zur Darstellung bringt. Der Jenaer Nationalökonom Geheimrat Pierstorff hat zum Schluß des Kongresses uns einen überaus wertvollen Einblick in „das Zeißwerk und seine Bedeutung" vergönnt: die Firma ist Karl Zeißens Werk, aber die Bedeutung ist Ernst Abbés Werk. Viele haben auch die Fabrik besucht. Pierstoffs Vortrag wird mit in dem Protokoll des Kongresses erscheinen. Zu dem soll überhaupt jeder näher Interessierte greifen. Ist schon sonst die Nachfrage nach diesem litterarischen Abbild unsrer Kongresse eine sehr erfreuliche, so wird es sich diesmal gewiß besonders lohnen, das Buch anzuschaffen. Nur die Reden der Abendversammlung am 5. werden darin fehlen: darüber hat das sozialdemokratische Jenaer Volksblatt Nr. 130 zweifellos den besten Bericht geliefert. In dieser Vorversammlung sprachen von Soden über Evangelisch-sozial, Baumgarten über den jüngst verstorbenen Professor der Landwirtschaft Theodor Freiherrn von der Goltz, Naumann über Optimismus, Harnack über Führerpersönlichkeiten — Alles auf einen sehr hohen und ernsten Ton gestimmt. Die Wiedergabe von Naumanns Rede füllt im Volksblatt zwei eng gedruckte Spalten.

Am 6. früh eröffnete Harnack, der immer frische und beherrschende Leiter sämtlicher Versammlungen, den Kongreß mit einer kurzen wirksamen Ansprache, in der er erstens zu allgemeiner Genugtuung des Grafen Posadowsky gedachte, unseres viel umfeindeten unersetzlichen Staatssekretärs im Reichsamt des Innern. In der Tat ruht heute das Vertrauen aller sozial gesinnten Deutschen zur Reichsregierung auf diesem Manne: er bürgt uns dafür, daß die kaiserliche Botschaft vom Jahre 1890 unvergessen bleibt. Ferner erklärte Harnack: daß wir uns durch die Entwicklung und Haltung der Sozialdemokratie in unsrer sozialen Gesinnung nicht irre machen lassen; daß wir daran festhalten, die sozialen Fragen als sittliche aufzufassen, nicht nur als Fragen der Futtermenge und des Futterplatzes; daß wir uns evangelisch nennen nicht im Sinn irgendwelches Konfessionalismus, sondern in treuer Hingabe an das alte schlichte Evangelium; endlich daß wir recht wohl wissen, wie es noch andre soziale Fragen gibt außer der Arbeiterfrage, aber daß wir nicht anders können als immer wieder zurückkehren zu der Arbeiter- und Arbeitsfrage als zur sozialen Hauptfrage.

Unter den gehaltvollen Begrüßungen, die dem Kongreß an diesem und am andern Morgen zu teil wurden, seien als programmatisch hervorgehoben die durch den Vertreter der Bodenreform und der Anti-Alkohol-Bewegung. Beide appellierten unter starkem Beifall an das Gewissen des Kongresses, daß er endlich, nach siebzehn Tagungen, ihre Sache auf seine Tagesordnung setze: Bodenreform und Kampf gegen den Alkohol. Was die Bodenreform anlangt, so scheint sie in der Tat unter den nationalökonomischen Themen, die für uns in Betracht kommen, endlich an der Reihe zu sein. Was aber die Alkoholsache betrifft, so wird der Entschluß, ihr eine Hauptsitzung zu widmen aus dem Einen Grund der Kongreßleitung nicht leicht werden: Ist die Bewegung nicht durchaus im siegreichen Vordringen? Wird sie nicht von starken Verbänden schon getragen? Und — was wird der Kongreß Neues zur Sache sagen können? Wenn er aber, nach seiner Art, gern das Strittige an der Sache aufgreift, wird er dann den Freunden der Sache genugtun? Die Sache selbst wesentlich fördern? Kurz, wenn man mit der Bekämpfung des Alkoholkonsums von ganzem Herzen sympathisiert, so folgt daraus noch nicht ohne weiteres, daß der Evangelisch-soziale Kongreß das richtige Organ ist, um die Stoßkraft der Bewegung zu stärken. Denn im Sinne der Abstinenz wird auf dem Boden dieser Gemeinschaft die Entscheidung schwerlich fallen; die Ablehnung des bloßen Mißbrauchs aber wird in ihr leicht verhallen wie eine Trivialität. Auf dem Boden einer Versammlung mit praktischen Tendenzen wie des Kongresses für Innere Mission ist das etwas ganz Andres. Immerhin, vielleicht gelingt es, auch das Gewicht unsres Kongresses irgendwie in die Wagschale der Nüchternheit und Gesundung zu werfen, damit sie rascher sinke. Jedenfalls machte der Vorsitzende Beiden, dem Bodenreformer und dem Alkoholgegner, Aussicht auf die Erfüllung ihres Wunsches.

In ausgezeichnetem Aufbau vollzog sich die eigentliche Handlung des Kongresses. „Jenseitsglaube und soziale Arbeit" — „Maximalarbeitstag" — „Frauenbewegung im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Lage der Frau". Dazu endlich der Epilog über das „Zeißwerk", dessen wir schon gedachten.

Ein sehr schwieriges Thema war dem ersten Redner zugefallen. Er konnte es auffassen, wie er wollte, so mochte er sicher sein, es Niemandem ganz recht zu machen. Denn der Jenseitsglaube gehört nicht nur zu dem intimen Besitz des religiösen Menschen — was wirklich religiös, ist alles intim —, sondern auch zu dem in Worten und Formeln am schwersten Faßbaren. Schleiermacher bringt in seiner Glaubenslehre, nachdem er alle andern Sätze einfach als „Lehrstücke" aus dem frommen Bewußtsein entwickelt hat, zuletzt die „prophetischen Lehrstücke": Sätze, denen nach seiner ausdrücklichen Erklärung „der gleiche Wert wie den bisher behandelten Lehren nicht kann beigelegt werden." Es ist eben ein anderes Genre von Lehren, in denen sich die fromme Hoffnung niederlegt, ganz und gar unter andern Daseinsbedingungen. Sehr scharf hat in der Debatte Harnack konstatiert, daß wir es da mit einer Welt zu tun haben, von der uns schlechterdings jede „Vorstellung" fehlt. Umso lebhafter pflegt sich das apologetische Interesse gerade diesem Zukunftsglauben zuzuwenden. Hier setzte der Redner, Pfarrer Rittelmeyer aus Nürnberg, ein. Aus einer beneidenswerten Belesenheit heraus gab er uns prächtige Proben von den Angriffen und Bedenken, die wider das christliche Jenseits erhoben werden, von den Ersatzideen, die sich dafür anbieten und zum Teil als Kontrebande den Jenseitsgedanken in allerlei Verwandlungen ruhig mit sich führen. Er richtete seinerseits die Jenseitshoffnung auf als positives religiöses Ideal, von dem der menschliche Geist nicht loskommt, das ihm aber im letzten Grunde ungewiß bleibt, wo es nicht in der Gottesgewißheit seinen festen Wurzelboden findet. So kommt Alles darauf an, daß wir den

rechten Gott haben und daß wir Gott recht haben. Unser Gott aber ist ein Gott der Gesetzmäßigkeit, einer Jenseits und Diesseits umspannenden Gesetzmäßigkeit. Für unsre Frömmigkeit sind Jenseits und Diesseits organisch verbunden: hieraus ergibt sich uns die religiöse Pflicht, das Diesseits zu entwickeln bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit. So gewinnt der Glaube eine positive, nicht bloß formale Beziehung zum Diesseits; die Arbeit am Diesseits aber erfährt durch ihn eine durch nichts Andres zu ersetzende Förderung. Die Temperatur der sozialen Maschine wird erhöht; ein neues großes Schwungrad mit unsichtbarer, aber durchaus nicht unwirksamer Transmission wird ihr eingefügt; und die ganze Maschine wird auf eine feste solide Grundlage gestellt: den Wert der Menschenseele, der nur so sieghaft zu behaupten ist.

Anziehungskraft und Erfolg des Vortrags beruhten vornehmlich in der Fülle seiner Bemerkungen und Anregungen, die er über uns ausgoß. Das jenseits der Erfahrungswelt liegende Reich der Hoffnung wurde in seiner Wucht und Wichtigkeit Jedermann fühlbar. Eine systematische Grundlegung fehlte: hierfür trat in der Diskussion Professor Wendt ein. Und auch die Beeinflussung der sozialen Arbeit durch den Jenseitsglauben wurde nur kurz geschildert: hierfür blieb die Diskussion die Ergänzung schuldig. Der apologetische Grundzug des Vortrags wirkte nach; nur Theologen sprachen; es wurde, so kritisierte man wohl, zu viel gepredigt. Dennoch hätte nicht leicht ein Redner das anspruchsvolle Thema in dieser Knappheit und vor diesem Publikum glücklicher behandelt. Wir hatten alle das Gefühl eines wohl gelungenen Akts, als der Vorhang fiel. Und wenn da nichts Abschließendes geleistet war, wenn die Gedanken unwillkürlich immer noch neue Wege suchten, als wir sie geführt worden waren, so konnte dies angesichts dieses Themas nicht anders sein und bedeutete auch einen Erfolg.

Freilich schnitten die Nationalökonomen im zweiten Akt besser ab als wir Theologen im ersten. Privatdozent Harms aus Tübingen sprach über den Maximalarbeitstag, nach ihm die Professoren Francke (Berlin), Wagner (Berlin), Bernhard (Posen) und Arbeitersekretär Erkelenz (Düsseldorf). Da befanden wir uns denn gründlich im Diesseits. Ideen und Ideale auch hier, aber sie bewegten sich um sehr feste Vorstellungen und greifbare Erfahrungen. So, wie wir von diesen Rednern über dieses wirtschaftliche Problem belehrt wurden, so wollen wir es auf diesen Kongressen haben. Was verschlug es, daß der Referent uns fast nicht fortschrittlich genug anmutete: er führte uns klar und fesselnd in die einschlägigen Tatsachen und Meinungen mitten hinein. Für die Einführung eines Maximalarbeitstages von Staats wegen war er nicht; seinen Korreferenten schien die Forderung durchaus diskutabel, wenn man nur die Verschiedenheit der Betriebe berücksichtige. Sehr einleuchtend wies übrigens Bernhard darauf hin, wie der Arbeitgeber heut dahinter gekommen sei, daß das Kapital auch dann arbeite, wenn die Produktion ruht: eine Erkenntnis, die einer Verkürzung der Arbeitszeit jedenfalls zugute komme. — So saßen wir von 4 bis 1/28 Uhr mit gespannter Aufmerksamkeit und wichen nicht von unsern Plätzen, gewiß auch in dieser Nachmittagssitzung sieben- bis achthundert Personen, obwohl draußen die herrlichste Junisonne auf die Berge lockte.

Dramatisch wurde der Kongreß doch erst, als die Frauen auftraten. Dies geschah im dritten Akt. Gertrud Bäumer und Friedrich Naumann sprachen über „die sozialen Forderungen der Frauenbewegung im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage der Frau.“ Unwillkürlich überkam den treuen Besucher dieser Kongresse mächtig die Erinnerung an den Tag von Erfurt — den 6. Juni 1895 —, wo Frau Gnauck-Kühne und Stoecker über „die soziale Lage der Frauen“ sprachen. Wie Vieles war seitdem anders geworden! Eins vor Allem: was damals unter dem innern Widerspruch nicht Weniger sich abspielte, das Auftreten einer Frau als Hauptrednerin, war heute wie etwas Selbstverständliches. Und auch in der Sache konnte die Rednerin von vornherein die Zuversicht haben, daß der Kongreß zu ihr stand, keineswegs damals Frau Gnauck. Die Frauen brauchen nicht wirklich ungeduldig zu werden: in der öffentlichen Meinung breitet sich das Verständnis für ihr Bedürfen und Fordern stetig aus. Und Naumann sprach allen Anwesenden aus der Seele, wenn er die Rednerin versicherte, daß eine einzige klar durchdachte Rede wie die ihre aus Frauenmunde, weil als Leistung unanfechtbar, an Kraft der Propaganda alle Agitation überbiete. Aber so gerne ich das nun täte, kann und darf ich auf den Inhalt der beiden Vorträge hier nicht eingehen. Gertrud Bäumer vertrat im Wesentlichen das Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Besonders wohltuend war, wie sie den Hausfrauenberuf als Beruf würdigte: sie hat das schon früher in seinen Veröffentlichungen getan. Einen sehr schwierigen Punkt berührte sie mit ihrer das Eherecht völlig umgestaltenden Forderung: „rechtliche Anerkennung der hauswirtschaftlichen Arbeit der Frau als einer wirtschaftlich wertvollen Leistung.“ Prinzipiell ist aber gewiß Nichts dagegen zu sagen. Naumann faßte seine Aufgabe dahin, daß er „als Mann“ ihren Gedankengang nachzuprüfen habe. So war sein Korreferat im wesentlichen eine in Sympathie getauchte Kritik. Das Problem „Frauenarbeit und Mutterberuf“ war es, was ihn vornehmlich beschäftigte. Wie ich nachher hörte, hat Naumann für Manche nicht ernst genug gesprochen. Mir war zu meiner gelegentlichen Entrüstung während seiner Rede in Gegenteil das Publikum nicht ernst genug. In einer Tageszeitung finde ich die fünfviertelstündige Rede in acht Sätzen wiedergegeben, hinter jedem den Vermerk: „Stürmische Heiterkeit.“ Nun, wenn 1500 bis 2000 Menschen zusammen herzlich lachen, so rauscht das wohl wie ein kleiner Sturmwind durch den Saal. Aber zuweilen war es doch der Heiterkeit zu viel, und der dunkle Kontrast der schweren Probleme, die immer im Hintergrunde standen und die Naumann durch jene scherzhaften Wendungen meines Erachtens nur in ihrem Ernst um so mehr hervorheben wollte, hätte da doch dämpfen müssen. Indessen, je größer das Publikum, desto ungenierter folgt es seiner Laune; in Thüringen sind die Menschen gerne vergnügt; und dort wie überall ist es oft innere Beteiligung ernsterer Art, die beliebt, sich in heiteren Formen zu äußern. — Beide Vorträge zusammen hatten die Zeit stark verbraucht; doch kamen nachher noch fünf Redner zu Wort, drei Frauen, zwei Männer, und gaben gute Ergänzungen. Mit einzelnen Einwänden setzte sich Fräulein Bäumer im Schlußwort sehr glücklich auseinander.*)

Nur damit das Licht dieser Tagung in seiner ganzen Helligkeit herauskomme, konnte ich in meinem Bilde auf die geringen Schatten, die zum Glück auch vorhanden waren, nicht ganz verzichten. Alles in Allem war dieser Kongreß, der wie sonst ohne alle besonderen festlichen Veranstaltungen verlief, ein Fest. Wir danken Jena, daß es uns dies Fest gegeben hat.

R

Der Ausgang der Masarykprozesse

Vgl. Nr. 12 und 20

Es war ein ganzer Rattenkönig von Prozessen, die Masaryk und die Seinen unschädlich machen sollten: 1. der Religionsbeleidigungsprozeß gegen Masaryk; 2. ein ebensolcher gegen seinen Parteigenossen Dr. Kalandra; 3. die Untersuchung ebendeswegen gegen seinen Parteigenossen Pfarrer Duschek in Kolin; 4. der Beleidigungsprozeß der 308 Katecheten gegen Masaryk, der in zwei Instanzen verhandelt wurde; 5. der Prozeß gegen den Vorsitzenden der Studentenversammlung, in welcher Masaryk gesprochen hatte, wegen Ungehorsam gegen den Regierungsvertreter. Sie haben sämtlich mit Freisprechung geendet. Wir haben gewartet, bis wir abschließend über alle berichten konnten.

Charakteristisch für die klerikalen Anstrengungen war es, daß sie ihre Gegner finanziell und gesellschaftlich zu vernichten suchten. Die Klage der 308 Katecheten war mit vollster Absicht so gedehnt worden, daß sie ohne Beilagen 7 Seiten Petitdruck umfaßt. Allein der Vertreter der Klage hat sich ein Palmare von 10 000 Kronen für diese 308 Klagen berechnet — es war also klar, daß man Masaryk finanziell ruinieren wollte. Man suchte auf jede Weise gegen Masaryk Stimmung zu machen. So wollte die Klage festgestellt wissen, daß Masaryk seinen Namen unrechtmäßig verändert hätte, germanisiert, sagt der Volksmund, eine Behauptung, die trotz der Veröffentlichung

---

*) Zu einer Sonderfrage, die auch bei der Verhandlung über den Maximalarbeitstag viel besprochen wurde, ist soeben eine Broschüre erschienen: Halbtagsschicht statt Ganztagsschicht für verheiratete Fabrikarbeiterinnen. Von Dr. Friedrich Schomerus. Leipzig, Felix Dietrich 1906. 16 S. 25 Pfg.

der Taufscheine Masaryks wie seines Vaters, die vor mehreren Jahren erfolgte, weiter aufgestellt wurde, klärlich, um den Nationalismus zu Hilfe zu rufen. Daß man ihn auch zum Atheisten zu stempeln suchte in der einheimischen wie ausländischen Presse, ist den Lesern bekannt.

Die Verantwortung für diese Kampfesweise fällt den klerikalen Gegnern in ihrer ganzen Schwere zur Last. Es ist bekannt geworden, daß der österreichische Episkopat in Sachen des Religionsbeleidigungsprozesses interveniert hat, daß der gesamte Ministerrat sich damit beschäftigt hat. Die ganze klerikale Macht war aufgeboten worden. Dabei fürchtete man aber doch die Wahrheit. Masaryks Verteidiger hatte sich bemüht, den Katechetenprozeß vor die Geschworenen zu bringen, sein Antrag wurde gegen die sonstige Gewohnheit abgelehnt. Vor den Geschworenen hätte ein Wahrheitsbeweis dafür erbracht werden müssen, daß es Katecheten gäbe, die Denunzianten seien. Das wollte man nicht. Aus wie guten Gründen, hat eine kleine Schrift „Katechetenspiegel" erwiesen, die jetzt herausgekommen ist und mit rund hundert Einzelfällen diese Seite der Tätigkeit der Katecheten beleuchtet. Wenn man hört, daß die Katecheten unter den Schülern Spione werben, die Aeußerungen der Lehrer hinterbringen müssen, daß Lehrer angezeigt werden, weil sie atheistische Bücher lesen, wenn der Katechet in ihrem Privatzimmer Rousseaus Emile auf dem Tische sieht usw., wird man diese Angst begreifen.

Der Vertreter der 308 Katecheten war ein Mann, der einst in sehr unsaubere Geschichten verwickelt war und nur deshalb, weil hochstehende Männer gleichfalls kompromittiert worden wären, am Zuchthaus vorbeigekommen ist. Seine Lebenshaltung war auch jetzt keineswegs unanstößig. Bezeichnend genug, daß sich die Klerikalen einen solchen Vertreter wählten, ja, daß er sogar mit einem päpstlichen Orden ausgezeichnet worden ist. Während der Katechetenprozeß im Gange war, wurde ihm der Adel aberkannt, den er auf Grund von Fälschungen in den Matriken erhalten hatte. Es war eine Ironie des Schicksals, daß dies genau in dem Augenblick geschah, wo er festgestellt sehen wollte, daß Masaryk seinen Namen willkürlich verändert habe, ein Moment, das sich Masaryks Verteidiger nicht entgehen ließ.

Von ähnlicher Qualität waren die klerikalen Zeugen. In dem Prozeß gegen Dr. Kalandra wurde nachgewiesen, daß die vier Bauern, die gegen ihn zeugten, den Wortlaut der Klage einfach auswendig gelernt hatten und wörtlich dasselbe aussagten. Daraufhin kam es zum Freispruch. Aber kurze Zeit vorher war auf Grund der Zeugenaussage derselben vier Personen ein Sozialdemokrat wegen Religionsstörung verurteilt worden. In den Masarykprozessen war der klerikale Hauptzeuge ein Dr. Gellner, der Regierungsvertreter, der die Versammlung aufgelöst hatte. Für den Religionsbeleidigungsprozeß war er überhaupt der einzige klerikale Zeuge. Unter 300 akademisch gebildeten Leuten hatte man also nicht einen einzigen weiteren Zeugen auftreiben können. Er legte Gewicht darauf, daß die Aufzeichnungen, die er sich während der Versammlung gemacht hätte, mit dem Referat des Tschas und des Právo Lidu übereinstimmten. Er sagte unter Diensteid aus. Es wurde ihm aber nachgewiesen, daß die angeblich in der Versammlung verfaßten Aufzeichnungen nichts als eine Uebersetzung aus den Referaten dieser Blätter waren. Wort für Wort stimmte überein, abgesehen von ein paar groben Uebersetzungsfehlern. (Gellner ist Deutscher.) Und dabei hatten weder er noch die Berichterstatter jener Blätter stenographiert. Selbst eine Berichtigung des Referats des Tschas, die Masaryk zwei Tage nach der Verhandlung aus dem Gedächtnis mitgeteilt hatte, die in der Redaktion des Tschas nach den Worten Masaryks aus dem Gedächtnis reproduziert worden war und am 27. Januar erschienen war, fand sich in jenen Aufzeichnungen Gellners, die er am 24. Januar gemacht haben wollte, Wort für Wort (im Ganzen 42 Worte). Von einer gerichtlichen Verfolgung dieses klerikalen Kronzeugen verlautet gleichwohl Nichts, obwohl eine Interpellation der tschechischen Abgeordneten im Reichsrat diese Gewissenlosigkeit, um es milde auszudrücken, beleuchtet hat.

Noch ein paar Einzelheiten aus dem Religionsbeleidigungsprozeß. Nur zwanzig Personen hatten auf Karten Einlaß erhalten. Aber selbst diese Oeffentlichkeit wurde ausgeschlossen. Durch die Liebenswürdigkeit des Verteidigers war mir die Anwesenheit als eines seiner drei Vertrauensmänner möglich. Masaryk betonte aufs entschiedenste, daß er auch in jener Versammlung gegen den Indifferentismus für die Religion gesprochen habe. Er hatte übrigens nach ein paar Tagen an anderem Orte ohne jeden Anstand dieselbe Rede wiederholt, soweit er sie aus dem Gedächtnis zu reproduzieren vermochte; sie ist im diesjährigen Almanach der tschechischen Studenten erschienen. Dasselbe bezeugten außer Dr. Gellner alle Zeugen, ja einer erzählte die interessante Einzelheit, daß nach der Versammlung ein atheistischer Student, mit dem er heimgegangen sei, Masaryk deshalb angegriffen hätte, weil er zu positiv, zu religiös denke. Die Tendenz war also mit oder ohne Absicht völlig mißverstanden worden. Das gilt besonders von Masaryks Forderung, den Religionsunterricht aus der Schule zu entfernen. Er hatte darauf hingewiesen, daß der Religionsunterricht, so wie er nun einmal erteilt würde, in einem Gegensatz stände zu dem, was man auf wissenschaftlicher Grundlage in den übrigen Fächern lehre, und hatte auf die pädagogische Gefahr aufmerksam gemacht, die sich daraus ergäbe. In der Anklageschrift wurde ihm daraufhin die Belehrung zuteil, daß der Religionsunterricht in die Lehre von der Moral, von den Dogmen und von den Wundern zerfiele (ein prächtiger „Religions"-unterricht!) und daß die Wissenschaft mit der Lehre von der reinen Moral nicht in einen sich ausschließenden Gegensatz geraten könne, sondern nur mit der Lehre von den Dogmen und den Wundern. Auch ein Beweis dafür, wie hier eine trockene Scholastik im Kampfe stand gegen eine lebendige Religion der Ueberzeugung. Einer der anwesenden Advokaten — sie waren teilweise von auswärts zu dem Prozeß herbeigereist — brachte dies auf den Ausdruck, daß hier ein Mann vor den Richtern stände, der positiver, gläubiger wäre, als Alle, die hier versammelt wären.

Nach der Zeugenvernehmung war der Freispruch eigentlich sicher. Gleichwohl überraschte er. Gerade Juristen hatten eine Justifizierung gefürchtet, und einer von ihnen sprach es uns aus, wie er sich freue, daß der österreichischen Justiz diese Blamage erspart geblieben sei. Alle Achtung vor der Unabhängigkeit der vier Richter, denen nicht unbekannt war, was für mächtige Kreise sich für die Vernichtung Masaryks eingesetzt hatten. Es war eine große Niederlage des Klerikalismus. Freilich beginnt er jetzt auf anderen Gebieten, besonders der Schule, eine neue, gefährlichere Tätigkeit.

Zum Schluß noch die Mitteilung, daß der Verfasser des Artikels „Masaryk" im tschechischen Konversationslexikon (vgl. Nr. 20, Sp. 458) Gewicht darauf legt, nicht zu den Klerikalen gezählt zu werden, und auch in diesem Blatte gern festgestellt haben möchte, daß er nicht die Absicht gehabt habe, zu verschweigen oder zu verhüllen. Wir hatten geschrieben auf Grund verschiedentlicher Informationen, haben aber von uns aus ihm diese Genugtuung angeboten, als wir uns überzeugt hatten, wie sehr er sich von jener Charakteristik beschwert fühlte.

W E Schmidt

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Der Aufsatz Max Webers war in der Frankfurter Zeitung nur „Kirche" und „Sekten" betitelt. Die Zufügung in Nordamerika rechtfertigt sich von selbst; immerhin sei dieser Tatbestand mitgeteilt, weil der frühere Titel die ursprüngliche allgemeinere Tendenz des Aufsatzes kennzeichnet, der jetzige die falsche Annahme erweckt, als ginge der Verfasser auf ein allseitiges Verständnis amerikanischen Kirchenlebens aus. Amerika ist ihm nur Beispiel!

Von den beiden Veröffentlichungen, die dem Artikel Zur Eidespraxis zu Grunde liegen, findet sich die erste, die Rede der Excellenz Hamm, mitsamt den ihr folgenden Verhandlungen im 77. Jahresbericht der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft, Düsseldorf, Voß 1905; die zweite von Kloß in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform von Aschaffenburg, 3. Jahrgang, 1. Heft, Heidelberg, Winter 1906, und weiter ausgeführt in einem Referat für die Sächsisch-anhaltinische Gefängnisgesellschaft, abgedruckt in deren eben erschienenen 21. Jahrbuch.

Der Verfasser des Artikels über die Deutsche Christliche Studentenvereinigung in voriger Nummer heißt Johannes Kühne.

Das dritte Quartal ist das Quartal der Reisen. Wir schicken gern unsern Lesern die Christliche Welt in ihre Sommerfrische nach und bitten, wenn der Platz dafür geeignet scheint, darauf zu halten, daß sie auch in Hotels, Kurhäusern, Sanatorien u. dgl. ausgelegt wird. Freiexemplare stehen zu diesem Zweck zur Verfügung.

R

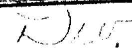
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

4.— 7.	Juli	Deutsch-Evangelischer Frauenbund Nürnberg
8. Juli—25.	August	Marburger Ferienkurse Marburg
23. Juli— 4.	August	Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
6.—18.	August	Jenaer Ferienkurse Jena
21.—23.	"	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	"	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	"	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
25.—27.	"	Gustav Adolf-Verein Augsburg
2.—12.	Oktober	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3. 4.	"	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	"	Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
15.	"	Christlich-soziale Frauenschule Hannover
18.—20.	"	Deutsch-evang. Kirchengesang-Verein Schleswig



Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg





Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 26 Marburg i. H., den 28. Juni 1906

Dein im Tode, dein im Leben

Wenn in finstern Aengstesnächten
Todesahnung mich umweht,
Muß ich meine Hände flechten,
Herr, zu brünstigem Gebet.

„Dein im Tode, dein im Leben“ —
Und so raff ich mich empor;
Und so schreit ich ohne Beben
Einst in jenes dunkle Tor.

Der Monistenbund

Nach dem für die deutsche Bildung so beschämenden Erfolg, den die „Welträtsel“ hatten, konnte eigentlich der Monistenbund keine Ueberraschung mehr sein. Als Gedanke vereint diese wunderbare Geistermischung der Wunsch — mehr kann man wohl nicht gut sagen — nach einer „einheitlichen“ Weltanschauung, das soll heißen nach einer Weltanschauung, die die Eigenart natürlichen Geschehens und sittlichen Denkens verwischt und zwar unter Ueberordnung des natürlichen Geschehens „auf Grund der Naturerkenntnis“. Hauptsächlich aus dem Zusammenschluß von „Haeckelgemeinden“ ist der Bund entstanden, Haeckel selber taufte ihn und ist sein Ehrenpräsident. Neu und überraschend ist allein der Sturz, den drei Pastoren dabei getan haben, und die leitende Stellung, die der eine von ihnen, Kalthoff, beim Bunde übernommen hat.*) Um aber dies recht zu beurteilen, ist es nötig, die ganze Bewegung sich noch einmal klar zu machen.

1

Ueber den Gedanken, den der Bund vertritt, sollte eigentlich heute jedes Wort überflüssig sein. Selten hat es eine naivere Illusion gegeben als die, die diese Männer beseelt, wenn sie sich für die Modernsten und Zukunftsreichsten halten. Sie können uns lediglich dafür ein trauriges Beispiel sein, wie unsagbar langsam die allgemeine Bildung selbst in Gelehrtenköpfen hinter den wahren geistigen Führern der Menschheit einherkriecht. Ihre Grundlage ist der unbegriffene Gedanke von der allgemeinen Naturgesetzlichkeit der Welt. Sie sind selber erstarrt stehen geblieben, als vor über hundert Jahren dieser Gedanke zum ersten Mal von Kant als eine Notwendigkeit menschlichen Geisteslebens und ein Gesetz des Erkennens begriffen und damit zum unverlierbaren Eigentum der Menschheit gemacht wurde. Sie können das Begreifen und Erkennen dieses Gedankens ebensowenig vertragen wie je ein Gläubiger das Begreifen seiner Gottheit. Denn freilich wird dadurch die Gottheit des Kausalzusammenhangs gänzlich entthront und diese ganze Welt des Naturgesetzes als eine Welt des Bewußtseins, das Naturgesetz selber als ein Gesetz des erkennenden Geistes aufgewiesen. Eine Weltanschauung kann von da an nun und nimmermehr von der Natur aus entworfen werden, da die ganze kopernikanische Welt nur als ein Bild, eine Schöpfung, ein Gedanke des Geistes zu begreifen ist. Und nie und nimmer kann darin ein Zwiespalt gefunden werden, daß der Geist, der der ganzen Welt das Gesetz auferlegt, selber das Gesetz seines Denkens nicht von der Natur, sondern aus sich selbst empfängt. Er lebt aus dem immer neuen schöpferischen Gedanken wahren Lebens, wie es sein sollte und allein den Namen Leben verdient, wie es in der Welt der Erscheinung nie und nimmer gewesen ist noch sein wird, und gibt dafür das ganze Erscheinungsleben hin. Das ist der Gedanke der Freiheit, und in ihm liegt die ewige Jugend und die unendliche Entwicklung des sittlichen Lebens; dieser Gedanke ist absolut anderer Art als der der Natur und doch in keinem Widerspruche mit ihm.

Die Kantische Umwälzung der Weltanschauung ist für Jeden, der sie einmal erkannt hat, großartiger und radikaler, als je eine gewesen ist, sie ist unwiderleglicher als die des Kopernikus, und sie ist die Grundlage des ganzen Geisteslebens seitdem geworden. Demgegenüber ist der Monistenbund, naturwissenschaftlich betrachtet, ein rechter Altweibersommer. Und selbst an diesem Bilde aus der Natur erkennen wir wieder, wie solche Bilder und naturwissenschaftlichen Begriffe ursprünglich alle dem Menschenleben entnommen sind. „Der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.“ So schrieb Goethe, der große Monist, in seinen Wahlverwandtschaften und zeigt, wie selbst dieser Begriff der „Verwandtschaften“ der natürlichen Stoffe ursprünglich dem Menschenleben entnommen ist. Ja „wenn Kant eine gründliche anatomisch-physiologische Bildung besessen hätte!“ (Haeckel, Der Monismus S. 40.) Ach, hätte er gar eins der neuesten Mikroskope gehabt, er hätte die menschlichen Begriffe besser untersuchen können!

Doch wir müssen noch weiter zurückgehen! Die Monisten meinen die Einzigen zu sein, die den Menschen von grauen Theorieen, insbesondre von der leeren Theorie des Christentums befreien, und sie kommen mit der Theorie des Mechanismus als der einzigen, einzigen, einzigen Wahrheit, mit Genealogieen und Geschlechtsregistern und vielen, vielen Ober- und Untergesetzen, denen jedes Leben sich unterwerfen soll. Es war aber vor bald zweitausend Jahren, als ein gewisser Paulus die Freiheit der Seele vom fremden Gesetze verkündigte, an die Stelle all der geglaubten und gewußten Dinge und Theorieen, an die Stelle all der wechselnden, einander überholenden, hohen und allerhöchsten, selbst der eignen religiösen Erkenntnisse und Gesetze den glaubenden und liebenden Menschen setzte als das Männliche und in allem Wechsel Bleibende und einzig Wertvolle, das Herz, das selbst all diese Erkenntnis schafft und wieder hinter sich läßt, das von Erkenntnis zu Erkenntnis schreitend, selbst frei und ungebunden, aus seiner freien Liebe immer neue Lebensgesetze sich selber gibt (1. Kor. 13). Ach, wenn er doch eine gründliche anatomisch-physiologische Bildung besessen hätte!

*) Der Artikel wurde unmittelbar vor Kalthoffs Tode geschrieben. Kalthoff ist tot, aber er lebt noch in seinen Anhängern und Freunden. Darum haben wir nicht viel geändert. D H

Er hätte es weiter bringen können zu einer freieren und höheren Weltanschauung! Er steckte noch in dem finsteren Irrtume, daß es nur Eine Wahrheit gebe und nur Eines, was ewig wertvoll sei. Hätte er nur den Monismus erlebt, er hätte mit ehrfürchtiger Bewunderung den „Schöpfer" Kohlenstoff und die unzähligen schweren Ur-Atome und die von ihnen grundverschiednen leichteren, die noch leichteren, und die sehr leichten, dünnen, aber immer noch nicht unwägbaren Aetherteilchen (Monismus S. 15) und Gott weiß was noch Alles als die „einheitliche" Quelle des Lebens erkannt und hätte Welt, Leben, Seele, Liebe verstanden.

Um es kurz zu sagen: diesen Modernen ist das Kapitalverbrechen der Menschheit der Gedanke, mit dem sie den scharfen Strich zwischen dem Menschen und der Natur zog, mit dem sie ihre Vergangenheit und ihren Ursprung auslöschte, um aus eignem Innern, aus ihrer Idee zu leben, mit dem sie sich aus der Natur löste wie der geschlossene Sonnenball aus dem gestaltlosen Nebel, um nur um sich selbst zu kreisen, mit dem sie begann die Welt aus sich selber neu zu schaffen nach dem Gesetz des Geistes, sich als Folie der ganzen Welt unterzulegen und nur das gelten zu lassen, was seinen Ursprung aus dem Geiste nachweisen konnte. Es ist der Menschheitsgedanke, der Anfang aller Kultur, hinter den der Monistenbund uns zurückführen will. Denn eine lediglich „auf Naturerkenntnis gegründete Welt- und Lebensanschauung" hat den Sinn, den Menschen allein nach dem zu beurteilen, was dem Menschen nicht eigentümlich ist und was ihn nicht zum Menschen macht.

Das kommt etwas reichlich spät und ist mir ein rechter Altweibersommer.

2

Zu der geschichtlichen Rückständigkeit kommt weiter als eigentliches Wesen des Monistenbundes die grundsätzliche Begriffsverwirrung.

Haeckel, sein geistiges Haupt, hat, soviel ich sehe, jede seiner Schriften in fast priesterlich stereotyper Wiederholung mit einem Stempel versehen, den er offenbar für äußerst kennzeichnend für die monistische Denkweise hält. Denn er findet sich sogar im Register seiner „Welträtsel" und auch im ersten programmatischen Thesenentwurf zum Monistenbunde. Das ist der Ausdruck: „gasförmiges Wirbeltier." Damit bezeichnet er den Gedanken eines höchsten, rein in sich ruhenden persönlichen Lebens, das in Zeit und Raum nicht faßbar und darum nur in Bildern und Gleichnissen geahnt werden kann, den Gottesgedanken. Der Ausdruck ist treffender, als er denkt. Denn er kennzeichnet überaus schlagend den Anspruch, alles und jedes Geistesleben allein mit zoologischen Begriffen messen zu wollen. Verlangt er doch ausgesprochenermaßen das Geistesleben als eine Domäne der Anthropologie und diese als einen Zweig der Zoologie (Welträtsel S. 462). Der Zoologe als Fachmann für alles Geistesleben — unter dies geistige Haupt stellt sich der Monistenbund!

Goethe und Kant haben unabhängig von einander Welt und Wissenschaft unter dem Gedanken Einer großen Gesetzmäßigkeit erschlossen; aber das bedeutete bei ihnen, daß ein jedes Gebiet, ein jedes Leben sein eigen Gesetz in sich trage und nur aus diesem verstanden werden könne. Daß man künstlerische Triebe und Liebesleben zurückverfolgen könne bis auf den Vogel, der in der Brunstzeit singt und sich stolz trägt und putzt, das waren ihnen wohl interessante Beobachtungen, aber, was Kunst sei und was Liebe sei, darnach fragten sie nicht den balzenden Auerhahn, geschweige denn irgend einen Embryo. Das sagten ihnen in großen Offenbarungen die ersten Meisterwerke der Kunst und die erschütternden Erfahrungen der großen Tragödien einzig menschlichen Liebeslebens. Und auch diese nur annähernd, indem sie daraus das innere, reine Gesetz der Kunst und der Liebe entwickelten, wie es die Wirklichkeit stets nur gebrochen wiedergibt. Sie glaubten nicht, einen Gedanken zu verstehen, wenn sie wußten, aus welchen Nervenschwingungen er entstanden ist, sondern wenn sie ergründeten, was in ihm gedacht war, welch persönliches Leben, welche Lebensziele ihn trieben, wenn sie ihn faßten im Zusammenhange menschlichen Geisteslebens, im Zusammenhange reiner Gedanken. Alle konstitutiven Gesetze menschlichen Geisteslebens liegen jenseits aller Naturerkenntnis.

Verstanden wir die Lohengrinsage, als sie uns das Herz mit unendlichem Sehnen füllte nach dem ewig Unnennbaren und mit der Trauer über das Entschwinden des Geisteslebens, sobald man es mit Namen nennen und halten will? Oder verstanden wir sie, als wir erfuhren, daß sie ursprünglich nur eine Einkleidung des Albdrückens sei? Nicht wahr, nun wußten wir, was Poesie ist! Und der Psychiater ist eigentlich der Fachmann! Ich meine, man muß es vergessen, welche Ursprünge naturwissenschaftlich diese Dinge haben, wenn man sie verstehen will. Wer seine Liebe der Geliebten naturwissenschaftlich erklären will, der zerstört eben das Wunder, das Beide verbindet. So ists aber mit Allem, was das eigentliche Leben der Seele ausmacht. Es lebt im Glauben, in der Idee; wer es naturwissenschaftlich greifen will, dem entschwindet es wie Lohengrin.

Daher die ungemeine Fruchtbarkeit und belebende Kraft Kantischer und Goethischer Weltanschauung, die jedes menschliche Gebiet auf seine eignen Füße stellt und aus sich selbst in eignen Methoden entwickelt, während die „monistische Seelenerkenntnis" nach Haeckel die Menschenseele aus der Affenseele und der modernen Tierdressur erschließen will und das sittliche Ideal reiner Menschenliebe unter die Affenliebe stellt (Monismus S. 28 f., Welträtsel S. 453). Will Haeckel sich vielleicht auch auf Goethe in Ottiliens Tagebuche berufen:

> Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten Tat, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns eine ganze Reihe untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichnis der Gottheit an sich trägt.
>
> Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

Wo also sieht Goethe das Universale und wo den Spezialisten?

Und wie steht es nun mit der Religion, die den Menschen als das einzige Wesen, das sein eigen Gesetz mit Bewußtsein leben soll, allein seinem eignen Gesetze und seinem Gott mit ewiger Verantwortung gegenüberstellt, von ihm fordert und ihm gibt ein Leben aus dem Geist und in der Wahrheit!

Man ist so freundlich, sie ebenfalls mit naturwissenschaftlichen Mitteln begreifen, ja stützen zu wollen. Sie ist eine „Gattungseigenschaft" des Menschen. Eben der Entwicklungsgedanke zwingt „mit naturgesetzlicher Kraft" zu dem Glauben, daß auch im Christentum nicht Alles einfach zu den Toten geworfen werden könne (Kalthoff, Modernes Christentum 33). Also auch Gedanken zwingen mit naturgesetzlicher Kraft zu gewissen Ueberzeugungen! Nicht zwingen sie infolge überwältigender Wahrheit, sondern sie sind wahr, weil sie zwingen mit naturgesetzlicher Kraft. Haben wir hier etwa den Schlüssel der neuen Bremer Religion? Dann verstehen wir freilich, weshalb sie unterschiedslos die widersprechendsten Geister sammelt, sobald sie sich nur als Zeitströmungen ausweisen. Man muß dann allerdings immer erst ein wenig abwarten, ob sie sich als zwingend für eine gewisse Anzahl und somit als lebendig bewähren, und unverständlich bleiben allein die großen Heroen der Religion, die so unvorsichtig waren, das nicht erst abzuwarten. Sie werden aber ja ebenfalls in eine Nebelmasse aufgelöst, ihre Religion aus Zeitströmungen, aus sozialen Gesellschaftsverschiebungen abgeleitet wie die Lohengrinsage aus dem Albdrücken.

Nun, wie dem auch sei, Eins ist gewiß: weder hat jemals ein wahrer Prophet für seine Wahrheit noch ein wahrer Künstler für seine Schönheit nach einer naturwissenschaftlichen Begründung oder nach Zeitströmungen gefragt. Und wonach entschieden sie denn nun, was ewig wahr, was ewig schön, was ewig recht ist? Worauf beruhen diese Gedanken, die dem Menschen sagen, was er ist und sein soll? Der Monismus muß mit innerer Notwendigkeit alle diese Begriffe, jede Ueberzeugung, jedes große Menschenleben auflösen und in vollkommenem Sophismus endigen. „Monistische Aesthetik", „monistische Ethik", „monistische Religion", wohlverstanden im Sinne der naturwissenschaftlichen Begründung — das sind alles ebenso viele

innere Widersprüche, „gasförmige Wirbeltiere“. Es ist nicht etwa nur so viel wie schlechte Aesthetik, schlechte Ethik, schlechte Religion, sondern es ist gleichbedeutend mit: Tod jeder Aesthetik, jeder Ethik, jeder Religion, weil eines jeden Gebietes eignes konstitutives Gesetz grundsätzlich aufgehoben wird.

So sieht es aus mit den „schärfsten“ Geistern der Gegenwart. Ihre ganze Einigkeit ist darauf aufgebaut, daß sie nicht unterscheiden können. Kommen sie zusammen wie in Rom und in Jena, so gibt es merkwürdige Szenen. Der Vorsitzende des Bundes muß den Bundessekretär rektifizieren, und dieser kann sich der lärmenden Masse nicht erwehren, die sein Evangelium zu politischen Zwecken auf ihre Fahne schreibt, obwohl Politik ausgeschlossen sein soll. Der Bundessekretär Dr. Schmidt läßt seine Rede gipfeln in der Abschaffung Gottes und des Christentums und meint ganz naiv, über Religion nicht geredet zu haben. Als Professor Thümmel das Christentum gegen den Monismus verteidigt, erklärt Pastor Dr. Kalthoff, als wissenschaftlicher Theologe habe Thümmel wissen müssen, daß der Monismus nichts mit Religion zu tun habe. Offenbar braucht der Vereinssekretär das nicht zu wissen. Offenbar braucht man als Monist all diese Unterscheidungen nicht. Aber was hat denn die arme Politik verbrochen, daß sie allein unterschieden werden soll? Warum soll der Sozialdemokrat nicht unter demselben Schutz des Monismus Propaganda machen, der treueste Monist, den es gibt, wenn es gilt, Alles über einen Kamm zu scheren, alle Begriffe zu verwirren, um überall selber sachverständig auftreten und zugleich jedem Gegner die Berechtigung zur Verteidigung absprechen zu können?

3

Von da aus ergibt sich unser Urteil über den monistischen Pfarrer.

Es scheint heutzutage fast wieder das alte Wort zu passen: Was die Welt zu schaffen hat, es muß ein Mönch dabei sein, und sollte man ihn dazu malen. Nur daß an Stelle des Mönches jetzt der Pastor getreten ist. Indes scheint dieser Tatsache nirgends ganz die Berechtigung zu fehlen. Und so auch hier: haben wir das Wesen des Monistenbundes richtig bezeichnet als grundsätzliche Begriffsverwirrung, so ist der symbolische Höhepunkt des Ganzen: der monistische Pastor. Nicht Haeckel, sondern Kalthoff mußte der Vorsitzende sein. Haeckel die Ehre, aber Kalthoff das Amt.

Hier ist noch eine gewisse Steigerung erreicht. Wenn man einem Künstler mit gänzlich unkünstlerischen Maßstäben kommt, um damit über das, was Kunst sei, zu Gericht zu sitzen, so pflegt er grob zu werden und die Ehre der Kunst gegenüber einer Unverschämtheit zu wahren. So würde es genügen, den Spezialisten Haeckel, der mit seiner Zoologie in allen Geistesgebieten als Fachmann auftritt, in seine Schranken zurückzuweisen. Er ist entschuldigt durch Unwissenheit. Wenn aber ein Künstler selber sich dem fremden Maßstabe beugt, den eignen Grund und das eigne Gesetz seiner Kunst verliert, nicht mehr allein aus der Tiefe reiner künstlerischer Intuition, sondern etwa aus philosophischem Wissen oder moralischen Theorieen schöpft, so ist das noch eine ganz andere Sache als die Uebergriffe, die Andre sich in sein Gebiet erlauben und als die gewöhnliche Begriffsverwirrung. Man nennt das brüchig.

Geht die Naturwissenschaft als rückständig, gehen die übrigen Geistesgebiete als vergewaltigt, so geht die beteiligte Theologie als brüchig aus dem Monistenbunde hervor.

Auf allen übrigen Gebieten kann trotz mangelnder Orientierung in den Grundlagen noch Erhebliches geleistet werden, in der Religion aber ist das Persönliche Alles. Und hier zeigt sich der Zusammenbruch. Kalthoff sah nicht mehr die einzigen Realitäten des religiösen Lebens. Er sah Wirkungen, Gedanken, Anschauungen, Stimmungen — der Gegenstand der Religion ist aber allein der persönliche Mensch.

Wo ist in der Welt ein Buch, in dem noch nach Jahrhunderten so die Worte zittern vom persönlichen Erleben, in dem noch an den einzelnen Worten so die Blutstropfen der Kämpfer hängen, aus deren Seele sie flossen, unzertrennlich von der geschichtlichen Person, wie das Neue Testament? Wo ist in der Welt eine Gestalt, bei der jedes Wort schon in seiner Form so einzigartig den ganzen Mann in sich trüge, so ein Ausdruck der gewaltigen Person wäre, wie die Gestalt Jesu? Wenn Andere heute das nicht mehr fühlen, so verstehen wir das aus ihrer völligen Entfremdung von diesem höchsten Lebensgebiete. Wenn Kalthoff, der berufsmäßig täglich auf diesem Gebiete arbeitete, die Persönlichkeit Jesu nicht mehr unmittelbar empfand, so hatte er jeden Instinkt für die Wirklichkeiten auf seinem Gebiete verloren. Darum griff er auch bei jedem Worte Jesu an dem eigentlichen charakteristischen Nerv des Wortes vorbei, fühlte nicht darin die einzigartige wunderbare Seele schwingen, die über dem Einen, was der Menschheit not tut, Speise und Trank, Familie und Volk und sich selbst vergißt, der jede Menschennot und jeder Lebenskampf nur der Anlaß größerer Erhebung wird und der die Majestät des Ewigen zugleich die freieste eigenste Natur, höchstes Gebot und höchster Lohn in eins, innerste Seligkeit ist. Darum hält er die Ehrfurcht und Anbetung, die von jeher religiöse Gemüter vor dieser Offenbarung des göttlichen Strahles in der Menschenseele auf die Knie gezwungen hat und einem Goethe natürlich war, für unwahrhaftige gewaltsame Selbstentäußerung und für den letzten auszurottenden Rest priesterlicher Herrschsucht!

Es ist natürlich, daß, wenn man die Persönlichkeit Jesu nicht mehr sehen kann, nur die allgemeinen Begleiterscheinungen jeder größeren geschichtlichen Entwicklung für Kalthoff aus dem Christentum übrig bleiben. Aus solchen „Prozessen“ und zerstreuten „Atomen“ erwartete er auch jetzt wieder vermöge ihrer „Attraktionskraft“ und nicht durch die zwingende Macht einer Persönlichkeit eine neue Gemeinde sich bilden zu sehen, nicht eine „Kirche“, nicht eine „durch die Christusidee zusammengehaltene Gesellschaft“, sondern eine „interkonfessionelle und internationale Menschengemeinde“ und eine „freie Organisation aller autonomen, ihren Christus in sich tragenden Geister“ (Modernes Christentum 43). Wir hören indes mit Genugtuung, daß zunächst ein Ausschuß von wissenschaftlich gebildeten Männern, der sich nur selbst ergänzen darf, für reine Lehre sorgen wird. Dadurch ist, wie wir weiter mit wahrer Freude vernehmen, jeder Erstarrung in Dogmatismus von vornherein vorgebeugt — wie würden denn diese Männer einen hereinlassen, der ihren Theorien widerspräche! Und daß sie selbst erstarrten, ist dadurch ausgeschlossen, daß sie als kritische Männer jede Weltanschauung und also auch ihre eigene grundsätzlich nur für eine relative ansehen, die niemals allzu ernst genommen werden darf. (Vergleiche die Mitteilungen über den „Deutschen Monistenbund“ von Dr. H. Schmidt, die der Bund als Sonderabdruck versendet.)

Wir begreifen, daß da allein die Persönlichkeit ausgeschlossen ist, die im Glauben an die einzige ewige Wahrheit und Freiheit der Seele, an einen einzigen ewigen Wert des Lebens dies ganze Leben hingab, um es ewig zu gewinnen und damit die ganze Menschheit von allen menschlichen Satzungen und Theorien zu einer ewigen Freiheit in Gott zu führen. Gewiß, wir wünschen Nichts sehnlicher, als daß man die Relativität alles wissenschaftlichen Denkens, insbesondere die Relativität und den bedingten Bereich des Kausalgedankens erkennte. Aber Welt- und Lebensanschauung mit Bewußtsein auf den Gedanken der Relativität zu gründen, das bedeutet nichts Geringeres als: ich will mein Leben wagen auf Etwas, auf das man nicht sein Leben wagen kann. Wer nicht weiß, daß das ein Knechtsleben ist, dem ist nicht zu helfen.

Aber alles Absolute war Kalthoff ein Greuel. So ziehen wir denn den Schluß: Hier ist das religiöse Denken selber grundsätzlich brüchig geworden. Denn religiöses Denken ist seiner Denkform nach absolutes Denken. Seine Lebenssphäre ist das Ewige und seine Kraft ist der lebendige Gott.

Hans von Lüpke

Entwicklungslehre und Schöpfungsglaube

Stimmungsbild zu einem Vortrag des † Professors Schell

Es war jüngst zu Limburg a. Lahn, der Bischofsstadt. Der bekannte Würzburger Schell, der Gemaßregelte und wieder

Geduldete, hielt einen Vortrag über „Entwicklungslehre und Schöpfungsglaube". Er hielt ihn so, daß ich damals die Eindrücke, die ich empfing, mit der Feder festhielt. Jetzt bringen die Zeitungen die Nachricht von Schells plötzlichem Tode. Da suche ich meine Skizze wieder hervor. Sie sei ein Nachruf für den Entschlafenen. Ich brauche Nichts an ihr zu ändern.

Schon, wie sich die Zuhörerschaft des Vortrages in der Aula des Limburger Gymnasiums zusammensetzte, war für den Kenner sehenswert. Der Mann und das Thema zog. Katholik und Protestant, Klerisei und Naturwissenschaftler saßen Stuhl bei Stuhl; Alles war gekommen: Damen und Männlein, die begehrten, daß der Professor wissenschaftlich sage, was sie hören wollten, auch wenn sie seinem Gedankenflug nicht zu folgen vermöchten. Andere, die aus dem Augenwinkel verschmitzt lauerten, wie der Mann auf dem Katheder mit dem bartlosen, freundlichen Gesicht in dem schlichten schwarzen Rock das vereinige, was für ihn nicht zu vereinigen sei: Entwicklung und kirchlich-dogmatischen Schöpfungsglauben. Und wieder, in geschlossenen Reihen, das Zentrum der Versammlung, das den Beweis verlangte, daß der Katholizismus im Kampf mit der Moderne nicht als rückständig unterliege.

Man konnte schon neugierig sein.

Professor Schell machte in seinem Auftreten den Eindruck einer Persönlichkeit; ein Urteil, das sich im Verlauf des Vortrags erhielt und verstärkte. Ums gleich vorauszusagen: daß ein solcher Mann immerhin noch den Mund auftun darf und einen Wirkungskreis hat vor dem priesterlichen Nachwuchs des römisch-ultramontanen Kirchensystems, das ist uns etwas Ungewohntes; ist aber um so erfreulicher, als wir von ihm bekennen müssen: hier gäbe es ein Sich-verstehen, ein Sich-vertragen, hier ist noch eine Verwandtschaft des Geistes zu spüren. Ja, der Mann dort, wie er zuletzt aus sich herausredet, wird uns so verwandt in seinem verständnisvollen Eingehen auf den Entwicklungsgedanken, daß uns unvermerkt eine Frage an dem Aermel zupft: „Ist das noch katholisch?" Und nun ist es uns zu Mute bei dem letzten Teil des Vortrags, als sähen wir in einer hellen Mondscheinnacht einen Menschen hervorkommen aus seiner Tür und frei auf einem messerscharfen Grat wandern neben einem hungrigen Abgrund. Weiß ers, oder weiß ers nicht? welchen gefährlichen Gang er geht. Aber, wenn ihm ein rauher Ruf Halt gebietet „Anathema!" — dann stürzt er, . . . oder er kehrt um.

Er kehrt um; wie schon einmal. Denn für Propheten und Märtyrer ist die Zeit noch nicht erfüllt, zweimal nicht in der römischen Kirche. Man hat Heiligenbilder und wallfahrtet zu ihnen. Sie sind auch nicht so lebendig wie persönliche Menschen.

Als vorschriftsmäßiger Katholik fängt Schell seinen Vortrag an, als Dialektiker, der den Stoff in Definitionen zurechtknetet, mit Wort, Mienen und Händen. Es ist sein Vorteil im Kampf, daß er Definition gegen Definition in die Schranken ruft. Ist des Gegners Definition erst aus seinen Fingern gekommen, dann hat ers in der Gewalt, die seine so zu gestalten, daß sie der des Gegners ebenbürtig erscheint und doch von vornherein überlegen.

So ist es ein Mißverständnis, daß der „christliche Schöpfungsglaube eine Herrschaft der Willkür sei, ein Sprung ins Dunkle", „eine Verewigung des Widerspruchs." Vielmehr „Schöpfung ist gleich Zurückführung alles Geschehens auf Weisheit, die gesetzgebende — nicht nur gesetzmäßige — gesetzgründende, gestaltende Weisheit". (Schell liebt die Partizipia.) Wer die Schöpfung auf Vernunft letztlich irgendwie zurückführt, sagt konsequent: Vernunft = Gott. „Das Materielle ist nicht widergeistlich, ist ein Gemälde des Künstlers und mehr, ist Ausdruck des Geistes, Sinnbild und Werkzeug." Darum sind Entwicklung und Gottesgedanke keine Gegensätze.

Aber der Vortrag ist noch nicht über die Einleitung gediehen, obwohl er schon mehr als die halbe Zeit verbraucht hat. Er ist noch nicht an dem Punkt — darum wir überhaupt schreiben —, wo sich uns eine Aufregung mitteilt und wir aus Zuhörern Beteiligte werden. Wohl tut es gut zu hören, wie ein katholischer Theolog selbst dem „unbedenklichen, aber ehrlichen Haeckel, dem großen Naturforscher," gerecht zu werden weiß. Wir hören: die Entwickelungslehre unterscheidet sich wesentlich von der Weltanschauung des Materialismus. Schell weiß von dem „Rausch der Begeisterung", mit dem der Entwicklungsgedanke seine Jünger erfüllt: eine geschlossene, lückenlose Weltanschauung! von unten herauf immer vielgestaltiger, herrlicher wachsend aus der Einfachheit in die Fülle und Reife. Aber wir hören nur, wir sind noch nicht ganz bei der Sache; die Gegensätze ringen noch nicht Auge in Auge: Du oder ich! Läßt es Schell dazu kommen, oder definiert er weiter und hält sich vorsichtig zurück?

Er zögert. Aber, er ist im Vorrücken. Ihn treibts . . . und nun hats ihn gepackt. Er kann nicht mehr anders, er muß als moderner Mensch sagen, wie er sich mit seinem Glauben durchgerungen hat gegenüber dem Entwicklungsgedanken. Davon hat er getrunken, wie von einem starken Trank, er kanns nicht leugnen, er der katholische Dogmatiker. So stark ist der Entwicklungsgedanke! Schon spricht er von dem alten, beschränkten Weltbild des Ptolemäus und seinem Gegensatz zu dem des Kopernikus, von dem unermeßlichen Weltall, darin die Erde ein Sternlein ist. Vereinigen sich diese Gegensätze? . . Nein! Wir hören und staunen: Die Bibel hats übernommen, das alte Weltbild, Aristoteles ist sein Vater. Hätte die Zeit der Bibel eingesetzt mit Kopernikus, hätte sie ebenso dessen Weltbild übernommen! Und der Gottesgedanke leidet nicht im mindesten dadurch, daß die kristallnen Schranken des alten Himmels zertrümmert sind und ungeheure, ungeahnte Fernsichten sich eröffnen; um so herrlicher klingt uns das alte Psalmwort: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes!"

Ja! Ja, so sagen wir; so spricht der moderne Theologe und atmet befreit auf. Aber ein katholischer Theologie-Professor, darf ers? Wo bleibt da das Dogma von der wörtlichen Inspiration der Schrift? Ziehe du die Folgerungen und decke die zeitlichen Unvollkommenheiten in der Schrift auf — was wird aus dir? Denke an den Schöpfungsbericht der Bibel!

Daran will ich denken, ruft Schell. Er tritt an das heran, was der „alte Prophet und Weise in der ehrwürdigen Schöpfungsurkunde" sagt. Will er das auch noch vereinigen, die sieben Tage und den modernen Entwicklungsgedanken? Er findet doch keinen Ausweg?

Doch! Er findet ihn, für sich, weil er ihn für sich finden muß. Ihm tut sich eine Tür auf in seiner Not: die Tür der Spekulation. Nun ist es ihm, als ob er aus der dumpfen Stube ins Freie hinauskommt. Nun strömt es ihm zu. Die Luft der Zeit atmet ihn an, und er, der vorher ungelenk in schleppenden Satzgefügen sich bewegte, erhebt sich zu fast dichterischer Kraft: „Nicht grob handwerksmäßig" will der Schöpfungsbericht verstanden sein, sondern als „Mysterium". Das ist das lösende Wort. Und nun darf der moderne Mensch zu Wort kommen, denn der Entwicklungsgedanke hat mit unwiderstehlicher Wucht zu ihm geredet, bis er sich vor ihm beugte. Es wird zum Bekenntnis vor uns, was Schell spricht. Ein tragisches Bekenntnis. Wissenschaftlich unhaltbar darf der biblische Schöpfungsbericht nicht sein. Das leidet der Katholik in ihm nicht. Dem Entwicklungsgedanken sich verschließen, vermag aber der moderne Mensch nicht.

So unternimmt es Schell die Wissenschaftlichkeit des Schöpfungsberichts zu retten, indem er mit Hilfe seiner Spekulation und höchster innerer Anteilnahme in die „ehrwürdige Schöpfungsurkunde" Alles hineindichtet, was an dem Entwicklungsgedanken groß und befreiend ist. Man höre und staune, er findet in dem Siebentagewerk alle sieben Welträtsel Dubois-Reymonds. „Das Wesen der Materie und Kraft, der Ursprung der Bewegung, das Entstehen der Empfindung, des vernünftigen Gedankens . . . Alles ist vorgebildet in dem Siebentagewerk. Es fehlt nur, daß Schell sagt, der moderne Naturwissenschaftler habe unbewußt mitten in der alten Schöpfungssage der Bibel gestanden.

Und wir? Der Schwung seiner Gedanken, die persönliche Notwendigkeit seines Bekenntnisses reißt uns mit. Schell spricht stellenweise gänzlich wie ein moderner Theologe . . . Aber, aber sobald unser an der historisch-kritischen Schriftbetrachtung geschulter Gedanke sich an den wirklichen Text des Schöpfungs-

berichts erinnert! Das soll „der alte Weise" sich gedacht haben? Das? „Dann ist uns Schells Bekenntnis oder Dichtung eine wissenschaftliche Ungeheuerlichkeit. —

Der Vortrag ist zu Ende, das Beifallklatschen verrauscht. Und nun hält uns draußen auf der Straße die Frage an: Wie wird „man" mit dieser Arbeit zufrieden sein? So war sie wohl nicht bestellt. Oder schadet das Nichts, solange die Wenigsten den klaffenden Zwiespalt mit dem Dogma merken, die Meisten aber des Lobes voll sein werden, weil sie die Gewalt gegenwärtiger Gedanken aus einer Persönlichkeit heraus wahrnahmen?

Vorläufig schadets Nichts. Zwar schweigt sich das ultramontane, sonst so mundfertige Blatt über den Vortrag bedeutsam aus. Aber von Tür zu Tür wird man mit Erfolg mit der Tatsache hausieren, die wissenschaftliche Rückständigkeit des Katholizismus sei widerlegt. Und das Kreisblatt glaubts. Die römische Kirche ist ganz modern, man muß es nur recht verstehen, so wird es heißen.

Groß ist Rom in der Weisheit dieser Welt. Sie stellt den Einen an, daß er die Schwelle des Heiligtums kehrt mit weltabgewandtem büßendem Eifer. Und den Anderen stellt sie an den Strom der Welt und heißt ihn fischen.

Fritz Philippi

Die deutsche Lehrerschaft und die Kirche

Aus Bayern

Die deutsche Lehrerbewegung hat heute ihre Flutzeit; bis hinauf in die stillen Winkel des Gebirges, über die entlegensten Dörfer ländlicher Niederung, dorthin wo der dunkle Fichtenwald das einsame Schulhaus beschattet, wo die Kiefer in kümmerlichem Sande spärlich gedeiht, branden ihre Wellen; der Dorfschulmeister mit seiner Poesie und seinem Elend, in dem sich Großes und Kleines, Weites und Enges wunderlich mischte, wie Jean Paul ihn gezeichnet hat in rührenden humorvollen Gestalten, will zurückbleiben im Reiche des Märchens und der Sage, nachdem er das gelobte Land von ferne geschaut; auf knorrigen Stab gestützt steht er an der Linde vor dem Bergkirchlein, und sieht sinnend, staunend auf die Scharen zielbewußter Kämpfer für Standesehre und Berufsfreiheit, die in gleichem Schritt und Tritt auf der großen Heerstraße ziehen. Sie grüßen zu ihm herauf, sein Auge leuchtet; noch lange schaut er ins Tal, auf sein Dörfchen; die Abendschatten werden länger, er denkt der deutschen Vergangenheit: wie viel altes Gerümpel, aber auch wie viel edles Kleinod birgt sie in ihrem Schoße, und bald wird er auch dabei sein, der alte Dorfschulmeister, der letzte Enkel des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auental.

Zu Bataillonen und Regimentern haben sich die Lehrer geschart, über ganz Deutschland erstreckt sich ihr Heerbann, in München haben sie Heerschau gehalten. Die Fahne nationaler Kultur und deutscher Bildung haben sie gehißt, und damit eine äußerst zugkräftige und wirkungsvolle Losung gewonnen, eine eigene Provinz sich erobert. Der Idealismus klassischen Deutschtums zusammen mit dem entschlossenen Nationalismus, zu dem die Not der Zeit und die Mißgunst der Nachbarn zwangsweise uns erziehen: in der Tat kein schlechtes Programm, manche jetzt noch freischwebenden Kräfte wird es an sich ziehen. Deutsche Bildung und nationale Kultur: wir können sie wirklich gut brauchen; die Lehrerschaft aber ist im Begriffe, im Kampfe für dieses hohe Ziel die Führung in die Hand zu nehmen, und damit selbst innerlich und äußerlich an Größe und Einfluß zu wachsen.

Es gibt eine zweite ältere, größere, zur Zeit auch noch mächtigere Organisation: die Kirche; ihr Ziel, das, welches sie wenigstens in ihren guten Zeiten hat, heißt fromme Bildung. Deutsche Bildung und fromme Bildung: schließen sie sich aus? So wenig, daß sie nach unsrer evangelischen Anschauung notwendig zusammengehören. Woher also die heutige Kriegsstimmung? Ist etwa das ganze Bildungs-Ideal ein verschiedenes hier und dort, Schulbildung und Kirchenbildung schwer verträglich, unvereinbar? Dies ist offenbar weithin die Empfindung der deutschen Lehrerschaft; und sie zieht die Konsequenz: Los von der Kirche! Diese Loslösung ist eine wenigstens innerlich vollzogene und fertige Tatsache. Dem Lehrer ist die Memorier-Methode der Gipfel pädagogischer Unvernunft, der Katechismus eine scholastische Zwangsjacke, das Alte Testament ein sehr mit Auswahl brauchbarer Lehrstoff, der ganze kirchliche Religionsunterricht ein Fremdkörper, die Kirche selbst eine herrschsüchtige Hypotheken-Gläubigerin, die Wohltat zur Plage macht, für bescheidenes Darlehen mit Wucherzinsen sich bezahlen läßt.

Los von der Kirche wollen sie. Was meinen sie wohl damit? Sie würden uns einen großen Dienst leisten, wenn sie uns die theologische Preisfrage, was eigentlich die Kirche sei, beantworten könnten. Etwa gar die geistlichen und juristischen Räte der Kirchenbehörden? So einfältig diese Frage klingt, gibt es dennoch Leute, die, wenn auch nicht gerade bewußt so denken, unbewußt durchaus so empfinden.

Welch ungeheures Pathos wird in Predigten, Reden, Kirchenzeitungen verschwendet an das Wort, oder wie soll ich sagen, den Begriff, die Idee, das Postulat, die Behörde Kirche; sie ist hier dies, dort jenes, bald alles mit einander, bald gar nichts. Jedenfalls die konkrete Kirche ist etwas durchaus Sekundäres (Conf. Aug. Art. VII), und wenn die Lehrer ohne sie auskommen wollen, nun gut, wir möchtens auch manchmal.

Es ist eben heute eine Binsenwahrheit, daß Bekenntnis und Glaube, Dogma und Religiosität, Kirche und Frömmigkeit, Religion und Reich Gottes, wie Lhotzky sagt, sich durchaus nicht immer decken; vielleicht sollten sie es, vielleicht auch nicht, jedenfalls tun sie es nicht.

Die Lehrerschaft will los von der Kirche; innerlich ist sie es, äußerlich wird es für lange Zeit wohl noch ein bloßer Wunsch bleiben. Die Politik in Nord und Süd ist klerikal. Kirche und Schule bleiben in ihrer Zwangsehe, aus der kaum je mehr eine Vernunftehe werden wird. Die Kirche willigt nicht in die Scheidung; sie fürchtet eine anderweitige Wiederverheiratung des fast noch als Kind ihr angetrauten Weibes; aber hat nicht der große Menschenkenner Ibsen die sich losreißende Frau in neuer Liebe wieder heimkehren lassen gerade dann, als sie freigegeben war (die Frau vom Meere)?

Daß wir Evangelischen doch gar keine Beschämung mehr empfinden darüber, kirchlich unter den weiten Mantel Roms zu flüchten. Der oberbayrische Pfarrer — selbst von der Pfarrersköchin habe ich in diesem Zusammenhange reden hören — wird den Lehrer noch lange nicht von Glockenstrang und Meßnerdienst freilassen, die Simultanschule wird am römischen Turm zerschellen, die Lehrer-Bewegung wird an den Ketten Roms sich wund reißen und am Fels Petri auf Granit beißen: können wir uns darüber freuen? Sollte uns dies nicht eher Beunruhigung als Trost bringen?

Die Lehrer sind innerlich los von kirchlicher Hierarchie und Orthodoxie. Aber langjährige persönliche Freundschaft mit vielen unter ihnen hat mich nie daran zweifeln lassen, aufmerksame Beobachtung auf dem Münchner Lehrertage hat es mir bestätigt, daß sie nicht los sind von Frömmigkeit, nicht los sein wollen von Religiosität, daß nicht nur viele Lehrer als Einzelne, sondern auch die Lehrerschaft als Ganzes so fromm ist wie irgend eine andre Körperschaft, nicht ausgenommen die Kirche im engern Sinne, ja ich bin überzeugt, daß sie viel weniger als viele andre Stände dem platten Materialismus verfallen sind, daß sie ein reiches, für unsre Zeit sehr wertvolles Erbe an Idealismus aus der Dorfschulmeisterzeit sich herübergerettet haben, daß sie an Frömmigkeit immer noch den Durchschnitt unsres Volkes überragen, wobei ich mich nicht darauf einlasse, ob man diesen Durchschnitt hoch oder niedrig einschätzen will — der letztre Fall wäre eben nur ein neuer Beweis für die Ohnmacht und Einflußlosigkeit der Kirche.

Bestreiten möchte ich auch, daß man den Lehrern von vornherein ein höheres Maß von Frömmigkeit zumuten darf, nicht

einmal den Geistlichen; in der evangelischen Kirche wird nicht nach zweierlei Maß gemessen, das ist die Bedeutung des allgemeinen Priestertums.

Die Lehrerschaft ist nicht los von Religion, aber sie kann es werden, wird es ganz sicher werden, wenn die Kirche auf dem Grundsatz stehen bleibt: Religions-Unterricht, kirchliche Aufsicht über die Schule et caetera: sint, ut sunt, aut non sint. Der Religions-Unterricht muß nach Inhalt und Form reorganisiert und reformiert werden, er darf nicht weiterhin ein Fremdkörper in Schule und Erziehung bleiben.

Von Grund aus anders muß die religiöse Unterweisung in den Lehrbildungsanstalten werden; nie habe ich so elementaren Unwillen sich entladen sehen in einer Versammlung wie in dem Augenblicke, als einer der Münchner Redner von „den dumpfen Mauern des Seminars“ sprach. Zu Glaube und Freiheit soll erzogen werden, nicht mit Scholastik und Schematismus, dann wird der Erfolg wieder Vertrauen sein, und nicht mehr Haß.

Ohne auf diese weitschichtige Sache und brennende Frage weiter einzugehen, soviel ist gewiß: die deutsche Lehrerschaft bis hinein in die Reihen der positiv evangelischen Lehrer, wünscht hier Besserung: eine religiöse Erziehung, die Etwas weiß von der Freiheit eines Christenmenschen; sie wünscht dies sowohl aus eigener innerer Not heraus, als auch in der Ueberzeugung, daß nur so Bildung und Frömmigkeit zum Heile unsres Volkes beisammen bleiben werden. Die Kirche hat die Arbeiterschaft verloren, weil sie ihre religiöse Not so wenig verstehen wollte wie ihre soziale; so hat sie selbst den vielbeklagten Unglauben des Volkes mit verschuldet, der übrigens lange nicht so groß ist als die Unkirchlichkeit.

Eine innere Not der Lehrerschaft ruft hier nach Hilfe; auch der Religionslehrer theologischer Bildung weiß sie zu würdigen. Wird die Kirche warten, bis ihr auch diese Provinz, die Lehrerschaft mit ihrem einzigartigen Hinterlande in der deutschen Jugend definitiv verloren ist? Dann wird sie klagen müssen wie Jakob: Ich muß sein, wie Einer, der seiner Kinder gar beraubet ist.

Die Kirche ist mehr und besser als Hierarchie. Die Religion braucht eine Organisation; die Frömmigkeit des Christentums ist als kommunistische ursprünglicher wie als individualistische; Reich Gottes geht der Rettung der Einzelseele vor. Will die Lehrerschaft Frömmigkeit, und zwar christliche Frömmigkeit behalten, so wird sie auch ihrerseits ein Verhältnis zur Kirche erhalten müssen, und in Berücksichtigung des Zwanges sowohl als des Vorteils geschichtlicher Kontinuität ein Verhältnis eben mit der heutigen Kirche. Die Kirche ist noch nicht so schlimm, daß man an ihr verzweifeln müßte. Sie besinne sich nur einfach darauf, daß sie eine evangelische und keine katholische Kirche ist, dann wird ihr Manches leichter werden. Wer soll sich also besinnen? Die Kirche? Wer ist denn die Kirche? Die paar Kirchenbeamten? Wohl kaum. Die Kirchenzeitungen? Auch nicht. Die Synoden und Kirchenvorstände? Nein, **wir** sind es miteinander, wir, die evangelischen Christen. Befreien wir uns gründlich von dem Phantom und Schreckgespenst Kirche, das Luther schon einmal aus dem Hause getrieben hat, damit der evangelische Glaube wieder zu Ehren komme, und mit ihm die **evangelische** Kirche. **Pöhlmann**

Karl Spittelers Olympischer Frühling

Ein Epos in unserer am Roman und am Drama interessierten Zeit zieht nicht leicht die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums auf sich. Es muß sie sich erringen. Spittelers Epos tut das mühelos. Mit sicherm Griff zwingt er den Leser in den Bann seiner Sprachgewalt und seiner schöpferischen Phantasie. Eine außergewöhnliche Dichtung voll Tiefsinns und seltener köstlicher Schönheit liegt da vor uns. Ihr ästhetischer Wert und ihr Gehalt an Weltanschauung rechtfertigen daher eine ausführlichere Besprechung in diesen Spalten.

Die olympische Götterwelt steigt vor uns auf. Von Zeus und Hera, Apoll und Aphrodite und ihren Göttergeschwistern ist die Rede. Aber ein Grieche, der seinen Homer und Hesiod kennt und liebt, würde diese Götter nicht verstehn. Das sind die alten Götter nicht. Fremd würden ihn ihre Reden und Taten anmuten, fremd die Weltanschauung, die wie ein düster flammendes Abendrot durch die Gestalten und Handlungen des Epos durchschimmert.

Man lasse sich durch das griechische klassische Gewand nicht abschrecken. Das Epos steht trotz seiner Mythologie auf modernem Boden. Die griechische Götter- und Heldenwelt braucht Spitteler nur, weil ihre Dimensionen besser zu kosmischem Geschehn und zu einer monumentalen dichterischen Weltanschauung stimmen als die irgend welcher konkreten Verhältnisse. Auch leisten jene Figuren der schöpferischen und stets umbildenden Phantasie des Dichters weniger Widerstand als die härtere Materie bestimmter historischer oder sagenhafter Gestalten.

Hades weckt in der Unterwelt die neuen Götter auf, die an Stelle der alten, mit Kronos gestürzten, den Olymp beherrschen sollen. Sie stehen unter Ananke, der, abweichend vom Griechischen, männlich dargestellt, allen Wesen grausam und unerbittlich ihr Schicksal zumißt. Im Olymp erwartet die stolze sterbliche Amazonenjungfrau Hera den, der aus den Wettkämpfen als Sieger hervorgeht, als Herrn und Gemahl. Furchtbar und beschwerlich ist der Aufstieg aus der Unterwelt, die von Gefahren wimmelt. In der Oberwelt bewillkommt sie der gütige Uranos und seine sieben lieblichen Töchter, von denen sie sich nur unter Anankes Spruch losreißen können. In den Wettkämpfen der Sage, des Wettlaufs und der Traumweissagung siegt Apoll. Aber nicht ihm fällt die trotzige und widerwillige Braut zu, sondern dem Zeus, der durch List und blutige Gewalt so Weib als Herrschaft erbeutet. Apoll zieht sich grollend aus einer Welt zurück, wo die Gewalt, die List und die Lüge herrscht und gründet sich ein eignes Reich des Schönen, verstanden und geliebt von seiner Freundin Artemis. Im Olymp beginnt nach der Hochzeit ein allgemeines Weltenfrühlingsfest voll Lust und Taten der neuen Götter. Aber die Falschheit der Hera und die Hinterlist des Zeus beginnt sich zu rächen. Zeus wird seines Weibes und seiner Herrschaft nicht froh. In den Menschen erkennt er eine feige und lügnerische Masse, die er kurzerhand vertilgen will. Nur das wundersame Mägdlein Elmosyne, das trotz allem an die Menschen glaubt, bringt ihn davon ab. Auch Hera wird die Freude vergällt, als sie den Tod am Werke sieht. Sie findet schließlich ein Heilmittel gegen die Verzweiflung über das ungeheure Leid der Welt in der Erfahrung, daß sie selber Gewalt hat und Leid zufügen kann. So quält sie den Herakles, der von Zeus als eine Art Weltheiland auf die Erde geschickt wird. Zeus selbst will fortan von der Erde und den Menschen nichts mehr wissen, und legt ein Dunstgewölk zwischen sie und den Olymp, daß hinfort keine Erdengedanken, kein Erdenleid und keine „Heuchelhäuche“ der Menschen die selige Freude der Olympier stören.

Was hier in knappster Zusammenfassung als Inhalt angegeben ist, ist im Epos lauter blühendes Leben und gespannteste Handlung. Wie man sieht, ist der Dichter mit den überlieferten Namen und dem Stoffe ganz frei verfahren und gestaltet ganz nach seinem Gutdünken. Aber gerade damit beginnt das Staunen. Der ganze ungeheuere Stoff ist frei erfunden, das Produkt einer stupenden Kraft der Phantasie. Diese reizvollen Episoden, Abenteuer, Geschehnisse, alle diese entzückenden dichterischen Gebilde sind rein aus dem Nichts hervorgestampft. Sie fanden sich nirgends als in der Tiefe der dichterischen Phantasie. Nichts wird dabei bloß geschildert: Alles lebt, wird vor unsern Augen, nimmt Gestalt und Farbe und Leben an. Wie das ewig lebendige Meer mühelos und gleichsam zum Spiel seine wunderlichen Schätze, bald zierliche, bald seltsam schreckende, an den Strand wirft, so überschüttet uns da die Phantasie des Dichters bald mit den großen Problemen des Weltalls, plastisch gestaltet, bald mit den erhabensten Natureindrücken, bald mit dem feinen Gewirk zarter Seelenregungen, Alles lebendig, anschaulich, greifbar.

Da ist der großartige Aufzug der Götter. Ihr Weg gibt

dem Dichter Gelegenheit, uns alle Wonnen und Schrecken des Hochgebirges sehen und erleben zu lassen. Da sind die Szenen der Wettkämpfe, wo wir die ganze Pracht olympischer Glieder sich regen sehen. Da entblüht auch dem dichtenden Geiste das Wundergewächs tiefsinniger Sagen und Gleichnisse. Da ist so ein Sonnengesang wie der von Apoll dem Entdecker, der, angewidert vom Treiben auf dem Olymp, auszieht, um neue schönere Welten zu entdecken:

Mit meinen wachen Augen nehm ich deutlich wahr:
Jenseits der Welt, wo Wissenschaft und Ahnung schweigen
Seh ich von einem neuen Gau ein Wölklein steigen,
Das ist mit wonnigen Glückes Seligkeit beladen,
Ein Widerschein, der zeugt von bessern Weltgestaden.

Und nun fährt er mit Artemis, seiner trauten Gefährtin

Durch weite Demantstrahlenmeere, wonnige Engen,
Von farbendämmernden, erlauchten Wolkengängen
Umschwirrt von Schwalbenschrei, umwühlt von Glanzgewimmel
Durch blaue bald und bald durch goldne Rosenhimmel.
Und eifersüchtige Adler kamen, mit den Fängen
Sich flatternd an die Sonnenräder anzuhängen.

Und unter ihm auf der Erde

Tollen Laufes taumelten, mit Bluft beladen,
Vorbei die Hügelreihen, hingemäht in Schwaden,
Indeß dahinten, links und rechts im Gegenzug
Bedächtge Wälder gingen mit dem Wagenflug.

Nach dem ungeheuren Wagnis ins Unbekannte und Ungemessene hinein, erreicht er das selge Inselreich des Metakosmos, wo ihn sein eigener, ihm vorausgeeilter Dämon begrüßt:

Du hasts geglaubt, das zeugt, daß Adel in dir wohne,
Du hasts gewollt, das spricht, daß Heldenmut dich stählt,
Du hasts gekonnt, du bist aus Tausenden erwählt.

Dort sehen sie

Den bösen Bruch, von wo entfiel die Welt,
Die Halle, die der Dinge Musterbild enthält, ...
Den tiefen Waldsee der Erinnerung,
Wo das Vergeßne auferscheint, erfrischt und jung.

Das Gestaltungsvermögen des Dichters ist so groß, daß sich ihm sogar innere psychologische Vorgänge, gedanken- und gefühlsmäßige Erkenntnisse in konkretes Geschehen, in plastische Bilder und bewegte Handlung verwandeln.

Statt z. B. einfach das Glück durch Attribute zu schildern, läßt er herantrippeln

Vom Gärtlein Unbekannt
Das Knäblein Eidolon, mit Namen „Glück" genannt,
Ein Puppenfahrzeug schleift es, wonnigen Gesichts,
Die Locken wiegend, hinter sich, gefüllt mit Nichts,
Sang leise vor sich hin, verträumt, im Trällerton
Des Wegs nicht achtend.

Das Los des Weibes, ihrem Gefühl und der Liebe zu unterliegen, schildert er ergreifend in der Episode von Eros und Rhodos. Ganz erschütternd plastisch gerät dem Dichter die Darstellung des stummen Leidens der Kreatur. Er läßt es uns mit erleben in der Person der Ganymede, die in ein Tier verwandelt wird und dessen Aengste mit erleidet. Die Erhörung eines Gebets erscheint wie ein kosmischer sichtbarer Vorgang:

Einsam im schwarzverhängten Welttheater saß
Moira, indem ihr Auge auf die nachtumgraute
Geheimnisvolle Bühne ernsten Blickes schaute,
Darauf der flüchtgen Lebensbilder Zitterschimmer
Erregt vorüberzog in schwirrendem Geflimmer.
Ein Diener überreicht ihr Zeus' Gebet. Sie blickte
Nachlässig hin, verstand, bewilligt' und benickte.

Dieses plastische Vermögen zeigt sich ebenso wie in der Ausgestaltung ganzer Episoden und innerer Vorgänge auch in der Anschaulichkeit der Sprache überhaupt. Wenn Luther die deutsche Sprache einen schlafenden Riesen nannte, den er allerdings selbst aufgeweckt hat, so haben wir vor dieser Dichtung das Gefühl, als ob dieser Riese uns hier rein zur Augenweide seine gehaltene Kraft anschaulich machte, indem er ebenso leicht mit Felsblöcken spielte wie mit zarten Blumen.

Von der Zeit im Uranfang sagt er:

Verknäuelt schlief die Zeit und kraftlos hing das Nichts.

Wie eine Uebersetzung des berühmten Danteverses nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria mutet uns der Vers an:

Keine bösern Augenwunden,
Als einem Glücke nachzuschauen, das entschwunden.

Aber wie anschaulich, sinnenfällig ist das geworden! Es geht einem wie auf einer blumigen Wiese: man möchte die schönsten und duftendsten Blüten pflücken und zum Strauße winden, aber ihrer sind zu viele.

Spitteler ist Schweizer. So versteht es sich leicht, daß viel spezifisch schweizerisches Sprachgut sich in der Dichtung findet, so neben vielem Andern das Hauptsächliche in dem Arsenal von Kraftausdrücken, deren sich die Götter und Helden bedienen, wenn sie prahlen und schimpfen. Ueber manche dieser Grenzerweiterungen gegenüber der Mundart mag der Deutsche mit dem schweizer Dichter rechten wollen; aber gerade da wird dieser auf das Herdersche Wort hinweisen: „Man muß den Schweizern das Recht lassen, daß sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben und daß ihr Gutes noch zu wenig geprüft ist." Und häufig offenbaren gerade solche Findlinge den schöpferischen Reichtum unserer Sprache, ihre Fähigkeit, die keine andre in gleichem Maße besitzt, alles Dämmernde, Werdende gerade noch zu fassen, alles Große, Fertige immer wieder umzugießen und neu und größer zu sagen. Wer in seiner beruflichen Arbeit auf die Frische, Kraft und Ausdrucksfähigkeit der Sprache angewiesen ist, und wer spürt, wie leicht ihr inneres geheimes Leben erstarrt, wird gut tun, sein Sprachgefühl an solchen lebendigen Sprachquellen zu nähren.

Das Schweizerische in der Dichtung findet seinen Ausdruck auch in der wohl kaum je erreichten Schilderung der Alpenwelt. Wenn die Odyssee ein Meergesang ist, so stehe ich nicht an zu sagen, daß in unserer Dichtung das Hochgebirge seinen Sang und sein Epos gefunden hat. So wenig wie dem Meere, so wenig kann auch dem Gebirge die Lyrik gerecht werden. Das Epos allein hat die großen geschwungenen Linien und den langen Atem, den diese gewaltige Welt verlangt.

In dem Epos waltet ein ganz eigener Humor. Nicht der, der unter Tränen lächelt; er ist vielmehr von grimmiger Art, die auch das derbe Wort nicht scheut. Und oft verläßt der Dichter auch den und greift nach der Satire, um menschliche Torheiten anschaulich zu geißeln. So die Launen einer modernen Frau in der ergötzlichen Geschichte von den Erdenveilchen, die Hera erst wünschte, dann verschmähte, um den Gemahl zu plagen.

Erfahre denn: als mindeste der Ehetaten
Acht ich, der Gattin Wunsch im Urkeim zu erraten,
Gelüste, die man selbst nicht spürt, so sind sie fein,
Die müssen dem Gemahl Gebot und Richtschnur sein.
Ich sage Ja: jetzt ahne, heißt das Nein, heißts Ja?
Siehst du, das nenn ich Zartgefühl.

Oder wenn er des Menschen kritiklose Bewunderung und Speichelleckerei schildert in der Geschichte der Elmosyne. Um die Menschen zu prüfen errichtet Zeus einen Scheuel mit der Aufschrift:

Dies ist der große Labadan mit Namen Götzlich:
O Menschenkind, ruf heilig und bewundre plötzlich!

Solange der erste Mensch diese Inschrift nicht entdeckt hat, fragt er sich ängstlich:

Von wem soll ich erfahren, was ich meine?

Der zweite hat schneller begriffen:

Hier wurde sich begeistert, sich bewundert,

und Einer nach dem Andern schreit dann dem Scheusal sein bewunderndes Hurrah.

So sehr die Dichtung in tiefsinnige Gedanken getränkt ist, müßte man sich doch hüten, nun überall nach Deutungen zu graben. Manches ist erzählt aus purer Freude am Gestalten und Fabulieren, reine Erfinderlust, naive Phantasiekunst. Und so gleichen denn manche Episoden nicht nur Klingerschen Radierungen, die mit schwerer Gedankenlast beladen sind, sondern oft mehr, wie vielfach schon bemerkt wurde, Böcklinschen Bildern, in denen wie in seinem Zentauren vor der Schmiede, unbekümmert Fabelwerk und saftige Wirklichkeit zusammengestellt

wird. So ist im Epos trotz Zeus und Aphrodite gelegentlich die Rede von Protoplasma, Hypnose, Schwefelsäure, allerdings nicht ohne daß dadurch ein grotesker Anflug manche Szenen überzieht.

Trotz dieser reinen und echt dichterischen Fabulierlust, die keine Zwecke in die Dichtung hineingeheimnist, hat man beim Epos immer ein Recht nach der Weltanschauung zu fragen, auf deren Grunde es sich aufbaut. Adolf Keller

(Schluß folgt)

Das Darmstädter Oberkonsistorium und die Darmstädter Stichwahl

Ein neuer Beitrag zur Frage: Evangelische Kirche und soziale Frage

(Vgl. Chronik der Christlichen Welt Nr. 26)

Das Darmstädter Oberkonsistorium hat dem Reichstagskandidaten der vereinigten Liberalen, Pfarrer Korell, wegen der vom Wahlkomitee zu Gunsten des sozialdemokratischen Kandidaten ausgegebenen Stichwahlparole eine Rüge ausgesprochen. Diese Rüge bezieht sich nicht etwa darauf, daß Korell bei der Ausgabe der Parole mitgewirkt habe. Das Darmstädter Oberkonsistorium mußte nach seiner eigenen Veröffentlichung durch Aussagen Korells, daß dieser selbst bei Ausgabe jener Parole in keiner Weise mitbeteiligt war. Aber es verlangt von ihm: „Er mußte als Pfarrer unmißverständlich zeigen, daß er nicht, wie geglaubt wurde und nach der angezogenen Sachlage geglaubt werden mußte, die Wahl Bertholds billige.“ „Die Interessen der evangelischen Kirche sind hier dadurch verletzt, daß durch das gegenüber der Oeffentlichkeit ein Verschulden in sich schließende Schweigen Korells die Meinung entstehen und unwidersprochen sich verbreiten konnte, ein Geistlicher halte den Sieg der Sozialdemokratie trotz ihrer revolutionären, antireligiösen und antikirchlichen Agitation für das kleinere Uebel gegenüber dem des Gegenkandidaten.“ Dadurch wurde nach Ansicht des Oberkonsistoriums das Ansehen Korells und der Kirche geschädigt und es ergab sich die Pflicht der Kirchenbehörde, „klar und deutlich auszusprechen, daß ein Pfarrer auch den Schein meiden muß, Parteigänger der Sozialdemokratie zu sein.“

Bei dieser Gelegenheit läßt das Oberkonsistorium auch einen Hinweis darauf fallen, daß in Korells eigener Gemeinde eine Verwirrung der Gemüter vorhanden sei. Es wäre dem Oberkonsistorium ein Leichtes gewesen, festzustellen, daß das nicht der Fall ist. Der Unterzeichnete als der nächste Nachbarpfarrer kann das gerade Gegenteil versichern.

Hier öffentlich das Wort zu ergreifen nötigen mich folgende Gründe.

1. Diese Rüge Großherzoglichen Oberkonsistoriums ist geeignet das Ansehen des Pfarrstandes und damit der Kirche auf das allerschwerste zu schädigen, wenn nicht öffentlich dokumentiert wird, daß die Stellung eines Pfarrers zu seiner vorgesetzten Behörde denn doch eine andere ist, als sie in dieser Rüge angenommen wird.

Vor allen Dingen ist der Ton unerträglich. Es wird die Aussage Korells angeführt, daß er der Wahlparole fern stehe. Dann fährt Großherzogliches Oberkonsistorium fort: „Es liegen uns keine Beweise vor, die uns erlauben, diese Angabe abzulehnen.“ Was heißt das?

Bekanntlich ist es das schwerste Kreuz, unter dem jeder gewissenhafte Pfarrer heute seufzt, daß man uns immer wieder sagt: „Ihr dürft nicht reden, wie ihr denkt. Ihr werdet ja bezahlt.“ Das Auftreten Korells hat weiten Kreisen die Ueberzeugung gegeben, daß Pfarrer auch nach oben Rückgrat haben können. Großherzogliches Oberkonsistorium dokumentiert feierlichst, daß das eine Täuschung ist. Solche Pfarrer werden innerhalb der Kirche sofort gerügt. Und das, während die Staatsregierung die Tätigkeit ihrer Untergebenen, die als Mitglieder des Wahlausschusses die Parole tatsächlich abgefaßt haben, völlig unangetastet läßt. Sie kennt deren Rechte als Staatsbürger. Wir ehren das bei ihr. Warum kennt die Kirchenbehörde nicht dieselben Grenzen gegenüber ihren Pfarrern?

Und schließlich: Was mutet die Kirchenbehörde Korell zu? Nachdem seine Partei ihn mit der Autorität ihres Kandidaten ausgerüstet hat, unterlegen ist und nun einen sehr gewagten Schritt als politische Notwendigkeit erkannt hat, soll er auf einmal als Pfarrer „höhere Pflichten“ kennen — Großherzogliches Oberkonsistorium meint die: sich als Pfarrer und geborner Gegner der Sozialdemokratie zu betätigen — und seiner Partei in den Rücken fallen. Wenn es ein Pfarrer wirklich so machen müßte, dann würde bald keine Partei mehr in der Lage sein, einem Pfarrer irgend welches Vertrauen entgegen zu bringen. Jede würde sich ja sagen müssen: An irgend einem Punkte werden wahrscheinlich die „höhern Pflichten“ hervortreten und er wird uns im Stich lassen. Wenn eine Behörde einem Untergebenen über sein Handeln Vorschriften macht, soll sie nichts moralisch Unmögliches von ihm verlangen.

2. Großherzogliches Oberkonsistorium macht ferner Korell den Vorwurf, daß er den Eindruck eines Hinneigens zur Sozialdemokratie erweckt habe. Den kann er doch nur bei Leuten erwecken, die über das zu Grunde liegende Problem überhaupt nicht nachdenken. Soll ein Pfarrer, — muß ein Pfarrer sich in seinem Handeln durch diese Leute bestimmen lassen?! Diese freilich wissen nicht — Viele wollen wohl nicht wissen, daß es gerade unter den Höchstgebildeten Deutschlands sehr Viele gibt, die eine Bekämpfung der revolutionären Tendenzen der Sozialdemokratie nur dann für wirksam halten, wenn man den Nachweis liefert, daß die berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung zu erreichen sind. Für die, die so denken, ist der wirkliche Beförderer der Sozialdemokratie Jeder, der den berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft auf Organisationsrecht usw. Widerstand leistet oder sie nicht unterstützt. Nachdem die Politik des Kampfes gegen die Forderungen der Arbeiterschaft in der Kirche zur Entkirchlichung der Arbeiterschaft, im Staate zum stetigen Anwachsen einer revolutionären Partei geführt hat, sollte man als Kirchenregiment doch wenigstens ein Verständnis dafür haben, wenn ernste Männer eine andere Stellungnahme wünschen und persönlich beginnen.

Damit bin ich zu dem Punkte gekommen, der meinen Widerspruch am allerschärfsten herausfordert.

„Die Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen und die revolutionäre Sozialdemokratie als solche stehen in direktem Gegensatz zu einander,“ sagt das Oberkonsistorium. Das scheint so einleuchtend, ist aber ein Rattenkönig abstrakter Theorien, die den Tatsachen nicht entsprechen.

„Revolutionäre Sozialdemokratie“ ist ja das schöne Schlagwort, zu dessen Anwendung die Kurzsichtigkeit der Führer dieser Partei immer wieder Gelegenheit gibt. Aber in dieser Partei mit ihren radikalen Theorien steckt doch auch die deutsche Arbeiterpartei, die notwendige und berechtigte Vertretung der Interessen des Standes, der, weil er noch so jung ist, so furchtbar viel von der Gesellschaft und vom Staat zu verlangen hat. Daß man diesen Forderungen immer und immer ein taubes Ohr geschenkt hat, das hat die Leute dazu getrieben, den revolutionären Theorien ein Ohr zu bieten. Es schien ihnen zu deutlich bewiesen, daß in der heutigen Gesellschaft Hilfe für sie nicht sei. Wie man diesen Leuten die Augen öffnen kann ohne eine feste, sichere Vertretung ihrer Interessen gegenüber allen Gegnern, ist dem, der die Sachlage so ansieht, unfaßbar.

Der Pfarrer sei Gegner dieser Partei. Ja inwiefern? Insofern als er Gegner alles Schlechten ist, ist er auch Gegner alles Schlechten in der Sozialdemokratie. Insofern ich revolutionäre Tendenzen tatsächlich für etwas sehr Schlechtes halte — auch für etwas sehr Törichtes — bekämpfe ich sie. Ich halte sie für etwas sehr Schlechtes auf Grund meines Gewissens, habe sie als Pfarrer mithin nur so zu bekämpfen, daß ich die Gewissen schärfe. Nie und nimmer aber darf ich die Autorität meines Amtes zur tatsächlichen Bekämpfung einer Partei mißbrauchen. Wenn die Gewissen meiner Leute etwas Anderes für recht erklären, kann ich wohl hoffen, daß sie das Bessere einsehen, darf sie aber nicht zwingen oder darum mißachten. Ich bleibe ihr Pfarrer, wie gegen jeden Andern, der auf seiner Seite ebenfalls sein Schlechtes hat.

Großherzogliches Oberkonsistorium würde mir nie zumuten, daß ich mich als Pfarrer öffentlich als Gegner dessen proklamiere, der Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts wünscht und anstrebt. Aber, wer das tut, ist auch ein Revolutionär. Er tastet die Lebensgrundlagen des bestehenden Staates an. Was der revolutionären Rechten aber recht ist, ist der revolutionären Linken billig.

Man kann mit größerem Recht sagen: Der Pfarrer ist der geborene Gegner des Atheismus. Trotzdem darf ich aber aussprechen, daß ein ehrlicher Atheist mir lieber ist, als ein Frömmler, dessen Frömmigkeit selbstsüchtigen Zwecken dient. Ich darf auch darnach handeln und handle darnach. Ich kann mich mit Atheisten verbünden zu gemeinsamer Arbeit, weil ich in ihnen den edlen Menschen achte, der gerade auf diesem Gebiete zum Wohl der Menschen will, was ich will. Ich kann mit Atheisten zusammen heuchlerische Frömmigkeit und ihre selbstsüchtigen Zwecke bekämpfen. Wird Großherzogliches Oberkonsistorium mir deshalb vorwerfen, ich neige zum Atheismus und könne nicht Pfarrer sein? Werde ich deshalb als Pfarrer den Atheismus weniger bekämpfen? Aber ein schlechter Dienst geschähe mir und meinem Amt, wenn ich offiziell als ein geborener Feind der Atheisten proklamiert würde. Ich will auf dem Wege geistigen Austausches die Güter, die ich für die höhern halte, dem Atheisten verständlich machen, nicht indem ich ihn von vorn herein abstoße und mich als sein Feind proklamiere. Ich achte ihn sogar, wenn er eine ehrliche Ueberzeugung hat. So kann ich auch die ehrliche politische Ueberzeugung des Sozialdemokraten achten, obwohl ich sie für falsch halte, und darf nicht als sein geborener Gegner proklamiert werden. Denn damit schlösse ich den geistigen Austausch mit ihm aus.

Daneben kann ich auf politischem Gebiete für viel schlechter als alle revolutionäre Tendenzen jenen Patriotismus halten, der für Orden, Titel und materielle Vorteile Patriotismus ist, oder einen Patriotismus, der mit schönen Phrasen um sich werfen kann, aber die ernsten Fragen, die unser Volk eben bewegen, niemals ernst betrachtet, weil er dazu zu faul ist.

Wenn nun ein Pfarrer neben diesem Patriotismus die ehrliche Sozialdemokratie für das „kleinere Uebel" hielte, wäre der wohl ein Pfarrer, der sein Amt nicht ernst auffaßte? Ich sage nicht, daß die Darmstädter Nationalliberalen solche Patrioten seien, das liegt mir fern. Aber es könnte ein Mann den Eindruck bekommen, daß die Politik der rechtsstehenden Parteien zu solchen Gefahren drängt. Korell hatte wohl diesen Eindruck. Muß er als Pfarrer dann nicht dieses Schlechte genau so bekämpfen, wie alles andere Schlechte? Und wenn er daneben Politiker ist, widerspricht es seinem Amte, wenn er als solcher dies betätigt? Doch so wenig, wie das praktische Zusammengehen mit dem Atheisten schlechthin ausgeschlossen ist, nicht einmal für Mitglieder von Kirchenbehörden.

Nun aber zum ernstesten Punkte der Sache.

Die Kirche hat an der revolutionären Art der Sozialdemokratie meiner festen Ueberzeugung nach ein gut Teil Schuld. Sie büßt diese mit der Entkirchlichung der Arbeiterschaft. Wo liegt die Schuld? Die Kirche hat noch nicht begriffen, daß Obrigkeit im parlamentarischen Staate etwas Anderes ist als im absoluten. Sie predigt vielfach noch oder erweckt doch durch ihre Predigt den Anschein, als sei jede oppositionelle Haltung gegen die Regierung Sünde. Die höheren Stände hat diese Predigt nie gehemmt. Sie waren regierende Stände und hielten es für selbstverständlich, daß sie ihre Interessen auch auf parlamentarischem Wege wahrten. Nun kamen die Andern, die Neues, oben Unwillkommenes fordern mußten. Ihnen predigte die Kirche einfach: Eure Opposition ist unrecht. Sie predigte es so lange, bis diesen Ständen die Augen aufgingen, daß sie so nie zur Vertretung ihrer Interessen kämen, daß die oben die Parlamente benutzten, während sie unten es für Unrecht hielten, das zu tun. Sie sagten: Kirche laß mich in Ruh! Unrecht oder nicht, ich vertrete meine Interessen! Doch hat die Kirche erreicht, daß sie diese ihre Interessen bis auf den heutigen Tag nicht mit ganz gutem Gewissen vertreten. Dies Gefühl aber, etwas Unrechtes tun zu müssen, um ein Mensch unter Menschen sein zu können, macht bitter gegen Gott und Mensch. An dem Tag, wo alle Arbeiter mit völlig gutem Gewissen für ihre Lebensinteressen eintreten, wird die revolutionäre Tendenz der Sozialdemokratie nicht mehr vorhanden sein. Eben wissen auch die revisionistischen Führer noch zu gut, wie notwendig diese revolutionäre Tendenz ist, um das böse Gewissen zu betäuben.

Eine Tat wie die Korells und des liberalen Wahlausschusses in Darmstadt ist nun tatsächlich im Stande, den Arbeitern das böse Gewissen zu nehmen. Gerade weil ein Pfarrer mit dabei ist, wird die Sünde der Kirche ein wenig gut gemacht. Aber gerade das fürchten Viele. Neben dem Patriotismus, der noch nicht denken gelernt hat, schreit das ganze Geldbeutelinteresse in Hessen und Deutschland auf, daß man — daß ein Pfarrer — den Kampf der Arbeiterschaft für Verbesserung ihrer Lage, der so Viele finanziell schädigt, für gut hält und daß das in der Kirche möglich sein soll. Großherzogliches Oberkonsistorium hat, um diese Leute zu beruhigen, den Arbeitern gezeigt, daß die evangelische Kirche gewillt ist, ihnen ihr gutes Gewissen nicht zurückzugeben, sondern weiterhin ein moralischer Hemmschuh für ihren Kampf zu sein. Doch — Gott sei Dank, sein Ansehn reicht dazu nicht mehr aus. Zu viele Pfarrer und Glieder der evangelischen Kirche sind entschlossen zu tun, was sie für recht erkannt haben und die Versündigung der evangelischen Kirche nach Kräften — auch mit Opfern — gut zu machen. Sie wissen, daß die Zukunft der evangelischen Kirche daran hängt, daß sie wieder das Vertrauen aller Bevölkerungskreise gewinnt als eine Macht, die im Leben und für den Kampf des Lebens den richtigen Weg zeigt, nicht aber an den notwendigen sittlichen Aufgaben hindert. Auch den Arbeitern wollen wir das zeigen. Ihnen müssen wir vor Allem sagen, daß es kein Unrecht — daß es ihre Pflicht auch als Christen ist, ihren Kampf ums Dasein und um Hebung ihres Standes zu führen. Wer das tut, kann kein so unbedingter Gegner der Sozialdemokratie sein, wie Großherzogliches Oberkonsistorium das will. Niemand vertritt ja eben die Interessen der Arbeiterschaft so nachdrücklich wie die Sozialdemokratie. Es ist aber eine sittliche Aufgabe des Arbeiters, diese Interessen zu vertreten, und ich als Pfarrer darf ihn nicht hindern, mag ich auch die Gefahr der Sozialdemokratie erkennen und — gerade um der Arbeiter willen — bedauern. Ich wünschte manchmal, wir hätten ein paar enthusiastische Pfarrer, die die Gefahr der Sozialdemokratie weniger sähen, wirklich hinüber gehen könnten, und so ein Bindeglied würden zwischen ihr und uns. Das Vertrauen zu unserer Ehrlichkeit, das sie erweckten, würde mehr nützen für Kirche und Staat, als ihr blinder Enthusiasmus schadete. Aber ich selber kann das nicht.

Die Pfarrer, die so stehen, und so ihr Amt führen, müssen die Rüge Korells und die in ihr entwickelten Grundsätze als eine schwere Diskreditierung ihrer Amtsführung empfinden. Es sind das natürlich besonders wir Pfarrer großer Arbeitergemeinden. Was wir von Vertrauen mühsam erringen, setzt unsere Behörde leichten Herzens aufs Spiel. Es sind Juristen in der Kirchenbehörde, die diese Sachlage vielleicht nicht sehen können. Aber unsere Superintendenten, die unsere Wirksamkeit und unsere Nöte besser kennen, hätten eine solche Diskreditierung unter allen Umständen verhindern müssen.

Endlich: es liegt eine solche Unkenntnis unserer Bevölkerung in der Behauptung, Korell habe das Ansehen des Pfarrstandes geschädigt! Je länger man im Volke wirklich lebt, desto deutlicher sieht man, daß in der Sozialdemokratie nur ausgesprochen wird, was seit langen Jahren im gesamten Volk — auch im Bauernstande — gährt, das tiefe Mißtrauen gegen alle höheren Stände. Wenn der Bauernstand dieses Mißtrauen politisch nicht in gleicher Weise ausdrückt, so liegt das an seiner ganzen Charakterart, die ihn dazu treibt, sein Mißtrauen zu unterdrücken und in die Parlamente Kreisräte, Landräte und andere Leute zu wählen, damit deren Macht zum Lohn finanziell ihm zum Vorteil werde. Das Vertrauen aber ist darum nicht viel größer als beim Arbeiter. Ein Pfarrer, der im Geruch steht, oben viel zu gelten, wird deshalb wenig Vertrauen in seiner Gemeinde haben. Alle Opposition erweckt Vertrauen

beim Volk. Die Haltung Korells ist also eher geignet Vertrauen zu gewinnen als zu verlieren.

Doch es ist genug. Die Leser der Christlichen Welt werden meistens selbst beurteilen können, was eine solche Disziplinierung eines Pfarrers für die Kirche bedeutet. Wieder einmal ist vor der Oeffentlichkeit dokumentiert, daß ein Pfarrer nicht einfach wie andere Leute seiner Ueberzeugung folgen darf. Auch wer nicht Politiker unter uns ist — ich bin kein Politiker —, muß sich da für seine Kirche wehren. Auch wer kein Politiker ist, wird mitempfinden, daß hier ein Pfarrer der Oeffentlichkeit ein mächtiges Problem gestellt hat. Wir nagen Alle an dem Problem; je näher wir beim Feuer sind, desto heißer brennt es uns, und vielleicht brennt es am heißesten den Nachbarpfarrer, der als Nichtpolitiker plötzlich in der heißesten politischen Hölle mitbraten muß.

Wenn aber Etwas geeignet ist, uns Pfarrern die Schwierigkeit der Lage zu einer fast unüberwindbaren zu machen, so war es dies Einschreiten der Behörde. Sollen wir Etwas erreichen, so muß man das Zutrauen zu uns haben, daß wir nicht auf Befehl, sondern aus eigener Ueberzeugung reden. Unsere Behörde nimmt uns dieses Vertrauen der Menschen, wenn sie so vorgeht. Deshalb mein Protest. Deshalb ist es ganz unmöglich dazu zu schweigen. Wie soll ich für oder wider die Arbeiterbewegung auch nur noch meinen Mund auftun können, wenn Jeder sagen — oder doch denken darf: du redest ja nur so, weil deine Behörde es so will? Dann könnte ich aufhören da Pfarrer zu sein, wo dieses Problem das sittliche Problem der Menschen ist.

Emil Fuchs

Verschiedenes

Die Disziplinierung des Pfarrers Korell in Königstädten durch das Großherzoglich hessische Oberkonsistorium wegen seines Verhaltens zur Reichstagsstichwahl im Darmstädter Kreise ist das betrübendste Dokument kirchlicher Regierungsweisheit, das uns vorgekommen ist. Dafür zwanzig Jahre evangelisch-sozialer Diskussion, daß ein Konsistorium so ganz verkennen kann, was unsrer Kirche in den sozialpolitischen Kämpfen der Gegenwart nottut! Es wäre zu dem, was die Stimme aus Hessen im obigen Artikel von Gewissens wegen ausspricht, noch Manches hinzuzufügen. Aber es sei genug für heute. Wir wissen, daß unsre Freunde im Protest gegen diese Diskreditierung unsrer evangelischen Kirche und gegen diese Untergrabung einer auf die Autorität der persönlichen Freiheit gestellten Wirksamkeit unsers Pfarrerstandes mit uns einig sind. Und wir hoffen, daß die kirchliche Presse aller Richtungen dafür ein so gut wie einmütiges Empfinden bewähren wird. Insbesondre rechnen wir darauf, daß die Pfarrervereine am Platze sein und ihre Schuldigkeit tun werden. So möchten wir unserseits nur dies noch sagen: Die kleineren Landeskirchen haben ihre Existenzberechtigung und ihren Segen unter Anderem darin, daß sie in einem guten und gesunden Fortschritt der schwerfälligeren großen preußischen Landeskirche vorangehn. Faßt man ihre Aufgabe umgekehrt, so wirkt das unsagbar abstoßend. Die hessische Landeskirche hat in manchem kritischen Moment eine vorbildliche Haltung bewiesen. Weshalb nun dieser ebenso abscheuliche wie unnötige Affront? M. E. gibt es für diese Entgleisung keine andere ausreichende Sühne als die Abdankung des Oberkonsistoriums, bez. seines Präsidenten.

Zwar — es handelt sich nur um einen Verweis. Aber die Quantität der Strafe entscheidet nicht über die grundsätzliche Wichtigkeit des Akts. Diese schätzen wir so hoch ein, daß wir unserseits Alles tun werden, was wir können, damit dieser Kampf so restlos wie möglich durchgekämpft werde.

R

Friedrich Schleiermacher. Harmonie. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mulert. — **Winckelmann und Lessing.** Schönheit. Herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm. — Beide in den „Erziehern zu deutscher Bildung" Jena, Diederichs 1906. Broschiert je 2 Mk., gebunden je 3 Mk., in Ganzleder 3,50 Mk., Luxusausgabe 6 Mk.

Die beiden neuesten Bändchen der „Erzieher zu deutscher Bildung" sind eine Zierde des Unternehmens. Aesthetisch interessierte Leser werden die knappe Auswahl aus Lessing und Winckelmann mit Freude begrüßen. Denn was dieser über Schönheitslehre und plastisches Ideal, jener über Philosophie der Schönheit, Malerei und Dichtung oder dramatische Kunst zu sagen weiß, bleibt uns zwar weder ein Evangelium noch unbedingte Norm; aber es ist, mit selbständiger Kritik und geschichtlichem Verständnis genossen, noch immer ein Quell von Anregungen für unser ästhetisches Denken. Noch wichtiger dürfte für weitere Kreise die Blütenlese aus Schleiermachers Schriften sein. Erscheint es bei einem so universalen Geiste schier unmöglich, alle Wünsche zu befriedigen, so muß man doch anerkennen, daß Mulert den umfassendsten Gesichtspunkt gewählt hat. Er meidet die naheliegende Gefahr, das System von Schleiermachers Philosophie

oder wenigstens Theologie im Grundriß vorzuführen, und zeigt vielmehr, wie sein Held sich keinem Gebiete des menschlichen Geistes verschließt, alle durchdringt und zu einem staunenswerten Ganzen von tiefer Welt- und Lebensanschauung verbindet. Schon die Abschnitte, unter die der Stoff gruppiert wird, geben davon ein deutliches Bild: Sittliche Grundanschauungen; Freundschaft und Geselligkeit; Frauen, Liebe, Ehe; Familie, Erziehung, Universität; Wissenschaft; Staat und Vaterland; Religion, Christentum, Kirche. Der letzte Abschnitt ist naturgemäß der größte und führt mit dem ersten zusammen am tiefsten in Schleiermachers Empfinden, Denken und Wollen hinein. Auch hier aber ist wieder mit großem Geschick das rein Theoretische zu Gunsten des Praktisch-Religiösen und Kirchlichen zurückgestellt. So leistet das Büchlein doppelte Dienste. Indem es vor Allem den harmonischen Menschen mit seiner Harmonie der Geisteswelt erstehen läßt, bringt es Schleiermacher den Fachtheologen, die sich sonst gern auf seine systematische Theologie oder seine Reden beschränken, auch innerlich nahe; zugleich aber gewinnt es dadurch einen Reiz, der am ehesten vermag, die große Welt der Gebildeten für ihn zu erwärmen und so in ihr einen neuen, lebendigen Quell der Vertiefung zu eröffnen. Das Bändchen bildet neben dem früheren über Hamann zweifellos bisher das verdienstlichste Stück der ganzen Sammlung. Wer in der sommerlichen Erholung einen geistigen Begleiter haben möchte, der ihm Gemüt und Verstand gleichmäßig bereichert, dem kann es ebenso herzlich empfohlen werden wie dem, der sich aus dem Getriebe der Tagesarbeit emporraffen möchte zu einer frommen, idealistischen Lebensbetrachtung.

Stephan

Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1905. 560 S. 5, gebunden 6 Mk.

Ein Fischerdorf mit litthauischer Bevölkerung, einiger Badegesellschaft und einer kleinen Malerkolonie ist der Schauplatz, auf dem Herrenmenschen von allerlei Art auftreten. Der Dr. phil. Ramborn predigt Nietzsche, lernt aber im Leben hilfreiche Liebe üben und gewinnt dadurch die herrschende Macht der Persönlichkeit. Eva lernt in ihrer Brautschaft, daß das ganze Herrentum Schwindel sei und das Weib dem Mann untertan sein solle. Das vor lauter liebevoller Musterhaftigkeit etwas langweilige Tantchen dient Allen und übt dadurch Herrschaft aus. Der rotweinvertilgende Baron Bordeaux, bei dessen Zeichnung der Humor etwas ins Läppische gerät, hat zum Herrn den Rotwein, ist aber nicht einmal Herr im eigenen Hause. Der eigentliche Herrenmensch ist der „Amtshauptmann", ein verleumderischer, brutaler Schurke, der in Nietzsche sein Evangelium findet, sich bei passender und sehr unpassender Gelegenheit darauf beruft, ihn aber eigentlich im Zusammenhange gar nicht verstanden hat. Damit verliert die Beziehung dieser Gestalt auf Nietzsche ihren Sinn; denn daß vollendete Schurken tröstliche Stellen bei Nietzsche finden, braucht nicht lang und breit ausgeführt zu werden; höchstens wundert man sich, daß sie solche nötig haben. Daß dieser Herrenmensch am Ende den Schlaganfall bekommt und sich füttern lassen muß wie ein kleines Kind, erscheint mir als ein recht plumper Schluß, „ein Sauhieb" würde Fritz Anders sagen.

Daß der Skizzierer des heutigen Volkslebens ein humorvoller satirischer Plauderer ist, zeigt sich auch hier: feine Beobachtung, freundlich harmloser und sarkastischer Humor, verbissenes Gekläff, wenn sich ein Jurist am Horizonte zeigt, anziehende, zuweilen lehrhafte und pastorale Aussprache über Kunst, Sittlichkeit und Glauben.

Um die Führung der Handlung macht sich der Verfasser nicht zu viel Skrupel. Die auseinanderwachsenden Zweige werden mit der kräftigen Hand eines Herrenmenschen zusammengebogen, und die lieben Helden, über deren gesellschaftliches Auftreten Knigge manchmal mehr den Kopf schütteln würde als Fritz Anders, kriegen das Wohlwollen des Verfassers in baar ausgezahlt. Aus der Szenenfolge und der Entwicklung der Personen steckt die Tendenz ihr Haupt mit den prosaischen Zügen hervor. Ich habe Nichts gegen Tendenzdichtungen. Die Tendenz kann ein Blitzstrahl sein, der die dichterische Phantasie in Flammen setzt, so daß das Roheisen des Stoffes schmilzt und der Guß beginnen kann; oder sie kann eine Laterne sein, mit der die löbliche Einbildungskraft das etwa Zusammengehörige aufsucht. Hier ist sie kein Blitzstrahl. Dennoch, wenn auch der Eindruck vollen Lebens nicht herauskommt — wer einen 560 Seiten lang unterhält, ohne zu langweilen, der kann Etwas.

Heine

Kleine Mitteilungen. Zu dem Aufsatz über den Monistenbund: soeben wird eine einschlägige Broschüre ausgegeben, die wir unsern Lesern angelegentlich empfehlen, Besprechung vorbehaltend: Ernst Haeckel im Kampf gegen die christliche Weltanschauung. Von Dr. Georg Wobbermin, Universitätsprofessor in Berlin. Leipzig, Hinrichs. 30 S.

Der Heilige, Roman von Antonio Fogazzaro, erschien nunmehr als deutsches Buch in Georg Müllers Verlag, München. 500 S. 5, gebunden 6 Mk. Unsre Leser werden gern darnach greifen; erinnert sei an die Besprechung von Maria Sell in Nr. 1 d. J.

Aus Raummangel unterließen wir bisher, aus den Tagen des Jenaer Kongresses zu berichten, daß am Freitag nach Pfingsten, nach so viel Versammlungen und Reden, ein Vortrag des Kirchenhistorikers Professor Karl Sell in Bonn im kleinen Saale des Volkshauses noch immer über 200 Zuhörer um sich versammelte: Freunde und Freundinnen der Christlichen Welt nebst Gästen. Der Redner sprach über „die allgemeinen Tendenzen und die religiösen Triebkräfte in der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts." Er gab uns den Extrakt einer Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die

er soeben vollendet hat. Das Werk erscheint bei J. C. B. Mohr in Tübingen, der Vortrag in der Zeitschrift für Theologie und Kirche. Die Teilnahme am Vortrag und an der Diskussion bewies, daß das Publikum der Jenaer Tage nicht totzukriegen war.

Unsre Leser und Leserinnen gehen nun bald auf Reisen. (Wer es haben kann.) Wir raten ihnen sehr, sich die Christliche Welt nachschicken zu lassen: haben allerhand Interessantes und Wichtiges in petto. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Königsberg i. Pr. Montag 23. Juli 4 Uhr Theaterrestaurant: Was ist Wahrheit? Pfarrer Dallwig. Anmeldungen erbittet Oberlehrer Dr. Werckmeister, Königsberg i. Pr. Bahnstraße 18.

Leipzig. Donnerstag 12. Juli 8 Uhr im Hotel de Pologne, Hainstraße: Glaube und Geschichte. Walther Hoffmann.

Magdeburg. Mittwoch 4. Juli 4 Uhr pünktlich im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße: Religion und Sprache. Nach G. Runze, Berlin 1889, R. Gärtners Verlag.

Plauen i. V. Montag 9. Juli ½9 Uhr bei Trömel, Oberstock: Und führe uns nicht in Versuchung.

Potsdam

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober:

Unsre Aufgabe. Professor Herrmann aus Marburg.

Die Grenzen der Lehrfreiheit. Professor Baumgarten aus Kiel, Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Näheres über Ort, Zeit und über die Verteilung der Tagesordnung später.

Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ voraussichtlich Mittwoch den 3. Oktober Vormittags.

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 15 der Mitteilungen vom 20. April ist doch allen Freunden zugegangen? Nr. 16 kommt binnen der nächsten vierzehn Tage zur Versendung. Veränderte Adressen erbeten.

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens

Marie Emmy

wurden hocherfreut

Liverpool, den 7. Juni 1906
14 Peel Street

Pastor Lic. C. Grüneisen
und **Frau Hedwig** geb. **Martens**

Die glückliche Geburt eines gesunden

Jungen

zeigen in dankbarer Freude an

Grüsen, 8. Juni 1906

Pfarrer Lic. Brauer
und **Frau Luise,** geb. **Hegel**

Kollaborator wird sofort für die evangelische Gemeinde **Jena** gesucht. Gehalt 1200 Mk. Erstes Examen muß bestanden sein. Man wolle sich unter Einsendung von Zeugnissen an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 18. Juni 1906

Der Kirchgemeindevorstand
D. Braasch

Gesucht wird ein **gebildetes junges Mädchen** zur Beaufsichtigung eines 8jährigen Mädchens während eines Aufenthaltes in der Sommerfrische für die Ferienzeit vom 14. Juli bis Ende August. Eventuell auch dauernde Stelle. Anmeldungen unter **S M** an die Expedition dieses Blattes erbeten.

Töchter aus guter Familie finden zur Fortsetzung ihrer Studien in Sprachen, Musik und Kunst **Pension** in einer der schönsten **Vorstädte Londons.** Ausflüge in die Umgebung, Besuch der Museen etc. Nähere Auskunft erteilt

Pastor Wohlleben,
Cöln, Lindenstr. 71

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Thesen zur Schulfrage

von Pfarrer **Foerster** in Frankfurt a. M. und Lic. **Schiele** in Marburg versendet unentgeltlich in beliebig vielen Exemplaren der Verlag der Christlichen Welt.

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 25. Siebzehnter Evangelisch-sozialer Kongreß — Deutsche evangelische Seemannsmission — Verschiedenes: Die Einigung der französischen Reformierten; Der Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen; Prof. Masaryk — Personalien

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 25. Die Deutsche Lehrerversammlung in München — Die Aussichten der vermittelnden Richtungen: 3. Ziele (Schluß der Aufsatzreihe) — Vom Evangelischen Bund (Schluß des Aufsatzes) — Die Generalversammlung des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche — Aus Preußen: Der Evangelische Verein der Provinz Sachsen; Das Konsistorium der Provinz Sachsen; Der Fall Römer; Von den Berliner Kreissynoden; Disziplinarwesen — Mancherlei: Theologenmangel; Ein kirchenpolitischer Roman?; Versammlungen; Notizen; Mitteilung

Kaiser Heinrich IV.

Sein Leben und seine Kämpfe (1050—1106) nach d. Urteile seiner Zeitgenossen dargestellt von Prof. Dr. **E. Höhne.** 5 M., geb. 6 M. Objektiv und geschichtlich, bei aller wissenschaftlichen Haltung durchaus populär dargestellt.

C. Bertelsmann, Gütersloh

Dietels Missionsstunden

haben bei einem Reichtum an konkretem Stoff den Vorzug der Kürze. Die Schilderung ist so frisch und lebendig, dass auch die blosse Lektüre schon für jeden ein Genuss ist. Bisher erschienen fünf Hefte und eine „Neue Folge“ unter dem Titel:

„Die Mission in unseren Kolonien“

(bisher 3 Hefte) v. Pastor C. Paul, Lorenzkirch. Ausführliche Prospekte durch den Verlag **C. Ludwig Ungelenk,** Dresden-A.

Fahrt auf dem Mittelmeere
(Gesellschaftsreise)
zu ermässigten Preisen ab Genua
Dauer 12.—30. August.
Ausführliche Auskunft erteilt das
Komitee, Cöln, Engelbertstr. 16

Gesucht

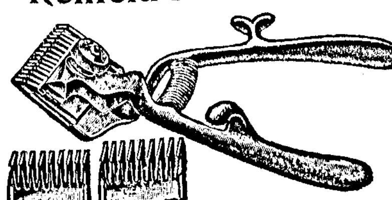
für **Mädchenreformschule,** Internat, 30 Zöglinge, ein nicht zu junger **Lehrer** für Deutsch, Geschichte, Religion (nicht dogmatisch streng), Latein. Uebernahme des Confirmandenunterrichts erwünscht. Freie Station. Anfangsgehalt 1500 Mk. Offerten mit Photographie, Zeugnissen und Lebenslauf unter **P. G.** an den Verlag.

Suche für meine 14jährige Tochter längeren Landaufenthalt bei **gebildeter Pfarrersfamilie**. Angebote mit Bedingungen unter **Frau M. B.** in **Berlin** an die Expedition des Blattes.

Theologe oder Philologe der Lateinisch und Französisch in den unteren Klassen unterrichten kann und guter Erzieher ist, **sucht Bilmars Institut, Melsungen bei Cassel.**

Rehfeld's Haarschneidemaschine

Familienfreund



mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 20 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko! Wenn nicht gefällt — Umtausch oder Betrag zurück. Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franco

Rehfeld & Backe Solingen 649
Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 27 | Marburg i. H., den 5. Juli | 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Bitte

Da steh ich. — Was stört ihr mich, grübelnde Gedanken, als dürftet ihr das Erdreich lockern, darauf ich stehe? Was umschleicht ihr mich, flüsternde Stimmen, hier eine, da eine, als wäret ihr Abgesandte eines Dämons, der mir den Boden unter den Füßen wegziehen möchte?

Großes hast du mir geschenkt, Herr, und Großes gedachte ich auszurichten. Warum nun verlangst du das Kleine?

Alles, mich selbst, mein Leben hätt' ich gewagt an das Große und du forderst von mir nur kleinliche, täglich aufreibende Mühsal, verhüllend sogar auch den geringsten Erfolg; ich stehe im Dunkel ...

Herr, hilf mir und gib einen Strahl deines Lichts, damit nicht ein anderer Erdenfleck mir heller erscheine als derjenige, auf den du mich gestellt hast, und mich täglich locke mit seinem Glanze. Zeige mir Mitgefühl und Verständnis im Auge eines Mitmenschen, den gleiches Dunkel umhüllt. Oder soll ich das nur bei dir finden, der du meine Gedanken siehst und in meinem Herzen liesest? Soll ich allein sein mit dir und mein tägliches Kreuz tapfer und fröhlich auf mich nehmen? Ist das dein Wille? —

Ich will! Aber hilf du mir, ewiger Helfer; ich will nicht mehr klagen; laß mich danken auch für das Kleine! — — Hier steh ich, lachenden Angesichts. E

Die Wahrhaftigkeit als Grundpflicht

Ein Beitrag zu der Frage, ob das Sittengesetz feststehe

Eine Reihe unsrer angesehensten Philosophen huldigen heute dem Utilitarismus und vertreten deshalb die Relativität, ja zum Teil, wie der verdienstvolle Ethiker Paul Rée, ganz konsequent die völlige Unverbindlichkeit aller sittlichen Gebote. Auch die theologische Ethik hat sich von solchen Anschauungen nicht ganz freigehalten. Von den berufsmäßigen wissenschaftlichen Arbeitern gehen solche Ansichten auf weitere Kreise über. In der Christlichen Welt erzählte vor einigen Jahren Dr. Maurenbrecher die freilich halb scherzhaft gemeinte, aber von ihm ganz ernsthaft verwertete Aeußerung eines hervorragenden Theologen, ein Politiker dürfe auch lügen, wenn er es mit gutem Gewissen tun könne. Ein Mann von dem Ernst und der Wärme sittlichen Empfindens wie Friedrich Naumann pflegte vor Kurzem von der „Ethik" in verächtlichen Anführungsstrichen zu sprechen und fragte, welche Ethik denn gelten sollte. Ja, in einem Blatt wie der „Hilfe" konnte vor einiger Zeit ein ernsthafter Gelehrter, Dr. Borgius, der „veralteten" Ethik eine „neue" Ethik gegenüber stellen, mit der die Reformvorschläge eines Fräulein Dr. Stöcker sich vertrügen. Und die Redaktion der „Hilfe" nahm freilich einen sehr verständigen Gegenartikel eines Kantianers, des Dr. Drill auf, erklärte aber, daß die Ausführungen Borgius' ebensoviel Zustimmung als Ablehnung aus ihrem Leserkreise gefunden hätten. Das sind einige Beispiele, die sich aus der vornehmeren Publizistik der letzten Zeit sehr leicht vermehren ließen. Man mag nun den Einfluß ethischer Theorien auf das sittliche Handeln noch so gering anschlagen, soviel geht aus diesem Tatbestande zur Genüge hervor, daß die Verfechter eines allgemein giltigen Sittengesetzes die dringende Pflicht haben, für ihre Auffassung mit aller Entschiedenheit zu kämpfen.

Bisher scheint in diesem Kampfe die Möglichkeit einer Verständigung freilich sehr gering zu sein. Während wir schon in der einfachen Tatsache, daß von dem Wesen des vernunftbegabten Menschen die Anerkennung einer unbedingten Verpflichtung untrennbar ist, einen strikten Beweis dafür sehen, daß dieses Gefühl unbedingter Verpflichtung nicht irgendwann in der Geschichte von der Menschheit selbst geschaffen sei, betrachtet man drüben die Ueberzeugung von der Veränderlichkeit und Relativität aller sittlichen Gebote als eine Folge des Wirklichkeitssinns (vergl. Christliche Welt 1905 Nr. 36 Sp. 845), sieht also in dem Glauben an ein ewiges Sittengesetz eine Verkennung nackter geschichtlicher Tatsachen. Aber die Erkenntnis dieser unleugbar vorhandenen Kluft zwischen den beiden Richtungen darf niemals dahin führen, auf eine Verständigung verzichten zu wollen. Es muß uns gelingen, wenn anders unsre Ueberzeugung richtig ist, den Beweis dafür so zu führen, daß er Jedem einleuchtet, für den triftige Gründe entscheidend sind.

Für eine solche Auseinandersetzung ist es außerordentlich wichtig, eine möglichst klare Formulierung des Sittengesetzes zu Grunde zu legen. Für die Position der Verteidiger des kategorischen Imperativs ist es nicht günstig gewesen, daß sie stets nicht nur von den ethischen Grundgedanken Kants ausgingen, sondern auch unwillkürlich Kants Formulierung zu Grunde legten. Denn diese Formulierung ist nicht sehr glücklich. Sie scheint sogar das Mißverständnis zu begünstigen, das mir bei philosophisch nicht ungeschulten Männern mehrfach entgegengetreten ist, und dem selbst Lic. Stuckert in Nr. 39 Jahrgang 1905 dieser Zeitschrift verfallen zu sein scheint, als sei der kategorische Imperativ lediglich und ausschließlich das Gefühl der unbedingten Verpflichtung selbst, und als könne die nähere Bestimmung dieser Verpflichtung aus irgend welchen heterogenen Prinzipien, z. B. dem der Nützlichkeit, restlos abgeleitet werden. Eine solche Auffassung liegt nicht in der Konsequenz des Kantschen Standpunktes. Und eine konkretere Fassung des kategorischen Imperativs würde sie unmöglich machen.

Eine brauchbare neue Formulierung des kategorischen Imperativs unter voller Wahrung seines formalen Charakters gibt Wilhelm Koppelmann in seiner Kritik des sittlichen Bewußtseins.*) Koppelmann leitet aus dem Wesen der Vernunft, in deren Auffassung er mit Kant übereinstimmt, die sittliche Grundpflicht der Wahrhaftigkeit ab, und er stützt dies Ergebnis seiner philosophischen Untersuchung durch eine knappe, aber gehaltreiche und gründliche historische Studie, durch die er den Nachweis führt, daß die besonders durch die historischen Forschungen des letzten Jahrhunderts klargestellten großen und tiefgreifenden Unterschiede in den sittlichen Anschauungen der verschiedenen Zeiten und Völker sämtlich auf dem Gebiet der sekundären Pflichten liegen, daß aber kein Unterschied bestehe in der Anerkennung der Pflicht der Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit.

Nach dem Erscheinen des Werkes wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Koppelmann in dieser Statuierung der Wahrhaftigkeit als der Grundpflicht einen Vorgänger habe in Goethe, der im Westöstlichen Divan, Noten und Abhandlungen in dem Abschnitt „Alte Perser" schreibt:

> Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in der Sinnenwelt muß einen eigentümlichen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar sein! Die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Asket entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, welche doch eigentlich nur aus Unwahrhaftigkeit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter der Bezeichnung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Vielleicht trägt die Autorität Goethes dazu bei, der neuen Formulierung der Grundpflicht leichter Eingang zu verschaffen; aber schließlich ist es bei Goethe doch nur ein flüchtig hingeworfener gelegentlicher Einfall, und bei Koppelmann ist der Gedanke durch eine sorgfältige wissenschaftliche Beweisführung begründet. Zur Nachprüfung dieser Gründe will die folgende Zusammenstellung einiger Gedanken aus dem philosophischen Teile des Werkes anregen. Zur Lektüre des Buches selbst darf gleichzeitig um so eindringlicher eingeladen werden, weil der Verfasser seine im Vorwort ausgesprochene Absicht, so zu schreiben, daß jeder philosophisch interessierte, wenn auch der eigentlichen Fachbildung entbehrende Leser ihn verstehen könne, in einem von philosophischen Schriftstellern selten erreichten Grade verwirklicht hat. Eine Fülle vorzüglich ausgewählter anschaulicher Beispiele dient zur Erleichterung des Verständnisses.

Koppelmann definiert die Ethik als die Wissenschaft, welche die Tatsachen des sittlichen Bewußtseins zu erklären hat,**) und weist ihr im Einzelnen die Aufgaben zu, zu erklären, was es mit dem Pflichtbewußtsein, der Unterscheidung zwischen dem Ansichguten und dem Ansichbösen, auf sich habe, die Quelle der einzelnen Verpflichtungen aufzudecken, woraus dann auch Licht falle auf die Abweichungen in den sittlichen Anschauungen, und die eigentümliche Art der sittlichen Beurteilung unser selbst und Anderer zu erklären.

Koppelmann zeigt, daß das Pflichtbewußtsein (und das mit ihm zusammenhängende Gefühl der Achtung) am reinsten d. i. am unmittelbarsten uns entgegentritt, wenn wir das Verhältnis des Einzelnen zur Vernunftgemeinschaft ins Auge fassen.

1. Vernunftgemeinschaft und Selbstbestimmung

Die Persönlichkeit des Menschen beruht auf seiner Vernunftanlage. Würde aber Jemand aus dem geistigen Zusammenhang mit der übrigen Menschheit völlig ausgeschaltet, so würde er, auch wenn er von der Natur auf das glänzendste ausgestattet wäre, verblöden, das spezifisch Menschliche in ihm würde nicht zur Entfaltung kommen. Von grundlegender Bedeutung aber ist die Tatsache, daß der Mensch, wie sehr er auch in geistiger Beziehung auf die Gemeinschaft Anderer angewiesen ist, doch im letzten Grunde allen Andern gegenüber völlig frei bleibt. Die einzige Autorität ist die in dem Einen wie in dem Andern wirkende Vernunft selbst.

Gewiß muß der Mensch Manches auf Autorität hin annehmen, weil er nicht oder noch nicht fähig ist, auf dem betreffenden Gebiete selbst zu urteilen, oder weil er keine Zeit hat, sich selbst darum zu kümmern. Das gilt besonders von dem Tatsachenmaterial. Aber bei diesem Annehmen ist die Vernunft keineswegs untätig. Denn die Voraussetzung dafür ist, daß Diejenigen, von denen wir Etwas annehmen, gut orientiert und urteilsfähig sind, und daß sie nicht darauf ausgehen, uns zu täuschen. Der Autoritätsglaube bleibt auch dann ein Notbehelf. Je wichtiger Etwas für uns ist, genauer: je mehr es uns interessiert, desto mehr drängt es uns, zu eigener Einsicht fortzuschreiten. Die eigne Meinung zurückzudrängen zu Gunsten irgend einer Autorität ist unnatürlich.

Dieselbe Freiheit gilt auf dem Gebiete der praktischen Vernunft. Auch hier sind die Menschen eng aufeinander angewiesen. Auch der intelligenteste Mann muß auf Gebieten, die ihm ferner liegen, Manches auf Autorität hin tun. Selbstverständlich ist diese Abhängigkeit für die Zeit der Unmündigkeit; und Mancher bleibt sein Lebelang unmündig. Aber auch hier ist die Anerkennung der Autorität niemals blind. Sie setzt die Ueberzeugung voraus, daß die Autoritätspersonen überlegene Einsicht besitzen, und daß ihre Anordnungen durch diese überlegene Einsicht, nicht etwa durch Selbstsucht oder Laune diktiert werden. Auch das Handeln auf Autorität ist immer ein Notbehelf. Je mehr das eigene Urteilsvermögen auf irgend einem Gebiete sich entwickelt, desto mehr erhebt sich das Bedürfnis, für die dieses Gebiet betreffenden Anordnungen unsrer Autoritätspersonen auch die Gründe kennen zu lernen, um aus eigener Einsicht urteilen und handeln zu können.

Der Selbständigkeit widerspricht es nicht, innerhalb geschlossener Gemeinschaften — Staat, Kirche — sich der Majorität unterzuordnen oder sich den Bestimmungen derer zu fügen, denen in diesen Gemeinschaften das Recht zu solchen Anordnungen übertragen ist. Es ist nicht einmal unwürdig, solchen Majoritätsbeschlüssen oder Verordnungen sich zu fügen, die man für höchst unzweckmäßig hält, vorausgesetzt, daß der Verfügende sich innerhalb seiner Befugnisse hält, selbst die Verantwortung trägt, und daß die Befolgung der Anordnungen nicht gegen das Gewissen geht.

Nicht einmal der Gehorsam des frommen Katholiken gegen die Kirche oder des Jesuiten gegen seine Ordensvorgesetzten widerstreitet der Autonomie der Vernunft; denn Voraussetzung für diese Unterordnung ist die freie Ueberzeugung, daß die Organe der Kirche, oder die Ordensoberen, überlegene Einsicht besitzen und diese überlegene Einsicht ihre Anordnungen diktiert, da aus ihnen und durch sie die göttliche Weisheit spricht. Gerät diese Ueberzeugung, welche, wie die Geschichte der Kirche lehrt, allzuschwere Belastungsproben freilich nicht verträgt, ins Wanken, so fängt auch diese Autorität an zu schwinden.

2. Selbstbestimmung auf theoretischem Gebiet (Wahrhaftigkeit)

Ueberzeugungen zu erzwingen ist unmöglich. Wohl aber wird, z. B. von politischen und religiösen Machthabern, oft versucht, auf andere Weise die Anschauungen auf einer gewissen Stufe festzuhalten, oder gewisse Ueberzeugungen zur Herrschaft

*) Kritik des sittlichen Bewußtseins vom philosophischen und historischen Standpunkt. Von Lic. Dr. Wilhelm Koppelmann, Oberlehrer in Leer. [Jetzt Gymnasialprofessor und Privatdozent in Münster.] Berlin, Reuther und Reichard, 1904. 385 S. 6, gebunden 7 Mk.

**) Diese Definition befähigt den Verfasser auch zu einer oft vergeblich gesuchten klaren Unterscheidung zwischen philosophischer und theologischer Ethik. Die theologische Ethik hat es mit dem besonderen sittlichen Bewußtsein des Christenmenschen zu tun. Die theologische Ethik kann deswegen praktisch freilich von der Methode und den Problemen der philosophischen nicht getrennt werden, schon deswegen nicht, weil dem christlichen das natürliche sittliche Bewußtsein vorhergeht. Aber ebenso wenig darf die philosophische Ethik die christliche unberücksichtigt lassen, da die sittlichen Anschauungen der modernen Kulturvölker von dem Christentum am meisten beeinflußt sind.

Von diesem Rechte, auf die sittlichen Anschauungen des Christentums einzugehen, macht der Verfasser naturgemäß in dem Abschnitt am meisten Gebrauch, in dem von der Verwirklichung der Herrschaft des guten Prinzips die Rede ist. Hier räumt er auch der „Bedeutung der Person und der Ethik Jesu in der Entwicklung des sittlichen Bewußtseins" ein besonderes Kapitel ein, dessen eigenartige und beachtenswerte Stellung auch aus seiner soeben in zweiter Auflage erscheinenden „Sittenlehre Jesu" ersichtlich ist. (Berlin, Reuther und Reichard. 74 S. 1,20 Mk.)

zu bringen. Man hindert die Aeußerung des Zweifels oder unerwünschter Ueberzeugungen, um ihre Weiterverbreitung zu unterdrücken. Und man verbindet mit dieser Geisteskneehtschaft Gewissenszwang, indem man an die Anhänger der bekämpften Anschauungen die Zumutung stellt, Etwas zu sagen oder zu bekennen, was sie nicht glauben, Gefühle zu äußern, die sie nicht haben, Etwas zu widerrufen, von dessen Richtigkeit sie überzeugt sind. Da die Freiheit der Meinungsäußerung die elementarste Vorbedingung für die Vernunftgemeinschaft ist, so ist es natürlich, daß Jeder es unmittelbar als Aufgabe seiner Menschenwürde empfindet, sich der Geistes- und Gewissenknechtschaft zu widersetzen. Wie Viele derartigen Zumutungen bis zum äußersten widerstehen werden, ist eine Sache für sich, aber Jeder stimmt Denen zu, die es tun, und fühlt, daß er auch so handeln müßte. Und ebenso verurteilen wir unmittelbar Diejenigen, die sich diesem Kampf entziehen, und zwar um so schärfer, je geringerem Druck sie weichen. Die Heuchelei, die auf Furcht vor nachteiligen Folgen der Wahrhaftigkeit beruht oder etwa nur dem Trachten nach Vorteilen entspringt, die Schmeichelei und ihre Abarten, der Byzantinismus und die Demagogie, sind z. B. verwerflicher als ein durch harten Druck erzeugter Widerruf.

Auch uns selbst beurteilen wir ohne weiteres nach demselben Maßstab. Die durch Furcht veranlaßte Lüge z. B., die den mildesten Grad der Unwahrhaftigkeit darstellt, bewirkt ein ähnliches Gefühl der Erniedrung, wie der durch Furcht veranlaßte Widerruf. Das Entwürdigende des Lügens kommt um so mehr zum Bewußtsein, je mehr der Lügner auf Zweifel stößt und nun sein ganzes Reden und Benehmen der ursprünglichen Lüge entsprechend gestalten muß, wenn er es nicht vorzieht, die Sklavenketten dadurch zu sprengen, daß er nachträglich der Wahrheit die Ehre gibt.

Die Wahrhaftigkeit beginnt mit einem halb instinktiven Widerstand gegen die Versuchung zur Unwahrhaftigkeit und verdichtet sich bei fortschreitender Einheit des Bewußtseins immer mehr zu bewußter, auf klarer Einsicht beruhender Achtung der Wahrheit und Liebe der Wahrheit.

Wer die Wahrheit liebt, muß darauf bedacht sein, ihr die Wege zu bahnen durch Hebung des gegenseitigen Vertrauens. Aber die Wahrhaftigkeit ist nicht ein bloßes Mittel zur Hebung des Vertrauens, sondern sie ist ein kategorischer Imperativ und gilt ohne Rücksicht darauf, ob das Vertrauen Anderer zu uns dadurch vermehrt oder vermindert wird. Es ist sehr herb, wenn wir in Ausnahmefällen Gefahr laufen, durch unsre Wahrhaftigkeit das Vertrauen zu uns zu schwächen, wenn die Wahrhaftigkeit Selbstverleugnung von uns fordert. Aber es ist nur das niedere Ich, welches verleugnet wird, während wir in unserm inneren Selbstbewußtsein gekräftigt und gehoben werden durch die Tatsache, daß wir uns über die empirische Motivation zu erheben vermögen.

Wenn uns nicht die Rücksicht auf das Vertrauen Anderer von der Bahn der Wahrhaftigkeit ablenken darf, so gewiß auch kein anderer Zweck, mag er an sich noch so löblich sein. Aber nicht jede formelle Abweichung von der Wahrheit und nicht jede Täuschung ist ein Ausfluß von Unwahrhaftigkeit. Von Wahrhaftigkeit und Unwahrhaftigkeit kann nur da die Rede sein, wo wir mit Andern in ernstem Gedankenaustausch stehn, also nicht z. B. bei einer scherzhaften Unterhaltung, bei vielen Spielen, im Kriege, sofern nicht dadurch besondere Mittel wie durch den Gebrauch der Parlamentärflagge der ehrliche Gedankenaustausch wiederhergestellt ist.

So fest die Pflicht der Wahrhaftigkeit steht, ist es freilich doch nicht unsre Aufgabe, das, was wir für Wahrheit halten, immer sofort zu sagen. Wir sollen zwar nie Etwas sagen, was wir für unwahr halten, aber doch Manches nicht sagen, was wir für wahr halten. Seine politischen und religiösen Sondermeinungen nicht urteilsfähigen Personen aufdrängen zu wollen, widerspricht gerade der Wahrhaftigkeit, die im letzten Grunde Achtung vor der Wahrheit, Liebe zur Wahrheit ist.

3. Selbstbestimmung auf praktischem Gebiet (Zuverlässigkeit)

Der Pflicht des Widerstandes gegen Geistesknechtschaft und

Gewissenszwang entspricht auf dem Gebiete der praktischen Vernunft die Pflicht, sich nicht der Gewalt zu fügen. Freilich ist der Zwang im Zusammenleben der Menschen unentbehrlich, aber er darf sich nur gegen die Widerstände des Trieblebens kehren. Auch da wirkt er für den Betroffenen unangenehm, aber er empfindet ihn nicht als unwürdig, seine eigne Vernunft ist mit den Drängern im geheimen Bunde. Sollen wir aber zu Handlungen oder Unterlassungen gezwungen werden, welche nur egoistischen Interessen dienen, so wird die Abwehr der Gewalt als sittliche Aufgabe empfunden. Sich zu beugen ist da ein Zeichen von Feigheit und Mangel an Ehrgefühl. Dagegen spricht nicht die Stellung der Zyniker und Stoiker und erst recht nicht die Forderung Jesu Matth. 5, 39 ff. Denn da handelt es sich nicht um ein innerliches Beugen, um ein Aufgeben der Freiheit und Selbstbestimmung.

Deutlicher als im Privatleben ist die Pflicht der Behauptung der Selbstbestimmung noch in den öffentlichen gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Wenn ein Volk sich ohne ernstlichen Widerstand unterjochen lassen wollte, würde das von dem unverdorbenen sittlichen Bewußtsein überall als schimpflich empfunden werden. Der Abwehr der Fremdherrschaft steht als ebenbürtige Aufgabe zur Seite die Verhinderung oder Abschüttlung einer Gewaltherrschaft im Innern. Und auch bei der Erstrebung größerer politischer Rechte ist der Sinn für Menschenwürde, der Widerwille gegen ein den Verhältnissen nicht angemessenes Bevormundungssystem oft von großer Bedeutung. Unter denen, die ihre Selbstbestimmung aufgeben, ist ebenso wie unter denen, die sich der Geistesknechtschaft beugen, ein großer Unterschied. Wer sich der Tyrannei beugt in äußerster Not, um sein und der Seinigen Leben zu retten, ist milder zu beurteilen als der, der keinen Widerstand versucht. Am allerunwürdigsten ist Kriecherei, das Seitenstück zur Heuchelei und Schmeichelei.

Ist der Widerstand gegen Gewalt eine sittliche Aufgabe, so natürlich nicht minder, an den aus eigner Einsicht entsprungenen Entschlüssen und Abmachungen festzuhalten. Das heißt natürlich nicht, daß man allen Vernunftgründen zum Trotz auf seinem Willen bestehen soll. Gründe aber sind auch das Einzige, dem man sich beugen soll. Triftige Gründe berechtigen nicht nur zur Aenderung von Entschlüssen, die uns selbst betreffen, sondern ebenso zur Aenderung von Abmachungen mit Andern. Ist Jemand bei einem Versprechen ohne seine Schuld von falschen Voraussetzungen ausgegangen, so ist er berechtigt davon zurückzutreten.

Die Pflicht der Zuverlässigkeit Andern gegenüber ist nichts als ein besonderer Fall der allgemeinen Pflicht, an dem Selbstbestimmten festzuhalten. Aber grade dieser Fall ist von besonderer Wichtigkeit, denn auf ihn gründen sich alle sekundären Pflichten. Das ist zunächst klar bei allen Pflichten, die erst durch besondere Willenserklärung übernommen werden. Dazu gehören die Amts- und Berufspflichten. Wer ein Amt übernimmt, verpflichtet sich ausdrücklich, oft durch Eid, die Obliegenheiten des Amtes zu erfüllen. Aber auch wer einen Beruf ergreift, übernimmt stillschweigend die Verpflichtung, allen Aufgaben, die der Beruf mit sich bringt, nachzukommen. Daß z. B. ein Arzt bei einer ansteckenden Seuche sein Leben preisgibt, oder daß ein Kapitän bis zuletzt auf dem sinkenden Schiffe bleibt, geht ganz deutlich auf die Pflicht der Zuverlässigkeit zurück.

Aber auch die Pflicht, Leben, Ehe, Eigentum des Nächsten zu respektieren, folgt aus der Pflicht der Zuverlässigkeit. Diese Güter zu verletzen, steht mit dem sittlichen Bewußtsein des Menschen keineswegs ohne weiteres und unbedingt in Widerspruch — wie ein höheres sittliches Bewußtsein sich entwickelt, davon wird im siebten Abschnitt die Rede sein —, sie werden anerkannt nur unter der Voraussetzung, daß die betreffenden Menschen im Frieden miteinander leben. Im Frieden miteinander leben heißt nichts anderes als sich gegenseitig die Sicherheit des Lebens, des Eigentums und anderer Güter gewährleisten. Das kann durch stillschweigende Uebereinkunft oder durch ausdrückliche Abmachung geschehen. In den modernen Staaten erkennt Jeder, der unter geordneten staatlichen Ver-

hältnissen lebt und ihre Wohltat, insbesondere die Sicherheit seines Lebens, seines Erwerbes genießt, dadurch den Friedenszustand stillschweigend an.

4. Die Grundpflicht

Aus dem Wesen der erkennenden Vernunft folgen die Pflichten. 1. Du sollst für die Vernunftgemeinschaft auf theoretischem Gebiete (die Freiheit des Gedankenaustausches), insbesondere das Recht, das Selbsterkannte zu äußern (das Recht der freien Meinungsäußerung) nach Kräften eintreten (gegen allen von außen kommenden Druck, Geistes- und Gewissensknechtschaft ꝛc.). 2. Du sollst im Gedankenaustausch mit Anderen das Selbsterkannte zu Grunde legen, d. i. du sollst wahrhaftig sein. Beide Forderungen begegnen sich in dem Postulat des Respektes vor der Wahrheit oder des Eintretens für die Sache der Wahrheit. Wir können sie also auch zusammenfassen in den Satz: Sei wahrhaftig! Aus dem Wesen der anwendenden Vernunft ergeben sich folgende Pflichten: 1. Du sollst für die Vernunftgemeinschaft auf praktischem Gebiet, insbesondere für das Recht, dem Selbsterkannten entsprechend zu handeln (das Recht der Selbstbestimmung) nach Kräften eintreten (gegen alle bloße Gewalt). 2. Du sollst von dem Selbstbestimmten dich nicht durch heterogene Einflüsse (Drohungen, Lockungen, Affekte) abbringen lassen, d. i. du sollst zuverlässig sein. Beide Forderungen begegnen sich in der Betonung der Selbständigkeit auf dem Gebiete der praktischen Vernunft. Sie lassen sich zusammenfassen in dem Satze: Sei zuverlässig! Nun aber stehen auch Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit in einem unlösbaren inneren Zusammenhange. Wir sollen das Recht dem Selbsterkannten gemäß zu reden und zu handeln verteidigen, und wir sollen dem Selbsterkannten gemäß reden und handeln. Wir sollen also die eigne Ueberzeugung oder die Wahrheit, so gut wir sie verstehn, die allein maßgebende Autorität sein lassen.

Diese Grundpflicht der Wahrhaftigkeit hat mit der Verwirklichung irgend welcher empirischen Zwecke nichts zu tun, sondern sie entspringt aus der Vernunftanlage selbst in der Art, daß sie uns zum Bewußtsein kommt, wenn wir uns mit den normalen Funktionen des Geistes aus irgend welchem Grunde in Widerspruch setzen, oder wenn uns irgend welche Einflüsse von der normalen Bahn abzubringen drohen. Wir merken, wenn wir ihr entgegen handeln, daß wir in unserm Personenwert herabgemindert, daß wir herabgewürdigt werden, daß also ihre Uebertretung unwürdig oder verwerflich ist. Sie existiert demnach unabhängig von unserm Wollen und Belieben; sie ist, wenn wir es religiös ausdrücken, der Wille Gottes, der uns als Vernunftwesen, d. i. als Personen erschaffen hat.

Bei den sekundären Pflichten dagegen ist der Mensch sein eigener Gesetzgeber. Daß aber hinsichtlich aller Aufgaben, die der Mensch übernimmt, Pflichtbewußtsein entsteht, daß er sich gebunden erachtet, auch dann, wenn seine sinnliche Natur sich dagegen sträubt, ist eine Folge davon, daß er sich der Grundpflicht bewußt ist. Das Bewußtsein der Grundpflicht können wir schlechthin das sittliche Bewußtsein oder das Gewissen nennen.

5. Konflikt der Pflichten

Dadurch daß der Mensch auf dem Gebiet der sekundären Pflichten sein eigener Gesetzgeber ist, kann es zu einem Konflikt der Pflichten kommen. Zu einem Verhalten, das ihm als pflichtwidrig zum Bewußtsein kommt, hat er sich selbst verpflichtet.

Ein Konflikt zwischen einer sekundären Pflicht und der Grundpflicht kann nicht entstehen. Denn alle andern Verpflichtungen finden ihre Grenze an der Grundpflicht. Würde sich Jemand zu ganz unbedingtem Gehorsam verpflichten, so würde das gleichbedeutend sein dem Verfahren derer, die ihre Seelen dem Teufel verschrieben.

Ebensowenig kann von einem Konflikt zwischen der Grundpflicht und dem Gebote der Liebe die Rede sein. Denn die gesunde, ihrer Ziele bewußte Liebe setzt die Pflicht der Wahrhaftigkeit schon voraus.

Ein Konflikt der Pflichten ist also nur möglich bei dem Verhältnis der sekundären Pflichten untereinander. Wenn ich zwei Pflichten übernommen habe, die zwar beide der Grundpflicht nicht widersprechen, die sich aber gegenseitig widerstreiten, so muß ich, wenn ich nicht von einer Pflicht nachträglich wieder entbunden werden kann, eine von beiden Pflichten verletzen. Daraus folgt die Regel, daß man keine Verpflichtungen und Aufgaben übernehmen soll, die den früher übernommenen widerstreiten oder hinderlich sein können.

6. Die Tugendbildung

Wie die sekundären Pflichten ist auch die Tugendbildung nur eine Konsequenz der Grundpflicht. Das aktiv gewordene, d. i. zur Herrschaft über Denken und Handeln gelangte Pflichtbewußtsein ist die Grundtugend. Sie spaltet sich daher naturgemäß in die Tugenden der Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Unmittelbar damit zusammen fallen Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Treue.

Im mittelbaren Zusammenhang mit der Grundpflicht stehen die sekundären Tugenden, welche sämtlich die Disziplinierung der Affekte, Stimmungen, Leidenschaften zum Gegenstande haben. Tapferkeit, Beharrlichkeit, Energie, Mäßigkeit, Keuschheit, ja auch Gesundheits- und Körperpflege, Ordnungsliebe und Fleiß, Reinlichkeit, müssen im Dienste der Grundtugend erstrebt werden. Sie sind aber nicht mit der Sittlichkeit identisch. Denn sie können auch im Dienste des Ehrgeizes, aus Furcht vor Krankheiten, aus Gewinnsucht und ähnlichen Motiven erworben werden. Ein sittlich guter Mensch muß auch diese Tugenden haben. Aber wer sie hat, ist darum noch nicht ein sittlich guter Mensch. Wer dagegen wahrhaftig, zuverlässig, treu, ehrlich, gerecht ist, der ist ein sittlich guter Mensch. Diese Tugenden kann ein moralisch Tiefstehender nicht haben.

7. Die Liebe als letzte Folge des guten Prinzips

Von Natur steht der Mensch dem Menschen, sofern er nicht mit ihm direkt zu tun hat und ihm gegenüber ausdrücklich oder stillschweigend Pflichten übernommen hat, gleichgiltig gegenüber. Ein „natürliches" Wohlwollen allen Menschen gegenüber gibt es nicht. Wie ein auf physischer Grundlage beruhendes Gefühl der Liebe, wie das der Mutter zu ihrem Kinde, sich allmählich auf einen immer größeren Kreis sollte übertragen lassen, ist völlig unerfindlich. Und ganz abgesehen davon ist diese natürliche Liebe sittlich durchaus indifferent. Sie kann zu einem guten, aber auch zu einem verwerflichen Verhalten führen.

Die ursprüngliche Gleichgültigkeit des Menschen gegen Andere aber schwindet bei zunehmender Vertiefung des sittlichen Bewußtseins. Jedes charakterfeste Eintreten für Wahrheit und Recht, jedes Beispiel von Treue bis in den Tod lehrt uns, uns selbst und den Menschen überhaupt mit andern Augen anschauen; wir bekommen eine höhere Meinung vom Menschen als solchem. Daraus erwächst unmittelbar ein Solidaritätsgefühl dem Menschen als solchem gegenüber. Wir bekommen dadurch ein lebhaftes Gefühl für die Verletzung der Menschenwürde, auch wenn sie uns nicht direkt betrifft. Und das übt auch auf unser eigenes Verhalten zum Andern eine bedeutende Rückwirkung. Die Entrüstung, die wir spüren, wenn Andere die Menschenwürde antasten, hat eine prophylaktische Wirkung gegenüber unserm eigenen Verhalten.

Auf der Achtung vor dem Menschen als solchem und dem daraus hervorgehenden Solidaritätsgefühl beruht die Einsicht, daß die Nächstenliebe das Vernunftgemäße sei. Die Tendenz der Liebe geht ihrem Ursprung gemäß dahin, auch in Andern die Macht des Bösen zu brechen und das Bewußtsein der Grundpflicht in ihnen zur Herrschaft zu bringen. Ihr Bestreben ist es darum, die Tugendbildung, die eine notwendige Konsequenz der Grundpflicht ist, auch bei Andern zu stärken, sie zur Tapferkeit, Keuschheit, Mäßigkeit und andern Tugenden zu erziehen. Wer solche Liebe hat, wird auch wie bei sich selbst so bei den Andern für die leiblichen Bedürfnisse und für die geistige Ausbildung nach Maßgabe seiner Kräfte tätig sein, erstens weil er Gesundheit, Rüstigkeit des Körpers und Bildung des Geistes als Grundlage für eine energische Tätigkeit im Dienste

des guten Prinzips schätzt, und zweitens, weil die Sorge dafür ein Hauptmittel ist, das Vertrauen Anderer zu erwecken. Eine der elementarsten Aufgaben der Liebe ist es, Anderen, auch wenn sie tief gesunken sind, nach Möglichkeit Vertrauen zu schenken, sie als Personen anzuerkennen, mit denen man in Gemeinschaft stehen kann und will.

Werden diese Gedankengänge im Allgemeinen als richtig anerkannt, so bietet die Frage, ob das Sittengesetz feststehe, keine Schwierigkeit mehr. Sie ist zu bejahen. Das Gesetz der Wahrhaftigkeit liegt in dem Wesen der Vernunft begründet. Ein vernünftiges Wesen, sofern es nicht diesem Gesetze ohne äußeren und inneren Widerstand gehorcht, ist ohne Bewußtsein der Verpflichtung gegen dieses Gesetz also nicht denkbar. Daß Raub und Totschlag gegen Angehörige fremder Völker, Kindesaussetzung und Kindesmord — um einige unserem heutigen Bewußtsein am meisten widerstreitende Sitten herauszuheben — in andern Zeiten nicht nur geübt, sondern für gut und recht gehalten wurden, ist dabei wohl verständlich. Denn direkt und unmittelbar verstoßen diese Sitten nicht gegen die Pflicht der Wahrhaftigkeit (Zuverlässigkeit).

Gegen die Ewigkeit der Sittengesetze würde nur sprechen, wenn Zeiten und Völker nachgewiesen werden könnten, die Verrat, Falschheit für gut, oder für nicht böse, Gerechtigkeit, Treue für schlecht, oder für nicht gut gehalten hätten. Daß in andern Zeiten und bei andern Völkern so gut wie heute und bei uns und wohl auch mehr noch Verrat, Heuchelei, Lüge tatsächlich vorgekommen sind, beweist natürlich nicht, daß das sittliche Urteil solche Handlungsweise gut geheißen hätte, daß also damals ein anderes Sittengesetz bestanden hätte.

Der Fortschritt in der sittlichen Entwicklung beruht zum geringeren Teile darauf, daß durch zweckmäßigere Sitten und Institutionen andre sekundäre Pflichten auferlegt werden, hauptsächlich aber darauf, daß das sittliche Bewußtsein in einzelnen Individuen und durch sie in der Gesamtheit größere Macht gewinnt, daß also auch die aus dem sittlichen Bewußtsein hervorwachsenden Gefühle der Achtung vor dem Menschen und der Liebe zum Menschen zur Herrschaft kommen.

Georg Schümer

Karl Spittelers Olympischer Frühling

2

Trotz dieser reinen und echt dichterischen Fabulierlust, die keine Zwecke in die Dichtung hineingeheimnist, hat man beim Epos immer ein Recht nach der Weltanschauung zu fragen, auf deren Grunde es sich aufbaut. Der Dichter selbst legte uns das in den „Extramundana“ nahe, wo er dieser modernen Mythologie die Rolle zuweist, das Bewußtsein auszuweiten und unsere Vorstellungen über kosmische Dinge zu bereichern. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, daß es sich weder um wissenschaftliche, noch religiöse Wahrheiten handelt, sondern um dichterische Konzeptionen. Ich wüßte keine Dichtung der neuern Zeit zu nennen, in welcher der tiefe klaffende Riß zwischen dem starren Weltbild der modernen Naturwissenschaft und den Postulaten unsres Gemütes großartiger und erschütternder dargestellt wäre. Auf der einen Seite das Bild des lückenlosen Weltzusammenhangs und des erbarmungslosen Weltgeschehens, und auf der andern Seite die Sehnsucht geistiger Wesen nach Schönheit, Liebe und Güte. Zwischen diesen beiden Positionen schlägt der Dichter keine Brücken hinüber und herüber; er läßt beide unabgeschwächt wirken, die unverbrüchliche Starrheit des Weltlaufs und die namenlose Sehnsucht des Geistes, und erzeugt so eine dichterische Spannung, an die wenige Dichtungen heranreichen. Nicht nur das, sondern er pflanzt damit seinem Epos einen „Kern des Schmerzes“ ein, der sich zu einem Riesenweltbaum auswächst, in dessen Schatten alles Lebendige leben und leiden muß.

Ananke, der gezwungne Zwang, der Welttyrann mit den Tigeraugen beherrscht die Welt, sowohl Götter als Menschen, den Lauf der Sterne und den Gang der Gedanken. Schon in den Extramundana hat der Dichter die Schöpfung der Welt als die böswillige Tat eines übelgesinnten kosmischen Wesens gedacht. Der gnostische Demiurg taucht da in moderner Wandlung wieder auf. Die Welt ist voll von Dummheit und Bosheit. Sie hat keinen Zweck, auf die Frage nach dem Warum und Weswegen gibt es ebensowenig eine Antwort; sie ist grund- und zwecklos. Und ihr Inhalt ist Qual. Irgendwo in einer fürchterlichen Tiefe sind Eisenmänner an der Arbeit, sie

Schmieden Runen in das Weltenklagebuch,
Da schreit die Kreatur dem Schöpfungstage Fluch.
Der Seele Traurigkeit, des Leibes Angst und Qual,
Jedwede Träne, die aus einem Aug sich stahl,
Ein jeder Schmerz, der jemals einen Nerv zerriß,
Ein jeder Blick der Trübsal und Bekümmernis,
Der Menschen wissend Weh, der Tiere dumpfe Not,
Des kleinsten Wurmes unverdienter Martertod,
Und wärs von Nacht und Einsamkeit verhehlt geblieben:
Von unsern Fäusten wird es pünktlich aufgeschrieben,
Auf daß am jüngsten Tag und schließlichen Gerichte
Das Buch den namenlosen Schuldigen bezichte.

In immer neuen Bildern und packenden Gleichnissen sagt der Dichter:

Die Welt tut weh und allem Lebenden wird böse.

Ja er grollt dem, der das große Weltweh, das herzzerreißende Leid verkleistern und verdecken möchte. Dieses Weltweh ist kosmisch, Götter, Menschen und Tiere leiden darunter: es haftet nicht am Individuum, sondern am Leben überhaupt. Ja, ein gewisses Hineinspielen indischer Gedanken scheint anzudeuten, daß man ihm auch durch den Tod nicht entrinnen kann, daß es in den Wiedergeburten wieder auflebt. Großartig und wahrhaft grauenhaft ist dieses Weh angesichts der erbarmungslosen Weltgesetzlichkeit dargestellt im vierten Teil, wo die sterbliche Hera zum ersten Mal von diesen grausigen Erkenntnissen geschüttelt wird. Während sie mit ihren kleinen Schmerzen beschäftigt ist, „ging draußen unterm Fenstersims der Tod vorbei.“ Umsonst sucht sie das Schreckbild zu vergessen, umsonst sich mit ihm freundlich zu stellen. Da will sie den Tod überfallen und ermorden lassen.

Doch klirrend sprang von seinem Panzerfell, zersplittert,
Der Schwerterklingen stumpfe Ohnmacht.

Darauf will sie selbst den Weg zum Automaten, dem fürchterlichen Diener Anankes, unternehmen um ihn um Schutz vor dem Tode zu bitten. Umsonst hält man sie von dem schauerlichen Wege ab:

Ihr sprecht Vernunft; ich aber will zum Automaten.

Auf ihrem Wege, fern unten auf der Erde

Von ungefähr im Läubchen einer Schenke
Gewahrte sie den Tod am Wirtstisch hinterm Glase.

Er weist ihr den Weg zu des Automaten Hofftatt.

Auf einem ungeschlachten Eisenriesenroß
Hockte der Automat, ein eherner Koloß.
Von Kiesel war die Maske seines Angesichts.
— — — — — — — — — — —
Des Rosses Hufe sprangen nicht, sie rollten
Auf Rädern laufend willenlos die ewigen Volten.
Auf dem Geleise vor dem Rosse, sieh: was hupfen
Denn dort für Abertausende Millionen Tupfen?
Sinds Stäubchen oder sandige Körner? Nein, sie heben
Und regen sich von selber. Würmlein sinds, die leben.
Nicht Würmlein. Richtige, vernünftige Geschöpfe.
Mit Aug und Ohren; zweckvoll wenden sie die Köpfe,
Sie schwingen Fähnlein über ihnen, rufen Recht
Und Unrecht, sagen „das ist gut“ und „das ist schlecht“,
Und lehren Weisheit, warnen: jenes ist ein Wahn.
Da poltert auf dem Tier der Automat heran;
Jetzt Notgezeter, dann erreicht, zermalmt, ein Schrei,
Ein Brei, ein Räuchlein Stank und Stickstoff — hui vorbei.

Schreckentkräftet kehrt Hera den „Enthoffnungsberg“ hinab. In einer Welt, in der Ananke herrscht, kommt auch nicht der Gute, der Tüchtige an seinen Platz, sondern der Listige und Gewalttätige:

Willst du die Welt verstehn, vergiß nicht die Gewalt.

Nicht der sonnige Apoll beherrscht sie, sondern der brutale

Zeus, dazu verführt von Gorgo, einer Art weiblichem Satan. So wie in der germanischen Mythologie das gelbe Gold, so spielt hier der Wille zur Macht eine furchtbare Rolle in der Götter- und Menschenwelt. Wo er Triebfeder ist, da flieht Wahrheit, Treue und Güte. Die Darstellung dieses Strebens nach Macht erscheint manchmal wie eine dichterische Gestaltung mancher philosophischer Gedanken Nietzsches. Man hat zwischen Spitteler und Nietzsche schon mehrfach eine Verwandtschaft herstellen wollen. Spitteler leugnet sie nicht, will sie aber unter keinen Umständen als Abhängigkeit gedeutet wissen. Mit Nietzsche gemein hat er die Vorliebe für das Kraftvolle, Ungebrochene. Nach ihm ist Genesis Allem feind, was krankt und geht zur Neige. Deshalb preist er auch die kühne mutige Persönlichkeit der Tat, deren Quell der Glaube ist. Nichts ist ihm verhaßter als weichliches und schlaffes Verharren in Reflexion und Gefühlsseligkeit. Von den Massen, die Nietzsche dem Teufel und der Statistik überliefert, denkt auch Spitteler verächtlich. Die Menschen spielen eine klägliche Rolle. Als ob sie der Dichter nicht liebte. Sie sind die gleißnerische Frömmlerherde, und Heuchelhäuche steigen auf von ihren Lügen. Sie sind mit fluchbeladenem Leibe geboren; ihnen fault der Körper von der Seele, der nur lebt, wenn er „täglich Speise mault". Besonders schlecht kommt die Frau weg. Die eitlen, bösen, zänkischen Frauengestalten überwiegen weit und verdunkeln die wenigen guten und lichten. Hera trägt nicht die majestätischen und ernst gütigen Züge der Juno Ludovisi, sie ist der Typus des launenhaften, von keinen zarten Gefühlen bewegten Weibes. Aphrodite ist nicht Venus Urania. Außer bei Artemis findet sich wirkliche Weibesgüte und -würde fast nur bei einfachen Frauen in untergeordneter Stellung.

Der große böse Riß geht also durch Alles hindurch. Wohl versuchen einzelne glaubensstarke und willenskräftige Helden die Welt zu erlösen und den Kampf mit Anankes Mördermacht aufzunehmen. Aber es gelingt ihnen nicht oder nur in geringem Umfange. So Aktaion, der die Menschen von den Ungeheuern befreit, so Hermes, der eine einzige Seele zu erlösen vermag, so Herakles, der von Zeus als eine Art Weltheiland auf die Erde geschickt wird, aber in echtem Heilandlos unter der Bosheit leiden muß. Selbst der herrliche Apoll kann es nicht. Zwar

> in dieser Welt von Uebeln krank, von Blute rot
> Tut Geist und Schönheit, tut ein Fleckchen Himmel not.

Aber Apollos Macht ist im Metakosmos, und sein Bund mit Zeus hebt schließlich Anankes Herrschaft und das große Weltweh nicht auf. Zwar erzählt der Dichter von einem weltenfernen Land:

> Man glaubt von einem Lande Meon, daß es wäre;
> Die Hoffnung betet, daß der Glaube sich bewähre.

Dieses Land liegt jenseits des Meeres Nirwana, dessen beklemmende Oede wundervoll geschildert ist:

> Herwärts an der öden Weltenscherbenküste
> Klatschte der Schwall der schweren Wogen, langgezogen,
> In dumpfen Schlägen längs dem flachen Uferbogen.

An seinem Strande, wo der letzte Stein trotzt, liegt der Felsen Eschaton, unter dem ein Kirchlein sich birgt. Darin träumt ein Engel in „süßer Schönheit lächelnder Gewalt" eine selge Sage von einem schönen Helfertage. Die heilge Schläferin ist die Hoffnung. Sie singt:

> Im fernen Lande Meon wächst heran verborgen
> Der Weltenheiland, das ersehnte Gotteskind,
> Von dem euch Hilf und Arzenei verheißen sind.
> Von Meons fernem Strande blickt der junge Held
> Feindlich herüber nach Anankes Mörderwelt.

Einst kommt der Tag, wo er sich in den Kampf stürzt, dann brüllt im Todeskampf

> die Welt und zischt,
> Dann platzt der Gräuel und das Lebensgas erlischt.
> Mit zornigem Huf zerstampft den rauchigen Kohlenherd
> Und in der Asche schnuppert des Erlösers Pferd.

Erlösung ist es also, wenn das Leben erlischt. Aber das Land, woher der Erlöser kommen soll, heißt Meon. Das wird man wohl griechisch verstehen müssen „Nichtseiend", und

> kein Pfand
> Ist unserm Aug gegeben vom meontischen Land.

Und dennoch finden die Götter: Dem Kirchlein, darin die heilge Schläferin im Traume singt,

> kommt die ganze Welt nicht gleich.
> Hier auf dem Felsen Eschaton, da laß mich sitzen
> Und nach dem Lande Meon Aug und Ohren spitzen.

Denn die Welt ist alt, und der Erlöser ist schon spät. Aber Uranos verwehrt ihnen, sich mit tatenloser Hoffnung zu beschweren. Davon gibt es nur tränenkranke Augen und die Hand voll Wunden. Besser ist es, als am Hoffnungsstrande zu sitzen, sich einstweilen mutig in den Kampf des Guten mit dem Bösen zu stürzen. Die Eschatologie ist also ziemlich trostlos. Aber auch den Hinweis auf die mutige Tat und den Kampf im Kleinen führt der Dichter im Verlaufe nicht durch. Wohl kämpft Uranos rastlos mit dem Höllenhund Anankes und schenkt dem dummen ewigen Ochsen, der das Himmelsfundament mit nimmer müdem Horn berennt, fleißige Belehrung, wohl haut Aktaion einstweilen die Ungeheuer zusammen, aber Zeus und die Götter selbst kehren sich von der Erde und diesem Kampfe ab und wenden sich betäubenden Genüssen zu. Nachdem Zeus die kranke Erde hinter einem Dunstgewölk vor den Blicken der Olympier versteckt hat, werden Form und Schein für die höchsten Weltenwerte erklärt.

Nach den vorausgegangenen Schilderungen kann man das allerdings nur, wenn man mit Gewalt Anankes Welt und ihr Leid vergißt und sie in leichtsinnigem Genusse ignorieren will. Mögen die Olympier das tun können, wir können es nicht; zu eindringlich hat uns der Dichter das Weltleid dargestellt, zu sehr uns selber in den Zwiespalt eingezwängt. Deshalb empfinde ich das taumelnde Jupsasa am Schlusse als einen Abfall von der Höhe der Weltanschauung als auch der dichterischen Empfindung. Der Dichter müßte denn im Sinne haben, uns noch eine „Götterdämmerung" zu geben, in welcher das unbefriedigte Gefühl zugleich mit der gequälten Erde erlöst wird. Wenn das nicht, dann hätte ich die Dichtung als Fragment vorgezogen und gerade den fehlenden Schluß als ein rechtes Weltfragezeichen empfunden. Wo die Menschheit dichterisch zu den letzten Weltfragen vordringt, ist sie kaum über das Fragmentarische hinausgekommen, wie bei Hiob und bei Faust I. Und das hat der dichterischen Größe dieser Werke auch keinen Eintrag getan.

Aber wir wollen nicht mit dem Dichter rechten, wenn er uns keine philosophische oder religiöse Lösung des Weltproblems gibt. Er hat genug getan, wenn er es in seiner ganzen Tiefe und Unlösbarkeit dargestellt hat. Adolf Keller

---

Von Knechtschaft zur Freiheit

Vorbemerkung des Herausgebers. Die folgenden Zeilen haben ihre Geschichte. Der Verfasser, ein gelehrter ausländischer Mönch, stellte sich, auf der Rückreise von Rom, einem evangelischen Pfarrer und begehrte Aufnahme in die evangelische Kirche. Seine Bildung machte keinen langen Unterricht nötig, nach mehrwöchentlichem intimstem Verkehr erfolgte der Uebertritt. Im Eifer der neuen Ueberzeugung schrieb er diesen Artikel nieder, ungeduldig, daß er veröffentlicht werde. Wir nahmen den Artikel an, ohne diese Ungeduld zu teilen; denn es kann nicht die Aufgabe von Konvertiten sein, alsbald die große Oeffentlichkeit von ihren inneren Wendungen zu unterrichten. Inzwischen ist der Protestant gewordene und einem guten bürgerlichen Beruf zugeführte Mönch auf eine romantische Weise verschwunden, in den Schoß der katholischen Heimat zurück: ob willig oder nicht — wer weiß es? Wir drucken nun den von ihm selbst noch korrigierten Artikel rein als menschliches Dokument, aus dem sich allerlei lernen läßt, und werden noch einen zweiten aus derselben Seele hervorgegangenen folgen lassen. D H

Der Weg, der von Knechtschaft zur Freiheit führt, ist kein Rosenpfad. Im Gegenteil: der Weg zur Freiheit ist der dornige Pfad eines langwierigen, blutigen, harten Kampfes. Denken wir nur wenige Jahre in die Vergangenheit zurück, so waren wir Zeugen eines ungemein hartnäckigen Kampfes für Freiheit und Recht — des Kampfes zwischen Transvaal, dem kleinen Volke von lauter Helden, und dem übermächtigen Albion.

Trauriger noch und schmerzvoller ist der Streit, wenn die Glieder einer und derselben Nation einander feindselig gegenüber stehen, wie jetzt in Rußland; denn alle Schläge treffen immer die eine Nation und bedrohen ihr Leben.

Es gibt auch einen Streit zwischen Kräften, die noch inniger mit einander verbunden sind, als die Brüder einer und derselben Nation, als die Kinder eines Vaterlandes: der Streit zwischen den Kräften des Menschen untereinander; der Streit, wobei Herz und Geist des einen Menschen einander bekämpfen; das ist der schmerzvolle Bürgerkrieg im tiefsten Innern des menschlichen Wesens.

Mein Inneres war zwei volle Jahre der traurige Schauplatz solchen Bürgerkrieges: es war ein Krieg, in welchem das Herz, das katholisch fühlte, und der Geist, der sich von unedler, römischer Knechtschaft frei zu machen strebte, einander bekämpften.

Achtunddreißig Jahre habe ich im Katholizismus gelebt. Von katholischen Eltern geboren, mit katholischen Geschwistern erwachsen, mit rein-katholischem Unterrichte geistlich genährt, zweiundzwanzig Jahre alt in ein katholisches Kloster gegangen, fünf Jahre nachher zum Priester geweiht, war ich, wie sich leicht begreifen läßt, von Katholizismus bis in die Knochen und bis ins Mark durchdrungen. Ich habe mich im Katholizismus glücklich gefühlt, habe den Katholizismus herzlich geliebt, habe dem guten Gott tausendmale gedankt für die „Wohltat im Katholizismus geboren zu sein“, habe besonders während der letzten Jahre den Katholizismus mit Wort und Schrift verteidigt, habe für ihn gestritten und gelitten (denn das Leiden bleibt gar nicht aus für den katholischen Geistlichen, der mit den Waffen freier katholischer Ansichten seinen Glauben verteidigt). Aber — — gerade dieser Versuch, ihn zu verteidigen hat mir den Glauben an ihn geraubt; nein, er hat mir Nichts geraubt, er hat mich dazu gebracht, daß ich mit vollem Bewußtsein meiner Tat und ihrer Folgen meinen katholischen Glauben über Bord geworfen und mich so von Geisteskechtschaft zu Geistesfreiheit hindurchgerungen habe. Man soll sich darüber nicht zu sehr wundern. Die Sache liegt so.

Was der Katholik als Katholik glauben muß, im strengen Sinne des Wortes muß, das ist gar nicht so viel. Er muß bloß glauben, was Gott offenbart hat und was die Lehranstalt der katholischen Kirche als von Gott offenbart dem Glauben in bestimmter unzweideutiger Form darbietet. Und das ist nicht so viel, als mancher Nichtkatholik vermeint. Auch für den Katholiken bleiben noch eine Unzahl religiöser Probleme, worüber Jeder eine freie Meinung sich bilden kann und aussprechen darf. Diese Probleme findet man auf dem großen, freien Felde; rings um das Feld liegen die Lehrstücke der Kirche, die Niemand berühren darf.

Ein paar Beispiele können nützlich sein. Der Katholik muß glauben, daß das Weltall in der Zeit aus dem Nichts von Gott hervorgebracht, erschaffen worden ist; denn soviel ist Dogma, Lehrstück der Kirche. Der Katholik muß glauben: die Welt ist unfehlbar gewiß nicht von Ewigkeit, sie ist in der Zeit entstanden und verdankt ihr Entstehen der schöpferischen Macht Gottes.

Für den Katholiken liegt also vor dem aktuellen Dasein der Welt ein meßbarer Zeitraum. Wie groß ist dieser Zeitraum? Die Lehrautorität der Kirche hat Nichts darüber entschieden. Die Katholiken können also selbst in Bibel und Tradition nachforschen, was Gott im Bezug auf das Alter der Welt hat lehren wollen. Und die Frucht solcher Nachforschung? Man hat als sehr wahrscheinlich gefunden, daß Gott uns im Bezug auf das Alter der Welt Nichts hat lehren wollen. Hierin steht der Katholik vollkommen frei. Will er es für probabel halten, daß die Welt Milliarden von Jahrhunderten alt ist, sein katholischer Glaube hindert ihn nicht daran.

Hat Gott die Welt geschaffen in sechs Tagen von vierundzwanzig Stunden, wonach die Welt fix und fertig war, so wie wir sie jetzt sehen? Oder hat Gott in einem Augenblicke bloß die Materie in chaotischem Zustande hervorgebracht, und hat sich aus diesem Chaos im Laufe vieler Jahrtausende die heutige Welt entwickelt? Freies Problem für den Katholiken! Sein Glaube verpflichtet ihn in dieser Hinsicht zu Nichts. Er nehme an, was er für am meisten wissenschaftlich befindet.*)

Die Gelehrten behaupten, daß es in der Bibel Spuren gebe von Mythen. Wie bringt der Katholik das in Uebereinstimmung mit seinem katholischen Begriffe von der Bibel als dem Buche Gottes, worin Gott als Lehrer zu den Menschen redet und die Menschen nur Wahrheit lehrt? Dem Katholiken macht das keine Sorge. Das Vorhandensein sogar von Mythen in der Bibel kann sein Glaube zugestehen. Er sagt es dem Benediktinerpater Höpfl ganz ruhig nach:

> Es mögen ja mythische Elemente in den Biblischen Büchern verwertet sein, aber es ist ihnen die polytheistische Färbung benommen, sie dienen bloß als Einkleidung hoher religiöser Gedanken. (Höpfl O. S. B., Die höhere Bibelkritik S. 63.)

Dogmatische Bedenken dagegen hat selbst die Civiltà Cattolica nicht. Sie schreibt:

> Partendo da un concetto a priori alcuni si domandarono: „Potrebbe essere stato ispirato un racconto romantico? ovvero un mito?“ Questioni interessanti sè, ma oziose. Poichè il romanzo, il mito, sono produzioni letterarie piuttoste nostre che degli antichi giudei o dei primi cristiani. All' in contro la questione doveva essere trattata a posteriori e per via esegitica. (La Civiltà Cattolica, 17 gennaio 1903, p. 219.)

Genug, um zu beweisen, daß es auch für die Katholiken in religiöser Hinsicht große Freiheit gibt.

Wo aber die Kirche sich klar und deutlich ausspricht in bestimmter Form, und wo sie mit der Absicht, die Gewissen ihrer Untertanen zur gläubigen Annahme zu verpflichten, sagt: „Diese Wahrheit müßt Ihr annehmen auf Autorität Gottes, der diese Wahrheit offenbart hat“ — da sind die Geister der Millionen von Katholiken in Knechtschaft gebunden. Da darf Keiner mehr denken, viel weniger sagen: „Möglicherweise hat Gott nicht das als Wahrheit offenbart, was die kirchliche Lehranstalt als von Gott offenbarte Wahrheit zu glauben vorhält. Möglicherweise wird in Zukunft als unwahr nachgewiesen werden, was heutzutage die katholische Kirche als von Gott offenbarte Wahrheit lehrt.“ So darf Keiner mehr denken; die Geister aller Katholiken sind durch das Wort der Kirche zur Knechtschaft verurteilt. Nachdem die Kirche gesagt hat: „Dies ist von Gott offenbart“, muß jeder Katholik für sicher und gewiß, mit Ausschluß des mindesten freiwilligen Zweifels, annehmen, daß es von Gott wirklich offenbart ist.

Welche Beweise werden nun dem Katholiken dafür gegeben, daß Gott genau dasjenige offenbart hat, was die Kirche offenbart nennt?

Nach diesen Beweisen habe ich zwei volle Jahre ehrlich gesucht, in allen möglichen katholischen Lehrbüchern der Dogmatik gesucht; eine große Zahl katholischer Theologen habe ich schriftlich gefragt, sie sollten mir sagen, wie man zur vollen Gewißheit davon kommen kann, daß Gott wirklich offenbart hat, was der Katholizismus als von Gott offenbarte Wahrheit zu glauben auffordert: die Einen aber zeigten mir einen Weg, der von den Anderen als Irrweg beurteilt wurde, nämlich den Weg der Beweise, welche die Tatsache der Offenbarung augenscheinlich, evident machen sollen. Ich bin nach Rom gegangen, habe einige der angesehensten katholischen Theologen nach ihrer Meinung gefragt; was aber der Eine bejaht, verneint der Andere. Was der Eine als Fundament des richtigen Glaubensaktes ausgibt, gerade davon behauptet der Andere, daß es fallen müsse.

So habe ich befunden, daß die katholische Theologenwelt durchaus nicht über einen unanfechtbaren Beweis für die Tatsache der Offenbarung in katholischem Sinne derart verfügt, daß der Katholik vernünftigerweise jeden freiwilligen Zweifel

*) So erklärt sich, was jüngst das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen als auffallend vermerkte: „Im Katholischen Missionär 1906 wird in einem Artikel über „Offenbarung und Wissenschaft“ in aller Ruhe vom diluvialen Menschen geredet und ausdrücklich gesagt, daß es sich dabei um religiöse Wahrheiten überhaupt nicht handle.“ D. H.

an ihrer Tatsächlichkeit ausschließen könnte. Dessen ungeachtet fordert die katholische Kirche solchen Ausschluß aller Zweifel. Diese Forderung allein genügt schon als Beweis, daß der Katholizismus nicht eine von Gott offenbarte Religion ist. Wer sie erhebt, ist verpflichtet, sie zu beweisen. Wo sie sich nicht gründet auf ein strikte bewiesenes Recht, ist sie ein Unrecht gegen den menschlichen Geist.

Solch ein Unrecht darf der menschliche Geist sich nicht gefallen lassen. Ich habe begriffen, daß ich dagegen protestieren muß, damit der Geist der ihm gebührenden Freiheit genießen kann. Cuique suum, „einem Jeden das Seinige", gilt auch für den Geist.

Das kirchliche Interesse an dem Darmstädter Zwischenfall

Quos Deus perdere vult, dementat prius. „Wen Gott vernichten will, dem verfinstert er zuvor den Verstand." Will Gott den Untergang unsrer evangelischen Landeskirchen? Fast scheint es so. Denn er verfinstert den Verstand ihrer verantwortlichen Leiter.

Wir schreiben diese Zeilen aus herzlicher Liebe zu unserer Kirche. Zu unsrer Kirche in ihrer landeskirchlichen Form. Hätten wir sie nicht lieb, würden wir uns nicht ereifern — um so geringfügiger Ursache willen. Wir wissen, Religion, christliche Religion ist nicht an diese Erscheinungsform der Kirche gebunden. Wir sind auch oft genug schon vor die Frage gestellt worden, ob wir nicht — aus Religion — lieber auf diese Kirche verzichten und ihr den Krieg erklären sollen. Das waren aber doch immer nur Anwandlungen, die wir als Versuchungen empfanden und zurückwiesen. Diese deutsche evangelische Landeskirche ist doch die Form, das Gefäß, worin der ganze Inhalt einer heiligen Ueberlieferung auf uns gekommen; sie ist die Organisation, in die wir hineingeboren und hineingewachsen sind, die uns in ihren Dienst genommen hat und auf uns rechnet. Aus allen innern und äußern Krisen sind wir immer wieder zu ihr zurückgekehrt. In aller Schwachheit, Unansehnlichkeit und Reformbedürftigkeit bleibt sie uns ein Gut, von dem wir fühlen: Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin!

Um dieser Kirche willen reden wir hart mit dem Oberkonsistorium in Darmstadt. Vielleicht gelingt es uns, an dem neuesten Zwischenfall, den es geschaffen hat, zu zeigen, wie wir es meinen, wie treu wir es mit unsrer Kirche meinen. Denn die andern „Fälle", um die der innerkirchliche Streit sich dreht, sind meist durch die dogmatische Krisis hervorgebracht, in der unsre Theologie und darum unsre Kirche sich befindet. Da ist es schwer für ein Kirchenregiment, weise zu sein. Da muß wohl Jeder Partei ergreifen und seinen Mann stehn, aber wer maßte sich ernstlich an, die letztentscheidende, alle Schwierigkeiten lösende Formel zu haben?

Unsre Stellung auch in diesen Fällen mag Manchem klarer werden durch unser Verhalten zu dem Darmstädter Zwischenfall. Dieser ermangelt jeglichen dogmatischen Interesses. Er ist eine rein ethische Angelegenheit. Und nicht vornehmlich in dem Sinne, in dem er ja auch schon behandelt wurde, daß die Haltung der evangelischen Kirche in der sozialen Frage im Spiel ist. Davon sehen wir heute ganz ab. Unser Pathos ist beseelt durch ein engeres kirchliches Interesse, das nur eben in dieser Verbindung mit dem furchtbaren Ernst der sozialen Frage hier auftritt: das Interesse an einem gesunden, wirkungskräftigen Pfarrerstande.

Man hat unsre Kirche, wie oft! gescholten, daß sie eine Pastorenkirche sei. Man mag, was daran zu beklagen ist, beklagen. Genug, es ist so: ihr Wert, ihre Wirkung, ihre Zukunft ruht auf dem Stande ihrer Beamteten, ihrer Berufsarbeiter, ihrer Pfarrer. Diese Pfarrer sind aber nicht, wie die Priester der römischen Kirche und wie auch die evangelischen Pastoren der guten alten Zeit, getragen von ihrem Amt. Sondern sie müssen heute ihr Amt tragen. Das ist auch schon oft gesagt worden. Und was damit von ihrer Persönlichkeit gefordert wird, ist wahrhaftig nichts Geringes. Tausend äußere und innere Schwierigkeiten machen die Aufgabe zu einer fast unmöglichen. Es geht nur mit Gottes Hilfe. Man kann Nichts aus eigner Kraft, man kann aber vor allem nicht Pastor sein aus eigner Kraft.

Wir haben nun den Eindruck, daß unser Pfarrerstand von heute, von den faulen und nichtsnutzigen Gliedern abgesehen, seiner Aufgabe bewußt redlich daran arbeitet, das Seine zu tun. Und darauf beruht es ganz vornehmlich, daß wir an unsern Landeskirchen nicht verzweifeln. Wievieles gleichwohl in diesem Stande mangelt, das weiß gewiß Niemand besser, als die Männer in den Kirchenbehörden. Mögen sie denn raten und helfen, richten und bessern, so gut sie können. Aber unerträglich ist es, wenn inmitten des schweren Streits, den ein rechtschaffner Pfarrer für Gott und sein Reich führt, seine Kirchenbehörde ihm in den Rücken fällt. Das ist das schmerzliche Schauspiel, das wir jeweilen erleben (auch ohne daß es bis an die Oeffentlichkeit dringt). Und an dem Darmstädter Zwischenfall können wir das als an einem Spezialfall recht studieren und demonstrieren.

Es handelt sich um einen Pfarrer, der sich auf das politische Gebiet begeben hat. Kein Kinderspiel ist das! Tausend Fußangeln warten da seiner. Man könnte vielleicht die Pfarrer von der Politik absperren wie die Offiziere: es könnte dennoch ein tüchtiger, wichtiger Stand bleiben. Diesen Weg ist aber unsre evangelische Kirche mit ihren Pfarrern bisher nicht gegangen. Es muß ihr doch ein andres Pfarrer-Ideal vorschweben: das eines mitten im öffentlichen Leben sich bewährenden Mannes.

Jener hessische Pfarrer kandidierte für den Reichstag. Er unterlag. Zur Stichwahl standen von seinen Gegnern der Nationalliberale und der Sozialdemokrat. Seine Kirchenbehörde, die bis dahin ihn ruhig gewähren ließ, wäre bis zum Ende der ganzen Aktion mit ihm zufrieden gewesen — wenn er jetzt seine Wähler bestimmt hätte, gegen den Sozialdemokraten zu stimmen.

Sein Wahlkomitee entschied sich für eine andre Parole. Der Sozialdemokrat siegte. Unser Pfarrer hat diese Stichwahlparole nicht gemacht, er hat dem Komitee nicht angehört, er hat auch nicht selber mitgewählt, sondern ist am Tage der Stichwahl auf Reisen gegangen. „Taktvoller", das heißt hier: entgegenkommender den Wünschen seiner nationalliberalen Kirchgenossen und Vorgesetzten, konnte er sich nicht verhalten, sollte man meinen. Denn zu jener Stichwahlparole werden doch wohl die Männer, die zuvor sein Wahlkomitee bildeten, ihre Gründe gehabt haben! Gründe, die wir hier nicht untersuchen wollen, weil sie uns so wenig angehen, wie das Oberkonsistorium in Darmstadt. Wir würden es sogar ganz natürlich und statthaft gefunden haben, wenn der Pfarrer mit im Wahlkomitee beschlossen und die Stichwahlparole mit herbeigeführt und bei der Stichwahl selbst mit für den Sozialdemokraten gestimmt hätte. Vorausgesetzt, daß das seinem politischen Gewissen entsprach. Wir würden ihn auch dann gegen jede Rüge seiner Kirchenbehörde vertreten haben. Aber das Alles ist von seiner Seite nicht geschehen. So liegt das Unrecht auf Seiten des Oberkonsistoriums um so klarer.

Auch nationalliberale Blätter wie das Leipziger Tageblatt, die Nationalzeitung und andere haben sofort das Einschreiten des Oberkonsistoriums scharf mißbilligt. Die Männer des Oberkonsistoriums haben gehandelt aus der Verstimmung des Wahlkampfes heraus, indem sie ihrem Pfarrer ein politisches Verhalten zumuteten, wozu sie unter keinen Umständen berechtigt waren, und indem sie selbst ein politisches Verhalten ausübten, wozu sie als Kirchenbehörde viel weniger berufen waren als die im Besitz aller staatsbürgerlichen Rechte befindliche Person ihres Untergebenen. Sie haben die Unabhängigkeit des Mannes angetastet, ohne die er aufgehört hätte, ein politischer Charakter zu sein, und ohne die er aufgehört hätte, ein rechtschaffener evangelischer Pfarrer zu sein.

Es ist ja möglich, daß die Kirchenbehörde in dem Konflikt, den sie damit heraufbeschworen hat, äußerlich obsiegt. Aber sie kann es nur zum Schaden der Kirche. Sie wird ja mer-

ken, daß sie nicht nur einen Pfarrer zu bändigen hat, sondern viele. Und sie wird vielleicht auch merken, daß in diesen Pfarrern, die um ihre politische und moralische Unabhängigkeit kämpfen, der Geist lebendig ist, der aus den Aposteln redete, als sie Apostelgeschichte 5, 29 sprachen, und aus Luther, als er — unweit Darmstadt — vor dem Reichstage stand. Es ist der Geist, den unsre Kirche in ihren Pastoren braucht, wenn sie die Zukunft haben will. Denn Männer mit gebrochenem Rückgrat können ihre Kriege nicht führen.

Aber die Sozialdemokratie?

Ja dies rote Tuch der Sozialdemokratie! Endlich einmal wird es doch aufhören, daß unsre Kirchenbehörden sich mit ihrem Urteilen und Handeln mehr an der Sozialdemokratie orientieren als an dem Worte Gottes, wie es in der Reformation aufs neue lebendig geworden ist.*) Muß denn eine Kirchenbehörde staatlicher sein als der Staat? fürstlicher als der Fürst? Sie darf dem Staat und der Gesellschaft nicht einmal alle die Dienste leisten, die sie von ihr verlangen; wozu denn also Dienste, die diese nicht von ihr verlangen? Sei dem, wie ihm sei: Kirchenbehörden sollen das Interesse ihrer Kirche wahren, dazu allein sind sie da. Und zu den Interessen unsrer Kirchen gehört, daß sie einen eifrigen, unabhängigen, persönlich achtenswerten Pfarrerstand haben. Das ist sogar ihr allererstes und eigenstes Lebensinteresse — solange wir eine Pastorenkirche sind.

Wir fragen die Männer in Darmstadt: Ist denn das wirklich so schwer zu begreifen?

Die Lage unserer evangelischen Landeskirchen ist zu ernst, als daß ihre verantwortlichen Leiter unnötigerweise grobe Fehler machen dürften.

R

Principiis obsta

Ob der Beschluß des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, betreffend kirchlichen Ausweis für das gesamte evangelische Deutschland, harmlos sei oder ernsten Widerstand erfordere

Zu dieser Frage erhalten wir aus unserm Leserkreise folgenden Brief, den wir unverändert abdrucken, weil wir zwar nicht in jedem Worte, aber in der Hauptsache ihm völlig zustimmen.

. . . Ich lese in der Zeitung über die diesjährige Tagung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses die folgenden Sätze:

Eisenach, den 15. Juni 1906. Es folgte die Beratung der Einführung eines kirchlichen Ausweises für das gesamte evangelische Deutschland, die kirchliche Beurkundung der Taufe, Konfirmation und Trauung betreffend. Nach eingehender Besprechung der Zweckmäßigkeit eines kirchlichen Ausweises und der wünschenswerten Gestaltung desselben einigte man sich in dem Beschlusse, daß neben den bisherigen Konfirmationsscheinen die Einführung einer besonderen Bescheinigung der Konfirmation als kirchlicher Ausweis sich empfehle.

Ich bitte Sie, Herr Redakteur, festzustellen, ob dieser Zeitungsbericht die Tatsachen richtig wiedergibt. Vorerst kann ich das nicht glauben. Es war mein Stolz zu einer Kirche zu gehören, welche die katholische Frage „Lieber, wie bist du hereingekommen" grundsätzlich nicht erhebt. Die es auch für ihren rechtlichen Bestand gar nicht nötig hatte, so zu fragen, weil sie weder ein Verein war, noch ein Staat, und also auch weder eine Mitgliedskarte noch einen Paß zu fordern brauchte. Und nun — muß auf Befehl des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses Jeder, der sich an die Tafel der „deutsch-evangelischen" Kirche setzt, sein hochzeitlich Kleid (in der gut-römischen Auslegung des Gleichnisses) fein säuberlich anlegen und sein Legitimationspapierchen vorzeigen können. Da haben wir nun glücklich eine Kirche, die bei der Konfirmation der jungen Christen sich rühmt, der Leib zu sein, davon Christus das Haupt ist — und die dann alsbald die neuen Glieder des Leibes „versiegelt" mit dem Gummistempel eines kirchenbücherführenden Küsters. Das ist zu abgeschmackt!

Wenn die Kirchen zu ihrem rechtlichen Bestande einen Ausweis über ihre Zugehörigen brauchen, dann kann und muß ihnen dafür der Kirchensteuer-Zettel genügen. Kirchensteuer und kirchlicher Ausweis gehören in ein und dieselbe Welt. Evangelischer Kultus aber und kirchlicher Ausweis sind für mein Empfinden zwei ganz und gar verschiedene Welten. Ich trage nicht schwer daran, daß unsre Kirchen aus der katholischen Zeit her noch allerhand Einrichtungen bewahrt haben, die auf dem römischen Durcheinander und Einerlei beider Welten beruhen und eigentlich nur dort ihren Sinn hatten. Denn das geschichtlich Ueberkommene zu dulden, fällt jedem Deutschen leicht. Aber unerträglich für den evangelischen Deutschen sind neue Einrichtungen dieser Art. Daß der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß sich alsbald nach seiner Gründung zu einem Konzilium von allerhand katholisierenden Bischöfen, großen Lamas oder kleinen Päpsten — kurz von „Oberhirten" entwickelt, zu einem Konzilium, das die Tendenz hat, die religiösen Momente der Kirche in institutionelle umzuwandeln und evangelischen Kultushandlungen eine juristische und administrative Bedeutung beizulegen, das empört mich aufs tiefste.

Sie wissen, daß ich christlich getauft und kirchlich getraut bin, daß ich mich zum Abendmahl halte und auch meine Kinder habe taufen lassen. Daß mir alle diese Bräuche ein Wort Gottes gewesen sind und mir heute noch das Evangelium predigen. Aber das ist mein persönliches Glück: ich kenne wenigstens sehr viel bessere Jesusjünger, als ich einer bin, für deren Frömmigkeit ihre Taufe oder ihr kirchlicher Trauungsakt bedeutungslos ist und die recht gut ohne Sakramente auskommen.

Ist da nun nicht die direkte oder indirekte Verknüpfung des „Ausweises" mit diesen rituellen Handlungen ein doppeltes Unrecht? Die, denen die Riten religiös wertvoll sind, müssen es als Entweihung empfinden, wenn die Kirche mit diesen heiligen Dingen diejenige juridische Wirkung verbindet, die eigentlich die Kirchensteuer haben sollte. Und die, welchen die Sakramente usw. entbehrliche Zeremonien sind, müssen verletzt werden, weil diesen für sie nebensächlichen Dingen durch den „Ausweis" der Charakter wesentlicher und unentbehrlicher Merkmale der Kirchen-Zugehörigkeit beigelegt wird.

Wir haben in der Schweiz viele Pfarrer — durchaus nicht nur unter den sogenannten Reformern, sondern auch unter den Positiven — die ihre eigenen leiblichen Kinder nicht taufen und natürlich auch gegen die übrigen Kinder ihrer Gemeinde nicht skrupulöser sind. Das ist ein durchaus normaler und gesunder evangelisch-kirchlicher Zustand, gegen den vom Standpunkte des Neuen Tastamentes gar nichts einzuwenden ist. Soll der Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zum Abschluß vom evangelischen Auslande führen? Ich verlange nicht, daß diese Schweizer Zustände bei uns als Norm angesehen werden. Aber ich fordere von Kirchen, die sich evangelisch nennen, jedenfalls dies: daß sie sich in ihren Ordnungen nicht in der Richtung auf den Sakramentalismus hin entwickeln.

Der neue kirchliche Paßzwang ist überhaupt ein Eingriff der Kirchen in die Weltlichkeit, in bürgerliche Lebensverhältnisse, die sich von der Geistlichkeit schon kräftig emanzipiert hatten. Und was für ein Eingriff! Zu welcher Schnüffelei — Sie verzeihen den Ausdruck, ich weiß keinen vornehmeren für diese wenig vornehme Sache — wird nicht der „Ausweis" führen. Ein Beispiel! Herr S . . . e ist mit einer gebornen W . . . s

*) Ich sagte kein Wort für oder wider den Inhalt der Darmstädter Stichwahlparole und werde keins sagen. Alle Stichwahlen haben etwas Unmoralisches an sich. Moralisch wäre es, sie abzuschaffen. Es gehört zu den sauersten Aepfeln, in die ein charaktervoller Politiker beißen muß, wenn er sich für eine von zwei Parteien entscheiden soll, die er beide verwirft. Darum sollen aber auch Dritte in so heikle Entscheidungen nicht dreinreden. Was insonderheit die sittliche Entrüstung anlangt, mit der bald in dieser bald in jener Zeitungsecke Wahlbündnisse und dergleichen zu Gunsten der Sozialdemokratie erörtert werden, so ist das eitel Schaumschlägerei und Heuchelei. Ein ernsthafter Zeitungsleser liest das gar nicht. Keine Partei außer der konservativen, die aus Gründen der Taktik dergleichen Odium nicht schon auf sich genommen hätte! Und auch Konservative haben so gehandelt. Z. B. Fürst Bismarck mit seinem Telegramm „Wählt Sabor!" bei der Stichwahl zwischen dem Sozialdemokraten Sabor und dem Demokraten Sonnemann. Wie ich aus guter Quelle weiß, hat der wackere grundkonservative Pfarrer Lic. Meurer (Verfasser von „Luthers Leben" und „Kirchenbau") in Callenberg nach 1866 zum norddeutschen Reichstag mit fast seiner ganzen Gemeinde gleich im ersten Wahlgange sozialdemokratisch gewählt. Wie oft mag dergleichen vorkommen, ohne daß man es weiß. Und wie wird der Evangelische Bund es jetzt in Altena-Iserlohn halten?

aus der alten freigemeindlichen Familie verheiratet. Die Frau ist natürlich nicht getauft und auch nicht kirchlich getraut: aber sie ist das Muster einer frommen evangelischen Christin und ist eine Gemeindehelferin, wie sie sich kein Konsistorium besser wünschen kann. Wenn es erst Ausweise gibt, wird Frau S . . . e in ihrer Gemeinde eine Christin zweiter Klasse sein. Von Jahr zu Jahr werden solche Verhältnisse und Vorkommnisse häufiger. Was für eine verhängnisvolle Bedeutung muß da der „Ausweis“ gewinnen. Denn alle diese Zustände, die jetzt (Gott sei Dank) „in der Ordnung“ sind, werden dann illegitimiert. Darf man sich das gefallen lassen? „Sie wollen heiraten? — bitte Ihre Ausweise!“ „Kirchliche Beerdigung Ihrer Mutter? — dazu ist ihr Ausweis nötig!“ „Lehrer möchten Sie werden? — Ihr Ausweis und die Ausweise Ihrer Familie!“ „Presbyterwahl? — ungültig, Ausweis des Gewählten kann nicht beigebracht werden!“ „Kirchliche Armenunterstützung? — gern — aber kirchliche nur bei kirchlichem Ausweis!“ „Staatsbeamter in kirchlicher Gegend? — das Mindeste ist doch, daß Ihr kirchlicher Ausweis in Ordnung ist!“ Usw. usw. usw.

Und nun gar die Konfirmation als kirchliche Ausweisgelegenheit und Ausweisbedingung. Die Konfirmation, die reformbedürftigste aller unsrer kirchlichen Ordnungen! Wenn meine Kinder im Alter von vierzehn Jahren innerlich sich ähnlich entwickeln, wie ich selbst in dem Alter war, dann werde ich überhaupt nicht dulden, daß sie konfirmiert werden. Viele Väter werden ebenso denken wie ich; ich habe mich schon mit dem Gedanken getragen, einen Verein von Eltern zu gründen, die ihre Kinder dem Konfirmationszwange nicht unterwerfen wollen. Nötig wäre solch Verein; und alle Jahre wird er nötiger. — — Da kommt der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß und legt seine gesalbten Finger gerade auf diese allerzarteste Sache.

Hoffentlich gibt es Eltern, die ihre Kinder lieber ohne kirchlichen Ausweis durch die Lande des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses wollen wandern lassen, als ihr Gewissen dem Zwange, ihren Kirchensinn dem Ritualismus, ihre Frömmigkeit dem Sakramentenglauben zu unterwerfen.

Sagen Sie mir, Herr Professor, ob es wahr ist, daß die evangelische Kirche keinen andern Zweck hat, als das Wort Gottes zu predigen. Was hat denn dann aber ein „Ausweis“ für einen Sinn, aus dem bestenfalls hervorgeht, daß Jemand die Predigt des Evangeliums einmal gehört hat? Muß denn eine Kirche, die allein jenem Zwecke lebt, nicht überglücklich sein, wenn Jemand das Wort Gottes hören will? und sollte da nicht ihr Erstes sein, jede Schranke niederzureißen, die solchem Willen Hindernisse bereiten könnte: also auch die bestehenden „Ausweise“ als Ausweise abzuschaffen statt sie um den gotteslästerlichen Konfirmationsausweis noch zu vermehren?

Verschiedenes

Schule, Kirche, Arbeiter. Ein Vortrag von Paul Göhre. Berlin, Buchhandlung des Vorwärts 1906. 21 S. 15 Pfg.

Göhres Darlegung in diesem Vortrag ist so: „Die Sozialdemokratie als Partei steht Religion und Kirche durchaus neutral und tolerant gegenüber.“ Damit nimmt Göhre die Sozialdemokratie als reinen Programmbegriff und läßt ihre Praxis völlig außer Acht. Bei der Kirche macht ers umgekehrt: sie nimmt er in ihrer alltäglichen Praxis mit allen Schwächen und Uebeln. Ja, selbst das nicht einmal allein: er schiebt die von ihrem „Programm“ sich am meisten entfernenden Aeußerungen durchaus in den Vordergrund. Das ist dann die Kirche. Mit ihr müsse nun der einzelne treue Sozialdemokrat, ob religiös oder nicht, in drei Punkten zusammenstoßen.

Zuerst auf dem Gebiet der praktischen Betätigung. Denn hier habe die Kirche mit dem Geist Christi und der ersten Christen „völlig und unwiderruflich gebrochen.“ Wieder mißt Göhre mit zweierlei Maß. Es geht doch nicht an, der Kirche z. B. vorzuwerfen, daß sie etwa vier Jahrhunderte nach Christus von ihren Grundlehren abgewichen sei, und dabei zu übersehen, daß die Sozialdemokratie schon nach halb so viel Jahrzehnten von ihrem Programm der Toleranz und Neutralität praktisch Nichts mehr weiß. Die Kirche, in ihrem Wesen, treffen Göhres Vorwürfe nicht (womit ihre praktischen Unzulänglichkeiten noch nicht beschönigt oder geleugnet werden).

Weiter müsse der Sozialdemokrat als moderner Mensch mit der Weltanschauung der Kirche zusammenstoßen, der das antike Weltbild zu Grunde liege: die Erde als Scheibe, der Himmel eine blaue gläserne Glocke usw. Ich denke, ich brauche hierüber Nichts zu sagen.

Der dritte Punkt des Zusammenstoßes: Die Kirche meine, daß jeder Mensch Religion habe. Das führe praktisch zur Intoleranz, zum „Zwang zur Religion“. Für den modernen Menschen aber sei die Religion nur Sache der dafür Begabten, einer Minderheit, eine heimliche, privateste, durchaus intime Sache. Dies, daß die Religion Millionen Menschen rundweg abgesprochen wird (was sich übrigens im Munde eines beatus possidens seltsam genug macht) wird ja heute mit Eifer verbreitet. Mir kommt das immer so vor, als wenn Jemand auf einer grünen Wiese unentwegt Allerlei ablädt, bis Alles bedeckt ist, und sich dann hinstellt: „Nein, was doch die Menschen früher töricht waren. Da meinten sie, hier wachse Gras. Ich sehe nichts. Hier ein Hälmchen, da ein Hälmchen — aber das sind Ausnahmen!“ — Aber davon abgesehen: die Entscheidung, ob Alle Religion haben, oder Viele oder Wenige, kann gerade vom Standpunkt Göhres aus immer nur haltlose Vermutung sein, da es sich für ihn ja um etwas „Privatestes“ handelt. Läßt sich nun auf eine solche unbegründete Vermutung eine Aufforderung wie die gründen, um die es sich hier handelt? Göhre stellt die Religion als reine Privatsache einer geringen Minderheit hin und fordert dann doch zum Massenaustritt auf mit der Begründung, daß das auch ein Kampf für die Religion sei. Ist das demokratisch, die Masse für eine so außerordentlich aristokratische, sie gar Nichts angehende Sache auszunutzen? Oder wäre die Religion doch nicht so ganz reine „Privatsache“? Sollte sich hier nicht doch zeigen, daß jener Satz als Programmpunkt sein gutes Recht, als allgemeine Wahrheit genommen aber nur halbe Wahrheit hat? Göhre scheint sich darin auch nicht sicher zu sein. Am Schluß spricht er von der Religion und Kirche der Zukunft: also, trotz aller Unbestimmtheit, von einer Gemeinschaft, wenn auch einer beschränkten. Im Grunde läuft, was er da andeutet, auf eine Gemeinschaft der Heiligen hinaus — also letztlich auf den evangelischen Kirchenbegriff. Wäre dieses Ziel nur zu erreichen durch Zerstörung der bestehenden Kirche, dann hätte sein Vorgehen Berechtigung. Aber wie will er das beweisen?

Das Ergebnis scheint mir also zu sein: die Aufforderung zum Massenaustritt ist von Göhres eigenem Standpunkt aus nicht zu halten. Entweder ist der Austritt bloß Kampfmittel für politische Ziele: das wäre eine unwürdige Veräußerlichung, innerlich unwahr. Wird dagegen die Förderung der Religion einer Minderheit zur Hauptsache, so entsteht ein Widerspruch mit den demokratischen Prinzipien und ein innerer Widerspruch: also auch hier innere Unwahrheit.

Göhre hat in seinem Vortrag nicht vermieden, die, die er bekämpft, mit herabsetzenden Urteilen zu belegen. Ebensowenig hat er vermieden die Vergangenheit an Kategorien zu messen, die sich erst jetzt so scharf herausgebildet haben; das muß zu Einseitigkeit, Entstellung und unhaltbaren Verallgemeinerungen führen. Göhre sagt dem Arbeiter Nichts von dem schweren Ernst seiner persönlichen Entscheidung, von der Pflicht ernster Arbeit in diesen Dingen. Er suggeriert dem einfachen Hörer Ansichten und Urteile, die die Allermeisten überhaupt nicht, die Wenigsten in nur annähernder Deutlichkeit als eigene Urteile haben. Ist das nicht schließlich auch eine feinere Art jener Intoleranz, die Göhre bei der Kirche so verurteilt? Ein verhüllter Zwang zur Religionslosigkeit, zum mindesten zur Kirchenlosigkeit? Für Göhres „einfache stolze Religion der Zukunft“ erfüllt es nicht mit Ehrfurcht, wenn man sieht, daß sie ihren Verfechter vor diesen Mißgriffen nicht hat bewahren können.

(Vgl. Nr. 17. D H) Hermann Pankow

Kleine Mitteilungen. In einer 62 Seiten langen Denkschrift gibt Pastor E. Kornmann in Odessa Bericht über „unser (so darf ich es für viele unsrer Leser mit nennen) Hilfswerk zu Gunsten der unglücklichen Opfer der Odessaer Schreckenstage.“ Er redet von dem Manifest des 17. Oktober, von der Gärung, auf die es traf, von den revolutionären Kundgebungen, die es zeitigte, und von der blutigen Reaktion des „Progroms“. Ausführlich wird dann die Rettungsarbeit geschildert und über die Grundsätze des Werkes Rechenschaft gegeben. Es war die Tat einer Gesinnung, der Helfen selbstverständlich ist, und die doch ebenso überzeugt ist im Helfen ihr Christentum zu bewähren. Hat man jüdischerseits sie zum Teil mit Mißtrauen angesehen, so hätte es doch einen recht einfachen Weg gegeben, das loszuwerden: wenn man bei Zeiten hingegangen wäre und sich von dem Betrieb überzeugt hätte. Wir sind in der Lage, einige Exemplare des Kornmannschen Berichts unentgeltlich versenden zu können: wollen Leser, die ein besonderes Interesse daran haben, sich melden!

In Jena und Marburg finden alljährlich im Sommer Ferienkurse für sprachliche, pädagogische und allgemeine Bildung statt. Auskunft für Jena erteilt das Sekretariat durch Frau Dr. Schnettger in Jena, Gartenstraße 2; für Marburg Herr Cocker, Villa Cranston. Die Marburger Kurse bezeichnen sich ausdrücklich als „für Lehrer und Lehrerinnen mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, französischer und englischer Sprache.“ Nur eine theologische Vorlesung enthält das Programm: über den römischen Staat und die alte Kirche bis Konstantin, 6 stündig, von Knopf. Jena bietet naturwissenschaftliche Kurse, neun; pädagogische, sieben, darunter Religionsunterricht in der Volksschule von Braasch, Bedeutung und Behandlung der Kirchengeschichte von Thrändorf, prinzipielle Grundlagen der Pädagogik von Rein; Kurse über Psychologie des Kindes und pädagogische Pathologie, vier; Kurse über Frauenbildung, drei, von Zimmer, Fräulein v. Lengefeld, Fräulein Gertrud Bäumer; Sprachkurse; theologische, geschichtliche, philosophische, darunter: die wichtig-

sten Angriffe auf das Christentum in der modernen Litteratur, Ibsen, Björnson, Nietzsche, von Weinel. — Ein theologischer Ferienkursus wird in Marburg vom 8. Oktober an abgehalten; dessen wissenschaftliche Kosten werden Herrmann, Jülicher und Johannes Weiß tragen.

Spittelers Olympischer Frühling ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen und kostet 9,50, gebunden 13,50 Mk. Desselben Extramundana ebenda 4, gebunden 5 Mk. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Königsberg i. Pr. Montag 23. Juli 4 Uhr Theaterrestaurant: Was ist Wahrheit? Pfarrer Dallwig. Anmeldungen erbittet Oberlehrer Dr. Werckmeister, Königsberg i. Pr. Bahnstraße 18.

Leipzig. Donnerstag 12. Juli 8 Uhr im Hotel de Pologne, Hainstraße: Glaube und Geschichte. Walther Hoffmann.

Plauen i. V. Montag 9. Juli 1/2 9 Uhr bei Trömel, Oberstock: Und führe uns nicht in Versuchung.

Versammlungskalender

4.— 7.	Juli	Deutsch-Evangelischer Frauenbund Nürnberg
8. Juli—25.	August	Marburger Ferienkurse Marburg
23. Juli— 4.	August	Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
6.—18.	August	Jenaer Ferienkurse Jena
21.—23.	"	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	"	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	"	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
25.—27.	"	Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27.	"	Theologischer Ferienkursus Dresden
2.—12.	Oktober	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3. 4.	"	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	"	Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
15.	"	Jahrkursus der Christlich-sozialen Frauenschule Hannover
18.—20.	"	Deutsch-evang. Kirchengesang-Verein Schleswig

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 26. Die deutsche Evangelische Kirchenkonferenz — Evangelisch- und Kirchlich-Soziales vom Darmstädter Oberkonsistorium — Siebzehnter Evangelisch-sozialer Kongreß. Schluß — Die Deutsche Lehrerversammlung — Aus dem Königreich Sachsen. Halbjahrsbericht. Erstes Stück — Frankreich: 3. Die Versammlung der Liberalen zu Montpellier — Verschiedenes: Die Neugestaltung der russischen Staatskirche; Religionsunterricht von Dissidentenkindern; Der Lehrer Etges; Ueber die Abtrennung der niederen Küsterdienste von den Volksschullehrerstellen; Ueber die gegenwärtige Lage der römischen Kirche — Personalien

Am 27. Juni wurde uns ein kräftiger

Knabe

geboren.

Goslar, Stephanipfarre

Gertrud und **Paul Moebius**

Elisabeth Otto

Ernst Wachsmuth

cand. min.

Verlobte

Dessau, Juli 1906.

Sanatorium Tannerhof

i. Bayrisch-Zell b. Schliersee

Physikal. diätet. Kuranstalt und Erholungsheim

(800 m ü. d. M. unter d. Wendelstein (1838 m) geschützt gelegen)

Regenerationskuren, naturgemäße Lebensweise und Diät. Anwendung aller natürlichen Mittel nach wissenschaftlichen Grundsätzen, sorgfältige Individualisierung, Psychotherapie, Arbeit und Beschäftigung im Hause, in Gewächshaus, Gärtnerei, Wiesen und Wald. Luftbad-Anlagen an bewaldeten Berghängen mit wasserreicher Felsschlucht hinauf bis zur Alm (1250 m) Lufthütten, Maler-Atelier. Familiärer Charakter. Versorgung durch Helferinnen, keine Dienstboten und Trinkgelder. Preise 6—10 Mk. einschließlich ärztliche Behandlung (nur I. Consultat. 10 Mk.). Geöffnet 1. Mai—31. Oktober und 1. Dezember—31. März. Prospekte durch Dr. med. **Chr. v. Mengershausen, Barb. v. Mengershausen** geb. **v. Kummer.**

Alleinstehende ältere Dame sucht älteres, **gebildetes Mädchen** (am liebsten Waise) zur **Gesellschaft** und **Stütze** im Haushalt an Tochter Stelle zum 1. Oktober oder später. Gutes Gehalt zugesichert.

Frau Lübben

Oldenburg i. Gr., Cäcilienstr. 6.

Stud. phil. sucht Stellung als **Hauslehrer** auf die Zeit vom 1. August bis 1. Oktober oder 1. November gegen freie Station. Angebote unter **D. D.** an die Redaktion.

Collaborator wird sofort für die evangelische Gemeinde **Jena** gesucht. Gehalt 1200 Mk. Erstes Examen muß bestanden sein. Man wolle sich unter Einsendung von Zeugnissen an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 18. Juni 1906

Der Kirchgemeindevorstand

D. Braasch

Suche für meine 14 jährige Tochter längeren Landaufenthalt bei **gebildeter Pfarrersfamilie**

Angebote mit Bedingungen unter **Frau M. B.** in **Berlin** an die Expedition des Blattes.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Fahrt auf dem Mittelmeere

(Gesellschaftsreise)

zu ermässigten Preisen ab Genua

Dauer 12.—30. August.

Ausführliche Auskunft erteilt das **Komitee, Cöln, Engelbertstr. 16**

Nicht nur wegen einiger glänzender Namen, sondern besonders wegen des mutigen und doch von Besonnenheit zeugenden Geistes, der das ganze beherrscht und wegen der schönen Verbindung objektiver Gerechtigkeit des Urteils und subjektiver Milde, von protestant. Glaubensmut und ev. Toleranz, wie sie fast alle Aufsätze und Vorträge durchdringt, fordert

Fr. Blanckmeisters:

„Das Reich muß uns doch bleiben!"

Preis 4 M., gebd. 5 M. das Interesse der Leser in besonderem Maße heraus. Ich bin überzeugt, dies Buch wird gleich den „Gustav-Adolf-Stunden" (Preis 3.50 M., geb. 4.50 M.) desselben trefflichen Herausgebers seinen Weg machen. („Pastoralblätter.") Ausführl. Prospekte durch den Verlag von **C. Ludwig Ungelenk**, Dresden-A kostenfrei.

Es ist wirklich zum Staunen! Wegen Auflösung einer Uhrenfabrik deren ganzer Vorrat mir übertragen wurde, bin ich in der Lage, eine genau regulierte, gar. 2 Jahre gutgehende prachtvolle

Herren-Taschen-Remontoir-Uhr

36 stünd. Ia. Ankergang, um den fabelhaften Preis von nur **4,80 M.** zu verkaufen. 1 höchstfel. Damen-Uhr, hochmodernes, feines Werk, nur 8 M. Ueberdies erhält jeder Besteller 1 prachtvolle, fein vergoldete Uhrkette gratis. Per Postnachnahme erhältlich von dem Fabriklager **Joseph Keßler, Wien IX, 1,** Porzellangasse Nr. 18B. — Kein Risiko, da Nichtpassendes zurückgenommen wird. Wer nicht kauft, schadet sich selbst.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder seltenen schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**



Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 28 | Marburg i. H., den 12. Juli | **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Waffensegen

Soll mir denn mein Leben lang
Nichts als Streit begegnen,
Wollest du, der Feldhauptmann,
Meine Waffen segnen!

Daß ich nicht auf meinen Arm,
Nur auf deinen traue,
Daß ich nicht auf meine Sach,
Nur auf deine schaue;

Daß ich noch in bitterm Streit
Schon an Frieden denke,
Daß ich keine Menschenseel
Und kein Herze kränke;

Daß mich in dem heißen Kampf
Himmels Kühlung fächle,
Daß ich noch, der Wunden voll,
Gottes selig lächle.

Demut

Haltet fest an der Demut; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. 1. Petri 5, 5.

Kostet denn das Anstrengung, an der Demut festzuhalten? Ist sie nicht eine Naturanlage, die man sich weder geben noch nehmen kann, und die einen Menschen nicht eben hoch stellt in der Schätzung der Leute?

Nein! Demut ist nicht Aengstlichkeit und Schüchternheit. Es gibt demütige Helden ohne Furcht und Tadel. Paulus, Luther waren von Herzen demütig, sich stets bewußt, daß ihre ganze große, starke Kraft und Arbeit nur Gottes Werk sei.

Aber solche Demut hat Niemand ungefährdet. Je mehr Gott dem Demütigen gelingen läßt, desto größer wird die Gefahr des Hochmuts. Und desto weiter kommen wir von Gott weg. Denen aber, die demütig bleiben, gibt und läßt er seine Gnade; er führt sie immer tiefer hinein in die Erkenntnis ihrer selbst, immer höher hinauf zur Kraft und zum Mut des Kampfes wider alle bösen Mächte.

Menschen, auch große Menschen, ohne Demut sind ein Fluch für ihr Volk; mit Demut sind sie ein herrlicher Segen.

A E

Altorientalischer und israelitischer Monotheismus

Wir leben in einer Zeit der Unrast und der unangenehmen Ueberraschungen. Auch wissenschaftlich. Kaum glauben wir festen Boden unter den Füßen zu haben, so wirft irgend eine neue Entdeckung unsere bisherige Erkenntnis über den Haufen, und wir müssen umlernen. Eine besonders unerfreuliche Erscheinung, wenn sie sich innerhalb eines Menschenalters wiederholt.

In dieser Lage sind wir alttestamentlichen Theologen augenblicklich.

Schon lange werden wir durch die immer tiefer in das Wesen und Walten der altorientalischen Kultur eindringende Forschung der Assyriologen in Atem gehalten, Manche von uns mit kaum verholenem Widerwillen. In vielen Einzelheiten haben wir schon unsere bisherige Erkenntnis von der politischen und geistigen Geschichte Israels korrigieren müssen und gelernt, dieses Volkes Werden und Wachsen im Zusammenhange mit der größeren Geschichte der Völkerwelt Vorderasiens und Aegyptens zu betrachten. Nun scheint die Zeit gekommen, daß wir zu einer prinzipiellen Korrektur, zu einem abermaligen Umlernen inbezug auf die religiöse Entwicklung Israels fortschreiten müssen.

Vor mir liegt das Werk eines in der alttestamentlichen Wissenschaft durch litterarhistorische und exegetische Arbeiten längst wohlbekannten und rühmlich anerkannten Forschers, Bruno Baentschs „Altorientalischer und israelitischer Monotheismus" (Tübingen, Mohr 1906. 120 S.), das den ominösen Untertitel „ein Wort zur Revision der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der israelitischen Religionsgeschichte" führt. Hören wir, was er uns sagt.

Baentsch geht aus von einer Prüfung der im alten Orient, speziell in Babylon erkennbaren monotheistischen oder genauer monotheisierenden Gedanken und kommt zu dem Resultat, daß es in der Tat im Bereiche jener alten Kultur, und zwar in Babylon so gut wie in Aegypten und im phönizisch-kanaanitischen Gebiete, einen Monotheismus gegeben hat. Nur nicht als religiöse Grundüberzeugung, sondern als sporadisch auftretende Konzentration des religiösen Empfindens auf eine große Gottheit, die den Andern übergeordnet wird als Heilandgott, und vor allem als Weltanschauung, als Lehre in den Kreisen der die astralen Spekulationen pflegenden Gebildeten, besonders der Priester. Diese monotheistische Lehre gipfelt in der Erkenntnis, daß die vielen Götter der volkstümlichen Religion nur Teilerscheinungen, Darstellungsformen des Einen, die Welt

durchwaltenden Göttlichen sind. Sie war also, wie wir sagen würden, philosophischer Pantheismus. Als solcher aber bedeutete sie keineswegs die religiöse Ueberwindung der polytheistischen oder polydämonistischen Vorstellungen, sondern vertrug sich durchaus mit diesen. Sie war gleichsam die über die am Einzelnen haftenden, religiösen Anschauungen und Bedürfnisse der großen Menge zur Einheit der Weltanschauung hinausführende Gnosis, als solche aber wesentlich intellektualistisch, nicht religiös-ethisch bestimmt.

Diesen Ansätzen zum Monotheismus stellt Baentsch den israelitischen Monotheismus gegenüber, der wirklich diesen Namen verdient, denn in ihm handelt es sich um eine ethisch-religiöse Weltbeurteilung, um den Gegensatz von persönlichem Gott und naturhaften Mächten, also um Theismus, und zwar um einen exklusiven, intoleranten Theismus, der zu allen Zeiten gegen die Gleichberechtigung der andern Götter, der „Götzen", Front gemacht hat. Damit ist nun das Problem aufgerollt. Es erhebt sich für die wissenschaftliche Forschung, die sich nicht mit der bloßen Aufzeigung des Gegensatzes zweier kulturgeschichtlich verwandter Phänomene begnügen kann, die Frage nach der Art ihres Zusammenhanges, und das umso mehr, als die alttestamentliche Ueberlieferung in der Erzvätergeschichte ja selbst diesen Zusammenhang andeutet. Sie bringt nämlich Abraham mit uralten babylonischen Kultorten (Ur in Chaldäa und Haran), Joseph mit der religiösen Kultur Aegyptens (er ist der Schwiegersohn des Oberpriesters Potiphera von Heliopolis, einem Zentrum der Priesterreligion) und Moses mit der der Midianiter (er ist der Schwiegersohn des midianitischen Oberpriesters Jethro) in engste Verbindung, was selbstverständlich nicht zufällig und nicht bloß novellistische Ausschmückung der alten Sage ist. Da nun von bloßer Herübernahme der astraltheologischen Lehren in die israelitische Gottesvorstellung keine Rede sein kann, so bleibt nur die Alternative: Hervorgehen aus gemeinsamer Grundlage? oder eins die geschichtliche Voraussetzung des andern, und das spätere Gebilde eine bewußte Umbildung des früheren?

Um diese Frage zu entscheiden, untersucht Baentsch zunächst die in der Figur des Erzvaters Abraham sich darstellende Religion, die als eine am Boden Kanaans haftende Gestalt für die, oder für eine in Kanaan im zweiten Jahrtausend vor Christus vorhandene Frömmigkeitsform von historischem Wert ist. Die alttestamentliche Ueberlieferung, näher 1. Buch Mose, Kapitel 14, zusammen mit dem, was uns die neuesten Ausgrabungen in Palästina (vgl. dazu Christliche Welt 1906, Nr. 16) offenbart haben, zeigt uns, daß es um die Zeit, in die die israelitische Sage den Glaubenshelden Abraham versetzt, in Kanaan eine über den volkstümlichen Naturkult erhabene Verehrung eines höchsten Gottes (El Eljon, El Schaddai) gegeben hat, einen praktischen Monotheismus, für den die Vielheit der göttlichen Wesen vor der Empfindung des einen höchsten und allmächtigen Gottes völlig zurücktrat. Diese „Abrahamreligion" weist aber durch die Figur des Erzvaters deutlich auf Babylon als Ausgangspunkt hin, und zwar im besondern auf die Stätten des Mondkultus, an denen der Gott Sin, der „barmherzige und gnädige Vater", wie er in einem alten Hymnus genannt wird, als höchster Gott gefeiert wurde und die monotheistische Lehre seit Alters eine Stätte hatte. Von dieser monotheisierenden Religion fanden die in Kanaan einwandernden Israelstämme mindestens noch eine sehr starke Erinnerung vor. Andernfalls wäre ihnen keine Kunde davon zugekommen und der Sagenkreis von Abraham nicht entstanden. Daß aber die Figur Abrahams eine so bedeutsame Rolle in den israelitischen Ursprungssagen spielt — der Träger jener höheren Religion ist zum Stammvater des Volkes und zum Glaubensvorbild geworden — läßt darauf schließen, daß zwischen ihr und der altisraelitischen Gottesvorstellung eine Art Wahlverwandtschaft bestand.

Diese Erwägung führt Baentsch auf den Kern der Sache, eine Auseinandersetzung mit der in der alttestamentlichen Wissenschaft vertretenen Anschauung über die mit dem Namen Moses verknüpfte Religionsstiftung und die vormosaische Religionsstufe der Israelstämme.

Nach der zur Zeit herrschenden Auffassung von dem Entwicklungsgange der Religion Israel, wie sie z. B. in den kürzlich erschienenen Arbeiten von Stade*) und Marti**) zum Ausdruck kommt, war die vormosaische Religion eine Abart der altsemitischen Nomadenreligion, die wesentlich auf der Stufe der polydämonistischen Stammesreligion stand. Von den verwandten Religionsformen unterschied sie sich nur durch die Konzentration auf Jahwe, den Gott vom Sinai, der vielleicht ursprünglich eine Gottheit der höheren Luftsphäre war, ein „Gewittergott, auf den außer dem Gewitter auch andere Erscheinungen feuriger Natur zurückgehen" (Stade). Mit dem Jahwe von Sinai, sagt Marti, sind offenbar auch die Bestandteile des späteren Volkes Israel in Verbindung gestanden, denn der Sinai war wohl der Mittelpunkt und die gemeinsame heilige Stätte von verschiedenen semitischen Stämmen gewesen. Durch die geschichtliche Erfahrung der Befreiung aus Aegypten bekam dann dieser Gott Jahwe vom Sinai „eine höhere Bedeutung." Er wurde zum Volksgott und als solcher zum Hort aller sittlich-sozialen Institution in der neuen Volksgemeinschaft, die sich um ihn einte. Er bekam einen „Zug aufs Ethische". Beides, daß er der Gott Israels wurde und Israel sein Volk, dem er in Kampf und Sieg und in der kultischen und rechtlichen Unterweisung, der Thora, nahe war, ist Moses Werk gewesen, dessen Voraussetzung die in einem persönlichen Erlebnis gewonnene Ueberzeugung war, daß Jahwe den in Aegypten Geknechteten durch ihn helfen wolle.

Demgegenüber betont Baentsch zunächst, daß der vormosaische Jahwe ein viel komplizierterer Charakter gewesen und als Stammesgott auch schon stark ethische Züge getragen habe muß. „Er war ein Wetter- und Gewittergott, dazu vielleicht auch ein Vulkangott und endlich ein Stammesgott, resp. der Gott einer ganzen Gruppe von Stämmen, und als solcher ohne ethische Züge nicht denkbar." Weiter aber weist nach Baentsch die Sinaitradition durch ihre Namen (Berg und Wüste Sinai, Wüste Sin) und das etymologische Motiv, daß der Erzählung vom brennenden Dornbusch zu Grunde liegt (Senä „Dornstrauch") auf den seit Alters an jener ganzen Gegend des nordwestlichen Arabien haftenden Mondkultus (Verehrung des Gottes Sin) zurück, der an dem Nebokultus auf oder am Berge Nebo seine genaue Parallele hat. Hier begegnen wir also greifbarem Einfluß der babylonischen Astralreligion auf die religiösen Vorstellungen der in jenen Gegenden ansässigen Stämme, und zwar genauer der Herrschaft eines für den astraltheologischen Monotheismus bedeutsamen Gottes, desselben, den auch die südarabischen Minäer, deren Kultureinfluß sich bis nach Nordwestarabien erstreckte (vgl. den Inschriftenfund in der minäischen Kolonie El-Oela), nur unter anderem Namen (Wadd) als höchsten Gott verehrten. Unter dem Einfluß des Sinkultus müssen darum auch die Israelstämme (d. h. solche Stammgruppen, aus denen sich später das Volk Israel entwickelt hat) der vormosaischen Zeit gestanden haben, und Nachklänge davon sind in der Tat in der Religion Israels vorhanden. Das sind die auf uralten Mondkult zurückweisenden Festtage des Volkes, Neumond, Sabbath (d. h. Vollmondsfest) und Passah (Frühlingsvollmond).

Beide Gottheiten, der im bewegten Luftreich und in den vulkanischen Erscheinungen offenbare Jahwe und der als höchster herrschende Gott Sin sind nun, wie das in der Religionsgeschichte dutzendfach zu konstatieren ist, identifiziert worden. Dadurch hat Jahwe an den Eigenschaften des im astralen System dominierenden Mondgottes teilgenommen und ist selbst zu einer Astralgottheit von führender Stellung geworden. In der religiösen Sprache Israels hat diese Tatsache in der Bezeichnung Jahwes als des „Jahwe Zebaoth", d. h. des über die himmlischen Heerscharen, die Sterne (dies die ursprüngliche Bedeutung!) herrschenden Gottes, ihren unmißverständlichen Ausdruck gefunden.

*) Biblische Theologie des Alten Testaments. Erster Band. Tübingen, Mohr 1905. 383 S. 6, gebunden 7 Mk.

**) Die Religion des Alten Testaments unter den Religionen des vorderen Orients. Ebenda 1906. 88 S. 2, geb. 3 Mk. [Diese Schrift ist durchaus geeignet auch für unsre nicht gelehrten Leser, die sich orientieren und der Streitfrage näher treten wollen. D H]

Von hier aus erhebt Baentsch gegen die herrschende Vorstellung von der primitiven Religionsstufe der vormosaischen Israelstämme, die durch den Ausdruck „Nomadenreligion" charakterisiert sein soll, Einspruch und betont, daß wir, der höchst komplizierten Jahwevorstellung jener Zeit entsprechend, eine viel breitere Basis für die mit Mose gegebene Offenbarung annehmen müssen. Die Israelstämme vor ihm „haben neben Gottheiten, die an bestimmten irdischen Orten lokalisiert oder zu kleineren menschlichen Gemeinschaften (Sippen, Einzelstämmen) in ausschließliche Beziehung gesetzt waren und darum keine weitergreifende Bedeutung hatten, auch einen obersten Himmelsgott gekannt, dessen Manifestationen sie vermutlich im Monde, außerdem aber im Sturm und Wetter und den sonstigen Erscheinungen, die für die Gegend etwa charakteristisch waren, erblicken." Es handelte sich dabei nicht um monotheisierende Spekulationen noch gar um einen begrifflichen Monotheismus, den ja das Altertum nie erreicht hat, sondern um „gehobene Vorstellungen, wie sie eine Astralreligion mit sich bringt", um ein „die Vorstellung von einer simplen Lokalgottheit weit überragendes Moment, an das eine höhere Gottesvorstellung in jedem Augenblick anknüpfen konnte."

Und das ist in *Moses* geschehen. Dieser Prophet eines neuen Gottesglaubens ist hervorgegangen aus einem geschichtlichen Milieu, in dem monotheisierende Vorstellungen von dem Göttlichen von bestimmendem Einfluß und die Stufe der primitiven, rein naturhaften Religion längst überwunden waren. Das ist die psychologische Voraussetzung für ihn als Religionsstifter, die historische Bedingtheit der Offenbarung Gottes an ihn. Mit dieser selbst aber ist voller Ernst zu machen. Moses Werk ist geboren aus einem inneren Erlebnis geheimnisvoller Art, ist die Frucht einer Stunde heiliger Gottesnähe, wo seine Seele von dem Ewigen berührt wurde und von oben her über Gott und sich selbst zur Klarheit kam. Diesem Erlebnis folgte dann die Tat, die Verkündigung des Gottes, der sich ihm offenbart hatte. Sie knüpfte an an den alten Glauben der Israelstämme an den Gott Jahwe, den „Gott der Väter", aber sie führte ihn aus seiner früheren Zwiespältigkeit und seinem Verwobensein in Naturvergötterung heraus zur prinzipiellen und damit ausschließlichen Bestimmtheit. Der Gott Moses war mehr als ein mächtiger Volksgott, der sich in einem einzelnen geschichtlichen Vorgang als der Helfergott erwiesen hatte und dem ein „kräftiger Zug zum Ethischen" eignete. Er war, wie wir aus der auf Moses zurücklenkenden Gottesvorstellung der großen Propheten Israels erkennen können, der Inbegriff einer über die Natur- und Astralreligion hinausgehobenen *geistigen* Religion, „eine lebendige, mächtige, sittliche *Persönlichkeit*, die über das Naturgeschehen innerlich hinausgehoben war, kein Sterngott mehr, sondern ein Gott über den Sternen, keine personifizierte Naturkraft mehr, sondern ein Gott, der über der Natur und den Elementen als ihr Herr und Meister stand."

Nur ein solcher Gott war eine geistige Macht von ausschließender Bedeutung und konnte geistige, ethische Wirkungen auslösen, die ihn für immer vor dem Versinken in das Chaos der Volksgötter sicherten, denn er war die prinzipielle Ueberwindung jedes Polytheismus. Die prinzipielle! Denn mit der Religionsstiftung Moses ist es ähnlich gegangen wie mit der Reformation Luthers und überhaupt mit jeder großen von Geisteshelden ausgehenden Bewegung. Sie ist immer ein Prinzip, ein Ideal geblieben. Und Moses hat das Schicksal aller Propheten geteilt. Er stand hoch über seinen Zeitgenossen. Sobald daher seine religiösen Erkenntnisse zum Gemeingut weiterer Kreise wurden, büßten sie von ihrer prinzipiellen Klarheit nicht wenig ein. Erschwerend kam hinzu, daß seine neue Gottesvorstellung in den Dienst eines Volksganzen trat. Jahwe wurde der Gott der durch Mose werdenden Nation Israel, die neue Religion eine *Staatsreligion* mit partikularen Zwecken. So wurde aus dem Glaubenssatz „Jahwe der Gott Israels" ein verhängnisvolles Postulat, und aus dem prinzipiellen Gedanken des Religionsstifters die praktische Forderung „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir." Der wesentliche Unterschied zwischen Jahwe und den Göttern verflachte zum Graduellen. Die Geschichte der israelitischen Religion ist daher die fortgesetzte Reaktion des Prinzips gegen seine zunehmende Ethnisierung und Verflachung gewesen. Nicht *Evolution*, sondern *Reaktion und Reformation*, *waren die treibenden Kräfte in ihr*.

Soweit Baentsch. Ich brauche wohl nicht erst besonders auszuführen, daß sein klar und gründlich geschriebenes Buch *programmatische* Bedeutung hat. Es ist ein Markstein in der wissenschaftlichen Forschung, zum mindesten in Hinsicht der Methode. Baentsch bricht hier grundsätzlich mit der isolierenden und dogmatisierenden Behandlung der fundamentalen religionsgeschichtlichen Probleme. Er bricht den Bann der nur litterarhistorischen Schule, die trotz Gunkels großer Verdienste die Arbeit am Alten Testament beherrscht; nicht in übermütiger, vorschneller Weise, sondern mit ruhiger, aber ihrer Sache sicherer Hand. Man merkt dem Buche an, daß es aus langer gründlicher innerer Auseinandersetzung mit dem bisherigen wissenschaftlichen Betrieb herausgewachsen ist. Und was es uns sagt, sollten *Alle* als ein rechtes Wort zu rechter Zeit empfinden und dankbar würdigen.

Vor 28 Jahren erschien das standard work der auf der litterarhistorischen Behandlung des Alten Testaments beruhenden Geschichtsauffassung, Wellhausens „Prolegomena". Damals lag die Assyriologie noch in den Windeln. Heute zehren wir dankbar von der Fülle neuer historischer Erkenntnisse, die sie uns bietet. Das Bild des alten Orients hat sich gründlich verändert. Was uns ehedem als der Anfang kulturgeschichtlicher Entwicklung erschien, ist jetzt zur Epoche in einer vieltausendjährigen Geschichte geworden. Die babylonische Kultur des dritten und zweiten Jahrtausends ist die Erbin der in unvordenkliche Zeiten zurückreichenden sumerischen. Das Volk Israel gleicht dem Tropfen am Eimer in dem Völkermeere des alten orientalischen Kulturreichs. Diese Erkenntnis hat natürlich nicht bloß für die politische Entwicklung des Volkes, sondern noch mehr für seine geistige und religiöse die größte Bedeutung. Man lernt erst hier den Gedanken der göttlichen Teleologie in der Menschheitsgeschichte, auf der wir uns aufbauen, voll würdigen: Israel auf der schmalen Brücke zwischen Asien und Aegypten, Arabien und Mittelmeer wohnend, mitten hineingestellt in das Zentrum einer uralten Kultur! Man empfindet angesichts dieser Entwicklung unseres geschichtlichen Horizontes aber auch dringend das Bedürfnis, Israels religiöse Eigenart aus dem Zusammenhange dieser es umgebenden altorientalischen Kultur zu verstehen, zumal die Anfänge seines religiösen Lebens. Da ist also eine Revision der bisher gültigen Auffassung vom Werden und Wachsen der Religion Israels wohl am Platze.

Aber auch aus andern Gründen. Es bricht sich jetzt die Ueberzeugung Bahn, daß die Litterarkritik nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Sie war eine notwendige Arbeit, und dankbar wollen wir aller derer gedenken, die uns dabei Führerdienste geleistet haben, aber sie weist über sich selbst hinaus, ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Höher als sie steht das *religionsgeschichtliche* Verständnis der im Alten Testament vereinigten Litteraturdenkmäler, das unter der Wirkung der Litterarkritik oft genug zu kurz gekommen ist und noch zu kurz kommt. Z. B. über die Bedeutung des im sogenannten Priesterkodex fixierten Materials für die Geschichte der religiösen Vorstellungen und Begriffe ist doch damit, daß die Litterarkritik die in ihm repräsentierte litterarische Schule der exilischen und nachexilischen Zeit zuweist und den Priesterkodex als theologisches System hinter die Propheten setzt, garnichts gesagt.*) Ja diese litterarische Fixierung ist geradezu ein Hindernis für das richtige Verständnis der im Priesterkodex vorliegenden religiösen Anschauungen geworden, indem der Fehler nicht immer vermieden wurde, die Entstehungszeit der ganzen Schrift und das Aufkommen der in ihr enthaltenen Gedanken in eins zu setzen. Es ist klar, daß die religionsgeschichtliche Wertung in vielen

*) Sehr richtig sagt *Baudissin* (in seiner viel zu wenig bekannten „Einleitung in das Alte Testament." Leipzig, Hirzel 1901): „So völlig unvermittelt konnte dieser Stoff nicht im sechsten oder fünften Jahrhundert geschaffen werden. Die Quelle, aus der er geschöpft wurde, muß zuletzt in jedem Falle vorzugsweise die vorexilische priesterliche Praxis sein."

Fällen eine andere Stellung zur Tradition einnehmen muß als die litterarische. Was für diese jung ist, kann recht wohl altes und ältestes Gut bergen und so für jene zum Dokument frühester Entwicklungsstufen werden. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Baentsch mit dieser methodisch wertvollen Erkenntnis Ernst gemacht hat und die Ueberlieferung nicht nach litterarhistorischen, sondern religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten gewertet hat.

Zum Dritten begrüße ich Baentschs Ausführungen als notwendigen Protest gegen die zum Dogma gewordene Anschauung von der gradlinigen Entwicklung der israelitischen Religion im Schema des Aufstiegs von animistischer, totemistischer, fetischistischer oder sonstiger primitivster Grundlage über die Stufe der „Nomaden"- und „Bauern"religion zur Höhe der Prophetenreligion. Das ist — es muß das einmal ganz offen gesagt werden — eitel dogmatische Konstruktion. Aus Nichts wird Nichts, und keine noch so hohe Rhetorik kann den Eindruck beseitigen, daß die moderne alttestamentliche Wissenschaft die Antwort auf die Frage nach der Entstehung der ethischen Religion Israels aus dem Glauben an den von Nomaden verehrten Berg- und Gewittergott Jahwe schuldig geblieben ist. Hierfür ist des Altmeisters Wellhausen offenes Bekenntnis „Warum wurde z. B. nicht Kamos von Moab zum Gott der Gerechtigkeit und zum Schöpfer Himmels und der Erden? Eine genügende Antwort kann man darauf nicht geben" Kultur der Gegenwart I, 4 S. 15) der beste Beweis. Denn es ist das Eingeständnis, daß die bisherige Auffassung vom Gange der Entwicklung an dem entscheidenden Punkte versagt. Das proton pseudos ist eben die Vorstellung, die Religion der Israelstämme vor Mose werde charakterisiert durch die altarabische Stammesreligion, habe sich also aus primitiven Vorstellungen und Kultübungen zusammengesetzt, und die Offenbarung an Moses sei die subjektive Ueberzeugung gewesen, daß der Gott vom Sinai helfen wolle und könne, glänzend bestätigt durch den sichtbaren Erweis der Hülfe. „Moses glaubte an Jahwe und der Erfolg gab ihm recht." Das heißt doch eine prinzipiell monotheistische Religion von höchster ethischer Kraft auf ein zufälliges historisches Ereignis aufbauen und setzt einen Begriff von Offenbarung voraus, an dem die Gegner der modernen wissenschaftlichen Theologie nicht mit Unrecht Kritik üben.*) Und was für Gedankensprünge mutet uns die herrschende Anschauung in Bezug auf die gesamte Entwicklung der Religion Israels zu! In einem Zeitraum von noch nicht tausend Jahren soll sie so ziemlich alle Stadien der postulierten Entwicklungsgeschichte**) bis zum Monotheismus der Propheten durchlaufen und dabei noch die mächtige Beeinflussung durch die kananitische Naturreligion***) überwunden haben! Ist eine solche Entwicklung schon a priori als aller geschichtlichen Erfahrung widersprechend abzulehnen, so kommt die einfache Tatsache als schlagender Gegenbeweis hinzu, daß die prophetische Predigt in Israel garnicht anders zu verstehen ist, denn als ein bewußtes Zurückgehen auf die unter dem entsittlichenden Wust der kananitischen Naturreligion fast verschütteten Quellen der Religion Israels, d. h. die durch Mose vermittelte Offenbarung in der großen Werdezeit des Volkes. Und die Zwiespältigkeit im Gottesglauben dieser Religion, das Nebeneinander der Vorstellung von dem Welt- und Schöpfergott Jahwe — die freilich nach litterarkritischer Anschauung jüngeren Ursprungs sein soll! — und dem Nationalgott Jahwe spricht an seinem Teil eine beredte Sprache.

Genug, der Anlässe zu einer gründlichen Revision der Fundamente unserer alttestamentlichen Gesamtauffassung sind mehr als einer vorhanden,†) und es bleibt nicht das kleinste Verdienst Baentschs, zuerst den Spaten zum Umgraben des Bodens ergriffen zu haben. Daß sein Buch darüber hinaus auch sachlich bleibende Bedeutung hat, unbeschadet des von ihm selbst am klarsten erkannten hypothetischen Charakters mancher Ausführungen, ist mir zweifellos. Ich kann darum seine Befürchtung nicht teilen, daß seine Arbeit vielfach als ein bedauerlicher Rückschritt verurteilt werden wird. Es ist ja ein Ehrentitel der modernen wissenschaftlichen Arbeit, daß sie kritisch ist, d. h. das Bleibende vom Vergänglichen, das Echte vom Unechten, das Historische vom dogmatisch Konstruierten zu scheiden weiß. Sie wird ihre Grundsätze gewiß nicht selbst verleugnen und durch Machtsprüche ihre bisherige Position retten wollen.

Willy Staerk

*) Vgl. Oettli in den „Biblischen Zeit- und Streitfragen" II,2 (Die Autorität des Alten Testaments für die Christen) und Köberle „Zum Kampf um das Alte Testament" (Wismar, Bartholdi, 1906) S. 63 ff.

**) Die auch der Grundirrtum in Boussets „Wesen der Religion" ist. Evolution und Religion sind Gegensätze.

***) Reiches, aber mit Kritik zu benützendes Material für diese wie überhaupt für die semitische Naturreligion bietet des verstorbenen amerikanischen Forschers S. J. Curtiß' „Ursemitische Religion". (Leipzig, Hinrichs 1903. 10 Mk.)

†) Zwischen der Niederschrift dieser Zeilen und der Korrektur ist Wincklers gründliche Auseinandersetzung mit Marti erschienen: Religionsgeschichtlicher und geschichtlicher Orient. Eine Prüfung der Voraussetzungen der »religionsgeschichtlichen« Betrachtung des Alten Testaments und der Wellhausenschen Schule. Im Anschluß an K. Martis »Die Religion des Alten Testaments« usw. Leipzig, Hinrichs. 64 S. 50 Pfg. Ich kann an dieser Schrift nicht vorübergehen, ohne wenigstens der Freude darüber Ausdruck zu geben, daß Winckler hier fast überall den rechten Ton getroffen hat, der es seinen zahlreichen Gegner, wenn sie ihn hören wollen, ermöglicht, zu debattieren. Das ist ja leider nicht immer der Fall gewesen und hat der Erkenntnis, daß wir Winckler ungemein viel zu verdanken haben, hindernd im Wege gestanden. Seitdem dieser Moses übrigens in Alfred Jeremias (dessen „Altes Testament im Lichte des alten Orients" soeben in zweiter völlig neuer Bearbeitung erscheint) seinen Aaron gefunden hat, dürfte die Zeit wohl nicht mehr fern sein, wo Winckler fleißiger studiert und weniger ignoriert oder vorschnell abgeurteilt wird. Man kann unter allen Umständen von ihm sehr viel lernen, ohne seinem System in jedem Punkte zuzustimmen.

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

1

„Ihr, Kinder Roms, seid fremd auf deutscher Flur,
Und dieser Große, nimmer ist er euer!"
So höhnt man uns. — Und wir? — Voll Kampfesfeuer
Erhebt sich unser Ruf, ein Treueschwur
Dem Volke, dem wir Mund und Herz verschreiben:
„Er ist auch unser — unser wird er bleiben!"

In diesen Worten des Prologs zur Schillerfeier des katholischen Preßvereins für Bayern tritt eine Stimmung zu Tage, die zur Zeit in weiteren Kreisen des katholischen Deutschlands zweifellos verbreitet ist. Sie haben den schmerzlichen Eindruck, als werde ihnen von der protestantischen Mehrheit das Besitzrecht an dem gemeinsamen Geisteserbe des deutschen Volkes in steigendem Maße abgesprochen, während sie sich doch bewußt sind, wie die Andern ihren Teil daran zu haben, und gewillt sind, ihn festzuhalten. Es geschah nicht ohne Grund, daß gerade die Schillergedenkfeier des letzten Jahres dieses Gefühl in besonderem Maße auslöste. Denn es waren tatsächlich Stimmen laut geworden, welche den Katholiken das Recht zum Mitfeiern verwehren wollten. In seiner Schrift: „Schiller und das kirchliche Rom" hatte Böhtlingk „Schillers Wechselbeziehung zum kirchlichen Rom" als ein „so fundamentales Moment seiner ganzen Geistesarbeit" nachzuweisen versucht, „daß es seiner Dichtung, und nicht nur dieser, auch seinen historischen Schriften, geradeswegs Richtung und Inhalt gegeben" habe, und sein Ergebnis war gewesen „der unausgleichbare Gegensatz zwischen dem unbedingtesten Freidenker und dem unbedingtesten geistigen Gehorsam, zwischen Geistesfreiheit und Geistesknechtschaft", ein Gegensatz, der sich letzten Endes im Grunde nur immer unversöhnlicher zugespitzt habe. Und in einem Artikel der — katholischen — Historisch-politischen Blätter „Das Schiller-Jubiläum und das katholische Deutschland" (1905,2) hatte ein „Nichtkatholik" die Frage aufgeworfen, ob die Konfessionen in gemeinsamer Feier sich an diesem Tage einen dürfen oder ob die Katholiken beiseite stehen müßten, da Schiller ihnen Nichts zu sagen habe. Die Tagespresse hatte das Thema ebenfalls in zahlreichen Aeußerungen zur Sprache gebracht.

Und diese Stimmen hatten sich sämtlich auch nicht ohne jeden Grund erhoben. Auf katholischer Seite waren in der Tat bedenkliche Dinge geschehen. Das Schlimmste hatten in neuerlicher Zeit wohl die Schriften des Kaplans Falkenberg

geleistet, die in den Klassikern „eine ernste Gefahr für den christlichen Glauben und die christliche Tugend“ erblickten und eine „katholische Selbstvergiftung“ durch sie befürchteten. Ein Teil der Kaplanspresse hatte noch gröber in dieselbe Kerbe geschlagen, und eine Frucht dieses Geistes war dann die Tat jenes katholischen Schulvorstandes geworden, der durch Herausschneiden der „Räuber“ der als Festgeschenk für seine Schüler bestimmten Schillerausgabe des Schwäbischen Schillervereins wenigstens die gefährlichsten Giftzähne auszubrechen versuchte. Kaum minder unglücklich war das mildere Vorgehen des Schöninghschen Verlags in Paderborn, dessen gereinigte Schillerausgabe neben der Auslassung der Jugenddramen einschließlich des Don Carlos und einzelner Stellen in den späteren Dramen sich auch noch Textänderungen von sehr zweifelhaftem Geschmack erlaubt und dazu schon in der Auswahl der gesperrt gedruckten Stellen und in der Ungleichmäßigkeit des ganzen Vorgehens ein bedauerliches Maß von Oberflächlichkeit geoffenbart hatte. Und ebensowenig war es dann von der anderen Seite, welche in den Klassikern einen unentbehrlichen Besitz wertvollster Art sieht, ein glücklicher Griff gewesen, wenn z. B. Richard von Kralik („Unsere deutschen Klassiker und der Katholizismus“ 1903) sich nachzuweisen bemühte, wie die Klassiker wenigstens auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung innerlich gut katholisch gewesen seien und gleichsam wider Willen für den Katholizismus gezeugt haben, oder wenn Alfred von Berger bei der offiziellen Wiener Schillerfeier 1905 die vorzugsweise Wahl katholischer Stoffe durch Schiller und die „besonders prachtvolle Entfaltung seiner Phantasie und seines Gemüts“ auf deren Gebiet damit erklären wollte, daß Schiller hier seine „natürliche Heimat wiedergefunden“ habe, denn „die Poesie selbst, von Phantasie und Gemüt erzeugt, sei wie die Kunst überhaupt ihrem Wesen nach mehr katholisch als protestantisch und verleugne ihren Charakter auch dann nicht ganz, wenn sie von Protestanten oder Freigeistern ausgeübt werde.“ Es war kein Wunder, wenn so ein Teil der kleinen katholischen Presse seinen Lesern zum Schillergedenktag lediglich einen katholisch redenden Schiller aufwartete, wenn Worte fielen wie: „Wer weiß, ob nicht im weiteren Verlauf seines Lebens der edle Idealismus und die hohe sittliche Lebensauffassung, die ihn beseelten, den Dichter noch weiter geführt hätten als an die Schwelle des katholischen Domes,“ und wenn schließlich auch da und dort die auch schon literarisch verhandelte „Frage“ wieder angerührt wurde, daß Schiller katholisch gestorben sei.

Was wir bis jetzt gegeben haben, ist im Wesentlichen das Bild, das durch die Tagespresse gegangen ist. Es ist verständlich, daß ihm die härtesten Urteile und ein gerütteltes Maß an Spott nicht erspart bleiben konnten. Indessen, es gibt trotz Alledem Gründe, die ein zu hartes Urteil verbieten. Der „katholische Tod“ großer Persönlichkeiten ist freilich eine alte katholische Sitte. Unter ihren Motiven wird man aber doch wohl nicht nur die unduldsame Rücksicht auf den Triumph der alleinseligmachenden Kirche zu suchen haben, sondern vielleicht eben so sehr ein gewisses naives Mitleid, das einem liebgewonnenen und geschätzten Menschen auf diese Weise doch noch den Weg ins Himmelreich öffnen möchte. Die Inanspruchnahme des lebenden Dichters aber und seiner Werke ist keine besondere katholische Sünde gewesen, sie war ebenso in der evangelischen Sonntagsblattliteratur zu finden, und ein recht bedeutender Teil eben der Presse, die mit hellem Spott auf den katholisierten Schiller hinwies, war um Nichts zurückhaltender, wenn es galt, Schiller nach dem eigenen Geschmack zurechtzurichten. Was endlich die gereinigte Schillerausgabe, die Schillerverstümmelungen und die „Selbstvergiftungsfrage“ betrifft, so darf nicht verschwiegen werden, daß die diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Stimmung gegenüber unseren Klassikern sich ganz ähnlich in weiten Schichten der evangelischen Gemeinschaftskreise wiederfindet, wenn sie auch, dem Charakter dieser Kreise entsprechend, sich nicht so brutal ans Tageslicht drängt. Und wie rückständig es klingen mag, so darf vielleicht auch noch die Frage aufgeworfen werden, ob hier nicht doch am Ende ein ernstes Problem vorliegt, das nicht mit dem bloßen Spott über Beschränktheit abgetan werden kann, auch nicht durch das hier zur Phrase werdende Wort gelöst wird „Dem Reinen ist Alles rein“. Denn wir befinden uns vor der leidigen Tatsache, daß die ästhetische Erziehung unseres Volkes noch in den ersten Anfängen steht, und vermutlich wird sich dies nicht so rasch ändern.

Aber von diesen Milderungsgründen ganz abgesehen: das bisher gegebene Bild ist ungerecht, weil es einseitig ist. Gewiß ist eine starke Strömung in jener bedauerlichen Richtung vorhanden gewesen, aber neben ihr her ging eine andere. Und dieser andern haben führende Organe des Katholizismus ihre Spalten geöffnet und führende Persönlichkeiten haben sie darin vertreten. Naturgemäß stehen die Kreise im Vordergrund, die sich im sogenannten „Reformkatholizismus“ zusammenfassen. Aber die unten genannten Quellen zeigen, daß auch der „echte Ultramontanismus“ nicht fehlt. Die Tagespresse hat diese Aeußerungen zum größten Teile nicht beachtet, und wenn sie davon Kenntnis nahm, so geschah das häufig mit einer mehr oder weniger deutlichen Anzweiflung der inneren Wahrhaftigkeit. Die folgende Studie, die indessen auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, möchte die Frage vorlegen, ob die in ihr vereinigten Stimmen in der Tat ein solches Urteil verdienen oder ob sie nicht vielmehr nahelegen, in das gemeinübliche dunkle Bild von der Stellung des Katholizismus zur Schillerfeier 1905 auch einige freundlichere Farben einzuzeichnen.

Von den benützten Quellen nennen wir: A. Baumgartner S. J., Friedrich von Schiller (Stimmen aus Maria Laach 1905,$_{4}$); Zur Schillerfeier (Raphael 1905,$_{18}$); derselbe im Schillergedenkblatt der Kölnischen Volkszeitung. In diesem auch L. Pfleger, Schiller und unsere Zeit. L. Krapp, Was ist uns Schiller? (Germania, Wissenschaftliche Beilage 1905,$_{18}$.) K. Muth, Schiller im zwanzigsten Jahrhundert (Hochland 1905,$_{8}$). M. Pfeiffer, Schiller (Kultur, herausgegeben von der Leogesellschaft 6,$_{2}$). P. A. Pöllmann O. S. B., Was ist uns Schiller? (Kempten, Kösel 1905.) P. E. Schmidt, Schiller und seine Gemeinde (Litterarische Warte 1905,$_{8}$). Sämtlich in den Sammlungen des Marbacher Schillermuseums, deren Benützung vom Vorstand gütigst gestattet wurde.

Adolf Dörrfuß

Schriften über und zu Hilligenlei

Das älteste und das neueste Christusbild. Zwei Predigten von Professor D. Wilhelm Walther, Universitätsprediger in Rostock. Wismar i. M., Hans Bartholdi 1906. 47 S. 60 Pf.

Christus in Hilligenlei. Ein Wort zur Klarstellung. Von Carl Albrecht Bernoulli. Jena, Eugen Diederichs 1906. 41 S. 50 Pfg.

Frenssens Jesus. Ein Wort zu Hilligenlei. Von Ernst Schütz. Leipzig, J. C. Hinrichs 1906. 28 S. 20 Pfg.

Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis. Vortrag in der Universitätsaula zu Kiel gehalten am 1. Februar 1906 von Professor D. Otto Baumgarten. Kiel, Walter G. Mühlau 1906. 23 S. 50 Pfg.

Hilligenlei und moderne Theologie. Von Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozenten in Heidelberg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 77 S. 80 Pfg.

Wege nach „Hilligenlei“, dem heiligen Lande. Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei“. Von Friedrich Manz, Pastorationsgeistlichem in Sankt Blasien (Baden). Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 78 S. 80 Pfg.

Schlußwort zu Hilligenlei. Von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote 1906. 16 S. 20 Pfg.

Soll man dem Chorus der Kritiker glauben, die gegenüber Hilligenlei nichts als schärfsten Widerspruch äußern, dann hat das Buch nur geschadet, rein garnichts genützt. Höchstens hat es die Situation geklärt. Nämlich dahin, daß es (so sagt die ganz rohe Polemik) die eigentlichen Ansichten, — oder doch (so sagt die minder rohe Polemik) die eigentlichen Absichten und die letzten Konsequenzen der modernen Theologie enthüllt hat. Hat es diesen Nutzen wirklich? Und weiter keinen? Oder welchen noch? Ueber die Tages- und Wochenblätter hinaus müssen wir die selbständigen Broschüren, welche das Buch zum Thema nehmen, daraufhin ansehen, ob sie Antwort auf diese Fragen geben. Jenachdem werden sie auch selber imstande

sein, uns im Nachdenken über Hilligenlei und seine Fragen zu fördern — oder nicht zu fördern.

Professor **Walther** fragt garnicht und untersucht garnicht. Dafür wäre ja auch weder eine Weihnachts- noch eine Karfreitagspredigt der rechte Ort. Er stellt einfach das alte Christusbild — richtiger: einige Stücke desselben — dem „neuesten Christusbild“ — besser: einigen wenigen Zügen desselben — entgegen. Letzteres ist mit deutlicher Beziehung auf einen „vor Kurzem gedruckten Roman“ geschildert. Derbe Polemik findet sich mit kräftigem religiösem Zeugnis vereinigt. Jedenfalls werden die Fragen, welche Hilligenlei anregt, durch diese Predigtpolemik nicht gefördert.

Es ist vielleicht merkwürdig, wenn ich neben Walthers Predigten gleich **Bernoullis** Erguß stelle. Man weiß ja, daß zwischen Beiden keine Gemeinschaft besteht. Aber hier werden — wenigstens in der Polemik — Herodes und Pilatus eins. Bernoulli begrüßt die Gelegenheit, um eine ganze Quantität angesammelten Grimms gegen die moderne Theologie und die „moderne Christlichkeit“ abzuladen. Immerhin — diese moderne Theologie hat sich als Kulturfaktor ausgewiesen. Mit ihr steht Frenssen in engster Verbindung; er vertritt das modern-theologische Kulturideal. Er zeigt zugleich Neigung, die Verdeutschung der Religion zu künden. Im Jörn Uhl hatte er Proben gegeben „von einem ganz wundersamen Witterungsvermögen für lebendige, wildwachsende Religion“. Das deutsche Volk setzte Hoffnungen auf ihn. Aber nun ist ihm sein Leben des Heilands völlig mißraten. Jede Rücksicht auf Stil, Geschmack und Konzeption ist vergessen. Anachronistischer Frondienst, Despotie der Nationalität. Vor allem: kein Fortschritt. Ein Triumph der Reaktion innerhalb der modernen Theologie. Der Protestantenverein hat über die Ritschlsche Jungmannschaft gesiegt. Hilligenlei könnte vor dreißig Jahren geschrieben sein — in der Blütezeit des deutschen Bildungsphilisteriums. Nur dadurch ist Frenssen lehrreich geworden, daß er in die Grube gefallen ist. Eine so riesige „historische“ Einseitigkeit muß ihre Folgen haben; — und die Hauptfolge wird eine gewaltige Gegenwirkung sein. Aetzend scharf ist die kritische Lauge, die Bernoulli über Frenssen ausgießt. Nach meiner Ueberzeugung erheblich zu scharf. Wo er etwa doch Recht hat, das kann hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden. Auch Bernoulli selber hat selten ordentlich begründet; er gibt nahezu eine Art Predigt gegen Hilligenlei. Eine originelle jedenfalls; eine originale gleichfalls; eine zu **einem Teil** berechtigte desgleichen; eine stark übertreibende freilich auch. Und zudem eine Predigt in merkwürdigem Gewand; die wenigsten werden sich durchfinden mögen. Endlich eine Predigt, der die eigenen Positionen über der Kritik ganz zurücktreten.

Ein kräftiger Gegensatz: dieses Bernoullische Sturzbad und die ruhige Art, in der **Ernst Schütz** verhandelt. Hier redet einer, der viel Sympathie mit Frenssen hat und der ohne alle Frage gerecht sein will. Auch im Jesusbild findet er alle Vorzüge Frenssenscher Kunst. Aber das Gesamtbild entspricht nicht der grundlegenden Forderung der **Wahrheit**. Frenssen zeichnet es im Rahmen hoher, schöner Menschengestalt. Aber selbst in seiner Darstellung zeigt Jesus Züge, die diesen Rahmen sprengen, weil sie über das Menschenmaß hinausweisen. Und wer die Quellen ansieht, auch die anerkannt älteste Schrift evangelischer Ueberlieferung, der erkennt: Von der Höhenlage menschenmöglichen Selbstbewußtseins führt keine Brücke hinüber zu der übermenschlichen Höhe des Selbstbewußtseins Jesu. Wie hat Frenssen das verkennen können? Seine Welt- und Lebensauffassung bietet den Erklärungsgrund. Freilich will Schütz ihm nicht entfernt die Oberflächlichkeit eines reinen Naturalismus zumuten. Aber die Grenzlinien zwischen dem Natürlichen und dem Sittlichen verschwimmen ihm; die überragende Bedeutung des Sittlichen im Menschenleben ist seinem Gesichtskreis entschwunden. Wir müssen die Selbständigkeit des sittlichen Lebensgebiets festhalten, das Geheimnis der Persönlichkeit Jesu anerkennen und unserer von Frenssen zu Unrecht geschmähten Kirche wünschen, daß sie auch in dieser schweren Zeit den Schatz ihres Christenglaubens bewahre und dem deutschen Volk neu vermittle als Grundlage seiner Wiedergeburt.

Das Alles ist schlicht und ernst gesagt, ohne die Prätension des Verteidigers des Glaubens gegen den Unglauben. Es enthält auch ohne alle Frage sehr viel Richtiges. Das Frenssensche „Er war ein Mensch“ hilft ja garnicht weiter. Damit ist ein Haus bis auf den Grund abgerissen, aber kein neues gebaut. Wir müssen das wirklich vorhandene Geheimnis der Person Jesu anders ehren, anders ihm nahezukommen suchen. Auch in der Linie der Gründe, die Schütz für Frenssens Zeichnung Jesu gibt, liegt wirklich die Erklärung seiner „Handschrift“. Aber hier sind Schütz' Gedankenreihen doch unzulänglich. Es handelt sich bei dem Drange, Jesus erklärbar zu machen, nicht bloß um die Lebensanschauung, die das Sittliche gegenüber dem Natürlichen zurückstellt. Der rationalistische und der historisch-kritische Zug bei Frenssen sind dabei wirksam. Die Seiten, welche die Frage Sittlich-Natürlich besprechen, zeigen überhaupt einen Mangel prinzipieller Klarheit. Dank verdient Schütz dafür, daß er die evangelische Kirche in Schutz nimmt. Ihr gegenüber ist Frenssen doch gar zu einseitig gewesen.

Aus Schütz' Schrift kann man etwas lernen. Desgleichen aus den drei anderen, die aus dem Lager der modernen Theologie stammen. Von ihnen verfährt diejenige **Otto Baumgartens** fast rein kritisch. Auch er hebt die verletzende Intoleranz gegen die Kirche hervor. Aber in der Hauptsache ist es ihm um Frenssens Glaubensbekenntnis, um die Handschrift zu tun. Zwei Fragen werden aufgeworfen und beide verneint: Stimmt das Leben Jesu überein mit den deutschen Forschungen, ist es ein geschichtliches Bild? Und: Stimmt es überein mit dem, was unser Volk braucht zu seiner Wiedergeburt? Bei der Antwort auf die erste Frage handelt es sich für Baumgarten vor allem um den Nachweis, daß Frenssens Jesusbild Nichts von der geschichtlich bezeugten strahlenden Klarheit und Sicherheit seines inneren Lebens zeige, dagegen zu viel Grüblerisches und Unsicheres, daß (zumal auch in der Darstellung des Endes Jesu) alle jene Züge ohne Grund zurücktreten, in welchen Jesus übermenschlich gewaltig und erschütternd erscheint: man sieht, wie sich hier Schütz' Einwendungen mit denen Baumgartens berühren. Zahlreich sind die Bedenken, welche das Nein auf die zweite Frage veranlassen. Gegenüber dem Frenssenschen Jesus überkommt uns nicht Verehrung, eher Mitleid; sein rührendes Vertrauen auf die göttliche Natur des Menschen, vor allem seine Stellung zur Sünde (Luk. 7!) lassen den heiligen Ernst vermissen. Hier hebt sich die Darstellung selbst zur Höhe tiefsten, packenden Ernstes. Es ist gut, daß ein freigerichteter Theologe es war, der **diese** Einwendungen so energisch geltend gemacht hat. Ich glaube zwar nicht, daß Frenssen wirklich es an sittlichem Ernst mangeln lassen **will**. Mir scheint, ihn leitet nur allzusehr das Mitleid mit der durch ungesunde Verhältnisse zurückgedrängten Natur. Er gehört zu denen, welche das „Alles Verstehen heißt Alles Verzeihen“ kraft innig fühlenden Herzens und weichen Gemüts übertreiben, ohne daß sie darum ernstlich die sittlichen Grundsätze in Frage stellen wollen. Das Persönliche im Urteil überwiegt, das Sachliche, das so leicht schroff gegen die Person wird, wird zurückgestellt. So verstehe ich ihn; und sein eigenes Schlußwort gibt mir doch wohl Recht. Aber es ist jammerschade, daß er das große Gewicht der Baumgartenschen Bedenken vonwegen Lukas 7 und der unheiligen-heiligen Wochen nicht ordentlich auf sich wirken läßt. Schwer mags einem Dichter fallen, auf Anderer Kritik hin an einem schon weitverbreiteten Buch zu ändern. Aber hier wäre solche Aenderung eine sittliche Tat gewesen.

Baumgarten erklärt, gegenüber Hilligenlei Beides zu spüren: Jubel und Entrüstung. Diese Schrift gibt fast nur der Entrüstung Ausdruck, nicht dem Jubel, der sich wohl auf die dichterische Qualität bezieht. Sie bleibt kritisch; wenige Sätze am Schluß deuten auf das, was wir nach Baumgartens Ueberzeugung positiv brauchen. Hier aber setzen Niebergall und Manz ein.

Niebergalls Schrift ist ganz eigenartig. Er benützt die Gelegenheit, um den von Hilligenlei Angeregten etwas von der modernen Theologie zu erzählen, von ihrem Glauben, ihrem Lebensideal, ihrem Ziel. Er tut das aber so, daß er die moderne Theologie sich von rechts (den Altgläubigen) — und von

links (den Radikalen) abheben läßt und sie ihrerseits wieder mit Hilligenlei konfrontiert. Was dabei im Einzelnen herauskommt? Ich kann nur sagen, daß, wer über die gegenwärtige außerordentlich schwierige theologische und religiöse Situation nachdenkt, bei Niebergall eine Fülle von Anregungen und weiterführenden feinen Bemerkungen finden wird. Ganz einverstanden bin ich nicht überall mit seiner Zeichnung dessen, was als gemeinsame Stellung der modernen Theologie, insbesondere der um die Christliche Welt sich scharenden Gruppe gelten soll. Er spricht da doch zuweilen nur für einen Teil dieser Gruppe. Aber höchst interessant ist seine Art, theologische Gruppen abzusondern und zu beschreiben.

Zu Frenssen steht er scheinbar freundlicher als Baumgarten. Die moderne Theologie werde sich im Ganzen zu seinem Jesusbild bekennen müssen. Aber er meint doch wohl damit nur das Ausgehen von der geschichtlichen menschlichen Persönlichkeit Jesu. Sonst urteilt er nämlich über das Jesusbild ganz ähnlich wie Baumgarten. Auch er vermißt das Herbe, Ueberweltliche an ihm. Auch er wendet sich gegen die wild überschäumende Sinnlichkeit; er konstatiert, daß Hilligenlei den Anschein erwecke, als verfalle Frenssen in den Begriff vom Heiligen, der die Natur, die Sinnlichkeit an sich für heilig erklärt.

Niebergall begnügt sich aber weder mit Kritik noch mit Gruppierung. Er entwickelt aus Alledem ein reguläres Programm. Das lautet in wenigen Worten: Persönlichkeitsreligion durch die Persönlichkeit Jesu. Die paar Seiten, die das ausführen, sind ganz prächtig. Christliche Persönlichkeiten im Sinne der überlieferten Sittlichkeit! Dazu hilft die Berührung mit dem Personleben Jesu Christi. Mir scheint, ich stelle mir die Wirkung der Person Jesu doch noch anders vor als Niebergall. Aber jedenfalls: hier ist der Weg, den wir gehen müssen, der Weg nach dem wirklichen heiligen Land.

Wege nach Hilligenlei — da knüpft Manz an. Und ich möchte hier nicht wiederholen, was auch er zur Kritik beibringt; das bewegt sich ganz in der Linie von Baumgarten und Niebergall. Er nimmt sich auch Frenssens kirchengeschichtliche Andeutungen vor und geht mit ihnen scharf ins Gericht. Mit Recht! Im Uebrigen will auch er kritisch und doch positiv die Aufgabe lösen helfen: aus dem geschichtlichen Christus wieder den idealen zu gewinnen, den überzeitlichen, den Erzieher des Volks, die wirkliche Grundlage der Wiedergeburt. Nicht bloß Aufklärung über den geschichtlichen Christus, sondern Christus den Heiland des zwanzigsten Jahrhunderts. Dieser Christus wahrt die Kontinuität. Dieser Christus hilft aber auch vorwärts. Und vorwärts müssen wir! — Viel gute Gedanken, wenn auch darunter nicht wenige, die schon reichlich ventiliert worden sind. Viel aufrichtige Begeisterung, die sich freilich mit klarer fester Ordnung nicht recht verbunden hat. Schöne, warme Sprache; nur könnte sie zuweilen bestimmtere Begriffe formulieren und so größere Klarheit vermitteln.

Ein „Schlußwort zu Hilligenlei" hat endlich Frenssen selber gegeben. Eine herbe Absage an seine Gegner ist dieses Schlußwort. Zuerst an die Anhänger des alten Glaubens: „ihre Zeitschriften und Bücher lehren abgestandene, saure Dinge." Dann an die Gegner aus dem Lager der modernen Theologie. Ihnen fehle es an Entschiedenheit, bald sehen sie zurück, bald nach vorn. Er bleibt dabei (S. 6), daß sein Heilandsbild ihrer Forschung entspricht; aber er gibt doch wieder zu (S. 7), daß er über die moderne Theologie hinausgeht. Ganz vereinigen kann er freilich beide Aussagen nicht. Er betont scharf, daß alle Menschen in Hilligenlei Irrende und Unglückliche sind; unser Volksleben ist unheilig. Von der Freude und Not der Sinnlichkeit zu reden, nimmt er als gutes Recht in Anspruch; denn „die Sinnlichkeit ist nicht Sünde, sondern ganz im Gegenteil ein Schmuck des Lebens, eine Gabe Gottes, wie Frühling und Sommerwind." Daß er freie Liebe predige, ist falsch; die Not will er schildern, welche „die alte Sittlichkeit" heraufbeschworen; für milde Beurteilung der in dieser Not Fehlenden will er eintreten; mahnen will er, daß wir ein neues Land gewinnen. Baumgarten hatte Aenderung einiger Stellen gewünscht: er geht darauf nicht ein, obwohl er einige Besserungen (meist Kürzungen) verheißt. Seine Fassung der Geschichte von der großen Sünderin stelle den Heiland vielleicht als zu gütig dar, aber was sei das für ein großes Vergehen? Die Worte „unheilig — heilig" stellen den hin- und herwogenden Kampf in Anna Boje dar und bleiben so stehen.

Frenssen macht es uns, die wir ihn gegen manchen Feind verteidigen, ohne ihn doch ganz verteidigen zu können, nicht leicht. Er redet unwirsch auch gegen uns, wo wir nicht mit ihm gehen. Mehr noch: in einer Art Bitterkeit verschmäht ers, Fehler, die er begangen, zu gestehen und zu ändern. Das tut uns leid. Um der Sache willen. Und um seinetwillen. Das Schlußwort ist darin erfreulich, daß es klar herausstellt, daß er von jenem sittlichen Radikalismus weit entfernt ist, den ihm die Gegner unterschieben. Sonst ist es wenig erfreulich. Kein Wunder, daß es also auch nicht als Schlußwort respektiert wird. Schon melden sich weitere Debatteredner zum Wort. Von ihnen später.

Martin Schian

Schieles Tabellen zur Beförderung theologischer Dozenten in Preußen seit 1891

Vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 7, 13, 19, 24. Deutsche Litteraturzeitung Nr. 15, 18, 22, 23, 24

Vorbemerkung des Herausgebers. Zu der Kontroverse, die sich an Schieles die neuere Besetzung der theologischen Lehrstühle in Preußen illustrierende Veröffentlichungen angeschlossen hat, ist in Nr. 22 der Deutschen Litteraturzeitung von dem Philosophen Professor Paulsen in Berlin ein Schlußwort erschienen, das wir im Folgenden für unsre Leser unverkürzt wiedergeben. Es wird ein Schlußwort bleiben, obwohl ihm in derselben Zeitschrift noch ein Wort von dem Theologen Professor Ecke in Bonn gefolgt ist. Herr Professor Paulsen hat denn auch unserm Nachdruck seines Artikels mit Rücksicht auf die Ausführungen D. Eckes nichts hinzufügen zu müssen geglaubt. Anderseits ist Grund vorhanden zu der Annahme, daß D. Ecke den Artikel Paulsens bei seiner Niederschrift nicht kannte. Uns aber liegt vornehmlich daran, daß vor unsern Lesern in dieser Sache ein Mann das Fazit ziehe, der dem eigentlich theologisch-kirchlichen Betriebe ferner stehend durch seinen nach Rechts und nach Links bewährten Gerechtigkeitssinn allgemeiner Beachtung sicher ist.

Sieht man näher zu, so dient ja auch Eckes Artikel zur Bestätigung der Tabellen Schieles. Denn was wir noch bis vor kurzem zu hören bekamen, z. B. von Stoecker und Lepsius, die Klage über andauernde Bevorzugung der kritischen Theologen vor den konservativen bei akademischen Beförderungen in Preußen, ist auch bei Ecke dem Eindruck gewichen, daß „in der Tat neuerdings auch die Vertreter der positiven Richtung ein wenig mehr Berücksichtigung finden" als früher. Und den Hauptton seiner Aussprache legt Ecke auf den Nachweis, daß das auch so sein müsse, indem „der Staatsregierung die Pflicht" obliege, „für die Berufung von Universitätslehrern zu sorgen, welche neben jenen die wissenschaftlichen Interessen oft einseitig pflegenden Dozenten der kritischen Schule sich die Aufgabe stellen, die künftigen Diener der christlichen Gemeinde zugleich und vor allem für ihren Beruf vorzubilden." Dabei bestätigt Ecke ausdrücklich, daß eine Produktion von Dozenten, die solchem Anspruch genügen, neuerdings von keiner Fakultät so sicher geleistet werden konnte, wie von der zu Greifswald. Das alles kommt auf eine sachliche Rechtfertigung genau derselben Beförderungspolitik heraus, die Schiele durch seine Tafeln illustriert hat.

Nach Ecke verliert sich Schiele in eine Unzahl von Kleinigkeiten: aber gerade die Berücksichtigung auch der Kleinigkeiten konnte der Schieleschen Rechnung allein ihren Wert geben. Weder Ecke noch der statistische Anonymus, der vor ihm in der Deutschen Litteraturzeitung Schiele entgegengetreten war, können in der Fülle von Details Schiele beträchtlicher Irrtümer überführen; schließlich bleiben beide an dem inzwischen verstorbnen Dalmer hangen, von dem der Anonymus behauptet, daß er „eine gut dotierte Pfarrstelle" der weiteren akademischen Karriere vorgezogen habe und „als befördert angesehen werden muß." Schiele ist berichtet, daß Gudersleben (Eph. Nordhausen) eine Minimalstelle sei und daß Dalmer die Vorstellung einer Beförderung mit ihrer Annahme keineswegs verbunden habe. Vielleicht weiß Jemand aus unserm Leserkreise genau darüber Bescheid und unterrichtet uns; aber es liegt wirklich nicht viel daran.

Zum Schluß verdächtigt Ecke die Unparteilichkeit der Schieleschen Tafeln durch einen Hinweis auf Schieles Stellungnahme — im Kampf um das preußische Schulgesetz. Was dies beides wohl mit einander zu tun hat! Uebrigens sollte man meinen, so ganz unsympathisch könnte die Stellung Schieles zum Schulgesetz Herrn D. Ecke nicht sein; vielleicht erscheint ihm auch Schieles Zuschrift an die Nationalzeitung in einem neuen Licht, wenn er inzwischen Schieles Artikel im Juniheft der Deutschen Schule gelesen hat: „Warum ich die Erklärung der Intellektuellen gegen das preußische Schulgesetz nicht mit unterzeichnet habe."

Nichts begreiflicher, als wie Schiele zur Aufstellung seiner Tafeln kam. Der Chronist folgt aufmerksam dem Lauf der Dinge, beachtend und vermerkend, was an Andern flüchtig vorüberzieht. Da er nun über die theologischen Berufungen in Preußen völlig entgegengesetzte Ansichten vorfand — indem die kritischen Theologen sich ebenso vernachlässigt fühlten, wie die konservativen noch immer nicht befriedigt waren —, hat er sich der Mühe unterzogen und jene Berechnungen angestellt, wie das eben nur ein Einzelner kann und es nicht jedes Einzelnen Sache ist. Was dabei herauskommen würde, hat er vorher nicht gewußt. Und weil es Niemand gewußt hat, darum haben seine Mitteilungen so durchschlagend gewirkt.

D. Ecke beklagt sich über seinen Ton. Es ist wahr, Schiele hätte die trockne Sache noch trockner behandeln können. Aber wodurch die Schärfe in diese Verhandlungen kam, ist D. Ecke wohl bekannt, und er hat dafür kein Wort. Wir möchten übrigens zur Entlastung des Geheimrats Elster die Ansicht aussprechen, daß er seine erste Rede im Landtag bereits auf Grundlage von Daten gemacht hat, die ihm der statistische Anonymus dargeboten hatte, und daß er somit in gutem Glauben handelte. Das durfte ihn nicht hindern, Ehrenkränkendes späterhin offen zurückzunehmen. Der Anonymus aber hat in Nr. 15 der Deutschen Literaturzeitung nicht Aufstellungen des Geheimrats Elster verteidigt, sondern seine eigenen. So erklärt sich der ganze Verlauf am einfachsten.

Zur Sache hat in unserm Blatt Professor Gunkel — denn er ist der Verfasser jenes Aufsatzes in Nr. 8 — „die Notlage unserer Privatdozenten" ex pectore beleuchtet, und der Herausgeber hat sein Geleitwort hinzugefügt. Wir begehren weiter Nichts, als daß vorhandene Tüchtigkeit auch den Lohn eines gesicherten Wirkungskreises finde. Wir gönnen diesen Lohn jedem tüchtigen Mann auf der andern Seite, aber wir fordern auch für die jungen Kräfte auf unsrer Seite ihren vollen Wirkungskreis. Nicht nur um ihrer Person, sondern um des Staates, um der Wissenschaft und um der Kirche willen.*) R

Die Kontroverse, die sich an einen bekannten Artikel von F. M. Schiele in der Chronik der christlichen Welt angeknüpft hat, die durch die Diskussion zwischen Professor Friedberg und Geheimrat Elster auch ins Abgeordnetenhaus gekommen ist, scheint mit der letzten Erwiderung Schieles in Nummer 19 und 20 der Deutschen Litteraturzeitung zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein. Vielleicht ist es jetzt einem außerhalb der nächstbeteiligten Kreise und Parteien Stehenden gestattet, das Wort zu einer Bemerkung in der Angelegenheit zu nehmen.

Von Schiele ist auf Grund sorgfältig gesammelter Daten die Behauptung aufgestellt worden, daß seit dem Jahre 1891, dem Jahre, wo das Kultusministerium aus den Händen von Goßlers in die Hände des Grafen Zedlitz überging, eine nachweisliche Bevorzugung der sogenannten „Positiven", besonders Greifswalder Herkunft, bei der Besetzung theologischer Lehrstühle in Preußen stattgefunden habe, daß die Privatdozenten der „kritischen" Richtung dagegen zurückgesetzt worden seien, wie durch ihre sehr erheblich längere Wartezeit bis zur ersten Beförderung bewiesen werde.

Diese „statistische" Beweisführung ist von einem nichtgenannten Mitarbeiter der Deutschen Litteraturzeitung als ungenügend bestritten worden: der Kreis der ziffermäßig feststellbaren Tatsachen sei, namentlich nach Hinzufügung hergehöriger und Abzug nicht hergehöriger Daten, zu klein, um statistisch verwertbar zu sein; es bleibe nur die Diskussion der einzelnen Fälle.

Man wird zugeben müssen, daß für eine eigentliche „statistische" Bearbeitung — eine Bezeichnung, die übrigens Schiele seiner Arbeit nicht gegeben hatte: sie ist ihm von der andern Seite imputiert worden — die Zahl der Fälle nicht ausreichend ist, vor allem, wenn man dem Anonymus einräumt, daß die Ausschließung der „kritischen" Theologen, die beim Amtsantritt des Grafen Zedlitz schon habilitiert waren und dann unter ihm und den folgenden Ministern in Preußen befördert worden sind, aus der Berechnung nicht gerechtfertigt sei, und daß andrerseits die ursprüngliche Ansetzung der aus dem praktischen Amt ins Lehramt Berufenen mit einer Wartezeit von 0 Jahren Bedenken unterliege.

Auf der anderen Seite wird es dem unbefangenen Interpreten des von Schiele beigebrachten und in der DLZ Nr. 20 nochmals zusammengestellten, nicht bestrittenen und so viel ich sehe nicht bestreitbaren Materials doch nicht zweifelhaft sein, daß die einzelnen Fälle in ihrer Summierung auf eine Tendenz hinweisen, die seit der angegebenen Zeit zugunsten der „Positiven", im besonderen der Greifswalder wirksam ist. Es bleibt dabei, daß die aus dem praktischen Amt Berufenen (es sind ihrer sechs) alle der „positiven" Richtung angehören; und ebenso bleibt es dabei, daß die Privatdozenten Greifswalder Herkunft in unverhältnismäßig größerer Zahl und in unverhältnismäßig kurzer Zeit, gegenüber den Privatdozenten „kritischer" Richtung, befördert worden sind, wobei selbstverständlich Berufungen nach außerhalb außer Betracht bleiben müssen. Es bleibt endlich dabei, daß die Zahl der kritischen Theologen, die bisher Privatdozenten geblieben sind, unverhältnismäßig größer ist als die Zahl der positiven in gleicher Lage. In diesen Tatsachen nicht die Wirkung einer Tendenz erkennen, die die Auslese auf die Richtung gründet, das wird nur der können, der den Mut hat zu behaupten: unter den praktischen Theologen gab es nur solche positiver, nicht aber solche kritischer Richtung, die durch wissenschaftliche und persönliche Tüchtigkeit für das Universitätsamt sich eigneten. Und ebenso: die Privatdozenten Greifswalder Herkunft überragten die übrigen an wissenschaftlicher Bedeutung um so viel, als es den Anstellungsdaten und der Wartezeit entspricht. Bis diese Behauptung gewagt und bewiesen sein wird, wird die Vermutung zu Recht bestehen, daß die Angehörigkeit zu der kritischen Richtung theologische Privatdozenten in Preußen in einem gewissen Maße disqualifiziert, oder, daß eine Tendenz im Sinne einer Auslese zugunsten der positiven Richtung wirksam ist.

Eine Tendenz, das ist nicht gleichbedeutend mit einer Absicht oder einem grundsätzlichen Verfahren. Es ist denkbar, daß die von Schiele beigebrachten Zahlen im Kultusministerium selbst überrascht haben. Daß der Vertreter der Regierung sie nicht gelten lassen wollte, mag als ein Anzeichen dafür genommen werden, daß man sich eines Grundsatzes von jener Art nicht bewußt war. Man könnte die Tatsache dann so deuten, daß in jedem einzelnen Fall Momente, von außen her kommend, wirksam waren, die eine Entscheidung zugunsten der Positiven, auch gegen den vorhandenen allgemeinen Willen zur Unparteilichkeit, herbeiführten. Auf diese Weise hätte es dann geschehen mögen, daß die Summierung der Fälle durch Schiele nicht bloß als eine Ueberraschung wirkte, sondern zunächst als eine Unmöglichkeit erschien.

Wenn die Sache so läge, dann hätte jene Zusammenstellung Schieles das nicht zu unterschätzende Verdienst, daß sie eine vorhandene Tendenz aller Welt sichtbar gemacht und auch der Unterrichtsverwaltung zum Bewußtsein gebracht hätte. Und die zu erhoffende weitere Wirkung wäre dann die, daß in der Folge die Verwaltung dieser Tendenz sich erwehrte, daß man im besonderen allerlei Einwirkungen aus anderen Sphären her kräftigere Gegenwirkung entgegensetzte. Denn darüber wird ja kein Zweifel sein können, daß eine in jenem Sinne anhaltend wirksame Tendenz wesentliche Güter, die der Unterrichtsverwaltung befohlen sind, gefährden würde. Wird die Richtung zum Maßstab der Beförderungswürdigkeit, wird auch nur auf Grund einzelner Fälle und ihrer nunmehr vorliegenden Summierung geglaubt, daß es so gehalten werde: dann wird eine aufdringliche Richtungstheologie sich bald in Massenangebot auf dem Markt einstellen und die eigentliche wissenschaftliche Arbeit schon dadurch zurückdrängen; zugleich aber werden diejenigen, die nichts als wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen haben, bei der anscheinenden Aussichtslosigkeit, sich mehr und mehr von der theologischen Universitätslaufbahn zurückziehen.

Es gibt Kreise, die einen derartigen Vorgang ohne Bedauern sehen würden, einflußreiche Kreise, die in der Verdrängung der kritischen Theologie von der Universität einen Gewinn für die Kirche und das religiöse Leben erblicken. Zu diesen Kreisen wird man aber die Vertreter der staatlichen Unterrichtsverwaltung nicht rechnen dürfen. Nicht nur, daß ihnen in erster Linie nicht das Gedeihen der Kirche, geschweige denn die Herrschaft einer angemaßten Orthodoxie (eine wirkliche Orthodoxie kann es auf protestantischem Boden nicht geben), sondern vielmehr das Gedeihen der theologischen Fakultäten, das ist wissenschaftlicher Institute befohlen ist: so werden sie auch nicht wohl darüber im Zweifel sein können, daß für die protestantische Theologie und Kirche, ja für das religiöse Leben auf die-

*) Vgl. zu dem Allem Preußische Kirchenzeitung Nr. 27 und das Juliheft der Baumgartenschen Monatsschrift für die kirchliche Praxis.

sem Boden überhaupt ein gutes Gewissen gegen die Wissenschaft unentbehrlich ist: sie stirbt an Herzverfettung, wo es fehlt.

Für die theologischen Fakultäten aber wäre die fortdauernde Wirksamkeit jener tendenziösen Auslese gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung als wissenschaftlicher Anstalten; denn daß so gut wie alle Fortschritte zunächst in der historischen Erkenntnis seit den Tagen, da im achtzehnten Jahrhundert an der Hallischen Universität die „kritische“ Theologie sich erhob, von Männern ausgegangen sind, die der „Rechtgläubigkeit“ im Sinne Hengstenberg-Stoeckers ermangelten, werden die Positiven selbst nicht leugnen wollen oder können. Und vergeblich würde es auch sein zu leugnen, daß ihre eigene gegenwärtige Stellungnahme selbst zu dogmatischen Fragen im weitesten Umfange durch die Arbeit der kritischen Richtung bestimmt worden sei. Die Ausschaltung der kritischen Richtung bedeutete nicht weniger als die Aushungerung der Wissenschaft an den theologischen Fakultäten in Preußen.

Eine Frage, die ich zum Schluß bloß berühre, ist die: ob die theologischen Fakultäten selbst überall mit genügender Energie das Interesse der Wissenschaft gegenüber dem Drängen einflußreicher Kreise vertreten haben; vielleicht bringt eine in Aussicht gestellte Denkschrift der Unterrichtsverwaltung auch hierüber einiges Material. Wäre eine Gewissensschärfung auch hier am Ort, so wäre das ein weiteres Verdienst des Vorgehens Schieles. Friedrich Paulsen

---

Können und sollen wir den Handschuh aufnehmen?

Im Dezemberheft der „Positiven Union“ stand unter der Ueberschrift Selbstdisziplin ein Artikel von Herrn Superintendenten Krückeberg in Wanzleben, den wir aus mehr wie einem Grunde mit Erlaubnis des Verfassers hier abdrucken. In unsrer nächsten Nummer möchten wir uns dazu äußern, indem wir die Frage beantworten, die wir soeben in unsrer Ueberschrift aufgeworfen haben. Herr Superintendent Krückeberg schreibt:

Bei der Provinzialversammlung der sächsischen Freunde der positiven Union in Halle wurde das Thema behandelt „Biblisches Recht der kirchlichen Lehrdisziplin“. Demgegenüber und zur Ergänzung dieses zeitgemäßen Themas betonte die Predigt im Dom, daß es für uns auch eine heilige Pflicht christlicher Selbstdisziplin gebe, welche nicht verabsäumt werden dürfe, wollen wir uns ein Recht auf unsere Stellungnahme in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart bewahren. Wir möchten dies auch an dieser Stelle betonen: denn es sind gewiß gerade die ernster und tiefer gerichteten Naturen, welche die Wahrheit dieses Wortes fühlen und anerkennen werden. Was hift der Streit mit Andersdenkenden, der wissenschaftliche Kampf der theologischen Richtungen, die litterarische Fehde in Glaubenssachen; was helfen Referate, Resolutionen, Anträge an die Behörden, wenn dabei nicht auch die Probe auf das Exempel gemacht wird — wenn unsere eigene kirchliche Arbeit, unser Leben in Amt und Haus, wenn der kirchliche Zustand unserer Gemeinden auch nicht besser ist, als bei denen, die wir bekämpfen, ja vielleicht gerade an wichtigen Punkten zu wünschen übrig läßt!

Wir sehen dabei zunächst auf die Vertreter der theologischen Wissenschaft. Die akademischen Lehrer, welche auch unsere Lehrer und Führer sind, wollen wir nicht meistern; aber obgleich es etwas kühl aufgenommen wurde, so ganz falsch war das Wort doch nicht, das Dr. Lepsius auf der Landeskirchlichen Versammlung ausgesprochen hat: der schwebende Streit müsse in erster Linie von der Theologie geführt werden. Eine schlechte Theologie kann nur durch eine gute Theologie unschädlich gemacht und eine falsche Wissenschaft nur durch eine rechte, wahre Wissenschaft überwunden werden. Zwar nicht alles Heil kann von der Theologie kommen, aber die Besserung wird erst dann beginnen, wenn auch in der Wissenschaft sich ein Umschwung anbahnt zu einer wahrhaft gläubigen, schrift- und bekenntnismäßigen Theologie. An Anzeichen davon fehlt es, Gott Lob, nicht. Schon sind eine Reihe namhafter junger Theologen neben die Veteranen dieses großen Geisterkampfes getreten, welche nicht mehr die Bahnen der negativen Theologie wandeln. Wir können an diese unsere Freunde auf den akademischen Lehrstühlen nur die dringende Bitte richten, mit unermüdetem Fleiß, unbestechlichem Wahrheitssinn und unbeirrt durch Lob und Tadel der Presse ihre mühsame, aber gesegnete Arbeit weiter zu tun, damit sie immer mehr unsere Führer und Ratgeber sein können, zu denen wir das Vertrauen haben, daß sie an Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit denen nicht nachstehen, die von der liberalen Presse bis an den Himmel erhoben werden, und dabei an Lauterkeit der Gesinnung, Glaubenskraft und Frömmigkeit den Besten gleichkommen, die je einen akademischen Lehrstuhl geziert haben. Aber auch unsere Presse hat ihnen gegenüber die Pflicht, nicht nur vorwiegend mit den Werken der Tagesgrößen von Links sich zu beschäftigen, deren litterarische Erzeugnisse ohnehin sofort mit lautem Schall erhoben werden, sondern auch die Arbeiten unserer Freunde in das rechte Licht zu setzen, damit auch sie noch mehr gehört, gelesen, bekannt und anerkannt werden.

Auch unsere Freunde im geistlichen Amte sollen diese Selbstdisziplin üben, sowohl die, welche im Kampfe des öffentlichen Lebens stehen, als auch die, welche mit ihrer Arbeit auf einen stilleren Fleck gestellt sind. Es müßte doch unser aller vornehmstes Anliegen sein, den Beweis zu erbringen, daß unsere positive Theologie uns zu besseren Predigern, Seelsorgern und Katecheten macht, als eine negative Theologie es kann. Gibt es nicht in unseren Reihen manchen Pastor, dem man gern einige kleine Ketzereien nachsehen würde, wenn er nur überhaupt ein lebendiger Mensch voll heiligen Eifers wäre? Wenn Seeberg einst das vortreffliche Wort gesprochen hat, die beste Theologie sei die, welche am besten predigen lehre, haben wir alle diese Probe bestanden? Wohl kann man vielfach auf die leeren Kirchen liberaler Prediger hinweisen und auf die gefüllten Kirchen gläubiger Zeugen des Herrn — aber es gibt bei uns auch leere Kirchen und daneben tote Kirchlichkeit. Wir wollen doch zu zeigen suchen, daß positive Theologie auch fruchtbar macht an guten Werken. Wir haben zwar immerhin schon ein gutes Stück Kirchengeschichte für uns: unser schier unerschöpflicher Liederschatz voll heiliger geistlicher Gedanken, die Heidenmission mit ihren Taten voll ergreifender Hingebung und Treue bis in den Tod, auch die weitverzweigten Arbeiten der Innern Mission von ihren Gründern bis zu ihren namhaftesten Vertretern in der Gegenwart, — sie sind kein schlechtes Zeugnis für unsere Theologie. Die Modernen sagen zwar: „Laßt uns nur erst noch etwas Zeit, wir sind noch zu jung, wir haben noch keine Geschichte, wir haben noch zuviel mit dem Kampf um unsere Gleichberechtigung, ja Existenzberechtigung zu tun — wenn wir uns erst einen Platz an der Sonne errungen haben, werden wir schon zeigen, wer wir sind und was wir können.“ Gut! — warten wir ab, ob ihr Christus-Enthusiasmus Lieder hervorbringen wird, wie „O Lamm Gottes unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet“, das sich selbst Moderne in ihrer Todesstunde zum Trost wünschen; ob sie auch in Grönland und Labrador, bei Aussätzigen und andern Elenden sich als Diener Christi voll Glaubens und Leben erweisen werden — aber dürfen wir inzwischen auf den Lorbeeren der Vergangenheit ruhen? Wollen wir nicht vielmehr in diesen Wettkampf des Glaubens, der in der Liebe tätig ist, eintreten und zeigen, daß wir nicht bloß ein gutes Bekenntnis ablegen können, sondern den Glauben haben, der die Welt überwunden hat, die Liebe, die Alles trägt, duldet, hofft, die Demut, die den Andern höher achtet denn sich selbst, und die Treue, die auch im Kleinen und Unscheinbaren sich auswirkt. Zu diesem edlen Wettkampf wollen wir die Männer von drüben aufrufen — und diesen Handschuh müssen sie uns aufnehmen!

Selbstdisziplin! — das wollen wir auch in unsere Gemeinden hineinrufen, in die Männer- und Frauenwelt, die unseren Fahnen so treu und freudig folgt. Gewiß sind die Gemeinden oft ein Abbild der Theologie und Predigt, die ihnen geboten wird. Wohl hat vor hundert Jahren der neu erwachte Glaube auf Kanzel und Katheder die Wege geebnet und den Umschwung angebahnt. Aber das neue religiöse Leben kam doch erst zum Durchbruch, als es in den Gemeinden an-

fing lebendig zu werden, als die Laienwelt erwachte und Scharen gläubiger, werktätiger Christen sich um ihre gläubigen Pastoren sammelten. Da wurde die Heidenmission geboren, da besann sich die Kirche auf ihre Pflichten gegen die Versäumten und Verwahrlosten — da wurde es anders in der Kirche und im Volk! Was eine gläubige, nach Gottes Wort hungernde Gemeinde einem noch unsicheren, suchenden Pastor sein kann, das hat mancher junge Theologe auf seinem Lebenswege erfahren.

Darum, ihr lieben Brüder und Schwestern aus dem weltlichen Stande! Was kann eine Theologie für Schaden anrichten, und wenn sie noch so grundstürzend wäre, wenn unsere Gemeinden sich als lebendige tatkräftige Gemeinden zeigten? Wie sich das zeigen soll? Da stehen unsere Missionshäuser und bitten um Hilfe — wenn die Mission unser Ehrentitel ist, warum tun wir nicht mehr für sie? Da stehen die Diakonissenhäuser und suchen Schwestern — wo sind die Töchter aus gläubigen Häusern? Wie viele Anstalten, in Glaubenskraft gegründet, leiden Mangel und kämpfen mit bitteren Sorgen! Wäre es nicht ein herrliches Zeugnis von der lebenschaffenden Kraft positiver kirchlicher Arbeit, wenn hier die Hilfe mit Macht hereinbräche? Wenn uns doch der Herr der Kirche auch nach der Seite hin helfen und heilen wollte! Man möge es einem Manne, der jahrelang in den kirchlichen Kämpfen von Berlin seine Haut zu Markte getragen hat, nicht verübeln, wenn er gerade nach dieser Seite einmal die Stimme erhebt. Schwert und Kelle gehören zusammen; — wohl dem, der auch das Schwert geschickt und scharf zu führen weiß. Aber nur nicht die Kelle vergessen! Dem inneren Aufbau der Gemeinde, dem Wachstum in Jesu Christo soll auch zuletzt die Theologie dienen. Und wenn wir nun die Theologie retteten, aber an unserem eigenen inneren Leben und dem inneren Leben der Kirche Schaden litten, was nützt uns dann die Theologie?

Darum: Selbstdisziplin, Selbstzucht, Bessern am eigenen Hause, in allen Stücken selbst wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus — das sei die Frucht aller Kämpfe, das sei auch eine Frucht der ernsten Verhandlungen der Provinzialsynoden — dann können wir mit gutem Gewissen und reinen Waffen den Kampfruf weiter erheben:

Hie Schwert des Herrn und Gideon! Krückeberg

Verschiedenes

Der Sieg des Lebens. Von Wilhelm Bölsche. Stuttgart, Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung. 95 S. 1, gebunden 2 Mk.

Ein begeisterter Hymnus auf die Herrlichkeit der Natur! Bölsche versteht es, wie kaum ein anderer Naturforscher, den Leser durch seine glänzende Darstellungsweise hinzureißen und zu fesseln, er ist zugleich ein echter Dichter. In vorliegendem Werk schildert er, wie das Leben überall auf Erden herrscht, in der bodenlosen Tiefe und an den Firnen; er gibt eine Entwicklungsgeschichte des Lebens und der Lebensäußerungen vom Bazillus, der sich nur ernährt und vermehrt, bis zum Menschen, in dem „das Leben seinen Trumpf ausgespielt" hat und der „nach kosmischer Anpassung" ringt. Ein Buch, gleich anziehend für den Naturforscher, der die Entwicklungsgeschichte der organischen Welt unter einem eigenartigen Gesichtspunkt dargestellt findet, wie für den Gläubigen, der mit dem Psalmisten einstimmt: Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet! Johannes Petersen

Gedanken eines Laien über Gefangenen-Fürsorge von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Nebst einem Nachworte von Dr. phil. Heinrich Seyfarth, Pastor am Hamburger Zentralgefängnis. Kommissionsverlag von A. B. Ueberwasser, Wandsbeck 1905. 1 Mk.

Diese kleine, liebenswürdige Broschüre, welche auf engem Rahmen an viele Probleme des modernen Strafvollzugs mit kritischer Hand anrührt, behandelt zwar einen schon vielfach erörterten und in seiner Notwendigkeit allseits anerkannten Stoff, aber die gemütvolle Art beider Verfasser läßt es als immer wieder verdienstlich erscheinen, wenn sie die soziale Pflicht der Fürsorge für entlassene Strafgefangene beleuchten und weiteren Kreisen in das Gewissen schieben. Alle Aufsätze und Vorträge, die über dieses Thema erschienen sind, bieten ein in großen Zügen ähnliches Gesamtbild. Der unheilvollste Teil jeder staatlichen Strafe ist die Zeit nach der Entlassung aus der Strafanstalt. Dieses Bild wird hier verändert und bereichert durch die Schilderung des Elends, welchem gebildete entlassene Sträflinge zum Opfer fallen. 1000 Tagelöhner finden in einer Kiesgrube eher Beschäftigung und Arbeit, als ein akademisch gebildeter Mann wieder sich rehabilitiert. Diese gebildeten Elemente überseeisch zu versorgen, ist eins der großen Ziele, die der deutsche Hilfsverein für entlassene Gefangene, dessen Gründer Pastor Seyfarth ist, mit Aufbietung bedeutender Geldsummen und noch bedeutenderer Arbeitsleistung verfolgt. Für diesen Verein, dessen Tätigkeit und Erfolge in vorliegender Broschüre von beiden Verfassern geschildert werden, wirbt diese auf Massenabsatz berechnete Schrift, die erheblich dazu beitragen dürfte, das Urteil über diese neue Art der Fürsorge klar zu stellen und die weitesten Volkskreise für sie zu gewinnen. Heinrich Reuß

Herzog Widukind, Tragödie in drei Akten von Friedrich Bartels. Leipzig, H. Haessels Verlag 1905. 126 S. 2,50 Mk.

Ein (junger?) Dramatiker aus Wildenbruchs Schule singt das Heldenlied des letzten Heiden im Sachsenlande gegen den christlichen Weltherrscher Karl; nicht den geschichtlichen Widukind, der sich mit dem aufgezwungenen Glauben am Ende aussöhnte, sondern einen unversöhnlichen, der das Kreuz wieder ins Feuer wirft und, allen Göttern fluchend, seine Seele verhaucht. Der wuchtige Aufeinanderprall der Gegensätze, spannende Szenenbilder und tragische Verve kennzeichnen das Bühnentalent. Aber diesen Effekten wird die feinere Psychologie geopfert, die besonders dem König Karl gegenüber versagt. Die vielfach krasse, überhitzte Sprache verliert sich in der wilden Schlußszene bis in Unverständlicheiten. Nithack-Stahn

Das Gustav Adolfs-Lied von 1633. Herausgegeben von Ernst Wangerin. Duisburg, J. Ewich 1905. 40 S. 60 Pfg.

Der dreißigjährige Krieg hat eine ganze Anzahl von Volksdichtungen hervorgebracht; in der vorliegenden Schrift ist mit Beibehaltung 1846 der ursprünglichen Schreibweise eine von ihnen wiedergegeben. wurde sie zum ersten Male veröffentlicht, ohne daß sie weiteren Kreisen bekannt geworden wäre. Um ihr die fehlende Verbreitung zu verschaffen, hat der Herausgeber sie neu in bequemer Form ediert und mit einigen Anmerkungen versehen. In den 81 achtzeiligen Strophen des nach der „Tellweise" zu singenden Liedes schildert uns der Schwedenkönig selbst Beweggründe und Verlauf seines Eingreifens in die deutschen Verhältnisse, sowie seinen Tod; am Schluß steht eine kräftige Ermahnung an die evangelischen Deutschen zu treuem Zusammenhalten. Die ganze Dichtung ist ein interessantes und wertvolles Beispiel der allgemeinen Hochschätzung, die „der Retter des Protestantismus" in den zeitgenössischen Volkskreisen genoß. Reinhard Herz

A. H. Franckes Briefe an den Grafen Heinrich XXIV. j. L. Reuß zu Köstritz aus den Jahren 1704 bis 1727, herausgegeben von Dr. B. Schmidt und Lic. O. Meusel. Leipzig, Dürr 1905. 3 Mk.

Wir Theologen sollten mehr Quellen lesen. Denn Darstellungen vermögen eine wirkliche historische Kenntnis nicht zu vermitteln. Ueber jedem historischen Phänomen liegt ein ganz eigenartiger Schmelz, den auch der genialste Historiker durch Umschreiben oder Beschreiben dem Leser niemals vor die Augen zaubern könnte, den man vielmehr immer nur an den Quellen selbst wahrnehmen wird. Die vorliegende sehr verdienstliche Publikation (etwa 100 Briefe) gibt uns ein treues Bild von der Persönlichkeit Franckes und seinen Beziehungen zu seinen Anhängern, besonders zu den Pietisten aus dem Adel. Bisher war die Zahl der veröffentlichten Briefe Franckes, abgesehen von seiner (nur bis 1705 reichenden) Korrespondenz mit Spener, nicht sehr erheblich. Heussi

Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Von Pfarrer Lic. Stuckert. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 55. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 80 Pfg.

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung ... nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz. Von Hermann Mulert. Zweite Ausgabe. Ebenda 1906. 1 Mk.

Stuckerts Brettener Vortrag, durch Belege erweitert, ist eine Schweizer evangelische Kirchenkunde im Abriß; der religiöse Volkscharakter, die kirchliche Sitte, das Verhältnis von Kirche und Staat, politischer und kirchlicher Lokalgemeinde, wirtschaftliche Lage und bürgerliche Stellung der Pfarrer, theologische Richtungen und kirchliches Parteileben, Freikirchen und Sekten werden besprochen und, wo der Stoff uns besonders fremd und interessant ist (Wahl der Pfarrer auf Zeit, sozialdemokratische Geistliche) die anschaulichsten Beispiele gebracht. Die Zustände erscheinen uns mehrfach als fast independentistisch, aber alle kirchlichen Richtungen freuen sich dort dieser Freiheit! Manches aus dem vielgestaltigen Schweizer Kirchenwesen wäre auf Deutschland nicht zu übertragen; die Verschiedenheit der politischen Verhältnisse wirkt eben mit. Aber ganz gleich, wie man die Dinge schließlich beurteilt: studieren!

Besonders stark ist der Abstand in der Verpflichtung der Geistlichen aufs kirchliche Bekenntnis; Formeln, wie sie da bei uns üblich sind, kennt die Schweiz überhaupt nicht. Meine oben genannte Sammlung des einschlägigen Materials liegt in einer zweiten Ausgabe vor, die sich von der ersten durch einen Nachtrag (Notizen über die inzwischen vorgekommenen „Fälle" und sonstige Ergänzungen) unterscheidet. Der Herr Verleger ist freundlich bereit, ihn den Besitzern der ersten Ausgabe auf Wunsch unentgeltlich zu liefern.

Hermann Mulert

Was hat die Kirche vor den Sekten voraus? Vortrag von J. Eger, Pfarrer an der Augustinerkirche in Erfurt. Leipzig, Paul Eger 1906. 25 Pfg. — 25 Exemplare 5,50 Mk., 50 Exemplare 10 Mk., 100 Exemplare 18 Mk.

Der Vortrag hat in Erfurt, wo er zweimal gehalten wurde, große Beachtung gefunden und verdient es, in weitere Kreise getragen zu werden. Es ist nicht Interesse an der „reinen Lehre", was Eger bewegt, überhaupt nicht in erster Linie kirchliches, sondern religiöses Interesse. Er ist darum auch zu einer unparteiischen Würdigung der Sachlage im Stande und übersieht das Gute nicht, das die Sekten haben. Vielleicht geht er sogar Manchem etwas weit in der Anerkennung, die er ihren Vorzügen zollt, ihrer lebendigeren Gemeinschaft, der größeren Gelegenheit zu religiöser Aussprache, ihrer größeren Freiheit von allerhand kirchlichem Formalismus usw. Aber nur um so überzeugender wirkt das Gesamturteil, das trotzdem entschieden zu Gunsten der Kirche ausfällt. Sie ist die dauernde Pflegestätte christlichen Lebens, gegenüber der die Sekten doch immer nur vorübergehende Erscheinungen sind, sie ist es, die gegenüber der „Buchstabenvergiftung" die evangelische Nüchternheit, gegenüber der Gesetzlichkeit die Freiheit des glaubenden Herzens wahrt. Nur in der Kirche findet die Theologie ihre Würdigung, „die große Brückenschlägerin, die das Christentum immer wieder mit der Denkungsart der Zeit in Verbindung setzt;" nur die Kirche vermag Einfluß auf die gesamte Kultur und das ganze Volksleben zu gewinnen. — Der Vortrag eignet sich nicht nur durch seinen billigen Preis, sondern auch durch seine lebensvolle Sprache zur Massenverbreitung in Gemeinden, die mit Sektenbildungen zu kämpfen haben. Billig

Dauer des Frauenstudiums. Wir erhalten folgende Zuschrift:

Zu dem Aufsatz in Nr. 23 von Helene v. Dungern „Zukunftsmusik" möchte ich mir eine kurze sachliche Richtigstellung erlauben.

Spalte 543 schreibt sie in Bezug auf die Frage der Ausbildung der künftigen Pfarrgehilfin, daß die Teilnahme an theologischen Vorlesungen kaum zu empfehlen sei, schon wegen der mangelnden Kenntnis der alten Sprachen bei den meisten Frauen. Sie fährt dann wörtlich fort: „So wird es immer für Frauen etwas Halbes bleiben, wenn sie ein oder zwei Semester lang ein oder die andere Vorlesung besucht haben. Das gilt nach meiner Meinung auch für die Oberlehrerinnen."

Der letzte Satz muß in diesem Zusammenhang bei den Lesern den Eindruck erwecken, als ob es sich beim Studium der Oberlehrerinnen darum handle, „ein oder zwei Semester lang ein oder die andere Vorlesung besucht zu haben".

Die Studienzeit der Frauen (die allerdings nicht gesetzlich festgelegt ist) beträgt heute überall wenigstens die für Männer gesetzlich vorgeschriebene Mindestzeit. Sie wird sich aber voraussichtlich in den nächsten Jahren eher noch ausdehnen.

Eine genügende Kenntnis der alten Sprachen aber muß in den meisten Kursen vor Beginn des Studiums durch eine Spezialprüfung erwiesen werden.

Der Vorwurf der „Halbheit" scheint also mindestens in dieser Hinsicht gegenstandslos zu sein. Lydia Stöcker

Gern gebe ich zu, mich an der von Fräulein Stöcker zitierten Stelle nicht deutlich ausgedrückt zu haben, obgleich wohl nicht ganz so mißverständlich, wie es hier, außerhalb des Zusammenhangs, scheinen könnte. Daß ich „nicht unbedingt überzeugt bin, daß die Teilnahme an theologischen Vorlesungen wirklich das ist, was wir" — auch die Oberlehrerinnen — „brauchen", und „daß es am besten wäre, wenn besondere Kurse für unsere Zwecke" — aber auch für diese — „veranstaltet werden könnten" halte ich aufrecht, selbst wenn einige Kenntnis alter Sprachen vorhanden ist. Das Universitätsstudium, wie es jetzt gehandhabt wird, ist für uns ein Notbehelf. Ich glaube, das werden nicht nur die Dozenten, sondern ein Teil der Damen selbst zugeben. Ueber die ganze Oberlehrerinnenbildung, soweit ich sie beurteilen kann, hier mehr zu sagen, würde zu weit führen. Nur das noch. Der Studiengang der Oberlehrer, über den ich allerdings nicht genau orientiert bin, ist doch sicherlich auf ganz andere Voraussetzungen aufgebaut, wie der der Damen, und es wird fürs erste auch noch so bleiben. Es ist ja auch nicht notwendig, daß wir es überall den Männern gleich tun. Fast zu jedem Ziel führen verschiedene Wege, nur darf man nicht zwischen zweien hin und her pendeln, sondern muß klar und entschlossen den gehen, auf dem man es am sichersten und ohne unnütze Kraftvergeudung zu erreichen glaubt. Und zuletzt macht doch nicht das, was sie gelernt hat, das Leben der Persönlichkeit, sondern umgekehrt wird sie erst dem Gelernten Leben geben. Lebendige, ganze Persönlichkeiten aber sind es, die wir zur Erziehung unserer Jugend, die wir auch für die mir am Herzen liegenden kirchlichen Frauenämter brauchen. Die Gelehrsamkeit steht doch erst in zweiter Linie. Helene v Dungern

Kleine Mitteilungen. Spalte 662 ganz unten ist auf einen Aufsatz Schieles hingewiesen, den ich unsern Lesern besonders empfehlen möchte. Er erklärt völlig die wesentlich durch ihn bestimmte Haltung der Christlichen Welt in Sachen des preußischen Schulgesetzes und bringt unsre Stellung zu Kirche und Konfession zwar nicht ausreichend, aber wie mir scheint doch sehr glücklich zur Geltung. Auch für unsre Verhandlungen in Potsdam ist der Aufsatz von Wichtigkeit. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die Zeitschrift lenken, in der Schieles Artikel erschienen ist: Die Deutsche Schule. Monatsschrift, herausgegeben im Auftrage des Deutschen Lehrervereins von Robert Rißmann. Leizig und Berlin, Julius Klinkhardt. Halbjährlich 4 Mk. Die Zeitschrift hat einen weiten Horizont und wird bedient von besten Kräften der pädagogischen Welt.

Das Juniheft der Zeitschrift für Theologie und Kirche bringt neben einem Aufsatz von dem Leipziger Privatdozenten Heinrich Hoffmann über die Frömmigkeit der deutschen Aufklärung einen 70 Seiten langen Artikel von Professor Wilhelm Herrmann über die moderne Theologie des alten Glaubens, wie sie durch Theodor Kaftan, Rudolf Grützmacher und Andre heute empfohlen wird. Uns hat bisher eine gewisse Scheu, in die häuslichen Angelegenheiten der kirchlich-konservativen Theologie dreinzureden, abgehalten, uns mit der so vielfach interessanten Erscheinung dieser Verjüngungsversuche in der Christlichen Welt zu beschäftigen. Wir haben so viel Andres zu tun, daß wir ihre Entwickelung gerne noch eine Zeit lang abwarten. Umso willkommener wird Manchem die kräftige Auseinandersetzung sein, die Herrmann gibt. Es ist das Charisma dieses Theologen, daß er in aller Polemik und Kritik seine Positionen immer wieder machtvoll zur Geltung bringt. Letztere einmal wieder unserm Leserkreise ohne den polemischen Zusammenhang darzubieten hat uns immer aufs neue gelockt. Die Zeitschrift erscheint bei J. C. B. Mohr in Tübingen, es ist wohl auch dies Heft einzeln zu haben für Mk. 1.50. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 29 — Marburg i. H., den 19. Juli — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Christus Salvator

O wenn dies Alles wär! — im ewgen Kreise
Dies müde Wandern auf zielloser Reise;
Dies heiße Hungern und dies stumpfe Weiden
Am Futterplatz, um wiedrum Qual zu leiden;
Dies ewge Plagen um ein kärglich Brot,
Bis bleierner Schlaf erlöst von Schaffens-Not —
Und kaum entbunden von dem Strick der Sorgen
Legt neue Lasten auf ein grauer Morgen; —
Dies Gieren nach Genuß und rasch Genießen
Und hinterdrein dies ekelnde Verdrießen;
Entschlüsse stolz, die nach den Sternen greifen,
Und dann im Schmutz ein widerliches Schleifen;
Dies Blühn und Werden, Welken und Erblassen,
Dies Liebe finden und von Liebe lassen;
Dies Gehn und Stehn, dies Weinen und dies Lachen, —
Und ferne gähnt ein ungeheurer Rachen,
Und wie ein Mensch die Brocken streicht vom Tisch,
Schiebt eine Riesenhand gebieterisch
Und lässig mich und Alles auf dem Rund
Hinein in jenen fürchterlichen Schlund.

O wenn dies Alles wär!
So voll Grauen
Ist der Gedanke, daß ins Aug ihm schauen
Kein Mensch vermag, daß auch mein Blick nur tastend
Ihn manchmal streifte, scheu vorüberhastend.
Dann saß ich starr in Hiobs Staub gebückt
Und der Verzweiflung Stahl aufs Herz gezückt:
O wenn dies Alles wär, dann lieber Nichts! ...

In Nacht dies ewge Untergehn des Lichts,
Dies ewge Gaukelspiel in toter Wüste,
Dies Sandanhäufen an verlorner Küste,
Dies Auf und Ab im uferlosen Meer —
Dann lieber Nichts, wenn dieses Alles wär! ...

Du starres All, wo öffnet sich ein Tor?

Und meine Seele tastet sich empor.
Sie greift sich aufwärts zwischen Felsenmauern,
Uralten Bäumen, die im Nachtwind schauern.
O dunkler Pfad, wann naht der Rätsel Ende?
Um hartes Holz schlägt sie der Sehnsucht Hände.
Und dran ein dorngekröntes Haupt geneigt,
Ein Mund von Blut umflossen, welcher schweigt.

Sag an, du bleiches Haupt, du blutger Mund,
Liegt Etwas hinter jenem finstren Schlund?
Sag an, du Kämpfer, der du Sieg verkündet,
Den Weltenabgrund, hast du ihn ergründet?
Des Lebens Quellen, hörtest du sie rinnen,
Der Alles ließ, um Alles zu gewinnen?

Und Stille ward. Ums Holz die Winde woben;
Dann fiels wie Sphärenklang herab von droben:
Ich ließ das Alles, weil es Schein und Nichts,
Und hinterm Schein fand ich ein Meer des Lichts.
Nichts ist umsonst, und Alles ist nur Weg,
Das Wandeln und Vergehn nur Höhensteg.
Der Nebel sinkt, der Tapfre sichtet Land,
Das gläubge Sehnen findet seinen Strand.
Gib mir die Hand! Du sinkst? Ich trage dich!
Du bebst? Dir schwindelt? Birg dein Haupt an mich!
Du glaubst? Du hoffst? Dein Blick wird weit und klar?
Schau auf! Dich grüßt, was ewig ist und war!

Georg Winter

Können und sollen wir den Handschuh aufnehmen?

2

Wir haben den Artikel des Herrn Superintendenten Krückeberg aus mehr als einem Grunde zum Abdruck gebracht.

Einmal, um uns im Respekt vor dem kirchlichen Gegner zu stärken. Wir lesen so viel Abstoßendes in dieser Presse, daß es nottut und wohltut, uns an solch einem Wort zu erquicken.*)

Sodann, weil aus dieser Mahnung zur Selbstdisziplin sich auch unsre Freunde das Ihre entnehmen konnten. Mutatis mutandis.

Drittens hat der Herr Verfasser uns zu einem edlen Wettkampf aufgerufen: „und diesen Handschuh müssen sie uns aufnehmen!“ Solcher Herausforderung gar nicht zu stehen wäre ebenso feig wie unfreundlich. Dies Motiv gab uns unsre Ueberschrift ein.

Krückeberg führt drei Tatsachen aus der Kirchengeschichte auf: den Liederschatz, die Heidenmission und die Innere Mission, als Zeugen für die Lebendigkeit des Christentums in den Herzen der konservativ Gläubigen, zu denen er sich zählt. Und nun sollen wir also den Handschuh aufnehmen und mit ihm und seinen Gesinnungsgenossen eintreten in den Wettkampf des Glaubens, der die Welt überwunden hat, der Liebe, die Alles trägt, duldet, hofft, der Demut, die den Andern höher achtet denn sich selbst, der Treue, die auch im Kleinen und Unscheinbaren sich auswirkt.

Offenbar müssen wir hier zwischen der Anerkennung dieser christlichen Pflichten und zwischen ihrer erfolgreichen Erfüllung unterscheiden. Erstere ist, sofern sie nicht in Worten sich äußert, etwas Innerliches, Unsichtbares und entzieht sich der Möglichkeit irgendwelchen Wettbewerbs. Der hingeworfene Handschuh kann sich also nur auf Letztere beziehen: auf die sichtbaren Lei-

*) Nur den zweimaligen Seitenhieb wider die, „die von der liberalen Presse bis an den Himmel erhoben werden“, wider die „Tagesgrößen von links“ — gemeint sind Theologen — „deren literarische Erzeugnisse ohnehin sofort mit lautem Schall erhoben werden“ hätten wir gern vermißt. Manches Lob ist am fatalsten für die Gelobten; sollte aber ein Theologe so leicht von der profanen Presse beachtet werden, wenn ihm keine Bedeutung zukäme? Und arbeiten nicht die konservativen Blätter genau so parteiisch wie die liberalen?

stungen, auf die Frucht der guten Gesinnung in allerlei gutem Werk.

Zunächst können wir darauf nur sagen, daß wir uns in der Anerkennung jener hohen Tugenden mit unserm verehrten Gegner völlig eins wissen.

Aber noch mehr: wir wissen uns auch mit ihm eins in der Schätzung der Leistungen, die aus diesen geistigen Kraftquellen im Laufe der Kirchengeschichte bis auf die neueste Zeit hervorgegangen sind. Und ebendarum sehen wir den Liederschatz der Kirche, die Heidenmission und die Innre Mission keineswegs als Güter und Ruhmestitel an, die unsern konservativen Mitchristen allein gehörten. Das alles sind Früchte eines Baumes, an dem und von dem auch wir unser Leben haben.

Aber es streiten sich wohl die Zweige eines Baumes, die Glieder eines Leibes. Das ist eine alte Fabel. Und so meint Krückeberg: verschieden wie wir sind, muß es eine ganz einfache Probe unsrer verschiedenen Tüchtigkeit geben. Wo der größte Liederreichtum und die eifrigere Missionsarbeit, da wird das bessere Christentum sein. Indem er uns zum Wettkampf herausfordert, freut er sich gewiß darauf, daß an Stelle des leidigen theologischen Streits fruchtbares Wirken treten wird auch auf unsrer Seite; dabei hegt er aber zugleich die Hoffnung, daß im Punkte der christlichen Praxis die Kirchengeschichte auch der Zukunft für ihn und seine Freunde sprechen wird.

Hierzu muß ich nun dem verehrten Gegner verraten, daß tatsächlich eine große Sehnsucht nach mehr praktischem Christentum vorhanden ist in unsern Kreisen, besonders unter den Jüngeren. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, auch nicht von dem Brote der Wissenschaft, sondern davon, daß er mit dem lebendigen Gott seine besondre Geschichte hat. Und die hat man tatsächlich nur, wenn man aus Gottes Munde das Wort vernimmt: „Gehe hin und tue desgleichen“ und sein Leben in den Gehorsam gegen dieses Wort stellt.

Da wäre es ja nun das Einfachste — und so meint wohl Krückeberg seinen Wettkampf — wir begäben uns auf die Bahn des gleichen praktischen Christentums, wie unsre konservativen Wettkämpfer es treiben. Vom Liederdichten darf ich dabei absehn: schließlich ist doch auch „O Lamm Gottes unschuldig“ nicht von einem „modernen Positiven“ gedichtet worden. Aber die Heidenmission und die Innre Mission, das sind ohne Zweifel die Kampffelder, auf die Krückeberg uns locken will, damit wir da den Beweis der Kraft führen oder nach Verdienst scheitern.

Ich möchte zunächst auf einen mildernden Umstand aufmerksam machen, den unsre wohlwollenden Gegner nicht vergessen dürfen. Handelt es sich um die Theologen — und das tut es bei Krückebergs Kampfruf in erster Linie — so dürfen wir freier gerichteten für uns in Anspruch nehmen, daß wir jedenfalls in der Minderheit sind. Es ist da schwer, ein Zahlenverhältnis anzudeuten; aber die Tatsache, daß im Fall Römer in Rheinland und Westfalen 60 Pastoren für die Freiheit in der Kirche, 673 für das Bekenntnis Zeugnis ablegten, gibt ein Zahlenbeispiel. Und der Bestand der Synoden lehrt dasselbe: wir sind tatsächlich in starkem Abstand die Minderheit. Das werden die Richter im Wettstreit nicht vergessen dürfen. Und wenn etwa die überwältigende Masse der unkirchlichen Laienschaft uns zugeschoben wird, so können wir zwar nicht leugnen, daß diese gelegentlich im kirchlichem Parteikampf von den „liberalen“ Theologen nach Kräften aufgeboten wird, aber im Ernst werden die Richter im Wettstreit nicht verkennen, daß wir freieren Theologen nur auf eine unsrer Minderheit entsprechende kleine Schar von Laien rechnen dürfen, die mit wirklichem Verständnis unsrer Stellung zu uns halten.

Es wird aber auch unsrer Art nach nicht so leicht sein, uns das Gebiet vorzuschreiben, auf dem wir unsre Tüchtigkeit beweisen sollen. Einen Vorsprung haben wir, das ist kein Zweifel, auf dem Gebiet der Wissenschaft. Ich hoffe, den werden wir behaupten, sowohl was die führende Rolle in der Geschichte der Theologie, als was die Durchschnittsbildung unsrer Theologen betrifft. Aber darum handelt es sich hier nicht.

So tut sich als erster Kampfplatz für den praktischen Wetteifer das Pfarramt auf mit seinen Berufspflichten, Predigt und Seelsorge voran. Ich würde mich meiner Freunde und Gesinnungsgenossen herzlich schämen, wenn ich mir und Andern eingestehen müßte, daß wir in diesen Stücken Nichts leisteten, daß unser Durchschnitt hinter dem der konservativ Kirchlichen zurückstände. Wir haben eine ganze Reihe hervorragender Prediger, und wir haben viele Pfarrer, die treu in ihrer Gemeinde arbeiten. Ich glaube, daß man von umsichtigen Gegnern dies Zugeständnis unter vier Augen leicht erreichen wird, mag auch die Parteipresse es uns weigern.

Sodann das Gebiet der Heidenmission und der Innern Mission. Hier müssen wir, nach Krückebergs Ansicht, den Handschuh aufnehmen. Müssen, können, dürfen wir?

Von der Heidenmission haben wir oft gehandelt. Es ist Tatsache, daß viel ernste Liebe zu ihrem Werk in unserm Kreise vorhanden ist. Was wir für sie arbeiten, kommt zum Teil denselben Missionsgesellschaften zu gut, die über unsre Impotenz in Missionsachen absprechen. Ich mag die Ursachen nicht erörtern, weshalb dieser sonderbare Zustand noch lange andauern wird. Daneben haben wir den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein. Ein dem Umfang nach bescheidenes, innerlich gesundes Werk. Gelingt es, in der Heimat ihm mehr opferwillige Hilfe zu wecken, so kann er zu ungeahnter Blüte kommen. Aber auch in den Kreisen des Herrn Superintendenten Krückeberg weiß man wohl, wie schwer es ist, über die Schar der alten treuen Missionsfreunde hinaus gerade für Heidenmission Verständnis zu gewinnen. Wir haben allezeit gegen die Feindschaft, die bis in beste Schichten unseres Volkes hinein das Werk unter den Heiden erfährt, mit den Missionsfreunden Schulter an Schulter gekämpft, mochte unsre Bundesgenossenschaft willkommen sein oder nicht. Wenn aber Krückeberg ernstlich unsern Wetteifer in dieser Arbeit will, dann möge er dazu helfen, daß endlich der Bann, den die berufenen Vertreter der alten Missionsgesellschaften auf unsern kleinen Verein gelegt haben, aufgehoben wird. Sonst versagt er uns eine der Bedingungen, unter denen allein ein redlicher Wettstreit ausgefochten werden kann.

Viel verwickelter liegt aber unser Wettbewerb auf dem Boden der Inneren Mission. An die christliche Liebestätigkeit, die in ihrem Sinn und Namen geschieht, denkt Krückeberg sicher vornehmlich, wenn er uns den Handschuh hinwirft. Ich will so knapp wie möglich Rede stehen.

1. Die Innere Mission und ihre Werke sind für uns schon ein Stück Vergangenheit, ein Stück Kirchengeschichte. Sie sind Vätertat und also Vätererbe auch für uns. Wir schützen, lieben, unterstützen sie und sind nicht gesonnen, so viel an uns ist, sie einfach einer andern kirchlichen Richtung preiszugeben.

2. Der Kreis der Stiftungen und Einrichtungen, der im Sinne der Innern Mission möglich ist, scheint uns im Wesentlichen geschlossen. Wir wissen wohl, daß im Einzelnen Raum ist noch für manches Haus der Barmherzigkeit. Und wir halten wohl für möglich, daß eine geniale Persönlichkeit auch noch neue Nöte entdecken mag, für die gerade diese Art Hilfe frommt. Aber wir sehen nicht recht, wo unter der Losung der Innern Mission unsre Arbeit neu einzusetzen hätte.

3. Die Innere Mission ist aufs Ganze gesehen ein Werk geworden, dem gegenüber die Aufgabe ist zu erhalten, zu erweitern und auszubauen, was vorhanden. Wie alle Werke, die nicht mehr von der ersten Liebe getragen sind, geben sie vielfach starken Anlaß zur Kritik. Diese Kritik wird von uns im Herzen reichlich geübt, ohne daß wir uns berufen fühlten, davon viel Gebrauch zu machen. Wenn wir es dennoch tun, ernten wir wenig Dank. Wir nehmen uns daraus die Lehre, daß an der gewordenen Art dieser Institutionen und Organisationen nicht viel zu ändern sei, freuen uns an dem Segen, der von ihnen insgesamt ausgeht, und sehen uns um, ob es nicht noch Andres für uns zu tun gibt.

4. Es kann nur mit Freuden anerkannt werden, daß an fast allen Heimstätten der Innern Mission unsre jungen Leute freundliche Aufnahme und Unterweisung finden, wenn sie dort lernen wollen. So ist und bleibt die Innere Mission für uns eine Schule der christlichen Liebesarbeit. In Berufsstellungen bei der Innern Mission finden unsre Freunde nur schwer und

ausnahmsweise Aufnahme, in der Regel dann auf bescheideneren Posten und nicht ohne gelegentliche Anfechtungen — oder in „liberalen" Landeskirchen, wo also das kirchliche Gesamtleben auf einer anderen Ebene sich abspielt. Alles in Allem haben wir den Eindruck, daß man uns, mindestens als leitende Kräfte, in der Inneren Mission nicht will.

5. Es wäre unmoralisch und unfromm von uns gehandelt, wollten wir aus Parteieifersucht irgendwie in Konkurrenz mit der alten Innern Mission Etwas gründen und schaffen. Vor solchen törichten sündhaften Gedanken soll Gott uns bewahren, da kann kein Segen drauf ruhen.

6. Damit soll der Stachel uns nicht aus dem Gewissen genommen werden, daß auch wir in christlichem Handeln uns ganz anders zu bewähren haben. Ganz zu verwerfen ist der Wettkampf nicht. „Erwarte große Dinge von Gott und unternimm große Dinge für Gott!" dieser Weckruf des Glaubens gilt auch uns. Und es gibt eine heilige Eifersucht, die soll man nicht dämpfen. Wohl aber sollen wir diesen Geist, wenn er sich regt, ernstlich prüfen.

7. Unsre ganze Art verweist uns also darauf, daß wir nun nicht etwa neben die alte pietistische oder hochkirchliche Innere Mission eine moderne setzen. Wir sollen, können und dürfen das nicht. So soll man uns das aber auch nicht zumuten und uns nicht in diesem Sinne den Handschuh hinwerfen.

8. Unser Eifer muß sich nach unsrer ganzen Art von Gottes und Rechts wegen auf die Gemeindearbeit stützen. Hier, also in Predigt und Seelsorge zumal, sollen wir wetteifern mit den konservativen Brüdern. Hier sollen wir auch neue Weisen schaffen, unsrer Frömmigkeit gemäß. Es schadet gar nichts, sondern es ist gut, wenn sich in der Praxis herausstellt, daß wir einen neuen Typus evangelischer Frömmigkeit bedeuten. Sulze ist uns auf diesem Wege vorangegangen, es gilt ihm nachzufolgen, ohne sklavische Abhängigkeit.

9. Wenn diese Gemeindearbeit nicht vor der Welt leuchtet, wie nach überstandener Verkennung die Werke der Innern Mission, so soll uns das nicht irren. Gegner wie Krückeberg werden gern anerkennen, was anzuerkennen ist. Und es wird uns, wenn wir so ein Jeder im kleinen Kreise die ganze Kraft sammeln, schon gegeben werden, daß hier und dort die Kraft eines Einzelnen oder unseres ganzen Kreises auch Werke schafft, die einem größeren Ganzen dienen. Denn wenn wir an Zahl, Mitteln und Erfahrung zunehmen, muß auch das kommen.

Der Handschuh des Herrn Superintendenten Krückeberg trifft bei vielen von uns, sonderlich unter den Jüngern, auf eine lange verhaltene Lust zu solchem Wettstreit. Klärend, hemmend und fördernd zugleich, sind meine Zeilen gemeint. Manches mag der Freundwillige zwischen den Zeilen lesen: im übrigen stehen wir zu weiterer Verantwortung bereit. R

Otto Pfleiderers Darstellungen des Urchristentums und die Richtungen der freien Theologie

1

Es gibt Bücher, die man wohl rezensieren kann, die man aber der Aufmerksamkeit des Publikums nicht zu empfehlen braucht, weil Niemand an ihnen vorübergehen darf. Zu diesen Büchern rechne ich auch Pfleiderers großes Werk über „das Urchristentum", dessen zweite Auflage bereits 1902 erschienen*) ist, aber erst heute von mir besprochen wird. Ueber mein Versäumnis, das ich trotzdem sehr beklage und für das ich den Autor wie die Leser der Christlichen Welt um Entschuldigung bitte, tröstet mich wenigstens die Hoffnung, daß ich dem Buche nicht geschadet habe; vielleicht kann ich ihm gerade einen Dienst erweisen kann, wenn ich jetzt erneut die Aufmerksamkeit auch der Nichttheologen darauf lenke. Denn auch für Nichttheologen ist es durchaus verständlich, und in mancher Beziehung für sie (wie für den Theologen) unentbehrlich.

*) Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben. 2 Bände. Berlin, Georg Reimer, 1902. 24, gebunden 28 Mk.

Freilich werden sie jetzt vielleicht seltner als früher zu dem großen Werke greifen, nachdem sein Verfasser uns vor einem Jahre ein kleineres Buch über „die Entstehung des Christentums"*) geschenkt hat, das den Hauptinhalt und die tragenden Gedanken des großen Buches auch enthält.

Das neue Buch möchte ich besonders solchen gebildeten Männern in die Hand zu geben raten, die Harnacks Wesen des Christentums als zu unbestimmt und „mystisch" ablehnen, weil es ihnen die Negationen des Alten nicht scharf und ausführlich genug gibt. Mir selbst sind oft solche Männer begegnet, die erst noch mehr Aufklärung und theologische Kritik brauchten, ehe sie wieder zur Religion zurückfinden konnten. Ihnen bietet zunächst Pfleiderer das Richtige, indem er immer ausführlich auf das zeitlich Bedingte und auf das aus anderen Religionen Entlehnte im Urchristentum hinweist, während Harnack an all dem rasch vorübergeht, um uns zu dem Ewig-Wertvollen zu führen. Das fehlt gewiß auch nicht bei Pfleiderer (wenn er es manchmal auch anderswo sucht als Harnack), ebensowenig wie das zeitlich Beschränkte bei Harnack übergangen wird; aber die beiden Bücher sind anders orientiert, und wir wollen uns freuen, daß wir nun beide haben, für jede Menschenart eine Darstellung, die sie besonders befriedigen kann.

Das kleine Buch hat vor dem „Urchristentum" den Vorzug einer größeren Einheitlichkeit und ästhetischen Abrundung voraus. Es leitet uns über die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie — ein besonders schöner und sonst nicht so zu findender Abschnitt —, über Philo und das Judentum zu Jesus und der Messiasgemeinde hin. Auf diese Grundlegung des Christentums läßt es dann die Entwicklung des Christentums zur Kirche folgen; über Paulus, die drei älteren Evangelien, die gnostische Bewegung und Johannes gelangen wir zum innern Verständnis der kirchlichen Religion und in einem Schlußabschnitt zum Verstehen ihrer äußeren Autoritäten, Kanon, Bischofsamt und Glaubensregel. Aber obwohl das neue Buch denselben Zeitraum umspannt wie das „Urchristentum", so enthält dieses nicht bloß alles ausführlicher, sondern auch viel mehr, wie denn das „Urchristentum" trotz der eifrigen populären Produktion der letzten Jahre noch immer und gerade seit seiner zweiten Auflage Vorzüge besitzt, die kein anderes Buch hat. Denn einmal vermittelt es in interessanter Weise die gründliche Kenntnis auch der Urkunden selber, und nicht bloß der im Neuen Testament enthaltenen, sondern eigentlich aller, bis hin zu der gnostischen Litteratur und den Apologeten, unter denen selbst Minucius Felix und Tertullian nicht fehlen. Und gleichzeitig entwickelt es den gesamten Gedankengehalt der zwei ersten christlichen Jahrhunderte ausführlich genug, um auch dem Laien, der sich wirklich hier einarbeitet, ein Urteil über die wichtigsten Fragen der Kritik zu ermöglichen. Das ist besonders bedeutsam für die Beurteilung der radikalen Kritik, die den Apostel Paulus, und Jesus selbst aus der Geschichte wegstreichen möchte und die man bei dem herrschenden Mißtrauen gegen alle Theologie nicht unterschätzen darf. Ihr gegenüber hilft nur wirkliche Kenntnis der Dinge, deren erste Vermittlung Pfleiderer vortrefflich leistet.

2

Hier könnte ich schließen, da eine gelehrte Rezension des „Urchristentums" und eine Auseinandersetzung all der Stellen, an denen ich die Darstellung Pfleiderers in Einzelheiten für unzutreffend halte, in der Christlichen Welt gewiß nicht am Platze ist. An dem ausgesprochenen Gesamturteil würden solche kleinen Ausstellungen ja auch Nichts ändern; und in vielen Fällen kann man bei der Dürftigkeit unserer Quellen in der Tat schwanken, wie sie zu deuten sind. Indessen haben Pfleiderers Bücher Gedanken allgemeinerer Art in mir angeregt, die ich gerne einmal aussprechen möchte, nicht um Andere zu belehren, sondern um zu einer Diskussion über sie anzuregen.

Pfleiderer ist einer der bedeutendsten Vertreter der liberalen Theologie im engeren Sinne und spricht noch heute, und obwohl er selbst kaum eine Tübinger Spezialansicht mehr teilt, mit alter

*) Die Entstehung des Christentums. München, J. F. Lehmann, 1904. 4 Mk.

Liebe und Begeisterung von seinem Lehrer **Baur**, nicht ohne des Oefteren den anderen Zweig freier Theologie, der **Ritschl, Harnack**, ihre Schüler und die ihnen Nahestehenden umfaßt, zu bekämpfen. Meist tut er es freundlich und mit Anerkennung des auch dort Geleisteten, oft aber auch ziemlich scharf, besonders wenn er glaubt, auf dieser Seite ungerechtfertigtes Nachgeben gegenüber der Tradition zu entdecken. Nun sind wir praktisch aber ohne Zweifel, mindestens in Preußen, auf ein Zusammenstehen angewiesen; man bekämpft uns von rechts und neuerdings, da wir einige Erfolge im öffentlichen Leben haben, auch von links. Wir sind in gleicher Verdammnis und können uns den Luxus eines Kampfes gegen einander kaum noch leisten. Das ist wohl Allen deutlich geworden, auch denen, die noch die alten Gegensätze in frischem Gedächtnis haben. An Pfleiderers Büchern aber darf man sich und muß man sich einmal ernstlich fragen, was Nichttheologen immer wieder erstaunt zu wissen wünschen: **Wo liegt denn nun die Verschiedenheit der beiden Richtungen**, und ist sie wirklich so groß, daß nur die Notlage in Preußen und nichts Innerliches hier einen Frieden vermitteln könnte, der dauernd wäre? — Diese Frage möchte ich ausdrücklich aufwerfen. Ich bilde mir nicht ein, sie ganz zu lösen, auch mögen in der Systematik noch größere Sprünge klaffen als in der historischen Theologie, die uns hier zunächst angeht. Immerhin werden auch hier letzte Gedanken der Theologie verhandelt werden, nicht Kleinkram, auf den wir Alle kein Gewicht legen.

Heinrich Weinel

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer)

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

2

Dem streng gläubigen Katholiken ist es nicht leicht gemacht, sich Schillers Arbeiten ohne Weiteres in ihrer Gesamtheit anzueignen. Die Jugenddichtungen bieten gar zu Vieles, zu dem er nach seiner besonderen Stellung, die nun einmal da ist, nur sehr schwer ein positives Verhältnis gewinnen kann. Im Don Carlos wendet sich dann Schiller sogar offenkundig zum umfassenden Angriff gegen katholisches Wesen, und auch seine historischen Schriften stellen sich durchweg auf die gegnerische Seite. Erst die Werke der letzten Periode lassen leichter ein katholikenfreundlicheres Bild gewinnen. So bietet sich dem Katholiken, der an Schiller herantritt, zunächst der Weg an, **zwischen Schiller und Schiller zu scheiden**, und unter Ablehnung der Anfänge den Mann der letzten zehn Jahre als den „wahren" Schiller sich anzueignen. **Baumgartner** bewegt sich auf dieser Linie und bei dem weitreichenden Einfluß, den der gelehrte Verfasser der Geschichte der Weltlitteratur auf katholischem Gebiete besitzt, ist es vielleicht von Wert, seinen Ausführungen etwas eingehender nachzufolgen.

Die Jugenddichtungen sind nach ihm „verspätete Ausläufer der Sturm- und Drangperiode" in eine „unbändige, rohe, verworrene Geniewut getaucht", die sich auch noch in den Don Carlos hineinzieht. Die Mönche und Inquisitoren sind „Spukgestalten". Marquis Posa ist ein „echter Freimaurer des achtzehnten Jahrhunderts, bis in die Tränendrüsen hinein voll Humanität, Toleranz, Freiheit, Menschenwürde und Menschenbeseligung, rationalistischer Weltauffassung und sentimentalen Zukunftsplänen. Mit wunderbarer Magniloquenz ist da die philiströse Reformweisheit Kaiser Josephs II. in die volltönendsten Verse gebracht, sodaß noch alle liberalen Geheimräte des neunzehnten Jahrhunderts davon zehren konnten." Bei allen seinen Prosaschriften hat Schiller „hauptsächlich nur im Auge gehabt, etwas Geld zu verdienen." „Kein vernünftiger Mensch wird deshalb den wackern Ehrenmann geringer achten, der mit wahrer Riesenkraft den ungünstigsten Verhältnissen trotzte und sich in fast unmenschlicher Arbeit sein trauliches Heim, einen freundlichen Familienkreis, eine würdige soziale Stellung errang." Aber bei dieser Sachlage ist es nicht zum Verwundern, wenn mit seinen Prosaschriften „auch eine Menge sachlich fast wertloser Aufsätze, unausgegorener Ideen, falscher Ansichten, rationalistischer Irrtümer, krauser Einfälle, krasser und tiefgreifender Geschichtsfälschungen in der Welt herumziehen." Auch sein „Abfall der Niederlande" und sein „Dreißigjähriger Krieg" sind nur „leichtfüßige, belletristrische Geschichtsbaumeistereien", „in journalistischer Hast aufgerichtete Kartenhäuser", die schon lange von der „Arbeit gediegener Forscher" wie Janssen („Schiller als Historiker") umgeworfen worden sind, leider aber bei Tausenden von „Gebildeten" noch weiterleben, und mit ihren „antikatholischen Schreckpopanzen und Schauermären" schon „geradezu unberechenbares Unheil" angerichtet haben. „Wäre der Jenaer Professor Friedrich Schiller im Jahre 1791 oder in einem der nächsten Jahre gestorben, so hätte das Centenarium seines Todes schwerlich ganz Deutschland in Bewegung gesetzt." In jener folgenden Periode aber, die ihn erst unsterblich gemacht hat, schlägt er andere Töne an. Im Wallenstein hat er sich „einigermaßen über die konfessionellen Einseitigkeiten emporgerungen, welche seine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges beherrschen und größtenteils entwerten." In der Maria Stuart fehlt es zwar nicht an Stellen, in welchen der englische „Anti-Popery"-Geist „sich grell verkörpert"; aber „durch das Gewirr der feindseligen und gehässigen Elemente bricht mit siegreichem Glanze ein Bild der katholischen Kirche, das von wirklicher Begeisterung für ihre Schönheit, Größe und Universalität beseelt ist und das man wohl als eine ästhetische Huldigung des Dichters an dieselbe betrachten darf." „Noch weit mehr katholische Luft weht" in der Jungfrau von Orleans: der Dichter hat den „idealen Grundzug" der religiösen Ideewelt des Mittelalters „mächtig erfaßt". „Auch die Braut von Messina spielt wieder auf katholischem Boden und ist reich mit katholischen Erinnerungen und Anschauungen durchsättigt", sodaß „Karl August die handelnden Personen geradezu für Stockkatholiken erklären" konnte. Im Wilhelm Tell ist zwar „nicht von Papst und Kirche die Rede, aber das Volk, das die älteste und ehrwürdigste der heutigen Republiken Europas gegründet hat, ist ein katholisches, es ist das Volk, das später dem Papst seine Leibwache gestellt und sich nie dem polizeilichen Fürstenregiment in Religionssachen unterworfen hat." „Im Demetrius endlich ging er zu den gleichfalls katholischen Polen über, wo ihm ein althistorisches Kirchentum mit seinen priesterlichen und klösterlichen Institutionen wiederum poetische Gestalten bot, wie sie eine unsichtbare Kirche als bloßes Anhängsel des Staates niemals liefern kann." Ebenso deutlich tritt dieser Zug in den Balladen hervor. Im Gang nach dem Eisenhammer schildert er „ganz fromm und schlicht" ohne „die leiseste Anwandlung von einem Lutherkoller" die heilige Messe. Im Kampf mit dem Drachen wird er durch das liebliche Madonnenbild in dem Wallfahrtskirchlein „durchaus nicht abgehalten, sich in des Heilands Nähe zu fühlen." „Noch feierlicher gestaltet sich die poetische Huldigung an den eucharistischen Glauben und an die Demut des Kreuzes zugleich" im Grafen von Habsburg. „Ihren glänzendsten Abschluß aber finden diese schönen von tiefchristlichem Geiste getragenen Gedichte in dem Lied von der Glocke", das „mit der ganzen Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemütes den poetischen Zauber und die höhere Weihe zum Ausdruck bringt, welche die in der Glocke versinnbildlichte Christusreligion über das natürliche Leben des Einzelnen und der Menschheit verbreitet."

Wir wollen hier mit Baumgartner nicht über die Zulänglichkeit und den guten Klang der Waffen rechnen, mit denen er sich der Arbeiten Schillers bis etwa zum Jahre 1794 zu entledigen sucht. Wir möchten nur feststellen, daß die Anderen sämtlich diesen Weg verschmähen.

Pöllmann sagt wohl auch von den Jugenddramen: „Wir sind der Meinung, daß die Lehrstücke einer chaotischen Epoche gegenüber den klaren Früchten einer reifen Zeit an sich in der Wagschale Schillerischer Kunstanschauung wenig zu bedeuten haben, jedenfalls nicht **den** Schiller ausmachen, dem des Volkes Liebe den Kranz gereicht hat." Und Schillers historischen Schriften kann er den Vorwurf nicht ersparen, daß sie tendenziös seien. Auch dürfe es bei dem nicht allzu glänzenden Stand von Schillers positivem Wissensschatze nicht frappieren, wenn eine Richtigstellung der Schillerischen Historie durch Janssen not-

wendig war. Aber „das interessiert weniger den Katholizismus als die Wissenschaft überhaupt, die immerhin von dem schlechten Geschichtschreiber gelernt hat, Universalgeschichte zu betreiben", und die Tendenz ist „natürlich ungewollt". Und wenn die Katholiken auch „Schillers Jugenddramen nur dem Reifen in die Hand geben, dem diese brennende Leidenschaftlichkeit eines gährenden Genies nicht schadet," so wissen sie dieselben „doch zu schätzen". Denn von der „Höhe des echten Idealismus aus", auf der Schiller — nach Pöllmanns Meinung wenigstens dem Streben nach — von Anbeginn an steht, könne er „gefeit gegen alles Niedrige und Gemeine, an Natur und Geschichte künstlerisch herantreten". Auch Dichtungen wie „Die Götter Griechenlands" seien von diesem Gesichtspunkt aus zu verstehen: „Die Einkleidung in heidnische, mythische Form verhüllt und verleidet uns nicht den echten Idealismus."

Damit ist unumwunden anerkannt, daß Schiller als eine einzige unzertrennbare Gesamtpersönlichkeit gewertet werden muß. Ebenso entschieden geschieht dies von Schmidt. Bei den Räubern, in Fiesko und Kabale und Liebe hört man „immer wieder das große sittliche Wollen heraus". Vom Don Carlos gilt: „Der Sohn des Landes Württemberg, dem seine katholisch gewordenen Fürsten eben nicht viel Heil und Segen gebracht, mußte um so leichter geneigt sein, der katholischen Kirche allerlei Bosheiten zuzutrauen. — — Er ist jetzt zum Kämpfer gegen den äußeren Feind geworden, nachdem er lange genug den inneren bekriegt, das Unrecht und die Sünde. Schließlich ist es derselbe Feind, nur daß er in des Gegners Lager noch viel schwärzer gemalt wird als im eigenem Hause." „Immer mehr ward ihm" dann „klar, daß wer die Menschen lehren wolle, vorerst selber viel, viel lernen müsse. Es kam die Zeit stiller Arbeit in der Gelehrtenstube. Geschichte und Philosophie wurden seine Lehrmeisterinnen." — — Auch Pfeiffer sieht in Schillers historischen Schriften einen Ausdruck seines „idealistischen Gesamtcharakters". Von den Jugenddramen bis zum Tell hat ihn eine Idee geleitet: „die Idee der Freiheit." Für Muth endlich ist die Wertung Schillers als untrennbarer Gesamtpersönlichkeit so selbstverständlich, daß er sie ohne jede besondere Bemerkung einfach vollzieht. Und schließlich geht auch bei Baumgartner selbst neben jenem Versuch der Scheidung zwischen dem früheren und späteren Schiller diese andere höhere Betrachtungsweise her: „Durch das schauerliche Nachtgemälde von Verkommenheit, das Schiller in den Räubern entrollt, blitzt erschütternd noch der Glaube an göttliche Gerechtigkeit, Menschenwürde, Tugend, an den jüngsten Tag, an ewige Vergeltung, an eine sittliche Weltordnung"; und Kabale und Liebe „hat schließlich einen tief sittlichen Hintergrund". So sagt er wenigstens in seinem „Goethe und Schiller" schon im Jahr 1886.

Baumgartner hat, wie wir sahen, bei Schillers „klassischer Periode" vor allem die vorzugsweise Wahl katholischer Stoffe und die liebevolle Vertiefung in katholisches Wesen hervorgehoben. Auch bei Pöllmann, der Baumgartners Scheidung verwirft, kehrt dieser Hinweis wieder: „Schillers Werke sind, wenn auch nur unmittelbar als historische Stoffbehandlungen, eine herrliche Apologie der katholischen Kirche." „Die große bejahende Synthese der katholischen Kirche mit der künstlerischen Großmacht ihrer Liturgie mußte Schillers Geiste mehr zusagen als die kalte, protestantische Analyse." Aber er fährt fort: „Schiller hat sich für seine poetische Stoffwahl durch tendenziöse Geschichtschreibung entschädigt." Ja er kann überhaupt „die Stellungnahme Schillers zum katholischen Kultus" nur für einen „sehr untergeordneten Beweisgrund" halten: „Was man in dieser Hinsicht bei Schiller »visionäres Moment« also etwas fast Außerirdisches genannt hat, ist im Grunde genommen eine höchst einfache Sache: es ist eben Wahrheit und echtes Künstlertum." Den in den letzten Worten angeregten Gedanken bringt dann Muth zu voller klarer Durchführung: „Wohl hat sich Schiller wiederholt zu einer ästhetischen Betrachtung des Katholizismus herbeigelassen und dann so schöne Worte gefunden wie die bekannten in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans. Sie jedoch als persönliche, der katholischen Weltanschauung dargebrachte Huldigungen anzusehen, dieser Naivität der Auffassung, der man oft begegnet, sollten wir uns fürder nicht schuldig machen. Schließlich ist es doch das Mindeste, was man von einem — — Dichter überhaupt verlangen kann und muß, daß er seine Person aus dem Gesichtskreis und dem Charakter reden und fühlen lasse, in dem sie stehen. Täte er das nicht, so würde er sich immer in erster Linie gegen sein Künstlertum und erst in zweiter Linie gegen die geschichtliche Wahrheit oder tatsächliche Wirklichkeit versündigen." Das heißt in der kurzen Zusammenfassung Pflegers: „Wir sind nüchtern genug, Schillers Vorliebe für katholische Stoffe auf rein ästhetische Motive zurückzuführen." Damit ist der entscheidende Punkt erreicht. Und trotz aller weitgehenden einzelnen Aeußerungen hat diesen entscheidenden Punkt gerade auch Baumgartner in wünschenswertester Deutlichkeit festgestellt: Man darf des Dichters Haltung wohl als eine „ästhetischen Huldigung" an die katholische Kirche betrachten. Aber „es waren bei ihr lediglich poetische, nicht religiöse Motive im Spiel."

Ja Baumgartner geht noch weiter: „Ein verhängnisvoller Irrtum ist es, daß er die höchste menschliche Bildung nicht in der sittlichen, sondern in der ästhetischen sucht und deshalb die Kunst an die Stelle der Religion setzt." „Zu einer klaren Theodizee hat er sich nicht durchgerungen, noch weniger zu der erhabenen Harmonie, welche die natürliche Gottesordnung in der christlichen Offenbarung erlangt hat. Immer wieder schreibt er der Kunst zu, was nur die Religion zu bieten vermag." „Nur in einem sehr weiten, ganz uneigentlichen Sinne kann bei ihm noch von Christentum die Rede sein." Was dem frommen Katholiken — und, fügen wir hinzu, in ähnlicher Weise auch dem evangelischen Christen — die ernsteste Frage in Schillers Leben bildet, ist hier offen zugegeben: die Tatsache, daß Schiller zum Katholizismus und überhaupt zu den geschichtlichen Formen des Christentums kein — im gewöhnlichen Sinne des Worts — positives Verhältnis gehabt hat. „Er stand abseits vom Christentum, dessen tiefste Geheimnisse ihm immer verschlossen blieben, trotz seiner schönen Verse über die Religion des Kreuzes" (Pfleger). „Er ist verdunkelt von dem rationalistischen Gesichtspunkte, daß das Christentum nur seiner wahrhaft ästhetischen Moral wegen wertvoll sei. Die Christusidee ist ihm nicht in ihrer vollen Tiefe erschlossen gewesen" (Pfeiffer). Er „läßt die Kirche als eine göttliche Einrichtung nicht gelten, mißkennt den Beruf der Kirche als Hüterin des göttlichen Wortes." Sein „Gottesbegriff ist falsch." „Von Religion können wir bei Schiller nur in einem uneigentlichen Betrachte sprechen; es handelt sich bei ihm mehr um eine Weltanschauung." Seine „Religion war, dem Geiste seiner Mitwelt gemäß, mehr ethisch" (Pöllmann). Am klarsten hat auch hier wieder Muth das Wesentliche zum Ausdruck gebracht: „Soviel ist gewiß, daß Schiller vielleicht noch weniger, als es Goethe immerhin im Alter besaß, ein inneres, fühlendes Verhältnis zum Christentum und dessen göttlichem Stifter hatte. Die Aeußerungen, die er hin und wieder hierüber getan, zeugen von einer rein intellektuellen Liebe, die sich jedoch jeweils vorsichtig gegen die Anerkennung der konkreten Erscheinung der Idee abschließt. . . Auch später in den Tagen, wo ihn Krankheit und die Nähe des Todes bedrücken mochten, klingt kaum ein religiös-christlicher Ton in Schillers Leben an. . . Anders verhält es sich mit seiner Stellung zu gewissen Erscheinungen praktischen Christentums. Da fand sein hoher sittlicher Idealismus verbunden mit einem geschichtlichen und realen Scharfblick . . . in Geschichte und Leben des Großen und Achtunggebietenden so viel, daß er sich warmherziger persönlicher Teilnahme nicht enthalten konnte." In diesem aber keinem weiteren Sinne ist auch die „Huldigung an das Christentum" zu fassen, welche das Epigramm Die Johanniter enthält. Denn „wie sein ganzes Jahrhundert, so hatte auch Schiller den Gedanken der religiösen Weihe des Sittlichen, den Begriff der Sittlichkeit aus übernatürlichen Beweggründen aus dem Auge verloren." Er ist „kein Bekenner einer ausgesprochen religiösen, geschweige einer positiv-christlichen Weltanschauung."

Adolf Dörrfuß

Heinrich Steinhausen

Die Gegenwart ist geneigt, vom historischen Roman nur mäßiglich zu halten. Man ist eine Zeitlang mit dieser Speise überfüttert worden. Das war in den Jahren, da man sich den Weihnachtstisch des deutschen Hauses nicht denken konnte ohne einen Band Ebers darauf. Nun stehen die Tröster in den Bücherschränken und schlafen meist den ewigen Schlaf. Nur wenige sind es, zu denen man noch heute greift. Es sind die, die Seele haben und die darum dem Untergang entrannen. Zu ihnen gehört auch „die Geschichte aus alter Zeit", die Heinrich Steinhausen im Jahre 1881 unter dem Namen: Irmela ausgehen ließ und die seither 21 Auflagen erlebt hat. (Leipzig, E. Ungleich. Geb. 4,60 Mk.)

Wer das Buch gelesen hat, der weiß, daß es dem Dichter nicht darum zu tun war, uns ein buntes Kostüm- und Kulturbild zu geben. Er macht sich nicht viel aus den blanken Rüstungen der Ritter, in denen sich die Abendsonne spiegelt; auch die kunstvoll geschnitzte Eichentruhe im Erker des Burgfräuleins und die sauberen Zinnkrüge auf dem Wandbord vermögen seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln. Er hat nicht den Ehrgeiz in seiner Geschichte ein Bild von der Schwierigkeit der politischen Lage zur Zeit Lothars von Sachsen oder Kaiser Sigismunds zu geben. Er erzählt einfach ein typisches Menschenschicksal und arbeitet die Grundstimmung, die durch die Entfaltung dieses Geschicks hindurchgeht, kräftig und rein heraus.

Der junge Diether ist im Kloster Maulbronn in geruhsamer Weltabgeschiedenheit aufgewachsen. Nun kommt er zum erstenmal hinaus in die Welt. Der Abt schickt ihn an den Hof des Bischofs nach Speyer. Aber ehe Diether noch dort ankommt, sieht er sich unversehens in Abenteuer verwickelt. Die Liebe schleicht sich ihm ins Herz, das Leben lockt ihn und er läßt sich locken. Aber das Glück ist trügerisch, seine Hoffnungen finden keine Erfüllung. Ein müder Mann kehrt er ins Kloster zurück, aus dem er einst sich losgerissen, und sucht im Entsagen und Verzichten den Frieden wieder zu gewinnen, den er verloren hat. Durch Diethers Geschichte und durch die des alten Brun, die in die Haupterzählung verflochten ist, geht ein Hauch von resignierter Wehmut. Man denkt an das Wort Walthers von der Vogelweide:

> Die Welt ist außen schöne,
> Grün, weiß und rot,
> Doch innen schwarzer Farbe,
> Finster wie der Tod.

Das Ganze ist sorgfältig und gleichmäßig gearbeitet, aber doch sind Abschnitte in der Erzählung, die mit besonderer Liebe gestaltet sind, und auf denen sich der ganze stimmungsvolle Glanz der Schilderung konzentriert. Da ist das Kapitel, in dem wir Diether auf der Elzeburg finden, wie er im Burggärtlein seine Miniaturen ins Aventiurenbuch malt und Irmela sitzt ihm gegenüber unter einem Blütenstrauch, der seinen Blütenschnee über sie schüttet. Oder da ist die Beschreibung der Sommernacht, in der Diether aus dem Gefängnis entflieht und mit Irmela zusammentrifft. Die hoffnungslose trübe Stimmung, die Diether erfüllt, da er als Büßender in seiner Zelle liegt, wie überzeugend hat sie der Dichter herausgearbeitet, gerade so eindringlich wie die seelenlösende Trauer, da der Müde zum Begräbnis Irmelas unversehens hinzukommt und ihre letzte Beichte liest; sie schließt mit den Worten, in denen die Grundstimmung des Ganzen kräftig ausklingt:

> Einstmals zur Maienzeit, als der Wind unterm Schall der Nachtigall weiße Blüten über mich schüttete, wünschtest du mir, Diether, es möchte nie kein andrer Schnee in die sorglosen Tage meiner Jugend fallen, als dieser. Es ist anders worden mit mir! Aber wenn auch dir der Winter manchen Schmuck des Lebens verdirbt und du über allzu früh verwelkte Blumen trauerst, alsdann denke, daß nicht bloß auf jeden Lenz ein Herbst, sondern auch auf jeden Herbst ein Lenz folget. — Gott und sein Heer lasse mich den gewinnen, der ewig blüht! —

Die ganze Erzählung ist Diether in den Mund gelegt. So hat die Sprache eine altertümliche Färbung, aber diese „Altertümlichkeit" klingt bei Steinhausen nicht geziert und unecht, sie gehört zum Ganzen und hilft dazu, die eigentümliche Stimmung, die über dem Werke liegt, herauszubringen. Zum Schluß, nachdem Diether geendet hat, läßt der Dichter noch einmal das Kloster Maulbronn vor unserem Auge aufsteigen. Die Brunnenkapelle, in der sanft das Wasser rieselt, die Kreuzgänge, die den Friedhof der Abtei im Viereck umgeben. Die Blütenbüsche, die leise über den Grüften rauschen. Das Kirchendach, das im Mondlicht der Frühlingsnacht glänzt. Und zu Diethers und seiner Hörer Füßen ist ein Grabstein von weißen Blüten ganz überdeckt:

> Der Alte bückte sich bedächtig und strich sie leise mit der Hand zur Seite. Da ward, eingegraben auf dem moosigen Steine eine Lilie sichtbar und eine Inschrift. Die Augen der Jünglinge hatten sie bald entziffert.
>
> Irmela virgo, lasen sie. — —|

Das Buch hat etwas Weiches, Liebes: aber sentimental? — nein! Es erinnert etwas an zarte Miniaturen auf Goldgrund; und die Gestalt der Irmela gleicht einer der holdseligen Madonnen im Rosenhag, wie sie die alten deutschen Meister malten.

Steinhausen ist auch später wieder zur historischen Erzählung zurückgekehrt. 1893 erschien die Geschichte Wendelins von Langenau (Pasch, Berlin) und 1898 hat er unter dem Titel Entsagen und Finden drei historische Erzählungen herausgegeben (Bonz, Stuttgart. Geb. 4,20 Mk.). Die Geschichten spielen teils im Mittelalter, teils im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Das Leitmotiv ist ähnlich wie in Irmela: Eine frühlingshelle Jugend. Die Fahrt ins Leben, wo Glück und Glanz lockt. Dann erheben sich Sturm und Wellen, und der ist glücklich zu preisen, der in einen stillen Hafen flüchten kann, wo die Täuschungen und Lockungen der Welt hinter ihm liegen. Manchmal erinnert die Art dieser Erzählungen an die alten frommen Volkserzähler wie Caspari oder Glaubrecht. Besonders die erste der Geschichten in „Entsagen und Finden": Schwarzbärbels Bräuterei ist gut und fesselnd erzählt.

Aber Steinhausen bewegt sich nicht bloß auf dem Gebiet der historischen Erzählung, er ist auch Humorist, Satiriker und Maler des Kleinlebens im Stil Jean Pauls und Raabes. Eine satirische Kontroverspredigt sind seine Meletemata ecclesiastica. Er gab sie heraus unter dem Pseudonym Veracius Rusticus. (Bei Johannes Alt, Frankfurt a. M. 1889. VII, 109 S. 2 Mk.) Da nimmt er allerlei Erscheinungen des modernen christlichen Wesens aufs Korn, die ihm nicht gefallen. Und er spricht manch kräftiges Wort über Süßlichkeit und Phrasentum, über Unaufrichtigkeit und Unklarheit im religiösen Leben. Wie er auf die christlichen Feste und Feiern zu reden kommt, da hat er Manches auf dem Herzen; es will ihm die Verquickung von Vergnügen und Religion nicht gefallen,

> wenns Publikum gar stimmt an
> Um den Biertisch und bei qualmender Zigarre:
> „Harre meine Seele, harre!"
> Oder wenn die Kellner laufen ab und zu:
> „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?"
> Und endlich, beim Vom-Stuhl-Aufstehen:
> „Laßt mich gehen, laßt mich gehen."

Besonders ist ihm auch die christliche Litteratur zuwider, die mit ihren süßlichen Bekehrungsgeschichten allen Sinn für den Ernst der Religion zerstört. Und zudem wird in die Bekehrungsgeschichte meist noch ein Liebeshandel verflochten:

> Als wäre die Welt nur darauf gestellt,
> Daß Hans seiner Grete werd zugesellt,
> Und die Wehn, die unsrer Zeit im Schoße liegen,
> Wäre nichts gegen die Frag, ob die Pärchen sich kriegen.
> Kommen nun schon die Andern mit solchen Fratzen,
> Daß man möcht mit Bomben dazwischenplatzen,
> So ist Schaden und Aergernis doppelt schwer,
> Wenns stolziert mit christlicher Miene einher.
> Als ob Christus und Gott im Himmel droben
> Nur dazu da wären, daß sich Zwei verloben,
> Und Glaube und Gnade muß dazu siegen,
> Daß sich Karl und Emma in Armen liegen!
> Ja, mag mans mit frommen Worten verbrämen,
> Solcher Moral muß ein Christ sich schämen,

Da dem lieben Ich wird nur schön getan:
s' Männlein verliebt wie ein Auerhahn,
Desgleichen des Weibleins zartes Herzchen
Brennt durch und durch, wie ein Räucherkerzchen.
Gut, mög euch die Liebschaft wohl geraten,
Aber macht daraus keine frommen Taten
Und mischt miteinand' nicht zu einem Gerichte
Wie'n Ragout Bekehrungs- und Liebesgeschichte.

Das Frömmigkeitsideal Steinhausens spiegelt sich am deutlichsten in den Meletemata, wenn wir auch in seinen andern Werken immer wieder den Spuren einer ernsten und tiefen Religiosität begegnen. Am liebsten sind ihm

im Lande die Stillen
Die ihr Joch tragen nach des Herrn Willen:
Die Leidenden, deren verlassenen Jammer
's Gesangbuch hilft tragen in dumpfer Kammer.

Die Gegenwart ist ihm zu weltfreudig und weltförmig, darin erblickt er einen Hauptschaden unserer Zeit und ihrer Frömmigkeit:

Denn der Schrei der Not und das Flehen um Kraft,
Das Sehnen der Seel aus des Leibes Haft,
Das Verzücktsein zum Himmel der geprüften Frommen —
Wie kann denn das Solchen von Herzen kommen,
Die höchst vergnügt sind in ihrer Haut.

In der Stille treu sein, Unrecht leiden und doch lieben, aufs Glück verzichten und doch nicht bitter werden: das ist die Art die eine Reihe seiner Lieblingsgestalten, allen voran der gottinnige „Korrektor" an sich trägt. — Die religiöse Grundstimmung des siebzehnten Jahrhunders, wie sie sich vor allem im Kirchenlied jener Zeit ausspricht, ist dem Empfinden Steinhausens vielleicht am verwandtesten. Auch ihm ist das Wort von der „engen, falschen Welt" aus dem Herzen gesprochen.

Steinhausen hat sonst keine größere Dichtung in Versen veröffentlicht, dagegen beginnen mit der Novelle Markus Zeisleins großer Tag seine humoristischen Idyllen und Prosaerzählungen. (Finckh, Basel 1883. 2, geb. 3 Mk.) Da sind wir nun in der deutschen Kleinstadt zu Biedermaiers Zeit, wie wir sie von Ludwig Richter und Spitzweg her kennen. Die krummen Gassen und Gäßlein, die winkligen Häuser mit den schmalen Treppen, die Nelkenstöcke vor den Fenstern, und auf der Anhöhe vor dem Städtlein die alte Linde. Dort unter der Haustür nickt uns der Herr Schildmaler Markus Zeislein zu, der eben sein Gemälde auf der neuen Turnerfahne vollendet hat. Ueber den Kirchplatz wandelt würdig Rektor Salpius. Eben ist sein Schulprogramm erschienen: „Pragmatische Gedanken über die Folgen der Catilinarischen Verschwörung, falls selbige geglückt wäre." Im Amthaus brütet der Amtmann über den Akten und grämt sich, daß in Quäcke kein geheimnisvolles Verbrechen begangen wird, dessen Entdeckung ihm den ersehnten Ruhm brächte. Und in der Dachstube links im Eckhaus sitzt der Primus der obersten Lateinschulklasse und dichtet eine Inschrift für die Turnerfahne. Wie soll er sich fassen? Das Nächstliegende ist ihm zu gewöhnlich:

Frisch, frei, froh, fromm!
Das ist der Turngemein Willkomm.

Das steht schließlich auf jeder Turnerfahne. Wärs nicht besser:

Frisch, fromm, frei, froh!
Die Turnerschaft begrüßt sich so.

Oder noch kräftiger und anschaulicher:

Frisch, froh, fromm und frei!
So gedeiht die Turnerei.

Oder endlich. — Ja das ist am apartesten und schwungvollsten:

Froh, fromm, frei, frisch!
Vierfacher Strahl, uns nie erlisch!

So macht uns der Dichter mit den Freuden und Sorgen dieser „Quäcker" vertraut, und es wird uns im Lauf der Erzählung, als wären wir seiner Zeit auch in Quäcke gewesen und hätten das große Turnfest mitgefeiert.

Die harmlose stillvergnügte, gemütvolle Kleinmalerei herrscht auch in einer späteren Novelle Steinhausens vor: Die neue Bizarde (Wittenberg, Herrosé), während in seinen anderen Schriften meist noch ein weiteres Element hinzutritt, die Satire.

Steinhausen schwimmt nicht mit dem Strom der modernen Kulturbegeisterung. Er sieht im Leben der Gegenwart schwere Schäden: die Aeußerlichkeit, die Ruhmredigkeit, die selbstgefällige Wichtigtuerei, die Gemütsverödung, den Geldgeist. All dieses Unwesen versteht er mit feiner Ironie zu entlarven und zu brandmarken. 1882 erschienen drei Novellen von ihm in einem Band: Gevatter Tod, Im Armenhause, Mr. Bob Jenkins Abenteuer (E. Finckh, Basel, 6, geb. 7,20 Mark). Besonders die letzte dieser drei Novellen ist reich an Seitenhieben auf die geschwollene Vereinsmeierei, auf den anmaßlichen Geschäftsgeist, auf die sensationelle Litteraturmacherei in der Gegenwart. Aehnliche Tendenz hat die Novelle: Herr Moffs kauft ein Buch (Pasch, Berlin).

Herr Moffs gehört zu den Deutschen, die ausgenommen natürlich die Hauptbücher, Kladden, Strazzen usw. das ganze Jahr hindurch kein einziges Buch kaufen und also, was finanzielle Enthaltsamkeit in literarischer Hinsicht betrifft, jenem weit verbreiteten, ächt germanischen Idealismus huldigen, der Dichter und Denker in viel zu hohem Lichte sieht, um die edlen Gaben ihres Hirns und Herzens für schnöden Mammon zu erstehen wie andere Marktware. Nur einmal im Jahr läßt sich Herr Moffs auf einen Buchkauf ein, nämlich zur Weihnachtszeit, jedesmal am Tage vor dem Weihnachtsabend, weder früher noch später; denn er ist in allem pünktlich und liebt die Regel ohne Ausnahme.

Bedeutender als diese Zwischengerichte ist das nächste Buch Steinhausens: Der Korrektor, Szenen aus dem Schattenspiel des Lebens. (L. Ungelenk, Dresden, 1,50 Mk.) Die Hauptgestalt der Erzählung ist ein armer Korrektor, der Schweres erlebt, aber sich ein Herz voll Liebe und Gottergebung bewahrt hat. Er gehört zu den feinsten, ansprechendsten Gestalten in Steinhausens Dichtungen. Der Grundgedanke, der durch das Buch hindurchgeht, ist in den folgenden Worten ausgesprochen:

O ihr Wissensfanatiker, aus dem Scheiterhaufen all eurer erbarmungslosen Schlußfolgerungen, auf denen ihr so leichtmütig alle Flugwerkzeuge und Stützen des frommen Glaubens verbrannt, sprüht doch kein Funken hervor, das frierende Herz zu erwärmen oder in das ins Dunkel gewiesene einen Schimmer der Hoffnung zu werfen!

Dieser Gedanke wird dadurch noch besonders veranschaulicht, daß dem Korrektor und seiner inneren Welt eine Reihe von Typen der modernen kulturseligen Welt, besonders ein materialistischer Gelehrter gegenüber gestellt werden. Auch hier fehlt es nicht an scharfer Satire, aber im Vordergrund bleibt doch die Gestalt des Korrektors. Wir lernen ihn und den ganzen Ton des Buches am besten kennen, wenn wir hören, wie er in seiner Kindheit Geburtstag feierte:

Ein Heliotrop wars, den mir zum Geburtstag jedes Jahr meine Patin gezogen hatte hinter den Eisenstäben am kleinen Fenster in der Pförtnerwohnung. Schon manche Woche vorher durfte ich den Blumentopf bewundern, wie er neben der Nelke und der Wachsblume und der Fuchsia stand (o, ich sehe alle die Pfleglinge der alten Frau noch vor mir) und knospete. Aber immer heute war er in die Stube gekommen und stand auf dem Tische, und daneben der kleine Kuchen, zu dem ich selbst die aufgehobenen Pflaumensteine gesprengt hatte, daß ihre Kerne statt der Mandeln dienten. O, wenn ich ihr dann das Holz herzutragen durfte für den Kaffee, und die Herdflamme flackerte und züngelte unterm Dreifuß, während sie geschäftig ab und zu ging und setzte die Tassen hin, für mich eine mit 'nem Goldrand, und auch der Zucker durfte nicht fehlen, den sie sich wohl durchs ganze Jahr nicht gönnte. Wenn wir dann den Kuchen verzehrten, zu dem sie das Mehl für Weizenkörner aus aufgelesenen Aehren vom Stoppelfeld eingetauscht hatte, und ich saß nahe, ganz nahe neben ihr, dann stand der Heliotrop mit den zartblauen Blüten und dem süßen Dufte vor uns. Wie gern hört ich ihr zu, wenn sie dann erzählte von ihrer Jugend und wie Alles sonst anders gewesen wäre in der Welt. Sie fing dann auch wohl von meiner Mutter an, von der ich kaum ein ganz dunkles Erinnerungsbild in meiner Seele bewahrte; denn sie war in der ersten Dämmerung meines Lebensmorgens gestorben. „Sie hatte gar ein fröhlich Gemüt", sprach sie dann wohl, „deine Mutter, da sie jung war, aber sie war zu weich, gar zu weich und zog sich Alles zu tief zu Herzen. Zwar die Welt scheint jetzt ein glätter Angesicht zu haben, und sanftere Sitten, aber s'kommt mir so vor, als wär sie im Herzen noch ebenso hart, ja härter denn zuvor." Darauf fühlt ich wohl ihre dürre Hand auf meinem Scheitel, als bedürft ich auch eines Schutzes und sie wollt ihn mir zuwenden. Hernach mußt ich die alte Postille vom Sims langen und ein Gebet lesen, das da hinten zu finden war unter der Ueberschrift: „Ein Christ lobt Gott am wiedererlebten Geburtstag." Und ich konnte oft unterm Lesen nicht weiter vor Rührung darüber, daß all diese Worte, die so feierlich

klangen, von mir geschrieben waren und immer lange vor dem Amen geriet ich ins Schluchzen. Da hört ich sie wohl murmeln: Grad so war seine Mutter! Aber wenn sie darauf mit mir anhub: „Sollt ich meinem Gott nicht singen" — ach, dann jauchzte unter den Tönen meine Seele wieder auf, und wenn die Wintersonne schien, so sang wohl auch der Zeisig mit über den Blumen im Fenster, die Sperlinge draußen zwitscherten und die Tropfen vom tauenden Schnee klangen auf die Gitterstäbe.

Unter den humoristischen Werken Steinhausens steht seine „Spießhagener Geschichte": Heinrich Zwiesels Aengste weitaus oben an. (Berlin, Grote 1899. Geb. 5 Mk.) Was Zeislein verheißen hat, ist hier erfüllt. Welche Fülle von originellen Gestalten! Zuerst Zwiesel selbst der ängstliche gutherzige Buchbinder, der sich von aller Welt, zumeist von seiner Gattin Joconda geb. Haudremont einschüchtern läßt. Herr Großtorkel, der industrielle Hochstapler mit den sozialen Redensarten, Kommissionär Rekeler, der Vertreter der Spießhagener Presse, Nakelbaum, der mit Leichensteinen hausiert und ein unglaublich verschrobenes Deutsch spricht. Und dann die Ortsgewaltigen alle. Originell ist auch die Handlung, spannend und fesselnd durchgeführt und originell ist vor Allem die behagliche Heiterkeit, mit der das ganze barocke Spießhagener Treiben geschildert wird. Spießhagen ist ja im Grund nichts anderes als ein Schilda der modernen Welt, in dem alle Schwächen unserer Zeit in seltsamer Spiegelung wiederkehren. Da ist das Jubiläums- und Denkmalswesen der Gegenwart verkörpert im Verein für notwendige Denkmalsetzung. Das Kapitel, das uns in die Sitzung dieses Vereins führt, gehört zu dem Feinsten, was deutscher Humor in neuerer Zeit geschaffen hat. Da ist die Szene, wie Zwiesel vor dem Standesamt eine Todesanzeige macht. Wie köstlich ist da bureaukratische Breitspurigkeit und Ruppigkeit gezeichnet. Prächtig in ihrer würdevollen Phraseologie sind auch die literarischen Gutachten über zwei zu einer Preisbewerbung vorgelegte Gedichte, oder die Erzählung von der schließlichen Entlarvung Großtorkels. Dabei welche Fülle von Nebenmotiven, von geistvollen Seitenblicken, von stimmungsvollen Schilderungen. In seinen unbedeutenderen Werken kann Steinhausen hin und wieder fehlgreifen in der Wahl seiner Motive: die reichen Vettern und Gönner und die vermißten Testamente tauchen da oft zu unvermittelt auf. Im Zwiesel ist Alles sorgfältig verknüpft, gut begründet und auf den Ton des Ganzen gestimmt.

In der Gegenwart sind die Schriftsteller nicht selten, die nach allen aktuellen Problemen angeln, um sie in ihr Fischwasser zu verpflanzen. Sie haben dabei meist ein großes und andächtiges Publikum. Steinhausen steht dem modernen Leben kritisch gegenüber. Er will nicht, daß wir das Alte um seiner Enge willen verachten. Die Biedermeierzeit, die uns so komisch vorkommt, hatte in Vielem mehr Stil und Gehalt als die lärmende Gegenwart. Es ist verblüffend, wie Steinhausen da und dort in seinen Werken Wahrheiten ausspricht, die man sich vielfach erst wieder neu erringen mußte in unseren Tagen. Ein großer Teil der Gedanken, die in der Linie der künstlerischen Kultur, des Heimatschutzes rc. liegen, sind von ihm längst vertreten worden. Und wem seine Korrektoren und Kollaboratoren, seine Buchbinder, Schildmaler und Lumpensammler als eine allzu unbedeutende Gesellschaft erscheinen wollte, der sei an Jean Paul und Raabe erinnert. Uebrigens steckt in diesen Gestalten viel mehr Leben als in den „neuen Männern" und „neuen Weibern", die in zahlreichen modernen Dichtungen ihr verworrenes, problematisches Wesen treiben; und schließlich ist es ein wahres Wort, wenn Raabe einmal sagt: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum."

Th Klaiber

Eindrücke unter den Unitariern

1

Die unitarische Kirchengemeinschaft von Großbritannien hält jährlich einmal, und zwar in der Pfingstwoche, eine allgemeine

Konferenz in London ab, zu der auch Unitarier anderer Länder sich einfinden. Ich habe an ihren Versammlungen vom 5. bis 8. Juni ds. Js. nach Möglichkeit teilgenommen und dabei eine Reihe von Eindrücken empfangen, die ich gern weiterhin mitteilen möchte.

Eine allgemeine Kenntnis dessen, was die Unitarier sind und wollen, muß ich bei meinen Lesern voraussetzen. Für Diejenigen, welche keine klare Vorstellung mit dem Namen verbinden, sei kurz Folgendes bemerkt.

Die Unitarier führen ihren Namen von ihrer Gegnerschaft gegen die Trinitätslehre. Sie lehnen das Dogma von einem dreieinigen Gotte ab, stellen sich fest auf den Boden des Glaubens an Einen einheitlichen Gott und legen auf Spekulationen über das „Wesen" Jesu Christi kein Gewicht, während sie vielmehr ein Leben und Arbeiten im Geiste Jesu Christi betonen. Im Uebrigen vereinigen sie in ihrer Gemeinschaft vielerlei verschiedene Schattierungen theologischer Auffassung, welche alle von dem Hauptcharakterzug durchdrungen sind, der modernen Wissenschaft auf allen Gebieten völlig und ehrlich Raum und Gehör zu geben. Die Verbreitungsgebiete der Unitarier sind besonders England und Nordamerika. Unter ihren führenden Persönlichkeiten sind aus früherer Zeit Channing (1780—1842) und Parker (1810—1860), aus neueren Tagen James Martineau (1805—1900) zu erwähnen. Es ist bezeichnend für die Geistesrichtung der Unitarier, daß unter den Begründern der Richtung Joseph Priestley (1733—1806), einer der hervorragendsten Chemiker und Physiker des achtzehnten Jahrhunderts, der Entdecker des Sauerstoffs, gewesen ist. Die Unitarier haben harte Verfolgungen durchmachen müssen. Noch bis 1813 waren sie in England (nach der „Toleranz"akte von 1689) durch das Gesetz mit dem Tode bedroht. Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts etwa leben sie wenigstens äußerlich unangefochten.

Die diesjährige Versammlung (Anniversary Meetings 1906 of the British and Foreign Unitarian Association) machte den Gesamteindruck einer warmen Gemeinsamkeit und eifriger Arbeit. Die Zahl der Teilnehmer betrug über tausend, unter ihnen nicht wenige Amerikaner, auch einige Vertreter verwandter Richtungen aus Frankreich, Holland, Deutschland und Indien. Zwischen den größeren allgemeinen Versammlungen fanden eine Menge engerer Besprechungen statt, bei denen besondre Angelegenheiten der Gemeinden und Geistlichen, Sonntagsschulen, Temperenz, Geschäftsorganisation, soziale Fragen und dergleichen zur Verhandlung kamen. Die Zahl der Meetings und der verhandelten Stoffe war überraschend groß.

Hervorragend unter den sonstigen Veranstaltungen war die Essex Hall Lecture am Abend des 5. Juni. Die Essex Hall ist der Mittelpunkt des unitarischen Lebens in London. Sie liegt sehr praktisch, zentral und doch ruhig genug, in einer der schmalen Seitenstraßen von Fleetstreet, jener lebhaften Verkehrsader der City. In der Haupthalle der Essex Hall hielt ein amerikanischer Geistlicher eine Vorlesung über The Making of Religion. Solch eine Vorlesung von einem bedeutenden Geistlichen oder Gelehrten der Unitarier wird jedesmal auf Grund einer Stiftung bei der Zusammenkunft der Pfingstwoche gehalten. Die Halle war gedrängt voll. Der diesjährige Lektor, Geistlicher einer unitarischen Gemeinde in Amerika, hielt sich gerade einige Zeit in England auf in Folge eines sehr nützlichen und gescheiten Abkommens, das eben jetzt unter den Unitariern mehr gepflegt werden soll, daß nämlich ein Pastor in Amerika und einer in England für eine Reihe von Monaten sich gegenseitig vertreten und dadurch sowohl eine erholsame Reise wie eine auffrischende Tätigkeit in neuen und doch nicht ganz ungewohnten Verhältnissen gewinnen. Auch den Gemeinden ist die Abwechslung wohl nicht nachteilig. Es ist etwas wie der deutsch-amerikanische Professorenaustausch. D. Crothers sprach sehr geschickt und fesselnd. Er betonte vor Allem, daß man, um das Wesen einer Religion, insbesondere des Christentums, zu verstehen, nicht einseitig zurückblicken dürfe auf die Anfänge der Religion, sondern daß diese zu jeder Zeit als etwas Lebendiges an ihrer eigenen Existenz geprüft werden müsse, an dem momentanen Werden, das sich in ihr aufweisen

lasse. Aus dem Leben des Christentums wies der Redner für die Gegenwart besonders auf die zwei Momente hin, daß der Sinn für Wahrheit, die Hingebung an Erforschung der Wahrheit einerseits, die Pflicht sozialer Arbeit, eines gemeinsamen Aufsteigens der Menschheit in allen Klassen und Völkern andrerseits sich als integrierende Züge modernen Christentums kundzugeben anfingen. Den religiösen Charakter in der Ehrfurcht vor der Wahrheit sowie in dem „demokratischen" Empfinden unserer Zeit wies der Redende sehr eindringlich nach.

Ein anderer interessanter Vortrag wurde am Vormittag des 7. in derselben Halle von Fräulein Gertrud von Petzold gehalten: Frauendienst in der alten Kirche und seine heutige Berechtigung. Diese Dame ist Predigerin an einer unitarischen Gemeinde und zur Zeit in Europa wohl die einzige, welche als weibliche Kraft den Beruf eines Geistlichen erfüllt. Ihre Gemeinde ist in Leicester. Die Unitarier haben es gewissenhaft gewagt, diese neue Bahn zu betreten und einer Frau die Ausübung geistlicher Amtspflichten zu übertragen, und sie sind, wie öffentlich ausgesprochen wurde, bisher mit dem Resultat nicht nur sehr zufrieden, sondern versprechen sich noch viel für die Zukunft von diesem Beispiele. In der Tat legte der Vortrag sowohl von den Studien wie von der rednerischen Begabung dieser Pastorin, deren sympathische Persönlichkeit unwillkürlich die Herzen gewinnt, ein sehr günstiges Zeugnis ab. Vielen Freunden der Christlichen Welt wird übrigens Fräulein v. Petzold von unserer Versammlung in Goslar her (1905) sowie durch sonstige Berührungen keine Unbekannte sein.

2

Unter den verschiedenen Eindrücken, die ich im Verkehr mit den Unitariern während dieser Tage erhielt, waren zwei besonders bleibend. Das waren die Eindrücke der Warmherzigkeit ihres Glaubens und der geschickten Organisation.

Wo ich mit sogenanntem liberalem, wissenschaftlich orientiertem Christentum in Berührung komme, da mache ich mich, zumal wenn es sich um Korporationen, öffentliche Versammlungen und dergleichen handelt, darauf gefaßt, einer kühlen, vorwiegend kritischen, aggressiven Grundstimmung zu begegnen. Kälte und Kritik gehen Hand in Hand. Wo eine Richtung mit Kritik, mit Kampf gegen nicht anzuerkennende Irrtümer einsetzt, da bleibt ihr auch leicht der Zug, daß nur in der Negation die Energie hervortritt, daß ihre Schlagwörter negativ sind oder nur in ihrer negativen Bedeutung wirken. Die Wärme der Vertiefung in den eigenen positiven Besitz fehlt. So habe ich es wenigstens oft beobachtet. Bei diesen Unitariern war es anders. Man spürte Warmherzigkeit, die aus echtem Leben in positiven Idealen entstanden war. Die Redner sprachen in echter, ungekünstelter Bewegung, wo sie die Tiefen anrührten, und zwar bewegt von positiven Aufgaben und Arbeiten. Auch die Hörer, die in echt englisch-amerikanischer Weise mit lebhaften Zwischenrufen und Stimmungsäußerungen den Redner begleiteten, waren warmherzig. Besonders schön fiel mir der warme, innige Ton in einer Andacht auf, der ich beiwohnte. Hier war eine herzlich christliche Frömmigkeit, ohne alle Anleihen an fernliegende Dogmatik, und doch so menschlich innig. Mit Recht führte der die Andacht leitende Geistliche (Rev. W. Ch. Pope) die Gedanken seiner Hörer direkt auf den Punkt, der bei wahrem Christentum von eignem Gehalt immer vornan stehen muß: Erreichen wir mit unserm Christentum Etwas in der einfach-schweren Wirklichkeit des Daseins? Bringt es uns selbst vorwärts? Gibt es uns mehr Kraft, mehr Sicherheit, mehr Freudigkeit? Die Art der kurzen Betrachtung hatte Etwas an sich, wovon ich mir unwillkürlich sagen mußte, daß es (wenn auch im Verhältnis schwach) ein Widerschein der Art sei, wie Jesus Christus Menschen von heute zu Herz und Gewissen reden würde.

Für diese Andacht war ein Heft mit 59 Gesängen auf den Plätzen verteilt, Hymns of the Liberal Faith. Ich blätterte nachdenklich darin und nahm es dann mit nach Haus. Das Bedürfnis eines guten für dogmatisch frei gerichtete Gemeinden geeigneten Gesangbuches habe ich oft empfunden. Grade in letzter Woche hatte ich mir durch Freundeshand das Gesangbuch der freireligiösen Gemeinde in Breslau besorgen lassen, um an ihm zu prüfen, was man etwa in der Hinsicht besitze. Welch eine Enttäuschung waren diese „Lieder zur Erbauung für freireligiöse Gemeinden" mir gewesen, und in welch einem Gegensatz zu ihnen standen diese Hymnen der Unitarier! Wie einförmig ist der Gedankenkreis dort, größtenteils ausgedrückt mit Worten, die uns heute wie eine Phrase vorkommen:

> Licht und Wahrheit in der Hütte,
> Licht und Wahrheit im Palast,
> Licht in Geist und Herz und Sitte,
> Lauter Wahrheit, ohne Rast:
> Strebt dies Ziel des Heiles an,
> Wirke Jeder, was er kann,
> In der Nähe, in der Ferne,
> Dann sehn heller uns die Sterne!

Oder

> Wo alle Schranken niederfallen
> Und Priesterhaß kein Feuer schürt,
> Wo zu der Wahrheit lichten Hallen
> Ein Mensch den andern liebend führt...

Oder

> Erhaben sei des Menschen Tat,
> Der Taten Glorienschein
> Umgibt den, der dem Ziele naht,
> Ein wahrer Mensch zu sein —

dabei das Meiste ganz gewöhnliche Reimerei ohne einen Funken von Dichtergeist. Und dem gegenüber die Herzenswärme und das Gottinnige jener englischen Lieder, die ich nicht zu übersetzen wage, von denen ich aber ein paar Reihen, ganz durchschnittliche, für die des Englischen Kundigen hersetzen möchte:

> With happy voices ringing
> Thy children, Lord, appear
> Their joyous praises bringing
> In anthems sweet and clear.
> For skies of golden splendour
> For azure rolling sea,
> For blossoms sweet and tender,
> O Lord, we worship Thee.

Es war der erste Vers des Schlußliedes, das wir sangen, nach unsrer schönen deutschen Melodie: Wie soll ich dich empfangen! Oder ein anderes:

> Lead, kindliy light! amid the encircling gloom
> Lead thou me on!
> The night is dark, and I am far from home, —
> Lead thou me on!
> Keep thou my feet: I do not ask to see
> The distant scene — one step enough for me.

Der anderer hervorstechende Eindruck, den ich hatte, war der einer prachtvollen Organisation.

Ich kann ja freilich nur über das organisatorische Geschick, soweit es sich in den Anordnungen dieser Versammlungswoche kundgab, aus eigener Anschauung reden. Wenn das dabei Beobachtete aber typisch ist, so müssen die Unitarier überhaupt eine gute Organisationsgabe besitzen. Die Verhandlungen waren vortrefflich vorbereitet. Insbesondere waren die Teilnehmer durch eine Menge von gedruckten Mitteilungen, die ihnen vorher zugingen, über alles Aeußerliche und Innere vorzüglich informiert. Vor mir liegen etwa zehn verschiedene Papiere zur Orientierung. Da bekam man außer den Einlaßkarten zu den einzelnen Versammlungen, die privater Natur waren, einen Jahresbericht (den 81.) von 24 Seiten, der über die Tätigkeit und die Beziehungen der Unitarier, über verstorbene Mitglieder, Finanzen u. A. Auskunft gab. Man erhielt ferner die neun Resolutionen, über welche in der geschäftlichen Hauptversammlung des 6. Juni verhandelt werden sollte. Man erhielt ein Heftchen, in welchem alle Veranstaltungen der vier Tage in klarer Uebersicht zusammengestellt waren, nicht ohne daß den fremden Gästen ausführliche Winke über Hotels und Wohnungen, teurere und billigere, gegeben wurden. Für die auswärtigen Besucher waren von Montag an allerlei Gelegenheiten arrangiert, Sehenswürdigkeiten von London in Freistunden unter Führung zu besuchen. Ein Lese- und Schreibezimmer sowie eine Bücherei stand zu freier Verfügung. Den Teilnehmern am Essen des 6. Juni wurde eine Liste der erwarteten An-

sprachen nach der Mahlzeit, sowie ein „Tischplan“ zugeschickt, auf dem man nicht nur genau seinen eignen Platz, sondern auch Angabe darüber, wen man in der nächsten Entfernung zu Nachbarn hatte, sowie ein Gesamtverzeichnis aller Tischgäste fand. Diese und andere sehr geschickte Vorbereitungen waren vor Allem das Werk des unermüdlichen, stets freundlichen und hilfsbereiten Sekretärs, des Rev. W. Copeland Bowie. Ich äußerte ihm meine Anerkennung über diese äußeren Arrangements und meinte, sie müßten viel Arbeit gekostet haben. Nun, erwiderte er lächelnd, dafür wird anderseits Vielen eine Menge Arbeit erspart.

Einer der Redner definierte, als er über Organisationsfragen sprach, den Begriff der Organisation dahin: sie sei eine Summe von Einrichtungen, durch welche man die für einen bestimmten Zweck in Menschen ruhende Energie herauslocke und zur Tätigkeit bringe; darum dürfe organisatorische Arbeit nicht aufhören, bis man überzeugt sei, daß auch der letzte Funke schlummernder Energie angefacht sei. Man müsse sich immer wieder fragen: Lebt etwa noch in irgend welchen Leuten ein Interesse für diese Sache, das noch nicht geweckt, noch nicht gewonnen ist? Ließe sich in den Leuten, die bereits gewonnen sind, die Aktivität noch irgendwie steigern? Und wo derartige Fragen zu bejahen seien, da sei es Sache geschickter Organisation, die Kraft bis zum letzten Quentchen hervorzuziehen. Gewiß! Und wie unendlich viel kann Organisation in solcher Hinsicht tun! Wie viel muß sie tun! Es ist irrig, daß eine große Idee, eine gute Sache „durch sich selbst“ wirken. Sie tun das nur in sehr beschränktem Maße und verfallen bald dem Stillstand nach dem Gesetz der Trägheit, wenn nicht eine emsige und kluge Organisation mit Feuereifer am Werke ist.

Lebendige von der Kritik freigewordene Frömmigkeit und kluge, eifrige Organisationsarbeit sind zwei Gaben, die ich von ganzem Herzen unserem freien Protestantismus in Deutschland wünschte. Er bedarf ihrer nach meinem Urteil noch ganz außerordentlich, wenn er vorwärts kommen soll. In diesem Sinne meinte ich es, wenn ich unsern unitarischen Freunden aussprach, daß ich auf ein tieferes Verständnis und eine nähere Berührung zwischen den Unitariern und der modern orientierten Richtung des deutschen Protestantismus hoffe.

Heinrich Hackmann

Rede, gehalten in der Frankfurter Protestversammlung wider die russischen Judenmetzeleien

am 4. Juli

H. V. Unser verehrter Vorsitzender kann mir bezeugen, daß ich auf die erhaltene Einladung, heute hier zu sprechen, zuerst entschlossen war abzulehnen. Dringender Berufsgeschäfte halber. Aber bei längerem Nachdenken wurden es mir zur Pflicht, dennoch zu kommen. Und ich würde gekommen sein, auch wenn ich nicht der hocherfreulichen Tatsache gegenüberstände, daß Männer aller Parteien sich zu dieser Kundgebung zusammengeschlossen haben, ich würde gekommen sein, auch wenn nur Eine Partei mich gerufen hätte. Nicht als ob ich Ihnen mit einer besondern Kenntnis der Vorgänge, die uns beunruhigen, dienen könnte: ich weiß, was ich weiß, aus den Zeitungen wie Sie. Auch habe ich kein besonderes Pathos erschütternder Beredsamkeit in die Wagschale zu werfen — wie es denn hier keiner Künste bedarf. Nein es treibt mich, bei dieser Gelegenheit ein Gefühl zum Ausdruck zu bringen, das vielleicht gerade ich zum Ausdruck bringen soll, als einer, der von auswärts zu Ihnen kommt wie im Namen von Tausenden und Millionen, die hinter ihm stehen.

M. v. Z. Die erschlagen wurden, sind Juden, und die sie erschlugen, sind Christen. Das wird von Ihnen, meine jüdischen Mitbürger, heute nicht gesagt werden. Aber gedacht haben Sie es schon alle, und zu einander gesagt — wie oft! Heute und an diesem Orte muß es auch gesagt werden, und kann nur gesagt werden von Unsereinem. Mag es noch so schwer fallen. Denn freilich, es will einem fast die Stimme versagen vor Scham!

Hat denn umsonst der Herr und Meister der Christenheit aus dem Alten Testament dies als das vornehmste und größeste Gebot emporgehoben: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst? Hat er umsonst den Seinen das Gebot erklärt „Du sollst nicht töten“ — daß sie nicht einmal zürnen sollen, vielmehr sogar lieben ihre Feinde? Wir wissen gut, welch hohes Ideal das ist, und wie weit wir davon entfernt sind auch bei uns zu Lande es zu erreichen: aber die Kluft, die zwischen diesem klaren Jesuswillen und dem Gebahren der Christen in Rußland uns entgegenstarrt, — ist zu groß! Entsetzen ergreift uns, wenn wir von diesen Greueln hören, als Menschen, Scham und Schande als Christen. Wenn Juden die Schreckensnachrichten lesen, da klagen sie über die Erschlagenen ihres Volkes; wenn wir Christen — dann fällt uns schwer auf die Seele diese Ohnmacht unserer Religion, die neue Blutschuld, die eine christliche Kirche auf sich lädt. Denn der russische Staat, das russische Volk ist die russische Kirche. Man kann da nicht scheiden. Ein wundersames Gebilde diese orthodoxe Kirche des Zarenreichs mit ihren 100 Millionen Bekennern, scheinbar erstarrt in uralten Ueberlieferungen des Kultus und der Sitte, und doch noch immer lebendig in beneidenswerter Volkstümlichkeit; einen Tolstoi hat sie hervorgebracht — und das schwarze Hundert, diese Duma — und diesen Pogrom, die organisierte, sanktionierte Judenverfolgung des zwanzigsten Jahrhunderts!

Die erschlagen werden, sind Juden, und die sie erschlagen, sind Christen.

Es ist ja wahr, daß in der Krisis, die über das russische Reich gekommen ist, noch andere Greuel sich abspielen. Mit blutendem Herzen sind wir Zuschauer der harten und fast hoffnungslosen Leiden, die unsre deutschen Brüder, die Balten, betroffen haben. Im Kaukasus wüten Armenier und Tartaren wider einander. Wo man hinsieht, hat es Zerstörung gegeben und Blutvergießen. Aber die Geschichte hat uns gewöhnt an diese furchtbaren Begleiterscheinungen großer Umwälzungen, und wir verstehen sie einigermaßen aus den entfesselten elementaren Leidenschaften der Völker. Aber wenn schon sonst die Machthaber in Rußland gegründetem Verdacht verfallen, daß sie, statt Ordnung zu schaffen, hetzen und schüren, damit der Aderlaß an den Untertanen ihrem Interesse zu gute komme: so offenbar wie in den Judenmetzeleien sehen wir nirgend die Hand von oben am Werk. Wir kennen ja das System, seit den Massacres in der armenischen Türkei. Zur bestimmten Stunde auf das gegebene Zeichen beginnt das Morden, und zur bestimmten Stunde auf das gegebene Zeichen endet das Morden. Es ist garnicht der vulkanische Ausbruch verhaltener Volksleidenschaft, die endlich sich Luft machen muß: mitten im Frieden, künstlich vorbereitet, nicht aus der Unordnung sondern aus der bestehenden Ordnung heraus ergeht der tagelange Schrecken über die erwählten Opfer. Damals waren es Türken, Muhammedaner, die so handelten, und wir erinnerten uns, wie die Aussaat dieser Religion von ihren ersten Anfängen her mit Blut gedüngt gewesen. Jetzt ist das System von Christen getragen, unter dem Segen von Kreuzen und Heiligenbildern wo möglich . . .

Und auch das kann uns nicht trösten, wenn die Schuldfrage aufgeworfen wird und rasch beantwortet zu Ungunsten der Verfolgten. Ich bezweifle ja gar nicht, daß in jenem Völkergemisch ein jedes Volk seine Schuld hat. Alte Schuld, durch Jahrhunderte gehäufte Schuld. Auch die russischen Juden werden davon ihr voll gerüttelt Maß auf sich geladen haben. Aber ist das nun der Weg, zu sühnen, zu züchtigen und einen besseren Zustand aufzurichten? — Und die neue Schuld? Es geht durch alle Zeitungen, daß vornehmlich Juden die Träger seien der revolutionären Bewegung in Rußland, und nicht Wenige sind geneigt, ihnen daraus einen schweren Vorhalt zu machen. Ich gestehe, daß diese Tatsache niemals den geringsten Eindruck auf mich gemacht hat. Denn einmal liegt es am Tage, daß die russische Revolution zur Genüge auch von Christen getragen ist. Aber noch viel mehr fällt das Andre ins Gewicht: wenn wir unter denselben Rechtsverhältnissen lebten

wie die Juden in Rußland, wären wir alle Revolutionäre! Und wenn die Methoden dieser Revolution, das Bombenwerfen und all der oft so sinnlose Terrorismus uns anwidern: kann denn das ganze Sündenregister auf dieser Seite, können derlei Tatsachen und Erwägungen auch nur im Mindesten den sittlichen Bankerott verschleiern und entschuldigen, dem diese russische Kirche und dieser russische Staat verfallen ist? Kann all die Juden-Schuld uns Christen das Gewissen entlasten? Kann sie uns hinweghelfen über das Aergernis, daß das Haupt eines solchen Staates eine Haager Friedenskonferenz beruft und wie ein Berufener sich an die Spitze einer Kulturbewegung stellt? Wir respektieren gerne politische Notwendigkeiten, aber heute der russische Zar in dieser Rolle — das ist ein schwer erträgliches Schauspiel, und daß die anderen Staaten gute Miene dazu machen, eine arge Heuchelei.

Was soll daraus werden? Wird das russische Volk mit seinem Staat und seiner Kirche sich noch aufraffen zu wahrer innerer Reform? Oder wird Alles noch einmal zusammenbrechen, gründlicher als voriges Jahr? Und was dann? Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Aber wenn Rußland sich innerlich erneuern soll, so wird das nicht möglich sein, ohne innere Erneuerung der russischen Kirche, und uns ist bange, ob sie dieser Reform fähig ist.

So kehrt der Blick immer wieder ungetröstet zurück an die Stätten der Verwüstung und des Mordes. Es ist nicht lange her, daß wir alle im Tiefsten erschüttert wurden durch das Erdbeben von San Franzisko. Aber, m. v. Z., hundert Tote in Bjelostok sind schlimmer als tausende in San Franzisko. Der Philosoph Kant hat einmal in ergreifenden Worten seine tiefe Ehrfurcht bekannt vor zwei Dingen in der Welt: vor dem bestirnten Himmel über uns und vor dem moralischen Gesetz in uns. Er hat in dem Sternenhimmel die unverbrüchliche Ordnung des Naturzusammenhangs bewundert, in dem wir drinstehen, und er hat das getan, obschon er die furchtbare zerstörende Gewalt eines Erdbebens wohl kannte: er kannte sie sogar ganz genau, naturwissenschaftlich ebenso wie nach ihren Konsequenzen für die Weltanschauung. Es war ihm eben recht, daß all dieser unerbittliche Naturzusammenhang, in dem wir uns finden, die Wichtigkeit vernichtet, in der wir Menschen uns so leicht überheben. Aber um so lieber schaut er dann doch auf das moralische Gesetz in uns, das die wahre Würde der Menschheit offenbart, erhaben über die Tierheit und über die ganze Sinnenwelt. Ja, m. v. Z., wo bleibt nun angesichts solcher Vorgänge der Menschheit Würde? Wo bleibt unser Glaube an unsere sittliche Bestimmung? an den endlichen Sieg des Guten?

Es bleibt nur übrig: entweder sein Haupt verhüllen — und am liebsten Nichts mehr sehen und hören. Oder laut aufschreien in Scham und Entrüstung. Zu einem solchen lauten Aufschrei lassen Sie uns unsere Stimme erheben. Und mit hineinlegen eine tiefe heilige Sehnsucht, daß endlich sich das Wort des Propheten erfülle von einer Zeit, wo Wolf und Lamm mit einander weiden und das Land voll ist von Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedecket. Ists uns ernst mit solch heiliger Sehnsucht, dann weckt sie wohl noch einmal das Echo heiliger Tat. R

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Es geht uns ein Aufruf zu, der um Gaben für ein Paul-Gerhardt-Haus wirbt, das zum dreihundertsten Geburtstag Paul Gerhardts in Gräfenhainichen errichtet werden soll. Schon im Begriff, den Aufruf selbstverständlich abzudrucken, bemerken wir die Einseitigkeit, mit der die Unterschriften dazu gesammelt sind, und halten ihn noch zurück. Nach dieser einseitigen Auswahl der Namen — denn die politischen und kirchlichen Würdenträger, die man klüglich nicht umgangen hat, kommen nicht in Betracht — handelt es sich um ein Gemeinschaftshaus engster Observanz. Wir haben gar nichts dagegen, wenn ein solches errichtet wird, und haben uns gern einst für das in Lichtenrade interessiert. Aber wir halten es nicht für recht, daß man den Charakter des Unternehmens verdeckt und sich so an die weiteste Oeffentlichkeit wendet, wie wenn es ein von weitester Gesinnung getragnes Unternehmen wäre. Will man Etwas schaffen im Geiste exklusiver Frömmigkeit, dann soll man nicht Geld machen wie die Kinder der Welt. Wir sind dennoch gern bereit, dies Gemeinschaftshaus in Paul Gerhardts Geburtsort zu unterstützen, wenn wir erst größere Klarheit darüber haben, und auch darüber, ob dies die einzige Ehrung ist, die man in der Heimat des Sängers vorbereitet. Daß Paul Gerhardt ein Pietist gewesen und darum sein Gedächtnis den pietistischen Kreisen vornehmlich gehöre, wird Niemand behaupten können.

Ein Rückblick auf den Verlauf des Dreyfus-Handels, wie er sich seit September 1894 bis heute abgespielt hat, gehört doch mit zu dem Lehrreichsten und Ergreifendsten, was die Geschichte der letzten Jahre gebracht hat. Den moralischen Höhepunkt des Dramas bildet Zolas Brief J'accuse vom 13. Januar 1898. Wie groß steht dies Dokument heute da, wie rein inmitten von so viel Schwachheit, Tücke und leidenschaftlicher Verlogenheit! R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 30 Marburg i. H., den 26. Juli 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Pflicht

Wenn ihr Alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, das wir zu tun schuldig waren. Luk. 17, 10.

Fordert dieses Jesuswort nicht unsern schärfsten Widerspruch heraus? Wer seine Pflicht treu und gewissenhaft erfüllt, soll sich als unnützen Knecht ausgeben! Entspricht denn das der Wahrheit? Nützlich ist der Mensch, der seiner Pflicht nachkommt, nützlich der treue Haushalter; und mehr kann man vom Menschen nicht verlangen. Aber mehr soll er auch nicht aus sich machen. Wer mit seiner Pflichterfüllung prahlt, der hat seinen Lohn dahin. Einem frommen Menschen ist solches Prahlen unmöglich; ihm ist das Höchste, Gottes Kind zu sein. Gott ist sein Vater und Herr; er Kind und Diener, nicht mehr. Unser ganzes Leben ist ausgefüllt von der Aufgabe, das Gute zu tun. Und wer es damit ernst nimmt, der hat keine Lust, mit seiner Gewissenhaftigkeit groß zu tun. Der Pflichttreue ist immer demütig. Es ist von höchster Bedeutung, daß dieser herbe Gedanke der stillen, strengen Pflicht, die Nichts ist als eben nur Pflicht, Gottes Gebot im Gewissen, in uns lebendig und kräftig bleibe; er bewahrt uns vor eitlem Selbstruhm wie vor sittlicher Schlaffheit. A E

Otto Pfleiderers Darstellungen des Urchristentums und die Richtungen der freien Theologie

3

Wo liegt denn nun die Verschiedenheit der beiden Richtungen? fragten wir.

Einig sind wir durchaus in der historischen Methode, in dem Grundsatz, daß die Schriften des Neuen Testaments nicht anders als alle anderen Geschichtsquellen zu behandeln sind, wenn man aus ihnen erheben will, was Wesen und Erscheinungsformen des Urchristentums gewesen sind, und daß nicht bloß diese, sondern überhaupt alle Quellen für die Urgeschichte des Christentums heranzuziehen sind, mögen sie in einem für heilig gehaltenen Buche stehen oder nicht, mögen sie von Christen oder Juden oder Heiden geschrieben sein. Ich kann es nur als ein Mißverständnis ansehen, wenn Pfleiderer öfter, besonders aber in den Vorreden beider Bücher, das Wort von einer rückläufigen Bewegung der Kritik zur Tradition, das Harnack im Vorwort seiner Chronologie geschrieben hat, so erklärt, als heiße es „nichts Andres als zurückkehren zu dem katholischen Grundsatz, daß das Dogma die Geschichte beherrschen muß; denn die Tradition über das Neue Testament ist das Kind des altkirchlichen Dogmas (?) und das Motiv der Rückkehr zu ihr ist ebenfalls ein dogmatisches, nämlich der Wunsch, die nachapostolischen Schriften als Zeugnisse für die apostolische Zeit zu verwerten, um an die Stelle des allmählichen Werdens eine schon von Anfang daseiende Vollkommenheit von geheimnisvollem Ursprung und von inkommensurabler Autorität zu setzen." Ganz gewiß will Pfleiderer nicht mehr mit dem letzten Satze Harnack treffen, denn wer gegen die Vergangenheit so gerecht ist, wie er, kann gegen die Menschen seiner Zeit nicht ungerecht sein wollen. Aber auch der erste Satz trifft Harnack nicht. Was Harnack meint, ist eine einfache historische Tatsache, die gerade Pfleiderers Werk hervorragend bezeugt, die nämlich, daß wir gegenüber Baurs Aufstellungen eine rückwärtsgehende Bewegung erleben, die nicht bloß neutestamentliche, sondern auch andere Schriften aus rein historischen Gründen wieder dem traditionellen Ansatze näher oder entsprechend entstanden denkt. Ich brauche, um das zu belegen, bloß darauf hinzuweisen, daß Pfleiderer wesentlich mehr paulinische Briefe für echt hält als Baur, daß er fast in allen seinen Daten frühere Ansätze hat als sein Lehrer. Das deutlichste Beispiel aber dafür ist, daß Pfleiderer jetzt die Ignatiusbriefe, die er noch 1887 in scharfer Polemik dem im Anfang des zweiten Jahrhunderts als Märtyrer gestorbenen Bischof von Antiochien abgesprochen hatte, nun für echt hält. Und doch ist diese Rückkehr zur Tradition wie alle andern Rückzüge von Baurs Aufstellungen gewiß nicht aus dogmatischen Gründen von ihm vollzogen.

Vielmehr sind beide Richtungen, die eine von Baurs, die andere von Ritschls Datierungen der urchristlichen Schriften ausgehend, einfach aus Gründen genauerer Kenntnis und vorurteilsfreierer Beurteilung des Materials ungefähr in der Mitte zusammengetroffen. Das ist gewiß ein lebendiges Zeugnis ebensowohl für die Richtigkeit der Aufstellungen wie für die Unbefangenheit der Forscher. Heute kann man keinen Theologen mehr danach klassifizieren, ob er den Epheserbrief für echt hält oder nicht, und ob er den oder jenen Evangelisten für den ältesten erklärt. Es ist sehr erfreulich, daß wir über solchen Schulstandpunkt hinaus sind. Von beiden Seiten mußte dazu ein großes Stück dogmatischer Befangenheit aufgegeben werden. Von beiden Seiten. Denn es ist ganz gleich, ob unbewußt der Wunsch des Glaubens Urkunden für echt oder ob er sie für unecht erklärt, — auch dies ist möglich, wie schon die Kritik Luthers am Jakobusbrief und an der Offenbarung Johannis beweist —: ungeschichtlich ist Beides.

4

Wenn ich Pfleideres Darstellungen in ihrer Gesamthaltung überdenke, so treten mir deutlich die Gründe ins Bewußtsein, die auf beiden Seiten zu einer lebendigeren geschichtlichen Erfassung des Urchristentums und darum zu immer größerer Uebereinstimmung in der Entwerfung des geschichtlichen Bildes geführt haben.

Wir sind in Allem praktischer und realistischer geworden als es eine frühere Forschung etwa um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts war. Nicht mehr mit unseren ästhetischen Maßstäben, mit unseren Lieblingsgedanken treten wir an die Zeugen jener fernen Zeit heran; wir halten jene einfachen Männer des praktischen Lebens nicht mehr für gelehrte Dogmatiker, die fest auf ihren Definitionen und Distinktionen stehen. Und darum halten wir Vieles für möglich, was man früher für unmöglich erklären zu müssen meinte. So hatte z. B. selbst noch in der ersten Auflage von 1887 Pfleiderer den Römerbrief des Ignatius, der die geschichtlichen Schwierigkeiten der andern nicht bietet, mit der Note versehen, er enthalte eine für unser Gefühl abstoßende Verherrlichung des Martyriums, und dem als zweites Argument beigefügt, „auch“ scheine er nach handschriftlichen Zeugnissen nicht immer zu der Sammlung der Ignatiusbriefe gehört zu haben. Solche Argumente wird man in der neuen Auflage nicht mehr finden. Vielmehr rechnet Pfleiderer jetzt durchaus mit dem urchristlichen Enthusiasmus, und findet ihn auch in seiner Art groß, wenn er ihn gleich nicht für die klassische Form des Christentums erklärt.

Damit sind aber nicht bloß die Datierungen der Urkunden anders ausgefallen, sondern die ganze Auffassung der Dinge ist reicher, lebendiger und richtiger geworden. Die Enge des Intellektualismus und die „theologische“ Auffassung der urchristlichen Strömungen und Richtungen ist geschwunden. Nicht mehr „Lehren“ und „Prinzipien“, sondern Lebensmächte und Bedürfnisse und Personen stehen im Mittelpunkt. Verschollen ist gerade bei Jesus die berüchtigte Kontroverse um Person und Prinzip, und Pfleiderer ist es heute, der immer wieder betont — vielleicht zu stark betont, daß Jesus nichts Neues gesagt, daß aber durch die Art seines Wesens Alles ganz anders als im Judentum geworden sei. Das Neue „bestand nicht in irgend welchem neuen Inhalt, sondern in der neuen Art der Verkündigung und des Verkündigers“ (Bd. I S. 634).

Diese entgegenkommende, das Verlorene suchende und rettende Liebe war etwas Neues, das man weder an den hochmütigen Musterfrommen des Pharisäismus ... noch auch an dem herben Bußprediger Johannes gesehen hatte. Es war die Wiederbelebung des besten Geistes der Propheten, eines Hosea und Jeremia vorzüglich, und doch wieder anders als damals . . . (Bd. I S. 635.)

Daß diese Glut des apokalyptischen Hoffens sich in Jesu Seele verband mit der stetigen Wärme und praktischen Energie der barmherzigen Liebe zu den Armen und Elenden und Sündern, darauf beruhte der Zauber seiner Persönlichkeit, das Enthusiastische und Heroische seines Auftretens, seine hinreißende Gewalt über die Massen wie seine anziehende und fesselnde Macht über die einzelnen, zumal weiblichen Seelen; darauf aber auch seine Kollision mit den herrschenden Mächten seines Volkes und der Welt; kurz darauf beruhte das Schicksal wie der Erfolg seines Lebens. (Bd. I S. 636.)

Neu war nicht der Inhalt der Lehre, sondern nur die Art, wie Jesus sie verkündigte und zur praktischen Anwendung brachte. Es lag dem treuen Sohn Israels gänzlich fern, einen neuen Gott zu verkündigen...

Der Unterschied lag also nicht sowohl im beiderseitigen Gedanken Gottes als vielmehr in der Art, wie Gefühl und Wille darauf reagierten...

Und warum das? Nun offenbar darum, weil er unwillkürlich das, was er in sich selbst als das Höchste, das Göttlichste empfunden hat, auch als das Höchste in Gott, als sein eigentliches Wesen zu denken nicht umhin konnte. Sein eigen Herz, das bei aller Reinheit und Erhabenheit über die Sünde sich doch in barmherzigem Mitleid und rettendem Liebesdrang zum Elend der Sünder hingezogen fühlte, war ihm die Bürgschaft dafür, daß eben diese heilige und heilende Liebe auch das Höchste in Gott sei. (Bd. I S. 641.)

Man sieht, wie die Beurteilung Jesu und das Bild seines Wesens, das ja auch erst neu in die zweite Auflage eingesetzt ist, von den neuen Gesichtspunkten geschaut ist. Freilich, es ist bezeichnend und muß hervorgehoben werden, daß Pfleiderer immer noch viel mehr Raum darauf verwendet, nachzuweisen, daß Jesus doch in allem Wesentlichen einfach wie seine Zeit dachte, ihre Vorstellungen teilte. Nur selten führt er uns auf die Höhe einer solchen seelischen Fernsicht. Und man darf wohl überhaupt sagen, daß man in beiden Richtungen der Theologie bis auf den heutigen Tag mehr gelernt hat, vom Zauber des Eigenartigen in Jesus im Allgemeinen zu reden als darzustellen, worin er besteht und wie er hervorkommt. Doch das nebenbei. Wichtig ist, daß Pfleiderer an den entscheidenden Stellen so neu empfindet und das Persönliche, Geheimnisvolle, Religiöse so betont.

Statt weitere Beispiele zu bringen, verweise ich nur noch auf seine Darstellung der Gnosis. Sie ist ja freilich erst in der zweiten Auflage ausführlich geworden; aber ein Vergleich mit den kurzen Andeutungen über sie in der ersten zeigt deutlich den Fortschritt der Betrachtung. Gnosis ist auch für Pfleiderer nicht mehr in erster Linie Philosophie und wunderliche Spekulation, sondern „ihr Grundmotiv“ war „das praktisch-religiöse Verlangen nach Rettung der Seele vor den Todesmächten, nach Verbürgung eines seligen Lebens im Jenseits. (Bd. II S. 181.)

Aus diesen erbaulichen Partien der Johannesakten gewinnt man einen viel besseren Eindruck von der eigentlichen Bedeutung der gnostischen Religion, von ihrer mystischen Innigkeit und ethischen Kraft als aus den phantastisch-mythologischen Schulsystemen, die uns durch die Berichte ihrer kirchlichen Gegner erhalten sind und nach denen die Kirchen- und Dogmengeschichte ihre farblosen Berichte über den Gnostizismus zu geben pflegen. (Bd. II S. 132.)

Früher sah eben der „Theologe“ all das mit andern Augen an.

Und ich glaube, man darf von dieser neuen lebendigen, praktischen Betrachtung der Dinge sagen, daß sie in letzter Linie auf Ritschl zurückgeht. Gewiß ist ihm das Zeitalter entgegengekommen. Die boshaften Nachreden, mit denen ein Bernoulli*) jüngst den Zusammenhang zwischen Ritschls Schule und Bismarck herzustellen gesucht hat, sind freilich nicht mehr wert, als wenn uns einst Frank hinter dem gleichzeitigen raschen Emporblühen der Sozialdemokratie und der Ritschlschen Schule übermenschliche Mächte der Finsternis suchen hieß. Aber diese Phantasmen enthalten doch einen richtigen Eindruck von der Tatsache, daß in Ritschl trotz all seiner Scholastik einer aus der neuen Zeit kam, die nun auch in der Wissenschaft hinaushob aus der Enge der Schreibstuben und in die kraftvolle Wirklichkeit des Lebens stellte.

Unter diesem Einfluß Ritschls stehen auch seine alten Gegner, auch Pfleiderer, wenn man jetzt allgemein das Leben des Willens stärker ins Auge faßt als den Gedanken. Und wir alle dürfen uns dankbar seines Einflusses freuen, denn er hat uns der Wahrheit überall ein gewaltiges Stück näher gebracht, wenn wir gleich im Einzelnen fast alle seine Positionen ablehnen, so wie es Pfleiderer heute Baur gegenüber tut, ja wenn wir in Manchem heute Baur wieder mehr Recht geben als Ritschl.

Ein Zweites kommt zu dieser andersartigen Gesamtauffassung des Lebens hinzu. Es ist der Einfluß der welthistorischen Betrachtungsweise, die wir gewöhnlich die religionsgeschichtliche nennen. Man spricht heute geradezu von einer religionsgeschichtlichen Schule und meint damit allerdings (abgesehen von den über die Religionen des Imperiums arbeitenden Philologen) in der Theologie Männer, die jünger sind als Pfleiderer und Harnack. Aber ebensowohl an Harnacks Missionsgeschichte, die man doch ja nicht vergessen soll als Ergänzung zur Dogmengeschichte hinzuzunehmen, wie an Pfleiderers Urchristentum kann man den Einfluß der neuen Betrachtungsweise bemerken. Ja es erfüllt mit Bewunderung zu sehen, wie Pfleiderer das ganze erarbeitete Material heranzieht, wie er es zur Deutung des Christlichen verwendet.

Diese Betrachtungsweise rückt aber ganz andere Dinge in den Vordergrund als eine frühere: die Sakramente und Alles, was mit ihnen zusammenhängt, die sakramentalen Lehren der Wiedergeburt und Vereinigung mit Gott, das ganze rituelle System und das ekstatisch-mystische Element in den Gemeinschaftsreligionen der Zeit. Auch von hier aus fällt also der Ton nicht mehr auf die Gedanken und Vorstellungen, nicht mehr auf Lehrbegriffe und Schulsysteme, sondern auf den Kultus, auf Kultustheorie und geheimnisvolles Erleben der Gottheit. Dem gegenüber schwindet die alte Tübinger Kontroverse, ob Juden- oder Heidenchristentum, die übrigens bei Baur selbst nie das Ganze beherrscht hat, fast aus dem Gesichtskreis. Ihre ganze Fülle hat die neue Arbeitsweise noch nicht entfaltet; aber gerade bei Pfleiderer findet man prächtige Ansätze zu einer überschauenden Betrachtung der Religionen, die doch das Ziel dieser ganzen Arbeit sein muß.

*) Bernoulli, Das Christusbild in Hilligenlei. Jena, Eugen Diederichs 1906.

Um das Aeußerliche, von dem wir ausgingen, nicht zu vergessen, auch auf die Datierung der urchristlichen Urkunden gewinnt die religionsgeschichtliche Betrachtung starken Einfluß. Je genauer der Synkretismus erforscht wird, desto klarer wird uns, daß er älter ist, als Jesus. Also ist nicht die Gnosis eine Kinderkrankheit des Christentums, wie Pfleiderer in der ersten Auflage noch sagen konnte, sondern beide sind von einander unabhängige Erscheinungen, die auf einander eingewirkt haben. Und während man früher alle antignostische Polemik getrost ins zweite Jahrhundert setzen zu dürfen meinte, fällt jetzt der Grund für solche Datierung weg. Die Zweifel an der Echtheit des Kolosserbriefes u. a. können nicht mehr mit der Bekämpfung der Häretiker motiviert werden; denn wir können nicht wissen, wann zuerst die sicher zu des Paulus Zeiten vorhandenen gnostischen Ideen mit dem Christentum den Bund eingegangen sind. Es bleibt für uns nur noch als ein sicheres Kennzeichen pseudepigrapher Schriftstellerei, wenn ein „Apostel" Ketzer für eine spätere Zeit weissagt, wie es etwa in den Pastoralbriefen, in Apostelgeschichte 20 und im zweiten Petrusbrief geschieht.

Es ist also deutlich, daß es kein Zufall ist, sondern eine notwendige Entwicklung, wenn die Gesamtauffassung vom Verlauf der urchristlichen Geschichte immer einheitlicher geworden ist, wenn die Datierungen und Beurteilungen der urchristlichen Literatur immer mehr Gemeingut werden. So mußte der Unterschied zwischen liberaler und Ritschlischer Theologie in diesem wichtigen Gebiete immer stärker schwinden. Der Prozeß ist im vollen Gange, und wir Jüngeren können kaum noch verstehen, daß man hier einst so heftig gestritten hat.

5

Dabei wollen wir das Trennende gewiß nicht verwischen. Es ist viel besser, im offenen Bekennen der Unterschiede sich seiner Art bewußt zu bleiben, als eine unwahre Verschwommenheit anzurichten; man kann auch so im Frieden mit einander arbeiten, wo man gemeinsame Ziele hat. Aber ich halte die Lage zwischen uns für viel hoffnungsvoller, auch wenn ich in Betracht ziehe, daß von früheren Zeiten her noch manches Sentiment zu überwinden sein wird. Auch bei Pfleiderer finde ich Sätze (wie den zitierten über die rückläufige Bewegung der Kritik, seine Bezeichnung Leben-Jesu-Romantik für unsere Auffassung und was er Bd. II, S. 479 f. über „moderne" Theologie sagt), die solchem Sentiment entspringen und Verstimmung hervorrufen können. Aber ich meine, daß ein fester und guter Wille das überwinden kann und wird. Es wäre schade, wenn scharfe und mißverstandene Worte uns trennen würden, nachdem wir uns in der Sache so nahe gekommen sind.

Ein einziger sachlicher, allerdings bedeutender Gegensatz ist freilich noch geblieben, er betrifft aber weniger die wissenschaftliche Behandlung der Dinge als die Wertung der Geschichte. Von ihm bin ich jedoch gleichfalls überzeugt, daß er wenn nicht zu überwinden, so doch wesentlich zu mildern ist.

Von Hegel ausgehend ist Pfleiderer ein Anhänger der modernen naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre geworden, wie sie sich im letzten Jahrhundert gebildet hat, und er teilt mit ihr die Ueberzeugung, daß alle Entwicklung nicht bloß notwendig war, sondern auch stets zum Höheren geführt hat. Mir ists, als hörte ich Herbert Spencer, wenn Pfleiderer seine Gesamtanschauung also entwickelt:

> Alles Lebendige betätigt sich ja in diesen zwei immer verbundenen Richtungen: in der Selbstbehauptung seiner Eigenart durch Scheidung von Anderem und in der Selbstentwicklung und Erweiterung seines eigenen Seins durch Verbindung mit Anderem, durch Aneignung des in seiner Umwelt ihm Zusagenden und Umbildung des Angeeigneten zu einem assimilierten Bestandteile seines Wesens ... Die Aneignung neuer Stoffe ist so wenig eine Hemmung des eigenen Lebensprinzips, daß sie vielmehr zu dessen Erhaltung und Entfaltung unbedingt nötig ist; nur wenn das Fremde nicht umgebildet und assimiliert würde, würde es zur Lebenshemmung und Erkrankung gereichen; ist es aber wirklich angeeignet, so gehört es ebensogut zum Inhalt des lebendigen Ganzen und kann ebenso wenig aus diesem weggedacht werden wie dessen ursprüngliche Elemente.

Auf Grund jener Gesamtanschauung stellt sich nun für Pfleiderer die Entwicklung des Urchristentums als ein beständiges Aufsteigen dar:

> Ganz nach diesem Gesetz aller Lebensentwicklung hat sich auch die Entwicklung des christlichen Prinzips [man beachte auch diesen Ausdruck, der in der Betrachtung Jesu überwunden war] vollzogen. Man verkennt also das Gesetz der „Entwicklung", von dem das geschichtliche Leben so gut wie das natürliche beherrscht wird, wenn man den urchristlichen Lehrern die Aneignung religiöser Ideen aus ihrer Umwelt zum Vorwurf macht, als ob sie damit eine Verkümmerung und Erkrankung des Wesens des Christentums bewirkt hätten, statt anzuerkennen, daß sie eben damit das christliche Prinzip von den engen Schranken des urchristlichen Messiasglaubens befreit und zur weltüberwindenden kirchlichen Religion erhoben haben. Zuerst und am wirksamsten ist diese Entbindung und Entwicklung des christlichen Prinzips durch den Apostel Paulus bewirkt worden, in dessen Fußstapfen dann seine Schüler, die Verfasser der deuteropaulinischen Schriften, und der tiefsinnige kirchliche Gnostiker, der das vierte Evangelium geschrieben hat, weitergingen. Unmittelbar an diese schlossen sich die Apologeten an, die den Ertrag der urchristlichen Lehrbildung für das Verständnis der griechisch-römischen Welt verständlich darzustellen versuchten und eben damit ihn zugleich in der Richtung auf das kirchliche Dogma hin weiterzubilden begannen. (Bd. II S. 681.)

Man beachte, um diesen Grundgedanken voll zu würdigen, daß er Pfleiderer nicht als eine Theorie vor aller Geschichte erscheint, sondern als eine aus der Erfahrung des organischen Lebens abgeleitete Hypothese, die der Befund auch des geschichtlichen Werdens allenthalben bestätige. Das versucht Pfleiderer überall in seinem Buche nachzuweisen. Indessen ist darauf aufmerksam zu machen, daß mindestens der Optimismus, den diese Lehre atmet, nicht aus wissenschaftlichen Gründen entspringt, sondern ein Werturteil über die Entwicklung ist. Das ist schon auf dem Gebiet der Natur so, wo uns die Erfahrung freilich eine Stufenleiter von immer besser an die Umgebung angepaßten Formen zeigt, wo aber doch nicht geleugnet werden kann, daß es auch Hunger- und Kummerformen gibt, und selbst höchste Formen untergehen können, weil sie zu spezialisiert angepaßt waren und bei geringen Veränderungen etwa des Klimas untergehen mußten, während sich die niedersten Formen gut erhielten. Man denke nur an die Ueberreste etwa der Eiszeit. In die Geschichte endlich kann der Entwicklungsgedanke zunächst nur als heuristisches Prinzip eingeführt werden, und es ist nicht eine einfach gültige Voraussetzung, daß das geschichtliche Leben von denselben Gesetzen beherrscht werde wie das Naturleben. Freilich zeigt die Erfahrung auch hier oft eine Entwicklung, aber keine naturgesetzliche und nicht immer eine höhere Anpassung und Vervollkommnung. Und so ist es ganz natürlich, daß Schopenhauer und Andere aus der geschichtlichen Entwicklung gerade umgekehrt meinen eine pessimistische Weltanschauung ableiten zu dürfen. Daß wir in Europa im allgemeinen Welt und Geschichte optimistisch auffassen, ist eine Folge nicht unserer Wissenschaft, sondern unseres Christentums. Im besonderen wirkt bei uns immer noch die Freude Goethes und der Romantik an allem Lebendigen auch in der Naturwissenschaft nach.

Die Theologie Ritschls, seiner Schüler und Freunde ist prinzipiell von einer religiösen Schätzung Jesu ausgegangen, den Ritschl selbst freilich wesentlich als Gründer eines Reiches Gottes in einem modernen Sinn verstand und vor allem nach der Seite seines Gottvertrauens, seiner Geduld und Treue als Erlöser würdigte, während erst durch seine Schüler, besonders durch Herrmann, eine größere religiöse Glut und Innigkeit in die „Jesusreligion" hineinkam. Diese Gedanken, die eine starke praktische Wirkung und von Haus aus reformierenden Trieb in sich trugen, haben sich einerseits zu einer mehr franziskanischen Auffassung Jesus als des Helfers auch wider die Lebensnot der Zeit, vor allem die soziale entwickelt. Und man darf nicht meinen, daß diese Epoche schon abgelaufen sei, weil Naumann, ihr großer Prophet, das heute für einen überwundenen Irrtum hält. Auf der anderen Seite hat sich die religiöse Schätzung Jesu immer mehr in eine wissenschaftliche verwandelt oder sie ist wissenschaftlich unterbaut und begründet worden. Der Entwicklungsgedanke hat sich auch hier eingestellt, nur ist er nicht in seiner Spencerschen Form als Gesetz verarbeitet worden, sondern er wird mehr aus der Erfahrung abgeleitet und darum nicht in dogmatischer Form verwertet. Man kann

doch nicht leugnen, daß an der historischen Einzelforschung (gerade auch an der neuen religionsgeschichtlichen) diese Seite der Theologie viel stärker beteiligt ist als die liberale. Freilich ist hier eine noch stärkere Wertung der Persönlichkeiten vorhanden als bei Pfleiderer; ohne den Einfluß Carlyles ist die Arbeit unserer jüngeren Theologen nicht zu denken.

Man beurteilt auf dieser Seite das Urchristentum nun insofern anders — im geschichtlichen Bild selbst ist fast kein Unterschied mehr — als man zwar zugibt, daß das Evangelium durch seine kirchliche Entwicklung immer wirkungsfähiger auf die Masse geworden ist, aber dabei betont, daß es eben dabei die Elemente niederer Religionsstufen wieder aufgenommen und sich dadurch zurückgebildet hat. Harnack hatte dabei in seiner Dogmengeschichte den Hauptnachdruck auf die Umbildung der Erlösungsreligion in eine Moral, „ein neues Gesetz" wie der Barnabasbrief sagt, gelegt, wie sie wesentlich bei den Apostolischen Vätern hervortritt; die neuere Betrachtung betont daneben noch besonders den Sakramentarismus, den man früher nur in der Gnosis und in der späteren Kirche suchte, von dem man jetzt aber immer deutlicher erkennt, daß er sehr alt, ja bereits vorchristlich ist.

Der Unterschied zwischen den von Ritschl und Harnack ausgehenden Theologen und zwischen Pfleiderer und anderen Liberalen mag auf den ersten Blick geringfügig erscheinen: er wirkt bedeutender, wenn man beachtet, daß ihm zuletzt eine andere Methode, das Wesen des Christentums zu bestimmen, zu Grunde liegt. Dort faßt man als Wesen des Christentums den von allem bloß Zeitlichen befreiten Kern des Evangeliums Jesu, hier den innersten Gehalt der ganzen Entwicklung des Christentums. In dem „Moralismus" des zweiten Jahrhunderts erkennt Pfleiderer eine wundervoll der Zeit angepaßte Auseinanderlegung der Idee des Christentums, und er wird nicht müde, die Sakramente ihrer zeitgeschichtlichen magischen Auffassung zu entkleiden und in ihnen nur den symbolisch tiefen Ausdruck des christlichen „Stirb und Werde" zu finden. (Bd. I, S. 295—301. Bd. II, 5. 495—500. 694—698.)

Diese beiden Anschauungen werden nie zusammen kommen, wenn wir nicht aufhören, uns gegenseitig falsche Konsequenzen vorzuwerfen, die wir doch Alle nicht wünschen. Von Pfleiderer aus gesehen, erscheint in falscher Konsequenz unsere Auffassung als ein Nachgeben gegen orthodoxe Wertung Jesu und der Tradition, als ein engherziges Richten der Geschichte. Und das wollen wir doch Alle nicht. Von uns aus gesehen, scheint Pfleiderer, indem er alles Gewordene nicht bloß versteht, sondern auch rechtfertigt, leicht ins Katholische zu geraten,*) wie denn die Reformkatholiken allerdings ähnlich argumentieren wie er. Aber es ist sicher, daß Pfleiderer das nicht will, sondern daß er nur allem Lebendigen liebevoll gerecht werden möchte. Andererseits erscheint uns leicht die Zurückstellung Jesu hinter die kirchliche Entwicklung, ja auch nur seine Zusammenstellung mit ihr zum Zweck der Wesensbestimmung seiner Religion ins Lager Kalthoffs zu führen, wo denn der Abweg bis zur Behauptung der Minderwertigkeit Jesu nicht mehr weit ist.**)

Wir müssen mit solchen „Konsequenzen" aufhören, wenn wir den Frieden wollen: wir sollten es aber auch aus dem Grunde tun, weil hier wirklich kein unüberbrückbarer Abgrund vorliegt.

Denn wenn wir auch von einem andern Ausgangspunkt ausgehen, so sind wir doch in dem einig, was wir als Wesen des Christentums verstehen. Das wird nicht bloß deutlich, wenn man ins Auge faßt, was Pfleiderer als das Wesentliche an Jesus betont, sondern auch wenn man die sittlichen und innerlichen Erlösungsgedanken anschaut, die er lieber mit dem klassischen „Stirb und Werde" als mit dem biblischen Wort Wiedergeburt bezeichnet. Und so ist der Maßstab, mit dem er die Entwicklung mißt, im Grunde derselbe wie der seiner vermeintlichen Gegner. Freilich betonen diese mehr das Geheimnis der großen Persönlichkeiten, er mehr die Notwendigkeit der Entwicklung im Ganzen; jene werten die Erscheinungsformen des Christentums unmittelbar, er sucht in ihnen den letzten (überall gleichen) Gedankeninhalt zu finden. Aber sind das nicht Gegensätze, wie sie jede geschichtliche Arbeit in sich birgt? Gegensätze, die schließlich auch auf dem Unterschied einer ästhetisch schauenden und einer praktisch wollenden Naturanlage ruhen? Können wir uns nicht an unserer Ergänzung freuen, statt nach schlechter deutscher Weise mit einander zu streiten? Ich meine, es sei ganz gewiß möglich und innerlich berechtigt, daß wir in dem uns aufgezwungenen Kampfe Hand in Hand gehen, in dem Gefühl, daß wir nicht bloß in der wissenschaftlichen Methode und den wissenschaftlich erkennbaren Einzelheiten im Wesentlichen einig geworden sind, sondern auch in den letzten Ueberzeugungen uns verstehen.

Heinrich Weinel

*) Vgl. die besonderes wertvolle Besprechung des Urchristentums durch Jülicher in den Protestantischen Monatsheften VIII, 4, 1904 S. 139.

**) Kalthoff selbst stand ja nun zuletzt wie seine Helfer vom Monismus und im „Freien Wort" in scharfem Kampf auch gegen die liberale Theologie, nicht minder stehen darin die oben angedeuteten Radikalen wie neuerdings Moltmann und Scheven. Aber daß es auch ein friedliches Hinübergehen ins radikale Lager gibt, zeigt ein bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenes kleines Buch: Promus, Die Entstehung des Christentums. 1 Mk.

Modernes praktisches Christentum

Kraftvolle Betätigung in praktischem Christentum gilt mit Recht als unentbehrliches Zeugnis für Wert und Gehalt einer theologischen Richtung. Wachsender Eifer in diesem Gebiet ist auf unserer Seite neuerdings unverkennbar. Im neunzehnten Jahrhundert gingen ja gewiß von konservativem Lager die tieferen und breiteren Wirkungen aus: der Hinweis auf Aeußere und Innere Mission sagt hier genug. Aber gegen Ende dieses Zeitraums häuften sich die Anzeichen eines Umschwungs; immer neue Kräfte brachen hervor, die modern gestimmte Geister auf die praktischen Aufgaben hinlenkten. Die Wendung des deutschen Geisteslebens vom Dichten, Denken und Träumen der Klassiker und Romantiker zum wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Realismus bildet den allgemeinen Zeithintergrund. Auf theologischem Gebiet hat die demgemäß ausgeprägt praktische Abzweckung der Ritschlschen Denkweise einen dauernd wirksamen Anstoß gegeben. In kirchlicher Beziehung hat der demokratische Zug und der konfessionelle Kampf der Zeit auch die Linke zu vereinsmäßigem und zum Teil parteipolitischem Wirken veranlaßt. Vor allem hat die soziale Not und Unruhe der Zeit die Stimmung weithin beeinflußt und vielfach feurigen Tatendrang erweckt. Und im Sulzesche Gemeindeideal bietet sich eine für kirchliche und für moderne Bestrebungen gleich befriedigende und befruchtende Idee christlicher Gemeinschaftsbildung im Rahmen der Zeitverhältnisse dar.

Die aus all dem hervorgehende Gesamtrichtung hat nun durch Bewegungen der neuesten Zeit eine bedeutsame Verstärkung erhalten. Vor allem hat die Verschärfung der kirchenpolitischen Gegensätze auf unserer Seite den Wert positiver Einzelarbeit mehr als je deutlich gemacht und zunächst wenigstens auf dem Gebiete theologischer Aufklärungsarbeit an gebildeten Laien eine rege Tätigkeit entfesselt. Daneben sind aber auch schon weiter- und tiefergehende Anwendungen modernen praktischen Christentums unter uns hervorgetreten — vorbildliche, klassische Verwirklichungen lange gehegter Ideale. Der lebendige Eindruck, den diese verheißungsvollsten unter allen genannten Anzeichen hervorrufen, ist es auch, der allein zu diesen Erörterungen den Mut und das Recht gibt. Es ist vor allem die Gemeindetätigkeit, die Pastor Clemens Schultz in Hamburg-St. Pauli entfaltet, und die damit verwandte Wirksamkeit des Hamburger Volksheims. In Classens neuester Schrift „Großstadtheimat" (Hamburg, Gutenbergverlag 1906, 3 Mk.), die in der Form bunter Lebensbilder die einschlägigen Lebensfragen in ihrer Fülle und Tiefe behandelt, haben wir ein grundlegendes Werk, das Jeder kennen muß, der in diesen Dingen mitlebt. Im Anschluß an die genannten Erscheinungen soll hier versucht werden, die darin zu Tage tretenden Probleme und Grundsätze kurz, aber möglichst umfassend zu entwickeln. Eine Einführung in die Hamburger Lebensformen soll dann an einem Teilgebiet die allgemeinen Ausführungen veranschaulichen.

Die Losung der angedeuteten Situation lautet: Hinein in die praktische Arbeit! Es ist hocherfreulich, dies als Tatsache konstatieren zu können. Aber eben darum ist die Lage kritisch. Es erhebt sich die große Frage, in welche Art von praktischem Christentum wir hinein sollen, in welches Bette der wachsende Strom sich ergießen soll. Wenn jetzt, da viele Kräfte zu frischem Schaffen bereitstehen, die falsche Richtung eingeschlagen wird, so kann das für lange Zeit verhängnisvoll werden.

Und bereits sind wir an einem bedenklichen Punkte angelangt.

Wir hören den Ruf: Hinein in die Einzelarbeit, das heiße für uns hinein in die Innere Mission. Im Liebeswirken sei bei der vorhandenen theologischen Spaltung die Einheit doppelt Bedürfnis.

Ob wir, besonders wir Jüngeren, diesem Rufe in hellen Scharen Folge leisten, daran entscheidet sich nun ein Stück christlicher Zukunft. Es ist eine Schicksalsstunde.

Jener Ruf fordert ernstlichste Beachtung und Prüfung; hochangesehene Ritschlianer und Vermittlungstheologen sind es, die ihn erheben. Aber schon aus dem Bisherigen geht hervor: selbstverständlich ist er nicht. Vielmehr erwecken gerade die anfangs aufgezeigten Kräfte alle mehr oder weniger den Eindruck, daß sie uns von der Inneren Mission ablenken und auf neue Bahnen führen.

Jedenfalls ergibt die kirchliche Lage das bemerkenswerte Bild, daß wir gegenwärtig an zweierlei Formen freier christlicher Praxis teilnehmen: die ältere Art ist unter dem Begriff der Inneren Mission zusammengefaßt; für die jüngeren Erscheinungen scheint der umfassende Begriff noch zu fehlen. Liegt aber nicht gerade darin eine Gefahr, daß wir beiderlei Formen so untereinander und miteinander betreiben — ich will nicht sagen prinziplos oder opportunistisch, aber vielleicht allzu harmlos, zu sehr nur realpolitisch? Jedenfalls ist eine klare begriffliche Scheidung auf diesem Gebiet nicht in Geltung. Aber wir fühlen doch unabweislich, daß sich zwei wesentlich verschiedene Grundtypen christlichen Lebens hier gegenüberstehen. Lange Zeit mag man sich behelfen — schließlich wird das Bedürfnis nach Klärung brennend. Nicht gelehrte Abhandlungen, sondern Taten von kraftvoller und geschlossener Eigenart bringen dann die Entscheidung. Aber im unmittelbaren Anschluß an sie muß die begriffliche Klarheit erarbeitet werden, sonst zersplittert sich die Wirkung. Zum zweiten Mal ist der Würfel in Hamburg gefallen. Von dorther erhalten wir Licht, einmal über unsere Stellung zur Inneren Mission, und sodann über unsere Stellung zu denjenigen freien Formen praktischen Christentums, die nicht Innere Mission sind. Das sind die zwei Fragen, die hier zu erörtern sind.

1

Was die Innere Mission ihrem Wesen nach sein will, das ist seit Wicherns Denkschrift genügend klargelegt. Es ist hier nur daran zu erinnern, daß ihr Charakter inzwischen sich spürbar verschoben hat. Bei treuer und gesegneter Arbeitsleistung hat sie gegenüber einer rasch vorwärtsschreitenden Zeit die großartige Weite der Gesichtspunkte ihres Bahnbrechers in der Hauptsache eingebüßt und hat sich der Führung des Pietismus, der ihr die besten Kräfte und Stützen bot, immer mehr anvertraut. Infolge dieser Entwicklung ist sie gegenüber der großen Wichernschen Forderung einer umfassenden christlichen Volkserneuerung unsicher und rückständig geworden. Dagegen hat sie auf gewissen umgrenzten Gebieten Leistungen aufzuweisen, die fort und fort uns die höchste Bewunderung abnötigen. Dies gilt hauptsächlich von der Fürsorge für Kranke und Gebrechliche aller Art, für Epileptische und Geisteskranke; ferner für Kinder ohne Familienobhut; einigermaßen auch von der Behandlung von Trinkern, Gefallenen, Strafgefangenen und sonst Gefährdeten oder Gesunkenen. Was ist nun die umfassende Eigenart dieser Gebiete? Doch wohl die Rettung, Bewahrung, Stärkung von Menschen, die physisch, geistig oder moralisch noch unentwickelt, dauernd nicht normal oder irgendwie geschädigt sind. Kurz gesagt: die Hebung der Schwachen. Darin liegt Größe und Grenze der Inneren Mission.

Welche Stellung zur Inneren Mission ergibt sich demnach für uns? Ganz gewiß erkennen wir darin eine echt christliche, notwendige Form der Liebestätigkeit, eine treue Fortführung des Wirkens dessen, der gekommen ist, den Kranken an Leib und Seele ein Arzt zu sein, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken. Mit der Inneren Mission verteidigen wir gegen das harte Streben von Lykurg bis Nietzsche, das Volk durch Ausmerzung der Schwachen höher zu züchten, vielmehr als Forderung der größeren Weisheit, auch den glimmenden Docht nicht auszulöschen. Und so ist für uns bereitwillige Mitarbeit selbstverständlich, wo das Amt uns dazu ruft — ists doch in jenen Anstalten dasselbe im Großen, was uns der nächste Beruf, die Gemeindeseelsorge, im Kleinen an Krankenbetten als heilige Pflicht auferlegt. Aber damit ist die Sache durchaus nicht erledigt. Das Hauptproblem meldet sich nun erst. Vielleicht zunächst als dunkles Gefühl: Ja, all das ist gut und nötig — aber unsere Stärke, unser Spezialgebiet ist es nicht. Neidlos sehen wir die Ueberlegenheit Vieler von der älteren Richtung auf diesem Boden — das, was gerade wir mit heißem Bemühen gesammelt an Ewigkeitsgehalt, können wir hier nicht befriedigend verwerten, es führt uns auf andere Felder. Wir müssen hier fortwährend für die Schwachen wirken — aber sind nicht genug Starke um uns her, die ebenfalls christlicher Liebe bedürfen und zwar gerade unserer Liebe? Sind nicht wir mehr für die „Starken" da?

Doch halt — hier weiterzugehen ist gefährlich, so warnt man uns, das führt zu Spaltungen in der Liebestätigkeit! Hier ein Riß — das würde der Einigkeit in unserer evangelischen Kirche vollends den Todesstoß geben. Das Gewicht dieser Bedenken ist nicht zu verkennen. Aber schärferer Prüfung halten sie nicht stand. Zunächst ist zu bemerken, daß eine Scheidung gar nicht immer zur Spaltung führt, sondern oft auch eine Spaltung verhindert. Eine schiedlich friedliche Teilung der Gebiete und damit der Methoden wird auch hier der Eintracht viel mehr dienen, als eine künstliche Zusammenspannung, die nur unnötige Reibungsflächen schaffen würde. Von einer scharfen Trennung ist überdies nicht die Rede, sondern nur von einer Verteilung nach dem Grundsatz: Jeder verlege das Schwergewicht seiner Kraft auf das Gebiet, zu dem ihn Natur und Geistesgabe hintreibt. Damit ist auch in den seltensten Fällen von den schon Gebundenen ein Bruch mit ihrem bisherigen Verfahren gefordert, in der Hauptsache vielmehr nur den jungen, noch nicht festgelegten Kräften die Richtung ihrer Entfaltung gewiesen. Schlecht und recht seine Pflicht tun kann und soll man auch an ferner liegenden Aufgaben; aber seine ganze Persönlichkeit einsetzen, schaffen, führen, hinreißen — das geht nur, wo der innerste Drang uns dazu treibt. Und darauf kommt hier Alles an: mit halber Freudigkeit, mit trockenem Pflichtgefühl ist so wenig getan. Begeisterung, Aufopferung, Liebe und nochmals Liebe tut hier das Größte, tut Alles. Lauheit ist heute wie vor Alters der Fluch der Christenheit: sie ist aber allemal unvermeidlich, wenn Jemand seine eigenste Aufgabe nicht gefunden hat. Zudem ist eine Einschränkung der Differenzen auf die Wissenschaft sachlich unmöglich. Denn theologische Gegensätze sind sehr häufig und so auch hier Anzeichen verschiedener religiöser Grundrichtungen, und diese führen dann ebenso notwendig zu abweichenden praktischen Bestrebungen. Damit ist garnicht geleugnet, daß auch diese religiösen Typen noch Vieles, ja das Wichtigste gemeinsam haben. Aber zu verkennen, daß es zwei Aeste an einem Stamm sind, wirkt nur verwirrend. Die Innere Mission nimmt sich, wie wir gesehen haben, vorwiegend der Schwachen an — sie ist deshalb gewiß nicht ein Christentum der Schwachen. Aber die Art der Praxis wirbt und weist doch zurück auf die Art der Frömmigkeit: sie deutet auf einen mehr weichen und schlichten Grundzug, auf einen gewiß meist im guten Sinn weiblichen Charakter hin. Dem steht ein mehr männlicher Typus gegenüber, ein Christentum für die Starken. Die Verschiedenheiten liegen so tief, daß eine Vereinigung der Folgeerscheinungen aussichtslos ist.

Aber was schwerer wiegt als alle Gründe: die Geschichte ist über den Wunsch, zusammenzubleiben, bereits hinweggeschritten. Es haben sich Gebiete aufgetan, wo die Methode der Inneren Mission offenbar versagt oder irreführt, weil eben hier

nicht Schwache, sondern irgendwie Starke christliche Einwirkung verlangen. Das Musterbeispiel ist die soziale Frage. So schön auch das Zusammengehen aller Richtungen im Anfang der neunziger Jahre war: das Beieinanderbleiben war unmöglich, die Trennung ein entschiedener Fortschritt. Der Patriarchalismus auf der rechten Seite erwies sich als unzulänglich für aufstrebende Arbeiter. Das Riesenproblem „Evangelisch-Sozial“ forderte tiefere, schärfere Gedankenarbeit, die eine christlich-soziale Verquickung von Religion und Politik ausschloß. Die Scheidung beider Richtungen geht heute fast durch alle Instanzen hindurch, sie ist allgemein anerkannt, und das ist heilsam. Wohl noch weiter fortgeschritten ist die Scheidung auf dem Gebiete der Apologetik und Evangelisation — naturgemäß, da diese praktische Arbeit der Theologie am nächsten steht. Höher Gebildeten können die Bestrebungen eines Samuel Keller oder Dennert nicht genügen, und die „grünen Blätter“, die Religionsgeschichtlichen Volksbücher, die Abende der Christlichen Welt treten an ihre Stelle. Für religiöses Wirken unter den Arbeitern sind uns durch von Broecker in Halle, durch die Evangelisch-Sozialen im Königreich Sachsen, durch die Rüsselsheimer Volksakademie neue Bahnen gewiesen. Selbst im Rahmen der Krankenpflege, überhaupt des Frauendienstes — ein Gebiet, das doch vorwiegend der älteren Richtung zugehört — hat sich die Kritik („Frei zum Dienst“) und das Bedürfnis moderner Formen für gebildete Frauen erhoben und die Zimmersche Diakonie stellt sich entschlossen neben die alte Diakonissensache. Auch der Evangelische Bund gehört in diese Reihe. Es entspricht ganz seiner Aufgabe, wenn er sich vorwiegend auf freier oder vermittelnd denkende Kreise stützt. Endlich dürfen wir hier die Aeußere Mission nicht vergessen. Da ist ja durch die Bremer Erklärung die Trennungsfrage brennend geworden. Wieder ist zu beachten, daß die moderne Arbeit bei den Starken, den Kulturvölkern, einsetzt — die Naturvölker überläßt man willig der alten Richtung. Lernen wir also von der Geschichte, daß es nicht gilt, die Scheidung zu verhüten, sondern sie weise zu gestalten. Das heißt aber vor allem eine Gefahr vermeiden, vor der ja auf ihrem Gebiet die eben genannten modernen Gebilde bewahren wollen. Es ist die Gefahr, daß wir Aufgaben, zu denen wir unserer Grundbeschaffenheit nach mehr als die Innere Mission berufen sind, nun trotzdem mit deren althergebrachten Methoden und Gesichtspunkten zu lösen versuchen, statt nach Kräften moderne Grundsätze auf diese unsere eigensten Aufgaben anzuwenden.

Dies gilt unmittelbar im Blick auf ein Gebiet, das bisher zurückgestellt wurde, aber nur, weil es uns ganz besonders am Herzen liegt: es ist das Problem der Erziehung unserer heranwachsenden Jugend. Diese Frage rückt immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Aber sind unsere Kreise für die damit gestellte Aufgabe gerüstet? Ist man sich der hervorragenden Bedeutung der Erziehungsfrage für das Christentum und besonders modernes Christentum genügend bewußt? Hier ist persönliches Wirken von Seele zu Seele in vollstem Maße, und nirgends kann es zugleich so zusammenhängend, so tiefgehend und so viel umfassend sein. Aber nirgends ist man auch so weit zurück wie hier in der klaren Scheidung der Aufgaben. Wohl haben wir moderne Jugendvereine, aber höchst bemerkenswert ist die Tatsache: die wenigsten modernen Theologen haben sich bisher für sie entschlossen; viele, die berufen wären, begnügen sich mit der Kritik des Bestehenden; eine auffallend große Anzahl aber wirkt ohne Weiteres bei den Jünglingsvereinen älterer Art mit. Ist dies das Richtige? Das ist eine Gewissensfrage, die nicht ernst genug genommen werden kann. Gilt hier nicht der Grundsatz: Unsere eigensten Aufgaben dürfen wir keinesfalls mit fremden Methoden lösen?

Eine genaue Untersuchung der Jünglingsvereine und christlichen Vereine junger Männer wäre für jetzt zu umständlich. Nur in Kürze das Nötigste. Diese Vereine sind trotz aller Wandlungen pietistische Gebilde geblieben, ihre Seele bleibt die Bibelstunde im Sinne Speners oder der methodistischen „Klassen“. Als Abteilung der Inneren Mission betrachtet stellen sie sich im Grunde die Aufgabe, Schwache und Gefährdete zu sammeln und zu bewahren. Ueberschauen wir die ganze internationale Bewegung von einem gewissen Abstand aus, so müssen wir in ihr eine machtvolle, segensreiche und relativ gesunde religiöse Strömung bewundern. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß es sich hier um die Verwirklichung eines Mönchsideals, oder genauer eines Tertiarierideals, auf evangelischem Boden handelt. Das ist kein Vorwurf. Die Geschichte hat nun einmal das Bedürfnis dieser Formen auch bei uns erwiesen. Aber die große Frage ist: Dürfen gerade wir nach unserer religiösen Grundrichtung unsere Lebenskraft an diese Bewegung wenden? Müssen wir uns nicht vielmehr notwendig anderen Kreisen und Formen widmen? Während wir in der religiösen Treibhausluft der Jünglingsvereine gewissenhaft mit nachschüren, lassen wir die da draußen frieren und darben. Während wir drinnen mit geistliche Verrenkungskünste treiben, harrt man — bewußt oder unbewußt — da draußen vergebens auf unser Eigenstes, unser Bestes. Wir wissen wohl, das heißt den Mund etwas weit auftun; aber dies ist gerade nötig, weil man zu lange schon geschwiegen hat. Wir wissen wohl: man kann sich die Mitarbeit so oder so zurechtlegen; man sucht manchmal mit einigem Erfolg auch im alten Rahmen dem Fortschritt Bahn zu brechen; man kann sich, einmal gebunden, kaum mehr losreißen. Aber sicher ist: jetzt ist durch das vorbildliche Auftreten der neuen Bewegung in Hamburg der Bann und die Bahn gebrochen und für die noch nicht gebundenen Kräfte ist der neue Weg, wo er irgend gangbar ist, Pflicht.

Schon hat auch die Sozialdemokratie begonnen, die Vierzehn- bis Siebzehnjährigen in eigenen Lehrlingsvereinen zu sammeln. Bei allem Streben nach einer gerechten Beurteilung der Arbeiterpartei müssen wir aussprechen: Die wichtige Aufgabe der Jugenderziehung droht hier durch politische Tendenz, seichte Aufklärung und zum Teil auch durch sittliche Unklarheit in bedenkliche Bahnen gelenkt zu werden. Aber die religiöse Einseitigkeit der Jünglingsvereine, dazu ihre antisozialdemokratische Tendenz ruft jene Gegenbewegung notwendig hervor. Wir können nur vorbeugen, wenn wir die Gründung moderner Jugendvereine selbst in die Hand nehmen.

Mit dem Bisherigen ist die Antwort zu geben versucht auf die Frage: Wie stellen wir uns zur Inneren Mission? Es ist nun nach der positiven Seite unsere moderne Eigenart, Aufgabe und Methode, die bisher nur gelegentlich vorweggenommen war, deutlicher herauszustellen.

2

Die Gewinnung von klaren Begriffen über einen Typus christlichen Lebens hat nicht nur akademische Bedeutung. Es sei nur an die anregende, sammelnde und stärkende Wirkung erinnert, die Wicherns Proklamierung des Begriffs „Innere Mission“ im Zusammenhang mit seiner praktischen Tätigkeit ausgeübt hat. Solche Vereinigung von praktischer und begrifflicher Arbeit ist es, was wir im Gebiete moderner christlicher Praxis bei den jüngeren Hamburgern vor uns haben. Hier seien nur einige Grundlinien angedeutet. Als unser eigentlicher Beruf hat sich uns schon im Bisherigen die Liebe zu den Starken bewährt. In diesem Begriff steckt eine Fülle von Gedanken, aber auch von Bedenken. Wie, sinds heute nicht mehr denn je die sozialen, sittlichen und religiösen Krankheiten und Schwächen, zu deren Heilung Christen berufen sind? Wie, ists nicht dauernde Grundtendenz des Christentums, die Menschen an ihrer Schwachheit zu fassen, sie durch das Bewußtsein ihrer schwachen und sündigen Art hindurchzuführen?

Dem ist entgegenzuhalten: Gewiß ist für das Christentum der Durchgang durch ein Verzweifeln an der eigenen Kraft wesentlich. Aber damit ist nicht gesagt, daß dies Moment immer und überall in den Vordergrund treten müsse. Im Rückschlag gegen die übertriebene Betonung dieser Seite, wie sie im Pietismus und vielfach in der Inneren Mission herrscht, kann auch einmal die entgegengesetzte Einseitigkeit am Platze sein. Auch Jesus hat zu seinen Jüngern gesunde, kräftige Naturen gewählt. Gottes Kraft ist auch in solchen Schwachen mächtig, die Anlage zur Kraft haben. Und gegen jene Bedenken spricht das Recht und das Gewicht unserer Eigenart, wie

sie schon oben als genuin evangelisches Lebensideal gekennzeichnet worden ist. Wir stärken uns mit Vorliebe an den kraftvollen Zügen Jesu und seiner Nachfolger; wir haben unsre Freude am Geisteskampf um theologische Fragen; wir wagen es, den Reichtum alles Schönen und Großen in der weiten Welt in unser Lebensideal aufzunehmen: ja, wir lieben männliches Christentum und wir können nicht anders. Und solche Vertreter der Religion sind es nun eben, die unsere Zeit braucht: da sind skeptisch gestimmte, doch religiös interessierte gebildete Laien, da sind aufwärtsstrebende, bildungsdurstige, mit Gott und Welt kämpfende Arbeiter, da ist eine von Lebenslust sprudelnde heranwachsende Jugend. Sie brauchen uns und gerade uns; unser Typus der Frömmigkeit bietet für sie die meisten und besten Berührungspunkte. Freilich auch diese Starken sind in mancher Beziehung Schwache, das heißt Irrende, Zweifelnde, Haltlose, Gefährdete, und eben sofern sie es sind, brauchen sie uns. Aber ihr Kraftgefühl drückt ihnen doch den Stempel auf. Danach hat sich ihre ganze Behandlung zu richten. Nichts verkehrter, wie wenn man sie als Verirrte und Verlorene anfaßt. An der gesunden, kräftigen Seite gilt es sie zu packen und zu stärken. So tritt siegreich allen Bedenken zum Trotz ein neuer lebensvoller Typus christlicher Frömmigkeit in uns hervor. Seine Grundlage ist ein tiefes, hingebendes, rückhaltloses Miterleben der Weltanschauungsnöte, der sozialen Kämpfe, der Erziehungsschwierigkeiten der Zeit — ein Hineintauchen in den Strom der Zeit, das oftmals fast ein Untertauchen wird, das aber so gut wie irgend eine Form christlichen Lebens aus dem Geiste Christi hervorgeht und das allein zu lebendiger Einwirkung auf diesen Zeitgeist befähigt. Hier gilt es: Nur noch immer tiefer hinein, nur immer entschiedener die Konsequenzen gezogen bis zur Aufopferung, damit wir uns nicht schämen müssen vor den heroischen Zeiten und Kreisen der Christenheit!

Heiliges Feuer glimmt auch in unsrem Innern, so gut wie irgendwo und irgendwann. Allein — wo ist das reiche, warme Leben, das davon ausgeht? Sulzesche Gemeindearbeit, Zimmerscher Frauendienst, Mission an Kulturvölkern, Evangelischer Bund, Laienaufklärung, evangelisch-soziales Wirken: wir freuen uns dieser Werke, sie zu fördern ist unsere eigenste Aufgabe, aber eben deshalb prüfen wir sie genau. Wir setzen sie nicht herab, sondern wir ehren den Geist, der in ihnen lebt, wenn wir sagen: ein vollkommener Ausdruck dessen, was wir wollen, sind sie noch nicht — ich sage n o ch nicht.

Auf dem richtigen Wege sind sie alle. Zum Teil — so die drei erstgenannten — sind sie wohl nur noch zu wenig entwickelt, anerkannt und ausgebreitet, um auf die große Mehrzahl der Verlangenden ihre befreiende und beglückende Wirkung auszuüben. Zum Teil aber sind sie auch durch die Natur ihrer Aufgabe auf einer Linie festgehalten, die bis nahe ans Heiligtum des persönlichen Lebens führt, noch nicht bis ins Innerste hinein. Welch reiches und gesegnetes Wirkungsfeld ist uns neuerdings in der Popularisierung unserer Theologie geschenkt. Aber in dieser Arbeit selbst liegt die Sehnsucht nach tieferem Wirken. Gemeinschaft religiösen Lebens, nicht nur religiösen Denkens ists, was wir brauchen. Und der Evangelische Bund — gewiß wird sein Wirken immer nötiger. Es ist etwas Großes, wenn sich in ihm viele Tausende um e i n gemeinsames Banner sammeln. Aber sind sie deshalb schon Ein Herz und Eine Seele? Allzu kalt und weltklug blicken die Schildhalter drein: Politik und Polemik. Und wie könnten sie auch anders? Endlich — wie befreiend, läuternd, erwärmend hat für uns die Loslösung echt evangelisch-sozialer Gesinnung vom christlich-sozialen Wesen gewirkt. Ein fester Stamm ragt hier empor. Aber was sind seine Hauptäste? Der gesunde, echtdeutsche Idealismus der Nationalsozialen — in der Politik, und ein kräftiger, frischer Trieb zu theoretischer Verständigung und Anregung — im evangelisch-sozialen Kongreß. Ja, all das mag gut, sehr gut sein. Aber es fehlt das Beste. Wohl lebt auch dies bei Einzelnen da und dort im Zusammenhang mit jenen Formen. Aber noch ist es nicht als große geschichtliche Erscheinung jenen genannten Werken gleich in offenkundiger Geltung. Ist es doch schon da? In den Hamburger Kreisen? Dann hat eine entscheidende Stunde für uns geschlagen.

Ja es ist da, und die Losung heißt: g e m e i n s a m e s p e r s ö n l i c h e s L e b e n. Es ist das Kleinod modernen Christentums, daß es in der Persönlichkeit und nicht in Gedankengebilden, nicht in rechtlich festgelegten Formen die vollgiltige Erscheinung göttlicher Kräfte gefunden hat. In Austausch und Ausbreitung dieses Lebens tritt sodann die besondere Bedeutung der Erziehung für uns hervor, freilich in klarer Loslösung von allem eng Schulmäßigen. Es ist das, was im Verhältnis Jesu zu seinen Jüngern für alle Zeit vorbildlich erscheint, was sodann in unserer Zeit von S u l z e als Wesen der Seelsorge dargestellt wird, was am packendsten unter allen Theologen H e r r m a n n vertritt. Es ist die Wahrheit, daß sittliches und religiöses Leben von Person zu Person auf dem Wege des Vertrauens erzeugt und genährt wird. Dieser Grundsatz heißt ins praktische Leben übersetzt: Ihr Pfarrer, ihr Juristen, ihr Arbeitgeber, schließt herzliche, aufrichtige, dauernde Freundschaften mit Lehrlingen, mit Fabrikarbeitern, mit Handlungsgehilfen! ihr Christen mit Glaubenslosen! Bietet den Entbehrenden nicht nur einige dürftige Brosamen von eurem vollen Tische dar, etwa einen „allgemeinbildenden" Vortrag, oder eine schöne erbauliche Bibelstunde, oder sonst einen Almosen. Nein, ladet die draußen an Hecken und Zäunen als hochwillkommene Gäste ein an eure reich besetzte Tafel und teilt brüderlich Alles mit ihnen, was euer Leben reich und tief macht: Gemüt, Geist, Humor, Bildung, Lebensart, Daseinsfreude, Erfahrung, Hoffnung, Glauben, Liebe. Unvermutet werden die Armen sich in Vielem als die Reichen enthüllen, und ihr werdet aus Schenkenden zu Empfangenden. Geselligkeit, diese Lebensluft echter Kultur und Religion, ist nun durch die höchsten Gedanken veredelt, zu schönstem Gottesdienst geworden. Am unendlichen Stoff der Welt, nicht an engen steifen Formen erwacht hier lebendige Religion. Das christliche Aushängeschild, wie es leider in der Inneren Mission eine so große Rolle spielt, haben wir gründlich satt. Ein religiöses Zartgefühl, fast Schamgefühl, das auch vor dem feinsten Mißbrauch christlicher Namen und Formen schaudert und Christianisierung von innen, nicht von außen her fordert, ist uns eigen. Gerade die Zurückstellung derjenigen Lebensformen, die fälschlich als die allein religiösen gelten, sowie die Vermeidung aller Parteitendenzen gestattet erst dem Reichtum persönlichen Lebens ungeschmälerte Entfaltung. Nur so kann insbesondere unsere Liebe den Starken nahe kommen.

Die nötigen Formen wird sich dieser Geist schon von selbst schaffen. Nur auf das Grundproblem der Organisation sei zum Schluß noch kurz hingewiesen. Das neue Leben drängt seine Träger je nach Stellung und Veranlagung nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Einerseits heißt es: Hinein in die sozialdemokratischen Vereine! Hinein in die humanitären Organisationen! Bedenken sind hier kleinlich. Beides ist schon bewährt. Gerade hierin stellt uns die Zeit eine herrliche Aufgabe. Auch zur Neugründung kirchlich neutraler Veranstaltungen können wir mitberufen sein. Auf der andern Seite aber gilts: Unser nächster Beruf ist in der Regel, das Ideal der kirchlichen Einzelgemeinde festzuhalten und durch den neuen Geist zu beleben. Auf schmälerer Basis kann damit doch der schönste Bau erstehen. Mancherlei Schwierigkeiten liegen in dieser Doppelgestalt unserer Sache verborgen. Aber sie werden zu überwinden sein, vergißt man nie, daß Ein Geist in beiden Formen lebt. Wenn dieser Geist nur in uns wirklich lebendig ist!

Otto Gerok

(Schluß folgt)

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

3

„Schiller kein Bekenner einer ausgesprochen religiösen, geschweige einer positiv-christlichen Weltanschauung": ein rein negatives Verhältnis ist es zunächst, das der Katholik erhält, wenn er von seinem heiligsten Besitz aus an den Dichter herantritt. Allein Schiller ist eine „so positive und kulturell wert-

volle Erscheinung", daß „wir ihr nicht nur von dem einen negativen Gesichtspunkt nahen" dürfen, „den uns seine Stellung zu jeder geoffenbarten Religion und insbesondere zur christlichen Kirche aufzwingt" (Muth). „Sein Werk ist uns" auch tatsächlich „zu einem tiefinnersten Erlebnis, zu einem unverlöschbaren Bestandteil unseres seelischen Lebens" geworden (Krapp). Das ist doch nur möglich, wenn trotz Allem eine „innere, wesentliche Verwandtschaft," ein „gemeinsamer Boden" (Pöllmann) besteht.

Soviel wir zu sehen vermögen, sind es drei Wege, auf denen unsere Katholiken zu diesem „gemeinsamen Boden" gelangen.

Auf dem ersten finden wir Baumgartner: „Schillers Gefühl strömt immer aus Ideen hervor und erhebt sich wieder zu Idealen ... ja, über alles Sinnliche und Sichtbare emporringend sucht er die Seele der Poesie im Uebersinnlichen, Geistigen, Ewigen und Göttlichen. Ohne es sich zu gestehen und ohne in christlicher Lehre festen Boden zu fassen, hat seine Poesie nicht bloß einen platonischen, sondern einen geradezu christlichen Zug." Die Seite in Schillers Wesen, die hier zum Ausgangspunkt der Verbindungslinie benützt ist, stellt in begrifflicher Schärfe Pöllmann heraus durch einen Vergleich zwischen Schiller und Goethe: „Goethe sieht das Diesseits, in seinem Auge ruht die Intuition; aber aus Schillers Augen bricht ein visionärer Strahl; sie sind über dieses Irdische hinaus ins Jenseits gerichtet, wenigstens dahin, wo das Wesen und die Idee wohnt. Goethe ist der naive, Schiller der sentimentale Künstler." Darin liegt eine „ausgesprochen religiöse Begabung", ja damit hängt noch das Weitergehende zusammen: „Mag Schiller einen Stoff nehmen, welchen er will, seine Ballade ist innerlich christlich, denn der Mythus gilt ihm nur als Formel und occasio. Goethe aber ... gestaltet innerlich mythisch." Es ist also die von Schiller selbst in Anspruch genommene Eigenschaft als „sentimentalischer Dichter", welche den ersten Anknüpfungspunkt bildet. Nach Schiller ist dessen „Sphäre immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hineinzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen ... alle Gefühle, die er zwar so innig und mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor." So ergibt sich in der Tat eine innere Wahlverwandtschaft zwischen dem „sentimentalischen Dichter" und der Religion, im besonderen der christlichen Religion, die auch alles Irdische „ins Unendliche hineinziehen" möchte und deren Gefühle auch alle aus „übersinnlichen Quellen" hervorströmen.

Freilich ist diese Verwandtschaft zunächst nur eine rein formale. Aber im Wesen des sentimentalischen Dichters liegt es, daß seine Dichtungen nicht „Gelegenheitsgedichte" sind, sondern „planvolle Allokutionen eines Hohenpriesters der Kunst" (Pfeiffer). Je vollkommener er seinem eigenen Ideal entspricht, um so mehr wird seinem gesamten künstlerischen Wirken schließlich ein einheitliches, allumfassendes Programm zu Grunde liegen. Pöllmann spricht dies aus mit den Worten: „Schillers Kunstansicht ist eine Weltansicht." Und ob nun diese seinem ganzen Schaffen die Richtung gebende Weltansicht bei aller Verschiedenheit doch einen „inhaltlich gemeinsamen Boden" mit dem katholischen Christentum aufweist, das ist nun allerdings die Frage, auf deren Beantwortung Alles ankommt.

Von dem in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen niedergelegten „Kulturprogramm" Schillers aus tritt Muth an ihre Lösung heran. Wenn Schiller auch den „Gedanken der religiösen Weihe des Sittlichen" aus dem Auge verloren hatte, so hat er doch den „Begriff des natürlich Sittlichen" so groß und rein erfaßt wie wenige seiner Zeitgenossen. Sein „Kulturideal gipfelt in der Forderung jenes Zustandes, den er bei der Einzelpersönlichkeit als den Zustand der »schönen Seele« bezeichnet. Es ist dies ein Wesen, aus dem »sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekte die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen« — also ein Ideal menschlich-sittlicher Vollkommenheit ... Ja es ist nicht einmal schwer, diese ganze Gedankenentwicklung Schillers dem christlichen und speziell dem katholischen Vorstellungskreis zu nähern und einzugliedern. Ein gut Teil allen Widerspruchs, der bis heute im Namen des Christentums gegen das Erziehungsprogramm unserer Klassiker laut geworden ist, beruht jedenfalls auf einem Mißverständnis der Sprechweise, wie sie auf beiden Seiten, jede in ihrer Art, ausgebildet worden ist. Wer in dieser Hinsicht einmal ehrlichen und friedliebenden Sinnes sich die Aufgabe stellte, hinter den verschiedenartigen und nicht selten auch befremdenden Einkleidungen der Sprache die Konkordanz der Ideen ans Licht zu stellen ... der würde sich ein großes Verdienst um die deutsche Kultureinheit erwerben. Jedenfalls würde sich dann in Bezug auf Schillers Ideen herausstellen, »daß sie ihrem wesentlichen Inhalte nach christliche Ideen waren, wenn auch der Umfang der Wahrheiten des Christentums größer ist als der Umfang der Ideen Schillers, und wenn auch in seinen Vorstellungen Vieles sich geändert haben würde, hätte er den ganzen Umfang der christlichen Wahrheit erkannt« (Hettinger, Apologie des Christentums)."

Der inhaltlich gemeinsame Boden ist so in der Tat gefunden: er besteht in Schillers „sittlichem Idealismus." Auch der Katholik weiß sich als Vertreter einer sittlich-idealistischen Weltanschauung, darum kann er sich Schiller als innerlich verwandt aneignen, wenngleich er sich bewußt ist, in seinem Glauben noch etwas Höheres zu haben, und sich das Recht vorbehält, auch einem Schiller gegenüber diesen Besitz zu wahren. In demselben Sinne äußert sich Schmidt: „Mag Schillers Weltanschauung auch nicht auf konfessionellem Boden" ruhen, so „steht sie doch fest auf dem Grunde wahrer und echter Sittlichkeit", ist eine „gesunde Weltanschauung."

Auch Pöllmann hebt die „Idee der harmonischen Sittlichkeit", die Schillers „ganzem Kunststreben den eigentümlichen Charakter aufprägt", als eine Verbindungsbrücke stark hervor. Er geht dann aber noch einen Schritt weiter, indem er untersucht, warum in Schillers Kunstideal Schönheit und Sittlichkeit einen so engen Bund eingegangen haben, und warum sein Kunstideal eine so lebenbeherrschende Stellung gewinnen konnte. Das Ergebnis faßt er dahin zusammen, daß Schiller eine „kosmische Kunstansicht" besessen habe. Was er mit diesem eigentümlichen Begriffe meint, geht vielleicht am deutlichsten aus der folgenden Ausführung hervor: Die Welt sei nach Schiller ein Kunstwerk des göttlichen Schöpfers, das den Menschen zur Erforschung und Betrachtung übergeben ward, und zwar habe der menschliche Geist dieses sich Versenken in die Schönheit göttlicher Gestaltungskraft als seine höchste Bestimmung zu erkennen und menschliche Vervollkommnung bestehe in der persönlichen Einfügung in die harmonische Ordnung. Gleiche Begriffe des Harmonischen auf verschiedenen Gebieten seien aber nun Schönheit und Moralität, über denen als Höchstes die Wahrheit throne. Von dieser „kosmischen Kunstansicht" aus könne man bei Schiller von Religion, wenn nicht in eigentlichem, dann doch in „uneigentlichem Sinne" sprechen. Aus dieser im letzten Sinne religiösen Begründung von Schillers Kunstansicht erkläre sich neben der ethischen Grundrichtung insbesondere auch die pathetische Form von Schillers Dichtung. Hier setzt nun Schmidt ein, indem er Schiller in seinem ganzen Lebenswerk als einen „Redner" betrachtet, und zwar als den „religiös gehobenen und getragenen Redner, der lebendigen Wortes zu seinen Hörern spricht", als den „gewaltigen Festtagsprediger unter den deutschen Klassikern." Auch Baumgartner erkennt in Schillers Dichtung eine starke religiöse Grundstimmung: Schiller „fühlt sich als Prophet — als eigentlicher Vates — und setzt der Kunst die höchsten Ziele." Ihm „ist es mit der Kunst unendlich ernst gewesen — sie war ihm ein Heiligtum, eine Religion." Freilich sei nun das ein „verhängnisvoller Irrtum", daß er die Kunst an die Stelle der Religion setze, indem er ihr allein die Erreichung jener höchsten Ziele zuschreibe, „welche sie in Wirklichkeit nur im Bunde mit der Religion und in ihrem Dienst erreichen kann." Aber wenn Schiller in seinem letzten Festspiel, der Huldigung der Künste, deren gemeinsames höheres Ziel in das Wort zusammenfasse: „Ich trage

dich hinauf zum höchsten Schönen", so meine er das zwar schwerlich im Sinne des heiligen Augustinus, der es beklagte, so spät die ewige Schönheit erkannt und geliebt zu haben, seine philosophische Abstraktion schließe jedoch das wirkliche höchste Schöne, das in Gott lebt, keineswegs aus. Schiller „steht — im ersten und letzten Drittel seiner Kunst wenigstens — vor einem persönlichen Gott" (Pöllmann), er vertritt den christlichen Gedanken der sittlichen Freiheit (Krapp), er „fühlt ein Jenseits und in ihm eine Vergeltung" (Pöllmann).

Ueber den gemeinsamen sittlichen Idealismus hinaus kann so der Katholik auch noch auf dem religiösen Gebiet einen gemeinsamen Boden erkennen, insofern als Schillers Dichtungen von einer Art religiöser Stimmung getragen sind und seine Weltanschauung im Gottesgedanken gipfelt.

Damit hat sich zu der formalen Wahlverwandtschaft, die auf Schillers Eigenschaft als „sentimentalischer Dichter" beruhte, in der Tat eine tiefgreifende, auf Schillers ganzer Weltanschauung begründete, inhaltliche Verwandtschaft gesellt, und hierzu kommt nun noch als Drittes ein persönliches Moment: die Verwirklichung, die Schiller seiner Weltanschauung in seiner Lebensführung gegeben hat: „Wissen, Können und Tun waren bei ihm eins . . . aus seinem Bild leuchtet eine sittliche Persönlichkeit . . . seine Frucht war der Seelenadel" sagt Pöllmann, und das Urteil, das er als Sohn der katholischen Kirche über Schillers Persönlichkeit auszusprechen hat, kleidet er in die Worte des Protestanten Gustav Schwab: „Wenn man ihn einen Heiden schelten will, weil er mit seinem Jahrhundert seitwärts stand vom Sohne des Menschen . ., so gehörte er doch zu denjenigen Heiden, die von Natur tun des Gesetzes Werk und sind ihnen selbst ein Gesetz, damit, daß sie beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihren Herzen." Und Pfeiffer kommt zu dem Urteil: „In ihm lebte der Grundzug der Religion: alles Edle, Reine verknüpft den Menschen Gott." Man „sieht ihn Schritt für Schritt emporsteigen zum höchsten Kulturtum auf dem Wege, den das ganze germanische Volk zurückgelegt hat, über Hellas zum Christentum. Wenn auch nicht nahe dem Altare, so steht Schiller doch im Vorhofe der Kirche."

Diese Wertung von Schillers Persönlichkeit in ihrem Verhältnis zur katholischen Kirche ergänzt sich zu einer Gesamtwertung durch das abschließende Urteil, mit welchem Baumgartner Schillers „warmem edlen Idealismus" seine Stellung gegenüber dem Katholizismus anweist: „Gott ist nicht sichtbar in die Menschheit herniedergestiegen, um das wahrhaft Schöne zu zerstören oder zu entwerten, sondern um es der Gefahr und dem Bereich der Sünde zu entziehen, es einer höheren Ordnung einzugliedern und mit einer höheren Anteilnahme an seinem Leben zu verklären. In diesem Sinne sind die natürlichen Ideale eine Grundlage, eine Vorstufe und ein wesentlicher Teil der christlichen. In diesem Sinne können auch wir Schiller den Unsern nennen, ihn lieben und schätzen, ihn verehren und ihm nacheifern . . . Ueber die Welt der Schillerschen Ideale hinaus aber liegen jene des positiven Christentums, nicht im Geiste und Gefühle eines Dichters, sondern im Ankergrunde göttlichen Glaubens gefestigt. Diese können wir uns um keiner Poesie willen, sei sie noch so erhaben, noch so national, jemals verkümmern lassen."

Adolf Dörrfuß

Verschiedenes

Von der deutschen Orientgesellschaft. Auf vier verschiedenen Gebieten hat nach den mir (zum Teil schon recht lange) vorliegenden Mitteilungen Nr. 26 bis 31 die Deutsche Orientgesellschaft ihre Arbeit getan. Zu den uns schon vertrauten Stätten in Babylon und Assur kamen Galiläa und Egypten hinzu. Im Lande des Nils wurde dank der Opferwilligkeit eines Vorstandsmitgliedes, die früher schon die Ausgrabungen zu Abusir ermöglichte, ein prähistorischer Begräbnisplatz bei einem andern Dorfe Abusir (el Melek) genau untersucht. Er stammt aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrtausends vor Christus und enthielt neben zahlreichen wohl erhaltenen Skeletten, die fast alle in der für die angegebene Zeit charakteristischen Hocklage gefunden wurden, ein große Menge Ton- und Steingefäße von sehr gefälligen Formen, Geräte von Elfenbein und Stein, Schmuckstücke und Spielfiguren in mancherlei Tierformen. Diese Ausbeute war insofern überraschend, als der Friedhof schon vor der planmäßigen Erforschung der Schauplatz von allerlei Raubgrabungen gewesen ist. Zwischen den vorgeschichtlichen Gräbern fanden sich auch solche aus der Hyksoszeit, die sich durch die Art ihrer Anlage und ihres Inhalts leicht als unegytisch erkennen ließen, und also wohl von den Hyksos selbst herstammen dürften. Die Funde wurden zwischen der egyptischen Regierung und der Deutschen Orientgesellschaft geteilt. — Als zweites neues Arbeitsgebiet begegnet uns in den Mitteilungen Galiläa, wo im Laufe von knapp drei Monaten eine ganze Reihe von Synagogenruinen aus der Römerzeit erforscht wurden. Das Hauptergebnis dieser Forschung ist, daß alle alten Synagogen durch zwei Säulenreihen in drei Längsschiffe geteilt waren, während man bisher auf Grund sehr sicher auftretender englischer Behauptungen, die sogar durch „Grundrisse" illustriert waren, öfters drei und auch vier Säulenreihen angenommen hatte, und daß die meisten von ihnen seitliche Emporen besaßen. Diese Forschungsreise war um so notwendiger, als nach den Berichten der Expedition von den meisten dieser Ruinen in wenigen Jahren nichts mehr vorhanden sein wird, weil sie von der einheimischen Bevölkerung als Steinbrüche benutzt werden. — Nur wenig berichtet Koldewey von den Grabungen in Babylon. Aber das Wenige ist nicht unwichtig. Es ist ihm nämlich gelungen, den für die Topographie des alten Babel wichtigen Kanal Arachtu, einen Seitenarm des Euphrat, festzustellen und außerdem eine früher einmal von Delitzsch ausgesprochene Vermutung über den Verlauf der Stadtbefestigung durch die Grabung zu bestätigen. — Um so reichhaltiger sind die Berichte Andraes aus Assur. Hier hat die Grabung bisher mehrere Paläste assyrischer Könige, außerordentlich starke und komplizierte Befestigungswerke, riesige Uferschutzbauten und zwei große assyrische Tempel nebst zwei massiven Tempeltürmen ans Tageslicht gebracht. Ich kann sie hier nicht näher beschreiben, weil ohne Plan und Abbildungen doch kein Eindruck von Art und Aussehen dieser gewaltigen Bauwerke zu bekommen ist. Auch eine Fülle von Inschriften ist gefunden worden, durch die unter Anderem die älteste assyrische Geschichte wieder um ein paar Königsnamen bereichert wird. Als besonders erwähnenswert erscheint mir noch die Entdeckung einer ganzen Anzahl assyrischer Privathäuser, die zwar noch lange kein „assyrisches Pompeji" darstellen — dazu fehlt es ihnen doch zu sehr an Inhalt — aber immerhin doch einmal einen Teil des nicht offiziellen assyrischen Lebens zeigen, von dem wir bisher so gut wie garnichts wußten. Das Merkwürdigste an diesen Privathäusern ist, daß sie fast alle in ihrem Innern Grabstätten bergen, die in nur geringer Tiefe unter dem Fußboden von Wohnräumen angelegt und während der Bewohnung des Hauses zu Bestattungen benutzt wurden. Ferner ergibt sich aus diesen Grabstätten das unerwartete Resultat, daß man in Assyrien gleichzeitig Beerdigung und Leichenverbrennung übte. — Selbstverständlich knüpfen sich an die Ausgrabungen ungelöste Fragen topographischer, architektonischer und historischer Natur in Hülle und Fülle. Sie sind für die nicht am Orte der Grabung befindlichen Forscher um so weniger zu lösen, als ihnen das Material zu ihrer Lösung, die langen und kurzen, interessanten und langweiligen Inschriften, bisher immer noch nicht zugänglich gemacht ist. Die paar Brocken davon, die in den Berichten gegeben werden, noch dazu nicht assyrisch, sondern in einer für Niemanden kontrollierbaren Uebersetzung, können uns nicht befriedigen, auch nicht die gelegentliche Mitteilung, dieser oder jener Text sei philologisch oder historisch interessant. Dem gegenüber muß einmal offen ausgesprochen werden, daß es Pflicht der Deutschen Orientgesellschaft wäre, alles inschriftliche Material schleunigst zu veröffentlichen, auch wenn es den Mitgliedern der Expeditionen oder den dem Vorstand besonders nahestehenden Gelehrten daheim nicht möglich sein sollte, Alles zu übersetzen oder zu erklären. Damit würde die Gesellschaft sich den Dank aller Assyriologen, Historiker und Altertumsforscher, nicht nur der deutschen verdienen und zweifellos auch selbst Gewinn davon haben. Daß diese eigentlich selbstverständliche Pflicht bisher nicht erfüllt worden ist, liegt zum großen Teil aber daran, daß sich nun schon seit Jahren kein Assyriologe auf dem Grabungsfelde befindet, ein bei der nicht geringen Zahl junger Assyriologen in Deutschland gänzlich unnormaler Zustand, dem man baldigst ein Ende bereiten sollte. Finden wird man freilich junge Gelehrte, die sich den Entbehrungen auf dem Ausgrabungsfelde dauernd aussetzen, nur dann, wenn man sie den technischen Leitern nicht als Untergebene, sondern als Gleichberechtigte zur Seite stellt. Hoffentlich können wir bald von der Erfüllung dieses keineswegs unbescheidenen Wunsches berichten.

Friedrich Küchler

Aus der neueren sozialen Literatur. Seit 1904 erscheinen bei Felix Dietrich in Leipzig unter dem Titel Sozialer Fortschritt in zwangloser Reihenfolge Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. In kurzer Uebersicht bald orientierend über soziale Zustände (z. B. Kinderarbeit, Heimarbeit, Lage der Landarbeiterinnen) oder über soziale Einrichtungen (z. B. Carl Zeiß-Stiftung, Arbeiter-Fachverbände) und deren geschichtliche Entwicklung, bald der Durchführung noch harrende soziale Aufgaben behandelnd (z. B. Gewinnbeteiligung), erweisen sie sich als wohlgeeignet, soziales und sozialpolitisches Interesse zu wecken und zu beleben. Aus den mir vorliegenden Heften sind folgende als besonders lesenswert hervorzuheben: „Handelspolitik und Handelsverträge" (Heft 31/32) von Dr. Borgius, ausgezeichnet durch Klarheit der Darstellung; „Die Prostitution" (Heft 36) von Johannes Gaulke, der zur Einschränkung des Uebels die Hebung der sozialen Lage der arbeitenden Bevölkerung und Aufklärung der

Jugend verlangt; „Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Deutschland und Oesterreich" (Heft 38/39) von Leopold Katscher mit einer Darstellung ihrer Geschichte und einem Ueberblick über die vorhandenen Genossenschaftsgattungen. Von hervorragender Sachkenntnis zeugt die Schrift „Unsere Kolonien, was sind sie wert und wie können wir sie erschließen? Ein Kolonialprogramm" von A. Seidel (Heft 41/44, 79 S.). Von der Mission sagt Seidel: „Die Mission ist es in erster Linie, die den Eingeborenen sittlich erzieht, seine Kenntnisse erweitert, ihn zur Arbeit anhält und dadurch das Niveau seiner geistigen und materiellen Kultur hinaufschraubt. . . Private Kreise wie die Regierung sollten daher bemüht sein, die Mittel der Missionsgesellschaften nach Möglichkeit zu stärken." Tolstois Aufsatz „Die große soziale Sünde" (Juli 1905), wofür er das Privateigentum an Land ansieht, ist als Heft 54/55 mit einem Vorwort des Bodenreformers Adolf Damaschke herausgegeben. Dr. Elisabeth Gottheiner behandelt in Heft 56 in aller Kürze „die gewerbliche Arbeiterinnenfrage" und zeichnet in besonnenen großen Strichen die Wege zur Beseitigung der Mißstände. Eine kurze Geschichte der Gewerkvereine und Gewerkschaften bietet Oskar Neve in Heft 65, während Georg Müller in Heft 37 „Die kommunale Sozialpolitik und die Handlungsgehülfen" die Wünsche der Letzteren an die Stadtverwaltungen vertritt. Der Wert der Hefte liegt hauptsächlich in der knappen Zusammenfassung der weitschichtigen Stoffe und der dadurch auch für den Laien gebotenen Möglichkeit, sich schnell zu orientieren. Der Preis ist ein sehr geringer (Heft 1 bis 50 je 15 Pfg., die Reihe von 10 Heften 1,20 Mk.), auch wenn sich der Verlag gezwungen gesehen hat, ihn vom 51. Hefte an auf 25 Pfennige (10 Hefte 1,50 Mk.) zu erhöhen.

In Heft 26 der unter dem speziellen Gesichtspunkt der Bodenreform von A. Damaschke herausgegebenen Sozialen Streitfragen (Verlag „Bodenreform" Berlin) behandelt Dr. Weber, Professor der Kunstgeschichte in Jena, die drei modernen Bestrebungen „Heimatschutz, Denkmalpflege und Bodenreform" (24 S., 50 Pfg.) in ihrem Verhältnis zu einander und kommt überzeugend zu dem Schluß: nicht das Eine oder das Andere, sondern das Eine und das Andere; denn alle drei Bestrebungen haben einen gemeinsamen Feind: den Egoismus des Einzelnen oder des Konsortiums.

Die seit Anfang des vorigen Jahres in ihrer jetzigen Gestalt im Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland in M.-Gladbach erscheinende Soziale Kultur, redigiert von Professor Dr. Hitze und Dr. Hohn (jährlich 6 Mk., monatlich 1 Heft von 48 bis 80 Seiten), bringt neben Aufsätzen aus sachkundiger Feder in jeder Nummer eine wertvolle Rundschau über soziale Gesetzgebung, kommunale Sozialpolitik, Berufsorganisationen, Wohlfahrtseinrichtungen, Kongresse, Vereinswesen, Parlamentarisches u. a. Der katholische Standpunkt der Zeitschrift tritt fast ganz in den Hintergrund. Aber die Tatsache, daß auf katholischer Seite so energisch sozial gearbeitet wird, bleibt für uns Evangelische beschämend. Denn wir haben der Sozialen Kultur nichts Gleichwertiges von bewußt evangelischem Standpunkt aus zur Seite zu stellen. Dies wird namentlich klar, wenn man die Hefte der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz zum Vergleich heranzieht. Zu sehr noch bewegen wir Evangelischen uns in allgemeinen Fragen und Erörterungen, statt die offenbaren sozialen Nöte flugs zu packen und zu erwürgen. Es wäre sehr erfreulich, wenn sich das noch immer unregelmäßig und selten erscheinende Organ des Evangelisch-sozialen Kongresses Evangelisch-sozial unter Mitarbeit evangelischer Fachleute, an denen es doch nicht fehlt, zu einer ähnlichen Bedeutung emporarbeitete wie die Soziale Kultur.

Einer ihrer Mitarbeiter, Dr. W. Liese, ist der Verfasser des Buches Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in Deutschland. 104 S. 1 Mk. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Die Schrift gibt einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung und den Stand des hauswirtschaftlichen Bildungswesens in Deutschland, sowie über Unterrichtsmethoden und Bildungsanstalten für Hauswirtschaftslehrerinnen, gleich willkommen für Gründende, Vermittelnde und Suchende. In Dresden, um dies zu berichtigen, hat weder der Verein Volkswohl noch der Gemeinnützige Verein eine Haushaltungsschule, wohl aber der Verein Marthaheim, der Landesverein für innere Mission, sowie neuerdings der Deutsch-evangelische Frauenbund, abgesehen von einer privaten Koch-, Haushaltungs- und Industrieschule in Blasewitz.

Die so notwendigen und doch oft fehlenden Kenntnisse über die Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung sucht ein vor den andern zu empfehlendes Schriftchen von Ernst Funk zu verbreiten: Was muß jeder Versicherte von der Arbeiterversicherung wissen? Berlin, Franz Vahlen 1906. 31 S. 35 Pfg. Ein ansprechendes Heftchen vom Landesversicherungsrat Hansen faßt die Arbeiterversicherung mit Recht als Praktisches Christentum im Staatsleben. (Lehr und Wehr, Heft 22.) 16 S. 10 Pfg. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Weit ausführlicher und in wissenschaftlichem Gewande verfolgt denselben Zweck, die Kenntnis der deutschen Versicherungsgesetzgebung möglichst weiten Kreisen zu vermitteln, das Buch von Dr. iur. Köbke: Grundzüge der Arbeiterversicherung. Berlin, Otto Salle 1906. 157 S. 3 Mk. Besonders berücksichtigt sind die preußischen Ausführungsbestimmungen. Die besondere Frage Arzt und Krankenkasse behandelt Karl Spiro in einem lesenswerten Vortrag (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, 14 S. 25 Pfg.), indem er für bedingt freie Arztwahl eintritt und namentlich auf den Wert der bedrohten Selbstverwaltung der Krankenkassen nachdrücklich aufmerksam macht.

Angesichts der großen Unkenntnis und Indifferenz weiter gebildeter Kreise gegenüber der sozialen Frage verdient besondere Beachtung die Schrift von Professor Dr. E. Thrändorf: Die soziale Frage in Prima. Dresden, Bleyl und Kämmerer. 69 S. 1,25 Mk. Thrändorf fordert meines Erachtens mit Recht, die Einführung der Zöglinge höherer Schulen in die soziale Frage nicht, wie es jetzt meist geschieht, dem Zufall zu überlassen, sondern bereits in der Schule im kirchengeschichtlichen Unterricht anzubahnen. Als Lehrstoffe (auch gesondert als Beiblatt zu jedem kirchengeschichtlichen Lesebuch zu haben, 25 Pfg.) gibt er die Geschichte Gustav Werners, die christlich-soziale Bewegung in England und die soziale Gesetzgebung in Deutschland.

Röthig

Kirche und Trinkerrettung. Grundsätzliche Ausführungen von Superintendent Klar in Belgard. Verlag des Johannishauses in Belgard (Persante). 50 Pfg.

Wer ein offenes Auge für die Schäden unsers Volkslebens hat, wird nicht leugnen können, daß eine der schmerzlichsten Wunden an unserem Volkskörper das Trinker-Elend ist. Zum Kampf gegen dieses Uebel und das daraus entspringende Elend will Superintendent Klar, der warmherzige Verfechter der evangelisch-kirchlichen Blau-Kreuz-Sache, alle werktätigen Christen, vor allem die Geistlichen aufrufen. Die evangelisch-kirchlichen Blau-Kreuz-Vereine haben sich erst im vorigen Jahre eine Bundes- und Verbandsorganisation gegeben. Sie stehen auf durchaus kirchlichem Boden und wollen als Zweig der mannigfachen Arbeiten der Inneren Mission betrachtet werden. Sie sind im bewußten Unterschied gegenüber den kirchlich-neutralen Blau-Kreuz-Vereinen ins Leben gerufen, die — meistens in Gemeinschaftskreisen wurzelnd — vielfach eine gewisse Neigung zum Sektenhaften und zu einer unevangelischen Engherzigkeit und Treiberei zeigten. Man wird den ernsten, von warmer Liebe zu den von der Trunksucht geknechteten Brüdern zeugenden Worten des Verfassers um so lieber zustimmen, als sie andrerseits auch weiten, freien Blick zeigen und sich fern halten von allem Fanatismus, der dem durchaus berechtigten und so sehr nötigen Kampf gegen den Alkohol-Mißbrauch schon vielfach geschadet hat. Möchten die Worte des Verfechters der evangelisch-kirchlichen Blau-Kreuz-Vereine doch in weiten Kreisen gehört und befolgt werden! Es gibt wenige kirchliche Aufgaben, die so dringend sind, wie der Kampf gegen die Trunksucht.

Falck

Wir jungen Männer. Das sexuelle Problem des gebildeten Jungen Mannes vor der Ehe: Reinheit, Kraft und Frauenliebe. Von Hans Wegener. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche 1906. 1,80 Mk. [Bereits das 30. Tausend.]

Es gibt zu dieser Frage eine überaus reiche Literatur. Hätten wir eine gute sexuelle Erziehung unserer Jugend, dann würde wohl das eine oder das andere tapfere Wort genügen. So aber quälen sich gewiß viele junge Männer mit großem Ernst durch viele Bücher dieser Art hindurch. Bisher zumeist nicht zu ihrem Vorwärtskommen in diesen Dingen. Wegeners Buch ist erfreulich in seiner Art gegenüber der Menge der unerfreulichen. Schon der eigenartige Weg, den Wegener führt, regt an. Er spricht zuerst von einer neuen Ehre des Mannes in unserer Zeit, um dann erst den Geschlechtstrieb zu schildern. Und dann folgen in guten feinen Ausführungen die Kapitel: Von den Frauen; Genuß und Arbeit; die Gesundheit; das nächste Geschlecht; das Volk. Ich würde in derselben Arbeit mit jungen Männern anders wandern. Mein Gegensatz gegen diesen Aufbau ist sehr tief begründet: in dem Zweifel an der „Persönlichkeits"kultur der Leute um Johannes Müller und (im Suchen der Zeit) um Hans Wegener. Ich glaube nicht, daß irgend ein sittlicher Kampf mit einer Besinnung über die eigene Ehre oder den eigenen Persönlichkeitswert beginnt oder doch kräftig dadurch belebt wird; sondern der sittliche Kampf geht zunächst um wertvolle Güter und erst in solchem Kampf um wertvolle Güter bildet sich das, was wir Ehre, Persönlichkeit oder Seele nennen — auch hier geht es so: wer sich selbst verliert, findet seine Seele. Das heißt für unser Buch: das erste Kapitel würde für mich an den Schluß rücken. Mit ganzer Wucht — das ist im einzelnen auch bei Wegener gut gelungen — soll vor den jungen Männern groß werden: Liebe, Frauen, Arbeit, Gesundheit, Kinder und Volk — mit der Kraft des kategorischen Imperativs und mit dem Zauber gottgeschenkter Güter. —

Im einzelnen ist viel Starkes und viel Zartes und viel Tiefes in dem Buch. Man muß hin und her sich nur freuen; und man hat oft Lust, in das andere Zimmer oder über die Straße zu gehen, und es Menschen, die man lieb hat, vorzulesen. Nur in einem Einzelnen ist das Buch nicht klar oder wenigstens nicht klar genug; doch teilt es dies Los mit fast allen literarischen Erscheinungen dieser Art: was eigentlich die sinnliche Liebe sei, worin ihr Recht und ihr Wert liege, erfährt man nicht. Denn sie lediglich auf die Schöpferarbeit zu beschränken wird ausdrücklich abgelehnt. Mit dieser Unsicherheit hängt es aber zusammen, daß die Probleme, der Kampf auf diesem Gebiet scheinbar vor der Ehe Halt machen und daß der Kampf selbst für die jungen Männer ein wesentlich rein leiblicher Kampf zu sein scheint.

So gewiß sich Wegeners Buch als eine erfreuliche Leistung heraushebt aus der früheren ähnlichen Literatur, so muß doch gesagt werden, daß es einzelne gute Kameraden älterer Zeit hat; ich erinnere an den frischen Vortrag von Sohm: Der deutsche Mann und die Sittlichkeit. Leipzig, H. G. Wallmann 1901. 20 Pfg., an Th. G. Kornig: Die Hygiene der Keuschheit. Berlin, Alfred H. Fried u. Co. 1890 und — last not least — Ribbing: Die sexuelle Hygiene und

ihre ethischen Konsequenzen. Stuttgart, Hobbing und Büchle 1902. 2 Mk. Heinz Beckmann

Mutterschutz: Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Publikationsorgan des Bundes für Mutterschutz. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. Berlin-Wilmersdorf. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, halbjährig 6 Hefte 3 Mk.

Ich habe im letzten Jahrgang der Christlichen Welt in einer gelegentlichen Anmerkung das Abonnement dieser Zeitschrift besonders für größere Lesezirkel empfohlen. Jetzt liegt mir der erste Jahrgang mit zwölf Heften vollständig vor. Mein ursprüngliches günstiges Urteil habe ich auf das sorgfältigste nachgeprüft und kann nicht davon abgehen.

Ich erzähle zunächst etwas vom Inhalt der Zeitschrift: Hin und wieder erscheinen programmatische Artikel, die dann aber durchaus nicht irgendwie autoritativ auftreten, sondern sich in den nächsten Heften Einschränkung und Widerspruch gefallen lassen müssen. Den breitesten Raum nehmen die Arbeiten zur Kenntnis dieses ganzen Lebensgebietes ein; vom psychologischen, soziologischen, juristischen, medizinischen, historischen und moralischen Standpunkt aus werden die Fragen beleuchtet. Oft wird von praktischer Mutterschutz-Arbeit, häufiger leider von fehlender Mutterschutz-Arbeit berichtet. Ständig sind die ganz besonders geschickt und fein geleiteten Rubriken: Literarische Berichte, Zeitungsschau, Aus der Tagesgeschichte. Endlich gibt es Mitteilungen des Bundes und einen Sprechsaal.

Fast nie habe ich mich völlig einverstanden gefunden mit den geäußerten Ansichten. Aber immer bin ich bereichert und zu eigener ernster schwerer Gedanken- und Tatarbeit auf diesem Gebiet angeregt. Hin und her, aber ganz selten bin ich wirklich innerlich geärgert, so z. B. durch das Sprechsaal-Wort von Walther Borgius, Zur Frage der strafrechtlichen Behandlung von Sittlichkeitsvergehen an Kindern.

Im ersten Heft des zweiten Jahrganges erscheint sowohl der Jahresbericht der Vorsitzenden wie auch des Schriftführers, des Letzteren unter dem Titel: Aus unsern bisherigen Erfahrungen und Erfolgen. Dies Heft sollten sich um dieser beiden Arbeiten willen Alle kommen lassen, die so leichthin nach Urteilen über den Bund auch ihrerseits sich für berechtigt halten, ein fertiges Urteil zu fällen. Sie werden dann sehen, daß hier ernst und tüchtig gearbeitet wird. Und wer sich in diese Arbeit innerlich versenkt oder aber — was besser ist — in seinen Kreisen zur Arbeit anregen läßt, der wird dann auch die Notwendigkeit erkennen, daß über die Anschauungen auf diesem Gebiet der Geisterstreit entbrennen oder lebendig bleiben muß. Und wenn wir klagen, daß uns fremde Geister in diesem Streit führende sind, nun warum arbeiten wir nicht mit? Warum arbeiten wir nicht eine Anschauung für dies Lebensgebiet aus unserer christlichen Art heraus und verteidigen sie dann frisch und tapfer da, wo gekämpft wird, und nicht uns selbst genießend in unseren Kreisen allein?

Dr. Helene Stöcker schließt den ersten Jahrgang mit einer Anmerkung der Redaktion: „Unsere Zeitschrift ist kein einseitiges Parteiorgan, sondern ein Diskussionsorgan, in dem die verschiedensten Meinungen zu Wort kommen sollen — im Interesse einer Klärung der schwierigen uns vorliegenden Probleme." Freilich, zweierlei Leute sollen und können nicht mitarbeiten: die Einen haben ein Urteil, bei dem Sachkunde völlig fehlt — und die Andern haben feste — inhaltlich feste — Entscheidungen zu allen Fragen des Lebens für jeden Einzelnen bereit. Zu Beiden sollten wir nicht gehören.

Heinz Beckmann

Wählt Römer! Wir haben uns lange nicht mit dem Fall Römer beschäftigt. Wir standen ihm gegenüber wie einem Prozeß, in dessen Verlauf wir nicht eingreifen mochten. Der Moment wird schon kommen, in dem wir unser Schweigen brechen. Heut nur von einer Episode. Durch alle Blätter geht die Nachricht, rheinisches Konsistorium habe den Pfarrer Traub in Dortmund dem Berliner Oberkirchenrat zur Disziplinierung empfohlen wegen einer Depesche an die Remscheider: „Wählt Römer!" Unwillkürlich deutet man das so, als habe Traub im Momente der letzten Entschließung an das etwa wankend gewordene Presbyterium diese dringende Mahnung gerichtet, um die vom Konsistorium von vornherein für hoffnungslos erklärte Wahl doch noch durchzudrücken. Die Wahl (die zweite) Römers fand am 27. Juni statt. Ueber die Depesche schreibt uns unser Freund Traub aus der Sommerfrische auf die auch ihm zu Gesicht gekommene Zeitungsnachricht hin:

1. Das Telegramm datiert vom April und wird heute ausgegraben. Es wird offenbar in ganz anderem Zusammenhang verwertet, um die Interessen abzulenken.
2. Das Telegramm war Privattelegramm an einen Kollegen. Es ist heute noch unaufgeklärt, in welcher Form es öffentlich verwertet wurde.
3. Von solcher öffentlichen Verwertung wußte ich so wenig, wie ich je dem Presbyterium als solchem mich als Ratgeber aufdrängte.
4. Das Telegramm schickte ich nur aus Not, weil ich in Frankfurt auf Reisen einen Remscheider Brief vorfand.
5. Mein Interesse dabei war dies. Man hatte mir gesagt, es existiere ein Geheimerlaß aus den dreißiger Jahren, wonach Keiner, der einmal nicht bestätigt sei, wieder an demselben Ort bestätigt würde. Ich riet nun diesen Erlaß herauszuzwingen durch Mitteilung an das Konsistorium, daß man an der Kandidatur Römer festhalte.

Kleine Mitteilungen. In dem Aufsatze von Otto Gerok ist wiederholt die Rede von dem Volksheim in Hamburg. Es trifft sich, daß soeben der Bericht über das fünfte Geschäftsjahr ausgegeben wurde. Man lasse sich ihn kommen von der Geschäftsstelle: Hamburg, Billhorner Mühlenweg 41. Er wird ohne Zweifel unentgeltlich versandt, soweit der Vorrat reicht.

Nachdenksame Leser und Leserinnen haben einen Rembrandt-Artikel zur Feier des 15. Juli in der Christlichen Welt vermißt. Aber es ist alte bewährte Praxis unsers Blattes, sich an solchen Gedenkfeiern nur ausnahmsweise zu beteiligen. Der Herausgeber hat das von Hans Grunow gelernt, unserm einstigen Verleger und dem Leiter der Grenzboten. In solchen Tagen geht wie ein rauschender Strom eine Fülle von Zweckartikeln durch die Presse — und schließlich liest sie Niemand mehr. Aber wenn uns ohne unser Zutun etwas ganz besonders Gutes auf den Redaktionstisch geflogen wäre, so hätten wir es schon gebracht. Und eine freundliche Kleinigkeit zur Ehrung des Meisters kommt auch noch. Im übrigen empfehlen wir unsern Lesern die bereits erschienene Festrede eines Berufensten (vgl. 1904 Nr. 48 Sp. 1145): Rembrandt und Wir. Rede bei der Rembrandtfeier der Kgl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehalten von Carl Neumann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 37 S. 1,50 Mk. Neumanns Rembrandt, im gleichen Verlage erschienen, liegt bereits seit vorigem Jahr in zweiter Auflage vor: 38 Mk., gebunden 40.

Im Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, ist das Stenogramm der Berliner Protestversammlung gegen die russischen Greuel vom 25. Juni erschienen, 21 S., 20 Pfg.: Die russische Massacres. Herausgegeben von der Redaktion der Russischen Korrespondenz. Reden von Schrader, Liszt, Shdanoff, Traeger, Kirmß, Brutzkus, Naumann.

Soeben wurde das Protokoll des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Jena ausgegeben. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 188 S. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 30. Juli 5 Uhr im Düringer Hof: Gebet und Gebetserhörung. Gymnasialdirektor Evers-Barmen. Gesinnungsgenossen als Gäste willkommen.

Magdeburg. Mittwoch 8. August 1/2 4 Uhr Hasselbachstr. 1: Was ist alter Glaube? nach Th. Kaftan Moderne Theologie des alten Glaubens, W. Herrmann Zeitschr. f. Theol. u. Kirche 1906 Juniheft und desselben Christl.-prot. Dogmatik in Kultur der Gegenwart I, 4. — Gäste, auch Damen willkommen!

Potsdam

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober:

Unsre Aufgabe. Professor Herrmann aus Marburg.

Die Grenzen der Lehrfreiheit. Professor Baumgarten aus Kiel, Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Näheres über Ort, Zeit und über die Verteilung der Tagesordnung später.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 29. Italien — Aus Schlesien — D. Schlosser zum Fall Korell — Das preußische Schulunterhaltungsgesetz — Verschiedenes: Pfarrerverein; Die Lutherische Konferenz für Oberhessen; Auf der 18. Konferenz des Rhein. Prov.-Ausschusses für Innere Mission; Die Ortsgruppen des rhein.-westf. Verbandes der Freunde evang. Freiheit; Aus den Niederlanden; In Bern — Personalien

Versammlungskalender

Datum	Versammlung
23. Juli — 4. August	Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
28. Juli — 1. August	Jugendbund für Entschiedenes Christentum Genf
6.—18. August	Jenaer Ferienkurse Jena
6.—10. „	Deutsche Christliche Studentenkonferenz Wernigerode
14. 15. „	Presbyterianisch-reformierte Kirchen des Kontinents Prag
21.—23. „	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5. September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6. „	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7. „	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden

Im Verlage von **Alfred Töpelmann** (vormals J. Ricker) in **Gießen** erschienen soeben:

Was nun?

Aus der kirchlichen Bewegung

und

wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen

von

J. Burggraf

Pastor an St. Ansgarii in Bremen

Aus den Schillerpredigten
Auf vulkanischem Boden
Zur Abgrenzung der Lehrfreiheit
Nach Kalthoffs Tode
Das Programm der „Bremer Beiträge"

Gr. 8° — 70 Seiten — M. 1,20

Der Verf. zeichnet zunächst die ganze gegenwärtige Lage mit all ihren Zukunftsfragen, wobei sich das „Nach Kalthoffs Tode" überschriebene Hauptstück zu einer großen Charakterschilderung des Toten auswächst, die, ganz eigenartig, jedenfalls die eingehendste Würdigung und Kritik Kalthoffs bietet. Im letzten Aufsatz entwirft er sodann das Programm der „Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche", die vom Oktober ab unter seiner Leitung in demselben Verlag erscheinen werden.

Vom Sein und von der Seele

Gedanken eines Idealisten

von

Walter Kinkel

Professor der Philosophie in Gießen

Fein geb. — 150 Seiten — M. 2.—

Dies Buch ist bestimmt für kämpfende, suchende Menschen, die entbehren und verlangen — nicht für dogmatische Philister, die besitzen und genießen. Unter denen möchte es sich Freunde werben, welche die Wahrheit nicht als einen fertigen, endlichen Besitz, sondern als das unendlichferne Ziel der Kultur ansehen. Es spricht nicht zu denen, welchen das Schicksal freundlich alle Güter des Lebens in den Schoß geworfen hat; sondern wer Schmerzen kennt und Entsagung, der wird es verstehen. Aber die Modekrankheit des Pessimismus kann es nicht mitmachen; sie entspringt doch zumeist einem mehr oder weniger versteckten Egoismus. Durch Leiden sollen wir lernen.

Pro 1. Oktober 1906 suche ich für meinen Sohn von 10 Jahren, der Quintaner ist, einen

Hauslehrer

der bereits in andern Häusern unterrichtet hat.

Freiherr von Schroetter
Wohnsdorf b. **Allenburg** Ostpr.

Gesucht aufs Land tüchtige staatlich geprüfte evangelische **Lehrerin** zum vollständigen gründlichen Unterricht der Töchter. Sprachen nicht durchaus erforderlich. Gehalt nach Uebereinkunft. Eintritt September, spätestens 1. Oktober. Offerten mit Zeugnissen und Photographie erbeten an die Expedition der Blattes Chiffre **R. O.**

Junger französischer Schweizer

Sohn eines Gymnasialprofessors, sucht für das nächste Semester Aufenthalt **au pair** in gebildetem Hause einer Universitätsstadt. Angebote unter **K. K.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Töchter aus guter Familie finden zur Fortsetzung ihrer Studien in Sprachen, Musik und Kunst **Pension** in einer der schönsten **Vorstädte Londons.** Ausflüge in die Umgebung, Besuch der Museen etc. Nähere Auskunft erteilt

Pastor Wohlleben,
Cöln, Lindenstr. 71

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.



Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Nr. 29. Der Kirchenstreit in Bremen (Schluß) — Die Aussichten des kirchlichen Patronatsrechts (Zweite Hälfte) — Katholische Propaganda? — Aus Preußen: Kirchensteuer in Kassel; Zur Lehrerbesoldungsfrage; Das Volksschulgesetz in anderer Beleuchtung — Mancherlei: Die christlichen Gewerkschaften; Die deutsche Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre; Häßliche Polemik

---

Gelegenheitskauf

Die im Jahre 1865 von Hoforgelbauer Jahn in Dresden erbaute und noch gut erhaltene

Orgel in Herrnhut

von 20 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal mit schönem Gehäuse steht billig zum Verkauf, da ein größeres Werk an ihre Stelle treten soll. Nähere Auskunft erteilt

Th. Erxleben, Seminardirektor a. D.,
Vorsitzender des Orgelbau-Ausschusses, **Herrnhut** (Sa.) Oderwitzerstr.

Blitzableiterprüfungen

mit Widerstandsmessungen der Ab- und Erdleitungen an **Kirchen** und **Türmen** ꝛc. Reparatur und Erneuerung von **Blitzableitungen, Turmkreuzen, Fahnen** und **Knöpfen.** Wettersichere Einfassung von **Turmspitzen** in jedem Metall. Ausführung ohne **besonderes Gerüst** billig und zweckmäßig. Langjährige Erfahrungen.

U. and. ausgeführt: Kirchen zu Strehla, Radeburg, Lommatzsch, Wantewitz, Lenz, Weinböhla, Cölln a. E., Etzdorf, Roßwein, Schönfeld b. Pillnitz, Stolpen i. S., Schönbrunn b. Wolkenstein, Burkau, Porschdorf a. E., Striesen, Rudolstadt, Reschwitz, Dörnfeld, Stockhausen i. Thür., Bloßwitz, Hayda, Nauwalde, Frauenhain, Wildenhain, Lichtensee, Streumen, Röderau, Gröditz b. R., Königl. Garnison-Kirche Dresden ꝛc.

Großenhain i. S. — **Anton Klette,** Schlossermstr.
Inhaber der K. S. Staats-Medaille.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann

Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und Fräulein **Else Lohmann,** staatl. gepr. Lehrerin.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 31 — **Marburg i. H., den 2. August** — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Siegeshoffnung

Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln. Jes. 60, 3.

In den Tagen geringer Dinge redete der Prophet von einer herrlichen Zukunft, da an Israels Licht sich auch die Heiden sonnen werden. Da lachten die Leute, so wie sie nachmals die Nazarener höhnten, als diese vom Siege Jesu Christi in Jubelliedern sangen. Schwärmer!

Wir Menschen einer realistischen Zeit lassen uns nicht gerne so nennen; wir möchten recht vernünftig sein und scheinen. Und darum bleiben wir fein ordentlich bei dem stehen und hangen, was die Gegenwart bietet, und wollen ja nicht in den Verdacht kommen, von ferner Zukunft zu träumen, oder gar davon als von einer uns sicheren Sache zu reden. Ein lahmes Christentum ohne Zukunftshoffnung! Es wird gewiß noch sein, daß alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus der Herr sei; es wird noch sein, daß Gott sein Reich vollendet. Und ob die Welt voll Teufel wär, Gottes Sache muß siegen. Keine kleinliche Nörgelei von Leuten mit engem Horizont soll uns die herrliche Freude am Reiche der Zukunft vergällen. A E

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

4

Nicht bloß ein äußerliches Verhältnis zu einzelnen Aussprüchen und Werken, sondern ein innerliches Verwandtschaftsverhältnis zu Schillers Gesamtpersönlichkeit und Gesamtschaffen kann auch der gläubige Katholik empfinden. So haben ihm auch des Dichters sämtliche Werke Etwas zu sagen.*) Tatsächlich haben wir auch nur bei Baumgartner den Versuch einer Scheidung gefunden, und bei ihr erhebt sich erst noch die hier nicht näher zu untersuchende Frage, ob sie in der Folgerichtigkeit von Baumgartners abschließendem Gesamturteil über Schiller liegt oder durch anderswoher genommene Gründe beeinflußt ist. Wenn aber Einzelne der Andern diejenigen Werke Schillers, in welchen sie die „innere Verwandtschaft" am reinsten ausgedrückt finden, stark in den Vordergrund stellen, so wird man dies nur natürlich finden können. Es sind das übrigens gerade diejenigen Dichtungen, welche auch von den meisten Nichtkatholiken als Schillers eigentlich „klassische" Werke angesehen werden.

Wir stehen also vor der Frage nach der **Bedeutung**, welche der Katholik **Schillers gesamter Persönlichkeit und Arbeit** zuschreiben zu dürfen glaubt.

In großzügigen Linien gibt Muth eine Zusammenfassung dessen, was er an Schiller hat und, noch mehr, von ihm erhofft: Eine „köstliche Erbschaft" hat Schiller dem zwanzigsten Jahrhundert überlassen, und es sind genug Anzeichen vorhanden, daß dies Jahrhundert „seinen Schiller von neuem erleben wird." Die „machtvolle Bedeutung", die Schiller wieder gewinnen kann, sieht er dann beschlossen: „in der Eroberung der Zeitgenossen für die Idee eines im Geiste Schillers und Goethes erneuerten und gereinigten Kunstschaffens, in der Zurückgewinnung der großen Gesichtspunkte für Leben und Kunst, in der Verteidigung der idealen Lebensmächte des Schönen, Wahren und Guten als objektiver Erscheinungen, nicht zuletzt in der Erziehung der Menschheit zur wahren Geistesfreiheit, die nach Schiller ist »Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft«, und endlich in der Wiederbelebung des Glaubens an die Macht des Geistes, durch die sich der Mensch der äußerlich bedingenden Ursächlichkeit überhoben, als »absolut letzte Ursache seiner Zustände« empfindet."

Schillers Name bedeutet danach ein umfassendes Programm und zwar zunächst ein „**Programm für die Reform der Kunst**, insbesondere der Bühnenkunst" (Pöllmann). Alle unsere Katholiken sind darin einig, daß sie in ihm einen „Lehrer und Führer" (Krapp) sehen zur Ueberwindung des ihnen in tiefster Seele verhaßten naturalistischen „Literaturbetriebs der letzten drei Dezennien" (Muth). Er soll die Wege weisen zu einer neuen idealistischen Höhenkunst, die durchwaltet ist von „mit Ernst verbundener Reinheit", in der das „Allgemeingiltige, das wahrhaft Menschliche, das Nationale wieder in seine Domäne eingesetzt," den „inneren Gedanken des Schöpfers nachgegangen," ein „Kosmos als ideale Welt gebaut" wird, in der auch die äußere Form eine Erneuerung zur Reinheit erlebt (Pöllmann, Krapp). Ueberhaupt sind sich unsere Katholiken mit Stolz bewußt, in ihren künstlerischen Idealen stets auf Schillers Seite gestanden zu sein: „Wir Katholiken haben immer an ihm festgehalten, auch als die jungen Stürmer des berlinischen Naturalismus ihm den Lorbeerkranz lachend vom Haupte rissen; jetzt müssen sie zu ihm zurück; siehe da eine Schranke unserer behaupteten Inferiorität ist gefallen!" (Pöllmann.)

Zu der Bedeutung für den schaffenden Künstler gesellt sich der Wert für den kunstgenießenden Teil des Volkes, und hier geht das Urteil dahin, daß der Katholik Schiller als den **Volksdichter** im besten Sinne des Worts betrachten darf. Von einer besonderen Seite faßt dies Schmidt: „Es ist sozusagen eine weltlich-kirchliche Feiertagsstimmung, die in Schillers

*) So tritt neben die Schillerausgabe des Schöninghschen Verlags auch eine andere des Herderschen Verlags, welche die Jugenddramen und eine größere Anzahl der Jugendgedichte enthält. Wenn diese auch für die Schule bestimmte Ausgabe eine Anzahl Stellen, besonders aus den „Räubern" wegläßt, wird man es ihr nicht verdenken dürfen. „Umdichtungen" sind uns bei den vorgenommenen Stichproben nicht begegnet. Die Unbefangenheit erhellt schon aus dem lückenlosen Abdruck der Paterszene in den „Räubern" und der Großinquisitorszene im „Don Carlos". Auch die Einleitungen zu den einzelnen Dichtungen geben ein erfreuliches Bild.

Dichtung zu uns spricht. Der Alltag mit seiner grauen Wirklichkeit versinkt hinter uns, und ein religiös durchwehter Feiertag der Kunst steigt vor uns auf, den Jeder mitfühlt." Und eben dadurch wird Schiller zum Dichter des Volks. Denn „hier bei Schiller findet es nicht den Alltag wieder und sein Elend. Den will das Volk nicht in der Kunst. Hier fühlt es sich gehoben und erbaut, weil es Worte der Lehre vernimmt, die sich ihm bieten in fest gefügter Form, sodaß es sie leicht mit hinausnehmen kann in das tägliche Leben und Schaffen, wenn es sich losreißen muß von seinem Dichter. Darum klingen uns so viele Schillerworte auch aus der Sprache des Volkes entgegen; sie haben sich dem Gedächtnisse eingeprägt mit ihrer rhetorischen Gewalt und bringen einen Feiertagsklang auch in den grauen Werktag hinein."

Schillers künstlerische Bedeutung gestaltet sich so aus zu einer Bedeutung für das Leben. Es ist die Eigenschaft Schillers als „sentimentalischen" Dichters in ihrer eigenartigen Verbindung mit seiner Kunst- und Weltanschauung und seiner gesamten Persönlichkeit, welche schon bei Schmidt als Ursache der nicht bloß künstlerisch erhebenden Wirkung von Schillers Dichtung durchscheint. Auch Baumgartner schlägt diese Seite an, wenn er Schillers Poesie wegen ihres „platonischen" Zuges ein „mächtiges Sursum corda" nennt, „das uns über die Nichtigkeit des Alltäglichen emporhebt." Mit einer besonders feinsinnigen Ausführung setzt aber Muth hier ein. Er knüpft an an Schillers eigene Worte über die verschiedenartige Wirkung der „naiven" und der „sentimentalischen" Dichtung: „Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüt ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann." Und nun erhebt er die Frage: „Aber wie, wenn uns das Leben und seine Qual selber verstimmen? Wird dann der sentimentalische Dichter nicht am Ende ein Trost- und Glaubensbringer sein, der die entgötterte Welt der in Kleinmut und enger Verzagtheit dahin lebenden Menschheit wieder mit Licht und Zuversicht erfüllt?" Eben durch diese „Ausdehnung des Gemüts über seinen natürlichen Durchmesser," welche er durch seine stets „das Unendliche der Idee" hervorkehrende Dichtung bewirkt, ist der sentimentalische Dichter Schiller auch „der Dichter aller Strebenden, Ringenden, Suchenden und wird es bleiben, so lange die deutsche Sprache besteht"; vor allem aber ist er — wieder nach seinen eigenen Worten — „der Abgott der Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, alle Form flieht, jede Grenze zu eng findet und sich deshalb mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen bewegt, die ihr von diesem Dichter aufgetan werden." Ja er kann deshalb in den „ungeheuren Erschütterungen", denen unser Geistesleben im zwanzigsten Jahrhundert entgegengeht, in dem Suchen nach „neuen Grundlagen und einem würdigen Inhalt" für den stolzen Bau unserer modernen Kultur ein „Führer und Erzieher" werden „zu sittlicher Kunst und kühnem Wahrheitsmut."

Die letzten Worte zeigen, wie sich allmählich das Schwergewicht von der formalen Eigenschaft des sentimentalischen Dichters weg auf die ideale Persönlichkeit und ihre große idealistische Weltanschauung verlegt hat. Schillers „sittliche Persönlichkeit" ist „ein geistiger Schatz des Volkes", „eine ideale Macht für alle Zeiten", sagt so auch Pöllmann, und wenn sie ihn den Volks- und Jugenddichter nennen, führen auch die Andern als wichtigsten Grund dafür an, daß seine „edle männliche Persönlichkeit" (Pfleger) „den höchsten Seelenadel nie verleugnet" habe, daß das „ästhetische Ideal", zu dem er die Menschen erziehen wollte, ihm „stets auch ein sittliches" gewesen sei (Schmidt), ja daß überhaupt „in den optimistischen Höhen seiner ästhetischen Weltanschauung nur eine sittlich wirkende Kunst möglich" sei (Pfleger).

Das Höchste, was er zu sagen hat, faßt aber Muth zusammen in den Worten: „Obwohl kein Bekenner einer ausgesprochen religiösen, geschweige einer positiv christlichen Weltanschauung, ist Schiller doch durch die innere Lauterkeit seines Wesens, die wahre Freiheit seines Denkens und den sittlichen Heroismus seiner Lebensführung wie Wenige geeignet, bei seinen tiefer dringenden Verehrern gleichsam den Boden zu bereiten für die Aussaat echtesten Christentums." Und auch den wesentlich zurückhaltenderen Baumgartner hörten wir doch Schillers „natürlichen" Idealismus als eine „Grundlage und Vorstufe" der christlichen Ideale bezeichnen.

Das Bild von der Wertung Schillers, die in katholischen Kreisen möglich ist, wäre indessen immer noch unvollständig, wenn wir nicht noch zwei Züge einfügten.

„Während Bonaparte das alte Europa in Trümmer schlug, hat Schiller vereint mit Goethe die breiten Grundlagen einer neuen deutschen Literatur gelegt und mit seiner begeisternden Poesie jenen mächtigen Nationalgeist, jene jugendliche Glut für Freiheit und Glauben, Recht und Ordnung entfacht, die in dem Freiheitskriege hoch emporlodernd Deutschland aus den Ketten des korsischen Eroberers, seine Literatur und Kunst aus den Fesseln des Voltairianischen Geschmacks und revolutionärer Barbarei zugleich erlösen sollte," sagt Baumgartner; Pfeiffer geht mit liebevoller Vertiefung den „deutschen Elementen" in Schillers Persönlichkeit und Dichtercharakter nach, und Pfleger nennt ihn einen „Höhepunkt des deutschen Charakters" und ruft der deutschen Jugend zu, auch hier von ihm zu lernen. Das heißt: auch der deutsche Katholik liebt seinen Schiller als Verkörperung deutschen Wesens und Erzieher zu deutscher Sinnesart, als den Dichter der deutschen Einheit und Freiheit.

Baumgartner geht aber in dem genannten Zusammenhang noch einen Schritt weiter, indem er fortfährt: „Oesterreich und Preußen, der katholische Süden und der protestantische Norden mußten ihre alten Fehden vergessen und sich brüderlich verbinden, um die fremde Gewaltherrschaft abzuschütteln. Schiller hat das ahnend zum voraus empfunden und Töne angeschlagen, die versöhnend wirken mußten." Die einigende Bedeutung Schillers wird damit über das Nationale ausgedehnt auf das Verhältnis der Konfessionen. Baumgartner ist dieser brennenden Frage noch näher getreten und gelangt zu dem Ergebnis: „Wie die Werke aller großen Dichter und Künstler schon lange ein friedliches neutrales Gebiet geworden sind," so hat der „edle lebenswarme Idealismus" die „schönsten von Schillers Dichtungen zu einem freundlichen neutralen Boden gestaltet, wo der alte konfessionelle Hader schweigt," wo „Anhänger der verschiedensten religiösen Anschauungen sich freundlich begegnen, erfreuen, erbauen und stärken," wo „Katholiken und Protestanten sich zu gemeinsamem Streben die Hände reichen können." „Die Katholiken sind hierin so weit gegangen, als sie eben konnten. Sie werden mit Freuden stets allen aufrichtig dem Ideal Zustrebenden, aufwärts Ringenden die Hand reichen."

5

Alles Bisherige ist in der Hauptsache ohne kritische Beifügungen gegeben worden. Abgesehen von Bemerkungen zu einzelnen Aeußerungen läge vielleicht nahe, darauf hinzuweisen, wie auch in dem hier vereinigten Kreise noch zwei Richtungen neben einander hergehen, ja wie im Herzen einzelner Vertreter selbst, besonders Baumgartners, sich noch zwei Seelen um die Wertung Schillers zu streiten scheinen, sodaß kein ganz einheitliches Bild entsteht. Aber es mag an dem allgemeinen Hinweis genug sein. Denn nicht zu kritisieren war die Absicht dieser Ausführungen: sie wollten lediglich ein unbefangenes Bild geben von dem Ringen unserer deutschen Katholiken um ein inneres Verhältnis zu einem der Großen unseres Volkes. Das Urteil sollte dann dem Leser überlassen bleiben.

Nur zwei Anmerkungen allgemeinerer Art seien noch gestattet. In seinem Buch über „Die Religion unserer Klassiker" sagt Sell von Schillers Verhältnis zum Christentum: „Keiner unserer Klassiker steht in der Weltanschauung dem überlieferten Christentum ferner wie Schiller. Es ist ihm nur noch eine — großartige — Erscheinung der Geschichte! Und kein Klassiker steht dem sittlichen Sinn sowohl, wie der symbolischen Hülle des Christentums, dem Kern und dem Herzen des Christentums, dem Christentum der Gesinnung näher wie Schiller." Man

vergleiche mit diesem Urteil des Protestanten die Ergebnisse unserer Katholiken, ob sich irgend ein wesentlicher Unterschied herausstellt.

Ferner. Soweit sich bis jetzt ein allgemeineres Urteil bilden läßt, stand die große Schillerfeier des letzten Jahres unter dem leitenden Gedanken der „ästhetischen Erziehung“ in dem vollen Sinne, in dem Schiller den Begriff gefaßt hat, und der Dichter selbst wurde gewürdigt als Prophet, als persönliche Verwirklichung und als Erzieher zu diesem Ideal. Es ist derselbe Grundgedanke, der auch bei den Ausführungen unserer Katholiken im Mittelpunkte stehen dürfte.

Baumgartners schönes Wort vom „neutralen Boden“ erhält so eine Bestätigung durch die Tatsache der Schillerfeier selbst. Es ist uns überhaupt eine der erfreulichsten Aeußerungen gelegentlich der ganzen Schillerfeier gewesen. Sagen wir es offen heraus: Wie viele Katholiken die Empfindung haben, als werde ihnen von der protestantischen Mehrheit das Anteilsrecht am gemeinsamen Geistesbesitz des deutschen Volkes aberkannt, so können sich weite evangelische Kreise des Eindrucks nicht erwehren, als ob eine starke, wenn nicht die maßgebende Richtung der katholischen Kirche darauf hinarbeite, das Gebiet des Neutralen ständig zu verengern; und unter den Erscheinungen, die ihnen für die Zukunft unseres Volkes bange machen, steht diese fortschreitende Absonderung des katholischen Volksteiles vom evangelischen mit oben an. Nationale Gedenktage, insbesondere die Gedenktage der großen Geisteshelden deutscher Nation sind mit ihrer Erinnerung an den gemeinsamen Besitz da allerdings für beide Teile die beste Mahnung, sich auf das „Neutrale“ zu besinnen und das Einigende wieder in den Vordergrund zu stellen, das gewiß häufig auch nur verdunkelt ist durch ein „Mißverständnis der Sprechweise, wie sie auf beiden Seiten, jede in ihrer Art, ausgebildet worden ist.“ Wenn auch nur des einen Schiller idealistische Weltanschauung einen „neutralen“ Boden liefern würde, so wäre das schon ein weites Gebiet, und gewiß werden auch die Protestanten den Katholiken gerne die „Hände zu gemeinsamem Streben“ auf dieser Grundlage reichen. Noch lieber aber werden sie den Katholiken die Hände reichen zu einer stetigen Erweiterung des neutralen Bodens.*) Denn Schiller und unsere sämtlichen Klassiker sind ja nur ein kleiner Bruchteil unserer gemeinsamen Geschichte, unserer jahrhundertelang gemeinsamen christlichen Kultur.

Adolf Dörrfuß

Modernes praktisches Christentum

3

Von den zwei Formen, worin der neue Geist sich entfaltet, gilt es hier vorwiegend die kirchliche Gestalt ins Auge zu fassen, und zwar im Stadium der Lehrlingsvereine. Zuvor aber ist ein Blick auf die kirchlich neutrale Betätigung zu werfen. Ebenso vollständig als alle kirchliche Tendenz ist hier jede politische Nebenabsicht auszuschließen. Einzig und allein die Liebe zum Volk darf es sein, was uns treibt. Soziale Annäherung, Verwertung unseres Bildungsschatzes, religiöse Anregung — das sind Aufgaben, die unsere besten Kräfte völlig in Anspruch nehmen. Nicht nur unter Sozialdemokraten, sondern selbst innerhalb der sozialdemokratischen Vereine läßt sich hier Großes erreichen. Für Ersteres ist u. A. Pastor von Broeckers Wirken, das Volksheim in Hamburg und die Rüsselsheimer Volksakademie Beweis genug; letzteres bewährt sich ebenso glänzend in der sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung, deren Grundsätze Pastor Liebster mehrfach gründlich dargelegt hat (so in Baumgartens Zeitschrift und in Evangelisch-sozial). Hier weht eine andere Luft als in vielen Evangelischen Arbeitervereinen.

*) Insbesondere Baumgartner gegenüber können wir die Bitte nicht unterdrücken, er möge der in Aussicht gestellten Neubearbeitung seines Goethe den „neutralen Boden“ auch nach dieser Seite hin weiter ausdehnen. Die freundlichen Worte, die er gelegentlich der Schillerfeier auch über Goethe gefunden hat, erwecken in uns diese Hoffnung.

Hier sitzen wir wirklich am Strome der Zeit. Hier zeigt sich männliches Christentum. Wem vor diesen Leuten und Kreisen graut, der gibt damit seinem Glauben ein schlechtes Zeugnis. Unsere evangelisch-soziale Schulung sollte uns soweit gebracht haben, daß wir uns hier sicher und klar bewegen. Und unser evangelisch-soziales Herz muß höher schlagen, wenn hier radikale, kirchenfremde Arbeiter ihre religiösen Gedanken und Bedenken offenherzig vor uns darlegen. Wir müssen wohl manchmal Etwas aushalten — aber was wäre unser Christentum, könnten wirs nicht. Im ganzen lernen wir die Arbeiter hier nur immer mehr begreifen, achten und lieben. Auf persönlich freundliche Aufnahme dürfen wir rechnen, wenn man uns nur unsere Liebe, unsere Aufrichtigkeit — und unsere Vorurteilsfreiheit anmerkt. Ohne eine wirklich moderne Ader und ohne Verständnis für die sozialen Verhältnisse sind wir hier nicht berufen. Wer aber berufen ist, der sieht eine herrliche, begeisternde Aufgabe vor sich. Er fühlt: endlich nach langen vergeblichen Versuchen sind wir auf dem rechten Wege zu dem ersehnten Land, da aus einer Läuterung gährender Volkskraft durch echt christlichen Geist und aus der Neubelebung eines erstarrenden Christentums durch sozialen Idealismus ein neuer deutscher Geistesfrühling erblüht. Freilich, soll dieses kühne Zukunftsbild nicht ein schöner Traum bleiben, so müssen sich bald den wenigen Vorkämpfern zahlreiche Mitstreiter zugesellen.

Auch unsere Beteiligung an humanitären Veranstaltungen kann von weittragender Bedeutung werden. Solches Mitwirken z. B. bei Vereinen für ländliche Wohlfahrtspflege, auch wohl beim Goethebund oder bei Arbeiterbildungsvereinen ist ja wohl schon etwas mehr eingebürgert. Aber man hat doch vielfach das Gefühl, daß diese Tätigkeit stark abseits von unserem Christenberuf liege. Und weithin herrscht unter uns der Eindruck, daß die ganze humanitäre Wirksamkeit doch eine recht kalte und oberflächliche Sache sei. An diesem Urteil ist viel Wahres. Aber falsch ist unsere Folgerung: Also wegbleiben. Vielmehr sollte es heißen: Nun gerade hinein in die humanitären Kreise, damit wir mehr Wärme und Tiefe hineinbringen. Freilich den Kirchenrock müssen wir hier gänzlich ausziehen; müssen lernen: Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein — das persönliche Moment ists wieder, worauf es ankommt. Und unser Vorgehen ist historisch doppelt begründet. Einmal entdecken wir bei den edelsten Vertretern der humanitären Sache — es sei hier Geheimer Hofrat von Pfeiffer in Stuttgart genannt —, daß sie das persönliche Moment auch wollen und nur bisher zu wenig Verständnis bei Gebildeten dafür fanden. Sodann: im Hamburger Volksheim ist eine Anstalt entstanden, die äußerlich betrachtet auch zu den humanitären Einrichtungen gehört. Aber ihre Grundlage ist genauer jene Geistesrichtung, die ebensowohl als Vertiefung des Humanitären, wie als Verbindung des Letzteren mit dem Evangelisch-Sozialen zu fassen ist. Freuen wir uns also dieser Vorarbeit, ohne die wir nicht vertiefen und erwärmen könnten; freuen wir uns, daß hier dem sonst so vielfach eingeengten Geist christlicher Liebe ein weites freies Feld aufgetan ist. Aber über Alledem wollen wir nicht vergessen, daß der nächste Beruf des Theologen im Amt der Aufbau der christlichen Gemeinde ist, und zwar der Aufbau gerade seiner Gemeinde. Unschätzbares können wir lernen von einer vorbildlichen Gemeindetätigkeit, wie wir sie in dem sonst so wenig kirchlichen Hamburg finden.*)

Der Vater des Gedankens ist Pastor von Ruckteschell in Hamburg-Eilbeck, als Theologe ausgesprochen konservativ, als Praktiker modern, evangelisch-sozial und nicht nur Anhänger, sondern selbständiger Mitentdecker des Sulzeschen Gemeindeideals. Jene theologische Stellung spricht nur scheinbar gegen unsere Gesamtauffassung: unter Lutheranern, die dem Pietismus fernstehen, hat sich offenbar hie und da das genuine evangelische Lebensideal, das in unserem modernen Christentum erneuert ist, in annähernder Reinheit erhalten. Vor allem ist festzuhalten, daß es die Idee der seelsorgerlich, charitativ, erzieherisch,

*) In dieselbe Richtung weist der anregende Vortrag des leider inzwischen verstorbenen Pastors Karl Neidhardt in Hamburg: Was hoffen und wünschen wir von unserer Kirche? Hamburg, Boysen 1906. 24 S. 50 Pfg.

gesellig sich gemeinsam betätigenden Einzelgemeinde ist, woraus die neue Bewegung entspringt. Durch diese Idee wird der pietistische Gedanke der ecclesiola in Form der privaten Erbauungsstunde und des engeren Brüderkreises ausgeschaltet und ersetzt durch vertiefte persönliche Fühlung und durch lebendigere Teilnahme am gemeinsamen Gottesdienst. Notwendig ergibt sich von diesem Ideal aus die Forderung einer Erziehung der heranwachsenden Jugend zur tätigen Anteilnahme am Gemeindeleben. Die Hamburger zeigen damit den **Weg** zum Ziel, wie er bei Sulze noch nicht deutlich hervortritt. Als der innerliche, langsame, solide Weg beansprucht er den Vorrang vor allen den gewiß nützlichen äußerlichen und vereinzelten Mitteln wie Gemeindeabend, Gemeindeblatt, Gemeindehaus. Von unten her muß das Haus gebaut werden, nicht vom Dach aus. Gemäß einer universellen Auffassung des christlichen Gemeindelebens, wonach das Zentrale, Persönliche und Religiöse durchweg in lebendiger Verbindung mit den Problemen und Gütern der Kultur gepflegt werden soll, ist auch der Stoff des erzieherischen Zusammenlebens allgemein kulturell, die Kraft dagegen ist religiös.

Eine ihrer Einheit bewußte und im praktischem Christentum lebendige Gemeinde ist schon in Eilbeck das Ergebnis solcher Arbeit. Seine klassische Form aber hat der Erziehungsverein in Hamburg-St. Pauli gefunden. Das ist das Verdienst des dortigen Pastors **Clemens Schultz**, eines früheren Hilfspredigers bei Ruckteschell. In ihm ist der neuen Richtung das Beste geschenkt worden: eine Persönlichkeit, die für die Sache genial veranlagt ist, ganz in ihr aufgeht und unmittelbar dafür zu begeistern versteht. Er ist die Verkörperung der freien und kräftigen Jugendfrische, verbunden mit liebevoller Innerlichkeit, wie sie für dieses Werk nötig ist. Der Einwurf, gerade deshalb könnten wir ihm nicht nachfolgen, weil Alles nur sein Charisma sei, ist doch nur ein Vorwand der Trägheit. Nach diesem Grundsatz wäre überhaupt geistiges und insbesondere religiöses Leben als Teil der Geschichte unmöglich — denn diese beruht ja eben auf der Fortführung und Ausbreitung dessen, was schöpferische Persönlichkeiten begonnen haben, durch Anhänger und Verwerter. Unsere Aufgabe ist also, von den Bahnbrechern zu lernen als ihre Schüler; in Einem aber ihnen gleichzustehen: in der Liebe zur Sache.

Was lernen wir nun von Clemens Schultz? Zum Ersten: Anknüpfungspunkt, ja gewissermaßen Grundlage ist die Konfirmation, richtiger gesagt der Konfirmandenunterricht. Dieser gewinnt damit eine zentrale Bedeutung für das Gemeindeleben. Auch sonst wird er gewiß nicht selten ähnlich gefaßt und gewertet. Hier ist aber eine klassische Verwirklichung der Idee, die deren Bedeutung erst ins rechte Licht stellt. Für die viel geforderte und wenig geförderte Reform der Konfirmation sind hier die wertvollsten Richtlinien gegeben: das Ganze muß darauf abzielen, dem Pfarrer ein persönliches Verhältnis väterlicher Freundschaft zu den Kindern zu ermöglichen. Aus diesem Grundsatz ergeben sich als Einzelforderungen von selbst: Kleine Gruppen, freie Stoffwahl, Abstreifung alles Schulmäßigen, auch Entlastung von Schulverpflichtungen, die sonst Zeit und Vertrauen rauben. Auch für die Konfirmation selbst ergäben sich wohl heilsame Reformgedanken. Die Kinder sollen nach dem Maß ihres Alters das Christentum hier nicht erlernen, sondern erleben, indem — cum grano salis und mutatis mutandis — ein persönlicher Zusammenschluß um den Pfarrer nach dem Vorbild des Jüngerkreises Jesu als Ziel erstrebt wird. Als Notbehelf können schließlich auch andere Gelegenheiten wie Religionsunterricht, Kinderlehre, Fortbildungsschule dienen. Nun aber können naturgemäß nicht alle Konfirmanden zu jener Vereinigung berufen sein. Es muß eine **Auslese** sein; die Besten nach Anlagen des Geistes, Willens und Gemütes sind vor allem berufen und folgen wenigstens bei Schultz dem Ruf meist freudig. Dieser Auslesecharakter mag Bedenken erregen, ist aber notwendig zunächst geboten. Den ungunten Elementen muß auch geholfen werden, aber da bedarfs besonderer Mittel: ein Verein im Sinne der Paulianer würde durch sie verdorben. Die durch ihren mehr pietistischen Typus der Frömmigkeit Prädestinierten mögen ruhig dem Jünglingsverein verbleiben. Auch an der großen Masse der unter dem Durchschnitt Begabten dürfen wir vorderhand unsere Kräfte nicht zersplittern. Heute braucht gerade der gesunde und kräftige Teil des Volkes unsere Hilfe; die starken und reichen Naturen sind vielfach am meisten gefährdet und finden oft den Weg zu Gott am schwersten. Es ist also mit einem kleinen Kreise zu beginnen — in St. Pauli warens im ersten Jahr wenig über ein Dutzend Neukonfirmierter. Nur bei so bescheidenem Anfang ist der intime persönliche Zusammenhang möglich, der unbedingt nötig ist als der feste Halt und Grund des Ganzen. Mit zwölf Jüngern hat Jesus das Gottesreich gegründet. Das ist aufs nachdrücklichste zu betonen: wir sind durchaus nicht für lockere Verbände und bloß äußerliche Einwirkungen. Wer den maßgebenden Unterschied darin sieht, ist in gründlichem Irrtum befangen. Lockere Verbände haben wir ja längst: offene Feierabende ohne Bindung des Einzelnen; Spiel- und Leseabende im Anschluß an die Fortbildungsschule. Die Vorzüge dieser Einrichtungen überwiegen gewiß ihre Schattenseiten. Manche sind teilweise vorbildlich, wie der Jugendverein in Stuttgart und die Lehrlingsfürsorge, die der jüngst verstorbene Pache in Leipzig vertrat. Aber einen wesentlichen Fortschritt bilden sie nicht. In den großen offenen Feierabenden ist es kaum möglich, Bürgschaft für das äußere Verhalten der Teilnehmer zu leisten, geschweige denn auf ihre sittliche und religiöse Entwicklung einen tieferen und dauernden Einfluß auszuüben. Und die dankenswerte Lehrlingsfürsorge von seiten der Fortbildungsschulen, wohl auch Knabenhortleitungen, krankt vor allem daran, daß der leitende Lehrer — das ist kein Vorwurf — sie meist als ein Stück Schule und als erwünschte Nebeneinnahme übernimmt, pflichtgetreu, aber ohne Begeisterung. Nein, diesem Guten tritt unser Lehrlingsverein entschlossen als das Bessere zur Seite. Hier heißts: jung werden mit der Jugend, alles Schulmäßige ablegen, eine große Liebe zur Jugend haben. Die christliche Liebe kann sich nach Naturen, Verhältnissen und Zeiten mannigfaltig spezialisieren. Heute wünschen wir recht Vielen die Liebe zum heranwachsenden Kind unseres erwerbstätigen Volkes. Wir müssen gründlich über das tatenlose Seufzen und Jammern ob der verderbten Jugend hinwegkommen. Sind wir doch meist selbst schuld durch unsere Versäumnisse und unsere verkehrte Pädagogik. Wer hier mithelfen will, der muß eine mahnende Stimme vernehmen, wenn er den Lehrling im blauen oder weißen Arbeitskittel durch die Straßen gehen sieht, wenn er die jugendlichen Fabrikarbeiter am Webstuhl einer großen Weberei gefesselt oder im riesenhaften Getriebe eines modernen Eisenwerks beschäftigt sieht. Unermüdlich muß ihn die Frage umtreiben: Was wird aus den Söhnen unseres Volks, aus ihren Kräften, aus ihren Schwächen, aus ihren Seelen? Es muß ihn innerlich treiben, dem Jungen da draußen die schon arbeitsrauhe Hand zu drücken und als ihr älterer Freund ihm in seinen bewußten und unbewußten Nöten beizustehen. In wem dieses Gefühl aber erwacht ist, dem läßt es keine Ruhe, bis er Formen findet, nun wirklich dauernd und zusammenhängend zu helfen. Und diese Formen, sie bietet uns Clemens Schultz.

Bei der Organisation können wir uns hier nicht länger aufhalten. Näheres bietet Schultz selbst im Heft 23 der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfartseinrichtungen (Berlin, Heymann) und Classen in „Großstadtheimat.“*) Aeußerlich betrachtet, ist da nichts überwältigend Neues. Vieles davon haben auch die alten Vereine. Vorträge, Erzählungen, Spiele, Ausflüge, Turnen, Klubs für besondere Zwecke, Sonntagabende, deutliche Scheidung nach dem Lebensalter, möglichste Selbstverwaltung — das sind so einige Hauptpunkte. Alles ist jedenfalls selbständig durchdacht und erprobt und zeichnet sich durch Geschlossenheit und praktischen Sinn vor den älteren Vereinen aus. Die Hauptsache ist, daß Alles Gelegenheit zu freundschaftlicher und unmerklich erzieherischer Berührung wird.

Wie kommt nun aber die Religion zur Geltung? An

*) Vgl. auch Rektor K. **Hemprich**, Winke zur Gründung und Leitung von Jugendvereinigungen (Osterwieck, A. W. Zickfeldt 1906. 141 S. 1,80 Mk.), ein beredtes Zeugnis für die werbende Kraft des Schultzschen Vorbildes, reich an praktisch Verwertbarem.

Stelle der Bibelstunden, der freien Gebete, der Wandsprüche und dergleichen, wie sie so vielfach teils abstoßen, teils Heuchelei erzeugen, ist hier das persönliche Verhältnis Kanal sittlich-religiöser Erziehung. Es ist, wie schon angedeutet, die Verwirklichung des Herrmannschen Grundgedanken von der Erzeugung höheren Lebens durch gereifte Persönlichkeiten, zu denen wir mit Ehrfurcht und Liebe emporschauen. Alles ist im Grunde eine Organisation von Vertrauensverhältnissen. Wird dies in seiner Tiefe und Bedeutung erfaßt, so sieht man hier das neueste Stadium im großen Prozeß der Verinnerlichung, der die lichte Seite der Kirchengeschichte darstellt: von Sakrament und Amt ist durch die Reformation der Schwerpunkt auf das Wort verlegt; aber innerhalb dieses Rahmens zeigt sichs, daß das Hauptgewicht vom gedachten, gepredigten, gedruckten Gotteswort immer mehr auf das in der Persönlichkeit lebendige Wort zu legen ist. Im dauernden und verschiedenartigen Umgang mit dem Leiter des Lehrlingsvereins offenbart es sich den Jungen ganz ungesucht, daß die Kraft in seinem Leben das Evangelium, daß sein Meister Christus, daß das Ziel das Reich Gottes ist. Die Erinnerung an den Konfirmandenunterricht, der gelegentlich ganz freiwillig aufgesuchte Gemeindegottesdienst führt auf eine klarere religiöse Deutung des Erlebten. Wird das religiöse Problem so von selbst dem Einzelnen besonders dringlich, so ergibt sich leicht eine fruchtbare Besprechung mit dem Leiter unter vier Augen. Wenn aber selbständiges und bewußtes religiöses Leben sich wie so häufig in diesem Alter nicht zeigen will, so haben wir nicht ungeduldig in die Entwicklung einzugreifen, sondern getrost zu verstehen und weiter zu lieben, zu warten und zu begießen, bis Sonnenschein oder Sturm die scheue Knospe aufspringen läßt. Dabei an das Gute in den Jungen glauben, sie daran fassen und darin stärken, dies und nicht Mißtrauen und Anklagen ist der Weg der Liebe, den Schulz uns weist. Zu tieferer Einwirkung auf die Gesamtheit hat er sich überdies noch ein wertvolles Mittel geschaffen: das ist nach Schluß des Hauptvortrags eine kurze zündende Ansprache, die von einem großen oder kleinen Ereignis in der Welt oder in der Gemeinde ausgehend in packender volkstümlicher Frische die Aufmerksamkeit auf eine höhere Frage und Aufgabe allgemein menschlicher, sittlicher oder auch religiöser Art hinlenkt. Dies ist wohl fast der einzige Weg, wie unter Vermeidung der unpopulären Bibelstunde, unter genauer Berücksichtigung der jugendlichen Eigenart in fester, gemeinsamer Form unmittelbar sittlich-religiöse Einwirkung in solchem Kreise möglich ist. Wenns die Stimmung gibt, dann heißts auch wohl: „Jetzt singt mein Lieblingslied" — einen Choral. Andere Lieder wiegen natürlich vor. Grundlegend ist rückhaltlose Kulturoffenheit. So herrscht unbefangene Schätzung aller edlen Kunst, Poesie und Wissenschaft. Es herrscht ein harmlos freier und jugendfrischer Ton, der z. B. Zulassung des Rauchens auch bei den Jüngeren, Belebung des Turnens durch ein wenig Zirkusspiel, Belassung reiner erotischer Bestandteile in Liedern und Aufführungen einschließt. Einen ebenso feinen Instinkt für die Bedürfnisse gesunder Jugendnatur verrät es, wenn dann im Gehilfenverein an Vortrag und Diskussion eine kurze und von den bekannten Auswüchsen freie studentische Kneipe angefügt wird. Durch jene Aufgeschlossenheit für die geistigen Zeitbewegungen verbietet sich auch von selbst die systematische Abschreckung von der Sozialdemokratie, die bei den Jünglingsvereinen teils in christlich-sozialer Tendenz, teils in politischer Naivetät geübt wird. Wir lassens uns nicht nehmen, unserer Jugend deutsche Heimat und deutsches Heldentum teuer und wert zu machen. Aber wir meiden es peinlich, unser rein innerliches Wirken durch eine Spur politischer Agitation zu vergiften und zu degradieren. Ja wir begrüßen besonders freudig die Aussicht, mit etwaigen späteren „Genossen" in erzieherische Gemeinschaft zu treten und womöglich dauernd zu bleiben. Daß Letzteres möglich ist, dafür gibt wider St. Pauli den Beweis. Neben einem festen Stamm gebildeter geistiger Mitarbeiter ist hier eine Schar von älteren Helfern aus dem Arbeiter- und Mittelstande (sogenannte „freie Stütze"), von denen einige überzeugte Sozialisten sind. O über die Weisheit, die hier den Kopf schüttelt! Gerade hieran zeigt sich die verheißungsvollste Perspektive. Uebrigens bedeutet jene „freie Stütze" in St. Pauli nur einen vorläufigen Notbau. Das greifbare Ziel der Tätigkeit im Lehrlings- und Gehilfenverein ist, aus ihnen eine für das kirchliche und sonst gemeinnützige Leben des Stadtteils interessierte und tätige Kerntruppe heranzuziehen.

Ob dieser Plan gelingt, muß die Zukunft lehren. Aber wo finden wir für das Gedeihen sittlichen Lebens solidere Grundlagen als in treuer, dauernder, selbsthingebender Erziehungsarbeit? Ja ist sie nicht eben das, was uns an allen Ecken und Enden fehlt? Wie können wir charaktervolle, vorwärtsstrebende, hilfsbereite Kräfte in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde erwarten, so lange wir uns nicht überall jener schlichten und doch so großen, jener ernsten und dabei so fröhlichen Arbeit unterziehen? Und denken wir über die Eigenart dieser Wirksamkeit noch tiefer nach, so zeigt sich uns, daß wir gerade nach unserer religiösen Richtung dazu berufen sind. Diese stille, persönliche, individuelle, anhaltende Erziehungsarbeit ist die echt und eigentlich evangelische Methode, ist an Jesus und an der Reformation orientiert und steht im Gegensatz zu aller methodistischen Treiberei und Bekehrungssucht, wie sie sich heutzutage vielfach wieder breit macht. Das höchste Ziel, die Seelen zu Gott zu führen, liegt nicht in unserem Machtbereich. Im tiefsten Grund aber brennt die Sorge um das ewige Wohl unserer Schutzbefohlenen dem Erzieher neuen Stils nicht minder auf dem Herzen als dem Jünglingsvereinsmanne. Für uns können wir von diesem Herzenswunsch nur die Aufgabe ableiten, unsern Jungen im allgemeinen möglichst günstige Bedingungen, sozusagen das Milieu zu schaffen, worin das individuelle religiöse Leben gedeihen kann, und sodann für jeden Einzelnen nach seiner Eigenart und Führung auf die gerade für ihn geeigneten Mittel zu sinnen.

Es wäre nun zum Schluß noch eine dankbare Aufgabe, die Ausbreitung zu schildern, die das Paulianer Erziehungsideal teils durch Vortragsreisen von Clemens Schultz in verschiedenen Teilen Deutschlands, teils durch die Tätigkeit des Volksheims in Hamburg gefunden hat. Allein für die erstere Untersuchung fehlen, da noch Alles im Werden ist, die nötigen Anhaltspunkte. Die Schilderung der blühenden Lehrlingsvereine des Volksheims aber bietet in so meisterhaft anschaulicher und fesselnder Weise der Hauptleiter des Volksheims selbst, Walther Classen, in seiner Schrift „Großstadtheimat", daß nur hierauf verwiesen werden darf. Hier sei nur darauf hingedeutet, daß bei der weiteren Verbreitung des Gedankens die Abzweckung auf das Gemeindeideal bisher vielfach zurücktritt, und daß zunächst meist humanitäre Vereine das Ergebnis sind. Die Gefahr der Verflachung sei für diese Entwicklung hier nicht verschwiegen; besonders gilt dies da, wo das Neue als „interkonfessioneller Jugendverein" unter dem Schutze der städtischen Verwaltung ins Leben tritt. Im Volksheim ist dies jedenfalls nicht zu befürchten. Hier ist durch die Verbindung mit der englischen Settlementsidee, mit dem Gedanken persönlicher, freundschaftlicher Annäherung von Gebildeten und Arbeiterkreisen, ein für Deutschland neuer, lebensvoller Typus entstanden. An Stelle der monarchisch-patriarchalischen Art in St. Pauli tritt hier die republikanisch-demokratische Form. Der Wegfall des kirchlichen Erfolges — damit aber nicht jeden religiösen Einflusses — wird aufgewogen durch die Gewinnung weiterer Kreise, sowohl an aufstrebenden Proletariern als an gebildeten Mithelfern, die dabei selbst oft den größten inneren Gewinn haben. Und darin offenbart sich die ganze Bewegung als echter Ausdruck christlicher Liebe: Durch Erfreuen lernen wir hier selbst neue Freuden kennen, durch Erziehen kommen wir selbst innerlich vorwärts, durch Schenken werden wir reicher.

Otto Gerok

Ueber Kindererziehung

Erlebtes und Gedachtes von Otto Baumgarten. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. VII und 75 S. 0,80, gebunden 1,50 Mk.

Schon vor mehr als Jahresfrist erschien dies Büchlein im Druck; und wenn ich erst heute darauf hinweise, so geschieht

es, weil ich Berufeneren nicht vorgreifen wollte. Nun aber hält es mich nicht länger, und ich glaube, gerade die Leser der Christlichen Welt werden voll Dankbarkeit sich um das Werk eines Mannes sammeln, der die Erziehungsnot unserer heutigen Mütter mit ebenso warmem Herzen umfaßt wie das Wohl und Werden einer heranwachsenden Generation. Nur aus solchen Erwägungen sind die sechs Vorträge entstanden, und der tiefe Ernst, der ihnen zu Grunde liegt, wird alle die ergreifen, denen nicht nur die Kindererziehung, sondern auch die Selbsterziehung eine heilige Sache ist.

Kein festes, pädagogisches System wollen uns diese Ausführungen bieten, und dafür sind wir Baumgarten dankbar. Sie wollen anregen zum eigenen Nachdenken; freilich wenn die Mütter nach der Lektüre das Büchlein zugeschlagen haben, mag es ihnen schwer auf Seele und Gewissen fallen, was alles von ihnen verlangt wird; denn sie tragen das Hauptgewicht und die Verantwortung bei der Erziehung. Dabei mag aber gleich gesagt sein, daß dem Verfasser mehr Angst ist vor einem Zu viel als vor einem Zu wenig hinsichtlich Anregung und Leitung. Er ist erfüllt von einem tiefen Gefühle der Ehrfurcht vor den im Kinderherzen schlummernden Keimen, die man einer stillen Entwicklung überlassen, nicht künstlich ans Licht zerren soll.

Eins freilich verlangt er von den Müttern unbedingt: mehr Zeit für die Kinder. Wie oft schon hat auch uns ein Gefühl des Mitleids beschlichen, wenn wir sahen, wie unsere modernen Kinder unter Leitung eines Fräuleins spazieren geführt werden, das weder Lust noch Verständnis hatte für die kindlichen Fragen und Einfälle — und lebhaft stimmen wir der Frage des Verfassers zu: Sollte nicht jede Mutter sich dies köstliche Vorrecht bewahren, wenigstens eine Stunde, vielleicht in der Dämmerung, vielleicht Abends am Bettchen der Kinder ausschließlich für sie da zu sein? Sollte nicht freudig ein Teil der Geselligkeit geopfert werden für diese Stunde, in der sich alle wunderlichen Fragen hervorwagen, in der das Kind den Kopf an das Knie der Mutter legt und den alten Märchen und Sagen, den biblischen Geschichten von Joseph und Abraham lauscht, die ihm ja auch nichts Anderes sind als Märchen, von denen es sich einen unverlierbaren Schatz hinüberrettet in die späteren, nüchternen Jahre? Wahrlich, es hat mich mit besonderer Freude erfüllt zu sehen, wie in diesem Büchlein den komplizierten, verfeinerten Spielsachen, den belehrenden, bildenden, ach viel zu bildenden Spielen das Urteil gesprochen wird, und die alten bescheidenen Puppenspiele, das Bauen der Eisenbahn aus Stühlen und Schemeln, das Taufe- und Beerdigungfeiern wieder zu Ehren kommt; denn Nichts scheint dem Verfasser förderlicher für physische Kraft und Gewecktheit des Kindes als diese frei das Leben nachahmenden Spiele, als die Spaziergänge an der Hand von Vater und Mutter durch den frühlingsfrischen Wald, in dem vielleicht der Vater mit wenigen Worten hinweist auf das wunderbare Werden der Natur. Wer selbst in Kindertagen den Segen dieser reinen Freuden genossen hat, der weiß, welch ein Gegenmittel sie sind gegen Nervenschwäche und Grübeleien. Wie ein Schluck frischen Wassers mutet es mich an, daß die ganze Kindererziehung so zurück verlegt wird in die Kinderstube, an den Familientisch, in den Garten hinter dem Hause, daß dort die Quellen gesucht werden zur gesunden Entwicklung des Kindes. Freilich, was an Gutem und Reinem auf die Kinder übergehen, fast unbewußt übergehen soll, das muß nach Meinung Baumgartens ihnen von den Eltern vorgelebt, nicht aufgepfropft werden. Wie eine Pflanze mit ihren feinen Wurzeln die Nahrung aus dem Boden zieht, so auch das Kind aus dem Elternhause, und daß ihm wie der Pflanze das Licht von oben nicht fehle, auch das ist Sache der Eltern, und sie sollen dafür sorgen, weniger durch lange Reden als durch den Ausdruck tiefer Ehrfurcht, wenn auf etwas Göttliches die Sprache kommt. Diese Ehrfurcht wird auf das Kind übergehen, und es wird mit heiliger Scheu die Wege Gottes verfolgen, wie sie sich unter uns in Not und Armut, in uns und über uns im Leben großer und edler Helden zeigen. Auch hier kann ein Zu viel den größten Schaden anrichten; denn namentlich in reiferen Jahren verhalten sich besonders die Knaben ablehnend gegen Alles, was Religion heißt. Darum soll ihnen diese nicht aufgedrängt, sondern das Gefühl der Scheu in ihnen geachtet werden. Besonders die Schule sollte darauf Rücksicht nehmen. Wir Alle, die wir uns in den Religionsstunden, um die Wahrheit zu sagen, tötlich gelangweilt haben, werden unserm Autor Dank wissen, wenn die Nachkommen es besser haben, wenn ihnen nur andeutungsweise oder in dem Leben und in den Erfahrungen großer Geisteshelden das innere Wirken der Religion gezeigt wird, wenn sie es nicht mehr nachbeten müssen, daß die Erde ein Jammertal ist, da doch ihr eigenes Herz sie so schön und blühend findet, daß wir allzumal verlorene Sünder sind, während doch ihr Inneres lauten Protest dagegen erhebt. Das heißt, gewiß ungewollt, die Lüge in das Herz des Kindes legen, und die Lüge ist das Allerverächtlichste, der Feind, der am ernstesten bekämpft werden sollte.

Des Verfassers Kapitel über „die Wahrhaftigkeit" möchte ich als Perle in den Mittelpunkt seiner Vorträge gestellt sehen; denn unter der frischen und ursprünglichen Art, die auch die äußeren Formen des Lebens, Kleidung und Wohnung, zum Ausdruck des eigentlichen Wesens machen will, die keinen hohen Kragen bei einem ernst denkenden Manne, keine Reiherfeder auf dem Hut einer bescheidenen Lehrerin duldet, tritt ein Ernst hervor, der an Herz und Gewissen greift. Die Wahrhaftigkeit steht dem Verfasser als Ziel der Erziehung höher selbst als die Religiosität. Diese darf sich nur aufbauen, wo eben jene den Grund bildet. Wenn er anscheinend die Formen und Manieren mit einem zu kräftigen Ruck bei Seite schiebt, wenn er ein Veto einlegt gegen Dankbriefe und höfliche Redensarten bei Kindern, so tut er es doch nur, um aus der ihnen eingeflößten, freundlichen Gesinnung gegen Andere jenes Dankgefühl als wahres Bedürfnis hervorwachsen zu lassen. Wer über dem Dankschreiben für ein Spielzeug geseufzt hat, das ja schon längst zerbrochen war und das man lieber entbehrt hätte als eine lange Epistel darüber zu schreiben, der wird seine Meinung verstehen. Wie mir das ganze Buch gekennzeichnet ist durch einen tiefen Respekt vor der Seele des Kindes, so ganz besonders dies Kapitel, das so ernste Winke für Eltern und Erzieher enthält und für die gebräuchliche Methode des Schulunterrichtes.

Warf Baumgarten schon einen Blick auf die Religionsstunden, so streift er auch die Aufsatz-Stunden, in denen fast ausnahmslos die Kinder erkennen, daß ein blindes Nachschreiben der Meinungen des Lehrers eine gute Zensur sichert. Welch eine Versuchung zur Unwahrhaftigkeit ist gerade dies, so wie die kunstgerechte Katechese, die dem Schüler die Antwort in den Mund legt, für begabte Kinder. Und dann noch Eins! Die Ehre der Kinder soll nicht geringer geachtet werden als unsere eigene, nicht durch ein voreilig hingeworfenes „Du lügst" der Stolz geknickt werden, den zu kräftigen gerade wir Erwachsenen berufen sind. Mehr als ein Beispiel hat gezeigt, wie fein bei Kindern das Ehrgefühl entwickelt ist, und daß eine Versündigung in solchem Falle zuweilen nie wieder gut zu machen war. Noch Vieles möchte ich hervorheben, wie der Verfasser streng von der Lüge sondert die Notlüge und das überquellende Fabulieren der Kinder und damit Pedanten und Buchstaben-Heiligen eine gesunde Lehre gibt.

Der Hauptzug des Buches scheint mir überhaupt seine Gesundheit zu sein, die Nichts verfrühen, nichts Künstliches aufstempeln, sondern der Entwicklung ihren ruhigen Fortgang lassen will, die Verantwortung dafür aber auf das Herz der Eltern legt. Was sie nicht haben, können sie nicht geben, das ist eine ernste Mahnung. Wer aber wollte nicht haben, um an seine Liebsten weitergeben zu können? Vielleicht werden die im Sinne dieses Büchleins erzogenen Kinder nicht, was man schlechthin liebenswürdig nennt, keine Gesellschaftsmenschen; aber sie werden Charaktere, und was könnte unsere Zeit besser brauchen?

E. Müllenhoff

Nach Kalthoffs Tode

Was nun? Aus der kirchlichen Bewegung und wider den kirchlichen
Radikalismus in Bremen. Von J. *Burggraf*, Pastor an St. Ans-
garii in Bremen. Gießen, Töpelmann 1906. 64 S. 1,20 Mk.

1

Als der Pastor an St. Martini in Bremen, Albert Kalt-
hoff, am 11. Mai unvermutet in seinem 57. Lebensjahre starb,
hat das in evangelisch-kirchlichen Kreisen ein mehr neugieriges
als herzliches Interesse erweckt. Man kannte in ihm den Pastor,
der die Existenz eines historischen Jesus leugnete, und davon
fühlte sich ebenso der wissenschaftliche Sinn wie das kirchliche
Gemeingefühl abgestoßen. Wer aber in jenen Tagen die Bremer
Zeitungen las, war erstaunt über die Wirkung dieses Todes
auf die dortige Oeffentlichkeit. Und wer schnell sich dabei be-
ruhigen wollte, daß man es also immerhin mit einer Bremer
Lokalgröße zu tun hatte, dem zeigte bald das Echo in weiten,
nur eben nicht kirchlichen, Kreisen auch wohl die Beobachtung
einzelner stiller Personen in der Zerstreuung, daß von dem
Toten doch eine tiefere Wirkung ausgegangen war, als wir
gemeinhin wähnten. Nun klang ja durch die Nachrufe seiner
Anhänger die Klage, daß Kalthoff sein Werk unvollendet zurück-
gelassen habe. Aber doch schimmerte auch wieder die Hoffnung
hindurch, daß das Weizenkorn erst recht Frucht bringen werde,
nachdem es zu Asche geworden.

Wenige Wochen nach Kalthoffs Tode wird uns eine Ana-
lyse seiner Persönlichkeit geschenkt, die das Rätsel, das diese
uns aufgibt, mit großer Energie anfaßt und, wenn wir recht
sehen, löst. Weitgehendes Verstehen und Mitfühlen verbindet
sich mit völlig unabhängiger Kritik. Die Schilderung findet
sich in *Burggrafs* soeben erschienener Schrift: *Was nun?*
Wir entnehmen der Schrift einige Sätze. Und zwar dem
Aufsatz, der unter der Ueberschrift „Nach Kalthoffs Tode" das
vierte Stück des Ganzen bildet (S. 30—54).

Kalthoffs Name ist sicherlich einer der unsterblichen in der bremi-
schen, wohl überhaupt in der deutschen Kirchengeschichte geworden. Wir
möchten glauben, daß, wie viele weithin leuchtende, eigenartige und
schöpferische Geister gerade Bremen schon auf seinen Kanzeln gehabt
hat, er doch alle an Bedeutung weit überragt. Zwar in der Geschichte
des religiösen Lebens unserer Stadt — als Mächte der Seelenvertie-
fung, der persönlichen Lebensbeeinflussung — gelten ein Menken, einst
auch an Martini, der ältere Mallet von der Stephanikirche, die Ans-
gariipastoren Dräseke, Paniel und Fr. Adolf Krummacher, aus der
jüngeren Vergangenheit Männer wie Kradolfer in der Rembertige-
meinde unendlich mehr als Kalthoff, der Ideenprediger. Aber an Zeit-
geist bestimmender Kraft und kirchlich einschneidender Folgewichtigkeit
wird ihm bis zur Reformation zurück keiner auch nur annähernd zu
vergleichen sein.....

Er hat einen starken Impuls auf die geistige Kultur der Zeit
ausgeübt, und der richtete sich ganz auf die Religion. Hierin hatte
sein auf vielen Gebieten heimischer Geist seine eigentliche Lebensenergie.
Hierin wollte er — durch und durch Theologe und Kirchenmann —
neue Bahnen brechen, neue Werte schaffen, neue Gebilde aufrichten....

„Das bewußte Bekenntnis zum Monismus wäre nicht sein letztes
Wort geblieben, wenn ihn nicht vorzeitig der Tod stumm gemacht hätte",
verrät uns ein warmer Anhänger Kalthoffs. Wie dieses gelautet
hätte, sagt er nicht; aber wer Kalthoff kannte, fühlte es ihm längst ab.
Dieses letzte Wort ... wäre der Ruf zur Reformation geworden, —
wenn auch sicherlich nicht in dieser geschichtlichen Anknüpfung ausge-
drückt....

Luthers Persönlichkeit war ihm in innerster Seele zuwider, und
Luthers Glaubens- und Religionsbegriff, weil auf der Heilsoffenbarung
im geschichtlichen Jesus und auf der Gnadengesinnung eines göttlichen
Bewußtseins ruhend, natürlich noch viel mehr....

Das Christusbild in seiner menschlichen Realität und deren
Macht und Bedeutung in unserem Glaubensleben haßte er, wie Luther
den Papst....

Es drängte in ihm, alles Leben der Gegenwart zu freierer Ent-
faltung in seine eigene moderne Religiosität hineinzulenken und in
dieser seiner sittlich-religiösen Lebensanschauung alle die Zeit durch-
wühlenden dunklen Glaubenstriebe zu vereinigen zu einer neuen Kultus-
gemeinschaft....

Kalthoffs Bücher werden in der nichttheologischen Welt jedenfalls
noch eine bedeutende Zukunft haben.... Sie werden getragen werden
von den religiös erregten, aber antikirchlichen und vielfach auch anti-
christlichen Strömungen der Zeit, und das tiefere Wesen dieser Menschen,
dem Kalthoffs Suchen nach der von aller bildlichen Hülle entschleierten
Wahrheit, dazu ein Zug edler Mystik, der ihm eigen war, Befriedi-
gung bietet, wird sie empfänglich aufnehmen. Von Haeckels pseudo-
religiöser Naturphilosophie wird man sich mehr und mehr abwenden
zu der Kanzelphilosophie seines Freundes, weil diese, indem sie sich be-
dingungslos auf den Erkenntnisboden der „Welträtsel" stellt, doch im-
stande ist, den religiösen Goldschaum des Jenaer Meisters durch die
echten Empfindungen eines wirklich frommen und poesievollen Gemütes
zu ersetzen. Aber als unbedingt anziehungskräftigster Magnet seiner
Schriften wird sich doch der Zarathustrasinn erzeigen, der schließlich
Kalthoffs ganze Lebensanschauung bestimmte und der, seiner starken
Seele konform, sich zuletzt kundgab in einem titanischen Grimm gegen
den historischen Jesus als das vermeintliche Betrugsbild der modernen
Theologie und in seinem Eifern über jeden Versuch der Versöhnung
des Christentums mit der fortschreitenden Erkenntnis....

Nun, hat der Lebende uns nicht irre gemacht in dem, was uns
Leben und Erfahrung ist, so werden wir auch wider seine fortwirkende
Anfechtung unser und unserer Gemeinden teures Gut zu behaupten
wissen. Und um die neue Zeit und die neue Menschheit ist uns nicht
bange: — es läuten gerade die Pfingstglocken — sie staunt jetzt viel-
leicht die Zungensprache fiebernder Geistesrede an, mit der ein Mauritz
auf der Domkanzel Kalthoffsches Wesen, ihm ein Evangelium gewor-
den, in die Herzen zu flammen sucht; aber wenn solche radikale Rausch-
predigt den Reiz der Neuheit verloren haben wird, werden ernstere
Gemüter sich fragen, was man denn eigentlich davon an innerem
Lebensgewinn gehabt habe? Und man wird froh sein, wenn der Sturm
und Drang der neuen Empfindung sich erst zur Klarheit und sicheren
Kraft der Apostelrede beruhigt haben wird, und wenn aus dem jetzt
noch wild und wirr redenden Munde der jungen Bewegung wieder die
alten lieben Jesusklänge mit herzansprechender Gewalt ertönen werden.
Und das wird gewißlich nicht ausbleiben: in der Menschenbrust tobt
es jetzt gewaltig, aber die Wahrheit Gottes spricht: Ich habe Zeit —
ich kann warten!...

Was wir in Kalthoff und Seinesgleichen bekämpfen, ist nur der
Geistesrausch, in dem hier eine große Wahrheit auftritt. Es ist der
einen Willenstrieb des heiligen Geistes umschäumende wirr erregte
Menschensinn, der, von dem Glücksgefühl einer Wahrheits*offenba-
rung* ergriffen, im Ueberschwang dieses Gefühles der Wahrheits*zucht*
sich noch nicht unterwirft und in seiner Unbändigkeit über Ewiges,
zum Heil der Menschheit Unentbehrliches verwüstend hinwegschäumt.

Kalthoff ist ohne Frage eine reformatorische Kraft gewesen, aber
je mehr in ihm der reformatorische Wille erstarkte, auch die äußeren
Bedingungen zu einer kirchlichen Neubildung sich ihm darboten, desto
mehr schwand sein reformatorisches Vermögen, die innere Befähigung
zu einer lebenskräftigen und die Volksseele wahrhaft befriedigenden
Kirchenschöpfung....

Dieser tragische Zug in Kalthoffs Wesen ... war die in seinem
absolut ungeschichtlichen Sinne begründete Verständnislosigkeit dafür,
daß nicht Revolution, sondern Evolution das Gesetz der Wahrheit ist,
— seine bedauerliche Unfähigkeit, das Heilige der individuellen Er-
werbung und Berufung in Einklang zu bringen mit dem Heiligen des
ihm anvertrauten Allgemeingutes zu dessen gesundem Fortschritt....
Die Kirche darf und muß fordern, daß, was ihr Prediger auf der
Kanzel als Wahrheit verkündet, wenn es als eine Neuerung und mit
dem Anspruch der Erneuerung und Bereicherung der Kirche auftritt,
seinen inneren Zusammenhang mit dem, was ihr Lebensnerv ist, mit
unserem christlichen Heilsgute, nachweise....

Welche furchtbare Uebertreibung allein schon die Behauptung,
daß bei unseren Dichtern und Denkern und in der modernen Welt
ringsum uns eine Fülle des religiösen Lebens sich darbiete, „gegen
die Alles, was Kirche und Theologie an Religion besessen, nur als
Armut und Dürftigkeit erscheint"! So wurde er immer gleichgültiger
gegen die kirchlichen Wahrheitsmächte....

Aus seiner sozialistischen Richtung ist ihm schließlich das Ver-
hängnis erwachsen! Das war der Wahnglaube an die schöpferischen
Instinkte der Masse und sein Nichtglauben an das durchaus aristo-
kratisch vorgehende Gesetz der göttlichen Hervorbringung, gegen das
der Demokrat in ihm blind war, durchaus blind sein wollte. Er sah
nicht, er mochte nicht sehen, daß nur der Genius, die besonders aus-
erwählte und ausgerüstete Persönlichkeit alles Außerordentliche auf
Erden vollbringt; daß zwar diese aus dem Volke Leben und Saft
nimmt, wie der Baum aus der Erde, aber daß doch erst in dem ge-
heimnisvollen Schaffen des Baumes die Kraft liegt, die uns die herr-
lichen Früchte schenkt....

Kalthoff ist ein instruktives Beispiel dafür, wohin die Theologie
gelangen kann, wenn sie sich nur auf das christliche *Prinzip* ver-
läßt, in diesem die eigentliche Wahrheit des Christentums sieht und
das Verständnis verliert für die Heil spendende und allein Leben er-
haltende Kraft der *Persönlichkeit Jesu*. Das Prinzip verlor
für ihn nun Farbe, Leben, herzansprechende Gewalt, es büßte in dem
obschon so spekulativen Kopfe seine Absolutheit ein, verdüsterte und
verzerrte sich unter zeitgeschichtlichen Vergangenheitsformen zu etwas
Unwahrem, dem heutigen Lebensdrange und Lebenssinne Widersprechen-
dem und wurde ihm dann natürlich von dem Zarathustrageiste der Zeit
mit Leichtigkeit über den Haufen gestoßen....

Es steht dieser Kalthoffschen Theologie Nichts mehr fest. „Jen-
seits von Glauben und Unglauben" ist ihre ausdrückliche Losung....
Sie tut daher ihre Arme liebend auf für die vernünftigsten Gedanken
und für die tollsten Einfälle der Neuzeit und drückt Alles an ihr
Herz, was da sucht und ringt, den zukunftskräftig strebenden Geist
wie das, was im dunkel wühlenden Leidweh seiner Unklarheit über
die eigene Konfusion jauchzende Psalmen singt. Aber sie zieht es nicht
an sich, um es zu heben und zu klären, was Kalthoff bei seiner Chri-
stusferne gar nicht mehr vermochte, sondern nur um segnend darüber
die Hände zu breiten: *Heil dem großen Wirrwarr!*...

Kalthoffs Gott war am Ende nur noch ein Kraftzentrum, das zwar in seinem Entwicklungsdrange instinktiv Vernünftiges aus sich heraussetzt, das aber, von Bewußtlosigkeit umdunkelt, durch alles Weltwesen und Weltgeschehen träumend waltet. Der Gottesglaube, der ihm übrig blieb, war eine mit dem Willen des Pantheismus gegen den Materialismus sich wehrende Empfindung voller Unklarheit, klar nur in der unbedingten Ablehnung des Theismus christlicher Glaubensanschauung. Da konnte bei ihm das Blicken in der Gottheit Tiefen, wie bei all diesen Radikalen, nur ein ganz verschwommenes Gefühl sein, kein seelisches Ich zu Du, sondern ein in Anbetung sich hineinredendes, in Ahnungen und geheimnisvollen Lust- und Schmerzempfindungen schwelgendes Tasten an der Weltentwicklung. . . .

2

Burggrafs **Was nun?** enthält als fünftes und letztes Kapitel das Programm einer neuen Vierteljahrsschrift. Sie soll den klassischen Namen tragen: **Bremer Beiträge**, erinnernd an jene einst von Bremen ausgegangene, für unsre deutsche Literatur so wichtig gewordene Zeitschrift, in der die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messiade erschienen sind. Bremer Beiträge aber freilich heute in einem andern Sinne: als Zeugnisse „aus der kirchlichen Bewegung und wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen", wie der Untertitel der Schrift „Was nun?" lautet, und als Beiträge „zum Ausbau und Umbau der Kirche", wie der volle Titel der neuen Zeitschrift selber besagt. Eine Bremer Gabe also, erwachsen aus den Bremer Kämpfen und Nöten, aus dem Ringen der Geister, wie es vielleicht in ganz Deutschland allein auf dem Boden der Bremer Kirche heute möglich ist, für das ganze evangelische Deutschland, das aus dem, was sich in Bremen abspielt, seinen Gewinn haben soll.

Noch ist das erste Heft der neuen Zeitschrift nicht da, und sie hat bereits ihre Geschichte gehabt. Der Aufsatz Burggrafs in Nr. 16 unsers Blattes „Auf vulkanischem Boden" sollte ihr Erscheinen mit vorbereiten. Es galt den Krieg zu rüsten wider Kalthoff, den lebenden. Es galt Sympathie zu werben, Mitstreiter zu sammeln. Der Verleger war gewonnen, der Plan fertig; zum 1. Juli sollte das erste Heft herauskommen und das Unternehmen für sich selbst zeugen. Da trat Kalthoffs Tod dazwischen, für den Feind nicht minder erschütternd wie für den Freund. Es konnte sich einen Moment fragen, ob durch seinen Tod nicht der Widerstand hinfällig geworden sei, den das Unternehmen braucht. Aber die geistige Situation in Bremen und draußen blieb doch dieselbe; der Tote lebte weiter in seinen Schriften und Anhängern; und die Position, die man gegen ihren Ansturm vertreten wollte, blieb auch dieselbe. So standen Herausgeber und Verleger fest zu ihrem Vorhaben, und vom Oktober an werden also die „Bremer Beiträge" erscheinen. Jährlich vier Hefte. Der Jahrgang zu 5 Mark.

Zur Vorbereitung, zur Gewinnung von Freunden und Lesern, hat inzwischen Burggraf jene Broschüre „Was nun?" ausgegeben. Wenige, aber bezeichnende Auszüge aus seinen Schillerpredigten führen zuerst ein in seine eigensten religiösen und kirchlichen Ideen, wie sie ihm abseits und unabhängig von dem Kampfe mit Kalthoff, und doch auch schon in innerer Reibung mit ihm, bisher schon Maß und Richtschnur gewesen sind und fernerhin sein werden. Zusammengedrängt folgt zweitens der unsern Lesern bekannte Artikel „Auf vulkanischem Boden." Darauf zum Zeichen, daß der Pastor von St. Ansgarii in Bremen nicht allein steht, ein Stück von dem Bremer Amtsgenossen **Hartwich**: „Zur Abgrenzung der Lehrfreiheit."*) Dann „Nach Kalthoffs Tode" und schließlich fünftens das „Programm einer neuen Vierteljahrszeitschrift." Es gilt durch diese endlich zwischen dem Bremer Radikalismus, wie er sich in Kirche und Schule breitmacht, und dem „kirchlichen Liberalismus" daselbst „einen scharf trennenden Strich zu ziehen", nicht mit Hilfe kirchenrechtlichen Zwangs, sondern in Kraft geistigen und moralischen Widerspruchs. Ein innerbremisches Ziel zunächst, so scheint es; und das Gedeihen der Zeitschrift wird in erster Linie davon abhängen, ob es gelingt, in Bremen Freunde und Feinde reichlich zum Lesen zu zwingen.

Aber schon als bremische Tat darf die Zeitschrift der Teilnahme in ganz Deutschland gewiß sein; denn auf die Zustände in Bremen schauen alle kirchlich Interessierten, Katholiken eingeschlossen, mit wachsender Spannung. Ist dies das Ende eines freien Protestantismus? Die Einen konstatieren es mit Genugtuung, die Andern sehen es mit Sorge. Kurz, diese Auseinandersetzungen und Entwicklungen jetzt in Bremen sind vielleicht der wichtigste Prozeß, den der deutsche Protestantismus soeben erlebt, und darum die Bremer Beiträge um so mehr von allgemeiner Bedeutung, je bremischer sie sind.

Und darin ist ihre Zukunftsaussicht doch nicht erschöpft. Wenn es ihnen gelingt, den Kalthoffschen Geist zu fassen, ihn in seiner ganzen Ausbreitung zu verfolgen, die von ihm bezauberten Kreise zu ernstem Waffengang zu zwingen; wenn es ihnen gelingt, was an dieser Strömung wertvoll ist, festzuhalten, was unfruchtbar und irrig, auszuscheiden: dann werden die Bremer Beiträge eine hohe zeitgemäße Aufgabe erfüllen. Sie sind von der Stunde für die Stunde geboren; wenn sie ihre Aufgabe kräftig lösen, so werden sie in der Kirchengeschichte einen ähnlich guten Namen erringen, wie jene andern Bremer Beiträge ihn haben in der Geschichte unsrer deutschen Dichtung. R

*) Vgl. die Anzeige der Broschüre Hartwichs unten Spalte 741.

Die Entstehung der preußischen Landeskirche

Die Entstehung der preußischen Landeskirche unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III., nach den Quellen erzählt. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus. Von Pfarrer **Erich Foerster**. Erster Band. XV und 428 S. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 7,60, gebunden 9 M. [Der zweite Band erscheint Ende dieses Jahres.]

Größeres Interesse als der Höhepunkt und die Vollendung einer Entwicklung werden der historischen Betrachtung stets die Uebergangsperioden bieten. Es ist von ganz besonderem Reize zu verfolgen, wie sich das überlieferte Alte mit den neuen Ideen auseinandersetzt, sie abweist oder sich unter ihrem Einflusse umformt. Eine solche Periode des Uebergangs ist es, die wir in dem Foersterschen Buche geschildert finden: die Zeit des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts bis zum Abschlusse der Union im Jahre 1817.

Zwei Mächte sehen wir mit einander ringen, die lutherische Kirchenordnung und die Aufklärung, bis die modernen kirchlichen Institutionen das Ergebnis gewesen sind.

Aus den Zeiten der Reformation stammte die Auffassung, daß wie die Kirche eine supranaturale Heilsanstalt, so die weltliche Obrigkeit ebenfalls unmittelbar göttlichen Ursprungs und mit der Aufgabe betraut sei, an ihrem Teile zur Verbreitung des göttlichen Wortes mitzuwirken, daß also der Landesherr die Pflicht habe, für das Kirchenwesen zu sorgen, daß er als Staatsoberhaupt von selber auch Inhaber des Kirchenregimentes sei. Auf diesen Gedanken hatte sich die lutherische Kirchenordnung aufgebaut und rein äußerlich betrachtet unverändert bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein erhalten, wo sie ihren letzten zusammenfassenden Ausdruck im Wöllnerschen Religions-Edikt von 1788 fand.

Im schärfsten Gegensatz dazu bewegte sich die Aufklärung: nach ihr war die Kirche nur die äußere Vereinigung der Religions-Genossen, und ebenso der Staat, aus dem Gesellschaftsvertrage entstanden, rein menschlichen Ursprungs. Der Staat habe sich darum auch nicht um die Rechtgläubigkeit seiner Angehörigen zu kümmern. Wo er sich mit der Kirche zu befassen habe, sei es nur, einmal um seine eigenen Interessen gegen hierarchische Gelüste zu sichern, sodann um seine Untertanen gegen die Kirche, die individuelle Gewissensfreiheit gegen Glaubenszwang zu schützen. Ihm stehe nicht mehr als die Kirchenhoheit zu; die Kirchengewalt aber gehöre eigentlich den religiösen Gemeinschaften, von denen sie der Staat nur durch Uebertragung oder Usurpation erhalten habe.

Auf das eingehendste weist Foerster nach, in welchem Maße diese Gedanken an Boden gewonnen hatten, nicht allein in den gelehrten Schriften der Böhmer, Pütter, Häberlin, sondern auch in der Gesetzgebung, wie sie sich im Allgemeinen Landrecht, das bisher fast ausschließlich als Kodifikation des alten Staatskirchentums betrachtet worden ist, durchgesetzt haben,

wie sie auch in der Verwaltungspraxis der beiden obersten staatlichen Kirchenbehörden, des lutherischen Oberkonsistoriums und des reformierten Kirchendirektoriums zum Ausdruck gekommen sind.

So war der Zustand der, daß das von der Reformation überlieferte Verhältnis zwischen Staat und Kirche durchlöchert wurde; es schien, als wenn, sehr zum Nachteile für die Bildung und materielle Lage der Geistlichen, nur zusammenhangslose, hülflose, einzelne Gemeinden übrig bleiben sollten.

Mit der Regierung Friedrich Wilhelms III. schlug nun aber die Entwicklung vollkommen entgegengesetzte Bahnen ein: die einzelnen Gemeinden wurden zur Landeskirche zusammengeschlossen und das landesherrliche Kirchenregiment wurde in neuer Stärke aufgerichtet.

Es war der Geist der Reformperiode, vor allem der Steins, der dazu den Antrieb gab. Stein (wie nach ihm Altenstein und Hardenberg) sagte sich mit Entschiedenheit von der Auffassung los, die das Verhältnis von Staat und Kirche nur unter dem Gesichtspunkte der Polizei betrachtete. Religiosität zu fördern, gehörte für ihn zu den Pflichten des Staates, in dem Sinn, daß der Staat für Anstalten und Mittel zur Pflege der Religion sorgen sollte, sich aber von der Weise des alten Zwangskirchentums, von jedem Eingriff in die Ueberzeugungen streng entfernt zu halten habe. So wollte er denn die Neuordnung des Kirchenwesens in sein ganzes anderes großes Reformwerk aufnehmen und den Gedanken der Selbstverwaltung auch auf das kirchliche Gebiet anwenden. Aber von solchem Plan blieb die eine Hälfte, den Gemeinden eine aktive Teilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten zuzuweisen, unausgeführt. Wie das geschah und wie das Ganze mit der Herstellung der Union einen vorläufigen Abschluß fand, bildet den Gegenstand der letzten Kapitel.

So in großen Zügen der Inhalt des Foersterschen Buches. Sein Reichtum ist indessen mit so kurzen Angaben nicht erschöpft. Der Autor hat aus der gedruckten Litteratur sowie aus den Schätzen des Berliner Archivs, den Akten des Kultusministeriums und des Oberkirchenrats sorgfältig Alles zusammengetragen, was auf sein Thema Bezug hatte, und hat dies umfangreiche Material dann mit eindringender Kritik und feinem historischen Verständnisse verarbeitet. So können wir denn unter seiner sichern Leitung die Entwicklung Schritt für Schritt verfolgen. Wir lernen da an der Hand der zahlreichen Gutachten und Eingaben die verschiedenen Tendenzen kennen, die mit einander rangen; sehr interessant ist da das Hervortreten einer hierarchischen Strömung; wir erfahren den Anteil, der den einzelnen Persönlichkeiten an dem schließlichen Ergebnisse zukommt. Der König erscheint wie immer von gewissenhaftem Fleiß, das Werk bis in dessen Einzelheiten mit seiner Mitarbeit begleitend. Die Bureaukratie bestätigt ihren guten Ruf, der ihr durch Treitschke zugesprochen ist; namentlich der Minister von Schuckmann tritt in ein sehr vorteilhaftes Licht, als ein Mann von ruhiger Umsicht und klarer Vorurteilslosigkeit.

Wenn es bisher für diesen Abschnitt der preußischen Kirchengeschichte an einer eigentlichen Darstellung mangelte, so ist das nun dank dem vorliegenden Buche anders geworden. Es ist für die in Frage stehenden Vorgänge sicherlich grundlegend, wenn es überhaupt Nachfolgenden noch Etwas zu tun übrig läßt, und die Fortsetzung, die bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. reichen soll, wird man mit Freude begrüßen.

Walter Strunck

Zur Besetzung der theologischen Professuren in Preußen

Das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen Nr. 30 druckt aus der Kölnischen Zeitung Nr. 750 einen Aufsatz von Pfarrer D. Pieper in Gerresheim über „Kultusministerium und Theologieprofessoren“ ab (auch Chronik Nr. 31 wird er erscheinen), durch den die bekannte offiziöse Aeußerung der Berliner Politischen Nachrichten (Chronik Nr. 24) über die Besetzung der theologischen Professuren in Preußen gründlich ad absurdum geführt wird.*) Insbesondere richtet sich D. Pieper gegen die Behauptung des Kultusministeriums, die einseitige Besetzung der evangelisch-theologischen Lehrstühle mit Anhängern der kritisch-historischen Richtung, wie z. B. in Bonn, habe zu einer bedenklichen Verminderung der Zahl der evangelischen Theologiestudierenden geführt. Diese üble Ausrede wird von D. Pieper in ihrer ganzen Haltlosigkeit aufgedeckt.

Dasselbe Gemeindeblatt enthält aber noch folgende von Pfarrer Kühnen gezeichnete Notiz:

> Eine vortreffliche Illustration zu dem Artikel von D. Pieper in dieser Nummer bietet die Ernennung Böhmers zum ordentlichen Professor in Bonn. Böhmer gehört der Rechten an. Welchen Aufschwung in der Zahl der Theologiestudierenden wird Bonn jetzt erleben!

Ich bedauere diese Notiz. Wenn auf der Gegenseite allemal nach der Richtung der Professoren gefragt wird, so sollen wir uns auf diese Fragestellung gerade nicht einlassen. Wir empfinden es als Minderwertigkeit an unsern Gegnern, daß sie immer so fragen. Sollen wir uns der gleichen Minderwertigkeit schuldig machen?

Schiele

Constantin Meunier

1

Meunier wurde am 12. April 1831 in einer Vorstadt Brüssels geboren. Sein erster Zeichenunterricht ward ihm von seinem älteren Bruder, dem Kupferstecher J. B. Meunier, zuteil. Aus dieser seiner frühesten Zeit, wie von seiner ersten künstlerischen Ausbildung als Bildhauer auf der Brüsseler Akademie, ist wohl Nichts erhalten geblieben. Nur wird erzählt, der junge Meunier habe daselbst den ersten großen Eindruck von der Antike erhalten, in deren Sinne er arbeitete. Von der Akademie ging er in das Atelier Fraikins, eines damals sehr geschätzten Bildhauers, und verdiente sich die Korrektur seines Lehrers, indem er Atelierdienste verrichtete. Doch bald verließ er auch dessen Werkstatt. Meunier wurde Maler.

In der Malerei glaubte er besser ausdrücken zu können, was ihn bewegte, vielleicht auch beeinflußt von seinem Freunde De Groux, einem ausgeprägten Vertreter sozialer Tendenzmalerei. Meuniers Empfinden ist noch sozial, dementsprechend auch der Inhalt seiner Bilder. Gerade dies ist typisch für sein Wesen und seinen sittlichen Ernst, daß er seine Kunst nie zu trennen vermochte von seinem übrigen Leben. Die Farbe seiner Bilder ist trüb und schwer. Es kommt ihm dabei mehr auf das Was — seine Idee — als auf das Wie an. Um 1880 besuchte er auf Anregung Camille Lemonniers den Borinage, das belgische Industrieland und gewann dort große Eindrücke, die auf seine Malerei entschiedene Wirkung ausübten. Hatte er vordem in schwerer Oeltechnik Bauernaufstände und Arbeiterbilder gemalt, so schildert er nunmehr in farbenfreudiger Pastellmanier die Industriegegend.

Meunier hatte das fünfundfünfzigste Jahr schon überschritten und stand nunmehr im Alter höchster männlicher Reife; und noch sollte er seine letzte entscheidende Wandlung durch-

*) Das Kultusministerium hat durch die Berliner Politischen Nachrichten, eine offiziöse Korrespondenz, erklärt: „Es wird von der Unterrichtsverwaltung entschieden Wert darauf gelegt, daß Licht und Schatten innerhalb der beiden Hauptrichtungen der evangelisch-theologischen Wissenschaft gleich verteilt sind. Von diesen Gesichtspunkten aus hat die Unterrichtsverwaltung zu einer Zeit, als die historisch-kritische Richtung innerhalb der preußischen evangelisch-theologischen Fakultäten so vorherrschte, daß an einer Reihe von Universitäten die positive Richtung kaum mehr vertreten war, Bedacht darauf genommen, daß den Studierenden der evangelischen Theologie überall Gelegenheit geboten würde, neben Hochschullehrern der kritisch-historischen Richtung auch solche der positiven Richtung zu hören. Und dies um so mehr, als die einseitige Besetzung der evangelisch-theologischen Lehrstühle mit Anhängern der kritisch-historischen Richtung, wie zum Beispiel in Bonn, zu einer bedenklichen Verminderung der Zahl der Studierenden der evangelischen Theologie geführt hatte. . . .“ Diese Rechtfertigung der preußischen Besetzungen gegenüber den Schieleschen Tafeln (vgl. Christliche Welt Nr. 28) durch das offiziöse Organ war neu. Der Regierungsvertreter im Landtag hatte bekanntlich anders argumentiert. D H

machen. Er kehrt zur Plastik zurück und wird nun der, als den wir ihn heute bewundern.

2

Gesetze machen keine Kunst, — Kunst aber schafft Gesetze; d. h. jedes Kunstwerk hat sein eigenes Gesetz.

So bleibt vorerst das Wichtigste — bei jeglich kritischer Betrachtung — diese jeweilige Gesetzmäßigkeit zu ergründen. Ist dieses Gesetzmäßige im Kunstwerke erfüllt, so hat es mit andern Worten Stil. Wahrer Stil kommt von innen, ist mithin ein Geistiges, bedingt eine ganz bestimmte Sprache, Ausdrucksweise d. i. Technik.

Wie steht es nun um Meuniers Stil? Echt ist er zweifellos, der notwendige Ausdruck seiner innern Anschauung. Seine Anschauung nun wiederum ist keine breite — ist nicht kosmisch. Er ist Spezialist, allerdings im besten Sinne des Wortes.

Als Maler beginnt er seine sichtbare künstlerische Laufbahn; als solcher gibt er noch Mitleidskunst, seine Menschen appellieren noch an Mitgefühl.

Die Malerei ist ihm jetzt ebensowenig Selbstzweck, wie später seine Plastik.

Als Plastiker gibt er keine zufällig irgendwie und wo geborene Menschen, keine Industriearbeiter mehr, sondern die Schätze der Erde werden von einem von ihr selbst hervorgebrachten riesigen Geschlecht aus der Tiefe gehoben. Groß und stark hat die Arbeit sie geformt, fest und gestählt, das gibt ihnen das Heldenhafte, heroisch Scheinende; in Wahrheit sind sie es nicht.

Der gewaltigste Felsblock ist nicht heroisch, sondern wir selbst werden im besten Falle so gestimmt.

Sie sind ihrer Leistungen sich nicht bewußt, sondern sie stellen ihre ehernen Leiber, ich möchte sagen instinktiv, in den Dienst ihrer Erde.

Drängte schon Meuniers Malerei zur Plastik, so schafft er sich jetzt eben in dieser die ihm passende Ausdrucksform. Er knetet in Ton, meistens vorbereitend für Bronze: nicht eigentlich als Bildhauer. Er meißelt nicht, sondern wählt, seinem Wesen gemäß, das am willigsten und schnellsten seiner Idee folgende Material. Der Marmor und alles Gestein ist ihm zu spröde. Seine Geschöpfe sind nicht aus dem Material Geborene, sondern sind plastisch gestaltete Ideen.

In den letzten Werken, schon im „Verlorenen Sohn", zeigt sich das höchste Stadium seiner Entwicklung, in mehreren von ihnen auch seine höchste künstlerische Reife. Er gibt hier Allgemeineres, natürlich in seiner Besonderheit; die Technik, das Ausdrucksmittel erweitert sich: seine letzten Werke könnte man sich in Stein denken.

3

Was ist es nun, was uns vor seinen Werken so stark bewegt? Wie mag es kommen, daß uns seine Gestalten, trotz ihrer Dumpfheit, lange über das Betrachten hinaus zu fesseln vermögen? Eine sonderbare Kraft wohnt ihnen inne. Keine geistige zwar, aber in ihren mächtigen Körpern scheint sie als etwas Zukünftiges verhalten zu schlummern. Somit sind sie gleichsam die Ersten ihres Geschlechtes und lassen uns im Kommenden das Geistige vorahnen. Dies ist das Befreiende an ihnen; denn wo Werden, ist Leben — und Leben befreit.

Und dann noch ein Anderes. Diese Kolosse geben Kunde von der Inbrunst ihres Meisters, und wir selbst bestaunen in ihnen das Werk eines reinen Menschen.

Sein Werk ist ethisch.

Und was für Befähigung gehört dazu, so hohes, begeistertes Wollen in analoge Form zu bringen! Einfach und groß sind die Formen, herb und streng, das Einzelne dem Ganzen untergeordnet — monumental. Bei jedem einzelnen seiner Werke schält sich sein innerlich Geschautes, die künstlerische Idee, klar heraus. Inhalt und Form decken sich. Nichts Problematisches im Sinne ungelöster Werte. Carl Rade

---

Verschiedenes

Hornesser in Cassel. Auf seinem Zug durch Deutschland ist Herr Dr. Horneffer jetzt schon wiederholt mit Geistlichen in die Arena getreten. In Leipzig haben ihm verschiedene Pastoren, darunter, wie es scheint, mit besondrem Glück Bonhoff, opponiert, in Osnabrück Pfannkuche, in Cassel Stein, Möller und Professor Sunkel. Ob allerdings öffentliche Diskussionen der rechte Kampfplatz sind, ist mir schon früher durch eigne Erfahrungen zweifelhaft geworden und jetzt durch die Berichte über die Horneffer-Versammlungen noch mehr in Frage gestellt. Schon der Eifer, mit dem auf gegnerischer Seite diese Zusammenstöße mit Geistlichen aufgesucht werden, kann stutzig machen. Als Horneffer in Nürnberg seine Vorträge hielt, ließ er gleich in einer redaktionellen Notiz mitteilen: diese Vorträge gestalteten sich dadurch besonders interessant, weil sich an der Diskussion Pastoren und andre akademisch gebildete Leute beteiligten. Wo wirklich tiefere Aufregung ist, da wird es sich ja wohl der Einzelne nicht nehmen lassen, in die Debatte kräftig mit einzugreifen. Aber im allgemeinen verschafft das Auftreten der Pastoren der Sache eine Sensation, die sie ohnedem nicht hätte und für die der Gegner nur dankbar sein kann. Der Blick wird dadurch abgelenkt von dem Positiven, was er bietet, und in der Polemik gegen die Kirche ist es heutzutage leicht, Beifallsstürme zu entfesseln. Auch hat der Vortragende das letzte Wort und damit den letzten Hieb, und zu all dem kommt noch das ganze Elend unsrer Presse, deren Mißverständnis oder Uebelwollen man nahezu rettungslos ausgeliefert ist. Mich wundert es sehr, daß nicht sogar Horneffer diese unbefriedigende Behandlung der religiösen Fragen, wie sie in Debatten stattfindet, längst satt hat und gegen den Beifall, den er gefunden, mißtrauischer geworden ist. Nur wem es vor allem um Agitation und Sensation zu tun ist, mag dergleichen auf die Dauer aushalten.

Ich glaube, daß die Casseler nach den Erfahrungen, die sie gemacht haben, diesen Gedanken beistimmen werden. In Cassel haben die Horneffervorträge wochenlang die Gemüter in Atem gehalten, aber gewiß nicht das Positive, was Horneffer brachte — hier stellten vielmehr selbst seine Anhänger noch Forderungen und Bitten an ihn — sondern sein Kampf gegen die Theologen. Eine ganze Flut von Zeitungsartikeln und Broschüren hat Cassel überschwemmt. Von den Zeitungsartikeln, die uns nicht vollständig vorliegen, sehen wir ab. Unter den Gegenschriften ist mir die von Professor Sunkel die sympathischste gewesen (Herr Dr. Horneffer und der Austritt aus der Landeskirche. Eine kritische Beleuchtung und ein praktischer Vorschlag. Cassel, Hühn 1906. 50 Pfg.) Hier wird von einem philosophisch unterrichteten und weitherzig denkenden Manne Vieles beigebracht, was den unbefangenen Leser sicherlich nachdenklich stimmen wird. Freilich schwächt Sunkel seine Position auch wieder durch recht anfechtbare persönliche Ansichten, wie die vom wachenden und schlafenden Gott, oder durch die ebenfalls sehr anfechtbaren praktischen Gedanken am Schluß. Die Broschüre von Berghs (Das neue Heidentum. Ein Wort an unsre Gemeinden aus Anlaß der Horneffervorträge. Cassel, Lometsch 1906. 80 Pfg.) ist noch ausführlicher und wird auch bei denen, an die sie gerichtet ist, ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Um auf Fernerstehende Einfluß zu gewinnen, dazu scheint mir der Schrift doch zu sehr das Verständnis zu fehlen für die berechtigten Anstöße an der kirchlichen Lehre, sowie für das Große und Richtige, was in der durch Nietzsche hervorgerufenen Gedankenbewegung steckt. Am wenigsten gedient war den durch Horneffer Aufgeregten sicherlich mit der Broschüre des Hauptmanns a. D. Werlitz (Cassel im Bannkreis Horneffers? Selbstverlag. 2. Aufl. 62 S. 60 Pfg.), obwohl gerade sie das Material des kleinen Religionskriegs am vollständigsten bringt und zweifellos vom besten Willen diktiert ist. Schon die in roten Lettern prangende Ueberschrift: „Der Reinertrag ist bestimmt für Hilfsbedürftige jeder Konfession, vorausgesetzt, daß sie keine — Atheisten sind!" ist sehr bedauerlich. Als ob man sich nicht, selbst vom konservativsten Standpunkt aus ganz besonders freuen sollte, wenn man einmal Atheisten christliche Liebe erweisen kann! Von einem völlig andern Standpunkt aus rechtfertigt Louis Wolff (Jenseits von Nietzsche und Horneffer. Cassel, Vietor. 40 Pfg.) das Bleiben in der Landeskirche mit dem Hinweis auf den erstarkenden Ultramontanismus und die ewige Giltigkeit der christlichen Moral, auch wenn aller Gottesglaube und alle religiöse Lehre gefallen sei.

Horneffer hat die beiden ersten Broschüren mit einem neuen Vortrag in Cassel beantwortet und wieder den Beifall seiner Freunde geerntet. Dabei sagte er den Casselern sehr ernstlich, er wolle jetzt auch endlich „Taten sehen" von ihnen. Wenn sie aus der Landeskirche austreten, dann verspreche er ihnen, zu einem philosophischen Kränzchen, das für ganz Deutschland vorbildlich werden solle, alle drei bis vier Wochen nach Cassel zu kommen. Sonst werde er aber den Boden Cassels nicht mehr betreten. Wie die Casseler dies furchtbare Schicksal ertragen werden, kann ich nicht sagen. Jedenfalls macht das Auftreten Horneffers in Cassel wieder einmal so recht klar, welch eine Summe von Feindschaft und Haß gegen die Kirche sich allmählich angesammelt hat, sodaß selbst Leute, die positiv so wenig zu bieten haben, wie Horneffer, als Heilande gefeiert werden, wenn sie rücksichtslos die Kirche angreifen.

Rittelmeyer

Lehrfreiheit. Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland. 1. Heft: Die kirchliche Lage und der Protestantenverein. Von D. Paul Kirmß. 50 Pfg. — 2. Heft: Die Lehrfreiheit auf der brandenburgischen Provinzialsynode. Stenographischer Bericht. 80 Pfg. — 5. Heft: Die Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen. Von Lic. R. Wielandt. 25 Pfg. — Halle, Gebauer-Schwetschke 1905 f.

Zur Lehrfreiheit auf protestantischen Kanzeln. Von Pastor Otto Hartwich. Bremen, Schünemann 1906. 50 Pfg.

Recht und Pflicht evangelischer Gemeindeglieder gegenüber falscher Lehre auf Kanzel und Katheder. Von Philipp Gerhard Vogel, Pfarrer in Lugau (Sachsen). Leipzig, Krüger und Co. 1906. 40 Pfg.

Daß Lehrfreiheit überhaupt notwendig ist, wird denkenden und religiös lebendigen Christen kaum zweifelhaft sein. Wie wenig Verständnis hierfür jedoch noch immer in großen Kreisen, besonders in den machthabenden, sich findet, beweisen u. A. die Verhandlungen der letzten brandenburgischen Provinzialsynode (vgl. oben Heft 2). Sie nahm mit 112 gegen 23 Stimmen den Kommissionsantrag an, der alle Freiheit der Lehre in die engsten Grenzen bannt. Jeder Protest dagegen war vergeblich. So beachtenswert einzelne Reden der unbefangener Denkenden sein mochten, sie verhallten. Auch die energischen Worte des Eisenbahndirektors Schrader konnten Nichts ändern. Er hielt (laut Bericht) den „Positiven" vor: „Wir wollen den ehrlichen Kampf mit geistigen Waffen. Sie wollen diesen Kampf ersetzen dadurch, daß Sie gesetzliche Bestimmungen aufrecht erhalten oder aufstellen, durch welche der Kampf nicht mehr ein Kampf mit geistigen Waffen, sondern mit Waffen des Gesetzes, mit Waffen der Gewalt wird." Lehrwillkür wollte auch die Linke nicht. Sie betrachtete den moralischen Zwang als die Schranke dagegen. Doch sie unterlag. Daß aber die Reden für und wider die Lehrfreiheit auf der brandenburgischen Provinzialsynode überhaupt in einer besonderen Broschüre veröffentlicht sind, ist gut. Das orientiert über die Situation nicht bloß in dieser Provinz, sondern in der ganzen preußischen Landeskirche.

Hierzu kann auch in etwas wenigstens Heft 5 derselben Sammlung helfen, in dem Wielandt etliche „Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen" aufzählt, die allerdings schon längst bekannt sind, an die immer wieder zu erinnern aber ganz zweckmäßig ist zur Kennzeichnung vermeintlicher „Bekenntnistreue." Sehr der Beachtung wert scheint uns die Abhandlung von Kirmß über die „kirchliche Lage und den Protestantenverein" (Heft 1). Sie sucht die innere Auflösung der Orthodoxie durch verschiedene Beispiele „rechtgläubiger" Professoren darzulegen und den notwendigen Fortbestand des Protestantenvereins zu erhärten behufs Klärung der Lehr- und Verfassungsfragen. Auch der Freunde der Christlichen Welt wird dabei gedacht. Daß die letzten Kundgebungen der kirchlichen Parteien und Gruppen im Anhang aktenmäßig mitgeteilt sind, ist wertvoll.

Ganz entgegengesetzt und der Sache wenig förderlich ist der Vortrag des Pfarrers Vogel. Er perhorresziert die viel geschmähte sogenannte moderne Theologie und fordert für alle gläubigen Gemeindeglieder „das Recht auf Beseitigung des ihnen auf Kanzel und Katheder entgegentretenden modernen Unglaubens." Was ist nun ein „gläubiges" Gemeindeglied? Darum handelt sichs!

Entschieden auf dem Wege zur Lösung der Frage über die Lehrfreiheit befindet sich Hartwich in seiner Schrift. Er betont, daß die aufgeworfene Frage nicht eine kirchenrechtliche, sondern religiöse sei, und lobt Bremen als eine „Hochburg geistiger Freiheit", weil „eine persönliche Verfolgung angefochtener Geistlicher nach bremischen Grundsätzen ausgeschlossen erscheint." Fraglos richtig ist der von ihm aufgestellte Satz: „Der Geistliche auf der Kanzel ist kein Privatmann." Hartwich konstatiert zwei religiöse Prinzipien, das der Hingabe des Herzens an Gott, des religiösen Idealismus, und das der Selbstverleugnung als Negation des „niederen Selbst", das Prinzip des sittlichen Idealismus, der recht verstanden „Selbstbehauptung" ist. Diese beiden Prinzipien haben in der Persönlichkeit Jesu ihren Ursprung. Darum kann nur der als ein christlicher Prediger angesehen werden, der den mittelbaren und unmittelbaren Zusammenhang mit Jesus bewahrt. An dieser Bewahrung und an der taktvollen Respektierung der genannten zwei Prinzipien soll die Lehrfreiheit ihre Grenzen haben. Es mag auch sein, daß ein künftiges Bekenntnis ein möglichst kurzes sein und anstatt auf ausgeführte Lehren sich nur auf Prinzipien stützen wird. Doch, so lange man noch von „Grenzen" der Lehrfreiheit redet, wird deren Problem nicht gelöst werden. Das ist eine zu äußerliche Auffassung, die trotz aller Betonung des Prinzipiellen immer wieder mehr oder weniger dem Materiellen der Lehre sich zuneigt und darum die rechte Bestimmung des Begriffs „Freiheit" nicht zu finden vermag. Dies ist nur durch das moralische Gesetz möglich. Katzer

Bibelglaube, Christusglaube, Erlösungsglaube. Drei Vorträge von Dr. H. Franke, Pastor in Liegnitz. Liegnitz, Fritz Weist 1906. 38 S. 80 Pfg.

Die im Frühjahr ds. Js. gehaltnen Vorträge sind vom Breslauer Konsistorium infolge einer Anzeige von unbekannter Seite im Wortlaut eingefordert worden. Mit echtem protestantischem Wahrheitsmut geben sie auf brennende religiöse Fragen rechte evangelische Antworten. Die Kluft zwischen alten und modernen Anschauungen wird nicht klug und sanft zu verdecken gesucht, sondern rückhaltlos klargelegt. Zugleich aber wird mit Nachdruck betont, daß die Modernen den geschichtlichen Zusammenhang mit der Zeit der Kirchenerneuerung nicht zerschnitten haben, sondern vielmehr deren tiefste religiöse Beweggründe zu voller Geltung und Klarheit bringen wollen. — Einzelne Ausführungen sind trefflich. Doch ist der Ton, der für volkstümliche Vorträge zu wünschen wäre, nicht immer glücklich getroffen. Es wird im ganzen zu viel theologischer Staub aufgewirbelt. Man atmet nicht genug reine Höhenluft. Kritischen Auseinandersetzungen darf auch bei volkstümlichen Vorträgen gewiß nicht ängstlich aus dem Wege gegangen werden. Die geistige Lage der Gegenwart fordert eine offne Sprache, damit die Verwirrung der Gemüter sich nicht ins Unendliche steigert. Allzu vorsichtige Verschleierungen sind vom Uebel. Allein es empfiehlt sich nicht, vor einem Vortragspublikum zu laut mit der theologischen Rüstung zu klappern und Aeußerungen von Theologen unter Nennung der Namen in einer Art zu streifen, die bedenklich an den Ton mancher pastoralen Konferenzvorträge erinnert. Bithorn

Taten Jesu in unseren Tagen. Als ich den Titel des Buches las, stieg eine leise Befürchtung in mir auf: etwa eine Reihe wunderbarer Erhörungs- oder Bekehrungsgeschichten? Nein. Es ist ein Buch, an dem man seine Freude haben kann, Skizzen und Bilder aus der inneren und äußeren Mission, dreißig an der Zahl, von berufener Feder gezeichnet, herausgegeben von Pastor Hennig. Agentur des Rauhen Hauses. 343 S., kartoniert 3 Mk., gebunden 3,50 und 4,50. Die Mehrzahl der Bilder ist im Lichte der hellen Gottessonne aufgenommen, einzelne freilich auch in einer künstlichen uns nicht zusagenden Beleuchtung. Jedoch kann die pietistische Stimmung, die über manchen der Skizzen liegt, die Freude an dem Tatchristentum nicht trüben, das aus ihnen allen hervorleuchtet. Dazu sind sie zum großen Teil fesselnd geschrieben und dürften geeignet sein, in der Familie, wie auch in weiteren Kreisen, vorgelesen oder vorgetragen, Interesse für tätiges Christentum zu wecken. Paul Röthig

Die Frau auf dem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit. Von Gustav Gerok. Basel, Reinhardt 1905. 50 Pfg.

Der Vortrag, bei Gelegenheit des kirchlichen Instruktionskurses in Basel im Dezember 1905 gehalten, ist sehr geeignet, den Gedanken, daß die Liebesarbeit der Frau heute anders getan werden müsse, als es noch vor 20 bis 30 Jahren geschah, in weitere Kreise zu tragen. Wenn Gerok (S. 15) bemerkt, daß an Stelle der früher meist ungelernten Liebesarbeit die gelernte zu treten habe „die gründlich zu ihrem Dienste vorgebildet wird", so ist mir das aus der Seele gesprochen: ebenso die Bemerkung, daß die Stadtmission nicht ausschließlich von Männern zu besorgen sei (S. 14). Auch das, was über die Gefahren gesagt wird, die das kirchliche Frauenstimmrecht heute noch mit sich bringen würde, „wenn unvorbereitete, ungelernte Frauen plötzlich das verantwortungsvolle Recht des Wählens üben" (S. 24), ist sehr beherzigenswert, doppelt wenn es aus dem Munde eines den Frauenbestrebungen so vorurteilslos gegenüberstehenden Mannes wie Gerok, kommt. — Nicht folgen kann ich ihm dagegen, wenn er (S. 15) von Frauen auf der Kanzel redet, als von etwas vielleicht sogar Erwünschtem. Ich glaube wir sollten uns darauf beschränken, berufsmäßige Mitarbeit auf allen andern Tätigkeitsgebieten in der Gemeinde zu erstreben, die Kanzel aber den Männern überlassen.

Helene von Dungern

Kleine Mitteilungen. Zur Rembrandtfeier erinnert die Frankfurter Zeitung daran, daß in Meyers Konversationslexikon von 1871 über Rembrandt Folgendes zu lesen steht: „Aber er huldigte absichtlich der gemeinen Natur, nahm sogar eine feindliche Stellung ein gegen das Studium idealer, gereifter Formenschönheit und gab das Wissenschaftliche selbst der Lächerlichkeit preis. Mit unverkennbarer Ironie wählte er öfter unter der ihn umgebenden gemeinen Volksklasse die Helden seiner der Bibel oder der Geschichte entnommenen Darstellungen und machte sich aus verlegenen Kleidungsstücken usw." Diese Erinnerung ist heiter und lehrreich zugleich. Dreißig Jahre später — wer würde heute wagen, so über Rembrandt zu schreiben?

Die Zukunftskrieg-Romane hält sich hoffentlich der Geschmack unserer Leser siegreich vom Leibe. Fast schien es, als könnten sie in ihrer Massenhaftigkeit noch eine Gefahr für den Frieden der Nationen werden. Aber derlei Sensationen richten sich zum Glück heutzutage schnell zu Grunde, indem ein „Dichter" den andern überbieten muß. Das Neuste ist The Enemy in our Midst von Walter Wood. Der „Feind in unserer Mitte", das ist der deutsche Kellner in England — ein vermummter Krieger. Er wartet nur auf das Signal, auf ein Telegramm von Potsdam, um seine Maske abzuwerfen und die Bank von England zu besetzen, während deutsche Kriegsschiffe eine Armee an die englische Küste werfen ... Viel toller und blödsinniger geht es nicht mehr. Damit seien die Bücher dieses Genres abgetan, die auch uns zur Besprechung zugegangen sind.

Weiter Nichts? Durch die Tagespresse geht ein Gedicht von Ludwig Scharf, der „Jugend" entnommen:

Facit

Das bißchen Sonne, das ins Leben fällt,
Das Finsternis und Trübsal dir erhellt,
Das bißchen Vogelsang nach langer Nacht,
Wenn du aus schwerem Wintertraum erwacht,
Das bißchen Menschengüte, Freundeswärme
In all dem unerträglichen Gehärme,
Und dann das bißchen goldne Jugendlust,
Da du von Not und Sorge nichts gewußt —
Das ist vielleicht, du dumpfer Erdengast,
Das Köstlichste, was du vom Leben hast.

Das Köstlichste für uns an diesem Gedicht ist die Selbstkritik, die der Sänger übt, indem er sich über dieser philosophisch und menschlich recht ungenügenden Stimmung einen dumpfen Erdengast schilt. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 8. August 1/24 Uhr Hasselbachstr. 1: Was ist alter Glaube? nach Th. Kaftan Moderne Theologie des alten Glaubens, W. Herrmann Zeitschr. f. Theol. u. Kirche 1906 Juniheft und desselben Christl.-prot. Dogmatik in Kultur der Gegenwart I, 4. — Gäste, auch Damen willkommen!

Potsdam

in „Stadt Königsberg"

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober

Mittwoch den 3. Oktober Nachmittags 4 Uhr: **Unsre Aufgabe.** Professor Herrmann aus Marburg. Keine Diskussion. — **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Professor Baumgarten aus Kiel. Diskussion.

Donnerstag den 4. Vormittag 9 Uhr Fortsetzung: **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Diskussion.

Gesangbuchslieder

In einer Versammlung von Freunden der Christlichen Welt wurde im Anschluß an das Referat **Unser Gesangbuch in religiöser und ästhetischer Hinsicht und der moderne Christ** beschlossen, sein Augenmerk auf neue, dem Geschmack des modernen Christen zusagende Lieder zu richten, welche etwa später im Gesangbuch Aufnahme finden könnten. Der Unterzeichnete richtet an alle Freunde und Leser der Christlichen Welt die ergebene Bitte, ihnen etwa bekannt gewordene derartige Lieder ihm freundlichst übersenden zu wollen.

Pastor Heine,
Wörbzig bei Cöthen, Anhalt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 32 Marburg i. H., den 9. August **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Einlaß

Hier steht er an des Himmels Pforte.
Wer läßt den müden Pilgrim ein?
Wer wird zum tief geheimen Orte
Der armen Seele Führer sein?

Will Keiner aus der Sel'gen Reigen
Die hochgelobte Stadt ihm zeigen?
Kein Engel ihm hernieder schweben
Und ihm die güldnen Riegel heben?

Und ihm entgegen schallt der Chor:
Dein Glaube in der Pilgerzeit
Der öffnet dir das Tor,
Und der ist dein Geleit!

Nach dem Mandäischen

Literaturbriefe

1. Der Briefschreiber stellt sich vor

Lieber Freund!

Ich lebe etwas aus der Welt! Nicht nur in dem Sinne, in welchem es gut ist, etwas aus der Welt zu wohnen, daß man nämlich in die Tagesfragen der Literatur nicht zu tief eingeweiht sei und so die Erörterung für und wider die Klique als Kulturfragen behandelt, sondern leider auch in dem Sinne, daß die literarischen Ereignisse mich überhaupt etwas zufällig berühren, sodaß oftmals nicht nur vorübergehende, sondern auch starke, Dauer versprechende Wellen mich erst berühren, wenn sie schon lange an uns vorbei sind.

Daß ich freilich über Hermann Hesse falsch unterrichtet war, was ich gern zugebe, lag an dem Umgekehrten: ich kannte ihn früher, als ihn das große Publikum kannte; und da ich seine ersten Arbeiten, die allerdings, wie ich jetzt aus dem Literaturkalender ersehe, aus sehr jungen Jahren stammten, nicht sehr reif fand, so nahm ich das Lob seines „Camenzind“ und „Unterm Rad“ nicht sehr ernst, zumal auch der erst ganz neuerdings geschriebene „Boccaccio“ (Remersche Sammlung) mir mehr elegant als tief vorkam. Nach jenen neuen Romanen aber stehe ich nicht an, meinen Irrtum einzugestehen und den Verfasser für eine dauernde Bereicherung unserer ernsteren Literatur zu halten.

Mit diesem Vorbehalt nun, einmal, daß ich nie völlig „auf dem Laufenden“ sein werde, andererseits, daß ich mich gelegentlich stark werde korrigieren müssen, — wovor ich verspreche mich nie zu genieren! — kann ich es übernehmen, Ihnen gelegentliche Briefe über literarische Dinge zu schreiben, soweit sie der Beachtung in Ihrem Lager wert erscheinen. Ja, unter diesen Voraussetzungen tue ich es mit besonderem Vergnügen.

Sie erfreuen mich sehr dadurch, daß Sie mir Verständnis für literarische, überhaupt künstlerische Fragen, Ehrlichkeit im Urteil und auch Interesse für die kirchlichen Kämpfe, in denen Sie stehen, zutrauen.

Was das Erstgenannte angeht, so muß sich das zeigen; sagen kann ich nur, daß ich jedenfalls frei zu sein glaube ebensowohl von der Tendenzfreudigkeit, welche meint, eine honnette Gesinnung garantiere für künstlerische Tüchtigkeit, als von der Geschmacksanbetung, welche meint, etwas gut oder fein Gesehenes, geschmackvoll Wiedergegebenes verdiene jedenfalls die Trompete, sei es noch so sehr jedweder inneren Tüchtigkeit bar, und die deshalb in der Tat garzuleicht zu dem kommt, was der etwas rabiate, aber gesunde Spitteler als die „Vermietung der Literatur in einen knechtischen Fremdendienst, das gierige Aufschlecken jedes Krankheitsstoffes, der in dem letzten Winkel Europas fault“ bezeichnet.*)

Was das Interesse für die kirchlichen Kämpfe angeht, so ist es sicherlich vorhanden, aber sehr verschränkt.

Einerseits interessiert mich der Kampf für die wissenschaftliche Freiheit aufs äußerste. Und ich kann Ihnen schwer ausdrücken, wie mich das Vorgehen des Kultusministeriums in der Angelegenheit der theologischen Professuren empört hat. Ich meine nicht sowohl die Politik selbst, welche wissenschaftliche Fragen zu Problemen der Parteikonstellation macht. Gewiß ist dies das eigentliche Uebel, und der tapfere Redakteur der Chronik der Christlichen Welt hat sich ein großes Verdienst damit erworben, daß er diese, man kann wohl sagen: feige, meiner Ansicht nach sogar pflichtwidrige Art, wie eine für die Pflege freier Wissenschaft vereidigte Behörde ihr Amt politisch mißbraucht, vor die Oeffentlichkeit gebracht hat. Aber das Schlimmste sehe ich erst in der würdelosen und hinterhältigen Art, wie Dinge, welche, wie ich von unterrichteter Seite höre, seit Jahren keinem Eingeweihten fremd sind, aus dem Bureau des Kultusministeriums selbst unter Vorwendung völlig gleichgiltiger formaler Fehler bestritten werden. Es scheint mir böse, daß ein Ministerium, das sich solcher Dinge schuldig macht, ruhig weiter bestehen kann.

Also der Kampf um die wissenschaftliche, die Lehr-Freiheit interessiert mich sicherlich genügend. Ich kann auch nicht erkennen, welche Existenzberechtigung die evangelische Kirche neben der katholischen behalten soll, wenn die Sache der Freiheit in diesem Kampfe unterliegt.

Ich meine das ganz ernsthaft; denn wenn man auch die Wissenschaft, theologische oder welche immer, ganz und gar nicht

---

*) Carl Spitteler, Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Zweite (ganz umgearbeitete, viel vermehrte) Auflage (Jena, Diederichs 1905) S. 298 in der „Rede des Dr. Michel Genialowitz Modernefritz an der Schillerfeier 1905.“

lieben, wenn man sie selbst hassen sollte, — wozu ich mitunter Neigung habe —, so muß man doch erkennen, daß sie die eigentliche zentrale Kraft unserer Kultur geworden ist, und daß man die Religion als Kraft des Volkslebens aufgibt, wenn man auf eine ehrliche Auseinandersetzung mit ihr verzichtet. Eine Auseinandersetzung aber mit unsachlichen Begrenzungen ist keine ehrliche, ist überhaupt keine Auseinandersetzung, sondern ein feiges Imstichlassen; und je tapferer und überlegener dabei die Sprache ist, desto feiger ist die Sache; denn die starken Worte bedeuten ja in sich nichts Anderes als die Vermeidung des eigentlichen Kampfplatzes. Diese Kultur aber (wie stark hat man das immer wieder betont!) ist protestantisch, ist als allgemeine Kultur der Reformation zu verdanken. Man mag damit zufrieden sein oder nicht: die zentrale Kraft in der durch die Reformation beglaubigten oder gar hervorgerufenen Kultur ist die Wissenschaft. Sie beherrscht das Leben und Denken des evangelischen Volksteiles, selbst des in der Feindschaft gegen die Wissenschaft verharrenden, — wie könnte sonst der ganze Kampf sich um wissenschaftliche Sätze drehen! Und wie nun sollte die Kirche, die diese Kultur religiös organisieren soll oder will, Volkskirche sein, wenn sie diese Kraft fürchtet, wohl gar mit einem bösen Gewissen fürchten muß!

Hierin ruht, glaube ich, das Schwergewicht der Sache. In der biblischen Geburtsgeschichte liegt zwar sicherlich viel mehr religiöse Kraft als in ihrer Leugnung. Aber auch im Fetischismus liegt mehr davon als in seiner Leugnung. Trotzdem wird Keiner behaupten, daß für uns noch ein religiöses Leben möglich sei auf der Grundlage des Fetischismus. Wenn unsere Orthodoxen die ganze Weltanschauung, das ganze Weltbild, dessen christliche Beleuchtung das Dogma ist, behaupteten, das moderne Weltbild als solches ablehnten, so wollte ich von der Aufrichtigkeit und sozusagen Ungebrochenheit ihres Glaubens überzeugt sein. Aber das ist ja ganz augenscheinlich nicht der Fall. Sie fühlen sich sogar beleidigt, wenn man ihnen zutraut, sie könnten etwa Kopernikus nicht anerkennen. Wie weit gehts denn nun, und wie weit nicht mehr? Heißt das nicht den Glauben prinzipiell ins Unsichere setzen? Ist es nicht augenscheinlich, daß hier eine Sicherheit nur nach vorn erreichbar ist? Was hilft mir der schönste Inhalt, den ein Dogma haben soll, wenn ich ihn nicht mehr fühlen kann? wenn er für mich nicht eine Erlösung, sondern eine Belastung bedeutet? Und wenn man die Wissenschaft und die wissenschaftlichen Streitigkeiten aus der Religion los sein möchte — und wie sehr teile ich diesen Wunsch! — kann man glauben, fast möchte ich sagen: kann man wünschen, daß man sie eher los wird, als bis sie ihr Recht erhalten haben? Solange man der Wissenschaft gegenüber ein böses Gewissen haben muß, solange kann man zu einem einfachen und erlösenden Glauben nicht kommen, solange wird man vor allem die Wissenschaft aus der Religion nicht los.

Ich bin in dieser Sache etwas lang geworden; es hängt das mit einem Buche zusammen, auf welches ich Sie aufmerksam machen wollte — ich komme darauf zurück! — — hier wollte ich nur sagen, daß ich trotz Allem die wissenschaftlichen Fragen auf dem Gebiete der Religion überhaupt nicht so schwer nehmen kann. Ich glaube mit Sicherheit, daß, wenn der Gegensatz fortfiele, das Interesse für theologische Fragen fast gleichzeitig sinken würde. Und das wäre sicherlich kein Schade. Denn die eigentlichen religiösen Fragen kommen bei diesem wissenschaftlichen Streit kaum zur Verhandlung, können sich kaum auch nur Gehör verschaffen.

Schließlich muß ich der Ehrlichkeit wegen auch dies noch sagen, daß mein Interesse für die kirchlichen Kämpfe nicht von der Zuversicht getragen ist, daß es richtig ist, die jetzige Form der religiösen Organisation, die Kirche, aufrecht zu erhalten, für sie zu kämpfen. Ich persönlich, da ich diese Frage nicht zu entscheiden weiß, würde, wie Sie wissen, gern die jetzige Organisation in dem Sinne, in dem ich die Zukunft sehe, beeinflußt wissen. Und da ich nicht wünschen zu dürfen glaube, daß eine Form, die irgend noch lebensfähig wäre, unnütz untergehe, so arbeite ich gern nach meinen schwachen Kräften mit in ihrem Zusammenhang. Aber ich werde nicht in der Lage sein, Zweifeln an der Lebensfähigkeit der Kirche entgegenzutreten. Ich meine indes, daß uns dies nicht zu trennen braucht, da schließlich die Lebensfähigkeit der Kirche für die Fragen, die ich zu verhandeln gedenke, mehr eine Frage der Tatsachen als der Ueberzeugung ist.

Das Buch, um dessentwillen ich in der Frage der Wissenschaft und Religion so ausführlich wurde, ist Hermann Hesses Roman „Unterm Rad". Darüber das nächste Mal!

Georg Stolterfoth

Wie können wir zu einer Annäherung zwischen deutschem und englischem Christentum helfen?

Vgl. Nr. 17

1. Annäherung durch die Theologie

Eine Annäherung zwischen deutschem und englischem Christentum durch die Theologie hat tatsächlich schon lange begonnen und ist in stetigem Wachsen begriffen. Die moderne deutsche Theologie ist auf dem Wege, die anglikanische Kirche sowie die Kirchen der Nonkonformisten zu durchdringen.

Allerdings mag die hochkirchliche Partei der Staatskirche — und zwar ihre extreme Richtung, die durch die Church Times vertreten ist — die lutherische Kirche nicht als gleichberechtigt anerkennen, weil dieser der katholische Kirchenbegriff, d. h. die apostolische Succession und Priesterweihe fehlen; auch mag sie fortfahren mit der römisch-katholischen Kirche zu kokettieren, die bekanntlich ihrerseits die anglikanische Kirche so wenig anerkennt wie diese die lutherische. Dennoch ist selbst die Hochkirche nicht im Stande gewesen, sich ganz dem Einfluß der modernen Theologie zu entziehen; vielfach sogar hat diese dazu beigetragen, daß die Hochkirchlichen sich noch fester an ihren Kirchenbegriff anklammern, indem dieser allein ihnen Schutz zu gewähren scheint für die Erhaltung des christlichen Dogmas.

Mit der puritanischen Richtung in der Staatskirche, der Low Church, steht es anders. Sie, als Vertreterin eines strengen Protestantismus, würde einer deutschen Annäherung wohl geneigt sein, solange diese von orthodoxer Seite käme.

Wirklich aber gelernt von der deutschen Theologie hat die Mittelpartei der anglikanischen Kirche, die sogenannte Broad Church. Dabei ist wohl zu bemerken, daß diese Namen in Wirklichkeit nicht solche Rolle in England spielen, wie man in Deutschland oft annimmt; die drei Kirchenparteien sind nicht immer streng von einander zu scheiden. Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß eine kritische Partei in der englischen Kirche tatsächlich besteht und im Erstarken begriffen ist.

Stanley, Jowett, Arnold sind nicht mehr; aber dafür haben wir jetzt Namen wie Bischof Ryle, Cheyne, Driver, Sanday, Gardner, Kirkpatrick, den Bischof von Ripon, Archdeacon Wilberforce, Hensley Henson und Andere.

Und es ist grade ein Jahr her, seit Dekan Fourneaux mit mehreren gleichgesinnten Würdenträgern ein Manifest erließ, in dem er die gesamte anglikanische Geistlichkeit aufforderte, sich dahin zu erklären, daß sie sich nicht vor dem „höheren Kritizismus" scheuten, sondern die Notwendigkeit einsähen, ihn grade im Interesse der Religion wie bisher auf das Alte Testament jetzt auch auf das Neue anzuwenden. Das Manifest erhielt 1725 zustimmende Unterschriften. Auch das Erscheinen verschiedener theologischer Enzyklopädien spricht für ein wachsendes Interesse an der Theologie. Wir wollen bloß die Encyclopaedia Biblica nennen, von Professor Cheyne herausgegeben, die die neuesten Forschungen bringt und unter ihre Mitarbeiter deutsche Theologen zählt wie Wellhausen, Budde, Duhm, Jülicher, Kautzsch, von Soden, Schmiedel usw.

Ferner sprechen für ein zunehmendes theologisches Interesse die verschiedenen Serien von Uebersetzungen deutscher Werke, teils bei Williams und Norgate, teils bei T. und T. Clark veröffentlicht, die von Harnacks Dogmengeschichte bis zu Weinels Paulus und Boussets Jesus reichen. Rechnen wir hierzu noch die selbständigen theologischen Werke der englischen Nonkonformisten, so wird man wohl schwerlich an dem von Herrn Pastor

Beit in Nr. 17 der Christlichen Welt gefällten Urteil festhalten können, daß der Versuch, die Theologie für die Frömmigkeit fruchtbar zu machen, schon jetzt eine vorübergegangene Episode in der Geschichte der englischen Frömmigkeit bilde und dieser den Deutschen so anheimelnde Versuch keinen Boden in der englischen Volksseele fassen konnte.

Da ließe sich am Ende gar die Frage aufwerfen, ob denn die Theologie schon in der deutschen Volksseele vielleicht Wurzel gefaßt habe. Wie lange ist es denn her, daß der deutsche Theologe überhaupt angefangen hat, für den Laien verständliche Bücher zu schreiben? Oder hat die moderne Theologie vielleicht schon einen Platz in den Oberklassen der deutschen Schulen und Seminare?

Das Volk aber durch populäre Vorträge theologisch zu unterrichten, ist doch ein ganz junger Versuch deutscher Akademiker, zu jung, sollte man meinen, als daß die Theologie damit bereits in der Volksseele hätte Wurzel fassen können.

Und da lese ich wieder einen Satz wie den folgenden:

Für die religiöse Fortentwicklung Englands ist es ziemlich gleichgiltig, ob Darwin die Entstehung der Arten schreibt und ob Robertson Smith seine religionsgeschichtlichen Untersuchungen macht oder nicht.

Nein, so ist es denn doch nicht. Ein Volk, daß einen Darwin, Wallace, Huxley, Tyndall hervorgebracht hat, ist keineswegs naturwissenschaftlich uninteressiert. Im Gegenteil, es zeigt sich nicht nur eine starke Verarbeitung naturwissenschaftlicher Probleme in der modernen englischen Religionsphilosophie, sondern auch das Volk wird von der „rationalistischen Preßgesellschaft" reichlich mit der naturalistischen Literatur aller Länder versorgt. So kauft man z. B. Haeckels Welträtsel in Deutschland für 1 Mark, in England aber schon für 50 Pfennige.

Um aber zur Theologie zurückzukehren, wenn diese denn in der Tat, wie ich meine erwiesen zu haben, in England schnellen und festen Fuß gefaßt hat, und wenn sie schon jetzt zum Teil eine Brücke bildet zwischen deutschen und englischen Gelehrten: was für Früchte wissenschaftlicher Vertiefung und edler Frömmigkeit wird die Zukunft zeitigen, wenn der Deutsche einmal Hand in Hand mit dem Engländer auf theologischen Gebieten arbeiten wird!

2. Annäherung durch nähere Kenntnis der heutigen englisch-kirchlichen Verhältnisse

In der Theologie hat sich der Engländer denn bereit gezeigt, von dem Deutschen zu lernen. Nun möchten wir aber fragen, wie steht es mit dem praktisch-kirchlichen Leben? Ist da keine Annäherung möglich zwischen den beiden Nationen?

In dieser Beziehung käme die anglikanische Kirche wegen ihrer engen staatlichen Verfassung weniger in Betracht, wohl aber das lebenskräftige, rührige Freikirchentum, die sogenannten Nonkonformisten, die über die Hälfte der Nation ausmachen.

Es ist erstaunlich, wie wenig man in Deutschland über dieses englische Freikirchentum unterrichtet ist; wie man geneigt ist, diese ganze mächtige religiöse Erscheinung etwa durch sogenannte Begriffe von einem historischen Puritanismus oder einer religiösen Gesetzmäßigkeit zu charakterisieren; wie wenig Verständnis man im ganzen an den Tag legt für die moralische Wucht, die religiöse Tiefe, die unerschütterliche Freiheitsliebe, die an der Wiege der englischen Nonkonformität gestanden haben.

In der Not geboren, in Verfolgungen großgezogen, im Kampf erstarkt, in Selbstbeherrschung geschult, hat es diese jetzt gewaltigen religiösen Körperschaften Jahrhunderte gekostet, um zur Freiheit durchzudringen.

Der 19. Mai des Jahres 1662 bildet bekanntlich den ersten und größten Merkstein in der nonkonformistischen Geschichte und steht noch heute da, umschlungen von teuren Erinnerungen und anspornend zu immer neuem Streben.

Damals traten 2000 Geistliche aus der Staatskirche aus um ihres Gewissens willen, bereit, eher Armut, Schmach, Verfolgung und Verbannung zu ertragen als ihrer protestantischen Ueberzeugung untreu zu werden. Diese Leute hatten ein religiöses Ideal. Das war nicht in erster Linie, schon damals nicht, strenge, puritanische Gesetzmäßigkeit von Cromwell her, sondern es war echter protestantischer Geist, der sich aufbäumt gegen katholische Kirchen- und Glaubenszucht. Man wollte evangelisch bleiben, man wollte sich nicht durch Aeußerlichkeiten binden lassen, und man wollte Ernst mit seinem Christentum machen, d. h. man wollte die Religion auch in das öffentliche Leben umsetzen. Dieses sind die Ideale der Nonkonformität bis heute geblieben.

Sonntagsheiligung*), Abstinenzbewegung, soziale Bestrebungen, Internationale Friedensbemühungen, Antiopiumkämpfe, Sklavenbefreiung, das Alles sind Ausdrücke des energischen Bestrebens, religiöse Grundsätze auch staatlich zur Geltung zu bringen. Das sind charakteristische Züge des englischen Freikirchentums. Das sind Dinge, die den englischen Volkscharakter gebildet haben. Dem mere outsider, dem bloßen Zuschauer mag da zunächst nur eine gewisse unvermeidlich äußere Norm ins Auge fallen; der aber, der die intimere Geschichte dieser Nonkonformität kennen gelernt hat, der den Pulsschlag ihrer Frömmigkeit in gemeinsamer Arbeit gefühlt hat, wird sie richtiger, tiefer zu werten lernen und wird in ihr Vieles finden, was dem deutschen Wesen nicht fern liegt. Lord Palmerston hat mal gesagt, daß die englische Politik auf die Dauer immer dem Gewissen der Nonkonformisten folgen müsse.

Wie wäre es, wenn ein deutscher Staatsmann das von der lutherischen Kirche zu sagen hätte!

Wenn man nun aber auch als Deutscher seine Anerkennung solchem charaktervollen, sozial-politisch progressiven Freikirchentum nicht versagen kann, ja, wenn man auch grade auf diesem Gebiete mancherlei Anknüpfungspunkte finden möchte, wie steht es denn mit den einzelnen Gruppen, aus denen sich die Nonkonformität zusammensetzt, und wie mit den Typen der Frömmigkeit, die diese Gruppen vertreten?

Die zahlreichsten Gruppen bilden ohne Zweifel die Methodisten und die Baptisten, die trotz ihrem politischen Freisinn theologisch noch größtenteils einem strengen Orthodoxismus huldigen. Es ist nicht zu leugnen, daß wie ihre Theologie so auch ihre Frömmigkeit unter einer gewissen Beschränktheit leidet. Dennoch liegt grade in dieser Beschränktheit zum Teil ihre Stärke. Denn die Methodisten und Baptisten Englands appellieren zum großen Teil an die untersten Schichten des Volkes; und ihnen steht das Verdienst zu, das Volk in schwerer Zeit dem Christentum bewahrt zu haben.

So wird auch die methodistische Form der Frömmigkeit immer nur eine gewisse Klasse deutscher Christen ansprechen, nämlich die arbeitende und die niedere Mittelklasse, aber, da diese Klassen ja kernbildend für eine Nation sind, wollen wir sie keineswegs in unsern Annäherungsbestrebungen übersehen.

Für die modern Gerichteten dagegen kommen hauptsächlich die Kongregationalisten und die Unitarier in Betracht. Beide stehen auf völlig undogmatischer Basis, beide zählen ihre geistigen Vorfahren unter den 2000 Geistlichen vom Jahre 1662; beide vertreten ein absolut freies Gemeindeleben, das unabhängig von jeder Kirchenautorität ist. Doch besteht folgender Unterschied zwischen ihnen. Die Congregational Union, d. h. die freiwillige Hauptvereinigung der kongregationalistischen Kirchen, vertritt offiziell den trinitarischen Standpunkt, obgleich sie ihren meist wissenschaftlich geschulten Predigern kein Glaubensbekenntnis auferlegt. Dagegen dringen die Unitarier auf eine unbedingt freie religiöse und kirchliche Entwicklung. Zum Teil streben sie sogar selbst nach Abschaffung des unitarischen Namens, indem sie behaupten, er habe historisch durch seinen antitrinitarischen Ursprung einen dogmatischen Charakter erhalten, weshalb sich auch viele ihrer Gemeinden einfach „frei-christlich" nennen oder „englisch-presbyterianisch" im Hinblick darauf, daß viele presbyterianische Gemeinden im Lauf der Zeit unitarisch geworden sind. Ihre neuen Kirchen aber weihen sie jetzt fast ohne Ausnahme auf die Formel ein „zur Anbetung Gottes und zum Dienste der Menschheit", um durch ein so weitherziges Schema die zukünftige Entwicklung dieser Gemeinden auf kei-

*) Der englische Arbeiter hat bekanntlich einen halben Tag in der Woche frei zu weltlichen Vergnügungen.

nerlei Weise zu beeinträchtigen. Auf derselben freien Grundlage stehen ihre theologischen Seminare, wie Manchester College in Oxford, in dem Professoren ungeachtet ihrer religiösen Denomination allein auf ihre rein wissenschaftliche Befähigung hin angestellt werden.

Nun nehmen zwar die Unitarier ihrer Zahl nach nur einen kleinen Platz unter den freikirchlichen Körperschaften Englands ein — sie haben nicht ganz 400 Gemeinden in Großbritannien. Dieser Umstand ist aber daraus zu erklären, daß den Unitariern von jeher mehr daran gelegen hat, indirekten Einfluß auf das kirchliche Leben ihres Landes auszuüben als eigne Gemeinden zu gründen. Sie sind immer nur aus Gewissensnot eine eigne Körperschaft geblieben und sehen freudig dem Zeitpunkt entgegen, wenn ihre spezielle Aufklärungsarbeit nicht mehr nötig sein wird. In der Tat weist sie der Erfolg ihrer eignen Arbeit immer mehr auf diesen Standpunkt hin. Denn sowohl in der anglikanischen Kirche wie in der orthodoxen Nonkonformität hat sich der Sauerteig des Unitarismus während der letzten funfzig Jahre wirksam gezeigt, sodaß man heutzutage mehr oder weniger verschleiert „unitarisch" predigen hören kann in der Westminster Abbey wie im City Temple und dem Tabernacle des großen Baptistenpredigers John Clifford. Dabei allerdings grenzt es stark an Hypokrisie, wenn freigesinnte Geistliche anderer Kirchen sich doch nur äußerst ängstlich dem unitarischen Kirchentum als solchem nähern.

Denken wir nun aber an die führende Stellung, die die deutsche Theologie von David Strauß aufwärts bei den Unitariern eingenommen hat, und rufen wir uns kritisch tüchtige und tief denkende unitarische Theologen ins Gedächtnis wie John James Taylor, James Martineau, James Drummond, J. Estlin Carpenter, so sollte doch der deutsche Theologe nicht umhin können zu sehen, daß er hier mit „Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist" zu tun hat.

Solche Empfindungen aber müßten sich noch vertiefen für den, der einen Einblick in unitarische Frömmigkeit gewonnen hat. Was für zahllose Schätze echter Religiosität, welch wahrhaftiges Ringen mit den letzten Problemen des menschlichen Denkens, welche köstlichen Perlen einer tiefen Herzensreligion würde er hier nicht finden! Sind doch einige der schönsten Hymnen der englischen Christenheit von Unitariern geschrieben, wie Sir John Bowrings In the cross of Christ I glory und das schöne Lied von Sarah Adams Nearer, my God, to thee.

*

An diesen Andeutungen muß es genügen; sie können gewiß als Winke dienen zur Lösung der Frage, wie sich die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den deutschen und englischen Kirchen befestigen und wie sich künftige werden herstellen lassen.

Warum aber soll diese Frage überhaupt beantwortet werden? Warum soll man sich überhaupt bemühen, solche Beziehungen herzustellen? — Doch, weil es zum Nutz und Frommen beider Völker sein wird. Weil beide Viel von einander lernen können, das eine mehr auf theoretischem, das andere mehr auf praktischem Gebiet.

In Deutschland kämpft die Kirche mit der brennenden Frage, wie sie die große Masse des Volkes dem Christentum erhalten kann. In England ist die Frage zum Teil durch die Nonkonformität mit Erfolg gelöst worden.

In Deutschland beschäftigen sich viele Gemüter mit dem Problem, wie die neue kritische Theologie mit Religion, d. h. mit schlichter Frömmigkeit zu vereinigen sei; der englische Unitarismus hat die Frage bereits praktisch beantwortet.

In Deutschland läuft die lutherische Kirche die Gefahr, im religiösen Individualismus aufzugehen; das englische Freikirchentum tritt dagegen mehr und mehr auf sozialem wie politischem Gebiet führend und befreiend auf.

Es handelt sich nun aber bei diesen Betrachtungen keineswegs darum, festzustellen, in wie weit die deutsche Theologie der englischen überlegen ist, oder in wie fern das englische Kirchenwesen dem deutschen voraus ist, sondern einzig um die Frage, ob eine Annäherung zwischen beiden Völkern auf religiösem Gebiet möglich sei. Und diese Frage meinen wir durch unsre Ausführungen, wenn auch keineswegs erschöpfend, so doch andeutungsweise hinreichend beantwortet zu haben.

Gertrud von Petzold

Drei Monate Gefängnis wegen Beleidigung Jesu

Unsre Leser erinnern sich des Prozesses Westmeyer. Der sozialdemokratische Redakteur Friedrich Westmeyer in Hannover wurde am 22. November 1904 auf Grund eines Zeitungsartikels über den Königsberger Geheimbund-Prozeß nach § 166 des Reichs-Straf-Gesetzbuchs zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Sätze, die Gegenstand der Anklage und Verurteilung waren, finden sich abgedruckt in Nr. 53 der Chronik der Christlichen Welt von 1904. In Nr. 53 der Christlichen Welt von 1904 hat Dörries den Fall eingehend behandelt. Wir mußten bei jener Gerichtsverhandlung das schmerzliche Schauspiel erleben, daß zwei Pastoren vor der Strafkammer zu Ungunsten, zwei zu Gunsten des Angeklagten ihre Aussagen machten. Jene, indem sie sich durch die Sätze des beanstandeten Artikels in ihrem religiösen Gefühl beleidigt fühlten, diese, indem sie den entgegengesetzten Eindruck bekundeten. Es gehört in solchem Falle zur Anwendung des § 166 durch den Richter der Umstand, daß Jemand sich in seinem religiösen Empfinden gekränkt weiß; da waren denn die Pastoren von Verteidigung und Staatsanwalt herbeigerufen, um als Nächstberufene sich gekränkt zu fühlen oder nicht. Die beiden Entlastungszeugen fußten auf einer eindringenden Analyse des literarischen Charakters des beanstandeten Schriftstücks und fanden, daß seiner ganzen Tendenz nur eine hohe Meinung von Jesus zu Grunde liegen könne, weil sonst die Pointe hinfällig sei. Die beiden Belastungszeugen hielten sich an den ersten Eindruck, daß da in unehrerbietiger Weise von Jesus geschrieben sei. Zu der prinzipiellen Frage, ob es überhaupt richtig sei, unsern Herrn Jesus Christus und seine Ehre durch unser Strafgesetz zu schützen, hatte keine von beiden Parteien Stellung zu nehmen: es handelte sich um die Anwendung bestehenden Rechts. Wohl aber wurde für den Christen, der mit innerem Anteil dem ganzen Prozeß folgte, die Frage aufgerollt, ob nicht diese Wahrung der Ehre Jesu mittels Richterspruch und Gefängnis das religiöse Gefühl eines Jüngers Jesu tief verletzen müsse. Einst richtete und strafte die heidnische Obrigkeit Christen um ihres Glaubens willen: entspricht es unsrer christlichen Erkenntnis, wenn heute Menschen gerichtet und gestraft werden um ihres — vermeintlichen — Unglaubens willen? Freilich nur um eines in — vermeintlich — kränkender Form geäußerten Unglaubens willen. Aber sollten nicht auch auf eine solche Aeußerung Jünger Jesu anders reagieren als mit Gericht und Gefängnis? Sollten sie nicht den Staat bitten, daß er um Jesu willen hier auch der Kränkung, dem Spott und der Lästerung Raum lasse? Es ist eine schwere Frage, und gerade auch dem schlichten Laien wird es nicht leicht, sie im Geiste Jesu zu beantworten. Aber mag ein Gefühl in ihm nach Sühne rufen, wenn er den Namen Jesu öffentlich mißhandelt sieht, sollte nicht auch wieder ein Gefühl in ihm sich dawider auflehnen, wenn irgend Jemand dem Namen Jesu zu Ehren ins Gefängnis geworfen wird? Erleben wir dabei nicht alle in uns zum mindesten einen Widerstreit von Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen? kurz so Etwas wie ein böses Gewissen? Liegt also nicht mindestens ein Problem vor, dem gerade die Frommen im deutschen Reich ernstlich nachdenken sollten? bis der § 166 gefallen oder doch so umgestaltet ist, daß jeder Mißbrauch zu Ungunsten des geistigen Kampfes, in dem unser Christenglaube mitten drin steht, ausgeschlossen wird?

Inzwischen hat Redakteur Westmeyer seine Strafe im Gefängnis zu Hechingen abgesessen. Er veröffentlicht über diese Zeit in Nr. 167 und 168 der Schwäbischen Tagwacht einige Aufzeichnungen, die wir hier wörtlich wiedergeben, damit sie das christliche Gewissen im Punkte des § 166 schärfen. Wir lassen

den Eingang weg, der von dem Prozeß bis zur Verurteilung handelt; an dem Weiteren zu kürzen, scheint unmöglich, denn es muß die Stimmung der Blätter ganz zur Wirkung kommen.

Donnerstag, 31. August. In blauleinener Kleidung, schwer benagelte rindslederne Schuhe an den Füßen, wurden wir je zu Zweien zur Arbeit geführt. Mein Nebenmann war ein wegen verschiedener Betrügereien vorbestrafter Falschmünzer. Ein Sittlichkeitsverbrecher ging mir voraus, ein Hehler und ein alter Bettelvogt folgten. Groß war die Anzahl der Gefangenen im Landgerichtsgefängnis zu Hechingen nicht, aber sehr gemischt und interessant.

Im Gefängnishof trennten wir uns. Mein Arbeitsraum war ein Kellergelaß im Landgerichtsgebäude selbst. Die Außenwände bis zur halben Höhe feucht angelaufen. An der Seite führte ein Abtrittrohr in die angebaute Grube. In diesem Raume sollte ich also, bis mein Gesuch um Selbstbeschäftigung beschieden war, die Zeit allein zubringen. Mit dem Auseinanderreißen von Baumstämmen, mit Holzsägen und Spalten sollte mir das richtige religiöse Gefühl anerzogen werden. Hm, hm . . .

Freitag, 1. September. In Straßberg, einige Stunden von Hechingen entfernt, hat ein junger Mensch von 22 Jahren seine Geliebte erschossen, wahrscheinlich aus Eifersucht. Der Mann ist in der Zelle mir gegenüber einquartiert worden.

Donnerstag, 7. September. Mein Zellennachbar zur Rechten, ein etwa zwanzigjähriger Mensch, scheint tiefsinnig werden zu wollen. Der Irrsinn schaut ihm bereits zu den Augen heraus. Ich habe den Wärter, einen menschenfreundlichen Mann, soweit es die Hausordnung zuläßt, auf das merkwürdig scheue Benehmen des jungen Menschen aufmerksam gemacht.

Montag, 18. September. Da haben wir den Salat. Es dämmerte bereits, wenigstens in meinem Keller, als ich Lärm, Hilferufe, Schreien und Fluchen aus dem Gefängnishof herausschallen hörte. Sicherlich hats dort ein Unglück gegeben. Zwei Gefangene, darunter der junge scheue Mensch, waren dort mit dem Zersplittern der Baumstämme beschäftigt. Ich habe mir eine Portion der Splitter in meinen Keller geschafft, bei jedesmaligem Niederbeugen aber den jungen Menschen im Auge behalten. Die Axt schien mir in dessen Händen doch ein gar gefährlich Instrument zu sein. Der ihm gegenüberstehende Gefangene ist ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Der junge Mensch braucht sich beim Zuschlagen nur ein ganz klein wenig vornüber zu beugen, so zerschmettert er seinem Gegenüber den Kopf.

Die Feierabendstunde war schon längst gekommen, als endlich mein Keller geöffnet wurde. Ein mir fremder Beamter besorgte des Wärters Dienst. Auf meine Frage, was mit dem Wärter sei, wurde mir zur Antwort, daß ein Gefangener ihn mit der Axt schwer verletzt habe. Der Wärter hat einen Keil in den Spalt des Baumstammes einsetzen wollen. In dem Augenblick hat der junge Mensch die Axt erhoben und niedersausen lassen, um dem Wärter den Kopf zu zerschmettern. Der Schreckensruf eines Dritten hat den Wärter veranlaßt im letzten Augenblick den Kopf zu wenden. So ist er mit einer schweren Verletzung des Hinterkopfes und des Nackens davongekommen.

Montag, 18. September. Mein vor etwa fünf Wochen, gut vierzehn Tage vor meinem Strafantritt gestelltes Gesuch um Selbstbeschäftigung ist vom Ersten Staatsanwalt Kunowsky abschlägig beschieden worden. Ich hätte das voraussehen können, bin ich doch weder ein Duellmörder, noch ein Hüssener. Beschwerde einlegen zur Oberstaatsanwaltschaft, die dann nach abermals fünf Wochen wahrscheinlich ebenfalls ablehnend beantwortet wird? Nutzlos, selbst wenn einige Tage vor der Entlassung die Genehmigung zur Selbstbeschäftigung eintrifft. Einmal fünf Wochen lang in der quälenden Ungewißheit zu leben genügt. Die zweiten fünf Wochen kann ich mir sparen.

Dienstag, 19. September. Nach Aussage von Gefangenen, mit denen ich verstohlen einige Worte wechseln konnte, soll der junge Mensch schon längst für geisteskrank gegolten haben. Er hat schon einmal einen Mordversuch an einem anderen Gefangenen gemacht, auch einen unsinnigen Fluchtversuch unternommen. Statt ihn in ein Irrenhaus zu überführen, hat ihm der Gefängnisvorstand, zugleich Erster Staatsanwalt, einige Tage strengen Arrest gegeben. Der Gefängnisarzt soll davor gewarnt haben, den Mann mit Axt und Beil zu beschäftigen. Wenn der Gefängniswärter oder ein Gefangener dem Irrsinnigen zum Opfer gefallen wäre, oder der Wärter noch nachträglich seiner Verletzung erliegt, wer trägt dann die Schuld an der Opferung des Menschenlebens?

Sonntag, 1. Oktober. Der Hunger ließ mich die Nacht nicht schlafen. Ich bin aufgestanden von meinem Strohsack und habe die Schublade nach einem Krümchen Brot durchsucht. Umsonst! Es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als meine Eingabe vom 13. September um Bewilligung von Zusatznahrungsmitteln zu wiederholen. Nach der Hausordnung kann ich nämlich bei einwandfreier Führung die Hälfte meines Arbeitsverdienstes, fünf Pfennig pro Tag, für Zusatznahrungsmittel verwenden. Nachdem mir Selbstbeschäftigung und Selbstbeköstigung versagt ist, muß ich sehen, wenigstens die fünf Pfennig zu retten. Eine bürgerliche Zeitung darf ich glücklicherweise lesen. Ich habe mich für die Frankfurterin entschieden.

Montag, 2. Oktober. Der Staatsanwalt, der als Gefängnisvorstand fungiert, suchte mich heute Vormittag in meinem Keller auf. Er gestattete gnädigst, daß ich pro Tag für fünf Pfennig Nahrungsmittel zukaufen darf. Zugleich glaubte er mich aber vor einer Kritik der mir zu teil werdenden Behandlung in den Briefen an meine Frau warnen zu müssen. Er habe das Recht, die Korrespondenz mit meiner Frau gänzlich zu verbieten.

Freitag, 6. Oktober. Den ganzen Tag im Keller gefroren wie ein Hund. Für meine fünf Pfennig, in der Woche dreißig Pfennig, habe ich mir ein Paar Würstchen gekauft. Die niedlichen Dingerchen halten nur nicht vor. Probiere ich es mal mit altem Backsteinkäse. Der hat einen scharfen und zugleich fettigen Geschmack. Nach Fett und Gewürz sehne ich mich bei der reizlosen fettarmen Gefängniskost.

Samstag, 7. Oktober. Gestern Abend spät brachte mir der Wärter noch einen Brief meiner Frau auf die Zelle. Mein vierjähriger Knabe, mein Einziger, ist an Diphtheritis erkrankt. Mein fünfjähriges Mädchen, ebenfalls an Diphtheritis erkrankt, soll sich auf dem Wege der Besserung befinden. Und meine Frau allein bei den totkranken Kindern! Der Vater eingesperrt, weil er den allbarmherzigen Christengott beleidigt haben soll. Derweilen windet sich daheim mein Herzensjunge in Todesqual; seine Augen suchen den Vater, an dem er mit abgöttischer Liebe hängt. Warum ist der Vater nicht da? Warum hilft er seinem Hans nicht? Die schwere eichene Tür gibt nicht nach! Die eisernen Stangen vor dem Fensterchen weichen nicht, so sehr ich auch daran rüttle! Du, Nazarener, wenn ich dich wirklich beleidigt haben sollte, nun kannst du doch zufrieden sein! Du bist gerächt . . .!

Montag, 9. Oktober. Mein Gegenüber, der junge Mann von Straßberg, der seine Geliebte erschossen hat, hat die Anklageschrift zugestellt bekommen. Die Anklage lautet auf Mord. Armer Kerl!

Freitag, 13. Oktober. Es hat geschneit. Ein wundersamer Anblick: auf dem vollen Laub der Bäume liegt zollhoher Schnee!

Sonntag, 15. Oktober. Die halbe Strafzeit verflossen! Endlich ist der Gipfel erreicht! Nun geht es abwärts. Den Kindern soll es besser gehen. Wenn mir meine Frau nur nicht das Schlimmste verheimlicht. . . .

Meine Zeitung habe ich ausstudiert bis zum letzten Buchstaben. Nun gehts über die Bücher der Gefängnisbibliothek her. Ein schreckliches Zeug! Gustav Nieritz, der patriotische Seichtbeutel, dominiert. Auch eine Weltgeschichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, vom katholischen Pfarrer Annegarn verfaßt, ist zu haben; ferner ein geographisches Lehrbuch von demselben Verfasser. Was für wundersame Dinge der geistliche Herr doch zu berichten weiß von den Barbaren Afrikas, von Indiens Herrlichkeiten, aus Amerikas Urwäldern, und nicht zum mindesten aus den verschiedenen deutschen Vaterländern, die zum Teil gar nicht mehr existieren. Der Hohenzollernaar hat sie gefressen. Wenn wir zur oder von der Arbeit über den Gefängnishof geführt werden, sehen wir das Hohenzollernschloß von steilem Berggipfel ins Tal herunterschauen. Oben der prunkvolle Bau, unten das Gefängnis: das Sinnbild der Hohenzollernherrschaft.

Samstag, 21. Oktober. Der Aufenthalt im feuchten Keller scheint selbst meinen abgehärteten Körper anzugreifen. Wie manche Nacht habe ich als Wanderbursch im fremden Land, unter einer Bevölkerung, deren Sprache ich nicht verstand, im Freien zubringen müssen. Es hat meiner Gesundheit nicht geschadet. Nun aber scheints ernst zu werden. Ein quälender Husten macht mir die Nächte zur Pein. Der Wärter, ein herzensguter Mensch, hat mir Tee besorgt, ganze hundert Gramm. Morgens und Abends bekomme ich ein Schüsselchen voll. Das Gebräu ist zwar sehr, sehr dünn, es tut aber doch wohl. Wenn nicht das heiße Wasser, so doch der gute Wille des bärbeißigen Aufsehers. Wie mir andere Gefangene zuraunten, soll der Mann in seiner mehr als zehnjährigen Amtszeit noch nie einen seiner Gäste zur disziplinarischen Bestrafung gebracht haben, obgleich er es doch bisweilen mit sehr störrigen Menschen zu tun hat. Dem Mann fehlt anscheinend auch das richtige religiöse Gefühl.

Mittwoch, 25. Oktober. Heute hatte ich Festtag. Mit der Leibwäsche waren mir zwei Täfelchen Schokolade zugeschickt worden. Meine Kinder hatten sie von ihren ersparten Pfennigen gekauft und dem Vater zugesandt. Ein Brieflein lag dabei: „Lieber Vater! Deine Male schickt Dir diesen süßen Kuß und Dein Hänschen auch einen Schokoladekuß." Die unbeholfenen Schriftzüge meiner Kinder, denen die Mutter die Hand geführt, haben sich tief in mein Gedächtnis eingeprägt; ebenso aber auch eine Notiz auf dem Verzeichnis der zugesandten Gegenstände von der Hand des Ersten Staatsanwalts und Gefängnisvorstandes: „Nr. 1 bis 12 (die Wäschestücke) dürfen dem Gefangenen ausgefolgt werden, Nr. 13 (die Schokoladetäfelchen) nicht!" Der „süße Kuß", den die Kinder dem gefangenen Vater senden, darf ihm nicht ausgefolgt werden.

Heute habe ich doch ein Stückchen erhalten zur Linderung der Hustenqual. Ein hartnäckiger Katarrh ist doch auch etwas wert.

Dienstag, 31. Oktober. Als wir heute hinuntergeführt wurden und auf dem Flur des Gefängnisses standen, mußte der etwas

stark vergeßliche Gefangenwärter, der aushilfsweise mit der Funktion betraut ist, noch einmal zurück, um den vergessenen Hausschlüssel zu holen. Die Gelegenheit benutzte mein Nebenmann, ein wegen Dinggeldschwindel oder dergleichen eingesperrter Bauernknecht, an mich die Frage zu richten, ob ich ein „Sozialer“ sei. Ich bejahte. Mit Blitzgeschwindigkeit praktizierte mir der Mann sein Frühstücksbrot hinter meine Schürze. Der Bauernknecht muß mir angesehen haben, daß mich der Hunger arg peinigte. Auch die andern Gefangenen suchen meine Lage zu erleichtern. Wenn ich mal im Hof beim Spalten der Baumstämme helfen muß, übernehmen sie stillschweigend den schwersten Teil der Arbeit. Die glattesten Holzscheite werden mir zugeschoben, damit ich beim Zerkleinern und Sägen mein Pensum erreichen kann.

Donnerstag, 2. November. Ein Brief, den ich an meine Frau gerichtet habe, ist vom Staatsanwalt zurückbehalten worden. In dem Briefe bestätigte ich den Empfang der Photographie meiner Frau und meiner beiden Kinder. Bezüglich des gar zu schön geratenen Konterfeis meiner besseren Hälfte hatte ich bemerkt: „Der brave Bildermann scheint da etwas stark geschmeichelt zu haben. Die Sorgenfalten auf der Stirn sind ja total verschwunden! Der biedere Photograph kann sich gratulieren, daß er nicht sozialdemokratischer Redakteur ist, sintemalen ihn alsdann ein pflichteifriger Staatsanwalt unverzüglich beim Ohr nehmen würde von wegen »Vorspiegelung falscher Tatsachen«, wie es im lieblichen Juristendeutsch so schön heißt.“ Ganz entsetzt fragte mich Abends bei der Revision der Gefängnisinspektor, zugleich Kanzleivorstand des Staatsanwalts, wie ich auch so etwas Gefährliches schreiben könne. Der Brief eines Freundes an mich, der ebenfalls „Beleidigungen“ der Gefängnisverwaltung enthalten soll, ist gleichfalls mir vorenthalten worden.

Sonntag, 5. November. Zur Schärfung meines Gedächtnisses habe ich mir die Hausordnung vorgenommen und den Passus, der von den Disziplinarstrafen handelt, auswendig gelernt. Bei dem „Wohlwollen“, dessen ich mich seitens des Gefängnisvorstandes erfreue, kann man nicht wissen, wie mir die genaue Kenntnis dieser Bestimmungen noch nützen kann. Der § 11 besagt also:

Als Disziplinarmittel sind zulässig:

1. Verweis;
2. Entziehung hausordnungsmäßiger Vergünstigungen;
3. Entziehung der Bücher und Schriften bis zu vier Wochen;
4. Bei Einzelhaft: Entziehung der Arbeit bis zu einer Woche;
5. Entziehung der Bewegung im Freien bis zu einer Woche;
6. Entziehung des Bettlagers bis zur Dauer einer Woche;
7. Kostschmälerung bis zur Dauer einer Woche, welche wahlweise bestehen kann in: a) Entziehung des Brotes zum Frühstück, Mittag oder Abendessen; b) Entziehung der Frühstücks-, Mittags- oder Abendsuppe; c) Entziehung des Fleisches; d) Entziehung des Fleisches, verbunden mit Entziehung der Suppe oder des Brotes entweder am Morgen oder am Mittag oder am Abend; e) Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot.
8. Einsame Einsperrung (Arrest) bis zur Dauer von sechs Wochen.

Die unter 1 bis 7 bezeichneten Disziplinarmittel werden einzeln oder in Verbindung miteinander zur Anwendung gebracht.

Die einsame Einsperrung kann geschärft werden durch: a) Entziehung hausordnungsmäßiger Vergünstigungen; b) Entziehung der Bücher und Schriften; c) Entziehung der Arbeit; d) Entziehung des Bettlagers; e) Schmälerung der Kost; f) Verdunkelung der Zelle.

Die Schärfungen werden einzeln oder in Verbindung miteinander für die ganze Dauer oder für einen Teil der Strafzeit, die Schärfung durch Verdunkelung der Zelle jedoch nicht für mehr als vier Wochen verhängt. Dauert die einsame Einsperrung länger als eine Woche, so kommen die damit verbundenen, unter d, e, f bezeichneten Schärfungen am vierten, achten und demnächst an jedem dritten Tage in Wegfall.

Gegen Gefangene, welche das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, ist die Schärfung der einsamen Einsperrung durch Verdunkelung der Zelle ausgeschlossen. Ihnen gegenüber können neben den anderen Disziplinarmitteln auch die in Volksschulen gegen Personen desselben Alters und Geschlechts zulässigen Zuchtmittel zur Anwendung gebracht werden.

§ 12. Die Verhängung der Disziplinarstrafe steht nach Anhörung der Gefangenen dem Vorsteher oder der Aufsichtsbehörde, hinsichtlich der Untersuchungsgefangenen dem Richter oder dem Gericht zu. Sie werden in der Regel sofort vollstreckt. Gegen die Strafverfügung steht dem Gefangenen die Beschwerde ohne aufschiebende Wirkung zu.

Der christlichen Kirche, die durch den § 166 des Strafgesetzbuches auch über die Strafmittel des Staates verfügt, steht ein ganz respektables Arsenal von Mitteln der Erziehung zum richtigen religiösen Gefühl zu Gebote, wie obige Liste beweist. Wenn das keine guten Christen gibt . . .!

Dienstag, 7. November. Besuch hatte ich. Ein Genosse überbrachte mir die Grüße meiner Freunde und Genossen. Gar seltsam hat er mich gemustert, als ich in blauleinener Kleidung, ein gestreiftes Tuch um den Hals geschlungen, vorgeführt wurde. Dem Genossen schien die preußische Galauniform sozialdemokratischer Redakteure noch unbekannt zu sein. Wie nannte doch der Bruder Wilhelms II., der Prinz Heinrich, die amerikanischen Journalisten? „Kommandierende Generäle!“ glaube ich. „Kommandierende Generäle!“

Donnerstag, 9. November. Heute wurde ich dem Kanzleivorstand des Staatsanwalts vorgeführt. Mir wurde die überraschende Eröffnung gemacht, daß auf Anordnung der Oberstaatsanwaltschaft in Frankfurt a. M. mir Selbstbeschäftigung zu gewähren sei. Zehn lange Wochen habe ich einsam bei mir ungenügender Nahrung im kalten feuchten Keller zugebracht, gehungert und gefroren. Nur ruhen möchte ich, besinnungslos hindämmern, bis die Zeit, die unendlich saumselige, davongeschlichen ist. Das Gehirn kann nur noch einen Gedanken fassen: Frei möcht' ich sein! frei! Und nun soll ich geistig arbeiten! Der Herr Staatsanwalt wird kontrollieren, ob ich auch genügend Bogen beschreibe, und ob nichts Staatsgefährliches drin steckt! Drei Wochen vor meiner Entlassung bietet man mir Selbstbeschäftigung an, nachdem man mir zehn lange Wochen aus meinem Leben gestrichen, die kostbare Zeit genommen hat, die ich so bitter notwendig gebraucht hätte zu meiner Weiterbildung. Als Journalist zehn Wochen lang vom stürmisch pulsierenden öffentlichen Leben fast hermetisch abgeschlossen, die ungezählten unsichtbaren Fäden zerrissen, die den Zeitungsmenschen bei seiner Tätigkeit im öffentlichen Leben leiten müssen! Die Unkenntnis der politischen und sozialen Ereignisse eines einzigen Tages bedeutet für den Zeitungsschreiber ein Manko, das ihn manch kommendem Ereignis verständnislos gegenüberstehen läßt. Was verschlägts dem Bauernknecht, wenn er mal einige Wochen lang von der Außenwelt abgeschlossen ist! Für den Journalisten, der im brausenden Strome der Zeit steht, der gewöhnt ist, unablässig mit Anspannung aller Geisteskräfte zu arbeiten, um die sich überstürzenden Wellen des öffentlichen Lebens zu meistern und zu ordnen, bedeutet die Absperrung zugleich die Trennung von seinem Lebenselement. eine geistige Tortur ohnegleichen! Siebzig Tage lang habe ich diese Qual über mich ergehen lassen müssen; nicht nur der mangelhaft ernährte Körper ist müde, auch der Geist ist stumpf geworden. Nun aber, drei Wochen vor meiner Entlassung, bietet man mir gnädigst Selbstbeschäftigung an . . . .

Ich habe abgelehnt. Was ich zehn Wochen lang ertragen mußte, mag auch die letzten drei Wochen mein Los sein. Warum jetzt noch das müde Gehirn quälen, ihm abringen, was es doch nicht geben kann? Ich bleibe in meinem Keller . . . .

Samstag, 11. November. Von den Genossen nicht vergessen. Ein „Reichs- und Landtagsabgeordneter von Stuttgart“ hat mir einen Besuch abstatten wollen. Es ist merkwürdig, wie solch eine Nachricht den Weg ins Gefängnis findet durch die dicksten Mauern hindurch, allen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz. Der Staatsanwalt hat dem Genossen, wahrscheinlich Genosse H., verwehrt, mit mir zu sprechen. Warum wohl?

Montag, 13. November. Den Brief, den ich am 29. Oktober an meine Frau gerichtet habe, und der mir von dem Hechinger Staatsanwalt zurückbehalten worden ist, hat die Oberstaatsanwaltschaft zur Beförderung freigegeben, ohne daß ich Beschwerde gegen die Praxis des Kunowsky eingelegt hätte. Es scheint, als ob die Amtsführung des Herrn von oben einer Revision unterzogen worden ist. Vielleicht hat die Oeffentlichkeit Kenntnis von der Behandlung eines sozialdemokratischen Preßsünders im preußischen Gefängnis erhalten und findet die Strafpraxis doch gar zu unterschiedlich zur Vergnügungstur des Mordbuben Hüssener auf diversen Festungen. Freilich, Hüssener hat nur einen fliehenden Menschen hinterrücks niedergestochen; mir aber mangelt das richtige religiöse Gefühl!

Donnerstag, 16. November. Heute suchte mich der Staatsanwalt mittags in der Zelle auf. Er erklärte mir in aller Harmlosigkeit, die Zeitungsnachricht, ich sei zum Holzzerkleinern gezwungen, sei unrichtig; ich hätte auch arbeitslos auf der Zelle verbleiben können, da andere meinen Kräften angemessene Arbeiten, wie Dütenkleben usw., im Hechinger Gefängnis nicht eingeführt seien. Kurios! Ich war bis dahin der Meinung, daß die Hausordnung jeden Strafgefangenen zur Arbeit verpflichte, entweder zur selbstgewählten oder zur Zwangsbeschäftigung. Nun werde ich belehrt, daß ich dreizehn Wochen arbeitslos auf der Zelle hätte zubringen können. Unter den Disziplinarmitteln ist Arbeitsentziehung bis zu einer Woche aufgeführt; mir wäre gestattet gewesen, dieses Strafmittel, das mehr gefürchtet wird als Kostschmälerung, ein Vierteljahr lang zu erproben, wenn meine Ueberführung in das Narrenhaus nicht früher hätte erfolgen müssen. Die Zusatznahrungsmittel für 30 Pf. wöchentlich, die ich mir mit Holzzerkleinern verdiente, wären ebenfalls in Wegfall gekommen. Nach elf Wochen wird mir eröffnet, daß ich die Wahl gehabt hätte zwischen der Arbeit im kalten feuchten Keller und zwei der schärfsten Disziplinarmittel: Arbeitslosigkeit und Kostschmälerung. Ein überaus gütiger Herr, dieser Staatsanwalt! Nicht wahr?

Dienstag, 28. November. Vor etwa sieben Wochen ist dem armen Kerl in der Zelle mir gegenüber die Anklage auf Mord zugestellt worden, und noch immer wartet er auf seinen Richterspruch! Sieben Wochen lang geht er Abends mit dem Henker zu Bett und steht mit dem Henker auf. Die Fesseln trägt er ununterbrochen Tag und Nacht. Nur zum Essen und Reinigen der Zelle werden sie ihm auf wenige Minuten abgenommen. So verbringt er die langen Tage und die noch längeren Nächte einsam in seiner Zelle.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ So verlangt es die racheglühende Gerechtigkeit des alten Testaments, so gebot es der furchtbare Jahve der Israeliten. Der christliche Staat ist grausamer als der finstere Rachegott des alten Testaments. Hätte man doch den jungen eifersüchtigen Menschen, nachdem er seine Geliebte nieder-

schossen, ebenfalls sofort getötet! Dann wäre der Gerechtigkeit des racheheischenden blutigen Fahne Genüge geschehen. Wer aber gibt dem christlichen Staat das Recht, einen Menschen, und sei er der ärgste Verbrecher, wochen- und monatelang der entsetzlichsten Todesangst auszusetzen? Ahnt denn von den christlichen Dienern der Gerechtigkeit Niemand, welchen Qualen der Mensch ausgesetzt sein muß, der kaum drei Meter von mir entfernt in seiner Zelle allein um sein Leben bangt? Wie mag er die entsetzlich langen lichtlosen Nächte zubringen? Wie oft mag ihn das blutige Traumbild des Schafotts aus unruhigem Schlummer aufpeitschen! Dieses Leben ist schlimmer als der Tod! Es ist tausendfacher Mord, bevor der Henker sein blutig Werk vollbringt!

„Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Dienstag, 30. November. Frei!

Ist es denn wirklich nicht möglich, daß alle guten Deutschen, die entschieden Christen sind, sich einigen in dem Protest gegen einen Paragraphen des Strafrechts, der einen Menschen drei Monate in Gefängnis bringt — um Jesu willen? Sind wir das nicht unserm Jesus schuldig? R

Pro domo (pastoris evangelici)

Dankbar habe ich es empfunden, daß nach langer Zeit die Christliche Welt in Nummer 2 ds. Js. einmal wieder einen Artikel zur großen Volksnot des Alkoholismus gebracht hat, und daß nicht ein Geistlicher, sondern ein so kundiger und tatkräftiger „Laie" wie Eisenbahndirektor de Terra der Verfasser war. Ein energischer Aufruf an die evangelischen Pastoren zur Mitarbeit klang durch den Aufsatz; solche Gewissensschärfungen aus der Gemeinde heraus sollen uns stets willkommen sein. Eines aber wollte mir nicht gefallen: de Terra rief in gewisser Weise die konfessionelle Eifersucht wach, indem er die Leistungen des katholischen Klerus höher wertete als die der evangelischen Geistlichen:

> Wann werden sich auch die protestantischen Pfarrer und Kirchenbehörden Deutschlands mehr als bisher der Pflicht erinnern, an der weltgeschichtlichen Kulturbewegung den ihr schon vermöge ihres Amtes zukommenden Anteil zu nehmen?

So willig ich anerkenne, daß aus den Kreisen der evangelischen Geistlichen auf dem Gebiete der Alkoholfrage noch viel mehr geschehen kann und muß als bisher, so sehr möchte ich doch bitten, von einer solchen Begründung abzusehen.

Auf dem Kongresse des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit ist wiederholt gerühmt worden, daß in den konfessionellen und politischen Streitigkeiten und Gegensätzen des deutschen Reiches dieser Verein eine Oase des Friedens sei. Das Gleiche darf man den antialkoholischen Versammlungen und insonderheit dem Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke nachsagen. Wie der Alkohol selber interkonfessionell ist, so wirken auch Katholiken und Protestanten, evangelische und katholische Geistliche einträchtig nebeneinander, zu raten und zu taten gegen einen Feind des gesamten Volkes, und Einer freut sich am Erfolge des Anderen. Eben deshalb ist es auch verkehrt, Einen gegen den Anderen auszuspielen. Will man die evangelischen Geistlichen zu größerer Tatkraft ermuntern, so gibt es kaum ein schlechteres Mittel als ihnen vorzuhalten: verglichen mit der regsamen katholischen Geistlichkeit habt ihr euch bisher nur ungenügend an der weltgeschichtlichen Bewegung gegen den Alkoholismus beteiligt.

Die Spekulation auf konfessionelle Eifersucht wendet sich nicht an die idealen Seiten des Menschen, — auch nicht, wenn es sich um Eifersucht in der Arbeit handelt. Doch vielleicht erklärt der verehrte Verfasser: ich rechne nicht auf die Eifersucht, sondern ich schäme mich als evangelischer Christ der Rückständigkeit unserer Geistlichkeit in der Alkoholfrage und habe den herzlichen Wunsch, sie von keiner anderen, auch nicht von der katholischen, übertroffen zu sehen. Dann erwidere ich mit Lessings Nathan: „Kennt sie nur erst!" Auf Versammlungen und Kongressen sind sie freilich nicht an Hut, Rock und Tonsur erkennbar, aber sie sind doch da und, wenn ihr genauer zuseht, werdet ihr freilich keinen status perfectionis finden, wohl aber

einen Stand, der in seiner Arbeitsfreudigkeit in Antialkoholicis kaum von irgend einem anderen, auch nicht vom katholischen Klerus übertroffen wird. Erst dann, wenn wir wissen und würdigen, was wirklich geleistet wird, werden die Ermunterungen zu besseren Leistungen williges Gehör finden, — während dann, wenn man wichtige Arbeit ignoriert und dafür andere (an sich sehr schätzenswerte) über Gebühr erhebt, man leicht das Gegenteil bewirkt von dem, was man möchte. Eine nationale Unart des Deutschen ist es, das Ausländische dem Einheimischen oft vorzuziehen, — eine kirchliche Parallele dazu: protestantische Leistungen auf Konto katholischer zu übersehen oder zu erniedrigen. Man dient dadurch weder der geschichtlichen Gerechtigkeit, noch übt man die gewünschte pädagogische Wirkung aus.

Ich muß von den für unsre Ebenbürtigkeit belanglosen kleineren evangelischen Kirchengemeinschaften, den sogenannten Sekten, z. B. der Heilsarmee und den Methodisten,*) hier absehen, denn da handelt es sich nicht um Geistliche! So wollen wir denn die verschiedenen Kämpferschaaren gegen den Alkoholismus an uns vorüberziehen lassen.

Erinnern wir uns aber der älteren Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung, so standen da Böttcher und Genossen neben Seling und seinen Freunden; der evangelisch-lutherische Pastor und der katholische Kaplan begrüßten sich mit dem brüderlichen „Du". Es fiel Keinem ein, etwa auf die Erfolge des Anderen mit Neid zu blicken, — im Gegenteil. Fragen wir aber geschichtlich nach (ich verweise auf die Geschichte von Martius): wer hat tiefer und gründlicher gearbeitet? so sinkt die Wagschale zu Gunsten der evangelischen Geistlichkeit. — Der letzte Veteran der älteren Bewegung, der Herausgeber des Zentralblattes, Dr. Rindfleisch, ist evangelischer Pastor!

In unserem Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke**) gibt es keinerlei Kluft zwischen Protestanten und Katholiken.***) Doch ist es geschichtliche Tatsache, daß evangelische Geistliche an der Wiege des Vereins gestanden haben (Engelbrecht und Stursberg), während der katholische Klerus, von uns allen aufs freudigste begrüßt, erst später sich anschloß. Nun haben wir Schriften von Weihbischof Hauser, Pfarrer Neumann, Pfarrer Kapitza, Benefiziat Koch — und ferner in unserem Geschäftsbetrieb auch Bücher von Bischof Egger und Dr. Müllendorf — alles hochvortrefflich —, aber daneben sind Arbeiten von Gonser, Josephson, Küßner, Martius, Rade, Sieber, Stubbe, Ubbelohde, welche (man denke allein an die vielen, umfangreichen und gründlichen Martiusschen†) Schriften), m. E. nicht als minderwertig zu bezeichnen sind. Und nur sogenannte Reichsdeutsche zähle ich auf.

---

*) Die antialkoholische Arbeit der kleineren evangelischen Kirchengemeinschaften habe ich 1903 im „Alkoholismus" geschildert.

**) Der Deutsche Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke soll nach de Terra die „Mäßigkeitsbewegung" vertreten und „wegen der Unklarheit des Zieles" keine ausreichende Werbekraft haben. Er besitzt immerhin reichlich 20 000 Mitglieder. Wie so sein Ziel: „bessere Anschauungen, bessere Sitten, bessere Einrichtungen, bessere Gesetze" unklar sein soll, ist unerfindlich; auch daß der Verein nicht von Jedermann Abstinenz fordert und „Mäßigkeit" für einen „klaren" ethischen Begriff hält, wird man ihm m. E. nicht zum Vorwurf machen dürfen; man kann nur sagen, daß dieser Verein sehr weitherzig ist und „allgemeine" Ziele hat. Seine Weitherzigkeit zeigt der Verein z. B. auch darin, daß er Herrn de Terra seit Jahren zum Mitglied seines Verwaltungsausschusses gewählt und von ihm die Schrift „Alkohol und Verkehrswesen" in Verlag genommen hat — zugleich ein Beweis, wie unzureichend die Charakterisierung „Mäßigkeitsbewegung" für einen Verein „gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" ist — — oder ist de Terra so unliebenswürdig, seine Mitarbeit im Verein, näher das ihm entgegengebrachte Vertrauen auch als „Unklarheit" zu bezeichnen?

***) Der Geschäftsbericht des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke über 1904 (herausgegeben Oktober 1905) zählt 11 evangelische (darunter von Bodelschwingh, Isermeyer, Lic. Weber — also gewiß Persönlichkeiten, die in ihrem Ziele nicht unklar sind) und daneben 4 katholische Geistliche als Mitglieder des Verwaltungsausschusses auf; ein katholischer Kleriker (Monsignore D. Werthmann) ist Vorsitzender eines Bezirksvereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke, dagegen 10 evangelische Pastoren.

†) Martius ist neben Baer geradezu als der Bahnbrecher der neueren wissenschaftlichen antialkoholischen Litteratur zu bezeichnen, — ein Pendant zu Warneck für die Missionswissenschaft.

Für das Problem der „Gasthausreform“ weiß ich auf katholischer Seite nur Neumann, auf evangelischer Seite aber Fritsch und Reetz anzuführen.

Bei den *Alkoholgegnern* kenne ich keinen katholischen Klerikalen als Schriftsteller, wohl aber den evangelischen Pastor Baars, bei den *Guttemplern* wiederum keinen katholischen Pfarrer, wohl aber die evangelischen Lic. Rolffs, Biernatzki und Lamp.

Die Versammlung des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch in Münster hat de Terra gefallen, — mir auch. Mit Recht erkennt er das an, was der katholische Klerus dafür geleistet hat, — ich habe das Mäßigkeitsblätter 1905, Nr. 11 ebenfalls getan. Aber de Terra soll daraus keine Seitenhiebe auf evangelische Geistliche ableiten. Ich nenne sofort als Seitenstück zu Münster, dem deutschen Rom (wo immerhin evangelische Deutsche mitfeierten und neben dem Gruße des Bischofs der des evangelischen Konsistoriums stand) aus demselben Jahre den Kongreß für Innere Mission zu Leipzig, auf welchem Gonser und Josephson die Alkoholfrage vor einem sehr großen evangelischen Publikum behandelten. — Wertvoll sind uns stets die freundlichen Worte der katholischen Caritas (Monsignore Werthmann) auf unserer Jahresfeier; aber sollten wir die des Zentralausschusses für Innere Mission geringer schätzen?

Die Erwähnung Leipzigs lenkt uns auf die *kirchliche Arbeit* gegen den Trunk. Mit Freuden haben manche von uns die katholische Trinkerheilanstalt zu Mariaveen von Münster aus besucht, und wir alle wünschen der Rettungsarbeit der Kamillianer reichen Gottessegen; aber dürfen wir darüber vergessen, daß sehr lange vorher die Innere Mission unserer Kirche Trinkerheilanstalten begründet hat und sie heute noch in großer Zahl unterhält?

In Münster wurde mit Recht verschiedentlich das katholische Kreuzbündnis empfohlen; ich darf versichern, daß die evangelischen Mitglieder des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke sich herzlich dessen freuen, wenn der rührige Neumann auf den Jahresfeiern von Fortschritten seiner Bewegung berichten kann. Indessen: das Kreuzbündnis ist erwachsen aus dem Bestreben, ein katholisches Seitenstück zum (älteren) evangelischen Blauen Kreuz zu besitzen. Zwei Formen des *Blauen Kreuzes* haben wir, die Barmer und die Lutherisch-kirchliche; in beiden sind Pastoren die maßgebenden Persönlichkeiten. Ich nenne Namen, die schriftstellerischen Klang haben: Braune, Fischer, Josephson, Klar, von Renesse, Rhenau, Schlepper, Schröder.

Oder, um von der Geistlichkeit allein zu reden: die römische Kirche hat ihren Priesterbund Sobrietas, — ich glaube es ablehnen zu dürfen (und der Priesterbund selber würde es nicht wollen), daß der *Verein abstinenter Pastoren* niedriger eingeschätzt würde.

Ich breche hier ab, obgleich ich längst nicht Alles vorgeführt habe, was zu sagen wäre,*) aber ich will nicht mehr Raum und nicht mehr Zeit in Anspruch nehmen. Ich schließe: Evangelische und katholische Geistliche haben wichtige gemeinsame Aufgaben im Kampfe gegen den Alkoholismus, und wichtige Aufgaben auch je für sich. Mögen *beide* weiter streben, — die Volksnot ist groß genug! Eine Mahnung an die evangelischen Geistlichen, reger als bisher gegen den Alkoholismus zu kämpfen, ist gut und notwendig. Eine solche Mahnung wird aber um so mehr wirken, je mehr der Mahner anknüpft an das viele Gute, was wirklich von dieser Seite schon geschehen ist und fort und fort geschieht.

Stubbe

Antwort

Meine eindringliche Mahnung an die protestantischen Kirchenbehörden und Geistlichen zu regerer Mitarbeit an einer der größten und bedeutsamsten Kulturaufgaben der Gegenwart ist augenscheinlich nicht ohne die beabsichtigte Wirkung geblieben. Von verschiedenen Seiten, auch aus den Kreisen der protestantischen Geistlichkeit, bin ich rückhaltloser Zustimmung versichert worden, und selbst das, was an meinen Ausführungen — mit ähnlicher Begründung wie im vorstehenden Aufsatz — bemängelt wurde, minderte nicht die Freude an dem von mir gegebenen vielleicht etwas unsanften, dafür hoffentlich aber um so wirksameren Anstoß. Soweit ich zu sehen vermag, wird eine kräftige Aufrüttelung mancher hinsichtlich der Alkoholnot unseres Volkes zu sanftem Schlummer neigenden Gewissen überall mit Genugtuung begrüßt.

Ich brauche mich kaum gegen den Verdacht ausdrücklich zu verwahren, als ob es mir darum zu tun gewesen sei, die von der protestantischen Geistlichkeit seit Beginn der sogenannten Mäßigkeitsbewegung bis auf die Gegenwart geleistete wertvolle Mitarbeit zu verkleinern oder gar sie in einen völlig unangebrachten Gegensatz zu dem Wirken ihrer katholischen Amtsbrüder zu stellen. Jede „Spekulation auf konfessionelle Eifersucht“ hat mir selbstverständlich ganz ferngelegen. Auf Wunsch des Herausgebers griff ich gern zur Feder, um in der Christlichen Welt eine anspruchslose kleine Skizze der neuesten Entwickelung der Enthaltsamkeitsbewegung zu zeichnen, wie sie sich mir und wohl auch anderen Laien darstellt, die mitten in dieser „weltgeschichtlichen Kulturbewegung“ stehen. Ich weiß mich mit dem Bedauern darüber keineswegs allein, daß unsere Kirchenbehörden und Geistlichen (vielleicht nicht allein die protestantischen) an dieser Bewegung noch längst nicht „den ihnen schon vermöge ihres Amtes zukommenden Anteil“ nehmen. Daß auch zahlreiche Geistliche (beider Konfessionen) Tüchtiges, zum Teil Hervorragendes darin leisten und geleistet haben, ist mir natürlich wohlbekannt. Das ändert aber Nichts an der bedauerlichen Tatsache, daß die Geistlichkeit, die gerade auf diesem, auch mit dem inneren Leben in engster Berührung stehenden Gebiete allen Anderen voranstehen sollte, zu einem großen, viel zu großen Teile, wenn nicht gleichgiltig so doch abwartend und zögernd bei Seite steht. Ganz davon zu schweigen, daß meines Wissens nicht ganz Wenige der so überaus segensreichen Enthaltsamkeitsbewegung gegenüber, deren erstaunliche Erfolge auch dem blödesten Auge kaum noch entgehen können, direkt ablehnend gegenüberstehen. Nicht selten soll eine meines Erachtens völlig mißverstandene Auffassung der „evangelischen Freiheit“ den Anlaß dazu geben. Hat diese Auffassung doch sogar, so unglaublich es klingen mag — vereinzelt — zu einer direkten Auflehnung gegen die segensreiche Kulturbewegung geführt. In einem mir persönlich bekannten Falle sogar unter *Mißbrauch* der Kanzel, wobei ich mir der Schwere des darin liegenden Vorwurfs völlig bewußt bin.

Diese Beobachtungen und Erfahrungen veranlaßten mich, meinem Aufruf an die Kirchenbehörden und Geistlichen etwas schärferen Nachdruck zu geben. Im übrigen kann ich nur wiederholen: auf allen von mir in den letzten Jahren besuchten Kongressen, bei denen es sich um den so dringend gebotenen Kampf gegen die tiefgreifenden Alkoholschäden oder auch um andere soziale Nöte handelte (und die Zahl dieser Kongresse ist nicht gering), überall fiel mir und Anderen die rege Beteiligung der katholischen Geistlichkeit angenehm auf. Und wenn die Veröffentlichung dieser Wahrnehmung sowie der in Nr. 2 niedergelegten Beobachtungen dazu führen würde, daß die protestantischen Kirchenbehörden und Geistlichen sich fortan noch mehr als bisher einem frommen Wetteifer in der Betätigung wahrer praktischer Nächstenliebe hingeben, dann ist ihr Zweck vollauf erreicht.

de Terra

Die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Zu ihrem zwanzigjährigen Bestehen

Eine Missionszeitschrift. Ob unter den Lesern der Christlichen Welt viele sind, die eine Missionszeitschrift halten oder

*) Ich gehe z. B. nicht ein auf die Unterschätzung der protestantischen Kirchenbehörden Deutschlands. Auch nicht den Schatten eines Beweises, daß katholische Kirchenbehörden antialkoholisch mehr leisteten als jene, hat de Terra beigebracht. Gewiß wird von evangelischen Kirchenbehörden auf dem Gebiete der Alkoholfrage je und je noch Vieles geschehen können, — aber wer sie dazu aufruft, sollte billig Etwas von dem wissen und anerkennen, was auf dieser Seite gewollt und geleistet ist.

lesen? Die große Mehrzahl der Gebildeten, auch der kirchlich Interessierten wird denken: Was sollen wir damit? Was wird denn auch darin stehen? Missionsanekdoten von bekehrten Heiden, Schauergeschichten von heidnischem Götzendienst und heidnischen Greueln, abenteuerliche Erlebnisse der Missionare. Es ist einem schon reichlich, wenn ein Prediger dann und wann einmal seine Predigt mit dergleichen schmückt. Nun aber eine ganze Zeitschrift lesen, die von nichts Anderem als von Mission redet! Das ist zu viel verlangt.

Die Christliche Welt hat seit Jahren die Sache des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (AEPM) vertreten, seit der letzten Goslarer Tagung lebhafter als sonst. Ob aber alle Leser der Christlichen Welt wissen, was der AEPM ist, was er will und was er geleistet hat? Die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (ZMR, herausgegeben von Prediger D. August Kind in Berlin. Evangelischer Verlag in Heidelberg. Monatlich ein Heft. Jährlicher Abonnementspreis 5 Mk.), von der die folgenden Zeilen handeln sollen, ist nicht nur eine allgemeine Missionszeitschrift, sondern sie ist zugleich das Organ dieses Vereins und führt uns hinein in seine Grundsätze und seine Arbeit.

Es ist keine neue Zeitschrift. Vor mir liegen zwanzig Jahrgänge. Der 21. hat gerade begonnen. Da ist es wohl angebracht, einmal einen Rückblick auf das bisher Geleistete zu werfen und denen, die sie noch nicht kennen, einen Eindruck von ihrem Inhalte zu geben.

Was will die Zeitschrift? Sie will vor allem den Missionsinn wecken und das Missionsinteresse steigern. Daß das bei uns noch immer sehr nötig ist, darüber sind keine Worte zu verlieren. In gewissen theologischen und kirchlichen Kreisen ist man geneigt, der modernen Theologie die Hauptschuld an dem Fehlen des Missionseifers und an der „Missionsmüdigkeit" unsrer Zeit beizumessen. Die Christliche Welt wird nach Aeußerungen durchsucht, die die Verderblichkeit dieser Theologie für die Mission beweisen sollen. Man könnte den Spieß auch umdrehen und sagen: Die orthodox-pietistische Art, in der die Mission durchweg betrieben wird, ist schuld daran, daß sie kein allgemeines Werk, sondern das Werk eines kleinen Bruchteils der evangelischen Christenheit bleibt. In diesem Sinne hat vor 40 Jahren E. F. Langhans in Bern die ganze bisherige Missionstätigkeit einer äußerst scharfen Kritik unterzogen („Pietismus und Christentum im Spiegel der äußeren Mission." Leipzig 1864). Solche Gedanken sprachen auch die Gründer des AEPM (1883) und der ZMR aus, als sie ihr Werk, von aller Engherzigkeit frei, auf eine breitere Grundlage zu stellen suchten. Aber es wäre doch nicht richtig, wenn man sagen wollte, ihr Werk sei aus einer Kritik des bisherigen Missionsbetriebes erwachsen. Wie könnte auch bloße Kritik ausreichen als Triebkraft für ein Werk, das so viel Opferfreudigkeit verlangt wie die Mission? Schon in der 1874 geschriebenen „jugendlichen Erstlingsschrift" des ersten Vorsitzenden des AEPM und ersten Herausgebers der ZMR, des Pfarrers E. Buß in Glarus („Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung." Preisschrift. Leiden 1876) wird die Kritik von den positiven Gedanken überwogen. Noch mehr ist das in den vorliegenden Jahrgängen der ZMR der Fall.

Das sehen wir sogleich, wenn wir aus ihr eine Antwort auf die Fragen suchen: Was treibt uns zur Mission, und was ist das Ziel der Mission? Eine große Anzahl von Predigten, Vorträgen und Aufsätzen antwortet darauf. Jeder Jahrgang enthält eine Predigt, größtenteils solche, die bei den Jahresfesten des Vereins gehalten sind, Predigten z. B. von D. Ehlers-Frankfurt, † D. Arndt-Berlin, D. Graue-Chemnitz, Professor D. Holtzmann-Straßburg, D. Kirmß-Berlin, † D. O. Dreyer-Meiningen, D. Grimm-Hamburg, Professor D. Bassermann-Heidelberg, Professor D. Köstlin-Gießen, Professor D. Drews-Gießen, † Professor D. H. Schultz-Göttingen u. a. m. Hier finden wir etwa folgende Gedanken ausgesprochen:

> Die Erinnerung an das Heil, das uns geschenkt ist, wird zu einer Erinnerung, daß wir es Andern, auch den Völkern bringen sollen, welche es noch nicht haben. (Ehlers I 39.)
>
> Das Edelste und Höchste, was wir besitzen, das Evangelium von der Liebe und Gnade Gottes wollen wir den Heiden bringen. (Arndt I 161.)
>
> Was uns zur Mission treibt, das ist die unumstößliche Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit des Evangeliums Jesu Christi und von Jesus Christus für Alles, was Menschenantlitz trägt, Einzelne wie Völker, das Bewußtsein der Verantwortung, die wir den Völkern gegenüber, die Gottes Führung durch die politische Entwicklung und durch den steigenden Weltverkehr mit uns in Berührung bringt und damit an unsre Hilfe weist, auf uns laden, wenn wir ihnen das Beste vorenthalten, was wir haben, das Einzige, was sie schützen kann vor den Gefahren und Versuchungen, die ihnen der Verkehr mit uns bringt. (Köstlin XIII 204 f.)

Eins der gebräuchlichsten Missionsmotive in der landläufigen Missionspredigt ist: „Jesus hat es uns befohlen; er hat gesagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie." Die alten Missionsfreunde machen der historischen Kritik einen schweren Vorwurf daraus, daß sie die „Echtheit" dieses Wortes (Matth. 28, 19) als eines Wortes Jesu bezweifelt. Aber ist mit der Bestreitung dieses Wortes der Mission wirklich ihr Grund entzogen? Hören wir nur einen Wortführer der modernen Theologie, gegen den man jenen Vorwurf am häufigsten erhoben hat. In einem Vortrage von Professor Harnack über „die Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission" lesen wir:

> Wir sind der Ueberzeugung, daß das Evangelium allen Völkern verkündigt werden soll. Warum? Weil Jesus und die Apostel es geboten haben? Das wäre an sich noch nicht ausreichend; es könnte sich auf vergangene Zeiten beziehen. Oder weil die christliche Religion besser ist als die anderen? Aber das Bessere ist oft genug der Feind des Guten; und Alles frommt nicht Allen. Nein, die unerschütterliche Ueberzeugung unserer Missionspflicht fließt aus der Erkenntnis, daß das Christentum nicht eine Religion neben anderen, sondern daß es die Religion selbst ist, daß daher erst in ihr und durch sie jedes Volk und die Menschheit das wird, was sie sein soll. (XV 296.)

Dieser tief innerlich begründeten Auffassung von der Missionsverpflichtung entspricht die über das Ziel: nicht um Seelenfang —

> nicht um die Vermehrung von „Juden-" oder Christengenossen handelt es sich, sondern um Gotteskindschaft. Wehe, wenn ein anderer Gesichtspunkt hier eingemischt wird... Die Mission darf und soll schlechterdings kein andres Ziel haben als Gotteskindschaft. (Harnack XV 297.)

Ein programmartiger Aufsatz von † Lipsius in Jena faßt die Aufgabe der Mission unter den Völkern Ostasiens in folgenden Sätzen zusammen:

> Wir sollen den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen: 1. nicht als Menschenweisheit, sondern als Gottesoffenbarung; 2. nicht als die einzige, aber als die vollkommene Offenbarung; 3. nicht als eine neue Kultur, sondern als Hilfe in sittlicher Not; 4. nicht als Parteisache, sondern als Zeugnis von dem einigen Heiland; 5. nicht als eine Summe erstaunlicher Lehren, sondern als eine Gottestat zu unserm Heil; 6. nicht als eine vergangene Geschichte, sondern als eine Gotteskraft, welche der Christ im eigenen Innern erlebt. (II 130.)

Altgläubige, besonders pietistische Kritiker des AEPM haben eine Haupteigentümlichkeit dieses Vereins darin gesehen, daß er „in erster Linie Verbreitung christlicher Kultur unter den zivilisierten Heidenvölkern anstrebt". So z. B. das bekannte Nachschlagewerk von Gundert: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten." 2. Aufl. 1886 S. 32 f., und trotz entschiedener und deutlicher Richtigstellung von Buß in ZMR I 169 auch noch in der 4. Aufl. 1903 S. 37. Das ist natürlich, wie ein Blick auf die angeführten Proben aus Predigten und Vorträgen von Führern des Vereins zeigt, ein durchaus schiefes und ungerechtes Urteil. Aber es ist doch nicht ganz ohne Anlaß. Die Freunde des AEPM stehen als gute Evangelische den Kulturbestrebungen nicht mit dem prinzipiellen Mißtrauen des weltflüchtigen Pietismus gegenüber. Die Anfänge des Vereins und der ZMR fallen zusammen mit dem Beginn der kolonialen Aera in Deutschland. So spüren wir denn, besonders in den ersten Jahrgängen, auch Etwas von der Kolonial-Begeisterung. Durch alle Jahrgänge hindurch finden wir kurze Berichte über koloniale Verhältnisse und Erörterung kolonialer Fragen. Ohne die Schattenseiten der abendländischen Kultur zu verkennen, weist man gern darauf hin, wie Kultur und Mission und Mission und Kultur einander gegenseitig Handreichung tun. Der verstorbene Straßburger Professor Lucius zeigt in einem inhaltreichen Vortrage über „Weltverkehr

und Kultur in ihren Beziehungen zur Mission" (I 77 ff.), wie das Evangelium Christi in unsrer Gegenwart durch Gottes Führung infolge des Weltverkehrs und des Ausgleichs der Völker in Kultur, Sitte und Weltanschauung einen gebahnten Weg und einen bestellten Boden findet. Pfleiderer schildert „die erzieherische Aufgabe der christlichen Kulturvölker an der nichtchristlichen Menschheit" (I 22 ff.), Arndt schreibt über „Mission als nationale Aufgabe" (I 193 ff.); Ahles über „Kultur und Kolonisation in ihren Beziehungen zur Mission" (II 219 ff). So wird denn auch in den Satzungen des AEPM als der Zweck des Vereins bezeichnet: „christliche Religion und Kultur unter den nichtchristlichen Völkern auszubreiten," eine Zusammenstellung, die aber neuerdings aus der Mitte des Vereins heraus (von Harder XX 375 f.) nicht ohne guten Grund beanstandet worden ist. Tatsächlich hat der Verein von jeher als seinen eigentlichen Zweck die Verbreitung christlicher Religion bezeichnet. Man vergleiche die vorhin angeführten Sätze von Lipsius oder den Vortrag von M. Christlieb über „Politik und Mission in den Kolonien", der die Zivilisation in Hinsicht auf die Moral als eine vollständig neutrale Macht bezeichnet und sie sogar nicht einmal als Vorläuferin und Wegebereiterin der Mission ansehen will (XIX 343). Jedenfalls ist die eigentliche Aufgabe der Mission, auch im AEPM, eine religiöse.

Um aber christliche Religion unter nichtchristlichen Völkern zu verbreiten, muß man den Boden, auf dem man arbeiten will, das religiös-sittliche Leben dieser Völker, kennen. Solche Kenntnis und zugleich die rechte Würdigung der nichtchristlichen Religionen will die ZMR vermitteln helfen. Die zwanzig Jahrgänge enthalten eine reiche Fülle von Stoff zur Religionsgeschichte. Am meisten natürlich über die Völker, unter denen der AEPM arbeitet, die Japaner und Chinesen. Hier können die Missionare als Fachleute aus eigener Anschauung und auf Grund der Studien, die sie an Ort und Stelle gemacht haben, berichten. So schreibt z. B. der erste Missionar des Vereins Spinner über „modernen Shintoismus" (V), über „Götterfeste in Japan" u. A. (VII). Missionar Haas hat sich das Studium des japanischen Buddhismus zur besonderen Aufgabe gemacht und gibt „Beiträge zur ältesten Geschichte des Buddhismus in Japan" (XVIII) und eine sehr wertvolle Abhandlung über „die Sekten des japanischen Buddhismus" (XX). In China war der vielleicht bedeutendste Sinologe D. Faber von 1885 bis zu seinem am 26. September 1899 erfolgten Tode im Dienste des AEPM und infolgedessen auch Mitarbeiter an der ZMR. Er hat religionsgeschichtliche Beiträge geliefert u. A. über den Drachen in China (I), zur Mythologie der Chinesen (III), über den Konfuzianismus (XVIII). Der frühere deutsche Pfarrer von Shanghai Lic. Hackmann teilt Einiges mit „aus der Heilsmethodik des Buddhismus" (XVII) und über einen Heiligen des chinesischen Buddhismus aus dem sechsten Jahrhundert und seine (von H. beobachteten) Spuren im heutigen China (XVIII). Der zur Zeit dienstälteste Missionar in China, Pfarrer Wilhelm, hat dem Religionsforscher und Missionsfreund zwei wichtige und wertvolle Quellen für die Kenntnis des sittlichen und religiösen Lebens der Chinesen in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht und mit orientierenden und verdeutlichenden Anmerkungen erläutert: das heilige Edikt des Kaisers Kanghi, d. i. sechzehn Gebote der Sittlichkeit, im Jahre 1670 erlassen, 1724 in erweiterter Form herausgegeben (XIX), und ferner umfangreiche Stücke aus den chinesischen Klassikern, namentlich eine große Anzahl von Aussprüchen des Konfuzius (XX).

Diese Uebersetzungen geben uns auch ein Mittel an die Hand, den in § 2 seiner Satzungen ausgesprochenen Grundsatz des AEPM, christliche Religion unter den nichtchristlichen Völkern auszubreiten in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen Wahrheitselemente, auf seine Brauchbarkeit zu prüfen. Dieser Grundsatz, in dem man eine wesentliche Eigentümlichkeit des AEPM erblicken darf, ist praktisch durchgeführt in einem Aufsatz von Missionar Kranz „Konfuzius und Christus nicht Feinde, sondern Freunde" (XVIII), wie denn dieser Missionar auch schon vor seiner Aussendung (1892) auf Grund seiner vorbereitenden Studien einen Vortrag über „Lichtstrahlen aus den in China herrschenden Religionsanschauungen" gehalten und veröffentlicht hat (VIII). „Helläugige" Menschen nennt Max Müller-Oxford solche Missionare, die Augen haben für Alles, was gut ist („Der christliche Missionar in seinen Beziehungen zu andern Religionen." ZMR III 231 ff.). Professor Dorner-Königsberg spricht ähnlich über „die chinesische Religion insbesondere bei Kongtse und Laotse in ihrem Verhältnis zum Christentum" (XV).

Da nun aber religionsgeschichtliche Forschungen und erst recht die praktische Missionsarbeit ohne die Grundlage einer genauen Volks- und Landeskunde in der Luft schwebt, so muß auch diese zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht werden. Wilhelm Lueken

(Schluß folgt)

Verschiedenes

Kindergedanken und Gedanken über Kinder. Von Anna Freifrau von Zedlitz und Neukirch. Hamburg, Rauhes Haus. 3, gebunden 4 Mk.

Das Buch ist zu Nutz und Frommen der kleinen Leute geschrieben. In dreizehn Kapiteln legt die Verfasserin ihre Gedanken über die Erziehung des Kindes zum Gehorsam, zur Wahrhaftigkeit, guten Sitte usw. klar. Die gesunden Grundsätze, die das Buch vertritt, sind zwar nicht neu. Studium der Individualität des Kindes, Schonung und Pflege seines eigentümlichen, persönlichen Seins usw., das sind Gedanken, die heutzutage in der Luft liegen. Immerhin läßt ein Blick auf die vielen Fehler, die selbst von wohlmeinenden Leuten allerorten in der Kindererziehung begangen werden, einen erneuten Hinweis nicht unnötig erscheinen. — Der eigentliche Reiz des Büchleins liegt in der Menge von hübschen Erzählungen aus dem Kinderleben. Frieda Henning

Das Evangelium. Von August Havekoß, Oberlehrer. Berlin, Fröbel-Oberlin-Verlag (Kurt Strien) 1905. 94 S.

Einen Weg zu Gewissensfrieden, Freiheit gegenüber den Leiden und Gütern der Welt, voller Entfaltung der Kraft, gangbar für jeden gewissenhaften Menschen will der Verfasser zeigen. Er ist einst orthodox gewesen; Erfahrungen, die er andeutet, haben ihm seine früheren Ueberzeugungen genommen. Die absolute Autorität der Bibel ist ihm erschüttert worden durch die Lehre von der ewigen Verdammnis, die nicht wahr sein kann, weil Gott gnädig ist. Anderes ist nachgefallen, so die Auferstehung Jesu. Daß die Jünger an sie glaubten, erklärt sich daraus, daß Gott durch Jesus auf sie wirkte, als er lebte. So deuteten sie auch nach seinem Tode alle Wirkungen Gottes auf ihre Seele als durch Jesus vermittelt. Mit der Auferstehung Jesu fällt auch der Glaube an Unsterblichkeit überhaupt. Die Verluste sind groß, aber größer scheint dem Verfasser der Gewinn: die Befreiung von der Todesfurcht, die nur in dem Glauben an das Gericht ihren Grund hat, die unbefangene Freude an den großen Leistungen der Kultur, der größere Ernst in der Erfüllung der Liebespflicht gegen den Nächsten, weil nun kein Jenseits für einen Ausgleich zur Verfügung steht. Es bleibt vor allem der lebendige Gott und die Religion. Ihr Mittelpunkt ist das Gebet. Die Art, wie der Verfasser vom Gebet spricht, zeigt, daß es ihm wirklich ernst damit ist, daß er selbst betet. Alles kommt ihm darauf an, daß Gebetserfahrungen gemacht werden; Jeder kann sie machen, namentlich wenn er Gott um Kraft in Versuchungen bittet. „Gott erhört jedes ehrliche und anhaltende Gebet im Kampf wider die Sünde, das ist das rechte Evangelium." Die positiven Seligkeitsgefühle, die bei Erfüllung schwerer Gewissenspflichten eintreten, sind Bezeugungen der Liebe Gottes. — Nicht nur orthodoxe, sondern auch moderne Theologen werden dem Verfasser in Vielem widersprechen; die Aufrichtigkeit und Wärme seiner Frömmigkeit ist aber nicht anzutasten. Paul Kalweit

Seine Beichte. Von W. Brandt. Gütersloh, Bertelsmann 1906. 3 Mk.

Diese Beichte stellt die Entwicklung eines Menschen dar, der in Sünde und Schuld sein Leben vergeudet und erst auf dem Sterbebette Vergebung findet. Der Verfasser will „die Geschichte eines Sünders" und zugleich die Herrlichkeit des Christentums durch dessen Beichte schildern; so kommt es denn darin z. B. zu folgendem Satze: „Ich gehöre zu den Vielen, denen eigentlich niemals ein Auge aufgegangen ist für die Herrlichkeit des Christentums." Ja! von wem dieses gilt, der spricht nicht so. Das Wort ist aber bezeichnend für die Haltung des Buches. Die Psychologie ist trotz mancher hübscher Einzelheiten oberflächlich und eintönig, aus dem Ganzen spricht ein ernster, aber enger und grober Sinn. Die dichterische Darstellung ist unanschaulich und matt; die Sprache, die zum Rührsamen neigt und nicht unedel ist, entbehrt doch zu sehr der Eigenart.

Ein früheres Werk des Verfassers „Aus dem Leben eines Unbekehrten" ist in siebenter Auflage erschienen. Ich kenne es nicht. Ich fürchte aber, auch obiges Buch wird, wie Mephistopheles in der Hexenküche meint, sein „groß Publikum" finden, das die Suppe mit besonderem Behagen genießt, wenn sie mit derber Christlichkeit angesetzt ist. Heine

Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895 bis 1903. Von Martin Wenck. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. Fein gebunden 2,50 Mk.*)

Ein schönes Buch legt uns der frühere Parteisekretär der Nationalsozialen auf den Tisch, ein schönes Buch und zugleich ein wehmütiges Buch, aus dessen Zeilen etwas von ernster, aus reinstem und dennoch erfolgloser Arbeit heraus-Idealismus herausgeborener klingt! Wir haben sie ja miterlebt, die Geschichte der Nationalsozialen, und die Christliche Welt ist als ganz besonders teilnehmende Freundin neben dieser Bewegung hergegangen; in vielen unserer Freunde ist die Personalunion vollzogen worden. Nun liegt die Geschichte alles dessen, was wir in acht Jahren erlebt haben, vor; und es gewährt eine innerliche Befriedigung, zurückzublicken auf das, was uns bewegt hat und erregt hat, was wir mitgetragen haben und was wir mitgehofft haben von der Gründung der Hilfe an, über die beiden „Zeiten" hinweg bis zu dem denkwürdigen Schlußartikel von Naumann nach der letzten Reichstagswahl „Die Niederlage", in dem Wenck mit Recht das Todesurteil für die Partei ausgesprochen findet. Neben dem wehmütigen Eindruck, daß so viele lautere hingebende Arbeit ihren Erfolg nicht finden konnte, weckt dies Buch vor allem einen lauten Dank in dem Leser, Dank an die Männer, die sich so opferfreudig in den Dienst des nationalen und sozialen Gedankens gestellt haben — und wir möchten wünschen, daß Wenck Recht behalte, wenn er schreibt: „Die Hoffnung bleibt, daß die Samenkörner der nationalsozialen Idee noch einmal aufgehen werden in den Reihen der liberalen bürgerlichen Parteien wie der Sozialdemokratie und dort die Früchte tragen, die den ersten Vorkämpfern des nationalen Sozialismus nicht beschieden gewesen sind."

Rudolf Hermes

Kleine Mitteilungen. Als Pius X. Papst wurde, konnte man eine reine Genugtuung darüber empfinden, daß diese Würde einem frommen Menschen zufiel. Aber zum Kirchenregiment genügt nicht Frömmigkeit allein, und allmählich wächst sich die Begrenztheit des päpstlichen Horizonts zu einer schweren Gefahr für alle freieren Regungen in der katholischen Kirche aus. Wenn Protestanten darüber jubilieren, so zeugt das von einer Begrenztheit, die der des Papstes verwandt ist. Denn das Erbe der erschlagenen Hoffnungen innerkatholischer Reformer tritt — zumal in Italien — schwerlich der christliche Protestantismus an. Wer mit christlichem Weitblick und historischem Sinn den Gang der Dinge verfolgt, kann durch die neueste Encyklika des Papstes nur traurig gestimmt werden.

„Es antipogromelt weiter." Unter dieser bezeichnenden Ueberschrift beschäftigt sich die Deutsche Zeitung mit meiner Rede über die Judenmetzeleien in Rußland. Daß hinter ihrem Räsonnement Viele stehen, denen es gefällt, bezweifle ich nicht im mindesten; aber wenn sie tut, als stünde Niemand hinter mir und meinen Worten, so sollte eine ernst beobachtende Tageszeitung sich solche Blöße nicht geben. Wie sonst das politische Interesse jene Vorgänge in Rußland verwertet, antisemitisch oder philosemitisch, ist mir völlig gleichgiltig. Ich habe als Christ gesprochen und bei Christen auf die Zustimmung gerechnet, die mir vollauf zuteil geworden ist. Ich hätte, was zu sagen mir Pflicht und Bedürfnis war, in jeder Versammlung gesagt, die mich aufgefordert hätte zu reden, auch vor Freidenkern oder Sozialdemokraten. Ueber die russische Kirche kann ich mich wirklich nicht von der Deutschen Zeitung belehren lassen; die Solidarität, die trotz aller konfessionellen Trennung zwischen Allem besteht, was Christi Namen trägt, und die nun eben so weit reicht, daß ein deutscher Protestant sich für die orthodoxe Kirche Rußlands schämen kann, wird selbstverständlich nur begreifen, wer persönlich im Christentum lebt. Das darf ich ehrlich versichern: die Empfindungen der Scham und des Zornes, denen ich Worte gegeben habe, würden bei uns genau so vorhanden sein, wenn die russischen Kirchenchristen „Mongolen totschlügen". — Aber die Kämpfe zwischen Letten und Balten spielen sich allerdings auf einem ganz anderen Boden ab; darüber sollte eine deutsche Zeitung sich und ihren Lesern Nichts vormachen. Ich weiß (und es gehören keine besonderen Verbindungen dazu, es zu wissen), daß unsre Balten ihre Lage völlig anders empfinden und beurteilen, als die russischen Juden die ihre. Wenn nun die Deutsche Zeitung mir zu sagen wagt: „Ach, dabei handelt es sich bloß um deutsche Balten, in Bjelostock aber um russische Juden — daher der Unterschied!" so ist das eine infame Kränkung, die ein Deutscher einem Deutschen nicht zufügen sollte, wenn er nicht feste Gründe dafür hat.

Vielleicht wird es mir auch als Mangel an Patriotismus ausgelegt, wenn ich dem Schmerz Ausdruck gebe, den die Vorgänge im deutschen Kolonialamt einem auf die Seele legen. Haben wir das in unsrer preußisch-deutschen Verwaltung für möglich gehalten? Noch dürfen wir ja hoffen, daß die Untersuchung auch Entlastendes zu Tage bringt. Aber Eins liegt doch schon heute vor Aller Augen: mit unsrer ganzen Kolonialpolitik haben wir bisher wenig Ehre eingelegt. Statt als letzteintretendes Kolonialvolk zu zeigen, daß wir von den Verirrungen und Leistungen unsrer Vorgänger gelernt haben, wie es dem Volke der Denker geziemt, müssen wir, so scheint es, durch all die Kinderkrankheiten und Jugendsünden auch hindurch, die die andern durchmachten, und wer garantiert uns, daß wir ihrer endlich Meister werden? Sicher nicht jene Stimmung, die nicht müde wird zu prahlen: „Und es muß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen." Wunderschön, wenn der fromme Dichter einmal so singt aus seiner Freude am eignen Volk heraus; aber wenn man es zum Ausdruck schlecht begründeter Ueberhebung macht, ist es ein freches Wort, das im Munde zu führen Jeder sich hütet, der sein deutsches Volk und Vaterland redlich lieb hat.

Da haben Sie wieder ein prächtiges Beispiel nationaler Selbstentäußerung, Herr Dr. Lange! Also pogromeln Sie mich weiter!

R

*) Diese Anzeige kommt aus Versehen erst so spät zum Abdruck. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

6.—18.	August	Jenaer Ferienkurse Jena
6.—10.	"	Deutsche Christliche Studentenkonferenz Wernigerode
14. 15.	"	Presbyterianisch-reformierte Kirchen des Kontinents Prag
21.—23.	"	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	"	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	"	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
1.— 3.	Oktober	Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge Berlin
2.—12.	"	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3. 4.	"	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
8.—10.	"	Theologischer Ferienkursus Marburg
25.—27.	"	Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27.	"	Theologischer Ferienkursus Dresden
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	"	Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
15.	"	Jahrkursus der Christlich-sozialen Frauenschule Hannover
18.—20.	"	Deutsch-evang. Kirchengesang-Verein Schleswig

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Flugblatt 3 der Deutschen Liga für weltliche Schule und Moralunterricht

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 33 Marburg i. H., den 16. August 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Sonnenaufgang

Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matth. 5, 45.

Alltäglich dasselbe Schauspiel, dessen unheimliche Größe wir nur darum so selten empfinden — weil es alltäglich ist. Aber gerade diese unverbrüchliche Regelmäßigkeit ist das Wunder daran. Wie oft bedrückt es uns: wenn die Sonne sinkt in Augenblicken, die wir festhalten möchten. Wenn sie aufzugehen zögerte, als wir in schlafloser Nacht sie ersehnten. Diese entsetzliche Gleichgültigkeit da droben, wo „seelenlos ein Feuerball sich dreht"!

Jesus erklärt die Tatsache anders. Niemand hätte mehr Ursache zu Menschenhaß und -Verachtung als Gott. Welcher Gebieter ließe sich gefallen, was ihm täglich geschieht? Und die Menschen selbst möchten ihn scharf machen: Strafe! Richte! Sende Sintflut, rächende Blitze, Feuer und Schwefel! Aber seine Sonne leuchtet dem Lästerer und umstrahlt den Spötter. So groß ist Gott.

Aber er müßte sein Licht den Bösen entziehen, meinst du, wenn nicht um seinet-, so um ihretwillen. So heischte es die Gerechtigkeit. Nein, Gott denkt erhabener. Korn und Unkraut läßt er unter derselben Segenssonne reifen. Er zwingt Niemanden zum Guten, er vergewaltigt Niemanden. Jedem das Seine — das ist seine Gerechtigkeit.

Ja, Jedem das Seine! sagst du. So müßte es doch mindestens Abstufungen in dem Maße des Segens geben. Dem Bösewicht meinethalben ein Sonnenstrahl, aber dem Frommen ein Strom des Lichtes! Das wäre richtige Weltordnung. — Richtige? Weil irgend einer ein Recht auf die Sonne hätte? Etwa du? So beweise, du seiest wert, daß dich die Sonne bescheint. Es ist Alles Gnade.

Siehe das Meer von Licht und Wärme niederströmen, höre den Regen herabrauschen auf alles Dürstende! Also will es Gottes Majestät, Gerechtigkeit und Gnade. N-St

Unser Gesangbuch, religiös und literarisch beurteilt

In dem kirchlichen Lehrstreit unserer Tage ist nur selten einmal vom Gesangbuch die Rede. Und doch, wie sollte es von der Vorwärtsbewegung religiöser Erkenntnis unberührt bleiben? Religion enthält es in dichterischer Form, aber zugleich auch in den jeweiligen Denkformen christlichen Glaubens. Dies um so mehr, als unsere evangelischen Kirchenlieder — ein Verhängnis für sie! — nicht wie die vorreformatorischen geistlichen Weisen Volksdichtung sind, sondern fast nur Theologenpoesie. So hat es an Gesangbuchkämpfen nicht gefehlt, und sie gingen dem evangelischen Volk wohl tiefer, als der Zünftigen Geschrei um Apostolikum und Bibelauffassung; denn hier wurde ein Nerv der Gemeinde berührt: ihr Erbauungsbuch galt es, die Laienbibel. Schmerzen mag auch dieser Kampf bereiten, er ist so unvermeidlich wie alle anderen in Sachen des Glaubens. Daß die religiöse Bewegung der Gegenwart bis jetzt das Gesangbuch verschont hat, ist vielleicht kein günstiges Zeichen für die Kraft, mit der sie die Kirche ergriffen.

Dennoch ist eine Gesangbuch**not** vorhanden, die irgend einmal zum Ausbruch kommen muß. Daß wir es gerade heraus sagen: Viele, sehr viele unserer Kirchenlieder sind nicht mehr der Ausdruck unseres Glaubens. Ich sage: „unseres" und meine keineswegs nur „moderne" Christen. Man hat kürzlich vom rechten Flügel der Theologie aus zu uns Anderen hinübergerufen: „Ihr könnt ja nicht einmal mehr mit gutem Gewissen unsere Gesangbuchlieder singen!" Wir dürfen mit der Rückfrage antworten: „Könnt **ihr** es denn? Ist jeder Vers darin euch aus der Seele gesungen? Allerdings hieße das am Ende Unmögliches verlangen. Alle Dichtung ist subjektiv, am stärksten die lyrische. Und die besten unserer Kirchenlieder sind Gelegenheitsdichtungen im Goetheschen Sinne. Wie können sie der allgenugsame Widerhall der Stimmung einer großen Gemeinde sein? Sie singt eben **mit** dem Dichter und läßt sich von den Flügeln seiner Seele tragen. Wir singen ja auch: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" und werden davon ergriffen, auch wenn wir nicht Todesgedanken hatten, als wir es anstimmten. Wir geben uns dem Gesange hin, und die Rührung, die der Dichter empfand, überträgt sich auf uns wie die Schwingungen einer Saite auf die gleichgestimmte, es sind ehrliche Tränen, die uns in den Augen glänzen. — Indessen trifft dieses Beispiel doch nicht völlig auf die Sache zu, von der wir handeln. Kirchenlieder haben außer dem rein künstlerischen noch einen anderen Zweck. Wenn die Gemeinde im Gottesdienste aufgefordert wird, ein gemeinsames Lied zu singen, so gilt es nicht nur musikalische und dichterische Erhebung, nicht nur das göttlich erhabene Spiel der Phantasie. Gewiß auch dieses, aber es ist hier doch nur Mittel zum Zweck. Es handelt sich vielmehr um objektive Wirklichkeiten, die in Wort und Ton erklingen sollen. Der nur ästhetisch gestimmte Kirchgänger, der auf eines Lutherliedes hochgehenden Wogen sich mitsingend wiegte, sowie er Abends sein Herz wandern ließe im Brautmarsch des „Lohengrin" — er würde doch die Absicht der kirchlichen Feier verfehlen. Kirchenlieder sollen Gebete sein, Gelübde sein, Selbstgespräche vor Gott, Bekenntnisse vor den Menschen. Wir reden hier zu Einem, der unsres Wissens und Glaubens **da** ist, so deutlich uns gegenüber, daß uns all das Sinnliche gegen ihn eine bloße Welt des Scheines dünkt. Darum tritt — wenn irgendwo und -wann — hier die sittliche Pflicht der **Wahrhaftigkeit** ein, die mehr ist als nur künstlerische Wahrheit.

Die Frage ist also: Können wir unsere Gesangbuchlieder mit innerer Wahrhaftigkeit singen? — Unternehmen wir einen

kurzen Streifzug durch unser Buch, dem geschichtlichen Gange folgend. Die Lutherlieder! Da klingt es zu Weihnachten:

Er ist ein Kindlein worden klein,
der alle Ding erhält allein.

oder:

Da findet ihr das Kind gelegt,
das alle Welt erhält und trägt.

Zu Trinitatis in „Wir glauben all an einen Gott":

Hier all Sünd vergeben werden,
Das Fleisch soll auch wieder leben.

und in unserer „protestantischen Nationalhymne":

Er heißt Jesus Christ,
der Herr Zebaoth,
und ist kein andrer Gott.

Und mag auch der Satz: „Und ob die Welt voll Teufel wär" zu unserer Erleichterung nur hypothetisch klingen, in Luthers Sinne war ers sicher nicht; sondern wie „der Fürst dieser Welt" ihm eine reale Persönlichkeit war, so auch die Teufel, deren die Welt voll ist. — Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her." Man lese das ganze Lied durch; ich führe nur die Zeilen an:

Der selber Mensch ist worden,
das ganze Gesetz hat er erfüllt,
damit sein's Vaters Zorn gestillt,
der über uns ging alle.

Nikolaus Hermann singt in dem schönen „Lobt Gott, ihr Christen!":

Und nimmt an sich eins Knechts Gestalt,
der Schöpfer aller Ding.

Wir kommen zu den Sängern aus dem dreißigjährigen Kriege. Johann Heermann sagt in dem Passionsliede „Herzliebster Jesu":

Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen,
Gott wird gefangen.

Paul Gerhardt läßt uns alte und junge Kinder das Nachtgebet tun:

Breit aus die Flügel beide,
o Jesu, meine Freude,
— — — — — — — — — — —
Will Satan mich verschlingen . . .

In „Befiehl du deine Wege":

Und ob gleich alle Teufel
hier wollten widerstehen . . .

In Luise Henriettes Osterliede ist der ursprüngliche Wortlaut der Strophe:

Dann wird eben diese Haut
mich umgeben, wie ich gläube,

allerdings in den meisten Gesangbüchern in das Gegenteil umgeändert worden.

Und Zinzendorf beginnt das Lied, dessen schöner Schlußvers lautet: „Die wir uns allhier beisammen finden", mit den Worten:

Marter Gottes, wer kann dein vergessen.

Gewiß hüten wir uns, kleinlich zu urteilen. Wir haben nur einzelne Proben gegeben — sie ließen sich freilich verzehnfachen — Sätze, die uns Heutigen schwer über die Lippen wollen, ja, schier unmöglich sind. Aber sie sind aus dem Zusammenhange herausgerissen. Vielleicht, daß es nur Härten der Form, dichterische Entgleisungen wären, über die wir hinwegkämen, wie man auf sonst wegsamer Bahn über kleine Unebenheiten hinschreitet. Jedoch, das ist nun eben nicht der Fall; sondern es ist die gesamte Gedanken- und Gefühlswelt zumal der alten Lieder, in der wir Christen der Gegenwart nicht mehr zu Hause sind. Wir können uns wohl dichterisch in sie hineinversetzen — wir tun das auch unwillkürlich, mehr oder minder — wir können diese Welt in uns wiedererzeugen; aber wir **leben** nicht in ihr. Und wir sind in Gefahr, uns darüber zu täuschen. Daß in vielen jener Lieder „des bösen Feindes List" eine so große Rolle spielt; daß die Gleichung Christus = Gott ganz rückhaltlos und massiv gezogen wird; daß noch ein Klopstock singen kann:

Unsern Staub mag Staub bedecken,
du wirst **ihn** herrlich auferwecken . . .

das alles sind doch nur Merkmale christlicher Lehrweisen, die nicht mehr die unseren sind. Man nehme unsere Weihnachts-, unsere Passionslieder: was uns an ihnen fremd anmutet, sind die **dogmatischen Voraussetzungen** ihrer Verfasser. Sie drängen sich nicht überall mit gleicher Stärke auf, dort am wenigsten, wo reine Frömmigkeit redet; aber sie bilden überall den Hintergrund. Das ist die eigentliche Not, in der wir uns mit unserem Gesangbuch befinden; nicht nur die Geistlichen, die nicht selten in Verlegenheit kommen, was für Lieder sie der Gemeinde auswählen sollen; auch die Gemeinden, die sie zu singen haben. Woran es uns mangelt unter all den tausenden evangelischer Gesänge, das sind: **undogmatische, rein religiöse** Lieder. Besonders in den Festzeiten macht sich das schmerzlich fühlbar. Es gibt Haupt- und Stammlieder, ohne die wir alle uns gewisse Feiertage kaum denken können. Wer würde nicht am Karfreitag es vermissen, wenn es fehlte: „O Haupt voll Blut und Wunden!" Und doch, wie wenig erschöpft der gewaltige, von Gerhard umgedichtete Passionsgruß Bernhards von Clairveaux „An die heiligen Gliedmaßen Jesu" die Karfreitagsgedanken, die wir haben! Auch die beiden letzten herrlichen Strophen entschädigen nicht für die weitgehende Ausmalung der körperlichen Qualen, die dem mönchischen Dichter Bedürfnis war; für diese Anrede an den Gekreuzigten, in dem der kraftvolle Ton des Ueberwinders fehlt. Und doch ist dieses Passionslied noch weniger dogmatisch bestimmt als die meisten seiner Art. Wohl uns, daß wir neben den theologisch so stark belasteten Liedern der Epigonen der Reformation auch die der Mystiker und Pietisten haben. So weich sie klingen, die Dichtungen eines Angelus Silesius „Liebe, die du mich zum Bilde" und „Ich will dich lieben, meine Stärke" — es ist doch unmittelbare Religion, die hier ausströmt. Und wann sollte Tersteegens „Gott ist gegenwärtig" veralten, für dessen einzige Strophe mit den Worten: „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten" wir wohl Dutzende anderer Lieder gern dahingeben! Was wir dem Pietismus insbesondere danken, erkennen wir nicht zum geringsten aus dem Gesangbuch. Noch immer rauscht wie auf Adlerflügeln das „Lobe den Herren", und wie man die Person Jesu besingen kann, ohne ins Weichliche zu verfallen, beweist das „Eins ist not". Noch kraftvollere Töne schlägt Bogatzky an in seinem „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!" Wir kennen wohl alle die Schwächen der Herrnhuter Glaubensweise. Und doch gibt uns neben dem unvergänglichen „Herz und Herz vereint zusammen" Zinzendorfs „Jesu, geh voran" ungetrübte Andacht. Denn es sind **religiöse** Dichtungen und weiter nichts. Ja nicht zu vergessen die des Rationalismus! Vor allem die des noch zu wenig geschätzten Gellert. So wunderlich es von einem christlichen Gesangbuch klingt: es fehlte uns vor Gellert an einer Lyrik, die **Gott** zum Gegenstande hat, den Schöpfer und Erhalter. „Wie groß ist des Allmächtgen Güte!" — ein Kleinod, für das wir keinen Ersatz hätten. Gellert gab uns auch **ethische** Lieder, an denen wir so arm sind; etwas schulmeisterlich zwar, aber wie verständlich unseren Gemeinden! Selbst unsre Feste hat er uns geschmückt: er gab uns das einzige rein religiöse Osterlied, das wir besitzen: „Jesus lebt, mit ihm auch ich." Und trotz Luther und Gerhardt, wer möchte zu Weihnachten sein „Dies ist der Tag" entbehren, mit der frommsten Strophe aller Weihnachtslieder:

Wenn ich dies Wunder fassen will,
so steht mein Geist vor Ehrfurcht still . . . .

Gellert ist der letzte deutsch-evangelische Liederdichter, dessen Gesänge im Volke leben. Was uns das neunzehnte Jahrhundert an geistlicher Lyrik gebracht hat, das Wenige, was in das Gesangbuch aufgenommen worden, ist bisher nicht „kirchlich" geworden. So wenig Rückerts edel empfundenes Advents-

lied „Dein König kommt in niedern Hüllen", wie Arndts mannhaftes „Ich weiß, an wen ich glaube"; auch der hochbegabte, etwas pathetische Knapp hat sich noch nicht durchsetzen können, obwohl er uns ein Passionslied gegeben — „Eines wünsch ich mir vor allem Andern" — dessen erste und letzte Strophe reine Freude bereiten.

Was folgt aus dem Allen? Daß wir den Liederschatz der „Väter" hinter uns legen, soweit seine Theologie uns stört? Das wäre leichter gesagt als getan. Selbst wenn im Kampfe zwischen Pietät und Gewissen dieses unbedingt siegen sollte, wir hätten für manche Zeiten und Feste des Kirchenjahres kaum ein Lied zum Singen übrig. Und es gibt doch auch Lieder aus der Heroenzeit des Protestantismus, die die Kraft haben, uns vergessen zu lassen, was uns innerlich von ihren Anschauungen trennt. „Ein feste Burg," das wird gesungen werden, solange es eine evangelische Gemeinde gibt; man wird in diesem ungefügen Schlachtliede Gott anbeten, sowie man es in einem Dome des Mittelalters tut, mag seine weltflüchtige Gotik auch nicht mehr dem Geiste unsrer Frömmigkeit entsprechen. — Und haben wir nicht Paul Gerhard, der schlichte Töne des Gottvertrauens anschlägt, die nicht verwehen können? Sein „Befiehl du deine Wege" ist trotz Wortspielerei und etlicher Härten noch herrlich wie am ersten Tag, und sein bedeutenderes „Ist Gott für mich" enthält in seiner Strophe: „Nun weiß und glaub ich feste" ein Bekenntnis, das auf allen Kirchenversammlungen unsrer Tage die gesuchte Einigungsformel bilden könnte.

Dennoch, wieviel Unsingbares, ja Unerträgliches in unserem Gesangbuche! Und was schlimmer ist: wie Vieles fehlt, was wir heutigen Christen singen möchten! Wo sind Lieder, die das Naturgefühl der Gegenwart atmen, ihre Naturerkenntnis widerspiegeln, die Größe Gottes von hier aus empfinden lassen? Wo sind Lieder, aus dem Ringen und Fragen unseres Geschlechtes herausgeboren, aus den Fragen nach dem gerechten Gott, nach dem ewig Schaffenden, nach dem Ueber- und Innerweltlichen zugleich? Wo sind Lieder, die ein mannhaftes Christentum der weltfreudigen Tat verkünden, als Gegengewicht gegen die zahlreichen Lieder der Selbstverwerfung, der Zerknirschung und Buße? Wo sind Lieder, die die Person Jesu nicht nur im Sinne des Dulders und Kreuzträgers verherrlichen? „Mir nach, spricht Christus, unser Held!" — es klingt fast so, und doch:

> Mein Mund, der fließt zu jeder Zeit
> von süßem Sanftmutsöle —

darin ihm nachzufolgen, werden wir aufgefordert. Wo sind Lieder, die nicht nur der Gedankenwelt des Landbewohners, die auch der besonderen des neuzeitlichen Stadtmenschen entsprungen sind? Lieder, die die Arbeit im evangelischen Sinne ins Licht rücken? Lieder, die die Liebespflicht gegen den Nächsten nach dem heutigen Verständnis predigen? Lieder, die dem sittlichen Verantwortungsgefühl des christlichen Staatsbürgers noch in anderem Sinne Ausdruck geben als in dem: „Vater, kröne du mit Segen unsern König und sein Haus"? Trivial gesprochen: Ist unser Gesangbuch im rechten Sinne „zeitgemäß"? — Das sind nicht Mängel der Form, das ist Mangel an religiöser Lebendigkeit.

Aber reden wir auch einmal von der Form, die bei einer Liedersammlung durchaus nichts Gleichgültiges, sondern eine Lebensfrage ist. Betrachten wir unser Gesangbuch literarisch. Sehen wir dabei ab von der Sprache des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die das Verständnis der Lieder dieser Zeit unseren Gemeinden erschweren muß: „Fort g'schieht, was dein Will' hat bedacht" und Aehnlichem — hier hat ja die glättende Hand der Nachkommen, wenn auch mit Widerstreben, manche Rauheit entfernt. Aber wie steht es mit der altertümlichen Bildersprache, die dem dichtenden Schriftgelehrten so leicht in die Feder floß, der singenden Gemeinde so fern liegt?

> So tu' Israel rechter Art,
> der aus dem Geist erzeuget ward . . .

wer unter den „Laien" versteht das? Ja, es ist biblisch, die Christenheit das ideale Volk Israel zu nennen, aber muß es darum verständlich sein? gehört es in ein deutsches Volksbuch? Diese Liebhaberei für alttestamentliche Anspielungen geht bis in die Lieder aus neuerer und neuester Zeit:

> Zion hört die Wächter singen . . .

Man denke auch an die Lieder von „den letzten Dingen", die einfach aus der Bilderwelt der Offenbarung des Johannes schöpfen. Und wie viele Prediger haben den Mut, singen zu lassen:

> Fahre fort, fahre fort,
> Zion, fahre fort im Licht . . . . ?

Mag man auf die Gemeinden schelten, die nicht „bibelfest" genug seien, sich das flugs zu übersetzen — aber was sind das für „Volkslieder", die erst übersetzt werden müssen? Abgesehen davon, daß „Bibelfestigkeit" wohl etwas Anderes ist, als Beschlagensein im Bibelbuchstaben.

Zu den Unverständlichkeiten im Gesangbuch kommen Geschmacklosigkeiten. Wer zählt sie auf! Sie finden sich vornehmlich in den „Jesusliedern", sie sind die Kehrseite an der Dichtung des Pietismus.

> Schatz über alle Schätze,
> o Jesu, liebster Schatz . . .

das ist schwer zu singen.

> Seelenbräutigam!
> Jesu, Gottes Lamm!

Schon das erste Wort, ein wahrer Fallstrick der geistlichen Lyrik, ist nur mißverstanden biblisch; man hat hier aus einem Gleichnis eine Allegorie gemacht und sie bis ins Unleidliche getrieben. In diesem Liede kommt noch erschwerend hinzu die Verkoppelung mit dem Bild vom „Lamme". Man vollziehe nur einmal die dichterische Anschauung, die hier geweckt wird, um davor zu erschrecken. Es gibt eine ganze Literatur von „Lammesliedern". Wir sind von Jugend auf an diesen Vergleich so gewöhnt, daß wir die fälschliche Allegorisierung des alten Prophetenwortes, die freilich schon sehr frühzeitig begonnen hat, kaum in ganzer Schärfe empfinden. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, das Charakterbild Jesu ins Weichliche zu verzerren. Wir, die wieder gelernt haben, Jesus, den Mann, in seiner herben Größe zu empfinden, müssen dieser Art Jesusliebe unzugänglich werden. Und nun höre man die Anwendung jenes Vergleiches:

> O Lamm Gottes, unschuldig
> am Stamm des Kreuzes geschlachtet!

Ists nicht eine unmögliche Anschauung? Ein Lamm, das auf dem Altare geschlachtet wird, wäre vorzustellen — aber ein am Kreuze hängendes Lamm? Wird dann gar ein „Lämmlein" daraus, wohin gerät unsere Einbildungskraft? Das dichterisch so wertvolle, in seiner naiven Größe ergreifende Passionslied Paul Gerhardts:

> Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld

krankt leider an diesem kränklichen Bilde. — Und welche trüben Schatten wirft die „Blut- und Wundentheologie" in die Passionslyrik. Wir wissen, wie weit Zinzendorf, der ein Dichter war, sich darin verirrt hat.

> Meine kranke und bedürftge Seele
> eilet deinen Wunden zu;
> da, da findet sie die sichre Höhle,
> wo ihr fließen Fried und Ruh . . .

Das steht auch in landeskirchlichen Gesangbüchern. Und der verführerische Reim „Seele — Höhle" entstellt nebst Anderem auch das gemütvolle Abendmahlslied „Schmücke dich, o liebe Seele." — Aber entschuldbar mögen uns die Dichter sein, die dem Ungeschmacke ihrer Zeit ihren Zoll entrichtet haben. Weit weniger zu rechtfertigen sind die geistlichen Sänger, die überhaupt keine Dichter sind. Und wir können ehrlicherweise nicht leugnen, daß auch in unseren Gesangbüchern neuester Durchsicht gar manche Lieder stehen, die auf den Namen eines Kunstwerkes keinen Anspruch haben. Es fragt sich allerdings — und das entscheidet mit über die Beurteilung der ganzen Sache — ob wir diesen Anspruch erheben wollen. Man

kann unser Gesangbuch auch rein praktisch ansehen: wenns nur gesungen wird! wenn nur gewisse Glaubensworte und -gedanken dastehen! wenn nur das Versmaß stimmt! Dann ist der Zweck erfüllt. Mir klingt das beinahe lästerlich: ein religiöses Liederbuch müßte nur das Beste vom Besten enthalten, nur Höchstgestimmtes, Vollendetes; mit tausend Zungen und einem tausendfachen Mund müßten hier wahre Künstler singen von dem, was Menschensprache übersteigt, mit der Menschensprache höchsten Gewalt. Ist das in unserem Gesangbuch der Fall? Wir mögen die Lieder aller Zeitalter durchblättern und werden überall Spreu unter dem Weizen finden.

Ists? oder ist mein Geist entzückt?
Mein Auge hat jetzt was erblickt ...

das ist trotz der schönen Endstrophe „Wie herrlich ist die neue Welt!" im Ganzen kein Gedicht, es sind gereimte Sätze aus der Offenbarung. Auch die der Gräfin Schwarzburg-Rudolstadt zugeschriebenen Lieder: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus", „Zeuch uns nach dir" und „Schaff in mir Gott, ein reines Herz" kann ich nicht als Dichtungen ansehen; sowenig als das Langesche „Unter allen großen Gütern" . . . Und solcher Reimereien gibt es mehr. Diese Tatsache hat ihre sehr ernste Seite. Es läßt sich nicht leugnen, daß das evangelische Kirchenlied von seinen Anfängen an, mit wenigen Ausnahmen, nicht auf der Höhe der Dichtkunst seiner Zeit gestanden hat. Ja, es läßt sich wahrnehmen, daß der Abstand der weltlichen von der kirchlichen Poesie im Laufe der Jahrhunderte immer größer wird. Luthers Lieder konnten im sechzehnten, Gerhardts im siebzehnten Jahrhundert den Vergleich mit den vornehmsten Erzeugnissen zeitgenössischer Kunst aushalten. Aber es findet ein stetes Sinken der Höhenlage kirchlicher Dichtung statt. Später sind es nur noch Dichter zweiten, dritten und tieferen Ranges, deren Werke unser Gesangbuch füllen. Denn man wird die Lieder, die uns Klopstock gegeben, nicht eben zu seinen Meisterwerken rechnen dürfen. Diese Tatsache der Kirchengeschichte sollte uns sehr nachdenklich stimmen.

Freilich hängt sie mit unserem Melodienelende zusammen. Unser Choralbuch! darüber ließe sich wohl auch ein Langes und Breites reden; wir können hier nur Einiges andeuten. Nicht, daß wir nicht schöne, künstlerisch bedeutende Choräle hätten: sie sind ebensogut wie etliche unserer Lieder ein Stolz des Protestantismus. Aber der Schaden ist der, daß Lied und Melodie so oft nicht zu einander passen! Natürlich vergessen wir nicht, daß Kirchenlieder Volksgesänge sind, größte Schlichtheit ihr oberstes Gesetz sein muß; daß es töricht und in diesem Falle kunstwidrig wäre, zu verlangen, daß diese Kompositionen sich in jenen feinen Abschattungen der Tonmalerei bewegen, wie sie dem Kunstgesange, gar dem modernen, eignen. Es kann nicht anders sein, als daß die Melodie, wie beim Volksliede, strophenweise wiederkehrt; daß also der Jubelvers des Adventsliedes:

Dein Zion streut dir Palmen
und grüne Zweige hin

in denselben Tönen verläuft wie der düster anhebende:

Er kommt zum Weltgerichte,
zum Fluch dem, der ihm flucht.

Wenn nur die Grundstimmung, die das ganze Lied trägt, in der Melodie zum Ausdruck kommt. Aber eben das vermissen wir so oft bei unserem Kirchengesang. Und daran ist zumeist nicht der Komponist schuld, sondern der Dichter. Aus dem praktischen und allerdings nicht ganz zu verachtenden Gesichtspunkte, der Gemeinde den Gebrauch zu erleichtern, oft wohl auch in bequemer Nachahmung, dichtete man Texte zu vorhandenen Weisen, nach gegebenem Schema, so wie die Nürnberger Meistersinger pflegten. Das kann zu glücklicher Uebereinstimmung von Wort und Ton führen, führt aber in den meisten Fällen zur Uneinstimmigkeit. Einige Beispiele! Auf die Melodie „Es ist das Heil uns kommen her", ursprünglich eines mittelalterlichen Ostergesanges, werden nach meiner Zählung fünfzehn verschiedene Lieder gesungen, ebensoviele auf die in der Pestzeit komponierte Weise „Valet will ich dir geben." Vierzehn Lieder singen wir nach der Melodie „Wie schön leuchtet der Morgenstern", von der Ecke vermutet, daß sie aus der Volksweise entstanden ist: „Wie schön leuchten die Aeugelein der Schönen und der Zarten mein." Aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt die Melodie „O Welt, ich muß dich lassen", auf die sechzehn Lieder gesungen werden. Noch einmal: dieses Unterlegen von Texten kann zu künstlerischen Möglichkeiten führen. Wenn in denselben Tönen erklingt:

Herzlich tut mich verlangen
nach einem selgen End

und

O Haupt voll Blut und Wunden,

so ist hier in der Tat eine gemeinsame Stimmung vorhanden. Wie aber, wenn auf die Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" einunddreißig Lieder gedichtet worden sind? Die treffliche Originalweise stammt von Neumark, dem Dichter selbst; sie ist eines der schönsten Beispiele vom Einklange der Dichtung und der Vertonung, stille Ergebung in den Willen Gottes klingt daraus wider. Wir sollen aber in derselben Tonfolge singen:

Wer bin ich? welche wichtge Frage!

und

Dein Wort, o Höchster, ist vollkommen

und

Gott, dir gefällt kein gottlos Wesen.

Wie stimmt das? Man beachte auch in dem letzteren Liede, wie das Wort „Gott" in den Auftakt fällt und „dir" in widersinnige Betonung. Das ist musikalische Barbarei.

Gesangbuchreform! Wie ist es nur möglich, daß dieser Ruf nicht schon öfter und lauter erklungen ist, und wenn er erklang, daß er in keinem tieferen Sinne genommen wurde als in dem des „Revidierens"? — Ja, das Gesangbuch hat teilgenommen an dem tragischen Schicksal alles religiös Lebendigen: es gerinnt, erstarrt. Der Geist verkapselt sich im Buchstaben und gibt ihm jene Unantastbarkeit des tabu, dessen Berührung zum Frevel wird. Es ist zwar nie ein Dogma gewesen, daß unsere alten Kirchenlieder inspiriert seien — ich meinerseits halte dafür, daß viele es sind — aber in weiten Kreisen unserer Kirche fühlt man es stillschweigend so und zieht daraus dieselben Folgerungen, die zum Kampf um das Apostolikum und Aehnlichem geführt haben. Als der Rationalismus, gewiß nicht immer mit Zartheit und edlem Geschmack, die Lieder der „Väter" in seine Sprache umgoß, da galt diese „Verwässerung" den Anderen als Beweis des „Unglaubens", der „unverfälschte Liedersegen" wurde von dem folgenden Geschlechte mit einer wahren Inbrunst fürs Altertümliche wiederhergestellt. Hie und da wurde es zum Schiboleth der Gläubigkeit, zu singen: „Denn so du »willt« das sehen an"; und daß am Schlusse von „Eins ist not" der „Kot" erhalten bliebe und in Luthers Weihnachtsliede „das rechte Susaninne", das wurde mit religiöser Empfindlichkeit gefordert. — Wir zweifeln nicht: eine Gesangbuchreform, in dem Sinne, wie wir sie verlangen müssen, wird auch heute auf harte Schwierigkeiten stoßen. Aber man soll diese auch nicht übertreiben. Von den fünf-, sechshundert und mehr Liedern, die im Durchschnitt ein evangelisches Gesangbuch füllen, sind wohl kaum hundert in der Gemeinde wahrhaft lebendig. Wieviele werden nur mitgeschleppt! In der Kirche wenigstens singt man nur eine kleine Auswahl, die vom Pastorengeschmack, vom guten Willen des Organisten und vom Lehrplan der Schule abhängig ist. Eine Anzahl „Kernlieder" freilich ist überall bekannt und lebensvoller protestantischer Gemeinbesitz.

Ich halte eine Gesangbuchreform unter folgenden Bedingungen für notwendig und möglich:

1. Ausgeschieden werden die literarisch wertlosen Lieder, ausgeschieden auch die dogmatisch schlechthin überwundenen Lieder, sofern nicht ihre geschichtliche oder künstlerische Bedeutung diesen Mangel aufwiegt. Ein Gemeindegesangbuch ist keine hymnologische Blütenlese vergangener Zeiten. Es versteht sich, daß neben den im Kirchengesang üblichen Liedern auch solche zum Lesen aufbewahrt bleiben müssen. Wir brauchen ein Hausbuch christlicher Lyrik.

2. Die übrig bleibenden Lieder werden, soweit ihre Form dem heutigen Christen schwer erträglich ist, und sofern nicht ihr Wortlaut als „klassisch“ gelten kann, durch Redaktoren bearbeitet, die ebenso religiös wie künstlerisch feinfühlig sind.

3. Stärker als bisher werden die sogenannten „geistlichen Lieder“ berücksichtigt. Sie gehören nicht nur in „Missions“- und „Kinderharfen“. Pietismus und Romantik haben uns reich damit bedacht, mag auch der Ton des weichen Gefühls darin vorherrschen; es sind wahrhaft fromme darunter, undogmatische, mit höchst sangbaren Melodien, die auch in den Gottesdienst einen frischeren Ton hineinbringen würden. In dieser Gattung liegen meines Erachtens Keime der Zukunft.

4. Man suche in der „weltlichen“ Dichtkunst nach religiösen Liedern, die wohl der feiernden Gemeinde dienen könnten. Noch gar nicht ausgeschöpft sind Knapp, Sturm, Spitta, Gerok. In keinem deutsch-evangelischen Gesangbuch dürfte fehlen Arndts „Ich weiß, an wen ich glaube.“ Und wo ist Mörikes „Herr, schicke, was du willt“? Wo Geibels „Herr, den ich tief im Herzen trage“? Und warum wagen wir uns nicht an unsere Größten? Haben sie uns Evangelischen wirklich Nichts zu singen und zu sagen? Hat Schiller uns nicht die „Drei Worte des Glaubens“ gesungen, echt protestantisch und gewaltig, daß ein Gellert daneben versinkt? Und Goethe! .. „Der du von dem Himmel bist ...“ das gehörte nicht ins Gesangbuch? Ein holderes Sterbelied einer jungen Seele als Mignons: „So laßt mich scheinen, bis ich werde“ kenne ich kaum, noch einen erhabeneren Lobpreis des Schöpfers als den Gesang der Erzengel: „Die Sonne tönt nach alter Weise ...“ Und es gibt auch eine moderne religiöse Lyrik.

5. Wir leben im Zeitalter der „Preisausschreiben“. Warum versucht man es nicht einmal auf diesem Wege, Originalkompositionen für alte und neue Kirchenlieder zu gewinnen? An Kirchenmusikern ist wahrlich kein Mangel; sie sinnen bisher nur auf Motetten, Arien, Oratorien. Es gälte wohl nur eine Anregung, sie auf die Bereicherung des Gemeindegesanges zu weisen. Dann müßten freilich auch lebhafter bewegte Melodien zugelassen werden, als sie der cantus firmus unsrer Choräle gestattet.

Auf all diesen neuen Wegen gehen uns die kleinen Sondergemeinschaften, wie die Brüdergemeine, und die Sekten voran, nicht immer mit gutem Beispiele, aber doch mit dem Beispiele. Denn sie sind geschichtlich freier als wir.

Es drängt sich die Frage auf: Wer sollte eine solche Gesangbuchreform in der Landeskirche einleiten? Ich denke natürlich nicht an die Behörden; wenn Etwas, so ist dieses Volkssache. Freiwillig müßte ein Kreis von Männern und Frauen zusammentreten von der Art, wie ich sie vorhin forderte; nicht um die geltenden Gesangbücher abzuschaffen, sondern um neben sie ein neues „Evangelisches Liederbuch“ zu stellen, das den genannten Wünschen gerecht würde. Zu möglichst volkstümlichem Preise müßte es auf den Markt gebracht werden. Man stellt jetzt mit Hilfe von kunstliebenden Stiftern gute Bilder zur Massenverbreitung her; sollten sich keine reichen Evangelischen finden, die für ein solches Werk zu opfern bereit wären? Dann überlasse man es der Zeit und den Gemeinden, das Urteil darüber durch die Tat zu sprechen. Und wenn niemals dieses neue Gesangbuch allgemeine Geltung gewänne — haben wir denn jetzt ein einheitliches? Glücklicherweise nicht. Der evangelische Subjektivismus ist immer wieder unsre Not und immer wieder unsre Rettung.

Nur Eines noch sei den Arbeitern an solchen Werken zugerufen: Haltet euch die Archaisten vom Halse! Sie haben uns schon bei den Bibelrevisionen gehemmt und bei der neuen Agende; sie sind die schlimmsten Feinde aller Reform; denn sie leben nicht in der Gegenwart, sie wollen den neuen Wein immer in die alten Schläuche füllen.

Vielleicht entzündet sich an einem wahrhaft neuen Gesangbuche auch eine neue christliche Gefühlsdichtung. Unsere Kirche braucht sie fürs zwanzigste Jahrhundert.

Nithack-Stahn

Sero medicina paratur

Eine Fortsetzung zu Principiis obsta in Nr. 27

Der in Nr. 27 wiedergegebenen Meinungsäußerung über die Frage des kirchlichen Ausweises darf wohl auch eine gegenteilige kurz zur Seite gestellt werden.

Der Verfasser jenes Artikels ist entrüstet über den Beschluß des Kirchenausschusses, den Konfirmationsschein zum kirchlichen „Ausweis“ zu machen. Man braucht seinem Bilde von der „Versiegelung“ des „Ausgewiesenen“ mit dem Gummistempel des Küsters Nichts hinzuzufügen, um die Verhältnisse völlig deutlich zu kennzeichnen; und, wer Harnacks Wort von der latenten Katholisierung unserer Landeskirchen sich gegenwärtig hält, versteht nur zu sehr die Sorge vor einem fortschreitenden Sakramentsglauben.

Aber was wird nun gefolgert, oder welche Voraussetzungen werden enthüllt? Es darf eigentlich überhaupt keine kirchliche Ordnung geben. Was aus katholischer Zeit geblieben ist, mag bleiben, bis es von selbst zerfällt, im übrigen genügt der Steuerzettel. Wer seinen Platz bezahlt hat im Omnibus der evangelischen Kirche, den darf Niemand fragen: Freund, wie bist du hereingekommen? Daß Jemand als Muster christlicher Frömmigkeit in der evangelischen Kirche dastehen kann, der ungetauft, ungetraut durch Heirat in Verbindung mit evangelisch kirchlichem Wesen geraten ist, ohne sich je veranlaßt zu sehen zu der Frage, ob im kirchlichen Leben der Gemeinschaft gegenüber Verpflichtungen bestehen, vor denen es sich gebühre, jegliche Gerechtigkeit zu erfüllen, erscheint als idealer Zustand, während umgekehrt als Schreckensgespenst der Zukunft die Möglichkeit auftaucht, man könne einen gewählten Presbyter nach seiner Teilnahme am kirchlichen Leben fragen. Da die Kirche die Aufgabe hat, Gottes Wort zu predigen, darf sie keinen Unterschied machen zwischen ihren aktiven und passiven Mitgliedern, sie muß sich freuen über Jeden, der kommt!

In den bewegten Tagen von 1848 sprach Karl Vogt das geflügelte Wort vom freien Standpunkte, so frei, daß er überhaupt kein Standpunkt mehr sei, und die Allergrößten unter den Großdeutschen priesen es als höchsten Vorzug des deutschen Volkes, daß es kein eigenes einheitliches Staatswesen gebe, denn so könne der Deutsche in Allem aufgehen und Alles in sich aufnehmen.

Auf national-politischem Gebiete ist die Geschichte längst hinweggeschritten über die üppigen Gedankensaaten des unentwegten Liberalismus: aber auf kirchlichem Gebiet hält er sich noch immer, da spukt die Idee von „der“ Kirche so frei so weit, daß sie überhaupt keine Kirche mehr ist, der Universalschuh, der Niemandem paßt, das Messer, bei dem jede Gefahr ausgeschlossen ist, sich zu schneiden. Das ist „die“ evangelische Kirche, die Kirche der reinen Idee. Und wenn dann Homunkel nicht leben und nicht sterben kann, zuckt man die Achseln über das corpus vile*), das nur von der Vergangenheit zehrt oder sich als Departement der Polizeigewalt gibt mit Oberhirten und Gummistempel.

Es ist noch nicht lange her, da war in der Christlichen Welt hingewiesen auf Kirche und Sekten in Nordamerika. Was gibt im Lande der Freiheit der Kirche ihre Bedeutung? Daß sie dem Einzelnen ein sozialer Ausweis ist. Und auch die Macht der römischen Kirche wie der Sozialdemokratie ruhen auf dem gleichen Grunde eines starken Gemeingeistes, der eine feste Organisation nicht als drückende Fessel empfindet, sondern

*) Der Aufsatz enthält viel Lateinisches. Corpus vile ist der „geringwertige Körper“, der seine Lebenskraft eingebüßt hat, und an dem deshalb auch experimentiert werden darf. — Mens sana in corpore sano = im gesunden Körper ein gesunder Geist. — Massa perditionis = die Masse der nicht Auserwählten. Nach Augustins Lehre gibts nur eine Prädestination des Einzelnen und nur eine Prädestination zur Seligkeit. Was übrig bleibt ist eine Masse Menschen, die selbstverständlich der Verderbnis anheimfällt. — Ecclesiola in ecclesia = ein Kirchlein in der Kirche. Es ist das Ideal des der Kirche nicht feindlichen Pietismus, mitten in der Gemeinschaft der Unbekehrten eine solche engere Gemeinschaft der Frömmeren zu bilden. — Sero medicina paratur am Ende und in der Ueberschrift des Aufsatzes ist ein Zitat aus dem Dichter Ovid und heißt: Zu spät wird der Heiltrank bereitet.

als stärkenden Halt, als einfache Notwendigkeit. „Die" evangelische Kirche aber ruft nach Geist und Geist: nur keinen Leib darf der Geist haben, keine sichtbare Gestalt und Ordnung, denn das ist „menschlich", beschränkt, das könnte mißbraucht werden.

Ein Geist ohne Leib ist ein Gespenst. Mens sana in corpore sano. Das gilt doch auch von der Körperschaft der Kirche.

Heute kann Jemand aus irgend welchem Grunde seinen Austritt aus der Kirche erklären, vielleicht auch unfreiwillig der kirchlichen Ehrenrechte verlustig gehen; wer hindert ihn denn morgen am anderen Ort vollberechtigtes Glied der Kirche zu sein und etwa für einen Presbytersitz zu kandidieren? Daß bei Taufen in Großstädten Juden Pate stehen, ist gleichfalls keine ganz seltene Erscheinung; schon seltsamer mag sein, was man sich aus einer sächsischen Stadt einst erzählte, daß dort ein jüdischer Proselyt jahrelang Mitglied des Kirchenvorstandes gewesen, ohne je getauft zu sein.*)

Vom Standpunkt einer bestimmten vorgefaßten Idee kann man solche Erscheinungen nicht bloß unbedenklich, sondern sogar besonders trefflich finden. Es gibt auch eine Perspektive des Glaubens, welche in der Schwachheit die vollendete Kraft erschaut (2. Kor. 12, 9); aber vor der einfachen nüchternen Wirklichkeit ist solches Alles doch zunächst nur der beschämende Ausdruck tiefster Ohnmacht und chaotischer Unordnung. Ein Knochentier steht biologisch höher als eine Qualle. Ob eine Gemeinschaft wirklich so ideal ist, in die Jeder gehört, der sich hinzurechnet, aus der auszuscheiden auch Niemand sich erst die Mühe zu machen braucht? Ganz gewiß, daß auch ein solcher Zustand sein Gutes haben kann für einzelne Nikodemusseelen unter bestimmten Verhältnissen. Jede Bestimmtheit ist eine Schranke. Aber Gott ist ein Gott der Ordnung. Ist es evangelisch, immer nur an einen kirchlichem Urzustand zu hängen, der als gewollter kein bloßer Urzustand mehr ist?

Verfasser jenes Artikels sieht klar genug, um von seinem Standpunkt hinwegsehen zu müssen über jedes äußere Zeichen; auch der Taufschein trägt den Gummistempel. Ein Jude, der sich aus irgend welchem Grunde zur evangelischen Kirche rechnet, ist nicht bloß ihr Mitglied, sondern auch befugt, ein Gemeindeamt zu übernehmen, ohne erst den Ausweis der Taufe beizubringen, oder sonst einen andern der Kirche bis auf den einen — den Steuerzettel. Dieser peinliche Rest bleibt, und je „reiner" die Kirche sonst ist von allen Gemeinschaftssymbolen und -Ordnungen, um so größere Bedeutung muß er gewinnen; zum „Taufscheinkatholiken" des Kulturkampfes tritt dann der „Steuerzettel-Evangelische". Schlimm für den, der keine Steuern zahlt oder keine konfessionelle rubrizierte Steuerquittung hat.**) Ist das wirklich das Ideal der evangelischen Kirche?

Nun wendet sich Verfasser vor allem gegen die Verknüpfung des kirchlichen Ausweises mit der Konfirmation. Das bezeichnet er geradezu als „gotteslästerlich". Und hier berühren sich vielleicht selbst die Extreme.

Wenn der Kirchenausschuß Rettung sinnend wider den Greuel der Verwüstung endlich auf die Kinder verfiel und deren Einsegnung mit dem Merkmal des unbedingt erforderlichen Ausweises versah, so tat er gewiß, was in seinen Kräften stand, und sanktionierte den gegenwärtigen Zustand und Brauch: aber ob damit nicht die Höchstbelastung des landeskirchlichen freiwilligen Zwangsystems erreicht, ob sich nicht auch hier vollziehen wird, was der Herr Herausgeber dieser Zeitung zum Falle Korell über unsere Landeskirche sagt, das ist die andere Frage.

Zuviel ist schon geredet über die Not und Sünde unserer Konfirmationspraxis. Die innere Unwahrheit des Ablaßwesens, an der die Kirche des Mittelalters scheiterte, war nicht größer als die unserer Konfirmation. Es muß hier einmal zur Entscheidung kommen, und das wird dann die Frage sein, ob es der evangelischen Kirche gelingt zur freien selbständigen Bekenntnisgemeinde zu werden. Heute ist für das eigene Bekenntnis überhaupt kein Raum: es ist kein Unterschied zwischen denen, die in der Kirche sind bloß nach dem Gesetze der Trägheit — dies nicht nur im tadelnden Sinne — und solchen, die bewußt zu ihrer Kirche halten: sie sind allzumal Konfirmierte und mangeln im übrigen der Selbständigkeit, eine große Menge im Herrn geliebter andächtiger Hörer. Wie Viele sind des herzlich müde, wie Viele gehen als massa perditionis, die Herde ohne Hirten, ratloser und hilfloser dahin als in der römischen Kirche. Es ist wie einst bei der Eisenbahn, ehe Bahnsteigsperre eingeführt war: wehe dem Reisenden, der eine Wagentüre sich selber öffnete, aber dafür durfte das liebe Publikum ungestört den Perron bevölkern, auch wenn es dort gar Nichts zu tun hatte. Welch Klagen erhob sich über Freiheitsberaubung des friedlichen Bürgers, als endlich die Ordnung wurde, bei der sich heute Jeder wohl fühlt trotz Unbequemlichkeiten.

Ist denn nicht auch in der Kirche eine Bahnsteigsperre möglich, welche die lästige Bevormundung des Einzelnen abschneidet durch eine klare einheitliche Ordnung?

Bei den Kirchenvorstandswahlen besteht schon längst an vielen Orten die Sitte der Eintragung in besondere Listen. Warum kann es statt der Wählerlisten nicht Gemeindelisten geben? Jeder Erwachsene hat das Recht sich eintragen zu lassen; er übernimmt damit die Pflichten und Rechte, die jetzt bei der Konfirmation aufgebürdet oder preisgegeben werden.

Die nicht in den Listen stehen, gehen des Anspruchs auf kirchliche Bedienung und Seelsorge darum nicht im mindesten verlustig; aber alle Teile wissen, woran sie sind, der Pastor, ob er Mithelfer*) vor sich hat, die er bei ihrem eigenen Worte nehmen darf, oder solche, die erst noch gewonnen sein wollen; das Gemeindeglied, ob es sich bei der „Seelsorge" offen oder versteckt an das Konfirmations- und Taufgelübde ähnlich erinnern lassen muß, wie einst unser alter Kaiser vom römischen Papst, oder ob er dem Seelsorger frei und unbefangen gegenüberstehen darf, sei es als tätiges oder als passives Glied der Kirche. Die Konfirmation kann dann ruhig fortbestehen, oder erst das werden, was sie sein soll, eine letzte Unterweisung und Einsegnung vorm Austritt ins Leben. Aber der Fluch der Unwahrhaftigkeit hört auf, das Joch auf fremden Hälsen. Eine Gemeinde kann sich bilden, die, ohne den Boden der Volkskirche willkürlich zu verlassen, sich aus sich selber auferbaut nicht durch Staatszwang oder bloße Vererbung, auch nicht durch magische Geheimnisse und Zeremonien, sondern auf dem Grunde christlichen Gemeingeistes mit der Kraft des eigenen Entschlusses und Bekennens, ecclesiola in ecclesia ohne allen sektirerischen Beigeschmack.

Vieles wird sich gegen diesen Gedanken sagen lassen, wie gegen jeden von zukünftigen Dingen. Vieles wird dagegen gesagt werden müssen, vielleicht ist auch Zeit und Stunde noch gar nicht erfüllt. Wenn aber die Frage des kirchlichen Ausweises durch die Konfirmation Anlaß werden sollte zur Bewegung und Klärung: um das Prinzip handelt es sich dennoch nicht, sondern nur um ein Symptom. Die Symptome kurieren wollen, so oder so, kommen zu spät. Wenn es mit Für oder Wider nur um den Gummistempel geht, heißt es stets: Sero medicina paratur.

Th K

*) Es hieß in Nr. 27 Sp. 642: „Wir haben in der Schweiz viele Pfarrer ..., die ihre eigenen leiblichen Kinder nicht taufen ..." Wider diesen Satz gingen uns lebhafte Proteste aus der Schweiz zu. Es beruht auch nur auf einem Versehen, daß wir das Wörtchen „viele" nicht unsrer Absicht nach von Redaktions wegen gestrichen haben. Immerhin ist der Satz nicht so gegenstandslos, wie unsre schweizer Freunde annehmen. An einen Aufsehn erregenden Fall in der Nordschweiz wollen wir nur erinnern. Und aus der (keineswegs freigeistigen!) Église libre des Kanton Waadt schreibt man uns: Nous attachons si peu d' importance à la chose, que nous n'en avons pas, que je sache, de statistique. Les parents qui ne veulent pas baptiser leurs enfants, les présentent à l'église; vers 15 ou 16 ans ou plus tard ces derniers demandent le baptême, après qu' ils pourront, s'ils en manifestent le désir, devenir membres de notre église. D H

**) Wir haben den Verfasser von Principiis obsta nicht so verstanden, als wenn es ihm irgendwie gerade auf den Steuerzettel ankäme. Vielmehr war ihm gewiß der Steuerzettel nur ein Beispiel dafür, daß sich, wenn es sein solle, auch ohne jeden neuen kirchlichen Ausweis, jederzeit ordnungsmäßig leicht feststellen lasse, zu welcher Kirchengemeinschaft Jemand gehört. Er hätte gerade so gut die auf dem Einwohner-Meldeamt oder bei Volkszählungen usw. über den Bekenntnisstand abgegebenen Erklärungen nennen können, wie den Steuerzettel. D H

*) Vgl. 2. Kor. 6, 1.

Der Fall César

Ein Fall von oben. Kein Protest aus der Gemeinde. Einstimmige Wahl. Nichts provozierend Radikales in der Predigt. Auch keine Nötigung für das Konsistorium, einzugreifen. Weder die Pflicht, ein Kolloquium abzuhalten, noch, wenn man denn doch von seinem Recht dazu Gebrauch machte, es als Glaubensexamen zu gestalten. Dennoch einstimmige Nichtbestätigung des einstimmig gewählten Pfarrers durch das erweiterte Konsistorium. Hierauf (gegen eine einzige Stimme) einstimmige Beschwerde der großen Gemeindevertretung wider das Konsistorium an den Oberkirchenrat.

Es handelt sich um das westfälische Konsistorium zu Münster, um die Reinoldi-Gemeinde in Dortmund und um den Pfarrer César in Wiesenthal, zur weimarischen Landeskirche gehörig.

Es ist, wie wenn das Konsistorium hätte ein Musterbeispiel dafür konstruieren wollen, daß es so nicht weiter geht. Als ob einzig und allein die altorthodoxe Auffassung des Evangeliums ein Daseinsrecht in unsrer heutigen evangelischen Kirche besäße, so wird über Pastorengewissen und Gemeindewillen hinweg entschieden.

Seien wir billig. Generalsuperintendent Zöllner hat im April v. J., als er noch Leiter der Diakonissenanstalt Kaiserswerth war, die schärffte Erklärung mit unterschrieben, die zum Fall Fischer wider die Entscheidung des Oberkirchenrats von konservativer Seite beschlossen worden ist. Sie lautete:

1. Es ist wider die Wahrheit und Vernunft und darum verhängnisvoll, in der Landeskirche zwei Richtungen für gleichberechtigt erklären zu wollen, welche einander ausschließende Gegensätze sind.
2. Die gläubige Gemeinde wird es nie vertragen, noch dulden, daß neben das Bekenntnis der wahren und wesenhaften Gottheit Christi die entschlossene Leugnung derselben, neben den Glauben an den Versöhnungstod, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi die Bestreitung dieser in der Schrift geoffenbarten Heilstatsachen soll treten dürfen. Sie kann nicht schweigend der Zerstörung der Fundamente der Wahrheit, auf denen sie ruht, zusehen.
3. Urteile und Entscheidungen, welche wohl ein „Ja" für den Glauben der Kirche, aber kein ausschließendes „Nein" für den Unglauben haben, bahnen nur Letzterem den Weg zum Eindringen und dienen statt zur Aufklärung zur Verwirrung.
4. Falsche Toleranz dient nur dazu, den Unglauben in seinem Wahn zu befestigen; zur Besinnung und Umkehr bringen kann diesen nur das unentwegte Eintreten für die Ehre dessen, den die Kirche als ihr hochgelobtes Haupt anbetet.

Wenige Monate später an die Spitze der westfälischen Provinzialkirche berufen, hält Zöllner es für seine Pflicht, diese Thesen in kirchenregimentliche Praxis umzusetzen. Man kann fragen, weshalb ein Mann von solcher Stellungnahme auf einen solchen Posten berufen wurde. Er mußte ja Konflikte schaffen. Aber man kann ihm keinerlei Vorwurf daraus machen, daß er in Konfliktsfällen zu seiner Meinung steht.

Nehmen wir an, die übrigen Mitglieder des Konsistoriums und des Provinzialsynodalvorstandes teilen seinen Standpunkt. Immerhin hätten zum mindesten die Juristen wehren müssen, daß das mit Pfarrer César beliebte Kolloquium sich zu einem Glaubensexamen auswuchs. Ein Kolloquium ist seinem Begriff nach kein Examen, worin der eine Teil zu fragen, der andre zu antworten hat. In einem Kolloquium muß es dem dazu Eingeladenen schlechthin freistehen, sich in freierer Rede zu verantworten und auch seinerseits Fragen zu stellen. Er darf nicht von der Fragestellung der einladenden Instanz abhängig sein. Denn jeder Kundige weiß, daß in Religionsgesprächen durch die Kunst der Fragestellung ein begehrtes negatives Ergebnis leicht zu erzielen ist. Es genügen dazu zwei, drei Fragen; man sieht nicht recht ein, weshalb man den armen Pfarrer César in Münster $3^1/_2$ Stunden quälte. Jedenfalls dauerte das Kolloquium nicht darum so lange, weil man ihm die gebührende Bewegungsfreiheit gestattet hätte. Wo blieb in dieser Hinsicht das Rechtsgefühl der Juristen?

Nun wird der Oberkirchenrat zu entscheiden haben. Das Konsistorium hat den echt orthodoxen Versuch gemacht, einen Lehrkonflikt heraufzubeschwören und in voller Einseitigkeit zu entscheiden. Die Lehrfragen sind die schwierigsten, zartesten, innerlichsten. Hier am ehesten können die Geister auseinanderfahren, hier am leichtesten die leitenden Kollegien irren. Unsres Erachtens sollten die Kirchenbehörden so lange als irgend möglich sich hüten, Lehrentscheidungen zu treffen. Es geht doch bis tief in die Rechtgläubigkeit hinein ein Gefühl dafür, daß durch derartige Machtsprüche von oben das Ringen um die evangelische Wahrheit unter dem Scheine des Rechts zu Unrecht behindert und heillos veräußerlicht wird. Was in der evangelischen Kirche Rechtens ist zu glauben und zu lehren, kann keine Kirchenbehörde festsetzen, und hätte sie noch so viele Konfessionen und Dekrete aus Väterzeit hinter sich. Das kann sich nur immer neu durchsetzen durch den lebendigen Konsensus der Gemeinde und des Pfarrerstandes mit ihrer Obrigkeit. Die gegebene Verfassung ist der Boden, auf dem eine solche Verständigung, ein solcher modus vivendi immer neu zustande kommt, aber sie ist keine Zauberformel, durch die die Aufgabe, Lehrwillkür auszuschließen, schon ein für alle Mal erledigt wäre.

Man kann der weitern Entwicklung dieses Falles mit Ruhe entgegensehn. Denn so, wie das Konsistorium will, geht es nicht.

Die sämtlichen Aktenstücke zur Sache finden sich Chronik der Christlichen Welt Nr. 32 und 33. Man muß sie gelesen haben, ehe man urteilt. Die Nummern sind ja auch einzeln zu haben: Verlag J. C. B. Mohr in Tübingen. R

Die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

2

Ueber „Sitten und Gebräuche in Japan" bringt Professor Lange im Anschluß an eine japanische Zeitschrift in mehreren Jahrgängen (IX, X, XI) zahlreiche interessante Einzelheiten bei. Professor Busse in Tokio führt uns auf „Streifzügen durch die japanische ethische Literatur der Gegenwart" in die mannigfachen geistigen Strömungen des modernen Japans ein (VIII). Pfarrer Dr. Hering, früher Lehrer in Tokio und ein getreuer Gehilfe unsrer ersten Missionare, schildert „die Frauen Japans im Spiegel der für sie bestimmten Literatur" (V), und charakterisiert in einem andern Bande (XI) Chinesen und Japaner nach ihren Besonderheiten und zieht daraus wichtige Nutzanwendungen für die Mission. Missionar Munzinger bietet außerordentlich feine Beobachtungen zur Psychologie der japanischen Sprache (IX. X). Wiederholt kommen auch Japaner selbst zum Wort und geben durch ihre Ausführungen eine doppelt interessante Darstellung des japanischen Geistes. Außer einigen Originalbeiträgen von den japanischen Pastoren des AEPM und in Deutschland weilenden Freunden des Vereins sind unter der Rubrik „Japanisches" in vielen Jahrgängen Zeitungsstimmen, kleinere Aufsätze und dergleichen von christlichen und nichtchristlichen Japanern zu finden. In ähnlicher Weise gibt D. Faber durch eine bunte Zusammenstellung von Zeitungsausschnitten aus der Pekinger Gazette, dem Amtsblatt der kaiserlich chinesischen Regierung, einen „Authentischen Sittenspiegel der Chinesen" (IV bis VI). — Doch eine Aufzählung aller einzelnen Arbeiten würde ermüden. Aus den genannten wird man schon einen Einblick in die Reichhaltigkeit der Zeitschrift bekommen haben. Es sei nur noch hinzugefügt, daß auch über andere Religionen viele, z. T. inhaltlich bedeutende Aufsätze gebracht werden; so zur indischen Religionswissenschaft von Happel, Franke u. A., zur parsischen Religion, zum Islam. Indien war Anfangs ebenfalls als Missionsgebiet für den AEPM in Aussicht genommen; man stand in Brief- und Schriftenwechsel und auch in persönlichem Verkehr mit den Vertretern des Brahmo Somadsch (I 52; VI 206 ff). Auch die Religion der Naturvölker findet eingehende Berücksichtigung in Aufsätzen voll gründlicher Gelehrsamkeit von Gloatz (VI ff.) und Frobenius (XIV).

Zeigt sich schon in diesen religionsgeschichtlichen Arbeiten, wie Wissenschaft und Praxis einander dienen, so tritt dies ebenso sehr auf einem andern Gebiete zu Tage, nämlich in der Missionsgeschichte. Die neutestamentliche Forschung wäre vielleicht vor manchem Irrweg bewahrt geblieben, wenn man, statt

mit minutiösem Scharfsinn aus den neutestamentlichen Briefen „Lehrbegriffe" herauszudestillieren, eine lebendigere Anschauung von der Missionsarbeit und ein lebendigeres Gefühl dafür gehabt hätte, daß ein Mann wie Paulus in erster Linie Missionar gewesen ist. Man lese nur einmal die lange Abhandlung von Faber „Der Apostel Paulus in Europa" (in ZMR IV—VI). Hier wird (ohne historische Bibelkritik) im Anschluß an die Apostelgeschichte und einzelne Briefe die Missionstätigkeit des Paulus als Vorbild für die Mission in China verwertet. Die eingestreuten Bemerkungen des Missionars können auch dem neutestamentlichen Forscher über Vieles ein neues Licht geben. — In Aufsätzen über die Mission des Mittelalters (Werner und Meinhold, VI und VII) lassen sich die starken und die schwachen Seiten der katholischen Missionspraxis auch von heutzutage einleuchtend klar machen. Haas schildert (XV) auf Grund eingehender Quellenforschung die erste Einführung des Christentums in Japan durch den Jesuiten Franz Xavier (1549) mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten. An dem Norweger Hans Egede, dem Apostel Grönlands, der unabhängig vom Pietismus, vor allem aus patriotischen Motiven sein Werk unternahm und es für nötig hielt, die Wilden zuerst zu gesitteten Menschen zu machen, ehe man Christen aus ihnen bilden könne, sucht Egli zu zeigen, daß auch auf dem Felde der Mission verschiedene kirchliche Parteien sich betätigen, sowie verschiedene Standpunkte und Motive segensreich zur Geltung gelangen können (III). „Zinzendorfs Bedeutung für die Mission" sieht Arper (XV) in dem frommen und freien Geist, der nicht dogmatische Formeln und kirchliche Eigentümlichkeiten der Heimat auf die Heidenländer übertragen, sondern ihnen vor allem Jesus ans Herz legen will. Unter den orientierenden Berichten über die Mission der Gegenwart auf den verschiedenen Missionsfeldern ragt in den ersten Jahrgängen der ZMR besonders der Ueberblick über die gesamte evangelische Missionsarbeit in Japan von Ritter hervor, der später (1890) unter dem Titel „30 Jahre protestantischer Mission in Japan" als selbständiges Buch erschien und auch mit einer Fortführung bis in die neueste Zeit ins Englische übersetzt worden ist.

Missionsgeschichtliche Forschungen führen von selbst hinein in grundsätzliche und technische Fragen über den rechten Betrieb der Missionsarbeit. Der Neuling, der soeben erst anfängt, sich in derartiger Missionsliteratur umzusehen, ist überrascht von der Fülle interessanter Probleme, die hier vorliegen. „Der praktische Missionsbetrieb stellt uns vor ein Gebiet von geradezu riesigem Umfang. Die Probleme, die es zu lösen gilt, sind nicht nur zahlreich, sondern auch so vielseitig verwickelt und kasuell, daß Alles, was man in einem selbst umfangreichen Buche darüber schreibt, doch nur ist wie das Kräuseln am Abendgewölk. Von der Mission als einer Winkelsache zu reden, ist eine Beschränktheit ohne Gleichen. Je länger ich mich mit ihr beschäftige, desto gigantischer wird mir ihr Werk, und desto ungenügender erscheint mir Alles, was ich darüber schreibe." Diese Worte Warnecks (Evangelische Missionslehre III. 1. S. IV) findet man beim Studium der ZMR bestätigt.

Hatten die Vertreter der AEPM, z. B. der geistige Urheber des Vereins, Buß, („Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung") in der ersten Zeit wohl gemeint, mit dem Schlagwort „Völkerbekehrung" der alten pietistischen Einzelbekehrung eine ganz neue Missionsmethode gegenüber stellen zu können, so wurden diese theoretischen Erwägungen durch die Praxis bald korrigiert. Der erste Missionar des Vereins, Spinner, der vor seiner Aussendung ebenso gedacht hatte, erklärte nach kurzem Wirken in Tokio (1889. IV 56): „Die halieutische Arbeit am Einzelnen und Gemeindegründung, aber nicht Wirkung auf die Masse muß in einem Lande wie Japan der Ausgangspunkt für die Mission sein." In einem Vortrage „Der Missionar unter den Kulturvölkern" (VII) hat er dies eingehender ausgeführt. Mehrere der anderen Missionare stimmen ihm in besonderen Aufsätzen oder in gelegentlichen Bemerkungen innerhalb ihrer Berichte zu, so Munzinger in einem Aufsatze über „die Missionsgemeinde und ihr inneres Leben" (VI), der die Sulzeschen Ideale auf das Missionsgebiet überträgt. Aber die Arbeit, an die man vor allem dachte, wenn man von Bearbeitung der Volksmassen, von Beeinflussung des allgemeinen Volksgeistes sprach, hat doch im AEPM stets eine besondere Pflegestätte gehabt, nämlich die literarische Mission. D. Faber war schließlich nur schriftstellerisch tätig. Nur mit Bewunderung kann man den schlichten Bericht über seine Missionsgrundsätze und seine Leistungen lesen, den er nach 34jähriger Arbeit in China kurz vor seinem Tode veröffentlicht hat: „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China" (XIV); oder die Schilderung seines Wirkens von dem Fortsetzer seines Lebenswerkes, Pfarrer Kranz: „D. Ernst Faber als christlicher Apologet" (XVI). Auch in Japan ist die literarische Tätigkeit, Herausgabe einer Zeitschrift, von Traktaten und von Uebersetzungen geeigneter deutscher Werke, ein Hauptzweig in der Arbeit der Missionare, über den regelmäßig eingehend berichtet wird. Neben der literarischen Mission ist es vor allem Schultätigkeit, Ausbildung eingeborner Theologen in Japan, Volksschule und höhere Schule in China, und ärztliche Mission in mehreren Missionshospitälern, wodurch der AEPM zu wirken sucht, und worüber die ZMR manchen wertvollen Beitrag bringt.

Doch eine ausführlichere Darstellung der Arbeit des AEPM würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen. Hier galt es nur, einen Einblick in den Inhalt der Zeitschrift des Vereins zu geben. Aber wenn sie auch einen allgemeineren Charakter trägt, so gibt sie uns doch durch die Art der darin behandelten Gegenstände und besonders durch die in jeder Nummer sich findenden Vereinsnachrichten von selbst auch ein Bild von der Arbeit des Missionsvereins draußen sowohl wie in der Heimat: Anfangs ein rasches Aufblühen; auf dem Missionsfelde in Japan schnelle Erfolge; aber während der 90er Jahre bei der allgemeinen fremden- und christenfeindlichen Reaktion Stillstand und Rückgang des Werkes; mit der Jahrhundertwende neuer langsamer Fortschritt; in China Fabers umfangreiche fleißige Arbeit, Kranz' begeisterte opferfreudige Hilfe, bis er leider, weil der Zentralvorstand der von ihm geforderten dogmatischen Verengung der Statuten nicht nachgeben konnte, 1902 austrat; bei der Erwerbung des Schutzgebietes in Kiautschou sofortige Aufnahme der Mission daselbst; ein trauriger Anfang, Fabers Erkrankung und Tod; ein gesegneter Fortgang, freundschaftliche Fühlung mit den Chinesen durch das zu Fabers Gedächtnis gestiftete Faberhospital, unter Wilhelms Leitung ein rasch wachsendes Schulwesen; daneben Sammlung und Befestigung der deutschen Gemeinden in Tokio-Yokohama und Shanghai durch die Sendboten des Missionsvereins. — Es hat einen großen Reiz, all die kleinen Notizen im Zusammenhang zu lesen. Es rollt darin ein ganzes Stück Welt-, Religions- und Kirchengeschichte der Gegenwart an uns vorüber: die großen Ereignisse in Ostasien vom Tonkinkriege bis zum russisch-japanischen Krieg, die religiöse Gärung unter den alten Kulturvölkern des Ostens, leider auch, in den immer wieder nötigen Verteidigungen des AEPM gegen berufene und unberufene Kritiker, das ganze Elend der kirchlichen und theologischen Parteikämpfe in Deutschland.

Aber man gewinnt aus der fortgesetzten Beschäftigung mit den großen, so tief innerlichen und so weltweiten Aufgaben, von denen die Hefte der ZMR reden, die Ueberzeugung: Hier ist eine Arbeit, an der unsere ungesunden Verhältnisse genesen könnten. Und man gewinnt daraus die Hoffnung, daß auch unter den gebildeten freien Protestanten das Verständnis und die opferwillige Begeisterung für dies notwendige und gesegnete Werk in ständigem Zunehmen begriffen ist. Möge es der ZMR beschieden sein, in dem begonnenen dritten Jahrzehnt ihres Bestehens noch mehr als bisher vor einem immerfort wachsenden Leserkreis zur Weckung des Missionssinnes, zur Förderung des Missionseifers, zur Kenntnis der Missionsarbeit, zur Vertiefung der Missionsprobleme und zum Ausbau der Missionswissenschaft beizutragen.

Wilhelm Lueken

Das Erbe der Stubenrauch[1]

Roman in zwei Büchern von Wilhelm Schaer. Goslar, Lattmann. Zweites Tausend. 447 S. Geheftet*) 4, gebunden 5 Mk.

1

Vielleicht sind die Geschichten einer Jugend, einer Entwicklung, einer Belebung manchem allmählich allzu zahlreich geworden. Auch ein guter Gedanke kann totgehetzt werden. Wie groß die Reihe der nach gleichem Schema gearbeiteten Romane inzwischen geworden ist, will ich lieber nicht erörtern, der Leser würde erschrecken, wollte ich sie alle aufzählen. Aber man muß gerecht sein. Dieser Gedanke vertrug, ja forderte mannigfaltige Ausführung. Hat Gott nicht die Menschen sehr verschieden erschaffen? Muß es uns nicht reizen, wenn wir überhaupt Charakterstudien im Roman lieben, verschiedene Charaktere zu studieren — verschieden nach Individualität, Entwicklungsgang und Lebensgeschick, nach Stand und Beruf?

Wilhelm Schaer hat den ganz lobenswerten Gedanken gehabt, die Entwicklungsgeschichte eines jungen Theologen vorzuführen. Er hebt — nach bekannten Mustern — bei der Geburt an, verfolgt die Kindheit sehr genau, verweilt bei der Studentenzeit und läßt den Helden sterben, ehe er irgend zum Ziel des Berufes gelangt ist. Aber weil das Vaterhaus des Karl Hermann Bonifazius Stubenrauch ein Pfarrhaus ist, atmen wir auch schon im ersten Teil theologische Luft und gewinnen die Möglichkeit, zwei theologische Generationen zu überschauen, — so, wie sie sich im Kopfe des Dichters spiegeln.

Auf dieser Ueberschau ruht die Bedeutung des Romans. Was neben den Theologen zur Geltung kommt, ist Staffage und nur um der Beziehung oder des Gegensatzes willen geschaffen. Trotzdem finden sich unter den Nebenfiguren ein paar ganz gute Gestalten, die dem Talent Wilhelm Schaers für Charakterzeichnung alle Ehre machen.

Das Buch ist nicht reich an Handlung. Es enthält Breiten, die ermüdend wirken können. Es wiederholt zuweilen ohne Not, ordnet auch nicht immer sehr überzeugend. Wer nicht selber Lust verspürt, dem Gang eines Kinderlebens nachzuspüren, und wer nicht Interesse gerade für die Zeichnung eines Pastorhauses und seiner Insassen hat, dem kanns passieren, daß er die Lektüre vor der Zeit satt bekommt. Aehnliche Urteile, nur ohne diese Einschränkungen, habe ich gelesen. Aber gerade darum betone ich diese Einschränkungen sehr scharf. Mich hat das Buch trotz Allem gefesselt. Also wirds auch wohl Andern so gehen. Als ein Kunstwerk ersten Ranges will ichs aber darum nicht entfernt bezeichnen.

2

Wie spiegelt sich nun Pfarrhausleben und Theologenart in dieses Schriftstellers Kopf?

Vater Stubenrauch ist Pastor in einem hannoverschen Dorf mit Damenstift: „Klosterpaster." Ein harter Mann. „Durch Härte und Unerbittlichkeit regiert man die Welt." Den Kindern gegenüber, der ersten Frau gegenüber — Härte, fast nichts als Härte. Dem Klosterpächter, dem er grollt, schreibt er nach dem Tode der Frau, dieser Schlag sei als Strafe des Himmels anzusehen. Sein Amt faßt er recht merkwürdig auf. „Der Beruf des Geistlichen ist der vornehmste. .... Als Geistlicher herrscht man. Als Geistlicher ist man Herr über die Gläubigen." Der Bruder Konsistorialrat hat ihn wunderbare Dinge gelehrt: „Vorsicht, Freundchen! Verleugne mehr deine Persönlichkeit! Trag kein eigenes Gedankenwerk unter die Leute! Wer weiter kommen will, hält sich an hergebrachte Dinge!" Dem Sohne, der zu freien Anschauungen gekommen, schreibt er: Auch er habe damals als Student unter Onkel Konsistorialrats weiser Leitung der allzu nackten Wahrheit den Rücken gekehrt. Das Amt fordere so manches Opfer an persönlicher Ueberzeugung und die Familie Brot, da dürfe die Wahrheit sich nicht wundern, wenn einer ihrer Diener mal Fünf gerade sein lasse, indem er anders predige, als er eigentlich gedacht habe und im Geheimen auch jetzt noch manchmal denke. Die Selbsttäuschung sei ja nicht immer vollkommen. Aber Selbsttäuschung sei jedenfalls immer erlaubt.

Soll das der Typus eines orthodoxen Pfarrers sein? Ja, ist denn der Vorwurf der Heuchelei wirklich nicht tot zu kriegen? Muß ihn jeder Schriftsteller erheben, der sich ans Pfarrhaus wagt? Schaer will der heuchelnden orthodoxen Generation die wahrheitsfrohe moderne Art gegenüberstellen. Aber wir freuen uns des hellen Lichtes nicht, in dem wir gegenüber diesem tiefen Schatten erscheinen. Nein, wir erklären dem Dichter, daß er sich gründlich geirrt hat. So versteht man unsere Orthodoxen nicht. So nicht.

3

Der junge Stubenrauch kommt in Göttingen in ein Studentenheim, das Pastor Dunker leitet. Ein abscheuliches Ding, dieses Stift. Das Wort Muckerei wäre dafür ein Euphemismus. Sollte es irgendwo in einem Theologenstift ähnlich zugehen? Ich könnte mir höchstens, allerhöchstens denken, daß ein von Gemeinschaftskreisen beeinflußtes Haus einige Anknüpfungspunkte für die Schilderung des geistigen Niveaus darin böte. Aber eben nur Anknüpfungspunkte. Sonst nichts.

Die Enge des geistigen Horizonts der Stiftsinsassen schreckt den jungen Studenten. Die Unduldsamkeit ihres Urteils über Andersdenkende verträgt er nicht. Aus dem Vermächtnis seiner Mutter tönt ihm gerade jetzt der dringende Ruf entgegen: Sei duldsam gegen Andersdenkende! Er opponiert endlich einmal gegen die Verdammungsurteile und wird von oben herunter abgekanzelt. Ein ähnliches Ereignis — der Fall Weingart wird beurteilt — löst sein Verhältnis zum Stift. Ein Professor bestärkt ihn in seiner Art, milde zu urteilen und Toleranz zu üben. Er lernt Menschen kennen, Menschen aus sehr verschiedenen Ständen; soziale Gedanken fangen an, ihn zu beeinflussen. Er studiert. Er fühlt Zweifel kommen, die ihm für seine eigenen Anschauungen bisher fern geblieben. Ein Jugendfreund, Mediziner, befestigt ihn in dem Vorsatz, nach der Wahrheit Gottes zu forschen. Dazwischen Anfechtungen. „Die Geister vergangener Zeiten klopften bei ihm an. Sie warben um seine Seele. Sie schlugen ihm ihre sinnenverwirrenden Moderdüfte ins Gesicht. Sie zeigten ihm den Glanz der Kirche, den Reiz ihrer vernunftwidrigen Geheimnisse und damit die Macht ihrer Diener über die leichtgläubige Masse. Blindlings glauben, was die Kirchenväter glauben heißen, ist doch bequemer, als selber nach neuer Erkenntnis forschen . . ." Aber über dem Studium der Dogmatik geht der alte Glaube in die Brüche. Die religionsgeschichtliche Betrachtung führt ihn zu der Erkenntnis, daß auch in dem heutigen Kulte die höchste Vollendung noch nicht gefunden ist. Undogmatisches Christentum wird seine Losung. Der Freund bringt ihn auf Kants Kritik der reinen Vernunft, und die hilft in gleicher Richtung vorwärts.

Das Ende kommt rasch. Pekuniäre Sorgen, starke Ueberanstrengung ruinieren ihn. Die Sorge, wie er mit seinen Anschauungen vor der Welt bestehen wird, erdrückt ihn. Eine akute Krankheit rafft ihn hin.

Die kurze Skizze wird einigermaßen hinreichen, um zu zeigen, worauf Wilhelm Schaer hinauswill. Die Schilderung der geistigen Entwicklung strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Manche Einzelheiten lassen begründete Zweifel an der intimen Sachkenntnis des Autors aufkommen. Die ganze Entwicklung ist, gerade in entscheidenden Partieen, oberflächlich beschrieben. Wir erfahren die Resultate und bekommen ein paar Winke darüber, wie es zugegangen ist. Mehr nicht. Die entscheidende Einwirkung Kants, der dem Theologen erst von einem Mediziner nahegebracht werden muß, scheint mir in diesem Stadium des geistigen Ringens und in dieser Form sehr unwahrscheinlich. Ob der Abschluß mit seinem sentimentalen Einschlag gut gewählt ist, darf billig bezweifelt werden. Anderseits steht fest, daß richtige Beobachtungen dem Gesamtbild zu Grunde liegen und daß — auch wenn man alle Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten in Rechnung zieht — immerhin noch genug übrig bleibt, was zu denken gibt. Vielleicht ist der größte Fehler der, daß die geistige Entwicklung in einem Augenblick abbricht,

*) Die schlechte Heftung erschwert die Lektüre eines ungebundenen Exemplars sehr.

wo sie sicherlich nicht als fertig angesehen werden kann. Aber in jedem Fall liegt ein wenn schon nicht geglückter, doch beachtenswerter Versuch vor, das Werden der Ueberzeugungen in der Seele eines jungen Theologen von heut zu verfolgen.

4

Nur die kirchliche und theologische Seite der Sache habe ich beachtet. Neben der Theologie geht das Leben her; und Schaer zeichnet das Leben ohne Theologie vielleicht besser als die Theologie für sich. Allerdings — ganz wahrscheinlich ist auch in dieser Hinsicht nicht Alles geworden. Aber das muß bei Seite bleiben.

Nur ein Kuriosum noch. Eine Hamburger Buchhandlung entrüstete sich, nachdem sie von Frenssens Hilligenlei eine Reihe Exemplare verkauft hatte, über dieses Buches Abscheulichkeit. Sie erbot sich, alle bei ihr gekauften Exemplare desselben gegen Schaers „Das Erbe der Stubenrauch" umzutauschen, und ward darob vom Reichsboten gelobt. Schaers Verlag erklärte alsbald, daß dieser gegen Hilligenlei ausgespielte Roman Schaers „ebenfalls auf theologisch völlig liberaler Grundanschauung stehe und in dieser Hinsicht keineswegs als Gegenstück zu Frenssens »Hilligenlei« ausgelegt werden könne." Das ist natürlich völlig richtig. Ja, ich gestehe, daß ich noch aus andern Gründen über diesen angebotenen Umtausch höchst erstaunt bin. Man denke doch an die abscheuliche Zeichnung des alten Stubenrauch, — und in ihm der Orthodoxie! Aber so gehts. Unter andren Verhältnissen hätte die kirchliche Presse den Mann, der das Erbe der Stubenrauch empfohlen, mit heiliger Verachtung behandelt. . . . Unter andren Verhältnissen! Ironie des Schicksals!

Martin Schian

Verschiedenes

Jemand und ich. Ein Gespräch über Monismus, Ethik und Christentum, den Metaphysikern des Bremer Roland gewidmet von Paul Natorp. Stuttgart, Fr. Frommann 1906. 51 S. 1 Mk.

In der Form eines platonischen Gesprächs behandelt Natorp hier die Angriffe der monistischen Bremer Lehrer, mit dem feinen Lächeln des Philosophen über die Toren, die von dem, was sie sagen, selber keinen Begriff haben und das selber am gründlichsten sind, was sie an Andern bekämpfen: Dogmatisten, Metaphysiker, Zurückgebliebene. Doch das Wesentliche ist ihm die Klarstellung der Sache: das Recht des Religionsunterrichts in der Schule. Um des sittlichen Elements willen, das der „heimliche Lenker" in allem Religiösen ist und sich geschichtlich „mit etwas wie Naturnotwendigkeit in das Gewand des Religiösen kleidet" und darum gerade dem Kinde gar nicht anders anschaulich werden kann, ist der Religionsunterricht notwendig, d. h. ein Unterricht „über", nicht „in" Religion, gleich dem Unterricht auf dem Gebiete der Literatur, der den Schüler nicht zum Dichten, sondern zum Verstehen der Dichtung befähigen soll. Dabei werden insonderheit die Vorwürfe der Monisten gegen das Christentum als gänzlich unberechtigt abgewiesen. — Das Schriftchen, das mir erst nach Absendung meines Artikels über den „Monistenbund" in die Hände kam, ist für die Auseinandersetzung mit der monistischen Begriffsverwirrung als eine Klärung der Grundbegriffe von berufenster, unparteiischer Seite äußerst dankbar zu begrüßen, insonderheit auch der äußeren Form wegen in ihrer leichteren Eingänglichkeit. — Aber was heißt nun „Verstehen" der Dichtung? Wer sie nicht liebt, hat der sie verstanden? Und kann man anders Dichtung verstehen, als indem einem die einzelnen konkreten Kunstwerke geliebte Offenbarungen des Lebens und seiner Wahrheit werden? Mir scheint, solch Verständnis soll ein rechter Lehrer wecken und dazu braucht er Begeisterung für die Sache. Was Natorp mit Recht auf religiösem Gebiete abweist, ist dann aber nur das erbauliche Hineinreden solcher Begeisterung in die Kinder, während der groß und lebendig vorgeführte Gegenstand allein sie wecken müßte. Das trifft nur die alte Methode, nicht das alte Ziel. Aber wird der Lehrer überhaupt mit Begeisterung die weltüberwindende Gewißheit darstellen können: „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt", wenn ihm mit Natorp das letzte Ziel die „reine Ethisierung der Religion" im Sinne der „abstrakten Formel" ist, die dem Philosophen schon heute „genug", aber für Kind und Volk „in absehbarer Zeit" noch nicht verständlich ist? „In der Gottesidee ist die sittliche Idee der Zieleinheit vorgeahnt" — heißt das nicht: das Lebendige hat die Bedeutung, daß in ihm die Begriffe des Lebens vorgeahnt sind? das Kunstwerk die Bedeutung, daß man aus ihm die Prinzipien der Kunst herausschälen kann? Dann freilich mag die religiöse Sprache eines Pestalozzi die „schlichte" Sprache, die Sprache der Philosophie aber die große, königliche Sprache der Wahrheit sein. Aber welche ist es, die uns überwältigt?

H v Lüpke

Die Lieder im Gottesdienste. Von D. Klingender, Studiendirektor in Hofgeismar, Kassel, Friedr. Lometsch 1906. 20 S.

„Der kirchliche Gesang ist das eigentliche Mittel der Betätigung der Gemeinde im Gottesdienste." Darum entscheidet über die in der Kirche zu singenden Lieder allein die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gemeinde. Die Lieder müssen also deren Bekenntnisse sein. Daraus folgert Klingender, daß nicht alle in unseren Gesangbüchern stehenden Lieder für die Kirche brauchbar sind. Folgende Bedingungen sind zu erfüllen: die Lieder seien möglichst objektiv, nicht doktrinär, allgemein gültig, kirchlichen Tones. Er verwirft als kirchlich unbrauchbar die „geistlichen Lieder", die allzu subjektiv und gelegenheitsmäßig gefärbten, selbst eines wie das Sylvesterlied: „Das Jahr geht still zu Ende." Daran knüpfen sich praktische Ratschläge für die Auswahl der Lieder durch den Geistlichen. Klingender hält es für eine „dankbare Aufgabe, unsern Gemeinden den Reichtum unserer Lieder zu erschließen." — So unzweifelhaft das ist, und so dankenswert die Anregungen für den Gebrauch unserer Lieder sind, so viel dringender erscheint uns doch die Frage, wie wir unseren Gemeinden ein im besten Sinne zeitgemäßes Gesangbuch schaffen, formale und inhaltliche Anstöße beseitigen, nicht nur den alten Schatz bewahren, sondern ihn durch neue Dichtungen heutiger Frömmigkeit vermehren, Ueberlebtes ausscheiden. Diese brennende Frage einer Gesangbuchreform scheint Klingender fremd zu sein.

Nithack-Stahn

Kleine Mitteilungen. Vor einiger Zeit forderte Pastor Heine in Wörbzig bei Cöthen im Anzeigenteil unsers Blattes auf, ihn bei der Sammlung von neuen dem Geschmack des modernen Christen zusagenden Liedern zu unterstützen, die etwa später im Gesangbuch Aufnahme finden könnten. Diese Anzeige erregte den Zorn einer Kirchenzeitung, die sich durch maßlosen Fanatismus auszeichnet. Man muß solchen Geistern ins Angesicht widerstehen, und so freut es uns herzlich, nach den neulichen Bemerkungen Hackmanns zur Sache (Nr. 29 Sp. 689 f.) heute den Aufsatz von Nithack-Stahn veröffentlichen zu können. Beide haben geschrieben, ohne den Ausbruch jener Kirchenzeitung zu kennen. Was Nithack-Stahn ausführt, wird Vielen aus der Seele gesprochen sein; ich für meine Person gehöre zu den „Archaisten." Ich will die alten Lieder möglichst echt und alt. Ich werde mir die Freude an „Breit aus die Flügel beide" niemals nehmen lassen. Aber man muß zugeben, daß sich das mit dem Gemeinbedürfnis der Gemeinde vielerwärts nicht deckt. Umso lieber stimme ich in den Wunsch nach neuen Liedern ein, aus der Zeit und für die Zeit gesungen. Es gibt ihrer schon, man muß sie nur sammeln und sich die Lust daran nicht durch den Vergleich mit den Perlen alter Kirchenliederdichtung verkümmern lassen. Unser kurhessisches Gesangbuch hat einen „Anhang geistlicher Lieder" mit 42 Nummern, meist freilich auch nicht neuesten Datums, aber sehr dankenswert doch. Daß das Konsistorium versucht hat, seinen Pfarrern den Gebrauch dieser Anhangslieder im Gottesdienste zu verbieten, ist ein Curiosum und wird sich nicht halten lassen. Warum soll ein Pfarrer mit seiner Gemeinde nicht auch einmal singen: „So nimm denn meine Hände"? Die Gemeinde singt es mit Freude und Rührung, und Gott gefällt es.

Von Nihack-Stahn ist übrigens ein Roman erschienen: Der Mittler. Halle a. S., J. Frickes Verlag. 387 S. 3,50 Mk. gebunden 4,50. Die Besprechung folgt.

Unser Zwiegespräch mit Superintendent Krückeberg in Nr. 28 f. hat einen sehr erfreulichen Widerhall gefunden in einem Artikel von Paul Le Seur Nr. 31 der Reformation. Wir schrieben gern mehr aus; nur wenige Sätze:

„Im parteipolitischen Hader verschieben sich oft die Dinge, bis ein Zerrbild der Wirklichkeit da steht. Es ist keine geschickte Fragestellung, wer mehr leistet, Positive oder Liberale. Es gibt furchtbare Positive, die Tod um sich verbreiten, und es gibt sehr linksstehende Pastoren, die, weil sie selbst Leben aus Gott haben, wahrhaft fruchtbar sind... Wir meinen, für unsere eigene Religiosität und für die Erweckung wahrhaft religiösen Lebens der Botschaft vom Gekreuzigten und Auferstandenen, besser noch, des lebendigen, gegenwärtigen Heilandes zu bedürfen. Wir haben mit Paulus, mit Luther unter dem Kreuze unsere Schuld in ihrer ganzen Tiefe erkannt. Aber in der Lebensgemeinschaft mit dem Auferstandenen fanden wir Vergebung unserer Schuld und Kraft zu neuem Leben in heiliger Liebe. Ihr dort drüben meint, daß Gott durch den toten (?!) Heiland, durch das heilige Bild, das er zurückließ, oder durch die gloriose (!) Idee, die sich mit seinem Namen verknüpft, dasselbe gebe, was wir haben. Ihr meint religiös ebenso reich zu sein und ebenso reich machen zu können. Wohlan, nehmt hier den Handschuh auf. Es ist das zarteste, keuscheste Gebiet menschlichen Lebens, und nur Gott kann da Richter sein. Spannt alle Kraft an, in der Demut tiefer Schulderkenntnis und in fröhlicher, sieghafter Heilsgewißheit, in bedingungsloser, völliger Hingabe, in der heiligen Liebe, die nie das Ihre sucht, sondern nur Gott und den Nächsten, das Höchste zu leisten. Laßt Gott und Seine Ehre und Sein Reich den verzehrenden Gedanken, das demütige, aber stahlharte Wollen Eures Lebens werden — auf dem Wege werden wir uns treffen ..."

Vortrefflich! Aber aus solcher Gesinnung heraus kann man doch Kolloquien wie das Wöllnersche — pardon! Zöllnersche — in Münster nicht billigen?

Sp. 779 Z. 11 v. u. lies: après quoi ils pourront.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 22. August 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Das Lebensbild Jesu in Hilligenlei (Handelsrealschullehrer Wachsmuth).

Potsdam

in „Stadt Königsberg"
Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober

Mittwoch den 3. Oktober Nachmittags 4 Uhr: **Unsre Aufgabe.** Professor Herrmann aus Marburg. Keine Diskussion. — **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Professor Baumgarten aus Kiel. Diskussion.

Donnerstag den 4. Vormittag 9 Uhr Fortsetzung: **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Diskussion.

Versammlungskalender

21.—23.	August	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Zürich
2.— 4.	September	Kirchengesangvereinstag Schleswig
3.— 5.	"	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	"	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	"	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
25.—27.	"	Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27.	"	Theologischer Ferienkursus Dresden
1.— 3.	Oktober	Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge Berlin
2.—12.	"	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3. 4.	"	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
8.—10.	"	Theologischer Ferienkursus Marburg
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	"	Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
15.	"	Fahrkursus der Christlich-sozialen Frauenschule Hannover
18.—20.	"	Deutsch-evang. Kirchengesang-Verein Schleswig
23.—25.	"	Theologischer Ferienkursus Bonn

Zweiter apologetischer Instruktionskursus

2. bis 12. Oktober 1906 in der Königlichen Universität zu Berlin

D. Seeberg, Professor der Theologie an der Universität Berlin, über „Jesus Christus" (5 Stunden). — D. von Orelli, Professor der Theologie an der Universität Basel, über „Positives und negatives Verhältnis des Christentums zu den heidnischen Religionen" (4 Stunden). — D. Grünberg, Pfarrer in Straßburg i. Els., über „Schöpfung, Vorsehung und das Uebel in der Welt" (4 Stunden). — Dr. von Rohden, Pfarrer, Hauptagent der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft zu Düsseldorf, über „Erbliche Belastung und ethische Verantwortung" (3 Stunden). — D. Stoecker, Hofprediger a. D. in Berlin, über „Protestantismus, Kapitalismus und Sozialismus" (3 Stunden). — Dr. Schiemann, Professor der Geschichte an der Universität Berlin, über „Geschichtliche Lehren aus den jüngsten Revolutionsbewegungen" (2 Stunden). — Mahling, Pfarrer in Frankfurt a. M. über „Probleme der modernen Frauenfrage" (3 Stunden). — Dr. Wurster, Professor, Direktor des Predigerseminars zu Friedberg, über „Apologetische Bedeutung der christlichen Liebestätigkeit" (2 Stunden). — D. Buchner, Unitäts-Direktor der Brüdergemeine zu Berthelsdorf b. Herrnhut, über „Heidenmission und Kolonisation" (2 Stunden). — Hennig, Pastor, Direktor des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg, über „Praktische Apologetik in Vereinen und Versammlungen" (Gestaltung des Vortragwesens, 1 Stunde). — Scheffen, Pastor in Berlin, über „Praktische Apologetik der Presse" (1 Stunde).

Anmeldungen bis zum 15. September erwünscht. Mitgliedskarte 5 Mk., für die einzelnen Vortragscyklen Karten 1 Mk. Nähere Auskunft durch Pastor W. Scheffen, in Berlin W. 35, Genthinerstraße 38.

Der Central-Ausschuß für Innere Mission
D. Weiß

Zweiter Hessischer und Nassauischer

Theologischer Ferienkursus

8. bis 10. Oktober in Marburg

Professor D. W. Herrmann: Die Aufgabe der evangelischen Dogmatik in der Gegenwart (an Beispielen erläutert).

Professor D. A. Jülicher: Neue Linien in der Kritik der Ueberlieferung der evangelischen Geschichte (Wrede, Wellhausen, Harnack).

Professor D. J. Weiß: Die Entstehung der neutestamentlichen Christologie im Lichte der neuen religionsgeschichtlichen Forschung.

Wissenschaftlicher Ferienkursus für evangelische Theologen

aus Rheinland und Westfalen

in Bonn am 23., 24. und 25. Oktober 1906

Professor Clemen: Vorbildliche Seiten am kirchlichen Leben Englands. — Professor Meinhold: Ueber Weisheit und Weisheitsliteratur bei den Hebräern. — Professor Sell: Katholizismus und Protestantismus in Religion, Politik und Kultur.

Im Evangelischen Gemeindehaus, Rathausgasse 2.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse.
Druckerei Bauer, Marburg a. L.

Blitzableiterprüfungen

mit Widerstandsmessungen der Ab- und Erdleitungen an **Kirchen** und **Türmen** zc. Reparatur und Erneuerung von **Blitzableitungen, Turmkreuzen, Fahnen** und **Knöpfen.** Wettersichere Einfassung von **Turmspitzen** in jedem Metall. Ausführung ohne **besonderes Gerüst** billig und zweckmäßig. Langjährige Erfahrungen.

U. and. ausgeführt: Kirchen zu Strehla, Radeburg, Lommatzsch, Wantewitz, Lenz, Weinböhla, Cölln a. E., Etzdorf, Roßwein, Schönfeld b. Pillnitz, Stolpen i. S., Schönbrunn b. Wolkenstein, Burkau, Porschdorf a. E., Striesen, Rudolstadt, Reschwitz, Dörnfeld, Stockhausen i. Thür., Bloßwitz, Hayda, Nauwalde, Frauenhain, Wildenhain, Lichtensee, Streumen, Röderau, Gröditz b. R., Königl. Garnison-Kirche Dresden zc.

Großenhain i. S. **Anton Klette,** Schlossermstr.
Inhaber der K. S. Staats-Medaille.

XIX. Deutscher Evangelischer Kirchengesangvereinstag in Schleswig

vom 2. bis 4. September 1906

Sonntag den 2. September nachmittags 3 im Rathaussaale Sitzung des Zentralausschusses des Evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland und der Vertreter der deutschen Landes- und Provinzialvereine. (Gäste willkommen.) — Abends 8 Begrüssungsversammlung im Rathaussaale.

Montag den 3. September früh 7 Choralblasen vom Domturm. — Vormittags 9 ½ Hauptversammlung im Rathaussaale: Begrüssungen; Vortrag des Superintendenten D. Nelle aus Hamm i. W. über „Paul Gerhardt-Feiern im Paul Gerhardtjahre 1907"; Diskussion. — Nachmittags 4 ½ Festgottesdienst im Dom nach der v. Liliencronschen Chorordnung (Michaelisfestordnung). Prediger Kirchenpropst Petersen in Hadersleben. — Abends ½ 8 Festliche Vereinigung in Frau Nissens Gesellschaftshaus.

Dienstag den 4. September Besichtigung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten und eventuell Fahrt auf der Schlei.

Näheres durch Kirchenpropst Stoltenberg in Schleswig.

Zweiter Kongreß für Protestantischen Kirchenbau

5. bis 7. September 1906 in Dresden

Mittwoch, 5. September, ½ 8 Uhr Begrüßungsversammlung im Kgl. Belvedere auf der Brühlschen Terrasse.

Donnerstag, 6. September und Freitag, 7. September, jedesmal 10 bis 2 Uhr, Kongreßverhandlungen in der Andreas- (Interims-) Kirche am Stephanienplatz (nahe der Kunstgewerbeausstellung). Tagesordnung: 1. Eröffnung. Oberkonsistorialrat D. Dr. Dibelius-Dresden. — 2. Kirche und Kunst. Professor Dr. Clemen an der Universität Bonn. — 3. Künstlerische Ausgestaltung der Kirchen. a) Ausstattung des Raumes. Geheimer Baurat O. March-Charlottenburg und Pfarrer David Koch-Unterbalzheim a. Iller. b) Das kirchliche Kunstgewerbe. Geheimer Hofrat Dr. Gurlitt, Professor an der Technischen Hochschule Dresden. — 4. Axiale Stellung von Altar, Kanzel, Orgel a) bei lutherischer Observanz. D. Dibelius u. Baurat Graebner-Dresden. b) bei reformierter Observanz. Pfarrer Veesenmeyer-Wiesbaden. — 5. Erhaltung und Erneuerung der Kirchen. Geheimer Hofrat Dr. von Oechelhäuser, Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe, und Superintendent Bürkner-Auma in Thüringen. — 6. Die Kirche im Stadtbild. Landesbaurat Th. Goecke, Professor an der Technischen Hochschule Charlottenburg. — 7. Die Dorfkirche und der Friedhof. Pfarrer Hüttenrauch-Halle a. S. und ein technischer Referent.

Donnerstag Nachm. 3 ½ Uhr im Evangelischen Kirchenraum der Kunstgewerbeausstellung Orgelkonzert. Organist Alfred Sittard. — Nachm. 4 Uhr ebendaselbst Ansprache von Prof. Fritz Schumacher und anschließend Führung durch die Kunstgewerbeausstellung.

Freitag Nachm. 4 Uhr Besichtigung von Dresdner Kirchen. Führung.

Die Ausgabe der Mitgliedskarten (zu 3 Mk.) erfolgt an der Kreuzkirche 5, part. links und am Eingang zu den Versammlungen. Dafür am 5., 6. und 7. September freier Eintritt in die Kunstgewerbeausstellung. Sämtliche evangelische Kirchen Dresdens sind vom 5. bis 7. September den ganzen Tag über geöffnet.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 288 294 968 M. Vermögensbestand 98 000 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1905: 3 063 767 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90 % der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 34 Marburg i. H., den 23. August **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Mit Jesus verwandt

Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. Mark. 3, 35.

Jesu Angehörige verstanden ihn nicht. Sie meinten, er sei von Sinnen, und wollten ihn nach Hause bringen. Das hat ihm weh getan. Aber in der Gewißheit seiner göttlichen Berufung konnte es ihn nicht irre machen. Wollten die leiblichen Verwandten ihn nicht anerkennen, und wurde er ihnen immer mehr entfremdet, so schloß sich umso enger das Band der geistigen Verwandtschaft mit seinen Jüngern, mit Allen, die Gottes Willen erfaßten und taten.

Sind wir so mit Jesus verwandt? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob wir uns mit Recht Christen nennen dürfen. Und wo immer wir bei Menschen ein aufrichtiges Streben nach dem Tun des Gotteswillens finden, da haben wir jesusverwandten Geist, da sollen und wollen wir uns hüten vor absprechenden Urteilen, auch wenn wir in „Glaubenssachen" anders denken als jene. Unser Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn ist nur dann echt, wenn wir mit ihm eins sind in der Lebenslosung: Gottes Wille über Alles! A E

Ueber die Frage des Austritts aus der Kirche

(Nach einer Rede)

1

In jüngster Zeit ist öfters eine leidenschaftliche Agitation für den Austritt aus der Kirche in Szene gesetzt worden. Sie hat auch je einen gewissen Erfolg gehabt, obgleich nicht den, den man von der einen Seiten hoffte, von der andern vielleicht auch fürchtete. Daß ich in diese Agitation selbst einzutreten gedenke, wenn ich eine Rede darüber ankündige, werden Sie, meine Zuhörer, gewiß nicht erwarten. Ich gestehe Ihnen sogar, daß mein Interesse für diese Bewegung nicht so weit reichte, daß ich sie im Einzelnen hätte verfolgen mögen. Aber ich hatte eine ganz private, persönliche Veranlassung, mich mit der Frage des Austritts aus der Kirche aufs neue zu beschäftigen. Ein befreundetes Ehepaar, das sich nicht hatte kirchlich trauen lassen, das auch sein Kind nicht zur Taufe gebracht hatte, wünschte meine Meinung darüber zu hören, ob es nicht folgerichtig sein Verhältnis zur Kirche überhaupt lösen sollte. Daraus ergaben sich Erörterungen, in denen ich bald, statt Andre zu beraten, meine eigene Stellung verteidigen mußte. Ich hörte bei dieser Gelegenheit auch, daß mich Manche einer unbegreiflichen, ja unverzeihlichen Inkonsequenz beschuldigen, weil ich meinen Austritt aus der württembergischen Landeskirche nicht erklärt habe. Nachdem zwischen mir und meinen Freunden viel hin und her geredet worden war, hatte ich doch nicht den Eindruck, daß es mir gelungen sei, ganz zum Ausdruck zu bringen, was mich zu meinem Verhalten bestimmt. Ja noch mehr: es wurde mir wirklich zweifelhaft, ob es nicht doch meinem tatsächlichen Verhältnis zur Kirche am besten entsprechen würde, daß ich meinen Austritt aus ihr formell vollzöge. Ich habe also die ganze Sache, die mich seit längerer Zeit kaum mehr beschäftigt hatte, neu durchdenken müssen. Und da ich Ihnen, meine Zuhörer, das Recht zugestehe, darüber genau unterrichtet zu sein, wie ich zur Kirche stehe, so will ich die Abrechnung mit mir selbst, zu der ich so wieder genötigt wurde, Ihnen offen vortragen.

2

Ich beginne wohl am besten damit, daß ich Ihnen ins Gedächtnis zurückrufe, wie ich in meine eigentümliche Stellung zur Kirche gekommen bin. Manche von Ihnen, die mich erst seit kürzerer Zeit hören, werden davon überhaupt keine genaue Kenntnis haben. Das wissen Sie gewiß Alle, daß ich ein abgesetzter Pfarrer bin. Des Amtes entsetzt wurde ich, weil ich mich weigerte, und auf dieser Weigerung beharrte, die Taufe fernerhin in der vorgeschriebenen Weise zu vollziehen. Als ich nun aus dem Kirchendienst entlassen war, erstattete ich öffentlich genauen Bericht über meine bisherige religiöse Entwicklung, erklärte öffentlich, daß ich das Glaubensbekenntnis, das ich in meiner Konfirmation abgelegt, zurückgenommen habe, und richtete öffentlich an die evangelische Landeskirche Württembergs die Frage, ob ich so noch ihr Mitglied sei.*) Eine Antwort habe ich, wie zu erwarten, nicht erhalten. Ich bin aber aus der Kirche nicht ausgeschlossen worden: das hätte mir doch eröffnet werden müssen. Ich selbst habe, wie schon bemerkt, meinen Austritt auch nicht erklärt. Meine später geborenen Kinder habe ich auf den „Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" eines durch einen ordinierten Freund taufen lassen, eines selbst auf dieselbe Weise getauft und dem zuständigen Geistlichen davon Mitteilung gemacht. Darauf wurde mir erwidert, daß diese Taufen kirchliche Giltigkeit nicht haben.**) Meine älteren Kinder habe ich später davon zurückgehalten, in der Konfirmation ein Glaubensbekenntnis abzulegen, das ich selbst wieder zurücknehmen mußte. Darum hat sich Niemand bekümmert. Die Kirchensteuer hat mir die Kirche bis jetzt nicht abverlangt.

---

*) Eine Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1892.

*) Ein neuer Beitrag zur Taufpraxis und zum Taufrecht! Nach bremischem Recht, das sämtliche Juristen billigen, der Theologe Gottschick beanstandet hat, ist eine Taufe dadurch giltig, daß sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vollzogen wird. In Württemberg genügt das nicht, auch nicht wenn „ein ordinierter Freund" die Taufe vollzieht. Unseres Erachtens hätte dies doch genügen müssen, und sofern da ein Eingriff in die Amtssphäre des zuständigen Pfarrers stattgefunden hatte, die Sühne dafür auf andern Wege erfolgen müssen als durch Ungiltigkeitserklärung der Taufe. Uns scheint, das Kirchenrecht spielt ein wenig mit den „Sakramenten." D H

Eine Erklärung darüber hat mir die Kirche nicht gegeben; ich habe sie auch nicht erbeten.

Dies ist also mein wirkliches Verhältnis zur Kirche: ich frage sie, ob ich ihr Mitglied noch sei — sie gibt mir keine Antwort; ich ordne meine religiösen Angelegenheiten nach meiner Ueberzeugung — sie ignoriert mich. Also die einfachste, klarste Sache von der Welt. Ich glaubte deshalb auch, daß ich diesen Zustand meinerseits unbedenklich fortbestehen lassen könne, bis die Kirche durch eine Antwort auf meine Frage (die ich nicht zurückgenommen habe) ein neues Moment in die Sache bringe, zu dem ich natürlich wieder Stellung nehmen müßte. Und um es sofort zu sagen: dieser Meinung bin ich noch.

3

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie die Frage für mich eigentlich steht; und es scheint mir nicht überflüssig, dies noch deutlicher herauszustellen. Denn man kann den Austritt aus der Kirche unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten erwägen, vollziehen und unterlassen. Ich aber sehe diese Sache nur von einer Seite: alle andern will ich nicht in Betracht ziehen. Daß mich die eingetretene Agitation für den Austritt aus der Kirche so wenig interessiert, hat seine Ursache eben darin, daß sie die Frage anders stellt als ich.

Bei ihr spielen nämlich Zweckmäßigkeitsgründe eine bedeutende Rolle. So die Rücksicht auf den Vorteil und Nachteil, den je in seiner Weise der Austritt aus der Kirche oder das Verbleiben in der Kirche mit sich bringt. Da ferner die Kirche mit dem Staat verwachsen ist, so macht man politische Erwägungen für oder wider den Austritt aus der Kirche geltend. Endlich will man durch den Austritt aus der Kirche gegen die religiöse Haltung der Kirche demonstrieren; andererseits will man durch sein Verbleiben in der Kirche sich die Möglichkeit einer Einwirkung auf ihre religiöse Entwicklung offen halten. Auch in diesem Falle wird das Verhältnis zur Kirche noch als ein äußerliches betrachtet, das man als Mittel zur Erreichung eines Zweckes benützen könne. Und das gefällt mir nun eben nicht: ich glaubte durch solche Erwägungen mich und die Kirche und mein Verhältnis zu ihr zu entwürdigen.

Meine Frage ist nur diese, soll nur diese sein: ob ich zur Kirche gehöre oder nicht gehöre. So kann es mir ja auch fraglich werden, ob ich zu einer Rasse, einem Stamm, einer Familie gehöre oder nicht gehöre. Es handelt sich für mich also nur um die Feststellung eines Tatbestands; der etwaige Austritt aus der Kirche käme für mich nur in Betracht als Anerkennung und Offenbarung eines tatsächlichen Verhältnisses. Gehöre ich zur Kirche, so soll mich keine Unzufriedenheit, kein Zwist mit meiner Kirche verleiten, die Zugehörigkeit zu ihr zu verleugnen. Gehöre ich nicht zur Kirche, so soll mich Nichts hindern, dies öffentlich kund zu geben. Ich anerkenne keine Rücksicht der Zweckmäßigkeit, aber auch keine Rücksicht der Pietät, die es rechtfertigen könnte, daß ich für ein Glied der Kirche gelten wollte, das ich nach meinem Bewußtsein nicht wäre.

In dieser Fragestellung macht mich auch die Kirche selbst nicht irre; denn sie scheint selbst oft der Meinung zu sein, daß man aus Gründen in sie eintreten könne, solle. Die römisch-katholische Kirche meint, ich müsse um meines Heils willen ihr zugehören. Meine Antwort ist: daß ich eben nicht römischer Katholik bin; wie sichs bei diesem Tatbestand mit meinem Heil einmal verhalten wird, muß ich und kann ich wohl abwarten. Auch der evangelischen Kirche gehöre ich nicht um meines Heils willen an; sondern wenn ich zu ihr gehöre, nur weil ich zu ihr gehöre.

Die Frage liegt also für mich einfach genug. Und doch ist sie offenbar nicht so leicht zu beantworten. Aus welchem andern Grunde sollte mir denn die Kirche auf meine so klare, bestimmte Frage die Antwort schuldig geblieben sein, als weil sie über die Antwort nicht schlüssig werden konnte? Oder hat sich etwa Niemand gefunden, der sich kompetent geglaubt hätte, mir in ihrem Namen die Antwort zu geben? Ist mir darum überlassen geblieben, mir meine Frage selbst zu beantworten? Hätte also Jeder über seine Zugehörigkeit zur Kirche selbst zu befinden? Wäre Jeder ihr Mitglied, der sich dafür hält? dafür ausgibt? So möchte es scheinen; und dann würde bloß ich mir überflüssige Skrupel und der Kirche überflüssige Beschwerden machen, indem ich die Kirche und mich erst fragte, ob ich denn zur Kirche auch wirklich gehöre. Aber das wäre doch mehr als sonderbar. Ich erlaube mir also vorerst noch anderer Meinung zu sein: daß es Etwas sei, zur Kirche zu gehören, und daß es deshalb auch einen ernsten Sinn habe, sich die Frage vorzulegen, ob man wirklich zu ihr gehöre.

4

Um den Sinn dieser Frage zu bestimmen, müssen wir offenbar erst untersuchen, was denn die Kirche ist. Das könnte ich wieder sie selbst fragen; aber ich weiß als Theologe, daß ich darauf, wenn je, nur eine ganz unbestimmte Antwort bekäme, die mir nicht weiter hülfe. Doch die Kirche leibt und lebt ja vor meinen Augen; ich lebe selbst in ihr oder habe doch in ihr gelebt; und ich kenne ja ihre Geschichte einigermaßen. So versuche ich ihr selbst abzusehen, was sie ist.

Nun hat die Kirche Mitglieder, hat eine abgestufte Beamtenschaft, hat Satzungen verschiedener Art, hat auch Besitz. Aber was sie hat, das ist sie nicht: sie ist nicht die Summe ihrer Mitglieder, nicht die Klerisei, nicht das Bekenntnis, die Liturgie, die Kirchenordnung, nicht das Kirchengut. Was ist sie denn nun? Ich sage: eine Kollektivpersönlichkeit von gewissem Alter (nächstens zweitausend Jahren), gewissem Sinn und Charakter, gewissen Gewohnheiten, mit gewissen Gedanken über sich selbst, Bestrebungen u. s. f. Das ist die Kirche. Um unser Verhältnis zu ihr zu bestimmen, müssen wir sie also als die konkrete Kollektivpersönlichkeit, die sie ist, erkennen; wozu ein Doppeltes gehört: daß wir die allgemeinen Eigenschaften erkennen, die sie als Kollektivpersönlichkeit hat; und dann die besondere Art, die gerade ihr eignet. Die Kollektivpersönlichkeit wird aber wieder die allgemeinen Eigenschaften der Persönlichkeit teilen, die wir an der Einzelpersönlichkeit leichter erkennen. Also gehe ich davon aus, wie wir die Einzelpersönlichkeit (uns selbst und Andre) erkennen und unser Verhältnis zu ihr (zu uns selbst und zu Andern) bestimmen.

Nun wissen wir alle, was das für eine schwierige Sache ist, einen Menschen kennen zu lernen. Denn ihn, den Menschen, selbst bekommen wir nie unmittelbar zu sehen. Was uns vor Augen tritt, die Züge, Geberden, Worte und Taten, sind nur seine Lebensäußerungen. Und in diesen seinen Aeußerungen kommt das innere, eigentliche, wirkliche Wesen des Menschen nie vollständig, rein und unzweideutig zum Ausdruck. Es ist kein Wort die bloße und ganze Aussage des Sinns, den es mitteilen soll; keine Tat die direkte Verwirklichung der Absicht, aus der sie entspringt. Kein einzelnes Wort, keine einzelne Tat kann den ganzen Menschen offenbaren. Aber auch die Summe der Lebensäußerungen ist nicht die eindeutige Selbstdarstellung der Person. Geschichtsschreiber, die ganz dieselben Quellen benützen, können ohne die Absicht der Entstellung den Charakter ihres Helden ganz verschieden auffassen; die besten Gestalten der hervorragendsten Dichter (wie Hamlet, Faust, Egmont u. s. f.) werden von den scharfsinnigsten und redlichsten Erklärern, die doch alle denselben Wortlaut der Dichtung vor sich haben, durchaus nicht gleich gedeutet. Und diese Mehrdeutigkeit der Person wird durch Erklärungen, die sie über sich selbst gibt, nicht aufgehoben. Von der Möglichkeit, daß sie uns über sich täuschen wolle, können wir hierbei ganz absehen. Aber was sie von sich sagt, ist immer wieder verschiedener Deutung fähig. Und wenn es ihr geglückt ist, sich ganz eindeutig über sich selbst auszusprechen, so ist immer noch die Frage, ob sie sich selbst kennt. Der Mensch ist höchst selten, vielleicht nie, wirklich und genau das, was er von sich denkt. Er erlebt sich freilich unmittelbar, aber nie in einem Moment vollständig, nie ganz rein und klar. Seine Vergangenheit kann er nicht ganz im Gedächtnis behalten, seine Zukunft nie sicher voraussehen: darum hat er nie einen abgeschlossenen Begriff von sich selbst, weiß nie, was er wirklich will.*) So ist die empirische und

*) Mörike sagt ebenso wahr wie fein: „Der Kerl in mir, der sich auf den E. Mörike besser versteht als ich selber."

wirkliche Persönlichkeit zu unterscheiden: diese scheint durch jene immer wirklich und immer nur durch. Am unzweideutigsten aber offenbart sich die wirkliche Persönlichkeit nicht etwa in dem Nachdenken über sich selbst, sondern in den Momenten gesteigerter Leidenschaft und übermächtiger Begeisterung. Wollen wir den Nebenmenschen wirklich kennen lernen, so müssen wir ihn beobachten, wenn er sich gehen läßt, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst und ohne Absichtlichkeit des Gebahrens. Uns selbst sehen wir am deutlichsten in den geheimnisvollen Augenblicken innerer Stille, die je und je in der höchsten Erregung des Gemüts eintreten, oder auch in Momenten der Ermattung, da wir unser Selbst gerade noch in uns versinken oder auftauchen sehen.

Das Wesen der Kollektivpersönlichkeit enthüllt uns Paulus in seinem bekannten Wort: „So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Der wirkliche Paulus, der durch den empirischen Paulus als durch ein unvollkommen und ungleichmäßig durchlässiges Medium nur durchscheint, wird von Paulus als Christus erkannt — als der wirkliche Christus natürlich, der auch durch Jesus von Nazareth, als durch ein unvollkommen und ungleichmäßig durchlässiges Medium, immer nur durchschien. Wenn nun Petrus und Johannes im selben Sinne sagen können: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir," so sind Paulus und Petrus und Johannes nur als empirische Menschen drei, in Wahrheit und Wirklichkeit aber eine Person, nämlich eben Christus. Als Einzelpersönlichkeiten sind sie aber nicht sowohl (wie Paulus sich ausdrückt) verschiedene Glieder, sondern vielmehr mannigfache Inkarnationen des einen Christus, der eigentliche ihr Aller innerer, wirklicher Mensch ist: der eigentliche Paulus, Petrus, Johannes. So sind Paulus, Petrus und Johannes, zugleich als Vielheit und als Einheit gesehen, Eine Kollektivpersönlichkeit: die Kirche Jesu Christi. Und zu ihr gehören Alle, die im Laufe der seither verflossenen Jahrhunderte von sich haben sagen können, die das in weiteren Jahrhunderten ferner von sich werden sagen können: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir."

Die wahre und wirkliche Kollektivpersönlichkeit der Kirche offenbart sich nun in der Einzelpersönlichkeit, die ihr angehört, auf dieselbe Weise, unter denselben Bedingungen, mit derselben Einschränkung, wie sich uns selbst und Andern unser wahrer, wirklicher, innerer Mensch offenbart: sie ist ja eben die wahre Persönlichkeit ihrer einzelnen Inkarnationen. Wenn ich in einem Andern die Kirche durchscheinen sehe, so glaube ich dessen wahres Selbst zu sehen und erkenne zugleich, daß dies „Christus" ist. Und dasselbe gilt von mir in Beziehung auf mich selbst. Eine Manifestation der Kirche ist es aber auch, daß der Christus in Petrus, Paulus und Johannes sich als derselbe Christus erkennt, liebt und will. Dies gibt sich den empirischen Ausdruck, daß Petrus, Paulus und Johannes sich zusammenschließen, sich über die Art, den Zweck, die Bedingungen ihrer Verbindung zu verständigen suchen. Es ist nun ein verbreitetes Mißverständnis, daß diese Verbindung die wirkliche Kirche sei. Nein, diese empirische Kirche ist wieder nur eine Inkarnation der wirklichen Kirche, nämlich des einen Christus, der in den sich Verbindenden als ihre wirkliche Person lebt. Auch ist sie als bloße Inkarnation immer nur ein unvollkommener, unsicherer Ausdruck von dem Wesen des „Christus". Was Paulus, Petrus und Johannes über ihre Verbindung bestimmen, wird deren wahrem Sinn um so näher kommen, je weniger Reflexion und Berechnung in ihrer Verständigung ist, je mehr sie ein unmittelbares Zusammenfließen des sie belebenden Geistes ist. Da die sogenannten „Bekenntnisse" der Kirche bekanntermaßen in hohem Grade ausgeklügelt sind, können sie für eine authentische Selbstdarstellung der wirklichen Kirche nicht gelten. Das ist nach der Art ihrer Entstehung nicht anders zu erwarten. Es ist eine Tatsache der Erfahrung, daß in den Beratungen einer Versammlung die Widerstände gegen das Durchstrahlen des Geistes in den Einzelnen sich höchst selten gegenseitig aufheben, vielmehr zumeist summieren, ja multiplizieren: somit ist es so gut wie unmöglich, daß gerade in Synoden oder Kollegien der Geist der Kirche sich zu einem besonders klaren und reinen Bewußtsein seiner selbst durchringe. Dies wird ihm viel eher in dem Einzelnen gelingen. Uebrigens ist es nicht von wesentlicher Bedeutung, daß Petrus, Paulus und Johannes, oder Luther und Zwingli u. s. f. zu einer Verständigung über die Art ihrer Gemeinschaft gelangen. Wie ich, als die reale Einheit, die ich doch bin, mir selbst widersprechen, mit mir selbst in Zwiespalt geraten kann: so kann auch der „Christus" in seinen mannigfaltigen Inkarnationen sich widersprechen und bekämpfen: und er lebt doch in ihnen Allen als der Eine Christus. Wenn Luther zu Zwingli sagt: „Ihr habt einen andern Geist als wir," so kann trotzdem ein Geist in Luther und Zwingli gelebt haben. Luther hatte sich selbst nur noch nicht verstanden, hatte also den Christus in ihm, seinen wirklichen Geist, nur noch nicht verstanden.

5

So verhält es sich mit der Kirche. Und nun fragt es sich also, ob ich zur Kirche gehöre. Dies ist dann der Fall, wenn der Geist, der in mir lebt, der Geist der Kirche ist. Also müßte ich, um meine Zugehörigkeit zur Kirche festzustellen, den Geist kennen, der der wirkliche Träger meines Lebens ist, und den Geist, der das wirkliche, einheitliche Subjekt der von Jesus ausgehenden geschichtlichen Entwicklung ist. Ich glaube nun den einen wie den andern schon geschaut zu haben, so gut man eben den Geist durch das trübe Medium seiner Aeußerungen hindurch schauen kann; und ich bekenne und behaupte in Folge dessen, daß auch ich zur Kirche gehöre. Sollte sich mir das einmal als Täuschung erweisen, so würde ich gestehen, daß ich nicht zur Kirche gehöre.

Nun könnten Sie wohl erwarten, daß ich Ihnen den Geist der Kirche und meinen eigenen Geist sozusagen vorstelle, damit Sie die Richtigkeit meines Urteils über mich selbst prüfen könnten. Das werde ich vielleicht ein andermal zu tun versuchen. Heute liegt mir mehr daran, genau zu beleuchten, was die Zugehörigkeit zur Kirche zu bedeuten habe. Und zwar möchte ich einige weitverbreitete Mißverständnisse noch ausdrücklich nennen und abweisen — unter der Hand habe ich es bereits getan.

Daß ich zur Kirche gehöre, bedeutet nicht, daß ich eine sogenannte kirchliche Autorität anerkenne. Ich brauche und kenne überhaupt keine Autorität; ja ich scheine mir nachgerade gar keinen Sinn mehr dafür zu haben, was das mit den Autoritäten besagen soll. Das ist allerdings ein Grundzug meines Geistes, wie er sich mir nach und nach geoffenbart hat; und ich finde mich darin in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Kirche. Was soll mir denn die Autorität? Soll sie mich bestimmen, daß ich als Wahrheit anerkenne, was ich nicht, noch nicht oder nicht mehr als Wahrheit erkenne? Dazu hatte ich einst den besten Willen; aber der Geist in mir bekümmerte sich um meinen guten Willen immer weniger; nun sehe ich in dieser ganzen Auffassung meines Verhältnisses zur Wahrheit ein geistloses Mißverständnis des Wesens der Wahrheit. Oder soll mich die Autorität bestimmen, zu tun und zu lassen, was ich von mir aus lassen oder tun würde? Wenn der Geist in mir unsicher ist, bin ich der Autorität dankbar, die mir über den toten Punkt der Unentschlossenheit hinüberhilft. Jetzt tritt dieser Fall nur noch selten ein; und dann handelt es sich zumeist um Schwierigkeiten, in denen der Rat der Autoritäten versagt. So gibt mir auf die Frage, ob ich aus der Kirche austreten soll, weder das Neue Testament noch irgend ein Bekenntnis, weder Jesus noch Paulus noch Johannes noch Luther eine direkte, klare, sichere Antwort. Ich sehe also wirklich nicht, was mir die Autoritäten noch sollen. Uebrigens haben gerade die Autoritäten, unter die ich von der Kirche gestellt worden bin, mir mein Verhältnis zur Kirche bis zum Unerträglichen erschwert. Mich hat die Beschäftigung mit dem Neuen Testament zum Kirchendienst unbrauchbar gemacht, nicht der Einfluß ungläubiger Philosophen. Hätte ich Strauß über Jesus gesetzt, so wäre ich heute noch Pfarrer.

Ferner fällt mir die Zugehörigkeit zur Kirche nicht zusammen mit der Teilnahme an dem kirchlichen Leben. Ich anerkenne dieses als eine Aeußerung des Geistes der Kirche. Da sich dieser überhaupt nie vollständig und rein offenbaren kann,

verwundere und entrüste ich mich immer weniger darüber, daß das kirchliche Leben durchaus nicht lauter christliches Leben ist. Wenn aber mein Geist in dessen Formen sich nur zur Not wiederfinden kann; wenn er gar beim Gebrauch dieser Formen sich selbst verleugnen muß: so findet er besser, in Aller Interesse, daß er sich abseits für sich reiner und freier auslebe. Warum sollte ich Predigten anhören, die mich mehr zur Kritik herausforderten, als daß sie mich erbauten? Warum sollte ich Gebete mitsprechen, in einer Sprache abgefaßt, die ich mit Gott am allerwenigsten reden würde? Warum sollte ich Bekenntnisse ablegen, in denen mein Geist sich auch, aber doch oft sehr schief und sogar falsch ausgedrückt findet? Warum denn? Wenn ich nicht in die Kirche gehe, werde ich dort nicht vermißt. Ich will nun nicht sagen, daß auch ich meinerseits, was ich vom öffentlichen Gottesdienst einst hatte, gar nie vermissen würde; aber ich habe gelernt, sogar auf das wirklich Gute zu verzichten, wenn ich es nur in einer Form haben kann, die mir einen reinen, erfreulichen und bekömmlichen Genuß unmöglich macht. Dies kann ich in diesem Falle um so eher, da ich mir unschwer Ersatz schaffen kann. Ich bin nicht zur religiösen Vereinsamung verdammt, wenn ich an dem kirchlichen Leben nicht teilnehmen kann. Da und dort findet mein Geist immer wieder eine Ansprache, die ihn erfrischt. Im Notfall schweift er über Zeiten und Räume hinweg; und von einer stillen Stunde mit Luther habe ich mehr als von einer angeblich lutherischen Predigt.

Daß ich zur Kirche gehöre, bedeutet also für mich nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß ich zur Kirche, der wirklichen — gehöre. Ein Gefühl der Unterordnung habe ich dabei so wenig, daß ich im Gegenteil sagen könnte: ich bin auch die Kirche — so gut oder auch mehr als Konsistorien und Synoden, Bekenntnisse und Liturgien. Ich stehe auch nicht unter den Autoritäten der Kirche, sondern neben ihnen — Jesus eingeschlossen; denn auch er war keine absolut vollständige, klare und reine Inkarnation des „Christus", der das wirkliche Subjekt der in Jesus einsetzenden Entwicklung des Menschengeistes ist. Die Teilnahme am kirchlichen Leben ist aber eine Sache und Frage für sich und von der Zugehörigkeit zur Kirche wohl zu unterscheiden.

6

Da möchten Sie wohl, meine Zuhörer, mich verwundert, vielleicht auch etwas ärgerlich fragen: „Was soll das Alles? Ueber diese Zugehörigkeit zur Kirche braucht man sich wirklich nicht den Kopf zu zerbrechen. Sie ist ja bloß ein Urteil, das jeder Einzelne über sich selbst fällt. Aber daraus folgt ja weiter Nichts, weder für ihn, noch für die Kirche. Die Kirche braucht ihn nicht als Glied anzuerkennen, der sich so zu ihr rechnet; und er behält sich vor, sein Verhalten gegen die Kirche noch eigenem Gutdünken einzurichten. Es ist also gleichgültig, ob man diese Zugehörigkeit zur Kirche behauptet oder aufgibt; es verlohnt sich gar nicht davon zu reden."

Ich rede doch davon; und ich halte es auch nicht für gleichgiltig, daß ich, in meinem Fall, meine Zugehörigkeit zur Kirche behaupte.

Eine praktische Folge würde ich ihr doch geben, wenn ich in die Lage dazu käme: ich würde meine Kirchensteuer bezahlen — die man aber, wie gesagt, nicht von mir will.

Dagegen ist es ganz richtig, daß mein Urteil über mich selbst, ich gehöre zur Kirche, für jeden Andern unverbindlich ist. Es möge also Jeder in diesem Punkte (wie überhaupt) über mich denken, wie er es gut findet. Doch möge er mir zugestehen (tut ers nicht, so werde ich darüber nicht verzweifeln), daß sein Urteil über mich für mich noch weniger verbindlich ist. Zwar habe ich an mir selbst gelernt, daß der Mensch nie genau das ist, was er von sich denkt; ich habe mich sogar schon von Andern in wesentlichen Dingen über mich selbst belehren lassen; öfter aber habe ich Gelegenheit gehabt, mich darüber zu ärgern und zu belustigen, wie Vieles Andre von mir wußten, was mir selbst ganz unbekannt war. So bleibt es doch dabei: wer ich bin, muß ich besser wissen als Andre. Ferner beschäftigt mich seit nachgerade dreißig Jahren, theoretisch und praktisch, was es mit dem Christentum sei. Ich habe zwar das Wenigste gelesen, was darüber geschrieben worden ist, habe dadurch aber die Zeit gewonnen, mich mehr über die Sache selbst zu besinnen; und die sogenannten Urkunden des Christentums sind mir ziemlich vertraut. Ich weiß also ungefähr so gut wie Andere, was Christentum ist. Wer sollte also besser über meine Zugehörigkeit zum Christentum urteilen können als ich selbst? Denn ich bin mir auch der inneren Freiheit bewußt, daß ich mir die Zugehörigkeit zur Kirche Jesu Christi absprechen könnte, wenn ich eben nicht zu ihr gehörte. Ich bin also in dieser Sache mein eigener Richter und brauche für das Urteil, das ich mir fälle, keine andere Anerkennung, auch nicht die eines Konsistoriums, einer Synode, eines Landesbischofs oder etwa einer theologischen Fakultät. Diese Instanzen anerkenne ich loyal, sofern sie über kirchliche Anstellung, über Besoldungen und Titel entscheiden: weiter reicht ihre Kompetenz für mich nicht. Doch, sie könnten mir auch Absolution und Abendmahl versagen (wenn ich sie begehrte) und ein christliches — nein, kirchliches — nein, offizielles Begräbnis. Da ich mich aber jeden Tag am Geiste Christi erquicken kann, so brauche ich den Genuß von Leib und Blut Christi nicht; und meinen Geist kann ich einmal selbst in die Hände des Vaters empfehlen, ohne einen offiziellen Mittelsmann. Was dann mit meinem Leichnam geschehen soll, ist mir keine Sorge. Es ist also richtig: ich kann von der offiziellen Kirche die Anerkennung meines subjektiven, privaten Christentums nicht verlangen; da ich diese Anerkennung aber auch nicht brauche, so scheint es überflüssig, von der Sache zu reden. Aber das ist nicht überflüssig, sondern sehr nützlich, ja notwendig, daß scharf und klar zum Ausdruck komme, wie die Sache zwischen uns und der offiziellen Kirche steht. Wir Laien, gerade sofern wirklich der Geist Christi, also der Geist der Kirche, in uns lebt, brauchen den ganzen Apparat der offiziellen Kirche nicht. Wenn die offizielle Kirche je einmal unsere geistige Nahrung im Monopol gehabt hat, so ist es damit doch schon längst aus. Wir sind unsre eignen Priester — was, beiläufig bemerkt, keine neue Ketzerei von mir ist. Wenn wir die Sakramente noch brauchten, so könnten wir sie uns selbst recte administrieren, d. h. „laut des Evangelii" (Conf. Aug. Art. VII). Aber wir brauchen gar keine Sakramente: denn um ihre Einsetzung durch Jesus ist es eine sehr zweifelhafte Sache; und wenn sie von Jesus eingesetzt wären, brauchten wir sie erst nicht. Jesus ist nicht der Christus; und Christus, der Geist ist, ist kein Freund von Zeremonien, wenn Jesus je so unvorsichtig gewesen sein sollte, solche zu stiften. So steht die Sache; und der Geist Christi wird dafür sorgen, daß dieser Stand der Sache immer deutlicher sich offenbaren wird. Er ist seit Luther nicht müßig gewesen; wenn einmal seine Zeit gekommen ist, werden alle Konsistorien, Synoden und Landesbischöfe ihn nicht zu bannen vermögen — die doch (das sei wiederholt) in ihrer Weise auch in seinem Dienste stehen, so gut wie die Konzilien und Päpste.

Das darf wohl gesagt werden, und zwar im Namen der Kirche; denn ich bin auch die Kirche. Daß ich mich zur Kirche bekenne, hat aber noch einen zweiten, guten Sinn, der mir nicht minder wichtig ist. Ich will mich dadurch nicht sowohl den Kirchlichen in empfehlende Erinnerung bringen (das haben Sie schon merken können), sondern von den Antikirchlichen abscheiden. Gegen gewisse Theosophen und Neo-Buddhisten; gegen die Gräkomanen und Andere, die hinter das Christentum zurückwollen; gegen Alle, die drauf und dran sind, die Religion der Zukunft zu erfinden: erkläre ich, daß ich meinesteils der Kirche Jesu Christi zugehöre. Und ebenso gegen die Hochwissenschaftlichen und Hochmoralischen, die über den Mischmasch von Irrtum und Gewalt, aus dem die Kirchengeschichte freilich zum guten Teil besteht, nur die Hände zusammenschlagen und die Nase rümpfen können. Weil das Christentum Vielen so gar nicht zeitgemäß mehr erscheint; weil die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche wirklich so viele dunkle Flecken zeigt: eben deshalb heiße ich die christliche Kirche meine Kirche. Denn ich will mich selbst nicht verleugnen. Der beste Inhalt meines ganzen Geisteslebens ist, daß sich gewisse dumpfe und trübe, aber entwicklungsfähige Stimmungen und Strebungen,

die aus dem christlich-kirchlichen Leben stammen, in mir allmählich zu mehr Klarheit hindurchrangen und hindurchringen. Aber was ich in dem beschränkten Glauben, ja Aberglauben meiner Jugend suchte, das ist eigentlich heute noch der Gegenstand meines Sehnens; und was ich heute will, das habe ich unbewußt, aber eigentlich, also wirklich, schon als befangenes und törichtes Kind gewollt. Der Geist der Kirche hat sich wenigstens in mir noch nicht ausgelebt. Wenn Andere, die neben und mit mir die Kirche sind, noch in den Irrtümern und Torheiten leben, die ich in meiner Entwicklung selbst durchlaufen habe, so sind sie doch meine Geistesverwandten. Ich lasse mich von ihnen nicht bevormunden, wie ich sie nicht bevormunden will; wenn ich mich mit ihnen über einen für beide Teile ersprießlichen modus vivendi nicht einigen kann, so verzichte ich mit Bedauern, doch ohne Reue auf ihre Gesellschaft; aber ich verleugne sie nicht. Wollen sie mich verleugnen, so ist das ihre Sache: ich werde trotzdem die fortbestehende Verwandtschaft nie in Abrede ziehen.

7

Wie ist es also mit dem Austritt aus der Kirche zu halten? Die Antwort kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein.

Wer in keinem, noch so freien oder auch abgeschwächten Sinn sagen kann und mag: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ — der verlasse die Kirche, zu der er nicht gehört. Das ist das Einzige, das seiner persönlichen Würde entspricht; das entspricht auch allein dem wirklichen Interesse der Kirche. Insofern wünschte ich der Agitation für den Austritt aus der Kirche aufrichtig einen viel größeren Erfolg, als sie gehabt hat. Nun, diese wünschenswerte Bewegung wird schon besser in Gang kommen. Wer hinterher merkt, daß er sich über sich und die Kirche getäuscht hat, kann ja wieder zur Kirche zurückkehren.

Wenn wir aber der Wahrheit gemäß von uns sagen können, also auch nicht nur sagen wollen, sondern sagen müssen: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ — so können wir aus der Kirche unmöglich austreten; denn wir **sind** mit die Kirche. Daraus folgt aber keineswegs, daß wir uns als bequeme und gefügige Mitläufer an dem kirchlichen Brauch beteiligen, ohne Rücksicht auf den Geist, der in uns lebt. Nein, weil wir mit die Kirche **sind**, bewegen wir uns mit vollständiger Freiheit in ihr. Wir werden uns nicht mit einer Nahrung abspeisen lassen, die nicht für unsere Bedürfnisse zubereitet ist: denn wir ernähren uns überhaupt selbst. Wir werden unsre Kinder nicht mit einer Taufe taufen lassen, die unsern christlichen Geist nicht ausdrückt, sondern verleugnet. Entweder taufen wir sie selbst oder lassen wir sie ungetauft. Wird sich der Geist Christi, vielleicht mit unserer Hilfe, ihrer einmal bemächtigen, so wird er sie schon lehren, wie sie dann ihr Verhältnis zu der offiziellen Kirche gestalten sollen. Wir werden unsre Kinder nicht in einem Glauben „konfirmieren“ lassen, der nur ein steifer, schiefer, vielleicht gar falscher Ausdruck des auch in uns lebenden Geistes Christi ist. Wir wollen sie überhaupt nicht so früh „konfirmiert“ haben: vielmehr wünschen wir, daß sie der Geist möglichst lange in der Bewegung, also im Werden erhalte. Sind sie ihres Geistes einmal gewiß geworden, so wird er das auch richtig zum Ausdruck bringen. Im übrigen wirken auch wir im Geiste Christi: in Verbindung mit der offiziellen Kirche oder getrennt von ihr oder gegen sie — ganz wie es uns, ihr und der Sache entspricht. So halten wirs — oder richtiger: so halte ichs, ob Jemand mittut oder nicht.

Wenn nun aber der offiziellen Kirche diese unsere Art von Kirchlichkeit nicht paßt, so mag sie uns ausschließen. Ich habe keine Lust und keinen Grund, ihr das zu ersparen; wie ich einst keine Lust hatte und keinen Grund dafür, aber viele dagegen, daß ich dem württembergischen evangelischen Kirchenregiment erspart hätte, mich meines Amts zu entsetzen. Ich hätte meine Entlassung ja auch nehmen können. Aber so gut stehe ich mit der offiziellen Kirche freilich nicht, daß ich ihr in prinzipiellen Entscheidungen die kleine Gefälligkeit erwiese, der Sache die Spitze abzubrechen. So werde ich ihr auch nicht die Gefälligkeit erweisen, daß ich meinen Austritt aus ihr erklärte. Zwischen ihr und mir möge es nur weiter so bleiben, wie es jetzt steht: daß **ich** sie frage, ob ich ihr Glied noch sei, und **sie** mir keine Antwort gibt.

Doch will ich nicht mit diesem Mißton schließen, vielmehr mit dem einfachen Bekenntnis: auch ich bin mit die una sancta ecclesia catholica. Christoph Schrempf

---

Propst von der Goltz

Ein Rückblick

1

Mit dem Hingang des Vizepräsidenten v. d. Goltz steht die Preußische Landeskirche, wie man wohl sagen darf, an einem Abschnitt ihrer Geschichte. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß v. d. Goltz zum Propst von St. Petri und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats berufen wurde, als die Kirchenverfassung, deren lebhafter und energischer Mitarbeiter er war, unter Dach und Fach gebracht werden sollte. Auch als sie vollendet war, kam viel darauf an, das Gewonnene festzuhalten und durchzuführen. Diese Aufgabe ist während eines Menschenalters in den wesentlichsten Stücken erfüllt, und v. d. Goltz hat, was ihm und seinen Freunden als Grundgedanke vorschwebte, die Pastorenkirche in die Gemeindekirche überzuführen, sicher geschützt und fest verankert.

An Angriffen, aber auch an Rückschlägen und Enttäuschungen hat es in den dreißig Jahren, von denen wir reden, nicht gefehlt. Damals war die Meinung der Verfassungsfreunde, in neue Schläuche gehöre ein neuer Wein, zu einer freien geordneten Kirche gehöre eine freier gerichtete, weitherzige, großmütige Theologie, zum mindesten ein Hinausgehen über die rein konfessionellen Fragestellungen und eben darum auch in irgend einem Sinn die billige Rücksichtnahme auf den kirchlichen Liberalismus. Hier kam die erste große Enttäuschung. Die Synoden, so klagte v. d. Goltz, als die Verfassung ein Jahrzehnt bestand, sind als Organ der Kirche gedacht und sie sind zum Instrument der Parteien geworden. Die rechtsstehenden Gruppen bemächtigten sich der Majorität, die sie bis heute inne haben. Diese Entwicklung ist noch immer nicht aufgeklärt. Wir stehen vor der Tatsache, daß die Kirchlichkeit nach orthodoxer Weise — im Lande abnimmt, auf den Synoden zunimmt. Darin liegt etwas tief Unlogisches, ein innerer Widerspruch, der Widerspruch, an dem wir kranken. Auch v. d. Goltz hat daran Nichts ändern können.

Der ersten Enttäuschung folgte die zweite. Man sieht, daß Alles daran gelegen war, welche Stellung das Kirchenregiment einnehmen würde. Das Kirchenregiment darf über den Parteien stehn und hat es in der Hand, das Zünglein an der Wage, das Werkzeug der Versöhnung, das Element des Friedens zu sein. Eine Gewähr dafür, daß diese Richtung eingeschlagen würde, schien die Persönlichkeit Brückners und neben ihm v. d. Goltz zu bieten. Aber der Gang der Dinge war anders. Man vergegenwärtige sich einen Mann wie den Präsidenten Hegel, für den es in kirchlichen und religiösen Fragen keinerlei Zugeständnisse gab, weil innerhalb seines Vorstellungskreises der Glaube nur in der Form eines seiner selbst bewußten, ausschließenden, kühnen und stolzen Konfessionalismus bestehen konnte, und seinen Nachbar an St. Matthäi, den Generalsuperintendenten Büchsel, der denselben Standpunkt von jeher vertreten hatte. Diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen im eignen und in benachbarten Lagern verharrten, obgleich Träger des Kirchenregiments, in einer strengen Opposition und wußten sich durchzusetzen. Ihnen kam zu Hilfe, daß ihre kirchliche Stellungnahme zugleich politisch unterbaut war. Sie wurzelten in der Bewegung von 1848. Rechtgläubigkeit und Königstreue, Bekenntniszwang und Reaktion, Thron und Altar gingen für sie in einander über und machten das unzertrennliche Ganze ihrer Weltanschauung aus. Das wird besonders klar an einem Mann wie dem Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow und wiederholt sich, nur mit neuen Accenten, in dem Auftreten

Stoeckers und später v. Hammersteins. An diesem christlich konservativen Widerspruch scheiterten die Bemühungen des Kirchenregiments, dem Buchstaben der Verfassung eine Auslegung und Anwendung aus dem Geist der Verfassung folgen zu lassen.

Doch wirkten noch andre Ursachen mit. Man kann es nicht genug als ein Unglück beklagen, daß die schöpferischen Tage der Anfänge der preußischen Kirchenverfassung zugleich die Tage des Kulturkampfs waren, daß das Schicksal der Kirchenverfassung in das des Kulturkampfs verflochten, das heißt aber den Wechselfällen der hohen Politik unterworfen wurde. Die Geschichte des Kulturkampfs soll noch geschrieben werden. Immerhin ist so Viel gewiß, daß seine Ablehnung seitens der Konservativen und seine Beilegung durch Bismarck weitgehende innerkirchliche Folgen hatte. Waren es doch vielfach dieselben Männer, die den staatsrechtlichen Teil der Kirchenverfassung und die Kulturkampf-Gesetzgebung zu vertreten hatten. Die Niederlage hier ward zur Niederlage dort. Und wenn die Kirchenverfassung selbst nicht rückgängig zu machen war, so fühlten sich doch ihre amtlichen Vertreter an vielen Orten zurückgedrängt. Der Präsident Herrmann legte nieder, nicht lange nachher folgte Falk, und in der obersten Preußischen Kirchenbehörde wurde der Name Kögels ausschlaggebend.

Brückner und v. d. Goltz sind damals und später mehr als einmal mit sich zu Rate gegangen, ob sie unter so veränderten Umständen nicht gut täten, von ihren kirchenregimentlichen Aemtern zurückzutreten und damit ein Signal zu geben. Die Theologie Albrecht Ritschls kam jetzt in Verruf, im Fall von Lehrprozessen entschied die schärfere Tonart, das hochkirchliche Interesse nahm überhand, Kirchenzuchtsparagraphen wurden erlassen, und die Hammersteinschen Anträge auf größere Selbständigkeit der Landeskirche hatten im Grunde ihre Spitze wie gegen Liberalismus und vermittelnde Richtungen, so gegen das immer noch nicht einwandsfreie Kirchenregiment. Gleichwohl haben die beiden Männer, so schwer ihre Lage auch war, sich für bessere Zeiten „aufheben“ wollen. Brückner, der Aeltere, ist über diesem Warten eines Tages zusammengebrochen, v. d. Goltz hat den Umschwung erlebt und mit herbeigeführt. Die Ideale seiner Jugend kamen wieder empor. Die Kirchenverfassung war an der leitenden Stelle wieder sich selbst und ihrem ursprünglichen Geist zurückgegeben.

2

Der Umschwung gab sich nur leise und allmählich zu erkennen. Etwas mehr Bewegungsfreiheit für Gedanken und Gewissen, etwas weniger Argwohn gegen die unabhängigen Geister auf Kanzel und Katheder. Es handelte sich nicht so sehr um das, was geschah, als um das, was unterlassen wurde. Die Akten des Oberkirchenrats müssen zu erzählen wissen, wie manches künstlich geschürte Entrüstungsfeuer durch einen kalten Wasserstrahl gestillt, wie manche recht absichtlich aufgerührte Staubwolke von Tendenzmacherei unter der Hand gelöscht wurde. Manchmal schien es, als fehlten die lebensfrischen Ideen. Die Klage war verbreitet, daß Irrlehre jetzt zwar nicht mehr als Irrlehre, wohl aber als Mangel an Takt gebrandmarkt werde. Vollends als die Agende in Frage kam, hat v. d. Goltz Viele enttäuscht. Er wappnete sich mit Kleinert gegen eine starke Minderheit, die den obligatorischen Charakter des Apostolikums bekämpfte und neben größerer Freiheit auch mehr Rücksicht auf modern theologische Gedanken forderte. v. d. Goltz betonte als entscheidenden Gesichtspunkt, es sei der Willkür ein Ziel zu setzen, der Willkür des Geistlichen gegenüber der Gemeinde und der Einzelgemeinde gegenüber der Landeskirche. Uebrigens seien die liturgischen Sprüchlein der heutigen Theologie noch ungegorener Wein. Unter allen Gaben, die wir v. d. Goltz verdanken, ist diese aufgedrungene Agende mit ihrer latenten Verewigung des Apostolikumsstreits die weitaus unbefriedigendste. Natürlich kam Viel auf die Handhabung des Gesetzes an. Diese Handhabung ist, soweit wir sehen, ganz frei von büreaukratischem Geist geschehen und machte es auch der Opposition möglich, dem Kirchenregiment Vertrauen zu schenken. Vielleicht könnte man sagen, durch die Agende hat v. d. Goltz sich den Boden geschaffen, auf dem er fortan selbständig vorgehen und auch andern, freieren Bedürfnissen gerecht werden konnte: in seinem Sinn eine kluge Geschäftsführung — ob von dauerndem Gewinn, muß die Zukunft lehren.

Zwei Umstände ermöglichten den mehrerwähnten Umschwung. Der eine war Stoeckers Verabschiedung aus dem Amt des königlichen Hof- und Dompredigers, ein ebenso hochpolitischer Akt, wie einst der Kulturkampf, nur in umgekehrter Richtung. Und alsbald trat an seiner Stelle aus dem Kreise des höchsten Regiments tonangebend und wegbahnend der Freiherr v. Mirbach hervor. Die überaus nahe Verbindung mit diesem Mann ist ohne Zweifel für v. d. Goltz die zweite große Vergünstigung geworden, die ihm Rückhalt und Deckung gewährte. Herr v. Mirbach war eine Zeit lang die Seele der Preußischen Landeskirche. Sein zunächst auf Berlin und die Vororte gerichtetes Wirken gab durch die Entschlossenheit und Planmäßigkeit, die er bewies, ein weithin leuchtendes Vorbild. Noch stärker war die Wirkung des das ganze Land umfassenden Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins einschließlich der „Frauenhilfe“ der Kaiserin. Das Programm aber, das seinen Bestrebungen zu Grunde lag, war auf der einen Seite: weniger Theologie und Dogmatik, mehr praktisches Christen- und Kirchentum, und dem entsprechend auf der andern Seite: weniger Parteiwesen und Parteirücksichten, mehr Zusammenwirken aller Freiwilligen. Das Bündnis beider Männer auf dem Grund und Boden dieses Programms bildete den wenig bemerkten und doch maßgebenden Hintergrund für die ungemein feste Stellung, die v. d. Goltz eingenommen und bis zuletzt behauptet hat. Indem er nach seiner besonderen Neigung für Werke der christlichen Liebestätigkeit ganz und ohne Vorbehalt auf die Absichten v. Mirbachs und seiner hohen Auftraggeberin eingehen konnte, auch rüstige Mitarbeit leistete, wie seine reiche Lebenserfahrung ihn dazu befähigte, sicherte er zugleich dem Teil seines Wirkens, wo nun doch die Theologie das Wort nahm und die Parteien sich erhoben, den unumgänglichen Rückhalt. Man muß daher, wenn man seiner Verdienste gedenkt, auch v. Mirbachs gedenken.

Sehr merkwürdig ist, daß v. d. Goltz erst in den letzten fünf Jahren seines Lebens zur vollen Entfaltung dessen gelangte, was er in sich trug und der Welt und der Kirche zu bieten hatte. Mit Recht haben die Nachrufe an die ausgezeichnete Haltung erinnert, die er auf der Generalsynode von 1903 einnahm, und haben andrerseits sein Verhalten im Fall Fischer und Römer als rühmlich hervorgehoben. Er zeigte bei allen diesen Gelegenheiten den Besitz theologisch-kirchlicher Maßstäbe, um die ihn auch die Gegner beneiden konnten. Bekenntnisse hat er nie abgelegt. Sie waren ihm implicite wichtig, als tatsächlicher Inhalt christlicher Erfahrung, aber er wußte, daß sie explicite in der Regel über die christliche Erfahrung hinausgehn und dann ein Sonderleben führen, wodurch sie gefährlich werden. Die Freude am theologischen System hatte er von Richard Rothe übernommen; er liebte das Spekulative und konstruierte gern an einer Sozialethik, die ihm in den Grundrissen gegenwärtig war. Aber zwischen diesen theologischen Uebungen und dem Glauben und dem Bekenntnis des Glaubens hat er stets unterschieden. Man merkte seinen Formeln zuweilen an, daß sie aus einem vermittelungstheologischen Standpunkt entworfen waren, und sofern sie das waren, trugen sie auch die Mängel ihrer Herkunft. Aber das Ziel war religiös, und der Sinn seiner Formeln lag immer in den Grenzen christlicher Erfahrung und kirchlichen Dienstes. Darum hat er theologische Abweichungen so milde als möglich beurteilen können. Sie rüttelten ihm nicht an dem Felsen der Kirche. Soviel wir wissen, war der letzte kirchenregimentliche Erlaß im Fall Römer sein ganz persönliches Werk, und er wollte dahin verstanden werden, daß der umstrittene Artikel von der jungfräulichen Geburt nur historischen, nicht religiösen Charakter trage, wenngleich der Wortlaut, wie man eingestehen muß, mehrere Deutungen zuließ. Er war der Meinung, daß die moderne Theologie als wissenschaftliche Bewegung Raum in der Kirche haben könne, und sah in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern“ die freilich überwiegend gefährliche Kraftprobe, welcher Belastung die Kirche fähig sei, ohne in sich zusammenzubrechen. Was er haßte, war überall der Radikalismus, was er liebte, die Freiheit in

der Ordnung. Es gab aber für ihn einen Radikalismus nicht nur zur Linken, sondern zur Rechten. Das sind Prinzipienfragen der Zukunft, die nicht von Heute auf Morgen gelöst werden. Sollen sie gelöst werden, so kann es nur unter der Bedingung geschehen, daß die Mittel der äußeren Macht und die des buchstäblichen Kirchenrechts auf den engsten Spielraum beschränkt, an ihrer Stelle aber im Geiste von v. d. Goltz die inwendige Kraft des religiösen Gedankens und die Gerechtigkeit evangelischer Bruderliebe sich frei und voll entfalten dürfen.

* * *

Als das Vorstehende geschrieben war, trafen die Nachrichten aus Westfalen ein, die die Wahl des Pfarrers César in Dortmund angehn. Sie spitzen unsre kirchliche Lage in einer Weise zu, daß nicht mehr von einem Abschnitt die Rede sein kann, auf den wir optimistisch zurückblicken dürften, sondern von neuen, schweren Krisen. Das Kolloquium in Münster macht den Eindruck eines hellen, klaren und unzweideutigen Widerspruches gegen alle wohlerwogenen Grundsätze des Mannes, von dem wir geredet haben, und würde, wenn es zu Recht bestehen bliebe, den wesentlichsten Teil seiner Lebensarbeit und seines geistigen Erbes zu nichte machen. Hermann Scholz

Arbeiter und Schriftsteller

Ein Gedenkblatt zu Karl Fischers Tode am 22. Juni 1906

Von Eugen Diederichs hatte ich erfahren, daß Karl Fischer, der Verfasser der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“, sich in einem Dorf unweit Halle bei entfernten Verwandten aufhalte. An einem sonnigen Herbstsonntag 1904 fuhr ich Nachmittags nach dem kleinen an der Bahnlinie Halle-Eisleben liegenden Ort, um den Mann zu sprechen, der uns Angehörigen der „besseren“ Stände einen so tiefen und klaren Einblick in das Leben der weder an eine Scholle noch an einen festen Beruf gebundenen „niederen“ Volksgenossen, der „ungelernten Arbeiter“ ermöglicht hat.

Ich durchwandere das Dörfchen, frage die erste vor den Türen plaudernde Gruppe nach dem früheren Arbeiter Fischer, der ein Buch geschrieben habe und jetzt als Sechziger seit einem halben Jahre hier bei Verwandten lebe. Es gibt mehrere Fischer in dem Ort, doch den Berühmten unter ihnen kennen sie nicht. Noch mehrmals muß ich vergeblich fragen, bis endlich eine Frau auf den Gedanken kommt, daß der Gesuchte gewiß mit dem alten Mann identisch sei, dem der Briefträger so oft Etwas bringe. Ich muß zum Eingang des Dorfes zurückkehren und trete in das kleine einstöckige Haus ein. Links ist Fischers Stube, rechts wohnen die Verwandten. Dürftigster Hausrat, schmucklose Fenster, aber ein Büchergestell mit Büchern an der Wand, wie sie nur wenige unserer mittleren Bürger und Beamten, die selbst in der Großstadt drei Zimmer in einer Front zu Gesellschaftszwecken brauchen, aufweisen können.

Mitten in der Stube an einem schmächtigen, wachstuchbezogenen Tisch sitzt Fischer und korrigiert die Druckbogen seiner später erschienenen Skizzen. Als bequemer Hausrock dient ihm ein stark verblichener Winterüberzieher. Er blickt den Eintretenden prüfend an und heißt mich freundlich willkommen, als er erfährt, daß das Interesse für sein Leben und sein Werk mich zu ihm geführt hat. Sein Kopf könnte einen deutschen Professor in ihm vermuten lassen; schlichtes dunkles Haar, stark ergrauter Vollbart, eine hohe, gefurchte Stirn, scharf geschnittene Nase, ein fest geschlossener Mund und kluge, klare Augen hinter der Stahlbrille. Seinen weichen Händen merkt man nicht an, daß sie ein halbes Jahrhundert schwerster Arbeit geleistet haben. Ein halbes Jahrhundert hat dieser kluge Kopf gedacht und gesammelt, um nun fast mühelos den Inhalt auszuschütten. Ein halbes Jahrhundert hat diese jetzt weiche Hand die schwersten Werkzeuge gefaßt, um nun die leichte Feder zu führen.

Leute vom Schlage Fischers erleichtern das Bekanntwerden sehr. Wir reden von Anfang an wie längst Bekannte miteinander. Wir sind es eigentlich auch. Von seinem Tische her grüßen mich die Hilfe, die Christliche Welt, die Sozialistischen Monatshefte, der Kunstwart.

Schlicht ist jedes Wort, jede Bewegung an diesem Mann. Ein heiteres Lächeln ist der höchste Ausdruck für eine freudige Gefühlsregung. Mit fast beneidenswertem, philosophischem Gleichmut gibt er mir ein Päckchen Zeitungen, die ihm der Verleger zugeschickt hat. In den angesehensten deutschen, französischen und italienischen Zeitschriften hat sein Werk die glänzendsten Besprechungen gefunden. Mit schlichter Freude zeigt er mir einige in Worten wärmster Teilnahme gehaltene Anerkennungsschreiben von Lesern seines Buches; von Technikern, die seine Schilderungen des Fabrikbetriebes loben, von adeligen Damen, denen seine religiöse Empfindungswelt und seine ganze Erdenpilgerfahrt das lebendigste Interesse abgewannen.

Wie zart und rücksichtsvoll äußert er sich jetzt über seinen Vater. Das ist auch ein Stück Tragik. Mit blutendem Herzen hat Fischer das Bild seines Vaters gezeichnet. Er hätte gern mildere Farben verwendet, aber er konnte es nicht. Sein unerbittlicher Wahrheitssinn hat im Kampfe gelegen mit der Sohnesliebe, die dem längst Verblichenen versöhnend und verklärend nachschaute.

Fischer fühlt seine Kräfte wachsen, er will noch weitere Veröffentlichungen machen, die uns sein Innenleben offenbaren. Aber ein leiser Schatten fällt in diese Pläne. Er spricht von einem alten Leiden, von Arzt und Krankenhaus.

* * *

Wenige Wochen später erhalte ich eine Stadtpostkarte, auf der mich Fischer um einen Besuch im Bergmannstrost bittet, wo er sich einer schweren Operation unterziehen mußte. Dort habe ich ihn von Zeit zu Zeit besucht. Früher als der Leidende selber wußte ich von Schwestern und Aerzten, daß er nicht wieder genesen würde. Er hoffte auf den Frühling. Im Juni 1905 schrieb er mir:

> Ich hatte mir vorgenommen, Pfingsten bestimmt mal wieder aufzustehen, aber der Versuch mißglückte und ich mußte mich darein ergeben. Ueberhaupt hat das schöne Sommerwetter bis jetzt wider Erwarten wenig heilsam auf mich gewirkt, das lange Liegen auf ein und derselben Körperfläche wird immer schmerzhafter und raubt einem des Nachts den Schlaf, und bei Tage prüft es die Geduld. Das einzige Mittel, was mir dagegen zu Gebote steht, ist die Erinnerung an vergangene Zeiten. Lieber Herr Th., ich habe es oft erfahren: man vergißt den Schmerz am ehesten, wenn man seine Gedanken zu vergangenen Tagen zurückschweifen läßt ...

Der Sommer verging, der Winter kam. Es hat lange gedauert, ehe der Schwerkranke die Hoffnung auf Genesung und Arbeit aufgab. Sein trauriges Geschick erfüllte ihn mit Bitterkeit, die sich wohl auch hin und wieder in ungerechten Vorwürfen gegen Arzt und Krankenhaus wie gegen Andere Luft machte. Wir könnens verstehen und entschuldigen und schreiben in seinem Sinne, wenn wirs nicht verschweigen.

Vor einem Vierteljahr ist seine Ueberführung in das hiesige Siechenhaus erfolgt. Die Erkenntnis von seinem nahen Ende war ihm aufgegangen und stimmte ihn milder. Mit tiefer Bewegung und schwer unterdrücktem Schluchzen nahm er die Blumen entgegen, die ich ihm am 6. Juni, seinem 65. Geburtstag, brachte. Sie waren wohl das einzige Zeichen freundlichen Gedenkens, das er an diesem Tag erhielt. Arnstädter Freunde, die treuesten der ihm persönlich unbekannt gebliebenen, hatten ihn wenige Tage vorher durch einen duftenden Pfingstgruß erfreut.

Schneller als ich trotz dem seit Monaten bemerkbaren Kräfteverfall erwarten konnte, ist sein Ende gekommen. Am 22. Juni hat er die ewige Ruhe gefunden. Als ich ihn wiedersehe, ruht der Einsame, der Vielgewanderte, auf harter Bahre. Sein Begräbnis wird mir unvergessen bleiben. Dem blumengeschmückten Sarg folgen außer dem Geistlichen der Herausgeber und der Verleger des Fischerschen Werkes, je ein Vorstandsmitglied der Hilfelesergruppe und des hiesigen Volksbildungs-Vereins (in beiden Vereinigungen ist das Buch besprochen worden), zwei Beamte des Siechenhauses und ich. Von all den tausend Lesern der hiesigen Zeitungen, denen eine Notiz über Tod und Beerdigung zugegangen ist, hat sich sonst Keiner ge-

funden, der dem müden Pilger eine Hand voller Sand in die Gruft nachwerfen will. Nur wenige, zufällig anwesende Neugierige bleiben mit uns am offenen Grabe stehen. Sie horchen erstaunt auf, als sie aus dem Munde des Geistlichen erfahren, was für ein seltener Mann der ist, der hier der Erde übergeben wird.

Als die Halloren den Sarg langsam in die Tiefe senken, da tönt von drüben her der schrille Doppelpfiff einer Fabrikpfeife in die Ruhe des Friedhofs hinein — wahrlich, einen passenderen Schlußton für die erstorbene Melodie dieses Lebens konnte das Spiel des Zufalls nicht finden.

* * *

Fischer ist ins Grab gesunken wie die Kultur-Epoche, der er angehörte. Sein Werk hat bisher nicht Eingang gefunden in die Kreise unseres Volkes, deren Leben und Leiden es schildert. Darum aber bleibt sein Wert doch bedeutend. Ist dem Kulturhistoriker und Sozialpolitiker der Inhalt von höchstem Interesse, so hat die Form der Darstellung die Aufmerksamkeit der ästhetisch-literarischen Kreise wachgerufen. Aber das Alles wäre nicht möglich gewesen ohne die Grundlage: Fischer war eine sittlich-religiöse Persönlichkeit.

Er wurde es trotz falscher Erziehung und blieb es trotz widriger Schicksale und vielfach häßlicher Umwelt. Zwar konnte die Not in und um ihn den ruhig sicheren Pendelschlag seines Gewissens stören, zeitweilig anhalten; aber die lebendige Kraft des sittlichen Empfindens konnte keine Not des Lebens abtöten.

Daß er durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit in die Lage gesetzt wurde, jenem betrogenen Quartierwirt die Schuld zu bezahlen, die er vor Jahren hinterlassen hatte, war ihm, wie er mir sagte, eine besondere Freude. Ein Mönch schrieb ihm nach der Lektüre seines Werkes:

Ihr Buch und in gewissem Sinne noch mehr Ihre Arbeit hat Ihnen hohen Adel verschafft, ja Sie haben durch Ihr Buch dem ganzen Arbeiterstande Achtung verschafft.

Der sittliche Wert des Werkes kann nicht hoch genug angeschlagen werden, er zwingt alle Parteien zur Anerkennung. Woher dieser Seelen-Adel in dem schlichten Arbeiter? Welche Mächte haben ihn erweckt und genährt? Schule und Kirche? Wir müssens unumwunden eingestehen: diesen berufenen Erziehern unseres Volkes hat Fischer herzlich wenig zu verdanken. Im Konfirmanden-Unterricht konnte er „den Vortrag von der Versöhnung und Erlösung und Rechtfertigung oder Heiligung oder dergleichen" trotz seiner großen Aufmerksamkeit, seiner sicheren positiven Kenntnisse aus der biblischen Geschichte und seiner brennenden Sehnsucht nach klaren Begriffen nicht verstehen. So man das erfährt am grünen Holz, was will am dürren werden! möchte man da ausrufen. Recht bezeichnend ist es auch, daß Fischer, der für alle kleinen Geschehnisse seines Lebens ein so treues Gedächtnis hatte, von der Konfirmation außer seinem Spruch nur zu berichten weiß, daß er einen alten Rock habe tragen müssen.

Fischers sittliche Größe ruht nicht auf unserem Dogmengebäude, sondern einfach auf dem Glauben an einen Gott im Himmel und auf der Lehre Christi, daß wir wahrhaftig sein sollen. Vermittler dieser Kräfte sind ihm weniger Lehrer und Prediger gewesen; er hat sie selbst aus der Bibel geschöpft. Ein Leben wie das Fischers wiegt viele gelehrte pädagogische Abhandlungen über Notwendigkeit und Ertrag der biblisch-religiösen Bildungsstoffe auf. Wenn Fischer trotz in der Hauptsache ungenügender Schul- und Konfirmandenstunden, trotz der ungelenkigsten Methode dieses Unterrichts, seine ganze Lebenskraft und Lebenskunst aus der Bibel holen konnte, so steckts im Stoff. An einer solchen Tatsache kann kein ehrlicher Gegner der biblischen Unterweisung in der Schule vorübergehen.

Religion war ihm durchaus kein Handelsartikel, kein Unterhaltungsstoff. Seine Bibelkenntnis verriet er nicht durch Hinweise oder Spruch-Zitate, mehr durch biblische Wendungen, die zu seiner Art des Ausdrucks so vollkommen paßten, daß man die Anführungsstriche überhörte. Sein nach innen gerichtetes Denken spricht deutlich aus den häufigen Besuchen des

Friedhofs, von denen wir aus zwei Notizen erfahren, die er kurz vor seinem Tode niederschrieb. Da schreibt er:

Der Gang auf den Kirchhof gehört auch dazu, um das Gleichgewicht im menschlichen Leben zu bewahren. Wie wäre man zurecht gekommen, wenn man nicht hätte Sonntags zuweilen einmal nach dem Kirchhof gehn können.

Und ferner:

Ich hoffe, meinen Tod ebenso standhaft zu ertragen, wie ich mein Leben ertragen habe. Oft, wenn ich Sonntags in der Stadt (Osnabrück) blieb, gewöhnlich gleich nach der Kirche, ging ich nach dem Friedhof, auf welchem Pastor Gruner und Pastor Bischof und kurze Zeit später auch meine Kusine Johanna Peltner vom Lebenswerk ausruhten. Und nie besuchte ich meine Eltern in Eisleben, ohne den Kirchhof zu besuchen, wo meine Schwester und Großeltern ruhten. Ach, wie himmlisch wohl ward mir dann.

Alles Geräuschvolle, sich Vordrängende haßte er aus tiefster Seele. Darum hat er wohl auch dem politischen Kampf so fern gestanden. Ueber das Zeitungslesen äußert er sich in seinem Tagebuch mit folgenden satirischen Worten:

Wenn ich die Zeitung gelesen hab, bin ich allemal dümmer als vorher. Nachdem ich das erkannt habe, lese ich die Zeitung bloß noch Abends vor dem Schlafengehen. Dann schlafe ich gut ein und weiß am andern Morgen Nichts mehr davon und bin den Tag über zu Allem fähig.

Den Grundzug seines Wesens, die Schlichtheit und Wahrheit, die aus seinem Buche so deutlich sprechen, offenbaren uns auch die Sprüche und Gedichte, die er in seinem Tagebuch gesammelt hat. Es sind Verse von Trojan, Fontane, Rückert und anderen ungenannten Autoren. Einer der Vierzeiler lautet:

Willst du sein von echtem Adel,
Ritter ohne Furcht und Tadel?
Schwing ein Schwert, das scharf und rein ist,
Gegen Alles, was gemein ist.

Nun, Fischer ist keine eigentliche Kampfnatur gewesen. Er konnte lange Unrecht leiden, ehe er sich dagegen erhob; doch dann war seine Anklage — frei von kleinlichem Haß — auch um so gewaltiger. Sein ganzes Werk ist eine Anklage, zu der er sich berufen fühlte. Er hat nicht die Feder ergriffen, um sein schriftstellerisches Talent zu erproben, sondern weil er eine Mission zu erfüllen hatte, die sein Wahrheitssinn ihm aufdrängte. Der Prolog im zweiten Bande ist aus dieser Stimmung geschrieben. Sein Werk ist die Befreiung von einem jahrelang empfundenen dumpfen Druck, von den engen Fesseln, die ihm in der stummen Rolle eines niedersten Arbeiters von ungerechten und unfähigen Meistern und Vorgesetzten angelegt waren.

Fischer ist der Typus jener zarten Naturen, deren adelige Gesinnung auf Schritt und Tritt von Neben- und Höherstehenden beleidigt wird, und die doch zu vornehm sind, mit gleichen Waffen sich Geltung und Recht zu verschaffen. Diese Tragik seines Lebens ist gemildert worden durch sein Geisteswerk, das diesen „Unbedeutenden", „Geringen" am Abend seiner irdischen Pilgerfahrt aus der Masse herausgehoben hat.

Thomas

Landgraf Philipp von Hessen

Ein Rückblick auf das Jubiläum des Jahres 1904

1

Wir im Hessenlande, in Großherzogtum wie Provinz in gleicher Weise, blicken mit voller Befriedigung auf das Philippjubiläum zurück. Es hat gehalten, was es versprach. Die größte Zeit Hessens ist in den Herzen seiner Bevölkerung lebendig geworden; allenthalben, bis in das kleinste Dörflein hinein, hat man auf den Kanzeln oder im Festsaale — es war ein förmliches Jagen nach Festrednern! — den hochgemuten Fürsten der Reformation gefeiert, es ist wirklich gespürt worden, was wir der Reformation verdanken, und da es das Geschick gewollt hat, daß dieser größte evangelische Fürst seiner Zeit zugleich der menschlich kleinste war (Doppelehe), unter dem Bann der Schranken seiner Zeit, ist man im Allgemeinen vor panegyri-

schem Phrasengeklingel bewahrt geblieben, hat gerecht geurteilt und die konfessionelle Zuspitzung vermieden — evangelisches Bewußtsein ist so besser gekräftigt worden als durch den Lärm hetzender Polemik. Die Wirkung des Jubiläums auf das hessische evangelische Volk und wohl auch etwas über Hessen hinaus auf das evangelische Volk überhaupt wird bleiben, wenn man sie verständig pflegt, so gewiß sie ein Imponderabile ist, das im Einzelnen sehr verschieden abzuschätzen sein wird.

Groß ist der bleibende wissenschaftliche Ertrag des Jubelfestes gewesen. Festschriften und Festreden sind in großer Zahl erschienen, und sie waren fast durchweg mehr als für solche Gelegenheiten nun einmal obligatorische Gaben. Der Festreden von Professor Krüger in Gießen und Professor Wiegand in Marburg haben wir an anderer Stelle schon gedacht,*) in Haina hat bei der Denkmalsenthüllung vor dem Landesspital Superintendent Wissemann gesprochen,**) bei der akademischen Feier der Marburger Hochschule der Historiker Professor Varrentrapp.

Landgraf Philipp von Hessen und die Universität Marburg***) lautete sein Thema, und gestützt auf vielfach neues Material, von dem die Anmerkungen Kunde geben, beleuchtete er die Gründungsgeschichte der Universität als erster evangelischer Hochschule, um helle Streiflichter auf die Fortentwicklung durch die konfessionellen Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts hindurch bis zur Gegenwart zu werfen, dabei immer betonend, wie allen Trübungen zum Trotz die Ideale des Gründers hochgehalten wurden und siegreich sich durchsetzten. Ob aber diese Ideale nicht ein wenig zu ideal gezeichnet sind? Daß Philipp in Einrichtung der Hochschule, Berufung und Erhaltung der Dozenten, Begründung der Vorbereitungsanstalt des Pädagogiums und der Stipendiatenanstalt, dem Vorbilde des Tübinger Stiftes, Hervorragendes geleistet hat, unterliegt keinem Zweifel; fraglich scheint mir nur, ob man sein Werk so in Spannung und Gegensatz zu den Absichten seines ursprünglichen theologischen Beraters Lambert von Avignon setzen darf, wie Varrentrapp es tut. „Der frühere Franziskaner“ in Lambert, den ja auch Wiegand betont hatte, macht sich hier wieder einmal geltend, während man ihn meines Erachtens als guten Lutheraner fassen muß. Es ist doch wohl schwerlich in Gegensatz zu dem 1529 verliehenen Universitätsprivileg mit seiner Förderung des Humanismus zu stellen, wenn Lambert im Entwurf der Kirchenordnung einschärft, „Nichts solle an der neuen Universität gelehrt werden, was der Förderung des Reiches Gottes hinderlich sein könne.“ Diese theologische Fesselung der Wissenschaft, an der der Humanismus allerdings rüttelte, kannte doch der Landgraf auch, sie hat auch die Marburger Hochschule erst im Gefolge der Aufklärung abgeworfen. Den Brief des Heinrich Hesse aber, den Varrentrapp für seine These anführt, möchte ich trotz Melanchthons Urteil als persönlicher Animosität und Neid gegen Lambert erwachsen auffassen.

Eine Ergänzung zu Varrentrapps Vortrag bieten W. Falckenheiner und Max Georg Schmidt, jener durch sein Personen- und Ortsregister zu der Matrikel und den Annalen der Marburger Universität 1527—1652,†) dieser durch seine „Untersuchungen über das hessische Schulwesen zur Zeit Philipps des Großmütigen“, die Festgabe der Marburger Oberrealschule.††) Jenes Register ermöglicht überhaupt erst eine förderliche Benutzung der schon früher von Cäsar veröffentlichten Matrikel; jetzt erst können gesuchte Namen — wie manche Familiengeschichte baut sich auf den Notizen der Matrikeln auf! — schnell gefunden, jetzt erst der Bildungsstand Hessens im Reformationszeitalter in seiner Verteilung auf die einzelnen hessischen Ortschaften festgelegt, jetzt erst der Besuch der Ausländer, vorab der Schweizer und Holländer, abgeschätzt, und aus dem Allen heraus die Stellung Marburgs im Gesamtorganismus der deutschen Universitäten fixiert werden. In einer dem Registerwerke angefügten Abhandlung hat Edward Schröder Untersuchungen in dieser Richtung angestellt. Das Ergebnis ist für Marburg ein günstiges.

Schmidt sucht die Marburger Hochschule als die Spitze eines planmäßig angelegten Gebäudes des Schulwesens mit den Stockwerken der Volksschule, Partikularschule und des Pädagogiums zu verstehen. Das ist das Bedeutende, was damals der Landgraf schuf, daß eine systematische Ordnung in die Unterrichtsanstalten jener Zeit gebracht wurde. Lehrplan, Unterrichtsmethode und Disziplin, Unterrichtsfächer, Unterhaltung der Schulen, Aufsicht und Verwaltung, Schulgebäude, Titel und Rang sowie materielle Lage der Lehrer werden besprochen, die starke Abhängigkeit von sächsischem Vorbilde wird deutlich, ein abgerundetes Bild wird erzielt, bei dem die Gefahr freilich nicht ganz vermieden ist, zur Abrundung die spätere Zeit heranzuziehen und zu vergessen, daß wir wohl über die Prinzipien des Schulwesens unter Philipp dem Großmütigen Viel, aber über ihre praktische Durchführung Wenig wissen.

Mit zwei stattlichen Festschriften sind die historischen Vereine Hessens auf dem Plan erschienen, der großherzoglich-hessische in Darmstadt, mit dem sich der oberhessische und Alsfelder Geschichtsverein verbunden hat, der preußische in Cassel. Jener hat auch äußerlich dem Bande Festcharakter verliehen, auf feinstem Papiere, geschmückt mit dem Bilde des Landgrafen, präsentiert er sich, kunstvolle Zierinitialen stehen an der Spitze der einzelnen Aufsätze (nicht ohne Humor bei einer Studie zur landgräflichen Doppelehe ein Landsknecht mit einem Weibe auf dem Rücken seines Pferdes!)

Eingeleitet wird der Band durch die von F. Herrmann im Darmstädter Verein gehaltene Festrede, ein scharfumrissenes Charakterbild des Landgrafen, insbesondere den modernen Zug der Toleranz und die Fürsorge für Kirche und Schule heraushebend.*) Nach den verschiedensten Richtungen hin behandeln die übrigen Aufsätze des Hessenfürsten Wirksamkeit: seine Stellung zum Bauernkrieg und zu den ersten evangelischen Regungen in Gießen in dessen Gefolge, die Marburger Studentenschaft und ihren obersten Herrn, das Landesspital Hofheim, Hochstapeleien und Klatsch am landgräflichen Hofe, die Hofkapelle dortselbst und ihren Dirigenten Johann Heugel, die Waffenrüstung des Landgrafen und seine Artillerie, seine Judenpolitik, seine auch nach Zwinglis Tode unentwegt fortgesetzten Beziehungen zur Schweiz u. A., endlich sein Begräbnis — ein buntes Bild, dessen Einzelzüge wir hier nicht verfolgen können, harmonisch abgerundet, weil Alles sich um den einen Fürsten gruppiert. In seltenem Maße hat Landgraf Philipp seine Zeit beherrscht, es ist ihm doch Nichts fremd geblieben, überall ist er interessiert, dabei offen und empfänglich für jeden guten Willen, den er sah, mochte ein Jude oder ein Schweizer ihn hegen, dogmatische Engherzigkeit kennt er nicht. Dieser Mann weiß, daß sein Heiland ein geborener Jude war, und darum respektiert er das jüdische Volk. Und er weiß auch, daß Evangelium und Luthertum sich nicht decken, darum läßt er seine alte Liebe zur Schweiz nicht. In wunderbarer, nur in der Persönlichkeit möglicher Einheit sind alle die mannigfachen Strebungen des Fürsten verknüpft, man sollte keine von der anderen trennen, eins berührt sich mit dem andern, die Politik bildet den Hintergrund für das kirchenregimentliche Handeln, und dieses wieder stellt jener neue Aufgaben, und in der intimsten Lebensangelegenheit, der Doppelehe, treffen beide zusammen.

Wenig hinein in das harmonische Bild paßt die Studie

---

*) Vgl. 1905 Nr. 1 Sp. 19 f. Auch 1904 Nr. 32 Sp. 765, Nr. 47 Sp. 1123.

**) Ich vermute, daß der wesentliche Inhalt seiner Rede sich in dem Schriftchen findet: Philipp der Großmütige. Ein Lebensbild. Wartburghefte Nr. 27. Leipzig, C. Braun. 10 Pfg.

***) Marburg, Elwert. 80 Pfg.

†) Marburg, Elwert. 7 Mk.

††) Berlin, Thormann und Goetsch, auch in Beiheft 4 der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

*) Merkwürdig ist, daß das treffliche Hessische Reformationsbüchlein für Schule und Haus, auf Veranlassung des großherzoglichen Oberkonsistoriums in Darmstadt verfaßt von Lic. Fritz Herrmann (95 S. mit Abbildungen. Marburg, Elwert. 50 Pfg.) zwar im Großherzogtum massenhaft verbreitet, aber in Kurhessen fast garnicht begehrt wurde. Obwohl doch Kurhessen irgendeine ähnliche Gelegenheitsschrift damals zum Fest nicht hervorbrachte. Es ist ja wenig geistiger Austausch und Gemeinschaftsgefühl zwischen den beiden Hessen. Aber in der Ehrung Philipps hätte man sich doch mehr zusammenfinden können und sollen. D H

des Freiherrn Schenk zu Schweinsberg über die Jugendzeit Philipps. Inhaltlich freilich wohl, nicht aber formell. Sie ist im Tone gereizter Polemik geschrieben gegen die Monographie von Hans Glagau über des Landgrafen Mutter Frau Anna von Mecklenburg, deren Auffassung sich Birt in seinem in dieser Zeitschrift angezeigten Schauspiel „Anna von Hessen“ angeschlossen hatte. Schenk sucht ihr den Ehrentitel „Retterin der landesherrlichen Macht“ zu entreißen, stellt sie als Egoistin hin und bricht eine Lanze für den hessischen Adel, der bei Glagau als der grimmigste Gegner einer gedeihlichen Entwicklung in Hessen erschien. Nun sind zweifellos Glagau einige Irrtümer untergelaufen, und Schenk bietet manches Wertvolle und Neue; aber einmal war doch unbedingt anzuerkennen, daß Frau Anna objektiv im Urteil der Nachwelt durch ihren Kampf gegen den Adel als Retterin der landesfürstlichen Territorialgewalt gewürdigt werden muß — ob sie es subjektiv hat sein wollen, wird Glagau allerdings gegen Schenks Angriff noch eingehend beweisen müssen — und sodann: hätte die ganze Frage nicht ruhig erörtert werden können? Warum in einer Festschrift persönliche Rempelei? Taktvoll ist sie zum mindesten nicht!

In der Casseler Festschrift stammt der kirchengeschichtlich wertvollste Aufsatz aus der Feder von Küch: eine neue Darstellung der Reformationseinführung in Hessen. Es wird gezeigt, wie der Landgraf seit der Homberger Tagung von 1526 Marburg, das sich schon durch die Anwesenheit des Hofgerichtes empfahl, zum Zentralpunkte für die Reformationseinführung zu machen bemüht ist; er will hier eine Art Musterreformation etablieren, die dann in Stadt und Land Nachahmung finden soll. In der Tat ist Marburg ein derartiges Zentrum geworden; abgesehen von den äußeren Umständen saß der rechte Mann dazu am rechten Platze, der Hofprediger und (seit 1531) Superintendent Adam Krafft. Der Landgraf hat unmittelbar nach der Homberger Synode in Marburg eine Gottesdienst- und Armenordnung eingeführt, die Klöster nach sächsischem Vorbilde unter behördliche Verwaltung (Vögte) gestellt unter Abfindung der austretenden Insassen. In diesem Zusammenhange gewinnt auch die sogenannte „Marburger Kirchenordnung“ von 1527 neue Bedeutung. Daß sie keine offizielle Kirchenordnung ist, hatte Theodor Brieger früher gezeigt. Wohl aber trägt sie offiziösen Charakter, ist ein manuale für das gottesdienstliche Leben Marburgs gewesen, keineswegs, wie Brieger vermutet hatte, lediglich buchhändlerische Spekulation. Die erste offizielle Kirchenordnung ist 1529 erlassen worden — leider bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden.

In einem weiteren Aufsatze beleuchtet Küch die Anfänge des hessischen Superintendenturwesens und zeigt, daß der Landgraf — gut lutherisch — die Ausübung des Kirchenbannes als nicht seines Amtes ablehnte.

Fernerhin wird der Bauernkrieg in Hessen und des Landgrafen Stellung dazu eingehend behandelt (von O. Merx), in den Wirrwarr der ersten Marburger evangelischen Prädikanten Ordnung gebracht (von Huyskens), der lange Streit des Landgrafen mit dem deutschen Orden in Marburg, der im Besitze der Elisabethkirche war, (von demselben; meines Erachtens ein wenig zu apologetisch für Philipp, wenn die bekannte Szene von der Einpackung der Elisabethreliquien 1539 jeder Frivolität entkleidet werden soll; dieser Stich ins Frivole gehört zum Charakter Philipps), neue Briefe zur Korrespondenz des Landgrafen mit Luther und Melanchthon werden mitgeteilt (von Gundlach) u. A.

An der Spitze steht eine Festrede von K. Wenck, die ein treffendes knappes Bild der politischen Wirksamkeit des Landgrafen entwirft.

Walther Köhler

Noch mehr Schriften zu und über Hilligenlei

Vergl. Nr. 28

Die Person und das Werk Jesu Christi. Vortrag von Schulrat Gerhard Heine, Seminardirektor a. D. Aus Anlaß von Frenssens Hilligenlei dem Druck übergeben. Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben 1906. 61 S. 1 Mk.

Ist das Christusbild in Hilligenlei richtig? War Christus nicht Gottes Sohn? Vortrag, gehalten in Schöneberg und Hannover von Kurt Delbrück, Geistlichem an der Apostel-Paulus-Kirche in Schöneberg-Berlin. Ein Wort zur Klärung. Berlin, Vossische Buchhandlung Verlag 1906. 30 S. 60 Pfg.

Hilligenlei als Kunstwerk und als Tendenzschrift. Eine Studie von Theodor Wahl. Hagen, Otto Rippel 1906. 76 S. 1 Mk.

Gustav Frenssen. Der Schriftsteller, der Reformator, der Prophet. Kritische Anmerkungen zu Hilligenlei. Von Jakob Bödewadt. Kiel, Walter G. Mühlau 1906. 23 S. 50 Pfg.

Neues Werden, Neues Glauben, Heiligland. Von Friedrich Nonnemann. Groß-Lichterfelde, L. W. Gebels Verlag 1906. 91 S. 1,80 Mk.

Gustav Frenssen und das Suchen der Zeit. Zwei Vorträge von Ernst Müsebeck. Berlin, Al. Duncker 1906. 57 S. 75 Pfg.

Heine hat seinen Vortrag, dem allerlei Exkurse eingefügt sind, gehalten, ehe Hilligenlei kam. Da auch hinterher Nichts daran geändert ist, so nimmt in der ganzen Schrift eben nur das Vorwort auf Frenssen Bezug. Mit dieser Konstatierung fällt die Nötigung hin, hier auf dieselbe näher einzugehen. Erwähnt mag sein, daß Heine sich die Aufgabe setzt, in das Verständnis der menschlichen Entwicklung Jesu tiefer einzudringen, daß er in dieser Absicht auch die Zeit vor seinem öffentlichen Auftreten kühn kombinierend zu erschließen sucht, daß sich in seinen Darlegungen Ansätze finden, die in dem sehr ehrlichen und eifrigen Bemühen, der Menschheit Jesu gerecht zu werden, von der alten Dogmatik abbiegen, daß er aber doch immer wieder in deren Denkweise zurücklenkt. Z. B. über die Jungfrauengeburt finden sich S. 22 ff., namentlich S. 24. f. ganz wundersame Sätze. Wer von Hilligenlei her Fragen mitbringt, dem wird diese Schrift sie wahrscheinlich nicht beantworten.

Delbrück wendet sich an Solche, die sich von Frenssens Christusbild zurückgestoßen fühlen, aber doch infolge der Lektüre Zweifel in sich rege werden sehen und daher nach festem Grund für ihren Glauben fragen. Er versucht, ihnen in kurzer populärer Form zu beweisen, daß Frenssens Christusbild auf falschen Voraussetzungen ruht, und daß ihre wesentlich anders geartete Vorstellung von Jesus nicht trügt. Aber indem er eine ganze Reihe einzelner Thesen Frenssens vornimmt, zersplittert er sich und die Kraft seiner Gründe. In der Stellung zur Jungfrauengeburt tritt eine gewisse Unentschiedenheit hervor, die eine sehr ruhige Würdigung des sie ablehnenden Standpunkts im Gefolge hat. So wenig ich glaube, daß Leser von Frenssens Handschrift, die in der Tiefe durch die dort aufgeworfenen Fragen berührt sind, von Delbrück werden überzeugt werden, so sehr freute ich mich über die von allem fanatischen Eifer freie, ruhig-positive Art seiner Ausführungen.

Pfarrer Wahl hat eine echte und rechte Gegenschrift gegen Hilligenlei geschrieben. Das Heft ist in der Absicht verfaßt, „den Leser zu der Erkenntnis zu führen, daß die Frenssensche Dichtung weder als Kunstwerk noch als Tendenzschrift die Bedeutung besitzt, die ihr zugeschrieben wird.“ Man kann sich denken, wie dies Programm ausgeführt wird. Nach beiden Richtungen läßt Wahl kaum ein gutes Haar an Frenssen. Skizzenhaftes Aneinanderreihen, innere Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit, salopppe Unbekümmertheit, Sammelsurium tendenziös zusammengeklebter Karikaturen, kümmerliche Gestaltungskraft — hat der Leser genug? Komisch wirkt beinahe, daß so ganz nebenbei mitten durch den Aschenregen von Schimpfwörtern die Sonne gütiger Anerkennung durchbricht: prachtvolle Schilderungsgabe, unbestrittene Meisterschaft in der Kleinmalerei. Ganz nebenbei und vorübergehend natürlich! Erfreulich ist aber, daß Wahl zugibt, daß Frenssen keine lüsterne Absicht gehabt hat und daß ihm die Ehe das eigentliche Ziel der Frau bezeichne. Ueber das Christusbild ergeht ein scharfes Gericht. Ganz schlecht kommt die moderne Theologie fort, der gegenüber Wahl leichtfertig (er sagt etwas über Niebergalls Stellung, ohne dessen Schrift gelesen zu haben: „wenn ich recht unterrichtet bin“) urteilt und über deren Stellung zu Hilligenlei er unglaublicher Weise sich auf den — Reichsboten beruft! Auf den Reichsboten, der (was allmählich die Spatzen von den Dächern pfeifen) noch nie einen einzigen richtigen Satz über die moderne

Theologie geschrieben hat! Der eine genau so zuverlässige Quelle für die moderne Theologie ist wie die Germania für Luther!

Recht scharf urteilt auch Bödewadt. Dichterischer Wert wird dem Buch nicht ganz abgestritten; aber er wird recht niedrig eingeschätzt. Die Menschen sind konstruiert, der Stil maniriert, unendlich zahlreich die Phrasen. Manchmal hat Bödewadt Recht — bis zu einer gewissen Grenze! Zum Reformator der sexuellen Ethik taugt Frenssen schon wegen der Lüsternheit seiner Schilderungen nicht; ob diese Lüsternheit bewußte Absicht ist oder nicht, läßt Bödewadt dahingestellt. Das Christusbild kommt manchmal „einer Parodie verteufelt nahe“; seinen Prophetenmantel soll Frenssen an den Nagel hängen. Bödewadt zeigt praktisch, wie die Kritik das Kind mit dem Bad ausschütten kann. Weiter bringt uns sein Wutschrei nicht.

Ganz anders geartet sind die Aeußerungen von Nonnemann und Müsebeck. Nonnemann ist begeisterter Anhänger einer Anschauung, der das Werden Alles ist. Nur nicht fertig sein wollen! Immer vorwärts! Nur Suchen! Suchen! Dies Suchen preist er dithyrambisch, allem Fertigsein gegenüber bleibt er mehr als skeptisch. Mit ihm fühlen alle ehrlichen Menschen, die sich als Werdende wissen. Aber stark einseitig bleibt er darum doch; das Haben, gerade das religiöse Haben darf man doch nicht zurückstellen. Mit Frenssen beschäftigt sich nur ein Abschnitt. Hilligenlei gilt ihm als Frühlingsstimme neuen Werdens. Aber Frenssen ist ihm noch viel zu fertig, sein Christusbild in dem Anspruch, das richtige und maßgebende zu sein, allzu dogmatisch. Die große Glut des Suchens, die durch das Buch geht, müßte im fertigen Dogma ersticken. Lebensfluten branden in seinem Buch, aber es besteht die Gefahr, daß sie bei ihm selbst und seinem Jesusbild im Sand verlaufen. Wie wenig wird er dem Gott gerecht, der das Wunder aller Wunder ist! Aber aus dieser Kritik kann man lernen. Auch Frenssen sollte sie beachten. Nonnemanns Widerspruch ist religiös motiviert; daher gilt er nicht wenig.

Es bleibt die Schrift von Müsebeck. Sie hat zwei Teile. Teil 1 bespricht Frenssens Bedeutung für das religiöse Bewußtsein der Gegenwart. Dies Stück war schon im April 1905 gedruckt; es bezieht sich lediglich auf Frenssens Werke vor Hilligenlei, namentlich auf Jörn Uhl. Teil 2 beschäftigt sich mit Hilligenlei. Bei der Lektüre atmen wir auf: endlich einmal kein kritisches Kritteln, keine kurzsichtige Kleinklauberei, auch kein kirchenpolitisches Gezänk. Endlich einmal Gedanken! Soviel auch über Frenssen geschrieben worden ist — Gedanken sind dabei nicht zu reichlich produziert worden. Hier findet man welche. Vielleicht nimmt Müsebeck den Dichter allzu philosophisch; vielleicht destilliert er zuweilen überviel aus seinen Worten heraus. Jedenfalls geht er auf sein tiefstes Wollen ein. Frenssen fordert starke und männliche Sittlichkeit, die Sittlichkeit der Arbeit, die auf der inneren Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können begründete freie Tat des Guten als Dienstes am Nächsten. Und er gibt der Gegenwart die herrliche Frohbotschaft seines und unseres Herrn: wahrhaftiges, freudiges Menschentum, das, wenn auch mit bangen, tastenden Schritten, doch mit dem Vertrauen eines Kindes auf die göttliche Kraft des Vaters sich seinem Schöpfer naht. So definierte Müsebeck Frenssens Bedeutung für das religiöse Leben der Gegenwart vor Hilligenlei. Diesem gegenüber hat er ernste Bedenken. Christus ist zu sehr als Lehrmeister, nicht genug als Lebensmeister gezeichnet. Auch aus anderen guten Gründen lehnt er das Christusbild ab: „Sein Gegensatz zu allen kirchlichen Dogmen verführt ihn (Frenssen) dazu, mit großen religiösen Bedürfnissen und Erlebnissen des Menschen aufzuräumen.“ Und doch ist ihm Hilligenlei etwas: ein Buch der Lebens- und Werdenöte unserer Tage, das Bekenntnis einer warmherzigen Menschenseele, die es wagt, aus den Wirren der Zeit in ein hoffnungsfrohes Land deutsch-christlicher Zukunft hinüberzuweisen. Das heißt bei allem Gegensatz Verstehen, aus tiefster Seele Mitfühlen. Nur wer so versteht und mitfühlt, kann gerecht urteilen. Wertvoll sind auch die urkundlichen Nachweise über die sittlich-religiösen Verhältnisse der Marschgebiete, die Frenssens Schilderungen die Grundlage geben.

Wird der Strom der Broschüren nun versiegt sein? Sollte noch Jemand schreiben wollen, so möge er einen Wunsch beherzigen: er knüpfe an diese Darlegungen Müsebecks an, er ergänze sie (das vertragen sie noch), er bekämpfe sie meinetwegen, aber er urteile wie Dieser auf Grund von Verständnis. Es tut nicht mehr not, daß kritisiert wird; das ist genug geschehen. Es tut aber immer not, daß das Problem, welches Frenssen die Feder in die Hand gezwungen hat, gelöst werde, richtig gelöst werde. Wer das Problem nicht sieht, soll schweigen. Wer es sieht, soll reden, ob seine Lösung mit Frenssen gehe oder gegen ihn.

Es sind ihrer aber mehr, die es nicht sehen, als die es sehen. Und auch das gehört zu der Not unserer Zeit.

Frenssen sah es. Er versuchte es zu lösen. Auf seine Art. Diese Art halte auch ich nicht für richtig. Aber nun nehmen sie Hacken und Keulen und schlagen ihn tot, weil ers auf seine Art versucht hat. Das Problem aber können sie nicht totschlagen, so gerne sie möchten. Das Problem kann man nur aus der Welt schaffen, indem man es löst.

Martin Schian

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Zur Disziplinierung des Pfarrers Korell durch das hessische Oberkonsistorium liegen zwei beachtenswerte Voten vor, an denen wir nicht vorübergehen wollen.

Das eine von Stoecker in Nr. 31 der Reformation. Es ist kurz und bündig. Der politische Gesichtspunkt beherrscht sein Urteil ganz. Korell ist ihm der „nationalsoziale“ Pfarrer: dadurch daß er die „nationalliberale Partei für einen morschen Baum erklärt, die sozialdemokratische ohne Kritik läßt, hat er in der Tat für die Sozialdemokratie Partei ergriffen.“ Die sozialdemokratische Partei aber ist nicht nur schlechter als die andern, sondern sie ist „absolut schlecht“. Seit sie sich zur russischen Revolution bekannte, kann man sie „nur verurteilen.“ Zudem ist sie eine Stätte wildester Kirchenfeindschaft und wüstesten Antichristentums. „Wir können also die Stellungnahme des hessischen Oberkonsistoriums nur billigen.“

Ganz anders eingehend und das vorliegende Aktenmaterial mit richterlicher Gewissenhaftigkeit abwägend Haupt im Augustheft seiner Deutsch-evangelischen Blätter. In diesem Stil, meine ich, müßten in unsern Kirchenbehörden derlei Fälle erörtert und entschieden werden. Haupts Analyse von Korells Verhalten ergibt, daß der Vorwurf des Oberkonsistoriums gegen ihn der „ausreichenden“ Begründung ermangelt. Korell hat durch den Wortlaut seiner Erklärung an die Wähler und durch seine persönliche Enthaltung von der Stichwahl eine Begünstigung der Sozialdemokratie vermieden. Daß er von Haus aus Gegner der Sozialdemokratie war, wußte Jedermann aus seiner Bekämpfung der Sozialdemokratie während des Wahlkampfes. Oder hatte das Oberkonsistorium geheime Gründe, ihn dennoch für einen verkappten Sozialdemokraten zu halten? Dann hätte es die an den Tag geben müssen. Die Tatsachen, die vorliegen, reichen zur Begründung des Verweises nicht aus.

Auch Haupt würde es mit dem Amte eines Pfarrers unverträglich finden, wenn er für „die sozialdemokratische Partei als solche einträte, da zu deren charakteristischen Merkmalen die Kirchenfeindschaft gehört.“ Ich streite hierüber nicht. Wie heute die Sozialdemokratie als Partei sich geberdet und in den meisten Ländern des Deutschen Reiches wirklich ist, halte auch ich es für unmöglich, daß ein landeskirchlicher Pfarrer Sozialdemokrat sein, d. i. ihr als Mitglied angehören und für sie als Partei eintreten könnte. Aber weil das unmöglich ist, darum lohnt es nicht, darüber zu reden. Weil das unmöglich ist, so hat aller Zionswächterdienst eifriger Kirchenmänner nach dieser Himmelsgegend hin gar keinen Sinn und Wert, so wenig wie das manichäische Pathos Stoeckers.

Will man das Vorgehn des Oberkonsistoriums verteidigen, so kann man es nur aus dem Gesichtspunkt, daß es ihm wohl anstehe, seine Pfarrer vor dem Umgang mit der Sozialdemokratie zu behüten. Aber genau dies gehört zu den Sorgen, die die Kirchenbehörde ihren Pfarrern nicht abnehmen kann noch darf. Ein Pfarrer steht doch ganz anders im Leben drin als eine Behörde. Ihm ist, je mehr er mitten unter Sozialdemokraten lebt und wirkt, die Sozialdemokratie nicht die Eine verfluchte Masse, mit der man ein für alle Mal fertig ist, sondern ein recht unterschiedliches Gebilde, zu dem darum auch eine recht unterschiedliche Stellungnahme möglich und notwendig ist. Er unterscheidet nicht nur mit Haupt „einzelne Forderungen“, die sie vertritt, als vielleicht berechtigt von dem Ganzen der Partei, sondern auch Mitglieder, mit denen, und Situationen, in denen er sich mit ihnen bis zu einem gewissen Grade verständigen kann trotz Ablehnung der Partei als solcher, ihres Geistes und ihres Programms. Hier sind zarte Entschlüsse nötig, in der die persönliche Gewissenhaftigkeit sich bewährt; unsichtbare Fäden sind zu respektieren, die bald Grenzen ziehen, bald Verbindungen knüpfen. Und gerade in dieses Gewebe soll keine Behörde eingreifen, und wenn sie es tut, sollen die Pfarrer sichs nicht gefallen lassen.

Der deutsche Pfarrertag tritt demnächst zusammen. Was ihn zusammenführt, ist das Standesinteresse der Pfarrer. Seit lange nicht hat das Interesse der Kirche so sehr daran gehangen, daß die Pfarrer ihre eigne Würde wahren, wie im Fall Korell und im Fall César. Wäre ich noch Pfarrer, wollte ich das mit ganz andern Worten sagen. Da ich aber nicht in der Lage bin, selber meine Haut zu Markte zu tragen — was ich bedaure —, kann ich nur die Hoffnung aussprechen, daß die deutschen Pfarrervereine wissen werden, was sie in diesem Moment sich und der Kirche schuldig sind. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 22. August 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Das Lebensbild Jesu in Hilligenlei (Handelsrealschullehrer Wachsmuth).

Erfurt. Alle 14 Tage Montag Abend 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen am 27. 8.; 10. 9.; 24. 9.; 8. 10.

Nordhausen. Mittwoch 29. August 1/2 5 Uhr im Hotel Schneegaß: Welche Stoffe des Alten Testaments gehören in den Religionsunterricht nach modernen Gesichtspunkten? Fräulein Böttcher.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Potsdam

in „Stadt Königsberg"

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober

Mittwoch den 3. Oktober Nachmittags 4 Uhr: **Unsre Aufgabe.** Professor Herrmann aus Marburg. Keine Diskussion. — **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Professor Baumgarten aus Kiel. Diskussion.

Donnerstag den 4. Vormittag 9 Uhr Fortsetzung: **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Diskussion.

Zur **Unterkunft** empfohlen: in erster Linie Stadt Königsberg Brauerstr. 1/2 (3 Mk. das Bett), Einsiedler Schloßstr. 8 (desgl.), Eisenbahnhotel an der Langen Brücke (2,50), Fürst Blücher Brauerstr. 7 (2 Mk.), Evangelisches Hospiz Breitestr. 34 (1,25). Ferner: Deutsches Haus Schloßstr. 6 (3 Mk. ?), Weintraube Alter Markt 8 (1,50 ?), Schultheiß Humboldtstr. 1 (3 Mk. ?), Hotel Heinrici Französische Str. 7 (1,50 ?), Zentralhotel Wilhelmsplatz (3 Mk. ?).

Es muß den Teilnehmern überlassen bleiben, für ihr Quartier selbst zu sorgen; **frühe Vorausbestellung empfiehlt sich**; aber wenn nicht eine besonders besuchte andre Zusammenkunft konkurriert, dürfte in Potsdam genug Herberge vorhanden sein.

Wir haben uns verlobt

Clara Schmidt

Magnus Kirchner

Diakonus

Saalfeld (Thüringen)

im August 1906.

Zu unsrer großen Freude wurde uns heute ein gesundes kräftiges

Töchterchen

geboren.

Darmstadt, den 13. August 1906

Otto Paech und **Frau Anna** geb. **Döbert**

Cand. theol. sucht zum 1. Oktober **Hauslehrerstelle.** Auch Musikunterricht kann erteilt werden. Angebote unter **P. V.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Gesucht nach Basel

in ein christliches Herrschaftshaus ein

Fräulein

zur Besorgung von 6 Kindern von 4—14 Jahren. Dasselbe muß auch perfekt weißnähen, schneidern und bügeln können und der Hausfrau willig an die Hand gehen. Bei ganz guter Bildung Familienanschluß. Offerten unter Angabe von Referenzen, des Alters und Bildungsganges und der Gehaltsansprüche sind zu richten sub **U 5069 Q** an **Haasenstein & Vogler Basel.** (Schweiz).

Zur **Beaufsichtigung der Schulaufgaben** und zur Nachhülfe für 2 Untertertianer und Quintaner hiesigen Real-Gymnasiums, suche ich einen **cand.** oder **stud. theol.** Die Stellung bietet durch den Schulbesuch der Knaben viel freie Zeit zum eigenen Studium.

Hermann Hespe, Bückeburg

Für eine Dame von vorzüglichen Geistes- und Herzensgaben, heiterem Temperament und sehr sympathischem Wesen wird eine Stelle als Gesellschafterin oder Pflegerin gesucht, die nicht allzu große körperliche Anstrengungen erfordert. Offerte unter **E. v. G. Chemnitz** postlagernd.

Pfarrhaus im Elsaß in schönem Vogesenwald nimmt **Knaben** in **Pension** mit oder ohne Unterricht, besonders auch in Französisch oder Englisch. Offerten unter **B Z** an die Expedition des Blattes.

Einladung

zum

Theologischen Lehrkursus der Sächsischen Kirchlichen Konferenz

Dresden A., Gemeindesaal der Johanniskirche, Pestalozzistr. 7.

Mittwoch, den 26. September von 11 1/2 Uhr vormittags an und **Donnerstag, den 27. September** Vorträge: **Prof. D. Gunkel:** Die Psalmen im Zusammenhang der religiösen Lyrik Israels, religions- und literargeschichtlich betrachtet. **Privatdozent Lic. Niebergall:** Die Anlage des Konfirmandenunterrichts.

Als Beitrag zu den Kosten wird von Mitgliedern der Konferenz 1 Mk., von Nichtmitgliedern 2 Mk. erhoben.

Anmeldungen bei dem Unterzeichneten.

Zwickau i. Sa., im August 1906

Der Vorstand der Sächsischen Kirchlichen Konferenz

D. Meyer, d. Zt. Vorsitzender

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlg. Theodor Weicher in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Der dogmatische Ertrag der Ritschl'schen Theologie nach Julius Kaftan

von

D. Carl Stange

Professor in Greifswald

Mk. 2.40

Gesucht aufs Land tüchtige staatlich geprüfte evangelische **Lehrerin** für den vollständigen Unterricht der Töchter. Auf Sprachen wird weniger Gewicht gelegt. Gehalt nach Uebereinkunft. Offerten mit Zeugnissen und Photographie an **Gräfin Raczynska** geb. **Freiin von Budberg,** z. Z. Bad Elster Villa **Reinhardsruh.**

Heidelberg. Feine **Familienpension** für Studierende nahe der Universität Schloßberg 10 a. Auskunft erteilt **Prof. D. Rade Marburg.**

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

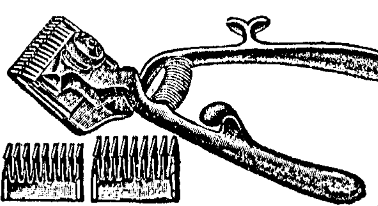
Eine ältere, alleinstehende Dame in Berlin sucht zur Unterstützung im Haushalt eine gebildete Dame. Bedingung ist Interesse für ernste Lektüre, da Vorlesen beansprucht wird, eventuell werden Vormittags nach Vereinbarung einige Freistunden gewährt. Dienstmädchen ist vorhanden.

Gefl. Anerbieten werden sub. **L. B. 47** postlagernd **Postamt 10 Berlin** erbeten.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Rehfeld's Haarschneidemaschine



Familienfreund

mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 30 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko, da, wenn nicht gefällt, Umtausch oder Betrag zurück. Gebrauchsanweisung liegt bei. Garantie für jedes Stück!

Rehfeld & Backe Solingen 649

Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private

„Herr Johann Kruse in Idafehn schreibt: Ich bin mit der mir gelieferten Haarschneidemaschine sehr zufrieden und habe mir den Wert einer solchen nicht vorgestellt. Dieselbe sollte in keiner Familie fehlen."

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 35 **Marburg i. H., den 30. August** **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Gottes Werke wirken

Da sagten sie zu ihm: Was sollen wir denn tun, daß wir Gottes Werke wirken? Joh. 6, 28.

Daß wir doch mehr so, gerade so, fragen würden! Aber verstehen wir nur einmal recht, was die Frage bedeutet! Der Mensch soll so tun, handeln und schaffen, daß ein Gotteswerk dabei heraus und dadurch zustande kommt. Im Gefühl und Bewußtsein des Menschen wird sich das dann darin widerspiegeln, daß er sich als Organ und Werkzeug Gottes empfindet, daß er ohne oder gar gegen sein eigenes Interesse handelt, aber trotzdem oder eben darum eine innere Befreiung erlebt, die sonst mit Nichts sich vergleichen läßt. Deo servire libertas!

Auf die Wirklichkeit gesehen ist diese Art von Handeln sehr selten und vereinzelt. Bei einer Menge von Menschen, die sich obendrein nicht für gottlos halten oder ansehen ließen, tritt es gar nie in Kraft; bei einer großen Zahl von Frommen je und je, als Ausnahme von der Regel, als Unterbrechung der gewohnten Lebensführung, bei einer kleinen Schar von Auserwählten ist sie zum Grundsatz, zum Motiv des Lebens geworden: sie sind die Rüstzeuge Gottes.

Es gilt sich darüber endlich klar zu werden: Wie viel von deinem Tun und Lassen — ob im weltlichen, ob im geistlichen Berufe — ist Routine? .... wieviel ist Wirkung von inneren und innersten Impulsen? Wieviel davon ist mit selbstischen Beweggründen — Behagen, Gewinn oder Ehre vor Menschen — durchsetzt, und wieviel bleibt übrig von Solchem, das rein um Gottes willen geschieht? Die Diagnose pflegt, wenn man sie einmal anstellt, ein niederschmetterndes Resultat an den Tag zu fördern. Sie wird aber am besten und richtigsten angestellt, nicht wenn du dir eigens und ad hoc vornimmst, dich zu prüfen, sondern wenn Gott dir die Probe aufgibt: Tue dies oder das, nimm dich dieses oder jenes Menschen an — um Gottes willen!

Und wieviel hängt daran, daß wir Gottes Werke wirken! Nicht für uns allein, unser persönliches Leben, unser Heil und unsern Fortschritt, sondern für den Nächsten, den Bruder, die ganze Umgebung, die ganze Menschheit. Wenn man so redet, vom „Glauben an die Menschen" oder davon, daß man den Glauben an die Menschen verloren habe: welche Wahrheit liegt dieser Redeweise zu Grunde? Die Menschheit und die Menschlichkeit selber ist im Grunde doch zu schwach und zu wurmstichig, um als Objekt, als Gegenstand des Glaubens dienen zu können. Nein, das Göttliche im Menschen, genauer das Gottgewirkte und Göttlichwirkende im Menschen ist der heilig große Wert, der in Frage steht, der Glauben und Vertrauen verdient und erwirkt und fordert. Darum müssen wir Gottes Werk wirken und unser Leben hat genau so viel Wert und Gewicht — auf der ewigen Wage — als Gottes Werke sich drin finden.

Darum endlich noch einmal die Frage: Was müssen wir tun, um sie zu wirken? In der Kürze kann nur die Antwort gegeben werden, die Jesus erteilte: Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat. Das ist die entscheidende innere Tat, das ist die erste Sprosse der Leiter, die vom Selbstleben und Wirken ins Gotteswerk hinein und hinaufführt; denn man tritt aus dem Bann des Ich und des Weltlebens heraus und hinein in den großen Zusammenhang des Reiches und des Willens Gottes, in das Walten und Weben der Gotteskraft, in der und aus der heraus Jesus sprach: Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.

J. H.

Leitsätze zur Lehrfreiheit nach Kant

Eine Beisteuer zu den Verhandlungen in Potsdam am 3. und 4. Oktober

1. Grenzen der Lehrfreiheit auffinden und festsetzen zu wollen ist ein Widerspruch in sich selbst, da durch jede (ob auch geringe) Begrenzung, d. i. Einschränkung, die Freiheit aufgehoben wird.

2. Statt der Grenzen ist das Gesetz der Lehrfreiheit zu suchen.

3. Dieses Gesetz kann kein andres sein, als das der Freiheit überhaupt, d. i. das moralische Gesetz. Demzufolge ist die Frage der Lehrfreiheit nicht eine rechtliche (juristische), sondern eine ethische. Sie gehört dem Gebiet der angewandten Ethik oder praktischen Moral an.

4. Daraus ergibt sich sowohl der Zweck der Lehrfreiheit als auch ihre Notwendigkeit.

a) Der Zweck der Lehrfreiheit fällt mit dem der praktischen Moral zusammen: Beförderung des höchsten Guts als des ethisch-religiösen Gemeinwesens (Reich Gottes), wie es namentlich zur Erscheinung kommt in den christlichen Gemeinschaften (Kirchen);

b) Weil die Beförderung dieses höchsten Guts moralisch notwendig ist, kommt auch der Lehrfreiheit unbedingte Notwendigkeit zu.

5. Das moralische Gesetz ist nur ein formales und lautet allgemein ausgedrückt: „Handle so, daß du wollen kannst, deine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden (Kant)." Durch seine praktische Anwendung allein (wodurch es seinen Inhalt empfängt) ist ein ethisch-religiöses Gemeinwesen (Kirche) möglich, in der die Freiheit eines Jeden mit der aller Andern bestehen kann.

6. Bei Anwendung dieses Gesetzes auf die Lehrfreiheit ist zu unterscheiden zwischen Lehrfreiheit überhaupt und Lehrfreiheit inbezug auf die Religion oder kirchlicher Lehrfreiheit.

7. Die Lehrfreiheit inbezug auf die Religion ist einesteils theologische (wissenschaftliche), anderenteils kirchliche im engeren Sinn.

8. Die (a) theologische Lehrfreiheit folgt den wissenschaftlichen (logischen) Gesetzen. Insofern aber jede Wissenschaft und besonders die theologische nicht nur auf Wissen, sondern zugleich auf Weisheit (ethisch-religiöse Weltanschauung) zielt, folgt sie zugleich dem moralischen Gesetze (Kant).

9. Für die (b) kirchliche Lehrfreiheit im engeren Sinne (der praktischen Theologen) handelt es sich einmal um das (α) Verhältnis der Lehrenden zu den Bekenntnissen der betreffenden kirchlichen Gemeinschaften, das andere Mal um ihr (der Lehrenden) (β) Verhältnis zu den Gemeinden.

10. Um das (α) Verhältnis der Lehrenden zu den Bekenntnissen zu bestimmen, ist zu erörtern, wie die betreffenden Bekenntnisse zu Stande gekommen sind und welche Bedeutung sie für das religiöse Leben der Gemeinde haben.

11. Die Bekenntnisse der evangelischen Kirchen — die römisch-katholische Kirche bleibt außer Frage — sind von Theologen verfaßt, nicht von den Gemeinden aufgestellt und niemals deren völlig angeeignetes geistiges Eigentum geworden. Sie sind auf staatlich-juristischem Wege Normen allein für die Lehrenden gewesen und geblieben.

12. Dadurch, daß die Bekenntnisse Normen nur für die Lehrenden wurden und sein sollen, entsteht der doppelte Widerspruch, daß einmal die Lehrenden verpflichtet werden den Gemeinden Lehren vorzutragen, die nicht die gleiche verpflichtende Geltung für diese haben, das andere Mal, daß den Lehrenden ein (inhaltlich) gebotner Glaube zugemutet wird (fides imperata), der dem wahren Wesen des religiösen Glaubens entgegensteht und ein Unding ist (Kant).

13. Die Lösung dieses doppelten Widerspruchs kann nicht durch Unterscheidung von „Fundamentalem" und „Nichtfundamentalem" geleistet werden, da hierüber keine Einstimmigkeit herrscht und jede Entscheidung in dieser Beziehung nur eine subjektive und temporelle sein könnte ohne allgemeine Gültigkeit.

14. Der Widerspruch ist vielmehr nur zu lösen: 1. durch Anerkennung der Bekenntnisse als geschichtlicher Produkte und 2. durch Unterscheidung von Inhalt und Form.

15. Durch (1) Anerkennung der Bekenntnisse als geschichtlich entstandner (und als solche fixierter) Ausdrücke religiöser Ueberzeugungen (Glaubensgedanken) werden sie eingereiht in den allgemeinen geschichtlichen Entwicklungsgang. Sie von demselben auszuschließen und zu bleibenden Schranken zu machen müßte zur Stagnation und damit zur Zerstörung des religiösen Lebens führen, zu irreligiösem „Afterdienst" (Kant). Die solches fordernde Stabilitätstheologie ist negativistischer Rationalismus, der Lehrsätze und Glaubenssätze (Glaubensgedanken) verwechselt und dem das Verständnis des Unterschieds von Glauben und Wissen sowie religiöslebendiger Position mangelt.

16. Als geschichtliche Produkte bezeichnen die Bekenntnisse Entwicklungspunkte der gemeinsamen ethisch-religiösen Geistesarbeit innerhalb der christlichen Kirchen und vermitteln den geschichtlichen Zusammenhang der einzelnen Entwicklungsperioden. Sie können daher nur so lange Geltung beanspruchen, bis ein neuer (allerdings immer wieder nur relativer) Abschluß in dem ethisch-religiösen Entwicklungsprozesse erreicht ist.

17. Die hierdurch geforderte ethisch-religiöse Weiterentwicklung der in den Bekenntnissen niedergelegten ethisch-religiösen Ueberzeugungen ruht zwar auf der religiös-ethischen Geistesarbeit der Einzelnen, ihr (relativer) Abschluß aber kann nicht durch Einzelne herbeigeführt und festgestellt werden, sondern nur das Resultat des geschichtlichen Entwicklungsganges innerhalb der christlichen Kirchen sein. Allein so ist eine allgemeingültige Neugestaltung möglich.

18. Durch (2) die Unterscheidung von Inhalt und Form werden die Bekenntnisse als Ausdrücke der in gemeinsamer ethisch-religiöser Geistesarbeit gewonnenen Ueberzeugungen (Glaubensgedanken) zu Vehikeln für den religiösen Gedankenaustausch innerhalb der betreffenden Kirchengemeinschaften (Kant) und so zu Verständigungs- und Bindemitteln der einzelnen Gemeindeglieder wie Gemeinden unter einander behufs Förderung des religiösen Lebens.

19. Demgemäß auch gestaltet sich (β) das Verhältnis der Lehrenden zu den ihnen anvertrauten Gemeinden. Dasselbe ist dahin zu bestimmen, daß keinem Einzelnen der Lehrenden (oder Gemeindeglieder) zustehen kann, willkürlich die Bekenntnisse zu ändern (gesetzlose Lehrwillkür) oder negative Kritik vor der Gemeinde zu üben. Dadurch müßten die Bekenntnisse aufhören Vehikel des religiösen Gedankenaustausches zu sein, und der Bestand der religiösen Gemeinschaft würde gefährdet. Die Lehrverkündigung kann nur eine positiv aufbauende sein, die die Bekenntnisse (als Vehikel stetig sich vervollkommnender ethisch-religiöser Ueberzeugungen) zu Introduktionsmitteln im religiösen Verkehr gebraucht, wie Jesus der Sprache und der religiösen Vorstellungen seiner Zeit und seines Volks als Introduktionsmittel sich bediente, um den neuen Inhalt seines Evangeliums verständlich zu machen (Kant).

20. Damit ist nicht eine doppelte Wahrheit konstituiert, sondern nur die Form, die niemals dem Inhalte völlig adäquat sein kann, als Ausdruck eines mannigfaltigen Inhalts erklärt, wie ein und dasselbe Wort je nach Zeit und Persönlichkeit der äußerlich gleichlautende Ausdruck verschiedener Vorstellungen sein kann. So verbinden sich z. B. mit dem Worte „Haus" oder „Staat" gegenwärtig ganz andre (vollkommenere) Vorstellungen, als in früheren Kulturperioden.

21. Was aber den Inhalt der Bekenntnisse anlangt, so kann es niemals ein materiales, sondern nur ein formales Kriterium der Wahrheit geben: Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Denkens oder der Moral (Kant).

22. Deshalb darf sich die Verpflichtung der Lehrenden auf die Bekenntnisse niemals auf das Materiale (das wäre fides imperata), sondern allein auf das Formale beziehen, d. i. auf den rechten Gebrauch der Bekenntnisse als Vehikel religiöser Ueberzeugungen und Werte nach den aus dem moralischen Gesetze sich ergebenden Regeln (vgl. Leitsatz 5, 8, 17 und 19).

23. Dementsprechend kann es Glaubenskommissionen nicht geben (Kant) — ihre Entscheidungen werden immer nur subjektive und deshalb unmaßgebliche sein —, sondern nur kirchliche Verwaltungsbehörden, denen die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung gemäß der Kirchenverfassung und dem moralischen Gesetze anvertraut ist.

24. Diese Verwaltungsbehörden haben niemals über das Materielle der Lehrverkündigung zu befinden, sondern nur über das Formale d. h. darüber, ob bei der Lehrverkündigung nach den aus dem Moralgesetz sich ergebenden Regeln allenthalben verfahren worden ist (Leitsatz 22). Hierdurch findet das Widerspruchsvolle und Unethische der bisher üblich gewesenen Lehrprozesse seine Erledigung und die Lehrfreiheit gewinnt innerhalb der evangelischen Kirchen gegenüber jeder Lehrwillkür das ihr zustehende unveräußerliche moralisch wohlbegründete Recht.

Katzer

Vgl. des Verfassers Schrift: Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant. Von Dr. phil. Ernst Katzer, Pastor Primarius zu Löbau in Sachsen. Tübingen, J. C. B. Mohr 1903. 53 S. 1 Mk. D H

Kantsprüche

Aus der Kritik der reinen Vernunft

Auf Freiheit beruht die Existenz der Vernunft, die kein diktatorisches Ansehen hat, sondern deren Ausspruch jederzeit Nichts als die Einstimmung freier Bürger ist, deren jeglicher seine Bedenklichkeiten, ja, sogar sein Veto, ohne Zurückhaltung muß äußern können. Kehrbachsche Ausgabe (Reclam) S. 565.

Allemal und ohne allen Zweifel ist es nützlich, die forschende sowohl als prüfende Vernunft in völlige Freiheit zu versetzen. S. 569.

Nichts ist natürlicher, nichts billiger, als die Entschließung, die ihr deshalb (gegen die Gefahr des gemeinen Besten) zu nehmen habt: Laßt die Leute nur machen; wenn sie Talent, wenn sie tiefe und neue Nachforschung, mit einem Worte, wenn

sie nur Vernunft zeigen, so gewinnt jederzeit die Vernunft.
S. 571.

Es ist sicher was Ungereimtes, von der Vernunft Aufklärung zu erwarten und ihr doch vorher vorzuschreiben, auf welche Seite sie notwendig ausfallen müsse. Ueberdem wird Vernunft schon von selbst durch Vernunft sowohl gebändigt und in Schranken gehalten, daß ihr gar nicht nötig habt Scharwachen aufzubieten, um demjenigen Teile, dessen besorgliche Obermacht euch gefährlich scheint, bürgerlichen Widerstand entgegenzusetzen. In dieser Dialektik gibts keinen Sieg, über den ihr besorgt zu sein Ursache habt.
Ebenda.

Zu der Freiheit, die mit jedes Andern Freiheit bestehen kann, gehört auch die, seine Gedanken, seine Zweifel, die man sich nicht selbst auflösen kann, öffentlich zur Beurteilung vorzustellen, ohne darüber als ein unruhiger und gefährlicher Bürger verschrieen zu werden. Dies liegt schon in dem ursprünglichen Recht der menschlichen Vernunft, welche keinen anderen Richter erkennt, als selbst wiederum die allgemeine Menschenvernunft, worin ein Jeder seine Stimme hat und, da von dieser alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muß, so ist ein solches Recht heilig und darf nicht geschmälert werden.
S. 575.

Paulus der Antichrist

Ein ehemaliger Kavallerieoffizier **Oskar Michel** hat vor einem Jahr ein umfangreiches Buch erscheinen lassen, das jetzt schon in zweiter Auflage ausgegeben wird: **Vorwärts zu Christus, fort mit Paulus, deutsche Religion.** (426 S. Berlin, Hermann Walther 1906. 6, geb. 7,50 Mk.) Auf dem Titelblatt des Buches ist ein Drache zu sehen, den eine eisengepanzerte Faust zerdrückt. Der Drache ist Paulus. Michel will in seinem Buche das Giftgewürm Paulus, den religiösen und moralischen Brunnenvergifter totmachen, die Menschheit endlich und endgültig befreien von der suggestiven Macht dieses Ungeheuers.

Warum dieser Paulushaß?

„Paulus ist der Zerstörer des Gesetzes, der Zerstörer des einzigen Erziehers gewesen, welcher die Menschheit von der Stufe der rohen, formlosen Unreife zur moralischen und religiösen Freiheit erheben kann. Paulus hat an die Stelle der langsam schulenden Kraft des Gesetzes eine Erlösungsidee gesetzt, welche den Menschen glauben macht, er könne ohne Arbeit und Selbsterziehung durch objektiv wirkende Gnadenmittel sofort ins Reich Gottes eingehen. Nicht die Vervollkommnungsarbeit erlöst, sondern der Glaube an den Sühnetod des Jesus, das Fürwahrhalten der sühnenden Wirkung von Jesu Tod und Auferstehung. Dadurch hat Paulus das Werk der großen Propheten Israels, das Werk Jesu vernichtet. Jesus wollte unter Anerkennung des Gesetzes (Matth. 5, 17) das Volk entwicklungsmäßig vom Buchstaben zum Geist führen. Paulus dagegen predigte Revolution statt Evolution. Das Gesetz ist in seinen Augen nicht nur entbehrlich, sondern schädlich, ein auf der Menschheit lastender Fluch. Aber die verderbliche Wirkung seiner Erlösungsidee ist offenbar. Sie erzeugt eine die menschlichen Ordnungen zerstörende, weltfeindliche Uebergeistigkeit. Gleichheits- und Freiheitsduselei durchbricht alle Volks-, Standes-, Gesellschafts- und Geschlechtsschranken. Beweis Gal. 3, 28: Hie ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib. . . . Hier liegt der Keim — für die geschlechtliche Unzucht im religiösen Gewand. Im Zusammenhang damit steht: Die Liebe verträgt Alles, duldet Alles (1. Kor. 13). Das ist die Liebe paulinischer Auffassung (S. 220/21). Diese überirdische Erlösungsidee, bei der nicht sittliche Würdigkeit, sondern der Glaube entscheidet, ist zu allen Zeiten allen Trägen, allen Verbrechern und allen Pfaffen willkommen gewesen, weil sie Alle dabei ihre Rechnung fanden. Paulus aber muß als der Schöpfer dieser gesetzesfeindlichen und gesetzlosen Erlösungsidee, als der Verderber des Christentums, der Antichrist gebrandmarkt werden. Denn der Giftstrom des paulinischen Systems ist durch das Dogma herrschend geworden, hat Unsittlichkeit und Dummheit großgezogen, Juden- und Ketzerverfolgungen in Szene gesetzt. Auch die germanische Religion ist durch die „paulinisch verseuchten Religionsschuster Roms" (Bonifatius) verdorben worden. Auch Luther hat sich leider trotz seiner sonstigen großen Verdienste in seiner Tauf-, Abendmahls- und Rechtfertigungslehre wieder in den Bann des Paulinismus ziehen lassen. Der Protestantismus ist deshalb heute der Haupthort des Paulinismus geworden, während der Katholizismus doch wenigstens Werke fordert, ja sogar durch seine consilia evangelica den Vervollkommnungstrieb anregt. Deshalb ist es gut, daß der Katholizismus in Deutschland mehr Anhänger hat als der (offizielle) Protestantismus. Denn sonst würden unsere politischen, sozialen, moralischen Verhältnisse, die schon genug durch die paulinische gesetzlose Gleichheits- und Freiheitsduselei vergiftet sind, noch schlechter werden. In dem Wort: Fort mit Paulus! liegt der Schlüssel der Zukunft des deutschen Volkes.

Darum wundert sich Oskar Michel, der eine große Menge von Zitaten moderner Theologen über Paulus bringt, daß diese wohl die Schwächen des paulinischen Systems kennen, aber nicht dieselben Konsequenzen daraus ziehen wie er. Sie sind eben auch im Banne der suggestiven Kraft des Paulinismus. Daß Gelehrte wie Harnack, Hausrath u. A. nur der Forderung historischer Methode genügen, wenn sie das System des Paulus in seiner Entstehung und Entwicklung, in seinen Härten, Widersprüchen, seiner zeitgeschichtlichen Bedingtheit darstellen, aber auch in seinem zeitlosen Inhalt würdigen, das versteht der Verfasser einfach nicht. Er kennt nur: Für oder wider Paulus! Das zeigt sich auch in der Schilderung des Lebens und Charakters des Paulus. Kritiklos und parteiisch wird aller Schmutz und Klatsch aus heidnischen und judenchristlichen Schriften zusammengetragen. Kein guter Fleck darf an Paulus bleiben.

Der Haß ist Ausdruck und Folge sachlicher Differenz. Der Verfasser will den Paulus tot machen, weil er das Gesetz herabgesetzt und aus seiner segensreichen Tätigkeit an der Menschheit verdrängt hat.

Diese Polemik leidet aber von vornherein an der Schiefheit, daß der Begriff des Gesetzes, mit dem Oskar Michel operiert, ein ganz anderer ist als der, welchen Paulus bekämpft. Michel versteht unter Gesetz die schulende Sittlichkeit, das Sittengesetz, Paulus die drückende Satzung. Paulus bekämpft das Gesetz, wie es die Pharisäer auslegten. Der Pharisäismus hatte das Gesetz an die Stelle der Religion gesetzt. Er kannte keine spontane, aus der Liebe zu Gott quellende freudige Gesetzeserfüllung, sondern nur Gebote, die um des Lohnes und der Strafe willen erfüllt werden, nur Lohnarbeit des Sklaven, nicht sittliche Leistung des freien Menschen, keine persönliche Sittlichkeit, sondern fremde auferlegte Satzung. Paulus aber hatte die Unfruchtbarkeit dieser Gesetzesübung selber erfahren. Das Gesetz stellte nur Forderungen, aber es zeigte nicht den Weg, sie zu erfüllen. Zum Fluch aber wird es für den Menschen durch Zweierlei. Es hat den Erfolg, daß es das unbewußte Böse im Menschen zur bewußten Sünde macht. Das Gesetz drängt den Menschen zum peinigenden Schuldgefühl, aber es kann ihn nicht erlösen. Denn ferner kommt der Mensch, der zwischen Naturtrieb und Gesetz steht, doch trotz aller Arbeit schließlich nur zu Kompromissen, zur Lüge gegen sich und das Gebot. Das waren Erfahrungen mit dem pharisäischen Gesetz, die für einen Paulus unerträglich waren.

Noch in einer anderen Beziehung ist kein gemeinsamer Kampfboden zwischen Oskar Michel und dem Apostel. Michel steht auf dem Boden des evolutionistischen Optimismus, er sieht im Bösen nur Unvollkommenheit, Mangel; Paulus dagegen hält das Böse für eine absolute satanische Macht. Der ethische Idealismus Michels glaubt an die Möglichkeit, die an sich gute Menschennatur durch gesetzliche Schulung zur Vollkommenheit zu führen, der Pessimismus des Paulus kennt den natürlichen Menschen nur als fleischliches, d. h. der Sünde unterworfenes und aus eigner Kraft nicht gegen sie aufkommendes Wesen. Das sind zwei gegensätzliche ethische Grundanschauungen, die bis auf den heutigen Tag einander gegenüber stehen, beide ihr Erfahrungsmaterial für sich haben und weil auf Glauben beruhend nicht widerlegbar sind. Der Pessimismus des Paulus fordert aber naturgemäß seine Erlösungsidee. Der bösen Macht im

Fleisch wird die gute gegenüber gestellt in dem Geist des verklärten Christus. Aus dem Geist des verklärten Christus wächst die neue Menschheit hervor.

Eine Entstellung sondergleichen ist es, wenn nun Michel aus dieser Erlösungslehre des Paulus sozusagen den Antrieb zur Unsittlichkeit herausliest. Die paulinische Lehre ist nicht eine jener Mysterienlehren, die gegen das sittliche Leben gleichgültig bleiben. Wer die Paulusbriefe vorurteilsfrei durchgeht, wird überall den lebhaften Appell vernehmen zu einem sittlichen Leben. Und zwar nicht so, daß diese ethischen Stücke etwas Fremdes, Gegensätzliches wären. Sondern der Geist, den die Christusgläubigen empfangen haben, ist ein sittlicher Geist, in dem sie nun allmählich in allem Guten, im Kampf mit dem Fleisch, in Selbstzucht und Selbstverleugnung wachsen sollen zur Vollkommenheit.

Auch ist es gründlich verfehlt, Paulus in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu Jesus zu setzen. Jesus hat keine Theorie über das Gesetz. Er verfügt frei über die Bestimmungen des Gesetzes, aber sein Bestreben geht lediglich dahin, statt geistlosen Gesetzesgehorsams sittliches Bewußtsein zu pflanzen. Er selbst entwächst dem Gesetz, Paulus bricht mit ihm wie mit der Sklavenkette. Ein Gegensatz zwischen Jesus und Paulus besteht nicht im Gedanken, sondern höchstens in der Individualität. Individualität und Lebenserfahrung haben bei Paulus die Disharmonie zwischen gesetzlicher Frömmigkeit und erlösendem Glauben zu zwei scharf geprägten Extremen werden lassen.

Wenn man den Paulinismus verstehen will, so muß man ihn also als individuelles und zeitgeschichtliches Produkt betrachten, als die religiöse Lebensauffassung einer lebendigen Persönlichkeit. Mit diesem Verständnis soll natürlich nicht die Verpflichtung verbunden sein, den Paulinismus, so wie er ist, in unsere Zeit herüber zu nehmen und ihn als absolut gültigen Maßstab religiösen Lebens zu betrachten. Daß durch das Dogma, wie es noch heute vielfach und offiziell herrscht, dieser Fehler gemacht wird, ist nicht zu leugnen und darf nicht vertuscht werden. Daß ferner die Erlösungslehre des Paulus vielfach mißverstanden und mißbraucht worden ist als Deckmantel für sittliche Trägheit, hat Paulus selbst in seinen Gemeinden mit Schmerz erfahren müssen. Seine Briefe reden genug davon. Alle diese verschiedenen Mißgriffe, auch die Unterbindung des freien Denkens und die Verfolgungssucht, die mit dem zum Dogma erstarrten Paulinismus Hand in Hand gingen und gehen, hat Michel scharf erfaßt. Aber er verwechselt deren Kritik mit einer ganz ungerechten Herabsetzung des Paulus, seiner Lehre, seiner Motive.

Man macht Paulus verantwortlich für die Existenz der dogmatischen Lehrausprägung. Aber man darf nicht vergessen, daß das Christentum jerusalemische Sekte geblieben wäre, wenn es nicht einen Paulus gefunden hätte, der nicht nur Apostel, sondern auch dogmatischer Denker war. Und wenn dann später der Paulinismus eine so gewaltige Macht geworden ist, so erklärt sich das daraus, daß er zweimal bei Augustin und Luther in der Kirche das Religiöse aus gesetzlicher Verdorrung gerettet hat.

Die Situation in heutiger Zeit aber ist deswegen so verwirrt, weil gerade die Hauptvertreter der praktischen Arbeit in der Kirche die paulinischen Lehrgedanken als unverrückbare Grundlage ihrer Arbeit bekennen und fordern. Das ist ein Stück Intellektualismus und Dankbarkeit. Das Richtige wird sein, zu sagen: Man kann den Paulinismus als Niederschlag singulärer persönlicher Erfahrung für mehr oder weniger unpraktisch zum Aufbau eines modernen christlichen Religionssystems halten und trotzdem aufblicken mit Verehrung zu der Persönlichkeit, zu der Gedankenwelt, zu der Lebensarbeit des Apostels — und mit Dank für die tiefsten religiösen Antriebe.

Wilhelm Ernst

Landgraf Philipp von Hessen

2

Die historische Kommission für Hessen und Waldeck hat zur Jubelfeier zwei Geschenke präsentiert. Einmal einen Wechsel auf die Zukunft, an dessen Einlösung sie aber eifrigst arbeiten läßt, in ihrem Beschlusse der Publikation eines „Quellenwerkes zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens in Hessen unter Philipp dem Großmütigen" — es soll ein Urkundenwerk zur hessischen Reformationsgeschichte werden im weitesten Umfange —, sodann das Prachtwerk „Das Bild Philipps des Großmütigen" von Könnecke und Drach. (Marburg, Elwert. Mk. 20.)

Beim ersten Blättern glaubt man vor einem wirren Durcheinander zu stehen: man mag es nicht glauben, daß alle die zahlreichen (übrigens vorzüglich reproduzierten) Bilder einen Mann darstellen, so verschieden sind sie. Hier der junge Landgraf mit dem charakteristischen großen Federhut, dort ein Mensch mit der Pelzmütze, den man eher für einen Räuberhauptmann als den „durchlauchtigen Fürsten von Hessen" halten möchte, dann wieder der alte Philipp, müde und zur körperlichen Fülle neigend! Aber mit der Lektüre lichtet sich das Dunkel: an der Hand des Textes heben sich bestimmte Typen heraus, die dann bis in die Gegenwart fortgeführt werden. Man unterscheidet u. A. einen Lucas Cranachschen Typus und einen Tizian-Typus. 1534 hat Cranach das Porträt des Hessenfürsten in Holz geschnitten, Tizian 1548 in Augsburg (das Original ist nicht mehr vorhanden). Natürlich möchte man angesichts der Hunderte von Photographieen gerne wissen, welches das ähnlichste ist, wie er denn nun wirklich ausgesehen hat? Mit vollem Rechte stellen die Herausgeber ein Bild des hessischen Hofmalers Michael Müller an die Spitze, im Rathause zu Kassel befindlich (abgebildet ist es auch in der Casseler Festschrift). Das Bild ist zwar erst drei Jahre nach dem Tode des Landgrafen entstanden (1570), aber es ist nicht etwa aus dem Gedächtnis gemalt, sondern ruht auf einer früheren Skizze oder einem früheren Gemälde des Meisters. Es stellt den Landgrafen etwa zur Zeit des schmalkaldischen Krieges dar; der kecke Vorwärtsstürmer mit wallender Feder ist er nicht mehr, aber die Augen verraten den scharfsichtigen Denker, die aufgeworfenen Lippen scheinen die Sinnlichkeit anzukünden. Schön ist dieser Philipp mit seinen ungepflegten Bartansätzen nicht, aber sympathisch, man ahnt den klugen Regenten. Dieses Porträt ist das beste, weil es aus erster Quelle stammt.

Damit fallen die übrigen Bilder nicht als wertlos dahin, vor allem nicht die Jugendbilder, wir haben nur die Kontrolle nicht in der Hand. Die Vielseitigkeit der Bilder ist übrigens Zeugnis für die Popularität des Fürsten; selbst auf Ofenkacheln hat man ihn abgebildet, sogar im fernen Salzburgischen! — In der Einleitung haben die Herausgeber die Nachrichten über Philipps Statur zusammengestellt. Die Aeußerung Luthers, er sei klein von Figur gewesen, erweist sich als falsch, seine in Wien befindliche Waffenrüstung läßt auf einen Mann von 1,75 Meter Größe schließen.

Zu den konfessionellen Liebenswürdigkeiten gehört bei den Festen der einen Konfession auch eine „Festschrift" der Anderen. So hat zum Canisiusjubiläum Krüger ein Büchlein geschrieben, zum Bonifatiusfeste Gerhard Ficker. Die katholische Gabe zum Philippjubiläum ist Radys „Geschichte der katholischen Kirche in Hessen" (Mainz 1904, Mainzer Verlagsanstalt). Sie ist aus dem Nachlaß herausgegeben durch den Dombekan Raich; leider nicht mit der Pietät, die dem Verstorbenen gegenüber am Platze gewesen wäre; man darf Rady nicht für Alles verantwortlich machen, was man jetzt liest. Sein Manuskript ist nicht abgeschlossen gewesen, aber der Herausgeber hat eine gründliche Revision unterlassen; daher sind böse Fehler stehen geblieben, von denen Rady wohl zum mindesten einige gebessert hätte. In den „Beiträgen zur hessischen Kirchengeschichte" haben Herrmann und Dersch sie bloßgestellt. Die Darstellung der Zeit des Landgrafen Philipp ist völlig verfehlt, sogar die Chronologie ist verworren, und die Reformationseinführung wird schließlich auf Sinnlichkeit und Machtgier zurückgeführt. (Das hätte Rady wohl auch stehen lassen!)

Solcher Verleumdung gegenüber war die Neu-Veröffentlichung der offiziösen Rechtfertigungsschrift: „Was der Durchlauchtige Hochgeborene Furst und Herr, Herr Philipps Landgrave zu Hessen . . . als ein christlicher Furst mit den Closter-

personen, Pfarrherrn vnd abgöttischen Bildnussen von seyner gnaden Furstenthum auß Göttlicher geschrifft vorgenommen hat. 1527" am rechten Platze (Marburg im Verlage des Herausgebers Karl Gleiser, Inhabers der Universitätsdruckerei). Hier kann man nachlesen, was aus dem eingezogenen Klostergut geworden ist: dem Lande — die Universität wurde daraus gestiftet! — ist es zu gute gekommen, nicht dem Fürsten.

Eine wissenschaftliche Biographie des Landgrafen Philipp ist zum Jubeljahre nicht erschienen. Sein politischer Gegner Johann Friedrich von Sachsen hat ihm hier einmal den Rang abgelaufen, er hat zu seinem Jubeljahre 1903 aus der Feder von Mentz zunächst für seine Jugendzeit ein vortreffliches Lebensbild erhalten (Jena, G. Fischer, 4 Mk.).

Eine auf den Quellen aufgebaute Philippbiographie ist aber zur Zeit schlechterdings unmöglich, die Quellen sind noch nicht geordnet, geschweige publiziert. Die Marburger Archivverwaltung hat zum Jubelfeste durch ihren Archivar Dr. Küch den ersten Band eines Repertoriums des landgräflichen politischen Archivs herausgegeben (Leipzig, Hirzel); wer es noch nicht wußte, kann hier lernen, welche Vorarbeiten für ein Lebensbild des Fürsten vorerst zu erledigen sind. Eine staunenswerte Fülle von Akten ist hier registriert, die Kirchengeschichte findet reichstes Material, die Profangeschichte nicht minder.

Ein Punkt sei herausgehoben. Unter Nr. 27 finden wir zum Jahre 1556 verzeichnet: „Werbung Johann Meckbachs bei Landgraf Philipp im Auftrage der Frau Margarete (die Untreue des Landgrafen, Forderung Margaretes, ihre Ehe bekannt zu machen)." Das gibt doch sehr zu denken. Wir haben es bisher wohl alle als selbstverständlich hingenommen als Voraussetzung der Doppelehe als sittlicher Tat, daß Landgraf Philipp nach ihrem Abschluß von ehelicher Untreue gelassen hat, und jetzt dieser Vorwurf?! Ist er berechtigt gewesen? Oder hat Margarete, die sich gekränkt und zurückgesetzt gefühlt hat, in ihrer Verbitterung ihn herausgeschleudert? Wird es sich entscheiden lassen? Jedenfalls ist diese neue Notiz eine Mahnung zur Vorsicht in der Beurteilung der Doppelehe.

Mit der Rockwellschen Monographie sind die Leser dieser Zeitschrift bekannt (Jahrgang 1904, Nr. 39, S. 921ff.); mir scheint angesichts jener Beschuldigung Margaretens aufs neue Rockwell in der Apologie zu weit gegangen zu sein; mir hat sich der ganze Fall anders dargestellt: Philipp hat, physisch gebrochen, und dadurch auch moralisch getroffen, um der zügellosen Ausschweifung zu begegnen, die eine Margarete zur Konkubine haben wollen, erst die Forderung der Mutter bringt das Problem der Doppelehe. (Die eingehende Begründung dieser Auffassung habe ich in der Historischen Zeitschrift 1905 gegeben.) Eine sittliche Tat liegt auch jetzt noch vor, in dem Entschlusse, statt der Vielen sich an Eine zu halten, aber ganz offenbar in geringerem Maße als bei Rockwells Auffassung, und sie würde noch mehr an Wert verlieren, wenn Margaretens Beschuldigung wahr wäre; denn dann kann die Zerknirschung vor der Doppelehe nicht den ganzen Menschen bis in die innersten Tiefen hinein gepackt haben; die hätte den Rückfall ausschließen müssen.

Die Doppelehe des Landgrafen, die unter allen Umständen unglücklich ist, hat die Festesstimmung nicht getrübt, man ist an ihr nicht vorbeigegangen, hat offen und ehrlich von ihr gesprochen, man erzählte — und es wird wahr sein — der Großherzog selbst habe es so gewünscht. Ein schönes Zeugnis evangelischer Wahrheitsliebe! Wir haben den großen Fürsten als Menschen gefeiert, ihn nicht zum Heroen erhoben; damit haben wir, sei es bewußt, sei es unbewußt, der Wahrheit den Tribut gebracht, daß alles Hohe, alles Große, alles Göttliche in der Geschichte sich offenbart, d. h. mit Vergänglichem gemischt ist.

Walther Köhler

Zur Begrüßung des zweiten Tages für protestantischen Kirchenbau

1

Im Mai 1894 wurde in Berlin der erste Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus abgehalten. Eine Verständigung über die Hauptfragen des evangelischen Kirchenbaus war damals von allen Seiten, von Architekten wie von Theologen, von kirchlichen Behörden wie von Gemeindegliedern als Bedürfnis empfunden worden: eben eine solche Verständigung sollte der Kongreß herbeiführen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war in den verschiedensten Teilen der deutsch-evangelischen Kirche eine reiche und mannigfaltige Bautätigkeit erwacht, vor allem innerhalb der großstädtischen Gemeinden. Eine Reihe hervorragender Architekten waren durch die Praxis zur Klarheit über einzelne wichtige Punkte der Gestalt des evangelischen Kultusraumes gekommen. Theoretiker wie Lechler und vor allem Sulze hatten weitere Kreise unserer Theologen auf die Bedeutung der Frage für die Reform des kirchlichen Lebens überhaupt aufmerksam gemacht. Seit Jahren hatte das Christliche Kunstblatt, zuletzt unter Leitung des württembergischen Prälaten Heinrich Merz Aufsätze veröffentlicht und Beispiele neuer Kirchenbauten mitgeteilt. Kunsthistoriker wie Dehio und Gurlitt hatten ihre grundlegenden Forschungen über die Geschichte des Kirchenbaus im Mittelalter, zur Reformationszeit, des Barockstils begonnen. Das Wiesbadener Programm hatte den Versuch gemacht, die neueren Theorien in die Praxis umzusetzen. Und noch kurz vor dem Kongreß war das große Werk von Fritsch „Der Kirchenbau des Protestantismus" erschienen, das den ungeahnten Reichtum der Geschichte des älteren und neueren evangelischen Kirchenbaus aufdeckte und das nach dem Urteil Otzens, des Erbauers zahlreicher Kirchen in Norddeutschland, auch den Baumeistern zeigte, wie früher „Alles oder fast Alles, was sie für neue Pfade hielten, schon dagewesen sei."

Der Kongreß war gut besucht. Nahezu dreihundert Teilnehmer hatten sich eingefunden, die Mehrzahl Architekten. Baumeister, Theologen und Kunsthistoriker hielten Vorträge. Eine weitausgedehnte Debatte schloß sich an.

Allein das Resultat war nicht das von Vielen erwartete. Nicht nur die Berichte der kirchlichen Blätter unmittelbar nach der Tagung lassen dies erkennen: auch die Urteile in später erschienenen Werken wie bei Mothes „Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaus" 1898, bei Bürkner „Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchenbaus" 1899, bei Gurlitt „Deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" 1900 lauten ähnlich: Greifbare Resultate sind nicht erzielt worden.

Das ist gewiß richtig. Resultate, wie sie wohl die Vertreter einer Richtung, die Anhänger Sulzes und Gurlitts, erhofft hatten, wurden nicht erreicht. Allzugroß war der Widerspruch, der von anderer Seite erhoben wurde, und die Gegensätze traten so scharf hervor, daß eine Resolution zu Gunsten einer Ansicht unmöglich war und nicht einmal eine Einigung über allgemeinere Gesichtspunkte hergestellt wurde.

Aber wenn man heute die Verhandlungen nachliest und vorurteilslos die Entwicklung des Kirchenbaus und der theoretischen Anschauungen bis zu jenem Zeitpunkt und weiter von dem Kongreß an bis zur Gegenwart beachtet, so ergibt sich einmal, daß jener Wunsch nach einer gemeinsamen Resolution, nach einem „greifbaren Resultat" voreilig und unberechtigt war. Er entsprach auch nicht den Aufgaben, die sich der Kongreß bei der Einberufung selbst gestellt hatte. Bei der Eröffnung sprach Baurat v. d. Hude im Namen der Vereinigung Berliner Architekten, von der die Einladung ergangen war, ausdrücklich aus, daß der Kongreß nur den „lebendigen unmittelbaren Austausch der Meinungen und die dadurch in weiteste Kreise getragene Anregung zu selbständigem, eingehendem Nachdenken wolle, nicht aber die Fassung von Mehrheitsbeschlüssen, welche dem individuellen Empfinden der Einzelnen Zwang auferlegen könnten."

Diese Anregung aber hat der Kongreß in vollem Maß gegeben. Nicht nur den Teilnehmern. Er hat nachgewirkt auf die Literatur und die Praxis der folgenden Jahre. Das Urteil Lechlers während des Kongresses, daß dieser nicht eine einzelne zufällige Erscheinung sei, sondern ein bedeutsames Glied in der Kette einer großen Bewegung, welche seit Jahrzehnten durch die evangelische Kirche gehe — hat sich vollauf bestätigt. Ist es aber der Zweck des zweiten Tages, wie das Programm lautet, „eine Aussprache über die Frage

der künstlerischen Gestaltung der evangelischen Kirche, sowie über die Stellung der Malerei, Bildnerei und des Kunstgewerbes innerhalb dieser Ausgestaltung zwischen Theologen, Künstlern und Kunstfreunden herbeizuführen, deren Ziel die Förderung eines zeitgemäßen kirchlichen Schaffens ist," so wird man heute um so mehr einen glücklichen Erfolg des Kongresses nicht nur hoffen, sondern mit Sicherheit erwarten können.

2

Denn heute liegen den Verhandlungen ganz andere Voraussetzungen zu Grunde als vor zwölf Jahren.

Was ist nicht Alles im letzten Jahrzehnt für die Verbreitung und Vertiefung des künstlerischen Empfindens geschehen! Kunstwart und Dürerbund, Photographiedruck und Lithographien, Ausstellungen einzelner Künstler und der Werke größerer Epochen, Monographien und Gedächtnisfeiern — sie alle haben den Sinn für künstlerisches Leben geweckt und die Nachempfindung künstlerischer Schöpfungen gestärkt. Welch ein Fortschritt in der Fürsorge für gutes Anschauungsmaterial in Schule und Haus! Die Kunst im Leben des Kindes: auch die Blätter zur Erinnerung an die Konfirmation und den ersten Abendmahlsgang haben Teil an dieser Entwicklung. Neben den Satz „Die Kunst für die Kunst" ist der andere getreten „Die Kunst für Alle". Die einseitige und ausschließliche Betonung der formenden und technischen Seite der bildenden Kunst tritt zurück hinter der Ansicht, daß Form und Inhalt, Kunstwerk und Künstler zusammengehören. Der ganze Wechsel der Anschauungen zeigt sich in der Vorrede zu einem soeben erschienenen Reproduktionswerk Rembrandtscher Radierungen. „Denn man mag reden, was man will: bei gleicher Vollendung des Vortrags, bei gleich gelungener Lösung der rein künstlerischen Aufgaben spricht im letzten Grunde der Inhalt doch entscheidend für uns mit, und wir legen andere Radierungen Rembrandts, selbst den Hieronymus beim Weidenbaum ohne Zögern für die Kleine Predigt Jesu und das Hundertguldenblatt beiseite" (H. W. Singer).

Auch beim evangelischen Kirchenbau ist der Fortschritt deutlich erkennbar. Unter neuer Leitung hat das Christliche Kunstblatt den Kreis seiner Mitarbeiter und seiner Interessen erweitert. Die Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst hat seit ihrem Bestehen von 1896 an mit besonderem Eifer durch Wort und Bild die Bestrebungen der neueren Zeit unterstützt. Die Mitteilungen des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, ja eine eigene Zeitschrift, ein Zentralorgan für Bau, Einrichtung und Ausstattung der Kirchen: „Die Kirche", sind seit 1904 neu hinzugekommen. In Vorträgen vor Architektenvereinen und Gemeindeversammlungen (z. B. von Simons, v. Tiedemann, March), wie in Vorlesungen an der Universität wurde die Frage mehrfach behandelt.

In den verschiedensten Teilen Deutschlands sind Kirchen im engeren oder weiteren Anschluß an die Sulzeschen Reformpläne gebaut worden. So kann man denn jetzt aus der Praxis heraus urteilen, und manch Einer, der jenen Vorschlägen gegenüber sich durchaus ablehnend verhielt, so lange sie eben nur Vorschläge und Forderungen waren, hat sich beim Eintritt in eine Kirche dieser Art überzeugen lassen, daß sie nicht nur „Lehr- und Hörsäle", sondern würdig eingerichtete und andächtig stimmende Kirchen sind. Und wiederum Andere, um das gleich beizufügen, haben vielleicht eingesehen, daß diese Raumanlage eben doch nur ein Versuch neben andren, daß sie nicht die allein protestantische ist und daß ihre einseitige Bevorzugung zur — Schablone führt. Vergleicht man die Abbildungen von Kirchen nach dem Wiesbadener Programm, sie seien in Basel oder in Karlsruhe, in Mannheim oder in Breslau oder in Krefeld gebaut, so mag man sich an die Worte eines Theologen wie Hasenclever erinnern, der schon auf dem Berliner Kongreß und später in der Protestantischen Kirchenzeitung und in der zweiten Reihe seiner Abhandlungen „Aus Geschichte und Kunst des Christentums" 1898 davor warnte, aus der Annahme oder Verwerfung des Wiesbadener Programms ein Dogma zu machen. „Die Frage, ob Chor oder Verwerfung desselben, sollte kein Losungswort beim evangelischen Kirchenbau bilden."

Ueber eine Reihe von Fragen, die damals 1894 besprochen wurde, wird heute wohl kaum eine Debatte mehr nötig sein. Die Zeit der Romantik, des einseitigen Anschlusses an die mittelalterliche Ueberlieferung ist vorüber. Ueberall ist der Grundsatz angenommen, daß die Liturgie der Bauherr ist, daß sich der Kultusraum nach den praktischen Zwecken und Formen des gegenwärtigen Gottesdienstes zu richten hat. Dome und Münster können für uns Evangelische nur Ausnahmen sein. Wir können keine Denkmalkirchen brauchen, die nicht zugleich Gemeindekirchen sind. Niemand wird mehr einen großen weitausgedehnten Altarraum, einen Chorumgang, ein Querhaus, einen gothischen Aufbau nur darum empfehlen, weil sie etwa zur „mittelalterlich-klassischen" Form gehören. Niemand streitet mehr für oder gegen die Orientierung. Niemand preist mehr die altchristliche Basilika als Urbild des protestantischen Kirchenbaus oder lehnt aus Gründen des Symbolismus den Zentralbau ab und empfiehlt die Längenrichtung des Grundrisses, weil durch jenen „nicht die Vorwärtsbewegung der Gemeinde zum geistlichen Opfer symbolisiert werde".

Der große Fortschritt der Inventarisierung unsrer deutschen Kunstdenkmäler hat mittlerweile die Kenntnis der Bauten aus der Zeit des Barock und des Klassizismus erweitert, aber doch zugleich das Urteil, auch über ihre historische Bedingtheit und ihr nur lokales Recht, geschärft. Ist die neuere Richtung, man darf doch sagen ausschließlich — trotz des Sulzeschen Gemeindeideals — von den Bedürfnissen der großstädtischen Gemeinden ausgegangen, und hat auch „der Kirchenbau des Protestantismus" allermeist Bauten in Städten berücksichtigt, so haben Architekten und Kunsthistoriker neuerdings mehr und mehr auf die Eigentümlichkeiten der Kirchen in unseren Dörfern geachtet. Es sei nur an das Werk Gruners „Die Dorfkirche im Königreich Sachsen" 1904 erinnert (1904, Nr. 47).

Der Wert und die charakteristische Bedeutung der Emporen im evangelischen Kultusraum wird unbefangener wie früher gewürdigt. Daß die Anordnung des Gestühls sich nur nach den liturgischen Stätten richten, dieses sich um Kanzel und Altar gruppieren soll, leugnet Niemand mehr. Endlich hat sogar Gurlitt in seinem neusten Werk „Kirchen" im Handbuch der Architektur die wichtige Streitfrage über die Stellung von Kanzel und Altar trotz aller Vorliebe für die Vereinigung und trotz seiner Abneigung gegen einen besonderen Altarraum als „Chor" in einer so sachlich eingehenden Weise behandelt, daß sich auch bei ihm das Gewicht der Gegengründe und die Rücksicht auf andere Ansichten stark bemerkbar macht.

So haben sich denn in wichtigen Punkten die Anschauungen geklärt, ja einander genähert und das Interesse für künstlerische Ausgestaltung unsrer evangelischen Kirchen ist in vielen Kreisen, der Theologen wie der Laien, lebendig: der Zeitpunkt, einen zweiten Kongreß abzuhalten, erscheint günstiger denn je. Er kann klarer als der erste Kongreß von dem Grundsatz ausgehen, daß dem religiösen und kirchlichen Leben der einzelnen Landeskirchen und Gemeinden ebenso möglichste Freiheit gewahrt bleiben muß wie der Eigenart künstlerischen Schaffens.

3

Wird dieser Gesichtspunkt bei den Vorträgen und in der Debatte beachtet, so wird man auch der Lösung der heute noch schwebenden und unerledigten Probleme näher kommen. Ein genaues Programm wurde bisher, so viel ich weiß, nicht veröffentlicht.*) Aber da über die „künstlerische Gestaltung der evangelischen Kirche" verhandelt werden soll, so wird wohl auch der Unterschied zwischen katholischen und evangelischen Kultusräumen, die Bedeutung und Notwendigkeit des „Chors" oder des Altarraums, die Verbindung der Kirche mit Nebenräumen für katechetische und soziale Zwecke der Gemeinde, das Recht der „Einheitskirche" besprochen werden. Diese Fragen

*) Das Programm ist mittlerweile erschienen und in Nr. 33, Sp. 792 veröffentlicht. D H

stehen, in Bezug auf die Raumanlage, heute noch im Vordergrund.

Die meisten der schon genannten Werke aus der Literatur des letzten Jahrzehnts, neben vielen Aufsätzen in den verschiedenen Zeitschriften, namentlich dem Christlichen Kunstblatt und der Spittaschen Monatschrift, berücksichtigen diese Punkte, nicht immer ohne Einseitigkeit und Voreingenommenheit. Aber ausdrücklich möchte ich hier noch auf einige Schriften der neuesten Zeit hinweisen, deren Studium nicht dringend genug einem Jeden empfohlen werden kann, der zu einem unbefangenen und ruhigen Urteil gelangen will.

Das neueste, freilich sehr teure (35 Mk.) und nicht immer übersichtliche Werk Gurlitts im Handbuch der Architektur (Abt. IV, Teil VIII Bd. 1. Stuttgart, A. Kröner) ist bei einem eingehenden Studium unentbehrlich. Gurlitt nimmt überall Rücksicht auf die Formen und den Inhalt des Gottesdienstes und teilt eine Fülle von anschaulichen Illustrationen mit. Gegen viele Einzelheiten des Buchs wird sich allerdings starker Widerspruch erheben. Und zwar nicht nur gegen manche dort ausgesprochene theoretische Ansichten und praktische Forderungen, sondern auch gegen verschiedene historische Darlegungen. Immer noch hält z. B. Gurlitt seine Behauptung über die „protestantische“ Raumanlage der Torgauer Schloßkirche aufrecht und redet wiederholt vom „Lutheraltar“ dieser Kirche. Den Nachweis, daß Luther, der 1544 bei der Einweihung die Festpredigt hielt, irgend welchen Einfluß auf die Gestaltung und Einrichtung der Torgauer Kirche ausübte, gibt er nirgends, und seine Beschreibung der katholischen Altargestalt entspricht wohl den gegenwärtigen in der katholischen Kirche herrschenden Gebräuchen, nicht aber denen des sechzehnten Jahrhunderts. Tischaltäre von der Gestalt des „Lutheraltars“ sind aus jener Zeit in katholischen Kirchen, auch in Italien, heute noch vorhanden. Da übrigens Gurlitt mehrfach sich gegen das Buch von O. Hoßfeld: „Stadt- und Landeskirchen“ (Berlin, W. Ernst und Sohn 1905. 139 S. mit 101 Abbildungen. 2,50 Mk.) wendet, und zwar wie mir scheint, nicht immer mit Recht, so möchte ich dieses lehrreiche, aus der Praxis heraus geschriebene Buch ausdrücklich hier noch nennen und empfehlen, natürlich ohne ihm überall beizustimmen.

Im Jahre 1902 ist ein in der Literatur zu wenig beachtetes Buch erschienen, das für den Kirchenvorstand einer kleinen Gemeinde zur Orientierung bei den Bauberatungen vortreffliche Dienste leisten kann. Es ist die vom Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins veranlaßte und von dem Architekten Julius Zeissig herausgegebene Sammlung „Muster für Kleine Kirchenbauten“. Leipzig, Seemann u. Co., geb. 3,50 Mk. Sie enthält 19 Entwürfe von kleineren Kirchenbauten und Betsälen bis zu 600 Sitzplätzen, die in den Jahren 1884 bis 1902 ausgeführt wurden. Eine direkte Nachahmung und Wiederholung schließt sich von selbst aus, schon wegen der Kostenanschläge, aber auch wegen der örtlichen Wünsche und Voraussetzungen. Aber die hier dargebotenen Pläne mit genauen Angaben über die Ausführungssummen usw. sind in der Tat als Muster zu bezeichnen. Man vergleiche dies Buch mit dem vor etwa dreißig Jahren erschienenen ähnlichen Werk des Gustav Adolf-Vereins, oder etwa mit dem Aufsatz C. Heideloffs „Ueber den Kirchenbau der Evangelischen“, der 1850 dem Hilferuf für die neue evangelische Christuskirche in Wels beigegeben ist „als Fingerzeig für Kirchenbaumeister und Kirchenpatrone“, so zeigt sich der Fortschritt des Kirchenbaus in den letzten Jahrzehnten bis auf alle Kleinigkeiten der Raumanlage und Ausschmückung. Namentlich die treffliche Verbindung der Kirche mit dem Pfarrhaus als Gruppenbau ist hervorzuheben. Nicht der geringste Wert dieser „Muster“ liegt auch in der Tatsache, daß sie von ganz verschiedenen Baumeistern und in so verschiedenen Gegenden ausgeführt sind.

Nur bei dreien der Entwürfe ist die Kanzel hinter den Altar gestellt. Dabei ist einmal der Altar unmittelbar unter den Chorbogen gesetzt und die Kanzel an die Rückwand des „Altarraums“, der auf diese Weise zum „Kanzelraum“ wird. Die beiden anderen Pläne haben keinen Altarraum. Bei der größeren Kirche (Nr. 19) scheint die Kanzel ziemlich weit vom Gestühl entfernt zu sein, wozu überhaupt die Stellung „Kanzel hinter dem Altar“ leicht führt: der Prediger steht dann gewiß nicht mehr inmitten der Gemeinde! Die Orgel befindet sich überall an der Eingangsseite. — Ob die Anordnung der Kirchen nur durch die Architekten bestimmt wurde oder auf die Wünsche der Gemeinden zurückgeht, ist nicht angegeben, wie überhaupt einige Erklärungen über das jeweilige Bauprogramm vermißt werden.

Sind von Zeissig nur Baupläne mitgeteilt, so finden wir solche mit einem ganz ausgezeichneten Vortrag inhaltlich verbunden in der musterhaft gedruckten Schrift von Johannes Ficker: „Evangelischer Kirchbau.“ Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1905. 36 S. 3,50 Mk. Hier redet ein Theologe, der mit dem feinsten Verständnis für das innere Wesen des gottesdienstlichen Lebens in der protestantischen Kirche eine genaue Kenntnis der historischen Entwicklung der Kunst vereinigt, ein Theologe, der mit Rat und Tat bei dem Neubau von Kirchen tätig ist und der im Gegensatz zu allen einseitigen Theorien und Parteiansichten die Eigentümlichkeiten seiner Landeskirche, für die er arbeitet, der Landschaft, des Städte- und Dorfbildes sorgsam erwägt und zur Grundlage seiner Ratschläge und Verbesserungen macht. Die evangelische Kirche in Elsaß-Lothringen besitzt in Ficker einen in dieser Vereinigung von theoretischen Kenntnissen und praktischer Erfahrung seltenen Berater. Sein Buch aber möge weit über die Grenzen des Reichslandes dankbare Leser finden und möge auch Andre von der Größe der Aufgabe überzeugen, die er so begeistert und zugleich so sachlich und sicher darstellt.

Am liebsten möchte ich eine Reihe der vortrefflichen Bemerkungen, Urteile und Ansichten hier abdrucken. Ich kann es mir wenigstens nicht ganz versagen, noch auf einzelne Punkte hinzuweisen, die einen besonders starken Eindruck auf mich hervorgerufen haben.

Dazu gehört die Ausführung über den eigentlichen Charakter eines protestantischen Kirchenbaus. Was da gesagt ist über den Gegensatz von protestantischem und katholischem Wesen im Kultusraum, trifft nach meiner Ansicht den Kern der Sache — viel mehr als die so beliebte Polemik gegen den katholischen „Chor“ oder gegen die Verwendung des „Altars“ in unsren Kirchen. In unserem evangelischen Volk, vor allem in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung, sieht Niemand mehr im Altar die Opferstätte oder das Heiligengrab. Aber Jeder weiß es, auch ohne daß er es so ausdrückt, daß „die Schlichtheit, die der Ausdruck innerer Kraft, lebendigsten Wachsens ist, das Gepräge des protestantischen Gottesdienstes wie des gottesdienstlichen Gebäudes ist.“ Und gewiß geht dabei das individuelle Leben nicht verloren!

Eben aus diesem Grund wendet sich Ficker mit vollem Recht gegen alle Versuche, bestimmte Gruppierungen der inneren Anordnung, etwa von Kanzel, Altar, Orgel, als allein dem protestantischen Gottesdienst entsprechend zu bezeichnen. Eine allgemein giltige Anweisung darf es nicht geben — jede Schematisierung und Einengung widerspricht dem innersten Wesen des Protestantismus, wie nicht weniger der wahren Kunst. „Ein Kirchbau muß seinen bestimmten ausgeprägten Charakter haben, er muß geschaffen sein, als wäre er lebendig aus dem Boden gewachsen.“ „Nicht Kopie und Repristination, nicht Uniformität, Schema oder Schablone!“

Ficker tritt ferner lebhaft für die Beibehaltung des Turmes namentlich in Diasporagemeinden ein. Er erhebt gewichtige Bedenken gegen die Verwendung des Zentralbaus, gegen die Stellung der Orgel hinter dem Altar, gegen den Ausschluß der Chornische — bei kleineren Räumen.

Ueber diese Ausführungen habe ich mich besonders gefreut. Und manch Andrer wird Ficker hierin zustimmen. Die Bedeutung eines besondren Altarraums würdigt er von liturgischen und künstlerischen Gesichtspunkten aus. Der Altar ist nach ihm nicht nur Abendmahlsstätte für eine besondre Abendmahlsfeier, sondern auch Stätte der Vorlesung des Schriftwortes in jedem Gottesdienst. Dieser Grund, und der zweite, der vielleicht noch hinzuzufügen wäre, daß der Altar im Gottesdienst der lutherischen und unierten, vielfach auch der reformierten Gemeinde

überhaupt Stätte der Anbetung, des eigentlich darstellenden Momentes im Gottesdienst, geworden ist, übersieht Gurlitt in seinem neuesten Werk nahezu ganz. Für ihn ist der Altar vorzugsweise Abendmahlstisch. Aber gerade in der Gegenwart, wo wir uns bemühen, unsere Gottesdienste reichlicher mit eigentlich „liturgischen“ Elementen, mit Gebet und Vorlesung auszustatten, hat eben der Altar, der nun einmal in der geschichtlichen Entwicklung der deutsch-evangelischen Kirchen die Stätte der Anbetung geworden ist, auch der Kanzel gegenüber im gewöhnlichen Haupt- oder „Predigt“gottesdienst eine uns wichtige Stellung erhalten.

Ueberall berücksichtigt Ficker die bestehende Formen des Gottesdienstes und verfällt nirgends in den Fehler, der nach meiner Ansicht nur zu Unklarheiten führt, in den Fehler nämlich, Reformvorschläge für die Umgestaltung der Liturgie mit den Ansichten über den Kultusraum zu vermischen. Wenn Gurlitt auf dem Berliner Kongreß die Architekten mahnte, sich vor nichts mehr zu hüten, als durch ihre Kunst die liturgischen Verhältnisse ändern zu wollen, so haben sich manche Theologen, und Gurlitt selbst, nicht davor bewahrt. Es wird künftig noch genug Gemeinden, namentlich auf dem Lande, geben, die keine sitzende Kommunion einführen, sondern bei der herkömmlichen und in ihrer Art feierlichen und ergreifenden Weise bleiben wollen. Wie viele unsrer Gemeinden haben denn heute einen Sängerchor, der sie sonntäglich erbauen kann? Wie wenige sind es einstweilen, die an Festtagen sich der Mitwirkung eines Chors erfreuen? Es ist sicher nicht unprotestantisch, meiner Ansicht nach auch nicht unlutherisch, Orgel und Sängerchor vor die Gemeinde zu stellen. Aber die allein „protestantische“ Art ist es ebenfalls nicht. Ja geht man strenge von dem Begriff der Zweckmäßigkeit aus, so wird man sich immer wieder fragen, ob es nicht eine unberechtigte Konzession an die Forderungen der Musik ist, wenn nun die Mitglieder des Sängerchors von der gottesdienstlichen Gemeinde in gewissem Sinn ausgeschaltet werden und hinter Altar und Kanzel ihre Plätze erhalten. Liturg und Prediger sollen Allen sichtbar sein. Das heißt eben, daß er vor der Gemeinde steht und handelt, nicht daß ein Teil, hier nun der Sängerchor, auf den Rücken des gottesdienstlichen Leiters sieht. In einer neuen, allerdings zweischiffig-unsymmetrischen Kirche in Zürich hat man daher in einen weitausgedehnten „Chor“ die Sängerempore gestellt, die Kanzel aber weiter an die Seite gerückt.

Auch für die künstlerische Ausschmückung durch die bildende Kunst, über die in Dresden auf dem Kongreß beraten wird und die auf dem ersten Tag in Berlin nur gestreift wurde, bietet Fickers Buch mancherlei Anregung und Beispiele aus der Praxis.

So leistet das Buch Fickers gewiß jedem Teilnehmer am Kongreß zur Vorbereitung ausgezeichnete Dienste.

Der Kongreß selbst aber wird reiche Anregung und weite Förderung unseres Kunstlebens in der evangelischen Kirche darbieten, wie verschieden auch die Ansichten im Einzelnen sein mögen. Jeder evangelische Christ, der freudig und gern am Gottesdienst der Gemeinde teilnimmt, wird ihm einen guten Verlauf und einen glücklichen Erfolg wünschen: auch der Tag für protestantischen Kirchenbau ist ein segensreiches Werk für den Ausbau der Kirche des Evangeliums.

Marburg — Johannes Bauer

Literaturbriefe

Vergl. Nr. 32

2. Der Briefschreiber nimmt die Jahrhundertausstellung zum Vorwand, um sich eine Jugend zu kaufen und über sie und den Simplizissimus, sowie über Satire und Rokoko zu philosophieren

Lieber Freund!

Erlauben Sie mir, von dem Rechte des Briefes Gebrauch zu machen, kein Buchkapitel zu sein. Ich werde auf Hesse und mein sonstiges Thema das nächste Mal zurückkommen können.

Ich war inzwischen auf der Jahrhundertausstellung und muß Ihnen Etwas davon erzählen.

Unterwegs erstand ich eine Jugend, und der Zufall wollte, daß sie in die Zeit des Rokoko versetzte, die Zeit, im Kampf gegen welche die Kunst der Jahrhundertausstellung beginnt. Ich sehe die Jugend lieber als den Simplizissimus. Alle Wochen einmal die Menschheit von der schmutzigen Seite ansehen und darüber auch noch lachen zu sollen, dafür bringe ich — das Phlegma nicht zusammen! Und das ewige Entrüsten scheint mir noch weniger gesund. Das Leben bringt genug davon. Sowohl von den Menschen, die Karikaturen sind, als von dem, worüber man sich entrüsten muß. Der ruhige Sinn, in welchem allein die Schöpfung wächst, gedeiht zwischen diesen Feuern nicht.

Dennoch mag ich Nichts mit einer einfachen Verurteilung des Simplizissimus zu tun haben. Ich meine zwar, daß der Satire, des Witzes, der Karikatur allmählich etwas zu viel wird, und daß die schaffenden Kräfte, die doch immer das Uebergewicht haben müssen, wenn eine starke Kultur werden soll, es schwer bekommen, Schritt zu halten. Aber andererseits meine ich, daß ein jeder Erwachsene sich seine Diät selbst ordnen soll. Wenn ich mir den Simplizissimus selten, die Jugend dagegen oft kaufe, so geschieht das im Sinne einer persönlichen und nur für mich persönlich geltenden Entscheidung; ich glaube, daß behäbigere Naturen sehr viel mehr kräftige Satire vertragen, und sogar — brauchen! Es gibt Dinge, deren Unzulänglichkeit man garnicht anders zum Bewußtsein bringen kann, als durch die satirische Brille. Eine gewisse Art „staatserhaltender“ Verblödung, der Geist oder vielmehr Ungeist, der aus einigen — nicht allen — Korps in unsere höhere Beamtenschaft eindringt, und welcher macht, daß der Eindruck entsteht, den — wenn ich nicht irre — Harden in der Zukunft dahin formulierte, daß wir in Deutschland von Ungebildeten regiert werden, allerlei Engigkeit und ungelüftete Philistrosität, Prüderie und kleinliches Wesen, Klassenvorurteile und unbewußte oder gar bewußte Klassenjustiz, und so auch der gewöhnliche Typus der Frömmigkeit, nach welchem Frömmigkeit nicht ist, was Sie darunter verstehen, eine Kraft zu selbständigem innerem Leben, sondern vielmehr das genaue Gegenteil davon: nämlich der Verzicht auf selbständige innere Stellungnahme, — alles dies kann, wie gesagt, wirksam garnicht anders bekämpft werden als durch scharfe satirische Hiebe. Eine gewisse Verquickung von Politik und Religion kann kürzer und schlagender nicht beleuchtet und bekämpft werden als durch den Witz, den das Blatt vor Jahren einmal unter einem entsprechenden Bild von Thöny brachte: „Also trinken wir auf wohljelungene Rache an den jelben Schweinehunden und enerjische Verbreitung des Christentums!“ Und die Kleinlichkeit des konfessionellen Haders, welche so Viele abstößt, die eine Stärkung des protestantischen Geistes dem wachsenden Einfluß des Zentrums gegenüber gern genug sehen würden, kann kaum heller beleuchtet werden, als durch den Scherz, der einen Pastor zu seinem Kollegen sagen läßt: „Ein günstiges Jahr, teurer Amtsbruder, ein sehr günstiges Jahr, drei Sittlichkeitsverbrechen weniger als auf katholischer Seite.“ Wirklich, es gibt eine Menge Dinge, die es nötig haben, daß man sie hie und da lüftet. Und das geschieht durch eine kräftige Satire. Wenigstens am schnellsten, kürzesten, wirksamsten. Alles, was verhockt und eingerostet ist, löst und erlöst sich am besten dadurch, daß es in einer Vergrößerung gezeigt wird: dies ist ja das Wesen der Satire.

Dabei scheint mir, daß man am besten die Satire verdaut, von der man sich getroffen fühlen kann, die Gepflogenheiten oder Gedankengänge trifft, denen man selbst verfallen ist, Dummheiten, die zu begehen wir selbst in Versuchung kommen könnten.

Einmal finde ich sie bei weitem am interessantesten. So ist auch das, was mich an der Lektüre des Simplizissimus anstrengt, nicht das, was ich an Satire oder Karikatur gegen Ideen oder Berufe darin lesen muß, denen ich selbst nahe stehe. Von mir, meinen Freunden und unseren Gedanken weiß ich, daß wir im Grunde ernst sind. Wir rücken uns die Sache zurecht und entnehmen lachend, was wir brauchen können. Vielmehr ist das Unangenehme gerade das, was gegen die Anderen

geht, die Verhöhnung, die wir nicht an der Wirklichkeit nachmessen können, und die uns deshalb die Stimmung einflößt, als gebe es nichts wie Karikatur, Schmutz, Heuchelei und Egoismus auf Erden.

Und dann ist die Satire gegen Eigenes die nützliche. Natürlich muß sie künstlerisch und also unpersönlich bleiben; denn im Falle persönlicher Beschämung bekommt man die Geistesfreiheit nicht zusammen, um die Satire unbefangen zu würdigen und zu erwägen. Wir haben uns doch schon alle gelegentlich gewünscht, uns selbst mit den Augen und Ohren der Anderen sehen und hören zu können! wie wollen wir unzufrieden sein, wenn uns der Wunsch erfüllt wird! Denn die Satire ist das künstlerische Mittel dazu. Sie ist im Grunde, wenn sie gut ist, nie etwas Anderes als eine Feststellung. Einer guten Satire gegenüber — und die Satiren gerade des Simplizissimus sind (mit ganz wenigen sehr häßlichen Ausnahmen) künstlerisch einfach vorzüglich! — werden wir selten fehlgehen, wenn wir annehmen: nicht ganz so, aber stark in dieser Richtung wirkst du! wenigstens auf Viele, — vielleicht auf Alle außerhalb der engen Kreise, aus denen diese deine Art stammt, und die ihr gewöhnliches Publikum sind.

Die Satire ist stark genug, die Hypnose zu brechen, welche auf jeden Menschen die Anerkennung der eigenen Kreise ausübt. Es würde ohne diese Anerkennung unmöglich sein, daß Jemand zum Gigerl würde. Er wird es, weil es Menschen gibt, auf deren Beifall er hofft, und denen Blasiertheit für ihr Gegenteil, nämlich für Erfahrung gilt, das verzerrte Monokelgesicht für das Gesicht eines Wissenden, der Gang des Rückenmarkschwindsüchtigen für den Gang Eines, den Nichts mehr aufregen oder enttäuschen kann, die müde unbetonte Sprache, die so klingt, als wäre sie nicht gesprochen, sondern fallen gelassen, für die Sprache Eines, dem die geistreichsten Dinge zu sagen Nichts ausmacht. Wie will man einen solchen armen Menschen aus der Hypnose reißen? Wie will man ihm beweisen, daß er lächerlich ist? Der einzige Beweis ist, daß man ihn sich selbst sehen läßt, so, daß er es glauben muß; so, wie er außerhalb seiner Kreise wirkt, außerhalb des Zusammenhangs seiner Atmosphäre und seiner Entwicklung.

Aber darf nicht ein Jeder überzeugt sein, in aller Treuherzigkeit Allerlei an sich zu haben, unbewußt angenommen, mitgemacht zu haben, das ihm eigentlich fremd ist, und das er lassen würde, wenn er es sähe, wie es außerhalb der Hypnose aussieht? Die Satire bringt es plötzlich zum Gefühl. Wenn einer das, was er für forsch oder schneidig gehalten hat, plötzlich so kleinlich und komisch sieht, wie es Andere berührt, so bringt ihn das, wie der Mensch als soziales Wesen einmal konstruiert ist, schneller zur Ernüchterung, zur Revision, als lange Auseinandersetzungen. Wer sich einen Kanzeljargon angewöhnt hat, tat das vermutlich, weil er darin eine Art Stil empfunden hat, eine Art, sich würdig, dem feierlichen oder ernsten Stoff entsprechend, auszudrücken. Wenn er das hören könnte, ein wenig übertrieben, sodaß er es von außen her aufnähme und die Richtung, in der man es empfindet, so würde mindestens dies ihm fühlbar werden, was für einen Eindruck er nicht macht, von dem er sich vermutlich viel verspricht. Das Meiste, was uns lächerlich auffällt, stammt ja tatsächlich aus einer Art Stil, der einst echt und ernst war, und nun auf dem veränderten Hintergrund als komisch oder grotesk herauskommt.

Und schließlich — von allen diesen Gründen abgesehen — ist es auch rein taktisch die denkbar falscheste Stellung, die man einer Satire gegenüber einnehmen kann, daß man gegen sie protestiert, daß man sich ihr gegenüber ereifert; dadurch quittiert man sie geradezu, bestätigt sie, verschärft sie. Schon aus diesem, wenn nicht aus den anderen ernsteren Gründen, von denen ich vorher schrieb, schiene es mir richtig, wenn man den Simplizissimus gerade in den Kreisen, die er am häufigsten verspottet, möglichst wenig tragisch nähme. Es macht ja auf jeden Fall sich besser, die Rolle des lächelnden Mondes zu spielen, als die des kläffenden Hundes. Dem Simplizissimus hat man es bisher zu leicht gemacht, trotz des selbstgewählten Emblems vom wütenden Köter, den Mond zu spielen, der die vor Wut wackelnden Stützen der Gesellschaft auslacht.

Wie dem sei, ich für mein Temperament ziehe als regelmäßige oder häufige Lektüre die Jugend vor. Sie ist harmloser, — im Text, namentlich der kürzeren Stücke, leider auch künstlerisch harmloser, — und sie bringt eine große Menge wirklicher, positiver Schönheit.

Schade, daß Engels die schwere gedankenreiche Schönheit seiner früheren Beiträge weggeworfen hat, und daß Erler zurücktritt; er grenzte mitunter an die Phrase, aber er fiel ihr nie anheim, und gab um so öfter Schöpfungen, in denen wirklich ein Hauch von Größe lebendig war.

Daß Fidus seltener wird, begrüße ich. Diesem freundlichen und guten Manne haben einige Bewunderer dadurch unendlich geschadet, daß sie ihn für tiefsinnig nahmen und ausposaunten. In den Blättern, in denen er diesen Ruhm zu rechtfertigen unternahm, grenzte er schließlich an die Hohlheit solcher Modezeichner wie Franz Staſſen.

Finden Sie übrigens nicht auch, daß dieser Phraseur Stassen nachgerade gemeingefährlich wird? Er malt schöne Jung-Helden in demselben Sinne, in welchem Seifert schöne Jungfrauen malt. Die Jugend hat meines Wissens nie Etwas von ihm gebracht. Dazu ist ihre Kunstleitung zu geschmacksicher. Man kann bei ihr ziemlich gewiß sein, keinem einfach Unfähigen zu begegnen. Ausnahmen gibt es zwar; aber sie sind selten.

Im Kern des Blattes sind geblieben Eichler und Münzer. Eichler halte ich für den stärksten unter den Künstlern der Jugend; er ist es auch inhaltlich. Er versteht ganz starke, große Stimmungen ohne den geringsten Zug von Pathos oder Phrase, eher mit einem Anflug von Humor und Ruppigkeit zu vermitteln. Seine farbigen Phantasien stellen einen nicht selten ganz unmittelbar dem Geist und Hauch der Natur selbst gegenüber. Dem lieblichen und tückischen Geist des Wassers, dem polternden und rohen Geist des Winters, dem schwer sinnenden des früchtereifenden Herbstes.

Für Münzer habe ich persönlich nur eine kalte, wenn auch große Bewunderung übrig. Seine besondere Stärke ist es, durch schwere Massen von Kleidern hindurch Bewegung und Leben zu zeigen. Darin gelangt er nicht selten zu verblüffenden Effekten. Möchte er sie nur nicht an Märchentexten demonstrieren! Denn so kräftig und mitunter hinreißend er den Inhalt einer Szene z. B. in seinem „Aschenputtel"*) hinzustellen weiß, so wenig vergißt man je einen Augenblick, daß alle diese Figuren vom Leben bedeutend mehr wissen, als sich für Märchenfiguren ziemt. Will ich den Inhalt einer stark dramatischen Szene von Münzer verdeutlicht haben, so sehe ich jedenfalls lieber die Szene aus Carmen an, die er einmal in der Jugend hatte, als eine aus einem Märchen. Von den Jugend-Künstlern halte ich überhaupt nur Eichler und vielleicht noch Erler der Unbefangenheit fähig, Märchen zu erzählen. Selbst Schmidthammer, dessen kleine „Plutarch"-Bilder so naiv herauskommen, verliert da, wo wirkliche Naivität und nicht Naivität als Kunstmittel nötig ist.

Neben Münzer und vor ihm hält Rieth die Mitte in der Jugend. Er ist viel schwächer. Er vermittelt nach dem gewöhnlichen Geschmack hin. Er ist liebenswürdig, kokett, sehr geschickt und — platt. Ohne übrigens den Zug von Lüsternheit mit der Seichtigkeit zu verbinden, durch welchen sonst ausgesprochen platte Naturen sich als beachtbar ausweisen zu können meinen. Wie der Baron von Reznicek, der Woche für Woche auf den Hinterseiten des Simplizissimus das Problem der sich ausziehenden Dame löst und offenbar ebensowenig wie die Simplizissimus-Leitung selber ahnt, wie furchtbar langweilig das auf die Dauer wird. So haben mir wenigstens eifrige Simplizissimus-Leser versichert. Für dieses Genre hat die Jugend den Baron von Kubiniy. Der kanns — schwer glaublich, aber wahr! — sogar noch eine Nummer gemeiner. Lehrreich ist, daß er dazu Nichts von dem braucht, was unsere Sittlichkeitsfanatiker mit Strafe belegt wissen möchten. Er hat meines Wissens noch nie eine nackte Figur gemalt. Er malt einen Kaufmann hinterm Ladentisch, eine etwas fest angezogene Dame in einer Gemäldegallerie, und man hat das Gefühl, die Geil-

*) Verlag von Jos. Scholz, Mainz.

heit selbst aufsteigen zu sehen. Es liegt in Dingen, die man gesetzlich nicht treffen kann, es liegt nicht im Stoff, es liegt in der Formgebung, es liegt in der Farbe — bei dem Baron Kubiniy in gewissen lila-rosa-bläulichen Verwesungsfarben. Ich halte diese Feststellung für die wichtigste, die im sogenannten „Kampf gegen den Schmutz" überhaupt gemacht werden kann. Ein Verbot des Nackten wäre der schlimmste Streich, welcher der öffentlichen Sittlichkeit zustoßen könnte.

Doch genug von den Baronen! — Haben Sie übrigens bemerkt — um dies Thema erschöpfend abzuschließen — daß es geradezu einen Zweig in unserer Kunst gibt, der vorwiegend von Baronen vertreten wird? So etwas Galantes, ein bischen Fatales, ein bischen Lüderliches, niemals Leidenschaftliches oder Starkes, mit einem Worte: Lebemännerkunst? Diejenige Seite der Kunst, für welche sich in richtiger Einsicht der Verhältnisse die verflossenen Brettl ihren Baron, den sogenannten Brettlbaron hielten. Und es ist mir immer besonders pikant vorgekommen, in adelsfreundlichen Blättern auf die Untergrabung der Sittlichkeit durch den sozialdemokratischen Simplizissimus schelten zu hören. Er hat für diesen Zweig seiner Tätigkeit seinen Baron! Vielleicht wird es sehr schwer sein, die obersten und die untersten Stände in ihren Idealen zu einigen. Doch wo sie im Schmutz sich finden, da verstehen sie sich gleich.

Man möchte fast meinen, es sei das ein Erbe noch des Rokoko; aber soweit das Rokoko Stil ist, läßt sich eine Abhängigkeit der Baronatskunst von der des Rokoko nicht behaupten. Wenigstens zeichnerisch nicht. Das mir vorliegende Heft der Jugend, das dem Rokoko gewidmet ist, hat denn auch der gut bürgerliche Diez gezeichnet. Dieser — meines Erachtens von der Jugend sehr stark überschätzte — Künstler war für eine Darstellung des Rokoko besonders geeignet. Er erscheint in seinen Zeichnungen, wenn nicht so glatt — seine Gesichter sind ausnahmelos wie aus der Kartoffel geschnitten — so doch ebenso verschnörkelt. In ihm wie im Rokoko ist sozusagen der Geist Schnörkel geworden. Und wenn er es des öfteren in der Jugend fertig gebracht hat, mit einem Minimum von Witz und einem Maximum von Ansprüchen, eine Zeichnung, die vielleicht im kleinsten Format nieblich gewesen wäre, über eine ganze Seite auszudehnen, so fehlte ja auch dem historischen Rokoko zu seiner Vollendung nur noch, daß es eine Bonbonnière zu einem Schloß vergrößerte. Aehnliches hat es sowieso genug geleistet. Haben Sie damals, als Sie in Florenz waren, jene permanente Ausstellung der Entwürfe für die Vollendung des Dombaus, im Wesentlichen also für die Fassade gesehen? Sie war mir sehr lehrreich: je mehr ins Rokoko hinein, desto mehr bekommt der Dom in diesen Entwürfen die Gestalt eines Kommodenaufsatzes. Wenn Burckhardt von einer „Schreinerphantasie" in den Fassaden mehrerer venetianischer Kirchen spricht, so kommt mir vor, als habe eben nur Venedig Geld und Initiative genug gehabt, um etwas von dem auszuführen, was überall geplant und entworfen wurde. Die Schreinerphantasie ist nichts spezifisch Venetianisches. Sie ist Rokoko; man könnte vielleicht auch sagen, sie steckt der Renaissance im Blute; wenigstens wenn man in Florenz die Voluten an der Fassade von Santa Maria Novella sieht, die doch Frührenaissance sind, möchte man es glauben. Nehmen Sie es aber nicht gar zu ernst!

Der Text des Rokokoheftes ist von Fritz von Ostini. Er hat ganz die Leichtigkeit und Eleganz dafür. Wenn er aber seinen Verswitz Friedrich den Großen, Schlüter und Lessing als Rokokomänner feiern läßt, so scheint mir das gar zu elegant, um noch richtig zu sein. Lessing zum wenigsten möchte doch wohl eher als Ueberwinder des Rokoko richtig aufgefaßt werden, er, dessen unsterbliches Verdienst es war, Voltaire durch Shakespere ersetzt zu haben!

Nun, das Rokoko erstickte in seiner Heimat im Blut der Revolution; und das, was die Jugend als seine schöne Ehrlichkeit bezeichnet, erlag bei uns jener ernsten und festen, kantigen und kantischen Tüchtigkeit, welche ihren Dichter in Lessing fand, und welche aus den Bildnissen Anton Graffs spricht, mit denen die eigentliche Jahrhundertausstellung beginnt.

Ich wünschte, und Sie werden den Wunsch teilen, daß uns die Rückkehr in das Rokoko erspart bliebe, und daß die Zeichen der Zeit, welche auf eine solche Entwicklung hinzuweisen scheinen, weiter nichts bedeuten, als daß man bei einem sehnsüchtigen Blick auf schönheitsvollere Zeiten naturgemäß auf der nächstvergangenen zuerst haften bleibt. Denn freilich war das Rokoko unserer Zeit unendlich überlegen an Verständnis für die Seite des Lebens, nach der es Offenbarung eines Inneren — Kunst — ist. Wir müssen aber sicherlich hoffen, daß das Innere, welches sich in unserer zukünftigen Kunst offenbaren soll, ein anderes ist, auch ein ehrlicheres, als dasjenige, welches seine Auswirkung aus Paris verschreiben lassen konnte.

Wir haben seitdem gelernt; wir sind seitdem ganz Andere geworden. Auch die Geschichte des dazwischen liegenden Jahrhunderts unsrer Kunst zeigt es. Davon vielleicht ein anderes Mal.

Ueber Simplizissimus und Jugend, von denen ich Sie so lange unterhalten habe, noch einige Notizen:

Es ist nicht richtig, wenn soviel auf den Anzeigenteil des Simplizissimus gescholten wird. Neuere Nummern, die ich mir daraufhin ansah, zeigten dieses sozialdemokratische Blatt als so einwandfrei im Anzeigenteil, wie ich mir die reichsdeutsche Jugend wünschte.

Eine wie große Rolle diese beiden Münchener Blätter im öffentlichen Leben Gesamtdeutschlands spielen, zeigt ihre Verbreitung. Sie entspricht (Jugend etwa 85 000, Simplizissimus etwa 115 000) ziemlich genau dem Umstand, daß der Simplizissimus das große Glück hatte, behördlich schikaniert zu werden, während auf die Jugend nur je und je geschimpft ward.

Georg Stolterfoth

Verschiedenes

Grundsätze evangelischen Kirchenbaues. Eine Handreichung für Kirchenvorstände, Geistliche, Kirchenbaumeister von Richard Harder, Pastor an der Heil. Geist-Kirche in Kiel. Kiel, Robert Cordes. 29 S. 75 Pfge.

Diese soeben erscheinende Broschüre giebt eine klar und anziehend geschriebne Darstellung der Sulze-Spittaschen Anschauungen, die nach der Ansicht des Verfassers dem Wesen evangelischen Gottesdienstes am besten entsprechen und von denen er überzeugt ist, daß sie bald über alle andren den Sieg davon tragen werden. Bauer

Der Deutsche Pfarrerverein und die Fälle Korell und César. Durch einen dankenswerten Brief werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß meine Bemerkungen zum bevorstehenden deutschen Pfarrertag in Nr. 34 Sp. 815 Mißverständnissen ausgesetzt sind. Ich beeile mich jene Zeilen zu ergänzen. Es ist mir wohlbekannt, daß die Pfarrervereine sich grundsätzlich von allen Fragen fernhalten, die aus der Verschiedenheit der theologischen und kirchlichen Richtung sich ergeben. Einzig auf dieser Basis können sie existieren und arbeiten. Und so mutete ich ihnen keinerlei Abweichung von dieser Regel zu. Im Gegenteil, ich vertraute und sprach dies Vertrauen auch aus, daß sie aus den Fällen Korell und César genau das herausschälen werden, was in ihre Interessensphäre gehört. Der Dienst, den der Pfarrertag in Dresden mit Rücksicht auf diese zwei Vorkommnisse der Gesamtkirche leisten kann und soll, ist: die gerechte und mannhafte Beantwortung der Frage, inwieweit Korell und César gegenüber von Seiten der Behörden die Selbstständigkeit ihrer Person (als Staatsbürger) und die Würde ihres Standes (unerlaubte Bevormundung, ehrenrühriges Verhör, Weigerung erbetenen Bescheides usw.) verletzt worden ist. In beiden Fällen steht u. E. ein gemeinkirchliches, öffentliches Interesse auf Seiten der betroffenen Pfarrer. Dabei liegt der hessische Fall u. E. viel einfacher als der westfälische. Bei letzterem mag in der Tat leicht der Gegensatz der kirchlichen Richtung das Urteil beeinflussen: man wird ihn also in Dresden recht zart anfassen müssen. Aber in der hessischen Sache gehört u. E. ein sehr geringes Abstraktionsvermögen dazu, um den Kern bloßzulegen, der die Pfarrervereine angeht. Man hat uns in Kirchenzeitungen vorgeworfen, wir hätten uns bei unsrer Stellungnahme dazu politisch beeinflussen lassen. Wenn die Leute wüßten, wie gleichgiltig uns das politische Element in der Sache ist! Für politisch beeinflußt*) aber halten wir das Vorgehen des Oberkonsistoriums und für völlig unerlaubt seinen Eingriff in die politische Unabhängigkeit des Pfarrers. Für politisch beeinflußt halten wir auch die Stellungnahme insbesondre der christlichsozialen Presse, die diesen Angelpunkt der Sache nicht gelten lassen will. Je reiner also der Pfarrertag auf Grund seiner Verfassung die beiden Fälle erledigen wird, um so mehr wird das in unserm Sinne sein. Daß er sich aber gar nicht mit den Fällen beschäftigen werde, halten wir für unmöglich, und einen Streit der

*) Unbewußt vielleicht und ganz von innen heraus. Wir richten nicht die Motive. Um Handlungen handelt es sich, die den Rückschlag von Handlungen fordern.

Meinungen dabei wird er eben riskieren müssen. In solchem Streit bewährt sich das Prinzip. R

Kundgebungen zum Fall César. Die Natur des Falls César bringt mit sich, daß eine ganze Reihe von Kundgebungen dazu erfolgt sind oder in Aussicht stehen. Wir können sie nicht verfolgen und verweisen dafür auf die Kirchenzeitungen. Dagegen möchten wir das Interesse unserer Leser besonders in Anspruch nehmen für die zur allgemeinen Unterzeichnung dargebotene Eingabe an den Berliner Oberkirchenrat, die im Anzeigenteil dieser Nummer veröffentlicht wird. Sie ist verfaßt vom Vorstande der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt, wird aber nicht von dieser korporativ unterzeichnet, damit sie durchaus die persönliche Tat aller der Einzelnen sei, die unterschreiben. Erstreckt sich doch auch die „Vereinigung" über ganz Deutschland und darüber hinaus; wir haben es aber im Fall César fürs Erste noch mit einer inneren Angelegenheit der preußischen Landeskirche zu tun. So sind zur Unterzeichnung eingeladen alle zur preußischen Landeskirche Gehörigen, freilich nicht nur die zufällig jetzt in Altpreußen wohnhaften, sondern auch die sonst innerlich mit ihr zusammenhängenden Evangelischen. Denn hier darf durchaus ein ideales Heimatrecht mitreden!

Ich habe bereits in Nr. 33 die Zuversicht ausgesprochen, daß der Berliner Oberkirchenrat in diesem Falle das Konsistorium zu Münster desavouieren wird. Dasselbe sagen andere Stimmen, z. B. Schian in seiner Preußischen Kirchenzeitung. So bekennt sich auch die Eingabe zu diesem Vertrauen. Aber solche Stimmung, die doch von Vielen nur sehr gradweise geteilt wird, hebt für die von der Sache bewegten und beunruhigten Glieder der Kirche den Drang und die Verpflichtung nicht auf, in einem so wichtigen Momente protestierend und warnend ihre Stimme zu erheben. Dazu ist eine ernste Gelegenheit dargeboten, indem die von dem Vorstand der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt dargebotene, von ihren sämtlichen Vertrauensleuten gebilligte und von ihnen, sofern sie Glieder der preußischen Landeskirche sind, zuerst unterzeichnete Erklärung zur Unterschrift einlädt. Möchte ein jeder Leser und eine jede Leserin dieser Zeilen sich fragen, ob die Erklärung nicht Anspruch darauf hat, von Gewissens wegen auch von ihm und von ihr unterstützt zu werden.

Selten ist in einem Fall das urkundliche Material von der Presse so schnell und allgemein bekannt gemacht worden. Dazu erschien soeben: Der Fall César. Gastpredigt des Pfarrers César in Wiesenthal.. nebst sämtlichen Aktenstücken. Dortmund, Robert Keßler 1906. 32 S. 50 Pfennige. (Viel zu teuer. Dergleichen muß man anders berechnen. Bei einem Neudruck sollte dies nicht übersehen werden.) So kann auch der Gewissenhafteste sich sein Urteil bilden. Wer von unsern Lesern also noch nicht unterrichtet war, der unterrichte sich aus diesem Büchlein. Man helfe aber auch die Kenntnis von der Sache verbreiten und Unterschriften sammeln! Bogen stehen in beliebiger Anzahl unentgeltlich zur Verfügung. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Erfurt. Alle 14 Tage Montag Abend 8½ Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen 10. 9.; 24. 9.; 8. 10.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Generalversammlung Mittwoch den 3. Oktober 1906 Vormittag 9 Uhr in Potsdam, Stadt Königsberg.

Tagesordnung:

Jahresbericht. Anträge auf Aenderung der Satzungen (Ermöglichung der Aufnahme korporativer Mitglieder; Art der Bekanntmachung der Tagesordnung der Mitgliederversammlungen; Stellvertretung und Ersatz für Vorstandsmitglieder und Vertrauensmänner).

Der Vorstand

Versammlungskalender

Datum		Versammlung
2.— 4.	September	Kirchengesangvereinstag Schleswig
3.— 5.	"	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	"	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	"	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
25.—27.	"	Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27.	"	Theologischer Ferienkursus Dresden
30. Sept. — 1. Okt.		Sächsische Evang.-soziale Vereinigung Dresden
1.— 3.	Oktober	Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge Berlin
2.—12.	"	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3.— 5.	"	Evangelischer Lehrerbund Hamburg
3. 4.	"	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
8.—10.	"	Theologischer Ferienkursus Marburg
9.—12.	"	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	"	Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
23.—24.	"	Theologischer Ferienkursus Jena
23.—25.	"	Theologischer Ferienkursus Bonn

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr
Tübingen

Nr. 34. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der römischen Kirche in Deutschland. Schluß — Aus dem Konsistorialbezirk Wiesbaden. Halbjahrsbericht. Schluß — Protokoll des Césarschen Kolloquiums — Der Fall Römer — Verschiedenes: Kirchliches Frauenstimmrecht; Lourdes; Der Schulstreit in Eppstein; Spanien und die Kongregationen — Personalien

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Nr. 34. Der Fall César — Die Notlage der ordinierten Hilfsprediger und Pfarrvikare in den älteren preußischen Provinzen: 3 — Einigungsbestrebungen und Theologie — Protokoll über die Vernehmung des Pfarrers César vor dem Konsistorium zu Münster — Aus Preußen: Der Fall Römer; Zum Fall César; Aus Schlesien; D. Stolzmann — Mancherlei: Der Taufvollzug; Versammlungen.

Nr. 35

Einladung zur Unterzeichnung

folgender

Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin:

„Obwohl wir vertrauen, daß der Evangelische Oberkirchenrat im Fall César nach evangelischen Grundsätzen entscheiden wird, ist es uns angesichts der seit den Zeiten Wöllners so nicht dagewesenen, sichtlich zunehmenden Tendenz landeskirchlicher Behörden, ihre Gewalt auf das Gebiet des inneren kirchlichen Lebens auszudehnen, Pflicht und Bedürfnis, vor dem Evangelischen Oberkirchenrat und vor der Öffentlichkeit zu erklären:

1. Unerträglich scheint uns die Art, wie durch das Kgl. Konsistorium zu Münster eine evangelische Gemeinde bevormundet wird, als wäre das Konsistorium „die Kirche" und die Gemeinde wäre nicht auch und nicht viel mehr „die Kirche". Weder durch innern Zwiespalt noch durch Verkennung ihres christlich-evangelischen Charakters hat sich die Reinoldi-Gemeinde zu Dortmund ihrer Rechte verlustig gemacht.
2. Unerträglich scheint uns die Art, wie durch das Kgl. Konsistorium ein bewährter Geistlicher einem Angeklagten gleich ins Verhör genommen wurde. Das verletzt die Würde des Pfarrerstandes, die das Konsistorium vielmehr im Interesse der Gesamtkirche und der Evangeliumsverkündigung zu schützen hat.
3. Unerträglich scheint uns die Art, wie in solchem Einzelfall über die Berechtigung modern-theologischer Anschauungen in der Kirche öffentlich abgeurteilt wurde. Das Kgl. Konsistorium weiß ganz genau, daß Hunderte von Geistlichen mit diesen Anschauungen im Dienste der Landeskirche gesegnete Arbeit tun und einen breiten Boden von Gesinnungsgemeinschaft in den Gemeinden unter sich haben.
4. Unerträglich scheint uns die Art, wie das Kgl. Konsistorium evangelischen Glauben mit dem seinen Mitgliedern persönlich oder parteimäßig geläufigen Glaubens-Ausdruck rundweg gleichsetzt. Denn nur die Achtung vor jedweder Form aufrichtigen evangelischen Glaubens verbürgt der Kirche die Reinheit des Glaubens und der Lehre dessen, der den Glauben verkündigen soll."

Eingeladen zur Mitunterzeichnung dieser Eingabe sind Männer und Frauen, die **zur preußischen Landeskirche** gehören, nämlich

1. alle Evangelischen, die **in den alten Provinzen des Königreichs Preußen wohnhaft** und nicht an eine andre kirchliche Gemeinschaft angeschlossen sind,

2. alle Evangelischen, die, ohne in Altpreussen zu wohnen, **durch ihre Herkunft** (Familie, Taufe, Konfirmation u. s. w.) **sich innerlich mit der preußischen Landeskirche verbunden fühlen.**

Die ausgefüllten Formulare sind **bis 20. September, spätestens bis 1. Oktober** an **Professor D. Rade in Marburg i. H.** einzusenden. Von ihm sind auch weitere Formulare zu beziehen.

Andrießen, Pfarrer, Frankfurt a. O. — **Bithorn,** Superintendent, Merseburg — **Falck,** Pastor, Elbing — **Gerloff,** Pfarrer, Eberswalde — **Grafe,** Professor D., Bonn — **Greulich,** Pastor, Posen — **Guttmann,** Professor Dr., Dortmund — **Lemke,** Rektor, Nordhausen — **Lülmann,** Pastor Lic. D., Stettin — **Naumann,** D., Schöneberg-Berlin — **Schian,** Pastor Lic. Dr., Breslau — **Schiele,** Lic. theol. Cand. min., Marburg — **Schneemelcher,** Pastor Lic., Rummelsburg-Berlin — **Frhr. v. Soden,** Prediger Prof. D., Berlin — **Traub,** Pfarrer Lic., Dortmund — **Weizsäcker,** Kammergerichtsrat, Berlin.

---

58. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung

am 25.—27. September 1906 zu Augsburg

Dienstag, den 25. September: 9 Uhr Jahresversammlung des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung für Bayern diesseits des Rheins Schießgrabenstraße 14. — Desgleichen 9 Uhr Diaspora-Anstalten-Konferenz ebenda: Wie kann die Anstaltspflege das Gepräge der Familienerziehung erhalten? Inspektor Wehrmann-Hörter und Pfarrer Matthies-Neuzedlitz. — 3 Uhr Oeffentliche Begrüßung der Hauptversammlung im Rathause. Erwiderung durch den Vorsitzenden des Zentralvorstandes Geh. Kirchenrat D. Pank aus Leipzig. Anschließend ebenda Erste nicht öffentliche Versammlung der Abgeordneten. — 6 Uhr Gottesdienste. In der St. Annakirche Prediger Professor D. Häring-Tübingen; in der Barfüßerkirche: Prediger Pfarrer Lembert-München. — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Versammlung Singerstraße 15, geleitet von Professor Lic. Rendtorff-Preetz.

Mittwoch, den 26. September: 9 Uhr Gottesdienst in der Barfüßerkirche. Prediger Generalsuperintendent D. Kaftan-Kiel. — 12 Uhr Erste öffentliche Hauptversammlung im Schießgraben: Eröffnungsansprache des Vorsitzenden; Ueberreichung der Geldfestgaben; Jahresbericht durch Pastor Braunschweig-Leipzig; Ansprachen und Mitteilungen. — 4 Uhr Kindergottesdienst in der Heil. Kreuzkirche, Pastor Zauleck-Bremen. — 5 Uhr Zweite nicht öffentliche Versammlung der Abgeordneten in den drei Mohren. — 8 Uhr: Oeffentliche volkstümliche Abendversammlungen Schießgrabenstraße 14, geleitet von Superintendent Karmann-Schwetz, und Singerstraße 15, geleitet von Hofprediger Dr. Hoffmann-Stuttgart.

Donnerstag, den 27. September: 9 Uhr Zweite öffentliche Hauptversammlung im Schießgraben: Besprechung des Jahresberichtes; Berichterstattung über die Zentralkassen-Rechnungen; Vortrag über die Lage der evangelischen Kirchen in Frankreich, Professor D. Ed. Vaucher-Paris; Ueberreichung der Gustav Adolf-Kindergabe; Das gemeinsame Liebeswerk, für welches Leoben in Steiermark, Stahlheim in Lothringen und Windhuk in Deutsch-Südwestafrika vorgeschlagen sind, Bericht Hofprediger D. Rogge-Potsdam.

Wohnung halber u. s. w. wende man sich spätestens bis 15. September an Pfarrer Schott, Hl. Kreuz. Empfangsbureau am Bahnhof.

Leipzig und **Augsburg**, August 1906.

Der Zentralvorstand **Der Ehrenausschuß**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 36 Marburg i. H., den 6. September 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Persönliches Wirken

Da Jesus von dannen ging, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus; und sprach zu ihm: Folge mir! Und er stund auf und folgte ihm. Matth. 9, 9.

Warum hat dieses Wort so eingeschlagen? Das ist ja geradezu eine ins Persönliche übersetzte Erfüllung des Worts: So er spricht, so geschiehts; so er gebeut, so steht es da! Will mans damit erklären, daß Matthäus in ihm den Messias, den Bringer des Gottesreiches, erkannte, so ist die Frage nur zurückgeschoben: Warum schätzte er ihn so ein? Und noch Etwas. Diese Begegnung und ihr Ergebnis läßt für Erwägungen und Reflexionen gar nicht Raum. Es war vielmehr wie ein elektrischer Funke, der von Seele zu Seele übersprang. Und dieser stille Prozeß hat sich laut der evangelischen Geschichte im Kreis der Jüngerschaft immer wiederholt. Es ist sogar das innerste Wesen und die Wurzel der Jüngerschaft, diese innige Berührung mit, dieses Berührtwerden von der großen Seele Jesu: „wir sahen seine Herrlichkeit." Damit ist Alles gesagt. Es geht keine Freude, kein Glücksempfinden über solche Erfahrung, wenn erst der Mensch dafür *reif* ist, wenn er genug Innerlichkeit hat, um persönliche Werte über die dinglichen, unpersönlichen und unterpersönlichen zu setzen.

Aber die Frage ist nun die, ob und wie dieses persönliche Wirken sich in den Jüngern und von den Jüngern Jesu auf Andere fortpflanzte? Daß es so sein *soll*, daran ist kein Zweifel, wie ja Luther einmal gesagt hat, daß Einer des Andern Christus werden sollte. Daß es an Beispielen nicht fehlt, das ist ebenso gewiß. Die Kirchengeschichte ist des Zeuge und wohl auch die eigene Erfahrung. Eines für viele: Gregor Thaumaturgus bekennt, daß von dem Tage an, da er dem Origenes begegnete, die Sonne für ihn aufging. Aber wie und wodurch *wurden* diese großen Seelen? wo liegt das Geheimnis ihrer Kraft? Es hat Jemand mit Recht gesagt: die Seele kann nicht selber ihre Musik machen. Sie muß von einer anderen gerührt sein. Jesus selbst sagt: „Gleich wie euch mein Vater liebet, so liebe ich euch" — er, der Eingeborene vom Vater. Wie muß uns da klar werden, was daran liegt, daß auch wir vom himmlischen Vater uns geliebt wissen, daß seine Persönlichkeit, sein persönliches Wirken uns fest steht. Wir können Moralisten sein, streng und gewissenhaft; das ist gut und löblich, aber es fehlt die Temperatur, die Wärmeausstrahlung, also der wahrhaft persönliche Einfluß. Anders, wenn wir den Kindessinn haben, der in Gott den Vater, im Menschen den Bruder erkennt.

Hier liegt die Quelle der persönlichen Kraft und des persönlichen Wirkens, und sie ist — Gott sei Dank! — kein Monopol, sondern Allen zugänglich.

J. H.

Mein Protest

1

Als meine Disziplinierung bekannt wurde, trat die kirchliche und politische Presse bis in die Rechte hinein für mich und gegen das Oberkonsistorium ein. Der Sachverhalt war doch zu klar. Und er war noch bekannt. Inzwischen aber ist Hitze und Sommerfrische gekommen. An die Aktenstücke zum Fall Korell denken nun die meisten Gegner nicht mehr. Sie flunkern. Sie machen sich einen Tatbestand zurecht, auf dem sich ihre Verurteilung aufbaut. Das haben namentlich christlich-soziale Politiker und Theologen getan. Sie schwiegen zuerst, ließen Parteiresolutionen kommen und urteilen nun nicht nach dem Tatbestand, sondern nach Resolutionen über den Tatbestand. Ein etwas umständliches, aber beliebtes Verfahren.

Ich habe bisher im Kampfe um meinen politischen Skalp geschwiegen und gedenke es, was die Maßregelung betrifft, auch ferner zu tun. Das Großherzogliche Oberkonsistorium hat mich darum ersucht im Interesse der Kirche. Da ich an der Kirche und meinem Amt hänge, so war mir das möglich, zumal ich hoffe, die nötigen Antworten, wenn es mir von Gott verstattet wird, durch die Tat zu geben. Nun aber muß ich durch Veröffentlichung eines Aktenstückes eingreifen, meines Protestes, den ich gegen das Urteil, vierzehn Tage nach seiner Zustellung, eingelegt habe. Auch über diesen Protest sind mündliche Verhandlungen zwischen der Behörde und mir gewesen. Unmittelbar darauf veröffentlichte das Oberkonsistorium das Urteil.

Mit der Veröffentlichung meines Protestes will ich nicht zu meinen Gunsten Etwas erreichen. Ich bin durch. Ich möchte aber die Gegner im Interesse der Kirche und des Pfarrstandes noch einmal mit dem Tatbestand behelligen. Vielleicht überdenken sie ihn nochmals und finden, daß die Parteiresolutionen sie auf einen falschen Weg geführt haben. Wem der Ton meines Protestes etwas zu matt erscheint, der bedenke, daß ich durch eine harte, schwere Sache der Kirche Mühe gemacht habe und daß ich ihr die definitive Entscheidung des Problems durch scharfen Ton nicht erschweren oder — wenn man will — erleichtern durfte. Ich habe an meine religiös-sittliche Pflicht als Glied der Landeskirche gedacht. Ob auch meine Behörde an das Wort: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn" und meine Kollegen an das andere: „Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl übereilet würde, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid"? Ich will es hoffen.

2

Bericht des Pfarrers Adolf Korell zu Königstädten

An Großherzogliches Oberkonsistorium zu Darmstadt.

Großherzogliches Oberkonsistorium hat durch Erkenntnis vom 29. Mai ds. Js. gegen mich wegen meines Verhaltens bei

der Reichstagsstichwahl für Darmstadt-Großgerau die Disziplinarstrafe des Verweises ausgesprochen.

Nach Lage der kirchengesetzlichen Bestimmungen steht mir ein Rechtsmittel gegen dieses Urteil nicht zu Gebote. Es läge nahe, daß ich, zumal im Gedanken an 1. Kor. 4, 2 bis 4, schwiege. Ich könnte es tun, wenn es sich lediglich um meine Person, um meine Tätigkeit handelte, die ihr gutes Gewissen und ihr Recht hat und behält. Aber ich muß Verwahrung gegen die Begründung des Urteils einlegen, da es sich da um Grundsätze von einschneidender Wichtigkeit für Kirche und Pfarramt handelt.

Zunächst muß es mich überaus schmerzlich berühren, daß Großherzogliches Oberkonsistorium meine Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen scheint, indem es meinen mündlichen und schriftlichen Erklärungen offenbar nur widerstrebend Glauben schenkt. Die folgenden Stellen der Entscheidungsgründe bringen mich zu dieser Annahme:

„Pfarrer Korell hat sich direkt und deutlich hierzu nicht geäußert, wenigstens ließ sich ihm in dieser Hinsicht Nichts nachweisen" .... „Es liegen uns keine Beweise vor, die uns erlauben, diese Angabe abzulehnen" ..... „Ob er dies wollte läßt sich nicht nachweisen. Es ist aber anzunehmen" .....

Der Herr Präsident des Großherzoglichen Oberkonsistoriums hat mir bei der Besprechung am 14. Mai ausdrücklich am Beginn erklärt, er sei überzeugt, daß ich mich nicht hinter Ausflüchte verstecke und die Konsequenzen meiner Handlungsweise zu tragen bereit sei, und daß ich einfach die Wahrheit sagen werde. Sollten nun Großherzoglichem Oberkonsistorium nachträglich ohne mein Wissen und Verschulden Zweifel an meiner persönlichen Glaubwürdigkeit aufgestiegen sein, dann wäre es mir ein Leichtes gewesen, die Zweifel durch einwandfreie Zeugen zu beheben; wie es mir überhaupt zweifelhaft sein muß, ob nicht die Einleitung eines regelrechten Disziplinarverfahrens vor dem Diziplinargerichtshofe meiner Sache dienlicher gewesen wäre, da hierbei eine erschöpfende Beweiserhebung und im Anschluß daran eine andere Verteidigung mir möglich gewesen wäre. So bin ich im Gedanken an die „Einladung zu einer Besprechung" vom 10. Mai, an die Aeußerung eines Beamten des Großherzoglichen Oberkonsistoriums, daß ich mich in den Grenzen der Verfassung gehalten habe, an die Mitteilung des Herrn Präsidenten am 14. Mai, daß ich nochmals vorgeladen und dann ein Protokoll aufgenommen werde, wobei ich schon die Antwort verweigern könnte — so bin ich nicht auf die Vermutung gekommen, daß mit meiner Darlegung schon meine Verteidigung, gar für ein Disziplinarverfahren, erschöpft sein könne. Ich habe mich nicht einmal zu Protokoll gegen die Aeußerung des Herrn Präsidenten am 14. Mai: „So sind Sie also der Sklave Ihres Wahlausschusses oder Ihrer Partei" wenden können. Andere Stellen der Entscheidungsgründe, die auf zweifellos unzutreffende Voraussetzungen oder Schlußfolgerungen zurückzuführen sind, will ich nur kurz berühren. Meine Erklärung „An meine Wähler" soll in weitesten Kreisen die Auffassung gefunden haben, daß damit ein Nichteintreten für Stein und ein Eintreten für Berthold empfohlen sein sollte. Mir und meinen Bekannten ist von einer derartigen Auffassung nie Etwas bekannt geworden, wohl aber, wie zu beweisen ist, gar nicht selten eine genau umgekehrte. Ich bemerke hier auch, daß mir das von Großherzoglichem Oberkonsistorium in der Entscheidung angezogene Flugblatt des sozialdemokratischen Wahlkomitees „Auf zur Stichwahl" mit seiner Behauptung, Pfarrer Korell „soll" bereits unzweideutig bei Bekanntgabe des Wahlresultates geäußert haben usw., erst vor einigen Tagen zu Gesicht gekommen ist. Meine Stellung zur Sozialdemokratie wird dadurch nicht im Mindesten verändert. Großherzogliches Oberkonsistorium will doch nicht wissen, was unwahr in der Hitze des Wahlkampfes gegen mich ausgestreut worden ist, sondern wie meine wirkliche Stellung zur Sozialdemokratie ist, und die bedeutet: Gegensatz, Kampf.

Tatsache ist, daß ich, solange ich in der Wahlbewegung stand, die Wahl Bertholds aufs schärfste bekämpft habe. Einen deutlicheren Beweis von meiner politischen Gegnerschaft kann ich unmöglich erbringen. Für die Stichwahl hatte ich keinen politischen Auftrag, kein Amt und keine Pflicht mehr. Großherzogliches Oberkonsistorium sagt ja selbst: „Es war ihm nicht zuzumuten, daß er zur Stichwahl öffentlich Stellung nehme oder gar daß er sich für Stein erkläre" .... Damit fällt freilich m. E. der Verweis in sich zusammen. Allerdings heißt es dann, ich habe unmißverständlich zeigen müssen, daß ich die Wahl Bertholds nicht billige. Es hätte mir doch gesagt werden müssen, wie man zu 5800 Wählern unmißverständlich spricht, ohne öffentlich Stellung zu nehmen.

Von einer Schädigung meines Ansehens in meiner Gemeinde oder in anderen Kreisen, auf deren Achtung es mir ankommen muß, ist mir Nichts bekannt geworden. In meiner Gemeinde hat man meine strikte Neutralität richtig verstanden, während ein wie auch immer verhülltes Eintreten für den Nationalliberalen nicht bloß der Sozialdemokratie willkommenen Agitationsstoff gegeben hätte, sondern auch bei all den „kleinen Leuten" in Stadt und Land, welche sich gefreut hatten, bei der Hauptwahl nicht sozialdemokratisch wählen zu müssen, das bittere Gefühl geweckt hätte, daß im letzten Grund doch „die Kirche" kein Herz für ihre Nöte hat. Die Anfeindungen in der Presse können nicht als Beweis gegen mich dienen. Sie gingen von einigen Stellen aus und sind lediglich von politischem Haß, nicht aber von der Rücksicht auf das kirchliche Interesse diktiert. Uebrigens werden diese Preßstimmen reichlich aufgewogen durch gegenteilig lautende Aeußerungen, und sie würden es noch in anderem Maße, wenn die Frage des kirchlichen Interesses überhaupt ernsthaft in die öffentliche Diskussion gezogen worden wäre.

Daß ich meine Berufspflichten auch nur in einem einzigen Punkte durch meine politische Tätigkeit verletzt hätte, wie der Satz anzunehmen scheint: „Pfarrer Korell mußte einsehen, daß seine Berufspflichten, so lange er im Amte blieb, seinen vermeintlichen politischen Parteipflichten vorgingen" .... muß ich entschieden verneinen.

Zu diesen Einwendungen, die sich zunächst ja nur auf meine Person beziehen, tritt eine ganz prinzipieller Natur hinzu, die ich darum nicht übergehen kann, weil mir ihre Veranlassung geeignet erscheint, schwerwiegende Konsequenzen und inneren Zwiespalt für das geistliche Amt und seine Träger überhaupt hervorzurufen. Großherzogliches Oberkonsistorium hält die politische Tätigkeit der Geistlichen zum mindesten nicht für wünschenswert, wie aus folgendem Satze hervorgeht: „Es bleibt hier des Näheren unerörtert, daß es bedenklich und deshalb unerwünscht ist, wenn ein Geistlicher da, wo so entschiedene politische Gegensätze herrschen, Gegenstand und Mitveranstalter einer solchen Agitation wird .... Aber genügender Grund zu disziplinarischem Vorgehen wird durch eine solche Handlungsweise nicht gegeben." Es wäre also ein disziplinäres Einschreiten gegen mich schon wegen meiner politischen Betätigung an sich erfolgt, wenn die gesetzlichen Bestimmungen eine Handhabe geboten hätten. Damit wäre aber eine staatsbürgerliche Degradierung des Pfarrstandes ausgesprochen, gegen die sich zweifellos auch die Mehrzahl meiner Amtsgenossen wehren würde, die nicht auf meinem politischen Standpunkte stehen. Ich will mich nicht darauf berufen, daß beispielsweise in Baden Beamte, Reserveoffiziere und Pfarrer bei der Landtagswahl nicht nur agitatorisch tätig gewesen sind, sondern sogar in der Nachwahl direkt für die Wahl von Sozialdemokraten öffentlich eingetreten sind, ohne daß sie in irgend welcher Form zur Verantwortung gezogen worden wären. Ich muß aber auf den Widerspruch hinweisen, der darin liegt, wenn einerseits gewünscht wird, daß die Geistlichen sich von der Politik völlig fernhalten, andrerseits diese unpolitische Haltung gegenüber der Sozialdemokratie nicht mehr bestehen sollte, wie dies aus folgenden Sätzen der Entscheidungsgründe hervorgeht: „Die Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen und die revolutionäre Sozialdemokratie als solche stehen im direkten Gegensatz zu einander. Ein Geistlicher, der ihr zuneigt, wird allein richtig handeln, wenn er seinen Beruf aufgibt." Daß ich zur Sozialdemokratie neige oder gar Parteigänger derselben sei, kann doch im Ernste Niemand annehmen. Zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie habe ich kandidiert und ihr habe ich wesentlich Stimmen ab-

genommen. Meine Grundsätze sind die des Liberalismus. Wenn sie sich von denen des Nationalliberalismus, auf dessen Bündnis mit dem kirchen- und staatsfeindlichen Ultramontanismus und dem der christlichen Sittlichkeit hohnsprechenden Antisemitismus*) ich wiederum nachdrücklichst hinweisen muß, unterscheiden, so ist das ebensowenig meine Schuld, als es meine Schuld ist, daß die Sozialdemokratie in freiheitlicher Hinsicht und wirtschaftlicher wichtige Grundsätze dem Liberalismus entlehnt hat. Ich stehe fest auf dem Boden der Verfassung und bekämpfe ebenso den verlogenen Patriotismus der Darmstädter Nationalliberalen und ihrer Zwillingsbrüder als die Feindschaft der Sozialdemokraten gegen das Vaterland.

Aber um so mehr! Als Pfarrer und von Amts wegen die Sozialdemokratie zu bekämpfen, halte ich nicht bloß für falsch, sondern geradezu für eine Versündigung gegen Lebensinteressen der Kirche und des Pfarramtes. Man mag über die Sozialdemokratie denken, wie man will — das kann Niemand in Abrede stellen, daß nicht bloß einzelne Sozialdemokraten sehr kirchlich und religiös sind, sondern daß auch die Partei als Ganzes sich bis jetzt von einzelnen extremen Elementen nicht hat dazu verleiten lassen, an die Stelle des Satzes von der Religion als Privatsache die erklärte Religionsfeindschaft zu setzen. Ein Kirchenvorstand in Hessen, der wohl aus lauter politischen Gegnern der Sozialdemokratie besteht, hat vor einiger Zeit einstimmig beschlossen, einem sozialdemokratischen Verein, wenn er es begehre, gerade so die Fahne im Gottesdienst weihen zu lassen, wie jedem anderen. Mit solcher strengen kirchlichen Unparteilichkeit würde die Kirche manches Verschulden, das auch sie an der Gegnerschaft so vieler Sozialdemokraten zur Kirche hat, wieder gut machen und sie nicht auf den Weg programmatischer Religionsfeindschaft treiben. Das dürfen wir nicht tun um unseres Volkes und unserer Kirche willen. Wir würden es aber tun, wenn wir den Kampf gegen die Sozialdemokratie als Losung der Kirche ausgäben. Für das praktische Verhalten des Geistlichen und die seelsorgerliche Bedienung der Sozialdemokraten ist das von entscheidender Wichtigkeit. Es bietet die einzige Möglichkeit, an die von der Sozialdemokratie beherrschten Volkskreise heranzukommen. Und das will doch noch die evangelische Kirche in allen ihren Organen! Wie sollen wir uns sonst verantworten vor solchen Worten wie Luk. 15 oder Röm. 10, 14 ff.?

Wenn der Satz: „Die Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen und die revolutionäre Sozialdemokratie als solche stehen in direktem Gegensatz zu einander" Prinzip der hessischen Kirche sein sollte, dann ist die Amtstätigkeit vieler Pfarrer den allerschwersten Gefahren vor dem Gewissen der Pfarrer und vor ihren Gemeinden ausgesetzt.

Und darum eine Bitte! Auf evangelischem Boden, auf dem wir eine Unfehlbarkeit einer menschlichen Instanz nicht kennen, ist es ganz unmöglich, eine derartige Frage, wie zwischen Großherzoglichem Oberkonsistorium und mir streitig ist, auf dem Disziplinarweg zu entscheiden. Großherzogliches Oberkonsistorium meint, daß die Gemüter in ganz Deutschland erregt worden sind. So hat auch die Oeffentlichkeit ein Recht auf das, was zwischen uns verhandelt wird. Hohe Kirchenbehörde irrt darin, daß sie sich allein die Pflicht zuschreibt, mein Ansehen als Pfarrer und damit die Kirche zu schützen.

Ich bitte gehorsamst, die Ansicht Großherzoglichen Oberkonsistoriums wie meine eigene in Vorstehendem vorgetragene über die kirchliche Seite meines Verhaltens bei der Reichstagstichwahl zur öffentlichen Diskussion stellen zu dürfen „aus Liebe zur Wahrheit und aus Verlangen, sie an den Tag zu bringen." Dem Urteil der theologischen Fachpressen sehe ich mit Ruhe entgegen, ob es nun für oder gegen mich ausfällt.

Königstädten, am 14. Juni 1906.

3

Die Kirche hat wenig Neigung, Probleme zu lösen. Auf Kongressen, in der Literatur ja — aber im Leben sucht sie immer wieder die Entscheidung für oder wider zu umgehen; sie schlüpft gerne durch ein Hintertürchen. Ich habe keine Lust, in meinem Falle das zuzulassen, soweit es bei mir steht. Da das Problem, ob der Pfarrer prinzipiell sich politisch gegen die Sozialdemokratie entscheiden müsse, für weite Kreise sehr heikel ist, so weichen sie aus, indem sie sagen: Der Pfarrer soll überhaupt nicht politisch tätig sein. Natürlich, dann ist die Lösung einfach. Wenn der Himmel einfällt, sind alle Spatzen tot. Vor allem sagen politisch rechtsstehende Kreise, der Pfarrer solle keine Politik treiben. Wenn ich das erleben muß kurz nachdem dieselben Kreise Pfarrer für nationalliberale Wahltätigkeit engagieren wollten, habe ich keine Lust, mich mit ihren egoistischen Gründen zu beschäftigen. Doch hört man den Einwand auch von politisch ganz selbstlosen Männern, Theologen und Nichttheologen, die damit ausdrücken, was die Stimmung weiter Volkskreise ist. Naumann hat in der Darmstädter Protestversammlung etwa so gesagt: Wenn einmal den Geistlichen aller Konfessionen die politische Betätigung verboten würde, dann könnte man das verstehen.*) Nun erscheint gar noch eine wissenschaftliche Broschüre, welche verlangt, daß den Geistlichen das passive Wahlrecht entzogen werde, und bei der bekannten hohen Wertschätzung, welche wissenschaftliche Broschüren bei Leuten genießen, die gerne wissenschaftlich bewiesen sehen, was sie politisch wünschen, wäre denn die Frage nach der politischen Tätigkeit des Pfarrers und damit auch der Fall Korell erledigt. Die Einzigen, welche das Recht des Pfarrers, sich an der Politik zu beteiligen, energisch gegen die Bedenken des Oberkonsistoriums und die Bestreitung durch politische und kirchliche Kreise verteidigen, sind meine orthodoxen christlich-sozialen Gegner. So gerechtfertigt sie das Vorgehen des Oberkonsistoriums gegen mich finden, verlangen sie doch, daß der Geistliche eine „auf dem Boden des Evangeliums fußende" Politik treiben dürfe. Man steht, daß damit für andere als christlich-soziale Politiker ebenfalls die politische Tätigkeit verworfen wird, denn außer den Herren Stoecker und Mumm weiß doch Niemand, was „auf dem Evangelium fußende Politik" ist.

Gegen alle diese Stimmen behaupte ich, daß dem Pfarrer nach evangelischem Grundsatze prinzipiell die Ausübung aller staatsbürgerlichen Rechte zustehen muß, und ich füge hinzu, daß er sie ausüben kann, ohne mit seinem kirchlichen Amte in Widerspruch zu geraten. Ich glaube, die evangelischen Pfarrer müßten wie ein Mann gegen die Versuche, ihre bürgerlichen Rechte zu beschneiden, aus evangelischen Grundsätzen heraus protestieren, ob sie nun Gefallen haben an der Politik oder nicht. Handelt es sich nicht um ein Kronrecht des mündigen Mannes?

Sehr bezeichnend ist, daß Landrichter Dr. Julius Friedrich in der erwähnten Broschüre „Das politische Wahlrecht der Geistlichen" (Verlag von E. Roth in Gießen) ausschließlich mit den Anschauungen der katholischen Kirche argumentiert, um schließlich die Entziehung des passiven Wahlrechtes für alle Geistlichen zu fordern. Das ist ja die bekannte Art, wie heute auch anderwärts der Verdacht vermieden werden soll, als sei man konfessionell voreingenommen. Man will mit Recht einen Mißbrauch der Religion durch die katholische Kirche treffen, aber man schlägt auf „die Kirche" ein und verlangt Gesetze, die alle Pfarrer treffen müssen. Schließlich ist doch die Spezies klerikaler Auffassung von Kirche und Politik, die wir in der evangelischen Welt haben, die christlich-soziale, nicht so ausschlaggebend, daß man darum der evangelischen Kirche nachsagen kann, sie erstrebe durch politisierende Geistliche Einfluß auf das staatliche Leben, und man sie auf eine Linie mit der katholischen stellen darf. Das ist nämlich der Hauptgrund, mit dem Friedrich seine Forderung begründet: „Der strenge Konfessionalismus der Geistlichen trägt die Gefahr kirchlicher Politik in die Volksvertretungen"; der Staat hat das Recht sich „gegen das Eindringen konfessioneller Politik in seine Volksvertretung durch Ausnahmegesetze zu wehren."

Man darf wohl zunächst fragen, ob denn durch die Entziehung des passiven, ja auch des aktiven Wahlrechtes die Geistlichen ihren Einfluß auf die Politik verlieren? In die Parlamente zögen

*) Eben erst haben zwei bekannte hessische nationalliberale Abgeordnete Geld gestiftet für ein der blödesten Hetze dienendes antisemitisches Blatt. Es handelt sich mir natürlich um die Spezies des Nationalliberalismus, die mir in Darmstadt gegenüberstand.

*) Aehnlich wir in Nr. 27 Sp. 640 Mitte. D H

dann noch mehr wie heute die „Freunde des Herrn Pfarrers", die oft klerikaler sind als der Kleriker, und die Wahlarbeit im Lande kann überhaupt kein Gesetz unmöglich machen. So würde an Stelle der legitimen Art, politisch tätig zu sein, die illegitime treten und die auch mir verhaßte Praxis, als Pfarrer, mit den Mitteln des Pfarramtes Politik zu treiben, würde erst recht gedeihen. Solche Forderungen sind äußerst bezeichnend für die sehr geringe Achtung, die man heute vor staatsbürgerlichen Rechten hat. Kann man seine Gelüste nicht am Wahlrecht der Masse befriedigen, so tut man es wenigstens am Rechte einer politisch gegnerischen Schicht. Noch bezeichnender sind sie für die oberflächliche Manier, mit der man vorhandene Schäden des öffentlichen Lebens kurieren will. Zu verwerfen ist in der Tat, wenn die Predigt oder der Beichtstuhl zur Politik ausgenutzt wird; wenn der Pfarrer in die Akten schreibt, der Lehrer sei wohl ein guter Organist, aber er sei freisinnig; wenn er in der Religionsstunde die Lehrer als Sozialdemokraten bezeichnet: diese politische Tätigkeit, die viele evangelische und katholische Pfarrer ausüben, faßt man nicht; man schließt aber die Pfarrer vom Wahlrechte aus, unbekümmert, ob darunter nicht auch solche sind, die weder in ihrer Gemeinde noch im Parlamente kirchliche Gesichtspunkte für ihre private politische Thätigkeit irgendwie maßgebend sein lassen.

Wie die theoretische Verhandlung dieses Themas vor etwa zehn Jahren, durch Naumann angeregt, ergeben hat, ist der Kampf gegen die Verquickung von Kirche und Politik viel zu schwer, als daß er durch ein Ausnahmegesetz erledigt werden könnte. Das hieße mit einer Zimmerpistole nach einem Elefanten schießen. Nicht einmal die Trennung von Staat und Kirche wäre dazu geeignet als Mittel. Sie und die faktische Trennung von Kirche und Politik können erst das Ergebnis einer ganz anderen politischen und vor allem religiösen Entwicklung sein, als sie heute vorliegt. Daß man nun in der heutigen Lage gerade auf die Pfarrer einhaut, welche diese Entwicklung mitanstreben, ist zwar schmerzlich, aber von der anderen Richtung aus nur naturgemäß.

Man kann, abgesehen von der bekannten Lehre der katholischen Kirche, schon aus der Zahl ihrer geistlichen Politiker darauf schließen, daß sie um ihres geistlichen Amtes wegen Politik treiben. Sonst wären es einfach nicht so viele. Gilt das aber wirklich von evangelischen Geistlichen, die in den Parlamenten fast ganz fehlen? Legt diese Tatsache nicht umgekehrt den Schluß nahe, das Amt habe bei ihnen Nichts mit der Politik zu tun? Wozu dann ihnen gegenüber ein Ausnahmegesetz, das nicht nur jede konfessionell-politische, sondern auch jede gute rein-politische Tätigkeit eines Pfarrers ausschließt? Und warum sollte die gerade beim Pfarrer unmöglich sein?

Mir als Pfarrer einer Gemeinde liegt ein anderes Argument Friedrichs viel schwerer auf dem Herzen als ihm selbst. Er sagt: „Die kirchenrechtliche Untersuchung hatte zum Resultat, daß die geistlichen Berufspflichten beim katholischen Geistlichen, außerdem der spirituelle Charakter seines Amtes und die Residenzpflicht, der Abgeordnetentätigkeit entgegenstehen." Während ich bei der staatspolitischen Erwägung mich gegen die stillschweigende Identifizierung katholischer und evangelischer Geistlicher wenden muß, hätte ich sie hier für richtig gehalten. Denn die Berufspflichten des evangelischen Pfarrers sind vielleicht noch mehr spiritueller Art als die Seelenleitung des katholischen Priesters, die ja doch in der Praxis eine sehr mechanische Handhabung gestattet. Und die Residenzpflicht haben wir auch.

Diese Einwendungen sind mir in derberer Form manchmal in der Wahlversammlung gemacht worden. Und wenn sie auch von politischen Gegnern kamen, die sonst für die Freiheit aller Stände eintraten oder die ganz „unkirchlich" waren, so haben mich doch Worte wie „Der Pfarrer soll auf seiner Kanzel bleiben!" oder „Der Rock des Pfarrers sollte nicht durch den Wahlkampf beschmutzt werden!" auf mancher nächtlichen Heimfahrt bedrückt. Zwar ist es (nach meiner Auffassung von Amt und Politik) ganz einfach und auch richtig zu sagen: „ich bin hier nicht als Pfarrer, sondern als Staatsbürger." Indessen stecken noch einige sehr reiflich zu überlegende Schwierigkeiten in der Sache. Da während des Wahlkampfes kein triftiger Grund zu Urlaub und zu regulärer Vertretung gegeben ist, wird der Pfarrer, der sein Amt nicht auch während dieser Zeit pflichtmäßig versehen könnte, einen Wahlkampf nicht unternehmen dürfen; das heißt: nur eine sehr kleine Stelle wird es ihm ermöglichen, in der Politik tätig zu sein. Sollte ein Pfarrer wirklich gewählt werden, so hat freilich die Behörde die Pflicht, einen Vertreter zu bestellen, denn es ist nicht einzusehen, warum die Ausübung des hohen Amtes als Volksvertreter, die doch nur periodisch die Abwesenheit des Pfarrers veranlaßt, die Vertretung bedenklicher machen sollte als andere Nebentätigkeiten oder persönliche Gründe. Ja, wenn eine Pfarrernot entstände! Aber sie ist als Folge zahlreicher Beteiligung an der Politik ausgeschlossen. Die Kirche und die betroffene Gemeinde wird also keinen Schaden zu erleiden brauchen. Mir ist anonym von einem Kollegen in der Presse entgegengehalten worden, wie ich mich auf die Predigt konzentrieren könne, wenn ich die Woche über politisch agitiert hätte. Der Mann glaubte, mir einen Hieb zu versetzen; er hat aber nur ausgesprochen, was ich selbst während des Wahlkampfes mir vorgehalten habe. Ich hege das Zutrauen, daß, was der Vorbereitung der Predigt und des Unterrichts etwa an Studierstubenarbeit abgegangen sein sollte, ihr aus der um so größeren Freude, wieder vom Evangelium reden zu dürfen, und aus der doch unvergleichlichen Berührung mit dem Volksleben, wie sie der Wahlkampf war, wieder zugeflossen ist. Immerhin: weil Politik, schon die Arbeit angesehen, ein schweres Feld ist, wird man gewiß nicht ohne triftige Gründe hinausziehen dürfen.

Die Verantwortung wächst noch, wenn man die üblichen Begleiterscheinungen politischer Tätigkeit ansieht. Es geht da oft recht häßlich zu. Ein Freund schrieb mir vorher, es sei seine schwerste Sorge, wie ich in dieser Hinsicht aus dem Kampf herauskommen würde. Besonders Adam Röder hat im Rheinischen Kurier mich immer wieder darauf hingewiesen, wie die Heiligkeit des evangelischen Gotteshauses und Gottesdienstes unvereinbar sei mit dem Ton und Milieu der Wahlversammlung. Der Pfarrer sei dazu da, Frieden zu stiften — die politische Tätigkeit trenne. Aber wenn der Wahlkampf manches Häßliche mit sich bringt, so bleibt doch die Frage, ob der Pfarrer Häßliches tun muß. Das bestreite ich mit aller Entschiedenheit. Manche Leute haben direkt ein Interesse daran, das politische Leben den Gebildeten zu verekeln, indem sie es unschöner darstellen, als es ist. Ja es ist psychologisch naheliegend und von mir erfahren worden, daß die häßlichsten Dinge, namentlich wenn man den Bildungsgrad mit in Rechnung zieht, von den herrschenden Parteien ausgehen. Womit ich weder die Sozialdemokratie als unschuldiges Lämmlein noch mich als Musterpolitiker bezeichnet haben will. Jedenfalls kann man, wenn man den festen Willen hat, hier, wo es sicher nötig ist, Ethik und Politik zu versöhnen, erreichen, daß man nicht schmutziger wird durch die Politik als durch das Berufsleben. Wer heute irgendwie pronunziert arbeitet, erlebt Mancherlei. Es ist aber ein unevangelischer, katholischer Begriff von Gottesdienst und Heiligkeit, die Dinge liegen zu lassen, weil sie Kampf oder Schmutz bringen. Heiliger ist es schon, sie anzugreifen, mit Kraft und Gewissen, sie, wenn möglich, zu bessern und hernach kein Pharisäer zu sein. Ich habe noch heute die Ueberzeugung, daß dieses Verhalten des Pfarrers im Wahlkampfe allein Gegenstand der Beaufsichtigung durch das Kirchenregiment sein kann. Prinzipiell lassen sich Pfarramt und politische Tätigkeit vereinigen, mag natürlich auch hier jene Spannung entstehen, die überall zwischen dem Pfarramt und der wirklichen Welt vorhanden ist.

Der allerschwerste Einwand ist zuletzt der, daß durch die politische Tätigkeit des Pfarrers ein Teil der Gemeinde, die doch politisch gespalten sei, das Vertrauen zu ihm verlöre. Darauf weist ja auch das Urteil des Oberkonsistoriums hin. Dies ist zunächst ganz einleuchtend und wäre in der Tat geeignet, der politischen Tätigkeit ein Veto zuzurufen — wenn, ja wenn das Zutrauen der ganzen Gemeinde vorher so einmütig vorhanden, wenn es geistlich geartet und wenn es wirklich hernach ruiniert wäre. Ist das aber der Fall? Heute erscheint, und mit Recht, fast immer der Pfarrer als politischer Angehöriger der sogenannten Ordnungsparteien, wozu ich ja die Linksliberalen

nicht rechnen darf und will. Er hat von der Ordination ab das Zutrauen aller „Gutgesinnten" und — politisch sicherlich — das Mißtrauen der unteren Gemeindeschichten. Dieses politische Zutrauen und Mißtrauen erstreckt sich von selbst auf die geistliche Tätigkeit, auf die ganze Persönlichkeit des Pfarrers. Fällt das politische Zutrauen, daß der Pfarrer ihre Interessen auch politisch vertritt, dann ist, zunächst wenigstens, auch das geistliche Zutrauen erschüttert. Umgekehrt unterbindet das politische Mißtrauen die geistliche Wirksamkeit so manchen Pfarrers trotz persönlicher Beliebtheit bei den Arbeitern. Nun, warum in aller Welt soll denn das politische Zutrauen dem Pfarrer wichtiger sein als das politische Mißtrauen seiner Gemeindeglieder, die beide es verhindern, daß man das Wesen der geistlichen Tätigkeit erkennt? Es ist der Religion, der Kirche und dem Pfarramte gut, wenn die herkömmliche Betrachtungsweise durchbrochen wird. Nur wer der Kirche formell zwar den Mantel der Unparteilichkeit, in Wahrheit aber den Charakter einer Klassenkirche erhalten will, darf es beklagen, wenn das politische Zutrauen eines Teiles der Gemeinde erschüttert wird. In Wahrheit muß die Kirche imstande sein und ist imstande, auch solche Pfarrer zu ertragen, die das politische Vertrauen der oberen Stände verloren haben. Dieser Verlust wiegt sicher nicht schwerer als der entgegengesetzte. Ich darf hinzufügen, daß in der Gemeinde das Zutrauen zu ihrem Pfarrer gar nicht verloren geht, wenn er sein Amt so gerecht und geistlich als möglich vorher geführt hat und nachher führt, sich nicht verbittern läßt und die Geduld gegen etwa von außen hereingetragene Hetzereien nicht verliert.

Mir steht es fest, daß prinzipielle Gründe für die Unvereinbarkeit von Pfarramt und politischer Tätigkeit nicht vorliegen. Fußangeln, wie der Herausgeber der Christlichen Welt s. Zt. schrieb, Schwierigkeiten persönlicher Art, Abmahnungen des Amtes sind genug vorhanden, um in der evangelischen Kirche die Schar in der öffentlichen Politik stehender Pfarrer nicht groß werden zu lassen. Wenn aber ein Pfarrer die Gabe hat und soll diese Gabe verwerten, weil ein geeigneter Nichttheologe zur Uebernahme der Kandidatur nicht vorhanden ist, dann darf er es tun. *Das Amt schließt ihn nicht aus.*

Ich will zum Schlusse nur andeuten, daß ich es im Interesse evangelischer Weltanschauung und näher der von der modernen Theologie erfüllten für wünschenswert halte, wenn Pfarrer in den Parlamenten sitzen. Es wäre ein Gewinn, wenn nicht die klerikale Arroganz katholischer oder evangelischer Herkunft in dem Munde von Theologen und Nichttheologen allein das Wort führte da, wo es sich nicht nur um „Schweinepreise und Aehnliches" handelt, sondern um die Lebensfragen unseres Volkes. Nicht im Sinne konfessioneller Beeinflussung der Politik, sondern in Kraft der gleichberechtigten und gleichverpflichteten Art des Pfarrers neben den anderen Berufen.

So habe ich versucht, was mich angeht, zu verhindern, daß der Fall Korell auf ein totes Geleise geschoben wird: der Pfarrer dürfe überhaupt nicht Politik treiben. Er darf sie treiben. Zur Diskussion steht, ob die Behörde ihn maßregeln darf, wenn er eine *bestimmte* Politik treibt.

Adolf Korell

Gemeinschaft oder Institution?

Zur Verständigung über die Landeskirche

Der Artikel in Nr. 33 Sero medicina paratur fordert zum Widerspruch heraus. Ich will nicht wiederholen, was in dem Artikel Principiis obsta Nr. 27 in vorzüglicher Weise gesagt war, will auch auf die Frage des kirchlichen Ausweises nicht eingehen, sondern nur auf eine innere Unklarheit hinweisen, an der zahlreiche Erörterungen kirchlicher Fragen leiden, so auch jener Artikel.

„Ob eine Gemeinschaft wirklich so ideal ist, in die Jeder gehört, der sich hinzurechnet, aus der auszuscheiden auch Niemand sich erst die Mühe zu machen braucht?" fragt der Verfasser. Ich stehe wirklich im Dienste einer Kirche, in deren Gesetz § 7 lautet: „Als Mitglied der Landeskirche wird jeder evangelische Einwohner des Kantons (Zürich) betrachtet, der nicht ausdrücklich seinen Austritt genommen oder seine Nichtzugehörigkeit erklärt hat." Nicht einmal getauft muß er sein. Und ich freue mich dessen. Es kommt darin zum Ausdruck, daß unsere Landeskirche lediglich öffentliche Institution, nicht Glaubensgemeinschaft ist. Sie ist Institution zur Verkündigung des Evangeliums an Erwachsene und Kinder, an Gesunde und Kranke, an Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Jede Institution braucht eine Organisation, einen sichtbaren Leib, und wer diesem Leib Nahrung, Kleidung und Wohnung, auch ein bescheidenes Stück Wohlbehagen und Luxus gönnt, ihn durch Steuerzahlung erhalten hilft, gehört zu der Landeskirche, ob er nun mit ihren Grundsätzen und Gepflogenheiten einverstanden ist oder nicht, ob er christlichen Geist, christliche Gesinnung in sich trägt oder nicht.

Die Landeskirche ist nicht Glaubens*gemeinschaft* und soll es nicht sein wollen; einzig bei dieser klaren Scheidung können wir Herr werden über die unheilvolle Verwechslung von Kirchlichkeit mit Christlichkeit. In der Diaspora allerdings erleidet die Durchführung dieses Grundsatzes notwendige Einschränkung; aber auf dem Boden der Landeskirchen sollte er sich immer mehr durchsetzen. Viele halten ihn für einen Verzicht auf ein Ideal und machen ihm nur Schritt für Schritt widerwillige Konzessionen, aber mit Unrecht.

Wo man die Landeskirche als Glaubensgemeinschaft faßt, da ist das Ideal ein Kreis von Vollbegeisterten, solchen, die von Jesu Geist vollständig durchdrungen sind, die mit Freuden ihren Glauben im Wort bekennen und im Liebesdienst betätigen. Da man nicht lauter solche Leute bekommt, schraubt man das Ideal herunter und zieht die Grenze nach unten. Will die Gemeinschaft bestehen, so darf sie von ihren Gliedern nicht zu viel verlangen; sie muß ein Minimum festsetzen; da sie die Besitzer dieses Minimums als vollgiltige Brüder anerkennt, verblaßt das Ideal. Zugleich muß die Grenze nach unten abgesteckt werden. Da man nicht in die Herzen sieht, muß man sich mit äußeren, sichtbaren Merkmalen begnügen, mit Zustimmung zu Bekenntnissen und Beteiligung an den Auswirkungen der sichtbaren Institution. Man kann nicht untersuchen, ob den äußern Kennzeichen die innere Wirklichkeit entspricht. So kommts zur Veräußerlichung. Die Kirchen- und namentlich die Sektengeschichte liefert genug Beispiele.

Wo wir von der Unendlichkeit des Ideals Etwas wegnehmen, schwächen wir seine emporreißende Wirkung ab. Wir wollen es festhalten, daß wir nie genug von Christi Geist durchdrungen und begeistert sein, nie genug Freudigkeit des Bekennens und Eifer der Liebe besitzen können. Wir wollen aber ebensowenig vergessen, daß jeder schwache Funke göttlichen Geistes, der in eine Seele fällt, ihr Dunkel erleuchtet, sie nur erst zu schwachem Glimmen entzündet, daß schon jedes edlere Motiv, jede keimhafte Regung des Vertrauens ein unschätzbarer Gewinn ist. Wir wollen daran denken, daß diese ersten Anfänge meist unter dem Bewußtsein, wenigstens hinter den Kulissen des äußerlich Sichtbaren entstehen, und daß Gott nicht an Alle denselben Maßstab anlegt, je nach den Umständen schwächeres oder intensiveres Berührtsein von Christi Geist fordert; dann wird es uns klar, daß wir kein Recht haben, Grenzen nach unten zu ziehen. Gerade diese Schwachen haben das Evangelium am nötigsten. Gestaltet sich die Landeskirche als Glaubensgemeinschaft, so stößt sie diese, weil sie das Minimum von Merkmalen des Christlichen nicht erreichen, von sich. Wenn sie sich bewußt bleibt, lediglich Institution zu sein, kann sie — neue Wege muß sie zwar suchen — solche Elemente erreichen. Und Nichts hindert sie, zugleich das Ideal in seiner ganzen Unendlichkeit hochzuhalten. Die Grenze nach unten festzusetzen steht uns gar nicht zu, das müssen wir Gott überlassen. Deshalb ist es nicht Aufgabe der Landeskirche, die auf einem begrenzten Mittelstück des Weges nach dem Ziele Befindlichen zu vereinigen und von den Uebrigen abzuschließen, sondern den Weg zu dem in seiner ganzen Reinheit erfaßten Ideal bis möglichst weit nach unten offen zu halten. Und darum soll Jeder „zu ihr gehören", der sich nicht von ihr ausschließt.

Man wird mir entgegenhalten, die Religion sei eine ge-

meinschaftliche Sache, keine isolierende, sondern eine verbindende Kraft. Es fällt mir nicht ein, das zu leugnen. Gemeinschaft muß sein. Die dem Ideal nahe gekommen sind, wirken auf die noch schwach oder gar nicht davon Berührten durch persönliche Gemeinschaft. Ein Kanal nun, auf dem die dem Ideal entspringende Kraft den Einzelnen zuströmt, ist die Landeskirche mit ihrer Organisation, ihrem Amt, ihren Behörden. Aber sie ist, Gott sei Dank, nicht der einzige Kanal, und deshalb darf man nicht Alles von ihr verlangen. Der Verfasser des Artikels Sero medicina paratur klagt: „Heute ist für das eigene Bekenntnis (des Laien in der Kirche) überhaupt kein Raum." Warum muß dieser Raum denn gerade in der Landeskirche sein? Der wichtigste Kanal, in dem geistige und auch religiöse Wirkungen übermittelt werden, sind die mannigfachen persönlichen Beziehungen zwischen Familiengliedern, Arbeitsgenossen, Freunden, Verwandten, Bekannten, Nachbarn, Vorgesetzten und Untergebenen. Ist nicht hier zum Bekenntnis durch Wort und Tat überreichlich nicht bloß Platz, sondern auch Pflicht? Warum muß sich das Bekenntnis landeskirchlich dokumentieren? Dieses Bedürfnis stammt nur aus dem Grundirrtum, daß Landeskirche und Gemeinschaft der Heiligen sich möglichst decken müßten.

Nun bin ich sogar der Meinung, die Institution der Landeskirche sollte viel mehr tun, um dem Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft Befriedigung zu gewähren. Ich erinnere nur an die Sulzeschen Bestrebungen, lebendige Gemeinden mit der Seelsorge Aller an Allen zu schaffen. Die bisherigen landeskirchlichen Einrichtungen tun darin viel zu wenig. Auch die Liebestätigkeit sollte offiziell von der Landeskirche betrieben werden. Sie sollte auch für diese Dinge die äußere Organisation, die sichtbare Institution schaffen, sodaß jedes Landeskirchenglied Gelegenheit hätte, Gemeinschaft zu pflegen, an Liebestätigkeit sich zu beteiligen. Sie soll Gemeinschaft, Liebeswerk in sich fassen: — selbst soll sie aber weiter sein, soll auch die sich isolierenden Sonderlinge und Egoisten zu ihren Gliedern zählen. Und sie muß den letzten Rest der Auffassung, als ob sie selbst Gemeinschaft sei, ausfegen, indem sie betont, daß, wer zu ihr gehört, deshalb noch kein Christ ist. Die Abstufung der Geförderteren von den Anfängern im Christentum braucht nirgends in der Institution sichtbar zu werden, Vorrechte in ihr zu verschaffen.

Ich glaube, wir haben davon manchen Vorteil. Daß wir nur so die Verwechslung von Kirchlichkeit mit Christlichkeit los werden, habe ich schon gesagt. Nur wenn die Landeskirche bloß Institution sein will, macht sie Ernst damit, daß sie nicht herrschen, sondern dienen soll, daß sie wegen der Menschen da ist und nicht die Menschen um ihretwillen. Woher denn das große Mißtrauen gegen die Kirche? Nicht bloß aus Feindschaft gegen den Geist, den sie verkörpert, sondern weil man fürchtet, sie wolle die Leute einfangen, um die Macht ihrer Gemeinschaft auszudehnen und ihre Ehre zu erhöhen. Auch weil sie irgendwie der heilige Bezirk sein wollte und es doch so menschlich in ihr zugeht. Diese Vorurteile können langsam weichen, wenn sie nur die äußere Institution sein will, das Leitungsnetz, durch das der christliche Geist hindurchfließt, um auf weitestem Gebiet wirksam zu werden. Wer ein Amt in dieser Kirche bekleiden darf, bleibt eine Frage für sich. Wer aber zum Bau und Unterhalt ihres Leitungsnetzes beiträgt, soll willkommen sein, ob er nun den Anschluß in sein eigenes Haus herstellt und verwertet oder nicht. Liechtenhan

---

Unser Gesangbuch

Vgl. Nr. 33 Sp. 769 ff. 788

„Was Nithack-Stahn ausführt, wird Vielen aus der Seele gesprochen sein; ich für meine Person gehöre zu den »Archaisten.« Ich will die alten Lieder möglichst echt und alt. Ich werde mir die Freude an »Breit aus die Flügel beide« niemals nehmen lassen." Mit diesem Geleitswort wird der Herausgeber nicht minder vielen seiner Leser aus der Seele gesprochen haben; mir wenigstens ist es so ergangen. Beim ersten Lesen bestechen die Nithack-Stahnschen Ausführungen. Aber dieselben Forderungen sind doch in den letzten Jahrzehnten regsamster Gesangbuchsarbeit vielfach erhoben und auch teilweise schon durchgeführt worden. Dadurch verlieren die Ausführungen den Reiz ungewöhnlicher Neuheit.

Vor mir liegt das nahezu dreißig Jahre alte Gesangbuch für die evangelische Kirche im Großherzogtum Hessen und das Gesangbuch für den Konsistorialbezirk Wiesbaden vom Jahr 1894. Das von Nithack-Stahn beanstandete Lutherlied „Wir glauben all an einen Gott" findet sich in beiden nicht, das von Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her" nur im zweiten, aber ohne die anstößige Stelle. Von dem Passionsliede Johann Heermanns „Herzliebster Jesu" fehlt die beanstandete Stelle in beiden Gesangbüchern wie auch in dem für den Konsistorialbezirk Kassel. Hiergegen wird ebensowenig etwas einzuwenden sein, wie dagegen, daß das Osterlied von Luise Henriette der Form nach in den meisten Gesangbüchern wohl in das Gegenteil verkehrt, aber dadurch eben auch für die Gegenwart brauchbarer geworden ist. Der Grund ist nicht einzusehen, warum gerade hier dem Archaismus und der alten Dogmatik das Wort geredet werden sollte. Das Zinzendorfsche Lied „Marter Gottes" findet sich im Darmstädter Gesangbuch gar nicht; das nassauische hat nur die schöne Schlußstrophe.

Weiter begeht Nithack-Stahn den Fehler, daß er bei der Beurteilung der dogmatischen Lieder selbst als Dogmatiker redet; sonst würde er sich vielleicht an den dogmatischen Voraussetzungen der Alten nicht stoßen, vielmehr den Alten ihre Dogmatik ruhig lassen und beim Singen ihrer für unser weichliches Geschlecht allerdings etwas herben und derb-realistischen Lieder sich wenigstens in religiöser Uebereinstimmung mit ihnen fühlen. Soll unser Gemeindegesangbuch enthalten, was zu allen Zeiten das evangelische Volk zum Zeugnis in Wort und Lied begeistert hat, dann ist es eine Versündigung an unseren Gemeinden, ihnen die Lieder der Alten darum vorzuenthalten, weil sie auf anderen dogmatischen Voraussetzungen ruhen. Auch die Bibel ruht auf den Voraussetzungen einer ganz anderen Weltanschauung und Dogmatik; soll sie darum ausgemerzt werden? Und warum sollen die alten dogmatisch anstößigen Gesänge unterdrückt werden, wenn sie literarisch beurteilt mit den besten Erzeugnissen ihrer Zeit sich messen können? Schließlich wird es dazu kommen müssen, daß sich Jeder nach seiner Dogmatik und nach seinem religiösen und literarischen Geschmack sein eignes Gesangbuch drucken läßt; denn ich glaube nicht, daß selbst unter unseren Freunden auch nur zwei ein und dasselbe Gesangbuch zusammenstellen würden. Und wer einmal die ganze Schwere und Not der Einführung neuer Gesangbücher hat durchkämpfen müssen, der wird von Herzen froh sein, wenn er zeitlebens damit verschont bleibt; er weiß aber aus eigenster Erfahrung, wie verschieden der Geschmack der Gemeindeglieder von dem der Theologen und Literaturkenner ist.

Trotz dieser Absage will ich nicht bestreiten, daß auch mir Nithack-Stahn recht Beherzigenswertes gesagt hat. Vor allem gilt es, die neuere und neueste religiöse Lyrik für die Zwecke des Gemeindelebens fruchtbar zu machen. Aus unseren Gesangbüchern können ohne Schaden hundert Lieder entfernt und durch gute neuere Dichtungen ersetzt werden. Die außerkirchlichen Gemeinschaften sind hierin weniger engherzig, aber ihre Weitherzigkeit treibt doch auch die wunderlichsten Blüten; nicht Alles, was gemeiner Herkunft und Art ist, läßt sich zum heiligen Gebrauche zurichten. Eine Walzermelodie, und sei sie noch so schön, läßt sich nicht ohne weiteres zum Kirchenliede umsetzen. Den Mangel besonderer Zwecklieder über die Arbeit im evangelischen Sinn und über ähnliche Gegenstände habe ich eigentlich weniger empfunden; für das sich sammelnde bunte Häuflein der Gemeinde ist gerade der Sang am geeignetsten, der Alle in gleicher Weise zur Höhe evangelischer Glaubensfreudigkeit erheben kann. Unsere Gesangbücher bieten dieser Zweckdichtungen oft zu viel, und man freut sich ihrer nur darum, weil das Gesangbuch neben dem öffentlichen Gottesdienste auch der häuslichen Erbauung dienen soll.

Was gegen die Jesuslieder und zumal gegen die pietistischen Süßlichkeiten und Spielereien mit dem Blute und den

Wunden Christi gesagt ist, mag gelten; aber wir haben Jesuslieder voll zarter, reiner Empfindung, die auch dem modernsten Gesangbuch zur Zierde gereichen, und solange der ernste Mund des Täufers im Neuen Testamente auf das Lamm Gottes weist, welches der Welt Sünde trägt, wird ein gesundes Lied vom Lamme Gottes das Gesangbuch nicht verunzieren. Und vollends in der Passionszeit bleibt mir das

O Lamm Gottes, unschuldig
am Stamm des Kreuzes geschlachtet!

von Nikolaus Decius mit seiner kraftvollen Weise ein erschütternder Gesang; denn noch immer habe ich in ihm reine religiöse Empfindung im sinnigen und innigen biblischen Bilde gefunden. Daß Decius vielleicht ein Verehrer Anselms gewesen ist, stört mich gar nicht.

Den Ausführungen über das Choralbuch trete ich völlig bei. Die Forderung: Jedem Texte seine eigene Melodie! ist aber nicht nur des Textes, sondern auch der Melodie wegen zu erheben. Die Melodie muß dem Texte völlig angemessen sein. Es gibt auch Melodien von einer so eigentümlichen Klangfarbe, daß ein feines Ohr sie nur in ihrer Festzeit hören möchte. Eine Passionsweise zur Weihnachtszeit würde ein empfindsames Ohr ebenso sehr verletzen, wie eine Himmelfahrtsmelodie in der Passionszeit. Auch die Melodie folgt eignen Gesetzen, und je nach ihrem Satze ändert sich die Klangfarbe. Uebrigens ist die Verwirklichung der Forderung Nithack-Stahns schon in dem 1898 erschienenen Choralbuche für den Konsistorialbezirk Wiesbaden erstrebt worden. Im Vorwort werden folgende Grundsätze ausgesprochen:

1. Die Festzeiten und die kirchlichen Handlungen sollen möglichst ihre eigenen Melodien erhalten, die nicht anderweitig verwendet werden. Denn die Melodie regt einesteils durch ihren eignen inneren Stimmungsgehalt, besonders aber durch die Erinnerung an die Originaltexte, die sie wachruft, sofort eine bestimmte Empfindung an, die durch Texte anderen Charakters gestört wird. Die Melodie „Vom Himmel hoch, da komm ich her" z. B. kann unmöglich zu einem Passionsliede, ja auch nicht zu einem vergleichsweise wenig oder gar nicht gefühlsbetonten Texte gesungen werden, eben weil sie die Weise zu einem ganz bekannten Weihnachtsliede ist; sie paßt nur in den Weihnachtskreis, also etwa noch zu Advent, zu Neujahr und in die Epiphanienzeit hinein.

2. Der innere Stimmungsgehalt muß zum Texte passen. Man darf z. B. nicht die Melodie „Herzlich tut mich verlangen" zum Texte „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich" mit seiner siegesfrohen Schlußstrophe „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein" wählen.*)

3. Tunlichst sollen auch ihrer Entstehungszeit nach Text und Melodie nicht weit auseinander liegen, da Text und Weise durchgängig Kinder ihrer Zeit sind und nur wenige ältere Melodien wirklich modernen Charakter tragen.

Freilich, die Durchführung solcher Gedanken im Gemeindegottesdienste ist nicht leicht; und wenn der Pfarrer dabei ganz von dem guten Willen seines Organisten und Kantors abhängt, mag sie fast unmöglich erscheinen. Aber ich glaube, es kommt die Zeit, wo wir Pfarrer unsere eignen Organisten und Kantoren sein müssen. Ich für meine Person habe mich seit Jahren hierauf gerüstet. Sämtliche neue Choralmelodien übe ich im Konfirmandenunterricht ein, und dann gehen sie nach mehrjährigem Gebrauch in der Christenlehre ohne jede Schwierigkeit in den öffentlichen Gemeindegottesdienst über. Bringt jeder Jahrgang nur zwei neue Weisen mit in die Gemeinde, dann wird diese nach zehn Jahren um zwanzig Melodien reicher. Soviel aber darf doch von jedem Pfarrer erwartet werden, daß er mit seinen Konfirmanden einen neuen Choral einüben kann. Dies ist der einfachste und leichteste Weg, für unser religiöses Gemeindeleben die Schätze unserer Musica sacra zu heben und fruchtbar zu machen.

Ich bin mit meinen Ausführungen schließlich weiter gekommen, als ich anfänglich beabsichtigte. Mein Urteil geht dahin: Auch das gegenwärtige Gesangbuch und Choralbuch bietet den modernen Menschen des Guten reichlich genug; sie sollten es nur mehr auskosten und das Beste aus ihrer Zeit dazu nehmen.

Christian Balzer

*) Ich empfand es wie eine starke Unzartheit, als das neue sächsische Gesangbuch für „Befiehl du deine Wege" die Melodie „Herzlich tut mich verlangen" einführte, nachdem wir das Lied bisher nach der Melodie „Valet will ich dir geben" gesungen hatten. Denn die Melodie „Herzlich tut" gehörte uns bisher durchaus zu dem Liede „O Haupt voll Blut und Wunden" und atmete uns ganz Karfreitagsstimmung. Und „Befiehl du" muß kräftiger gesungen werden, man denke nur an Vers 5: „Und ob gleich alle Teufel." D H

Nachtrag. Gleichzeitig mit der Korrektur kam mir die Neue Christoterpe für 1907 in die Hand, die eine feinsinnige Studie von Adolf Bartels über „Das evangelische Kirchenlied, vom ästhetischen Standpunkte" enthält. Bartels spricht sich dagegen aus, daß „die gewaltige Entwickelung des evangelischen Kirchenliedes, die unsere Gesangbücher bisher noch spiegeln, nein mehr, ziemlich vollständig wiedergeben, aus ästhetischen Gründen über Bord geworfen werden soll", und weist die Behauptung, „daß uns das neunzehnte Jahrhundert vielerlei Starkes für den Kirchengesang gebracht habe", als einen „großen Leichtsinn" ab. Für ihn geht die Entwickelung des Kirchenliedes im achtzehnten Jahrhundert zu Grunde. „Neuere religiöse Lyrik freilich haben wir in Menge; auch zahlreiche Dichter, die durchweg als weltlich gelten, haben zu ihr Wundervolles beigesteuert. Aber die Kirche als solche kann sie mit ganz geringen Ausnahmen nicht gebrauchen, denn sie ist für die Armen im Geiste, die immer die Mehrheit ihrer Mitglieder bilden werden, einfach unverständlich, und außerdem dem Gemeindegottesdienste auch kaum einzufügen, da sie nur »intime« Wirkungen zu äußern vermag. Andererseits bedeutet aber das alte Kirchenlied rein geistig wie dichterisch auch noch sehr viel mehr, als die Leute denken, die es leichtsinnig über Bord werfen wollen. Welch ein Reichtum an schlichter Frömmigkeit lebte in jenen Jahrhunderten bei uns, welche Kraft des Ertragens, wie wundervoll fest und sicher und dabei doch poesiedurchtränkt sind die Lebensformen! Den alten guten Geist brauchen wir, der zuletzt der Geist unseres Volkstums ist, aus ihm muß jede Belebung christlich-kirchlichen Sinnes kommen. Und wir dürfen auch die Ueberlieferung nicht aufgeben, wir müssen jederzeit zurück können zu Luther und zum Grundwesen des deutschen Volkes, das in dem religiösen Leben der Jahrhunderte nach der Reformation, das in seinen feinsten und tiefsten seelischen Ausstrahlungen in der Lyrik der Zeit, eben im Kirchenliede steckt. So etwa hat man das Kirchenlied anzuschauen, es ist weit, weit mehr als ein Haufen mehr oder minder guter Verse, die man in der Kirche singt, weil man noch keine anderen hat." Da darf denn auch Paul Speratus' „Es ist das Heil uns kommen her", das einst die neue Lehre von Stadt zu Stadt trug, nicht fehlen. C B

Lebensfragen

1

Lebensfragen, Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Weinel. Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. Gustav Krüger, Professor der Theologie. 312 S. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 3, geb. 4 Mk.

Das Werk Krügers werden zunächst alle die freudig begrüßen, welche die Hoffnung und Erwartung des Altmeisters Hase teilen, daß wir einer Zeit entgegengehen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höheren Bildung rechnen wird. Hat er es sich doch zur Aufgabe gestellt, einen besonders bedeutsamen und außerordentlich schwierigen Ausschnitt dieser Geschichte, der ja zugleich auch einen Teil der Geschichte der Philosophie darstellt, der Kenntnis und dem Verständnis der Nichttheologen zugänglich zu machen. Aber gerade von der hier behandelten geschichtlichen Größe gilt es in hervorragendem Maße, daß sie nicht bloß der Vergangenheit angehört, sondern daß sie machtvoll, mit anziehender wie — daran denken wir jetzt vor Allem — mit abstoßender Kraft in die Gegenwart hineinragt. Darum ist es wohl gerechtfertigt, wenn jenes Werk einen Platz in der Sammlung von Schriften hat, die der Erörterung von Lebensfragen gewidmet sind.*)

Angesichts der Stellung, die das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit Christi in der religiösen Unterweisung noch gegenwärtig großenteils einnimmt, die es auch in unserer eigenen religiösen Erziehung zumeist eingenommen hat, angesichts der Tatsache, daß es uns durch die offiziellen Bekenntnisse der Kirche, durch die mannigfachsten Anklänge daran, wie sie die Formeln und Formen des Kultus bieten, immer von neuem nahegebracht wird, angesichts der stetig sich wieder-

*) Schon des öfteren (vergl. besonders Jahrgang 1904 Sp. 1164) hat die Christliche Welt Anlaß genommen, auf diese Sammlung hinzuweisen, die von dem tapferen und warmglühenden Kämpfer für freies Christentum Heinrich Weinel herausgegeben wird. Mit diesem Artikel beginnen wir nun weiter über sie zu berichten.

holenden Versuche kirchlicher Behörden und Parteien, von der Zustimmmung zu ihm, mag man es auch nicht mehr in seiner überlieferten, scharf ausgeprägten Gestalt festhalten und Anderen auferlegen wollen, die Anerkennung des Rechtes auf volle Christlichkeit oder wenigstens auf amtliche Wirksamkeit in der Kirche abhängig zu machen, angesichts alles dessen wird es der selbständig denkende Christ ebenso als eine Pflicht, wie als ein Bedürfnis empfinden, einen sicheren Standort jener kirchlichen Lehre gegenüber zu gewinnen.

Wenn er sich gedrungen fühlt, sie abzulehnen, so wird er bei der Begründung solcher Verneinung sich nicht begnügen können mit dem Hinweis darauf, daß sein Verstand sich nicht hineinzufinden vermag in diese kirchlichen Vorstellungen, daß sie für ihn unerträgliche logische Widersprüche, unüberwindliche psychologische Schwierigkeiten enthalten. Gewiß, es spricht sich darin der Einfluß einer geistigen Gesamtlage, einer allgemeinen Denkweise aus, in die der Einzelne hineingestellt ist, und die für ihn eine zu respektierende Macht bedeutet, wie ja auch in der Geschichte mit derartigen Bedenken und Zweifeln die wirksame kritische Erschütterung des Dogmas eingesetzt hat. Gleichwohl, eine solchen Motiven entsprechende Verwerfung des Dogmas kann leicht den Charakter des Subjektiven, Willkürlichen, Schnellfertigen annehmen.

Es bedarf, soll die Kritik zu durchschlagender Kraft und zur Höhe der Sachlichkeit gelangen, neben allgemeinen religionspsychologischen Untersuchungen über das Wesen des religiösen und dogmatischen Erkennens vor allem der Ergänzung durch geschichtliche Erwägungen, durch die Einsicht in die Art und Weise, wie jene Lehren entstanden sind. Solche durch die Geschichte uns dargereichte Erkenntnis wirkt wahrhaft befreiend, wahrhaft festigend. Sie lehrt uns, daß, wie jedes Dogma, so auch das hier in Frage stehende, nicht als göttliche Offenbarung vom Himmel zu den Menschen herabgekommen ist, sondern daß es das Ergebnis einer allmählichen Entwickelung, die Frucht langer menschlicher Geistesarbeit, menschlichen Forschens und Kämpfens ist, sie lehrt uns, daß an seiner Gestaltung nicht nur Einflüsse der kirchlichen und weltlichen Politik beteiligt waren, sondern daß für seine Bildung eine der Vergangenheit angehörende Philosophie, sowie Frömmigkeitsmotive, die einer vor- und unterchristlichen Religiosität entstammen, von entscheidender Bedeutung waren.

Damit aber fällt selbstverständlich seine unbedingte Verbindlichkeit für uns hin, damit ist für uns nicht nur ein Recht, sondern auch eine Nötigung gegeben, darüber hinauszuschreiten.

Ein in geschichtlicher Erkenntnis wurzelnder Standpunkt verhilft aber auch zu einem wahrhaft gerechten Urteil, wie es eines freien Menschen würdig ist. Denn es enthüllt sich uns von ihm aus doch auch eine innere Notwendigkeit, vermöge deren, nachdem einmal bestimmte Voraussetzungen gegeben waren, das Dogma diejenige Ausprägung gewinnen mußte, die es tatsächlich gewonnen hat, vermöge deren die Durchsetzung dieser kirchlichen Lehren sich als für die damalige Zeit und die Stellung des Christentums in ihr nicht nur begreiflich, sondern auch förderlich darstellt.

Wem es um ein solch innerlich freies und überlegenes, aber zugleich warm verständnisvolles Verhältnis zu jenen ehrwürdigen und doch auch den Widerspruch herausfordernden Vorstellungen zu tun ist, der greife zu Krügers Buch! Ihm gebührt das Verdienst, daß es auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehend (wie sie vor Allem durch die Dogmengeschichte Harnacks herbeigeführt worden ist) zum ersten Male auch dem Nichtfachmann die bisher verschlossene Möglichkeit verschafft, sich in jenen gewaltigen geschichtlichen Prozeß zu versenken, ihn nicht bloß nach seinen allgemeinsten Umrissen und schließlichen Resultaten kennen zu lernen, sondern auch in seinen vielen Verzweigungen und nach seinen mannigfaltigen Triebkräften zu verstehen, ihn in eindringender Tiefe und breiter Ausführlichkeit zu erfassen, wenn auch natürlich gewisse minutiöse und noch nicht spruchreife Fragen übergangen werden mußten.

Mit dieser Popularisierung — das Wort im vornehmsten Sinne genommen — hat aber Krüger auch der wissenschaftlichen Forschung selbst einen schätzbaren Dienst geleistet; denn je verwickelter der Gegenstand ist — und dies Prädikat gilt ja von dem behandelten Gegenstande in vollem Maße —, umsomehr wird er durchleuchtet durch das Bestreben, dem, was er umschließt, einen faßlichen, möglichst deutlichen Ausdruck zu verleihen, es, soweit es geht, in unsere Sprache zu übersetzen und seinen inneren Zusammenhang auch für das Auge des ferner Stehenden aufzudecken. Erreicht aber hat der Verfasser das Ziel, das er sich gesteckt, einmal durch eindrucksvolle Anschauschaulichkeit, schlichte Klarheit und lebendige Frische der Darstellung, durch ein großes Geschick, den vielfach nur geringfügigen und schwer zu bestimmenden Verschiedenheiten der in Frage kommenden theologischen Standpunkte und Parteien eine bezeichnende Formulierung zu geben. Sodann dadurch daß er in der überaus reichen Auswahl von teilweise sehr großen Zitaten aus den altkirchlichen Schriftstellern dem Leser ein vortreffliches Mittel bot, sich in die ihn oft recht fremdartig anmutende Gedankenwelt hineinzuversetzen. Ferner hat er die mit seinem Stoffe verbundene Gefahr der Nüchternheit gebannt, indem er nicht nur der Lehre, sondern auch der Persönlichkeit der führenden Geister, eines Justin, Origenes, Augustin, anziehende Schilderungen widmet und uns in eingehender Weise mit den fesselnden, dem kirchlichen Christentum parallel laufenden und konkurrierenden religiösen Spekulationen der Gnostiker und des Neuplatonismus vertraut macht. Er hat endlich und vor allem durch eine sorgfältig erwogene, überaus übersichtliche und genaue Gliederung des Stoffs, durch einen eigenartigen, die Geschichte des altkirchlichen Dogmas auf der Unterlage einer geschichtlichen Erklärung der altkirchlichen Glaubensbekenntnisse entfaltenden Aufbau, den er seinem Werke gegeben hat, erreicht, daß ebenso die entscheidenden Knotenpunkte der Entwicklung scharf hervortreten wie die Spannung des Lesers erweckt wird. Er geht aus von den einfachen Formeln des die Urgestalt unseres apostolischen Glaubensbekenntnisses bildenden altrömischen Taufbekenntnisses, dessen Entstehungsgeschichte in einer von der jetzt zumeist vertretenen Auffassung abweichenden Weise vorgetragen wird*), um danach Gründe und Art der philosophisch-theologischen Charakter tragenden Erweiterung dieser Formeln zu erörtern, wie sie dann vornehmlich im nicaenokonstantinopolitanischen Symbol und zu Chalcedon bekenntnismäßig niedergelegt sind. Im Zusammenhange der Behandlung des abendländischen, im besonderen des augustinischen Denkens findet dann das athanasianische Bekenntnis seinen Platz.

Ein kurzer Blick auf die Stellung der gegenwärtigen katholischen Kirche zu jenem Dogma, auf die Haltung der Reformatoren ihnen gegenüber, auf ihre mit dem Socinianismus und der Aufklärung beginnende, im neunzehnten Jahrhundert trotz der Versuche einer Neuaufrichtung mit Entschiedenheit vollzogene Auflösung, deren positive Kehrseite die Hinwendung zum Jesus der Geschichte ist, beschließt das inhaltreiche Buch.

Max Scheibe

Jahrhundertausstellung und Sezession in Berlin

1

Bis zum 1. Juni war es in Berlin möglich die beiden Kunstausstellungen zu genießen, von diesem Datum ab schloß die Jahrhundertausstellung ihre Pforten, der große Reichtum aus der jüngst vergangenen Zeit ist in alle Windrichtungen hin zerstreut. Aber das was diese Ausstellung brachte, bleibt wie eine Oase der Freude und des Friedens in den Gemütern zurück, haben wir doch nicht nur eine Bereicherung unserer Kunstkenntnisse gewonnen, wir haben Persönlichkeiten kennen gelernt, Einblicke in Seelen getan, wir haben uns von der wilden Jagd moderner Bestrebungen erholt; ohne Flitter und Altklugheit, ohne Spötterei zeigten sich uns die redlichen Malermeister vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, die kindlichen Vorläufer unserer großen Koloristen, die tiefen und zärtlichen frommen Diener der

*) Ein Abschnitt daraus ist unter dem Titel „Der Taufbefehl" abgedruckt in der Christlichen Welt 1905 Nr. 30.

göttlichen Kunst. Wir haben Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge gesehen, den großen Feuerbach näher kennen gelernt, den genialen Marées bewundert. Ist es zu verwundern, daß es schmerzlich ist, von solchen reinen Künstlerseelen Abschied nehmen zu müssen? Was sie gaben, füllte eine Lücke für viele Sehnsüchtige aus, nämlich für alle die, denen die höchste Absicht der Kunstschöpfung Anbetung ist.

Man sah viele alte Leute in der Jahrhundertausstellung, die pilgerten mit Wonne den Weg dahin, um sich an dem zu ergötzen, was den Glanz ihrer Jugend ausgemacht hatte. Das Aristokratische in dem, was die Kunst früher gab, das Erhabene, Schmückende, Maßvolle, das genossen sie in überreicher Fülle. Und von den Jungen gab es auch Viele, die aufatmeten, als verließe ein böser Spuk ihren durch die Handhabung der neuen Kunstausübung vielfach verwirrten und abgehetzten Geist. Man kam zu den Quellen deutschen Volksgeistes, zu den Quellen der Kunst überhaupt. Und da gibt es keine Spötterei, keine Roheit, kein krampfhaftes Haschen nach dem Effekt.

Philipp Otto Runge war so gut wie unbekannt gewesen, d. h. in Hamburg konnte man ihn in der Kunsthalle finden, die Ausgabe der „Freude" von 1906 brachte Auszüge aus seinen Tagebüchern und aus Briefen von ihm und Nachbildungen seiner wunderbaren Werke. Er ging seinen eigenen Weg. Nicht von seinem zeichnerischen machtvollen Können, der eigentümlichen statuenhaften Plastik seiner Gestalten, dem starken leuchtenden und bedeutenden Kolorit in seinen Werken kann hier die Rede sein; das, was das Schaffen seines kurzen Daseins so bedeutsam macht, ist die tief-mystisch religiöse Auffassung von Allem, was er bildete. Seine Kunst heißt Anbetung und deshalb ist sie groß. Ein vollkommen frei dastehender, eigenwüchsiger Künstler, der positiv religiös ist in Allem, was er ausdrückt — in Allem —: ob er das Nachtigallengebüsch mit treuem Stift zeichnet, ein Bildnis seiner aufrechten, charaktervollen, seelenwarmen Eltern malt, oder die seine Weltanschauung zusammenfassenden Kompositionen der Tageszeiten entwirft, immer ist er der gottnahe, ergriffene Mensch, der so begnadet ist seine eigensten Ausdrucksmittel für das zu finden, was ihn bewegt und trägt. Die kleinste Blume wird ihm zu dem Symbol einer höheren Kraft, das schlanke Singvögelchen verkörpert ihm die Wonnen aufgesparter Glückseligkeiten, das kleine nackte Kind, wie es auf der von Pflanzenwuchs dicht bedeckten flachen mütterlichen Erde liegt, begrüßt mit seinem aufwärts gerichteten Blick das Element herniederstrahlenden ewigen Lebens; die aufgehende Sonne bringt die geistige Erkenntnis der großen Zusammenhänge der sichtbaren und unsichtbaren Sphären; die Winde, Töne, das Wasser, die Träume verkörpern sich ihm zu Genien. Wenn Philipp Otto Runge zwei Kinder malt, die ihr jüngstes Geschwister soeben im Begriff sind in einem Wägelchen zu fahren, dann ist das so monumental und bedeutsam gegeben, so kraftvoll überzeugend für die göttliche Auffassung des Daseins, daß den Beschauer ein großes Glücksgefühl überkommt. Es ist nicht einmal nötig, daß er uns Menschen zeigt: ein Farnkraut, ein Akazienzweig sind ebenso geheimnisvoll von Anbetung durchdrungen, rühren so merkwürdig, befriedigen auf eine unverhoffte Weise den stärksten, wachesten Wunsch, der uns am letzten Ende in die Kunsttempel treibt. Ach, wir ersehnen uns keine Kunststücke, keine blendenden Neuheiten, keine von der Natur äußerlich und peinlich abgeschriebenen Szenen, wir wollen nicht sinnlich erregt, nicht verblüfft, nicht erschreckt, nicht übertölpelt werden durch einen dreisten Witz; das Elegante, das Delikate in der Farbengebung reizt nur flüchtig; wir suchen den großen Ernst und die Tiefe, die himmlische Heiterkeit und den Trost gesammelter Schönheit. Philipp Otto Runge vermag es, harte Herzen zu rühren. Ich denke mir, selbst die Kunstkenner, diejenigen, die Kunstwerke wie die allerfeinsten Leckereien auf dem Tisch des Lebens, ganz ohne Zusammenhang mit höheren Notwendigkeiten und Absichten ansehen, müssen vor seinen Bildern eine ihnen unerklärliche Beeinflussung verspüren.

Die zweite Persönlichkeit, die vor allen Andern der Ausstellung zu ihrem Adel und ihrer Bedeutung verhalf, war Anselm Feuerbach. Auch insofern als grade von ihm eine Menge Werke zusammengekommen waren, die seine Künstlerschaft vollständig darlegten. Ja, man gewann den Eindruck, daß er der Liebling derer ist, die diese Ausstellung ins Leben gerufen hatten. Auf den die Räume beherrschenden Plätzen war er der Schmuck, und seine Bilder haben Zungen bekommen, wie er es vorausgesagt hatte, sie reden zu einer nach Größe und erhabener Reinheit schmachtenden Menge eine vernehmliche Sprache. Es waren da Frauenporträte von ihm, eine schwarzhaarige, großzügige jugendliche Schönheit, deren Details, etwa ein Ohrring, ein Kettchen, die Stickerei des Gewandes bedeutsamer und großartiger sind, als ganze mit krampfhaftem Eifer und heuchlerischer Schönheitsliebe gemalte Leinwande derjenigen Maler, die ihm, als er noch lebte, in kränkender Weise vorgezogen wurden. Eine Frauenhand von ihm geschaut und gemalt redet uns eine ergreifende Sprache; es ist so, als ob sich der Beschauer auf seinen Menschheitsadel besänne, wenn er diese Hand mit Hingabe betrachtet. Von seiner Zeit verkannt schuf Feuerbach für uns, die Spätergeborenen.

2

Wie anders wirkt die Kunst, die von den Wänden des Sezessionsgebäudes dargeboten wird. Das moderne Leben ergreift mit zwiespältiger Kraft, gefährlichem Reiz, lockend und abstoßend zugleich. Der Fortschritt in der Technik, die Kühnheit in der Behandlung, die unbegrenzte Breite in der Wahl des Sujets, es ist Alles dazu angetan den Beschauer mit einem wahren Heißhunger nach dem Gebotenen zu reizen. Und dann, wenn der gestillt ist und es sich darum handelt: was bleibt dem Gedächtnis als Bereicherung, was befriedigt im besten Sinne Geschmack, Gemüt und Herz? dann bleibt nicht so viel, wie man anfänglich vermutet hatte. Wir finden Werke von Thoma, Leistikow, Kalkreuth, Taschner, Trübner und Anderen, es sind Inseln für den Beschauer, insofern als hier der Geist über der Technik steht, der Ernst und die Hingabe an den Gegenstand die Sucht ihn neu und verblüffend zu behandeln überwiegt, es sind echte Kunstwerke. Neben ihnen macht sich ein fataler Geist breit, eine seelenlose Technik, ein kaltes Können, eine unvornehme Gesinnung. Es gibt da Porträts, die dank der banalen Auffassung des Menschen, trotz aller Mache einen groben unwürdigen Eindruck machen, es gibt affektierte und gespreizte Arbeiten, alltägliche, nachlässige Kompositionen; wir stoßen auf eine Kreuzabnahme, die dem großen Vorwurf dadurch eine neue Seite abzugewinnen trachtet, daß eine Kneifzange und ein Butterbrot darauf eine Rolle spielen. Die Ohnmacht eines für das, was Kunst heißt, verschlossenen Geistes ist mit solchen armseligen Mätzchen nur für diejenigen zu bedecken, die von der modernen Richtung und dem Kampfgeschrei verwirrt sind; jeder Andre wendet sich verächtlich und, ach, so müde von dieser Art Rohheiten. Es bleibt das Erstaunen, wie die rein manuelle Begabung eines solchen Malers ihn davor schützen kann, einer gerechten Zurückweisung zu entgehen. Und so kommt man in diesem Kunsttempel nicht heraus aus der Wirrnis, die das Alltagsleben bringt, man findet keine Ruhe vor den dreisten Schwätzern, den unwissenden Prahlhänsen, den vulgären Spöttern, im Gegenteil, man betritt so recht die Arena voll Staub und Zügellosigkeit, Rohheit und Albernheit. — Vorsichtig muß man sondern und sichten, um das Beste zu behalten und zu ehren. Waren die minder begabten Meister in den verflossenen Jahrzehnten unbeholfen, dilettantisch, hölzern, so sind die heutigen dreist, laut und aufgeblasen. Die Zeit wird sichten. Und doch bleibt es für heute zu bedauern, daß das laute Marktgeschrei, der kapriziöse Lärm die leiseren, ernsthaften, innigeren Stimmen übertäubt. Oder tut er das doch nicht? Man muß dem heutigen Tage das Verdienst lassen, eine ungeheure Breite des Verständnisses zu haben; wird einerseits die Technik so hoch geschätzt und der Mangel an Empfindung und Wärme darüber vergessen, so achtet man doch auch wieder das Stammeln eines tieferen und kindlicheren Geistes; man achtet es; allerdings, die Plätze an den Wänden der Sezessionsräume sind ihm nicht gegönnt, da sieht man lieber die Arbeiten von Fleischermeistern oder Modegecken.

Elisabeth Siewert

Verschiedenes

Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Vortrag, gehalten auf der neunten Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart am 21. April 1906 von Ernst Troeltsch, Professor an der Universität Heidelberg. Sonderabdruck aus der Historischen Zeitschrift. München und Berlin, R. Oldenburg 1906. 66 S. 1,20 Mk.

Zuerst sucht der Redner die komplizierte Erscheinung der modernen Kultur zu packen. Ein Vergleich dieser Kulturepoche mit der nächstvorangegangnen und mit der der Spätantike muß ihm dazu dienen. Darauf sucht er festzustellen, was Protestantismus sei. Er unterscheidet den echten Altprotestantismus des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von dem Neuprotestantismus, der vom achtzehnten Jahrhundert an einsetzt. Von Anfang an gespalten in die zwei tief von einander abweichenden Richtungen des Luthertums und des Kalvinismus bewährt er die Einheitlichkeit seines Wesens in der harten Ablehnung der nebenhergehenden Bewegungen des philologisch-theologischen Humanismus (Erasmus) und des Täufertums (der sogenannten Wiedertäufer, Schwärmer usw.). Diese mit Gewalt zurückgehaltenen und zurückgestoßenen Nebenerscheinungen der Reformation tragen aber die kräftigsten Keime dessen in sich, was später im Neuprotestantismus zur Entfaltung gekommen ist. Der Altprotestantismus dagegen stellt sich, unter dem Kulturinteresse betrachtet, als ein Ausleben des Mittelalters dar. Ihn charakterisiert wie den mittelalterlichen Katholizismus Beugung unter die kirchliche Autorität (die unfehlbare Bibel) und unter die der „Offenbarung" verdankten übernatürlichen Begriffe; eine asketische Frömmigkeit, die sich unter Ausschluß jeder direkten Schätzung der Welt und ihrer Güter einzig auf Gott konzentrieren will. Bei größter Verschiedenheit ihrer sonstigen Struktur sind Kalvinismus und Luthertum darin eins. Steht es so, dann wird in der Tat die Frage, was dieser Altprotestantismus, um den es sich streng historisch genommen dabei nur handeln kann, für die moderne Kultur und ihre Entstehung bedeute, höchst brennend. Vielmehr, es steht um diese Bedeutung verzweifelt, wenn man darauf aus ist, die moderne Kultur unmittelbar aus dem Altprotestantismus abzuleiten. Den frischen Trieben einer neuen Zeit, die im Humanismus und Täufertum gegeben waren, tritt er vielmehr entgegen als volle Reaktion mittelalterlichen Denkens, als Erneuerung und Verstärkung des katholischen Ideals einer kirchlichen Zwangskultur (S. 28). Erst der große Befreiungskampf des endenden siebzehnten und dann des achtzehnten Jahrhunderts bricht die Herrschaft des Mittelalters und bringt den Neuprotestantismus hervor, eine innere Neugestaltung des Protestantismus nach Wesen und Begriff.

Dennoch besteht ein Kausalzusammenhang zwischen Altprotestantismus und zwischen der modernen Kultur, von welcher der Neuprotestantismus ein fester und wichtiger Bestandteil ist. Nicht unmittelbar bringt die Reformation die neue Zeit, aber sie bereitet sie mittelbar vor. Auf diesen Nachweis richtet sich nun die Absicht und der Hauptinhalt der Rede. Aeußerlich und negativ nur scheint das Verdienst, daß die Entstehung neuer christlicher Kirchen neben der Einen die Kraft der ganz auf Einheit gerichteten kirchlichen Kultur notwendig brechen mußte. Innerlich und positiv aber erwies sich der Altprotestantismus dem Neuen, das kommen sollte, verwandt durch eine der bisherigen mönchischen Betrachtung entgegengesetzte Schätzung des Geschlechts- und Familienlebens, des Staats und des weltlichen Rechts, der Gewissensfreiheit, der Arbeit und des wirtschaftlichen Fortschritts, der sozialen Schichtung, der Bildung und Wissenschaft, ja auch der Kunst. Ueberall macht freilich Troeltsch starke Abzüge von den Verdiensten der Reformation, wie wir sie sonst mit vollem Munde zu preisen pflegen: es handelt sich meist nur um bescheidene, unbewußte, zuweilen widerwillige Beiträge zu dem Neuen, das geworden ist und das wir nicht mehr entbehren mögen. Ein Punkt nur, — in dem hat der Altprotestantismus das Neue einzig und unvergleichlich vorbereitet. Was er da geleistet hat, ist zwar auch zur „Entstehung der modernen Kultur" nur ein „Beitrag". Aber ein unvergleichlicher, unersetzlicher. Die eigentümliche moderne Religiosität, ohne welche die moderne Kultur sich nicht behaupten, besser ohne welche unter den ernsten Gefahren der modernen Kulturentwicklung der Mensch sich nicht behaupten kann, hat ihre Wurzeln im Altprotestantismus. Der Glaube, mit dem Luther glaubte, ist der wesentliche Beitrag des echten alten Protestantismus zur Entstehung der modernen Kultur. —

Es ist für den, der Troeltschs Produktion aufmerksam verfolgt hat, eine Freude zu sehen, wie er zu immer klarerer und eindringlicherer Formulierung seiner Erkenntnisse voranschreitet. Die Geschichte bietet ihm eine Fülle der Gesichte; diese Fülle muß er bewältigen und Andern vermitteln — das ist keine kleine Aufgabe. Insgemein nahm er den Standort zu hoch und schüttete in einer Sprache, die mehr von den Sachen redet als die Sache selber neu hervorbringt, mit übersprudelnder Lebhaftigkeit aus, was ihm die Seele füllt. Aber je mehr er den Boden des Erfolgs unter den Füßen fühlt, desto ruhiger, sicherer findet er auch das Wort. Und die von ihm ausgegangene Anregung macht sich unter den Fachgenossen, besonders den jüngeren, schon gewaltig spürbar. Auch unter den Nichttheologen hat er schon seine Wirkung, und der Stuttgarter Historikertag sichert ihm ein starkes Wachstum dieser Wirkung unter den Historikern. Die Scheidung zwischen Neu- und Altprotestantismus, der starke Einschnitt am Ende des siebzehnten, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — das ist zwar rein formell-zunftgelehrt betrachtet nicht neu (ich denke z. B. an Loofs' Grundlinien der Kirchengeschichte): aber mit dieser Wucht hat es noch kein Theologe betont und durchgesetzt. Es ist durchgesetzt. Rege Geister gehn unter Troeltschs Einfluß dem Studium des Neuprotestantismus, seiner Quellen, seines Wesens nach, und Troeltsch selbst wird nicht erlahmen, nach einem systematischen Abschluß seiner geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Bemühungen zu ringen.

Aber so erfreulich das Alles ist, so kann ich doch auch eine andre Hoffnung nicht verschweigen. Sie ruht auf dem Gesetze der Reaktion. Das Verständnis der modernen Welt und des Protestantismus von heute, der ihr lebendiges unentbehrliches Glied ist, kann zwar nicht genug gefördert werden. Aber es wäre verhängnisvoll für diesen Protestantismus und seine Theologie, wenn das in einseitiger Weise geschähe. Troeltsch selbst trifft in dieser Beziehung, soviel ich sehe, kein Vorwurf. Vermißt man in seinem Urteil irgend eine wichtige Erwägung oder Tatsache, so ist sie bei näherem Hinschaun für ihn doch da. Gerade das Allumfassende ist ein Charisma seiner Erkenntnis. Aber wird seine Jüngerschar auch darin ihm folgen? Wird sie z. B. mit demselben Eifer und derselben Treue bei dem Studium Luthers verweilen, die der Meister offenbar darauf verwandt hat? Wird sie von den beiden Accenten, die auf die Epochen des Alt- wie des Neuprotestantismus fallen, nicht leicht den einen überhören? Kann man das nicht schon da und dort beobachten? Und hier hoffe ich eben, bei Troeltsch der Zustimmung gewiß, auf eine glückliche Reaktion. Wir dürfen über der Erkenntnis des Wesensneuen im modernen Protestantismus das Wesensverwandte, die Wesenswurzel im Protestantismus der Reformation nicht vergessen noch verachten noch vernachlässigen. Im Gegenteil, bereichert durch die bessere Erkenntnis der späteren Entwicklung müssen wir uns auf das Studium der Ursprünge mit neuem Eifer stürzen. Was Troeltsch bescheiden Beiträge nur nennt jener Epoche zur modernen Kultur, muß mit liebevollem Eifer neu aufgesucht und untersucht werden. Es kann doch im Einzelnen wichtiger sein, als Troeltsch meint. Und was Troeltsch den einen, wichtigsten Beitrag nennt, ja das ganz zu erkennen ist doch wohl die eigentlichste Aufgabe unsrer spezifischen protestantischen Theologie? Also Luther studieren, Luther lesen! das ist die Pflicht, die uns Theologen sich doch auch aus Troeltschs Geschichtsbetrachtung ergibt. Daneben Kalvin und die Kalvinisten, gewiß. Aber vor allem Luther, den Einen, den Riesen. Und das hat immer den Vorteil, daß da auch die einfacheren Geister mitkönnen, ohne die wir keinen Protestantismus und keinen guten Pfarrerstand haben: denn dieser den Historiker oft so fremd anschauende Luther hat eine wunderbare Gleichzeitigkeit für den schlichten Frommen von heute, wenn dieser sich ihm mit offener Seele hingibt. Und von Luther dann immer weiter zurück, weil Luther uns selbst dazu zwingt und es nicht anders sein kann, zu Paulus, zu Jesus. Welches ist „die Bedeutung des Christentums für die Entstehung der modernen Welt?" — zurück zu dieser letzten und ersten Frage. Ja warum nicht noch weiter zurück? Nun die gelehrte Forschung kennt kein Aufhalten; aber das ist eben das Merkwürdige, daß dort eine ganz bestimmte zwingende Macht über uns kommt, die uns nötigt, einen Anfang zu setzen, und uns wirklich gestattet, aufzuatmen und Halt zu machen. Wir schauen dann hin über den ganzen Weg, den wir zurückgelegt haben und erkennen mit immer neuem Staunen in Luther die große Wasserscheide zweier Zeiten, trennend und verbindend zugleich, das große Wegwahrzeichen, an dem wir uns immer wieder orientieren müssen, wenn die Verbindung uns unsicher werden möchte zwischen der modernen Welt und dem Altchristentum. Und damit wären wir denn bei dem Thema des Vortrags vor den Historikern in Stuttgart wieder angelangt, dessen letzte Wirkung auf mich ich eben nur in die Losung fassen kann: Mehr Luther! Hinein in Luther! R

Wann und wo entstand das Lutherlied: „Ein feste Burg". Von H. Größler. Magdeburg, Holtermann. 72 S. 1 Mk.

Beim Fehlen eines Lutherschen Zeugnisses über Entstehung dieses Liedes stand von jeher den Vermutungen Tür und Tor offen. Diese läßt Größler wohlgeordnet am Leser vorüberziehen, um eine davon als die eigene vorzustellen: Luther habe das Lied am 15. April 1521 in Oppenheim gedichtet am Vorabend seines Eintreffens in Worms. Als älteste Zeugen müssen gelten: Seidel (Lutherbiographie 1581), Pauli (Postilla 1577) und H. Weller (46. Psalm 1560). Keiner von ihnen jedoch führt seinen Gewährsmann an. Das gewichtigste Bedenken dagegen ist die Unwahrscheinlichkeit, daß Luther dieses Lied bis 1529 (Klugsches Gesangbuch) oder 1528 (Weißesches Gesangbuch?) habe im Kasten liegen lassen. Es wird deshalb von allen namhaften neueren Forschern in die Zeit der Packschen Händel 1527 gesetzt. Für Größlers Annahme soll der zweite Versanfang sprechen mit seinem Anklange an das bekannte Wort Luthers: „Wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern." Doch fehlt ja eben im Liede der Vergleich. Dagegen war die Welt für Luther immer voll Teufel. Daß der Bettelmönch von „Gut, Ehr, Kind und Weib" habe sprechen können, sucht Größler damit zu erklären, daß Luther es dem Reime zuliebe habe tun müssen, oder daß er die Stimmung seiner Freunde habe wiedergeben wollen. Der erste Grund enthält geradezu eine Beleidigung des Dichters, der zweite macht das Lied zu einem Gemeindelied — was es auch tatsächlich ist —, entzieht aber damit der Meinung Größlers vollständig den Boden, daß Luther es als ein ganz persönliches Gelegenheitslied bescheiden verborgen gehalten habe. — Unerquicklich wird die Lektüre durch eine breit ausgeführte persönliche Polemik gegen Tschackert.

Inzwischen erschien Spittas Buch: Ein feste Burg (vgl. die Anzeige Christliche Welt 1905 Sp. 1203 f.) und Nithack-Stahn:

Luther in Oppenheim. Geschichtliches Schauspiel in einem Aufzuge. (Halle a. S., Frickes Verlag. 20 Pfg.)

Das Schauspiel Nithack-Stahns fußt auf der Annahme Größlers, das Lied sei von Luther in seinem letzten Nachtquartier vor Worms in Oppenheim gedichtet. Den frisch und packend geschriebenen Einakter würde ich zu Festvorstellungen etwa für Vereinskreise herzlich gern empfehlen, wenn ich nicht fürchtete, daß damit wieder eine falsche Ansicht über die Entstehungszeit des Lutherliedes ins Volk gebracht würde. — Es war doch so schön, als wir in der Schule auf die Autorität des besonnenen zeitgenössischen Historikers Sleidanus hin lernen durften, dem Dichter habe die Feste Koburg vor Augen gestanden, auf der er zagenden Herzens den Ausgang der Augsburger Verhandlungen 1530 erwartete, bis er sein Herz zu der einzigen festen Burg, seinem Gott, erhob. Diese schönen Träume sind mit der Auffindung des Klugschen Gesangbuchs 1529, das dieses Lied schon enthält und nur der Nachdruck eines bis jetzt verschollenen Gesangbuchs 1528 sein soll, endgiltig dahin. — Ist somit der zuverlässige Sleidanus auf einem falschen Pfade erfunden, welches Vertrauen können die von Größler angezogenen z. T. konfusen Angaben epigonischer Gewährsmänner erwecken?

Spitta hat mit großem Ernst und Scharfsinn einige der schwersten Anstöße gegen 1521 zu beseitigen gesucht, neue positive Gründe für 1521 bringt aber auch er nicht. Denn, stammen die Worte „Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib“ auch wirklich aus der feierlichen Aechtungsformel, so haben sie doch für den Dichter ihre drohende Wucht erst erhalten, als er selbst mehr denn nur den eigenen Leib zu verlieren hatte. Und legt Luther für den gottesdienstlichen Gemeindegesang in der Tat den eigenen freien Dichtungen geringeren Wert bei als den möglichst wörtlichen ungelenken Nachdichtungen der alten Psalmen, so hat ihn das doch nicht gehindert, sein erstes Lied „von den beiden Märtyrern in Brüssel verbrannt“ sofort gedruckt in die Welt hinausfliegen zu lassen. In den aufgeregten Tagen vor und in Worms dagegen soll er von seiner „festen Burg“ Niemandem Etwas mitgeteilt haben? Das kann sich auch der Dichter Nithack-Stahn nicht vorstellen. Luther soll nach ihm das Lied „gesungen“ haben — und dieser Gesang soll nicht sofort gezündet, Tausende hingerissen haben zum Einstimmen, daß dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten in Worms davon die Ohren gellten? Die höchsten und stärksten Töne soll Luther in diesem Liede gefunden haben und gleich darauf im Reichstag so befangen, fast schüchtern aufgetreten sein, wie es Augenzeugen schildern? — Psychologische Gründe in allen Ehren — aber sie beweisen in unserm Falle gar Nichts, weil bisher jeder Forscher für seine Ansicht solche gefunden hat.

Ich denke, wir begnügen uns einstweilen mit dem festen Datum, das der erste Druck bietet, solange bis es der Forschung glückt, neue positive Angaben ans Licht zu ziehen, die, nach den Erfahrungen z. B. über den Kleinen Katechismus, die Archive auch noch bis in unsere Tage verbergen können.

Ernst Thiele

Kleine Mitteilungen. Eine ausgezeichnete Erörterung findet der Fall Korell in den Neuen Evangelischen Blättern, dem Organ der Freien landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen, durch Pfarrer Guyot. Hätten wir Raum, so würden wir den Aufsatz abdrucken. Vielleicht tut es eine andre Zeitung, denn er muß über Hessen hinaus bekannt werden. Insbesondere die praktischen Theologen an Prediger-Seminaren und Universitäten seien darauf aufmerksam gemacht. Das Thema „Pfarrer und Politik“ ist aus gründlichstem innerem Miterleben des Falles Korell heraus nach allen Seiten hin unserm Dafürhalten nach abschließend behandelt. Korells Wort in eigener Sache, das unsere heutige Nummer bringt, findet so seine beste Ergänzung aus der Feder eines Mannes, der politisch durchaus auf anderem Boden steht als Korell.

Ganz auffallend ist die neue Gegnerschaft, die Pfarrer César mit seinem Anspruch auf das Dortmunder Amt plötzlich bei der freikonservativen Post findet. Dieses Blatt vertritt sonst in kirchlichtheologischen Fragen zumeist einen dem unsrigen verwandten Standpunkt, hat auch zunächst, wenn wir nicht irren, die Entscheidung des westfälischen Konsistoriums in diesem Sinne beurteilt. Heute findet es (Nr. 397 und 402), daß „vom politischen (!) Standpunkt aus bedauert“ werden müßte, „wenn dieser Mann ein Pfarramt in Dortmund erhielte.“ Damit ginge der Fall César in den Fall Korell über, obwohl wir es diesmal mit keinem Reichstagskandidaten zu tun haben, sondern mit einem Pfarrer, der bei der letzten Wahl eine Reichstagskandidatur zurückgewiesen hat, weil er „es für unmöglich hielt, die Pflichten seines Pfarramts und des Reichstagsmandates gleichzeitig mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen“ (Césars eigene Worte — Chronik 36). Uns scheint diese neue Beleuchtung der Dortmunder Wahl eine wunderliche Ablenkung von der Sache, um die es aktenmäßig sich rein und allein handelt. Oder sollte die unbekannte Stimme, die das Konsistorium zu Münster auf die Bedenken wider Césars Wahl gebracht hat, aus derselben politischen Ecke gekommen sein wie die Artikel der „Post“? Da kann man sich ja auf wunderliche Intriguen gefaßt machen. Inzwischen hat sich wider die Entscheidung des Konsistoriums ein so einmütiger Protest aller freier gerichteten Kreise in der preußischen Landeskirche erhoben, wie er bisher noch bei keinem der „Fälle“ dagewesen ist. Was unsre zur allgemeinen Unterschrift dargebotne Eingabe an den Oberkirchenrat anlangt, so bitten wir wo möglich nicht par distance zu unterschreiben, sondern zur eigenhändigen Ausfüllung vom Herausgeber d. Bl. Formulare zu verlangen.

Im Augustheft der Deutschen Kultur erklärt Wilhelm Bölsche seinen Austritt aus der Landeskirche; er tritt aus, um sich dadurch die Religion zu retten — „aus religiösem Tiefenbedürfnis“. Wir können nur an Allem unsre Freude haben, was Jemand „aus Religion“ tut. Sobald man die Motive Bölsches wird klarer sehn, werden wir gern prüfen, was die Kirche aus seinem Schritt lernen kann.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 13. September 8 Uhr Deutscher Kaiser: Der Christus-Glaube und die Frage nach der Geschichtlichkeit der Person Jesu. (P. Voigt.)

Erfurt. Alle 14 Tage Montag Abend 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen 10. 9.; 24. 9.; 8. 10.

Halle a. S. Mittwoch 19. September 3 Uhr im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Moderne Christusbilder.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Magdeburg. Mittwoch 19. September 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Ueber Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung.

Potsdam

in „Stadt Königsberg“

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober

Mittwoch den 3. Oktober Nachmittags 4 Uhr: **Unsre Aufgabe.** Professor Herrmann aus Marburg. Keine Diskussion. — **Die Gernzen der Lehrfreiheit.** Professor Baumgarten aus Kiel. Diskussion.

Donnerstag den 4. Vormittag 9 Uhr Fortsetzung: **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Diskussion.

Zur **Unterkunft** empfohlen: in erster Linie Stadt Königsberg Brauerstr. 1/2 (3 Mk. das Bett), Einsiedler Schloßstr. 8 (desgl.), Eisenbahnhotel an der Langen Brücke (2,50), Fürst Blücher Brauerstr. 7 (2 Mk.), Evangelisches Hospiz Breitestr. 34 (1,25). Ferner: Deutsches Haus Schloßstr. 6 (3 Mk. ?), Weintraube Alter Markt 8 (1,50 ?), Schultheiß Humboldtstr. 1 (3 Mk. ?), Hotel Heinrici Französische Str. 7 (1,50 ?), Zentralhotel Wilhelmsplatz (3 Mk. ?).

Es muß den Teilnehmern überlassen bleiben, für ihr Quartier selbst zu sorgen; **frühe Vorausbestellung empfiehlt sich**; aber wenn nicht eine besonders besuchte andre Zusammenkunft konkurriert, dürfte in Potsdam genug Herberge vorhanden sein.

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Generalversammlung Mittwoch den 3. Oktober 1906 Vormittag 9 Uhr in Potsdam, Stadt Königsberg.

Tagesordnung:

Jahresbericht. Anträge auf Aenderung der Satzungen (Ermöglichung der Aufnahme korporativer Mitglieder; Art der Bekanntmachung der Tagesordnung der Mitgliederversammlungen; Stellvertretung und Ersatz für Vorstandsmitglieder und Vertrauensmänner).

Der Vorstand

Versammlungskalender

18.—20. September Deutsche evangelische Irrenseelsorger Bremen
25.—27. „ Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27. „ Theologischer Ferienkursus Dresden
30. Sept. — 1. Okt. Sächsische Evang.-soziale Vereinigung Dresden
1.— 3. Oktober Kinderforschung und Jugendfürsorge Berlin
2.—12. „ Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3.— 5. „ Evangelischer Lehrerbund Hamburg
3. 4. „ Freunde der Christlichen Welt Potsdam
8.—10. „ Theologischer Ferienkursus Marburg
9.—12. „ Evangelischer Bund Graudenz
14.—15. „ Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
23.—24. „ Theologischer Ferienkursus Jena
23.—25. „ Theologischer Ferienkursus Bonn

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 37 Marburg i. H., den 13. September 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Mächte

Lang hielt mich dumpfer Jugendschlaf umfacht
In einer monderhellten Nebelnacht.
Jetzt aber bin ich schaudernd aufgewacht,
Ich spür das Nahen einer großen Macht.

Ich spür: ein Neues kündet sich mir an,
Das wächst und wächst, und ich erfaß es nicht.
Auf tausend unbekannten Bahnen
Da wimmelts und da strömen Kräfte.
Es ist ein Rauschen rings und ein Geraun,
Als schwebten Milliarden Seelen wesenlos daher,
Unfaßbar, wie die Luft, viel feiner noch.
Sie schweben, sind!
Und ohne Widerstand,
Gleich wie das Licht durch lauteren Kristall,
So gleiten sie an mich heran, durch mich hindurch,
Daß meine Seele flimmert wie Demant im Dunkel,
Wie fernste Blitze aus der Finsternis,
Wie leis sich regendes Nordlicht gegen Mitternacht.

*

Tief erschauernd steh ich auf dem Hochfeld.
Ich trinke Morgenluft und herben Herbst.
Ich bin erwacht. Es beben meine Knie
Unter der Wucht des Wollens.
Mit tausend tastenden Händen
Ists ein Suchen an meines Herzens Innenwänden.
Wo ist ein Ausgang, wo ist freie Bahn?
Antwort! Gib Antwort draußen!
Wer regt uns auf, daß wir aus Felsengräbern
Herauf müssen
In diesen Leibes dunklen Raum?
Brich du da draußen eine Gasse uns,
Wir wollen uns mit dir vereinen.

O höchster Gott, gib eine Sprache mir,
Die reicht, zu sagen, was ich hier erfahre;
Denn ich bin Legion, und Unerhörtes
Begibt sich hier
Ohn' alle Zeugen!

Wer bist du, der du mich gepackt,
Und der mich schüttelt,
Daß meines Verstands Grundfesten beben?
Bist dus, den ich erleide?

Du bists, den ich erfahre, höchster Gott.

W. Schädelin

Erntezeit — Saatzeit

Man sagt wohl: Alles hat seine Zeit. Ernten hat seine Zeit und Säen hat auch seine Zeit.

Trotz Erntedankfest ist die Ernte noch nicht zu Ende, hie und da hängt noch Obst an den Bäumen und die Rübenfelder stehen noch unberührt. Aber zwischen den Stoppelfeldern schreitet schon wieder der Ackersmann mit dem Pflug und über den frischgebrochenen Boden wirft er die Roggensaat. Der Landmann kann nicht sprechen: Nun habe ich geerntet, nun kann ich genießen; nein Erntezeit ist auch Saatzeit.

Auf dem Acker, den Gott sich bereitet hat in der Menschenwelt, ist Erntezeit. Jahrhunderte und Jahrtausende sind vergangen seit der Saat. Gott zeigte dem Volke Israel, daß er sei ein starker, eifriger Gott, der helfen und strafen kann; und spielend fast lernen wir die gewaltige Wahrheit an den alten Geschichten. In harter Not holen wir uns Trost und Mut bei Hiob und den Psalmisten; das ist der Segen, den wir davon haben, daß sie durchs finstere Tal hindurch mußten. Wir ernten, was in früheren Jahrhunderten gesät ward. Aber Erntezeit ist nicht Zeit zum bloßen Genießen, sondern Zeit zu neuer Bearbeitung des Bodens. Läßt der Landmann auch nur ein Jahr seinen Acker unbearbeitet, so wird dieser auf Jahre hinaus verquecken, und der Erbe wird schelten über den trägen Besitzer von früher. Und wenn wir das große Feld der Religion brach liegen lassen, dann wird Aberglaube und Unglaube, Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit wuchern, und kommende Geschlechter werden klagen, daß wir, statt Neues zu säen, das Gute, Alte verkommen ließen.

Wir ernten, was Vater und Mutter gesät haben: Segen, wenn sie als treue Erzieher guten Samen in unsere Herzen legten; aber wir müssen die schlimmen Früchte genießen, wenn sie Unkraut gesät, wenn sie Unkraut versäumt haben auszuziehen. Erntezeit ist Saatzeit: Kinder wachsen neben uns auf, sie sind ein Acker, auf dem jedenfalls Etwas wächst, es kommt nur darauf an, was wir wachsen lassen.

Wir ernten, Gott sei Dank, nicht nur, was Andere gesät haben. Wir standen in schwerer Versuchung, endlich ist sie überwunden, und wir gehen hinweg mit frohem Gemüt und gutem Gewissen; derlei Versuchung ist ein für allemal beseitigt, und die innere Freude ist ein schöner Gewinn. Doch weh uns, wenn wir auf dem sanften Ruhkissen des guten Gewissens ausruhen wollten als selbstzufriedene Tugendhelden. Es darf kein Ausruhen geben; Erntezeit ist nicht dazu da, die Hände in den Schoß zu legen und den Gewinn zu genießen: Erntezeit ist Saatzeit, Zeit zu neuer Arbeit.

W. Sg

Die theologische Gegnerschaft gegen die Friedensbewegung und die Rechtswidrigkeit des heutigen Krieges

Obgleich erst im Bewußtsein Jesu die volle sittliche Hingebung an die ewige Ordnung zum vollen Ausdruck kommt, so ist doch eben diese Ordnung noch eine ganz jenseitige, über die Naturbedingungen herausgestellte, und das ganze religiöse Bewußtsein wird so noch zur einseitigen Abwendung von der natürlichen Heimat und all ihren Aufgaben und Hinwendung zu dem jenseitigen Reich ... Hierher gehört vor Allem die Abkehrung von demjenigen Gebiet, welches doch die gesamten äußeren Bedingungen der menschlichen Bestimmung herzustellen hat, dem rechtlichen und bürgerlichen. Mögen immerhin solche Stellen, in welchen statt der Wahrung des eigenen Rechts nur die verzeihende Liebe gepredigt wird, zunächst nur die innere Erhebung über jeden selbstischen Zweck hervorheben, so werden doch, wenn zugleich die Anschauung Jesu auf ein baldiges Ende der ganzen weltlichen Ordnung und auf die jenseitige Vollendung des himmlischen Reiches hingerichtet ist, allerdings auch Stellen jener Art zugleich zum Beweis der einseitigreligiösen, von den natürlichen Kulturaufgaben des Menschen abgekehrten Anschauungsweise ... Die äußere Rechtsordnung, die im Kaiser ihr höchstes Haupt hat, nimmt Jesus als eine durch den göttlichen Plan zugelassene und darum anzuerkennende hin; sie ist ihm Nichts, was einst selbst eine Aufgabe des Christentums werden könnte, sondern Etwas, das in Bälde vor diesem reinen Gottesreiche zu verschwinden bestimmt ist.

So schreibt der schwäbische Philosoph Karl Planck im Testament eines Deutschen (1880) S. 407 und 408. In diesen Worten finde ich den Schlüssel dafür, daß fast alle namhaften protestantischen Theologen die Bestrebungen ablehnen, welche auf eine über den Völkern stehende, den Frieden verbürgende Ordnung gerichtet sind. Es fehlt bei den Gegnern der Friedensbewegung an der von Planck geforderten kritischen Stellung gegenüber dem Urchristentum. Man ist selbst noch in der einseitigen Transszendenz befangen und verschließt sich der Forderung, mit den Gedanken des Gottesreichs als einer innerhalb der weltlichen Einrichtungen zu vollziehenden Ordnung Ernst zu machen. Höchstens im Individuum soll das Reich der Himmel kraft des Liebesgedankens Wohnung machen; höchstens soweit soll dieses Reich ausgedehnt werden, als die Liebe ihre goldenen Netze werfen kann. Der Gedanke des „Rechts, das mit uns geboren ist", die Idee jener „ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst", des Rechts, das die Gewalt an seinen Königswagen spannt und sie dadurch erst sanktioniert, wird selten genug vollzogen, und wenn man darauf zu sprechen kommt, so geschieht es doch immer in ungenügender Weise. Man setzt das Gebiet des Rechts als ein natürlich Gegebenes voraus, als Etwas, das seine eignen Gesetze habe, das sich aber naturnotwendig spröd ablehnend gegenüber einer allumfassenden, die ganze Menschheit umspannenden Gottesordnung verhalten müsse.

So hat noch Hegel beispielsweise den Staat einfach so genommen wie er ihn vorfand, als „Individualität, in der die Negation wesentlich enthalten sei", als den Selbstzweck, der eben als solcher der Einfügung in eine höhere Ordnung widerstreben müsse. Erst wenn man einmal dazu fortgeschritten sein wird, das geordnete Leben der Menschheit auf Erden als den höchsten irdischen Selbstzweck zu betrachten, die Staaten aber nur als Glieder der Menschheit, die als solche zwar wohl die Pflicht haben, sich selbst zu erhalten, aber doch immer nur mit Rücksicht auf das Wohl des Ganzen der Menschheit, erst dann wird auch das klar werden: der nationale Interessenkrieg, wie er heute fast als die einzige Form des Kriegs in Betracht kommt, ist ein Verbrechen; denn ein solcher Krieg könnte überhaupt nicht ausbrechen, wenn nicht einer der beiden streitenden Parteien oder beide kriegführende Staaten den eigenen Nutzen über das Wohl des Ganzen stellten.

Es ist aber ferner sehr bezeichnend für die Gegner der Friedensbewegung, daß sie, die meist auf dem Standpunkt einer individualistischen Ethik stehen, sich vielmehr für die Edelanarchisten Tolstoi und Harrison und für einen Antimilitaristen wie Dr. Wetzel, den seine Weigerung zu dienen zum Märtyrer macht, interessieren, als für die organisierte Friedensbewegung, die der den nationalen Interessenkrieg ausschließenden Staatenordnung entgegenstrebt. Es mag ja psychologisch sehr interessant sein, in die labyrinthischen Gänge eines irrenden Gewissens hineinzuleuchten, wie es auch andrerseits sehr verlockend erscheinen mag, das Grundprinzip der christlichen Liebe, auch der Feindesliebe auf seine Probehaltigkeit im Kriegsfall zu untersuchen, — in Wahrheit ist damit für die Hauptfrage, um die es sich handelt, für die Frage nämlich, ob der nationale Interessenkrieg bei gutem Willen vermeidlich sei und ob infolgedessen derjenige, der ihn provoziert, damit ein sittliches Unrecht begeht oder nicht, Nichts, aber auch rein gar Nichts gewonnen.

Wir Friedensfreunde sind der Meinung, daß auch die nationalen Lebens- und Ehrenfragen auf rechtlichem Weg geschlichtet werden könnten.

Wir haben zugleich schon öfter (vergl. darüber meinen Artikel über Nationale Lebens- und Ehrenfragen in der „Gegenwart" 1899, Nr. 24 und über dasselbe Thema im Volkserzieher März 1906) darauf hingewiesen, daß eine richtig durchgeführte Organisation unseres Weltteils (wobei den sich verbündenden Staaten ihr tatsächlich bestehender Besitzstand zu garantieren und etwaige außereuropäische Interessensphären zuzuscheiden wären) das Aufwerfen sogenannter Lebensfragen ausschließen und schon damit den nationalen Interessenkrieg aus den Grenzen Europas verbannen würde.

Wir sind überzeugt, daß auf diesem Wege dem Sinn und Geist des Christentums, das trotz seines weltabgewandten Ursprungs denn doch eine Religion des Friedens ist, besser entsprochen würde als mit aller individualisierenden ethischen Kleinarbeit und Kasuistik. Es ist nun einmal die Art jeder wahren Prophetie, über sich selbst hinauszuweisen. Der Reichgottesgedanke des Urchristentums ist dem Stifter selber unbewußt von Anfang an die machtvollste Kriegserklärung gegen den Krieg gewesen. Aber erst wenn die einseitige Transszendenz, die uns von der Urzeit unsrer Religion her noch anklebt, samt dem einseitigen Individualismus überwunden sein wird, kann nach Durchbrechung der Schale der goldne Kern des Friedensgedankens in irdisch realer Weise zur Erscheinung kommen.

Wir Friedensfreunde haben das Recht, uns über Mißachtung zu beklagen. Man ist auf unsre Gedanken, wie ich sie im Vorstehenden gezeichnet habe und wie ich sie im Folgenden noch darlegen möchte, noch viel zu wenig eingegangen. Man hat unsre Kongresse, die in ihrer Art mindestens so viel gearbeitet haben als die vielberühmten Evangelisch-sozialen Kongresse, mit der Lauge des Spottes übergossen. Was hier an sittlich-rechtlichen Gedanken und welt-organisierenden Ideen unter der Ungunst der Zeiten, unter Spott und Hohn und Verachtung zu Tage gefördert wurde, das wäre jedenfalls der Beachtung derer würdig, deren Religion auch einmal aus verachteten Anfängen hervorgewachsen ist.

Aber, sagt man mir, der Erfolg war doch gleich Null. Obwohl für mich der Erfolg gar kein Beweis für die Wahrheit einer Sache oder für das Recht einer Unternehmung ist, sintemal sonst der Teufel eine sehr gerechte Sache vertreten würde und die Engländer mit der Eroberung von Transvaal sicher Recht behielten, — so kann ich doch nicht zugeben, daß der treuen und hingebenden Arbeit der Friedensfreunde der Erfolg versagt geblieben wäre. Oder ist die Zusammenberufung der ersten Haager Konferenz mit der Organisierung des Schiedsgerichtsgedankens nicht bei aller Magerkeit des Ergebnisses — eben doch ein Erfolg? Und ist es nicht ein Erfolg gewesen, wenn die Affaire von Hull, die leicht einen Weltbrand hätte verursachen können, durch die auf dem Haager Kongreß eingesetzte Untersuchungskommission auf friedlichem Weg aus der Welt geschafft wurde? Ist es nicht ein Erfolg, wenn die ägyptische Frage, die nach Naumann nur mit dem Schwert in der Hand gelöst werden konnte, durch das englisch-französische Abkommen in friedfertiger Weise erledigt wurde? Ist es nicht ein Erfolg, wenn nunmehr auch die Rivalität zwischen Rußland und England, die nach Ansicht unsrer „Realpolitiker" mit Naturnotwendigkeit zu einem todesblutigen Ringen zwischen den beiden Weltmächten hätte führen müssen, durch gegenseitiges Entgegenkommen beseitigt wird? In Frankreich hat die Bewegung wirklich schon ins oberste Stockwerk hinaufgeschlagen: Dort sind die beiden Präsidenten Loubet und Fallières ausgesprochene

Friedensfreunde; dort ist der Minister des Auswärtigen Bourgeois erklärter Pazifist und der Handelsminister Trouillot hat dem Friedenskongreß in Hâvre die Abschiedsrede gehalten. In Amerika weiß ein Präsident Roosevelt, daß er nur gewählt werden kann, wenn er sich als Förderer der Friedensidee bekennt, und in England trägt man sich mit dem Gedanken, die Abrüstungsfrage auf das Programm der zweiten Haager Konferenz zu setzen. In Deutschland, wo die Bewegung schwächer ist als in allen übrigen Kulturländern, sind wir naturgemäß noch nicht so weit. Immerhin haben wir auch hier schon versucht, auf den Gang der hohen Politik im friedensfreundlichen Sinn einzuwirken. Wir haben den Reichskanzler zur Zeit des Venezuelakonflikts darum gebeten, er möchte die Streitfrage dem Haager Schiedsgericht unterbreiten; er hat uns keine Antwort gegeben, aber unsre Bitte hat er erfüllt. Zur Zeit des Marokkohandels baten wir ihn, eine Politik des Entgegenkommens zu der seinigen machen zu wollen; er hat uns nicht geantwortet, aber unsrem Wunsch hat er entsprochen.*) Um die Versöhnung Deutschlands und Frankreichs zu beschleunigen, wagten wir es sogar, den Kaiser darum anzugehen, er möchte befehlen, daß Elsaß-Lothringen zu einem autonomen Bundesstaat innerhalb der deutschen Reichsgrenzen emporgehoben werde. Eine Erwiderung haben wir nicht erwartet, aber im Reichstag erklärte Fürst Bülow, daß es in den Absichten seiner Majestät liege, die elsaß-lothringische Frage in der angedeuteten Weise zu regeln, daß aber zunächst noch zu große formelle Schwierigkeiten im Weg stehen. Wem aber das bisher Angeführte noch nicht beweiskräftig genug zu sein scheint, den verweisen wir auf die deutsch-englische Annäherung, die nach Form und Inhalt nichts Anderes ist als das Werk des deutsch-englischen Freundschaftskomitees, das sich auf dem Friedenskongreß von Luzern im Jahre 1905 zusammengefunden hat.

Wenn endlich Norwegen sich im Frieden von Schweden losgelöst hat; wenn zwischen den Kulturstaaten vierunddreißig Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen wurden; wenn die abgebrochnen Brücken zwischen Zweibund und Dreibund wenigstens auf der Seite Oesterreich-Rußland und auf der Seite Italien-Frankreich wieder geschlagen wurden, so kommt das auf Rechnung der von der pazifistischen Liga vertretenen, allmählich geschichtebildenden Friedensidee.

Unsre ganze Arbeit ist übrigens undenkbar ohne die Voraussetzung von der sittlichen Verwerflichkeit des heutigen Kriegs. Wir verwerfen nicht jeden Krieg. Befreiungskriege, Verteidigungskriege, Interventionskriege — unternommen zur Rettung gequälter „Unterworfener", haben wir noch immer für berechtigt gehalten, die letzteren zum Teil sogar direkt verlangt. Was wir aber für sittlich verwerflich halten, das sind die nationalen Interessenkriege, wie sie heute mit blutiger Opferung Zehntausender von blühenden Menschenleben zu Gunsten sehr irdischer Zwecke geführt werden. Dabei liegt es doch sehr nahe, daß auch die berechtigtste Sache, heute, wo die stärksten Bataillone siegen, unterliegen könnte. Die letztere Erwägung hindert uns (neben anderen) auch daran — obwohl wir theoretisch die sogenannten Freiheitskriege für berechtigt halten — unterworfenen Völkern wie Polen, Elsaß-Lothringern, Iren zu kriegerischen Unternehmungen zuzusprechen, während wir allerdings Interventionskriege, die etwa von der gewaltigen Heeresmacht des verbündeten Europas gegen einen einzelnen Raubstaat zu führen wären, für eine berechtigte und bei der Verteilung der Kräfte auch für eine des Erfolgs sichere Polizeiaktion zu halten geneigt sind.

Auf die individualisierende Filigranarbeit, wie sie heutzutage bei Behandlung ethischer Probleme Sitte ist, können wir uns dabei nicht einlassen. Wir gestatten dem Individuum nicht, wenn einmal die Kriegsposaune geblasen wird, sich zu überlegen, ob es dem Ruf, den es vernimmt, folgen wolle oder nicht. Selbst wenn einer der von uns verworfenen nationalen Interessenkriege ausbrechen würde, gälte unser Wort den einzelnen Soldaten: „Ihr kämpft für eine gute heilige Sache,

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß der Reichskanzler uns zulieb seine Politik geändert hätte, nur das Eine will ich sagen, daß unsre Wünsche sich im Geleise der Realisierbarkeit bewegen.

ihr blutet und sterbet für euer Vaterland"; die Verantwortung trifft nicht euch, sondern diejenigen, welche den Krieg entfesselt haben. Sollte es sich aber einmal um einen der von uns empfohlenen Polizeikriege handeln, so würden wir demjenigen, der in solchem Kampf dem Tod entgegengeht, den Trost mitgeben: „Du stirbst für die Sache des Rechts, der Ordnung, der Menschheit, des Reiches Gottes und in diesem Fall kannst du auch für das, was geschieht, vorausgesetzt natürlich daß bei Anwendung der Gewalt keine unmenschlichen Härten begangen werden, die Verantwortung ruhig mit übernehmen." Auf diesem Weg allein wird auch der große Widerspruch, der zwischen dem Gebot der christlichen Liebe und dem Massentotschlag, wie er bei jedem Feldzug in Szene gesetzt wird, gelöst. Wenn die Polizei einen sich zur Wehr setzenden Verbrecher tötet, so tut sie das zwar nicht aus Liebe zu dem Verbrecher, aber sie tut es aus Liebe zur Menschheit, die sie vor den räuberischen oder mörderischen Griffen des Verbrechers schützen muß. Wenn etwa das verbündete Europa einmal die Türken aus der Gegend des Bosporus vertriebe, so geschähe das allerdings nicht aus Liebe zu den Türken, aber aus Liebe zu den von grausamen Barbaren zu Tod gequälten Christenvölkern.

Was endlich das Verhältnis von Vaterlandsliebe und Weltbürgertum anbelangt, so scheint mir die Frage höchst einfach zu liegen. Es heißt hier: das Eine tun und das Andre nicht lassen. Es ist dasselbe, wie wenn ich die Aufgabe bekomme, die Pflichten der Selbsterhaltung mit denen des Dienstes fürs Gemeinwohl ins Einvernehmen zu setzen. Unter normalen Verhältnissen werde ich mein Möglichstes tun, mich selbst zu erhalten, damit ich dem Ganzen dienen kann. So hat der einzelne Staat die Pflicht, sich selbst zu erhalten (vgl. meinen Aufsatz darüber in Dr. Hugo Renners Philosophischer Wochenschrift, März 1906); er erhält sich aber am besten dadurch, daß er Alles tut, um im Frieden mit andern Staaten zu leben, während er in jedem Nationalkrieg seine Existenz riskiert. Im Frieden aber wird er leben können, wenn er bei Verfolgung der eigenen Rechte sich zugleich von einer peinlichen Rücksicht auf die Rechte der Andern leiten läßt, und wenn er dem von uns Friedensfreunden vorgezeichneten Staatenbund entgegenstrebt.

Ich bin am Schluß. Nach allem Ausgeführten werde ich mir die Bemerkung gestatten dürfen: Es ist leicht, die Einseitigkeiten der Quäker oder die Schrullen eines Tolstoi, eines Harrison ad absurdum zu führen; aber es ist schwer, die Ideen der „Friedensliga" zu widerlegen, und diejenigen Friedensfreunde, die unsre heutige Anarchie bekämpfen, verdienen die Mißachtung, mit der sie behandelt zu werden pflegen, nicht. Es wäre endlich einmal Zeit, sich mit ihren Ideen zu befassen und ihre Arbeit ernst zu nehmen.

Otto Umfrid

Religion und Naturwissenschaft

1

Rudolf Otto: Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1904. 3, geb. 4 Mk.

Ottos Buch ist ein Ring in der Kette der von Heinrich Weinel herausgegebenen Lebensfragen.*) Es zeigt alle die Vorzüge der bekannten Schreibart des Verfassers: gedrängte Fülle der Gedanken, durchsichtige Klarheit der Darstellung, tiefe religiöse Innerlichkeit und endlich vornehme Ruhe — die Errungenschaft derer, welche sich gewöhnt haben, die Streitfragen der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten und an eine göttliche Wahrheit zu glauben, welche sich vermöge ihrer eigenen Kraft sieghaft durchsetzt.

Ist fromme Weltanschauung gegenüber den Ergebnissen der Naturwissenschaft möglich und berechtigt? Diese Frage beantwortet Otto mit einem entschiedenen „Ja". Freilich muß darauf verzichtet werden, den Glauben aus Natur und Geschichte abzuleiten. Die nachdenkliche Betrachtung der gegebenen Welt

*) Vgl. Jahrgang 1904 Nr. 52 Sp. 1248.

kann wohl der gläubigen Deutung der Dinge vielfach entgegenkommen, aber ihre Quelle besitzt Letztere in sich selbst, in ihrer geistigen Qualität, „sie ist reiner Enthusiasmus“, „die Kunst einer dauernden inneren Erhobenheit“ über den Naturzusammenhang. Dabei ist sie aber nicht phantastische Einbildung sondern Wahrheit, sie ist eine besondere geistige Funktion und hat Anteil an der Wirklichkeit, Selbständigkeit und dem grundsätzlichen Vorrang des Geistes vor der Natur.

Mit Scharfsinn tritt Otto den Ansprüchen der Naturwissenschaft entgegen, welche das Psychische zu einer Begleiterscheinung des Physischen degradieren will, mögen diese Versuche als Nominalismus, Sensualismus, Aposteriorismus, Empirismus oder Parallelismus des Geistigen und Natürlichen auftreten. Die stoffliche Welt ist nicht das unmittelbar Gegebene; wir können sie überhaupt nur wissenschaftlich erforschen unter der Voraussetzung, daß unsere Vernunfttätigkeit frei und schöpferisch ist. Wir dürfen von keiner andern unmittelbaren Gewißheit ausgehen als die ist, welche von Cartesius bis Kant die Voraussetzung der idealistischen Philosophie gebildet hat: Ich denke, darum existiere ich. Diese mit Denken bezeichnete Vernunfttätigkeit ist aber nicht nur auf das logische Denken beschränkt, sondern sie umfaßt auch das ethische Wollen, das ästhetische Empfinden, die religiöse Erhebung der Seele, kurz Alles, was wir als geistige Güter hochschätzen; ihr Wesen offenbart sich als Konzentration, Aufmerksamkeit, Wahrheitssinn, Gemüt, Individualität, Genie oder Mystik. In dem Allen liegt ein Stück freier Schöpferkraft, welche der Natur überlegen und aus ihr unableitbar ist.

Das Fundament des geistigen Tempels, der sich im Menschen erbaut, wird aber nicht gebildet durch hochfliegende Wünsche des Gemüts oder verfrühte Kombinationen, sondern „durch die solide alte Wissenschaft der Logik“; sie schiebt den ersten und festesten Riegel vor gegen alle Ansprüche des Naturalismus. Die Bekrönung des Gebäudes liefert die Religion als die unmittelbare Beziehung der menschlichen Gesamtpersönlichkeit zum Unendlichen, sie ist sich ihres Ewigkeitscharakters gewiß „rein aus ihren Quellen“. Ebendarum ist auch die Frömmigkeit unabhängig von den Einsprüchen der Wissenschaft und unbekümmert um die Ergebnisse der Forschung, sie begnügt sich damit, daß sie sich Freiheit und Recht für ihre Weltdeutung wahrt: „Von dem wirklichen Verhältnis des Unendlichen zum Endlichen und Gottes zur Welt, von Schöpfung, Erhaltung und Vorsehung, Selbstoffenbarung in Welt und Geschichte sich deutliche Begriffe zu machen, ist kaum noch Geschäft der Frömmigkeit, mehr ein Interesse unseres allgemeinen spekulativen Triebes, der nur mit Zuhilfenahme von Phantasie sich befriedigen kann.“ S. 281 f.

Otto hat sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Religion gegenüber der Erfahrungswelt darzutun. Wie Kant bei der Ableitung des kategorischen Imperativs jedes sinnlich-empirische Motiv im Interesse der Autonomie des Menschengeistes ausgeschlossen wissen wollte, ebenso handelt Otto bei der Begriffsbestimmung der Religion. Dadurch vermag er die Frömmigkeit als eine selbständige geistige Größe gegen die Einreden der mechanischen Weltbetrachtung sicher zu stellen; aber es fragt sich, ob der Religion mit dieser Scheidung von der natürlichen, ebenfalls von Gott geschaffenen Welt gedient ist. Die Religion ist ihrem tiefsten Wesen nach ebensowohl Gefühl der Abhängigkeit als der Freiheit. Wird sie einseitig zum Freiheits- und Unabhängigkeitsbewußtsein erhoben, so verliert sie eine Reihe ihrer eigenartigsten Kräfte und Aeußerungen. Wovon soll die Religion nach den Ausführungen Ottos sich abhängig fühlen? Von der natürlichen und geschichtlichen Welt, welcher der Geist erst räumliche Gestalt und zeitliche Folge gibt, welche er erst durch die Kategorien der Kausalität und Substanzialität erschafft, kann sie sich nicht abhängig machen. Wiederholt spricht Otto mit allem Nachdruck aus, daß die Dinge der Außenwelt nur indifferenzierte Reize auf die Seele ausüben, um diese zum Produzieren von Vorstellungen zu veranlassen. Die Qualitäten der Dinge sind nur subjektiv, d. h. vom Menschen geschaffen. Darum kann die Seele, wenn sie sich von tiefen, wertvollen Eindrücken erschüttert fühlt, sich im Grunde doch nur von sich selbst abhängig fühlen, sich selbst anbeten. Ein influxus naturae auf die Seele darf nach Otto unter keinen Umständen zur Erklärung der Frömmigkeit zugegeben werden; damit ist dieser folgerichtigerweise auch die Richtung vorgezeichnet, sich möglichst von dem Vorstellungsinhalt der geschichtlichen Religion, des historischen Mosaismus und des historischen Christentums, loszulösen und unmittelbar, d. h. zeit- und raumlos das stets sich selbst gleiche Ewige und Unendliche zu schauen.

Die grundsätzliche Absperrung der Frömmigkeit von der räumlich-zeitlich gegliederten Außenwelt muß zu einer unfruchtbaren Mystik führen, weil der Geist nicht mehr durch die Außenwelt befruchtet werden kann.

An diesem Punkt fühle ich mich in grundsätzlichem Gegensatz gegen Otto. Ist die Außenwelt nur im Stande, qualitätslose Reize auf die Seele auszuüben, so daß der Menschengeist die ganze Welt seiner Vorstellungen, ästhetischen Empfindungen und sittlichen Entscheidungen aus sich selbst schafft, oder findet doch ein influxus naturae beim Zustandekommen unserer persönlichen geistigen Besitztümer statt? Mir scheint es, daß es anerkannte Tatsachen gibt, welche die letztere Frage bejahen.

Beim Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Kunstarten drängt sich das Gesetz auf: Je mehr in der Kunst die Selbständigkeit des Menschengeistes der Natur gegenüber sich geltend macht, desto geringer sind die Leistungen, je mehr der Geist von der Natur befruchtet wird, um so vollkommener. Maler und Bildhauer sind und bleiben abhängig von dem Modell, welches ihnen die höchste Schönheit offenbart. Versucht der Mensch, der Natur sein Gesetz aufzuzwingen, so ist damit der Anfang der Erstarrung, des gesetzlichen Schematismus gegeben. „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, und wer sie daraus kann nehmen, der hat sie,“ mit diesen Worten hat Albrecht Dürer den Anfang einer neuen deutschen Kunst eingeleitet. Haeckel hat ein Werk mit z. T. mikroskopischen Zeichnungen herausgegeben unter dem Titel „Kunstformen in der Natur“ und zeigt darin an organischen Gebilden, welche früheren Geschlechtern überhaupt noch nicht in die Sinne fallen konnten, daß die Gesetze der ästhetischen Kunstform in den feinsten Organisationen der Natur tatsächlich wirksam gewesen sind; in ähnlicher Weise haben auch die Anatomen nachgewiesen, daß die konstruktiven Gesetze der Mechanik, welche von den Architekten und Maschinenbauern mühsam erarbeitet sind, bereits beim Bau des menschlichen Knochensystems ihr Meisterwerk vollbracht haben.

Otto führt aus: Es gibt gar keine „Gedanken überhaupt“ in mir, die für sich ihr Spiel trieben. „Es denkt“ niemals in mir. Vielmehr hat alles Empfinden, Denken und Wollen in jedem Menschen einen eigentümlichen zentralen Bezug, den wir meinen, wenn wir sagen, „mein Gedanke, mein Empfinden“. Aber dagegen haben alle schöpferischen Denker von den altisraelitischen Propheten bis zu den Geistesheroen der neuen Zeit die in ihnen aufsteigenden Stimmungen und Ideen als einen von außen auf sie überströmenden Zwang empfunden, gegen welchen der bewußte Denk- und Empfindungsgehalt ihrer Persönlichkeit lange sich aufzulehnen versuchte, bis er sich der übermächtigen Stimme, die ihn rief, beugen mußte. Tatsächlich ist es eine häufige Erfahrung, daß „es“ in uns denkt, in uns empfindet. Der Gedanke und die schaffensfähige künstlerische Stimmung kommen nicht, wenn wir wollen, sondern gerade dann, wenn selbständiges Denken und bewußtes Empfinden nachgelassen haben, und wir zu reiner andächtiger gesammelter Empfänglichkeit gelangt sind.

Auf sittlich religiösem Gebiet ist es von den Heroen des Glaubens stets betont worden, daß beim Akt der Bekehrung der menschliche Wille sich „rein passiv“ verhält. Nur doktrinäre Persönlichkeiten von Pelagius bis Sozin haben auch diesen höchsten Akt des persönlichen Geisteslebens als freies Werk ihrer bewußten Vernunft behandelt und sich damit um die Kraft und Fruchtbarkeit ihres sittlichen Handelns betrogen.

Die tiefsten persönlichen Entscheidungen werden nicht durch bewußt klare Gründe und Zwecksetzungen heraufgeführt, sie sind Geburten, welche sich unter schmerzlichen Wehen vollziehen. Es

sind übermächtige, von dem Nichtich auf das Ich eindrängende Gewalten im Spiele; sie erwählen die Menschenseele zum Schauplatz ihrer Kämpfe und treiben zu Entscheidungen, deren Tragweite wir nicht überschauen, sie können von höchster Lust oder auch von höchster Unlust begleitet sein, sie sind Glaubensakte, welche zur Reise des Entschlusses kommen durch den Aufblick zu Gott, der größer ist als unser Herz und alle Dinge weiß; ihnen folgt als Lohn ein Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft.

Otto kennt sehr wohl die Bedeutung des Mysteriums und der Mystik für jede lebendige Frömmigkeit; sie besteht für ihn darin, im Zeitlichen das Ewige und im Endlichen das Unendliche zu schauen. Aber da bei ihm wie bei allen Vertretern der Kantschen transzendentalen Aesthetik das Uebersinnliche raum- und zeitlos vorgestellt wird, so kann das Schauen des Ewigen und Unendlichen für die besondern Aufgaben des Erkennens und Handelns, welche dem Individuum gestellt sind, keinen direkten Ertrag abwerfen. Es kann einerseits eine reinigende und erhebende Wirkung auf die Stimmung des Menschen ausüben, andererseits aber wird es ihn zum weltabgekehrten Träumer machen, der alle Dinge sub specie aeternitatis betrachtet und darüber die auf ihn eindringenden besondern Aufgaben übersieht oder nicht zu lösen vermag.

Soll die dauernde Gottesgemeinschaft, welche uns Quelle und Ziel des religiösen Lebens ist, tatsächlich sich verwirklichen und auch vor dem „Gewissen im Kopf" Bestand haben, so darf Gott nicht als reiner Geist über oder jenseits der Natur stehen, sondern er muß sich in positiver Wechselwirkung mit der räumlich-zeitlichen Welt befinden, so daß er auch durch die Reize unserer Sinne auf uns zu wirken vermag.

Wie mag solches zugehen? die neuern und neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften auf allen Forschungsgebieten schaffen dafür die Möglichkeit des Verständnisses. Sie sind verarbeitet in einem großen Werk des durch frühere ästhetische Schriften (Religion und Kunst u. A.) bekannt gewordenen Gustav Portig: „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftmaßes in den Reichen der Natur", dessen beiden ersten Bände 1903 und 1904 bei Max Kielmann in Stuttgart erschienen sind.*) Gern werde ich über das neue Verhältnis zwischen Religion und Naturwissenschaft, welches durch das Portigsche Werk geschaffen ist, in einem zweiten Artikel berichten.

Hans Gallwitz

Panagia Kapuli

Panagia-Kapuli, das neuentdeckte Wohn- und Sterbehaus der heiligen Jungfrau Maria bei Ephesus. Von Johannes Nießen. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Mit einem Titelbild in Photogravüre, 2 Karten, 8 Tafeln Illustrationen und den offiziellen Dokumenten. Dülmen i. W. 1906, A. Laumannsche Buchhandlung, Verleger des heiligen apostolischen Stuhles. 420 Seiten Lexikon-Oktav. Preis 8 Mk., elegant in Kaliko gebunden 9,60 Mk.

Ein merkwürdiges Buch, das einen Einblick in ein merkwürdiges Gebiet der katholischen Frömmigkeit unserer Zeit gestattet.

Der Verleger, der das Werk aufs beste ausgestattet hat, orientiert uns folgendermaßen über den Inhalt:

Mehr und mehr beschäftigt sich die christliche Welt mit der Frage nach den letzten Lebensumständen der heiligen Jungfrau Maria. Besonders in Deutschland ist dafür ein lebhaftes Interesse geweckt worden durch die Schenkung der „Dormitio" in Jerusalem seitens des deutschen Kaisers Wilhelm II., sowie durch den Bau einer „Mariä-Heimgangskirche" daselbst.

Hierzu will obengenanntes Werk nun Stellung nehmen und die noch immer offene Frage endlich einer gründlichen, wissenschaftlichen Untersuchung unterziehen.

Die zwei ersten Teile des angekündigten Buches arbeiten mit rein kritisch-wissenschaftlichem Material.

Der erste Teil weist eingehend nach, wie die Sage entstand, daß die heilige Jungfrau in Jerusalem gestorben sei, wie sie allmählich die Geister für sich gewann und schließlich einen ganz unberechtigten Siegeszug durch die Welt hielt. Diese Partie des Buches ist zugleich der bedeutendste Schlag, der jemals gegen die Jerusalemer Legenden geführt wurde. Altgewohnte, fromme Vorstellungen, wie sie selbst im Brevier, Kirchenlexikon, in Kirchengeschichten, Legenden, letzthin auch besonders in zwei Schriften von Dr. J. Nirschl, vorgeführt wurden, erscheinen auf Grund des vorgelegten, umfassenden Beweismaterials als absolut sagenhaft und ungeschichtlich.

Der zweite Teil begründet mit den gewichtigsten Argumenten, wie die geschichtlichen Nachrichten und die Vernunftgründe bezüglich des Todes der heiligen Jungfrau nicht nach Jerusalem, sondern nach Ephesus in Kleinasien hinweisen. — Das Buch berührt außerdem noch manche hiermit zusammenfallende, neue Einzelheiten, die in alte Streitfragen Licht bringen.

Der dritte Teil bringt zunächst als Problem die in ihrer Veranlassung wie in ihren Ergebnissen höchst merkwürdigen Entdeckungen und Ausgrabungen in der Umgegend von Ephesus in dem letzten Jahrzehnt, Entdeckungen, die bis in die höchsten kirchlichen Kreise Roms lebhaftes Interesse hervorgerufen haben und ohne Zweifel mehr und mehr den ganzen christlichen Erdkreis in gespannte Aufmerksamkeit versetzen werden.

Die protokollarischen Untersuchungen der wissenschaftlichen, durch den Erzbischof von Smyrna, P. A. Timoni, Apostolischen Vikar von Kleinasien, berufenen Kommissionen werden authentisch mitgeteilt.

Einige der von den Leitern der Ausgrabungen für diese deutsche Ausgabe eigens bestimmten, an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien werden im Anhange des Werkes in Autotypien wiedergegeben.

Ohne sich irgendwie in gewagte Hypothesen zu verlieren, besticht der Verfasser durch logischen Aufbau und geschlossene Beweisführung.

Nicht erwähnt ist in diesem Prospekt der eigentlich springende Punkt der geschlossenen Beweisführung Nießens: die angebliche Uebereinstimmung der Lokalitäten, die zwischen der kleinen alten Kirche Panagia Kapuli*) auf dem Aladagh bei Ephesos und dem Wohnhaus der Maria in den von Clemens Brentano aufgezeichneten Visionen der gottseligen Anna Katharina Emmerich besteht. Sowohl für Nießen, als auch schon für seine französischen Vorgänger ist diese Uebereinstimmung der Grund für die Identifizierung von Panagia Kapuli mit dem Wohn- und Sterbehaus der Maria. Der Name „Panagia" allein würde ja auch nichts beweisen: er haftet an zahllosen jener kleinen Kirchlein, die wir überall in der griechischen Levante finden. Jedem Besucher von Eleusis ist die arme Panagia-Kapelle, die sich jetzt über der Stätte des alten Demeterbezirks erhebt, so unvergeßlich, wie dem Athenischen Wallfahrer der abendliche Lichterglanz in der Grotte der Panagia Spiliotissa**) im Felsen der Akropolis über dem Dionysostheater. So berichtet Nießen selbst von nicht weniger als 36 Panagia-Kapellen in der Umgebung von Ephesos. Daß aus diesen drei Dutzend alten Bauten gerade Panagia Kapuli als die echte Wohnstätte der Maria herausgegriffen wird, ist bis jetzt lediglich den Visionen der Emmerich zu verdanken, die von Nießen und seinen Vorgängern ebenso benutzt werden, wie etwa das Buch des antiken Topographen Pausanias bei der Ausgrabung von Delphi.

Zweifellos ist damit eine neue Methode der archäologischen Technik gefunden. Und es wird der Eigenart dieser Methode keinen Eintrag tun, daß Nießen im Anschluß an Andeutungen des inzwischen verstorbenen Erzbischofs von Smyrna Timoni eine noch neuere Methode zur Prüfung der Echtheit von Panagia Kapuli gelegentlich kundgibt: man hat unter dem Fußboden der Kapelle Asche gefunden, und im Vertrauen auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau hat man sich in Smyrna bei schweren Krankheiten neuerdings dieser Asche bedient, mit dem wunderbaren Erfolg der plötzlichen Heilung. Ein griechisch-schismatischer Arzt hat eine dieser Heilungen protokollarisch anerkannt.

Zahlreiche „aktenmäßige Belege" für die Echtheit von Panagia Kapuli sind abgedruckt, der Bericht des ehemaligen französischen Offiziers und jetzigen Professors der alttestamentlichen Exegese in Smyrna Pater H. Jung und Genossen, das Protokoll des Erzbischofs von Smyrna und seiner Begleiter, sowie viele Kundgebungen anderer Besucher des Kirchleins. Dabei fallen insbesondere die „Zeugnisse" französischer Offiziere, Fähnriche und namentlich Kadetten von den Kriegsschiffen

---

*) Vgl. die Anzeige des Werks durch Troeltsch in Nr. 23 d. J. Das Thema ist unerschöpflich, und so werden die beiden Besprechungen sehr wohl neben einander bestehn. D H

*) Deutsch etwa: „Allheilige vom Tor." Die „Allheilige" ist Maria.

**) „Allheilige in der Grotte."

Troude, Dévastation und Formidable auf, die ebenso wie z. B. der Professor der Philosophie am bulgarischen Seminar von Zeitenlik in Mazedonien Eichy die vollkommene Uebereinstimmung zwischen den Angaben der Emmerich und der tatsächlichen Wirklichkeit feststellen, nicht zu vergessen das begeisterte Zeugnis der Komtesse Arabella Loughnan aus England und der deutschen fürstlichen Persönlichkeit, die 1905 in Panagia Kapuli erklärte: Veni, vidi, credo!

Die durch die Schule der weltlichen Archäologie gegangenen Gelehrten sind nun freilich frivol genug, anders über das Kapuli-Problem zu denken, als die Kadetten der Schiffe mit den imponierenden Namen und der Philosoph von Zeitenlik. Als ich Ostern d. J. in Smyrna und Ephesos weilte, hatte der Wiener Archäologe, der uns die Ruinen von Ephesos zeigte, ein freundliches Lächeln über Panagia Kapuli. Und der größte Kenner von Ephesos, Otto Benndorf, erklärt in dem mächtigen Ephesoswerk, das die Ergebnisse der österreichischen Ausgrabungen jetzt eben zusammenzufassen beginnt*), Panagia Kapuli für eine Spielart der von Strzygowski kürzlich behandelten Kreuzkuppelkirchen des Orients, roh erbaut aus Bruch- und Backsteinen und nach Osten orientiert, schwerlich älter als das vierte Jahrhundert nach Christus. Daß die Schilderungen der Nonne inbezug auf die Form und Einrichtung des vermeintlichen Hauses in allem Wesentlichen nicht harmonieren, bedarf nach Benndorf keines Erweises:

> Einigermaßen stimmt nur die Lage auf einem Berge, drei bis vier Stunden südlich von Ephesos, linkerhand des von Südost kommenden Weges, lehrreich insofern, als sich wieder zeigt, mit welchen Streichen der Zufall Glaubenswilligen entgegenkommt.

Trotzdem möchte ich, auch auf dem Standpunkt der weltlichen Archäologie stehend, Nießens Buch nicht für wertlos erklären. Sein erster Teil ist eine geschickte Widerlegung der jerusalemischen Legende und zeigt, welches Maß von Kritik ein katholischer Hagiograph da anwenden darf, wo es ihm erlaubt ist Hypothesen aufzustellen und zu verwerfen. Der zweite Teil bringt Materialien, die im weiteren Sinne für die Geschichte des altchristlichen Ephesos von Interesse sind.**) Und der dritte Teil stellt uns zwar nicht vor solide archäologische Arbeit, aber er spiegelt ein bedeutsames Stück katholischer Volksfrömmigkeit wider, indem er uns hineinblicken läßt in die ungebrochene Naivität des Wunderglaubens und in das Werden eines neuen Kultes. Noch ist der Kult der ephesinischen Gottesmutter vom Tor keine vollendete Tatsache, noch hat das arme Kirchlein den Riesenkonkurrenzkampf mit Mariä Heimgang auf der Dormition in Jerusalem zu bestehen, und dieser Kampf ist eine ernsthaftere Gefahr, als die lächelnde Kritik der ungläubigen Wissenschaft.

Aber der neue Kult wird sich zur Geltung bringen, denn die größte Entdeckung steht noch bevor. Am 12. August 1821 hat die gottselige Anna Katharina Emmerich im Geiste das Grab der heiligen Jungfrau in einer Felsenhöhle geschaut, den Sarg beschrieben und erklärt, daß das Grab noch über der Erde bestehe und noch einstens zu Tage kommen werde. Ist der Zeitpunkt für die Erfüllung dieser Weissagung nicht jetzt so günstig wie möglich?

> Wenn wir uns daran erinnern, daß die Dogmen der Kirche langsam, ständig und naturgemäß wachsen wie die Pflanzen, so dürfen wir wohl sagen: ein solches Geschenk würde gerade jetzt der Mariologie der heiligen Kirche die Krone aufsetzen und der mächtigste Impuls werden, daß der ganze christliche Erdkreis einerseits darin eine feierliche göttliche Approbation all der Ehrfurcht und Bewunderung erkännte, welche die heilige Kirche für die Würde und Größe der heiligen Jungfrau hat, andrerseits den lebendigen, innigsten Wunsch hegte, das Dogma von der Himmelfahrt Marias feierlich verkündigt zu sehen. (Nießen S. 391.)

Der Verfasser ist zwar fromm und klug genug, die Vorsehung nicht zu meistern, aber zwischen den Zeilen ist überall seine und der Smyrnachristen glühende Hoffnung zu lesen, daß das Kleinod, welches die Umgebung von Panagia Kapuli noch im Schoße birgt, der Christenheit bald in unbestreitbarster Weise, „sagen wir, unter evidentesten Wundern" (S. 400), geschenkt werde. Was so heiß ersehnt wird, wird gefunden werden, und auch die begleitenden Wunder werden bei der Entdeckung des Mariengrabes nicht fehlen. Dann wird Panagia Kapuli seine große Stunde erleben.*) Adolf Deißmann

*) Forschungen in Ephesos veröffentlicht vom Oesterreichischen Archäologischen Institut, Band I (Wien 1906. 80 Mk.) S. 83.

**) Wäre ich Nießen, so würde ich mir die Maria Röm. 16, 6 nicht entgehen lassen: das 16. Kapitel des Römerbriefs ist ja wahrscheinlich ein Paulusbrief nach Ephesos.

*) Und nun lese man den Artikel nach, den die Christliche Welt 1897 Nr. 10 gebracht hat: Panajia Capouli. Damals hat Pfarrer Ebeling in Smyrna uns über die Entdeckung des Heiligtums berichtet. D H

Vor Eleusis

Still lag die Bucht:
Kein Segel,
Kein Mövenschrei,
Kein Schwatzen von Gaffern —
Heilige Einsamkeit nur
Auf der heiligen Straße
Vor Eleusis.

Hinter finstres Gewölk
Trat die Sonne:
Tiefe blaue Schatten
Deckten die Klippen von Salamis,
Die Hörner von Megara;
Düster starrten zur Rechten
Die nackten Fellen,
Welchen die Vorzeit
Den Weg abgerungen,
Den heiligen Weg
Nach Eleusis.

Ein Wagen fuhr die Straße
Von Eleusis her,
Ein Erntewagen,
Mit reifer Frucht hochbeladen:
Die Erstlinge spendete
Die gütige göttliche Frau,
Die Herrin von Eleusis,
Panagia,
Demeter.

Da warf die sinkende Sonne
Aus der Wolkenburg
Einen goldenen Gürtel
In die schweigende Flut:
Zitterndes blinkendes Gold
Säumte die Küste,
Die heilige Küste
Von Eleusis.

Auf der heiligen Straße, 5. Mai 1906

Die württembergische Verfassungs-Revision

1

Die württembergische Verfassungs-Revision, die nach über halbhundertjährigen Bemühungen endlich in diesen Tagen, am 9. Juli 1906, die endgiltige Zustimmung der beiden Kammern gefunden hat, ist ein Ereignis, das, so sehr sonst die Christliche Welt ihre neugewonnene Entlastung von der Kirchenpolitik hochhalten mag, um seiner besonderen Bedeutung willen doch verdient, eine Ausnahme zu machen. Schon der künftigen Wirkung wegen. Diese Wirkung liegt in einer doppelten Bedeutung, die jenem Ereignis von Hause aus innewohnt.

Erstens in seiner konfessionellen. In dieser Hinsicht ist das deutlichste Symptom die bis zuletzt festgehaltene Gegnerschaft unseres Zentrums. Es bleibt eine Tatsache von symptomatischer Bedeutung, daß die einzig unterliegende und so von Rechts wegen Leid tragende Partei die katholisch-konfessionelle Partei unseres Landes ist — wie zugleich die Ironie der Geschichte eben darin liegt, daß Niemand eine größere Schuld, d. h. von unserem Standpunkt aus ein größeres Verdienst zukommt an dem schließlichen Gelingen dieser Reform als unserem Zentrum und näher seinem vom Reichstag her sattsam bekannten Häuptling Gröber. Der allgewaltige Gröber in seinem Heimat-

land einfach auf die Seite geschoben, und das wichtigste Ereignis unseres parlamentarischen Lebens seit fünfzig Jahren durchaus ohne und gegen ihn zustande gebracht, ja zustande gekommen eben infolge seiner verkehrten allzu ausgesprochen katholischen Politik, die seit anderthalb Jahrzehnten von ihm in unsern Landtag eingeführt worden ist und wobei er den württembergischen Landtag mit dem deutschen Reichstag verwechselt hat: das ist ein Ereignis, das bei der Stellung Gröbers und des von ihm geführten Zentrums in den allgemeinen Reichstagsangelegenheiten in sich selbst seine Bedeutung hat und das allgemeine Interesse der deutschen Kulturwelt verdient.

Zweitens wohnt ihm auch für die württembergischen Verhältnisse eine hohe Bedeutung inne, nach der freiheitlich-sozialen Seite, insofern damit dem württembergischen Volke die Möglichkeit gegeben ist, nach einem Intermezzo von genau einem Jahrhundert seine wirkliche Volksmeinung unverfälscht und unvermischt mit andern Elementen hinfort wieder zum Ausdruck zu bringen. Wenigstens wer parlamentarischen Formen irgend welchen Wert zuerkennt, für den wird das württembergische Parlamentsleben erst jetzt, wo es von den widerspruchsvollsten Formen befreit ist, ein Gegenstand ernsthafter Teilnahme, wie sie jeder unverfälschten Aeußerung der Volksseele zukommt, sein können. Nur daß die meisten auswärtigen Leser gar nicht ahnen, was für eine verwickelte parlamentarische Situation in diesem ganzen letzten Jahrhundert unsere Geschicke beherrscht hat, und wie Vieles, was dem Nichtwürttemberger an den Entscheidungen unseres Volkes unverständlich geblieben ist, eben auf die Rechnung dieser allzu unnatürlichen Verfassungsverhältnisse zu setzen ist. Kein Wunder, wenn auch jetzt wieder unsere Reform auswärts so viele verständnislose Urteile über sich ergehen lassen muß, — aber ein Grund mehr für uns, zum richtigen Verständnis erst kurz die geschichtlichen Wurzeln jener Situation klarzulegen, sodann, um was es sich eigentlich beim Ganzen gehandelt hat, zu zeigen und zum Schluß endlich die natürlichen Konsequenzen der Neuerung anzudeuten.

2

Der Ausgangspunkt unserer geschichtlichen Erklärung ist von dem Jahre 1806 zu nehmen, von den geschichtlichen Verschiebungen, die mit der Gründung des Rheinbunds zusammenhängen, Dingen, die erst jetzt im Juli 1906 ihre nötige Korrektur oder ihre halbwegs passende „Einrenkung“, um mich so auszudrücken, erfahren haben. Nachdem nämlich mit der Annahme der Königswürde Neujahr 1806 infolge des Preßburger Friedens die altwürttembergische Volksvertretung, in der die vierzehn Prälaten (Rechtsnachfolger der alten Kloster-Aebte) neben den Vertretern der 68 Aemter (zumeist Schulzen) eine sehr gewichtige Rolle gespielt hatten, entsprechend Napoleons Rat „geschaßt“ worden waren, mußte für die Folgezeit schon die Menge von früher reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, die nach vorausgegangener Annexion der Reichsritterschaft anläßlich der Rheinbundsbildung den neuen Souveränen von Napoleons Gnaden zu verschlucken gegeben wurden — und zwar eben Württemberg mehr als einem zweiten Lande —, für eine etwaige künftige Verfassung eine ganz andere Gestalt bedingen. Dies schon infolge der königlichen Zusage, die bei jener „Mediatisierung“, wie man das nun nannte, den Verschluckten feierlich gegeben wurde, daß sie außer der Unterstellung unter die neuen Souveränitäten möglichst bei ihren sonstigen Rechten, d. h. ihrer Patrimonialgerichtsbarkeit wie ihrem sonstigen Privilegiertenstand, erhalten werden sollten: Versprechungen, über die sich zwar der württembergische König schon 1809 kurzerhand hinwegsetzte, die aber den Charakter einer um so schwereren Rechtsverpflichtung gewannen, als nach Napoleons Verjagung auf die Klagen der Depossedierten vor dem Wiener Kongreß 1814 dieser in seinem § 14 die allgemeine Forderung aussprach, daß in den Verfassungen, die (wo möglich auf Grund der früher zu Recht bestandenen) nun überall in den deutschen Bundesländern einzurichten wären, jenen früheren Reichsständen eine privilegierte Stellung eingeräumt werden sollte. Auf Grund dieser veränderten politischen und rechtlichen Lage trat denn nun an Stelle des durchaus demokratischen und zugleich grundprotestantischen Altwürttemberg für Neuwürttemberg eine Verfassung, in der ebenso den feudalen Elementen, der niederen ritterschaftlichen wie der hohen standesherrlichen Aristokratie, eine bevorzugte Stellung eingeräumt als zugleich dem neuen katholischen Element, das namentlich durch die Angliederung von Oberschwaben hereingekommen war, Rechnung getragen werden mußte. Letzteres lag durchaus im Sinne des ersten württembergischen Königs Friedrich, der im Gegensatz zu den altwürttembergischen Prälaten, deren Selbständigkeit ihm genug zu schaffen gemacht hatte, für die katholische Hierarchie eine ausgesprochene Vorliebe besaß und so in dem von ihm selbst seinen Ständen präsentierten Verfassungsentwurf, der das Einkammersystem bezweckte, neben „dem Erzbischof und einem weiteren Suffraganbischof“, der für die katholische Seite vorgesehen war*), die evangelische Kirche mit einem — sage einem — und zwar dem ältesten unter den sechs Generalsuperintendenten, auf welche die alten vierzehn Prälaten reduziert waren, bedacht hatte. Doch machte dieser Friedrichsche Entwurf, der wegen seines Einkammersystems im Verlauf der letzten Jahre ungebührlich belobt worden ist, kläglich Fiasko, und Württemberg widerfuhr das Geschick, nach langem Streit um „das gute alte Recht“ nicht als erster, sondern als letzter von den drei süddeutschen Hauptstaaten erst Anno 1819, angesichts des Karlsbader Kongresses, seine Verfassung unter Dach und Fach zu bringen. Aber nun leider nicht nach badischem Beispiel: mit den sämtlichen privilegierten Ständen in der einen, den Volksabgeordneten in der andern Kammer; sondern nach bayerischem: der eine Teil der Privilegierten, Ritter und Prälaten, in die untere, der andere Teil, der hohe Adel als „Standesherren“ mit Prinzen und königlich benannten (lebenslänglichen) Mitgliedern in die obere Kammer. Dies System rechtfertigte sich für Württemberg einigermaßen dadurch, daß es im Unterschied von Baden eben so viel mehr Standesherren aufzuweisen hatte, teils infolge der Vielgeteiltheit der hohenlohischen Familie wie der alten Limpurger Grafschaft, teils infolge der zahlreichen Herren, zumeist westfälischer Grafen und Herren, die eben erst infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 auf den Boden von Oberschwaben mit den dortigen Stiften und Klöstern für ihre linksrheinischen Verluste entschädigt worden waren. So kamen hier in Württemberg an Stelle von acht Standesherren in Baden ganze dreiundreißig heraus, zu denen elf königlich ernannte (worunter drei erbliche, die andern lebenslänglich) Mitglieder traten samt eben so viel königlichen Prinzen, insgesamt also fünfundfünfzig. Das konfessionelle Element machte sich hier noch weniger gefährlich geltend, weil die vielen Prinzen als sämtlich evangelisch der katholischen Mehrheit der Standesherren ein genügendes Gegengewicht boten und dazu (abgesehen davon, daß mancher von diesen, wie der heutige Fürst v. Quadt-Isny, erst unter dem Einfluß der oberschwäbischen Luft konvertierte) entsprechend jener ganzen Zeit von einem ausgeprägt katholischen Bewußtsein jenes hohen Adels keine Rede sein konnte. Dies ist aber bekanntlich im zweiten Teil des neunzehnten Jahrhunderts anders geworden, zu gleicher Zeit mit dem Aussterben unserer evangelischen Prinzenschaft. Die Folge war, daß allmählich die Erste Kammer genau in demselben Verhältnis, in dem das ganze Land evangelisch war, nämlich zu 2/3 und darüber ein ausgesprochen katholisches Gesicht bekam. Dieser Zustand war erträglich, so lange die konfessionelle Gegensätzlichkeit nicht weiter heraustrat. Im Interesse der katholischen Minderheit wäre es gewesen, dieselbe möglichst verschleiert zu lassen. Tatsächlich ist dies früher auch Jahrzehnte durch geschehen; und die früheren Fahnenträger katholischer Gesinnung waren eifrig darauf bedacht, ihre Fahne unter allgemeineren Parteien, der „Linken“, der „Landespartei“ und dergleichen verschwinden zu lassen. Das wurde aber anders, als die katholische Partei im Reichstag so brillante Geschäfte eben als „Zentrum“ machte. Da war es eben Gröber, unter dessen Aegide auch die württember-

*) König Friedrichs Ansicht von seinen „Staaten“ entsprach die Absicht, für die 450000 katholischen Untertanen einen Erzbischof in Ellwangen und mindestens zwei Suffraganbischöfe, einen in Rotenburg, den andern in Oberschwaben zu stationieren.

gischen Katholiken nun als besondere „Zentrumspartei“ sich konstituieren mußten, mit der natürlichen Aufgabe, dem von Hause aus so unpolitischen schwäbischen Volke die Unvereinbarkeit dieser Zentrumsforderungen mit der evangelischen Mehrheit möglichst gründlich zum Bewußtsein zu bringen.

3

Die Gelegenheit dazu ergab sich besonders bei den der Reformversuchen des letzten Jahrzehnts im alten Jahrhundert: Anno 1898. Da war es Gröber, der gegenüber dem damals von mir noch in letzter Stunde angeregten Versuch, durch gleichmäßig angemessene Hinüberversetzung der Kirchenvertreter, der Prälaten, in das Oberhaus dessen katholische Mehrheit wenigstens in paritätische Gleichheit zu verwandeln, seinen bekannten Initiativgesetzantrag einbrachte, der für alle Ewigkeit die derzeit bestehende Herrschaft der Kirche über die Schule gesetzlich festlegen sollte, unter der unverfrorenen Motivierung, weil durch die vorgesehene Veränderung der Ersten Kammer „die katholische Minderheit den bisher in jenem Oberhause besessenen Schutz einzubüßen“ im Begriffe sei. Das war eine Naivität, die den eigentlichen Zweck der Ersten Kammer deutlicher im Sinne des Zentrums verriet, als man einem Politiker vom Renommee Gröbers eigentlich hätte zutrauen sollen. Es fehlte nur noch, daß die Erste Kammer durch ihr Verhalten diese Charakterisierung offenkundig rechtfertigte, um die wunderbare Gutmütigkeit des schwäbischen Volkes über diese merkwürdige Situation doch endlich in Harnisch zu bringen. Dies die Bedeutung der bekannten Abstimmung in der Volksschul-Novelle des Jahres 1904, in der eine teilweise Aufhebung der bisher bestehenden geistlichen Bezirks- (nicht Orts-) Schulaufsicht der entschlossenen Ablehnung durch die Erste Kammer, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf das „katholische Gewissen“ (so Fürst Quadt) begegnete.

Eine derartige Beugung eines in seiner Mehrheit so grundprotestantischen und in prinzipiellen Dingen keinen Spaß verstehenden Volkes mußte doch dem Fasse der schwäbischen Geduld den Boden ausschlagen, und es erfolgte ein Entrüstungssturm, wie ihn unser Volk seit Menschengedenken nicht erlebt hat. Der Regierung gebührt das Verdienst, daß sie es nicht versäumt hat, diesen Wind sich zu Nutzen zu machen; und so kam es denn zu einem abermaligen Versuch einer Reform, die bei der völlig ablehnenden Haltung Gröbers nur unter der Devise „Gegen das Zentrum“ erfolgen konnte. Es war die glücklichste und von dem Schreiber dieser Zeilen seit Jahrzehnten ersehnte Parole, schon darum, weil nur mit ihr daran zu denken war, sämtliche übrige Parteien des Abgeordnetenhauses, nicht nur die ausgesprochen Liberalen einschließlich der Sozialdemokratie, sondern auch die Konservativen einschließlich Bauernbund neben Prälaten und Rittern (die in der Mehrheit im Unterschied vom hohen Adel evangelisch sind) unter einen Hut zu bringen. Freilich blieb die gefährliche Frage, ob auch die Erste in ihrer Mehrheit katholische und von dem Fürsten von Quadt wie dem Erbprinzen von Löwenstein-Rosenberg inspirierte Kammer für eine Reform mit diesem Gesicht zu haben sein werde. Aber zum Glück ist diese infolge der weitgehenden Verminderung, die sie durch Aussterben, Verkauf und Wegzug einer Reihe von Familien erlitt und die einstigen 55 auf zuletzt 29 Berechtigte reduziert hat, an einer Reform unserer Verfassung, die der Ersten Kammer neue leistungsfähige und möglichst homogene Elemente zuführen sollte, längst noch mehr interessiert gewesen als die Zweite, weshalb man von dieser Seite, unter kluger Zurückstellung des konfessionellen Gesichts, unter dem Einfluß des (evangelischen) Fürsten von Löwenstein-Freudenberg für sich nur um möglichste Vermehrung des Budgetrechts und zugleich Abwehr allzu reichlichen Zuflusses von neuen Elementen sich bemühte. Dies mußte, da namentlich die ersteren Wünsche sich mit denen der herüberkommenden Privilegierten, der Ritter und Prälaten, selber deckten, von der Abgeordnetenkammer als Aequivalent gegen ihre eigenen Hauptwünsche: Herstellung der reinen Volkskammer und zwar in unverminderter Zahl (auf dem Weg des Ersatzes der ausscheidenden Privilegierten durch den Proporz) wohl oder übel bewilligt werden.

So wird das künftige Oberhaus nicht nur in Bezug auf die Einnahmen künftig ein wesentlich erweitertes Budgetrecht besitzen, sondern hat es auch durchgesetzt, daß statt der namentlich von den Rittern befürworteten 8 Berufsvertreter nur deren 5, und so im Ganzen statt 24 nur 21 neue Mitglieder (8 Ritter, 4 evangelische und 2 katholische Kirchenvertreter nebst ebenso viel Universitätsdeputierten, dazu die 5 Berufsvertreter für Gewerbe- und Handelskammern neben der Landwirtschaft) zu den alten 29 hinzutreten werden, also daß die Erste Kammer rechtlich künftig 50 Mitglieder haben wird. Aber immerhin ist auch so die eigentlich katholische Mehrheit gebrochen, indem als Hüter des katholischen Gewissens nach dem gegenwärtigen Stand höchstens 22 von den 50 Berechtigten zu haben sein dürften. Für die Zukunft aber bleibt hier die Hauptfrage, was die Regierung für lebenslängliche Mitglieder ernennen wird, die, weil sie zugleich zum Ersatz der Standesherren, soweit diese unfreiwillig, durch Tod und dergleichen abtreten, dienen sollen, für die kommenden Generationen zu einer erhöhten Bedeutung berufen sind, aber auch der Regierung einen erhöhten Einfluß sichern werden.

4

Und die voraussichtliche G e s a m t w i r k u n g dieser ganzen Reform?

Nummer Eins bleibt da immer, daß nun erst die Stimmung des württembergischen Volks rein und ohne Zusatz, durch seine eigenste Vertretung, die reine Volkskammer, zum Ausdruck kommt und so Gelegenheit sein wird, das eigentliche schwäbische Volk kennen zu lernen.

Da aber dieses Volk mehr als ein anderes zu prinzipieller Betrachtung der Dinge neigt und so oft einen fast allzu doktrinären Eindruck erweckt, daneben aber durchaus freiheitlich veranlagt ist, so ist allerdings zu erwarten, daß bald der Gegensatz gegen die Erste, nun zum eigentlich privilegierten konservativen Oberhaus gestempelte Kammer mit um so größerer Schärfe zum Ausdruck kommen wird, schon wenn wir uns erinnern, daß ohne Zweifel der Sozialdemokratie eine bedeutende Rolle in der Volkskammer zufällt. Von Manchen wird dieser Eventualität mit Befürchtungen, die sie zu keiner reinen Freude an dem gewonnenen Fortschritt kommen lassen, entgegengesehen und zumal auch das Verschwinden der Prälaten aus der Volksvertretung, mit der sie durch vier Jahrhunderte verwachsen waren und in der sie oft genug als Männer von ebenso viel Unabhängigkeit als Einsicht sich erwiesen haben, lebhaft bedauert. Deshalb braucht man aber doch nicht zu fürchten, daß die Religion selbst zu kurz kommen werde bei einem Volk, in dem der religiöse Grundzug, ob er auch eine stark subjektivistische Färbung trägt, so tief ausgeprägt ist. Nur daß es eben die Sache derjenigen Kreise sein wird, denen die geistigen Güter über allem Anderen stehen, dies durch entsprechende Teilnahme auch bei den Wahlen zu betätigen und nicht diese Dinge als allzu weltlich lediglich den „Kindern der Welt“ zu überlassen. Vorläufig ist auch für diese idealen Güter durch Männer wie Professor Hieber, dem bei der ganzen Reform eine vorzügliche Rolle zugefallen ist, vortrefflich gesorgt, neben dem auf der konservativen Seite aber auch ein Schrempf (der Bruder Christophs) schon infolge des Proporzes sicherlich seinen Wiedereinzug halten wird (während von Blumhardt verlautet, daß er in keinem Falle mehr zu kandidieren geneigt sei).

Jedenfalls ist eben durch den Proporz dafür gesorgt, daß die eigentlichen Koryphäen jeder beträchtlicheren Partei dem Landtag nicht mehr fehlen werden, und dieser vor einem allzu niedrigen Niveau auf diese Weise bewahrt bleibt.

Eigentliche Gefahr droht immer am meisten von einem Ueberhandnehmen der wirtschaftlichen Interessen, denn auf dieser Linie ergibt sich die Vereinigung von Zentrum und Bauernbündlerei allzu natürlich. Aber doch nur dann, wenn das Zentrum lernt, seine konfessionellen Gesichtspunkte mit aller Entschiedenheit zurückzustellen, was ihm unter Gröber nicht leicht fallen wird.

Für katholische Politik nach dem Schema des Reichstags bleibt in absehbarer Zeit kein Raum, wohl aber für das Um-

gekehrte, die Politik des Fortschritts, zumal auf dem geistigen Gebiet, in erster Linie der Schule. So ist zu hoffen, daß Württemberg, nachdem es im letzten Jahrhundert auf diesem Gebiet entgegen seiner eigenen Vergangenheit sich hat ins Hintertreffen drängen lassen, für die Zukunft ein anderes Bild zeigen wird: ein Bild, das mit seiner protestantischen Grundlage mehr in Uebereinstimmung sich befindet. Qui vivra verra!

Julius Gmelin

Die Giftmischerin

Niemand konnte ihr Etwas nachsagen, das mit dem unheimlichen Namen in Verbindung stand, und doch war er ihr eines Tages angeflogen und an ihr haften geblieben. Ein Student der Medizin, der in den Ferien dem alten Doktor Möller assistiert hatte, war es gewesen, der bei einer Begegnung mit der Hägerspauline laut zu seinem Kollegen gesagt hatte: „Hu, was ein Weib! wie eine Giftmischerin sieht sie aus, oder eine Kindsmörderin."

Sie war auch kein anmutender Anblick, wie sie mit feindseliger, verdrossener Miene ihr Gesicht abwandte, um den alten Arzt nicht grüßen zu müssen. Dieser unguten inneren Verfassung kamen keinerlei äußere Reize zur Hilfe. Sie war ungewöhnlich groß und hager, mit knochigen langfingerigen Händen, in denen etwas Unheimliches lag. Ihr strähniges, farbloses Haar hing zerzaust unter einem grauen Kopftuch hervor, das Gesicht war fahl, der Mund groß und dünnlippig und die verblaßten Augen hatten einen bösen Blick. Hinter ihr drein aber lief ein struppiger, schwarzer Hund, der wegen seiner Bissigkeit von den Kindern Waldhausens gefürchtet und respektiert wurde.

Der Name Giftmischerin aber, den der Student so sorglos in die Welt des Dorfes geworfen hatte, bekam Füße. Bauernbuben schnappten ihn auf, und hinterrücks schlich er von Mund zu Mund, ohne daß die Trägerin des Schimpfes Etwas ahnte.

Die Hägerpauline wohnte mit ihrer uralten Mutter im Armenhaus. Die Waldhäuser nahmen es der alten Hägerin übel, daß sie immer noch lebte und von der Gemeinde „verhalten" werden mußte, und auch die Gefühle der Tochter bewegten sich in dieser Linie.

Die alte Hägerin lebte unterdessen noch recht gern und war noch gar nicht lebenssatt, obgleich sie manchmal ihren Ernährern gegenüber so tat. Sie dachte offenbar, daß das Verbrechen ihrer Langlebigkeit auf diese Weise ihr nicht so sehr angerechnet würde, da es ja kein Vergnügen für sie sei; denn Nichts verzeiht der Mensch dem Menschen so schwer als sein bischen Glück.

Wenn das Wetter es zuließ, zog die Greisin jeden Morgen auf den Bettel. Sie umwickelte ihre von Krampfadern geschwollenen Beine mit festen Binden, zog ihre sämtlichen Röcke und Jacken übereinander an, stützte sich auf einen alten grünseidenen Regenschirm, den ihr ein Graf geschenkt hatte, wie sie Jedem stolz erzählte, und hing sich eine große Tasche aus Sackleinwand über den linken Arm.

Die alte Frau war ein Bettelgenie. Niemand verstand sich so der Eigenart ihrer Gönner anzupassen wie sie. Vor den begüterten Bauern kroch sie in Demut und pries ihre Häuser, Aecker und Vieh, bei den ärmeren schalt sie über die Reichen und lobte die Klugheit und Schönheit der Kinder des Hauses. Auch in den Pfarrhäusern wußte sie genau Bescheid, sie hatte das Betteln wirklich zu einer Kunst ausgebildet; in den pietistischen war sie die arme Sünderin, die ganz von der Gnade des Heilands lebte und seiner Wunden sich getröstete, in den liberalen glänzte sie durch Ehrenfestigkeit und stille Ergebung in ihre Lage. Im allgemeinen aber kam sie am weitesten, indem sie den schlechten Instinkten ihrer reichen Brüder und Schwestern schmeichelte.

Sie wußte immer gleich, ob das, was sie sagte, gefiel. Sie hatte so eine Art den Kopf zur Seite zu legen, dabei sprach sie mit sanfter klagender Stimme und beobachtete im Geheimen scharf die Miene ihres Zuhörers. Und je nachdem änderte sie schleunigst den Kurs, bis dann ihre Tasche schwerer und schwerer wurde und sie wohlgesättigt von Fleisch, Suppe und Kaffee heimwärts humpelte.

Ihre Bettelerfolge hinderten aber nicht, daß man sie allgemein als Hexe verschrie, ein Loos, dem alte, arme und unbeliebte Weiber auf dem Lande leicht verfallen. Man schwur drauf, daß sie sich in einen schwarzen Pudel verwandeln könne, mit glühenden Augen und feuriger Zunge; und Keiner wagte ihr eine Milch abzuschlagen, wenn sie darum bat, aus Furcht, sie könne sich am Vieh rächen. Die jungen Männer lachten zwar über den Aberglauben der Weiber und Alten, denn sie waren sehr gebildet und aufgeklärt, aber um sie zu verteidigen hätten sie keine Hand gerührt.

Mit dieser Mutter, die in ihrem Beruf so friedfertig und geschmeidig war, stand die Pauline schlecht. Nicht deshalb, weil die Tochter zwei Kinder hatte und keinen Vater dazu. Die Kinder hatten nie gestört, die waren von klein auf aus dem Haus gewesen, bei Fremden, denn die Väter hatten Alimente zahlen müssen; und jetzt gar konnte man an ihre kindliche Liebe appellieren, sodaß die gutmütigen Mädchen von ihrem Lohn abgaben.

Der Unfriede, der lange im Geheimen geglostet hatte, war an einem Weihnachtsabend über einem Betttuch und einer rosa Jacke entbrannt, die die alte Armenhäuslerin durch des Pfarrers Vermittelung von einem Wohltätigkeitsverein erhalten hatte, während die noch arbeitsfähige Pauline leer ausging. Daß das Betteln unter Umständen einträglicher ist als das Taglöhnen, wußte allerdings der junge Pfarrer nicht, dafür aber merkte er bald, daß die Pauline ihn mit glühendem, schweigendem Haß verfolgte. „Verfolgte" ist eigentlich falsch: sie ging ihm vielmehr aus dem Weg, drehte den Kopf, um ihn nicht sehen zu müssen, wenn sie ihm auf schmalem Feldweg begegnete, ließ sich nie mehr in der Kirche blicken und spuckte aus, wenn man von ihm sprach.

Das Armenhaus lag am Ende des Dorfs, da wo die Straße nach den Steinbrüchen anzusteigen beginnt. Der lehmige Weg davor war von Wagengleisen zerschnitten, in denen an vertieften Stellen das Wasser stand. Im Sommer konnte man von dem Hause auf wogende Kornfelder blicken, jetzt aber war es Herbst und auf den Stoppelfeldern erntete man Rüben ein.

Es war ein trüber naßkalter Tag. Die langgestreckten flachen Berge, die sich hinter dem Dorf erhoben, leuchteten in einem dunkeln Stahlblau und schienen greifbar nah. Am Himmel jagten dicke Wolkenballen und ein erbarmungsloser stürmischer Wind peitschte die Kronen der alten Nußbäume, die die Straße säumten und entriß ihnen das fahlgewordene zerfetzte Laub.

Die Pauline war soeben vom Feld gekommen, wo sie einem Bauer hatte Rüben graben helfen. Das war so ziemlich das letzte Geschäft, das es im Jahr gab; denn das Dreschen und Umpflügen ist Männerarbeit. Jetzt fing die Zeit der Demütigung und Not für sie an. Bis Weihnachten mochte der im Sommer ersparte Lohn noch reichen, aber dann hieß es von der Gnade der Mutter leben, betteln, hungern, bis das Frühjahr wieder mit seinen Feldgeschäften neuen Verdienst brachte.

In der Stube war es kalt, und es roch nach schlechtgelüfteten Betten und Sauerkraut. Mit klammen Fingern zündete die Pauline in dem rostigen zersprungenen Ofen ein Feuer an, und nun durchzog ein scharfer Rauch das kleine Zimmer.

Mit ihr war der Hund hereingekommen, der nie von ihren Fersen wich, seit sie ihn einst vorm Tod des Ertrinkens gerettet hatte. Er glich sehr seiner Herrin, er war ebenso unzugänglich und sah häßlich und böse aus. Heute aber machte er keinen furchterregenden Eindruck, das Tier schien krank zu sein. Das schwarze feuchte Fell zitterte vor Frost und die struppigen Ohren hingen schlaff zur Seite herunter. Er kroch auch sofort auf sein Lager, ein Häuflein Lumpen und rührte sein Futter nicht an.

Die Pauline hockte neben ihn nieder.

Was hoscht, Fidele? hoscht di verkält? fragte sie halblaut.

Der Hund schaute sie mit seinen braunen triefenden Augen traurig an und versuchte mit dem Schwanz zu wedeln.

Sie streichelte mit der harten, der Zärtlichkeit so ungewohnten Hand über das rauhe Fell und deckte ein wollenes Tuch über ihn.

Gelt, morge bischt wieder uf? kriegscht au e guete warme Supp und e Knöchle vom Metzger.

In der harten unbiegsamen Stimme war ein heimliches Zittern. Der Hund winselte leise und leckte seiner Herrin die Finger.

Jo, jo, bischt e gueter Kerle, e ganz gueter, gueter ....

Es dunkelte. Hinter dem blauschwarzen Wald schimmerte noch ein gelbroter Streifen, den die sinkende Sonne zurückgelassen hatte. In diese Helle hinein starrten die Augen der Frau, indes ihre Hände die kalten Pfoten des Hundes zu wärmen versuchten.

Draußen wurden schlürfende, schleichende Schritte laut. Pauline stand schnell auf, als die Türe aufging und die Mutter eintrat.

Guten Owed, sagte die Alte mürrisch.

Die Tochter nickte schweigend.

Die Greisin legte ihren Bettelsack ab und stellte den zerschlissenen gräßlichen Regenschirm in eine Ecke; dann ließ sie sich stöhnend auf dem wackeligen Holzstuhl am Ofen nieder.

Mach au Licht!

Die Jüngere zündete eine verschmierte kleine Erdöllampe an und stellte sie auf den Tisch, dann setzte sie sich immer noch schweigend auf die Bank und blickte mit verschlossenem grauem Gesicht vor sich hin.

Hascht scho gesse? fragte die gesprächige Alte.

I han kein Hunger.

Heut bin i im Pfarrhaus gwä', dees isch e liabe Frau; e Supp han i kriegt, und Fleisch und en Wei. Und woni des Fleisch net han beiße könne, na hot se mers selber gehackt.

Es machte ihr Freude mit ihren Erfolgen zu renommieren und aus den Augen der Tochter den kalten Strahl des Neides aufzufangen zum süßen Nachgeschmack. Noch die Armut der Aermsten labt sich an dem „Mehr", das sie vor dem Andern voraus hat.

Die Junge antwortete nur mit einem gleichgültigen „So". Sie hatte nur halb hingehört, denn der Hund winselte in seiner Ecke.

Die Alte drehte schwerfällig den wackelnden Kopf nach ihm hin: Was hot denn das Vieh?

Verkält hot er sich, entgegnete die Tochter widerwillig.

Die Greisin beobachtete ihn mit zugekniffenen Augen.

Der geht kaput, sagte sie fast schadenfroh.

Dir zu Leid net, erwiderte die Gepeinigte wild, und eine heiße Angst brach aus den grauen Augen.

's wär au 's Gscheitst, wenn er verrecke tät, er isch grod so wüescht wie du.

Die Junge lachte höhnisch auf: Z'wege der Schönheit nimm i 's noch mit dir uf, mi schimpft mer net Hex.

Und mi net Giftmischern.

Mi au net, fuhr sie auf.

Und doch.

's isch net wohr.

Und i han's doch selber g'hört.

Die Pauline verstummte betroffen, dann sagte sie leise: Na tun se mer Urecht — und es lag fast eine Ruhe und ein Stolz in der Stimme; daß man ihr noch Unrecht tun konnte, das erhob sie vor sich selbst.

Das alte Weib wunderte sich über die Gelassenheit ihrer Gefährtin, sie hatte einen Wutanfall erwartet. Es wurde ihr langweilig; die strahlende Wärme des Oefchens drang ihr wohlig bis zu den morschen Knochen und schläferte sie ein; sie nickte ein paar mal, und dann stand sie auf und humpelte zu ihrem Bett. Bald verkündeten laute Schnarchtöne, daß sie ihr armseliges Dasein für ein paar Stunden vergessen hatte.

Der Hund röchelte und hatte Atemnot. Die Pauline kauerte sich an seinem Lager nieder; sie versuchte ihm warme Milch einzuflößen, aber sie floß an seinem verfilzten Bart herunter, er schluckte nicht. — Da legte sie die Arme um seinen Leib und schmiegte ihre zerfurchte Wange an sein Fell, und heiße Tropfen rieselten auf das sterbende Tier nieder.

Als am andern Morgen die alte Hägerin spät erwachte, war die Tochter fort und auch das Lager des Hundes war leer, nur ein paar große, schwärzliche Blutflecken waren auf den Lumpen festgetrocknet. Sie wußte nicht, was davon denken, und machte sich mit Schimpfen daran den Morgenkaffee selbst zu kochen.

Die Pauline war unterdessen mit ihrem toten Freund durch die Felder hinaus in den Wald gegangen. Es hatte gereift in der Nacht, und schwerer Nebel strich in dicken Schwaden zwischen den grauweißen kahlen Bäumen durch. Ihr Kleid schleppte im braunen nassen Laub, das in der einen Frostnacht von den Bäumen gefallen war. Ueber der Schulter trug sie eine Hacke, an der noch Erdklumpen von der gestrigen Arbeit hingen.

Bei einem dichten Tannengebüsch machte sie Halt. Sie stellte den Korb nieder, in dem sie das tote Tier trug, und begann zwischen den Baumwurzeln eine Grube zu graben. Es ging rasch von statten, denn ihre Arme waren schwerere Arbeit gewöhnt; Moosfetzen und Erde flogen von den wilden Schlägen bis auf den Weg hinaus.

Sie war so mit sich und ihrer Arbeit beschäftigt, daß sie den Pfarrer nicht bemerkte, der im Nebel den Waldweg herunterkam. Als er die Gestalt seiner Feindin erkannte, blieb er zögernd stehn. Daß gerade sie ihn haßte, tat ihm besonders weh. Ja, wenn sie eine reiche Bäuerin oder eine Wirtsfrau gewesen wäre, dann hätte er sichs fast zur Ehre angerechnet, denn er war ein sonderbarer Kauz, obgleich er noch lange nicht in dem Alter war, in dem man sich das gestatten durfte. Er hatte die seltsame Neigung, das Verachtete zu lieben, das Schwache zu stützen, das Elende, Verkommene aufzusuchen. Die Waldhäuser fanden wirklich, daß ers zu arg mache, und alle reputierlichen Leute fühlten sich zurückgesetzt. Das focht indes den Pfarrer gar nicht an; nach wie vor grüßte er die zerlumptesten Kinder am freundlichsten, war gegen Kranke, Schwache und Arme am zuvorkommendsten und hielt sich nicht für zu gut die Hand des Sünders zu drücken. Das Letzte besonders war sehr kompromittierend für ihn, am meisten in den Augen der Frommen. So heilig sei er nicht, meinten sie, daß er ohne Schaden mit den Sündern umgehen dürfe.

Die Pauline war indes mit ihrem Grab fertig geworden und lüftete nun das weiße Tuch, das sie über ihren toten Freund gebreitet hatte. Langsam bückte sie sich und hob den starren Körper mit behutsamen liebevollen Händen aus dem Korb und legte ihn aufs weiche Moos. Komm, mei guets Tierle, flüsterte sie leise, wie wenn sie einem Kind gut zureden wollte.

Da trat der Pfarrer zu ihr. Die Pauline fuhr zusammen, wie wenn sie auf einer bösen Tat ertappt worden wäre; aber der Kummer ließ ihr keine Kraft mehr zu Feindseligkeiten. Mit schnellen Augen überschaute der junge Mann das steinerne Gesicht der Frau und die Leiche ihres häßlichen Hundes, der lang ausgestreckt im feuchten Moose lag. Mit gütigem Blick beugte er sich zu dem Tier herunter, strich ihm sanft über das struppige Fell und sagte leise:

„Schade um ihn, er war stark und treu und anhänglich."

Da schluchzte die Pauline laut auf, daß es ihre hageren Schultern schüttelte; sie preßte die Zähne aufeinander, um das Weinen zu verbergen und ballte ihre schmutzige Schürze zwischen den Fäusten.

Der Pfarrer stand still daneben und hob die Augen nicht von dem kleinen Grab. Von den Bäumen tropfte es wie tausend Tränen, und vereinzelte Blätter schwebten langsam und lautlos auf den Boden nieder.

Endlich würgte die weinende Frau ein paar Worte heraus: Das Tier hat mi möge ... 's isch zu Neamed sunscht gange, jetzt han i kein Mensch meh ... Sie brach ab und kniff die farblosen Lippen aufeinander, als wollte sie jede Klage ersticken.

Eine strahlende Helle verbreitete sich über die Züge des Mannes, als er jetzt aufsah. Da wars, das Göttliche und doch so ewig Menschliche, auch in der Giftmischerin, in diesem

harten Weib, von dem sich Niemand einer Guttat rühmen konnte.

Eine große Freude wallte in ihm auf und feuchtete seine Augen. Er streckte dem armseligen Weib die Hände hin und faßte ihre groben schmutzigen Finger mit warmem Druck, wie in heißer Dankbarkeit.

In dumpfem Staunen schaute sie ihm in sein leuchtendes Gesicht, dann senkte sie in Verwirrung vor diesem Blick die Augen, ihre Brust atmete schwer, sie fing an zu zittern und brachte keinen Laut über die Lippen.

Leise trat der Pfarrer zurück und verschwand mit raschen Schritten im Nebel. Die einsame Frau aber begrub das einzige Wesen, das sie liebte, und der Wald weinte dazu auf das moosbedeckte Grab.

Helene Christaller

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Als der Sozialdemokrat Liebknecht starb, hat das Corps, dessen alter Herr er war, vierzehn Tage um ihn getrauert. Jetzt hat der Verein Deutscher Studenten den Pfarrer Naumann, der zu seinen Gründern gehörte, glücklich aus seinem Alten-Herren-Verband hinausgegrault. Es ist ein Scherbengericht. Wochen lang hatten uns die Tageszeitungen auf diese Notwendigkeit vorbereitet, und die Tägliche Rundschau fand „seine würdelose Umschmeichelung der Sozialdemokratie mit den vaterländischen Tendenzen des Vereins Deutscher Studenten schlechthin unvereinbar.“ Nun, studentische Verbindungen mit ihren Prinzipien und Prinzipienstreitigkeiten sind ein Boden für sich, auf den wir uns grundsätzlich nicht begeben. Die Politik wüßten wir gern von diesem Boden ganz ausgeschlossen. Aber die Verwirrung der Begriffe muß doch weit gediehen sein, wenn man einen Mann von der glühenden Vaterlandsliebe Naumanns aus Vaterlandsliebe in einem studentischen Verbande nicht mehr erträgt. Wenn er noch Sozialdemokrat geworden wäre! Aber schon eine abweichende Beurteilung der Sozialdemokratie, schon eine verschiedene Taktik ihr gegenüber genügte: Hinaus mit ihm! Der VDSt muß überflüssig viel gute Männer haben, daß er sich von dem einen so leicht trennt. Als ob die Gesundheit unsres Volkes, die Zukunft unsrer inneren Entwicklung nicht darauf ruhte, daß wir Patrioten haben in allen Parteien? Wollte Gott, auch in der Sozialdemokratie! Während wir in der Kirche daran arbeiten, daß die verschiedenen Richtungen einander achten und das Gemeinsame des Glaubens erkennen auch im fremden Gewande einer unwillkommenen Theologie — und wenn man aufs Ganze sieht, nicht ohne Erfolg —, sind in der inneren Politik starke Faktoren am Werk, den Kreis der „Patrioten“ immer enger zu machen. Das gehört auch mit zu den Erscheinungen — unter vielen andern —, darüber einem bange werden kann um die nächste Zukunft unsers deutschen Volkes.

Die Stellungnahme des Deutschen Pfarrertags zum Fall Korell stand im Zeichen des Kompromisses. Das war zu erwarten und ist wohl zu verstehen. Ein solcher Verband fährt um einer Sonderfrage willen nicht aus einander. Man sucht eine Formel, die einstimmig angenommen werden kann, und findet sie. Wir freuen uns nun, daß der Inhalt dieser Formel wesentlich das enthält, was wir wünschten und erhofften. Denn der Schlußsatz, wonach man es „für unvereinbar hält mit den Amtspflichten eines Geistlichen, die politische Macht und das Machtbewußtsein einer Partei bewußt (!) zu stärken, welche wie die heutige (!) Sozialdemokratie sowohl die religiösen wie sittlichen Lebensgrundlagen unsers christlichen (!) Volkslebens tatsächlich (!) zu zerstören sucht“ — enthält auch für uns eine Wahrheit, die wir neulich rund anerkannt haben mit dem Satze: „Wie heute die Sozialdemokratie als Partei sich geberdet und in den meisten Ländern des Deutschen Reiches wirklich ist, halte auch ich es für unmöglich, daß ein landeskirchlicher Pfarrer Sozialdemokrat sein, d. i. ihr als Mitglied angehören und für sie als Partei eintreten könne“ (Nr. 34, Sp. 814). Umso wichtiger und willkommener sind uns nun die positiven Sätze des Dresdner Beschlusses: „1. Wir fordern für das politische und soziale Wirken des Geistlichen die Freiheit, wie sie ihm als Staatsbürger zukommt und wie sie ihm eine Bedingung für die Ausrichtung seiner Amtsaufgaben im öffentlichen Leben ist. Das Eintreten für die Aufrechterhaltung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung insbesondere kann den Geistlichen nicht zu einer aus dem Amt der Wortverkündigung fließenden Pflicht gemacht werden. 2. Wir halten es für selbstverständlich, daß jeder evangelische Geistliche dem gesunden Ziele sozialer Reform, vor allem der Hebung und Sicherung der Lage des Arbeiterstandes das tatkräftigste Interesse entgegenbringt, desgleichen, daß er seiner Gemeinde ohne Rücksicht auf ihre politische Parteistellung mit seelsorgerischer Liebe dient.“ — Wenn die Resolution im Eingang sagt: „wir lehnen im besonderen ab, zu dem Einzelfall Korell kritisch Stellung zu nehmen, da er für die öffentliche Meinung nicht genügend gekannt ist, und innerhalb der hessischen Landeskirche selbst gegensätzliche Beurteilung erfährt“ — so kann man darüber nur lächeln. Was von Vorkommnissen des öffentlichen Lebens kennt man noch genau, wenn nicht den überaus durchsichtigen Fall Korell? Und wie soll man zu einer Sache, die Parteinahme fordert, sich stellen, ohne auf „gegensätzliche Beurteilungen“ zu stoßen? Diese Eingangsformel hat der Antragsteller sich recht eigens zurechtgemacht, und der Pfarrertag hätte den Satz sicher gestrichen, wenn er ihn genauer überdacht hätte.

Wenige Tage vor den Pfarrervereinen verhandelte in demselben Dresden der Alldeutsche Verband über den „Neuaufbau der deutschen Kolonialpolitik.“ In der Debatte sagte laut Täglicher Rundschau 411 Generalleutnant von Liebert: „Für uns handelt es sich nur darum, aus den Kolonien wirtschaftlichen Gewinn zu ziehen. Das ist die Hauptsache, alles Andre Spiegelfechterei und Nebensache.“ Herr von Stranz wurde noch deutlicher: „Wir wollen in den Kolonien nicht die Leute zu Christen machen, sondern sie sollen für uns arbeiten. Das wollen wir mal rund heraussagen.“ Kein Widerspruch, nur Beifall. Das sind doch nun unsre allerbesten Patrioten. Die, denen Nichts über Deutschland geht. (Derselbe Generalleutnant von Liebert soll es den Zeitungen nach gewesen sein — ich weiß nur, was die Zeitungen schrieben —, der den Verein Deutscher Studenten vor die Alternative stellte: Entweder Naumann geht, oder ich!) Genug es sind unsre allerbesten Deutschen. Auch Mannesmut vor Königstronen fehlt ihnen nicht. Ich gestehe aber, über die Eingebornen lese ich zumeist sozialdemokratische Blätter lieber als die ihren. So mißlich liegt es, wenn man als Christ in unser politisches Treiben hineinhorcht. Als Christen stehen wir zur Mission, und als Christen wollen wir, daß wir Deutschen in unsern Kolonien vor allen Dingen unsre Pflicht tun. Gerecht und menschlich regieren, den Eingebornen bringen, was gut ist an unsrer Kultur, nicht was schlecht ist an ihr, und vertrauen, daß wir so am besten für unser Vaterland sorgen, dem sie nun zugehören. Für die Alldeutschen ist das „Humanitätsduselei“, „Vaterlandsverrat“. — So kirchlich und christlich werden doch unsre tüchtigeren Konsistorien empfinden, daß sie den Pfarrern nunmehr jede mittelbare oder unmittelbare Unterstützung dieser Partei untersagen???

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Bernburg. Mittwoch 19. September 5 1/4 Uhr im Kaiserhof: Religionsunterricht dogmatisch-historisch. (Ulrich.)

Cassel. Dienstag 18. September 8 1/4 Uhr im kleinen Saal des Evangelischen Vereinshauses. Diskussionsabend: Glaube und historische Tatsachen. Pfarrer Conrad und Professor Hüpeden. Alle Freunde evangelischer Freiheit sind willkommen.

Erfurt. Alle 14 Tage Montag Abend 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen 24. 9.; 8. 10.

Frankfurt a. M. Montag 17. September 5 1/4 Uhr Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Religion und Geschichte.

Goslar. Dienstag 25. September 8 Uhr im Achtermann: Besprechung und Festlegung des Arbeitsplanes für den Winter.

Halle a. S. Mittwoch 19. September 3 Uhr im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Moderne Christusbilder.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Magdeburg. Mittwoch 19. September 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Ueber Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung.

Oldenburg i. Gr. Montag 17. September 8 Uhr Bavaria (oben), Julius Mosen-Platz: Mehr praktisches Christentum!

Stade. Dienstag 2. Oktober Vormittag 10 1/4 Uhr, Schuldtsches Klublokal: Rost, das Gewissen u. s. w.

Potsdam. In Stadt Königsberg. Dienstag 2. Oktober 5 Uhr Sonderbesprechung unter Cl. Schultz über Jugendarbeit. 7 Uhr Fortsetzung des Austauschs von Jena 7. Juni. — Mittwoch 9 Uhr Generalversammlung der V. d. Fr. d. C. W. — 4 Uhr Hauptverhandlung über Grenzen der Lehrfreiheit, fortgesetzt Donnerstag 9 Uhr. Vgl. Genaueres in voriger und nächster Nummer.

Heute Abend hat Gott unsre liebe

Lisa

13 Jahre alt aus ihrem langen schweren Leiden zu sich genommen.

Hannover ***Pastor Dörries** und **Frau***
den 5. September 1906 *geb. **Rehmann***

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu ein Flugblatt des Deutschen Protestantenvereins. Auch liegt einem Teil der Auflage eine Eingabe an den Oberkirchenrat zur Unterschrift bei.

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 38 — Marburg i. H., den 20. September — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Der Nächste

Wer ist denn mein Nächster? Luk. 10, 29.

Eine seltsame Frage, offensichtlich in der Verlegenheit gesprochen, und doch eine Frage, welche die Gesinnung von Tausenden kundgibt. Wo der Sinn sich verengt im Kreise selbstischer Interessen, wo das Herz sich verschließt gegen der Mitmenschen Leid und Freud, da verliert das Auge die Fähigkeit zu sehen, was die Welt um uns her durchzieht an Not, an Suchen und Fragen, da weiß man wirklich nicht mehr, wer oder was der Nächste ist. In solchem Seelenzustand wurzelt jenes häßliche Mißtrauen, das den Verkehr der Menschen vergiftet. Alle Freude an der Gegenwart kann uns nicht übersehen lassen, wie gerade das gesteigerte Erwerbsleben unserer Zeit die schwere Gefahr in sich birgt, daß man den Nächsten nicht mehr kennt. Da tut es uns doppelt not, zu Jesu Füßen zu sitzen und von ihm zu lernen, wie wir in den Menschen um uns her Nächste sehen können, die uns etwas angehen, mit denen wir unlöslich verbunden sind, deren Wehe unser Wehe, deren Wohl unser Wohl ist.

A E

Das Glaubensbekenntnis eines preußischen Kultusministers

Die Frage: Könnte durch eine nur auf Moral und Nächstenliebe begründete, von allem konfessionellen Streit sich fernhaltende Theistenkirche, wie sie bereits in England und in einigen andern Ländern besteht, ein wirksamer Kampf gegen den immer mehr anwachsenden Materialismus, Atheismus und Indifferentismus geführt werden? trat an den verstorbenen Kultusminister Dr. Bosse heran. In dem nachstehenden Briefe hat er nicht nur diese Frage, sondern überhaupt den Standpunkt beleuchtet, auf welchem die Kirche und die Religion sich weiter entwickeln müßten.*)

*) Richard Fleischer, der warmherzige Menschenfreund, hat im Aprilheft 1902 seiner Deutschen Revue diesen Privatbrief Bosses mit Genehmigung von dessen Witwe veröffentlicht. Ich hoffe, manchem Leser einen Gefallen zu tun, wenn ich das Schreiben des früheren Kultusministers gerade jetzt wieder in Erinnerung bringe und es zur Verbreitung und Beachtung empfehle. — So allgemeine Anerkennung der Jurist Bosse gefunden hatte, ebensowenig hat der Kultusminister in seinem schwierigen Amte immer eine glückliche Hand gehabt. Der durch aufrichtige Gottesfurcht ausgezeichnete Minister war theologisch oft sehr übel beraten. Die dem wesentlich orthodoxen Pietismus fernstehenden Leser werden den schönen Ausführungen in Bosses Briefe um so lieber zustimmen.

Bonn — Adolf Kamphausen

Berlin, den 29. März 1900

Hochgeehrter Herr!

Ihr freundlicher, ausführlicher Brief vom 26. dieses Monats erfüllt mich mit lebhaftem Danke für das Vertrauen, mit dem Sie mir Ihren Schmerz über die immer mehr wachsende Macht des Atheismus und Materialismus in unserm Volke und Ihre Gedanken über eine etwa mögliche Eindämmung und Besiegung dieser zweifellos größten aller Gefahren, von denen unser Volkstum bedroht wird, aussprechen.

Ich würdige diese vertrauensvolle, offene Aussprache in vollem Maße und werde mich ebenso rückhaltlos mit unbedingtem Vertrauen darüber äußern. Ich stimme Ihnen darin zu: Der Kampf gegen den Unglauben kann siegreich nicht durch die Dogmen geführt werden. Das Dogma an sich ist tot. Nicht auf das Dogma kommt es an, sondern auf Religion, auf persönliches, religiöses Leben, auf die innerliche persönliche Stellung des Einzelnen zu Gott. Nur daraus fließt ethische Kraft zur Ueberwindung des Bösen. Es ist Schleiermachers Verdienst, dies dargetan und — wenigstens in der evangelischen Theologie — zur Anerkennung gebracht zu haben. Es kommt also Alles darauf an, dieses persönliche, religiöse Verhältnis zu Gott zu wecken und, wo es noch vorhanden ist, zu erhalten, zu stärken, zu sammeln. Mit Erfolg kann das nicht durch Gewalt, nicht durch dogmatischen Zwang und Streit, sondern nur durch Liebe, durch Ueberzeugung, durch das Vorleben christlichen Tuns geschehen. Sie glauben, dies Ziel sei zu erreichen durch eine zu schaffende Nationalkirche, in der alle Konfessionen sich im Gebet zu Gott vereinigen können, und da in dem einen und höchsten Punkte der Religion, in dem Glauben an Gott, alle Konfessionen einig seien, so könnte man die Gottesgläubigen aller Konfessionen zu einer undogmatischen, nationalen Gotteskirche vereinigen, die nicht mit, für und gegen Dogmen kämpfte, sondern jedem sein Dogma ließe und dem Volke nur die Religion und Moral erhielte.

Der Gedanke ist alt. Die Sehnsucht nach einer Herde und einem Hirten (Gott) ist so alt wie das Christentum. Viele Tausende haben von jeher diese Sehnsucht geteilt. Man kann beinahe sagen: Jeder anständige, nicht in nacktem Egoismus versunkene Mensch muß sie teilen, hat sie auch von jeher geteilt und muß sich in seinem Leben irgendwie einmal mit diesem großen, naheliegenden Menschheitsgedanken abgeben und abfinden.

Das Merkwürdige dabei ist aber, daß alle Versuche, diesen Gedanken durch irgend eine Organisation zu realisieren, bisher gescheitert sind. Worin liegt der Grund?

Von der katholischen Kirche sehe ich zunächst ab. Sie behauptet, daß sie und nur sie die einzig mögliche Realisierung dieses Gedankens sei. Aber Voraussetzung hierfür ist, daß sie auch nicht ein Tüttelchen von ihrem Dogmatismus abläßt. Sie ist gegen den Einzelnen ungeheuer nachsichtig, sie verlangt nur

äußere Unterwerfung und Zugehörigkeit, alles Andre steht ihr günstigstenfalls in zweiter Linie. Mit ihr ist kein Paktieren möglich. Sie bekämpft jede Organisation, die etwas Andres erstrebt als sie, die neben ihr die Menschen religiös sammeln will, bis aufs Blut.

Aber auch die evangelische Kirche aller Farben, Richtungen und Denominationen wird dem Plane kühl bis ans Herz hinan, wenn nicht direkt feindlich gegenüberstehen. Denn auch die evangelische Kirche aller Richtungen glaubt, daß sie schließlich die Realisierung des großen Einheits- und Friedensgedankens sein wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß trotz einzelner bedauerlichen Vorkommnisse — innerhalb der evangelischen Kirche oder Kirchen der Dogmenstreit und die Ueberschätzung des Dogmatismus im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts abgenommen hat.

In der evangelischen Kirche ist in der Tat die Religion, das Betonen des persönlichen, die Sittlichkeit beeinflussenden Verhältnisses zu Gott gewachsen und noch im Wachsen. Aber auch die freieren Richtungen in der evangelischen Kirche — ich meine nicht bloß die negativen, sondern auch die positiven, zu innerer Freiheit durchgedrungenen — haben immer noch eine gewisse Summe dogmatischer Sätze und geschichtlicher Voraussetzungen, die für sie Gewissenssache sind, von denen sie nicht lassen und die über den „Glauben an Gott" hinausgehen. Das ist auch natürlich. Denn der Glaube an Gott, der Glaube, um den es sich auch bei ihnen handelt, ist doch immer christlicher Glaube, also irgendwie durch das Christentum beeinflußt. Die ganze Kulturwelt ist durch die größte aller geschichtlichen Tatsachen, das Christentum, beeinflußt. Daran ist nicht vorbeizukommen. Und deshalb verbindet sich schon mit der allgemeinsten Formulierung „Glaube an Gott" immer ein Minimum von Dogma; irgend eine Antwort auf die Frage: „Wie dünket euch um Christo?" Hier, nicht an dem bloßen Gottesglauben, scheiden sich die Geister. Und deshalb wird Ihr warmherziger Appell an die Liebe und den gemeinsamen Gottesglauben nicht den Wiederhall finden, den Sie erhoffen. Auch ganz abgesehen von den Ketten der Gewohnheit und dem Mißtrauen gegen alles Neue auf religiösem Gebiete.

Der große Gedanke „Eine Herde und ein Hirt" muß sich naturnotwendig geschichtlich weiter entwickeln und auswirken. Mit einer weitherzigen, ad hoc gemachten Organisation ist das Ziel meines Erachtens nicht zu erreichen, es muß allmählich durch das immer tiefere Hineinwachsen in die Wahrheit kommen. Die Wahrheit allein kann und wird die Menschheit frei machen, und je mehr das geschieht, desto völliger, reiner, beglückender kommt das „Reich Gottes". Jeder Einzelne an seinem Teil muß dazu mitarbeiten und arbeitet mit, wenn er da, wohin Gott ihn gestellt hat, nach Kräften selbstlos seine Schuldigkeit tut.

Ich begegne mich mit dieser Auffassung mit dem verewigten Helmholtz, der sie auch einmal in meiner Gegenwart am Sarge seines Kollegen und Freundes Kundt öffentlich ausgesprochen hat.

Ich habe völliges Verständnis für Ihr Ausschauen nach Hilfe, um Millionen unsers Volks zu retten, und wenn man älter wird, drückt einem die Not unsers Volks doppelt schwer auf die Seele. Aber so oft ich mich mit diesen Dingen beschäftigt habe, immer wieder habe ich mich für meine Person bescheiden müssen. Dies ist nicht zu machen, sondern es muß werden. Der Weg kann freilich, wenn gegen den Materialismus, Atheismus und begehrlichen Sozialdemokratismus nicht eine starke, innerliche, gesunde Reaktion sich Bahn bricht, durch viel Unkultur, Schrecken, Blut und Tränen gehen. Aber dennoch! Die Wahrheit allein kann und wird zuletzt siegen. Und ich will doch auch hinzufügen: Nicht alle Zeichen der Zeit sind pessimistisch, wir sind ja augenblicklich im Zeichen eines überaus kleinen Epigonentums, und was wollte ich lieber, als daß Gott uns noch einen Recken nach Bismarcks Art erleben ließe!

Aber zum Verzagen liegen die Dinge noch lange nicht. Geht es auch langsam und in seltsamen Undulationen, schließlich muß es doch vorwärts gehen.

Verzeihen Sie mir die Offenheit meiner Aussprache, aber ich glaubte, sie Ihnen auf Ihren schönen und warmherzigen Brief schuldig zu sein.

In herzlicher Verehrung bin ich stets

Ihr ganz ergebener Bosse

Fortschritte auf dem Gebiete des Okkultismus

1

Vor einer Reihe von Monaten baten Sie mich, ich möchte im Interesse der Christlichen Welt die Literatur der sogenannten okkultistischen Bewegung verfolgen und Ihrer Zeitschrift darüber Bericht geben. Sie präzisierten Ihre Haltung zu diesen erstaunlichen Dingen mit den Worten:

> Zum mindesten legt aber die große Anhängerschaft spiritistischer und ähnlicher Theorien uns die Pflicht auf, die Bewegung als eine soziologisch interessante und religiös bedeutsame Zeiterscheinung zu betrachten, die erforscht und ernstlich verstanden sein will, ehe man über sie urteilt.

In den Dienst dieses Verständnisses möchte ich meine kurzen Literaturberichte stellen. Sie sollen den Leser auf die wertvolleren Neuerscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam machen. Alles Minderwertige, Alles, was für die zukünftige Entwicklung dieser gewaltigen Probleme bedeutungslos ist, lasse ich bei Seite.

So z. B. die „Theosophie". Ich spüre keine Neigung, über dieses sich bis zur Eintönigkeit wiederholende Sammelsurium unverifizierbarer Behauptungen, als welches sich die Theosophie darstellt, zu referieren, schon deshalb nicht, weil sich „Niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag" (Goethe). Wer sich über die Theosophie, die theosophische Gesellschaft und ihre Gründerin aufklären will, der lese entweder Solovyoff: A modern Priestess of Isis (1885 London, Longmans Green u. Co.) oder Madame Blavatzky and her Theosophy, a Study by Arthur Lillie (London, Swan Sonnenschein u. Co. 1895). Außerdem empfehle ich einen sachverständigen Aufsatz von Professor a. D. Sellin: Die Adyar-Theosophie, ein Welthumbug, im zweiten Novemberheft 1905 der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort". Schließlich sei noch hingewiesen auf die Reihe instruktiver Aufsätze über Spiritismus und Theosophie, die sich in den Nummern 16, 17, 18, 26 und 29 der Christlichen Welt vom Jahre 1897 finden.

Das ganze hier in Frage kommende Gebiet leidet an einer Unzulänglichkeit des begrifflichen Ausdrucks. „Okkult" ist eigentlich jede Tatsache, welche ihren Platz innerhalb eines gesetzmäßigen Zusammenhanges noch nicht gefunden hat oder zu deren Hervorbringung die bisher bekannten Kräfte nicht auszureichen scheinen. Dafür gibt es in jeder Wissenschaft der Beispiele eine Fülle. Mehr soll die Bezeichnung „okkult" für solche Phänomene wie Telepathie, Clairvoyance, Mediumismus 2c. auch nicht besagen; man nimmt hier nur das negative Merkmal des noch nicht Aufgehellten zum leitenden Merkmal einer Gruppe von Phänomenen, die untereinander die größten Artunterschiede aufweisen. Das Wort hat sich aber in den Kultursprachen so eingebürgert, daß man es schon der Bequemlichkeit wegen gebraucht. In der englischen Sprache bildet das Wort psychic oder psychical ein Aequivalent zu occult. Die englische Gesellschaft zur Erforschung der okkulten Phänomene heißt Society for Psychical Research. In neuester Zeit ist noch der Ausdruck metapsychical Mode geworden. Dieser Ausdruck ist eine Uebersetzung des von Professor Richet geschaffenen Begriffes metapsychique. Das Wort erklärt sich durch seine Zusammensetzung selbst. Man will damit ausdrücken, daß die hier in Betracht kommenden Phänomene keinen Raum in der orthodoxen Psychologie der Gegenwart finden können. Neben metapsychique ist im Französischen noch psychique im Gebrauch. Alle diese Begriffe haben einen weiteren Umfang als der Begriff „Spiritismus". In diesem Begriff liegt, genau genommen, nur die Behauptung, daß sich für eine engere Gruppe

von Phänomenen ein Verständnis nur aus der Annahme der Wirksamkeit entkörperter Geister (discarnate spirits) gewinnen läßt.

Wie es aber häufig geschieht, ist im populären Bewußtsein eine pars pro toto-Verschiebung*) eingetreten. Trotzdem solche Phänomene wie Telepathie, Clairvoyance, Somnambulismus, Wahrträume u. A. mit dem Spiritismus Nichts zu tun haben, so findet sich diese Bezeichnung auch für das weitere Gebiet des Okkultismus. In Anlehnung an die von englischen Schriftstellern viel gebrauchte Wendung: Modern Spiritualism benutzt man auch im Deutschen den Ausdruck: „Moderner Spiritualismus."

Okkulte Phänomene hat es zu allen Zeiten gegeben; aber erst seit sechzig Jahren gibt es eine okkultistische Bewegung, die innerhalb der Kulturmenschheit jährlich eine Reihe von streng wissenschaftlich gehaltenen Werken produziert, die jahraus jahrein mit den Mitteln moderner Wissenschaft die Phänomene untersucht und in Fachzeitschriften öffentlich diskutiert, die Millionen von Anhängern zählt und auch stetig immer weitere Kreise der außerdeutschen Gelehrtenwelt zu sich herüberzieht. Davon weiß man in Deutschland recht wenig. Es ist gradezu beschämend, wenn ein Mann wie Wundt in der soeben ausgegebnen zweiten Auflage seiner Essays seinen 1879 erschienenen Aufsatz über Spiritismus ohne jede Veränderung wieder abdruckt und in einer späteren Nachschrift u. A. folgende Sätze hinzufügt:

> Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit darf es wohl angesehen werden, daß sich der Prüfung der „mediumistischen" Kundgebungen in neuerer Zeit mehr und mehr diejenigen unterzogen haben, die schon in dem obigen Briefe als die wahren Sachverständigen bezeichnet worden sind, nämlich die Taschenspieler. Die „Vorstellungen aus dem Gebiete der höheren Magie" haben bereits so allgemein „antispiritistischen" Demonstrationen und Experimenten Platz gemacht, daß an dem pädagogischen Erfolg der letzteren wohl nicht zu zweifeln ist.

Und das schreibt Wundt angesichts der sich schon durch zwei Jahrzehnte erstreckenden Arbeiten der Society for Psychical Research, angesichts der positiven Stellungnahme von Männern wie William James, Hyslop, Richet, Sir Oliver Lodge, Myers, Flammarion, Schiaparelli u. A. Von den für die okkultistischen Tatsachen eintretenden Untersuchungen dieser Gelehrten zitiert Wundt nicht ein einziges Buch, geschweige denn ein Essay. Nur ein Werk von Papus und eins von Kiesewetter gibt er als Literatur für den Okkultismus an. Die skeptisch ablehnende Haltung Wundts greife ich hier nicht an; es gibt aber eine Skepsis, welche Schopenhauer „Skeptizismus der Ignoranz" genannt hat.

Ihr gesellt sich in Deutschland eine wissenschaftliche und philosophische Impotenz derjenigen Kreise hinzu, welche literarisch bei uns den Okkultismus vertreten. Was ein wissenschaftliches Kleinbürgertum in den spiritistischen Zirkeln unserer Großstädte treibt, das muß jeden feiner fühlenden und denkenden Menschen abstoßen. Daher kommt es auch, daß es wohl nirgends so viele verschämte und heimliche Anhänger des Spiritismus gibt als bei uns. Man möchte eben nicht mit einem Dr. Egbert Müller wissenschaftlich zusammen etikettiert werden. Dieser unerfreuliche Zustand wird wohl so lange anhalten, bis sich auch bei uns eine der englischen Society for Psychical Research ähnliche Institution gebildet hat. Dafür bedarf es freilich mutiger, dem öffentlichen Vorurteil trotzender Männer.

Doch genug der Vorbemerkungen.

Ich möchte heute zunächst auf ein französisches Werk hinweisen, das mir in einer englischen Uebersetzung vorliegt. Es beschäftigt sich mit einer Reihe metapsychischer Phänomene, ohne für diese die spiritistische Hypothese in Anwendung zu bringen. Les Phénomènes Psychiques: Recherches, Observations, Methodes, Par le Dr. J. Maxwell. Préface du Professeur Ch. Richet. (Felix Alcan, Bibliothèque de philosophie contemporaine, Paris 1904. I vol. 5 fr.) Die englische Uebersetzung trägt den Titel: Metapsychical phenomena und enthält noch eine Einleitung von Sir Oliver Lodge, dem hervorragenden mathematischen Physiker und Rektor der neuen technischen Hochschule in Birmingham. Oliver Lodge macht in

*) Pars pro toto = ein Teil für das Ganze. D H

dieser Einleitung auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen Frankreich und England in der Behandlung der okkulten Phänomene herrscht. Diese werden in England mehr von den Physikern und Chemikern, in Frankreich mehr von Biologen, Physiologen und Medizinern untersucht. Während bei den anglo-amerikanischen Forschern in die Diskussion letzte religiöse und philosophische Probleme hineinspielen, ist bei dem französischen Gelehrten ein fast agnostischer Positivismus vorherrschend. Sie haben bei ihren Untersuchungen keinen Hintergedanken religiöser Art, keine Theorien über Geister und Unsterblichkeit. Ich lasse es hier dahingestellt, ob sich angesichts der Tatsachen dieser agnostische Schwebezustand auf die Dauer durchführen läßt. Jedenfalls ist einstweilen für die Sache diese Verschiedenheit der wissenschaftlichen Temperamente von Wert. Außerdem beweisen die Franzosen durch ihr Verhalten die Unrichtigkeit des bei uns immer wieder vorgebrachten Satzes, daß die ganze okkultistische Bewegung nur einem irre geleiteten Unsterblichkeitswunsche ihre Entstehung und Fortwucherung verdanke. Eine bequeme Behauptung, um sich unbequeme Tatsachen vom Leibe zu halten! Wer sich die Mühe gibt das Buch von Maxwell zu lesen, wird nicht länger auf dem Faulbett dieser Behauptung ruhen können.

Maxwell ist Unterstaatsanwalt am Appellationsgerichtshofe von Bordeaux. Er war nicht voreingenommen zu Gunsten der Phänomene, betrachtete sie vielmehr anfangs als jeder Prüfung unwert. Als er dann in seinem fünfunddreißigsten Jahre genauer mit ihnen bekannt wurde, studierte er sechs Jahre klinische Medizin, um für die Untersuchung des Okkultismus besser ausgerüstet zu sein. Nach zehn Jahren unausgesetzten Forschens und Prüfens tritt er in dem vorliegenden Buche für die Echtheit von mehreren Kategorien okkulter Tatsachen ein:

> Ich versuche nicht Proselyten zu machen und es ist mir wirklich gleichgültig, ob meine Zeitgenossen meine Ansichten teilen oder nicht teilen. Aber der Anblick von einigen wenigen tapferen Männern, welche die Schlacht allein auskämpfen, ist mir nicht gleichgültig. Es liegt eine gewisse Feigheit darin ihre Behauptungen zu teilen, während man es ihnen allein überläßt dem Anprall des Angriffs standzuhalten, dem sie wegen ihrer mit so viel Mut verfochtenen Anschauungen ausgesetzt sind. Diesen tapfereren Geistern widme ich mein Buch .... Ich will sie wissen lassen, daß ich ihrer Meinung bin, und daß meine Beobachtungen die ihrigen in vielen Punkten bestätigen. Ich wende mich auch an diejenigen, welche die Realität der in diesem Buche behandelten Phänomene feststellen wollen. Ich habe versucht eine Lücke auszufüllen, indem ich zeigte, welche Methoden einzuschlagen sind, um zu wertvollen Resultaten zu kommen — Resultaten, die weit weniger schwer zu erlangen sind, als man gemeinhin glaubt.

Maxwell hat sich hauptsächlich der Untersuchung der sogenannten physikalischen Phänomene zugewandt: Klopftöne, Bewegung von Gegenständen, ohne daß diese Gegenstände berührt werden (telekinesis), Bewegung von Gegenständen, die berührt werden, ohne daß diese Berührung aber ausreicht zur Erklärung der Bewegung (parakinesis), und gewisse Leuchtphänomene; von den sogenannten intellektuellen Phänomenen behandelt Maxwell freilich in ziemlich kursorischer Weise u. A. solche Tatsachen wie Kristallsehen, Träume, Telepathie, Telästhesie, automatisches Schreiben. Ein besonderes Kapitel ist der Diskussion des Betrugs und des Irrtums gewidmet.

Mit Ausnahme der Untersuchungen über die Leuchtphänomene, bei denen Dunkelheit selbstverständlich geboten war, hat Maxwell stets bei vollem oder gedämpftem Licht experimentiert; er hat damit den Vorwurf entkräftet, daß diese Phänomene nur in der Dunkelheit, die alle Kontrolle unmöglich macht, geschehen. Man bekommt aus dem Buch den Eindruck, daß der Verfasser kühl und nüchtern und ohne vorgefaßte Theorien zu beobachten versteht und imstande ist, das Erfahrene scharf und präzis zu beschreiben. Maxwell erinnert mich in seinem geistigen Habitus an Ernst Mach.

Während die Society for Psychical Research ihre Berichte mit allen genauen Einzelheiten zur kritischen Nachprüfung ausstattet, hat Maxwell das in den meisten Fällen unterlassen. Hätte Maxwell die Darstellungsweise der Society for Psychical Research eingehalten, so wäre sein Buch, das in der englischen Uebersetzung schon 448 Seiten umfaßt, auf das Vier- oder Fünffache des Umfangs gewachsen, wäre also

in unlesbares Monstrum geworden. Außerdem aber hat Maxwell eingesehen, daß es unmöglich ist, feindliche Kritiker auch durch die eingehendsten Berichte zu überzeugen. Irgend eine Lücke, die scheinbare Nichtbeachtung irgend eines Vorsichtsmomentes wird der den Dingen persönlich fernstehende Kritiker stets entdecken können, und da er die Wucht der Tatsächlichkeit nicht erlebt hat, so fehlt ihm für die von ihm ausgeklügelte Möglichkeit, welche er in dem Protokoll nicht beachtet findet, jeder Abschätzungsmaßstab. Die Unmöglichkeit der Phänomene stand ihm aber im voraus fest; er wird also mit überlegenem Lächeln der Welt verkünden: Grade an der Nichtbeachtung des von ihm entdeckten Momentes scheitere die ganze Beweiskraft der in Rede stehenden Experimente. Ich glaube bei Rochefoucauld steht der Satz: Le vrai moyen d'être trompé c'est de se croire plus fin que les autres.

Maxwell hat sich, wie Sir Oliver Lodge in der Einleitung ausführt, mit drei Dingen begnügt:

1. Sich lange und sorgfältig als Beobachter zu erziehen.
2. Zu lernen und geführt zu werden von den Phänomenen, wie sie sich ereignen.
3. Einen allgemeinen Bericht des Eindrucks zu geben, den die ihm vorkommenden Tatsachen auf ihn gemacht haben.

Ich möchte das mit französischer Klarheit und Eleganz geschriebene Buch als eine Art Propädeutik für die Phänomenologie des Okkultismus empfehlen. Grade die Mängel des Buches: das Abblenden aller theoretischen Diskussion, das Bestreben unter Ausschaltung des in den sechzig Jahren angesammelten Beweismaterials ganz von vorn mit den einfachsten Phänomenen wieder zu beginnen, die Scheu das post mortem-Problem*) aufzunehmen — grade diese Mängel geben vielleicht dem Buch für Neulinge auf diesem Gebiet einen gewissen propädeutischen Wert. Die Lektüre des Werkes kann auch die Assoziationen der Lächerlichkeit zerstreuen, welche sich mit dem Gedanken an diese Dinge in den Kreisen des gelehrten und ungelehrten Publikums verknüpfen. Es ist allmählich Zeit auch in Deutschland einzusehen, daß wer heute von den okkulten Phänomenen im Stile der Tagespresse denkt und schreibt, auf der gleichen Höhe der Bildung steht wie derjenige, welcher chemische Experimente sich nur in der phantastischen Zurüstung einer Theater-Hexenküche vorstellen kann. Aller Beschreibung okkulter Phänomene haftet freilich eine Schwierigkeit an: Wer nie irgend ein Phänomen persönlich beobachtet hat, dem fehlt die Apperzeptionsmasse, um die geschilderten Phänomene richtig und verständnisvoll aufzunehmen. Bücher wie das Maxwellsche müssen dem Leser aber Achtung vor der wissenschaftlichen Arbeit dieser Pioniere einer neu entstehenden Wissenschaft abnötigen, welche, nach einem Worte von Sir Oliver Lodge, sich noch im vornewtonischen, vielleicht sogar noch im vorkopernikanischen Stadium befindet. Und trotzdem wir kaum die ersten Schritte in dieser Wissenschaft getan haben, scheint es schon, als ob von den Tiefen des Kosmos und den Tiefen der todüberdauernden Menschenseele ein weiterer Schleier weggezogen und das Bild einer Welt leuchtend heraufdämmern würde, welches für Religion, Philosophie und Wissenschaft dieselbe, wenn nicht noch eine größere umwälzende Bedeutung birgt, wie die Entstehung des naturwissenschaftlichen Weltbildes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Vorerst aber heißt es noch: Tatsachen auf Tatsachen häufen, beobachten, registrieren und wieder beobachten. Betrug und Irrtum, die beide vorkommen, mögen zur Erklärung vereinzelter Phänomene ausreichen, sie versagen aber zur Erklärung von hunderten und tausenden exakt beobachteter und von ersten Forschern kritisch untersuchter und gesammelter Phänomene. Daher sind solche Arbeiten wie Maxwells mit ihrer rein positivistischen Haltung zu den Phänomenen für die Gesamtbewegung von Bedeutung.

Maxwell gehört mit zum leitenden Komitee der Monatsschrift, welche seit dem 1. Januar 1905 unter der Leitung von Dr. Dariex und Professor Richet ein wissenschaftlich-kritisches Organ für die Probleme des Okkultismus bildet. Ihr Titel lautet: Annales des sciences psychiques. Publication mensuelle consacrée aux recherches expérimentales et critiques sur les phénomènes de Telepathie, Lucidité, Prémonition, Mediumnité etc. Die Zeitschrift erscheint zugleich in drei Sprachen: englisch, französisch und italienisch. Zu dem Redaktionskomitee gehören außer Dr. Maxwell noch: Sir William Crookes, der Astronom Camille Flammarion, Professor Cesar Lombroso, Marcel Mangin, Professor Henri Morselli, Professor Julien Ochorowicz, Professor François Porro, Albert de Rochas, Albert von Schrenck-Notzing. Der Umfang jedes Heftes beträgt 64 Seiten, das jährliche Abonnement kostet 12 Fr. Bevor die Zeitschrift von Richet geleitet wurde, bestand sie schon fünfzehn Jahre.

Es ist mir natürlich unmöglich auf den reichen Inhalt auch nur des letzten Jahrganges einzugehen. So beschränke ich mich denn darauf nur einige Arbeiten von allgemeinerem Interesse zu erwähnen. Das Januarheft 1905 enthält einen wertvollen Aufsatz von Professor Richet über das Thema: Sollten die Phänomene des Spiritismus ernsthaft studiert werden? Die energische Bejahung dieser Frage stützt sich auf folgende, im Einzelnen sachlich durchgeführte Argumente:

1. Es gibt keinen Widerspruch zwischen den Tatsachen und Theorien des Spiritismus und den positiven Tatsachen der Wissenschaft der Gegenwart.
2. Die Zahl der Schriften — Bücher, Memoiren, Feststellungen, Notizen, Erfahrungen — ist so bedeutend und gestützt von solchen Autoritäten, daß es nicht erlaubt ist, diese unzähligen Dokumente ohne ein unparteiisches und ernsthaftes Studium zu verwerfen.
3. Die Wissenschaft der Gegenwart ist so elementar im Vergleich mit dem Wissen, welches die Menschheit eines Tages besitzen wird, daß an Tatsachen Nichts a priori unmöglich ist, selbst wenn es uns als höchst außergewöhnlich erscheint. („Die gescheitesten Männer aller Epochen zeigen eine unbewußte Neigung anzunehmen, daß Tatsachen, welche mit ihren Ideen unvereinbar sind, übernatürlich oder falsch sind.“ Maxwell S. 13.)
4. Die scheinbaren psychologischen Absurditäten des Spiritismus sind nicht von solcher Art, um uns a priori davon abzuhalten, die experimentellen Tatsachen zu studieren.

Im Novemberheft 1905 hat Richet seinen ersten ausführlichen Bericht über die Materialisationsphänomene veröffentlicht, welche er während des Monats August in der Villa des Generals Noël in Algier unter kritisch günstigen Bedingungen beobachtet hat. Richet schließt den Aufsatz mit den Worten:

> Je suis convaincu que j'ai assisté à des réalités, non à des mensonges. Certes je ne saurais dire en quoi consiste la matérialisation. La solution de ce problème est peut-être toute différente de celle que lui donnent naivement les spirites. Je suis seulement prêt à soutenir qu'il y a là quelque chose de profondément mystérieux qui changera de fonds en comble nos idées sur la matière et sur la vie.

Die französische Presse wurde in die Diskussion über diese Materialisationssitzungen mit hineingezogen; sie hat sich natürlich auf die Seite der dümmsten Betrugshypothesen gestellt. Inzwischen wird die Diskussion über die Sitzungen in den Annales weitergeführt.

Für das April-Maiheft 1906 hat Professor Lombroso einen interessanten Artikel geschrieben über Les „maisons hantées“ que j'ai étudiées. Lombroso schließt mit den Worten:

> Pour ma part si j'ai pu avoir le tort de nier ces faits avant de les avoir observé, je n'ai pas cru au moins être tenu à les nier, parce que je ne parvenais pas à les expliquer.

Ueber Lombrosos Mitarbeit an der Erforschung der okkulten Phänomene handelt im Juliheft 1906 ein Aufsatz von E. Bozzano: César Lombroso et la psychologie supernormale.

J S

D H

*) Post mortem = nach dem Tode.

Das Interesse der Familie an der Mädchenschulreform

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Mit ungerührter Gleichgültigkeit, ohne Bedürfnis, zu einem selbständigen Urteil auf

diesem wichtigen Gebiet zu kommen, scheint das gebildete Publikum den schweren Kämpfen zuzusehen, unter denen eine neue Frauenbildung zu Tage treten will, die den allerstärksten Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Familienlebens haben wird, weil die Wurzeln des Frauenlebens davon berührt werden. Und wo wurde raisonniert über die Fehler und Nutzlosigkeit der alten Schule? Wo erklang immer das spottende Wort: „Wozu braucht ein Mädchen das zu wissen?" Wo brauste der Unwille auf, wenn ein faules oder unfähiges Mädchen nicht versetzt wurde? Wo wurde durch alle diese Dinge der Pflichternst und die Arbeitsfreudigkeit der Mädchen für die Schule untergraben?

In der Familie.

Wer wird die Zeche bezahlen, wenn auch diesmal die Mädchenschulreform stecken bleiben sollte, wie der Schwimmer im trüben Wasser stecken bleibt, wenn ihn die Ranken der Schlammpflanzen trotz alles Zappelns niederziehen?

Die Familie.

Wer trägt die Sorgen, wenn die Töchter weiter hilflos ins Leben treten müssen, untüchtig zur Hausfrau und Mutter, ohne Verständnis, ohne Anteil bei den sozialen Entwicklungen und ihren Nöten, ohne die Fähigkeit erworben zu haben, sich einem selbständigen Beruf zuwenden zu können? Wenn sie oberflächlich und prätentiös der Wirklichkeit entfremdet bleiben, wenn in ihrer Seele auf einer breiten Bettelsuppe unklaren Halbwissens einige widerlich fette Brocken „höherer" Gelehrsamkeit schwimmen, ihren Brüdern zum Spott?

Die Familie.

Denn die bisherige höhere Mädchenschule, an der Väter und Mütter so viel mäkeln, ohne nach den Ursachen zu forschen, beruht immer noch auf einem abstrakt blutleeren System konstruierter Begriffe über weibliche Eigenart und weibliche Bildung, das sie zu einer gesunden Entwicklung so lange nicht kommen läßt, als nicht grundsätzlich der morsche Boden verlassen wird, auf dem sie erwuchs. Sie vermittelte immer lehrplanmäßig eine luftdünne Bildung, die der Seele des Mädchens nicht Kraft zuführte zum gesunden Einatmen und Auswirken, und die seine Füße nicht stärkte, sich fest auf Gottes Erdboden zu stellen. Wer sich noch nicht klar darüber geworden ist, der lege sich einmal prüfend die beiden Fragen vor:

1. Womit beschäftigt sich das Mädchen geistig nach dem Verlassen der Schule? — Denn die geistige Ausbildung war die Aufgabe der Schule, und die geweckten Interessen sind für den Erfolg das sichere Zeugnis.

2. Wofür ist das Mädchen nach dem Verlassen der Schule befähigt? — Denn der Ertüchtigung für die Aufgaben des Lebens muß zuletzt alle Allgemeinbildung dienen.

Das immer stärkere Zudrängen der Mädchen auf Weiterbildung in Gymnasialkursen, Seminaren, Handels- und Gewerbeschulen, sozialen und wirtschaftlichen Kursen, das man als scheinbaren Gegenbeweis gegen meine Anklagen anführen könnte, beruht offensichtlich auf anderen Ursachen als den im Schulunterricht gewonnenen Interessen. Die hungrige und doch zunächst sehr unbehilfliche Gier, mit der die geistige Arbeit in diesen zielbewußten Reife- und Berufsschulen ergriffen wird, gleicht nicht dem Appetit, der beim Essen kommt, sondern dem Heißhunger des halb verkümmerten Magens, dem man allzuviel Steine statt Brot geboten hat. Was die höhere Mädchenschule leistet und an warmen Kräften in den Seelen ihrer Zöglinge weckt, das leisten und wecken trotz dem falschen System und trotz der untüchtigen Lehrpläne die wahrhaftigen und tüchtigen Persönlichkeiten der Lehrer und Lehrerinnen, die da in der Arbeit stehen mit voller Liebe und Hingabe ihrer Kraft. Auch hier könnte man mir einwenden, daß überall und bei den besten Lehrplänen nur die Persönlichkeiten wirken, daß ohne sie alles Wissen tot bleibt, so daß den armen Schülern, wie einmal Einer gesagt hat, vor lauter Lernen der Verstand rudimentär wird — wenn sie überhaupt lernen. Zugegeben und gern doppelt auf die Mädchenbildung angewendet, weil es weibliche Eigenart ist, bei sehr beweglichem, stets von starken Gefühlen durchströmtem und getriebenem Vorstellungsleben nur da zu intuitivem Zufassen, zum Ergreifen und Verarbeiten des gebotenen Wissens zu kommen, wo es der unruhig suchenden, sehr subjektiv gefärbten Seele mit lebendiger, persönlicher Wärme geboten wird. Es ist nur die Frage, ob dies im persönlichen Verhältnis geweckte Interesse übergeleitet werden kann auf die Sache selbst, so daß nun der Schüler — immer natürlich noch abhängig von der Art, mit der führende Persönlichkeiten ihm das Wissen mundgerecht machen — sich dem Wissen und Erkennen selbst zuwendet, weil er dort Werte für sein eignes Leben entdeckt hat. Und hier hat bisher die Mädchenschule viel zu viel in weltfremdem, theoretisierendem Idealismus, wenn ich es einmal gutmütig so nennen will, versagt, und die Knabenschule nicht. Es ist der höheren Mädchenschule nicht gelungen, das „höhere" Wissen als solches dem Mädchen wertvoll zu machen und einen erkennbaren Zusammenhang zwischen der Schularbeit und seinem zukünftigen Frauenleben sicher herzustellen.

Aber es ist Menschenlos, zwischen Scylla und Charybdis schiffen zu müssen. Daß die höhere Knabenschule dem Knaben reale Werte für sein Weiterstreben zu bieten hat und ihn stark vom persönlichen Verhältnis zum Bewältigen der Sache treibt, hat sie zu der Gefahr geführt, durch ihre Berechtigungsziele das geistige Proletariat zu fördern und sie zu überschwemmen mit solchen Zöglingen, die alles Andre, nur nicht das Wissen und das Erkennen selbst suchen. Es wird stets von den idealsten Gütern, die die beste Schule bieten kann, gelten müssen: Dem Barbaren sind sie Stein; Steine, auf denen er zu Karriere, zu Rang und Orden, zu Reichtum und Ansehen in die Höhe klettert.

Trotzdem wäre es ein kulturunwürdiges Verfahren, wollten wir mit der Mädchenschule in jener abstrakten Ziellosigkeit verharren, um sie vor dem Versinken in konkretes Strebertum zu bewahren. Alle hochtönenden Warnungen vor diesen, auch von den maßvollen Kreisen der „Frauenbewegung" klar erkannten Gefahren fallen uns Frauen etwas mit moralinsaurem Beigeschmack auf die Zunge, so lange sie nicht von positiven Vorschlägen für einen vollwertigen Weg zu kraftvoller, der Wirklichkeit des Lebens dienender Ausbildung der Frau begleitet sind, die das deutsche Mädchen erlösen aus der minderwertigen lebenslangen Abhängigkeit von fremdem Willen und den Zufällen und Launen eines Lebens, das doch nur durch eigne Kraft und eignen klaren, zielfrohen Willen bewältigt werden kann.

Anklagen ist leicht, bringt auch leicht Unfrieden und erhöhte Not, weil man mit erregter Seele die Schuld der Andern hervorzerrt, ohne der eignen Schuld genügend zu gedenken. Und doch kann ich nicht vermeiden, wenn der heutige Kampf und seine Gegensätze verstanden werden sollen, den Finger auf eine alte Schuld zu legen, aus der, wie aus einer fressenden Wunde, viel Ursache zu Bitterkeit und Parteifeindseligkeit gequollen ist in dem Ringen um die rechte Frauenbildung. Ganz gewiß, von alten Zeiten her tragen die deutschen Frauen ein gut Teil selbst die Schuld, daß die Anstalten für ihre geistige Bildung so gewissenlos mangelhaft blieben, daß ihre Kräfte und Aufgaben so minderwertig verkannt wurden. Bis zur heutigen Stunde ruht die Masse der Frauenwelt viel zu befriedigt unter dem kühlen Schatten ihrer weiblichen Vorrechte, die die Sitte ihnen um so lieber gewährt, als sie dann von ihren menschlichen Rechten schweigen. Das bequeme Träumen und Warten, Tändeln und Genießen geht leichter ein, als die ernste Vorbereitung und Ertüchtigung für das Leben. An allen weiblichen Fehlern, wie sie so von den Lebensgewohnheiten großgezüchtet sind, haben wir ein voll gerüttelt Teil Schuld, und die minderwertigen Auffassungen über weibliche Eigenart, die unser Schulsystem beherrschen, haben *wir* in den männlichen Führern angeregt. „Wir Frauen" solidarisch genommen, denn so sollen wir uns fühlen, besonders in Zeiten der Not.

Und doch, Zorn und Bitterkeit muß jede denkende Frauenseele ergreifen, wenn sie sieht, was der führende Mann aus der Frauenbildung gemacht hat.

Daß allerstärkster Fraueneinfluß niemals ausgeschaltet werden kann im Leben, ist sicher; sicher ist auch, daß der Segen des Fraueneinflusses auf die Kulturentwicklung nicht aus dem kalten Verstand, sondern aus dem warmen Herzen strömt. Allein ob dieser intuitive Frauenanteil an der Kultur, so inkognito und unkontrollierbar, nicht geläutert und gehoben würde,

wenn das Frauenherz planmäßig einer energischen geistigen Zucht des Denkens und des sittlichen Willens unterstellt würde, statt sich durch triebmäßige Sympathien und Antipathien blind und unverantwortlich leiten lassen zu müssen? Die Frau ist bis jetzt stets das gewesen, was der Mann aus ihr machte, bis in das einzelne Verhältnis des Hauses hinein. In einem Hause, wo der Mann der Frau ihre Ehre voll gibt, wo sie als seine Freundin seine Gedankenwelt teilt, als seine Gehilfin seine Sorgen, wo sie nicht nur als die körperliche Pflegerin, sondern auch als die sittliche Leiterin und die geistige Beraterin ihrer Kinder anerkannt ist, da weitet sich das Frauenherz zu voller Kraft und Größe, da steht das Glück des Hauses auf Fels gegründet, da strahlt die Glückseligkeit des Jugendlebens wie ein Licht, das den Kindern bis an ihr Ende die Schatten des Lebens bekämpfen hilft. „Gebt uns Mütter!" sagte Napoleon, als er sein Volk zu Macht führen wollte. Wo im Hause das brutale Bedürfnis des Mannes herrscht, sich bei jeder Gelegenheit als Herrn zu dokumentieren und seinen Willen als Bann aufzulegen, da knickt die Frau neben ihm zusammen. Wenn sie ein starker Charakter ist, nimmt sie den Kampf mit ihm auf, offen oder heimlich, vielleicht im höchsten Sinn, im schweigenden Ertragen. Allein wie wird die Kindererziehung da gelingen? Es muß zu einem heimlichen Auflehnen und Entfremden kommen. Die schwachen Frauen aber sinken da herab zu kleinlichen, engherzigen Hausfrauen oder zu den eitlen Ausfrauen, die für die zerbrochene Herzensehre einen magern Ersatz suchen in den Vorrechten, die nicht ihr Wesen, sondern Rang und Ansehen ihres Mannes ihnen lassen.

Es wäre da noch viel zu sagen, denn die tiefsten Zusammenhänge existieren in tausendfältiger Gestalt zwischen Menschenglück und Frauenehre. Das Nietzsche-Wort von der Peitsche, die man bei der Frau nicht vergessen solle, beleuchtet mit Verwesungsschimmer die Not, die eine falsche Behandlung und Führung der Frau über die Kultur gebracht hat. Der Not will die Frauenbewegung steuern, und nun ist nach dem Gesagten auch klar, warum die Frauenbewegung, die nach freier, gesunder Entfaltung wahrer Frauenkraft strebt, keine schlimmeren Feinde hat als die kleinlichen Hausfrauen, die Herrscherinnen im Salon und die Frauen, die stolz auf den Rang ihres Mannes sind. Umgekehrt wird auch klar, was so manchen Pascha und Büreaukraten treiben mag, der Frau geistige Mitarbeit und die wahre Kraftbildung so lange als möglich vorzuenthalten. Es sind nicht die graden, gesunden, innerlich starken Männer, welche die kraftvoll gebildete Frau fürchten.

2

Es gab schon einmal eine Segens- und Entscheidungszeit für die höhere Mädchenbildung, wo der im Besitz von Bildung und Rechten stehende Mann hätte ein Erlöser aus der Minderwertigkeit werden können. Aber er hat in entscheidenden Punkten versagt, und seitdem ist das volle Vertrauen hin. Das war nach der großen Zeit von 1870, als man klar erkannte, daß die bisherige Frauenbildung ungenügend sei. Da sollte der untergeordneten planlosen Mannigfaltigkeit des Unterrichts ein Ende gemacht werden, da wurde eine gründliche wissenschaftliche und methodische Schulung der Lehrkräfte verlangt, da traten die Leiter der öffentlichen höheren Mädchenschulen zusammen, und der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen wurde gegründet. Auch viele Frauen traten hinzu, um im Vertrauen auf den Willen und die geschulte Einsicht der führenden Männer mitzuarbeiten an der Erlösung der höheren Mädchenschule aus unerhörter Hilflosigkeit und Minderwertigkeit. Die höhere Mädchenschule, also die Frauenwelt, dankt der treuen, unerschrockenen und unermüdlichen Arbeit des Deutschen Vereins unendlich viel. Immer wieder hat er an der leblosen starren Gleichgültigkeit der öffentlichen Gewalten in Stadt und Staat, denen der Privatcharakter der Frauenbildung offenbar sehr behaglich war, gerüttelt und sie wirklich langsam in Aktion bringen helfen; alljährlich auf den Versammlungen wurden die Lehrfächer, die Methoden und Pläne, die einzelnen Unterrichtsfragen eifrig durchgearbeitet.

Und trotzdem konnte kein voller Segen auf dieser Weiterentwickelung ruhen, sondern bald trennte sich der größte Teil der Frauen von diesem Verein und gründete in offenem Gegensatz den Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein. Zwischen den Führern beider Vereine wurde niemals wieder Verständigung erreicht. Wohl blieben eine Reihe Frauen bewußt dem Deutschen Verein treu, weil sie von einer langsamen Weiterentwicklung der Frauenbildung mehr hofften, als von den entschiedenen Neuforderungen des Lehrerinnenvereins; weil sie keine Freude am notwendigen Kampf und seinen Härten hatten, zum Teil auch, weil persönliche und sachliche Gegensätze sie von den Führerinnen des Lehrerinnenvereins schieden. Andrerseits sind viele Lehrerinnen und Vorsteherinnen Mitglieder beider Vereine trotz dem Gegensatze der Leitung, so daß es ja nicht unmöglich wäre, daß von der Mitgliedermasse aus eine gewisse Annäherung stattfinden könnte. Allein man muß die Stimmen wägen und nicht zählen. Wenn der etwa 4000 Mitglieder starke Deutsche Verein betont, daß zwei Drittel seiner Mitglieder Frauen seien; wenn er selbstverständlich in seinen Versammlungen nie die Mitarbeit der Frauen unterbunden hat, und wenn er für die letzte außergewöhnliche Ausschußsitzung am 9. und 10. Juni d. J., wo er zu der Regierungsvorlage der Januarkonferenz über das höhere Mädchenschulwesen Stellung nehmen wollte, ganz besondern Wert auf die Teilnahme der Frauen legte und diese auch besonders im Bericht des Schriftführers hervorhob, so darf man nicht vergessen, daß viele dieser Zweidrittel-Mehrheit von Frauen zugleich Mitglieder des 18000 Mitglieder starken Lehrerinnenvereins sind, daß im Vorstand des Vereins bis heute neben 5—7 Direktoren eine (!) Frau sitzt, und daß die Protokolle der Generalversammlungen für die Referate und Diskussionen doch ein außerordentliches Uebergewicht an männlicher Führerschaft und männlichen Grundsätzen über Frauenbildung aufweisen. Wenn der Verein sich unter dem Einfluß der tatsächlichen Entwickelungen, vielleicht auch der hervorragenden weiblichen Mitglieder, in vielen Forderungen den Forderungen der Frauenbewegung genähert hat, so ist doch der grundsätzliche Gegensatz noch wenig ausgeglichen und wird sich, so fürcht ich, nun niemals in Frieden ausgleichen lassen, weil zu tiefe vitale Interessengegensätze im Spiele sind, sondern wird nur von den Ereignissen überwältigt werden können.

Was hat die Führerinnen der Frauenbewegung veranlaßt, zu dem Verein in so entschiedenen Gegensatz zu treten?

1. Das von den Männern aufgestellte Bildungsziel, das einmal so gefaßt wurde:

> Es gilt, dem Weibe eine der Geistesrichtung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau am häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe.

Nimmermehr! antwortet die Frauenbewegung.

Sondern ihr ist nur die Bildung, aber auch die volle Bildung das Ziel, die die Kräfte des Mädchens stärkt und ihm zur Entfaltung der eignen Persönlichkeit verhilft. Niemals kann die Schule den einen Menschen für die Interessen des andern bilden.

Heute würde Niemand mehr jenes Ziel aufzustellen wagen. Auch der Deutsche Verein fordert Persönlichkeitsbildung des Mädchens. Während nun jene Worte nur von der Zukunft des Mädchens und nicht von seinen eignen Bedürfnissen das Bildungsziel bestimmen lassen, wird doch aus den gleichen Kreisen die Rücksicht auf die Zukunftssicherheit wieder prinzipiell abgelehnt. Direktor Kreyenberg in Iserlohn, einer der Hauptführer der Mädchenschulpädagogen, sagt noch 1884:

> Mit der Frauenfrage hat die Töchterschulfrage ja, streng genommen, Nichts zu tun.
>
> Eine solche soziale Frage ist die Töchterschulfrage auch nicht im entferntesten und nie gewesen.

Auch die Behörde erklärte noch 1894 in den Bestimmungen, daß an der höheren Mädchenschule „Berechtigungen bestimmter Art nicht erworben werden", „wie es bei den gehobenen Schulen für die männliche Jugend der Fall ist."

Die Frauenbewegung dagegen erklärt von Anfang an, daß

es überhaupt keine gründliche höhere Bildung geben kann, die nicht zugleich Reife für die Aufgaben des Lebens gibt und folglich auch im Bedürfnisfalle Berechtigungen geben müßte. Sie fordert für die höhere Mädchenbildung den steten präzisen Blick auf die wirklichen Aufgaben des Frauenlebens und nicht den schwärmenden Blick auf Ideale des Frauenlebens bei der Festsetzung der Ziele.

Heute muß es von der Behörde ausdrücklich anerkannt werden, daß man auch der höheren Mädchenbildung auf verschiedenen Stufen Berechtigungsziele setzen muß, um überhaupt zu einer gesunden Persönlichkeitsbildung zu kommen.

Heute begründet auch der Deutsche Verein jeden seiner Lehrplanforderungen durch Vergleiche, etwa mit den Zielen der Knabenrealschule, oder denen der Vollanstalten, und er verteidigt sie durch den Hinweis, daß sie vollwertige Vorbildung zur Universität böten und hier oder dafür „gleichberechtigt" seien. Die Wirklichkeit hat also in dieser Sache auf der ganzen Linie den alten Frauenforderungen den Sieg gegeben und aufs glänzendste dargetan, daß wir Frauen die geistigen Bedürfnisse unseres Geschlechts früher erkannten als die meisten männlichen Führer der Mädchenschule, wie das ja auch ganz natürlich ist.

2. Der zweite Haupttrennungsgrund zwischen den Grundsätzen beider Vereine besteht in der Stellung zur Lehrerinnenfrage. Der Deutsche Verein hielt von vorne herein den wissenschaftlich gebildeten Mann für den berufenen geistigen Arbeiter in der Mädchenschule und die Frau ihrer weiblichen Eigenart entsprechend nicht für vollwertig für den wissenschaftlichen Unterricht. Statt vor allem auf eine bessere, vollwertige Berufsbildung der Lehrerin zu dringen, nachdem die höhere Mädchenbildung so lange vorwiegend in der Hand hilfloser, ungenügend ausgebildeter Frauen gelegen hatte — bei denen immerhin die Erziehung der Schülerinnen so wenig zu kurz gekommen war, daß bis heute um dieses weiblichen Einflusses willen viele Kreise für ihre Töchter die mehr weiblich arbeitende Privatschule der unter männlichem Einfluß stehenden öffentlichen Schule vorziehen —, nahm der akademisch gebildete Mann die öffentliche Schule für sich in Beschlag. Er erhob den Anspruch, diese seine Schule als eine Schule erster Klasse über die zweitklassige Privatschule zu heben in den Berechtigungen, und verdrängte die Lehrerin in seiner Schule auf die Unterstufe und in die technischen Fächer. Soweit man gründliche wissenschaftlich methodische Vorbildung von den Lehrkräften der höheren Mädchenschule verlangte, stimmte die Frauenbewegung freudig mit dieser Forderung überein; Helene Lange, die Hauptführerin des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, begründet ausdrücklich diese Forderung:

> damit nicht unsre Mädchen aus dem Regen in die Traufe kommen, aus den Händen wissenschaftlich gebildeter Männer in die Hände halb gebildeter Frauen.

Aber der Lehrerinnenverein trat dazu in scharfen Gegensatz, soweit darin eine Ablehnung vollwertiger weiblicher Mitarbeit liegt, wie sie sich etwa in den Worten eines führenden Direktors ausspricht:

> Man glaubt, wie es scheint, den Augenblick gekommen, wo die Ziele der Mädchenschule niedrig genug gesteckt sind, um sie der alleinigen Leitung weiblicher Kräfte zu übergeben.

Oder in dem andern Wort:

> An meiner Schule erhält eine Dame nicht eher wissenschaftlichen Unterricht, bis ich meinem ersten Oberlehrer Handarbeit in der 7. Klasse anvertraue. —

Der Lehrerinnenverein forderte vollwertige Ausbildung der lehrenden Frau und dann für sie das volle Recht neben dem Manne an der Mädchenschule, den man um seiner treuen Arbeit willen niemals gänzlich auszuschalten wünschte.

Auch in dieser Forderung hat wieder vollständig die Frauenanschauung gesiegt. Zwar konnte noch vor nicht allzulanger Zeit im Deutschen Verein die Frage gestellt werden:

> Ist die Mitarbeit der Lehrerin auf der Oberstufe der höheren Mädchenschule zulässig, wünschenswert oder notwendig?

Aber sie wurde doch im günstigen Sinn beantwortet. Zwar ließ in den Bestimmungen von 1894 die Regierung die weibliche Arbeit nur unter merkwürdig gewundenen Formen zu und verkrüppelte diese Zulassung selbst wieder durch die ganz unklare Einrichtung der bekannten, mit Recht verspotteten „erziehlichen Gehilfin des Direktors"; allein weder das Verlangen der Frau nach vollwertiger wissenschaftlicher Bildung, noch ihr Recht auf den Unterricht an der Oberstufe wagt heute noch Jemand offen abzulehnen. Auch der Deutsche Verein — mochten viele Mitglieder die Achseln zucken — gab prinzipiell und praktisch seine Zustimmung zur Ausbildung von „Oberlehrerinnen"; heute wagt er sogar die vollwertige Ausbildung auf der Universität nicht mehr abzulehnen. Ja, die recht eigentlichen prinzipiellen Gegner der Frauenbewegung, der weiblichen Vollbildung und der Gleichberechtigung der Frau an der Mädchenschule wollen zuweilen durch eifrige Förderung der „Oberlehrerinnen" ihr Recht auf berufene Führerschaft in der Mädchenschulfrage unterstreichen und dadurch ihren Einfluß sichern.

Nun sollte man denken, jetzt müßte der Löwe neben dem Lamm weiden und der Friede gesichert sein? Weit gefehlt. Beide Vereine arbeiteten Lehrpläne aus, um die wieder der Streit entbrannte. Obwohl auch die Männer das weiblich-süßliche Bildungsideal fallen ließen und, wie die Frauen, mehr Grammatik, mehr Realien, Mathematik und energische Erziehung zu intellektueller Arbeit forderten, gingen doch die Pläne unvereinbar auseinander. Der Lehrerinnenverein glaubte die Vollwertigkeit wissenschaftlicher Vorbildung unter den heutigen Verhältnissen und auf Grund praktischer Erfahrungen nicht anders retten zu können, als durch das viel besprochene Gabelungssystem, d. h. durch eine frühe Abtrennung der auf wissenschaftliches Studium führenden Bildung von einer allgemeinen Frauenbildung. Erstere sollte den Betrieb der für Reifebefähigung ausschlaggebenden Fächer aufnehmen, letztere sollte dafür energisch auch in praktische Frauenaufgaben einführen: Kindererziehung, Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde usw. Sie glaubte diese Bildungsdifferenzierung für das siebente Schuljahr schon fordern und Mädchen und Eltern vor eine so frühe Entscheidung über den Bildungsgang stellen zu sollen, nach Analogie der Knabenbildungsanstalten. Dies blieb der bedenkliche Punkt, der dem sonst vorzüglichen Plan die Sympathie weiter Frauenkreise entzog. Der Deutsche Verein ließ dagegen einen Plan ausarbeiten, der eine geschlossene zehnjährige Allgemeinbildung in der höheren Mädchenschule verlangte, lehnte für diese zehnjährige Schule jede Beziehung auf spätere wissenschaftliche Reifebildung für Universitätsstudien ab und setzte unvermittelt darauf einen dreijährigen Oberbau, der zu einem besondern, der „weiblichen Eigenart entsprechenden Frauenabitur" führen sollte. Diesen neuen Sündenfall in alte Anschauungen wagte der Deutsche Verein aber nicht ausdrücklich auf sein Konto zu nehmen. Er erklärte diesen Aufbauplan für unverbindlich, nahm korporativ keine Stellung in der entscheidenden Frage: Gabelung oder Aufbau, und hielt sich in kluger Reserve.

Das Vereinsleben der an der Mädchenbildungsfrage Interessierten hatte sich reich entfaltet. Neben dem über 18000 Mitglieder zählenden Lehrerinnenverein hatte sich noch ein großer katholischer Lehrerinnenverein entwickelt und stand in reger Arbeit an der Mädchenschulreform; der Verein Frauenbildung-Frauenstudium mit jetzt 4000 Mitgliedern und eine Menge Einzelvereine von großer Mitgliederzahl hatte sich teils aus dem Lehrerinnenverein entwickelt, teils an ihn angeschlossen. Alle vertraten den Grundsatz von der vollwertigen Bildung der Frau; doch hielten dabei viele an der geschlossenen zehnklassigen Mädchenschule fest und verwarfen die frühe Gabelung. Auf der andern Seite hatte, weil der Deutsche Verein nicht nur preußische Interessen vertreten konnte, von ihm der Preußische Verein sich abgezweigt, und weil der Deutsche Verein so vorsichtig die Streitfragen umging und seine Pforten allen Richtungen offen hielt, schon um der Schonung seiner weiblichen Mitglieder willen, schlossen sich energische preußische Direktoren zu einem engeren Direktorenverein zusammen, der nicht nur Standesinteressen vertrat, sondern auch mit dem Anspruch auftrat, in den Mädchenschulfragen die ausschlaggebende Führerschaft zu haben. Zwischen dem sehr eifrigen Vorsitzenden dieses Vereins und einigen Vertreterinnen der Frauenansprüche kam

es noch einmal im vorigen Jahre zu einem sehr starken Zusammenstoß, der sich, wie die Dinge jetzt liegen, leicht wiederholen könnte. Der Direktorenverein hatte in aller Stille an maßgebender Stelle seine Reformgedanken, die natürlich den Frauenforderungen sehr wenig entsprachen, vorgetragen und hatte, wie die Deputationsmitglieder selbst erzählten, begeistertes Gehör gefunden. Das war sein gutes Recht, und dies Gehör war bei der damaligen Lage der Mädchenschulsache auch sehr erklärlich. Nun aber wandte sich der Vorsitzende, gestützt auf diese „höhere" Zustimmung, an weitere städtische Kreise, trug auch da seine Theorien vor, nannte die Mädchenschulfrage im Namen der preußischen Direktoren „unsre" Angelegenheit und — polemisierte gegen die Ideen der Frauenbewegung, die er, mit Ausnahme eines von ihm gewählten kleinen Kreises der „maßvollen" Frauenbewegung, von der Reformarbeit ausgeschaltet wünschte. Dies Vorgehen gab er selbst — es war auch dies sein unbestreitbares Recht — der Oeffentlichkeit bekannt. Nun loderte aber der Kampf der angegriffenen Frauen auf in vielen Gegenartikeln. Dieser Kampf hätte noch weitere Kreise gezogen, hätte nicht gerade da, als die Lage für die Frauenhoffnungen vollkommen trostlos schien, eine neue Entwicklung eingesetzt, die in der Januarkonferenz über das höhere Mädchenschulwesen an die Oeffentlichkeit trat.

Der Umschwung war total.

Ueber Zusammensetzung und Verlauf dieser Konferenz ist reichlich anderweitig berichtet. Jedenfalls konnten sämtliche Frauen den Regierungsplan als vollwertig ihren Ansprüchen rechnungtragend anerkennen und schlossen sich, z. T. freilich unter ehrlichem Protest, ihm an. Die Gegner waren perplex, wagten aber nicht, entschieden Stellung zu nehmen, und einzelne leisteten sich nur nachher etwa die Bemerkung, die Regierung sei den „Anmaßungen der Frauenrechtlerinnen" nicht entgegengetreten. Diese Anmaßungen hatten darin bestanden, daß sich alle Frauen, wie es ihre Pflicht war, auch hier vor dem Minister und seinen Räten zu ihren Auffassungen ruhig bekannten, wie das doch wohl von jedem Mitglied zu erwarten war.

Auch der Regierungsplan ist hinlänglich bekannt. Er atmet einen ganz neuen Geist, weicht entschieden von den schwächlichen Versuchen einer Weiterbildung der alten Schulprinzipien ab und stellt entschlossen das Mädchenbildungswesen auf eine neue Grundlage. Das wesentlich Neue an ihm war, daß er zwar die auch so vielen Frauen bedenkliche Gabelung im siebenten Schuljahre vermied und an der geschlossenen zehnklassigen Allgemeinschule festhielt, daß er aber um der vollen Reifebildung willen vier Jahre Oberbau forderte, den Frauen alle Bildungswege — den humanistischen, realgymnasialen und oberrealen — erschloß und um der Erreichung dieser Vollbildung willen auch für die leider „Lyzeum" genannte Mittelstufe schon fakultativ Latein forderte. Seine Schwäche war, daß er eine sogenannte „Frauenschule", wie sie sich die Frauen nach Absolvierung des „Lyzeums" etwa ein- bis zweijährig denken, um praktisches Frauen- und Mutterwissen und -können dort zu pflegen, nicht organisch angegliedert hatte. Er verlangte also, um die zehnklassige Schule und den vierjährigen Oberbau zu ermöglichen, vierzehnjährige Schulzeit. So geistvoll dieses Prinzip erläutert wurde mit der Möglichkeit größerer Ruhe und Reife bei der Arbeit — schon immer hatten alle Richtungen mit nur dreizehnjähriger Schulzeit für die Mädchen gerechnet, um sie zu geeigneter Zeit ruhiger schonen zu können, während die höhere Knabenbildung zwölf Jahren vorsieht —, so stieß es doch aus wirtschaftlichen Gründen und um der Gleichberechtigung der Frauenkarriere willen auf starken Widerspruch, und diese Frage blieb ungelöst. Allein man ging auseinander mit froher Hoffnung, nun zu prinzipieller Entscheidung gekommen zu sein, obwohl — einige Wölkchen am Horizont hängen blieben.

Das Schicksal wollte es, daß sich diese Wolken, eines Mannes Hand groß, bald ausbreiteten. Es folgten auf diesen Höhepunkt stark retardierende Momente, die hier näher zu besprechen nicht der Ort ist. Genug, die Gegner des Planes sammelten sich, erfuhren unglaubliche Ermutigungen, sodaß aus Direktorenkreisen Anfang April die sichere Hoffnung halböffentlich ausgesprochen werden konnte: der Regierungsplan werde

fallen und an seine Stelle der alte Plan des dreijährigen lateinlosen Oberbaus mit Mädchenabitur treten. Wieder horchten bei dieser Nachricht die Frauen, die eben angefangen hatten Vertrauen zu fassen, hoch auf. Es folgte in der Osterwoche die Petition der Direktoren an den Kultusminister, die unter einer Reihe selbstverständlicher, der Regierungsvorlage entsprechender Punkte — darunter eine wunderbare These gegen die „grundsätzliche Bevorzugung" der Frau an der Mädchenschule — als springenden Punkt die alte, auf der Konferenz entschieden abgelehnte Forderung eines dreijährigen eigenartigen Oberbaus mit besonderem Abitur brachte. Die Petition setzt sich also gegen die Ergebnisse der beratenden Konferenz, an der hervorragende Mitglieder des Direktorenvereins genau so gut teilgenommen hatten als die Vertreter anderer Interessengruppen. Und sie versucht es noch einmal, die Rechte der Frau auf Vollbildung erheblich einzuschränken, und an Stelle der innern Reifeberechtigung zum Studium eine äußerlich verliehene Berechtigung zu setzen, die, so lange sie ihr Homunkulusleben fristen sollte, stets der Vorwand bleiben würde, die Vollbildung weiblicher Konkurrentinnen anzuzweifeln und der Frau den schon harten Kampf ums Dasein zu erschweren.

Diese Petition erregte den stärksten Unwillen aller Frauenkreise bis in die „maßvollsten" Gruppen. Denn sie konnte mit ihrer zuversichtlichen Sprache, trotz des bewußten Gegensatzes gegen die Regierungsvorlage und gegen die Anschauungen aller Frauengruppen, den Anschein erwecken, als repräsentiere sie mit ihren 146 Namensunterschriften — mit den Direktoren hatte sich auch eine der drei bis jetzt angestellten Direktorinnen unterschrieben — die Meinung der „maßgebenden" Fachkreise in nuce.

Um den neuen Versuch, die Reform zurück in die alten Bahnen zu reißen, zu verteidigen, greifen nun die Gegner oft zu seltsamen Angriffen auf den Fraueneinfluß in der Mädchenschule. Außer der einfach plump ehrlichen Erklärung, man wolle entschieden die Frau in leitender Stellung der Mädchenschule darum nicht, weil dem akademisch gebildeten Manne die Ehre verbiete, unter einer Frau zu arbeiten, hört man meist den feineren, aber auch unwahrhaftigeren Einwand: die Frauenbewegung wolle die Mädchenschule allein für sich erobern und den Mann hinausdrängen. Das aber müsse um des Heiles der weiblichen Jugend willen bekämpft werden, denn usw.

Keiner Frau fällt dieser Wunsch ein; nie ist er geäußert worden. Nur erhoffen wir natürlich einen andern Einfluß auf die Mädchenschule, auch in leitenden Stellungen und in der Aufsicht über den Betrieb der Mädchenschulen, als wir ihn jetzt noch haben, wo die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne lediglich auf dem Papiere steht und in unschädlichen Redensarten uns zuweilen vorgegaukelt wird. Die Persönlichkeit und nicht das Geschlecht soll für die Stellungen im Mädchenschulwesen entscheiden; das ist bis jetzt nicht der Fall.

Warum sei aber auch jetzt bei der Reform Fraueneinfluß so gefährlich? Die Frau strebe einseitig und hitzig nach Gleichartigkeit mit dem Mann. Sie wolle in Verkennung der modernen Bewegung im Knabenbildungswesen jetzt, wo die Männerbildung sich von dem minderwertigen, wahre Bildung aufhaltenden Latein losmache, die armen Mädchen in dies veraltete Joch zwingen, und lieber die körperliche und geistige Gesundheit der Mädchen riskieren, als ihre verbohrten Theorien aufgeben. Man sieht, wie wacker die berufenen Hüter der Mädchen gegen das Verderben durch unreife Frauenphantasie und „perverse Frauenlogik" kämpfen.

Ob Latein und Griechisch so wertlos sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Wir haben keine Veranlassung, die vielen Männer, die nach wie vor die humanistische für die vornehmste Geistesbildung halten, als minderwertig und urteilsunfähig anzusehen. Immerhin könnte uns ein Vorwurf treffen, wenn wir die Mädchen zu dieser Bildung **zwingen**, oder sie ihnen als **einzige** Weiterbildung aufdrängen wollten. Aber wir verlangen nur alle Möglichkeiten vollwertiger Bildung, und darum auch neben andern Bildungsgängen die Möglichkeit gründlichen Lateintreibens zur inneren Bereicherung. Wir wollen gerade Mannigfaltigkeit der Bildungswege, damit nicht Streberei um der Berechtigungen

willen eindringe oder gar nur die Mode mitgemacht werde, sondern damit möglichst jedes Mädchen die Bildungsgelegenheit finde, die seinen individuellen Interessen und Fähigkeiten entspricht.

Andre Angriffe sind zu minderwertig, um hier breitgetreten zu werden. Gerade dieser Kampf mit seinen immer wieder sichtbar werdenden männlichen und weiblichen Interessengegensätzen ist für ernste Menschen viel zu traurig, um gern besprochen zu werden.

Genug, gegen diese Petition der Mädchenschuldirektoren nehmen alle Frauengruppen ohne Ausnahme entschieden Stellung und haben das ihrerseits dokumentiert durch Petitionen des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, des Katholischen Lehrerinnenvereins, des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium, des Deutsch-evangelischen Frauenbundes. Sie halten fest an dem Wort, das sie der Regierungsvorlage auf der Konferenz gaben, daß diese vollwertig die Schwierigkeiten der Mädchenbildung zu lösen suche. Sie stehen sämtlich zu dieser Regierungsvorlage und vertrauen auf den Geist, der sie schuf; sie machen Front und protestieren gegen den Geist aller Gegner der Vorlage und werden niemals wieder Vertrauen zu ihnen fassen, ehe nicht aus Saulus Paulus wird. Die Zeiten sind vorüber, wo wir uns Minderwertiges als Vollwertiges aufreden ließen. Wir können und wollen es nicht ruhig weiter mit ansehen, in welcher flatternden Hilflosigkeit die Mädchen ins Leben entlassen werden; genug Frauen sind in ihrer besten Kraft daran zu Grunde gegangen.

3

Nun wird das an der Mädchenbildung interessierte Publikum der deutschen Familie noch fragen: Ja, was wollt ihr denn, die wichtigste Frage blieb ja auch unter euch ungelöst? Nämlich die Frage nach der tatsächlichen Gestaltung der Mädchenschule.

Auch unter uns Frauen gibt es natürlich verschiedene Richtungen. Das ist nicht die Zersplitterung der Unfähigkeit zu klaren Urteilen, sondern die natürliche Differenzierung der Menschen in verschiedenen Interessengruppen, die im innersten Grunde wieder mit der gesamten Weltanschauung zusammenhängen. Allein wir sind einig in folgender Forderung in Bezug auf den umstrittenen Punkt:

Es bedarf zweifellos einer vierjährigen Oberstufe, auf der mit Bewußtsein und starker Hervorhebung der ausschlaggebenden Fächer gearbeitet werden muß, wenn die äußere Reifeberechtigung der geistigen wissenschaftlichen Reife entsprechen soll.

Ob der vierjährigen Oberstufe ohne Schaden eine nur neunjährige Schule vorausgehen kann, um bei der dreizehnjährigen Schulzeit zu bleiben, oder ob ihr die zehnjährige Schule vorausgehen soll, sodaß die vierzehnjährige Dauer der Schule das geringere Uebel wäre, das ist die Streitfrage unter den Anhängern der Regierungsvorlage, die sich bei ruhiger Beratung ohne Blutvergießen mit ehrlichem Eifer würde lösen lassen.

Und wir sind darin einig, daß es schon auf der Mittelstufe eines fakultativen — oder besser wahlfreien Lateinunterrichts bedarf, damit die Lateingruppen der Oberstufe ihr Ziel erreichen können. Es müssen deshalb für die beiden letzten Schuljahre der Mittelstufe (Lyzeum), vielleicht schon früher, starke Dispensationsmöglichkeiten in verschiedenen Fächern den Lehrplan beweglich machen, ohne seine Einheitlichkeit zu zerstören. In dem wahlfreien Latein liegt doch keine Gefahr für die Einheitlichkeit der Mädchenschule!

Dazu betonen wir aber drittens, daß neben den verschiedenen wissenschaftlichen Gruppen der Oberstufe auch eine Frauenschule eingefügt werden muß, die direkt der Einführung der Frau in die häuslichen und sozialen Interessen dienen soll.

Und wir betonen, daß uns Nichts ferner liegt, als etwa einseitig die Trainierung des Mädchens für die wissenschaftlichen Berufe fördern zu wollen. Diese müssen und sollen dem Mädchen offen stehen, und wir halten es auch für einen großen Fortschritt, wenn die zukünftige Mutter, so lange keine andern Pflichten rufen, gründlich in die wissenschaftliche Bildung eindringt, die einst ihre Kinder haben werden. Es ist zweifellos besser als das pflichtenleere Tändelleben, dies Naschen an Allem, dies Träumen und Schmachten und Flirten, das bisher allzuvielen Mädchen der wohlhabenden Kreise die Jugendjahre füllte.

Aber wir erblicken den **wichtigsten** Vorzug des neuen Lehrplanes doch darin, daß er durch die wissenschaftliche Oberstufe schon der Mittelstufe, dem sogenannten „Lyzeum“, energische Arbeitsziele setzt, von deren Erreichung nun die ernste Versetzung abhängig sein muß, daß dadurch der sichere vollwertige Untergrund für andre Berufsschulen gegeben ist. Auf **der** Schule können nun Seminare — freilich nicht mehr in der unklaren Verquickung mit der Mädchenschule, die deren Hebung zur wirklich höhern Schule unmöglich machte —, Handelsschulen, Haushaltungsschulen, soziale Hilfsschulen, Kindergärtnerinnen- und Volkspflegeseminare u. A. ebenso ungehindert aufblühen, als diese Schule getrost ihre Mädchen mit einer guten, solide fundierten Bildung in das Leben und mittlere Berufe von mancherlei Art direkt entlassen kann. Es gilt vor allem heute, wo nicht mehr der Stand, sondern die Leistung den Wert des Menschen bestimmt, die unglücklich veraltete höhere Bildung der Mädchen zu schönen Empfindungen, zu standesgemäßer Gewandtheit, also für Vorrechte und Genuß, umzuwandeln in eine wahrhaft höhere Bildung zu Kraft und Können, also für Pflichten und für Wirken. Unsre Mädchen müssen den Adel der Arbeit schätzen lernen, wenn sie keine Last, sondern eine Lust für die Familie, wenn sie deutsche Frauen und Mütter werden sollen.

Noch eine Konstellation ist kürzlich mehr und mehr in den Vordergrund getreten, die in fast komischer Weise, aber sehr gefährlich für die Harmonie der Frauenbildung das alte Gesetz illustriert, daß die Gegensätze sich berühren. Philistern und Strebern, denen selbst das Wissen nur Mittel zum Zweck erscheint, — denn anders kann ich mir so etwas nicht erklären — erscheint das odiöse Latein darum für die Mädchen so nutzlos und gefährlich, weil es sie ja doch nur mit der unsittlichen Liebesliteratur der Alten bekannt mache. Das erinnert an die rohe Ansicht vergangener Zeiten, daß Lesen, Schreiben, Rechnen keine Frauenkünste seien, weil die es doch nur benützen würden zu verliebtem Briefwechsel und um den Mann zu betrügen. Auf Grund dieser hohen Auffassung von den Zielen wissenschaftlicher Arbeit vollzieht sich nun aber gerade bei den leidenschaftlichsten Anhängern, den Märtyrern der lateinlosen Mädchenschule eine wunderbare, eigentlich für sie nicht zu rechtfertigende Wandlung. Weil sie das Hereinbrechen dieser Unsittlichkeit doch nicht mehr aufhalten können, handeln sie wie weiland die Spartaner, die Griechenland preisgaben, um Sparta zu retten. Sie ziehen sich auf ihre geliebte lateinlose Mädchenschule mit dreijährigem Oberbau zurück und — wollen zwölfjährige Gymnasien und Realgymnasien selbständig freigeben. Damit verbinden sie sich mit den radikalsten Frauenparteien, die vollständig Gleichartigkeit der Frauenbildung mit der Männerbildung anstreben, wie mit einzelnen Männern, die von jeher für reinliche Scheidung der verschiedenen Bildungsziele waren, und greifen den alten Gabelungsplan des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, nur radikaler zugeschnitten, auf. Sie geben damit, um ihren engen Plan formell zu retten, die Einheitlichkeit der Mädchenbildung preis zu gunsten der Einheitlichkeit der Mädchenschule. Einen größeren Triumph konnten sie der Frauenbewegung nicht bereiten. Ihr Parteisieg scheint ihnen nicht zu teuer erkauft mit dem Untergang der Harmonie der allgemeinen Frauenbildung. Nicht das Zulassen einzelner Gymnasien und Realgymnasien ist bedenklich; das entspricht ja nur der Freiheit, mit der Jeder den Weg sich wählen mag, um den Olymp der Wissenschaft zu ersteigen. Sondern das Ausschlaggebende ist hier, daß dann wieder nur die Mädchen, die früh schon in jene Anstalten eintreten, deren Reifeziele erreichen können, und daß diese den Schülerinnen der höhern Mädchenschule nach wie vor verschlossen bleiben vom sechsten Schuljahr an. Sie haben keine Möglichkeit mehr, später oder erst nach Abschluß des neunten oder zehnten Schuljahres jene Bildungswege zu wählen. Um aber die Einheitlichkeit und Energie der Bildung möglichst hoch hinauf, bis zum Abschluß der Stufe, an die sich die mittleren Berufsschulen anschließen, zu erhalten, und die wissenschaftliche Bildung auch den Töchtern der Beamten in kleineren Städten und auf dem Lande ebenso zu ermöglichen als den Kreisen der Großstädte, die sich solche Anstalten leisten können, hatte der Regierungsplan von dem Ga-

belungsplan Abstand genommen. Und nun dieser Einbruch von hinten her!

Das Publikum sieht also, welche Gewalten noch um die Bildungsformen für seine Töchter kämpfen. Verliert es nicht bald die Geduld zum vergnügten Zuschauen und nimmt selbst zu den Fragen Stellung? Marie Martin

---

Um einen Toten

— Karl Fischer —

Der alte Glaube schrieb in seiner Nr. 48 vom 31. August:

„Karl Fischer, der bekannte Arbeiterschriftsteller, dessen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ eine Zeitlang so großes Aufsehen erregt haben, ist im Städtischen Spital zu Halle a. S. verstorben. Ans Tageslicht hatte ihn Paul Göhre, der Arbeiterpfarrer, gezogen, der später in das sozialistische Lager abgeschwenkt ist und hier, nur halb geduldet, eine so fragwürdige Rolle spielt. Als es mit dem Invaliden der Arbeit aber zu Ende ging, war weder von Göhre noch von seinen Freunden und Genossen etwas zu entdecken. Christliche Liebe mußte sich des Schwerleidenden, der in den Universitätskliniken keine Pflege mehr finden konnte, annehmen und ihm die letzten Dienste auf seinem Sterbelager erzeigen. Seit den schmerzlichen Erfahrungen seiner Jugend, die er sein ganzes Leben lang nicht vergessen konnte, war er den »Pfaffen« mit trotziger Hartnäckigkeit aus dem Wege gegangen. Ohne eigentlich dem nackten Unglauben anheimzufallen, hatte er doch mit der Kirche völlig gebrochen. Nun sollte sie ihm aber nicht mit jener verständnislosen Ungerechtigkeit, wie einst im Konfirmandenunterricht, sondern mit dem warmen Glanz helfender und tröstender Barmherzigkeit entgegentreten. Und da schmolz die Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte. „Er war“, berichtet das Organ der Halleschen Stadtmission, „vielleicht der dankbarste, aufmerksamste Zuhörer im Krankensaal. Er war kein Sozialdemokrat und wollte es durchaus nicht sein. Er bereute es sogar, seine »Denkwürdigkeiten« in sozialistische Hände gelegt zu haben. Er war das friedliche Gegenbild gegen den Aermsten am andern Ende des Saales, der sich noch im Todesröcheln so zornig gegen uns wendete, weil wir ihm »Worte«, aber seiner geängsteten Brust keine Luft bieten könnten. Nein, ein Bild des Friedens mit Gott und seinem Geschick, umleuchtet von dem Licht, welches von Jesus ausgeht, so ging der Mann mit dem großen, edeln Herzen unter dem schlichten Kittel, obwohl auf dem Lager der äußersten Armut, dahin: wie wir glauben in eine andere Welt, den zu schauen, der ihm so spät hatte näher, ganz nahe kommen können.“ Die Sozialdemokratie kennt keine Dankbarkeit. Sie nützt die Menschen aus und wirft sie weg, sobald sie ihr keine Kriegsdienste mehr leisten können. Was sie aber von sich stößt, ist echter Christenliebe noch immer willkommen. Sie hat Fischer in seines Heilands Arme gebettet und wird auch in Zukunft nie aufhören, durch die Tat zu erweisen, daß wahre Treue einzig und allein an ihrem Herzen zu finden ist.“

Die Quelle dieser ganzen Darstellung ist offenbar jenes „Organ der Halleschen Stadtmission“, das wir nicht kennen; aus ihr haben auch andre Blätter, z. B. das Reich vom 19. August, ähnliche Berichte geschöpft und ähnliche Reflexionen daran geknüpft.

Nun kann uns die Tatsache, daß Jemand in christlich-kirchlicher Umgebung mit dem Frieden Gottes in der Seele stirbt, zumal nach einem Leben voll bitterer Heimatlosigkeit, nur erquicken. Aber die vorliegende Verwertung einer solchen Tatsache, die Beleuchtung, in die sie gerückt ward, schien uns ebenso bedauerlich wie falsch. Wir wußten genug um die näheren Umstände, unter denen sich Fischers Beziehung zu den mit herangezogenen Personen entwickelt hatte, daß wir die tendenziöse Mache, die bei diesem Kampf um den Toten im Spiele war, leicht erkennen konnten. Zum Glück stand uns ein unbeteiligter Zeuge zu Gebote in Herrn Lehrer Thomas in Halle, der ohne unser Zutun uns seinerzeit jenes „Gedenkblatt zu Karl Fischers Tode“ eingesandt hat, das unsre Leser von Nr. 34 her noch in guter Erinnerung haben. Wir wandten uns also an ihn mit der Bitte, sich zu dem Artikel im Alten Glauben zu äußern, und erhalten von ihm folgenden Bescheid:

Die Darstellung, die der Alte Glaube über Karl Fischers letzte Lebenszeit bringt, muß ebenso wie der Artikel in dem Reich vom 19. August in jedem Leser falsche Vorstellungen erwecken. In zweifacher Hinsicht erscheinen mir berichtigende Bemerkungen geboten. Erstens ist der Anteil, den Göhre an dem Schicksal Fischers hat, herabgewürdigt, ja in manchen Punkten ins Gegenteil verkehrt, zweitens ist meines Erachtens das Verdienst der „Kirche“, der „christlichen Liebe“ um Fischers letzte Leidenszeit allzusehr unterstrichen.

„Ans Tageslicht hatte ihn Paul Göhre gezogen.“ Diese Wendung in dem Artikel des Alten Glaubens kann die Vorstellung erwecken, als sei Fischer von Göhre zur Herausgabe seiner Erinnerungen veranlaßt worden. Mir ist von Fischer selbst und aus seinem Briefwechsel, den ich in Fischers Auftrag eingesehen habe, bekannt, daß Fischer, nachdem er von anderen, der Sozialdemokratie nicht angehörenden öffentlichen Persönlichkeiten abgewiesen worden war, Paul Göhre sein Manuskript mit der Bitte um Prüfung und Veröffentlichung vorgelegt hat.

„Die Sozialdemokratie nützt die Menschen aus und wirft sie weg, sobald sie ihr keine Kriegsdienste mehr leisten können.“ Fischer hat der Sozialdemokratie keine Kriegsdienste geleistet; sein Werk ist alles weniger als eine sozialdemokratische Tendenzschrift. Es hat bei seinem Erscheinen auch die Anerkennung politisch und kirchlich rechtsstehender Blätter gefunden, während die sozialdemokratische Presse es kühl, zum Teil abweisend aufgenommen hat. Wie kommen heute die konservativen Blätter dazu, Fischer mit der Sozialdemokratie in Verbindung zu bringen?*)

„Als es mit dem Invaliden der Arbeit aber zu Ende ging, war weder von Göhre noch von seinen Freunden und Genossen etwas zu entdecken.“ Göhre ist bis zuletzt von Fischers Ergehen unterrichtet gewesen, er hat nicht erst durch das Reich erfahren, daß Fischer „als ein fröhliches Gotteskind heimgegangen ist“, sondern hat mit an seinem Grabe gestanden. Wenn Fischer in der letzten Lebenszeit mit Göhre unzufrieden war, so waren es zunächst auseinandergehende Ansichten über die rein technische Herausgabe seines Werkes, die nach Fischers Meinung hier und da verfehlt sei und Schuld trage an dem geringeren Absatz des zweiten Bandes. Meiner Ueberzeugung gemäß habe ich Fischer in diesem Punkte widersprochen und auch mehrfach von ihm das Zugeständnis gehört, daß Göhre das Beste gewollt und sich um ihn große Verdienste erworben habe. Es erschien mir als eine Pflicht, Fischer in seiner Neigung, über strittige Einzelheiten das Verdienst Göhres um ihn zu vergessen, nicht zu bestärken. Ich befand mich damit im Einverständnis mit einem von Fischer hochgeschätzten liberalen Geistlichen, der als ein genauer Kenner des Fischerschen Werkes zu einem Urteil besonders berufen erscheint. Wenn Fischer bedauerte, wie der Alte Glaube sagt, sein Werk in sozialistische Hände gelegt zu haben, so nehme ich gern Gelegenheit, gerade hierüber ein aufklärendes Wort zu sagen. Fischer war sich selbst darüber nicht klar, was er uns in seinem Werk geschenkt hat. Er fühlte sich als — das, was er nicht war: Sozialreformer, und er hatte kein Verständnis für seine Größe als Künstler. Göhre hat ihn zweifellos richtig beurteilt. Daß hier aber der Grund zu Differenzen lag, ist nicht zu verwundern.

In diesem Zusammenhange muß ich ferner erwähnen, was ich auch schon in meinem Artikel in Nr. 34 der Christlichen Welt andeutete, daß Fischer keineswegs immer der geduldige, friedvolle Kranke gewesen ist, wie ihn die Artikel in dem Alten Glauben und im Reich schildern. Sein starrer Sinn erschwerte dem Pflegepersonal im Bergmannstrost oft den Dienst an ihm und machten es den ihm Wohlwollenden schwer möglich, mehr für ihn zu tun. In der ersten Zeit seines siebzehnmonatigen Aufenthaltes im Bergmannstrost war Fischer durchaus mit Kost, Wohnung und Pflege zufrieden. Er hat mir das gesagt, als von befreundeter Seite eine öffentliche Sammlung angeregt wurde, um ihm die denkbar beste Verpflegung zu gewähren, wozu seine fortlaufenden Honorare nicht ausreichend genug erschienen. Auch der Arzt versicherte mir, daß selbst die günstigste Verpflegung auf Fischers Zustand (Krebs) keinen Einfluß haben würde. Seine Ueberführung nach dem Siechenhause ist, wie mir gesagt wurde, nicht wegen Mangels an Mitteln erfolgt, sondern weil im Bergmannstrost hoffnungslose Kranke nicht dauernd verpflegt werden. Ein Aufruf zu einer Sammlung für Fischer, den hervorragende (allerdings weder dem Reich noch dem Alten Glauben nahestehende) Männer unterzeichnen wollten, schien so lange nicht am Platze, als Fischer sich weigerte, von einem Schuldner eine bedeutende Summe zurückzufordern. Die Differenz, die in dieser Angelegenheit zwischen ihm und seinem Verleger entstanden war, dürfte mit größter Bestimmtheit zu Gunsten des Letzteren ausgelegt werden, wenn sie sich näher darstellen ließe. Angesichts dieser den tugendsamen Kritikern im Reich und Alten Glauben gewiß unbekannten Tatsachen richten sich die Vorwürfe von selbst, die den Nächstverpflichteten gemacht werden. „Aber was taten die Lober? ... Nur echt christliche Gemeinschaft hält Treue“ — schreibt das Reich. „Christliche Liebe mußte sich des Schwerleidenden annehmen und ihm die letzten Dienste auf seinem Sterbelager erzeigen. ... Was die Sozialdemokratie aber von sich stößt, ist echter Christenliebe noch immer willkommen. Sie hat Fischer in seines Heilands Arme gebettet und wird auch in Zukunft nie aufhören, durch die Tat zu erweisen, daß wahre Treue einzig und allein an ihrem Herzen zu finden ist.“ So der Alte Glaube. Diese Sätze sind um so anfechtbarer und wirken um so peinlicher, als sie mit einem harten und ungerechten Urteil über den Gegner ein über das Maß gehendes Lob der eigenen Gesinnung und Verdienste verbinden. Ich danke Dir Gott, daß ich nicht

---

*) Auch der Alte Glaube hat früher davon Nichts gewußt, daß die Sozialdemokratie Fischer Dank schuldig sei. Er schildert in der Besprechung des ersten Bandes den Verfasser als „einen Lohnarbeiter, der noch jenseits der Sozialdemokratie lebt und weder an seinem Glauben ganz irre geworden ist noch die monarchische Treue über Bord geworfen hat. Er ist noch nicht »klassenbewußt«, noch nicht revolutionär gestimmt und verrät daher nicht den geringsten Zug zu sozialer Kritik oder zu sozialistischer Weltverbesserung.“ Das genügt. Man vergleiche überhaupt: Der alte Glaube, Literarische Beilage 1903 Nr. 2 und 1904 Nr. 1. Auch das Zitat aus dem „Organ der Halleschen Stadtmission“ mußte diesen Hieb auf die Sozialdemokratie unmöglich machen. Dies wahllose Herumhacken auf der Sozialdemokratie in kirchlichen Blättern finden wir nachgerade so unchristlich wie die Sozialdemokratie selbst. D H

bin wie ....„ das ist das Leitmotiv der ganzen Betrachtung, die eben nur zu diesem Zweck angestellt ist, das Licht der christlichen Barmherzigkeit leuchten zu lassen. Echte christliche Barmherzigkeit stellt sich nicht so zur Schau. Genug, Fischer wurde aus rein äußeren Gründen dem Städtischen Siechenhaus überwiesen; dort ist dem Sterbenden während seines Aufenthaltes (nicht ganz drei Monate) der kirchliche Trost gespendet worden wie jedem andern Insassen der Anstalt.

Wenn aber aus den Artikeln in den beiden zitierten Zeitungen die Leser den Eindruck gewinnen mußten, als sei Fischer in seinen letzten Lebenstagen „bekehrt“ worden, als habe er seinen früheren Anschauungen Valet gesagt, so sind sie auch hierin irre geführt worden. Es heißt im Alten Glauben von der Kirche: „Nun sollte sie ihm aber nicht mit jener verständnislosen Ungerechtigkeit, wie einst im Konfirmanden-Unterricht, sondern mit dem warmen Glanz helfender und tröstender Barmherzigkeit entgegentreten. Und da schmolz die Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte.“ Aus diesen Sätzen geht zunächst die merkwürdige Tatsache hervor, daß man hier, um den Effekt des Bekehrungsdramas herauszubringen, den entschieden positiven Konfirmanden-Unterricht, den Fischer empfangen hat, schmäht. Wichtiger ist für uns, festzustellen, daß Fischer niemals mit der Kirche „völlig gebrochen hat.“ Wie die Christliche Welt schon vor drei Jahren berichten konnte, hielt Fischer sich in Osnabrück zur Kirche; die Prediger, zu denen er ging, waren freilich liberale. Bei meinem letzten Besuche Fischers, sechzehn Tage vor seinem Tode, habe ich von einer Abwendung von früheren Anschauungen Nichts bemerkt. Wäre bis dahin eine tiefgehende innere Umwandlung in ihm vorgegangen, so würde Fischer mit mir davon gesprochen haben. Das mir von ihm seit unserer Bekanntschaft entgegengebrachte Vertrauen berechtigt mich durchaus zu dieser Annahme.

Im Bergmannstrost hat Fischer oft nach der Bibel gegriffen, um Stärkung aus ihr zu schöpfen. Es wundert mich nicht, daß er im Siechenhaus, wo sein Zustand ihm keine Hoffnung auf Genesung ließ, die ihm (übrigens doch von Amts wegen) gebotne Tröstung willig und freudig annahm. Man sollte aber völlig dahingestellt sein lassen, ob diese Bereitwilligkeit des Sterbenden das Verdienst einer bestimmten theologischen „Richtung“ war. Wenn man darauf Wert legt — welche Aussichten eröffnet das auf die Seelsorge am Krankenbett! Gewiß, im Angesicht des Todes, unter dem Einfluß des gebildeten Theologen mag der einfache Mann, den Nichts mehr an diese Welt fesselte, eine besondere Konzentration seiner religiösen Gefühlswelt erlebt haben. Davor wollen wir gern in Ehrfurcht stillstehn und von allem Streit der Richtungen schweigen. Ganz fern aber sollte es Christen liegen, die Treue, die man dem Sterbenden bewiesen hat, auf Kosten derer zu preisen, deren Aufgabe es nicht war, den Sterbenden zu trösten, sondern mit dem Lebenden zu sorgen.

Karl Thomas

Verschiedenes

Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Deutsch von Dr. Rudolf Lautenbach. Stuttgart, Robert Lutz 1906. 87 Seiten kleinsten Formats. Kartoniert 1 Mk.

Dies Büchlein hätte ich längst unsern Lesern empfehlen sollen. Offen gestanden, ich wollte gern „Die Geschichte meines Lebens“ von der Verfasserin noch einmal nachlesen, ehe ich über den „Optimismus“ schrieb. Aber Irgendwer hat mir mein Exemplar ausgeführt, und ich darf nicht länger warten, bis es wiederkommt. Nun denn, schon jene Selbstbiographie der jungen Studentin ist eines der ergreifendsten und wichtigsten Bücher, die es gibt. Ein ganz neues, helles Licht über die Lebenstatsachen geht von der Geschichte, der Leistung und der Auffassung dieser blinden Taubstummen oder taubstummen Blinden aus. Als sie ihr Leben schrieb, war sie dreiundzwanzig Jahr; wenig älter gibt sie in dem Schriftchen über Optimismus ein Zeugnis von ihrer akademischen Bildung. Bescheiden genug wird es als solches eingeführt; unschätzbar ist auch dieses Büchlein als Zeugnis von ihrer Denkart, als menschliches Dokument. Man sollte sich die Massenverbreitung des Büchleins angelegen sein lassen. Allen Leidenden, Angefochtenen, Unzufriedenen sollte man es in die Hände legen. Jeder tröstende Freund, jeder Seelsorger sollte sich mit dem Büchlein bewaffnen und damit tapfer gegen die Geister der Schwermut kämpfen, die doch ein so großes Reich haben. Predigen soll man darüber.

R

Noch einmal „Wir jungen Männer.“ Zu der Besprechung von Wegeners Buch „Wir jungen Männer“ in Nr. 30 schreibt uns ein Freund:

Bei aller Anerkennung kommt dort nicht genügend zum Ausdruck, wie viel wir Wegener verdanken! Ich beschäftige mich selbst schon seit einiger Zeit mit dem sexuellen Problem junger Männer und freue mich, endlich ein Buch gefunden zu haben, das in jeder Beziehung sich für den jungen Mann des Alters eignet, für das Wegener schreibt. Gewiß ist Ribbing ein äußerst wertvolles Buch; aber es enthält auch Stoffmengen, die manchen Leser wenig interessieren. Und dann insbesondere: „es ist der Ton, der die Musik macht“, und hierin liegt Wegeners Stärke. Er trifft vorzüglich den Ton, der den jungen Mann begeistert, und zwar nachhaltig mit Begeisterung erfüllt. Ich spreche das aus Erfahrung; zwei junge Männer von durchaus verschiedener Veranlagung, der eine tief religiös gestimmt, der andere eine kraftvolle Willensnatur, die beide schon einige Literatur über jenes Problem, worunter auch Ribbing, gelesen hatten, machten mich auf Wegeners Buch aufmerksam: „Jetzt haben wir das gefunden, was wir suchten; jetzt sind wir innerlich mit der Frage im Reinen.“ Die völlige Offenheit und Ehrlichkeit des „älteren Freundes“, als der Wegener redet, verbunden mit einer heiligen Keuschheit und einer jugendlich-kraftvollen Männlichkeit ist es, die zu den Herzen junger Männer reden muß. Wir sollen der sexuellen Frage in der Männerwelt energisch zu Leibe gehen, sowohl in den oberen Klassen, für die Wegener schreibt, als im eigentlichen Volk. Ich habe, durch Wegeners Buch ermutigt, es gewagt, in zwei Fortbildungsschulklassen mit Sechzehnjährigen diese Frage so zu besprechen, wie sie auf dieser Stufe verständlich ist, mit unbedingter Offenheit; und ich habe gefunden, daß der Ernst der Schüler fortgehend zunahm. Nun müssen sie nicht mehr wie Bromme ihren Lehrern den Vorwurf machen, man habe ihnen über diese Dinge nie Etwas gesagt. Für Jeden, der sich ernsthaft mit diesen schweren Problemen befaßt, ist Wegeners Buch ein Hilfsmittel ersten Ranges.

Eugen Jäckh

Kleine Mitteilungen. Aus unserm Leserkreise geht uns eine Erinnerung zu für unsern Leserkreis, den wir gern weitergeben. Es ist in diesem Jahre das Obst so reichlich gewachsen. Vielleicht sendet da mancher Gartenbesitzer, der eine bessere Verwendung nicht hat, rohes, getrocknetes oder eingekochtes Obst den Landes-Irren- und Heilanstalten zur extraen Verwendung für die armen Kranken zu. Man könnte so manches Gute tun, ohne Mühe und Opfer, und denkt nur nicht daran.

Einem Teil der heutigen Auflage liegt unsre Eingabe an den Oberkirchenrat bei. Damit müssen alle unsre Leser ein Formular erhalten haben.

Auf die Einladung nach Potsdam an unsre Freunde und Gesinnungsgenossen, wie sie im heutigen Anzeigenteil nun mit dem endgiltigen Programm veröffentlicht ist, sei an diesem Orte ausdrücklich hingewiesen.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

25.—27. September Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27. „ Theologischer Ferienkursus Dresden
30. Sept. — 1. Okt. Sächsische Evang.-soziale Vereinigung Dresden
1.— 3. Oktober Kinderforschung und Jugendfürsorge Berlin
2.— 4. „ Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Karlsruhe
2.—12. „ Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3.— 5. „ Evangelischer Lehrerbund Hamburg
3. 4. „ Freunde der Christlichen Welt Potsdam
5.— 7. „ Deutscher Abstinententag Barmen-Elberfeld
8.—10. „ Theologischer Ferienkursus Marburg
9.—12. „ Evangelischer Bund Graudenz
14.—15. „ Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
23.—24. „ Theologischer Ferienkursus Jena
23.—25. „ Theologischer Ferienkursus Bonn

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 35. Römische Kurie — Der politische Katholizismus in Bayern von 1903 bis 1906. — John Alex Dowie — Weimar — Verschiedenes: Die 16. Konferenz der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung; Der 21. Jahresbericht der deutschen evangelischen Seemannsmission in Großbritannien; Frauenstimmrecht in kirchlichen Angelegenheiten — Personalien

Nr. 36. Erklärungen und Eingaben im Falle César — Ein neues Schlaglicht auf den Fall César — Elsaß-Lothringen. Erstes Stück — Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein — Konversionsbewegung zwischen evangelischer und katholischer Kirche — Verschiedenes: Wilhelm Bölsche; Frauenstimmrecht in kirchlichen Angelegenheiten — Personalien

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 35. Erklärung — Die Lage nach der Annahme des Schulgesetzes: 1 — Ein edler Wettkampf — Christliche Gewerkschaften und katholische Fachabteilungen — Stimmungsbilder aus dem Westen: 3. Die große liberale Partei? — Aus Preußen: Vom Katholikentag in Essen; Erzbischof Stablewski; Akademische Beförderungen; Zum Fall César; Kirchensteuer in Kassel — Mancherlei: Der Deutsche Protestantenverein; Kirchliches Frauenstimmrecht; Evangelisches Bewußtsein?

Nr. 36. Zur „Erklärung" der Evang. Vereinigung — Erklärung — Die Lage nach der Annahme des Schulgesetzes: 2 Stimmungsbilder aus dem Westen: 4 — Nachträgliches zur Frage nach der katholischen Propaganda — Aus Preußen: Zum Fall César; Der Fall Römer; Die sog. Augustkonferenz — Mancherlei: Ernste Gedanken; Die Diasporapflege; Gemeindeblätter; Die Evangelische Kirchenzeitung; Jünglingsvereine und Gewerkschaften

Nr. 37. Die Wählerliste — Die Lage nach der Annahme des Schulgesetzes: 3 — Ein kirchlicher Reformplan — Aus Preußen: Zum Fall César — Mancherlei: Vom Evangelischen Bund; Die Soziale Geschäftsstelle; Gemeinschaft der Richtungen; Missionskollekte; Personalien

Monatschrift für Pastoraltheologie

III. Jahrgang, Heft 1.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin

Inhalt: **Jenseits der Richtungen.** (H. C. Koestlin.) **Theorie und Praxis mit besonderer Berücksichtigung der Predigt.** (H. Bassermann.) **Die Frauenbewegung und die evangelische Kirche.** (G. Gerok.) **Gute und schlechte Bibelstunden.** Winke für die Praxis. (P. Wurster.) **Predigt über die Geschichte von der „großen Sünderin".** (Th. Haering.) **Uebersicht über den Stand und Gang der Inneren Mission 1906.** (P. Wurster.) **Aus der neuesten Literatur — Bücherschau.**

☞ Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis innerhalb des deutschen Postgebiets Mk. 6.— Einzelne Hefte Mk. 0,75. Postzeitungspreisliste 13. Nachtrag.

Einführungskurse in die Soziale Hilfsarbeit

Im Oktober beginnen in Frankfurt a. M. die Einführungskurse in die **Soziale Hilfsarbeit,** die gebildeten jungen Mädchen und Frauen Einblick in die einzelnen Gebiete der sozialen Arbeit gewähren und die Gelegenheit bieten, die in Frankfurt so reichlich bestehenden gemeinnützigen Einrichtungen und Bestrebungen kennen zu lernen und sich die für eine Mitarbeit nötigen Kenntnisse anzueignen.

Neben der praktischen Unterweisung in Säuglingspflege, Hilfe im Kindergarten, Besichtigungen gemeinnütziger Anstalten, Armenbesuchen und Mitarbeit bei einzelnen Vereinen, sind theoretische Unterrichtskurse in Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fröbelscher Beschäftigung und ein Vortragscyklus eingerichtet. Letzterer behandelt das Thema Armenpflege und Sozialpolitik. Die einzelnen Fächer sind auch allein zu besuchen, ebenso wird bei der praktischen Anweisung auf besondere Neigung und verfügbare Zeit Rücksicht genommen. Eine derartige Ausbildung ist für junge Mädchen eine gute Grundlage für den späteren Beruf der Hausfrau und Mutter und ermöglicht zugleich durch vollste Ausnutzung weiblicher Beanlagung eine befriedigende Tätigkeit im Interesse des Gemeinwohls. Nähere Auskunft und Anmeldungen **Börsenstr. 20 I. Stadtbund,** Montag und Mittwochs von 10—12 Uhr.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 39 — Marburg i. H., den 27. September — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Das Herz weint

Durch des Tages Lärm und Unrast
Tönt es wie ein Kindes-Weinen,
Das sich nach der Mutter sehnt.
Wolle nicht es übertäuben,
Lausche, lausche seiner Stimme,
Denn es weint dein eigen Herz.

Abends, wenn das Licht verglommen,
Wenn des Tages Lärm verrauscht ist,
Klingt es lauter, zieht es nah;
Krampfhaft schluchzt es, leidenschaftlich
Und erfüllt mein ganzes Wesen.
Ja, es weint mein eigen Herz.

Aus des Tages Lärm und Unrast
Sehnt es sich nach Himmels-Frieden,
Schreit es laut nach seinem Gott.
Und so streck ich meine Arme
Seufzend, sehnend, flehend, betend
Aus der Tiefe auf zu Dir!

Rembrandt

Unter Rembrandts Radierungen finden sich drei, die eine so wunderbar herrliche Verklärung des Christentums darstellen, wie sie nicht leicht ein anderer Maler uns geschenkt hat. Drei Szenen aus dem Leben des Heilandes, weder an sich zusammenhängend, noch vom Künstler irgendwie als Folge gegeben, aber gerade dadurch ein unbewußt mächtiges Zeugnis für den Weltsieg der Religion des Lebens und des Lichtes.

Die erste ist eine Radierung von 1634: Die Verkündigung bei den Hirten; eine phantastisch großartige, nicht eben orientalische Landschaft, auf welche die himmlischen Heerscharen hernieder schweben. Die Unruhe im Vordergrund durch fliehende Menschen und Tiere wird vollständig aufgehoben durch die klar geschiedenen, Ruhe wirkenden Licht- und Schattenpartien. Nicht so sehr auf diese wenigen Menschen, die noch aufgeregt und verständnislos sind, als vielmehr auf die Erde, — „die Welt" — flutet das Licht in blendender Fülle herab. Des Ewigen Bote steht in den Wolken und verkündigt die Botschaft der Liebe. Hinter ihm hat sich der Himmel geöffnet, ein Lichtmeer tut sich auf und zum ersten Male ahnt die Welt das Göttliche ganz. Wie um sich zu beglaubigen hat der Engel die Hand erhoben, über ihn und seine geöffnete Hand hinweg geht ein besonders starker Strahl des Lichtes und fällt auf die dunkle Erde, wo es Tag werden soll für die in Nacht gefangene Menschheit.

Die zweite Radierung ist die unter dem Namen Hundertguldenblatt bekannte. Die Liebe hat Gestalt gewonnen und wandelt unter den Menschen: „Christus heilt die Kranken." Er steht in einer Art dunkler, nur von einer Seite erhellten Höhle, in der Mitte vieler und gar verschiedener Menschen; alle Arten von Kranken und Elenden um ihn herum; etwas weiter die Gesunden, die Zuschauer. Von unübertrefflicher Lebendigkeit ist die Gruppierung und die Charakteristik jeder Gestalt; ruhig steht eigentlich nur Christus, fast wie unmerklich strahlt Licht von seinem Haupt. Die tiefsten Dunkelheiten stehen schroff neben schattenloser Helle. Es ist ein ergreifender Kampf des Lichtes mit der Finsternis! Schwer, unüberwindlich scheint stellenweise noch das Dunkel, nicht als siegreicher Held, sondern als ein Zitternder steht der Lichtbringer davor. Man muß sich erst hinein sehen, ehe man aus diesem gewaltigen Kampf des Lichtes gegen das Finstere, des Reinen gegen alles Dunkle und Häßliche die in ihrer Schlichtheit wahrhaft majestätische Gestalt des Heilandes herausleuchten sieht, als den schließlichen Sieger im Streit.

Die große Auferweckung des Lazarus endlich ist die dritte Radierung, die den Schluß dieser großartigen Geschichte des Christentums darstellt. Hier ist Christus der Sieger. Nicht in erbarmender Milde steht er zwischen den Menschen und neben ihrem Elend, nein, Alle überragend, eine königliche Herrschergestalt, steht er in der Mitte des Bildes. Gerade vor ihm, unter seinen Füßen ist das geöffnete Grab, in dem sich langsam und traumhaft Lazarus erhebt. Mit Staunen, mit Grauen, schauen die umstehenden Jünger und Frauen auf das Unerhörte, in seiner Unbegreiflichkeit Entsetzensvolle hin. Wundervoll sprechend jede einzelne Gestalt und jedes Gesicht — und doch Alle klein und nichtssagend gegen die Gestalt dessen, der mit einer Handbewegung spricht: „Ich bin das Leben."

Eine rauschende Symphonie von Licht und wieder Licht. So überwältigend kommt auf keiner Radierung Rembrandts zum Ausdruck, was Licht ist! Nicht bei der „Verkündigung"; da begann es erst sein Erdenleben. Auch nicht bei der Heilung, da zittert der bange Mollakkord des Kampfes, die Frage „Wird es so viel Finsternis überwinden können?" noch hindurch. Erst in der „Auferweckung" löst sich dies Ringen in volle Klarheit auf; es klingt in den jubelnden Akkord aus: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Bertha Göring

Fortschritte auf dem Gebiete des Okkultismus

2

Die okkultistische Bewegung in Frankreich hat enge Fühlung mit der Bewegung in den angloamerikanischen Ländern. Richet

ist für dieses Jahr Vorsitzender der Society for Psychical Research, die ihren Hauptsitz in London hat. Diese Gesellschaft ist von epochemachender Bedeutung für die Erforschung des Okkultismus.

Ich will daher auf ihre Geschichte und ihr Wesen mit ein paar Worten eingehen. Die Gesellschaft für psychische Forschung — Society for Psychical Research oder S. P. R., wie sie in der bequemen englischen Abkürzung genannt wird — besteht bald ein Vierteljahrhundert. Ihre Entstehung verdankt sie dem Mute und der Vorurteilslosigkeit einer Reihe von Männern, die im Jahre 1882 unter dem Vorsitz des Professors Henry Sidgwick zusammentraten, um die sogenannten okkulten Phänomene einer aufklärenden, wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen. Man empfand es als einen Skandal, daß tausende glaubwürdiger, kompetenter Zeugen von der Echtheit der gesehenen Phänomene überzeugt waren, und daß dennoch die wissenschaftliche Welt als Gesamtheit sich ohne jede Untersuchung einfach ablehnend verhielt. Man hatte dabei zugleich ein Bewußtsein von der Tragweite dieser Phänomene, selbst wenn nur ein Zehntel davon sich als wahr erweisen würde. Und so packte man den Stier bei den Hörnern und ging, ohne sich durch vorgefaßte Theorien über apriori-Möglichkeit oder Nicht-Möglichkeit der Phänomene stören zu lassen, in der guten englischen matter-of-fact-Weise an die Tatsachen selbst heran. Die Arbeit, welche die S. P. R. im Laufe weniger Jahrzehnte geleistet hat, ist enorm. Sie hat als eine Art Wetterbureau tausende von Berichten über okkulte Phänomene gesammelt, sie auf ihre Wahrheit geprüft, analysiert, verglichen, die Zeugen vernommen, konfrontiert und Alles, was nicht den strengsten Anforderungen der Kritik genügte, ausgeschieden. Die S. P. R. hat dann selber weitgehende Experimente hypnotischer, telepathischer und mediumistischer Art vorgenommen, um sich direkt eine Verifikation derjenigen berichteten Tatsachen zu verschaffen, welche nach schärfster Sichtung sich als unbestreitbar erwiesen hatten. Die Dokumente, die sich auf diese Arbeiten beziehen, sind niedergelegt in den achtzehn enggedruckten Bänden der fortlaufend erscheinenden Proceedings of the S. P. R. (auch im Buchhandel einzeln zu haben bei R. Brimley Johnson, London) und in den elf Bänden des monatlich für die Mitglieder herausgegebenen Journal of the S. P. R. William James schreibt:

Wäre ich gefragt, ein wissenschaftliches Organ zu nennen, in dem kritisch bedächtige Besonnenheit und nie schlummernder Argwohn vor Irrtumsquellen unumschränkt herrschten, ich könnte nur hinweisen auf die Proceedings der S. P. R.

Ungebeugt durch Spott und Hohn, mit dem man anfangs die Beschäftigung mit wissenschaftlich so heterodoxen Dingen verfolgte, ist die anfangs nur kleine Gruppe von Männern allmählich zu einer sich auch im öffentlichen Leben Achtung verschaffenden Körperschaft herangewachsen, die sowohl an Qualität wie an Quantität ihrer Mitglieder beständig zunimmt. Sie zählt heute — ohne die amerikanische Zweigabteilung*) — ungefähr tausend Mitglieder. Um das geistige Niveau der S. P. R. zu kennzeichnen, will ich ein paar auch in Deutschland bekannte Namen ihrer Präsidenten, Vizepräsidenten und Mitarbeiter geben. Arthur Balfour, der ehemalige Ministerpräsident, Professor W. C. Barrett, Professor der experimentellen Physik am Royal College of Science for Ireland, Richard H. Hutton, der verstorbene Herausgeber des Spectator, Sir Oliver Lodge F. R. S., Sir William Crookes F. R. S., Professor William James of Harvard University, den ich nicht anstehe als einen genialen Denker und als den bedeutendsten und geistvollsten der heute lebenden Psychologen zu bezeichnen, Professor F. C. S. Schiller in Oxford, Lord Raleigh, the Marquis of Bute, der Bischof von Ripon, Frederic W. H. Myers, Professor J. J. Thompson F. R. S., Professor Charles Richet am physiologischen Institut von Paris und Membre de l'Académie. — Wer sich einen orientierenden Gesamtüberblick über die weitverzweigte Tätigkeit der S. P. R. verschaffen will, der lese das kleine Schriftchen The Society for Psychical Research, its rise and progress and a sketch of its work von L. T. Bennett, zweitem Sekretär der Gesellschaft von 1882 bis 1892. (London, R. Brimley Johnson.)

*) Diese ist im Begriff sich selbständig zu machen unter der Leitung des Professors Hyslop, der vor einigen Jahren aus Gesundheitsrücksichten seine Professur für Ethik und Logik an der Kolumbia-Universität niederlegte.

Außer den oben angegebenen regelmäßigen Publikationen sind aus der Mitte der S. P. R. noch zwei größere Werke hervorgegangen. Im Jahre 1886 wurde das zweibändige Werk Phantasms of the Living (in französischer Uebersetzung Hallucinations télépathiques in der Bibliothèque de philosophie contemporaine bei Alcan, Paris, erschienen) veröffentlicht, das Edmund Gurney, F. W. H. Myers und F. Podmore zu Verfassern hatte. Phantasms of the Living gibt ein kritisch gesichtetes Material von ungefähr 700 verifizierten Fällen, in denen Personen im Augenblick des Todes oder kurz nach dem Tode andern örtlich entfernten Personen in halluzinatorischer Form erschienen sind, ohne daß natürlich die betreffenden Percipienten auf anderem Wege etwas von dem Tode oder dem Unglücksfall der in Frage stehenden Personen wußten. Dabei wird die Möglichkeit des Zufalls eingehend erörtert auf Grund von Erhebungen, die an 25000 Personen vorgenommen sind. Auf Grund der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung wird nachgewiesen, daß es sich bei den verifizierten Fällen von Telepathie um keine zufälligen Koincidenzen handeln könne. Die Möglichkeit der Telepathie, d. h. der Uebertragung bestimmter Vorstellungen von einem Geist auf den andern unabhängig von den Sinnesorganen und unabhängig vom Raume erscheint der S. P. R. als das Resultat dieser und vieler ähnlicher Arbeiten gesichert zu sein.*) Im Januar 1904 schrieb der damalige Vorsitzende der S. P. R. Sir Oliver Lodge im Pall Mall Magazine, London:

Daß die Individualität nach dem Tode weiter besteht, dafür haben Einige von uns Beweise, welche so gewiß sind — wie Beweise überhaupt sein können ... Die arbeitsreichen Dokumente der S.P.R. liegen für Jedermann offen da, und während wir vielen Betrug aufgedeckt haben und viel von dem gewöhnlichen Spiritismus in Zweifel gezogen haben, haben wir Beweismaterial gesammelt, das Beachtung verdient, für die Möglichkeit einer Kommunikation zwischen dieser und andern Welten.**) ... Was wir aber als sichere Tatsache vor die Royal Society bringen können und womit wir das Urteil der Welt herausfordern können, das ist die Telepathie. Hier liegt der Beginn einer weiteren Auffassung der Wissenschaft vor. . .

Es leuchtet ein, daß diese Phänomene unvereinbar sind mit einer streng mechanischen Auffassung vom letzten Wesen der Dinge, und daß sie uns zwingen, viele unserer verwerfenden Urteile über religiös okkulte Begebenheiten der Geschichte einer Revision zu unterziehen. Ueber beide Punkte hat sich William James in seinem Aufsatze What Psychical Research has accomplished geistvoll geäußert. Dieser Aufsatz steht am Schluß der Essaysammlung The will to believe. Einige Arbeiten dieses Buches sind unter dem Titel „Der Wille zum Glauben" ins Deutsche übersetzt und von Paulsen mit einer Vorrede versehen worden.***) Der Aufsatz über die psychische Forschung fehlt natürlich in der deutschen Uebersetzung. Man fürchtete wohl, der deutsche Leser könne durch die Lektüre dieses Essays an der wissenschaftlichen Qualifikation des amerikanischen Psychologen irre werden. Ich gebe in Folgendem die betreffende Stelle stark zusammengezogen und in freier Uebertragung:

Wenn man das Gesetz umstoßen will, daß alle Krähen schwarz sind, darf man nicht versuchen zu zeigen, daß es keine Krähen gibt; es genügt, wenn man beweist, daß eine Krähe weiß ist. Meine weiße

*) Vgl. dazu den Aufsatz „Ueber Telepathie" von Dr. J. Nistellgo in Ueber Land und Meer 1906 Nr. 3.

**) Um ein für alle Mal der Naivität entgegenzutreten, als ob mit der „andern Welt" ein örtliches Jenseits gemeint ist, bemerke ich, daß der Begriff der „andern" Welt in erster Linie ein erkenntnistheoretischer Begriff ist. Mit dem Wegfall der Sinnesorganisation befinden wir uns in einer „andern Welt", was natürlich nicht ausschließt, daß geistige Momente das Quale dieser andern Welt mitbestimmen.

***) Stuttgart, Fr. Frommann 1899. Vgl. Christliche Welt 1899 Nr. 23 Sp. 550. — Eine deutsche Uebersetzung von James, Die Mannigfaltigkeit religiöser Erfahrung, durch Wobbermin, ist in Vorbereitung und wird bei J. C. Hinrichs in Leipzig erscheinen. — Vgl. auch Troeltsch, Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft. Tübingen, Mohr 1905. 1,20 Mk. D H

Krähe ist Mrs. Piper.*) Bei den Trancemitteilungen dieses Mediums kann ich der Ueberzeugung nicht widerstehen, daß hier ein Wissen zu Tage tritt, welches niemals durch den gewöhnlichen wachen Gebrauch ihrer Augen, Ohren und ihres Verstandes gewonnen sein kann. Was die Quelle dieses Wissens sein kann, weiß ich nicht und kann auch nicht den Schimmer eines erklärenden Vorschlages machen. Aber ich kann dem Zwange nicht ausweichen, die Tatsache eines solchen Wissens zuzugeben. Und wenn ich mich dem übrigen Teil der Beweistümer zuwende, der ganzen Fülle der okkultistischen Phänomene, so kann ich nicht die unumstößlich negative Haltung des „streng wissenschaftlichen" Geistes beibehalten mit seiner Annahme von dem was die wahre Ordnung der Natur sein sollte. Wenn auch die Beweistümer für die okkulten Phänomene hie und da schwach sein mögen, so fühle ich doch, daß sie als Ganzes genommen ein starkes Gewicht in sich tragen. Der streng wissenschaftliche Geist kann in der Tat leicht über das Ziel hinausschießen. Wissenschaft bedeutet in erster Linie eine gewisse leidenschaftslose Methode. Anzunehmen, daß sie eine Anzahl von Resultaten bedeutet, an die man seinen Glauben liebevoll heften sollte, heißt ihren Genius bedenklich mißverstehen und bringt die Wissenschaft auf das Niveau einer Sekte herab. ... Die Trancemitteilungen, von denen ich spreche, haben in der Tat für meinen Geist die Grenzen der angenommenen Naturordnung niedergerissen. Die Wissenschaft, soweit sie solche exzeptionellen Begebenheiten leugnet, liegt für mich niedergeworfen im Staube; und das dringendste intellektuelle Bedürfnis, welches ich gegenwärtig fühle, ist, die Wissenschaft in einer Form wieder aufzubauen, in welcher solche Dinge einen positiven Platz haben können. Die Wissenschaft wie das Leben nährt sich von ihrem eigenen Verfall. Neue Tatsachen sprengen die alten Regeln; dann fügen neu erdachte Begriffe die alten und neuen Tatsachen zu einem versöhnenden Gesetz zusammen. ...

Obgleich die Wissenschaft ihrem Wesen nach nur eine Methode bedeutet und keinen festgelegten Glauben, so wird sie doch von ihren Vertretern wie von den Außenstehenden identifiziert mit einem ganz bestimmten und fixen Glauben — mit dem Glauben nämlich, daß die verborgene Ordnung der Natur ausschließlich mechanisch ist, und daß nicht-mechanische Kategorien irrationale Arten sind, selbst so etwas wie das menschliche Leben zu begreifen und zu erklären. Sobald dieser mechanische Rationalismus nun zur absoluten und einzigen Denkart erhoben wird, führt er einen schroffen Bruch herbei mit den Denkweisen, welche die größte Rolle in der menschlichen Geschichte gespielt haben. Religiöses Denken, ethisches Denken, poetische Auffassungsweise, teleologisches und gefühlsmäßiges Denken, all das, was man die persönliche Auffassung des Lebens im Unterschiede von der unpersönlichen und mechanischen und die romantische Lebensanschauung im Unterschiede von der rationalistischen nennen kann, all das war und ist selbst heute noch außerhalb der wohlerzogenen wissenschaftlichen Kreise die herrschende Gedankenform. Aber für den mechanischen Rationalismus ist die Persönlichkeit eine substanzlose Illusion. Der stets wiederkehrende Glaube der Menschheit, daß Ereignisse geschehen können rein um ihrer persönlichen Bedeutung willen, ist eine Abscheulichkeit (abomination); und die Vorstellungen unserer Großeltern über Orakel und Omen, Divinationen und Erscheinungen, wunderbare Herzenswandlungen und Wundertaten von göttlich inspirierten Personen, Gebetserhörungen und providentielle Fügungen sind für den mechanischen Rationalismus ein ganz grundloses Gemächte, eine einzige Masse schierer Unwahrheit.

Nun müssen wir natürlich Alle zugeben, daß die Exzesse, zu denen die romantische und persönliche Anschauung vom Leben führen mag, höchst verderblich sein können, wenn sie nicht von einem unpersönlichen Rationalismus gezügelt wird ... Unsere Schuld an die Wissenschaft ist wörtlich genommen grenzenlos, und unsere Dankbarkeit für das, was in ihren Lehren positiv ist, muß entsprechend groß sein. Aber die Proceedings der S. P. R. haben, so scheint mir, dem ehrlichen Leser ein Ding mit absoluter Notwendigkeit bewiesen: nämlich, daß das Verdikt reinen Wahnsinns, freiwilliger Bevorzugung des Irrtums, unentschuldbaren Aberglaubens, daß dieses Verdikt, welches die Wissenschaftler unserer Tage infolge ihrer intellektuellen Erziehung über das gesamte Denken der Vergangenheit fällen, höchst flach ist. Die persönliche und romantische Auffassung des Lebens hat denn doch andere Grundlagen als bloß eine zu üppig wuchernde Einbildungskraft und eine Perversität des Denkens. Sie wird fortwährend von Erfahrungstatsachen genährt, was auch schließlich immer die letzte Interpretation dieser Tatsachen sein mag*) ... Diese Tatsachen haben drei Charakterzüge gemeinsam: sie sind willkürlich (capricious), diskontinuierlich und nicht leicht kontrollierbar; sie verlangen besonders geartete Personen für ihr Eintreten; ihre Bedeutung scheint ganz auf der Seite des persönlichen Lebens zu liegen. ...

Die S. P. R. hat die Kontinuität in der Geschichte wieder hergestellt. Sie hat den vernünftigen Kern der abergläubischsten Verirrungen der Vorzeit aufgewiesen. Sie hat die Kluft überbrückt, den furchtbaren Riß geheilt, den die in einem gewissen verengenden Sinne genommene Wissenschaft in die Menschenwelt gebracht hat. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter. Wenn wir von unserem gegenwärtigen vorgeschrittenen Standpunkt aus auf die vergangenen Stadien des menschlichen Denkens zurückblicken, sei es des wissenschaftlichen oder des theologischen Denkens, so sind wir aufs höchste erstaunt, daß ein Universum, welches uns als von so ungeheurer und geheimnisvoller Komplikation erscheint, jemals einem Menschen als eine kleine und einfache Sache erschienen sein sollte. Ob es nun die Welt Descartes' oder Newtons, ob es die der Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts oder die der Bridgewater Abhandlungen des neunzehnten Jahrhunderts ist, immer sieht das Universum für uns gleich aus — nämlich unglaublich perspektivenlos und armselig (incredibly perspectiveless and short). ... Ist es denn wahrscheinlich, daß die Wissenschaft unserer Tage dem allgemeinen Schicksal entgehen wird? ... Wenn nach Analogie der Vergangenheit unsere Wissenschaft einst altmodisch geworden ist, so wird es mehr sein wegen der Auslassung von Tatsachen, wegen des Ignorierens ganzer Reihen komplexer Phänomene als durch irgend einen verhängnisvollen Mangel an Geist und Prinzipien. Der Geist und die Prinzipien der Wissenschaft sind bloße Angelegenheiten der Methode. In dieser liegt Nichts, was die Wissenschaft hindern könnte erfolgreich mit einer Welt sich einzulassen, in welcher persönliche Kräfte der Ausgangspunkt neuer Wirkungen sind. Das Einzige, dem wir direkt begegnen, die einzige Erfahrung, die wir konkret haben, ist unser eigenes persönliches Leben ... Und diese systematische Leugnung der Persönlichkeit als einer Bedingung von Ereignissen von seiten der Wissenschaft, dieser strenge Glaube, daß in ihrer wesentlichen und innerlichsten Natur unsere Welt eine streng unpersönliche Welt ist, kann, wie der Kreisel der Zeit sich dreht, sich gerade als der Fehler herausstellen, über den unsere Nachkommen in unserer gerühmten Wissenschaft am meisten überrascht sein werden.

J G

*) William James lernte Mrs. Piper im Jahre 1885 kennen. Jahrzehntelang hat seitdem die S. P. R. mit Mrs. Piper unter den denkbar schärfsten Bedingungen experimentiert, ohne daß sich ihr nach irgend einer Seite auch nur der Versuch eines Betruges oder einer Unlauterkeit nachweisen ließ. Die höchst interessante Entwicklung dieses Mediums liegt in exakten Berichten in den Proceedings verstreut vor. Professor Hyslop hat einen besonderen Band von 649 eng gedruckten großen Seiten über seine Sitzungen mit Mrs. Piper herausgegeben. (Proceedings part XLI Vol. XVI Oct. 1901.) Er hat dann das Material zusammen mit dem der andern Forscher in einem vor Jahresfrist erschienenen Buche Science and a future life wissenschaftlich und philosophisch noch einmal verarbeitet. Ich komme auf Mrs. Piper und das Buch von Hyslop in späteren Berichten genauer zu sprechen.

*) Ich möchte eine Anmerkung aus dem Schlußkapitel von James' Varieties of religious experience hierhersetzen, die in das Thema paßt:

Miraculous healings have always been part of the supernaturalist stock in trade and have always been dismissed by the scientist as figments of the imagination. But the scientist's tardy education in the facts of hypnotism has recently given him an apperceiving mass for phenomena of this order, and he consequently now allows that the healings may exist provided you expressly call them effects of „suggestion". Even the stigmata of the cross on Saint Francis's hands and feet may on these terms not be a fable. Similarly the time-honored phenomenon of diabolical possession is on the point of being admitted by the scientist as a fact now that he has the name of „hystero-demonopathy" by which to apperceive it. No one can foresee just how far this legitimation of occultist phenomena under newly found scientist titles may proceed — even „prophecy", even „levitation" might crup into the pale. (p. 501.)

Die Krisis des Straßburger Thomasstifts

Das große Vermögen der Straßburger protestantischen Stiftungen ist den Feinden des Protestantismus im Reichslande

von jeher ein Aergernis gewesen. Zur Zeit ist der ererbte Besitz unserer Kirche Augsburgischer Konfession wieder einmal schwer bedroht. Es darf erwartet werden, daß das neuerdings erwachte Solidaritätsgefühl unter den Protestanten Deutschlands ihrer Sache zu Hilfe kommt.

Die von dem Kapitel des St. Thomasstifts verwalteten Stiftungen zerfallen in drei Klassen:

1. Eine Anzahl von Stiftungen ist für Stipendien an Studierende bestimmt. Bei ihnen ist die Verwendung der Zinsen des Vermögens durch die Stiftungsakte festgelegt, so daß es sachlich gleichgültig ist, wer diese Kapitalien verwaltet, wenn diese Verwaltung nur sorgfältig, gerecht und dem Willen der Stifter entsprechend geführt wird.

2. Ein besonderer Vermögenskomplex, ehemaliges Klostergut, das durch die Auflösung von Klöstern herrenlos geworden war, ist durch die damals souveräne Reichsstadt dem St. Thomaskapitel überwiesen worden als Dotation für das noch jetzt blühende Protestantische Gymnasium.

3. Endlich hat das Kollegium der Domherrn von St. Thomas, welches in seiner großen Mehrheit die Reformation angenommen hatte, sein eigenes Stiftsvermögen behalten. Aus diesem Vermögen ist in französischer Zeit das „Seminar", die kirchliche Anstalt für die Ausbildung der Theologen, erhalten worden. Die Besoldung der Professoren bestand in den Präbenden, welche neben dem Gehalte die Nutzung eines der dem Stifte gehörenden Wohnhäuser umfaßten.

Durch die Gründung der Straßburger Universität, welche das Seminar in seiner bisherigen Gestalt überflüssig machte, wurde eine bedeutende Entlastung des Thomasstifts herbeigeführt. Es ist daher begreiflich, daß bei der Regierung damals der Gedanke entstand, die Einkünfte des Thomasstifts in anderer Weise für wissenschaftliche Zwecke heranzuziehen. Aus dieser Erwägung entstand das Gesetz vom 29. November 1873, welches in doppelter Weise das Vermögen der kirchlichen Stiftung für die Universität in Anspruch nahm.

Erstens durch die Bestimmungen über die Zusammensetzung des Thomaskapitels, in welches das Gesetz vier Professoren der Universität berief. Zwei andere Präbenden, für welche auf Vorschlag des Kapitels das Direktorium der Kirche Augsburgischer Konfession beruft, sind meist auch mit Professoren besetzt worden. Diese Präbenden gewähren seit dem Gesetze von 1873 nur noch die unentgeltliche Nutzung eines Stiftshauses. Das Vermögen der Stiftung dient also dazu, älteren, verdienten Professoren ein stilles, behagliches Heim und dadurch eine wertvolle finanzielle Unterstützung zu gewähren. Die geistige Gemeinschaft zwischen protestantischer Wissenschaft und protestantischer Kirche findet in der Nachbarschaft der Stiftshäuser und in der gemeinsamen Verwaltung des Stiftungsguts einen historisch begründeten Ausdruck. Gegen diese Beisteuer des Thomasstifts für die Erhaltung der Universität bestehen daher, so lange die Mittel ausreichen, keine kirchlichen Bedenken.

Daneben aber hat das Gesetz von 1873 einen unhistorischen und rein fiskalischen Weg eingeschlagen, indem es das Thomasstift verpflichtete, „aus seinen Einkünften" jährlich 36000 Mark in die Universitätskasse zu zahlen als einen Beitrag zur Besoldung der theologischen Professoren. Dieser Betrag sollte den Durchschnittsgehalt von sechs ordentlichen Professoren darstellen.

Diese Gesetzesbestimmung war zu der Zeit, wo sie gemacht wurde, nicht unbegreiflich und stieß auch in kirchlichen Kreisen nur auf vereinzelten Widerspruch. Das Thomasstift hatte nach dem Eingang des Seminars tatsächlich bedeutende Ueberschüsse, über die das Kapitel frei verfügen konnte. Es würde allerdings der kirchlichen Natur dieses Vermögens mehr entsprochen haben, diese Ueberschüsse von vorn herein für kirchliche Zwecke zu verwenden oder sie für kommende Bedürfnisse zu kapitalisieren. Die Kirche des Reichslands, welche in Bezug auf ihre innere Organisation einen hohen Grad von Unabhängigkeit besitzt, ist finanziell vom Staate absolut abhängig. Sie kann nicht 20 Mark ausgeben, ohne diese Summe vorher von der Regierung erbeten zu haben. Das Recht der Selbstbesteuerung ist ihr versagt. Die sogenannten kirchlichen Umlagen sind Staatssteuern, welche der Staat nur von den Protestanten erhebt und für die Verbesserung der Pfarrgehälter sowie für die Pensionen der Pfarrer und ihrer Hinterbliebenen verwendet. Inzwischen mehren sich selbstverständlich die Bedürfnisse, welche nur durch kirchliche Mittel befriedigt werden könnten, da die Erhöhung des Kultusbudgets der Protestanten aus Gründen der Parität ausgeschlossen ist. Insbesondere stellt sich mehr und mehr die Notwendigkeit eines Predigerseminars heraus, welches nur als eine rein kirchliche Anstalt gedacht werden kann. Für die Gründung und den Unterhalt eines solchen würden Ueberschüsse des Thomasstifts ihre stiftungsgemäße Verwendung finden. Die Sequestration dieser Ueberschüsse durch den Fiskus erschien daher im Laufe der Jahre mehr und mehr als eine Ungerechtigkeit, welche die Regierung mit einem finanziellen Bedürfnis der Universität um so weniger entschuldigen kann, als die Straßburger Hochschule die einzige deutsche Universität ist, welche sich eines jährlichen Reichszuschusses von 400000 Mark erfreut. Eine so große Beihülfe vom Reich zu empfangen und dabei noch die Ersparnisse der Protestanten einzuziehen, mußte als ein Exzeß des Fiskalismus gegenüber unserer Kirche erscheinen. Inzwischen ist aber eine Aenderung eingetreten, welche den vorher beklagenswerten Zustand unerträglich gemacht hat.

Während nämlich in französischer Zeit das speziell dem Protestantischen Gymnasium gewidmete Kirchengut zusammen mit dem Schulgeld für die Kosten dieser Anstalt einigermaßen ausreichte, so daß das Thomasstift aus seinen eignen Einkünften im Jahre 1870 nur ein Defizit von einigen Tausend Franken zu decken hatte, ist dieses Schuldefizit im Laufe der letzten dreißig Jahre allmählich auf 60000 Mark gestiegen. Die Ursache davon ist einerseits die Erhöhung der Lehrergehälter, welche, wenn man tüchtige Kräfte gewinnen wollte, den staatlichen Gehaltssätzen folgen mußten, anderseits eine bedeutende Vermehrung der Schülerzahl, welche zur Gründung von Parallelklassen nötigte. Aus dem Gesichtspunkte der kirchlichen Vermögensverwaltung kann man das Kapitel tadeln, daß es diesem Zudrange nachgegeben und nicht das Zuviel der Schüler abgewiesen hat. Aber diesen Vorwurf kann jedenfalls die Regierung nicht erheben. Denn diese hätte, wenn das Protestantische Gymnasium seine Türen verschloß, für den Unterricht der Zurückgewiesenen sorgen müssen. Die Mehrausgaben des Thomasstifts sind also Ersparungen im Schulbudget des Staats.

Durch diese Steigerung der Ausgaben für das Protestantische Gymnasium ist es nun allmählich dahin gekommen, daß jene 36000 Mark, welche das Thomaskapitel jedes Jahr ersparen und an die Universitätskasse abliefern soll, tatsächlich nicht mehr vorhanden sind. Im Rechnungsjahr 1904 blieben nach Bestreitung aller andern Ausgaben noch 14000 Mark übrig, die an die Universitätskasse abgeführt wurden.

Nun hält sich die Regierung für verpflichtet, den vollen Betrag der Beisteuer an die Universitätskasse ohne Rücksicht auf die Folgen für die Finanzen des Thomasstifts einzutreiben und hat deshalb das Thomasstift auf Nachzahlung des Rückstands für 1904 verklagt. Gewinnt sie den Prozeß, so würde das Stift genötigt sein, die Leistungen, welche nach den Worten des Gesetzes „aus den Einkünften" gemacht werden sollen, erforderlichen Falls aus dem Kapital zu bestreiten. Jedermann sieht, daß der Sieg dieser Rechtsanschauung im Prinzip die Konfiskation des Stiftungsguts bedeuten würde. Man darf hoffen, daß die Gerichte für die Beschränkung des fiskalischen Anspruchs auf den tatsächlichen Ueberschuß der Einnahmen über die sonstigen Ausgaben entscheiden werden. Aber was bei der Auslegung eines schlecht gemachten Gesetzes schließlich herauskommt, kann kein Mensch voraussehen.

Jeder Leser dieses Berichts wird sich fragen, wie es denkbar ist, daß ein Gesetz, dessen Voraussetzungen sich offenkundig als falsch erwiesen haben, nicht abgeschafft wird. Der Erlaß des Gesetzes im Jahr 1873 war eine Unbesonnenheit, seine Fortdauer ist eine Ungerechtigkeit.

Die reichsländische Regierung hat die Notwendigkeit einer Gesetzesänderung seit Jahren offen anerkannt. Als 1903 die katholisch-theologische Fakultät gegründet wurde, enthielt der dem Landesausschusse vorgelegte Gesetzentwurf die Aufhebung

der Beitragspflicht des Thomasstifts für die Besoldung der protestantischen Theologen. Der Landesausschuß lehnte diesen Paragraphen ab, und die Regierung konnte nicht weiter verhandeln, weil die Genehmigung des Budgets für die katholische Fakultät dringlich war. Seitdem sind die Versuche des Thomaskapitels, eine Wiederaufnahme der gesetzgeberischen Aktion herbeizuführen, vergeblich gewesen. Die Regierung kann sich zu einem neuen Angehen der Landesvertretung nicht entschließen.

Es darf nicht verkannt werden, daß die konfessionelle Feindschaft grade auf dem Gebiete des Kirchenguts ihre geschichtliche Begründung hat. Die Elsässer Katholiken verwinden niemals den Groll darüber, daß dieselbe Revolution, welche das katholische Kirchengut für Nationaleigentum erklärte, die Protestanten geschont hat. Sie sollen wegen dieser Stimmung nicht getadelt werden. Aber sie müßten sich doch sagen, daß die katholische Kirche ein Teil des ancien régime war und, wie sie mit geherrscht hatte, so auch mit leiden mußte. Konservativ denkende Katholiken werden sich durch derartige Gefühle niemals verleiten lassen, die Konfiskationspolitik des Radikalismus mitzumachen, wenn diese sich einmal gegen die Protestanten richtet.

Uebrigens wäre es unrichtig, die Abneigung des Landesausschusses gegen den Verzicht auf eine Jahreseinnahme von 36,000 Mark ausschließlich konfessioneller Feindseligkeit zuzuschreiben. Die Mehrheit dieser Versammlung, insbesondere der Ausschlag gebende Teil, die Lothringer, ist religiös indifferent wie die Masse der französischen Bourgeoisie, findet aber, daß es im Staatswesen wie im privaten Haushalt nichts Unentschuldbareres gibt als den freiwilligen Verzicht auf eine Einnahme. Diese finanzielle Ueberzeugung steht mehr als konfessionelle Feindseligkeit dem von der Regierung anerkannten gerechten Anspruche der Protestanten entgegen.

Unmöglich ist die Aenderung des Gesetzes von 1873 nicht. Daß die Regierung, wenn sie ihren ganzen Einfluß anwendet, auch eine sehr tief gehende Abneigung des Landesausschusses überwinden kann, hat sie bei den wiederholten Bewilligungen für den Aufbau der Hohkönigsburg erfahren. Und, wenn man dies auch im Elsaß nicht gern hört, so muß doch hier daran erinnert werden, daß zur Zeit noch die Verfassung des Landes die Aenderung des Landesrechts auf dem Wege der Reichsgesetzgebung gestattet. Die Reichsregierung wäre schon deshalb befugt, in dieser Frage mitzusprechen, weil sie, wie erwähnt, einen großen Teil der Kosten der Straßburger Universität trägt und deshalb wohl eine Meinung darüber haben darf, ob es notwendig ist und sich geziemt, für denselben Zweck auch noch protestantisches Kirchengut zu konfiszieren.

Als die revolutionäre Regierung Frankreichs im Jahre 1790 das protestantische Kirchengut von dem Verkaufe als Nationaleigentum ausschloß, geschah dies wesentlich mit Rücksicht auf die Verträge Frankreichs mit dem alten Reich, welche den Besitzstand der Protestanten garantierten. Das untergehende alte Reich schützte seine verlorenen Glieder gegen revolutionäre Gewalttat. Es wäre wahrhaft tragisch, wenn dem neuen Reich der Wille oder die Macht fehlte, den Protestanten des Elsaß den gleichen Schutz zu gewähren.

Friedrich Curtius

Zehn Jahre deutscher Orientmission

1. Die Anfänge; 2. Die Arbeit und ihre Ziele; 3. Die Aussichten

1. Die Anfänge

Der deutsche Hilfsbund für Armenien, die größere der beiden Orientmission treibenden deutschen Vereinigungen, hat vom 15.—17. Mai ds. Js. seine zehnte Jahreskonferenz in Kassel abgehalten. Es lohnt sich jetzt, einen Rückblick auf die verflossenen zehn Jahre christlicher Liebes- und Missionsarbeit im Orient zu werfen. Die Christliche Welt war ja an den Anfängen wesentlich beteiligt: sie war die erste, die in Deutschland die Christenheit zur Hülfe für die Opfer der Massakres in Armenien aufrief. Am 16. Januar 1896 erschien der Aufruf des englischen Komitees, am 23. Januar der erste ausführliche Artikel über Armenien. Es entstanden dann die beiden großen deutschen Liebeswerke: am 2. Februar wurde von dem Pfarrer Ernst Lohmann in Frankfurt a. Main als Beiblatt zu dem kleinen Sonntagsblatt Für Alle ein Hülferuf ausgesandt; zu Ostern trat, nachdem schon am 30. September 1895 durch den Pfarrer Johannes Lepsius in Friesdorf in aller Stille eine deutsche Orientmission als Gebetsbund einiger Freunde begründet worden war, unter dessen Vorsitz ein deutscher Hilfsbund zur Linderung des Notstandes in Armenien an die Oeffentlichkeit. Die armenische Frage stand dann für einige Zeit im Vordergrunde, eine Volksbewegung entstand, die sich sogar auf den Synoden fast einmütige Zustimmung erzwang, trotzdem die deutsche Regierung sie zu hindern suchte und sich durch Ausweisungen von Armeniern, durch das Verbot von Kollekten, durch Aufnahme der von der türkischen Regierung ausgehenden Beschwichtigungsversuche in die offiziöse Presse geradezu auf die Seite der Türken stellte. Es sind dann Millionen aus Deutschland nach Armenien geflossen, um der drängendsten Not zu steuern: wo es zunächst nur galt Brod zu backen für die Hungernden und Hemden zuzuschneiden für die Nackenden. Besonders wendete die christliche Barmherzigkeit sich den vielen Tausenden von Waisenkindern zu, die ihre Eltern im Massakre verloren hatten. Einige Kinder wurden nach Deutschland übergeführt, andere nahmen die Waisenhäuser in Brussa (das bereits 1875 von Bahgdasarian begründet war), Beirut (Zoar, 130 syrische und armenische Waisen), Smyrna (136 meist armenische Waisenmädchen) und Bethlehem auf. Es stellte sich aber bald heraus, daß eine ausreichende Versorgung der Waisen nur in Armenien selbst möglich wäre. Das übernahmen nun — neben den Amerikanern, Engländern und Schweizern — die beiden großen deutschen Liebeswerke, der „Deutsche Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient“ (Zentralkomitee Frankfurt a. M.) und der „Deutsche Hilfsbund für Armenien“ (Zentralkomitee Berlin, seit 1900: „Deutsche Orientmission“). An ihrer Spitze stehen die beiden Männer, denen wir es zu danken haben, wenn die Wasser jener Bewegung sich nicht verlaufen haben, sondern in Kanäle geleitet wurden, die noch jetzt und wie wir hoffen dauernd dem armenischen Volke, ja dem gesamten Orient Segen spenden werden: Johannes Lepsius und Ernst Lohmann.

2. Die Arbeit und ihre Ziele

Im Mittelpunkte der Arbeit stand von Anfang an das Waisenwerk. Zur Unterbringung der Waisen mußten Waisenhäuser erworben werden, für ihre Unterhaltung wurden Pflegeeltern in Deutschland gewonnen, die sich verpflichteten, jährlich ein bestimmtes Pflegegeld (150 Mark für das Kind) zu zahlen. Diese Pflegegelder bilden die festen Einnahmen der Missionswerke. Mit der Zeit hat sich zwischen den beiden Missionen ein Unterschied im Waisenwerk gebildet. Während die Berliner Orientmission (Lepsius) die Zahl ihrer Waisenkinder dauernd verringert, hat der Frankfurter Hilfsbund (Lohmann) sie dauernd vermehrt. Lepsius unterhält jetzt im Ganzen 423 Waisenkinder, davon nur 235 in Türkisch Armenien (Urfa), 89 in Choi in Persien; dazu kommen noch 99 meist syrische Kinder in Urmia in Persien. Lohmann dagegen versorgt jetzt 1504 Kinder; in Mesereh (Vilajet Charput, 5 Häuser), Peri, Marasch (Vilajet Aleppo, 5 Häuser), Wan (Vilajet Erzerum, 3 Häuser) und Bardisag besitzt er eigene Häuser, außerdem unterhält er Kinder in den amerikanischen Waisenhäusern in Hadjin, Bitlis, Adabazar und Konia. Da die Kinder so ausgebildet werden müssen, daß sie sich künftig selbst ernähren können, mußten eine ganze Anzahl Handwerksbetriebe mit den Waisenhäusern verbunden werden. Wir finden dort Schuhmacher, Weber, Tischler, Schlosser, Schmiede, Barbiere, Maurer, Klempner, Weißbinder: die Knaben müssen während ihrer Lehrzeit auch drei Monate in der Landwirtschaft tätig sein. Für die Beschäftigung der Mädchen hat Lepsius in Urfa eine Teppichfabrik errichtet, Lohmann läßt sie in Mesereh als Weberinnen arbeiten: außerdem lernen sie allerlei Hausarbeit, die Häuser ziehen sich aus ihnen ihr Dienstpersonal, Köchinnen, Näh- und Waschmädchen, auch Hausmütter heran, doch die meisten heiraten gleich nach ihrer Entlassung aus dem Waisenhause. Durch die Lepsiussche Teppichfabrik konnte zugleich

neben etwa zweihundert Mädchen noch Hunderten von Witwen Arbeit und Lebensunterhalt verschafft werden.

Aus dem Notstandswerk heraus bildete sich die ärztliche Mission. Die Opfer der Massakres wären bei dem unglaublichen Zustande, in dem sich die ärztliche Kunst im Morgenlande befindet, ohne die Herbeiziehung europäischer Aerzte umgekommen. Die ärztliche Arbeit hat große Erfolge erzielt, und sich allgemeines Ansehen bei Christen und Muhammedanern, besonders auch bei den Regierungsbeamten, erworben. In Urfa hat Lepsius Klinik und Hospital, in Marasch Lohmann ein musterhaft eingerichtetes deutsches Krankenhaus; ärztliche Stationen sind außerdem von Lepsius in Diarbekir, Choi und Mosul, von Lohmann in Mesereh und Wan eingerichtet. Neben den Aerzten wirken eine Anzahl deutscher Krankenschwestern, die sich die eingeborenen Mädchen als Helferinnen in der Krankenpflege und Geburtshülfe heranziehen. Für diese verschiedenartigen Anstalten ist ein ganzer Stab von Missionsarbeitern nötig: Lohmann hat jetzt 31 europäische und 67 eingeborene Arbeiter in seinem Dienst.

Neben der Anstaltsarbeit muß noch in größerem Maßstabe Notstandsarbeit getan werden. Immer wieder überfallen ja die Kurden die Dörfer der Armenier, rauben, plündern, metzeln nieder. Als Vorwand dienen ihnen die Scharmützel, die sie mit den Fedais, den armenischen Revolutionären, zu bestehen haben. Die kleinen Banden unter Andranik und Loris Melikoff auf den Sassuner Bergen haben das einzige Bestreben, die Aufmerksamkeit Europas immer wieder auf Armenien zu lenken. Das armenische Volk für sie verantwortlich machen bedeutete ungefähr dasselbe, wie wenn man die Italiener für ihre Anarchisten verantwortlich machen wollte. Eigene Gedanken muß es übrigens erwecken, daß sie, wie von glaubhafter Seite berichtet wird, mit dienstlich gestempelten russischen Militärgewehren ausgerüstet sind! Für jeden Ueberfall, der ihnen glückt, müssen nun die armenischen Dörfer büßen, die mit den Fedais in keinerlei Verbindung stehen. Es handelt sich dabei nicht bloß um Einzelne. Im Jahre 1904 wurden nach den Konsularberichten innerhalb eines Monats 3000 Menschen hingeschlachtet und Dutzende von Ortschaften bei Musch vollständig eingeäschert. Nach einer Statistik der Zeitung Pro Armenia dagegen wurden in den 5 Distrikten des Sassungebietes 2809 Männer, 2193 Frauen, 2769 Kinder ermordet, die Bevölkerung auf die Hälfte reduziert; das geraubte Vieh wird auf 80 000 Schafe, 16 000 Ochsen und Kühe, der Wert des zerstörten Eigentums auf 660 000 Mark berechnet. So werden immer wieder Kinder zu Waisen, welche die Missionshäuser in Scharen umlagern und von denen nur die allerelendesten Aufnahme finden können. Das Land ist vollständig ausgesogen; zu den Plünderungen der Kurden kommt der immer unerträglicher werdende Steuerdruck der türkischen Regierung. Da die Folge der Massakres von 1895 ein ungeheurer Rückgang im Steuerertrage der Provinz war, so wird jetzt die Steuerschraube aufs äußerste angezogen. Von den Ländereien wird 13% des Reinertrages, außerdem von jedem Schaf 5 Piaster, von jedem Rind und Pferd 10 Piaster gefordert: die Aecker, der Ertrag der Aecker, das Vieh zur Bestellung der Aecker muß versteuert werden. Die Armenier hacken jetzt dort ihre Obstbäume um, weil von jedem Obstbaum eine so hohe Steuer bezahlt werden muß, daß sie den Ertrag übersteigt. So sind die Zustände trostlos geworden, fast trostloser noch als zur Zeit der Massakres. Aus Wan wird noch im Juni 1905 geschrieben: wir geben wöchentlich für 450 Mark Brot aus, da bekommt jeder ein Brötchen so groß wie eine ausgebreitete Hand. Das Brot das sich die Leute jetzt dort backen, besteht aus Getreideabfällen und gemahlenen Weinbeerenschalen. Grell beleuchtet werden die Zustände durch folgende Notiz: „Die Leute von Nareg beten um ein neues Massakre, daß es ganz aus mit ihnen sei, denn so können sie weder leben noch sterben. Das furchtbare Gebet ist erhört. Nareg ist vom Erdboden verschwunden." Da muß die christliche Barmherzigkeit wieder schaffen wie in den Massakrejahren.

Aber die Arbeit der Hülfswerke beschränkt sich nicht auf äußere Hülfe. Beide haben von Anfang an eine Missionierung, besser: Evangelisierung des Orients in Aussicht genommen. Nicht in der Weise, daß die dort gewonnenen Christen in besonderen evangelischen Gemeinden gesammelt würden, wie das die Amerikaner tun. Die freie Stellung von Lohmann wie Lepsius zum äußeren Kirchenwesen ermöglicht ihnen hier einen außerordentlich weitherzigen Standpunkt einzunehmen. Es soll nur der Same des göttlichen Wortes ausgestreut werden, damit Leben geweckt werde: ob die lebendigen Christen, auf die sie hoffen, nun der evangelischen, der katholischen oder der gregorianischen Kirche angehören, ist ihnen gleichgültig. Die Waisenkinder bleiben gregorianisch, sie besuchen von Zeit zu Zeit die armenische Kirche, der Religionsunterricht, den sie in den Waisenhäusern erhalten, ist rein biblisch. Selbst die Lehrer und die anderen Missionsarbeiter gehören nur zum Teil einer evangelischen Denomination an. Pastor v. Oertzen schreibt aus Persien: „Unsere beiden Lehrer in Choi gehören der armenischen Kirche an, unsere Lehrerin der amerikanischen Kirche. In Urmia ist unser Hausvater Mitglied der syrisch-nestorianischen Kirche, die Lehrerinnen sind Protestanten. Unsere Kinder in Choi sind gregorianisch, in Urmia nestorianisch, katholisch und protestantisch. So haben wir in unseren Häusern völlige Allianz." Es ist von besonderem Werte, daß es bei dieser freien Stellung bleibt. Nur wenn die Mission sich frei hält vom Proselytenmachen für eine bestimmte Konfession, kann sie sich einen Einfluß auf die armenische Kirche wahren. Die Absicht von Lohmann und Lepsius geht auf eine Belebung der alten armenischen Kirche, damit diese wieder ein Salz für den Orient werden könne. Lohmann argumentiert: das Eindringen des Islam in jene einst christlichen Gegenden ist nur eine Folge davon, daß das christliche Leben in den orientalischen Völkern erstorben war. Er kann nur dadurch überwunden werden, daß das christliche Leben in eben diesen Völkern wieder geweckt wird.

Lohmann beschränkt sich auf Evangelisierung des armenischen Volkes, Lepsius dagegen hat sich noch weitere Ziele gesteckt. Er hat die direkte Wortverkündigung an die Muhammedaner (die ja gelegentlich z. B. in der ärztlichen Mission auch bei Lohmann geschieht) und damit eine eigentliche Muhammedanermission angefangen. Er hat für die Ausbildung von Muhammedanermissionaren ein Missionsseminar in Groß-Lichterfelde begründet und versucht, junge Theologen für diesen Dienst zu gewinnen. Drei Pastoren stehen bereits in der Arbeit, die sich auf drei Arbeitsfelder: Türkei, Persien und Bulgarien (auch Rumänien) erstreckt. In letzterem Lande hatte er ein Notstandswerk, als die Armenier nach dem Massakre in Konstantinopel in Massen nach Bulgarien strömten. Dort arbeitet der bekehrte türkische Mollah Pastor Awetaranian mit Druckerei, Buchhandlung, Kolportage, Missionsreisen; er gibt eine Missionszeitschrift für Muhammedaner Schahid ul Haqajiq (Zeuge der Wahrheit) heraus und hat schon eine kleine Gemeinde von Türken und Armeniern gesammelt.

In unmittelbarer Verbindung mit der Orientmission steht noch ein weiteres großes Werk, das Lepsius jetzt anscheinend mit besonderer Liebe betreibt: die Arbeit unter den russischen Stundisten. Für die Stundisten ist ebenfalls ein Seminar eingerichtet worden, das jetzt, nachdem der Toleranzerlaß des Zaren vom 17./30. Oktober 1905 die Bahn frei gemacht hat, nach Rußland verlegt werden konnte. Allerdings hat Lepsius hier mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, da ein Teil seiner Zöglinge ihm durch die Baptisten abspenstig gemacht wurde. Er läßt sie jetzt einen Revers unterzeichnen, daß sie sich von den Baptisten fern halten wollen.

Ein unermeßliches Ziel hat Lepsius sich gesteckt. Es scheint, als ob er die Entwicklung eines begonnenen Werkes nicht abwarten könne, sondern mit Hast weitereilen müsse. Jedenfalls ist es bedauerlich, daß er, dem wir die Belebung des Interesses für das armenische Volk mit in erster Linie verdanken, die Arbeit an den Armeniern, die er ja noch immer treibt, doch hinter anderen Aufgaben hat in den Hintergrund treten lassen. Und doch ist sein Vorgehen nur die konsequente Folge seiner Gesamtanschauung. Lepsius ist Apokalyptiker. Ihm ist es „die letzte Zeit." Darum muß die Welt „in dieser Generation" evangelisiert werden. Er hat es unternommen, die Lücke auszufüllen, welche die Mission bisher noch gelassen hat. Man

hat sich bis jetzt der Heiden angenommen, und da ist nun bald „keine Sprache noch Rede, da man nicht die Stimme hört.“ Aber die Muhammedaner und die gänzlich erstarrten anatolischen Kirchen waren vergessen. In diese Lücke ist er getreten. Und wenn er Großes unternimmt, so handelt er doch nur nach dem Grundsatz der ersten Mission: Unternimm große Dinge für Gott und erwarte große Dinge von Gott. Bei solchen Zielen kommt es doch schließlich nur auf den Glauben an.

Ewald Stier

Bauerntum

Im letzten Jahre ist ein Buch erschienen: Zur Psychologie des Bauerntums von A. l'Houet*), einem evangelischen Pfarrer, das hoffentlich noch weithin Aufsehen erregen wird. Freilich es sind über fünfzig Jahre verflossen, seit Riehl seine wundervollen Bücher schrieb, die trotz alles Ueberholten noch heute so neu und lebendig sind wie eben nur Erlebtes und Erwandertes sein kann, ja so neu, daß man meint, sie müßten eigens für die jetzt uns bewegenden Fragen geschrieben sein. Es ist seitdem Vieles über die Eigenart des ländlichen Volkstums geschrieben worden. Aber noch immer merkt man kaum einen Einfluß davon gerade in den Kreisen, die an des Volkes Seele das größte Interesse und ihre berufliche Arbeit haben. Das jetzt erschienene Buch aber wird selbst einer, der sich lange mit den einschlägigen Fragen beschäftigt hat, schier ratlos und erschüttert aus der Hand legen. Es ist in seiner Sprache etwas von der Energie der Verzweiflung, die zum letzten Male, ehe es zu spät ist, versucht die philisterhafte Vorniertheit unsrer nur sich selbst kennenden Bildung zu durchbrechen und ihr die tauben Ohren zu öffnen für eine ganz andersartige Welt in unsrer Mitte, von der sie doch im Grunde ihre besten Lebenskräfte zieht. Man mache dem Buche nicht zum Vorwurf, daß es uns nicht den geringsten Ratschlag gibt, nicht die geringste Möglichkeit einer Vereinigung der verschiedenen Welten in unserem Volke, einer Rettung des inneren Lebens dieses Bauerntums aufdeckt. Es ist eben das Buch eines Menschen, der selbst erschüttert vor den Tatsachen steht und lediglich ihnen Sprache geben will in ungeschminkter Rücksichtslosigkeit. Er will und kann die aufsteigende Angst nicht alsbald mit weisen Mitteln und Mittelchen beruhigen.

Welch interessantes Schauspiel zunächst! Ein Mann, wie einst Riehl von einer universellen Bildung, der auf allen Gebieten die Feinheiten und Ueberfeinheiten unsrer Kultur und Hochkultur in jeder Nüance bis in die Fingerspitzen nachempfindet, spielend die Bilder und Lichter zur Beleuchtung seines Gegenstandes aus allen Zeiten und allen Erdteilen nimmt, und uns in unausgesetzter Spannung von einem Kapitel zum andern festhält — dieser Mann geht fünfzehn Jahre lang teils zehn, teils zwanzig Kilometer ab von der Eisenbahn im reinen Bauerntum auf und läßt es vor uns wie ein unbekanntes lebendiges Wunder heraufsteigen mit dem Unterton der Sehnsucht: O wüßt ich doch den Weg zurück, den lieben Weg zum Kinderland! — Und nun dies Wunderland selbst! Wo der fünfzigjährige Vorsteher auf drei an einandergestellten Stühlen seinen Mittagsschlaf hält, wo „Nervenfieber“ ein Narrenfieber ist, wo neben dem Zimmer des Todkranken drei Knechte das Korn dreschen und Niemand den Lärm empfindet, wo man in so vielen Fällen einfach mit der größeren seelischen und körperlichen Gesundheit ausreicht, in denen der Kulturmensch schon in den Himmel, zur Religion, greifen muß. Hausplan, Tracht und Stube, ja die Gesichter noch unwandelbar dieselben wie auf den ältesten niederländischen Bildern vor Jahrhunderten und auf den Gesichtern derselbe unwandelbare Friede, die Feiertagsstimmung, und auf den Höfen der jahrhunderte alte Name wie bei Fürstengeschlechtern. Und der Niederschlag von dem Allen: die unwandelbare Gesinnung. Mit schlagenden Beispielen aus der lebendigen Gegenwart belegt der Verfasser, wie hier noch heute das ganze Volk mitarbeitet an seiner Dichtung und Sage, wie in den wenigen Stoffen von jedem fähigen Kopfe sein Bestes mit hineingewebt wird, bis aus tausend Varianten die klassischen Volkslieder und Sagen entstehen, die die größten Dichter überdauern, nicht anders wie die kunstvollen Gewebe, nicht anders wie das Schwarzbrot und die Volksmedizin, nicht anders wie die bäuerliche Ehe, dieses klassische Gesamtwerk, das in jedem Falle nicht nur die zwei Autoren, sondern das ganze Dorf zum Verfasser, Stifter und Erhalter hat. Auf solchem Gesamtleben zeichnet sich dann die Persönlichkeit des Bauern ab, vielmehr seine Unpersönlichkeit. Das ist der tiefste Grundzug für die ganze sittliche Existenz des Bauerntums, daß nicht die Einzelperson, sondern der Hof, nicht die persönliche Ueberzeugung, sondern das Gesamtgewissen des Dorfes der Brennpunkt des sittlichen Denkens, nicht die Menschheit, sondern die Dorfgenossen der Kreis des sittlichen Handelns ist. In jeder Großstadt eine unendlich verschiedene Zahl von Typen, aber im Ganzen eine Großstadt genau das Bild der andern; in jedem Bauernstamme nur ein Typus, aber kein Stamm dem andern gleich, ein jeder hat seinen eigenen Typus. Der Stamm, das Ganze, das Gesamtwerk hat hier allein Individualität. Da liegen alle Schatten und all die großen sittlichen Züge beschlossen: das Werk, das Objektive bestimmt Alles; Scheinwesen, Posieren, Sichhinaufschrauben, Sichüberschreien sind im Grunde hier ganz unmögliche Dinge. Ein natürliches Maßhalten, das auch in den größten Genüssen himmelweit vom Exzeß entfernt ist, ein Heilighalten der Ruhe, des Feierabends, der Nacht, des Sonntags, ja selbst des Kirchenschlafes als eines echten und rechten Gottesdienstes — das Alles hat das eminente Kulturwort gebildet: „Owerdad dögt nans to, as to Diken un to Dammen“ (Uebermaß taugt zu Nichts als zum Deich- und Dammbau). Da ist noch die Luft frei für die „spielende Energie“, die den Handel verwandelt zu einem liebenswürdigen Waffengang und in der Kirche auch nach dem Verlust des katholischen Ritus eine eigne zeremonielle Welt sich aufgebaut hat, auf der Höhe des Volksvergnügens aber auch zu einem Spiel auf Leben und Tod mit dem Messer wird.

Daß das Alles noch lebt, urwüchsig in unserer Mitte lebt — wer weiß denn das? Aber nun die Beleuchtung, in der wir es hier miterleben! Bauerntum ist Jugend, Hochkultur trägt alle Züge des Greisenalters — so klingt es fast jubelnd durch das ganze Buch hindurch. Geradezu verblüffend will es uns manchmal scheinen: der starre, der im Alten verknöcherte Bauer — die Jugend? Aber überraschend öffnet sich uns an diesem so in der Erde eingewurzelten Manne die Fülle von Uebersinnlichkeit, die alle Wunder glaubt und Riesensagen noch heute erdichtet, aller gerade ihm so wohlbekannten Wirklichkeit zum Trotz, der Idealismus, der das Größte mit einer Selbstverständlichkeit ohne gleichen gutmütig vollbringt, wozu ihn keine Gewalt der Erde mit Zwang bringen würde, und die noch ungebrochene naturschwere Religiosität. Ja, sein ganzes Wesen erklärt sich schließlich in diesem einen Begriff, und glänzende Parallelen aus jugendlichen Völkern der Halbkultur, aus der Kinderwelt, aus dem Mittelalter, aus dem Alten Testament zeigen uns, wie fruchtbar dieser dem Menschenleben entnommene Begriff ist, wieviel fruchtbarer als das beliebte naturwissenschaftliche Schema, das alles Menschliche nur am Tiere messen kann und dem der Bauer — vergleiche so manche moderne Novellisten — noch ein Halbtier ist. Wohl meinen wir, daß es statt Jugend besser Kindheit heißen müßte; wohl möchten wir fragen, ob denn zwischen Kindheit und Alter nichts Drittes und Viertes liegt, ob nicht manche Zeiten, die mit allem Alten brechen, wie die Reformationszeit, vielmehr Jünglings- statt Alterszüge tragen, ob es für Völker nicht wie für Persönlichkeiten ein Mannesalter gibt, vor allem — die schwerste Frage — wohin denn l'Houet den größten Idealismus aller Zeiten rechnet, den des Neuen Testaments, das nach l'Houet dem bäuerlichen Denken eigentlich am allerfernsten liegen muß und manchmal fast Alterszüge zu bekommen scheint. Aber so ungleich oft Schatten und Licht zwischen Kultur und Bauernwelt verteilt sind, wir möchten doch, daß zunächst einmal statt aller Kritik sich Jeder in diesen Zauberkreis mit hineinziehen lasse und sich unter diesem Gesichtspunkt ins Bauerntum ver-

*) Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 306 S. Geheftet 4 Mk.

senke. Er wird ungemein bereichert daraus hervorkommen und es ist bislang dem Bauerntum wahrlich nicht gerade zu viel Verständnis zu gute gekommen.

Wir stehen aber zuletzt ganz unter dem Eindruck des schneidenden Schlusses des Buches. Er spricht dem Bauerntum das Todesurteil. Und zwar das furchtbarste, das es geben kann. Keine Kultur, keine industrielle Bevölkerung geht je so zu Grunde wie das Bauerntum. Denn das Entsetzlichste tritt ein, wenn das nüchterne Alter all seine Lebensklugheit der Jugend ins Ohr flüstert. So tat einst Rom, der sterbende ausgelebte Greis mit all seinen Lastern, an dem jungen Gotenvolk und an den Merowingern, und kein Rom hat je solch entsetzliche Taten gesehen, wie die, die auf diesem jugendfrischen Boden so üppig schnell und zu so jähem Tode in die Höhe schossen. L'Houet zeigt uns Beispiele moderner Manschettenbauern, die uns ein ähnliches Grauen erwecken, weil hier kein Augenzwinkern mehr den starken Nerven, kein Zucken des Gewissens mehr dem reinen Nützlichkeitsstandpunkte Schwierigkeiten macht. Kulturvergiftung — das Ende unsres Volkes! Man wird solche Beobachtungen da, wo das Bauerntum sich plötzlich mit der Hochkultur berührt, bestätigen müssen. Nirgends ist so furchtbar jedes geistige, innerliche Interesse, sogar an irgend welcher eigentlichen Bildung erloschen. Hier müssen diejenigen, die den Bauern als Halbtier schildern, ihre Studien gemacht haben. Sie haben aber Nichts als das Produkt der eignen Kultur und Erziehungskunst gesehen.

Zu den untergrabenden Mächten rechnet aber der Verfasser an andrer Stelle auch vor allem die gerühmte Volksschule und die moderne Theologie. Beide tragen die Produkte der alternden Kultur in die ganz andre Welt. Beide wollen dem Bauern Bedürfnisse befriedigen, Fragen beantworten, die er gar nicht hat und haben kann. Was soll dem Geographie, Geschichte, Grammatik, dem das Leben niemals einen Begriff von all diesen Dingen geben wird? Der ganze Lehrplan ist Nichts als ein vereinfachter Stadtlehrplan, als ob der Bauer ein vereinfachter Städter, als ob die Jugend vereinfachtes Alter wäre! In der Dogmatik endlich ist dem Bauerntum geradezu Alles das das Natürliche und Verständliche, was dem modernen Theologen Problem und Gegenstand seiner Herzenskämpfe ist. Die Liebe zum Bauerntum führt den Verfasser so weit, daß er, selbst ein moderner Theologe, die moderne Theologie für eine Alterserscheinung, nicht für einen Fortschritt, sondern nur für einen andern auch berechtigten Typus von Theologie, für Theologie des Bürgertums, aber für absolut unbrauchbar unter dem Bauerntum erklärt.

Wie Manches davon werden wir selbst unter Schmerzen auf dem Lande empfunden haben. Ganz gewiß ist seit der Kirchenväter, ja der Apostel Zeiten alle theologische Ausprägung durch den Gegensatz bestimmt, durch die Fragen, die die Zeit stellte. Aber wen die moderne Theologie nicht gerade von dieser Erkenntnis aus gelehrt hat, überall Theologie und Frömmigkeit zu unterscheiden und den Ton der letzteren überall herauszuhören und mit Ehrfurcht als das allein Wesentliche zu pflegen, dem hat sie ihr Bestes noch nicht gegeben. Wer hat denn aber nun dies Buch geschrieben und ist so in der fremden religiösen Individualität des Bauern aufgegangen, daß er die eigne darüber vergaß? Ists ein Zufall, daß es ein moderner Theologe ist? Gehört nicht ein Maß von Weitherzigkeit, von Verstehenwollen, von Liebe und psychologischer Feinfühligkeit fremder Religiosität gegenüber dazu, wie es nicht im Wesen der alten Theologie liegt? Und befähigt innerliches Verstehen der Kindesseele nicht ganz anders zur Erziehung als zufällige Uebereinstimmung mit kindlichen Begriffen?

Aber da kommen wir erst auf die eigentliche Frage, die man über der theologischen Frage übersieht. Erziehung? Will l'Houet überhaupt Erziehung? Uns sind „Kind" und „Erziehung" unzertrennliche Begriffe. Im Begriff der Erziehung aber lauert unentrinnbar der „Mann" auf den Knaben. L'Houet aber will in glühender Vaterlandsliebe dem deutschen Volke den Born der Jugend, den Naturgrund bewahren, die Kindheit wie einen Urwald konservieren, solange es irgend möglich ist. Früh genug! welkt endlich einmal doch unser Volk dahin. Es trifft l'Houet gar nicht, wenn man sagt, Einer, der die Nöte des Uebergangs am eignen Leibe erfahren und durchgekämpft habe, werde besser geeignet sein zum Führer in der doch nun einmal unaufhaltsam sich vollziehenden Wandlung des Bauerntums, als Einer, der gar nichts von diesen Nöten wisse — l'Houet will ja mit allen Kräften diese Wandlung, wo sie noch nicht eingetreten ist, verhindern, solange es geht! Das ist Riehls großer nationalökonomischer Standpunkt! In nationalem Sinn gilt die Kindheit als zu erhaltender Lebensfonds des Volks und nicht als Erziehungsobjekt. Aber da erhebt sich die eigentliche Frage: Können wir aus dem sittlichen Interesse am Ganzen unsres Volkes den persönlichen sittlichen Erziehungsgedanken für einen Volksteil einschränken?

Diese Frage verschleiert sich für l'Houet noch durch die Stärke des Gefühls für das Bauerntum. Ihm ist die Kindheit überhaupt religiös und sittlich für ein Volk das Ideal, Kultur allemal irdisch, gottlos und sinnlos! Anmaßung, daß wir das Bauerntum erziehen wollen! Aber es kommt hier nicht darauf an, ob wir uns zum Erzieher eignen, sondern ob überhaupt der Erziehungsgedanke auch für das Bauerntum gelten soll oder nicht. Eins kann das Christentum niemals verleugnen, weil es im sittlichen Gedanken und im Gottesgedanken selber liegt: es stellt die persönliche Ueberzeugung der ganzen Welt gegenüber und löst also den Einzelnen aus dem Banne des Gesamtgewissens, um ihn, den Einzelnen, in Gott allein zu gründen. Das ist das Ende der Kindheit. Kann die Predigt vom Kreuz, kann Luthers Bekenntnis jemals anders als mit diesem Ziele, das über das Bauerntum hinausliegt, getrieben werden? Es ist aber gerade eine Eigenschaft des Kulturmenschen, daß er in der Sehnsucht nach dem verlorenen Naturzustande all die keineswegs altersmäßigen, sondern geradezu elementar hervorbrechenden sittlichen, persönlichen, göttlichen Mächte, die nun einmal aus der Kindheit herausführen, ja die elementare Wahrheitsfrage überhaupt so verkennen und herabsetzen kann! Es ist die Altersstimmung der Kultur, die aber gerade auf deutschem Boden in unsrer großen klassischen Zeit durch eine neue sittliche Grundlegung der Kultur aus den ursprünglichen Tiefen des Gemütes, im Gegensatz zum Räsonnement des Verstandes, durch einen neuen, heroischen, jugendlichen Glauben im Gegensatz zur Kulturseligkeit überwunden ist. Diese Einzigartigkeit der deutschen Kultur stellt ein neues Moment in der Weltgeschichte dar, dessen Tragweite für die Beurteilung des Völkerlebens als eines Naturgebildes sich noch nicht ermessen läßt.

Nun aber, das sittliche Ziel vorausgesetzt, können wir von l'Houet gar nicht genug lernen. Denn nun verlangt gerade der Erziehungsgedanke, die Kindheit zu hüten, solange nicht die Natur selber sie durchbricht, vor Allem aber verlangt er die tiefe, große Ehrfurcht vor der Kindheit, ohne die kein Erzieher ist, und die Entwicklung eines Jeden aus seiner eignen Individualität heraus. Alles Andre ist Außenkultur und Zerstörung. Und wir werden zugleich nicht vergessen, daß es auch eine Erstarrung gibt, die nur noch den Schein der Kindheit trägt, und daß Alles, was nicht entwickelt wird, der Erstarrung verfällt. Gerade, um die Kindheit in freiem, natürlich kindlichem Flusse zu erhalten, muß in der Kindheit vorbereitet werden, was einmal kommt, und nur der kennt die individuelle Kindesseele von Grund aus und kann sie fürs ganze Leben stärken und nachklingen lassen, der die großen Entwicklungsmöglichkeiten in ihr kennt und von ihrer eigensten Art aus das Ziel erschaut, zu dem sie angelegt ist. Der allein versteht sie auch durch die gefahrvolle Zeit des Uebergangs sicher hindurchzuführen zur vollen Gewinnung ihres eignen Lebens.

Hier aber wird die l'Houetsche Frage gerade für uns, gerade für die Kirche, erst recht brennend, mögen wir nun unberührtes Bauerntum oder einen Uebergangszustand vor uns haben. Haben wir uns überhaupt schon um die individuelle Seele dieses ländlichen Organismus bemüht? Ich will hier nur Eines anführen, worin Orthodoxe und Liberale einander Nichts vorzuwerfen, sondern in Verständnislosigkeit und Zerstörungssucht einander überboten haben. Das hätte l'Houet nicht entgehen können, wenn er dieses Gebiet nicht nur gestreift hätte. Ich meine das ganze Gebiet der volkstümlichen symbo-

lischen Handlungen und Formen, der Sitten und Gebräuche. Sie sind die erste kindliche Sprache des Volks, aus lauter Poesie und tiefer Religiosität gewoben. In ihnen pulsierte und verlief so recht alles Volks- und alles religiöse Leben in Arbeit, Haus, Familie und Kirche. Sie tragen in sich den Niederschlag des Glaubens und Empfindens von Jahrhunderten als die bleibenden, tragenden Formen der Gemeinschaft. Sie sind so recht ein eigener Kirchenbau, den das Volk in gemeinsam bildender Tätigkeit sich schuf, ganz ebenso, aber in noch viel größerer Lebensbedeutung, wie Volkslied, Kleider, Schwarzbrot und Ehe. Wer gab sich die Mühe, hinter den oft phantastischen heidnischen Gewändern die schaffende Seele zu erkennen? Mit diesen Formen vor allem, die man dem Volk teils verleibet, teils zerstört hat, ist auch das religiöse Leben gefallen. Kein nackter Theologen-Gedanke kann es tragen.

Wir möchten darum nichts von der Wucht des l'Houetschen Buches, von seiner gewissenweckenden Gewalt herabmindern. Verständnis und wieder Verständnis — da muß es endlich einmal anders werden! Und da sei nun noch auf Eins hingewiesen. Um l'Houet nicht mißzuverstehen, muß man sich immer gegenwärtig halten, daß er — er sagt es oft genug — nur das reine Bauerntum im Auge hat. Das ist heute nur noch in ganz bestimmten Landstrichen zu finden und wird schließlich durch keine Schutzmittel gegen Eisenbahnen und Maschinen auf die Dauer zu isolieren sein. Man muß einmal mit Ehrfurcht vor diesen alten Bauerngestalten gestanden haben, um l'Houet ganz nachempfinden zu können. Aber es gibt doch heute schon die mannigfaltigsten Nüancen und Mischungen, die sich ganz allmählich und ohne schroffe Uebergänge entwickelt haben. Liegt doch auch schon innerhalb des Bauerntums, das l'Houet schildert, der gewaltige Schritt vom Einzelhofe zum Dorfe! Wer nun unter solchem Bauerntum zweiten oder dritten Grades lebt, der wird oft überraschend in dem, was l'Houet vom reinen Bauerntum erzählt, den lang gesuchten Schlüssel für ihm unverständliche Erscheinungen finden. Die reinen Formen verschwinden unaufhaltsam in der zunehmenden Kompliziertheit des Kulturlebens. Aber sie verschwinden nur von der Oberfläche als lebendige sichtbare Verkörperungen, sie wirken in der Tiefe weiter als bleibende Gesetze des Lebens. Eine echte Persönlichkeitskultur ist keine Aufhebung des Bauerntums. Denn eine wirkliche Persönlichkeit ist nicht, die sich in sich selbst bespiegelt und überschreit, sondern die in ihrer Arbeit, ihrem Objekte lebt und dessen Grundzüge in reiner, wahrer Treue wiedergibt und erst ganz ans Licht bringt. Daß der Hof den Grundcharakter des Bauern bildet, das wird sich im letzten Grunde bei dem kleinsten Landbesitze wiederholen, solange es überhaupt Bauern gibt. Gerade so hat jeder Beruf seine eigne, im Wesen seiner Arbeit gegründete Ehre und sein eignes sittliches Rückgrat, und ob ein Mensch darin versagt, das und nicht andre Sünden und Schwächen entscheidet eigentlich über ihn als Charakter. Reines Bauerntum wird verschwinden, aber seine Grundzüge können durch keine Zeitströmungen ausgelöscht werden, weil sie im Wesen ländlicher Arbeit überhaupt, weil sie in der unveränderlichen Natur, in Gottes Schöpfung gegründet sind. Sie als sittliche Grundelemente zu verstehen, ist die Bedingung aller Arbeit an diesen Seelen und an der Ueberwindung des großen Bruches der Zeiten. Sonst enden wir mit allem Hinaufschrauben abstrakter Persönlichkeitskultur im Exzeß.

Und hier versagen wir. Trotz aller ernstlichen Bemühungen der „Monatsschrift für kirchliche Praxis" um religiöse Volkskunde. Noch immer hält es der neue junge Geistliche oder Lehrer oder Verwaltungsbeamte für seine erste Aufgabe auf dem Lande, einzureißen, was er etwa noch an „heidnischen" Resten vorfindet, aus keinem andren Grunde, als weil er den schönen und tiefen Sinn symbolischer Handlungen, zumal in ihrer Verwahrlosung, nicht versteht. Es ist ihm ausgemacht, daß dergleichen „Unsinn" ist. Es lohnt sich ihm gar nicht, sich um den tieferen Sinn zu bekümmern. Die Männer der Volkskunde wissen ein Lied davon zu singen, wie Fragen über Volkssitten oft gerade von Geistlichen beantwortet werden, wie nachlässig, wie verächtlich. Ebenso steht es mit der Beurteilung sittlicher Grundanschauungen. Verachtung, wo wohl etwas Ehrfurcht des individuellen Menschen vor einer jahrhundertealten und zwar auch christlichen Kultur am Platze wäre. Wir brauchten ein Blatt, das immer wieder hierauf den Finger legte. Von den religiösen Fragen und Nöten der industriellen Welt sind alle unsre kirchlichen Blätter voll, und jedes Spezialgebiet hat wieder sein eigen Blatt. So sehr ist die Arbeit überall gewachsen. Das Wenigste davon ist auf dem Lande zu gebrauchen. Vieles davon verführt auf dem Lande gerade zum Allerverkehrtesten. Aber die Dorfkirche, die doch weitaus den größten Teil aller Pfarrer und Lehrer umfaßt, die so ganz eigner Art ist, daß sie sich in kein fremdes Schema bringen läßt, nicht ein Spezialfach, sondern ein eignes lebendiges Gebilde, wo Alles und Jedes wieder ganz aus der eignen Grundanschauung entwickelt werden muß, ohne daß die Universitätsbildung einem Etwas dabei hilft, die Dorfkirche, der der Einbruch der modernen Kultur am allergefährlichsten ist, sie hat es noch zu keinem eignen Arbeitsblatte gebracht. Ja, ein solches scheint auch aussichtslos zu sein. Seit Jahren ist es ein Lieblingsgedanke Heinrich Sohnreys, ein derartiges Monatsblatt anzuregen. Ein Laie, und zwar der, dessen Lebensaufgabe das Landvolk ist, ruft im Namen des Landes nach der Kirche. Man sollte meinen, das müsse ein Echo wecken. Solch einen Ruf wünscht man sich gerade sonst. Aber die Erfahrung ist die, daß die gebildeten Laien verschiedenster Berufe geradezu mit Begeisterung den Gedanken begrüßen, daß aber die Theologen die Köpfe schütteln: wieder eine neue Zeitschrift? Sie können nur warnen. Aussichtslos!

Wahrhaftig, Bauernköpfe sind nicht die härtesten. Wird l'Houets rücksichtslose Einseitigkeit, wird sein schneidender Pessimismus endlich ein paar Breschen legen? Wir wünschen nicht, daß er anders geschrieben hätte! Sollten aber noch irgendwo Männer sein, die noch Glauben haben, die mit anfassen, mit ermuntern, mit lernen möchten, die bitten wir nicht länger zu schweigen, sondern dem Unterzeichneten ein Zeichen ihres Daseins zu geben. Sie werden dann Weiteres hören.

Hans von Lüpke
Pfarrer in Thalbürgel bei Bürgel in Thüringen

Die Arbeit an den Suchenden aller Stände

Schon oft ist unsere Zeit eine suchende genannt worden. Die alten Werte, die unseren Vorfahren treuer Besitz und fester Halt waren, haben für unser Geschlecht zum großen Teile ihre Bedeutung verloren. Was ist ihm die Kirche? Was ist ihm die heilige Schrift? Was ist ihm Gott? Ein Fragen und Zweifeln. Und doch können wir nicht sagen, daß unser Geschlecht schlechter wäre, als je ein früheres, daß es weniger ernst oder weniger ideal gesinnt sei. Vielmehr sehen wir es an der Arbeit, wie es ein Neues sucht, da es das Alte verloren hat.

Uns selbst ist es ja so gegangen, daß wir haben suchen müssen, und selbst wenn wir meinen, soviel Herrliches bereits gefunden zu haben, daß es uns den vorangegangenen Verlust mit Zins und Zinseszins ersetzt, so bleiben wir doch Suchende zeit unseres Lebens. Keine Abenteurer, die auf gut Glück bald hier bald dort nach Schätzen graben, aber doch Suchende — gerade weil wir wissen, auf welchem Wege die schönsten Edelsteine zu finden sind.

Dieser Doppelzustand, daß wir Suchende sind und doch solche, die den Weg bereits gefunden haben, lädt eine gewaltige Verpflichtung auf unsere Schultern. Wir haben denen Wegweiser und Führer zu sein, die auch suchen, aber noch nicht gefunden haben. Solche Menschen finden wir unter den Gebildeten wie unter den Arbeitern. In welchen großen Massen, zeigt sich dort recht deutlich, wo man angefangen hat sich an sie zu wenden, indem man Vorträge oder Vortragskurse über allgemeine religiöse Fragen veranstaltete. Das Interesse und der Besuch sind durchweg rege, in Nord- wie in Süddeutschland. In die Kirche gehen jene Suchenden nicht mehr, weil sie dort nur selten Verständnis für ihr Zweifeln finden. Dort wird, so meinen sie, eine fertige

Wahrheit gepredigt, die ihnen Nichts helfen kann. Und in der Tat kann derjenige, der nicht selbst ein Suchender ist, den Suchenden kein Führer sein im Suchen. Viel lieber halten sich die Zweifler zu denen, die sie in ihren Zweifeln bestärken, weil sie hier Vorurteilslosigkeit, Wissenschaftlichkeit, Wahrhaftigkeit zu erkennen vermeinen. Und doch können die Negierer den Suchenden ebensowenig Führer sein wie die Fertigen. Denn sie helfen ihnen nicht aus den Zweifeln heraus auf die Höhe, danach die Menschen sich sehnen, sondern führen sie nur unten im Kreise herum. Darum ist Niemand anders zum Führer der Suchenden berufen als diejenigen, die beides kennen, das Zweifeln und das Wissen, die beides sind: Suchende und Gläubige. Von uns wird Gott Rechenschaft fordern über viele Seelen, die sich abgequält haben oder verdorben sind, weil Niemand kam, sie zu führen.

Brennende Aufgaben! Zur rechten Zeit bietet sich uns ein praktischer Führer für dieses noch so unerforschte Land an: Die Arbeit an den Suchenden aller Stände, Anleitung zur Tätigkeit in Vorträgen und Presse von Lic. R. Wielandt, Stadtvikar in Heidelberg. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1906. 3, geb. 3,60 Mk.) Als Aufgabe stellt sich Wielandt: „der modernen religiösen Vortragsarbeit, dem Wirken durch religiös-aufklärende Literatur und der Beeinflussung der Tagespresse in unserem Sinne die Bahn zu bereiten . . . An seinem bescheidenen Teile möchte das Buch der Entfaltung eines jungen zarten Bäumchens der theologischen Praxis dienen, von dessen Blüten und dessen Früchten für Christentum, Kirche und Religion heute so Vieles, vielleicht Alles abhängt!"

In trefflicher Weise erfüllt das Buch seine Aufgabe. Die in ihm niedergelegten Beobachtungen und bis ins Einzelne gehenden Ratschläge entsprechen durchweg den Erfahrungen, die z. B. auch wir in der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung gemacht haben. Die Beobachtungen sind zum guten Teil aus der eignen Vortragsarbeit des Verfassers gewonnen; die Ratschläge betreffen alles Wesentliche von der Anordnung und Ankündigung der Vorträge, den Kosten, der Zeit und dem Orte an bis zur Wahl des Redners, der Themen und ihrer Behandlung und noch weiter bis zur Berichterstattung und Vertiefung des Erfolgs. Besonders ausführlich und wertvoll ist das Kapitel über die Behandlung der verschiedenen Themata. Das Bild, das Wielandt nach fremden Berichten von den öffentlichen Diskussionen mit Sozialdemokraten zeichnet, scheint mir — das wird ihn gewiß freuen — zu dunkel gehalten. Jedenfalls trifft es auf die fünf Diskussionsabende nicht ganz zu, die wir im vorigen Winter in Dresden im sozialdemokratischen „Volkshause" veranstalteten. Gewiß mußten auch wir darauf gefaßt sein, viele und zum Teil leidenschaftliche Anklagen gegen die Kirche und gegen die Pfaffen zu hören. Aber dahinter stand in der Regel doch im letzten Grunde ein religiöses Interesse: Das Christentum der Kirche ist verderbt — zeigt uns wahres Christentum! Solche Stimmen zu hören kann uns Freunden der Kirche nur dienlich sein. Sie schärfen uns die Augen für das, was not tut.

Nur kurz erwähnt ist die Möglichkeit, in interkonfessionellen Arbeiterbildungsvereinen von unserer Seite aus Vorträge zu halten. Vielleicht aber gewinnt dieses Hineingehen in uns zunächst fernstehende Vereine noch einmal eine besondere Bedeutung, vorausgesetzt, daß wir den Verein nicht nur als Dozenten an einem Abende im Jahre besuchen, sondern möglichst als Mitglieder persönlich tätigen Anteil an allen den Verein bewegenden Fragen nehmen.

Denn auf die Wiederherstellung persönlichen Vertrauens kommt ja schließlich Alles an. Wielandt schreibt:

> Nur der Pfarrer als Mensch, aber kein Mensch als Pfarrer verschafft sich zu solcher wirksamen Evangelisationsarbeit, wie wir sie wollen, heute Gehör. Das persönliche Vertrauen allein zieht heute die Hörer an und überzeugt sie; nicht der schwarze Rock, noch viel weniger erbauliche Reden. Hätte ich in meinem ersten Vortrag in Heidelberg auch nur ein Wort von der Kirche gesagt, einen Satz im Kanzeltone gesprochen, — von meinen 130 Sozialdemokraten wären acht Tage darauf wenige mehr zu sehen gewesen!

Zur weiteren Charakterisierung seines Standpunkts noch seine zwei Forderungen; die erste an Alle, die es angeht:

> Gebt frei! Gebt frei! ihr konservativen Glaubensbrüder, und überlaßt den Ausgang dem Urteil Gottes. Es ist unevangelisch, Anderes als das Wort zu gebrauchen. Widerlegt lieber!

Und an die Kirchenbehörden:

> Erkennt unumschränkt der neueren Theologie gleiches Recht zu wie der alten. Wäret ihr katholisch, so würden wir schweigen. Aber wir würden freilich aus der Kirche austreten. Jedoch aus einer evangelischen deutschen Kirche der Gegenwart wollen wir Freiergesinnten nicht freiwillig weichen. Wir kämpfen für die Kirche. Aber wir wollen und müssen von ihr auch anerkannt sein. Mehr verlangen wir nicht!

Frisch und natürlich, wie diese Worte, ist das ganze Buch geschrieben:

> Persönlichkeiten sind das Erste, sind das Letzte, was wir brauchen. Wer darum nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit wirken und sich einsetzen will, der bleibe von dieser Arbeit fort!

Eine solche Persönlichkeit tritt uns in dem Verfasser selbst entgegen. Wir danken es ihm, daß er seine Aufgabe so subjektiv, so keck und begeistert angefaßt und uns das Buch, so wie es ist, geschenkt hat. Denn, wie er selbst S. 41 hervorhebt, hat er vor allem an uns gedacht, als er das Buch schrieb, an die Freunde der Christlichen Welt, an die Mitglieder der Vereinigung. Uns will er helfen, indem er uns als Erster den neuen Weg zur Heilung des unheilvollen Risses zwischen Kirche und Bildung im Zusammenhange zeigt. Den besten Dank dafür statten wir ihm dann ab, wenn Jeder von uns das, wofür er so überzeugt eintritt, zu seiner eignen persönlichen Aufgabe macht.

Paul Röthig

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Im Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger für Berlin Nr. 37 stand zu lesen:

„Korell ist vom deutsch-evangelischen Pfarrertag preisgegeben worden. Gewiß üben Pfarrer Brüderlichkeit, solange es nur irgend möglich. Hier aber war auch für den entschieden sozial gerichteten Pfarrer nur Trennung von Korell möglich. Auf dem äußersten linken Flügel der Theologie stehend, hat Korell schon vor Jahr und Tag sich nicht gescheut, die gesamte hessische Pfarrerschaft im Organ des Lehrervereins anzugreifen und im rhein-mainischen Bildungsverein vor Juden und Heiden in einer Rede zu bezweifeln, ob christlicher Geist das Volk erneuern kann, ob nicht an manchen Orten Erziehung im Geiste Schillers aussichtsvoller sei. Korell ist seinen eigenen Richtungsgenossen ein Schreckenskind."

Hierzu schreibt uns ein entrüsteter Leser: „Wir beneiden den Pfarrertag nicht darum, daß unsre Scharfmacher-Presse seiner Kompromiß-Resolution eine Deutung gibt, die dem Wortlaut der Resolution schnurstracks zuwiderläuft. Nach Form und Inhalt macht die Notiz des Evangelisch-Kirchlichen Anzeigers den Eindruck, aus bester Quelle zu kommen. Also sind — nach dieser besten Quelle — die Sätze der Pfarrertagsresolution, bis auf einen einzigen, die baare Heuchelei."

Wir haben in der Tat die Resolution aus ihrem Wortlaut heraus anders verstehen müssen. Wenn hinter diesem Wortlaut nach Absicht des Antragstellers und seiner Gefolgschaft ein Sinn versteckt ist, den man bei unbefangner Interpretation nicht herauslesen kann — und das wird ja an den Tag kommen —, so würde man die harte Folgerung, die der Einsender zieht, nicht umgehen können. Man würde aber weiter auch vor der Tatsache stehen, daß von Parteilosigkeit des Verbandes (dem übrigens keineswegs alle deutschen Pfarrervereine angehören, geschweige denn daß alle Pfarrer darin vertreten wären) trotz gegenteiligem Vorgeben nicht die Rede sein kann.

Bei den persönlichen Enthüllungen über Korell, die obige Notiz des Berliner Anzeigers auch enthält, brauchen sich unsere Leser nicht aufzuhalten. Wir haben es da mit einer von den unzähligen Strupellosigkeiten zu tun, von denen manche kirchlich-konservativen Blätter leider voll sind. Weil unsre Achtung vor echtem altem Glauben so groß ist, gehört das mit zu dem für uns Unbegreiflichen, daß sich echter alter Glaube eine solche Presse gefallen läßt. Wir versuchen es zuweilen wieder, Blätter dieser Richtung, die wir aus moralischem Widerwillen eine Zeitlang bei Seite gelegt, von neuem zu lesen, und stoßen immer von neuem auf dasselbe Rätsel. Wir können nur schließen, daß unsre wahrhaft innerlich Altgläubigen diese Presse auch nicht lesen. Aber Etliche müssen es doch tun: weshalb wehren sie nicht diesem giftigen verleumderischen Treiben persönlicher Streitsucht?

Ein Beispiel nur derart aus unsrer Kaplanspresse. Ein „Kirchlicher Anzeiger", der sieben Gemeinden am Niederrhein versorgt, behandelt zeitgemäß — die Hinausdrängung Naumanns aus dem Verein deutscher Studenten: „Nun ist es zum Bruch zwischen ihm und dem Kyffhäuserverband gekommen. Am 4. September hat Naumann seinen Austritt erklärt und damit auch die letzte Beziehung zum christlich-nationalen Leben gelöst. Er konnte nichts Besseres tun; denn es ist ein Widersinn: Mitglied einer christlich-nationalen Arbeits-

und Kampfesorganisation sein und zugleich Judentum und Sozialdemokratie mit Wort und Tat unterstützen. Das längst erwartete Ereignis bedeutet das tragische Ende eines Mannes, von dem man um seines glühenden Eifers und seiner glänzenden Geistesgaben willen einst Großes für Kirche und Vaterland erhoffte." — Man denke — von allem Andern abgesehen: die Zugehörigkeit zum Alten Herrenkreise des Kyffhäuserverbandes die „letzte Beziehung zum christlich-nationalen Leben"! Auch ein Beitrag zur — Religionsgeschichte.

Es geht doch nicht nur uns so, daß wir an dieser Art „christlicher" Presse schweren Anstoß nehmen. Ein Missionar aus Afrika schickt uns Nummer 26 des Westfälischen Sonntagsblattes, voll Schmerz über die darin enthaltene „christliche" Verunglimpfung Ibsens. Weil diese Leistung auf solchem Wege zu uns gekommen ist, wollen wir die Stelle abdrucken und das folgende Stück über Eduard von Hartmann dazu. Typisch ist sie, obwohl man weit Aergeres lesen kann:

„Die Welt hat zwei ihrer großen Männer begraben. In Norwegen den Dichter Hendrik Ibsen; den zu kennen, über den sich zu ereifern galt seinerzeit als ein Erfordernis der Bildung. Von seinem Vaterland hat er nie viel Gutes gesagt — und sein Vaterland hat ihn auf Staatskosten prunkvoll bestattet. Alles, was Christentum heißt, hat er grimmig gehaßt — und ein norwegischer Superintendent hat ihm die Grabrede gehalten! Merkwürdig. [Vgl. Christliche Welt 1906 Nr. 23, 1899 Nr. 36—38!] Der andere der beiden Männer ist der Philosoph Eduard von Hartmann; gewesener Offizier, schrieb er mit 24 Jahren ein bedeutendes Werk, das viel Aufsehen machte; er war neben den Gottesleugnern Schopenhauer und Nietzsche der Philosoph der modernen Welt. Gestorben ist er im Schatten (?); sowohl er, als seine Philosophie des Unbewußten tragen das Zeichen des Vergessenwerdens an der Stirn. Wenn das letzte Wort Ibsens, wie einer der Nächststehenden berichtete, dieses gewesen wäre: »Gerade nicht« »im Gegenteil« — man sprach im Nebenzimmer davon, es gehe ihm etwas besser, was er mit obiger Wendung kräftig verneinte — so wäre das bezeichnend. Der Geist der modernen Welt ist der Geist der Verneinung; darum läßt er auch die Herzen kalt und leer. Der Geist der Christenheit ist der: Amen, d. h. Ja, Ja, es wird also geschehen."

Wenn der Geist, der aus derartigen Erzeugnissen einen anweht, wirklich der Geist des Christentums wäre, möchte ich kein Christ sein. Gott Lob, wir haben von Jesus Christus einen andern Geist empfangen.

Um auf Pfarrer Korell zurückzukommen, so bedarf der Mann gar keiner Inschutznahme gegen die Afterreden, die in obiger Wiedergabe ihm gewidmet worden sind. Wer, der handelnd im öffentlichen Leben steht, könnte es auch nur „den eignen Richtungsgenossen" immer recht machen? Aber voll Achtung schauen sie doch alle auf ihn, er ist ein anima candida, d. h. ein Mann von reinem Wesen. Es ist immer erquickend, wenn man das sagen kann. Wenn denn „Fälle" sein müssen, so gebe uns Gott immer solche Männer dazu.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München (Kunstwart) und ein Prospekt von der Firma Heinrich Müller in Bremen (Cigarren)



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 40 — Marburg i. H., den 4. Oktober — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Unsers Herrgotts Gedichte

Es gibt Leben von ganz eigentümlicher Harmonie. Leben, über denen es liegt wie Sonnenglanz. Leben, wo ein schönes, abgerundetes Bild das andere ablöst, oft in überraschender Wendung, wie scharf gefeilte Zeilen eines Gedichts, dann wieder in leise schwebendem Sichentwickeln, wie einer sanft hingleitenden Strophe Melodie. Leben, die einfach anheben, einfach bleiben, und doch schließen in großem, tiefem Eindruck. Leben, die von der Kunst eines Meisters reden, der Widersprechendes plötzlich nebeneinander stellte, um es in reinen Wohlklang zu lösen.

Gott sei Dank, daß es solche Leben gibt. Es gibt so viel Dunkles, Widersprechendes, Unlösbares in dem Sein der meisten Menschen, daß wir, was wir mühsam erworben haben, oft ganz wieder verlernen, das Gefühl, daß eine gewaltige Hand mit liebevoll zarten Künstlerfingern unser Schicksal geformt hat und formt. Wir sahen so Vieles, das Großes versprach; zu Grunde gehen, und wissen nicht warum. Wir schauen so viele Entwickelung, die plötzlich inne hält. Uns blendet so manche grelle Wendung im Schicksal der Menschen, sie erschreckt uns wie ein Mißklang der Farben. Und uns scheint es, als habe ein Kind, das nicht zu lesen vermag, Buchstaben durch einander geworfen, und als trüge nur ein Zufall sie zu Worten zusammen.

Und nun schaust du solch ein Leben. Nicht ohne Neid, denn du bist ein Mensch. Aber dann fühlst du auf einmal den Vollklang innerster Harmonie, der durch dies Leben geht. Du fühlst den Schöpfergedanken nach, der mit jeder neuen Zeile überrascht und vertieft, hörst den Wohllaut des Reims, der Fremdes zu Einem fügt. Und plötzlich steht es vor dir:

Dies Leben ein Kunstwerk, ein Gedicht! — —

Und das deine wäre ohne Sinn? —

Und wenns nur ein Versuch gewesen wäre, einen schöpferischen Gedanken, eines wogenden Gefühls unbestimmte Töne zu klären, ein Versuch, der weggeworfen wäre, weil der geläuterte Gedanke zu neuem Beginnen drängte — aus eines Meisters Hand ist auch dein Leben hervorgegangen. Und das gibt ihm Wert, auch wenn ers nicht wieder aufnimmt, um weiter daran zu schaffen.

Denn wer im vollendeten Vers den Meister verstand, er findet ihn wieder in der flüchtigen Skizze des raschen Bleis, auch im Torso eines großen Gedankens — —

W E S

Eine unmoderne, aber zeitgemäße Betrachtung

1. Denker und Dichter

Ich weiß nicht, von wannen das Wort ist. Darum auch nicht, wie alt es ist. Aber da es seine beste Zeit hinter sich zu haben scheint, wird es nicht zu den jüngsten seiner Gattung gehören. Ich meine das Wort, das von der deutschen Nation gesagt wird: sie sei „das Volk der Denker und Dichter." Indem ich es in den Mund nehme, will mich bedünken, es habe schon etwas seinen guten Geschmack verloren.

Es ist schon vorgekommen in der Geschichte, daß Schimpfnamen sich in Ehrentitel verwandelt haben. Sollte hier der umgekehrte Prozeß vor sich gehen? Es liegt doch wohl ein Gran Minderachtung in dieser Bezeichnung. Immerhin will es sich nicht ohne Weiteres ausmachen lassen, in welchem Sinne dieser Titel dem deutschen Volke angehängt worden ist. Sicher nicht in purer Hochachtung, vielmehr mit einer Beimischung von — vielleicht Schadenfreude. Ich vermute nämlich, daß er von einem Nichtdeutschen stammt. Schadenfreude, Genugtuung — und zwar durchaus nicht ironisch. Nein, das gerade ist die Schadenfreude und Genugtuung: das deutsche Volk verdient diesen Titel und beträgt sich seiner würdig! Denn alle fremdländischen Realisten wissen, was damit gesagt ist. Man spürt etwas von dem vergnügten Händereiben aller Abgönner in dem Wort, das sie uns gern gönnen: wir haben die Ehre weg, sie aber den Nutzen. Das Volk der Denker und Dichter, — sagen wir lieber und deutlicher: der deutsche Michel, der Träumer, der Michel mit der Schlafmütze: Wer möchte noch ferner etwas von diesem Titel wissen? . . .

Aber — würdig und ehrenvoll ist er doch, jedenfalls ehrwürdig genug. Er mag ganz leicht älter sein als wir vermuten. Gar älter als das deutsche Volk. Vielleicht ein Wandertitel, der sich vererbt, von Volk auf Volk. Denn selbstverständlich paßt er auch auf jedes andere Volk.

Auf jedes? Auf jedes, das überhaupt als Volk in Betracht kommt. Auf jedes Volk, das einmal im Strome der Geschichte obenauf geschwommen ist.

Alle echten Völker haben einmal in der Tiefe gelebt, ehe sie in die Höhe kamen. Ich meine in der Tiefe, in der Verborgenheit, wo sich alles Große bildet, ehe es ans Licht kommt. Ich denke mir: das ist die Zeit, die jenem Titel entspricht. Und ein Volk, das nicht seine Zeit hatte, wo es diesen Titel verdiente, das hat überhaupt seine Zeit nicht gehabt, das hat auch nicht die Führung in der Wanderung der Völker über den Schauplatz der Welt jemals gewonnen. Durch die Wüste führt für jedes Volk der Weg zur Größe.

In der Wüste, da hatte es wenigstens Zeit zum Dichten und zum Denken — ungestört. Darum ging es durch die Wüste zur Größe. Ein Volk, das nur Herden gehütet und Vieh getrieben hat in der Wüste, das ist nie ein Volk geworden.

Also doch ein Ehrentitel dieser Titel. Und mehr als ein Titel: der Name für einen innerlichen Zustand, der Name für eine notwendige Eigenschaft, der Name für eine ganz reale Sache, ohne die Nichts zu wollen und zu werden ist in der realen Welt.

Nehmen wir die erfolgreichste Nation der Gegenwart: die

englische. Paßt ihr der Titel nicht wie angegossen? Meinetwegen, heut nicht mehr so gut. Er ist etwas aus der Mode gekommen, der Schnitt ist etwas altfränkisch. Aber einst kleidete er sie gut, sehr gut. Und es hieße „Kohlen nach Newcastle tragen", wollte ich das beweisen.

Da haben wir gleich einen trefflichen Uebergang zu einem andern Volk: wie sagt doch „der große Meyer", der immer die Lücken zur rechten Zeit ausfüllt, des Wissens und des Denkens? Er sagt: Kohlen nach Newcastle tragen ist eine sprichwörtliche Wendung gleich dem griechischen Eulen nach Athen tragen." Aber der Uebergang ist darum so trefflich, weil er nicht bloß formal, sondern sachlich weiterführt. Denn die Eule der Athene wird ohne Weiteres zum Symbol des griechischen Volkes, die Eule der Athene, der Beschützerin von Weisheit und Poesie, von Kunst und Wissenschaft: die Griechen das Volk Homers und des Sokrates, des Pindar und Platon, des Phidias und Aristoteles, des Thukydides und Sophokles . . . das Volk der Denker und Dichter überhaupt!

Aber das Volk mit der Eule im Wappen! Bedeutet das — etwas Gutes? Ganz fraglos! Denn als der der Athene geheiligte Vogel war sie die Verkündigerin des Glücks! Wir würden da anders glauben oder aberglauben. Und auch echt griechisch gedacht ist es, daß die Götter den Glücklichen beneiden und verderben. So die Eule letztlich doch die Botin des Unheils. Und jedenfalls handelte die christliche Kunst mit gutem Instinkt, wenn sie die Eule zum Symbol der falschen Weisheit und damit zugleich der irdischen Torheit machte. Denn die falsche Weisheit und irdische Torheit muß irgendwie und irgendwann doch Schiffbruch leiden.

Daher kommt uns diese Eule wie gerufen, sie zugleich das Symbol des Denkens und Dichtens und zugleich die Melderin des Untergangs. Denn vom Denken und Dichten gilt für die Völker, was vom Fischefangen und Vogelstellen für den Einzelnen gilt: es verdirbt und bringt ins Verderben. Denken und Dichten die Eigenschaft, die zur Höhe führt — aber nicht auf der Höhe hält.

Oder ist hier nicht die tiefere Ursache zu suchen, woran die Griechen zu Grunde gegangen sind? So lehrt doch deutlich die Geschichte: Die lebenskundigen, weltklugen, praktischen Römer haben den luftigen erdfernen Idealismus der Griechen erdrosselt. Nein, so nicht! Aber sie haben ihn wie die Seele aus dem Leibe gepreßt. Sie haben den griechischen Volkskörper zerstört, daß nun seine Seele gleich dem Käuzchen klagend umherirrt und in aller Herren Ländern den Denkern und Dichtern ums Haupt flattert, Einlaß heischend, wie die Seele des Volksglaubens, die einen Leib sucht.

Also das hat es auf sich mit dem Denken und Dichten: es bringt ins Verderben. Der Eulenruf warnt!

2. Die reale Wirklichkeit

Ganz natürlich! Mit Denken und Dichten erobert man keine Welt und behauptet nicht seinen Platz an der Sonne. In der realen Welt entscheiden reale Mächte.

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Und wer Raum haben will, der muß auf Stoß den Gegenstoß setzen, der muß die Hand rühren und die Ellenbogen brauchen. Mit Geist ist da Nichts zu machen.

Das ist die alte Naivetät, da man meinte, Ideen regierten die Welt und lenkten die Völker und schafften das Leben. So haben die Griechen den großen Irrtum der Menschheit eingeimpft und von Platon her bis Hegel hat er uns an der Nase herum geführt: die Welt da draußen eine Offenbarung und Erscheinung des Geistes und alle Veränderungen in der Welt Entwicklung des Geistes. Der Geist das Primäre und die Ursache, die Welt der Dinge und Geschehnisse das Sekundäre und Gewirkte.

Da kam endlich die mechanische Welterklärung und die materialistische Geschichtsauffassung und machte dem großen Irrtum ein Ende und zeigte die Wirklichkeit der Welt und die Welt der Wirklichkeit und zeigte die realen Kräfte, die am Werke sind, und lachte der alten Naivetät und brachte uns zur Besinnung und Einsicht in die Tatsächlichkeit der Dinge und Geschehnisse: Die Weltgeschichte der Kampf um die Futterplätze!

Wirtschaftliche Bedürfnisse bedingen die Entwicklung, und das Schwert ist die ultima ratio im Konkurrenzneid und -Streit der Völker. Wer die meisten Menschen und das meiste Geld hat, der bleibt oben. Denn Gold schwimmt. Und wer die meisten Leiber hat, hat die größte Wucht. Die meisten Leiber brauchen das meiste Brot. Und das Bedürfnis nach dem meisten Brot muß befriedigt werden. Der Selbsterhaltungstrieb, Hunger und Liebe, ist der große Gestalter und Beweger des Weltgetriebes und Völkerbetriebs. Und die Mittel, die er wählt, sind entsprechend dem praktischen Zweck sehr praktischer Art: Schiffe und Kanonen, Waren und Werkzeuge, Eisen und Gold.

Mit Denken wehrt man sich nicht seiner Haut und mit Dichten macht man nicht 60 Millionen satt. Wer da von Ideen redet und geistige Bewegungen entdecken will: graue Theorie, rückständige Weltanschauung, alte Naivetät!

Es kam Mancherlei zusammen, um uns davon zu bekehren und die neue Erkenntnis zu geben. Die geschichtliche Forschung, die uns die eigentlichen Ursachen der Kriege und Völkerbewegungen aufdeckte. Die naturgeschichtliche Forschung, die uns die natürlichen Gesetze der Weltentwicklung demonstrierte. Die nationalökonomische Forschung, die uns die Bedeutung der volkswirtschaftlichen Zustände einsehen lehrte. Und die Männer der Tat und der Praxis, die Fabrikanten und Kaufleute, die Börsenleute und Bankiers, die Staatsmänner und Feldherrn, die uns praktisch die ausschlaggebenden Faktoren der letzten Entscheidungen aufwiesen.

Wo hätte sich auf dem Weltmarkt, Waren- und Geldmarkt, die Herrschaft von Ideen geltend gemacht? Wohl, der Gedanke regiert auch da, aber als Spekulation. Handel und Fabrikation ist Wissenschaft geworden, aber der Fabrikant und Kaufmann hat sich nicht die Gelehrtenperrücke aufgesetzt und ist auch nicht unter die Philosophen gegangen, sondern belehrt von der Erfahrung ist er Lehrer der Erfahrung geworden. Und aus der Praxis hat der Volkswirtschaftler die Gesetze der Volkswirtschaft gezogen, um sie zu Regeln für die Praxis zu machen. Und in der Politik? Wann hätte sich Bismarck in der Verfolgung seiner Ziele von Ideen leiten lassen? Er hat vorhandene Ideen benutzt und sie mit eingestellt in das Räderwerk seiner Politik, wenn er sie für seine Zwecke brauchen konnte. Aber sie waren ihm nur Mittel für die Erreichung seiner ganz realen Ziele. Im Uebrigen hieß es bei ihm: Blut und Eisen. Stoß und Gegenstoß. Wucht und Waffe. Lug und List.

Ich gestehe, daß ich nicht von jeher so über Bismarck gedacht habe. Aber das Buch von Max Lenz hat mich eines Besseren belehrt. Und bei seiner Lektüre ist ein Stück nach dem anderen von der alten Naivetät in Bezug auf Bismarcks Handlungsweise und Bismarcks Werk von mir abgefallen. Blüten, die der rauhe Wind der Wirklichkeit zerzauste. Es ist immer gut, die Wahrheit zu erkennen. Aber es war doch eine Enttäuschung.

Immerhin ist es eine Art Trost: auch der Realpolitiker Bismarck ist ohne Ideen nicht ausgekommen. Er hat sie nicht hochgeschätzt, wenigstens für seinen politischen Menschen, er hat ihnen nur den Rang von Mitteln zum Zweck eingeräumt, aber er hat sie benutzt und benutzen müssen. Also spielen sie doch eine Rolle in der schöpferischen Tätigkeit, von der die Geschichte gemacht wird. Sie haben motorische Energie und treiben den Menschen, für bestimmte geschichtliche Pläne seine Kräfte einzusetzen.

Bismarck hatte die spezifisch deutsche Idee, die Idee eines deutschen Reiches und deutschen Kaisertums, zunächst ganz bei Seite liegen lassen. Sie war ihm ein Phantom, das in den Köpfen spukte, und lag nicht in der Linie seiner Aufgabe. Denn die hieß: die Größe Preußens zu schaffen. Erst als er in der deutschen Kaiserkrone eine Förderung preußischer Größe erkannte, da wurde sie sein letztes Ziel und die deutsche Idee, die die Gemüter bewegte, ein Mittel, es zu erreichen. Er dachte nicht daran, in romantischer Anwandlung den deutschen Traum in Leben umzusetzen und die Sehnsucht der Deutschen zu erfüllen, sondern er benutzte Beides für den praktischen und notwendigen,

sehr realen Zweck, sein Werk, den Bau des preußischen Staates, zu konsolidieren und mit dem Schlußstein zu verfestigen.

3. Idealismus oder Realismus?

Man braucht es nicht erst auszusprechen, daß die Gründung des deutschen Reiches eine neue Epoche der Weltgeschichte bedeutet.

Wer hat nun da die Geschichte gemacht? Die reale Nötigung des praktischen Lebens, wie sie von einem Einzelwillen erkannt wurde, oder die Idee, die nach Gestaltung drängte? Hat Bismarck, der Praktiker, die Idee benutzt, um seinen Zweck zu erreichen, oder hat die Idee Bismarcken benutzt, um zur Verwirklichung zu gelangen?

Die alte Naivetät ist geneigt, das Zweite zu glauben, der neue Idealismus stimmt der ersten Auffassung zu.

Und es steht ganz allgemein die Frage zur Entscheidung: Was ist Träger der Menschheitsentwicklung: das praktische Bedürfnis oder die geistige Idee?

Nun ließe sich sehr wohl Geschichte schreiben, indem beides neben einander gestellt und behandelt wird: die Entwicklung eine doppelseitige. Die Räder der Geschichte rollen auf einem Schienenpaar. Auf der einen Linie verläuft die politisch-wirtschaftliche Bewegung, auf der anderen die geistige Fortbildung. Aber ein reines Nebeneinander, theoretisch durchführbar, entspricht nicht der Wirklichkeit, und die beiden Energien influieren sich gegenseitig.

Diese Ueberzeugung kommt auch zum Ausdruck in der modernen Geschichtsschreibung, die nicht mehr geneigt ist, die alte Scheidung in Weltgeschichte und Kulturgeschichte gelten zu lassen, die nicht mehr Weltgeschichte schreiben will außer Zusammenhang mit der gesamten Geistesbewegung einer Zeit und Geschichte der Philosophie nicht mehr schreiben will, ohne das wirtschaftlich-politische Milieu zu berücksichtigen.

Aber dabei immer noch die Frage: Was ist Zweck und was ist Mittel? Kann die Menschheitsentwicklung einen Dualismus zum Grunde haben und einem zwiefachen Ziele nachjagen? Ist die Menschheit als Makrokosmus darin dem Einzelmenschen, dem Mikrokosmus, vergleichbar, daß sie Leib und Seele hat und beides gleichmäßig und gleichberechtigt ausbildet? Oder dominiert eins von beiden und ist dann Träger des Lebens, sodaß die Grundentwicklung auf einen Monismus hinausläuft?

Jedenfalls — um wieder auf die deutsche Frage zu exemplifizieren — sagt Lagarde: „daß die Einheit Deutschlands von wenigen und sogar nichts weniger als klaren Köpfen gefordert und die Durchführung dieser Forderung schließlich den Regierungen von der ganzen Nation aufgezwungen worden ist." Der Idealismus stellte die Forderung, der Idealismus im Sinne alter Naivetät; also war die Idee die treibende Kraft, und sie hat sich alle äußeren Umstände, die historischen Vorfälle und politischen Verwicklungen, dienstbar gemacht, die staatlichen und persönlichen Faktoren.

Aber an einem Einzelbeispiel — wird da die Frage zur Entscheidung kommen? Immer wird die Kehrseite und das Gegenbeispiel aufgebracht werden können, die das Gegenteil zu beweisen scheinen.

Man muß aufs Ganze sehen. Aber auch da wird man nicht zur Entscheidung gelangen, wenn man den Verlauf und Fluß der Dinge betrachtet, wo immer ein Komplex von Ursachen, materiellen und geistigen, am Werke ist, wo die Fäden hin und herschießen, um das Gewebe zu fertigen, das wir geschichtliches Leben nennen. Sondern man wird das Resultat ins Auge fassen müssen.

Was ist der Ertrag, der aus dem gärenden Gemenge der Ingredienzen sich klärt? Jedes Volk, das sich an der Geschichte beteiligt, gibt sein erarbeitetes Lebensprodukt als Beitrag zur Entwicklung. Um ihn bereichert geht die Menschheit ihre Wege weiter — zum Ziel? Vom Ziel zu reden verbietet die Einsicht, daß es eben weitergeht. Das Ziel steht immer aus, und alles Erreichte ist nur eine Etappe auf dem Wege zu einem Ziel, das Niemand kennt.

4. Die Herrschaft der Idee

Die abendländische Geschichte liegt in ihrem bisherigen Verlaufe in etwa übersehbar vor uns.

Jedenfalls läßt sich einigermaßen umschreiben, was die abendländische Welt der Antike verdankt. Und da wird es über allen Zweifel erhaben sein: der Ertrag, den das griechische Volk als Mitgift an die kommende Zeit ausgezahlt hat, liegt auf dem Gebiete der Idee. Es ist die Grundlegung der Wissenschaft und die Feststellung der sittlichen Persönlichkeit, es ist die ästhetische Weltanschauung und das Werk der Kunst.

Dem gegenüber liegt in Vergangenheit und Vergessenheit, was die Griechen in ihrer wirtschaftlich-politischen Geschichte erlebt haben. Ich weiß nicht, ob von ihr Wirkungen übergeblieben sind, die über den Rahmen des eigenen Volkstums hinausreichten. Man mag sagen, daß dieser Mangel gerade es sei, der dem einseitigen Idealismus das Urteil spreche: die Naivetät der Griechen auf diesem Gebiet hat der Nation den Untergang bereitet — ohne Rest. Ich muß dagegen gestehen, daß gerade hier die Tatsachen ein Werturteil zu Gunsten der anderen Auffassung geschaffen haben, wie es schlagender nicht gewünscht werden kann: was aus der griechischen Nation geworden ist und was aus ihr hätte werden können, wenn sie erkannt hätte, was zu ihrer historischen Selbsterhaltung dient, das soll uns wenig kümmern und soll auch die Griechen nicht viel anfechten — das Beste, was sie geben konnten, haben sie gegeben, und es ist geblieben als ein unverlierbares Erbe für die ganze Menschheit. Keine wirtschaftlich-politische Höhe hätte wertvolleren Abfluß in die Niederungen der Völkerwelt senden können: die geistig-künstlerische Kultur der Griechen hat eine Frucht geschaffen für die Menschheit, die durch Nichts überboten werden kann. Und im Grunde hat auch nicht das Römertum das Griechentum unterjocht, sondern umgekehrt: der griechische Geist hat auch über römische Gewalt triumphiert.

Man braucht nicht geneigt zu sein, in dem Humanismus eine segensreiche Befruchtung des deutschen Geistes zu sehen, sondern mag darin eine Verbiegung der germanischen Lebenslinie und und eine Verkümmerung des eigenen Wesens erkennen: eben dies, daß der griechische Humanismus dies fertig gebracht hat, daß er so intensiv das deutsche Volkstum, ja ganz Europa beeinflußt hat, das beweist, was zu beweisen ist, daß der Idee die entscheidende Wirkungskraft in dem Wachstum eines Volkskörpers zukommt. Unsere Entwicklung und der heutige Stand der Kultur, auch wirtschaftlich und technisch, ist einfach undenkbar ohne das Erbe der Antike.

Aber die griechische Idee hat nicht rein und ausschließlich auf uns gewirkt. Sie hat es getan in der Verschwisterung mit einer anderen: der christlichen Idee.

Natürlich hat man den Versuch nicht gescheut, den Einfluß dieser christlichen Idee zu neutralisieren, indem man ihre Entstehung auf ökonomische Ursachen zurückgeführt hat. Aber dieser Versuch mußte mißlingen, da er immer nur bis zu dem Nachweis vordringen kann, daß die ökonomischen Verhältnisse den Nährboden abgaben, auf dem die Idee Wachstum und Verbreitung fand. Und so ist sie die Macht gewesen, die das römische Reich zersetzt hat.

Mit feinem Instinkt — woher sie den hatten, weiß ich nicht — haben die Cäsaren ihren Erzfeind erkannt und die christliche Religion von Anfang an mit Mißtrauen und Verfolgung bedient, fast unerklärlich bei der ausgesprochenen und ausgeübten Toleranz gegen alle übrigen Religionsformen. Aber alle Machtmittel der Kaiser und des Reichs versagten und konnten ihren Siegeslauf nicht aufhalten. Sie wurde ihnen übermächtig und hat die alte Welt umgestaltet.

Diese Idee, die in den unteren Schichten, in der großen Masse, im Proletariat Wurzel faßte, wuchs schließlich zum Baume, der mit seinen Wurzeln die alten gesellschaftlichen und staatlichen Formen auseinandersprengte. Ursprünglich ein Sonderdasein führend, unbekümmert um die politischen und staatlichen Aktionen, wurde sie schließlich führend, ohne es selbst zu wollen. Die Herrschaft fiel ihr zu, wie von selbst; die Machthaber mußten sie an sie abgeben: Tandem vicisti, Galilaee!

Es konnte nicht anders sein. Denn die Idee macht die Geschichte. Und sie stellt die wirtschaftlichen und politischen Kräfte in ihren Dienst. Und das geschah hier um so mehr, als die christliche Idee ein Bündnis einging mit der neben ihr allein ebenbürtigen Macht, mit der griechischen Idee, die damals anfing zu altern und so neue Verjüngung erfuhr, um weiterhin zu wirken.

So stark war die Gestaltungskraft der christlichen Idee, daß sie nicht bloß eine Macht wurde, die den Gang der Geschichte und die Bildung der Völker und Reiche in der verworrenen Zeit des ausgehenden Altertums und anhebenden Mittelalters beeinflußte — sondern sie hat geradezu den feststehenden Pol geschaffen, der allein feststand in der Erscheinungen Flucht.

Es ist ihr selbst nicht zum Vorteil gewesen, sie hat Schaden gelitten an ihrer Seele, als aus der unabhängig und ungebundnen, in freien Formen und von Person zu Person wirkenden Macht über die Geister eine staatlich anerkannte und staatlich protegierte und staatlich ausgenutzte Institution und Rechtssache wurde. Aber wie dem auch sei: auch so noch ist der Staat ihrer nicht gänzlich Herr geworden, daß sie sich hätte zur bloßen Magd erniedrigen lassen.

Ob das Konstantin der Große für möglich gehalten hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er geglaubt, sie nicht bloß dem Staate unschädlich, sondern seinen Plänen dienlich zu machen, wenn er das Christentum zur Staatsreligion erklärte. Hätte er mehr von ihr gehalten, er wäre nicht erst auf dem Sterbebett ein Christ geworden. Er hat ihren politischen Wert erkannt, aber ihre innerliche Kraft hat er unterschätzt. Denn so wenig bedurfte diese Idee des staatlichen Schutzes, daß sie vielmehr es gewesen ist, die den Staat schützte.

Oder, wenn das zu viel gesagt ist, so steht es doch wenigstens so, daß sie blieb, als das Reich zerbrach. Sie hatte sich in dem Episkopat zu Rom eine Kraftzentrale gebildet, die in diesen unzuverlässigen und wechselreichen Zeiten und Wandlungen haltend und aufhaltend, beruhigend und vermittelnd wirkte.

Der römische Bischof hat das Erbe des römischen Reiches angetreten und hat sich die anstürmenden, jungen Völker unterworfen. Denn sie sind es freilich gewesen, die das Römerreich aus den Fugen gerissen haben. Aber die Führung der Geschichte übernahmen nicht die Eroberer, sondern die christliche Idee. Denn über der Buntheit der Faktoren, die damals in wider einander strebender Energie wie in einem Parallelogramm der Kräfte die Entwicklung weitertrieben, schwebte ihr Fittich, gehalten von dem Episkopat zu Rom. Unter ihm haben die einzelnen Völker ihr Wesen und Unwesen gehabt, gekämpft und gerichtet, gelebt und geendet, bis als der rote Faden der Wirrnisse und Wandlungen die Idee des römischen Papsttums sichtbar wurde. Und was ihm seine Gewalt verlieh, waren nicht Land und Leute, nicht Heere und Waffen, sondern die geistige Ueberlegenheit auf seiner Seite und der Glaube auf der anderen Seite.

Und noch auf lange hinaus bezauberte die Gemüter und bezwang die Geister und regierte die Leiber und lenkte die Heere der Gedanke des heiligen römischen Reiches, das, als weltliches gestorben, in der Herrschererscheinung des Papstes als heiliges am Leben geblieben war. Er war es, der die alte römische Kaiserkrone in seinem Kirchenschrein in Verwahrung genommen hatte und sie vergab. Und die weltlichen Herren der Erde, die deutschen Könige, beugten sich dieser Gewalt und begehrten die Würde eines Kaisers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

In dieser Wortbildung liegt ja verborgen die Weiterbildung, die die Papstidee gefunden hatte. Von ihr sagt Adolf Harnack: es ist die größte und humanste Idee, welche das Mittelalter hervorgebracht hat. Sie hat, das weiß Jeder, allmächtig eingegriffen in die deutsche Geschichte, oft sehr unheilvoll und zum Verderben Deutschlands.

Sie hat auch Viel, fast Alles abgestreift, was einst unter der christlichen Idee verstanden wurde. Der Geist des Evangeliums war aus ihr gewichen. Aber das tut Nichts zur Sache oder gegen sie. Das beweist nur, was zu beweisen ist. Eben, daß einzelne Päpste die christliche Idee tief kompromittiert, ja schamlos befleckt haben, ohne sich und ihrer Macht das Grab zu graben, das zeigt, es war nicht die Person, sondern die Institution, die die Welt regierte. Und die Institution verdankte ihr Ansehen und ihren Einfluß ihrem ideellen Charakter.

Wer geneigt ist, dieser Ausführung gegenüber zweifelnd den Kopf zu schütteln, dem führe ich einen so unvoreingenommenen und unverdächtigen Gewährsmann wie Stendhal, den Lieblingsschriftsteller Nietzsches, an. Er sagt:

> Die Päpste, deren Macht lediglich in der Kraft gewisser Ideen beruhte, hatten mitten unter diesen unterdrückten Wilden die schwierigste Rolle von der Welt zu spielen .... Man wird nicht mißverstehen, daß ich hier nicht die Religion, noch weniger die Moral im Auge habe. Jene Männer haben es einfach verstanden, ohne Gewaltmittel wilde Tiere zu beherrschen, die nur der rohen Gewalt sich zu beugen gewohnt waren. Das ist ihre Größe.

Dazu ist zu sagen, daß es sich allerdings nicht fragt, ob es gerade die religiöse oder moralische Idee war, durch welche die Welt bestimmend beherrscht wurde, sondern ob es die geistigen Mächte oder die materiellen Mächte sind, die die Geschichte machen. Und Stendhal plädiert in diesem Falle für den Geist.

5. Ein Urteil zur Sache

Es würde zu weit führen, in dieser Weise auch den anderen Erscheinungen der Geschichte nachzugehen. Was der Humanismus und die Reformation, beides ideelle Erscheinungen, für die Menschheit und ihren Fortschritt bedeuten, liegt auf der Hand. Eine Zeit lang entschied ja Luther, ohne es zu wollen, die große Politik und den Gang der historischen Ereignisse.

Aber rückwärts soll ein kurzer Blick geworfen werden auf die Ursprünge der christlichen Idee, besser gesagt: auf ihre vorlaufende Entstehungsgeschichte.

Es paßt zu sehr in meine Absichten als daß ich es unterdrücken könnte, was Eduard Reuß über die Geschichte des Volkes Israel sagt:

> Was die Könige versäumt hatten und die Kriege verderbt und die Eifersucht der Stämme verkümmert, das schufen, ersetzten und förderten die Träger des Geistes, die lange glänzende Reihe der Propheten, dieser Helden des Glaubens und Fürsten des Wortes. Unter dem Drucke eines entsittlichenden Despotismus erstarkte bei ihnen die Idee der Gottesherrschaft; das launenhafte Schwanken der Politik der Machthaber lehrte sie für ihre Bestrebungen einen festern Stützpunkt suchen, anderswo als in dem Arme der weltlichen Gewalt, und die trotz alles Aufraffens immer mehr lastende Demütigung von außen her lenkte ihren Blick immer ausschließlicher auf die Hilfe von oben als die allein unüberwindliche .... Darum haben wir auch, in richtiger Anerkennung ihrer Wirksamkeit und Wichtigkeit für die Gesamtentwicklung der Nation zu dem ihr vorgesteckten Ziel hin die ganze Periode nach ihnen benannt [„Zeit der Propheten"] und nicht nach den Königen. Nie in der Geschichte hat es sich klarer herausgestellt, daß nicht die materielle Gewalt auf die Dauer die Geschicke der Völker regelt, sondern das geistige Element, was sie besitzen und zu verwerten wissen. Freilich wird dieses nur und kaum in entscheidenden Momenten auf der Oberfläche erscheinen, auch dem blöden Auge erkennbar; in den meisten Fällen arbeitet es in der Stille und in langsamer Erstarkung. Davids Ruhm und Salomos Pracht sind erblichen und verschwunden und haben nicht viel mehr als einen gleißenden Schimmer und irreleitende Erinnerungen hinterlassen; der unbedeutendste unter den Propheten, der ganz vergessene sogar, darf sich rühmen zu dem Bau einer noch andauernden Zukunft einen Stein herbeigeschafft zu haben.

Es braucht diesem Urteil eines geschichtskundigen und geschichtskritischen Mannes Nichts hinzugetan zu werden.

Doch werden wir durch ihn veranlaßt, noch ein Weiteres zu bedenken.

6. Menschheitserbe und Weltgeschichte

Was der Ertrag von dem Leben eines Volkstums ist, wird jetzt deutlich geworden sein. Es fragt sich, ob dies das Wertvollste ist von dem, was an Leben vorhanden war, was da als Niederschlag zurückbleibt: sein geistiger Erwerb, die Summe der Ideen. Oder ist das nur wie blutleeres Schattenleben nach dem vollen, pulsierenden Leben der Wirklichkeit?

Aber man sage mir, wo dieses wirkliche Leben geblieben ist, wenn ein Volk aufgehört hat zu leben? In sich selbst verzehrt und verbraucht? Was doch wohl dem Gesetz von der Er-

haltung der Kraft widerspricht. Nein, ich denke, es ist verbraucht, um die Ideen hervorzubringen, und in ihnen als Kraftvorrat aufgespeichert. Der geistige Erwerb stellt das Produkt aller im Volke tätigen Energieen dar, auch der praktischen Tendenzen und materiellen Bestrebungen. Sie haben im Dienste der Ideen gestanden, um diese immer mehr und sicherer und vollkommener herauszuarbeiten. Sie stecken auch gleichsam als geronnene Wertmasse und latente Kraft in dem geschaffenen und aufgehäuften Geistesnachlaß.

So erkennt der Idealismus. Aber der Materialist weiß die Sache anders zu drehen. Nach ihm kann die Idee als eine Uebersetzung materieller Interessen ins Geistige verstanden werden: gleichsam die wirtschaftlichen Kämpfe und Siege, wie sie im Kopfe sich widerspiegeln, wie sie allegorisiert werden, während sie im wirklichen Leben etwas ganz Anderes sind, nämlich reale Faktoren, die die Welt vorwärts bewegen. Und so hätte die Idee im wirklichen Leben keine Stätte und keinen Einfluß und nur von der Einbildung würde sie geschaffen.

Mit anderen Worten: die Weltgeschichte der Kampf um die Futterplätze trotz Alledem! Seine Motive und Mittel sinnlicher Art. Und wo die Herrschaft und Einwirkung von Ideen sich zu zeigen scheint, da wären sie nur die Verkleidung der eigentlichen, der natürlichen Motive und Mittel.

Das hieße also, die Natur beliebe diesen Umweg: statt unmittelbar die sinnlichen Instinkte und Selbsterhaltungstriebe zu benützen, um vom Flecke zu kommen, spielt sie dem Menschen die Einbildung ideeller Triebkräfte in die Hand — warum? Weil er diesen leichter und lieber folgt? Das Törichtste und Unnatürlichste, was sie tun könnte. Und hier läge die Einbildung auf Seiten der Natur. Denn Nichts steht über die Natur des Menschen so fest wie die Tatsache, daß sie viel schneller der Aufstachelung der natürlichen Instinkte nachgibt und den unmittelbaren Lebensinteressen folgt, als daß sie sich geistigen Einflüssen dienstbar macht. Wenn die Weltgeschichte weiter nichts wäre als der Kampf um die Futterplätze, dann wären auch der Hunger und das sinnliche Bedürfnis die einzigen Treiber der Menschheit offenbar und ohne Umschweife geblieben.

Die Weltgeschichte *war* einst Kampf um die Futterplätze. Aber nein! da war eben noch keine Geschichte. Kampf um die Futterplätze — das war der Urzustand der Menschen. Und da ist von Geschichte keine Rede. Denn da ist keine Entwicklung und keine Wandlung: das ewige Einerlei desselben Lebensstandes. Das eintönige Lied des Hirten bei der Herde und das Kreischen der Weiber im Wigwam. Der Raub- und Beutezug gegen den Nachbarstamm und das Jagen des Wildes. Essen und Trinken. Schlafen und Sichkleiden. Zeugen und Gebären — das ist das Leben. Und aus diesem Zustand hätten keine materiellen Interessen die Menschheit gebracht, denn sie waren ja vorhanden. Und wenn sie befriedigt waren, war der Mensch zufrieden. Und Höheres begehren? Ach, der Mensch ist faul und träge von Natur und begehrt Nichts weiter als Essen und Trinken, Schlafen und Sichkleiden, die Lüste des Fleisches und die natürlichen Leidenschaften auszutoben . . . . Bis einmal ein Träumer und Sinnierer oder Sehnsüchtiger oder Wißbegieriger oder Abenteuerlüsterner erstand — dem kam eine Idee und er offenbarte sie den Anderen und steckte die Anderen an: da kam Abwechslung in das Einerlei und Bewegung in die Masse. Und es wurde etwas Neues . . . . Die Geschichte fing an — mit der Idee.

Das ist die Weltgeschichte: die Umsetzung von Ideen in Wirklichkeit, und auf der so geschaffenen materiellen Grundlage die Neubildung von Ideen und ihre Umsetzung in Wirklichkeit, und so weiter in endlosem Wechsel. Aber das Erste und Letzte wird die Idee sein.

Die materiellen Interessen mögen nicht unbeteiligt sein bei ihrer Entstehung. Aber das Zeugende und Schaffende, das Führende bleibt die Idee. Ein Beispiel dafür aus Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, er schreibt:

> Wenn die künstliche Bewässerung [der Felder in regenarmen Gegenden] ursprünglich *ein Zeichen des sich regenden vorberechnenden Denkens* gewesen war, so wurde sie ihrerseits ein mächtiger Anreiz fernerer geistiger Entwicklung. Sie band den Menschen an den Menschen, — nicht durch jene dumpfe natürliche Gesellung, die auch die Tiere treibt, herdenweise zu leben, sondern durch freie Gegenseitigkeit, die erste Gemeinde- und Staatenbildung.

Wie steht es denn heute, wo doch die Menschheit eine gewisse Höhe materieller Zivilisation erreicht hat? Seien wir nur ganz ehrlich und gewissenhaft und kritisch: geschichtliches Leben ist auch heute noch nicht in der Masse zu finden. Die große Menge ist ideenlos und darum geschichtslos: Urzustand rings um uns, Einheitlichkeit des Lebensstandes, Essen und Trinken, Schlafen und Sichkleiden, Fleischeslüste und natürliche Leidenschaften. In höhere Erregung und Bewegung kommt die Masse erst, wenn eine Idee hineinzündet. Dann entflammen sie. Und dann gewinnen sie Einfluß auf den Lauf der Dinge, dann, wenn sie nicht mehr bloß anorganische Masse sind, wenn sie sich organisieren, wenn sie sich kristallisieren an einem Faden: und der Faden wird eine Idee sein.

Wir erleben es jetzt in Rußland. Als die Bewegung anfing, fragte man wohl, wer sie, diesen Aufstand und Ausstand, organisiert habe, so, wie von Einem Punkt aus, so, wie durch Einen Willen. Als müßte ein geheimer Verband existieren, überallhin verbreitet und durch den Draht verbunden. Aber der Draht streikte und der Verband war nicht zu entdecken. War es nicht vielmehr die Idee, die da Organisation und Willenseinheit schuf? Nämlich die Idee der Freiheit? Denn man wollte frei werden und nicht bloß in materieller Hinsicht, nein auch auf geistigem Gebiet, man wollte Religionsfreiheit, Gewissensfreiheit, Freiheit des persönlichen Lebens.

Aber nun: der jetzige Zustand, schlägt er nicht solcher Deutung grausam ins Gesicht? Nein, er beweist nur für unsere Auffassung. Er ist entstanden, weil man unfähig war, der Idee den rechten Weg zu zeigen, wo sie sich zur Förderung des Volkswohls auswirken konnte. Man hatte keinen Bismarck, der Ideen zu benutzen verstand. Vielleicht auch war es schon zu spät dazu. So ist die Idee untergegangen und die Elemente von der Propaganda der Tat tauchen auf. Und gegen die Brutalität von unten setzt man die Brutalität von oben. Das ist die letzte Weisheit. Und man kam sich sehr als Staatsmann und sehr als Kenner der Masse vor, als man diese Weisheit von Anfang an als die allein angemessene empfahl. Und was bei dieser Ideenlosigkeit unten und oben herauskommt, das sehen wir jetzt mit Schaudern. Was noch werden wird, weiß Niemand. So viel aber ist gewiß: Wenn noch Etwas werden soll, dann muß erst wieder die Idee zum Vorschein kommen. Denn nur mit ihr wird auch der Faden der geschichtlichen Entwicklung wieder auftauchen.

Und das wird ein Fortschritt sein dann, wenn in der geistigen Freiheit neue geistige Werte geschaffen werden.

Damit sind wir wieder an dem Punkte angelangt, wo wir fragen, was höheren Wert hat: der materielle Gewinn eines Volkes oder der ideelle Erwerb, den es leistet. Und ich denke, die Antwort kann nicht mehr zweifelhaft sein.

7. Caveant consules . . . !

Wir wollen uns doch hüten, vom wirtschaftlichen Aufschwung so viel Wesens zu machen. Als ob das Glück einer Nation daran hinge. Wenn es Gott gefallen sollte, unser Volk über kurz oder lang aus der Geschichte zu streichen — sorgen wir nur dafür, daß wir ein reiches geistiges Erbe hinterlassen! Wenn aber alle Kräfte jetzt in den Dienst der realen Dinge gerufen werden, ich fürchte, dann wird es mit dem geistigen Erbe traurig bestellt sein.

Warum richten wir denn immer den Blick auf die praktischen Engländer und die noch praktischeren Amerikaner? Merken wir denn nicht, wie man auch da des Materiellen leise anfängt überdrüssig zu werden? Man fühlt dort, daß auch die höchste Oberflächenkultur noch keine Kultur ist. Davon kann kein Volk auf die Dauer leben.

Und die Reaktion tritt bereits ein. Sie ist in Amerika bezeichnet durch die Namen Emerson, Ferguson, Trine. Trine betont wieder den Satz des alten Idealismus, daß Gedanken Kräfte sind. Und in weitesten Kreisen hört man auf ihn.

Die alte Naivetät kommt wieder zu Ehren. Und der neue Idealismus, der sich für Weltmacht und Weltmarkt, für Schiffe und Kanonen, für Eisenbahnen und Fabriken begeistert und es wirklich fertig gebracht hat, allen diesen Dingen einen idealen Schimmer zu verleihen, der wohl im Stande ist, in den Augen der Begeisterten widerzustrahlen — wer weiß, ob er nicht noch einmal die Leerheit des Herzens und Geistes mit Reue und Trauer über den Verlust wirklicher Schätze und Güter beklagt.

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer.
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt
Und der leere Kasten schwoll.
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wirds nie mehr voll.

Caveant consules . . . . !

Friedrich Daab

Jüdische Gebete und das Vaterunser

1

Man hört sehr häufig die Behauptung, das Vaterunser sei jüdischen Gebeten entnommen. Vertreter des Judentums unserer Tage behandeln diese Behauptung als etwas völlig Selbstverständliches. Erst jüngst hat Eschelbacher, ein Rabbiner in Berlin, in seiner Schrift „Das Judentum und das Wesen des Christentums" sich unter Anderem, was er zur Kritik des Christentums sagt, auch bemüht nachzuweisen, beim Vaterunser könne von Originalität Jesu nicht die Rede sein. Eschelbacher freut sich dieses Nachweises umso mehr, als Harnack im „Wesen des Christentums" grade das Vaterunser als kürzeste und beste Zusammenfassung des Evangeliums hinstellt.

Eschelbacher gibt eine Kritik der bekannten Harnackschen Vorlesungen. Auch unter den Juden hat Harnacks Buch eine Flut von Gegenschriften und Zeitungsartikeln hervorgerufen. Eschelbachers Arbeit ist erschienen in den „Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" und verdient um ihrer sachlichen Art willen Beachtung. (VIII und 172 S. Berlin, M. Poppelauer 1905. 2,50 geb. 3 Mk.) Etwas formlos und mehr auf das Einzelne als auf das Ganze gehend macht Eschelbacher seine Glossen zu Harnacks Ausführungen. Der Grundgedanke dieses Rabbiners ist der: Was Harnack an spezifisch christlichen Dogmen ablehnt, lehnt das Judentum auch ab, also Dreieinigkeit, Auferstehung und Gottheit Christi. Mit Befriedigung darf das Judentum diese Uebereinstimmung eines bedeutenden christlichen Theologen mit so vielen jüdischen Gelehrten der Vergangenheit und der Gegenwart konstatieren. Was Harnack als das Wesentliche im Christentum und als ewig wertvoll hervorhebt, findet auch die Billigung des Judentums, ja, man muß sogar sagen — und das ist ein im modernen wissenschaftlichen Judentum sehr verbreiteter Gedanke —: alles Wertvolle im Christentum stammt entweder aus dem Judentum oder ist wenigstens auch im Judentum vorhanden. Eschelbacher stellt das so dar, als wenn es im Judentum überhaupt nichts Minderwertiges gegeben habe oder gäbe. Da ist Alles ganz vortrefflich, und jede Kritik, die dem Judentum nicht allerlei Rühmliches und Herrliches nachsagt, ist ein „Angriff", eine Art Ungerechtigkeit und Herabsetzung, die energisch zurückgewiesen werden muß. So unterstreicht Eschelbacher in seiner Polemik gegen Harnack im Judentum alles Vortreffliche, Alles, was mit christlichen Gedanken verwandt und identisch ist und zur Vorbereitung und Anknüpfung für das Christentum gedient hat. Ebenso unterstreicht er aber andererseits im Christentum alles Mangelhafte, um die Farben unter allen Umständen zum Vorteil des Judentums zu verteilen.

Das Rätsel, das dem aufmerksamen Leser der Schrift Eschelbachers dabei bleibt, ist dies: warum hat trotzdem das Christentum und nicht das Judentum eine Welt- und Kulturmission gehabt und hat sie noch? Eschelbacher sieht nicht, daß trotz aller Entschränkungen der nationale Charakter des Judentums daran schuld ist, daß es hinter einer Weltreligion wie dem Christentum zurückstehen muß. Er sieht ebensowenig, daß Harnack zwar alle Vorbedingungen und Voraussetzungen des Christentums anerkennt, aber andererseits, wozu doch die Geschichte nötigt, sich bemüht, das Neue und Eigenartige bei Christus und im Christentum, das Ewige und Bleibende in allem Wechsel zu bestimmen. Die Accente richtig zu verteilen, vor den Einzelheiten nicht das durchschlagende Zentrale zu verkennen, ist eine wesentliche Eigenschaft des Historikers. Harnack besitzt diese Fähigkeit ebensosehr, als Eschelbacher sie vermissen läßt, der in echt jüdischer Geistesart am Einzelnen haftet. Auch das sieht Eschelbacher nicht, daß er sich nur deswegen einbilden kann, mit Harnack und dem Wesen des Christentums in den Hauptsachen einverstanden zu sein, weil er seinerseits dasselbe mit dem Judentum vornimmt, was Harnack dem Christentum gegenüber ausübt: er stellt von den überlieferten Stoffen und Formen das zurück, worin für die bisherige Entwicklung die Hauptsache lag, und hebt hervor, was ihm als Kern und Hauptsache erscheint. Mindestens neigt Eschelbacher, wie das moderne Judentum überhaupt zum großen Teil, dazu, in der Gottes- und Nächstenliebe das Wesen des Judentums zu sehen und alles Nationale, alles Gesetzliche, kurz Alles, was wir Christen als spezifisch jüdisch anzusehen gewohnt sind, mehr oder minder abzulehnen.

Der gesamten Position Eschelbachers und des modernen, wissenschaftlich gerichteten Judentums dem Christentum gegenüber drängt sich folgendes Urteil auf:

1. Wenn das Christentum seine griechisch-philosophischen Spekulationen zurückstellt, wie sie in der Dreieinigkeit und Gottheit Christi ihre Anknüpfungspunkte fanden, wenn das Christentum ferner den Weg zu streng wissenschaftlicher Untersuchung aller historischen Stoffe, wie z. B. der Auferstehung Christi, freigibt, wenn andererseits das Judentum der Gegenwart, soweit es wissenschaftlich seine Vergangenheit erforscht und kritisiert, einsieht, daß die nationale Beschränktheit und äußerliche Gesetzlichkeit, die talmudische Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit schädlich ist für die Religion, dagegen das Wesentliche und Förderliche ist der Kern der Religiosität der Propheten und Psalmisten, das Beste, national Freiste und Tiefste in ihnen: dann wäre etwas Großes und Herrliches gewonnen, nämlich eine Umbildung und „Weiterbildung" beider Religionen zu einer großen, umfassenden Einheit. Trotzdem Eschelbacher die Schranken zwischen dem Judentum und Christentum bestehen lassen will, reißt er sie in Wahrheit nieder, wenn er S. 169 die schönen versöhnenden Worte sagt, die den Juden und Christen ein Leitstern sein sollten:

> In der Tat können im Streben nach Erkenntnis Gottes und in der Liebe zu ihm die Denker der verschiedensten religiösen und philosophischen Richtungen sich zusammenfinden. Und wie sie sodann auch im Einzelnen auseinandergehen mögen, in den Werken der Nächstenliebe können sie wieder zusammengehen und in friedlicher Verständigung an der Lösung der großen sozialen Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft arbeiten.

2. Wir Christen sind natürlich, und Harnack vor Allen, weit davon entfernt, dem Judentum jeden wertvollen Inhalt abzusprechen. Wir erkennen gern und mit Freuden wahre Religion, echte, tiefe Religiosität da an, wo sie vorhanden ist. Aber die Freiheit sollten sich die Juden der Gegenwart, auch die Rabbiner, mit derselben Klarheit wie Harnack nehmen: ihre überlieferte Religion zu kritisieren und von allen Hüllen und Schlacken und Engen zu befreien, um den tiefsten Kern bloßzulegen. Solange die jüdischen Rabbiner der Gegenwart in der Weise Eschelbachers — und dessen Art ist typisch — für das Judentum eintreten, solange können wir in dieser Art von Apologetik, die nicht den geringsten Flecken und Schaden zugeben will, nur eine neue Form des alten, sich selbst rühmenden Pharisäismus sehen, der von seiner eigenen Vortrefflichkeit ebenso überzeugt ist wie von der Minderwertigkeit aller anderen geschichtlichen Erscheinungen. Man lese nur den Schluß des Eschelbacherschen Buches (S. 170):

Das Judentum selbst hat den aus seinem Geiste und aus seinem Wesen heraus ausgesprochenen Forderungen der Gottes- und Nächstenliebe auch in seiner weiteren Entwicklung das volle Verständnis bewahrt und ihnen in seinem engeren Kreis und da, wo es ihm vergönnt war, auch in weiteren, hingebungsvoll und opfermutig zu entsprechen gesucht. Ihm kommt ein großer Anteil an den religiösen und an den geistigen Gütern der Menschheit zu. Der von ihm erkannten Ueberzeugung folgend ist es unbeirrt durch äußere Erfolge und ungebrochen durch Verfolgungen, Schmähungen und Verleugnungen, seinen Weg durch die verschiedensten Wandlungen der Geschichte gegangen. Es wird auch ferner auf ihm weiter schreiten, Gott getreu, im Dienste alles Guten und im Glauben an eine lichte Zukunft des ganzen Menschengeschlechts.

2

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Eschelbachers Buch gehe ich nunmehr zu Einzelheiten weiter. Das Einzelne hat auch sein Recht. Behält man die geschichtliche Erscheinung einer Religion im Großen im Auge, so kann der Blick auf das Einzelne das Urteil nicht trüben. Eine Fülle interessanter Einzelheiten, die dem christlichen Laien und Theologen vielfach neu sein werden, bietet das Buch Eschelbachers dar. Es zeigt uns, daß viele Juden mehr von den Entwickelungen der christlichen Religion und Theologie wissen als viele Christen von den Tatsachen jüdischer Religion und Literatur. Der gebildete Laie, der Eschelbachers Buch liest, wird vor allem den Eindruck gewinnen, daß zum Verständnis des Neuen Testamentes doch mehr im jüdischen Schrifttum enthalten ist, als er vermutet hat.

Ich greife aus der Fülle von Einzelfragen, die Eschelbacher berührt, eine Frage heraus, die auf allgemeineres Interesse rechnen kann, die Frage nach den jüdischen Parallelen zum Vaterunser. Eschelbacher führt deren S. 53 ff. eine ganze Reihe an. An einer Einzelfrage wie dieser muß sich besonders klar Recht und Unrecht der Behauptungen Eschelbachers ausweisen. Unter Heranziehung des jüngst erschienenen Buches von Erich Bischoff: „Jesus und die Rabbinen" (Schriften des Institutum Judaicum, Leipzig, J. C. Hinrichs 1905. VI und 114 S. 2,20 geb. 3 Mk.) lege ich die von mir nachgeprüften Parallelen vor und knüpfe daran die Beurteilung. Sämtliche im jüdischen Schrifttum vorhandene Parallelen vermag ich nicht zu bieten. Leider liegt ja, wie vor wenigen Jahren die Assyriologie, so heutzutage die rabbinische Wissenschaft noch immer in den Windeln. Woran das liegt, will ich hier nicht untersuchen. Daß es anders werden wird, liegt in der Natur der Sache und ist meine feste Ueberzeugung. Gegenwärtig läßt sich jedoch nur Stückwerk leisten auf diesem Gebiet. Ich beschränke mich daher in der Hauptsache auf die Nachprüfung und Kritik der Behauptungen Eschelbachers.

Fiebig

Zum Gedächtnis Max Reischles

Am 11. Dezember 1905 starb in Tübingen nach längerem Leiden D. Max Reischle, Professor der Theologie in Halle. Zwei seiner akademischen Freunde, D. Häring in Tübingen und D. Loofs in Halle, haben sich zusammengetan, um durch eine Sammlung von „Aufsätzen und Vorträgen"*) Reischles mit vorausgeschickter biographischer Einleitung dem Frühvollendeten ein schlichtes Denkmal zu setzen. Auch die Christliche Welt hat Ursache, des Entschlafenen, in dem sie einen treuen Mitarbeiter verloren hat, dankbar zu gedenken. Er hat einst ihren Anfängen nahe gestanden; er hat, so oft es ihm möglich war, an ihren jährlichen Zusammenkünften teilgenommen und als Diskussionsredner wie als Referent die Klärung der verhandelten Probleme gefördert. In der Christlichen Welt hat er achtzehn, zum Teil größere Aufsätze veröffentlicht und zwei „Hefte zur Christlichen Welt" sind von ihm verfaßt: Nr. 11 „Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens" 1893 und Nr. 31 „Christentum und Entwicklungsgedanke" 1898.

Von der Theologie, der seine ganze Seele gehörte, hat Reischle gerne als von einer theologia viatorum**) gesprochen. Auch sein äußerer Lebensgang war in besonderem Maße der eines „Wanderers". Schon in früher Kindheit brachte der Tod des Vaters einen Wechsel der Heimat mit sich. Von Wien zog die Familie nach dem württembergischen Neckarstädtchen Lauffen. Es folgten die Seminarjahre in Schöntal und Urach, die Universitätsjahre in Tübingen, das Militärjahr in Stuttgart. Ein Jahr stand Reischle im praktischen Kirchendienst als Stadtvikar in Gmünd. 1882 bis 1883 studierte er ein weiteres Jahr in Göttingen und Berlin und war dann fünf Jahre Repetent am Stift in Tübingen. 1888 wurde er Professor am Karlsgymnasium in Stuttgart, 1892 Professor der praktischen Theologie in Gießen. Schon nach drei Jahren kam er als Professor der systematischen Theologie nach Göttingen und wieder nach anderthalb Jahren in gleicher Eigenschaft nach Halle. Das sind die Lebensstationen, die uns in der biographischen Einleitung entgegentreten. Ich versage es mir, ihr weitere Mitteilungen zu entnehmen. Die feinsinnige und treffende Charakteristik von Häring, die mit der Zuneigung des Freundes und der Wahrheitsliebe des Historikers geschriebene Skizze von Loofs haben Anspruch selbst gelesen zu werden. Dagegen ist es vielleicht manchem der Freunde und Verehrer Reischles erwünscht, wenn ich aus eigener Erinnerung noch wenige Züge beifüge.

Es war im Herbst 1885, als ich in das Tübinger Repetentenkollegium eintrat, dem Reischle schon seit zwei Jahren angehörte. Er stand damals auf der Höhe seiner Tübinger Wirksamkeit. Nur selten wird einem Repetenten eine so weitreichende und tiefgehende Einwirkung auf die theologische Jugend beschieden sein, wie Reischle sie geübt hat. Er verstand es in den verschiedenen Promotionen, die während seiner fünfjährigen Tätigkeit an ihm vorüberzogen, die begabtesten Stiftler heranzuziehen und für seine Auffassung von Theologie zu gewinnen. Seine wissenschaftliche Ueberlegenheit und seine frische Begeisterung für die ihm selbst erst aufgegangene Erkenntnis wirkten gleich sehr zu diesem Erfolge mit. Viele seiner damaligen Schüler sind später wieder andere Bahnen geführt worden; aber alle stehen unter dem Eindruck, von ihm tiefgehende wissenschaftliche Anregung empfangen zu haben. Auch im Kreise der Kollegen nahm Reischle eine hervorragende Stellung ein. Wenige Tage nach seinem Tode schrieb mir ein Freund im Rückblick auf die gemeinsame Repetentenzeit: „An Reischle haben wir doch alle hinaufgesehen." So war es in der Tat. Ich möchte nur noch hinzufügen: man mußte an ihm nicht nur hinaufsehen, man mußte ihn auch gern haben. Ein Gefühl etwa des Neides konnte Reischle gegenüber nicht leicht entstehen. Durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens und die Lauterkeit seiner Gesinnung war dies von vornherein ausgeschlossen. Auf alle Anliegen, wissenschaftliche und persönliche, ging er mit rührender Teilnahme ein. Ich nenne nur ein Beispiel aus eigener Erfahrung. Als ich in Tübingen eintrat, teilte ich die herkömmliche Auffassung der Kantischen Philosophie. Durch Reischle wurde ich auf die neuere Auffassung hingewiesen, wie sie damals hauptsächlich durch Cohen und Stadler vertreten und besonders klar und scharfsinnig in Herrmanns Buch über Religion und Welterkennen entwickelt war. Es war mir ein dringendes Anliegen, auf diesem Punkt ins Klare zu kommen, und ich habe zu diesem Zweck nicht bloß die genannten Werke studiert, sondern vor allem Reischles Liebenswürdigkeit ausgenützt. Er ließ sich dies willig gefallen und, obwohl mit Arbeit überhäuft, scheute er es nicht, sich in endlose Diskussionen mit dem Widerstrebenden einzulassen, nicht ruhend, bis der hartnäckige Widerstand überwunden war. Im Uebrigen hatte Reischle damals keineswegs bloß Kollegen, deren Denken sich in ähnlichen Bahnen bewegte, wie das seine. Auch ganz andersartige Geister gehörten dazu. Ich nenne nur den einen Christoph Schrempf. Auch mit ihm stand Reischle auf freundschaftlichem Fuß und hat sich oft mit ihm auseinandergesetzt. Es war, als könnte er des

*) Aufsätze und Vorträge von Max Reischle, herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Theodor Häring und Friedrich Loofs. Mit einem Bilde Max Reischles. J. C. B. Mohr, Tübingen 1906.

**) Theologie der Wanderer.

eigenen Standpunkts nur dann recht froh werden, wenn sich derselbe im geistigen Kampf mit dem großen Dialektiker und Kritiker bewährt hätte. Die Erinnerung an diesen anregenden Verkehr klingt in dem Aufsatze nach, den Reischle 1893 in der Christlichen Welt veröffentlicht hat: „Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt."

Noch ein kleiner Zug sei hier angeführt, der aber für Reischles Art bezeichnend ist. Wenn wir an den Sonntagnachmittagen größere Spaziergänge in die herrliche Umgebung Tübingens unternahmen, wurde dabei auch nach anstrengendem Marsche nie ein Wirtshaus besucht. Reischle tat dies damals grundsätzlich nicht, was ihm manche scherzweise Anklage auf Pietismus eintrug. In Wirklichkeit war es, wenn ich mich recht erinnere, der soziale Gesichtspunkt, unter dem er diese Enthaltsamkeit übte. Er wollte für die Sonntagsarbeit der Angestellten nicht mitverantwortlich sein.

Eins machte uns Reischle besonders liebenswert, das darf in seinem Bilde nicht fehlen: er hat auch Sinn für Humor gehabt. Wie er gelegentlich an Personen und Sachen eine liebenswürdig-ironische Kritik übte, so verstand er es auch, wenn er selbst zum Gegenstand einer solchen Kritik gemacht wurde. Als einmal ein Kollege halb im Ernst halb im Scherz seinen Standpunkt charakterisierte als „eine ins Weibliche umgesetzte, verfeinerte, aber auch verkleinerte Form des Ritschltums", hatte Reischle Humor genug, in die Heiterkeit der Andern einzustimmen. Diese und andere Aeußerungen über sein Verhältnis zu Ritschl konnte er überhaupt mit Gemütsruhe hinnehmen, da er sich mit Recht bewußt war, auch Ritschl gegenüber sich seine Selbständigkeit gewahrt zu haben. Bei aller Begeisterung für die Ritschlsche Theologie war ihm diese doch nie mehr als ein Mittel zum Verständnis des Evangeliums. Man lese hierüber die Ausführungen Härings S. XIX—XXII.

Unter den Arbeiten, welche das Gedenkbuch bietet, ist eine bis dahin nicht gedruckte: der Vortrag über Simultan- und Konfessionsschule. Wir verdanken ihn Reischles Frau, welche das Konzept entziffert und druckfertig geschrieben hat. Die aufgenommene Predigt war bisher nur als Manuskript gedruckt. Die übrigen Arbeiten waren da und dort, teils in Zeitschriften, teils als Broschüren veröffentlicht worden. Bei der Auswahl waren die Herausgeber von der Absicht geleitet in die Mannigfaltigkeit der Interessen und Arbeiten Reischles einen Einblick zu gewähren. Für diesen Zweck ist sie in der Tat vorzüglich geeignet. Wir sehen darin den sinnigen Kinderfreund, der, selbst kinderlos, doch mit liebevollem Verständnis sich in die Regungen der Kinderseele vertieft. („Das Spielen der Kinder in seinem Erziehungswert" S. 142 bis 148.) Wir lauschen der schlichten, warmherzigen Predigt des Göttinger Professors, der es versteht die Kunst begrifflicher Analyse, in der er Meister ist, auch in den Dienst der Wortverkündigung zu stellen. (S. 1 bis 10.) Wir begegnen dem „Freunde der Christlichen Welt", dem es ein Anliegen ist, den positiven Ertrag seines theologischen Erkennens auch dem weiteren Kreis der Gebildeten zugänglich zu machen. („Der Glaube an Geschichtstatsachen", S. 91 bis 100.) Drei Abhandlungen nehmen zu aktuellen Fragen der Gegenwart Stellung. Die eine „zur Frage der leiblichen Auferstehung Jesu Christi" (S. 101 bis 115) ist durch den „Fall Weingart" veranlaßt. Es ist aber für Reischle bezeichnend, daß er den konkreten Fall lediglich als Ausgangspunkt für eine prinzipielle Erörterung benutzt, um nur am Schluß mit wenigen Sätzen anzudeuten, warum er Weingarts Auftreten nicht zu billigen vermag. Der Vortrag über „Simultan- und Konfessionsschule" (S. 169 bis 189) geht auf den Antrag Hackenberg zurück. Aber auch hier will Reischle nicht „in die staubige Arena der politischen Kämpfe hinabsteigen, sondern eine prinzipielle und wissenschaftliche Höhe zu gewinnen versuchen." Aus geschichtlichen, pädagogischen, nationalen und kirchenpolitischen Gründen tritt er für den Bestand der Konfessionsschule ein, während er die Simultanschule unter gewissen Umständen als Notbehelf gelten läßt. Man wird das wohlerwogene, maßvolle Urteil Reischles gerade auch in seiner schwäbischen Heimat, wo die Frage der Simultanschule jetzt lebhaft erörtert wird, gerne beherzigen. Endlich ist auch der Vortrag über „Kirchliche und unkirchliche Theologie" (S. 116 bis 141) aus aktuellen Fragen herausgewachsen. Die Losung der unkirchlichen Theologie und das Wort von dem seelengefährdenden Beruf des Theologen haben zur Behandlung des Themas geführt. Von den eigentlich fachwissenschaftlichen Arbeiten Reischles ist nur eine aufgenommen: der 1891 in der Zeitschrift für Theologie und Kirche erschienene Aufsatz: „Erkennen wir die Tiefen Gottes? Eine Untersuchung über Adäquatheit und Inadäquatheit der christlichen Gotteserkenntnis." Die Herausgeber urteilen mit Recht, daß diese Arbeit in der Sammlung nicht fehlen durfte. Sie ist nach meinem Gefühl das Schönste, was aus Reischles Feder geflossen ist. Der Mann der Wissenschaft und des Glaubens, der Theologe und der Christ sind hier unmittelbar eins geworden. Dieser Charakter der Abhandlung ist noch am Sarge Reischles seinen Freunden in ergreifender Weise dadurch zum Bewußtsein gekommen, daß die Ansprache, welche D. Häring bei der Hausandacht hielt, mit Worten jener Abhandlung durchwoben und auf dem Schriftwort aufgebaut war, das, Reischle besonders teuer, den Grund und Mittelpunkt jener Arbeit bildete: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen die ihn lieb haben: uns hat es Gott geoffenbart durch seinen Geist, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Wir aber haben Christi Sinn." (1. Kor. 2, 9 ff.) Friedrich Traub

---

Zehn Jahre deutscher Orientmission

3. Die Aussichten

Einer Muhammedanermission wird jetzt noch von den Meisten ein ungünstiges Horoskop gestellt. Auch Warneck nennt das Unternehmen, jetzt an den Beginn direkter Muhammedanermission zu denken, „ein Wagnis, welches christliche Besonnenheit widerraten muß angesichts der Mißerfolge und der nutzlosen Opfer z. B. in der freischottischen Mission im südlichen Arabien." Solch Urteil ist verständlich, wenn man, wie es allerdings fast immer geschieht, nur an die Muhammedaner unter muhammedanischer Herrschaft denkt, insbesondere an die Länder des türkischen Sultans, wo allerdings der Muhammedaner, der Christ würde und sich als solcher betätigte, in direkte Lebensgefahr käme. Die ersten Christen haben freilich nichts danach gefragt, ob sie ihren Glauben mit dem Leben würden bezahlen müssen: das Recht, Mission auch da zu treiben, wo sie mit Lebensgefahr für die Bekenner verbunden ist, richtet sich einfach nach der Größe des Glaubens. Dem Glauben ist Nichts unmöglich, vor allem auch nicht für den Herrn Christus zu leiden und zu sterben. Mission treiben zu wollen und sich vor Märtyrerblut zu scheuen wäre ein Unding. Freilich gehören in solche Arbeit Helden des Glaubens. Daß sie sich finden und daß Lepsius sie jetzt gefunden hat, steht uns nicht zu zu bezweifeln. Immerhin sind manche Personen, auf die Lepsius vertraut hat, für die Missionsarbeit nicht geeignet gewesen; und daß hier so manche Mißgriffe in Persönlichkeiten vorgekommen sind, liegt doch wohl nicht bloß daran, daß die Mission sich erst in den Anfängen befindet und daher Lehrgeld zahlen muß, sondern auch mit daran, daß dem Leiter des Werkes die hierfür besonders nötige Gabe, die Geister zu unterscheiden, nicht in dem Maße eigen ist, wie es erforderlich wäre.

Aber es ist überhaupt ein gewaltiger Unterschied zwischen der Muhammedanermission in unseren Tagen und der Missionstätigkeit der apostolischen Zeit. Die Gefahr trifft jetzt nur die Neubekehrten, nicht die Missionare selbst, die als Europäer unter dem Schutze ihres Heimatlandes stehen und für deren Mißhandlung oder Tötung ihre heimische Obrigkeit um ihres eigenen Prestiges willen Genugtuung fordern müßte. Diese Verhältnisse müssen es für jetzt nicht ratsam erscheinen lassen, in solchen Ländern Mission zu treiben: die Missionare dürfen die Bekehrten nicht Gefahren aussetzen, denen sie selbst nicht unterliegen.

Trotzdem ist Muhammedanermission in weitem Umfange

auch jetzt möglich. Der größte Teil der Muhammedaner lebt ja gar nicht in muhammedanischen Ländern: allein 124 Millionen stehen unter britischer, holländischer, französischer Herrschaft gegenüber nur 18 Millionen unter dem Sultan. Lepsius hat darum zuerst in dem christlichen Bulgarien seine Mission angefangen: es war seine Absicht, die in türkischen Ländern gewonnenen Christen, sobald ihnen Gefahr drohte, nach Bulgarien zu befördern und der dortigen Gemeinde anzugliedern. Wenn er jetzt darüber hinaus vornehmlich in Persien noch Mission an den Muhammedanern treibt, so ist doch darauf hinzuweisen, daß dort bis jetzt der Mission von der Regierung keine Schwierigkeiten bereitet sind und daß mit jedem Jahre der europäische Einfluß in den muhammedanischen Staaten, vor allem auch in dem türkischen Kleinasien, sich mehrt und damit die Gefahr für die Mission sich verringert.

Trotzdem scheint uns die Zeit für eine eigentliche Muhammedanermission noch nicht gekommen. Die unbedingt erforderliche Vorarbeit für eine gesegnete Muhammedanermission ist noch nicht geleistet: auch bei Lepsius finden sich erst Anfänge. Der Islam bietet als Gesetzesreligion kat exochen mit seinen subtilen Unterscheidungen, mit seiner Unzahl von Sekten und Gelehrtenschulen ein besonders schwieriges Gebiet. Aus diesem Grunde haben wohl auch die Heidenmissionsgesellschaften, die in muhammedanischen Ländern arbeiten, bisher so geringe Erfolge unter den Muhammedanern errungen. Einen Fortschritt bedeutet es, daß jetzt eine Konferenz aller in solchen Ländern arbeitenden Gesellschaften zustande gekommen ist, die vom 4.—9. April ds. Js. in Kairo tagte. Sie hat beschlossen: 1. besonders befähigte Arbeiter für solche Mission heranzuziehen und auszubilden, 2. Literatur für Muhammedaner zu verarbeiten und zu verteilen, 3. ein systematisches gemeinsames Abkommen zu treffen in Bezug auf die Neubesetzung von wichtigen Mittelpunkten und wirksamer Ausgestaltung der Arbeit auf den schon besetzten. Wenn die Frage der Muhammedanermission auch noch längst nicht gelöst ist, so hat sich Lepsius doch ein unbestreitbares Verdienst dadurch erworben, daß er die Frage ins Rollen gebracht hat. Die Christenheit darf von dieser Aufgabe nicht mehr lassen.

Vorläufig ist die Liebesarbeit im Morgenlande der Mission ungleich wichtigerer Teil. Wenn irgend eine Mission, dann bedarf die unter den Muhammedanern der Unterstützung durch Werke der Liebe. Durch die Notstandsarbeit sind Stützpunkte im türkischen und persischen Reiche gewonnen, die nicht wieder aufgegeben werden dürfen. Daß dort die Mission sich nicht zuerst an die Muhammedaner, sondern an die christlichen Armenier wendet, ist gerade besonders wertvoll. Wenn der ganze Orient wieder christlich werden soll, so kann das jedenfalls nicht ohne die Mithülfe der Armenier geschehen. Dies Volk mit seiner unverwüstlichen durch ein Jahrtausend der Unterdrückung kaum geschwächten Volkskraft, mit seiner von wenig anderen Völkern erreichten hervorragenden Begabung ist für alle Kulturarbeit im Orient, vor allem auch für die religiöse Kultur die unentbehrliche Brücke zwischen Orient und Occident. Die Aussichten der Orientmission hängen für die Gegenwart wesentlich ab von der Frage, ob eine Hebung des armenischen Volkstums sich ermöglichen lassen wird.

Die Arbeit der Liebeswerke hat dazu schon Manches beigetragen. Die Anwesenheit der europäischen Missionare gibt den Orten, an denen sie sich aufhalten, ein sonst im Lande unbekanntes Maß von Sicherheit und Gerechtigkeit; das soziale und wirtschaftliche Gepräge dieser Gegenden wird wesentlich anders; ein Strom von Arbeitsfreudigkeit geht von den Stationen aus; Prediger, Lehrer, Krankenpfleger finden überall offene Türen; selbst die türkischen Beamten fangen an, den Segen geordneter Zustände zu erkennen. Das sind kleine Anfänge, aber sie ermutigen zum weiteren Vorgehen. Vor allem aber empfängt das armenische Volk durch die in den Waisenhäusern erzogenen Kinder wertvolle Glieder, die, wenn sie, wie das bei Lohmann und Lepsius geschieht, in ihrer Kirche und damit im Volkszusammenhange bleiben, zur Belebung der armenischen Kirche beitragen können.

Nun aber ist in der Gegenwart das spätere Fortkommen der entlassenen Zöglinge stark in Frage gestellt. Die meisten wurden zu Bauern und Handwerkern vorgebildet. Aber darf man sie jetzt in die Landwirtschaft gehen lassen, wo der Kurde ihnen das Vieh und die Ernte wegnimmt und die Regierung ihnen für die Steuern das Hemd vom Leibe pfändet? Sollen sie Handwerker werden, während jetzt kein Mensch dort Geld hat, sich einen neuen Rock oder neue Schuhe machen zu lassen, wo die Handwerker, die dasind, verhungern und kein Meister einen Gesellen beschäftigen kann? Sollen sie Kaufleute werden? Auch die sind gänzlich heruntergekommen, ein Warenlager im Werte von zweihundert Mark bildet eine seltene Ausnahme. Die Not ist so groß, daß der Gedanke an Auswanderung nach Amerika ernstlich erwogen worden ist. Dort würden die Leute ihr Brot finden können. Doch will man dem Gedanken darum nicht nachgeben, weil dann die bisher geleistete Arbeit dem armenischen Volke verloren gehen würde. Die Orientmission sucht nun neue Berufe für die entlassenen Zöglinge zu finden, die ihnen ein weiteres Verbleiben im Lande ermöglichen. Die Begabtesten und Besten können als Lehrer, Lehrerin, Krankenpflegerin ihren Unterhalt erwerben: die in den Waisenhäusern ausgebildeten Knaben werden als Lehrer sehr begehrt. Die Amerikaner haben schon in zwanzig Dörfern in ihren Häusern ausgebildete Lehrer, aus fünfzig anderen Dörfern kamen Bitten darum. Die Schweizer, die das amerikanische Werk in Sivas unterstützen, entließen 1903 neun Schüler der ersten Klasse mit Lehrdiplom, von denen acht sofort eine Stelle bekamen: manche von ihnen wünschen später Theologie zu studieren. Bisher ist freilich die Ausbildung für solche Berufe noch mangelhaft, aber das läßt sich ändern. Durch die Uebernahme derartiger Stellungen werden die Pfleglinge direkte Gehülfen der Mission, und es ist für die Zukunft verheißungsvoll, daß die gegenwärtige Notlage auf solche Ausbildung besonders hinleitet. Aber nicht Alle können Lehrer werden, eine große Zahl wird doch in andere Berufe hinein müssen. Die Mission bemüht sich nun, die Landwirtschaft dadurch rentabel zu machen, daß sie selbst Land erwirbt und ihre Schützlinge auf dem eigenen Grund und Boden, der damit vor den Kurden gesichert ist, als Pächter ansetzt. In der Zeit der Hungersnot ist schon damit angefangen worden, indem der Hilfsbund zwei Dörfer, Demrek und Bosgepag, erworben hat. Es wurden Felder gekauft, Pflugochsen und Pflugeisen angeschafft und den Leuten gegen Schuldschein geliehen. Man kann das im Orient für wenig Geld: für tausend Mark kann man ein ganzes Dorf kaufen. Auf Demrek wurden drei- bis viertausend Mark verwendet, jetzt ist nach drei Jahren der Ort kaum wieder zu erkennen. Wenn dieser Weg weiter verfolgt werden soll, sind freilich gebildete und erfahrene Landwirte nötig, die sich ganz dieser Aufgabe widmen. Ein dritter Weg ist die Schaffung von Industrien, teils von solchen mit inländischem Absatzgebiet, teils von Exportgeschäften. Lepsius hat das mit seiner Teppichweberei in Urfa versucht. Seine wirtschaftlichen Erfolge sind freilich nicht ermutigend: teure Maschinen, wie sie dort verwendet wurden, rentieren nicht. Aber wenn die Anschaffungskosten niedrig bleiben, dürften manche Industrien lohnen. So würde in Wan die Einrichtung einer Gerberei Erfolg versprechen, da dort Häute ausgeführt und gegerbte Felle eingeführt werden. Auch Handweberei im größeren Stile wäre dort möglich, mit der die amerikanische Mission zweihundert Frauen und Mädchen beschäftigt, während, wie behauptet wird, fünfhundert Arbeit finden könnten. Freilich darf die Industrie nicht von der Mission selbst betrieben werden: Missionsgroschen können nicht in Unternehmungen mit geschäftlichem Risiko gesteckt werden. Lepsius hat darum seine Teppichfabrik, die erst Eigentum der Mission war, auf eigene Rechnung übernehmen müssen. Lohmann plant jetzt die Begründung einer besonderen Gesellschaft für Industrie im Orient. Für Beides aber, für die Betreibung der Landwirtschaft auf eigenen Feldern wie für die Industrie, ist deutscher Schutz nötig. Wird die Mission den erlangen?

Sie hätte ihn wirklich schon bisher in größerem Maße erwarten können, als er ihr zuteil geworden ist. Noch bestehen die deutschen Waisenhäuser und alle anderen deutschen Missionsunternehmungen ohne Regierungserlaubnis, während die Schulen

und humanitären Anstalten der Amerikaner wie der Franzosen längst einen Ferman vom Sultan erhalten haben. Die deutsche Regierung hat es bis jetzt abgelehnt, ihren Untertanen bei solchen Unternehmungen dieselbe Fürsorge angedeihen zu lassen, wie andere Nationen das tun. Die Häuser der Orientmission bestehen bloß, weil sie einmal da sind und der Türke, der jedem Unternehmen solange es erst geplant wird die größten Schwierigkeiten in den Weg legt, ein fait accompli mit Gemütsruhe hinzunehmen pflegt.

Und es läge doch im unmittelbaren Interesse des Deutschen Reiches, die humanitären Anstalten der Mission unter seinen Schutz zu nehmen. Je mehr deutsches Kapital im Orient engagiert wird, je weiter vor allem der Bau der Bagdadbahn vorschreitet, um so dringlicher wird die Forderung der Errichtung von deutschen Schulen und Anstalten. Sie stärken die deutsche Position und den deutschen Einfluß im Orient. Auf dem ersten deutschen Kolonialkongreß führte der Referent über die Bagdadbahn aus: „Jeder Groschen, der für solche deutsche Unternehmungen von heute ab in der Türkei angewandt wird, setzt sich in so und so viel Importwert um, sobald hinreichend Zeit darüber verflossen ist. — Hier liegen diejenigen Aufgaben, an die wir uns heran machen müssen, bevor die Bagdadbahn da ist.“ Die Zeitungen weisen darauf hin, daß die Amerikaner, die Franzosen, selbst die Italiener über den ganzen Orient hin ein Netz von Schulen, Erziehungsanstalten, Hospitälern und ähnlichen kulturellen und humanitären Einrichtungen geschaffen haben, und verlangen, daß die Deutschen auch daran gehen sollten, solche Anstalten zu gründen; sie klagen darüber, daß an der Bagdadbahn bisher nur eine einzige deutsche Schule für die Angestellten existiere, und fordern eine Vermehrung der deutschen Beamten und Ingenieure an der Bahn: was auf deutscher Seite den fremden Unternehmungen schon jetzt an die Seite gestellt werden kann, wird ignoriert, weil die deutsche Regierung in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit ihre Anerkennung versagt. Man weiß in weiteren Kreisen überhaupt nicht, wieviel Kulturarbeit von deutscher Seite im türkischen Reiche bisher schon geleistet wurde. Die Tagespresse müßte sich ganz anders mit der Orientmission beschäftigen und die Kenntnis ihrer Unternehmungen verbreiten; aber freilich: eine Mission! das ist das Schreckwort für den deutschen Bildungsphilister. Ja, wenn es noch eine katholische wäre!

Erlangt die Mission den deutschen Schutz nicht, so wird sie doch noch einen Ausweg finden. Dafür bürgt der Mut und die Treue der Männer, die an ihrer Spitze stehen. Fast noch wichtiger ist die andere Frage, wie sich das armenische Volk im Ganzen und seine leitenden Personen zu der Missionsarbeit stellen: welchen Einfluß also diese Arbeit von zehn Jahren, die in der Hauptsache dem armenischen Volke gegolten hat, auf dieses gehabt hat. Die Mission zählt nun eine ganze Anzahl von Freunden unter den gregorianischen Armeniern, auch unter den Geistlichen, die dankbar die uneigennützig ihrem Volke geleistete Hilfe anerkennen. Lohmann weiß auch von einer Erweckungsbewegung zu berichten, die auf die gregorianischen Gemeinden übergegriffen habe. Es sei ein christliches Leben geweckt worden, das dem inneren Leben in den deutschen Gemeinschaftskreisen gleichkommen dürfte: in Mesereh wurden dreitägige Heiligungsversammlungen abgehalten, aus den Waisenhäusern entlassene junge Mädchen bilden einen Frauenmissions-Gebetsbund, in den Häusern selbst entstehen Jugendbündnisse. Die Bewegung habe die Protestanten und Gregorianer einander näher geführt, in Aintab hätten sie die Kanzel getauscht. Wir können den bleibenden Gewinn solcher aufgeregten Zeiten nicht hoch anschlagen. Eine Wirkung aufs Ganze haben sie jedenfalls nicht hinterlassen. Im Gegenteil muß konstatiert werden, daß die Gregorianer in der Mehrzahl doch der Mission kühl, ja mißtrauisch gegenüberstehen. Im Großen und Ganzen sind sie der Ansicht, daß die deutsche Mission ähnlich wie die amerikanische Proselyten machen wolle. Es zeigt sich hier wohl eine übergroße Empfindlichkeit der Armenier, die sich ja ihren Volkszusammenhang in der langen Zeit der Unterdrückung nur durch strengste Fernhaltung fremden Einflusses sichern konnten; vielleicht sind auch die führenden Kreise nicht genügend über die Arbeit der Mission unterrichtet, da das Zentrum der armenischen Kirche in Rußland liegt, wo die Mission nicht arbeitet, die türkischen Armenier aber im Gegensatz zu den russischen nicht in Deutschland, sondern in Frankreich die höhere Ausbildung suchen.

In dieser Richtung bedarf die Arbeit der Orientmission noch einer Ergänzung, wie sie in freilich nur kleinem Maßstabe unser „Notwendiges Liebeswerk“ leisten wollte, das sich der ungeteilten Anerkennung führender armenischer Kreise zu erfreuen hatte und freundschaftliche Beziehungen zwischen gregorianischen Armeniern und evangelischen Deutschen anknüpfte. Könnte es in größerem Maßstabe fortgesetzt werden, so hätten wir wohl Aussicht auf eine Zunahme des deutsch-evangelischen Einflusses in der armenischen Kirche. Die jetzige schlimme Zeit in Transkaukasien gibt ja freilich wenig Hoffnung darauf. Aber was wir jetzt tun können, das ist: den Armeniern in ihrer trostlosen Lage unsere Teilnahme beweisen, ihnen zeigen, daß es noch deutsche Christen gibt, die, wenn die Regierung Nichts tun will und vielleicht auch Nichts tun kann, doch ein Herz haben für ihre Nöte und ein Gefühl für die ungeheure Ungerechtigkeit, unter der sie gelitten haben und immer noch leiden. Es gibt in der Welt kein unglücklicheres Volk als diese gemißhandelten, zerrissenen, zu Boden getretenen Armenier. Das sollten deutsche Christen laut bekennen, und wenn sie ihnen nicht zur Gesundung helfen können, wenigstens Oel und Wein barmherziger Teilnahme in ihre Wunden gießen. Die deutsche Christenheit ist vor zehn Jahren durch die Flammenzeichen aus dem armenischen Hochland schrecklich an ihre Aufgabe im Orient gemahnt worden. Sie darf sie nie wieder aus den Augen verlieren, darf nicht gleichmütig und ungerührt zusehen, wie die Armenier einem über die Maßen empörenden Schicksale verfallen. Je mehr wir uns die Not des armenischen Volkes zu Herzen gehen lassen, um so lebendiger wird in uns die Gesinnung werden, aus der heraus die Entschlüsse zu einer erfolgreichen Orientmission entstehen.

Ewald Stier

Verschiedenes

Gustave Flauberts Briefe über seine Werke. Uebersetzt von E. Greve. Minden i. W., Bruns 363 S. 4,75, geb. 5,75 Mk.

Einen Genuß und Anregungen erlesenster Art bot mir die Auswahl von Briefen Flauberts, die der Brunssche Verlag soeben herausgibt. Hier tun sich Blicke in die geheimsten Tiefen künstlerischen Schaffens auf. Man wird Zeuge eines Ringens mit der spröden Form, das etwas Ergreifendes hat.

Flaubert wird ja so oft zu den geistigen Vätern des modernen französischen Naturalismus gerechnet. Allein auf seine Art des Schaffens und auf die von ihm geschaffenen Werke paßt dies Schlagwort, paßt jedes Schlagwort schlecht. Flaubert ist Künstler, und nichts als Künstler, und was für einer! Nirgends finden sich so tiefe, feine, geistsprühende Bemerkungen über den Stil und seine Bedeutung für das Kunstwerk, ja für die geistige Kultur überhaupt als in diesen Briefen. Er, der an wenigen Seiten Tage gearbeitet hat, der „das gewöhnliche Leben schreibt, wie man Geschichte oder Epik schreibt,“ der „der Prosa den Rhythmus des Verses geben möchte,“ hat wohl das Recht zu sagen: „Die Tatsache destilliert sich in die Form und steigt wie ein reiner Weihrauch des Geistes zum Ewigen empor, zum Unbeweglichen, Absoluten, Idealen,“ ein Satz der an Aeußerungen aus Hebbels Tagebüchern anklingt.

Flaubert ist durch und durch Franzose und hat doch von sich gesagt: Im Grunde bin ich Deutscher.

Deutsch ist die grübelnde, tiefbohrende, übergründliche Art seines Schaffens, für die kaum ein Brief charakteristischer ist als der an Sainte-Beuve, worin er seinen Roman Salambo verteidigt. Deutsch auch eine gewisse Neigung zu metaphysischen Betrachtungen über ästhetische Fragen, die bei ihm, dem sogenannten Naturalisten, doppelt erstaunlich ist. Flaubert haßt die Aufklärung, „die die Seele geleugnet hat,“ er liebt das Asketentum: „Meine Zärtlichkeit des Geistes gilt den Inaktiven, den Träumern.“ Nur seine Kunst ist seine Freude. Und wie sehr ihm diese Kunst Heiligtum ist, das mögen die folgenden Worte beweisen: „Durch die Scheußlichkeiten des Daseins laß uns stets das weite Blau der Poesie betrachten, das darüber steht und an seiner Stelle bleibt, während Alles sich wandelt und vorüberrinnt.“

Uebersetzen läßt sich ein Dichter wie Flaubert kaum. Einen Eindruck seines Stils gibt aber die ziemlich wortgetreue Uebertragung von E. Greve dennoch.

Otto Frommel

Kleine Mitteilungen. Eine Aeußerung von Herrn Landrichter Dr. Friedrich in Gießen über das Verhältnis seiner Schrift „Das politische Wahlrecht der Geistlichen“ zum „Fall Korell“ können wir leider erst in nächster Nummer veröffentlichen. — Zu der vielerörterten Resolution des Deutschen Pfarrertages in gleicher Sache erhalten wir von einem ausgezeichnet zuverlässigen Gewährsmann Mitteilungen über Sinn und Entstehung der Sätze. Darnach ist kein Zweifel, daß wir den Wortlaut in unsrer Nr. 37 Sp. 885 richtig gedeutet haben und der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger für Berlin falsch. Vgl. Nr. 39, Sp. 932. Damit erledigt sich auch die Entrüstung des Lesers, der uns mit der Ansicht des Evangelisch-Kirchlichen Anzeigers bekannt machte, und ähnliche Folgerungen Anderer. Sollte es denn aber nicht Pflicht des Vorstandes der Deutschen Pfarrervereine sein, derartigen Verdrehungen wie im Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger schleunigst zu widersprechen? Vermutlich ist es inzwischen geschehen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 41 — Marburg i. H., den 11. Oktober — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Der Allgewaltige

Habe ich nicht Macht, zu tun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin? Matth. 20, 15.

Einer aus der Gemeinde stellte dem Prediger dieses Thema. Das Wort hatte ihn erschüttert. Wie kann Jesus meinen, daß Gott so zu den Menschen spricht? So hätte er mit diesem Grundsatz eine göttliche Willkürherrschaft proklamiert.

Sehen wir der Frage ruhig ins Auge: es ist unbedingt wahr, daß wir Gottes Uebermacht anerkennen müssen. Mit jedem Atom unsres Körpers, mit jeder Regung unsrer Seele sind wir in der Gewalt dessen, „ohn' den Nichts ist, was ist." Immer wieder hat es den kleinen Meschenn gejückt, den Ewigen zur Rechenschaft zu ziehen. Er hat es hinten herum versucht, indem er ein Geschäftsverhältnis zwischen sich und der Gottheit anknüpfte: Vergilt mir, was ich dir biete! Er opferte, er zahlte „gute Werke", er warf Rechtschaffenheit oder Rechtgläubigkeit in die Wagschale. Umsonst. Gott „lohnte" nicht, weder im Guten, noch im Schlimmen. — Nun versuchte es der Mensch mit Gewalt. Mit verbitterter Seele stürmte er titanisch gegen den Himmel an, ein Hiob, ein Prometheus. Und fühlte sich am Ende in sein Nichts zurückgeschleudert. „Ja, lieber Mensch", sagt Paulus, „wer bist du, daß du mit Gott rechten willst?" Und der alte Harfner klagt: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Was bleibt uns übrig? Dumpfe Resignation? — Zunächst die unerläßliche Einsicht, daß wir Gott überhaupt nicht „gegenüberstehn". Er, der Alles in uns wirkt, kann uns nicht noch dafür belohnen. Sodann der Verzicht darauf, daß wir seine Gedanken nachdenken könnten. Und ferner: entspringt nicht unsere Klage gegen Gott in den meisten Fällen weniger daraus, daß es uns schlecht, sondern, daß es Andern besser geht, als uns? Erkennen wir aber neidlos die Güte an, die jene erfahren — warum nicht auch bei uns? Wohl bleibt ewig ein Rest von Unverständlichem. Aber verstündest du Gott immer, so wäre er ja nicht über dir. Dem Allgewaltigen sich ohne Anspruch beugen, dem Gütigen dankbar vertrauen — wer mit diesen beiden Augen in die Welt blickt, dem schimmert durch alle Dunkelheit hindurch heilige Ordnung. N-St

Jüdische Gebete und das Vaterunser

3

Unser Vater in dem Himmel.

Hierzu bemerkt Eschelbacher (S. 54):

„Unser Vater im Himmel" ist eine in der nachbiblischen jüdischen Literatur häufig vorkommende Bezeichnung für Gott und wird insbesondere als Anrede in Gebeten gebraucht, während bei Lobpreisungen und Danksagungen er als „Ewiger, unser Gott, König der Welt" angesprochen wird.

Tatsache ist, daß Gott in den Aussprüchen der Rabbinen etwa vom Jahre 90 n. Chr. an ziemlich häufig als „Vater im Himmel" bezeichnet wird. Auffällig ist jedoch dabei, daß in Gebeten die Anrede „unser Vater im Himmel" nicht nachzuweisen ist. Unter allen von Bischoff a. a. O. und von Dalman (Worte Jesu I, ein Buch, das auch Laien zugänglich ist) angeführten Stellen findet es sich nirgends in der direkten Anrede an Gott im Gebet. Wie also Eschelbacher dazu kommt zu behaupten, „insbesondere als Anrede an Gott in Gebeten" werde dieser Ausdruck gebraucht, ist mir nicht klar. Er verweist in der Anmerkung auf Dalman, zitiert aber an dieser Stelle kein einziges rabbinisches Zeugnis. In dem Thalmudtraktat*) Berachoth sind sowohl in der Mischna als in der Gemara eine Reihe von Lobpreisungen und Danksagungen erhalten, in denen allerdings Gott als „unser Gott", „mein Gott", „Herr der Welt", „König der Welt" bezeichnet wird, aber diese Bezeichnungen sind dort nicht bloß auf Lobpreisungen und Danksagungen beschränkt, sondern begegnen in jeder Art von Gebeten.

Aus diesem Tatbestand erwächst das Problem: ist für die Zeit Jesu als jüdischer Sprachgebrauch anzunehmen, daß man, „unser Vater im Himmel" in Gebeten als geläufige Anrede gebraucht hat, oder liegt in dieser Anrede bei Christus ein originaler Ausdruck der Gebetsstimmung vor?

Wenn man nach den tatsächlich aufweisbaren und datierbaren Zeugnissen geht, hat Bischoff recht mit den Worten: (a. a. O. S. 75):

Jesus ist, soviel ich sehe, der Erste, der diesen Ausdruck als Anrede für Gott anwendet.

Mit dem tatsächlich Aufweisbaren und Datierbaren ist aber eine derartige Frage nicht zu erledigen. Es fragt sich, was nach dem Tatbestand möglich und wahrscheinlich ist. Das Mögliche und Wahrscheinliche hat — das wird oft übersehen — in der Wissenschaft auch sein unbestreitbares Recht. Wenn nun bei Lukas die Anrede des Vaterunsers bloß ‚abba', d. h. „Vater" oder „mein Vater" oder „unser Vater" (vgl. Dalman a. a. O. S. 157), lautet, bei Matthäus aber: „unser Vater im Himmel", so liegt der Gedanke nahe, daß mindestens bereits zur Zeit des Evangelisten Matthäus, also ums Jahr 80 oder 70 n. Chr., „unser Vater im Himmel" ein geläufiger Ausdruck für Gott bei den Juden war. Auch der Schluß ist berechtigt, das man diesen Ausdruck, da das Evangelium ihn so

*) Der sogenannte Thalmud, das heilige Buch der Juden neben dem Alten Testament, zerfällt in Text und Kommentar. Der Text des Thalmud ist die etwa im zweiten Jahrhundert n. Chr. redigierte „Mischna", der Kommentar zu diesem Text ist die etwa im fünften Jahrhundert n. Chr. redigierte „Gemara". Beide Teile enthalten alte und jüngere Stoffe durcheinander. Vgl. Strack, Einleitung in den Thalmud. Leipzig, J. C. Hinrichs, zweite Auflage 1894.

verwendet, in der Anrede, beim Gebet gebraucht hat. Das mannigfach von jüdischen Gedanken und Ausdrucksformen durchsetzte Matthäusevangelium hat in der Anrede des Vaterunsers einen nachweislich unter den Juden der alten Zeit gebräuchlichen Ausdruck, während das Lukasevangelium mit seiner Anrede „Vater" viel unjüdischer klingt. Erwägt man ferner, daß „abba", der aramäische Ausdruck, im Munde Jesu sehr große Wahrscheinlichkeit der Echtheit für sich hat, so muß es als die beste Annahme zur Herausstellung des Ursprünglichen erscheinen, wenn man in der Matthäusüberlieferung einen Beweis für den jüdischen Sprachgebrauch zur Zeit des Evangelisten erblickt. Wenn aber im Jahre 80 n. Chr. dieser Ausdruck geläufig war, so wird man zu der weiteren Annahme gedrängt, daß in der Zeit Jesu wohl derselbe Gebrauch geherrscht haben wird; denn derartige Ausdrücke brauchen doch wohl längere Zeit, um so geläufig zu werden, wie wir das bei diesem Ausdruck in der Mischna finden. Daraus würde weiter folgen: wir können nicht leugnen, daß Jesus in der Anrede des Vaterunsers wahrscheinlich, soweit der Wortlaut in Frage steht, nicht original ist. Er wäre das auch dann nicht, wenn wir „abba" als den ursprünglichsten Wortlaut annähmen; denn „Vater" oder „unser Vater" ist noch viel häufiger, und vor allem in der Anrede beim Gebet häufiger, als „unser Vater im Himmel". In dem um 110 n. Chr. formulierten Achtzehngebet*) heißt es z. B. (Dalman, a. a. O. S. 156): „Führe uns zurück, unser Vater, zu deinem Gesetz." Akiba (um 120) beginnt ein Gebet mit: „Unser Vater, unser König." Daraus, daß diese Stellen später sind als die drei ersten Evangelien, auf Abhängigkeit dieser jüdischen Gebete von Jesus schließen zu wollen, würde irrtümlich sein; denn gerade damals hätte man schwerlich etwas, was als original christlich bekannt war, in jüdischen Kreisen so ohne weiteres verwandt.

Ich würde also sagen: Jesus kann in dem Gebet, das er seinen Jüngern gab, beide Formen, sowohl die Anrede „abba" als „unser Vater im Himmel", gebraucht haben, denn beide unterscheiden sich inhaltlich kaum, und Jesus wird schwerlich hier mit pedantischerer Genauigkeit verfahren sein als seine Jünger, die uns in den Evangelien Beides überliefern. Es liegen weder sachliche noch chronologische Gründe vor, die uns zwingen, Jesus die eine oder andere Form der Anrede abzusprechen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß im Munde Jesu dies „Vater" oder „Vater unser" oder „Vater unser im Himmel" völlig gleichbedeutend gewesen wäre mit den gleichen Worten im Munde der Jünger oder eines Juden der damaligen Zeit. Es lag vielmehr in dieser Anrede die volle, tiefe Frömmigkeit, es lag die Persönlichkeit Jesu darin; und das Urteil darüber, wie weit die Anrede des Vaterunsers original ist, kann sich allein aus der gesamten Persönlichkeit Jesu ergeben, nicht aber lediglich aus den Worten. Sieht man aber nur auf die Worte „Vater unser im Himmel", so ist das Wahrscheinlichste, daß Eschelbacher Recht hat, wenn er diese Gebetsanrede, ebenso wie den Vatergedanken und den Gedanken der Gotteskindschaft, als im damaligen Judentum vorhanden annimmt.

Geheiligt werde dein Name; dein Reich komme.

Ueber diese Bitten sagt Eschelbacher:

Sie enthalten wesentlich die Gedanken am Beginne des jüdischen Kaddischgebetes. Das Gebot (3. Mose 22, 32): „Ihr sollt nicht entweihen meinen heiligen Namen, ich will geweiht werden in der Mitte der Kinder Israel, ich, der Ewige, der euch heiligt", ist ein Grundgebot der jüdischen Lehre .... Das Bekenntnis zu diesem Gebote wurde daher ... in das tägliche Gebet der Gemeinde aufgenommen.

Tatsache ist, daß das in die Zeit um 120 n. Chr. gehörende „Achtzehngebet" in dem dritten Segensspruch lautet:

Heilig bist du und furchtbar dein Name und es ist kein Gott außer dir, gepriesen seist du, Jahve, heiliger Gott.

Hier wird also, wie im Vaterunser, im Anfang des Gebets auf die Heiligkeit des göttlichen Namens hingewiesen. Viel näher aber berührt sich mit dem Vaterunser der Anfang des Kaddischgebetes, der lautet:

Groß gemacht und geheiligt werde sein großer Name in der Welt, die er schafft seinem Willen gemäß; es herrsche sein Reich zu euern Lebzeiten und in euren Tagen.

Dies Gebet wird vom Vorbeter gesprochen als Anrede an die im Gottesdienst Versammelten, daher „zu euren Lebzeiten". Auffällig ist, daß dieses Gebet wie das Vaterunser mit dem Wunsche, „Gottes Name werde geheiligt", beginnt und dann mit dem Gedanken an das Reich Gottes fortfährt. Diese Uebereinstimmung muß auffallen und fällt den jüdischen Gelehrten immer wieder auf.

Das Problem erhebt sich auch hier wieder, sobald es sich um die Beurteilung dieses Tatbestandes handelt.

Das Kaddischgebet ist in sich und in diesem Anfang so echt jüdisch, daß an eine Entlehnung aus dem Christentum auch nicht im Entferntesten gedacht werden kann. Daß es uns erst aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus überliefert ist, würde Nichts beweisen gegen die Möglichkeit, daß es in seinen Bestandteilen und Gedanken älter ist. Es wird schwerlich zu leugnen sein, daß man im Anschluß etwa an die zitierte Bibelstelle auch schon zur Zeit Jesu unter den Juden viel vom „Heiligen des Namens Gottes" geredet hat. Das „Reich Gottes" ist ein in der jüdischen Literatur der älteren Zeit weithin geläufiger Begriff. Jesus setzt ihn überall als bekannt voraus.

In den Worten ist Jesus also auch bei der ersten und zweiten Bitte sicherlich dem Judentum seiner Zeit gegenüber nicht original. Ob er es in den Gedanken ist, die er mit diesen Worten verbunden hat, das ist das eigentliche Problem.

Von dem „Heiligen des Namens Gottes" redet Christus außerhalb des Vaterunsers nirgends. Daß er damit etwas rein Religiöses ebenso gemeint hat, wie das Judentum der Zeit Jesu im Großen und Ganzen neben diesem rein Religiösen das Kultische und Zeremonielle darunter meinte, ist sicher. Ebenso sicher ist aber, daß die erste Bitte unter allen Bitten des Vaterunsers am jüdischsten klingt und in der Ausdrucksweise deutlich jüdisch ist. Das sollte man nicht leugnen. Für die Originalität Jesu dem Judentum seiner Zeit gegenüber hier anzuführen, daß diese Bitte ja an alttestamentliche Gedanken anknüpfe, ist irrtümlich; denn in der Zeit Jesu lebte sicherlich dieser Gedanke des „den Namen Gottes Heiligens" nicht bloß vom Alten Testament, und andererseits: da das Alte Testament auch zur Zeit Jesu bei den Juden in diesem Punkt lebendig war, beweist die Abhängigkeit Jesu vom Alten Testament in diesem Falle umso weniger seine Unabhängigkeit vom Judentum seiner Zeit. Etwas Anderes als die unleugbare Abhängigkeit im Ausdrucksmaterial ist seine Abhängigkeit im Gedanken. Diese ist, wie bei der Anrede, auf Grund der sonstigen auf das rein Religiöse und Ethische gehenden Art Jesu zu bestreiten.

Das gilt auch von der zweiten Bitte. Bischoff hebt (a. a. O. S. 76) mit Recht hervor, daß der jüdische Begriff des Gottesreiches das Politische in den Vordergrund stellt, was Jesus aus dem Begriff getilgt hat. Das eschatologische Moment im Begriffe des Reiches Gottes jedoch ist Jesu m. E. in hervorragendem Maße mit dem Judentum seiner Zeit gemeinsam. Sicherlich ist das Wortmaterial nicht Jesu originales Eigentum, unbeschadet der teilweisen Originalität des Gedankens.

Auf Grund dieses Tatbestandes behaupten zu wollen, daß Jesus vom Kaddischgebet abhängig sei, halte ich für falsch. Das jedoch beweist das Kaddischgebet, daß es den Juden auch sonst nahe gelegen haben wird, diese beiden Bitten um Heiligung des Gottesnamens und Kommen des Gottesreiches zusammenzustellen. Diese Zusammenstellung ist leicht erklärlich und verständlich; denn beide Bitten enthalten etwas für das damalige Judentum sehr Wichtiges und Zentrales.

Das Kaddischgebet lautet in deutscher Uebersetzung*):

1. Groß gemacht und geheiligt werde sein großer Name in

*) So genannt, weil es aus achtzehn Segenssprüchen besteht. Siehe den Text in deutscher Uebersetzung in Heft 3 meiner Ausgewählten Mischnatraktate (Tübingen, J. C. B. Mohr 1906.) im Anhang.

*) Das Eingeklammerte fehlt in einer anderen Form des Gebetes. Ich übersetze nach dem Text bei Dalman, Worte Jesu I, S. 305.

der Welt, die er schafft nach seinem Willen. Es herrsche sein Reich [und er lasse sprossen seine Erlösung, und es nahe sein Gesalbter, und er erlöse sein Volk] zu euren Lebzeiten und in euren Tagen und zu Lebzeiten des ganzen Hauses Israel, bald und in naher Zeit. So sprechet (hierauf): Amen.

Es sei sein großer Name gepriesen für ewig und in alle Ewigkeiten.

2. Gesegnet, gepriesen, gerühmt, erhoben, erhöht, verherrlicht, gelobt, erhaben sei sein heiliger Name, gesegnet sei er weit, weit hinaus über alle Segen, Lieder, Lobgesänge, Tröstungen, die wir sagen (können) in der Welt (oder: die wir bloß sagen können). So sprechet (hierzu): Amen.

Angenommen werde euer Gebet und ausgeführt werde eure Bitte samt der Bitte des ganzen Hauses Israel vor unserem Vater im Himmel.

3. Es sei großer Friede vom Himmel [und Hülfe und Befreiung und Verlängerung des Lebens und Sättigung und Heil und Trost und Rettung und Heilung und Erlösung und Weite und Errettung] über euch und über uns und über die ganze Gemeinde des ganzen Hauses Israel zum Leben und zum Frieden. So sprechet (hierzu): Amen."

Man beachte die Dreigliedrigkeit dieses Gebets, den liturgischen Ton des Ganzen und die vom Vaterunser so sehr verschiedene Häufung der Ausdrücke, andererseits die mehrfache Uebereinstimmung mit dem Vaterunser in einzelnen Ausdrücken. Das Kaddischgebet ist aber ängstlich bemüht, jede direkte Anrede an Gott zu vermeiden, und betont überhaupt — darin ganz verschieden vom Vaterunser — vor allem die Erhabenheit und Heiligkeit Gottes stark.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Eschelbacher fährt S. 55 fort:

Ebenso stimmen die weiteren Bitten des „Vaterunser", „dein Wille geschehe im Himmel, so auch auf Erden, unser täglich Brot gib uns heute, vergib uns unsre Sünden, führe uns nicht in Versuchung, erlöse uns vom Bösen" nahezu im Wortlaute mit den uns überlieferten Lehren und Gebeten der Schriftgelehrten überein.

In der Anmerkung zitiert er als Beweis für seine Behauptung: Mechilta zu 2. Mose 16, 4; Talmud babli, Berachot 16b und 17a, 29b, 60b. Eschelbacher hätte diese Belegstellen in extenso mitteilen sollen, da das für seine Polemik wesentlich war und er doch annehmen mußte, daß die Christen, die sein Buch lesen würden, zur Beurteilung des Tatbestandes die genaue Kenntnis dieser Stellen nötig hätten. Schlägt man die Stellen nach, so ergibt sich Folgendes:

Die Mechilta ist ein alter jüdischer Kommentar zum zweiten Buche Mose. Man wird nicht fehlgehen, wenn man ihn etwa 120 n. Chr. im allgemeinen ansetzt. 2. Mose 16, 4 lautet:

Und es sprach Jahve zu Mose: siehe, ich will regnen lassen für euch Brot vom Himmel, und es soll hinausgehen das Volk und einsammeln das für den Tag Bestimmte (oder: Nötige) an dem betreffenden Tage (wörtlich: die Sache des Tages an ihrem Tage).

Zu den gesperrt gedruckten Worten dieses Verses macht die Mechilta folgende Bemerkung:

Derjenige, der den Tag geschaffen hat, hat dessen (d. h. des Tages) Nahrung geschaffen.

Von dieser Stelle aus (schließend) pflegte Rabbi 'Elʿazar aus Modiʿim*) zu sagen:

Jeder, der heute zu essen hat und sagt: was werde ich morgen essen?, siehe, dieser ermangelt des Glaubens (oder: Vertrauens).

Klar ist, daß diesen Worten des Rabbi 'Elʿazar derselbe Gedanke zu Grunde liegt wie der vierten Bitte des Vaterunsers, wenn wir die vierte Bitte übersetzen: „Das (für den täglichen Bedarf) hinreichende Brot gib uns heute." Wenn es bei Lukas heißt: „Gib uns an jedem Tage", so würde diese Gestalt der Bitte nicht genau mit der Meinung des 'Elʿazar übereinstimmen. Aus Matth. 6, 34: „Sorget nicht für den morgigen Tag", scheint mir jedoch zu folgen, daß die Lukastradition hier nicht ursprünglich ist. Eschelbacher kann also mit Recht behaupten, daß der Gedanke der vierten Bitte mit „den den Juden überlieferten Lehren übereinstimmt." Ebenso klar ist jedoch, daß Jesus und 'Elʿazar in keinem erkennbaren

*) Vgl. Strack, Einleitung in den Talmud, S. 80; 'Elʿazar lebte danach etwa 125 n. Chr.

Zusammenhang zu stehen brauchen, es ist vielmehr so gut wie sicher, daß beide völlig unabhängig von einander denselben Gedanken aussprechen. Es brauchte keiner bei dem andern eine Anleihe zu machen, um diesen Gedanken zu haben. Hervorzuheben ist auch, daß dieser Gedanke bei 'Elʿazar nicht in einem Gebete vorkommt, während er im Vaterunser als Gebet geformt ist. Sicherlich wird jedoch Jesus auch in seiner Zeit nicht der Erste und Einzige gewesen sein, der diesen Gedanken formuliert hat.

Vergib uns unsere Sünden.

Eschelbacher führt weiter eine Reihe Stellen aus dem Talmudtraktat „Berachot" an. Blatt 17a lautet hier ein Gebet des Raba, der um 350 n. Chr. in Babylonien lebte (vgl. Strack, a. a. O. S. 92):

Raba sagte nach seinem Gebet so:
Mein Gott!
Ehe ich gebildet (d. h. geschaffen) wurde, war ich nichts wert, und jetzt, da ich gebildet worden bin, (bin ich) als wäre ich nicht gebildet. Staub bin ich in meinem Leben, um wie viel mehr in meinem Tode.
Siehe, ich bin vor dir wie ein Gefäß voll Schande und Schmach.
Es sei Wohlgefallen vor dir (wörtlich: von vor dir), Jahve, mein Gott, daß ich nicht mehr sündige.
Und, was ich vor dir gesündigt habe, das tilge durch dein großes Erbarmen, aber nicht durch Züchtigungen und böse Krankheiten.

Das ist ein Sündenbekenntnis, das man zur Not mit der fünften Bitte: „Vergib uns unsre Sünden" vergleichen könnte, die Unterschiede liegen jedoch deutlich vor Augen.

Erlöse uns von dem Bösen.

Einige Zeilen weiter im Berachot heißt es:

Mar, Sohn des Rabina, (lebte ca. 400 n. Chr.) sagte, wenn er sein Gebet beendet hatte, so:
Mein Gott!
Bewahre meine Zunge vor dem Bösen
Und meine Lippen vor trügerischer Rede.
Denen, die mir fluchen, schweige meine Seele
Und meine Seele sei wie Staub gegen jeden.
Oeffne mein Herz für deine Lehre,
Deinen Geboten jage nach meine Seele.
Beschütze mich vor einem bösen Begegnis, vor dem bösen Trieb,
Vor einem bösen Weib und vor allem Uebel, das herbeiströmt, zu kommen in die Welt.
Und den Rat aller, die gegen mich Böses denken, vereitle eilends,
Und verwirre ihre Gedanken.
Es seien zum Wohlgefallen die Worte meines Mundes
Und die Gedanken meines Herzens vor dir, Jahve, mein Fels und mein Erlöser.

Daß dieses, allerdings aus viel späterer Zeit als der Zeit Christi, stammende Gebet eine gewisse Verwandtschaft mit der 7. Bitte hat: „Erlöse uns von dem Uebel", ist klar. Derartige Anklänge werden sich in Masse auftreiben lassen. Von direkter Uebereinstimmung und Verwandtschaft mit dem Vaterunser ist aber nichts zu merken.

Führe uns nicht in Versuchung.

Größere inhaltliche Verwandtschaft mit der 6. Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung" hat das wahrscheinlich in die Zeit der Mischna, d. h. etwa das zweite nachchristliche Jahrhundert, zurückgehende Abendgebet der Israeliten, das in dem betreffenden Passus mit dem ganz ähnlichen Morgengebet übereinstimmt (Berachot, Blatt 60b):

Wer da hingegangen ist, um zu schlafen auf seinem Lager, der sage von „Höre Israel" (5. Mose 6, 4) an bis „Und wenn ihr hören werdet" (5. Mose 11, 13ff)*) und (dann) sagt er:
Gepriesen sei der da fallen läßt die Bande des Schlafes auf meine Augen und den Schlummer auf meine Lider, und der erleuchtet meinen Augapfel.
Es sei Wohlgefallen vor dir, Herr, mein Gott, daß du mich lässest mich niederlegen zum Frieden;
Und gib mir meinen Anteil an deinem Gesetz,
Und gewöhne mich an das Gebot (d. h. an dessen Ausübung)
Und gewöhne mich nicht an die Uebertretung
Und laß mich nicht kommen in Sünde und nicht in Versuchung und nicht in Schande.
Laß nicht über mich herrschen den bösen Trieb
Und beschütze mich vor einem bösen Begegnis

*) 5. Mose 6, 4 und 11, 13ff. sind die beiden ersten Teile des Hauptgebetes der Juden, des „Schemʿa Israel".

Und vor bösen Krankheiten;
Nicht mögen mich erschrecken böse Träume und böse Gedanken,
Und es sei unversehrt mein Lager vor dir.
Und erleuchte meine Augen, damit ich nicht des Todes entschlafe.
Gepriesen seist du, Jahve, der da erleuchtet in Ewigkeit Alles durch seine Herrlichkeit.

Ob dieses Abendgebet zur Zeit Jesu schon bestanden hat, ist schwer zu sagen. Alt scheints zu sein. Wie Bischoff dazu kommt, das Vorhandensein formulierter täglicher Gebete zur Zeit Jesu zu leugnen (a. a. O. S. 80), ist mir nicht klar; denn Abend- und Morgengebete werden doch sicherlich zur Zeit Jesu ebenso formuliert gewesen sein, wie sie das wohl in jeder Religion zu jeder Zeit sind. So ist der Gedanke nicht völlig von der Hand zu weisen, daß die Bitte „Führe uns nicht in Versuchung" vielleicht zu Jesu Zeit bekannt und geläufig war, vielleicht von Jesus einem umfangreicheren Gebete entnommen ist. Umfangreiche jüdische Gebete setzt ja die Bergpredigt als vorhanden voraus. Sie legt überhaupt den Gedanken nahe, daß das Vaterunser eine von Jesus getroffene Auswahl aus umfangreichen Gebeten darstellt.

Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Wenn Eschelbacher nun noch auf Berachot, Blatt 29 b, verweist, so meint er damit anscheinend eine an die dritte Bitte „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel" erinnernde Stelle, die so lautet:

Es lehrten unsere Rabbinen:
Wer einhergeht an einem Orte von Scharen wilder Tiere oder Räuber, der bete ein kurzes Gebet.
Welches ist ein solch kurzes Gebet?
(Antwort:) Rabbi 'Eli'ezer sagt:
Tue deinen Willen im Himmel oben
Und gib Ruhe des Geistes denen, die dich fürchten, unten,
Und was gut ist in deinen Augen, das tue.
Gepriesen seist du, Jahve, der ein Gebet erhört.

Hier haben wir dieselbe Scheidung zwischen Himmel und Erde wie in der dritten Bitte; außerdem haben wir die Bitte darum, daß Gottes Wille im Himmel oben geschehen möge und nicht minder auf Erden. Die Stelle ist alt; denn 'Eli'ezer ist wahrscheinlich 'Eli'ezer ben Hyrkanos, der etwa 90—130 n. Chr. (Strack, a. a. O. S. 7 a) lebte. Stellen, die mit „es lehrten unsere Rabbinen" eingeleitet sind, gehören meist der Mischnazeit an. Es ist auch gar nicht gesagt, daß das Wort des Rabbi 'Eli'ezer ursprünglich bereits lediglich die Beziehung auf lebensgefährliche Orte, an denen man es beten soll, gehabt hat. Es kann ganz allgemein gewesen sein. Die Unterschiede von der dritten Bitte liegen deutlich vor Augen. Statt: „es geschehe dein Wille" heißt es: „tue deinen Willen", außerdem steht in der dritten Bitte nichts von der Geistesruhe für die, „die Gott fürchten."

Der Beschluß.

Der Schluß des Vaterunsers wird von Eschelbacher als „erst durch den gottesdienstlichen Gebrauch der Kirche hinzugefügt und 1. Chronik 29, 10 und 11 entnommen" angesehen. Eschelbacher stimmt hierin mit der neueren Kritik überein, die das Fehlen dieses Schlusses in den ältesten Textzeugen auf dieselbe Weise erklärt. Es ist mir jedoch*) unwahrscheinlich, daß diese Variante darauf schließen läßt, daß Jesus das Vaterunser ohne diesen Schluß gesprochen habe. Jüdisches Empfinden würde durch ein Gebet verletzt sein, das mit: „Erlöse uns von dem Uebel" schloß. Sollte Jesus auch die üble Vorbedeutung, die in einem solchen Schluß liegt, nicht empfunden haben, so ist es doch unwahrscheinlich, daß er, der, wie wir gleich sehen werden, sich im übrigen im Aufbau des Gebetes an die jüdische Sitte anschloß, diese Sitte im Schluß verleugnet hat. Daß der Schluß häufig weggelassen worden ist, erklärt sich meines Erachtens daraus, daß das Gebet im Gottesdienst in der Tat häufig so gesprochen wurde, daß der Vorbeter das Gebet, die Gemeinde den Schluß sprach, wie das heutzutage noch vielfach in christlichen Gottesdiensten üblich ist. Außerdem

*) Vgl. hierzu Klein (Rabbiner in Stockholm), Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers. Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1906, Heft I.

wird sich das Fehlen des Schlusses daraus erklären, daß dieser Schluß zur Zeit Jesu auch sonst als Gebetsschluß geläufig war und daher in den ältesten Gemeinden als für das Vaterunser nicht besonders charakteristisch erschien.

4

Zum gesamten Vaterunser sagt Eschelbacher (S. 55) Folgendes:

Die Bitten sind in Gedanken und zumeist auch in Worten .... den in den jüdischen Gotteshäusern jener Zeit gebräuchlichen Gebeten entlehnt .... Aus den größeren Gebeten der Gotteshäuser werden .... für das tägliche Leben und den Gebrauch der Einzelnen kurze Auszüge der wesentlichen Gedanken in kernigen Sätzen veranstaltet, so insbesondere von dem aus achtzehn Segenssprüchen bestehenden täglichen Hauptgebete. Ein solcher Auszug ist auch das Gebet „Vaterunser".

Wie die vorstehenden Ausführungen zu den einzelnen Bitten beweisen, ist die Auffassung des Vaterunsers als eines aus einer Reihe langer Gebete ausgewählten Auszuges nicht so unwahrscheinlich, wie das manchem Christen, der die jüdischen Parallelen nicht kennt, erscheinen möchte. Die Bergpredigt beweist ja außerdem selber, daß lange Gebete zur Zeit Jesu vorhanden waren, und legt den Gedanken nahe, daß grade die Kürze des Gebetes von Jesus beabsichtigt ist. Wiederholt wurden wir bei den einzelnen Bitten aufmerksam auf die jüdische Art der Ausdrucksweise, wiederholt drängte sich uns außerdem der Gedanke auf, daß die einzelnen Bitten an und für sich gar nicht in ihrem Inhalt so original zu sein brauchen und sind, wie man das für gewöhnlich ohne Weiteres annimmt. Das ist natürlich klar: keine der angeführten Parallelen ist derart, daß man eine direkte Abhängigkeit Jesu grade von dieser einzelnen betreffenden Stelle etwa konstatieren müßte.

Und doch ist Eschelbachers Urteil ganz einseitig; denn es gilt noch immer das Wort: „Wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe. Abgesehen von allerlei kleinen Abweichungen des Vaterunsers von den zitierten Parallelen: nirgends findet man in der jüdischen Literatur alle diese Bitten in Einem Gebete vereinigt. Immer leuchtet, wie die obenstehenden Gebete erweisen, doch irgendwie etwas im Inhalt Jüdisches durch. Und: wenn in irgend Etwas, so liegt sicherlich beim Vaterunser die Originalität Jesu weniger in den einzelnen Atomen, als in dem Ganzen, in der Auswahl grade dieser Bitten und ihrer Zusammenordnung. Ich meine damit nicht, daß die Reihenfolge der Bitten Jesu originales Eigentum sei; denn beim Achtzehngebet kann man, wie auch bei anderen jüdischen Gebeten, feststellen, daß sie mit Gott und Dingen, die ihn direkt angehen, beginnen, dann zu den Angelegenheiten der Beter fortschreiten und mit einem Lobpreis, einer Doxologie, schließen.*) Ich meine: daß Jesus grade die Heiligung des göttlichen Namens, das Kommen des Reiches, das Geschehen des göttlichen Willens, das tägliche Brot, die Versöhnlichkeit des Menschen, die Vergebung der Sünden und Erlösung von allem Uebel zusammenstellt als das Wichtigste, als Zusammenfassung aller Anliegen und der gesamten Religiosität: das ist das Originale, das ist das Unjüdische am Vaterunser, das trägt den Stempel des Geistes Christi. Das meint auch Harnack, wenn er das Vaterunser rühmt als kurzen Inbegriff des Evangeliums, und das verkennt Eschelbacher so völlig in seiner Polemik und mit ihm alle Rabbiner, die da meinen, wenn sie das Einzelne als im Judentum vorhanden konstatieren, dann das Ganze als jüdisch in Anspruch nehmen zu können.

Ich komme damit auf den Anfang meiner Erörterungen zurück: uns Christen liegt es ganz fern leugnen zu wollen, daß im Judentum genau dasselbe an sittlichen und hohen und tiefen religiösen Gedanken auch mit enthalten ist wie im Christentum. Auch das ist klar, daß man Jesu Originalität überspannt, wenn man in jedem seiner Worte etwas Neues in jeder Beziehung sucht. Keine einzige der Bitten des Vaterunsers bietet etwas für Juden schlechthin Unerschwingliches dar. Wir Christen werden noch viel auf rabbinischem Gebiet lernen müssen, um nicht im

*) Vgl. hierzu Klein a. a. O.

Einzelnen fort und fort fehl zu greifen und die Polemik der jüdischen Gelehrten herauszufordern. Und trotzdem bleibt es bei dem, was Harnack als das eigentlich Entscheidende und Neue an Christus hervorhebt (S. 31):

Worte tun es nicht, sondern die Kraft der Persönlichkeit, die hinter ihnen steht.

Und außer der Kraft die Reinheit:

Gewiß, das, was Jesus verkündigt, was Johannes vor ihm in seiner Bußpredigt ausgesprochen hat, das war auch bei den Propheten, das war sogar in der jüdischen Ueberlieferung seiner Zeit zu finden. Selbst die Pharisäer hatten es; aber sie hatten leider noch sehr viel Anderes daneben.

Eschelbacher verkennt die Reinheit und Kraft der Lehre und Persönlichkeit Jesu. Er hebt einseitig die Beziehungen der Gedanken und Worte Jesu zu denen seiner Zeit- und Volksgenossen hervor, ohne scharf, worauf es Harnack grade ankommt, das Neue zu fixiren.

Es soll jedoch zum Schluß die Berechtigung auch der Seite an der Sache, die Eschelbacher bevorzugt, betont werden: die Zusammenhänge der Gedanken und Worte einer großen Persönlichkeit mit den Gedanken und Worten ihrer Volks- und Zeitgenossen hervorzukehren und darzustellen, ist eine nicht nur berechtigte, sondern zur Beurteilung der Originalität dieser Persönlichkeit unentbehrliche Aufgabe. Die Erforschung des Urchristentums krankt noch immer an der mangelhaften Kenntnis des rabbinischen Schrifttums.

Fiebig

Jonathan Brierley

In Nr. 50 des Jahrgangs 1905 hat das bis jetzt einzige in deutscher Ausgabe erschienene Buch des englischen Essayisten Jonathan Brierley: Wir und das Weltall (erschienen bei Gebauer-Schwetschke in Halle) eine warm empfehlende Anzeige gefunden.*) Es war um die Weihnachtszeit, wo eine buchhändlerische Erscheinung die andere drängt. Ist dies der Grund, aus dem Brierley weniger beachtet zu sein scheint, als er verdient und, was noch wichtiger ist, als es uns not und gut wäre? Wir können in der Tat diese Stimme im Chor derjenigen, welche die ewige Wahrheit ins Ohr der Gegenwart zu rufen bestrebt sind, nur freudig begrüßen. Sie schlägt einen so vollen und warmen, vor allem so harmonischen Ton an, wie wir ihn nicht oft hören. Denn wie leicht und wie häufig tönt es für ein konservativ gestimmtes Gemüt herb und schrill, wo nicht gar verletzend, was im Namen der Wissenschaft, oder im Sinne und Geist der „Moderne", um das zweideutige und zweischneidige Wort zu gebrauchen, gesagt und wohl auch mit ernster, ehrlicher Ueberzeugung verkündigt wird. Teilweise ist das ja unvermeidlich im Kampf des Alten und Neuen. Aber manchmal will es scheinen, als ob man zu sehr mit Kontrasten arbeite und die Spitzen, das Antithetische hervorkehre. Das gibt dann böses Blut auf beiden Seiten. Es ist eine alte Wahrheit: es kommt nicht nur darauf an, was man sagt, sondern wie man es sagt.

In dieser Beziehung ist die Schriftstellerei dieses echt modernen Mannes — des Mitarbeiters in der Redaktion der Christian World in London — ein lehrreiches und geradezu vorbildliches Beispiel dafür, wie sich Pietät und Fortschritt, Frömmigkeit und Freiheit verbinden, ja verschmelzen können. Brierley stellt sich gleich im Vorwort zu diesem seinem Buche (das nur einen kleinen Ausschnitt aus seiner reichen Produktion darstellt) auf den Boden der Ueberzeugung: „Geistiges Lehren muß hinfort ein kosmisches sein. Die Tatsachen und Erfahrungen, auf die die Religion sich gründet, müssen, wenn wir sie uns ganz zu eigen machen wollen, in den Rahmen jenes neuen Weltalls gesetzt werden, das neue Forschungen uns eröffnet haben." Er macht auch unentwegt und konsequent Ernst mit diesem Grundsatz. Dem Entwicklungsgedanken wird freie Bahn gelassen, in der Natur-, wie in der Geisteswissenschaft, in der profanen, wie in der Religionsgeschichte.

*) Preis 3 Mk. geheftet, 4 Mk. gebunden.

D H

In jener Beziehung sagt er einmal (in der Studie: „Hinter dem Vorhang" S. 222 f.):

Die Evolutionslehre stellt das Leben als ein beständiges Aufwärtssteigen hin. Jeder Entwickelungsgrad des Daseins schließt Alles ein, was unter ihm liegt, und fügt etwas Eigenes hinzu. Der Mensch, wie wir ihn kennen, vereinigt in sich alle Kräfte und Gesetze der anorganischen Materie, die Lebensprinzipien des vegetabilischen und animalischen Lebens, mit der Gesamtheit der höheren Welt, die ihm eigen ist. Sein Organismus verwandelt, kraft seiner feinen Zauberkraft, Luft und Wasser, Pflanzenstoffe und tierische Stoffe in seine eigene höhere Form ...

Aber was folgert er daraus? Etwa die Dogmen des heutigen Monismus? Er fährt fort:

Warum sollte diese Entwickelung nicht noch höher gehen? Warum sollte die innere Oekonomie des menschlichen Geistes kein Prinzip enthalten, kraft dessen das Wesentliche des menschlichen Lebens zu einem noch höheren Entwicklungsstadium, zu einer noch höheren Sphäre erhoben würde? ... Wenn die Materie, wie wir jetzt wissen, unzerstörbar ist und durch unendliche Formveränderungen doch ihre Existenz bewahrt, was gibt es dann noch, das uns zu glauben hinderte, daß ihre edlen Partner — Geist und Persönlichkeit — keine Ausnahme von der Regel bilden?

In dieser Beziehung aber, was die religionsgeschichtliche Frage betrifft, äußert er sich ganz unbefangen (im Aufsatze „eine Lehre des Echos") dahin (S. 152 f):

... daß das Christentum nur als Teil eines großen, erlösenden Welt-Prozesses aufgefaßt werden kann, eines Prozesses, der alle Nationen und alle Zeiten einschließt und ebensosicher in wie außerhalb der Sphäre seines direkten Einflusses arbeitet. Diese Wahrheit wurde früher von der Kirche rückhaltloser anerkannt, als es jetzt geschieht. Die alexandrinischen Väter ... geben zu, daß die griechische Philosophie eine göttliche Lehre sei und daß die ganze frühere Welt von Gott gelehrt wurde. Welch schöner Ausdruck für Glaube, Wissenschaft und Liebe liegt in den Worten des Klemens, wenn er in den Stromata sagt: „Deshalb sind alle Menschen sein; einige kennen ihn wirklich, andere kennen ihn noch nicht; einige sind Freunde, andere treue Arbeiter, wieder andere sind Leibeigene. Er ist es, der den Griechen die Philosophie gegeben hat ... denn er ist der Erlöser, nicht nur des einen oder anderen, sondern aller ..."

Gewiß, wenn der Wert und die Wahrheit, die in der religionsgeschichtlichen Betrachtung liegen, immer in diesem positiven, aufbauenden Sinne zum Ausdruck gebracht würden, es wäre des Habers weniger unter uns. Man kann aber tatsächlich so weitherzig und so „gläubig" zugleich nur dann reden, wenn man in seinen christlichen Ueberzeugungen tief und fest gegründet ist. Denn die rechte christliche Position darf und kann ja erst recht weitherzig sein und aus der Frage des Paulus: Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? die entsprechenden Folgerungen ziehen.

In welcher Weise Brierley seinem christlichen Standpunkt Ausdruck gibt, das leuchtet uns besonders kräftig und sieghaft entgegen in dem Aufsatz: „Der heutige Christus" (S. 194—200). Nachdem er auf die fleißige und mühsame Arbeit hingewiesen, die das Bild des historischen Christus herauszuarbeiten bestrebt war, bekennt er, daß „diese rein persönliche Geschichte im Vergleich mit seiner Bedeutung für unser inneres Leben wie ein Wölkchen über unserem Haupte, verglichen mit dem Blau des unendlichen Himmels" ist. Denn

jetzt sehen wir ihn als eine rein geistige Macht, eine Macht, die die Zeiten überdauert und verändert ... wir müssen Inhalt und Art des geistigen Lebensstromes in Betracht ziehen, der sich vom ersten Jahrhundert an über die Menschenseelen ausgegossen und solch wunderbare Wirkungen hervorgebracht hat. [Z. B. in einem Paulus, Augustinus, Bernhard und Wesley].

Demnach ist der heutige Christus: eine menschliche Geschichte, eine Persönlichkeit und eine dahinterliegende Macht. Vielleicht können wir sagen, eine Wolke am Himmel und dahinter das unendliche Blau, aus dem die Wolke hervorgegangen ist. Und die Wolke und das Blau sind eins ... das Unendliche mußte, um unendlich zu sein, ein Element der Persönlichkeit enthalten. Es enthält mehr als Kraft; es enthält Wahrheit, Liebe, Reinheit, Heiligkeit. Diese aber mußten, um ihre volle Wirkung auf menschlichem Gebiete auszuüben, personifiziert werden. Das Unendliche mußte Gestalt annehmen ... das Absolute als das Absolute ist nicht genug für das religiöse Leben. Der Mensch muß etwas Festes, Sichtbares haben, sozusagen eine Krystallisation des Alls, das er mit seiner Liebe und Ehrfurcht umfassen kann. Und hier kommt ihm die neutestamentliche Geschichte entgegen. Hier findet er die unendliche Güte vermenschlicht und personifiziert. Wenn er sich in dieses Leben hineinlebt, so erhält er einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Und wenn er glaubt, so strömt die Kraft, selbst

gut zu sein, über ihn. Dann erkennt er den heutigen Christus nicht nur als ein menschliches, sondern als ein göttliches Wesen; nicht nur als eine Gestalt der Weltgeschichte, sondern als ein ewiges Jetzt. „Gott mag andere Worte für andere Welten haben, für diese Welt aber ist das Wort Gottes Christus." —

Mit diesem Bekenntnis hat der Verfasser freilich eine Verbindungsbrücke über die Kluft zwischen dem traditionellen und dem modernen Standpunkt geschlagen, welche auf jener Seite besonders fest verankert ist. Das ist aber kein Schade. Daß wir von der Historie allein nicht leben können, das spüren wir gerade jetzt besonders kräftig, wo wir in der Flut des Historismus mitten drin sind.

Nun kann davon keine Rede sein, daß ein Ueberblick über die reiche Gedankenwelt des Verfassers hier gegeben würde. Es ist nicht nur des Raumes wegen nicht möglich, sondern es wäre auch sachlich schwer durchführbar. Es entspricht schon der Natur der essayartigen Betrachtungen, daß ein abgerundetes System nicht daraus hervorleuchtet; aber auch inhaltlich bleibt die Frage für den Leser zum eigenen Nachdenken offen, was denn bei dieser reichen Mannigfaltigkeit von Gesichtspunkten, Gedankengängen und Anregungen, die sich schon in einer seltenen Fülle von Zitaten aus allen Gebieten des Geisteslebens auch äußerlich dokumentiert, die einheitliche straffe Grundanschauung sein mag, von der Alles getragen und umklammert ist.

Die Bedeutung Brierleys liegt wohl meines Erachtens gar nicht in dieser systematischen Richtung. Seine besondere Gabe, deren wir uns freuen sollen, und noch vielmehr freuen könnten, wenn seine übrigen Werke, und deren ist noch eine beträchtliche Zahl und recht wertvolle darunter,*) dem deutschen Leser zugänglich gemacht sein würden — ist die, daß er zentrale und feuerflüssige, aber auch wurzelhafte und keimkräftige Gedanken darbietet, die zum eigenen Nachdenken teils anregen, teils zwingen. Man kann damit die Probe machen, z. B. für die Predigtmeditation oder Vorträge über „Lebensfragen", und wird staunen über die Fülle von neuen Gesichtspunkten und Aspekten, die Fruchtbarkeit an Motiven und Richtlinien des Denkens und Strebens, die dieser Führer durch „das Weltall", d. h. die Natur- und Geisteswelt einem an die Hand gibt. Viele Linien sind nicht ausgezogen, nur punktiert; viele Perspektiven nur angedeutet, nicht scharf umrissen. Aber das ist für denkende Leser, die nicht nur nippen und genießen wollen, sondern lernen und fortschreiten möchten, gerade das Erfreuliche und Dankenswerte. Flüchtig gelesen und genossen — was beim Essay eine naheliegende Gefahr ist — werden diese Betrachtungen nicht viel fruchten; einmal recht erwogen und bedacht, laden sie immer aufs neue zum Schöpfen ein.

Ungern versage ich es mir, die schönen Worte anzuführen, die der Verfasser wiederholt über den großen und ernsten Beruf der Kirche in unserer heutigen Zeit ausgesprochen hat, wie sie „aufhören wird, über Alles im Weltall Erklärungen zu erfinden, ihre Anathemen gegen Alle zu schleudern, die sie nicht anerkennen können, und sich statt dessen ihrer eigentlichen Aufgabe widmen — zu lieben, zu beten und zu dienen" — darum eben ist dieses Buch für den praktischen Theologen eine besonders wertvolle Gabe.

Die Uebersetzung von F. A. Selter ist, von ganz wenigen Unebenheiten abgesehen, als gelungen zu bezeichnen. Mögen diese Zeilen dazu dienen, auch dem Verleger Mut zu machen, der Uebersetzung der anderen Werke die Wege zu bereiten. Die Produktion Brierleys gehört zu der englischen theologischen und philosophischen Literatur, in der wir Deutsche einerseits Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, andrerseits eine mit Zins und Zinseszins heimgezahlte Dankesschuld für die diesseits des Kanals von der deutschen Wissenschaft geleistete Befruchtung erkennen dürfen.

Johannes Herzog

*) Die noch unübersetzten anderen Werke sind: Studies of the Soul — From Philistia: Essays on Church and World — Problems of Living — The Common Life (Letzteres in der Uebersetzung begriffen, ebenso die Studien über die Seele.)

Das Recht auf Schweigen

Das Recht zu reden — das haben wir Theologen, sobald das erste Examen hinter uns liegt. Aber ein anderes Recht fehlt uns, das mir heutzutage noch wichtiger zu sein scheint: das Recht zu schweigen.

Rede, rede! so heißts bei uns. Rede auf der Kanzel, rede am Altar, rede am Krankenbett, rede im Trauerhause, rede am Grab, rede bei der Taufe, rede bei der Trauung in der Kirche, rede beim Hochzeitsschmaus im Hause, rede im Arbeiterverein, rede im Jünglingsverein, rede im Jungfrauenverein, rede im Blaukreuzverein, rede in der Gebetsstunde, rede in der Bibelstunde, rede im Katechumenenunterricht, rede beim Kaisergeburtstagsfest, rede bei der Denkmalseinweihung, rede bei der Einführung der Gemeindeschwester, rede beim Jubiläum des Lehrers — rede . . . rede . . . rede . . .! Und wenn man nun nicht reden kann, oder auch nur lieber nicht reden möchte? Du mußt, du mußt! rede! rede! rede! es ist dein Beruf.

In einem Meer von Worten ersäufen wir unsere Sammlung und unsere Kraft; und das nicht nur bei uns, sondern auf die Dauer auch bei denen, die uns zuhören. — „Herr Pastor Z. hat doch heute nicht gerade Bedeutendes vorgebracht." »Aber ich bitte Sie, bewundern Sie den Mann nicht, daß er überhaupt noch das fertig bringt? Bedenken Sie doch, wie oft muß dieser Mann sprechen — und nie schlägt er Etwas aus, immer ist er bereit. Nein, mir ist es ein Rätsel, wie ers nur aushält« . . . Ja, so ist es. Nach der Quantität wird so oft, allzuoft gemessen. Je mehr Worte, um so besser.

Ich weiß noch gut — auf der vorigen Synode, da war ein Pfarrer, der dort unbedingt eine gewisse Resolution durchdrücken wollte. Es wurde ihm gesagt, diese Resolution als solche nütze Nichts, wenn man nicht zugleich praktische Vorschläge mit ihr verknüpfe; wenn er die bringe, dann lasse sich Weiteres machen. — „Ach", entgegnete er mit einer gewissen Entrüstung, „das ist nicht die Hauptsache. Wenn wir nur unsere Stimme erheben, dann tun wir unsere Pflicht. Ob es Etwas hilft, das braucht uns nicht zu kümmern, wir haben so wenigstens unser Gewissen gerettet." — Jawohl, nur „die Stimme erheben", dann hat man getan, was man sollte! Ach wie Viele denken so!

Mir kommt manchmal der Gedanke: Wie, wenn Jesus heute einmal über das Meer unnützen und seichten Geschwätzes herführe und mit seiner Stimme Schweigen geböte, wie weiland auf dem See Genezareth! Daß es dann auch hieße: „Da ward es ganz stille." Ein großes, wundersames Schweigen, aus dem sich nur mehr das wirklich Große und Bedeutsame wieder hervorwagte und so auch voll zur Geltung käme!

Sind wir nicht manchmal wie ausgepumpt und tot? Und dann eine Predigt halten! Gebt uns doch auch ein Recht auf Schweigen, ein Recht, erklären zu dürfen: Heute versündige ich mich, wenn ich rede, denn es ist in mir öde und leer, und öde und leer würde sein, was ich spräche, lebenslose Wiederholung, Schall ohne Liebe und Kraft, also lasse ichs!

Ich gehe mit dem Gedanken um, ein paar Monate Urlaub zu nehmen für den Spätsommer. Meine Nerven wollen nicht mehr. Ich will an die See gehen und mich in den Sand legen, ganz in die Stille. Gottes Sonne nur soll über mir scheinen, Gottes Wind nur um mich brausen, und ich soll schweigen dürfen. Ganz stille schweigen. Ich sagte es heute einem Kollegen. — „Wissen Sie, da weiß ich etwas Feines für Sie. Gehen Sie nach X X, da ist ein christliches Hospiz, wenn Sie da jeden Morgen eine kurze Morgenandacht halten, so haben Sie dort freie Pension, und wir Theologen haben ja nun mal nicht reiche Geldmittel, und Sie ja wohl auch nicht." — Das Letzte stimmte, im Allgemeinen und Besonderen, und das läßt ja so Manches verstehen. Aber ich sagte doch mit einem gewissen Entsetzen: „Lieber Bruder, um Gottes willen, ich möchte ja gerade heraus aus der Notwendigkeit, ständig reden zu müssen. Und wenns noch so viel mehr kostet, — ich sehne mich ja so sehr nach Stille, völliger Stille." Er war betroffen. Aber ich glaube nicht, daß er mich wirklich verstand.

Schweigen, Schweigen, wie sehne ich mich nach dir!

Peregrinus

Neudeutsche Wirtschaftspolitik

Es ist eine durchaus richtige Beobachtung, daß man „schöne“ Bilder verhältnismäßig schneller in den Einzelzügen vergißt als „häßliche“. Das Schöne leidet daran, daß es zu wenig charakteristische Form hat. Und so ist es erklärlich, daß man auch sonst leicht geneigt ist, Tadelndes, Kritisches leichter zu behalten, als Lobendes. Es prägt sich dem Gedächtnis besser ein, gerade so wie die unangenehmen Erlebnisse im Tagebuch. Vielleicht erträgt es auch der Durchschnitt der Menschen nicht, wenn man ein Werk nur anerkennt. Etwas muß man doch aussetzen können. — Das Alles habe ich mir im Stillen gesagt, als ich mich des Auftrags entledigen sollte, Etwas über Naumanns*) neues Buch: „Neudeutsche Wirtschaftspolitik“ zu schreiben. Und trotz Alledem kann ich mich nicht entschließen, etwas zu kritisieren. Ich kann es eben nicht. Das Einzige, was ich will, ist, für dieses Buch Freunde und Freunde zum Lesen zu wecken. Weiter Nichts. Dazu mögen die folgenden Zeilen dienen.

Naumann weist im Vorwort darauf hin, daß er nicht fachmännisch gebildeter Nationalökonom ist. Wir besitzen ein tiefgründiges Werk über Wirtschaft und Wirtschaftspolitik noch von Einem, der ursprünglich nicht Nationalökonomie studiert hatte: von dem Chemiker Winkelblech. Er ist bekannter unter dem Pseudonym Marlo. Alle volkswirtschaftlichen Untersuchungen hat er danach bemessen, ob sie die Bevölkerungsfrage in den Mittelpunkt ihrer praktischen Behandlung stellten. Wer hier keine klare volkswirtschaftliche Anschauung besitze, der täusche seine Leser. Diese Wahrheit bewährt sich in Naumanns Buch. Die Tatsache der wachsenden Volksvermehrung stellt er in den Mittelpunkt aller Ausführungen. Er rechtet nicht über ihr Tempo. Es handelt sich ihm nicht um eine Spielerei oder Eigenbrödelei. Aber er will es Jedermann klar machen, daß er nur dann ein Recht hat, von Wirtschaftspolitik zu sprechen, wenn er von dieser fundamentalen Tatsache ausgeht. Ein niedergehendes Volk hat doch eine andere Zukunft vor sich, als ein aufstrebendes. Die Mittel der Wirtschaftspolitik müssen sich stets nach der Bevölkerungstendenz richten. Die Kernfrage deutscher Wirtschaftspolitik lautet: Was bedarf unser wachsendes Volk an leitenden Gesichtspunkten für seine industrielle, landwirtschaftliche, kaufmännische Betätigung? Wer Politik treiben will in dem Sinn, daß sie ernste volkswirtschaftliche Interessen verfolgt, und nicht mit Parteiprogrammen arbeitet, der muß die Zukunft des Volks im Auge haben.

Um Zukunftslinien richtig zu ziehen, ist es nötig die Gegenwart zu kennen. Sehen lernen heißt die große Aufgabe. Naumann kann sehen, das ist seine große Stärke. Dazu ist vor allem Eins erforderlich, daß man die Dinge nicht zusammen*stellt*, sondern zusammen*sieht*. Viele zerreißen und komponieren, und legen sich dadurch ihr Bild zurecht. Dadurch werden die Einzelfiguren scheinbar klarer, runder. Aber sie büßen an Lebenswahrheit ein, da sie im wirklichen Leben immer nur in Verbindung und in Wirkung auf und mit einander erscheinen. Man sehe dagegen wie Naumann z. B. den Stufengang des Unternehmertums schildert. Einzelne Schnittlinien werden gezogen; einige Wendepunkte der Entwicklung scharf betont. Aber nirgends wird schablonisiert und etikettiert, sondern die ganze Mannigfaltigkeit der ineinandergreifenden Entwicklung breitet sich in ihrer ganzen Gewalt vor unserm Auge aus. Das Entscheidende ist, daß man die Tendenzen richtig erkennt. Dazu braucht es nicht nur eine Unterscheidung von Haupt- und Nebensächlichem. Ein Bildnis kann in den einzelnen Strichen ziemlich genau sein und doch nicht befriedigen, während der Meister sich mit einzelnen charakteristischen Linien begnügt und alles Andere nebensächlich, souverän, oft sogar falsch behandelt. Naumann will eben nur jene charakteristischen Linien der volkswirtschaftlichen Entwicklung herausholen, und man muß ihn so verstehen, daß er nur danach beurteilt sein will, ob ihm dies gelungen ist. Es kommt hinzu, daß man einen feinen Instinkt für das Leben haben muß, um scheiden zu können zwischen dem, was zu leben scheint, und dem, das lebenskräftig wächst. Die intime Kenntnis der Geschichtsvorgänge hilft hier allein zum richtigen Griff. Man lese einmal die Abschnitte über die Entwicklung des Staatswesens. Dort findet man mit wenigen Strichen die dauernden Linien gezogen und erhält für seine eigene Beurteilung einen Maßstab, um die verwickelten Erscheinungen der wirtschaftlichen Staatsentwicklung auf ihre Lebensfähigkeit hin zu prüfen.

*) Schöneberg-Berlin, Buchverlag der Hilfe 1906. Gebunden 5 Mk.

Allein das Alles genügt nicht, um ein gutes Buch zu schreiben. Dazu gehört anschauliche Sprache. Anschaulich freilich nicht in dem Sinn, daß man vor den Bildern die Sache nicht sieht, vielmehr so, daß man wie durchs offenes Fenster die Wirklichkeit erkennt. Naumanns Meisterschaft in der Sprache hat man schon oft bewundert. Ihre Größe wurde mir erst recht klar bei diesem spröden Stoff. Was wissen unsere Frauen und Männer viel vom wirtschaftlichen Leben! Sie stellen sich darunter einen undurchdringlichen Wirrwarr wenig greifbarer Gewalten vor, denen man möglichst bald entrinnt, um sich nur auf Zeit gezwungen mit ihnen zu beschäftigen. Daß aber in Werkstatt, Maschine, Aktiengesellschaft, Ackerbau, Handel, Fabrik, Kontor, Börse das wirkliche Leben gefaßt ist, wie das Blut in den Adern, und daß es Genuß werden kann, diesen Blutlauf zu verfolgen und die seltsamen Windungen, Verbindungen, Wechselwirkungen dieses Systems mit den übrigen zu verfolgen, das wird ihnen Naumanns Buch zeigen. Man nehme es doch nicht vor und meine, man müßte jetzt alles das einfach annehmen; sondern man lasse sich dadurch das Interesse wecken für die wirklichen Tatsachen um uns herum, daß wir nicht vor ihnen erschrecken und sie als unser wirtschaftliches Schicksal betrachten, sondern sie im Erkennen beherrschen. Freilich die Sprache allein tuts nicht. Es gehört die Empfindung dazu, daß der Führer vornehm bleibt. Er soll seinen Standpunkt haben, gewiß; er soll führen. Aber er soll die Fähigkeit nicht verlieren, andersartige Standpunkte zu verstehen. Die Tatsachen dürfen nicht so eigenwillig gruppiert werden, daß sie von vornherein das Mißtrauen des Lesers erwecken. Machen wir von da aus die Probe auf Naumanns Buch, so soll es doppelt eindringlich gesagt sein: die Abhandlungen sind derart ruhig und leidenschaftlos gehalten, daß sie jedem Leser sofort ein Gefühl der Sicherheit abnötigen. Es ist ein vornehmes Buch in jedem Abschnitt.

Was behandelt nun Naumann eigentlich? Zuerst sucht er das neue Wirtschaftsvolk auf, das infolge der Bevölkerungsvermehrung, der neuen Berufsgliederung und des Eindringens der Frau in den Wirtschaftsprozeß ein vollständiges verändertes Gesicht gegen frühere Perioden zeigt. Dann fragt er nach den Stoffen, mit welchen gewirtschaftet wird. Boden, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Holz, Eisen, Kohle werden zu lebendigen, faßbaren Größen, treten aus den statistischen Tabellen sichtbar hinein in das eigene Haus, in die eigene Stadt und zwingen uns von selbst zur lebhaften Teilnahme ihres und unseres Schicksals. Gerade in diesen Abschnitten gibt Naumanns Feder einzigartige Skizzen von Gegenständen, die man sonst gar nicht zu verstehen meint. Das Ideal der besten Materialverwertung: ein Volk, das nur vollkommen feinstgearbeitete Ware auf den Markt liefert — dieses Ideal hat Naumann aber für das deutsche Volk nicht ersonnen, sondern als Notwendigkeit seiner eigenen wirtschaftlichen Existenz erkannt.

Der dritte Abschnitt handelt vom Güteraustausch, Handel, Kapital, Eigentum, Banken, Gold, Geld, Lohn in ihrem Wechselverhältnis. Hier stoßen wir auf schwere Aufgaben. Nur wer selbst solche Begriffe und Prozesse schon durchdacht hat, weiß, wie schwierig es ist, dieselben dem Laien faßlich darzustellen, ohne daß dabei die wissenschaftliche Tüchtigkeit leidet. Wie gelingt das Naumann z. B. mit einer einzigen Unterscheidung von Herrschaftseigentum und kaufmännischem Eigentum! Aber man lese die Ausführungen selbst.

Der vierte Abschnitt redet von der Organisation der Arbeit. Hier habe ich nur einen Wunsch. *Diese Seiten möchten unsere Unternehmer lesen. Nicht als Drohung ist dies gedacht, sondern weil es unglaublich ist, welche Verleumdungen die Unternehmer über Naumann und die Nationalsozialen*

in aller Seelenruhe aussprechen, ohne daß sie sich einmal die Mühe genommen hätten, nachzusehen, was er wirklich sagt.

Der fünfte Abschnitt ist dem Staat und seiner Rolle im Wirtschaftsleben gewidmet. Meines Erachtens liegen hier die tiefsten Gedanken. Vor Allem frappiert der Nachweis von der weiten Verwandtschaft von Liberalismus und Sozialdemokratie. Beide teilen eine optimistische Gesamtbeurteilung der wirtschaftlichen Entwickelung. Beide gehen von dem Grundsatz der möglichst hohen technischen Vervollkommnung aus. Beide schreiben den Schutz und die Erhaltung der Einzelpersönlichkeit auf ihre Fahne. Handelspolitik, Geldpolitik, Verkehrspolitik, Mittelstandsfrage, Steuerpolitik, Rechtspolitik werden in gemeinsamer Tendenz von beiden Gruppen behandelt. Und trotzdem unterwirft man sich der Herrschaft des Zentrums und liefert das Vaterland einer bildungsfeindlichen kirchlichen Macht aus. Das Wesen des neudeutschen Liberalismus besteht darin, daß er eine Methode der Mitbeteiligung Aller an Leitung und Ertrag der Produktion findet, wie der politische ältere Liberalismus die Beteiligung Aller am Staat als Ziel sich vorgenommen hat.

Was Fichte einst durch seine Reden an die deutsche Nation zur Erweckung des patriotischen Denkens geleistet hat, das tut Naumann in ehrlicher, vielverkannter, unverdrossener Arbeit; sein Ziel ist die Erziehung des deutschen Volkes zur wirtschaftlichen Selbstbesinnung, damit das deutsche Volk groß im Innern und mächtig nach außen dastehe. Wer hilft mit? G Traub

---

Die Lehrerbesoldung in Preußen

1

Schon längst mußte die zunehmende Volksbildung in Preußen den aufrichtigen Freund des Vaterlandes mit schweren Sorgen erfüllen. Kein Zweifel: das Wachstum der Sozialdemokratie auf dem politischen, die maßlose Vergnügungssucht auf dem ethischen und die Unkirchlichkeit auf dem religiösen Gebiet — diese drei Seuchen, die am Marke Preußens zehren, haben ihren Grund darin, daß der breiten Unterschicht des preußischen Volkes viel, viel mehr Bildung zugeführt wird, als ihr gut ist. Bildung macht beweglich; die Unterschicht dagegen, auf welcher der starke einfältige Glaube der Kirche, die Festigkeit der Sitten, ja der ganze Bau des Staates ruht, muß stabil sein. Je höher die Anforderungen sind, die oben an unser Vaterland gestellt werden, um so unbeweglicher muß unten die Masse des Volkes werden. — Das deutlichste Symptom von der künstlichen Mobilisierung des Volkes durch Ueberbildung ist die Leutenot auf dem Lande. Hier kann man bis ins Einzelne studieren, wie die Bildung zugleich Antrieb und Hülfsmittel ist, um sich der natürlichen Arbeitspflicht gegen den Dienstherrn, dem Gehorsam des Väterglaubens und der gesunden Sittenstrenge des Landlebens zu entziehen. Wäre unsere Landjugend nicht „gebildet", wir hätten soviel fromme, ländlich-sittliche und dienstwillige Knechte und Mägde, als wir verwenden können. Die Anwendung dieses Beispiels auf alle Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens ergibt sich von selbst.

Liegen die Dinge so, dann ist es die Aufgabe einer weitschauenden inneren Politik, das Uebel an der Wurzel zu fassen und den Bildungsstand des niederen Volkes in angemessener Weise zu regulieren. Nicht mit solchen Sentimentalitäten, wie sie Herr von Lüpke in der vorvorigen Nummer dieses geschätzten Blattes andeutet, nicht aus solcher dekadenten Bewunderungsstimmung heraus, wie sie das dort empfohlene l'Houetsche Buch zu atmen scheint, nicht durch Sohnreysche Idealismen. Es handelt sich für uns um eine robuste und bewußte Realpolitik. Benutzen wir die Schule weise dazu, denjenigen Bildungsmangel zu erzeugen, welcher für die Stabilität der Volksmasse erwünscht ist! Erhalten wir dadurch die Festigkeit der Fundamente unseres Staates!

Welches ist das sicherste Mittel, um durch die Schule den Stand der Volksbildung so zu regulieren, wie man durch Schleusen die Bewässerung der Wiesen reguliert? Kein Zweifel: man muß die Lehrerbildung und die Lehrerbesoldung in die Hand nehmen.

Die Frage ist nur, ob es wohlgetan ist, die Schleusen vor der Lehrerbildung und vor der Lehrerbesoldung zugleich herabzulassen. Ich möchte von solchem Zugleich wenigstens zur Zeit noch abraten. Künftig freilich wird man darauf bedacht sein müssen, das Niveau der Lehrervorbildung so niedrig als möglich festzulegen. Jetzt aber leben wir in Kampf und Uebergang. Das erfordert besondere Maßnahmen. Nehmen wir an, daß vom Lehrer während seiner Ausbildung und bei seinem Examen möglichst wenig Wissen und Können verlangt wird: so würde sich trotz geringer Besoldung immerhin ein erheblicher Zustrom von Anwärtern des Lehrerberufes zusammen finden. Die tägliche Beschäftigung mit der Lehraufgabe erfüllte einen beträchtlichen Prozentsatz dieser Lehrer, wenn nicht mit Bildung, so doch mit Bildungsdünkel oder gar mit Bildungsstreben. Die Folge würde sein, daß durch diese Lehrer trotz ihrer niedrig regulierten Bildung doch verhängnisvolle Bildungskeime in das Volk getragen würden.

Viel sicherer scheint der Weg, den der Herr Kultusminister im Verein mit dem Finanzministerium so erfolgreich schon beschritten hat: hohe Anforderungen an die Lehrervorbildung mit möglichst niederer Besoldung zu kombinieren.*) Diese Kombination verringert zunächst die Zahl der Anwärter des Lehrerberufs erheblich (erstens durch die schlechten Aussichten, zweitens durch die lange teuere Ausbildung, drittens durch die schweren Examina); und dann wird bei diesem Verfahren der ins Amt getretene Lehrer sowohl durch Ueberarbeitung in überfüllten Schulklassen, als auch durch die kärglich-bescheidene Lebenshaltung, zu der wir ihn zwingen, sozusagen kirre gemacht und daran verhindert, ein Uebermaß von Bildung im Volke zu verbreiten. Daß eine nennenswerte Zahl von Lehrern als Ersatz für die Misere ihres bürgerlichen Lebens nun den Beruf um so idealer auffassen und um so stärker für die Verbreitung von Bildung im Volke wirken werden, fürchten wir nicht. Wir müßten keine Menschenkenner sein, wenn wir uns nicht sagen wollten, daß Ueberarbeitung und Unterernährung den jungen Leuten, zumal den etwas anspruchsvoll vorgebildeten, solche Ideen bald verleiden. Außerdem bleibt uns ja noch die Schulaufsicht, vor allem die geistliche.

Als erfreulicher Nebenerfolg dieses Systems ergibt sich obenein die große Zahl von Vakanzen. Weithin werden namentlich Dörfer ihre Lehrerstellen nicht besetzen können; und die hier heranreifenden Schüler wachsen dann glücklich ohne den verführenden Einfluß der Bildung auf. Gelingt es dann einer einsichtigen Regierung noch, die Vakanzen so zu verteilen, daß möglichst die gebildetsten Lehrer neben ihrer Klasse noch eine zweite Klasse oder gar neben ihrer Schule noch im Nachbarort eine zweite Schule zu versehen haben, so wird der Erfolg verdoppelt. Es wächst eine unverbildete lenksame Jugend auf; und wenn sie weiterhin durch die Kirche wie durch ihre Dienstherrschaft in strenger Zucht gehalten wird, so muß daraus ein lenksames Volk werden. Die Unbildung der Masse ist das Fundament der Volkswohlfahrt.

Schwierigkeiten könnten sich der Durchführung dieses Systems in Preußen durch die sogenannte Selbstverwaltung entgegenstellen. Es ist zu befürchten, daß freisinnige Städte durch hohe Lehrerbesoldung das gesamte einigermaßen verwendbare Lehrermaterial an sich zögen und das Land völlig von repräsentablen Lehrern entblößten. Das aber könnte dem einsichtigen Volksfreund denn doch nicht erwünscht sein. Man darf Nichts auf die Spitze treiben. Nicht nur die Ordnung, sondern auch die Beschwichtigung des Volkes erheischt es, daß überall einigermaßen „versehene" Schulstellen bestehen. Zudem verspricht eine konsequente Durchführung des preußischen Systems, daß es allmählich (nach Ueberwindung des gegenwärtigen Uebergangs mit seinen unvermeidlichen Härten) gelingt, alle Lehrstellen mit wahrhaft taug-

*) Ausdrücklich sei bemerkt, daß wir das Verbot des Ministers an die Seminaristen, moderne Schriftsteller wie Hauptmann und Sudermann zu lesen (welche famose Zusammenstellung!), nicht bemängeln wollen. Man kann sehr gebildet sein, und doch diese Herren ignorieren. Ich z. B. besitze eine hohe Bildung, ohne doch Hauptmann, Sudermann e tutti quanti anders als aus der konservativen Presse zu kennen.

lichen und loyalen Personen zu besetzen, die sich im Bewußtsein ihrer subalternen Stellung erfolgreich der Aufgabe unterziehen, die Jugend nach Vätersitte durch jene alten bewährten Mittel, die der sogenannten „Bildung" freilich fernliegen, an Zucht und Stabilität zu gewöhnen.

Daß die Städte unser System der Volkserziehung durchbrechen, kann nur verhindert werden, wenn man ihnen verbietet, die Lehrergehälter zu erhöhen. Ein solches Verbot aber verheißt um so mehr glücklichen Erfolg, als die Verschiedenheit der Lehrerbesoldung in Preußen außerordentlich groß ist. Die Lehrer werden hier zur Zeit (niedrig gerechnet) nach 293 verschiedenen Skalen besoldet. Da kann es nicht schwer fallen, das Divide et impera klug durchzuführen.

Keinesfalls darf das Verbot der Gehaltserhöhung, das wir wünschen müssen, zu einer Angleichung der 293 Skalen führen. Im Gegenteil! Nicht einmal der Grund, daß diese bunte Verschiedenheit der Gehälter die Seßhaftigkeit der Lehrer beeinträchtigt, kann auf uns Eindruck machen. Die Lehrer sollen heute soviel als irgend möglich hin und herwandern; denn auch das Wandern ist ein Mittel, der Volksüberbildung zu steuern. Die Mobilität der Lehrer verbürgt die Stabilität des niederen Volkes. Nur nicht in auskömmliche Stellungen, nur nicht in die Städte sollen sie abwandern! Die Stadt ist überhaupt an sich unsittlich.

Damit wir aber die Bemühungen einer einsichtigen Regierung um Erreichung dieses Zieles unterstützen können, wird es gut sein, einen Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse zu werfen mit Hilfe zuverlässigen statistischen Materials. Statistik ist zwar ein mißliches Gebiet zumal für den Unterzeichneten. Aber machen wir wenigstens den Versuch!

2

Dieser Versuch schlägt uns fehl.

Mögen wir uns zunächst darüber ärgern: eine kurze Ueberlegung wird uns doch auch hier, wie so oft, zur Dankbarkeit gegen eine hohe preußische Staatsregierung zwingen. Denn wo liegt der Grund dafür, daß wir keine zuverlässige Statistik beibringen können? Ganz einfach. Der Herr Minister hat die Beschaffung alles solchen statistischen Materials verboten.

Als kürzlich die Bewegung gegen gewisse Paragraphen des preußischen Schulunterhaltungsgesetzes um sich griff und die Lehrervereine sich daran machten, über die Anzahl unbesetzter Schulstellen, überfüllter Schulklassen, konfessioneller Zwergschulen, über sogenanntes Lehrerelend usw. usw. eine Umfrage zu veranstalten, wurde ihnen dies untersagt. Ein Ministerialerlaß verbot nicht nur private statistische Erhebungen, sondern auch jede Auskunfterteilung. Es ist ein gutes Zeichen für den bisher schon errungenen Erfolg des preußischen Systems, daß dies Verbot die Durchführung der Enquete unmöglich machte. An der Loyalität der Lehrer, zumal der Landlehrer ist jeder Versuch, trotzdem Material zu sammeln, gänzlich gescheitert. Ist es doch sogar vorgekommen, daß gewissenhafte Schullehrer das Material, welches sie aus ihrem Bezirk schon gesammelt hatten, beim Bekanntwerden des Erlasses verbrannten.

Die Zahlen, mit denen namentlich in der liberalen Presse jetzt soviel operiert wird, stammen daher fast ausschließlich aus der letzten großen amtlichen Statistik vom Jahre 1901, sind also sehr veraltet. Es ist inzwischen im liberalen Sinne viel schlimmer, in unserm besser geworden. Die Ernte der Herren Minister von Studt und von Rheinbaben beginnt zu reifen.

Wenn z. B. der bekannte Lehrer J. Tews in einem von seinem Standpunkt aus vortrefflichen Aufsatz der Gartenlaube Nr. 33 anführt, daß Preußen 104000 Schulklassen, aber nur 87000 Lehrer und Lehrerinnen, also 17000 Lehrer zu wenig hätte, und wenn er hinzufügt, daß abgesehen davon noch über $1^1/_4$ Million Kinder in überfüllten Klassen, d. h. in Klassen mit 70 bis über 150 Kindern säßen, so sind diese Zahlen inzwischen zweifellos weit überholt. Dem Staate fehlen jetzt sicher schon weit mehr als 17000 Lehrer; und die Zahl der Kinder, welche in überfüllten Klassen unterrichtet werden, ist ebenso sicher inzwischen weit über $1^1/_4$ Million gewachsen. Wer weiß, ob nicht die Tewsschen Zahlen selbst dann als überholt gelten müssen, wenn man in Betracht ziehen will, daß in Preußen die Unterweisung von drei Klassen durch zwei Lehrer und von zwei Klassen durch einen Lehrer gesetzlich begünstigte heilsame Einrichtungen sind? Wer weiß, ob nicht für die Gegenwart die Zahlenangaben des Herrn Tews auch dann zu niedrig gegriffen sind, wenn man für überfüllte Schulklassen nicht schon die Zahl 70 als Grenze annimmt, sondern sich an jenen bekannten und so segensreich wirkenden Ministerialerlaß vom 5. Mai 1873 erinnert:

Bei 80—120 Schülern ist eine Lehrerstelle, bei 120—200 sind zwei Lehrerstellen, bei 200—300 drei Lehrerstellen zur Zeit noch ausreichend.

Wer kann das wissen? Der Lehrermangel hat seit 1901 so rapide zugenommen, daß wir in überfüllten Schulklassen und im Ueberschuß der Schulklassen über die Lehrerstellen heute gewiß schon viel, viel weiter sind, als die Gartenlaube glaubt.

Ueber die Besoldung können gleichfalls nur Angaben gemacht werden, die auf das Jahr 1901 zurückgehen. (Das Gehalt der Lehrer besteht aus Grundgehalt und Alterszulagen. Das Grundgehalt soll für fest angestellte Lehrer nach dem Gesetz mindestens 900 Mark betragen. Vor der festen Anstellung gibt es etwa vier Jahre lang mindestens 720 Mark. Die Gemeinden dürfen leider die Minimalsätze des Gesetzes etwas erhöhen. In welchem Maße sie davon Gebrauch gemacht haben, zeigt die folgende Tabelle.) Es betrug 1901:

das Durchschnittseinkommen der	Grundgehalt Mk.	Einheitssatz der Alterszulage Mk.	Höchstgehalt im 32. Dienstjahr Mk.	Durchschnittsgehalt v. d. 32. Dienstjahr Mk.
34649 Lehrer ohne Kirchendienst auf dem Lande	1078	126	2212	1624
11666 Lehrer mit Kirchendienst auf dem Lande	1266	119	2337	1782
19702 Lehrer ohne Kirchendienst in den Städten	1236	172	2781	1981
1334 Lehrer mit Kirchendienst in den Städten	1423	143	2710	2043

Von dem Gehalt der Lehrerinnen und der Rektoren usw. sehe ich der Kürze halber ab.

Nach diesen Zahlen hat der Lehrer Tews in seiner Art ganz Recht, wenn er in der Gartenlaube klagt,

daß Zehntausende von Lehrern, nachdem sie sich in den ersten Amtsjahren mit einem aus Bargehalt, freier Feuerung und Landnutzung zusammengesetzten Lohn von 2 Mark täglich (vor ihrer festen Anstellung) entsprechend vorbereitet haben, ihre junge Ehe nach der Mitte der zwanziger Jahre mit 900 und 1000 Mark Einkommen begründen müssen, mit der Mitte der dreißiger Jahre 300 Mark mehr beziehen und endlich als angehende Greise mit 1800 bis 2000 Mark auf ihre Erfolge zurückblicken dürfen.

Die zunehmende Teuerung der Lebenspreise wird hoffentlich dafür sorgen, daß auch ohne die an sich wünschenswerte Herabsetzung dieser zweifellos zu hohen Gehälter die Lebenshaltung der Lehrer auf ein bescheideneres Maß, als es das von Tews geschilderte ist, noch herabgemindert wird. —

In ihren Veröffentlichungen pflegen die Lehrer darauf hinzuweisen, daß die Subalternbeamten höher besoldet seien als sie. So bezieht z. B. (nach einer Tabelle in der Broschüre „Lehrermangel und Lehrerbesoldung" von August Bielfeld in Altona, Selbstverlag 1905):

ein Postassistent	in 30 Jahren	72095 Mk.
„ Gerichtssekretär	„ „ „	83848 „
„ nichttechnischer Eisenbahnsekretär	„ „ „	92244 „
„ Bahnmeister	„ „ „	69855 „
„ Landlehrer (durchschnittlich)	„ „ „	48424 „
„ Stadtlehrer „	„ „ „	64582 „

Wir werden dazu nur sagen können, daß es gut so ist. Die begabten und tüchtigeren Elemente aus den entsprechenden Schichten des Volkes sollen den Berufen der Postverwalter, Assistenten, Sekretäre, Kassenkontrolleure, Revisoren, Bahn-

meister usw. zugeführt werden; die minderbegabten mögen Lehrer werden. Sehe ich übrigens meine Tabelle noch genauer durch, so finde ich doch wenigstens eine Klasse von Subalternbeamten, die weniger Gehalt als der Durchschnitt der städtischen Lehrer bekommt: die Lokomotivführer. Es lohnt, die Zahlen im einzelnen zu vergleichen.

	in 10 Jahren	in 20 Jahren	in 30 Jahren
Der Lokomotivführer bekommt (Ausbildung kostet 1000 Mk.)	14 860	36 030	63 400
Der Landlehrer bekommt (Ausbildung kostet 5000 Mk.)	11 602	27 934	48 400
Der Stadtlehrer bekommt (Ausbildung kostet 5000 Mk.)	14 901	36 857	64 852

Wir werden uns nicht wundern, daß gerade die Lokomotivführer und die Lehrer im Gehalte sich so nahe stehen: ist doch auch ihre berufliche Tätigkeit nahe verwandt. Es kommt bei Beiden vor allem auf die Gewissenhaftigkeit im Bremsen an.

3

Das wohlerwogene preußische System kann nur dann darauf rechnen, wirklich erfolgreich durchgeführt zu werden, wenn, im Bilde gesprochen, der Hochdruckapparat, mit dem es arbeiten muß, vollkommen dicht hält. Es bestand die Gefahr, daß einige Städte die Dichtungen des Apparates lockerten und unter Berufung auf die sogenannte Selbstverwaltung eigenmächtig seine Ventile öffneten. Schon jetzt ist das Durchschnitts-Solleinkommen der städtischen Lehrer gegenüber den Landlehrern etwa 350 Mark, das tatsächliche Durchschnittsgesamteinkommen sogar 500—600 Mark höher. Kein Wunder, daß ein Zudrang der Lehrer nach den besser besoldeten städtischen Stellen drohte.

Unser Ministerium hat aber in hervorragender Weise Abhilfe geschaffen. Es hat in den Städten soviel Lehrerinnen anstellen lassen, daß der Zustrom von männlichen Lehrkräften gegen früher sogar nicht unerheblich zurückgegangen ist. Wir freuen uns dieser Maßregel auch deshalb ganz besonders, weil darin zum unzweideutigen Ausdruck kommt, daß die Schulbehörde die weibliche Arbeit als minderwertig gegenüber der männlichen einschätzt. (Wunderbar ist nur, daß die liberalen Lehrer auf ihrem großen Lehrertage in München in diesem Punkte fast noch konservativer waren als die preußische Schulverwaltung. Aber das nur beiläufig.) Die Sache liegt so:

In dem Zeitraum von 1886 bis 1891 wurden von 4000 neu errichteten städtischen Stellen nur 1200 mit Lehrerinnen besetzt, 1891 bis 1896 von 3600 1300, dagegen von 1896 bis 1901 von 6000 Stellen 2500. ... Die ländliche Lehrerschaft ist daher in den letzten 10 Jahren noch seßhafter geworden, als sie bisher war. Im Jahre 1891 betrugen die 10 bis 40 Jahre im Dienst stehenden Landlehrer 49,44 v. H., im Jahre 1901 54,44 v. H. Dagegen war die Zahl der Lehrer bis zu 10 Dienstjahren in der gleichen Zeit von 45,70 auf 45,49 v. H. gefallen. Das heißt mit anderen Worten: die Abwanderung war verhältnismäßig zurückgegangen und der Zutritt junger Kräfte hatte sich vermindert. (Tews a. a. O.)

Der Vaterlandsfreund könnte bei aller Anerkennung dieser Verwaltungsmaßregel bezweifeln, ob sie auf die Dauer genügen würde. Da hat mit wahrhaft produktiver Genialität unser Finanzminister*) den Geist unseres Kultusministers befruchtet, sodaß sie gemeinsam ein Werk von Dauer erzeugten.

Sie ergriffen eine Gelegenheit, die ihnen das Abgeordnetenhaus bot, um den Apparat wirklich dicht zu machen. Das Abgeordnetenhaus wollte die Mindestgehälter der ersten Lehrer und der alleinstehenden Lehrer allgemein auf 1100, die der übrigen Lehrer auf 1000 Mk. aufgebessert wissen.*) Zu diesem Zweck wurden dem Kultusminister gegen seinen Willen $2^3/_4$ Millionen Mark aufgenötigt. Nachdem er sie hatte, wurde ihm klar gemacht, daß er sich keine trefflichere Handhabe wünschen könne, um auf dem Verwaltungswege die Lehrerbesoldung überhaupt nach unten zu zu regulieren.

Er verfügte am 4. Mai d. J., daß künftig Schulverbände, welche die Grundgehälter und die entsprechenden Alterszulagen noch weiter erhöhen wollen, an die Zustimmung der Regierung gebunden sind. Bevor aber eine Königliche Regierung so etwas gutheiße, solle sie „sorgfältig prüfen, ob dadurch das von der Staatsregierung verfolgte Ziel etwa gefährdet werden würde“:

Die Maßnahme zielt darauf ab auf dem Gebiete des Besoldungswesens der Lehrer und Lehrerinnen eine größere Gleichmäßigkeit und Stetigkeit herzustellen und der Landflucht der Volksschullehrer entgegenzuwirken. Daraus folgt, daß die Königliche Regierung und die ihr unterstellten Organe in der Besoldungsfrage keine Schritte unternehmen dürfen, die dies Ziel in Frage stellen könnten.

Man hat dem Kultusminister vorgeworfen, daß er seine Maßregeln mit der Landflucht der Lehrer begründe, während doch in Wirklichkeit die Landlehrer in letzter Zeit seßhafter geworden seien. Soviel Witz sollten doch die Feinde des verdienten Mannes besitzen, um einzusehen: er redet von der Landflucht cum grano salis. Die Landflucht würde sein, wenn er nicht wäre. Die Landlehrer würden zur Stadt strömen, wenn Stadt sie nicht auf dem Lande festhielte. Er hat das bisher getan, und er wird es künftig mit noch größerer Energie durchsetzen. Ja vielleicht wird er durch Kombination der Lehrerinnen-Anstellung mit der Gehalts„gleichstellung“ noch eine Stadtflucht herbeiführen. Welcher Triumph der Verwaltung, wenn es ihr gelänge die Lehrer auf dem Verwaltungswege von den städtischen Stellen auf die durchschnittlich 350 Mk. niedriger besoldeten ländlichen Stellen abzuschieben!

Der zweite Vorwurf betrifft das aus dem Kirchenamt der Lehrer fließende Stelleneinkommen. Wenn nämlich ein Lehrer mit Hülfe seiner Alterszulagen nach der Gehaltsaufbesserung ein Gehalt von 1500 Mark und darüber bezieht, so soll jeder weitere Aufbesserungszuschuß aus den $2^3/_4$ Millionen unterbleiben. Nehmen wir ein Beispiel! Ein alleinstehender Kantor mit 900 Mark Grundgehalt bekommt fürs Kantorat obenein 600 Mark aus der Kirchenkasse. Infolge der Aufbesserung würde sein Grundgehalt von 900 auf 1100 Mark erhöht. Im Ganzen also erhielte er 1700 Mark. Das ist natürlich zu viel. Infolgedessen soll seine Stelle ganz einfach nicht aufgebessert werden. Er bekommt sein altes Grundgehalt von 900 Mark, dazu seine 600 Mark fürs Kirchenamt und erfreut sich also nach wie vor des hohen Einkommens von 1500 Mark.

Daß der Kultusminister durch diese Bestimmung eine Reihe von Lehrern trotz ihrer Mehrarbeit von dem Rechte auf Mehrbesoldung willkürlich ausschließe, wird Niemand behaupten, der dem Zweck seiner Verfügung zustimmt. Aber auch der Vorwurf, den z. B. der Breslauer Lic. Martin Schian in seiner Preußischen Kirchenzeitung Nr. 29 Sp. 459 erhoben hat, daß der Staat hier Kirchengelder, um sich selbst Ausgaben zu sparen, zu Staatszwecken verwende, wird man nicht aufrecht erhalten können. Und wenn vollends der genannte Schian in seiner bekannten agitatorischen Zügellosigkeit die Kirchenbehörde aufreizt, als müsse sie gegen dieses Vorgehen kräftig Einspruch erheben, so sollte er sich doch sagen, daß der Kirche kein größerer

*) Als Regierungspräsident in Rheinland hatte seinerzeit unser jetziger Finanzminister mit der Durchführung des Bosseschen Lehrerbesoldungsgesetzes viel Arbeit. Nahe bei einanderliegende Orte, ja Schulverbände derselben Ortschaften beschlossen oft ganz verschiedene Grundgehälter und Alterszulagen. Da mußte die Regierung eingreifen. Es ging doch nicht, daß in einer und derselben Stadt die evangelischen Lehrer (von der reichen evangelischen Schulsozietät) 1500 Mk. Grundgehalt, die katholischen (von der armen Kommune) 900 Mk. Grundgehalt nebst entsprechend verschiedenen Zulagen erhielten! Ein kulturseliger Präsident hätte nun natürlich die Verschiedenheit benutzt, um dem Staat hohe Zuschüsse abzuzwingen. Er hätte gesagt, die Ausgaben des Staates für die Volksbildung seien mindestens so produktiv wie sein Aufwand für die Armen. Und er hätte den Fiskus so lange molestiert, bis er die ärmeren Gemeinden instandsetzte, dieselben Lehrergehälter, wie die reicheren Gemeinden zu zahlen. Herr von Rheinbaben aber hatte gesündere Grundsätze. Er molestierte die opulenten Schulverbände; er zwang sie, die aufgeknöpften Taschen schleunigst wieder zuzuknöpfen, und er legte so auf die abgestellten Ventile der Volks„bildung“ mit fester Hand die Plombe der Regierung. Das Geschrei der betroffenen Lehrer war schon damals ebenso laut — als erfolglos. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sich dadurch hätte beirren lassen?

*) Sollte ein Leser etwa auf den Verdacht kommen, daß die Lehrer nach dieser Aufbesserung wirklich überall mit mindestens 1000 Mark anfangen, so können wir ihn beruhigen. Wer weniger als ca. vier Jahre im Dienst steht, erhält nach dem Gesetz nur $^4/_5$ davon, also ein Mindestgehalt von 800 Mark.

Dienst geschieht, als wenn der Lehrerstand in Stadt und Land zu kärglicher und bescheidener Lebenshaltung gezwungen wird. Denn nur dann kann es in unserm Vaterlande wie in der Kirche besser werden, wenn in der Volksschulstube und im ganzen Lehrerhause heute wieder derselbe Arme-Leute-Geruch einzieht, der durch die verkehrten Maßnahmen des neunzehnten Jahrhunderts daraus zu weichen begann, wenn die Lehrer wieder, wie vor 150 Jahren, in ihrer Bildung und ihren Ansprüchen den ausgedienten Korporals der Preußenkönige gleichgestellt werden, kurz wenn für die Volksschule das glorreiche altpreußische fridericianische Zeitalter vor der Aufklärung und vor den Freiheitskriegen wiederkehrt.

Friedrich Michael

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen (Die Schriften des Neuen Testaments)



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 42 Marburg i. H., den 18. Oktober 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Aus der Schule der Selbsterziehung

Dem Tagebuch eines vergangenen Jahres entnommen

Das tiefste Leid des edlen Menschen ist, daß er nicht besser ist, zumal er es täglich erlebt, daß Besser-sein die Bedingung ist für Besseres leisten. Da kann dann ein tiefer Schmerz die Seele aufwühlen, wenn man Worte wie „Vollkommenheit", „Reinheit", „Heiligkeit" nur hört. Da kann, wenn uns nur von einem edlen Menschen erzählt wird, ein ganzes Glockengeläute der Sehnsucht im Herzen aufwachen und so ergreifend rufen, als ob eine ferne Heimat nach uns verlangte. Da wird uns das Lob Anderer zur Beleidigung und wir gehen in unser Zimmer mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Beschämung, Zorn und Traurigkeit.

* * *

Treue gegen unsre höchsten Augenblicke, das ist die einzige Treue, die zuletzt von uns verlangt werden kann, und der geradeste Weg zu unserer Bestimmung und Vollendung. Kaum ein Mensch, der nicht so hohe Augenblicke erlebt hätte, daß sein Leben hätte bedeutend sein können, wenn es von diesen Augenblicken dauerndes Licht empfangen hätte. Eine Frage, die wir darum keinen Abend versäumen sollten, an uns zu stellen: Welches sind die höchsten Augenblicke gewesen, die deine Seele heute erlebte?

* * *

Die weitaus größere Mehrzahl der Augenblicke unseres Lebens werden keine „höchsten Augenblicke" sein. Man kann, wie bei der Entwicklung der Menschheit, nur dafür sorgen, daß das Niveau höher wird, indem man 1. die Beschämung über die jeweils niedrigsten Augenblicke unsres Lebens immer so tief als möglich empfindet, 2. die höheren und höchsten Augenblicke zu steigern, zu mehren und tiefer auszukosten sucht, 3. die Eroberungen der höchsten Augenblicke innerlich festzuhalten und zu dauernden Gewohnheiten zu gestalten sich bemüht, 4. die Sehnsucht nach solchen Augenblicken immer lebendiger werden läßt, 5. durch häufiges Gedenken an diese Augenblicke das niedere Leben emporziehen und wie von Sonnenstrahlen auffaugen läßt.

* * *

Der sinnliche Mensch lebt ganz im Augenblick, der höchstgeistige Mensch lebt auch ganz im Augenblick, nur mit dem Unterschied, daß dieser es tut mit der Erfahrung seiner gesamten Vergangenheit und mit dem Blick auf die fernste Zukunft.

* * *

Man soll den Ehrgeiz besitzen, alles Gute, was es in der ganzen Welt gibt, seiner Seele zugute kommen zu lassen. Damit wird man genug zu tun haben sein Leben lang.

(Fortsetzung folgt)

Sind wir überhaupt Christen?

Eine ernste Frage an Positive und Liberale

Wenn ein alter Leser der Christlichen Welt einmal aus der Reihe der bloßen Leser heraustritt, so tut er es nur, um zu fragen und die um Antwort zu bitten, die diese Frage sich ebenso ernsthaft gestellt und eine befriedigende Lösung gefunden haben. Den Anlaß bot der in Nr. 28 abgedruckte Aufsatz des Superintendenten Krückeberg und die Bereitwilligkeit der Christlichen Welt zu weiterer Verhandlung des Gegenstandes.

Ich gedenke nicht, in dieser Fehde zwischen „Positiv" und „Liberal" auf eine der beiden Seiten zu treten; ebensowenig leitet mich die Absicht, eine Verständigung zwischen den Streitenden zu suchen. Aber wenn meine Frage in ihren praktischen Folgen auf ein weites Gebiet gemeinsamer Aufgaben und Probleme hinweisen sollte, so würde ich darin einen erfreulichen Nebenerfolg sehen. Vielleicht erkennen wir Beide, Positive und Liberale, in unserem Christentum einen gleichen, uns gemeinsamen Mangel so fundamentaler Art, daß wir über der gemeinsamen Not den Hader vergessen oder doch zurückstellen, wie zwei feindliche Nachbarn, die die Grundmauern ihres Hauses bedrohlich gelockert sehen und in gleicher Not einträchtig auf Hilfe sinnen.

Je größer der Riß, um so radikaler muß der Umbau sein. Vermittlungen verfangen nicht mehr viel in dem kirchlichen Streit unserer Tage. Vielleicht, daß Erschütterungen der beiderseitig so sicher scheinenden Fundamente die Streitenden zunächst zur Selbstvertiefung führen und dann unter der Last neuer Probleme näher zu einander rücken. Die Richtung, in der solch versöhnend Neuland zu suchen wäre, hat meines Erachtens Superintendent Krückeberg durchaus richtig angegeben mit dem Hinweis auf das praktische Christentum. Hier in der Tat wird sichs entscheiden, wo das echte Christentum ist, hier „im Wettkampf des Glaubens, der in der Liebe tätig ist." Die theologische Forschung, die religiöse Spekulation in Ehren; wenn sie sich dem tätigen Christentum gegenüber verselbständigen, sind sie zum mindesten als Maßstab für unsere Christlichkeit unbrauchbar. „Frömmigkeit" in Ehren; sie ist Nichts, ist Verderb ohne den praktischen, nüchternen Erweis ihrer ungeheuchelten Wahrhaftigkeit.

Sind wir überhaupt Christen? Krückebergs warmherzige Ausführungen leiten uns an, die Beantwortung dieser Frage in den Werken der christlichen Liebestätigkeit, in Gemeindearbeit, äußerer und innerer Mission und dergleichen zu suchen, und D. Rade folgt ihm auf dieses Gebiet. So sehr ich in diesen Ausführungen die praktische Absicht begrüße, so wenig vermag mich der dort aufgerichtete Maßstab für die Beurteilung unserer Christlichkeit zu befriedigen. Sollte wirklich meine Teilnahme an Institutionen der Kirche und der christlichen Gesellschaft so nennenswert in die Wagschale fallen, wenn es sich um die Frage nach der Echtheit und Kraft meines per-

sönlichen Christentums handelt? Gewiß kann das Gedeihen solcher Einrichtungen ein erfreuliches Zeichen für das Christentum einer Zeit, einer Richtung sein, aber losgelöst von ihrem Träger, von dem religiösen Individuum, kann ihre Hochschätzung nur abschwächend wirken auf den Ernst der Frage nach der Kraft und Wahrheit persönlichen Christentums. Ob ich Christ bin, wie weit ich es bin, entscheidet sich nicht nach dem Grade meines „Interesses“ an christlichen Einrichtungen, einer fast durchweg relativen Teilnahme, sondern allein nach meiner persönlichen Stellungnahme zu den absoluten Maßstäben christlicher Lebensauffassung. Haben wir es jemals versucht, an unser „praktisches Christentum“ einen absoluten Maßstab anzulegen? Haben wir, um gleich auf den Kern des praktischen Christentums zu kommen, je gefragt nach den konkreten Folgen einer Anerkennung des vornehmsten Gebotes: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst?“ Ich kann mich hier nicht auseinandersetzen mit den Theologen, die jenes Wort nicht in seinem schlichten Sinn stehen lassen und ihre Definition der christlichen „Liebe“ anderswoher holen. Mögen sie historisch im Recht sein oder nicht, soviel steht fest: Wenn Jesus nicht eine Liebe zum Nächsten wie zu mir selbst gepredigt hat, dann gibt es eine höhere Ethik als die seine, dann laßt uns über ihn hinwegschreiten! Wunderbar nur, daß dann unsere neue, bessere Ethik sich zufällig deckt mit dem einfachen Wortsinne jenes Herrenspruches!

Haben wir angesichts dieses Grundaxioms der Ethik Jesu das Recht, uns Christen zu nennen, auch nur programmatisch als solche zu bezeichnen? Ich beschränke mich ausdrücklich auf die programmatische Bedeutung des Christennamens. Nicht daß wir tatsächlich dem sittlichen Ziele noch fern stehen, ist das eigentlich Bedenkliche, sondern daß wir den wesentlichen ethischen Inhalt des Christentums noch nicht einmal in unser Programm aufgenommen haben.

Wir sehen uns beständig umgeben von einem Abgrund sozialer und sittlicher Not. Wie vereinigt sich unsere Selbstbezeichnung als Christen mit der Tatsache, daß wir, „Positive“ und „Liberale“, mit vielleicht verschwindenden Ausnahmen, angesichts dieser schreienden Not so ohne Bedenken der äußeren Lebensführung der sogenannten gebildeten, um nicht zu sagen, besitzenden Schicht uns anschließen können, daß wir in tausend Fällen nur dann und nur so lange auf diese Lebensführung verzichten, als uns die materiellen Mittel dazu versagt sind? Ich will die verwickelte Frage nach dem Begriff des „Luxus“ hier nicht aufrollen, genug, wenn seine Tatsache feststeht, und wenn wir, die gebildeten und die besitzenden Christen, es leichten Herzens über uns bringen, die uns „rechtlich“ zustehenden Mittel, nach Abzug eines verhältnismäßig geringen Bruchteils für „gute Zwecke“, für persönliche Bedürfnisse zu verwenden, die zu dem Zweck der Erhaltung und Erhöhung unserer Arbeitskraft in sehr entfernter, ja in gar keiner Beziehung mehr stehen. Vielleicht sagt Jemand: ich habe Konzert und Theater nötig zur Bewahrung meiner geistigen Spannkraft und Leistungsfähigkeit. Ich will mit ihm nicht rechten; ich selbst und ohne Zweifel bei weitem die Meisten unter uns würden ohne Konzert und Theater wohl Etwas, vielleicht Viel entbehren, aber an Kraft und Freudigkeit zum Beruf durchaus Nichts einbüßen, sicher Nichts einbüßen müssen. Der Kunstgenuß erhebt uns ästhetisch, vielleicht auch sittlich — wirklich sittlich? Auch dann „sittlich“, wenn wir den der Kunst geopferten Taler den sittlich und sozial Unglücklichen um uns herum entziehen? Entziehen nicht im Rechtssinne, wohl aber in dem Sinne, in dem der reiche Mann dem armen Lazarus Etwas entzieht, wenn er an dem Daliegenden vorübergeht zur reich besetzten Tafel, meinethalben auch zu „edlen Kunstgenüssen“.

Der Mißklang wird um so greller, je mehr wir nicht die geistige, sondern die materielle Seite unserer „gehobenen“ Lebenshaltung ins Auge fassen, den Komfort in Wohnung, Kleidung und Lebensweise. Diese „gute Marke“, diese Vergnügungsreise, diese kostbare Zimmereinrichtung ist mir nicht Sünde, wenn ich Nichts davon weiß, daß rings um mich Tausende im Elend liegen, die meine und aller Glücklicheren entsagungsvollste Hilfe dringend bedürfen. Wenn ich aber davon weiß? Und wir wissen alle davon. Darf ich auch dann noch jene Genüsse für mich beanspruchen? Ja, ich darfs, wenn ich redlich genug bin, auf den Christennamen zu verzichten.

Ich muß es dem Leser überlassen, den hier nur skizzenhaft hingeworfenen Gedanken fortzuspinnen und zu vervollständigen. Erwägungen über die beste Methode der Hilfeleistung dürfen hier ausscheiden, das Nachdenken über das im konkreten Einzelfalle überaus schwer zu bestimmende Maß persönlichen Opfers wäre hier noch verfrüht. Nur das Prinzip steht zunächst zur Frage. Das aber ist in dem Gesagten hoffentlich deutlich genug gekennzeichnet, daß ich die Eingangsfrage jetzt etwas enger formulieren kann: Sind die ethischen Normen des Christentums, insbesondere ist das Wort Jesu „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ absolut oder bloß relativ zu verstehen? In unserem wissenschaftlichen Denken dringt der Relativismus langsam vor. In den Bemühungen um das Verständnis des Christentums wird heiß um ihn gestritten. Ich kann über seine Bedeutung im Ganzen kein Urteil fällen. Aber auf einem Gebiet brauchen wir Klarheit wie das tägliche Brot: Gibt es auch im Ethischen keine absoluten Normen, nicht einmal absolute Normen im Sinne der sittlichen Erkenntnis unserer Zeit? Ist insbesondere die christliche Norm der Nächstenliebe eine bloß relative? Bildet die Idee der Nächstenliebe nur einen unter den Faktoren des christlichen Lebensideals, und zwar einen solchen, der sich gegebenen Falls mit widerstrebenden Faktoren vertragen, mit ihnen paktieren dürfte? Hat die Nächstenliebe sich friedlich einzufügen in die Harmonie einer Entwicklung aller in mir liegenden irgendwie „edlen“ Triebe und Strebungen? Oder ist sie ein brennend Feuer, das alles Widerstrebende um sich verzehrt? Ist sie m. a. W. eine absolute Norm?

Mir erscheint der gegenwärtige Zustand der Christenheit, und gerade ihres gebildeteren und nachdenkenden Teils, nachgerade unerträglich, weil durch und durch unwahr. Man faßt die ethische Grundnorm absolut in der erbaulichen Rede, im Leben relativ. Man sieht nicht den Widerspruch, der darin liegt, daß man sich auf der „Rechten“ und „Linken“ an der christlichen Ethik religiös erbaut, in der Prosa des Lebens aber sie ihres Normcharakters überall da entkleidet, wo sie allzu revolutionierend wirken würde. Denn revolutionieren würde sie, absolut gefaßt, unsere ganze Lebensweise, unsere ganze Gesellschaft, ja unsere Kultur. Rein von innen heraus, ohne alle Machtmittel würde sie in das Leben unserer gesellschaftlichen Schichtungen überraschend ausgleichend eingreifen, sie würde ganze, an sich edle Kulturströmungen so lange unerbittlich zurückdrängen, als diese nur oder vorwiegend von einem Teile der Christenheit auf Kosten des anderen gepflegt werden können, so lange die Not der Brüder uns ihren Genuß ermöglicht. Sie würde heute so revolutionierend wirken, wie das Eintreten Christi in die Geschichte die Welt revolutioniert hat. Sollten wir vielleicht nur deshalb einer allzu ernsthaften Auffassung jenes Wortes von der Nächstenliebe aus dem Wege gehen, weil uns vor den Konsequenzen bangt, vor den Konsequenzen auch für unsere individuelle Lebensgestaltung? Die Ethik des Haushaltungsbuches ist in der Tat ernster als die des Tagebuches und der religiösen Rede.

Es ist vielleicht bezeichnend, daß die innere Mission, die moderne Repräsentantin der christlichen Liebestätigkeit, sich zu äußerer Blüte erst entwickeln konnte, nachdem die Rechtswissenschaft in dem modernen Verein dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben hatte, sich mit einem kleinen Bruchteil seiner Persönlichkeit an einem Gemeinschaftszwecke zu beteiligen. Die wirkliche, volle Hingabe an die Liebesübung war damit von den Schultern der natürlichen Person (hier: des einzelnen Christen) auf die der juristischen Person (des christlichen Vereins) übertragen. Was das abstrakte Rechtsgebilde der juristischen Person ganz ausfüllte, der Zweck der Liebesübung, belastete das christliche Vereinsmitglied mit einem Jahresbeitrag von einigen Mark oder Pfennigen. Berufsarbeiter übernahmen gegen Gehalt die Pflicht der tätigen Nächstenliebe. Das ist eine natürliche und an sich durchaus nicht beklagenswerte Entwicklung. Aber die Einrichtungen der inneren Mission als Tat-

beweis für die Echtheit des Christentums ins Feld führen, das scheint mir dasselbe zu sein, was die Kirche des Mittelalters tat, wenn sie in den Mönchsorden einen besonderen Stand mit der Darstellung des katholischen Lebensideals beauftragte, um in der übrigen Christenheit den ethischen Relativismus offiziell anzuerkennen. Ist es nicht hohe Zeit, daß der protestantische Gedanke des allgemeinen Priestertums auch in der Ethik ernsthafte Anwendung findet? Die Väter und Vorväter der inneren Mission, ein Pestalozzi, ein Wichern haben ihn in ihr persönliches Christenprogramm aufgenommen, und es würde eine Ungerechtigkeit gewiß gegen manchen Heutigen in sich schließen, wollten wir dies unserer Zeit schlechthin und ausnahmslos absprechen. Das ändert aber Nichts an der Tatsache, daß wir, die Masse der „religiös interessierten Gebildeten", uns dieser Seite unseres allgemeinen Priestertums noch nicht bewußt geworden sind. Und dieses Urteil muß so lange bestehen bleiben, als uns der Geist Christi nicht dazu befähigt hat, mit der in ihren Grundlagen durchaus egoistischen Lebenshaltung unserer Bildungsschicht zu brechen, als wir noch „edle Genüsse" für uns beanspruchen können, während unser Nächster unserer Hilfe bedürftig am Wege liegt.

Voraussetzung für dieses Urteil bildet, wie gesagt, der Glaube an die absolute Giltigkeit des christlichen Grundgebotes. Oder ist es vielleicht doch nur relativ, ist das Christentum doch nur Kulturelement, auch in seinem ethischen Grundgedanken? Dann laßts uns doch alle ehrlich aussprechen, was ehrliche und ernste Männer schon ausgesprochen haben: Wir sind Christen, aber nicht ganz, könnens, wollens nicht ganz sein.

Ich meine natürlich nicht, daß Superintendent Krückeberg und D. Rade die Beteiligung an den Einrichtungen der „christlichen Liebestätigkeit" zum ausschlaggebenden Kennzeichen echten Christentums erheben wollen. Sie haben die ethische Frage im engeren Sinne überhaupt nicht behandelt, sondern nur nach einem Maßstab gesucht für die Vergleichung der rechts und links geleisteten praktischen Christenarbeit. Zu einem solchen eignete sich das statistisch unfaßbare persönliche Christentum selbstverständlich nicht. Sie brauchten einen objektiven, äußerlichen Maßstab, und als solcher bot sich die „christliche Liebestätigkeit" ungesucht an. Es liegt mir fern, diese Methode zu bemängeln. Aber daß wir angesichts der brennenden Frage nach wahrem Christentum diese Einrichtungen so ernst nehmen, ernst nehmen müssen, wollen wir nicht Pessimisten werden, das ist der tieftraurige Eindruck, den solche Auseinandersetzungen hinterlassen. Was haben wir aus dem königlichen, nein, aus dem revolutionären Gebot von der Nächstenliebe gemacht! Ein friedliches, kleinbürgerliches Abzahlungsgeschäft, das sich behaglich zurechtfindet in einer praktischen Lebensgestaltung, die dem Geiste jenes Königswortes geradewegs entgegengesetzt ist.

Darum noch einmal meine Frage: Ist der Grundsatz der christlichen Nächstenliebe wirklich absolut verpflichtend? — Wenn er es ist, sind wir dann Christen? Wollen wir überhaupt Christen sein?

Georg Koch

Moderne Theologie und evangelisches Kirchenlied

Ein Landpfarrhaus in der fruchtbaren Aue eines großen deutschen Stromes, fernab von allem Weltverkehr, aber eine Pflegestätte des regsten geistigen Lebens. Lange war ich nicht dort gewesen, eben weil es so abseits liegt. Um so herzlicher war der Empfang, als ich auf flinkem Stahlroß endlich doch wieder einmal darin einkehrte.

„Wie wird sich mein Mann freuen, daß ein so lieber Gast gekommen ist!" rief die Frau Pastorin, nachdem sie mich freudig willkommen geheißen und in das Haus geführt hatte.

„Ja, ist er denn nicht zu Hause?" fragte ich.

„Er ist nur über den Strom gefahren, um unser Enkelkind zu holen, das uns heute unsere Kinder schicken. Aber er muß bald zurück sein."

Und im selben Augenblick wurde es draußen im Hausflur laut. Die Tür öffnete sich und hereinsprang leichtfüßig ein 3 bis 4jähriger Knabe, hing sich der Großmutter um den Hals und begrüßte sie stürmisch. Ihm folgte der Großvater, mein alter, lieber Freund, und die helle Freude leuchtete ihm aus den treuen Augen, als er mich sah. Und war unsere gegenseitige Begrüßung auch nicht so stürmisch, als die zwischen Großmutter und Enkel, so war sie doch nicht weniger herzlich.

Bald saßen wir nun am Kaffeetisch draußen in der Veranda, zu unseren Füßen den großen Pfarrgarten mit seinen leuchtenden Blumen und schwerbeladenen Fruchtbäumen. Der Knabe tummelte sich in den schattigen Laubgängen, und wir plauderten von allerlei Familiensorgen und Familienfreuden. Aber ehe wir uns dessen versahen, war das Gespräch vom Alltäglichen hinübergeglitten in das Gebiet des Geistigen. Der allen höheren Dingen erschlossene Sinn der Frau Pastorin brachte das, wie immer so auch heute, nun einmal so mit sich.

Am Tage vorher war Pfarrkränzchen gewesen. Da hatte ein Mitglied den soeben erschienenen Artikel Krückebergs in der Christlichen Welt zur Sprache gebracht, in dem der geistliche Liederschatz der evangelischen Kirche als eine Frucht der sogenannten positiven Theologie und also gewissermaßen als Sondergut der Altgläubigen in Anspruch genommen wird. Der Artikel hatte eine tiefe Erregung hervorgerufen.

„Nun will man uns wohl schon unsere Kirchenlieder nehmen!" hatte es geheißen.

Es war die Nachwirkung dieser Kränzchenverhandlungen, daß auch wir jetzt alsbald bei demselben Gegenstand waren. Mein Freund und ich waren einig in der entschiedensten Zurückweisung jenes Anspruches. Wir behaupteten, der Quell des evangelischen Kirchenliedes sei noch nicht versiegt. Er sei bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Auch die moderne Theologie sei imstande, Lieder hervorzubringen, die sich mit den Liedern der älteren Zeiten wohl messen dürften. Wir beriefen uns für unsere Behauptung auf Gedichte, wie sie ja auch die Christliche Welt von Zeit zu Zeit bringe. Darunter seien manche, die wir uns wohl als von der Gemeinde im Gottesdienst gesungen vorstellen könnten. Zwar seien uns die Dichter und Dichterinnen persönlich unbekannt, aber wir hätten doch Grund, anzunehmen, daß sie sich der modernen Richtung zuzählten.

Aber die Frau Pastorin wollte das nicht gelten lassen. „Mir ist oft so bange bei Eurer Theologie", sagte sie. „Macht die Kritik zu warmer, religiöser Empfindung und zu dichterischer Darstellung warmer, religiöser Empfindungen nicht unfähig?"

Betroffen sahen wir, mein Freund und ich, uns an. Stand es so, daß wir mit unserer Theologie ein Gegenstand der Sorge sein mußten? Wir konnten den Worten der Frau Pastorin gegenüber nicht ohne ernste Ergriffenheit bleiben. Aber bei strenger Selbstprüfung glaubten wir doch, widersprechen zu dürfen. „Sehen Sie denn das Wesen der modernen Theologie lediglich in der Kritik?" fragte ich. „Die Kritik ist doch nur die eine Seite dieser Theologie. Sie schafft uns doch gerade die Grundlage zu recht eigentlich positiver Arbeit. Warum sollte sie da nicht auch zu dichterischer Darstellung religiöser Empfindungen und Gedanken befähigen?"

Aber die Frau Pastorin war noch nicht beruhigt. Sie sagte: „Ich bin ja nur eine arme, unwissende Frau und will mich gern belehren lassen. Könnten mir die Herren nur die Gewißheit geben, daß ein Dichter von heute imstande wäre, ein Lied voll so fröhlicher Glaubensgewißheit zu dichten, wie das Lied »Ich weiß, an wen ich glaube!«

„Sie zählen also Ernst Moritz Arndt zu den Positiven?"

„Ja, gehört er denn nicht zu ihnen, da er doch ein so glaubensfrohes Lied gedichtet hat?"

„Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten", entgegnete ich, nicht ohne ein Lächeln zu unterdrücken über den circulus vitiosus, in den sich die Frau Pastorin in ihrem Eifer hineingeredet hatte. „Zu Arndts Zeiten war ja der Gegensatz, den wir heute mit den Worten »Positiv« und »Modern« bezeichnen, auch vorhanden. Aber er war doch in anderer Weise ausgeprägt, und es ist deshalb schwer, zu sagen, zu welcher Richtung sich Arndt heute zählen würde. Das ist ja bekannt, daß er an Bunsens Seite scharf gegen die Reaktion im politischen,

kirchlichen und wissenschaftlichen Leben, gegen Stahl, Hengstenberg und Ketteler gekämpft hat. Es ist mir gerade in diesen Tagen ein prächtiges Wort von ihm in die Hände gefallen, das mir so wohlgefiel, daß ich es mir aufbewahrt habe. Sie erlauben, daß ich es vorlese. Es lautet: »Das weiß ich und hoffe ich, daß wir eben durch unsere Wissenschaftlichkeit, durch das Alles durchbohrende, Alles zerschneidende und vergeistigende Wort mehr und mehr zu der ältesten Einfalt der Lehre und des Dienstes, mehr und mehr zu der stillen Verschweigung und Anbetung des zwischen Gott und Menschen ewig empfundenen, aber nimmer begriffenen Mysteriums gelangen werden, worauf alle Religion ruht, und vor allen Religionen die christliche Religion ruht.« So schreibt Ernst Moritz Arndt, und gerade aus diesem Wort können Sie sehen, wie scharfe Kritik zu positiven Resultaten führt, wie die Begriffe »Kritisch« und »Positiv« nicht Gegensätze zu sein brauchen. Gerade darum dürfen wir ihn doch wohl als einen der Unsrigen ansprechen. Und dieser Mann hat das Lied »Ich weiß, an wen ich glaube« gedichtet. Liebste Frau Pastorin, leichter hätten Sie uns ja den Beweis dafür, daß auch die kritisch gerichtete Theologie der Modernen glaubensfreudige Lieder hervorbringen könne, gar nicht machen können, als indem Sie sich auf Ernst Moritz Arndt berufen."

War die Frau Pastorin nun überzeugt? Zu einer Entgegnung kam sie nicht, denn jetzt machte ihr Enkel unserer Unterhaltung ein gewaltsames Ende. Er kam aus dem Garten zur Veranda heraufgesprungen und forderte von der Großmutter Spielzeug. Das untätige Umherstreifen war ihm langweilig geworden.

Da mußte die Frau Pastorin wohl gehorchen und mit ihm nach Spielzeug auf die Suche gehen. Auf dem Hausboden fand sie das Schaukelpferd, das einst ihre Söhne getummelt hatten. Es war zwar — wie so manches altkirchliche Lehrstück im Inventar der heutigen positiven Theologie — an Kopf und Schwanz nicht mehr so ganz vollständig, aber der Freude des Enkels tat das keinen Abbruch. Kühn schwang er sich hinauf und fing so heftig an zu reiten, als müsse er heut noch mindestens hundert Meilen zurücklegen.

Für mich aber kam allgemach die Zeit der Heimkehr, denn der Tag neigte sich, und mein Weg war weit. So rüstete ich mich denn zum Aufbruch und nahm Abschied von dem gastlichen Pfarrhause. Scheidend aber drückte ich der Frau Pastorin warm die Hand und dankte ihr herzlich für die Sorge, die sie um uns Kritische bezeugt hatte. Ich versprach ihr, daß diese Sorge mir allezeit eine ernste Mahnung zu strengster Kritik meines Glaubensstandes sein solle.

Sie lehnte jedoch diesen Dank mit den Worten ab:

„Ich habe zu danken, denn ich fange nun an zu glauben, daß auch die moderne Theologie zu fröhlicher Glaubensgewißheit führt. Da wird sie ja wohl auch imstande sein, dieser Glaubensgewißheit im Liede Ausdruck zu geben, das sich vor den Liedern der alten Zeit nicht zu verstecken braucht. Herzliche Grüße daheim und auf baldiges Wiedersehen!"

Noch ein kurzer Gruß, und dann trug mich das Rad um die Ecke des Pfarrgehöftes hinaus in den dämmernden Abend.

Meyer

Richard Wagners Parsifal in religionsgeschichtlicher Beleuchtung

1. Wagners Parsifal; 2. Der Gral; 3. Parzival; 4. Klingsor und Kundry; 5. Gral und Parzival bei Wolfram von Eschenbach; 6. Zusammenfassung durch Richard Wagner

Wundervolle Märchenwelt
Steig auf in der alten Pracht!

Es ist eines der Hauptverdienste der Romantik, unsre Blicke in die Vergangenheit unsres Volkes zurückgelenkt und zum ersten Mal nach Jahrhunderten den Anstoß gegeben zu haben, die Schätze seiner Legenden, Sagen und Mythen wieder zu heben. Ja, die Brüder Schlegel sind auch unter den Ersten gewesen, welche dem Winke Wielands gefolgt sind:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!

Sie haben es verstanden, das Interesse des Occidents für den Orient, zumal für das Märchenland Indien, zu gewinnen.

Man braucht nur den Namen Tannhäuser, Lohengrin, Ring des Nibelungen, Tristan und Isolde zu nennen, um sich daran zu erinnern, wieviel Richard Wagner, der Romantiker, von dem noch die Gegenwart aufs tiefste beeinflußt ist, der deutschen Vorzeit verdankt. Daß er auch indische Stoffe verarbeitet hat und in der indischen Gedankenwelt zu Hause war, ist weniger bekannt. Beide Kreise, der germanische und orientalische, und zwar sowohl der vorderasiatische, als der indische, berühren sich im Parsifal. Es wird sich deshalb verlohnen, Wagners großes Bühnenweihfestspiel einmal in religionsgeschichtliche Beleuchtung zu stellen und zu untersuchen, woher Wagner die verschiedenen Sagen- und Mythenstoffe, die im Parsifal sich verweben, teils bewußt, teils unbewußt entlehnt, und wie er es verstanden hat, aus ihnen ein neues Ganze zu schaffen.*)

Dieses Ganze gilt es zunächst zu überblicken.

1

Der Inhalt des Wagnerschen Musikdramas läßt sich in wenigen Sätzen darstellen.

Auf einem felsigen Waldberge liegt die Gralsburg Montsalvat. Dort haust unter der Herrschaft Titurels und seines Sohnes Amfortas eine Ritterschaft zur Hut der heiligen Lanze, mit der einst Longinus die Seite des Herrn durchbohrte, und des Grals, des heiligen Gefäßes, welches irdische Speise und irdisches Leben und himmlische Güter seinen Hütern verleiht. Der Gral und seine Ritter stellen eine Art Reich Gottes auf Erden dar.

Montsalvat gegenüber hat der Zauberer Klingsor seine Burg gebaut und die riesige Oede in einen Zaubergarten verwandelt. Er ist der Vertreter der Welt und ihrer Lust. Einmal wollte er — im Anblick der Gottseligkeit der Gralsritter — Buße tun für seine Weltlichkeit und Sinnlichkeit. Er wollte sie von Grund aus ausrotten und beraubte sich selbst seiner Männlichkeit. Nun klopfte er an die Gralspforte, um in die heilige Ritterschaft aufgenommen zu werden. Er wurde abgewiesen, weil er die Sinnlichkeit mit Gewalt und nicht durch innere Läuterung ertötet hatte. Nun schäumte er vor Wut und sann auf Rache. Die Gralsritter wollte er vernichten und den Gral an sich reißen. Schon hatte er eine Anzahl seiner Feinde durch die Macht der Sinnlichkeit verführt, da machte sich König Amfortas selbst auf, um den Gegner zu vernichten. Aber auch er unterlag den Verführungskünsten der dämonischen Kundry. Klingsor entreißt ihm den heiligen Speer und bringt ihm eine Wunde bei, die nie sich schließen will. Nur eine Hoffnung bleibt dem fast Verzweifelnden: die mögliche Erlösung durch den „reinen Toren" — Parsifal — wie Wagner im Anschluß an Görres den Namen fälschlich schreibt und deutet. — Eine leuchtende Inschrift am Gral hat auf sein Kommen hingewiesen:

Durch Mitleid wissend...
Der reine Tor,
Harre sein,
Den ich erkor.

Hier setzt das Drama ein, das man nach diesem Spruch einfach disponieren kann: Thema des Parsifal: „Harre!" Der erste Akt handelt von dem Reinen, der Tor bleibt, der zweite von dem Toren, der rein bleibt, der dritte von dem Reinen, der die Torheit ablegt, durch Mitleid wissend geworden vom Gral zur Erlösung des Harrenden erkoren ist.

*) Unter Anderem habe ich für die folgende Beweisführung benutzt: E. Wechßler, Die Sage vom heiligen Gral. Halle a. S. 1898. — W. Staerk, Ueber den Ursprung der Grallegende. Tübingen, Mohr 1903. — H. Zimmern, Biblische und babylonische Urgeschichte. Leipzig, Hinrichs 1901. — E. Martin, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Zwei Bände. Halle a. S. 1903. — H. Lichtenberger, Richard Wagner, der Dichter und Denker. Aus dem Französischen. Dresden und Leipzig, Reißner 1899. — Die Frage ist sehr verwickelt. Ich kann in der folgenden Darstellung nur die Hauptlinien hervortreten lassen. Die Orthographie der Namen ist je nach den Werken verschieden.

Genauer zeigt der erste Akt den unschuldigen und eben darum der Welt als Toren erscheinenden Parsifal. Täppisch stört er den heiligen Waldfrieden von Montsalvat. Er kennt nicht seine Herkunft, seinen Vater, seinen Namen, nur seine Mutter Herzeleide, die er voll Abenteuerlust verlassen, um in die Welt hinauszustürmen. Gurnemanz, der Alte, ahnt in dem törichten Knaben den Erretter und führt ihn ein in die Gemeinde der Gralsritter. Er erblickt die Wunder des Grals, die Wunde des Amfortas, den „wunder-wundenvollen Speer". Umsonst. Er fragt nicht, weil ihm früher das viele Fragen als ungeschickt dargestellt worden ist. Er fragt nicht, obgleich von tiefem Mitleid ergriffen. Gurnemanz verstößt ihn aus dem Heiligtum:

Du bist doch eben nur ein Tor!
— Suche dir, Gänser, die Gans.

Er ist nur der Tor. Ob er auch rein ist und rein bleibt, soll der zweite Akt erweisen. Von den Gralsrittern verbannt, wendet sich der „törichte Knabe" nach Klingsors Zauberschloß. Er erstürmt den Wall und verjagt die feindlichen Ritter. Ein Garten mit üppiger Vegetation steigt auf, dessen Blumen sich in reizende Mädchen verwandeln. Sie umgaukeln ihn mit ihren Künsten. Vergeblich, da taucht Kundry auf Befehl Klingsors, obwohl ihr sein Auftrag in tiefster Seele verhaßt, vor ihm empor, um durch ihre Verführungskünste ihn zu vernichten. Mit höllischer Kunst stiehlt sich die Höllenrose in sein Herz. Sie erzählt ihm von seiner Mutter, die aus Sehnsucht nach ihrem geliebten Knaben dahingeschwunden. Als sie ihm den heißen Kuß der sehnsüchtigen Mutter auf den Mund drückt, scheint er verloren. Aber der Unschuldige empfindet instinktiv, was ihm bevorsteht. Seine Unschuld soll ihm geraubt werden. Darüber fühlt er einen stechenden Schmerz. Er erfährt nun an sich selbst die Pein des Amfortas und ruft laut: „Amfortas, die Wunde!" Durch Mitleid ist er wissend geworden. Das rettet ihn und die Gralsritter. Er hat die Verführungskünste der „Urteufelin" überwunden. Zwar erscheint Klingsor auf ihren Schreckensruf und schwingt die Lanze. Aber sie vermag den Reinen nicht zu verletzen. Er entreißt sie dem Unhold. Klingsors Schloß versinkt.

Nach langem Umherirren, so zeigt uns der dritte Akt, kommt Parsifal, nun wissend und reif geworden, aber rein geblieben, wieder zur Gralsburg. Gurnemanz, nun mit schneeweißem Bart und Haar, begrüßt den Nahenden, Charfreitagszauber umwebt die Szene. Kundry, befreit vom Zauberbanne Klingsors, empfängt von dem zum Grale Berufenen die Taufe und mit ihr die Erlösung vom Fluch und vom Leben. Parsifal, in die Gralsburg geleitet, stellt die Frage, die er erst versäumte, berührt mit der heiligen Lanze den wunden König, erlöst ihn, die Gralsritter und sich selbst. „Erlösung dem Erlöser."

Eine Welt von Wundern tut sich hier auf, eine Welt der Romantik und Symbolik. Woher stammen die einzelnen Elemente dieser Welt, die einzelnen Sagen, Mythen, Gedanken und Ideen, die sich so fest in einander verflechten und fast unter einander zu verschwimmen scheinen?

Otto Schmiedel

Freies Wollen

Es ist eine seltsame Eigenart der Menschen, daß sie sich in sittlichen Dingen lieber unten an der Leiter festseilen als oben. Seltsam, aber doch verständlich: denn wenn sie sich auch den Aufstieg unmöglich machen, so haben sie dafür doch für ihre Mattigkeit die schöne Entschuldigung „ich konnte nicht weiterkommen, ich war festgebunden." Seltsamer noch ist, daß dieselben Menschen oft laut und leidenschaftlich nach Freiheit verlangen. Aber hören wir genauer zu, so verstehen wir wohl, daß sie nicht frei sein wollen von Allem, was sie bindet: von zweifelhaften Freunden, vom Wirtshausleben, von schlechten Anlagen und Angewöhnungen, von einem an Versuchungen reichen Beruf, von der leichten Erregbarkeit ihrer Sinne — sondern frei wollen sie sein von alle dem, was sie wegen dieser Gebundenheit richtet. So ist ihnen Freiheit das, was das Tier der Wüste vom Menschen unterscheidet. Und wenn dies Ziel erreicht würde?

Wer heute Freiheit als das Ziel des sittlichen Strebens aufstellt, setzt sich noch immer vielen Mißdeutungen aus, und doch muß sich immer wieder Jemand finden, der das vor aller Augen wagt. Denn in Wirklichkeit ist Freiheit das, was den Menschen einzig vom Tier unterscheidet: da herrschen nicht die Organe des Leibes, nicht die Wünsche und Abneigungen, die plötzlich auftauchen oder die von den Eltern vererbt sind, da herrscht nur der eigene, dauernde, vorwärts und rückwärts schauende Wille. Solcher Wille existiert nur beim Menschen und solche Freiheit ist recht eigentlich menschlich. Der Freie ist unumschränkter Herr seiner Regungen und seiner inneren Kräfte, die ihm wie willige Diener zuvorkommen, aber keine Herrscherstellung zu erschmeicheln vermögen. Der Freie bestimmt aus seinem innersten, wirklichsten Wollen heraus seine eignen Zwecke und setzt Alles daran, sie zu erreichen; Selbstbestimmung, Selbstverfügung, Selbstbeherrschung — das ist Freiheit, wahrlich ein hohes Ziel, das erst im kräftigen Losringen von der tierischen Stufe erreicht werden kann.

Aber darf man Freiheit — auch solche Freiheit — als Ziel und Grundlage des sittlichen Strebens aufstellen? muß uns da nicht das dreimalige „Selbst" mißtrauisch machen? Allerdings, eine Ethik der Freiheit wird zweifellos eine egoistische Ethik. Alle altruistischen Regungen und Bestrebungen finden in ihr nur Raum, soweit sie im letzten Grunde dem Ego dienen. Aber mir scheint, hier wie schon in der Ethik Jesu wird nur einmal mit offenem Visier für die Rechte des Selbst gekämpft, um die sonst mit verdecktem Gesicht gestritten wird. Gebärden wir uns so sozial und altruistisch, als wir nur immer wollen, wir werden nie sittliche Forderungen begründen können, wenn wir nicht den Einzelnen zu überzeugen vermögen, daß das Gute, das von ihm verlangt wird, auch das einzig Beste für ihn selbst ist. An die ganz persönlichen Interessen des Einzelnen muß appelliert werden, und der Unterschied liegt nur darin, ob an höhere oder niedrigere, feinere oder gröbere, geistigere oder sinnlichere Interessen appelliert wird. Man kann für diese Art der Sittlichkeit die Bezeichnung „Egoismus" gebrauchen, aber nur wenn man deutlich macht, daß das Wort seines Tadels und somit seines charakteristischen Inhalts entleert werden soll.

Im Oktober des vorigen Jahres wurde uns eine solche „egoistische" Ethik von Max Wentscher geschenkt, ein System der Ethik,*) dessen theoretische Grundlegung schon vor drei Jahren erfolgt ist und gleichfalls an dieser Stelle von mir besprochen wurde.**) Im ersten Teil waren die beiden ethischen Axiome gefunden worden: Ausprägung wahrhaft eignen Wesens und fester Grundsätze eines vollendet eignen freien Wollens — und: kraftvollster und umfassendster Gebrauch der Fähigkeit freier Betätigung eignen Wesens. Der Leser durfte wohl gespannt sein, ob und wie sich diese Grundsätze beim Ausbau eines ethischen Systems bewähren würden. Denn der flüchtigen Ueberlegung schien es nicht leicht, mit dem halb negativen, jedenfalls ziemlich inhaltlosen Begriff der Freiheit ein System zu errichten. Frei wovon? das ließ sich wohl sagen, aber das Frei wozu? ist doch die Hauptsache. Und mußte nicht der Ethiker, sobald er der Allgemeinheit Objekte des freien Wollens zu bestimmen versuchte, dem Wollen eben seine Freiheit wieder nehmen? Wentscher hat diese Gefahr von vorn herein gesehen und daher gänzlich vermieden. Es handelt sich denn allein um folgende beide Fragen:

1. Wie müssen die Institutionen, in die wir hineingestellt sind oder uns hineinzubegeben genötigt sind, beschaffen sein, um dem Einzelnen möglichst viel Freiheit zu gewähren und zu garantieren, und was kann der Einzelne dazu beitragen, diese Institutionen zu gestalten oder besser zu gestalten?

Und 2.: Welches sind die Gebiete zur Betätigung freien persönlichen Wollens, und wie lassen sie sich erweitern?

*) Max Wentscher: Ethik, II. Teil. Leipzig, Joh. Amb. Barth 1905. 408 S. 9 Mk., gebunden 10,50.
**) Vgl. Jahrgang 1903 Nr. 33: Ethische Probleme.

Das Programm erscheint zunächst so groß, daß es den erwartenden Leser eher drückt, als daß er Atem genug hätte noch irgend Etwas zu vermissen — ob wirklich Nichts zu vermissen ist, wollen wir nachher noch erwägen.

Jedenfalls ist das Programm wirklich groß und in seiner Fülle verlockend genug. Unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung frei vollendeter und handelnder Persönlichkeiten werden alle wichtigen Beziehungen des individuellen wie des gemeinschaftlichen Lebens besprochen und der Grundgedanke der Freiheit wird auf jeder Linie konsequent durchgeführt. War der erste Teil der Ethik mit seiner etwas steifen Sprache nicht gerade leicht lesbar, so ist der zweite auch für den ungeübten Leser ohne weiteres verständlich und von Anfang bis zu Ende fesselnd geschrieben. Für den Ethiker der Freiheit gibt es zunächst keine zwingenden Traditionen; auch die dem allgemeinen Rechtsbewußtsein selbstverständlichsten Dinge werden noch einmal in Frage gestellt und einer genauen Prüfung unterzogen. Dabei führt die Untersuchung dann zuweilen zu überraschenden Resultaten, die von den geschichtlich gewordenen populären Wertungen stark abweichen. Das erste Buch behandelt die Gestaltung des individuellen Lebens; da wird die Pflicht zu erziehen und das Recht der Erziehung noch einmal nachgeprüft, die Kompetenzen der Erziehung durch Andere und der Selbsterziehung werden festgestellt und die Ideale männlicher und weiblicher Bildung einer Untersuchung unterzogen. Von der passiven Lebensgestaltung schreitet der Verfasser fort zur aktiven, zu Ehe und Familie, Beruf und Erwerbsleben, Weltauffassung und Religion.

Im zweiten Buch wendet er sich der Gestaltung des historisch-nationalen Lebens zu. Hier treten nun der Einzelne mit seinem Freiheitsinteresse und die Gemeinschaft, die zwar einerseits die Freiheit schützt, andrerseits sie aber auch stark beschränkt, einander gegenüber. Die Güter des nationalen Lebens werden als Bereicherung jeder Einzelpersönlichkeit hoch gewertet, aber die Fesseln, welche die Gemeinschaft als Milieu dem persönlichen Leben auflegt, werden nicht übersehen. Die folgenden Darlegungen über das historisch-politische Leben, besonders die über das Problem der besten Staatsverfassung werden wahrscheinlich viele Leser in ein Gebiet hineinführen, in dem sie sich nur unsicher tastend vorwärts bewegen. Mit dem Bestehenden sind sehr Viele unzufrieden, aber das Umgestalten ist da eine schwere Sache: vielleicht geht es so, vielleicht so? Wer wirklich sichere Richtlinien zur Umgestaltung geben wollte, müßte eben nicht ein stiller Gelehrter, sondern ein im öffentlichen Getriebe stehender genialer Politiker sein. Aber Wentscher erhebt wohl auch garnicht den Anspruch, als Politiker gehört zu werden; er will nur versuchen, den Idealen des sittlich gerichteten, nationalinteressierten Staatsbürgers mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln einen Ausdruck zu schaffen. Und solche Versuche sind zweifellos interessant und nicht bedeutungslos, sie liefern denen, die nun wirklich zugreifen können, Gedankenmaterial und Stimmungsmaterial. Wir sahen solche Versuche oft hervorgehen aus den Köpfen leidenschaftlicher Parteiredner, hier ist es einmal das tiefdringende ruhige Nachdenken des in rein geistiger Sphäre lebenden Forschers, das zu uns spricht.

Des weiteren wird das nationale Geistesleben mit seinem Schulwesen, seiner Kunst und Wissenschaft von dem Freiheitsgedanken aus beleuchtet, und dabei auch manche „aktuelle" Frage wie die der sittlichen Verpflichtung des Künstlers gegenüber seinem Publikum und des Rechts der Kunst im Sinnlichen einer vorurteilslosen Prüfung unterworfen. Endlich zieht der Verfasser auch das Kulturleben mit seinen mannigfachen Bestrebungen in den Kreis der ethischen Betrachtung, wobei es ihm gelingt, ohne irgendwelche Sentimentalität oder Romantik gegen die Kulturseligkeit unsrer Tage Front zu machen und den Kulturenthusiasmus in die Grenzen zurückzuweisen, die ihm durch höhere Interessen gezogen sind.

Der feinsinnigste Abschnitt des ganzen Buches dürfte wohl das Kapitel über Geschlechtsleben, Ehe und Familie sein. Hier erweist sich das Freiheitsprinzip als besonders fruchtbar, und zugleich schreibt hier ein Mensch aus froher, eigenster Erfahrung heraus. Hier zeigt es sich auch recht deutlich, wie das egoistisch scheinende Freiheitsprinzip den wünschenswerten Altruismus in sich schließt. Die Mißachtung der Freiheit des Ehegatten führt zu der Verengung und Sterilisierung, die das Kennzeichen der Philisterehe ist; die feinfühligste Achtung vor der Freiheit des Andern schafft erst jenen geistigen Austausch, der die eigene Persönlichkeit mit ihrem Wollen kräftigt und ihr Tätigkeitsgebiet erweitert. Das ist eine frohe Botschaft, die nicht laut genug gepredigt werden kann. Und ebenso beherzigenswert ist wohl die andre Mahnung an die Ehegatten als Eltern, daß sie berufen sind, ihre Kinder zur Freiheit zu erziehen. Nicht wild wachsen zu lassen, sondern zu erziehen, aber nicht zu ihren Nachahmern oder Werkzeugen oder zu Nachahmern der Tagesmode, sondern zu freien Persönlichkeiten.

Im folgenden Abschnitt über Berufswahl, Arbeit und Berufswirksamkeit offenbart sich zum ersten Mal eine Schwäche des Buches, der wir im weiteren Verlauf noch mehrfach begegnen: der Standpunkt des Verfassers ist gar zu sehr auf der Höhe genommen, ist zu aristokratisch. Auch hier ist viel Feines gesagt über die Maßstäbe der Berufswahl, über die Hingabe an den Beruf und ihre Grenzen, über Beruf und Familienleben. Wir Frauen vermissen zunächst irgend ein richtunggebendes, helfendes Wort zu der schwerlastenden Frage: Beruf *oder* Ehe, oder: Beruf *und* Ehe? Das nebenbei; aber wie seltsam, wenn die Frage „*muß* man denn überhaupt einen Beruf wählen?" überhaupt erörtert wird. Wendet sich eine Ethik an die Handvoll Menschen, die von ihren Zinsen leben können, oder an die Millionen, die allerdings einen Beruf wählen *müssen*? Müssen um des täglichen Brotes willen. Aber der Verfasser hat für dieses Motiv der Berufswahl nur geringschätzige Worte, er denkt dabei an die Wenigen, die zum Zweck des Schlemmens oder aus schmutzigem Geiz Gold zusammenscharren wollen — mir fiel dabei das Heer der Telephonistinnen ein, von denen wohl kaum eine ihren Beruf wählte, weil sie sich eben zu dieser Tätigkeit innerlich berufen fühlte, sondern nur um des schnöden Monatsgehalts willen, und die doch die selbstlosesten Mädchen und — dies nicht zu vergessen — auch freie Menschen sein können.

Der Abschnitt über Religion und Religionen kommt zu dem wertvollen Resultat, daß die Ethik der Freiheit als Weltauffassung ihren Abschluß nur finden kann in einem entschlossenen Gottesglauben. Der Nachdruck liegt auf den Worten „entschlossen" und „Glauben"; es handelt sich nicht um metaphysische Spekulationen oder evidente Beweise, sondern um ein entschlossenes Glauben, d. h. um einen Akt des Willens.

Im weiteren Verlauf dieses Abschnitts wie auch in dem Kapitel über Staat und Kirche führt leider u. E. die Ueberspannung des Freiheitsprinzips zu einer Verkennung unveräußerlicher Faktoren des religiösen Lebens. Von besonderem Interesse für viele Leser sind gewiß die Ausführungen über nationale Bildung und Schulwesen. Zwar auch hier leiden die Darlegungen unter dem aristokratischen Standpunkt des Verfassers, wir suchen vergebens nach Richtlinien für den wichtigen Betrieb des Volksschulunterrichts; aber dafür entschädigt uns, was über den Betrieb der alten Sprachen, über das humanistische Ideal und eine wirklich nationale Jugendbildung auf den höheren Schulen gesagt wird. Verlockend scheint auch der Vorschlag, das Aufsteigen aus niederen in höhere Schulen ganz ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen der Eltern nur von der Leistungsfähigkeit und den Leistungen des Schülers abhängig zu machen. Aber in der Praxis würden sich daraus doch vielleicht größere Nachteile als Vorteile ergeben; denn würden wir nicht die unteren Stände, die Arbeiterbevölkerung und das Bauerntum, ihrer fähigsten Köpfe berauben, wenn diese ohne weiteres auf die Gymnasien übergehen könnten? Und wieviel tüchtige Lehrer würden Volksschullehrer bleiben wollen, wenn sie Oberlehrer werden könnten? Da würden unsere Volksschulen zu Unterrichtsanstalten für minderbegabte Kinder unter minderbegabten Lehrern — gewiß kein Vorteil weder für die Gesamtheit noch für die Einzelnen. So ist der Vorschlag Wentschers interessant genug um ihm nachzudenken, aber lösend ist er noch nicht.

Ich habe im Anfang angedeutet, daß ich trotz der Fülle, die das Buch bietet, Etwas darin vermißte. Wir besitzen ja

schon längst eine Ethik der Freiheit, die so wohlbekannt ist, daß der Bauernjunge, der in der Furche geht, sie auswendig weiß: die Ethik Jesu. „Aus dem Herzen kommt das Gute und das Böse und nicht von außen;" „Prüft doch selbst, was das Gute sei;" „Fürchtet euch nicht vor Menschen;" „Sorget nicht" — welche Ethik ist frei, wenn es die seine nicht ist? Nun zeigt sich das Seltsame, daß von den Punkten, über die Jesus ausführlich spricht, in Wentschers Ethik kaum der eine oder andere eben gestreift wird, während das, was Wentscher eingehend behandelt, in der Ethik Jesu entweder gar nicht berührt oder von einer ganz andern Seite her angefaßt wird. Denn Jesus bespricht nirgends die Institutionen (die nimmt er als gegeben und wohl vorläufig unabänderlich hin), ihm handelt es sich immer um die Stellung und Haltung des Individuums, um sein Freiwerden trotz der Enge, die es einpreßt, um seine allerinnerlichste Angelegenheit. Das fehlt in der vorliegenden modernen Freiheitsethik; und an einzelnen Punkten wird es tatsächlich vermißt. So in dem vorher erwähnten Kapitel vom Beruf. Wir hätten gern Etwas darüber gehört, ob und wie die Millionen von Arbeitssklaven im trostlosen Tretmühlenberuf doch noch Freie sein können. Aber vielleicht ist dieser Anspruch unberechtigt, einfach weil in einem einzigen Buch die Fülle der zu behandelnden Themen nicht ins Ungemessene gesteigert werden darf. Und gerade das, was der Verfasser bietet, ist ja das Neue, noch nicht Versuchte: eine Beleuchtung des nach außen gerichteten menschlichen Lebens vom Gesichtspunkte der Freiheit aus. Das ist auch das speziell für christliche Leser Interessante. Wir legen uns ja oft die Frage vor: Kann der leitende Gedanke der Ethik Jesu noch heute in unsern nationalen Staaten, in unsrer Kulturwelt, in unsern sozialen Gemeinschaften durchgeführt werden? Da hilft Wentschers Buch mit, gangbare Wege zu zeigen und Jedem ins Gewissen zu rufen: Auch du mußt Hand anlegen, daß wir und du vorwärts kommen.

Else Zurhellen-Pfleiderer

Religion und Naturwissenschaft

2

Gustav Portig: Das Weltgesetz des kleinsten Kraftmaßes in den Reichen der Natur. Stuttgart, Max Kielmann 1903 u. 1904. 8 und 10 Mk. — Vgl. Nr. 37 und Nr. 23.

Portigs Werk scheint mir berufen, auf die allerhöchste Frage der Weltanschauung klärend, ja vielleicht umgestaltend, epochemachend einzuwirken, insofern es aus den naturwissenschaftlichen Ergebnissen eine neue Erkenntnistheorie ableitet.

Seit Kant wird die Weltanschauungsfrage auf dem Boden der Erkenntnistheorie erörtert. Der naive Dogmatismus des Philosophierens hat seit dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft grundsätzlich aufgehört. Ich und Nichtich, Geist und Materie werden als die gegebenen Tatsachen anerkannt, deren gegenseitige Beziehungen festgestellt werden müssen. Das „Ich" ist das unmittelbar im Bewußtsein Gegebene; von dem „Nichtich", der Welt wissen wir nur mittelbar durch Wirkungen, welche wir als durch sie veranlaßt in unserm Empfindungsleben anerkennen müssen. In der Regulierung dieser Grenzen vollzieht sich der wertvollste Teil der philosophischen Geistesarbeit der Gegenwart. Da das Bewußtsein des Menschen den Ausgangspunkt und den unmittelbar gegebenen Gegenstand der Forschung bildet, ist leicht begreiflich, daß in ihm zunächst auch der allein gestaltende, gesetzgebende Faktor gesehen wurde, welcher bei dem Zustandekommen der Erkenntnis als so ausschließlich tätig angenommen wird, daß die Welt des Nichtich dem Bewußtsein gegenüber zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfte.

Kants Denken hat sich im Gegensatz zu der empirischen Erkenntnistheorie eines Locke und Hume entwickelt. Die Seele steht bei diesen den Eindrücken der Außenwelt passiv gegenüber; was sie durch Vermittlung der Sinne in sich aufnimmt, sind nur Zeichen der Dinge, denen wir unter der Macht der Gewohnheit einen bestimmten Inhalt geben. Durch neu hinzukommende Eindrücke kann dieser Inhalt wieder geändert werden; zu denknotwendigen Wahrheiten kann es auf diesem Wege nicht kommen.

Dementgegen hat Kant unternommen, die Fundamente einer Erkenntnistheorie zu legen, deren Urteilen der Charakter unzweifelhafter Wahrheit zukommen muß. Diejenigen Urteile, welche tatsächlich einen neuen Erfahrungsgehalt dem Umfang unseres Wissens hinzufügen, nennt Kant synthetische Urteile und bekennt, daß sie ausnahmslos ihre Aussagen der Erfahrung entnehmen müssen. Es wird damit zugegeben, daß die Außenwelt zu dem Zustandekommen wirklicher Erkenntnisse tatsächlich Etwas hinzuzufügen habe. Aber ebenso tatsächlich hat Kant, um zu untrüglichen synthetischen Urteilen zu gelangen, den Machtspruch getan, daß die theoretische Vernunft Urteile allein aus sich selbst, und daß die praktische Vernunft Handlungen ebenfalls allein aus eigener Kausalität zu produzieren imstande sei. Diesen Produkten der reinen Vernunfttätigkeit hat er dann den Charakter denknotwendiger Wahrheit und autonomer Sittlichkeit zuerkannt.

Beim Zustandekommen fruchtbar fortschreitender Erfahrung ist demnach die Außenwelt tatsächlich ausgeschaltet, sie dient dem Geist nur als ein nicht näher zu bezeichnender Reiz oder Anstoß; ob und was für eine Kausalität sie in sich selbst besitzt, darüber ist Nichts auszumachen, für den Denker ist sie damit keine Realität, ein influxus naturae auf den Geist findet nicht statt.

Dagegen hat die Erfahrung zweifellos ergeben, daß sich tatsächlich eine Gestaltung und Befruchtung der menschlichen Vernunft durch die Außenwelt vollzieht, und daß die angeblich rein schöpferische Gestaltungs- und Produktionskraft der Vernunft nur soweit fruchtbar zu wirken und der Wirklichkeit gerecht zu werden imstande ist, als sie durch das „Nichtich" befruchtet wird.

Der Raum ist den Astronomen nicht mehr das unendliche, ausgedehnte, nebelhafte, gestaltlose Phantasiegebilde; er ist die Gesamtsumme aller lebendigen Kräfte, welche im Weltall in gesetzlich festgelegter Wechselwirkung stehen. Die Linie, in welcher alle dem Gravitationsgesetz unterstehenden Kräfte sich bewegen, ist nicht die Kreislinie, sondern die Ellipse, und die Gestalt, welche sie durch die Bewegung annehmen, nicht die Kugel, sondern das Ellipsoid. Kreis und Kugel sind nur mathematische Gebilde, welche in der Natur nicht vorkommen; dagegen ist die Ellipse diejenige Kurve, welche das materielle Universum im Größten wie im Kleinsten beherrscht. Die Sonne wie das Hagelkorn, welches auf die Erde niederfällt, haben die Gestalt eines Ellipsoids, ebenso sind die Schwingungen der Molekeln elliptische. Das Weltall selbst muß eine bestimmte begrenzte Gestalt haben, da es von den größten Sonnen bis zu dem mikroskopisch Kleinen aus Stoffen besteht, welche untereinander im Gesetz der Wechselwirkung stehen und darum nur in regelmäßigen Gestaltungen aufeinander wirken können. Nicht nur die Gestirne, welche übrigens den Astronomen nicht mehr als zahllos gelten, sondern auch die noch nicht zu Weltkörpern zusammengeschlossenen Nebel des Weltraums haben ihre Individualität, die ihnen bestimmte Bahnen und spätere Gestaltung vorschreibt. Die Astronomie unterscheidet Ringnebel und Spiralnebel, die nicht ineinander übergehen können, weil jeder sein besondres Drehungsgesetz für sich hat. Es gibt Spiralnebel, welche sich rechts drehen, und solche, die sich links drehen, ebenso wie Blüte und Stengel der Bohne sich immer links, die des Hopfens sich immer rechts winden. Die Milchstraße ist nach Seeliger und Nratonoff ein ungeheures spiraliges Gebilde; unsere Sonne würde einer innern Windung dieser Weltspirale angehören.

Ebensowenig vermag die moderne Naturwissenschaft die sogenannte Idealität der Zeit anzunehmen. Zeit ist eine Realität für die Astronomie und Chemie so gut wie für den Menschengeist. Jeder Stern hat seine bestimmte Umdrehungs- und Umlaufszeit, welche bis zur Millionstel Sekunde pünktlich innegehalten wird und von den Menschen vorwärts und rückwärts berechnet werden kann. Jeder Stern und jedes Sternsystem hat seine Geschichte. Die Gestirne sind nicht auf einmal entstanden, vielmehr ist von den Systemen eins nach dem andern

geworden. Die Zeit der Sternschöpfung ist noch nicht zu Ende gekommen, da die Nebel des Weltalls auch jetzt noch die Neigung zeigen, sich zu Gestirnen zusammenzuballen und dadurch in Glühhitze zu geraten.

Auch das organische Leben unserer Erde verläuft in dem bestimmten Prozeß einer Entwickelung, welche weder verlangsamt noch beschleunigt, noch verkürzt, noch rückgängig gemacht werden kann. Darum ist es ein Phantasieurteil, wenn Kant sagt: „Zeit ist Nichts, das an sich bestände." Wir können die Dinge nicht sub specie aeternitatis ansehen, ohne ihre Individualität zu zerstören oder besser, ohne uns das Verständnis der Dinge zu verschließen.

Ebenso gibt es auf dem Gebiet des geistigen Lebens keine ewigen Ideen: die Kategorien des Verstandes sind so gut umgestaltet worden von der Erfahrung, d. h. von der in Raum, Zeit und Zahl gegliederten Außenwelt, wie die Empfindungsweisen der Seele und die Grundsätze des sittlich Guten oder auch die Vorstellungen über Wesen und Wirken Gottes.

Kant hielt die Verstandesfunktion, welche die Begriffe der Kausalität und Substantialität auf die Außenwelt anwendet, für eine apriorische, welche aus sich allein das die Dinge zusammenhaltende Gesetz schafft, ohne bei der Erkenntnis dieses Wirkens oder Zusammenhaltens durch die Erfahrung bestimmt zu werden. Er geht bei allen Untersuchungen der anorganischen, organischen und geistigen Vorgänge von der Voraussetzung aus, daß jeder Vorgang bewirkt sei durch eine zureichende Ursache. Aber dieser allgemeine Satz der Kausalität ist wertlos, so lange nicht die besondere Art und Tragweite einer jeden Kausalität bekannt ist.

Die wirkenden Ursachen in der Außenwelt sind von verschiedener Qualität. Während der rationalistische Dogmatismus eines Spinoza Ausdehnung als das einzige Attribut des Körperlichen annahm und damit die Funktion der Materie auf mechanische Bewegung, Druck und Stoß beschränkte, hat die neuere Naturwissenschaft den starren Begriff des „toten" Stoffes und der ihn bewegenden immateriellen Kraft seit Robert Maier ersetzt durch die tiefere Kausalität der substanziellen Energie, der Wechselwirkung von Stoff, Energie und Aether und hat dieselbe Art der Wechselwirkung als innerhalb des gesamten Weltenraums gleichmäßig, aber nicht gleichförmig wirksam nachgewiesen. Der früher als einförmig gedachte anorganische Stoff ist durch die Erfahrung zerlegt in eine Reihe von chemischen Elementen, deren man 70—80 nachgewiesen hat. Jedes von ihnen besitzt seine besondere Individualität, hat sein besonderes Spektrum, sein besonderes spezifisches Atomgewicht und ebenso auch sein besonderes Verwandtschaftsverhältnis zu andern Elementen, so daß es sich nur entsprechend seiner Wahlverwandtschaft und nach bestimmtem Mischungsverhältnis mit andern Elementen zu verbinden imstande ist.

Seit Kant hat bei den Naturphilosophen das Axiom als selbstverständliche Vernunftwahrheit gegolten, daß der Stoff im Weltall weder vermehrt noch vermindert werden könne; die neuesten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Einzelforschung weisen nach, daß einzelne Arten der stofflichen Energie ihre Quantität vermehren können, daß sie die von sich ausgeschleuderten feinsten Stoffteilchen beständig ergänzen (wie z. B. das Radium) ohne nachweisbare Einwirkung anderer Stoffe. Damit ist durch empirische Forschung ein neuer Begriff oder eine neue Vernunftanschauung gebildet: die Idee eines Stoffes, der in sich spontane Aktivität besitzt sowie die Fähigkeit, diese zu steigern und seine Kraft nach dem Verbrauch durch Erholung wiederzugewinnen.

Wenn nun die Kategorien des Verstandes unbeschadet des apriorischen Faktors, der bei ihrem Entstehen mit beteiligt war, wesentlich aus genauer Beobachtung der Gesetze der Außenwelt geboren werden, so ist dieser influxus naturae noch deutlicher wahrzunehmen bei den höheren Funktionen unserer Vernunft, beim spekulativen künstlerischen und sittlichen Schaffen, wie dies bereits in Artikel 1 (Nr. 37) ausgeführt worden ist.

Auf dem Gebiet des organischen Lebens tritt eine spezifisch andere Kausalität in Tätigkeit, die Lebenskraft der lebendigen Zelle; sie steigt in den höheren Pflanzen zu feineren und verwickelteren Fähigkeiten auf, sie zeigt die Gabe der Anpassung, der Auswahl, der Selbstverwandlung, um zu höheren Gebilden aufzusteigen, sie vermag unorganische Stoffe in organische Substanz umzuwandeln und in den höheren Pflanzenarten sich geschlechtlich zu differenzieren, um dadurch einen widerstandsfähigeren Typus zu schaffen und eine größere Mannigfaltigkeit der Unterarten zu entfalten. Im tierischen Organismus tritt schon auf niederen Stufen als mitwirkende Kausalität in der Lebenskraft die Empfindung auf, welche sich in verschiedene Sinnestätigkeiten zergliedert und dadurch der Erhaltung und Förderung der Art wirksamere Dienste zu leisten vermag. Im Menschen ersteht endlich die schon auf den untern Stufen des organischen Lebens vorbereitete eigene Kausalität in solcher Stärke, daß sie vom Selbstbewußtsein ergriffen und zweckvoll geleitet werden kann.

Während der Satz von der Aequivalenz von Ursache und Wirkung innerhalb des gesamten Kausalzusammenhanges der stofflichen Welt als selbstverständliches Vernunftgesetz galt, ist dieser Satz jetzt auf die anorganische Welt beschränkt und hat dort in dem Gesetz des mechanischen Wärmeäquivalents seine ziffermäßige Bestätigung erhalten. Dagegen wird auf allen Gebieten des organischen und des geistigen Lebens nachgewiesen, daß die Größe der Wirkung über die Größe der erkennbar zusammenwirkenden Ursachen hinauszugehen imstande ist. Ebenso hat der Substanzbegriff selbst gegen die Zeit, in welcher Kant zwei Erscheinungen unter der Verstandeskategorie von Substanz und Akzidenz zusammenfaßte, eine fundamentale Umwandlung erfahren; er ist zur organischen Wechselwirkung geworden mit der Tendenz zu sprunghaftem Aufsteigen und instinktiver Selbstregulierung.

Bei der Gewinnung dieser neuen höheren Kategorie von Kausalität wirkt freilich auch ein apriorischer Faktor mit, ohne welchen überhaupt keine Verstandessynthese möglich ist, und welcher schon bei den primitivsten Sinneswahrnehmungen des Kindes sich offenbart; aber diese apriorische Funktion ist keineswegs der wertvollste Koeffizient bei der Bildung von Vorstellungen und Begriffen, sie ist ein formales Vermögen, das unter der strengen Zucht genauer Einzelbeobachtung gehalten werden muß, wenn es nicht seinem Triebe nach Verallgemeinerung und vorzeitigem Abschluß der Erkenntnis verfallen soll. Gerade Menschen in den Anfängen ihrer geistigen Entwicklung, Kinder und Wilde, ja auch höhere Tiere, sind geneigt gleiche oder ähnliche, zeitlich nahe aufeinander folgende Erscheinungen in unmittelbare Kausalverbindung zu setzen oder die Form der Kausalität, welche in ihnen selbst vorhanden ist, (Empfindung, Bewußtsein, Wille) auch auf die ganze Außenwelt zu übertragen. Bei jeder wichtigen Entdeckung ist die schöpferische Kraft nicht von dem synthetischen Vermögen des Vorstandes ausgegangen, sondern sie hat sich aus der Außenwelt unter selbstloser liebevoller Versenkung des Forschers in den Gegenstand der Forschung ergeben, sie ist eine dem menschlichen Bewußtsein aus der natürlichen Welt gewordene Offenbarung.

Chamberlain in seinen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts weist es als Wurzel des Verderbens der griechischen Geisteskultur nach, daß dort vorschnell synthetische Urteile a priori vollzogen wurden, ohne daß man eine genügende Befruchtung durch sorgsame Naturbeobachtung abwartete:

> Der Grieche beobachtete nur wenig und nie unbefangen, sofort stürzte er sich auf Theorie und Hypothese, d. h. auf Wissenschaft und Philosophie. Die leidenschaftliche Geduld, welche das Entdeckungswerk erfordert, war ihm nicht gegeben. Das Geheimnis jeder Entdeckung besteht darin, die Natur reden zu lassen. Die Beobachtung ist die hohe Schule der Charakterbildung, sie übt die Ausdauer, bändigt den Eigenwillen, lehrt unbedingte Wahrhaftigkeit.

Die vorschnellen Verallgemeinerungen irgend einer auf einem beschränkten Ausschnitt des Erfahrungsgebietes gemachten Beobachtung haben voreilig abgeschlossene Systeme und Weltanschauungen gezeitigt, welche Generationen hindurch den Fortschritt der Einzelforschung sowie den Ausbau der Gesamtweltauffassung gehemmt haben. Die verschiedenen Kosmogonien, die Hypothesen über den Bau des Weltalls, welche bisher sich einander abgelöst haben, waren stets vorschnelle Systematisierungen ungenügender Beobachtungen. Nicht anders verhält es sich mit

dem Satz von der natürlichen Zuchtwahl als der einzig treibenden Kraft der Weltentwickelung oder den monistischen Welterklärungen aus einer einzigen Ursache, mochte man die Materie aus dem Geist oder den Geist aus der Materie ableiten, nicht anders mit der Erklärung der ganzen empirischen Welt aus mechanischer Kausalität, deren Wirksamkeit nur bei einem geringen Ausschnitt der Wirklichkeit und nur auf deren untersten Stufen festgestellt werden kann. Alle verhängnisvollen Irrtümer, welche die Menschen geknechtet haben, können als „synthetische Urteile a priori“ bezeichnet werden, und jede Befreiung von diesen Vorurteilen hat ihren Anstoß empfangen durch genauere Beobachtungen von Erscheinungen, welche sich dem System oder den Voraussetzungen nicht unterordnen wollten.

Aus den Ergebnissen der Natur- und Geisteswissenschaften ergibt sich nach Portig folgende Erkenntnistheorie:

Da das Kausalitätsgesetz nicht nur in unserm Geist, sondern als eine metaphysische Qualität auch im Universum selbständig existiert, so muß die Philosophie fortan die Naturwissenschaft als das unentbehrliche Glied eines Gegensatzes anerkennen. Materie und Geist sind die letzten Elemente, aus deren Zusammenwirken das Weltall entstanden ist. Damit ist der philosophische Monismus, sowohl der idealistische, welcher den Kosmos aus den Funktionen des Menschengeistes ableitet, wie der materialistische, der die Geistestätigkeit als Begleitserscheinung blinder mechanischer Kräfte annahm, überwunden, und der erkenntnistheoretische Dualismus als der Weg gekennzeichnet, der allein imstande ist, die Kluft zwischen Geist und Natur zu überbrücken, welche nur in dem Bewußtsein der Denker, nicht in der Wirklichkeit selbst besteht.

Wie sich in der Außenwelt nirgends einfache Einheiten als letzte Ursachen finden, vielmehr bis ins Atom hinein eine Wechselwirkung zweier physikalischer, chemischer oder biologischer Kräfte stattfindet, um durch ihr Zusammenwirken eine neue Größe zu schaffen, welche quantativ oder qualitativ etwas Höheres ist als die Summe ihrer Faktoren, so verhält es sich auch mit dem Menschengeist und der gesamten Außenwelt. Die Elektronen, welche von den Gestirnen unsere Sehnerven treffen, sind allerfeinste Teilchen der Stoffenergie und hinterlassen in den Sehnerven chemische Einwirkungen. Alle Sinne nehmen die Außenwelt selbst in ihren sublimiertesten Bestandteilen in sich auf und überantworten sie der Seele, welche sie in Empfindungen und Vorstellungsbilder umwandelt. Die Sinnesnerven, welche die Eindrücke empfangen haben, bilden daher für die Seele die Außenwelt, die Quintessenz aller Wirkungen des Weltalls. Der Menschenleib steht da als die letzte und höchste Einheit der Substanzen der irdischen Natur, und hat die Aufgabe, sie in seinem Seelenleben zu höherer Qualität zu erheben. Dieser Inhalt des Seelenlebens kann dann wieder im Menschen in Wechselwirkung treten mit dem ihm allein von allen Kreaturen verliehenen Geiste. Dadurch wird nicht nur der Außenwelt ihre Vergeistigung zuteil, sondern ebenso empfängt der Geist dadurch erst seinen Bewußtseinsgehalt, seinen Empfindungsreichtum sowie die Fähigkeit und Freudigkeit seines Schaffens.

In dem höchsten Erzeugnis der Wechselwirkung zwischen Geist und Materie, die sich im Menschen vollzieht, kann Gott dann auch mit der geschaffenen Kreatur in unmittelbare Wechselwirkung treten. Aber wie er auf allen Stufen seiner Schöpfung der Freiheit und Selbsttätigkeit der Kreatur achtet, so auch auf die höchsten, in der Menschenwelt:

> Der Gott der idealistischen Entwicklung der Religion kann und will und wird wohl in der Kirche immer neue und höhere Qualitäten schaffen, aber er gelangt auf der Erde nie hinaus über die Tragik seines Weltgesetzes: Er kann immer nur durch die einzelnen Nachfolger Jesu Christi das Ganze der Kirche reformieren, nicht umgekehrt die Einzelnen durch das Ganze.

Der tiefe Graben, welcher zur Zeit zwischen historischem und dogmatischem Glauben klafft, zwischen der mechanischen Methode der Naturwissenschaft und der idealistischen Philosophie, kann durch Portigs Werk ausgefüllt werden, aber nur wenn das jetzige schnellebende Geschlecht sich die Zeit nimmt, den Kampf um die Weltanschauung mit allen Kräften des ungeteilten Vernunftbesitzes durchzuführen. Dieses Werk zu vollbringen, ist die von der Vorsehung der deutschen Wissenschaft übertragene Aufgabe. Das Fundament dazu ist schon gelegt beim ersten Erwachen der modernen germanischen Naturerforschung im dreizehnten Jahrhundert, wie man in Chamberlains Grundlagen nachlesen kann. Diese Arbeit wird zugleich eine evangelische sein, insofern ihre Methode weit und elastisch genug ist, die Begriffe Sünde und Gnade und Gericht, Erlösung, Heiligung und Vollendung der Persönlichkeit, die Erkenntnis der planvollen Schöpfertätigkeit Gottes und die zentrale Stellung Jesu Christi in der Geschichte der geistigen Welt in das Gebiet ihrer Forschung mit hineinzunehmen.

Hans Gallwitz

Vom Streit um den neuen Buchdruckertarif

Am 2. Oktober verbreiteten die Tageszeitungen die kurze sachliche Nachricht, daß nach eingehenden und langwierigen Verhandlungen des Tarifausschusses eine Einigung über die Anträge der Gehilfenschaft und Prinzipalität erzielt und ein neuer Tarif auf fünf Jahre wie auch ein Vertrag zwischen dem Deutschen Buchdruckerverein und dem Gehilfenverband abgeschlossen sei. Die wesentlichsten Punkte bestimmten bekanntlich eine Lohnerhöhung von rund 10 v. H., die Abkürzung der Arbeitszeit am Zahltag um eine halbe Stunde; daneben enthielt der Vertrag eine Reihe von Abmachungen, die u. A. durch ein Zusammenwirken von Arbeitgebern und -Nehmern auf eine Gesundung in den materiell großenteils unbefriedigenden Verhältnissen des Gewerbes hinwirken sollten. (Auf diesen Vertrag mit seinen für jeden Sozialpolitiker großenteils sehr interessanten Anbahnungen neuer Wege zur „Ordnung“ im Gewerbe kommen wir zurück, wenn seine Annahme ganz gesichert ist.) Die genaueren Stipulationen waren bis zur Berichterstattung durch die bevollmächtigten Kreisvertreter 2c. unbekannt, da die Verhandlungen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich gegangen waren. Sondernummern des Prinzipals- wie des Gehilfenorgans am 9. Oktober machten sodann den Wortlaut von Tarif und Vertrag bekannt. Schon die ersten knappen Nachrichten waren von der Presse mit längeren Kommentaren versehen worden. Ueberwiegend klang warme Anerkennung daraus hervor und der Abschluß wurde als eine bedeutsame soziale Leistung gepriesen. Daneben erschollen auch scharfe Verurteilungen und Aeußerungen der Besorgnis, die Buchdruckereibetriebe seien nunmehr der sozialdemokratischen Willkürherrschaft verschrieben. Die erwähnten beiden Sonderausgaben leiten das Beschlußprotokoll mit einem Geleitwort ein, in denen der Führer der Prinzipalität, Kommerzienrat Büxenstein in Berlin, und die Redaktion des Gehilfenblatts ihrer Befriedigung über das Friedenswerk Ausdruck verleihen und ihren Auftraggebern die Annahme empfehlen.

Auf Seite der Buchdruckereibesitzer fehlt es ja, soweit bisher Nachrichten vorliegen, nicht an einzelnen Beanstandungen und Bedenken, aber im Großen und Ganzen erkennt man die gewaltige, von Erfolg begleitete Arbeit der Vertreter mit warmem Dank an. Anders bei den Gehilfen. Ihre Forderung hatte auf eine Erhöhung des Grundgehaltes um 15 v. H., der Ortszuschläge um rund 5 v. H., daneben Abkürzung der Arbeitszeit um täglich eine halbe Stunde gelautet. Ihre Vertreter hatten mit außerordentlicher Zähigkeit diese Wünsche aufrecht zu halten gesucht, aber dem sachlichen Nachweis gegenüber, daß ihre Erfüllung ganz unmöglich sei — so würden z. B. bei der geforderten Arbeitsverkürzung nach Einstellung **aller** Arbeitslosen immer noch 1750 Gehilfen **fehlen**, um das bisherige Arbeitsquantum zu leisten —, stellten sie sich auf den Boden der Wirklichkeit und nahmen das äußerste Zugeständnis der anderen Seite an. Unter dem Druck der derzeitigen Lebensmittelteuerung haben aber große Gehilfenversammlungen bereits die Genehmigung des geschlossenen Pakts abgelehnt und ihren Vertretern dabei eine Behandlung angedeihen lassen, die aller Beschreibung spottet. Theoretiker von aufrichtiger Arbeiterfreundlichkeit werden mit Befremden vernehmen, daß ähnliche Ausbrüche von Undisziplin und Roheit schon vor fünf Jahren großenteils denselben Gehilfenvertretern ihre mannhafte und umsichtige Wahrnehmung der Gehilfeninteressen lohnten. Allen Respekt also vor diesen ihrer Verantwortung bewußten Männern, die wiederum ihr Bestes taten mit der Aussicht auf neue Schmähungen!

Was nun? Geht es nach dem Willen der Hauptredner in den Gehilfen-Versammlungen, dann gibt es einen bitterbösen Streik, denn die Kriegskasse ist gefüllt, rund 100 Mark liegen in ihr für jeden Verbändler. Damit läßt sich schon eine Weile wirtschaften und das geistige Leben der Nation schwer schädigen. Bedenkt man aber, daß beim Streik den Gehilfen die besonnenen Führer fehlen würden, daß der Streik in einer den Setzern sehr unbequemen Weise der Setzmaschine die Wege ebnen würde, daß schließlich auch die Sympathien des großen Publikums angesichts der vorherigen Zustimmung der eigenen Vertreter wohl kaum auf der Seite der Gehilfen sein würden, so wird der wohlmeinende Sozialpolitiker nicht umhin können, zu wünschen, daß die Gehilfenschaft doch noch ihren selbstgewählten Führern beitreten werde. Das Gehilfenblatt vom 11. Oktober redet denn auch seinen Lesern sehr ernst ins Gewissen, von der selbstmörderischen Opposition abzulassen, denn „kein Streik könnte den Arbeitern die Befriedigung ihrer Wünsche bringen.“ Von den Führern aber heißt

es, es sei der Moment gekommen, wo sie „gegen den Willen der Massen in deren Interesse mit Leib und Leben für das Beschlossene einzutreten haben, komme was da wolle."

Scharfmachern wie Herrn Alexander Tille könnte gewiß keine größere Genugtuung bereitet werden, als wenn Angehörige desselben Gewerbes, das vordem an Stelle brutaler Machtkämpfe den friedlichen Ausgleich eines beiden Kontrahenten immerhin noch annehmbaren langfristigen Tarifs zu setzen einsichtig genug war, diese selbe Idee in Mißkredit brächten.

Kein Zweifel aber, daß bei dem Widerstande der Gehilfen die gegenwärtige Fleischnot ihre ernste Rolle spielt. Man möchte an die Regierung die Frage richten: wie lange will man durch Verwaltungsmaßregeln, die auf die Dauer doch nicht haltbar sind, die derzeitige Teurung so wichtiger Nahrungsmittel wie des Fleisches in Permanenz erklären? Der Haushalt des Arbeiters wie der des schlichten Bürgers und Beamten hat doch wahrlich lange und schwer genug darunter gelitten! Müssen erst die ohnehin so unliebsam gespannten Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sehr zum Schaden unseres ganzen nationalen Gewerbefleißes noch eine unleidliche Verschärfung erfahren?

Heinrich Bauer

Verschiedenes

Zu dem Artikel „Mein Protest" in Nr. 36 von Pfarrer Korell schreibt uns Herr Landrichter Dr. Friedrich in Gießen:

1. Es ist unrichtig, daß meine Schrift „Das politische Wahlrecht der Geistlichen" zu dem Fall „Fall Korell" in irgendwelchen Beziehungen steht, da meine Schrift bereits im Herbst 1905 nach Form und Inhalt existierte und lediglich der Abdruck eines mit einigen Zitaten und Anmerkungen versehenen Vortrags ist, der im Herbst 1905 auf Ersuchen der Badischen Landeskirchlichen Vereinigung in Heidelberg gehalten werden sollte, dann auf Frühjahr 1906 und weiter auf unbestimmte Zeit, vorläufig in den Oktober 1906, vertagt worden ist, und dessen Publikation rein zufällig und aus Gründen persönlicher Art im Juli 1906 erfolgte.

2. Es ist irrig und unzutreffend, wenn mir Pfarrer Korell politische Motive irgendwelcher Art unterschiebt, indem meine Schrift ohne jede politische Tendenz, vielmehr, wie das Vorwort ausdrücklich hervorhebt, nur ein Referat über „die gegenwärtige rechtliche und politische Beurteilung des politischen Wahlrechts der Geistlichen" — einschließlich meiner eigenen Ansicht natürlich — sein soll und ist, ich überhaupt — abgesehen von juristischer Gesetzespolitik — keinerlei Politik treibe, keiner politischen Partei, keinem politischen Verein angehöre, auch in meiner Schrift keineswegs die Abschaffung des politischen Wahlrechts der Geistlichen „verlangt" oder „gefordert", sondern lediglich erklärt habe, daß sie staatsrechtlich nicht auffallend, staatspolitisch nicht ungerecht, kirchenpolitisch zweckmäßig und im eigensten Interesse der Kirche liegend sei und daß sie den Tendenzen der katholischen Kirchenrechtsentwicklung entspreche, ich endlich nicht im entferntesten beabsichtigt habe, auf „die Kirche" oder „die Pfarrer" oder auch nur auf die katholischen Geistlichen „einzuhauen" — schon deshalb nicht, weil ich einen viel zu großen Respekt vor der Mission der Kirche und dem geistlichen Beruf der Pfarrer habe.

Julius Friedrich

Potsdam. Von Dienstag dem 2. nachmittags 5 bis Donnerstag den 4. abends 8 haben „Freunde der Christlichen Welt" nur mit den unvermeidlichen Unterbrechungen in Potsdam getagt. Der Besuch war zahlreicher, der Umkreis des Verhandelten größer denn je. Der vertrauliche Charakter dieser Zusammenkünfte verbietet leider einen Bericht auch an dieser Stelle. Nur die Resolution, die wir nach den Verhandlungen über die Grenzen der Lehrfreiheit für den evangelischen Religionslehrer beschlossen haben, ist selbstverständlich für die weiteste Oeffentlichkeit bestimmt. Sie lautet:

„Unter dem Vorbehalt, daß die Lage des Volksschullehrerstandes nach Ländern, Provinzen und Orten sehr verschieden ist, erheben wir angesichts vorhandener Not die Forderung:

1. daß der Lehrer von dem Zwang, auch wider seinen Willen Religionsunterricht zu erteilen, ohne Schaden für seine Existenz und amtliche Laufbahn befreit werde,

2. daß der Religionsunterricht von rückständiger Stoffwahl und kleinlicher methodischer Einengung befreit werde,

3. daß die Lehrervorbildung in den Seminaren überall in Einklang gebracht werde mit der Weiterentwicklung der theologischen Wissenschaft,

4. daß die religiöse Fortbildung der Lehrer sowohl durch literarisches Studium als auch durch Vorträge und Kurse in keiner Weise von den Behörden gehemmt, sondern vielmehr verständnisvoll gefördert werde.

Je mehr diese Forderungen erfüllt werden, desto mehr wird die Freudigkeit unserer Volksschullehrer, an der religiösen Erziehung unseres Volkes mitzuwirken, wachsen und, wo sie etwa verloren ging, wiederkehren."

Diese Sätze ergaben sich uns unmittelbar als reife Frucht des gehabten Austauschs. Dagegen fanden wir es gut, die ganze große Frage der Lehrfreiheit überhaupt durch keine übereilte Beschlußfassung ihres quälenden Ernstes zu berauben. Wir werden an ihr weiter arbeiten, und was in Potsdam dazu ausgeführt ist, wird allen Teilnehmern dazu förderlich genug gewesen sein. Eine öffentliche Bearbeitung der Sache von einem berufensten unter den Teilnehmern wird der Ertrag der Debatte irgendwie festzuhalten versuchen. Die Thesen der drei Referenten stehen auf Wunsch gern dem zur Verfügung, der dem Schreiber dieses von seinem Wunsche Nachricht gibt. Die Empfänger der Mitteilungen „An die Freunde" erhalten sie ohnedies. Ich kann bei dieser Gelegenheit wirklich gesinnungsverwandten Lesern und Leserinnen der Christlichen Welt nur raten, auch Mitglieder der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" zu werden. Diese Vereinigung bewährt sich als das feste Rückgrat unsers Kreises vortrefflich; Arbeit und Opfer genug werden von ihr gefordert; vor ihrer Kirchenpolitik braucht sich Niemand zu fürchten; sie ermöglicht aber in erster Linie eine festere Fühlung und innigere Verständigung über alle die Lebens- und Tagesfragen, die uns bewegen. Der Jahresbeitrag ist 2 Mark, dafür erhält man die zwanglos erscheinende Korrespondenz „An die Freunde".

R

Reformations-Festspiele. Das Reformationsfest steht bevor. In Vereinen werden Vorbereitungen getroffen, Martin Luther durch Rede, Vortrag, Spiel und Deklamation zu ehren. Ich empfehle für diese Zwecke die kleinen Festspiele von Otto Steinbach: Die Bannbulle und Luthers Hochzeitstag, beide bei J. J. Reiff in Karlsruhe erschienen. Das erste hat 308 Zeilen, das zweite 610. 10 Exemplare kosten von dem ersten 2,50 Mk., von dem zweiten 4,25. Bei der Liebe, mit der der Verfasser in Luthers starke Seele sich versenkt und Luthers natürliche Rede treu vernommen hat, sind seine Szenen sechszehntes Jahrhundert und nicht künstlich in das sechszehnte zurückgeschobenes zwanzigstes Jahrhundert. Sie eignen sich hervorragend für die Aufführung im Gemeindehaus, im Jünglingsverein, im Arbeiterverein. Der nachdrückliche schlichte Ernst der Sprache, die große Natürlichkeit dieser echten Momentbilder verlangen nur Darsteller von echter, ernster und herzlicher Einfalt, keine lauten Deklamenten.

Hermann Oeser

Kleine Mitteilungen. Die Denkwürdigkeiten Hohenlohes. Wie sind wir Deutschen doch ein unmündiges Volk! Und unsre Zeitungen, statt uns zur Mündigkeit zu helfen, tun das Gegenteil. Man lasse uns doch das Buch in Ruhe lesen! Aber dieselben Blätter, die über die Sensation zetern, machen das Buch erst recht zur Sensation, indem sie die „schlimmsten" Stellen herauspicken und ihrem Publikum eiligst in extenso vorsetzen ....

Auf die Lichtbilderanzeige von Theodor Benzinger in Stuttgart im Inseratenteil sei ausdrücklich aufmerksam gemacht. Die Bestrebungen des Instituts scheinen der Unterstützung wert.

R

Quittung

Für die Berliner Stadtmission: 10 Mk. von U, Rüttenscheid.

Für das Wolfer Waisenheim in Wolf a. d. Mosel: 2 Mk. von L, Neu Wuhrow.

Für die Deutschen in Rußland: 7 Mk. aus der Gemeinde Aldingen.

Für die Innere Mission im Baltenlande; 7,50 Mk. von O in F.

Für das Notwendige Liebeswerk: 100 Mk. von C H, Willenscharen; 80 Ertrag eines Vortragsabends von R in M; 66 Honorarverzicht von D in G; 25 Honorarverzicht von F in H; 16,50 Honorarverzicht von St in H; je 10 durch R, Freiburg a. E.; W, Jena; 8 Pfarramt Bergfelden; je 5 von U, Essen; A, Gechingen; R P, Brornweiler; M M, Berlin; J, Eisleben; v D, Oberau; F, Dieringhausen; je 3 von B, Magstadt; W, Partenheim; B, Bremen; R, Sülldorf; W P, Lindenhardt; 1 von L, Neu Wuhrow.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 20 Mk. von B, Kiel; 16 Kollekte der deutschen Gemeinde in Tilsit; je 10 von W, Biendorf; M, Zerbst; G, Salza; H, Oldenburg; D, Gießen; Sch, Hamburg; Sch, Steinen; 8,50 von der reformierten Gemeinde in Tilsit; 6 von H, Wörbzig; je 5 von H, Nienburg; L, Leipzig; E F, Halensee; K R, München; L, Bardewisch; Z, Hermsdorf; V, Gorenzen; S, Dresden; St, Leipzig; B, Auma; A, Marienschloß: v D, Straßburg; K M, Tübingen; St, Weißensee; R, Gifhorn; Sch, Stedterdorf; R, Göttingen; 4 von B, Frankfurt a. M.; je 3 von St, Posen; L, Kl. Gnie; E, Güsten; M, Bernburg; L, Amesdorf; E, Potsdam; G, Gr. Salze; J, Freiburg; O, Meensen; G, Abbehausen; D G, Brandenburg; v d H, Berlin; E, Chemnitz; M, Kreuznach; L, Gr. Oldendorf; W, Godesberg; St, Alten; H, Waiblingen; Sch, Rummelsburg; M, Dresden; Sch, Wundersleben; je 2 von K, Leipzig; v D, Lübeck; Sch, Wernigerode; Th, Auerbach; Sch, Leipzig; J, Osthofen.

Für die Mission in Ostasien (A E P M V): 12 Mk. durch M, Eichberg; 10 von F, Dieringhausen; je 5 von U, Rüttenscheid; R, Freiburg a. E.; 3 von G, Nordhausen; 2 von L, Neu Wuhrow.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freunde der Christlichen Welt (auch Damen) aus Breslau und Umgegend, denen an der Einrichtung regelmäßiger Diskussionsabende in Breslau gelegen ist, werden gebeten ihre Adressen bald an **Pastor Lic. Dr. Schian Breslau I Seminargasse 13** geben zu wollen.

Cassel. Dienstag 23. Oktober $8^1/_4$ Uhr, Evangelisches Vereinshaus: Glaube und historische Tatsachen. Fortsetzung. Pfarrer Ziegler-Bettenhausen.

Cöthen. Mittwoch 24. Oktober 8 Uhr im Saale des Prinz von Preußen: Das Evangelium und der moderne Arbeiter. Pastor von Bröcker aus Halle. Es sind möglichst Gäste einzuführen.

Darmstadt. Montag 29. Oktober 8 Uhr, Fürstensaal, Grafenstraße: Was verlangt der moderne Laie von seinem Geistlichen? Frau Helene Christaller.

Gießen. Dienstag 30. Oktober $7^1/_2$ Uhr Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Einfluß religionsgeschichtlicher Art auf Spätjudentum und Jesus. Pfarrer Lic. Glaue, Gießen.

Görlitz. Donnerstag 25. Oktober 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Wielandt, Die Arbeit an den Suchenden aller Stände. Pastor Tietze.

Hamburg. Montag 22. Oktober abends 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen, Klosterstr. 7: 1. Wie hat man in früheren Jahrhunderten die Bibel gelesen? Oberlehrer Lic. theol. Vollmer. 2. Bericht über Potsdam.

Königsberg i. Pr. Dienstag 23. Oktober 4 Uhr Hotel Germania, Tragheim-Kirchstraße: Hollmann, Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat? Dr. Werckmeister.

Magdeburg. Mittwoch 24. Oktober $^1/_2$4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Macht die moderne Theologie religiös ärmer?

Marienburg i. Pr. Donnerstag 1. November 4 Uhr in der Aula des Königlichen Gymnasiums Evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung: Frenssens Christusbild in Hilligenlei. Pastor Kuhn-Fischau.

Oldenburg i. Gr. An jedem 3. Montag im Monat abends $^1/_2$6 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen-Platz. Nächste Versammlung Montag 15. Oktober: Bericht über Potsdam.

Stuttgart. Montag 5. November abends $^1/_2$8 Uhr im Herzog Christof: Was ists um das Gewissen? Prof. Dr. Schöll.

Freunde evangelischer Freiheit

(Ortsgruppe Coblenz)

Coblenz. Mittwoch 17. Oktober, abends 8 Uhr im Gasthof zur Traube (Rheinstraße): Oeffentlicher Vortrag von Herrn Pfarrer Jatho-Köln: Volksdichtung und Kunstpoesie im Alten Testament. Eintritt Mk. 1.00; für Mitglieder der Ortsgruppe M. 0.75.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr
Tübingen

Nr. 38. Elsaß-Lothringen. Zweites Stück — Die Synode von Orleans — Das Apostolikum als Konfirmationsbekenntnis — „Der Unglaube im Volksschullehrerstande" — Verschiedenes; Armenien; Eine gründliche Reform des Religionsunterrichts; Zionistische Jahreskonferenz; Im Königreich Sachsen — Personalien

Nr. 39. Aus Nordamerika. Schluß — Kirche und Staat in Spanien — Elsaß-Lothringen. Letztes Stück — Cum tacent clamant — Verschiedenes: Konversionsbewegung; Die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt; Ein bemerkenswertes Beispiel konfessioneller Toleranz — Personalien.

Nr. 41. Aus Ostpreußen. Jahresbericht — Der politische Katholizismus in Bayern von 1903 bis 1906. Letztes Stück — Aus Belgien — Verschiedenes: Pfarrer D. Fischer; Der westfälische Rittertag

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Nr. 40. Zur Lage: 1 — Zur Ueberwindung desjenigen, was Unrecht ist im theologischen Kampf der Gegenwart (Fortsetzung) — Der deutsche Pfarrertag und der Fall Korell — Theologenmangel — Aus Preußen: Zum Falle Cesar; Katholische Bischöfe als Ritter des Schwarzen Adlerordens; Ueber die kirchenregimentliche Behandlung der modernen Theologie in Hannover; Die bevorstehenden Kirchenwahlen in Berlin — Mancherlei: Gemeinschaft der Richtungen; Personalien

Nr. 41. Zur Lage: 2 — Zur Ueberwindung desjenigen, was Unrecht ist im theologischen Kampf der Gegenwart (Schluß) — Der zweite Kongreß für evangelischen Kirchenbau — Aus Preußen: Ein neuer „Fall Fischer"; Zum Falle César; Aus Schlesien; Zur kirchlichen Wählerliste; Haben wir noch eine Union? — Mancherlei: Die Heilsarmee; Personalien

Prediger-Gesuch.

Die Prediger-Stelle an der Freien Christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde zu Mainz ist neu zu besetzen. Der unterzeichnete Gemeinde-Vorstand fordert darum **rednerisch tüchtige, theologisch und philosophisch gebildete Akademiker** von **entschiedener freisinniger Richtung** zur Bewerbung auf.

Der Vorstand der Freien Christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde in Mainz

Carl Scholz

Gebildete Dame, 32 Jahre alt, in allen Zweigen des Haushalts erfahren, lebhaft, gewöhnt mit mancherlei Menschen zu verkehren, 4 Monate vertretungsweise in großem Hospiz tätig, sucht von Anfang November an oder später Wirkungskreis als **Leiterin größeren Betriebes,** Predigerseminar, Schüleralumnat, Töchterheim, Hospiz oder dergleichen. Sehr empfohlen. Anfragen unter **S. H.** an den Herausgeber.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch a. Bober,** Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche,** Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Man verlange **Probenummern** der Christlichen Welt vom Verlag.

Für eine Familie in hiesiger Stadt (2 Knaben zu unterrichten, der ältere Sextaner) suche ich einen

tüchtigen Hauslehrer,

Theologen oder Philologen, unter günstigen Bedingungen. Meldungen erbittet umgehend

Gewalt, Pastor
Nordhausen a. Harz.

Reformationsfest- und Totenfest-Predigten

sind enthalten in der Kasualreden-Sammlung

Im Reiche der Gnade

Preis des Heftes Mk. 1.—

C. Ludwig Ungelenk,
Dresden A

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Buchhändler und Antiquar,
Berlin C. 2, Spandauerstr. 76.

Hefte zur Christlichen Welt Heft 57: **Rothe,** Gegen den Gotteslästerungsparagraphen, und **Schreiber,** Gegen das Jesuitengesetz. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 48 S. 60 Pf.

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

In 8 Tagen werden erscheinen:

Die kirchliche Vereinsarbeit. Eine Anleitung von Pfarrer Dr. **G. Hoepel**-Magdeburg (als 4. Band der Prakt.-theolog. Handbibliothek, hrsg. v. F. Niebergall). Kart. 3 M., geb. 3,60 M.

System der christlichen Lehre. Von Prof. D. **H. H. Wendt.** I. Teil. 6 M.

Soeben sind erschienen:

Das Gewissen, sein Ursprung und seine Pflege. Von Lic. **R. Kabisch.** Fein kart. 1 M.

Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern von **Frdr. Schleiermacher.** Zum Hundertjahrgedächtnis ihres ersten Erscheinens in ihrer ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben i. J. 1899, in 2. Aufl. 1906 mit neuer Einleitung versehen von Prof. Lic. Dr. **Rud. Otto.** Mit 2 Bildnissen Schleiermachers Kart. 1,60 M.; Lwbd. 2 M.

Den Lesern der „Christlichen Welt“ die ergebene Mitteilung, dass der **vierte** *Band des* **„Suchen der Zeit“** *soeben erschien und zur Ansicht in den Buchhandlungen ausliegt. 14½ Bogen.* **1,80 Mk.**
Inhalt: Wegener, Die Furcht vor dem Denken. Werner, Bekenntnisse eines versöhnten Menschen. Daab, Vom jungen Leben.

Düsseldorf, Anfang Oktober 1906

Karl Robert Langewiesche
als Verleger

Ein Werk das unumschränktes Lob verdient

nennt die „Christliche Welt“ den

Bilderatlas zur Bibelkunde, ein Handbuch für den Religionslehrer und Bibelfreund, bearb. v. **Frohnmeyer und Benzinger.** 501 Abbildungen mit erl. Text. Kart. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.20.
Theodor Benzinger, Verlagsbuchhandlung, **Stuttgart**

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart
Herausgegeben von **Lic. theol. F. M. Schiele**

II. 8.

Elias, Jahve und Baal

von

D. H. Gunkel-Berlin

8. 1906. Im Abonnement: Mk. —.40. Kartoniert Mk. —.60.
Im Einzelverkauf: Mk. —.50. Feine Ausgabe geb. ca. Mk. 1.50.

Für
Lutherfeiern
in Gemeinde und Schule sei empfohlen:
Neue Lichtbilder:
Luther. (60 Bilder n. zeitgen. Darst., Lutherstätten, Szenen aus L. Leben). Auswahl u. Text von
D. Georg Buchwald
Leihgebühr einschl. Text M. 10.–
Bestellungen baldigst erbeten.
Th. Benzinger, Lichtbilderverlag
Stuttgart, Seestraße 3

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.
Dormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Bitte!

Die Herausgeber von volkstümlichen **Sonntagsblättern** unserer Richtung werden gebeten, ein Probeexemplar verschiedener Nummern einzusenden an
Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinl.)

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die Schule im Dienste der Familie, des Staates und der Kirche

Referat von

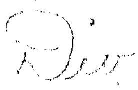
D. Theodor Kaftan
Generalsuperintendent für Schleswig

2 Bogen. Preis 60 Pfg.

Gustav Schloeßmann's Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick)
Hamburg, Paulstr. 14—16



Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Max Kielmann in Stuttgart (Portig, das Weltgesetz) und Reuther und Reichard in Berlin (Köstlin, die Lehre von der Seelsorge)



Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 43 Marburg i. H., den 25. Oktober 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Achans Diebstahl

Josua 7

Achan nahm von dem, was Gott dem Herrn gehörte, und er ward gesteinigt.

Was hat Gott dir geschenkt und was hast du dem Herrn gelobt in dankbarer Regung des Herzens? Hast du es gehalten? Kein Mensch hörte dein Versprechen, da du in dunkler Nacht um Erbarmen und Hilfe riefst, aber du weißt doch, du hast es getan und du hast versprochen: es sollte dann ein Andres mit dir werden, und Erbarmen und Hilfe empfingst du! Wo ist dein Gelübde? Wo ist dein Dankopfer? Das Opfer, das dich wirklich Etwas kostete von deinem Selbst? nicht die Gabe vom Ueberfluß deiner Zeit, deiner Kraft, deines Besitzes.

Dich selbst suchte der Herr und du enthältst ihm vor, was sein Eigentum ist. Deine Sünde ist größer als die Achans: er hat sich an äußeren, du aber an inneren Gütern, noch dazu an freiwillig gelobten vergriffen. Ihm ward der Tod durch Steinigung. Frage dich, so lange es nicht zu spät ist: Was wird mir?

Ob äußerlich dein Ansehen nicht leidet, frei gehst du nimmer aus. Das mißachtete Versprechen, die gebrochene Treue, sie legen sich wie Steine auf deine Seele, sie drücken dich zu Boden, daß die Flugkraft erlahmt, die Lebensfreude und Lebenskraft verschwinden. Tu ab den Bann, gib Gott, was Sein ist — gib ihm dich selbst.

E H

Patriotismus

1. Hurrapatriotismus. 2. Chauvinismus. 3. Geschäftspatriotismus. 4. Staatsraison. 5. Patriotismus und Heimatliebe. 6. Patriotismus und Pflege der Persönlichkeit. 7. Patriotismus und Politik. 8. Patriotismus und Vaterlandsverteidigung

Patriot ist heutzutage Jedermann. Der Kosmopolitismus hat in der Gegenwart nur eine sehr geringe Bedeutung, eine geringere vielleicht, als ihm gebührte. Und die Entwicklung, die uns dieses Aufleben und Erstarken des Patriotismus gebracht hat, ist offenbar noch nicht abgeschlossen. Man darf nicht das Anwachsen der internationalen Sozialdemokratie als Gegenbeweis anführen. Bebel hat im Reichstag gesagt, wenn das Vaterland in Gefahr wäre, sei er, der alte Mann, der erste, der die Waffe auf die Schulter nähme, um es zu schützen; Keiner, der nicht diese Aeußerung des Patriotismus und die lebhafte Zustimmung, die der Redner dafür bei seinen Parteigenossen im Lande fand, für erheuchelt hält, kann danach die Sozialdemokraten schlechthin für unpatriotisch erklären.

Das Erstarken des Patriotismus hat aber nicht bloß erfreuliche Seiten. Die Leser der Christlichen Welt erinnern sich, daß vor nicht gar zu langer Zeit der Herausgeber die Beschwerde eines Lesers zurückweisen mußte, den es verdrossen hatte, daß soviel von japanischem, armenischem und nicht lediglich von deutschem Christentum die Rede sei. Eine ähnliche Verirrung des Patriotismus werden Viele mit mir in dem Briefwechsel des reichsdeutschen Pastors und des deutsch-russischen Konsistorialrats auf Seiten des Ersteren gefunden haben. Und was nun gar im politischen Tagesstreit von den verschiedensten Parteien für Patriotismus ausgegeben wird, ist oft unendlich viel schlimmer.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, Inhalt und Umfang des Begriffs Patriotismus gründlich zu prüfen. Dazu würde auch eine genaue Auseinandersetzung über das Verhältnis von Patriotismus und Nationalismus in ihrer gegenseitigen Bedingtheit und in ihren Unterschieden gehören. Da wäre z. B. auch zu prüfen, ob Bismarck so unbedingt Recht hat, wenn er verlangt, daß der Patriotismus stets dem konfessionellen Bewußtsein vorgehe. Eine solche eingehende Untersuchung ist hier nicht beabsichtigt. Es sollen nur einige wichtige Grenzlinien für die Bestimmung des Begriffs Patriotismus gezogen werden. Dabei sind auch einige Entartungen des Patriotismus zu berücksichtigen, in deren Verwerfung freilich alle Denkenden übereinstimmen, deren Wesen und Gefährlichkeit aber doch vielfach verkannt werden.

1. Hurrapatriotismus

Für viele Leute ist der patriotische Gedanke untrennbar verbunden mit dem Gedanken an große festliche Versammlungen, starke berauschende Worte und allgemeinen lauten Jubel. Bei solchem patriotischen Lärmen mag es dann wohl zuweilen so zugehen wie in jener kleinasiatischen Stadt, wo einige Geschäftsfanatiker das Volk aufgeregt hatten, daß sie bei zwo Stunden schrieen: „Groß ist die Diana der Epheser!" und der größere Teil wußte nicht, warum sie zusammen gekommen waren.

Solche Karrikatur des Patriotismus möchte sonst verhältnismäßig harmlos erscheinen, wenn sie nicht geeignet wäre, den wahren Patriotismus zu diskreditieren. Nichts Schöneres und Erhebenderes in der ganzen Welt als die ehrliche Begeisterung für eine große Sache, über der der Einzelne sich selbst und sein kleines Schicksal zu vergessen im Stande ist. Und wahrhaft heiliger Jubel mag wohl laut werden, wenn eine große Menge, wenn ein ganzes Volk von derselben Begeisterung erfaßt wird. Aber nichtsnutzig und schäbig ist jede Vortäuschung solcher Empfindung, jede nicht aus dem Innern hervorquellende sondern gemachte Begeisterung, vor der wahres Gefühl sich herb und keusch verschließt.

2. Chauvinismus

Auf demselben Boden wie der Hurrapatriotismus wächst der Chauvinismus. Er hat bekanntlich zwei Seiten. Einmal werden über die fremden Völker, insbesondere die wirklichen oder vermeintlichen Feinde, wahrheitswidrige Darstellungen verbreitet,

um sie verhaßt oder verächtlich zu machen. Und damit verbindet sich auf der andern Seite eine ungeheuerliche Uebertreibung der Vorzüge des eignen Volkes. Da gibt es keine Kunst und keine Kenntnis und keine Tugend, nach der bemessen dieses Volk nicht das erste der Welt wäre. Die Geschichte des Volkes ist eine fast ununterbrochene Kette von Ruhmes- und Heldentaten. Muß doch einmal eine trübe Zeit zugegeben werden, so wird sie auf Verrat und völlig unverdientes Mißgeschick zurückgeführt. Glänzende Zeiten dagegen, insbesondere Siege im Felde, sind immer nur der Tüchtigkeit der Herrscher, der Kriegsführer und des ganzen Volkes zuzuschreiben.

Wo solcher Chauvinismus in einem Volke Platz gewinnt, da bringt er ihm Nachteile mancherlei Art. Und nicht der geringste Schade ist der, daß feinfühligen Menschen dadurch die berechtigte Freude und der berechtigte Stolz über ihr Vaterland und seine Geschichte fast verleidet werden könnte. Darum soll man auch solches Treiben nicht für harmlos oder lächerlich halten, sondern ihm ernsthaft zu Leibe gehen und den Fehler womöglich schon im Keime ersticken.

3. Geschäftspatriotismus

Wenn der lärmende Fanatismus ohne innern Gehalt und der krankhafte Chauvinismus oft auch nur Entartungen eines ursprünglich gesunden Gefühls sein mögen, ebenso oft sind sie verschlungen und verstrickt mit einem dritten Schmarotzer: der Ausnutzung der patriotischen Gedanken- und Gefühlswelt für egoistische Interessen. Der echte Patriot stellt sich ganz selbstlos in den Dienst des Vaterlandes, der patriotische Heuchler sucht das Vaterland sich und seiner Clique dienstbar zu machen. Gewöhnlich ist es das gemeine Strebertum, das sich in die Toga des Patriotismus zu hüllen liebt. Aber überhaupt alle selbstischen Zwecke, von dem gewöhnlichen Geschäftsgeist und der niedersten Habsucht an bis zum feinsten Ehrgeiz benutzen denselben Deckmantel.

Im Fiesko hat Schiller in den Verschworenen, insbesondere im Sacco und im Fiesko selbst Typen dieser Art von Patriotismus dargestellt. Vielleicht hat der 23jährige Dichter die Unehrlichkeit nur etwas zu grob gezeichnet. Es würde uns glaubhafter erscheinen, wenn sein Fiesko durch halb wahres Raisonnement erst sich selbst zu der Ansicht bekehrte, es sei für Genua das Beste, wenn er mit seinen Herrschertalenten die Leitung des Staates in die Hand nähme. Denn das ist ja das Gewöhnliche, daß der, der Andere betrügen will, erst sich selbst belügt. Man bildet sich ein, daß man nur darum seinen eignen Vorteil wahrnehme, weil damit auch dem rechtverstandenen Interesse des Ganzen am besten gedient sei.

Daß Beides, solche Heuchelei und solche Selbsttäuschung, auch heute vorkommen, bedarf keines Beweises. Haben wir doch in den letzen Jahren von unberufenen Vertretern großer und wichtiger Wirtschaftsgruppen, die sich zweifellos für gute Patrioten halten, mehrfach die Drohung aussprechen hören, wenn ihre Sonderinteressen im Staate nicht mehr berücksichtigt würden, würden sie ihr nationales Gefühl verlieren. Und schlimmer noch als die, die unverfroren genug so etwas offen aussprechen, sind wohl die, die dasselbe denken, aber zu gescheit sind, es zu sagen.

Wo in einem Volke die Selbstsucht unter der Maske des Patriotismus auftritt, da ist Gefahr im Verzuge, die Gefahr, daß der echte Patriotismus überwuchert und erstickt wird von solchen niederen Regungen. Da gilt es, die Heuchelei aufzudecken, um wenn es sein kann, die Heuchler zu beschämen und zu bessern, wenn es aber sein muß, sie durch schonungslose Bloßstellung um ihren Einfluß zu bringen und dadurch unschädlich zu machen.

4. Staatsraison

Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen. Wo der Patriotismus in seiner Wurzel unwahr und unehrlich ist, da zeitigt er auch Früchte, die dieser Wurzel entsprechen. Man gibt vor, das Vaterland schützen und erhalten zu müssen durch Hinterlist und Ungerechtigkeit. Im Interesse des Volkes und Staates soll das erlaubt sein, was freilich sonst im bürgerlichen Leben verwerflich wäre.

Ein lehrreiches Beispiel für diese Auffassung des Patriotismus bietet Schillers „Maria Stuart“. Das Leben der Maria ist eine stete Gefahr für England. Sie ist von 42 Richtern zum Tode verurteilt, aber die Gründe des Urteils sind anfechtbar, und es steht zu befürchten, daß die Welt die Königin Elisabeth tadeln wird, wenn sie das Urteil vollstrecken läßt. Diese Lage besprechen ein ehrlicher Patriot, der Ritter Paulet, und ein Staatsmann, der sich im Dienste des Staates über die Grundsätze der sonst giltigen Sittlichkeit hinwegsetzen zu dürfen meint, Lord Burleigh. Beide sind in der Beurteilung der Tatsachen einig. Sie sind auch einig darin, daß es für England am besten wäre, wenn Maria im Kerker durch Krankheit aufgerieben wäre. Aber als Burleigh schließlich den Paulet veranlassen will, sie im Gefängnis heimlich zu beseitigen, oder doch zu dulden, daß dies geschehe, antwortet Paulet:

> Ihr Leben ist mir heilig, heilger nicht
> Ist mir das Haupt der Königin von England.

Sollen wir da sagen, Paulet ist der ehrlichere, aber Burleigh der klügere Patriot? Nein, sondern der Patriotismus ist eine reine Sache; und durch jede Unehrlichkeit, mag sie noch so spitzfindig begründet sein, wird er befleckt.

Der Grundsatz des Burleigh aber findet noch heute seine Vertreter. Als in Frankreich der Dreyfusprozeß spielte, da machten vielleicht nicht die Richter, aber mehrere öffentliche Beurteiler der Angelegenheit den Satz geltend: es komme garnicht darauf an, ob der Mann schuldig sei oder nicht, die Ruhe Frankreichs fordere auf jeden Fall seine Verurteilung. Und das fand auch in Deutschland hie und da Zustimmung.

Das ist aber derselbe Grundsatz, den einmal der Vorsitzende eines andern Gerichtshofs anwandte: als die Mitglieder seines Kollegiums sich nicht zu raten wußten, weil es sich um einen Angeklagten handelte, den sie für gemeingefährlich hielten, dem sie aber keine positive Schuld nachweisen konnten, herrschte er sie an: „Ihr wisset Nichts, bedenket auch Nichts; es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe.“

Man nennt das Staatsraison; und die Staatsraison gebärdet sich immer als überaus patriotisch. Aber ihr gegenüber behält der jüdische Staatsphilosoph Recht: Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.

5. Patriotismus und Heimatliebe

Wir treten aus einem stickigen Dunst in gesunde, frische Luft, wenn wir den unsittlichen Scheinpatriotismus der Heuchelei und Unwahrhaftigkeit verlassen und uns dem echten Patriotismus zuwenden. An seiner Schwelle finden wir ein schlichtes Gefühl, die Heimatliebe. Wir können sie auch natürlichen Patriotismus nennen, denn sie ist uns angeboren.

Bei dem einen Menschen ist die Liebe zur Heimat stärker entwickelt, bei dem andern schwächer. Stärker ist sie gemeinhin bei den Angehörigen eines Stammes, der durch die Jahrhunderte mit seinem Heimatboden verwachsen ist, weniger stark gewöhnlich bei den Kindern eines Geschlechts, das wie der Flugsand hierhin und dahin verweht ist.

Ein noch größerer Unterschied ist wohl darin begründet, daß nun eben einmal die Gaben des Gefühls ebenso wie die des Verstandes ungleich verteilt sind.

Nicht abhängig dagegen ist die Stärke der Heimatliebe von der Schönheit des Heimatlandes. Mag ein Landstrich von der Natur noch so wenig begünstigt sein, wer dort geboren ist, weiß seine Schönheit zu würdigen. Finden wir doch oft die rührendste Anhänglichkeit an die Heimat bei den Bewohnern von Ländern, deren Natur dem Fremden öde und trostlos erscheint.

Ebensowenig, wie die Erfahrung lehrt, macht es einen Unterschied, ob das Volk in diesem Lande in glücklichen Erwerbsverhältnissen lebt. Ja, wer einmal seine Heimat lieb hat, verliert diese Liebe auch dann nicht, wenn er durch widrige Verhältnisse ins Ausland getrieben wird, wenn seine Mitbürger ihn verbannen. Im Gegenteil, die Heimat steht sehr oft dem am höchsten, der sie meiden muß. Wie denn ja überhaupt die Menschen diejenigen Güter am höchsten schätzen, die sie entbehren.

Heimatliebe und Vaterlandsliebe, natürlicher und sittlicher Patriotismus grenzen eng an einander. Wo die eine Empfindung vorhanden ist, wird die andere Gesinnung nicht fehlen und umgekehrt. Und doch lassen sie sich scharf gegen einander abgrenzen, sie verhalten sich zu einander wie ein schönes Gefühl zu einer strengen Pflicht.

6. Patriotismus und Pflege der Persönlichkeit

Pflichtbewußtsein gegen das Vaterland ist es, was wir in engerem Sinn unter Patriotismus verstehen. Diese Pflicht soll das ganze Leben umfassen, die ganze Persönlichkeit erfüllen.

Treitschke sagt in einer seiner politischen Abhandlungen:*)

> Gibt es irgend einen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als die Gebote der menschlichen Pflicht zu sittlichem Mute mahnen kann, so ist es der: Was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk.

Die Worte sind mit Bedacht gewählt. An ihnen läßt sich zeigen, welchen Einfluß ein ehrlicher Patriotismus auf den ganzen Menschen haben kann.

Reine Männer verlangt das Vaterland. Man hat oft genug erlebt, daß Männer auftraten, die sich geradezu als Retter des Vaterlands gebärdeten und mit hinreißendem Fanatismus für irgend eine Idee eintraten. Und plötzlich brachen sie zusammen. Irgend eine Schuld, die auf ihnen lastete, kam ans Tageslicht. Man sah, daß sie überhaupt brüchige Naturen waren. Und was gut war an der Sache, die sie vertraten, litt mit darunter, daß sie es mit ihren unreinen Händen angefaßt hatten. Wer seinem Volke dienen will, der bringe herzu reine Hände und ein reines Herz!

Und Reife ist nötig. Reife des Verstandes zuerst. Unklare, verschwommene Schwärmerei, auch wenn sie mit dem besten Wollen sich paart, richtet mehr Unheil als Nutzen an. Es gilt, in harter Arbeit zu lernen aus der Geschichte der Völker und der Geschichte des eignen Volkes. Es gilt, Kenntnisse zu gewinnen auf allen Gebieten, in denen Lebensfragen des Volkes in Betracht kommen. Es gilt, das Urteil zu schärfen für das, was notwendig und was nützlich, was wünschenswert und was möglich ist.

Und neben der Reife des Verstandes darf die Reife des Geschmackes nicht gering geschätzt werden. Zur Gesundheit eines Volkes gehört auch, daß seine Kunst gesund sei. Und das kann nur sein, wenn durch das ganze Volk hin Verständnis herrscht für das Schöne. Der Grundsatz einiger Künstler L'art pour l'art ist nicht nur eine schwächliche Resignation und eine Versündigung an der Kunst selbst, er ist auch durchaus unpatriotisch. Wir, die wir keine Künstler sind, wollen uns dadurch nicht einschüchtern lassen, sondern immer wieder prüfen und lernen — und bescheiden sein —, aber doch uns selbst unser Urteil darüber bilden, was wir für schön und für künstlerisch halten.

Endlich sittliche Reife, eine Reife, die sich nicht blenden läßt durch nebelhafte, große, ferne Ziele, die sich nicht bestechen läßt, das Glück des Volkes auf krummen Wegen erreichen zu wollen, sondern die bei allen großen Gedanken doch die nächsten Pflichten zunächst ins Auge faßt und sie erfüllt mit unbedingter Zuverlässigkeit.

Wer rein ist und reif in seinem sittlichen Urteil, der ist auch frei, den wird weder der Menge Leidenschaft, die Gefolgschaft für ihre schlechten Instinkte verlangt, noch ein Stirnrunzeln des Tyrannen wankend machen in seinem unbeugsamen Sinn. Nur wer sich selber beherrschen kann und darum von keinem Andern innerlich abhängig ist, kann Etwas beitragen zur Förderung seines Volkes.

Daß wir als Persönlichkeiten reiner, reifer und freier werden, ist eine Forderung der Vaterlandsliebe. In der Zeit, in der der Mensch überhaupt sich vorbereiten soll auf eignes, selbständiges Wirken, ist das ihre einzige Forderung. Für diese Zeit, für die Jugend, haben die beiden Mahnungen fast den gleichen Anspruch auf Beachtung, die Mahnung: Denkt immer daran, daß ihr einmal als selbständige und selbstbewußte, freie und aufrechte Männer euerm Vaterlande dienen sollt! und die andere Mahnung: Glaubt nicht, daß eine Betätigung eures unausgegorenen Eifers euerm Volke gar so bald unentbehrlich sei!

Es mag sein, daß die Aufgabe, reifes Verständnis zu erwerben und den sittlichen Mut zu stärken, nicht nur der Zeit nach die erste ist, sondern daß sie für alle Menschen, die großen politischen Genies nicht ausgeschlossen, auch dem Range nach immer die erste bleibt.

Als zweite Forderung tritt daneben treue Pflichterfüllung im bürgerlichen Beruf. Denn alle ehrliche und verständige Arbeit mit Kopf und Hand fördert Werte, die das Vaterland braucht. Wer seinen Beruf vernachlässigt, wird nie ein guter Staatsbürger sein.

7. Patriotismus und Politik

Indessen diese beiden Pflichten, so wichtig ihre Erfüllung dem Vaterlande ist, hängen mit dem Patriotismus doch nur insofern zusammen, als er ein besonders wirksames Motiv für sie bildet. Es gibt aber auch Pflichten, die nur auf dem Patriotismus begründet sind. Aber es ist sehr schwer, ihren Inhalt näher zu bestimmen, man wird nicht viel hinauskommen über die Formulierung, daß Jeder nach seinen Kräften mitarbeiten müsse an der Förderung des Gemeinwohls und Gemeingefühls.

Besonders in einem Staatswesen wie dem unsern, das jedem Erwachsenen das Recht zur Mitwirkung an der Regierung einräumt und damit auch die moralische Pflicht dazu zuschiebt, ist das eine verantwortungsvolle Aufgabe. Aber auch unter Männern von redlichem Wollen und gründlicher Einsicht werden die Ueberzeugungen darüber oft weit auseinander gehen, was zur Förderung des Gemeinwohls und Gemeingefühls dient. Man kann wohl noch gewisse allgemeine Grundsätze aufstellen, denen Jeder zustimmen wird, z. B.: Wer Schäden in seinem Vaterlande sieht, ob sie nun die öffentliche Moral oder die öffentliche Erziehung oder das Wirtschaftsleben oder was immer sonst betreffen, der soll sie nicht aufbauschen und sich hüten, das Vaterland in den Augen der Volksgenossen und der Fremden unnötig herabzusetzen, aber er soll auch so lange und so nachdrücklich und so rücksichtslos auf diese Schäden hinweisen, bis Alle, die zur Heilung berufen sind, sie erkennen und ihre Pflicht angreifen.

Aber, wie man sieht, solche Grundsätze sind so dehnbar, daß Jeder, sei es daß er die eine, sei es daß er die andere Seite mehr betont, mit gutem Gewissen ihnen genug zu tun glauben wird. Es ist einmal nicht anders: im sittlichen Leben wird der Mensch nicht auf Gebote, die für jeden Fall anwendbar sind, sondern auf seine innere Wahrhaftigkeit und Treue verwiesen. Es schadet auch Nichts, wenn die verschiedenen Ueberzeugungen sich bekämpfen. Denn aus dem ehrlichen Kampf der Geister ist noch stets alles Große geboren worden.

8. Patriotismus und Vaterlandsverteidigung

In einer Frage aber scheint der Patriotismus eine solche Verschiedenheit der Meinungen nicht mehr zuzulassen. Daß in einem Kriege Jeder, der die Waffen tragen kann, für das Vaterland zu kämpfen und sein Leben einzusetzen hat, ist für einen Patrioten, wie es scheint, selbstverständlich. In der Tat herrscht hier unter allen anständigen Leuten, wenn wir von den konsequenten Gesinnungsgenossen Tolstois einmal absehen dürfen, eine erfreuliche weitgehende Uebereinstimmung. Aber damit ist die Frage doch noch nicht erledigt. Gegen einen Mann wie Jeremia wurde nicht nur von den Chauvinisten seiner Zeit Einkerkerung und Todesstrafe gefordert, sondern wenn man sein Verhalten insbesondere während der Belagerung Jerusalems heute ohne Nennung der Namen erzählen würde, so würden gar manche gute Christen ihn unbedenklich für einen Vaterlandsverräter erklären. Und doch weiß Jeder, der Jeremia kennt, daß er nicht nur eine unendlich rührende Liebe zu seinem Volke hatte, die ihn zu jedem Opfer befähigte, sondern daß er auch der einsichtigste Patriot unter seinen Zeitgenossen war. Es gibt also doch Fälle, in denen der Patriot auch zum Kriege eine andere Haltung einnehmen muß, als für gewöhnlich, und zwar mit Recht, uns selbstverständlich erscheint.

*) „Ueber Freiheit", abgedruckt in den beiden ersten Auflagen seiner Historischen und Politischen Aufsätze vornehmlich zur neusten deutschen Geschichte. [Auch in der fünften! D H]

Wer sein Leben schont, wenn er es für sein Volk und Vaterland in die Schanze schlagen müßte, ist ein ehrlos erbärmlicher Wicht. Aber wann das Wohl des Vaterlandes dieses Opfer verlangt und wann etwa ein anderes nicht minder großes Opfer an der bürgerlichen Ehre, darum darf ein sittlich selbständiger Mensch nur sein eigenes Gewissen befragen.

Es ist nicht ganz unwichtig, darüber Klarheit zu gewinnen, daß die Beantwortung mancher für das Leben des Volkes wichtigster Fragen sich aus dem Wesen des Patriotismus nicht so unmittelbar ableiten läßt, als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Denn daraus ergibt sich, daß wir bei Vielen, die aus ihrem Patriotismus ganz andere Folgerungen ziehen als wir, doch eine ebenso große und ebenso tief gegründete Liebe zu ihrem Vaterlande voraussetzen dürfen. Dadurch aber ist die Verständigung von Mensch zu Mensch sehr erleichtert. Denn dann trennt die verschiedenen Richtungen nicht eine verschiedene Stellung zu sittlichen Grundfragen, sondern nur eine mehr oder weniger richtige Auffassung von dem, was das gemeinsame sittliche Prinzip erfordert.

Dieses Prinzip selbst aber könnte vom ethischen Standpunkt aus nur dadurch in Frage gestellt werden, wenn man es für unvereinbar erklärte mit der Verpflichtung gegen alle Menschen ohne Unterschied der Staatszugehörigkeit oder Nationalität. Aber mit dieser Pflicht verträgt sich die Vaterlandsliebe ebenso gut wie die Verwandtenliebe und Freundesliebe. Man kann sogar mit vollem Recht, wie es einmal in der „Hilfe" geschah, das Wort 1. Joh. 4, 20 so wenden: Wer das irdische Vaterland nicht liebt, das er sieht, wie kann der das himmlische Vaterland lieben, das er nicht sieht? Georg Schümer

---

Aus der Schule der Selbsterziehung

Dem Tagebuch eines vergangenen Jahres entnommen

2

Große Gedanken und Gefühle sollen die stärksten Erlebnisse unsrer Seele sein.

* * *

Jeder sei sein eigner Ordensstifter und befolge die Grundsätze, die er für sein körperliches und seelisches Leben als die besten erkannt hat, so absolut streng wie nur der gehorsamste Mönch die Regeln seines Klosters befolgt hat. Aber vergiß nicht, daß das Allerhöchste eine Persönlichkeit ist, die sich aus der Summe aller ihrer Erfahrungen heraus für jede Stunde eine neue Gesetzgebung gibt; sie erst hat den alten Kampf zwischen Gesetz und Freiheit wirklich überwunden.

* * *

Wir sind gegen die Dienstboten humaner geworden, auch gegen unsern Leib. Das Mönchtum war die Sklaverei des Leibes. Aber die Aufhebung der Möncherei ist nur eine halbe Sache, wenn wir nicht durch die protestantische Askese die katholische überbieten: Jeder schaffe seinen Leib um zum gehorsamsten Diener seiner Seele, ganz individuell und doch an Energie die Klostermänner hinter sich lassend.

Richard Wagners Parsifal in religionsgeschichtlicher Beleuchtung

2

Zuerst die Frage: Was ist der Gral?

1. Eine Antwort finden wir in jenem alten Kulturlande, das nach zweieinhalb Jahrtausenden die Schätze seines Wissens und Nachdenkens, seiner Kunst und Religion uns wiedergeschenkt hat, in Babel. In den ausgegrabenen Tontäfelchen hat sich auch der Adapamythos erhalten. Adapa, wohl der erste Mensch in der babylonischen Mythologie, ist der Sohn des Meergottes Ea. „Dieser hat ihn geschaffen, ihm hohe Weisheit, aber nicht ewiges Leben verliehen." In Eridu, an der Mündung der Ströme Euphrat und Tigris, liegt er den priesterlichen Funktionen im Tempel Eas ob und betreibt auch die Fischerei, um für das Heiligtum den Bedarf an Fischen zu liefern. Einst erhebt sich bei spiegelglatter See der Südwind und bringt sein Schiff zum Kentern, sodaß er ins Meer versinkt. Aus Rache zerbricht Adapa dem Südwind die Flügel. Darüber erzürnt fordert der Himmelsgott Anu den Adapa zur Verantwortung vor seinen Thron. Sein Vater Ea warnt ihn, im Himmel weder Speise noch Trank anzunehmen, da man ihm den Tod geben wolle. Als Adapa im Himmel anlangt, erfüllt sich Alles genau, was Ea vorausgesagt, nur ist es wirkliche Lebensspeise und wirkliches Lebenswasser, die man ihm anbietet. Dem Befehl seines göttlichen Vaters gehorsam schlägt Adapa die vermeintliche Todesspeise aus und verscherzt so das von den Göttern ihm gebotene ewige Leben.

Als Vergleichungspunkte, welche schon auf die Gralsage hinweisen, können etwa folgende gelten: Adapa ist ein Fischer wie der Fischerkönig von der Gralsburg, wie dieser mit besonderer Weisheit ausgestattet, ein Priester der Gottheit, wie die priesterlichen Gralsritter, Lebensspeise wird ihm dargeboten, wie sie der Gral verleiht, aber er weist die angebotene Gabe zurück und verscherzt wie Parzival sein Glück.

2. Die Verwandtschaft dieses Mythos mit der biblischen Paradieserzählung ist längst erkannt. Auch Genesis 2 und 3 wird erzählt von einem Baum der Erkenntnis, dessen Früchte übernatürliches, göttliches Wissen verleihen und von einem Baum des Lebens, der den ersten Menschen ewiges, irdisches Leben hätte zuteil werden lassen, wenn sie rechtzeitig von ihnen gekostet hätten. Auch hier ist die Weltbetrachtung eine düstere. Der Mensch lebte einst glücklich im Paradies, aber er hat das Heil verscherzt, und der Weg zum Garten in Eden ist verschlossen wie der zur Gralsburg.

Noch weiteren Stoff zur Ausmalung des Mythos vom Lebensbaum und Lebenswasser, von dem Gottesgarten, der wie die Gralsburg auf hohem Berge liegt, weist das Buch Ezechiel, besonders Kap. 23 und 47 und die Offenbarung Johannis Kap. 21 auf.

3. Diese Tatsache weist darauf hin, daß die Sage vom Paradies und Lebensbaum von Babel aus sich weiter und weiter verbreitet hat und wohl zum Gemeingut der vorderasiatischen Völker geworden ist. Wir wissen, daß eine ganze Reihe Geheimkulte bei jenen Völkern herrschte — am genauesten sind wir durch Cumont über die Mysterien des Mithra unterrichtet —, bei denen es sich um eine Bluttaufe und ein heiliges Mahl handelte. Durch die römischen Legionen, in die sie Eingang gefunden, wurden sie im ganzen römischen Reich verbreitet und traten zeitweilig mit dem Christentum in Konkurrenz. Weniger wissen wir über die häufig erwähnten eleusinischen Mysterien, bei denen auch die Gabe der Ceres und des Bachus eine Rolle spielte,

„denn das Schweigen geziemt jedem Geweihten genau."

4. Wenn Kalthoff Recht hätte, wäre auch das christliche Abendmahl nichts Anderes als einer jener vorderasiatischen Geheimkulte, der dem Heros eponymos Christus von seiner Gemeinde dargebracht wurde. Sehen wir uns aber die schlichten Erzählungen des Markus, Matthäus, Lukas und Paulus (1. Korinther 11) näher an, so ist davon Nichts zu entdecken. Zwar sind die Deutungen des Abendmahls auch in der gegenwärtigen Leben-Jesu-Wissenschaft außerordentlich verschieden; aber Eins scheint doch unbestreitbar: Jesus benutzt das jüdische Passahmahl, um von den Seinen Abschied zu nehmen. Der Tod steht ihm unmittelbar bevor, und so wird ihm das gebrochene Brot und der rötlich schillernde Wein zum Sinnbild seines gebrochenen Leibes und seines vergossenen Blutes. Etwas Wunderhaftes, was später den verschiedenen christlichen Kirchen die Hauptsache war, ist in Jesu Abendmahl nicht zu finden.

5. Freilich kam dies bald genug hinzu. Vorderasiatische Mysterienideen, die wohl vor allem in dem von den verschiedensten Religionen getränkten Boden des Gnostizismus üppig

aufgeschossen waren, wurden immer mehr Gemeingut auch des nicht gnostischen Christentums. Die einfache Auffassung des Abendmahls ging gar bald verloren, und Brot und Wein wurden in jenen Kreisen immer mehr angesehen als φάρμακον ἀθανασίας, d. i. als Zaubermittel zur Erreichung der Unsterblichkeit. Der Genuß des Abendmahls bewahrte vor dem ewigen Tod, und je öfter der Christ die heiligen Elemente genoß, desto mehr nährte er geheimnisvoll in sich den Auferstehungsleib, mit dem er nach dem Absterben des Fleischesleibes überkleidet werden sollte.

6. Diese merkwürdige Idee mischte sich mit volkstümlichen Elementen, wie die Legende von Joseph von Arimathia beweist. Sie wird uns in den acta Pilati, einer apokryphischen in ihrer jetzigen Gestalt wohl aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert stammenden Schrift erzählt: Joseph, der später öfter mit dem bekannten jüdischen Schriftsteller Flavius Josephus verwechselt wird, sammelte, wie die Sage erzählt, das Blut, das infolge des Lanzenstichs aus Jesu Seite quoll, in einer stufenförmig abgeteilten Schüssel, Gradalis (Gra-al). Er geriet in eine vierzig Jahre währende Gefangenschaft und sollte im Kerker Hungers sterben, wurde aber durch das Blut in jener Schüssel beim Leben erhalten. Durch Vespasian befreit, machte er sich mit seinem Schwager Bron nach Irland auf, um in die insula sanctorum das Christentum zu bringen. Wir haben es hier also mit einer Missionslegende zu tun. Seit Entwicklung des Rittertums kam Joseph von Arimathia in großes Ansehen. Er galt als der erste Ritter, der als der erste Bringer des Christentums nach Irland und Wales besondere Verehrung genoß und in jenem Lande auch eine heilige Tafelrunde stiftete.

7. Dies leitet über zur Verbindung mit volkstümlichen walliser Elementen. Jedem Kenner des Mittelalters ist bekannt, wieviel die Sagen- und Märchenwelt und die großen Epen jener Zeit dem reichen Schatz der keltischen Volksphantasie verdanken. Die walliser Sagen erzählen gar viel von einem „Tischlein decke dich", von einem Korb, einer Schüssel, einem Wunschgefäß, welches seinem Besitzer alle möglichen guten Sachen zum Essen und Trinken beschert; auch von einem Kessel, in welchem Getötete gekocht werden und lebendig wieder herauskommen. Von einer Tafelrunde mit allen möglichen weltlichen Freuden und Ehren berichtet auch die Artussage. Ihr Held ist bekanntlich der mythenumwobene König Artus, in dessen Heldentaten die Volksüberlieferung die heftigen Kämpfe der walliser Kelten gegen die eindringenden Angelsachsen verherrlicht hat. Spätere Formen der Sage haben Artus auch mit dem Gralkönig in Verbindung gebracht oder gar mit ihm verwechselt. Im ganzen aber sind die keltischen Ueberlieferungen durchaus profaner Natur und haben mit der Erzählung vom heiligen Gral wenig oder Nichts zu tun.

8. Mit allen den schon hier geschilderten Elementen verbanden sich neue Sagenbestandteile, die wiederum aus dem Orient kamen. Sie stammten aus Arabien und wurden durch die Kreuzzüge, vielleicht auch über Spanien, in die Christenheit verpflanzt. Wie die Kaaba ein vom Himmel gefallener Stein ist, so spielten andre heilige Steine z. B. auf Zion eine Rolle. Der Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, wurde in natura vorgezeigt. Auf einem solchen Stein oder Steintisch soll das Abendmahl gehalten, ein andrer durch Engel vom Sinai oder vom Himmel herabgebracht worden sein.

Hier haben wir die hauptsächlichsten Bestandteile der Gralsage, wie sie dem Chrestien de Troyes und seinem Bearbeiter Wolfram von Eschenbach vorlagen, bei einander. Dabei habe ich absichtlich nur die Hauptstufen der Entwicklung hervorgehoben und auf einige weniger wichtige Nebenerscheinungen der äußerst komplizierten Sagenbildung verzichtet.

9. Die Form, welche die Gralsage bei Wolfram angenommen hat, gestaltet sich nun etwa so: (Buch IX, 1070 ff.) Der Gral ist ein Stein, der seinen Hütern, den Templeisen oder Gralsrittern, Speise und Trank spendet, und Jeden, der ihn erblickt, eine Woche nicht sterben läßt. Er wurde ursprünglich von den Engeln behütet, welche beim Kampf Luzifers gegen Gott neutral geblieben waren, jetzt von den Gralsrittern, die Gott selbst kürt. Nur eine reine Jungfrau darf ihn tragen. Die Gralsritter müssen wie die Templer und Johanniter auf die Ehe verzichten, nur der Gralkönig darf ein eheliches Weib haben. Die Beziehung auf das Abendmahl verrät sich darin, daß jeden Charfreitag eine Taube vom Himmel mit einer Hostie herabschwebt und so die übernatürlichen Kräfte des Steins erneuert.

Dies Wunder des Grals wird aufbewahrt in der herrlichen Burg Munsalwäsche, auf dem Mont salvage (sauvage), dem wilden Berg, und besteht aus einem ganzen System kirchenartiger gotischer Gebäude mit einem Zentralbau. Das Wunderschloß scheint in den Pyrenäen zu liegen. Niemand findet es von selbst, nur, wen Gott geleitet, kann darin seinen Einzug halten.

Gralskönig ist ursprünglich Titurel. Aber wegen seines hohen Alters hat er seine Herrschaft an seinen Sohn Amfortas, den reichen Fischer, (XI, 1191) abgetreten. Dieser herrschte lange glücklich. Einmal ritt er auf Abenteuer aus; aber er blieb nicht keusch, sondern begehrte die Liebe der wilden und schönen Orgeluse. Zur Strafe traf ihn ein vergifteter Heidenpfeil und brachte ihm eine schmerzvolle Wunde bei, die sich nicht mehr schließen wollte. Mit ihrem König litt die ganze Gralsritterschaft. Nicht ganz ohne Hoffnung; denn einst erschien am Gral eine Inschrift, Amfortas könne erlöst werden, wenn ein Ritter käme und nach seinem Leide frage.

3

Dieser Ritter ist Parzival, zu dessen Geschichte und Vorgeschichte in der Sage wir uns nun wenden.

1. Wie die ursprünglich orientalische Gralsage durch die Iren und Walliser, also durch die ältesten keltischen Bewohner Englands, eine Bereicherung erfahren hat, wie Artus und seine Tafelrunde dorther stammt, so ist auch die Gestalt des Parzival eine keltische Schöpfung. Walliser Dichter haben zuerst von ihm gesungen. Wie manch andrer Walliser führte auch dieser Sagenheld einen lateinischen Namen: Peritor, der Durchwanderer, oder Queritor, der Sucher, beide alsbald verwandelt in den Namen Peredur. Da die Sage auf französisches Gebiet überging, machte man sich aus seiner Lebensgeschichte einen Namen zurecht und nannte den jungen Fant Perce-val, Spring-durchs-Tal, Springinsfeld.

Er ist im Walde aufgewachsen. Nach walliser Geschmack ist er der Sohn eines unbekannten Helden und einer Waldfee. Diese will ihn nicht von sich lassen und zieht ihn deshalb wie einen Bauernlümmel auf.*) Allmählich nimmt die Erzählung statt eines elfisch-bäuerlichen einen ritterlichen Charakter an. Die Mutter ist das Weib eines Ritters, der sie wieder verlassen hat. Um ihren Sohn zu behalten, erzieht ihn aber die Mutter bäuerisch. So haben wir hier den Gegensatz von Bauerntum und Rittertum vor uns.

Vom Charakter des Helden ist fast Nichts gesagt. Seine Taten sind rein äußerlicher Natur. Er entwickelt sich zum Helden und Hofmann. Da vollzog sich mit der Zeit eine Wandlung. Ein Dichter verband die Sage vom Helden Parceval mit der Sage vom Gral. Zuerst hatte man also erzählt, wie aus einem Feenkind ein Mensch, dann, wie aus einem Bauern ein Ritter, schließlich wie aus einem weltlichen ein geistlicher Ritter wurde.

2. In dieser Form lernten aller Wahrscheinlichkeit nach die Dichter, denen Wolfram den Stoff und viele Einzelheiten seines Epos verdankte, die Parzivalerzählung kennen. Das ist in erster Linie „von Trois meister Cristjan", wie ihn Wolfram am Ende seines Gedichts nennt, d. i. Crestien de Troyes, der die bretonischen Sagen zum vollen Spiegelbild der ritterlichen Anschauungen in Frankreich gemacht hat. Er dichtete seinen Perceval oder genauer li contes du graal vermutlich ums Jahr 1180, brachte sein Werk nur auf 9000 Verse und starb darüber. Es liegt von den XVI Büchern Wolframs nur dem III.—XII. zu Grunde. Ob dieser auch den vom VIII. Buch an erwähnten Kyot, dessen Gedichte verloren gegangen sind, als

*) Wie sehr Grimmelshausens Simplicius Simplizissimus besonders in diesem Punkt an Parzival erinnert, ist ja bekannt.

Quelle benutzt hat, wird von manchen Literarhistorikern, wie Martin, bejaht; andre halten die Anführung dieses Gewährsmanns nur für eine Art Scherz unsres Dichters, der seine eignen, freierfundenen Zusätze zu der Erzählung unter diesem Pseudonym versteckt habe. Die Hauptzüge der Parzivalgestalt stehen hiermit jedenfalls fest.

4

Es bleiben nun noch 2 Personen, die in Wagners Musikdrama eine Hauptrolle spielen, zu besprechen: Klingsor und Kundry. Sie treten in der Sage und den Parzivalromanen zurück, und sind erst von Wagner zu dem gemacht, was sie sind.

1. Der Name Klinschor scheint von clencheor und von clenche, deutsch „Klinke", zu kommen und den „Verschließer" zu bedeuten. In seinem Schloß Schastel marveil, „Zauberschloß", sind Hunderte von Frauen, aber auch Hunderte von Rittern verschlossen, beide getrennt. Niemand kann sie aus Klinschors Macht befreien, als ein Held von übermenschlichem Mut.

Was bedeutet nun dieses Zauberschloß ursprünglich? Nach allgemeiner Annahme der Wissenschaft ist damit die Unterwelt gemeint (wie auch mit dem germanischen Walhall). Sie hält, was sie hat. Männer und Frauen sind getrennt, denn im Jenseits wird man nicht freien, noch sich freien lassen. Nur wenige Helden, wie Herakles und der Sänger Orpheus bei den Griechen, Hermodhr mit seinem Helritt bei den Germanen, dürfen sie betreten. Dieser Held in der keltischen Sagenüberlieferung ist Gawan. Seine Abenteuer erinnern an die irischen Heroen, welche in das Fegefeuer des heiligen Patrik und bis zum Eingang der Unterwelt vordringen. — Das Zauberbett, in welchem Gawan überfallen und von den furchtbarsten Geschossen fast vernichtet wird, hat etwas Gespensterhaftes und erinnert an das Bett des jungen Burschen im deutschen Volksmärchen, der das Fürchten lernen wollte. Auch einen gefährlichen Fluß hat Gawan beim Eindringen in Schastel marveil zu überschreiten, den Acheron, den Fluß der Toten, und als er den Eingang erzwungen, soll er immer im Schlosse bleiben, die Rückkehr auf die Oberwelt will man ihm wehren.

Von diesen mythischen Zügen ist in Wolframs Gedicht nicht mehr viel zu merken. Sie sind vom Mythischen ins Märchenhafte übersetzt und haben viel von ihrem Grauen verloren. Klinschors Schloß mit seinem Schatze schöner Frauen und Gawans Abenteuer bilden die weltliche Parallele zu Parzivals Gralsuche und dem heiligen Schloß mit seinen geistlichen Rittern. Klinschor ist Ehebrecher, der sich selbst seiner Mannheit beraubt hat, und Mädchenräuber. — In einer wesentlich andern Fassung erscheint er bekanntlich in dem „Sängerkrieg auf der Wartburg." Hier ist er der zauberkundige Astrolog und Philosoph aus Ungarland, der Heinrich von Ofterdingen aus der Schlinge des Henkers errettet.

2. Kundrie hat in Wolframs Parzival kaum Etwas mit Klinschor zu tun. Sie fordert nur zur Suche und Erstürmung von Schastel marveil auf. In erster Linie ist sie die Botin des Grals (VI, 980 ff.), kundig aller Sprachen, der Dialektik, Geometrie, Astronomie und Zauberkunst, sie ist herrlich geschmückt, aber von erschreckender Häßlichkeit, mit einer Hundsschnauze, zwei Eberzähnen, Bährenohren, Löwenkrallen und Schweinsborsten statt der Haare. Sie fährt von der Gralsburg an Artus Hof daher, um den törichten Parzival, der nicht nach Amfortas Leiden gefragt hat, zu verfluchen und aus der Tafelrunde auszustoßen. Wolfram legt auch noch einer Schwester Gawans den Namen Kundrie bei (VI, 617). Sie ist ebenso lieblich, wie die Gralsbotin häßlich. Vielleicht ist in der Sage die schreckliche Gralsbotin nach der Gralsgewinnung in ein liebliches Wesen verwandelt worden. Dann hätte Wagner in seiner Kundry unbewußt die alte Sagengestalt wieder hergestellt.

Gral, Parzival, Klinschor, Kundry, Artus, Gawan: eine bunte Welt der Mythe, Sage, Legende, des Märchens und der ritterlichen Romandichtung entrollt sich vor unsern Blicken, wenn wir diese Namen nennen, die ursprünglich kaum Etwas mit einander zu tun haben. Nur mühsam ist es der Wissenschaft gelungen, annähernd den Entwicklungsgang zu zeigen, den diese Sagenstoffe genommen haben. Otto Schmiedel

Fragmentarisches vom Augsburger Gustav Adolf-Fest

Dies Jahr hat der Gustav Adolf-Verein in Augsburg getagt. Wenn man den friedlichen Charakter des Gustav Adolf-Vereins ausdrücklich hat betonen wollen — und das tut in Bayern wahrlich not, wo schon der bloße Name Gustav Adolfs weithin Aergernis erregt, wo durch oberstrichterliches Urteil das Gustav Adolf-Werk aus der Liste der rein karitativen Anstalten gestrichen ist —, so konnte von den bayerischen Städten keine passendere gewählt werden als Augsburg. Dort, in der protestantischen freien Reichsstadt, an dem katholischen Bischofssitz, gehört konfessioneller Friede, gehört Toleranz und Parität zur guten, alten Sitte, zur fest gewahrten Tradition seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Dessen Gedächtnis wird Jahr für Jahr im Augsburger Friedensfest kirchlich und weltlich erneuert; sein Jahrestag, der 26. September, fiel mit dem Gustav Adolf-Fest zusammen: eine willkommene Mahnung zum Frieden! Man sagt, ehedem war in Augsburg Alles, bis zur Anstellung der städtischen Waldaufseher, Polizeisoldaten und Schweinehirten, paritätisch geregelt. Und noch heute, wo Augsburg zu drei Vierteln katholisch ist, nehmen die Stadtväter katholischer Konfession nur in Zivil, nicht in Amtstracht an der alljährlichen Fronleichnamsprozession teil; ein Antrag auf offizielle Beteiligung des Magistrats ward letzter Jahre einmütig abgelehnt. Man wollte auch den leisesten Schein vermeiden, als ob die eine Konfession begünstigt würde! Die gute Ueberlieferung umfaßt auch die katholische Geistlichkeit. Der letztverstorbene Augsburger Bischof hat gelegentlich aus seiner grundsätzlichen Abneigung gegen den Ultramontanismus kein Hehl gemacht. Die Namen einiger Glieder des höheren Klerus haben auch in ausgeprägt protestantischen Ohren einen guten Klang. Friedhofskandale und Anderes der Art kennt man in Augsburg nicht. Das Alles, wiewohl Augsburgs Bevölkerung ihren protestantischen Charakter immer mehr verliert. Denn trotz ihrer fünf Hauptkirchen, ihrer vierzehn Geistlichen, ihrer reichen Stiftungen, ihrer ruhmvollen Geschichte wird die protestantische Gemeinde Augsburgs je länger je schärfer zu einer Diasporagemeinde herabgedrückt.

Augsburg teilt das Schicksal aller ehemaligen freien Reichsstädte südlich der Donau. Kaufbeuren, Memmingen, Lindau, Augsburg, Regensburg, sie haben sich alle ehedem für die Reformation erklärt und der Kern ihrer Bürgerschaft ist noch heute evangelisch. Aber das ganze Umland ist bis auf etliche Dörfer katholisch. Der Aufschwung, den die Städte im letzten Jahrhundert genommen haben, hat die katholische Landbevölkerung angezogen. Darum, mag auch die protestantische Bürgerschaft das geistige und finanzielle Uebergewicht noch heute behaupten, numerisch kommt sie von einer Volkszählung zur andern so stark ins Hintertreffen, daß die katholische Mehrheit mit ihr bald nicht mehr sonderlich zu rechnen braucht. Der Prozeß hat sich in Regensburg schon nahezu vollendet; in den drei kleineren Städten schreitet er langsam, aber sicher vorwärts. Augsburg hat zwar 25 000 Protestanten, aber 75 000 Katholiken und lauter katholisches Hinterland. So gehörts zur Diaspora, so wars den Augsburger Protestanten nützlich und nötig, daß ihnen das große Gustav Adolf-Fest ihr evangelisches Bekenntnis machtvoll ins Bewußtsein gebracht hat.

* * *

Die Aufnahme, die der Verein in Augsburg gefunden, war sehr gut. Die Stadt hat für die Hauptversammlungen den goldnen Saal ihres Rathauses zur Verfügung gestellt. Der erste Bürgermeister hat den Verein nicht bloß im Namen der Stadtvertretung und des protestantischen Teils der Einwohnerschaft, sondern auch Namens der gesamten Bevölkerung ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses herzlich begrüßt. Die Gottesdienste und Versammlungen waren äußerst zahlreich besucht. Aus dem übrigen Bayern hätte das Fest besser beschickt sein dürfen. Bayerische protestantische Feste muß man im protestantischen Franken in Nürnberg halten, sollen sie ihre Anziehungskraft über den Ort der Tagung hinaus erstrecken. Für

die auswärtigen städtischen Pfarrer war auch die Zeit, unmittelbar nach Beginn des neuen Schuljahres, ungünstig gewählt. Noch Anderes mag mitgewirkt haben. Eine große Zahl bayrischer Pfarrer arbeitet eifrig im Dienst des Evangelischen Bundes. Das bedeutet an sich keine Konkurrenz für den Gustav Adolf-Verein; dem Ausburger Fest haben auch die führenden Bündler gerne beigewohnt. Aber im Gustav Adolf-Verein „geschieht" wenig. In den meisten Städten beschränkt sich seine Arbeit auf das Erheben der Jahresbeiträge und auf die Sitzungen der Frauenvereine; öffentliche Versammlungen werden in den Ortsvereinen nur vereinzelt gehalten. Im Evangelischen Bund, den überdies der Reiz der Neuheit und der besondere Haß der römischen Presse auszeichnet, in seiner Agitation, seinen regelmäßigen Vereinsabenden, Lutherfeiern, Preßberichten und Anderem, finden persönliche Hilfskräfte reichlich Arbeit. So wenden ihm recht viele rührige Pfarrer ihr Interesse, und dem Gustav Adolf-Verein nur ihr Geld zu. Wir wünschen dem bayerischen Gustav Adolf-Verein aufrichtig und dringend, daß er vom Evangelischen Bund und von der gleichfalls rührigen Missionskonferenz lerne, daß ihn die Augsburger Tagung allerorten zu lebhafter persönlicher Arbeit in Schriftenverteilung, Vereinsabenden, kirchlichen Diasporabetrachtungen nach Art der Missionsstunden und ähnlicher Propaganda begeistere. Bei regerem Interesse wäre auch die bayerische Festgabe zweifellos ansehnlicher ausgefallen. Uns wenigstens sind die 15000 Mark aus dem reichen Augsburg, vollends die 11000 Mark aus dem übrigen Bayern, zusammen 26000 Mark, beschämend niedrig erschienen. Hatte doch Posen, eines der ärmsten Vereinsgebiete, letztes Jahr 27000 Mark Festopfer für die Bromberger Tagung aufgebracht und diese Summe jetzt vor dem Augsburger Fest dem Zentralvorstand zugestellt!

* * *

Was ehedem Mancher manchmal vermißt hat, die Betonung der **internationalen** Arbeit des Vereins, wurde heuer im Ueberschwang gewährt. Nur zwei Redner haben über deutsche Diaspora berichtet, einer über die des südlichen Niederbayern, der andre über Lothringen. Die übrigen Diasporapfarrer haben ihre Hörer nach Brasilien, Bordeaux, Maria-Theresiopel in Süd-Ungarn, zur belgischen National- und Missionskirche, nach Theming in Oesterreich, nach Saint Denis, Siebenbürgen, Madrid, Klosterneuburg, Innsbruck und Pola, in die Pariser deutschen Gemeinden, nach Czaslau in Böhmen, Stanislau in Galizien, Bielitz in österreichisch Schlesien und Serajewo in Bosnien geführt. Wahrlich, die biederen Augsburger haben ihre Augen weit aufgetan, als ihnen so viel Not und so viel Leben in der weiten Diaspora geschildert ward! Wie selbstverständlich gilt einem doch das geordnete Schul- und Kirchenwesen in der Heimat! Wenn aber auch für uns der Tag käme, wo sich Religion und Kirche nicht mehr von selbst versteht? Wenn gleich den andern Wellen, die **Frankreich** seit seiner großen Revolution über den Rhein geworfen hat, auch die Trennung von Staat und Kirche bei uns gefordert und durchgeführt würde? Professor D. **Baucher** von der Pariser theologischen Fakultät hat **über die Lage der evangelischen Kirchen Frankreichs unter dem Trennungsgesetz** berichtet. Nach dem geistigen Gehalt bemessen war sein Vortrag die wertvollste Darbietung des Festes. Wir hoffen, daß er im Wortlaut auch vor die weite Oeffentlichkeit gelangt. Nach Baucher hat die reformierte Kirche das Trennungsgesetz zum Teil begrüßt, ist aber jetzt stark ernüchtert und, unter dem unheilvollen Einfluß theologischer Wirren, in zwei Kirchen gespalten. Die lutherische Kirche hat Anfangs in Bangigkeit geschwebt, hofft aber jetzt, die Krisis gut zu überwinden. Der Staat wird die Pfarrgehälter von Jahr zu Jahr stärker reduzieren, und das Kirchengut darf fortan eine gewisse, eng gesteckte Grenze nicht mehr überschreiten. Gesichert sind lediglich die 12 Professoren der staatlichen Fakultät in Paris, doch auch sie nur für ihre Person. Nach ihrem Tod fällt die Ausbildung der jungen Theologen gänzlich den Kirchen zu. Werden sie neben den andern schweren Lasten auch die Kosten der theologischen Wissenschaft willig übernehmen? Baucher schien in dem Punkt nicht ganz zuversichtlich zu sein. Gewiß ist, daß **bei uns** die Kreise, auf die die Kirche nach ihrer Trennung vom Staat vornehmlich angewiesen wäre, dem Studium der Theologie wenig Verständnis entgegenbringen und sich zu Opfern für die vielgescholtene Wissenschaft kaum entschließen würden.

* * *

Nach dem Rechenschaftsbericht hat im Jahr 1905 die Gesamteinnahme des Vereins 2038397 Mark betragen, das Vermögen 5253421 Mark, die Verwendungen 1749134 Mark. Die Zahl der Zweigvereine hat sich auf 2000, die der Frauenvereine auf 648 erhöht. Die Kindergabe mit rund 12000 Mark kommt nach Kesselsdorf in Schlesien. Die große Liebesgabe war mit 21832 Mark für die siegende Gemeinde und mit 6900 bezw. 7000 Mark für die zwei unterliegenden Gemeinden dotiert. Leoben in Steiermark, Windhuk in Deutsch-Südwestafrika und Stahlheim in Lothringen standen im Wettbewerb; Leoben hat mit großer Uebermacht gesiegt. Für Windhuk sind in erster Linie die altpreußischen Vereine eingetreten. Auch wir standen mit unsrer Sympathie auf Windhuks Seite. Das ist deutsches Kolonialland, und die Konkurrenz Roms ist in Windhuk nicht gering. Die Katholiken haben dort schon lange eine Kirche. Die deutsche Schule ist auf ihren Antrag zur Simultanschule erklärt worden, wiewohl sie von 40 protestantischen und nur 3 katholischen Kindern besucht wird. Die Heeresverwaltung hat die katholischen Patres von Windhuk als Feldgeistliche bereitwilligst angestellt und das gleiche Gesuch der rheinischen Missionare überhaupt nicht beantwortet. Wahrlich, die Ehre der deutschen Protestanten fordert rasche Hilfe! Gleichwohl hat der Gustav Adolf-Verein recht getan, wenn er den Vereinszweck vor die noch so verständlichen Sympathieen gestellt hat. Diaspora im Sinn des Gustav Adolf-Vereins ist Windhuk unsres Erachtens nicht. Die Aufgaben des Gustav Adolf-Vereins in der eigentlichen Diaspora des In- und Auslands sind so groß, daß wir ihm eine Ueberschreitung seiner Grenzen gerne erspart sähen!

Uns dünkt, die kirchliche Versorgung des überseeischen Deutschland bedarf eines besonderen Hilfswerks. Ist in unseren Seestädten, in Hamburg, Lübeck und Bremen, Niemand, der solch ein Hilfswerk kräftig zu gründen wagt? Für den Fortgang laßt uns dann im Inland sorgen!

Auch sonst bedarf der Gustav Adolf-Verein der Entlastung. Man fühlt dem Vorsitzenden die Freude nach, mit der er den „Lutherverein" für die Erhaltung der evangelischen Schule in Oesterreich begrüßt und von seinen 32 sächsischen Ortsgruppen berichtet hat. Wie, wenn unsere **Lehrer** den theoretischen Streit über die Konfessions- oder Simultanschule in Deutschland praktisch dadurch ergänzten, daß sie für die evangelische Konfessionsschule in Oesterreich werben? Denn dort ist die Simultanschule gleichbedeutend geworden mit katholischer Konfessionsschule!

Ueber die Ausdehnung der Gustav Adolf-Arbeit in Schweden hat auf dem Fest Pastor Coricus aus Gothenburg berichtet. Wie, wenn das lutherische Schweden seine Zurückhaltung gegen den Gustav Adolf-Verein endlich abstreifte und, wenn nicht der deutschen, so doch der österreichischen Diaspora ausgiebig zu Hülfe käme? Könnte es nicht beispielsweise die Versorgung Steiermarks ganz übernehmen? Die Evangelischen aller katholischen Länder richten ihre Blicke wieder und wieder nach Deutschland. England arbeitet in Spanien und Italien, wo bleiben die nordischen Länder, wo die Heimat Gustav Adolfs?

* * *

Als Abschluß des Festes war ein Ausflug nach Füssen geplant. Die Gustav Adolf-Männer hatten sich schon weidlich auf die Königsschlösser Ludwig des Zweiten, das neue evangelische Kirchlein in Füssen hatte sich herzlich auf die Gustav Adolf-Männer gefreut. Das Wetter war zu schlecht, die Fahrt unterblieb. Ein ganz eigenartiges Finale trat an ihren Platz. Monsignore Friesenegger, Pfarrer der **katholischen** Kirche von St. Ulrich — das paritätische Augsburg hat auch eine protestantische Ulrichskirche — lud den Gustav Adolf-Verein ein,

seine Kirche zu besichtigen, lud ihn auch zu dem Kirchenkonzert ein, das sein Organist, wie jeden Donnerstag, zum Besten gab, diesmal mit ermäßigtem Eintrittspreis für die Mitglieder des Gustav Adolf-Vereins. Das war selbst für die Augsburger Gewohnheit ein starkes Stück konfessionellen Friedens! Die Einladung wurde angenommen; das Festzeichen am Rock, zogen die Streiter Gustav Adolfs friedlich in das katholische Gotteshaus. Ein unerwarteter, harmonischer Schluß des schönen Festes!

Die nächste Hauptversammlung soll in Stralsund gehalten werden. J. B.

Die Vorbildung der Theologen

Als durch den Erlaß des Kaisers vom 26. November 1900 die Gleichwertigkeit aller drei Arten von höheren Schulen und damit im Prinzip auch ihre Gleichberechtigung anerkannt wurde, und als es danach für die verschiedenen Ministerien galt, diesem Wunsch des Kaisers durch Ausarbeitung neuer Prüfungsordnungen nachzukommen, da stand überall die theologische Fakultät stolz und unangefochten beiseite und erklärte: für uns kann nur eine Art der Vorbildung in Betracht kommen, nämlich die gymnasiale, und wir können uns auf gar keine Zugeständnisse einlassen. Die Gedanken, aus denen sich diese Auffassung — eine Entscheidung kann man es wohl nicht nennen — erklärt, sind höchst sonderbar, insofern sie sich direkt widersprechen, nicht nur bei den verschiedenen Personen, sondern oft genug auch bei denselben: nämlich 1. für die zukünftigen Verkünder des Evangeliums sei die höchste Allgemeinbildung, die eben nur vom Gymnasium geboten wird, durchaus notwendig, und 2. das Studium der Theologie sei nur möglich auf Grundlage der spezifisch gymnasialen Vorbildung — womit stillschweigend zugegeben wird, daß das Gymnasium nicht Allgemeinbildung bietet, sondern schon einen Teil der theologischen Spezialbildung.

Wie weit die Auffassung richtig ist, daß Theologie ohne gymnasiale Vorbildung nicht studiert werden kann, ist nicht meine Sache zu erörtern; dieser kurze Artikel will nur versuchen, den Nachweis zu führen, daß ein Studium der Theologie auf anderer Grundlage möglich sein muß.

Bis vor dreißig Jahren etwa galt die gymnasiale Bildung wirklich als die einzige höhere Bildung; aber die Zeiten sind vorbei, so sehr, daß es geradezu als Zeichen von Bildungsmangel gilt, etwa dem Stil des Lokalreporters entspricht, Zitate und Reminiszenzen aus dem klassischen Altertum zu bringen, von Tantalusqualen oder von einer Achillesferse zu reden, wie es in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch ganz gebräuchlich war. Die allgemeine Entwickelung der Menschheit und die besondere unsers Volkes haben uns vor neue Aufgaben gestellt, in denen wir nicht mehr mit historischer Bildung und philologischer Schulung allein auskommen, in denen nicht die Beschäftigung mit dem eigenen Ich die Hauptsache ist, sondern in denen es in erster Linie gilt, mit gesunden und geübten Sinnen die nähere und weitere Umgebung zu erfassen. Die Beschäftigung mit Technik, Geographie, Naturwissenschaften, an der alle Berufe teilnehmen, hat das Denken der modernen Menschheit stark geändert, hat auch der Philosophie eine ganz neue Richtung gegeben. Mehr als Andere sollten auch die Theologen diesen Wandel mitmachen, denn mehr als Andere sollten sie auf Grund liebevollen Verständnisses der Gegenwart voll froher Hoffnung für die Zukunft sein. Aber leider wird ihnen die Möglichkeit dazu durch ihre einseitige Vorbildung wenn auch nicht verschlossen, so doch sehr erschwert, und bei Vielen wenigstens auch das Streben nach eigener Weiterbildung ertötet. Ganz besonders aber ist es zu bedauern, daß sie den Naturwissenschaften, die sie als ihren eigentlichen Feind zu betrachten geneigt sind, oft so verständnislos gegenüberstehen und sie entweder für ein Werk des Teufels halten oder sich dem ersten besten „Dennert" in die Arme werfen. Zu verwundern ist es unter diesen Umständen nicht, wenn die große Masse sie für rückständig hält und bestenfalls einfach nicht beachtet. Dieser

Gedankengang schon müßte zu der Forderung führen: die Allgemeinbildung der Theologen soll naturwissenschaftlich sein.

Allerdings gebe ich mich nicht der Hoffnung hin, daß solche Ueberlegungen auf die Männer, die zu bestimmen haben, — ich rede absichtlich nicht von Behörden — von großer Wirkung sein wird. Mehr erwarte ich davon, daß der Bedarf an Theologen in nicht zu langer Zeit durch den Nachwuchs von den Gymnasien nicht mehr gedeckt werden kann. Schon jetzt ist die Zahl der Studierenden der evangelischen Theologie äußerst gering: im Wintersemester 1904/5 waren es 2136 gegen 4581 im Jahre 1887/88, d. h. sie hat in 17 Jahren, in denen das deutsche Reich an Einwohnern ungefähr 10 000 000 zugenommen hat, um mehr als 50 vom Hundert abgenommen. Die Gründe für diese Abnahme sind verschiedene. Vor allem mußte ein Rückschlag gegen die frühere Ueberfüllung notwendig eintreten. Ferner hat die Besoldung der Geistlichen an der allgemeinen Gehaltsaufbesserung nicht in gleichem Maße teilgenommen. Der Gewissenszwang, der oft genug ausgeübt wird, verlockt nicht zu diesem Beruf. Dem Abiturienten, der das Gymnasium absolviert hat, bieten sich jetzt viel mehr Berufe als früher, denn für immer mehr Berufe wird das Reifezeugnis verlangt. U. s. w. u. s. w. Gewöhnlich liegt ja der Fall nicht so, daß Jemand das Gymnasium besucht, weil er Theologe werden will oder soll, sondern wer das Abiturientenexamen gemacht hat oder nahe davor steht, wählt sich unter den ihm freistehenden Berufen den aus, der ihm am meisten zusagt.

Die Abnahme wird aber wahrscheinlich noch größer werden, wenn auch der Besuch der Gymnasien abnimmt.

Allerdings ein Rückgang der Gymnasien scheint sich aus der Statistik bisher noch nicht zu ergeben, man könnte geradezu versucht sein, das Gegenteil daraus zu beweisen. Hat doch in Preußen von 1900 bis 1905*) die Zahl der Vollgymnasien um 24 zugenommen, und jetzt sind mehrere Progymnasien in Entwicklung zu einer Vollanstalt begriffen. Aber von jenen 24 neuen Gymnasien sind 16 fast vollständig katholisch, davon 12 in der Rheinprovinz, kommen also hier garnicht in Betracht. In demselben Zeitraum hat die Zahl der Realgymnasien ebensoviel und die der lateinlosen Schulen noch mehr zugenommen, ohne die große Zahl der in Entwicklung begriffenen Anstalten zu rechnen. In Prozenten ausgedrückt gestalten sich die Zahlen für die Gymnasien noch viel ungünstiger.

Am deutlichsten zeigen einige Großstädte die Entwicklung, weil in ihnen jede Anstalt nur einen Charakter hat, man daher ganz genau weiß, welcher Abteilung jeder Schüler zuzuzählen ist. In dem angegebenen Zeitraum haben die 16 Gymnasien in Berlin um 728 Schüler abgenommen, die 8 Realgymnasien dagegen um 67 und die 2 Oberrealschulen um 102 zugenommen. Die Realschulen, die ich als Nichtvollanstalten nicht mitgezählt habe, sind um eine dreizehnte vermehrt worden. Doch wir dürfen nicht Berlin für sich allein betrachten, wo auch die Stadtverwaltung den Oberrealschulen merkwürdig wenig Verständnis entgegenbringt, sondern wir müssen die umliegenden Groß-Berlin bildenden Gemeinden, Boxhagen-Rummelsburg, Charlottenburg, Cöpenick, Grunewald, Lichterfelde, Pankow, Rixdorf, Schöneberg, Steglitz, Weißensee, Wilmersdorf, Zehlendorf, hinzurechnen. Leider kann ich hier die Zahlen der Schüler nicht angeben, da mehrere Anstalten Doppelcharakter haben. Auch würden diese Zahlen nicht viel besagen, da eine ganze Anzahl von Schulen erst kürzlich gegründet sind, also erst wenige Klassen haben. Aber gerade die Neugründungen zeigen, welche Bildung die vornehmen und wohlhabenden Berliner, die hier wohnen, ihren Söhnen geben wollen. In diesen Gemeinden gab es 1900: 7 Gymnasien und 2 Progymnasien, 1 Realgymnasium, 1 Oberrealschule und 9 Realschulen; 1905 dagegen: 9 Gymnasien und 1 Progymnasium, 8 Realgymnasien, 2 Realprogymnasien, 4 Oberrealschulen und 9 Realschulen.

Ebenso, nur einfacher liegen die Verhältnisse in Hamburg; hier haben die 2 Gymnasien im Ganzen um 60 Schüler zugenommen und das eine Realgymnasium um 112, aber statt der

*) Alle Zahlen sind Kunzes Kalender für das höhere Schulwesen Jahrgang VII (1900) und XII (1905) entnommen.

einen Oberrealschule gibt es jetzt drei und zwei Realschulen sind neu gegründet worden.

Aehnliche Fälle ließen sich leicht noch mehr anführen; und es ist zu erwarten, daß die Zahl der Realgymnasien und Oberrealschulen noch erheblich zunimmt, und daß danach auch der Besuch und schließlich die Zahl der Gymnasien zurückgeht. Das wird geschehen, besonders wenn die Kenntnis jenes kaiserlichen Erlasses in weitere Kreise dringt. Denn im Allgemeinen kümmern sich die Eltern bei der Auswahl der Schule weniger um die Art der Bildung als um die durch das Reifezeugnis erworbenen Berechtigungen. Vor Allem sehen sie darauf, daß der Junge Jurist werden kann, wozu ja jetzt das Realgymnasium die gleiche Möglichkeit bietet wie das Gymnasium.

Diesem künftigen Rückgang des Gymnasiums gemäß wird auch die Zahl der Theologiestudierenden bald noch kleiner werden; und es wird der theologischen Fakultät schließlich garnichts Andres übrig bleiben, als den Realgymnasiasten (und Oberrealschülern?) bedingslos ihre Tore zu öffnen.

Die vorstehenden Ausführungen, die schon Ostern 1905 geschrieben waren, gewinnen sicherlich an Interesse durch einen Erlaß des badischen Oberkirchenrats vom 11. Februar 1906. Der hat, wohl durch ähnliche Gedanken bewogen, eine Prüfungsordnung erlassen, wonach auch die Reifezeugnisse eines Realgymnasiums oder einer Realschule (in Preußen Oberrealschule) zum Studium der Theologie berechtigen, „wenn sie bis zum Ende des zweiten Semesters durch Ergänzungsprüfungen im Griechischen bezw. Lateinischen und Griechischen vervollständigt werden.“ Kreuzzeitung und Reichsbote sind mit diesen „allermodernsten Theologen“ nicht einverstanden. Die erstere befürchtet, daß der Idealismus im geistlichen Berufe zu Grunde geht, und der letztere, daß „das wissenschaftliche Niveau des theologischen Nachwuchses in Baden“ heruntergedrückt werde. Diese Befürchtungen scheinen mir völlig unberechtigt, denn es ist ja nicht zu erwarten, daß junge Leute, die alles idealen Sinnes und wissenschaftlichen Strebens bar sind, als Realgymnasiasten oder Oberrealschüler sich zum Studium der Theologie entschließen. Man möchte im Gegenteil erwarten, daß gerade diejenigen von jener Vergünstigung Gebrauch machen, die von wirklicher Begeisterung für den geistlichen Beruf getrieben sind.

Jener badische Erlaß wird wohl nicht viele Nichtgymnasiasten zu Theologen machen, aber er wird hoffentlich bewirken helfen, daß die Professoren der Theologie sich langsam auf eine Zukunft einrichten, in der sie auch anders vorbereitete Studenten zu unterweisen haben, und daß die Frage: wie wird sich dann das Studium der Theologie gestalten? recht oft erörtert wird.

Freuen aber sollte es mich, wenn auch Theologen sich für die „reale“ Vorbildung aussprächen, nicht weil sie es zur Deckung des Bedarfs für notwendig halten, sondern weil sie eine günstige Wirkung auf die kirchlichen Verhältnisse unserer Zeit davon erwarten.

E Riedel

Nachwort des Herausgebers. Diese Sache ist sehr ernst. Professor Krüger in Gießen hat sich jüngst im 5. Heft des Organs des Gymnasialvereins „Das humanistische Gymnasium“ (Heidelberg, Carl Winter) dazu geäußert. „Schüler, die nicht die alten Sprachen mit Lust und Liebe getrieben haben,“ die wünscht er sich gar nicht als Theologiestudierende.*) Wer an seiner Stelle wird sie sich wünschen? Aber sie kommen doch auch vom heutigen Gymnasium zu uns und kamen sogar schon von dem Gymnasium der guten alten Zeit. Was soll man sagen? Fallen müssen m. E. die Privilegien des humanistischen Gymnasiums auch in Rücksicht auf das Studium der Theologie. Aber wünschen müssen wir, daß mit der Gleichberechtigung der drei Mittelschulen (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) ihre Differenzierung fortschreite. Wünschen müssen wir, daß das humanistische Gymnasium wieder viel humanistischer werde; daß diese Anstalt es im Unterricht der lateinischen und griechischen Sprache wieder zu jener einseitigen Vollkommenheit bringe, die nur auf Kosten anderen Lernstoffs zu erreichen ist. Wünschen müssen wir, daß unsere Theologiestudierenden wieder besser Latein und Griechisch können, als heute zumeist der Fall ist, auch da sie vom humanistischen Gymnasium kommen. Die theologische Gelehrsamkeit in ihrer Besonderheit hat auch ihren Wert: will man, daß unsre Leistungen im Vergleich mit denen der katholischen Theologie sinken? Caveant consules! Man lasse also die Realschulabiturienten unter den selbstverständlichen Bedingungen zum Studium der Theologie zu; die Wenigen, die von da herkommen, werden so übel nicht sein, ihrer besonderen Gabe wollen wir uns nur freuen; aber man treibe am Gymnasium die alten Sprachen wieder so reichlich und gründlich wie einst: die theologische Wissenschaft hat daran mit der philologisch-historischen das ernsteste Interesse gemeinsam.

R

*) Krüger knüpft an ein Flugblatt an, das Pfarrer D. Guyot in Heppenheim an der Bergstraße an die Abiturienten der hessischen Schulen gerichtet hat, um sie für das Studium der Theologie zu begeistern. Krüger lobt dies Flugblatt sehr; es ist vom Verfasser kostenlos zu haben; vielleicht sollte man es in anderen Gegenden nachahmen. — In dem genannten Heft des „Humanistischen Gymnasiums“ beschäftigt sich nach Krüger noch der Herausgeber Uhlig mit der Frage: auch darauf sei verwiesen. Will man in unsern Spalten auf die Sache zurückkommen, so sei gleich gesagt, daß wir viel Raum nicht darauf verwenden können.

Verschiedenes

Religiöser Schwachsinn in Bremen. Herr Heinrich Ilgenstein veröffentlicht in der von Kalthoff begründeten, von Ilgenstein und Kienzl herausgegebenen monistischen Wochenschrift „Das Blaubuch“ einen Aufsatz betitelt „Religiöser Schwachsinn“. Wir pflücken nicht etwa nur besonders duftige Redeblumen heraus, sondern zeigen den Charakter des ganzen Straußes, wenn wir zur Probe folgende Sätze wiedergeben. Die Sperrungen kommen von uns.

„Nur Menschen, die durch Vererbung degeneriert und durch die Erziehung der Kirche um ihre Glaubensfähigkeit gebracht sind, werden durch die Abkehr vom Leben und den Hinweis auf die Vergangenheit religiös beglückte Wesen werden. Alle Gesunden halten sich an das Leben. Alle Lebensfeindlichen aber sind — soweit nicht bewußte Unehrlichkeit im Spiele ist — im Grunde ihrer Seele kranke Wesen, und der rechtsstehende, sich an ein erstarrtes Götzenbild haltende Freisinn nichts Anderes als eine psychische Krankheitserscheinung, die ich mit religiösem Schwachsinn bezeichnen möchte. Die Betroffenen werden hierüber wieder Zeter und Mordio schreien. Aber es hilft Nichts. Sie sind Kranke. Ich bleibe dabei. Ich habe lange nach einer Formel gesucht, von der aus diese merkwürdige und komplizierte Erscheinung zu erklären ist. Aber jetzt habe ich sie....

„Die Menschen, denen in grauer Vorzeit einst die Jesusgestalt aus dem gesamten Inhalt ihres Lebens und aus den treibenden Kräften der damaligen Kultur erwuchs, waren seelisch unverdorbene Geschöpfe, die ihre Sehnsucht zu ihrem Glauben machten. Träfe bei den nachfolgenden Geschlechtern dasselbe zu, so hätte es ein stets wechselndes, aber auch stets ehrliches und lebendiges Jesusbild und eine immer religiöse Menschheit gegeben. Statt dessen erstarrte der Glaube der Gewesenen für die Nachfolgenden zu einem Dogma, das die Christengemeinde auf jene pathologische Abwege führte, die die Geschichte unserer Kirche zu einer Geschichte allgemein um sich greifender Verirrungen machte. Theopathologie wird die Wissenschaft heißen. die diesen Irrungen einst nachgehen wird. Das Schlußglied dieser Entwicklung aber war die Orthodoxie, die zum System erhobene religiöse Perversität, der Triumph der Vergangenheit, der Sieg des Buchstabens, die Verneinung des Leben, der religiöse Wahnsinn in höchster Potenz. Der moderne Staat (er ist in Allem, was lebensfeindlich an ihm ist, auf diesem Wahnsinn begründet) hält diese letzte Stufe religiöser Verirrung für eines der heiligsten Güter der Nation....

„In einer ganzen Lüge wohnt immer noch mehr Kraft, als in einer halben Wahrheit. Dies gilt vornehmlich von der Religion, die — die Schwachsinnigen werden es nie begreifen — viel eher Fanatismus als Müdigkeit, viel eher den Wahnsinn als den Schwachsinn verträgt. Menschen, die in der Finsternis wandeln, sind ungefährlich für eine Menschheit, die sehend geworden nach dem Gesunden und Sittlichen strebt.... Aber anders steht es mit den psychisch Kranken, die ihre Krankheit zu verbergen wissen und sich wie die Gesunden gebärden. Diese sind eine Gefahr. Sie wandeln mitten unter uns und bekennen sich wie wir zu dem Glauben an das Leben. Sie haben erkannt, daß es heute für lächerlich gilt, sich offen und ohne Vorbehalt an das Dogma der Orthodoxen zu fesseln. So setzen sie eine Maske auf und verbergen ihre alte Liebe zu dem Glauben der Gewesenen unter dem Deckmantel der Pietät.... Der Schein ist ihnen wichtiger als das Sein, die Vergangenheit mehr als die Zukunft. Schwachsinnige, die nicht tot sind und nicht leben können. Halbe, denen das Leben im besten Falle eine Phrase und der Glaube ein Kompromiß ist....

„Dieser Kampf gegen den Schwachsinn der Liberalen ist die religiöse Forderung unserer Zeit. Drei Bremer Geistliche, der seinem Volk zu früh entrissene Kalthoff, die ebenfalls weit über die Grenzen ihrer Wirkungsstätte genannten Pastoren Steudel und Mauritz, haben die Führung in diesem Kampfe übernommen, dessen Ausgang, wenn nicht alle Zeichen trügen, für die Verbreitung einer auf dem sittlichen Boden der Wahrhaftigkeit und des Lebens stehenden Religionsanschauung von Entscheidung sein wird....

„Wer sich an die geschichtlichen Resultate des dogmatisch erfaßten Christentums hält, der wird ohne Weiteres zugeben, daß diesem Christentum Nichts fremder als die Liebe. Dies Christentum ist der

Haß. Und ein unehrlicher Haß. Ein Haß ohne Treue. Der Haß gegen das Werden. Der Haß gegen die Welt. Der Haß gegen Alles, was gesund, stark und lebendig in uns ist. Haßt das Christentum nicht die Wahrheit? Haßt es nicht die Gotteserde, es sie für ein Jammertal ausgibt? ...

„Vorläufig gilt es, die Welt von einem Christentum zu erlösen, das Heuchelei, Scheinheiligkeit, Lebensohnmacht, religiösen Schwachsinn in uns groß gezogen hat. ...

„Austritt aus der Landeskirche. Möglich, daß Kalthoff sich eines Tages zu diesem nicht übermäßig wichtigen Schritte entschlossen hätte. Denn es ist für den wirklich Frommen nicht gerade angenehm, auch nur scheinbar einer Kirche anzugehören, die den Kranken und Lebensschwachen ein Reiz sein mag. Aber sollen die Lebenden keinen Tempel haben!? Ist der Gott, der heute lebt, weniger wert als der unserer Ahnen? .... Die Landeskirche hat keinen Raum für diesen Gott. Deshalb wissen wir Kalthoff und den Predigern seiner Art ewig Dank dafür, daß sie in ihren Tempeln den Lebenden endlich eine Heimat gegeben."

— Ganz ohne den Hintergrund der Geschichte ist nun wohl auch diese Gegenwarts- und Lebensreligion nicht. Lessing, Strauß, Nietzsche grüßen aus allen Ecken und Enden. Wo steckt das Eigne? Das jeder Belastung Entratende? In der fröhlichen Anwendung auf die Bremer Personalien. Der Artikel ist gegen Burggrafs Was nun? gerichtet. Vgl. unser Nr. 31 d. J. Inzwischen ist das erste Heft von Burggrafs Bremer Beiträgen erschienen. Davon das nächste Mal.

R

Patriotismus und Ethik. Eine kritische Skizze von Dr. Robert Michels. Leipzig, Felix Dietrich 1906. 50 Pf.

Ein neuer Beweis, wie notwendig es ist, sich über den Begriff Patriotismus klar zu werden. Der Verfasser, ein bekannter ultraradikaler Sozialdemokrat, erklärt S. 26 den Patriotismus für „eine Phrase, unter deren Deckmantel alle Scheußlichkeiten verübt werden und verübt werden können", für „einen Begriff, der jeder Logik ins Gesicht schlägt, der im besten [?] Falle das verschwommene Sittlichkeitsgefühl ignoranter Massen in den Dienst einer unsittlichen Sache stellt." Und fast unmittelbar auf diese Sätze, an denen jeder Agitator des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie seine Freude haben wird, folgt eine sehr wertvolle positive Würdigung des Patriotismus. Der Verfasser kennt Fälle, in denen die Verteidigung des Vaterlandes zur heiligsten Pflicht wird, jede kosmopolitische Gleichmacherei erscheint ihm als eine frivole Beraubung der Menschheitskultur, er erkennt das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch äußerer Bedrückung gegenüber an, den Patriotismus der Franzosen von 1793, der Spanier und Deutschen nach der napoleonischen Unterdrückung erklärt er für berechtigt, er beruft sich schließlich auf das Wort Goethes: wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln. was soll er dann Besseres tun, und wie soll er dann patriotischer wirken?

Wodurch unterscheidet sich nun Michels von uns Patrioten, die er bekämpft? Nicht dadurch, daß er die Zerrbilder des Patriotismus geißelt. Wohl aber dadurch, daß wir auch in der Hingabe an den Staat, den wir eben nicht für einen reinen Klassenstaat halten können, eine Pflicht des Patriotismus sehen. Wir schätzen den Staat nicht um seiner selbst willen, sondern weil wir in ihm einen Förderer des Wohles der „vaterländischen Menschheit" sehen. Das sind politische Meinungsverschiedenheiten. Patriot aber ist Michels so gut wie wir.

Georg Schümer

Die Schule im Dienste der Familie, des Staates und der Kirche. Von Generalsuperintendent D. Theodor Kaftan. Hamburg, Schloeßmann 1906. 60 Pfg.

Kaftans Broschüre — ein Vortrag, den er dem Evangelischen Lehrerbund gehalten hat — bietet viel Treffliches. Er fordert besonnene Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht, hält, wie wir, die Simultanschule der Macht des Romanismus gegenüber für inopportun (in der prinzipiellen Beurteilung differieren wir), fordert, daß aus qualifizierten Standesgenossen der Lehrer „sowohl die Seminarlehrer, einschließlich der Direktoren, wie die Kreisschulinspektoren und Schulräte bis in die Ministeralinstanz" entnommen werden sollen, tritt für freie Entwicklung der Privatschulen ein und gibt überhaupt ein reiches Reformprogramm, mit dessen meisten Nummern man sich nur einverstanden erklären kann.

Nicht so wird D. Kaftan auf Zustimmung zu seiner prinzipiellen Konstruktion des Verhältnisses der vier Größen Schule, Familie, Staat, Kirche rechnen können, also zum eigentlichen Thema seines Vortrags. Zwar hat man auch hier das Gefühl, Kaftan nicht allzufern zu stehen. Doch vermißt man hier bei ihm die nötige Klarheit. Als eine Institution, die den Zweck hat, die Jugend des gesamten Volkes unterrichtlich zu erziehen, ist nach ihm die Schule „nicht eine Parallele des Staates oder der Kirche, sondern eine Hülfsinstitution der Familie". Warum nicht auch eine Hülfsinstitution des Staates? oder eine solche der Kirche? Ja läßt sich nicht im gleichen Sinne auch der landeskirchliche Apparat als eine Hülfsinstitution der Familie — oder des Staates betrachten? Verhielte sich dann nicht der landeskirchliche Apparat zur internationalen „Kirche", wie der Schulapparat zu dem internationalen Verein, den die Wissenschaft stiftet? Und wären dann nicht, wie universale Kirche und Gelehrtenrepublik, so auch Landeskirche und Schule doch eigentlich „Parallelen"? Läßt sich nicht auf ähnliche Weise fragen, ob nicht doch auch zum Staate die Schule in solch einer „Parallele" stehe?

Bei Kaftan hat der Staat nicht nur den Zweck, den Mißbrauch der Freiheit zu verhüten (und dann ginge ihn die Erziehung nur so wenig an, als die Kultur überhaupt); sondern er faßt ihn als Kulturstaat. Hat dann aber der Staat nicht selbst eine erziehliche Aufgabe? Aehnlich stehts mit der Kirche.

So stark wir mit Kaftan (und Dörpfeld) das Recht, ja das Vorrecht der Familie an der Erziehung betonen, so energisch wir mit ihm von denen abrücken, bei welchen Behemoth als Erzieher die erziehenden Obliegenheiten der Familie und der Kirche in seinem großen Staatsrachen verschlingt: wir glauben doch, daß Kaftan nicht bei der Familie stehen bleiben, sondern mit Schleiermacher den folgenschweren Schritt von der Familie zur Kommune machen und wie dieser fordern müßte:

Ein großer moderner Staat kann — auch was die Erziehung anlangt — nicht bestehen ohne eine Kommunalverfassung, an welche die Erziehung übergeht. Die Kommune hat Etwas, was der Staat so nicht hat: sie wird „durch ihre Gemeinschaft mit der Kirche und mit dem wissenschaftlichen Verein, deren Glieder durch sie zerstreut sind, intellektuell belebt," und zwar unmittelbar, persönlich. Und die Kommune hat Etwas, was die Familie so nicht hat: durch die Kommunalverfassung bleibt die Erziehung „auch mit der Regierung in dem indirekten Zusammenhang, in welchem Alles, was das Volk betrifft, mit ihr stehen muß — nur daß diejenigen, die den Zusammenhang vermitteln, nicht mehr eigentlich als Staatsbehörde, sondern nur: die Einen als Vertreter des Volkes bei der Regierung, die Andern als Vertreter der Regierung beim Volke anzusehen sind." (Ueber den Beruf des Staats zur Erziehung. Gelesen in der Plenarsitzung der Kgl. Akademie der Wissenschaften am 22. Dezember 1814.)

Diese Dezentralisation der Staatsschul-Bureaukratie unter Stärkung und Belebung der Selbstverwaltung muß das A und O aller modernen Schulreform sein, die das Verhältnis von Schule, Familie, Staat und Kirche gründlich ordnen will.

F M Schiele

Kleine Mitteilungen. Wir hatten in Marburg zum ersten Mal einen theologischen Ferienkursus. Wirkungsvoll eingeleitet durch die Ehrenpromotion des Pfarrers Foerster in Frankfurt a. M. zum Dr. theol., verlief er in jeder Hinsicht so erfreulich, daß es mir eine Pflicht der Dankbarkeit scheint, rückblickend der evangelisch-theologischen Fakultät Bonn zu gedenken, die unter viel Achselzucken, Mißtrauen und Widerspruch im Jahre 1992 den Anfang mit diesen jetzt überall nachgeahmten Ferienkursen gemacht hat. (Vgl. Chronik der christlichen Welt 1892 Nr. 32.) Die Vorlesungen, die hier in Marburg uns von Herrmann, Jülicher und Weiß gehalten wurden, erscheinen im Druck, Herrmanns in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1907.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage der Verlagsbuchhandlung Alfred Töpelmann in Gießen (Bremer Beiträge)



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 44 — Marburg i. H., den 1. November — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Psalmen des Westens

Heiliger Krieg

Zerstreuet das Heer eurer Unterdrücker und vernichtet die Scharen der Ungerechtigkeit; auf zum Siege, ihr Söhne des Glaubens, und brechet die Macht der Verwüstung.

Zum Himmel schalle auf euer Kriegsruf, und der Ton eurer Trompete dringe auf Windesfittich bis an die Enden der Erde.

Ferne Völker der Inseln sollen es hören und staunen, siehe, die Himmel horchen auf, und ein Murmeln geht über die Fläche des Ozeans.

Richtet eure Schlachtreihen und weichet nicht, wenn auch der Sonne Licht sich verdunkelte,

Wenn auch der Pöbel den Kopf schüttelt und die Spötter zusammen über euch höhnen; wenn auch der Weltkluge flüstert: Begnüge dich und folge dem Herkommen.

Kommt, alle, die da ächzen unter Unrecht! Hervor, die da seufzen nach dem Tage der Befreiung!

Wo liegt die Kraft der Freiheit? In eurem Herzen und in eurem Gemüte; das Heil des Lebens geht aus von denen, die rechten Geistes sind.

Wer sind eure Bedrücker? Wer sind, die euch ohne Ursach zu vernichten drohen? Sinds nicht eures Herzens Gelüste und die Trugbilder eurer Einbildung, eure Leidenschaften?

Wo liegt eure Schwäche, euer Uebel, eure Armut? Wer schafft euch Leid und Bedrängnis Tag für Tag?

In eurem Innern wächst euer Unglück, mit Selbstsucht und Schwäche zieht ihr es groß.

Tut ab die Ueppigkeit, laßt von allem Ueberfluß; lebet mäßig und streng, so wird eure Sache gedeihen.

Stark sei euer Wille, daß er euch beherrsche und Licht trage in die Erfahrungen des Lebens.

Eure Heere sind Gedanken der Wahrheit, eure Krieger Taten der Gerechtigkeit; auch Könige und Fürsten haben nichts Höheres zu vollbringen.

Jede Seele hat ihr Königreich, jeder Geist ist ein Priester vor Gott. Den Menschen zu helfen, das ist unser aller Bestimmung.

Und die Helden des Himmelreichs werden siegreich sein, ja, Gehorsam und Ehrfurcht und Barmherzigkeit werden die Welt erneuern und Gottes Gedanken wird ein aufrichtiger Glaube erfüllen.

Doch der Streit um das Nichtige soll schwinden im Glanz wahrer Anbetung, und des Geistes Kraft soll sich entfalten zu erlösender Liebe.

Dann wird jeder Tag heilig heißen und jede Menschenhand gesegnet sein, dann wird Ein Reich und Ein König sein, die werden nimmer ein Ende nehmen.

Vom konfessionellen Zwiespalt

Eine Reformationsfestpredigt über 1. Kor. 3, 1 bis 15 gehalten 1905 in St. Blasien

Wir feiern heute das Gedächtnis der Reformation. Denn dieser Tag schaut vorwärts auf den 10. November, den Geburtstag Luthers, und schaut rückwärts auf jenen 31. Oktober, da Luther die 95 Thesen an die Schloßkirchentüre zu Wittenberg anschlug. Das sind Ereignisse, deren Nachwirkungen in der Geschichte nicht vergehen werden, die aber auch immer von neuem in unsern Herzen und an den Stätten, wo wir in evangelisch protestantischer Weise Gottesdienst feiern, ihren Widerhall finden sollen.

Dabei werden Gedanken laut, die sonst im Gottesdienst schweigen. Denn es dient sonst nicht zur Erbauung, wenn die in der Christenheit vorhandenen Gegensätze betont werden, und wir würden nicht gefördert werden, wollten wir immer nur die eigene Konfession an einer für uns überwundenen Religionsform messen. Aber auch heute wollen wir an die grundsätzlichen Unterschiede nicht vor allem in dem Sinne denken, daß wir rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Wir wollen vielmehr zu verstehen suchen, wie notwendig es war, daß es in der Christenheit zu verschiedenartiger Ausprägung der christlichen Glaubens- und Lebensanschauungen kam. Bei allem freudigen Stolze auf unsere Eigenart, bei aller Dankbarkeit für das Gottesgeschenk der Reformation und der evangelischen Kirche wollen wir uns doch auch um das Verständnis der Eigenart der andern Kirche bemühen. So werden wir Brücken bauen, die, Gott weiß es, unser seit Jahrhunderten viel zerklüftetes Volk so notwendig braucht.

Es hat immer Leute gegeben, die klagten: wozu denn dieser ewige Streit der Konfessionen, dieser Kampf um die Religion in der Religion? Religion ist doch etwas so furchtbar Einfaches. Wer so spricht, verrät damit häufig, daß ihm die Religion etwas recht Gleichgiltiges ist. Denn wer um seinen Glauben hat innerlich ringen müssen, der wundert sich nicht, wenn auch draußen um die wahre Religion gekämpft wird. Er verrät vor allem aber ein mangelndes Verständnis für die Religion als geschichtliche Erscheinung. Als solche mußte das Christentum hineingezogen werden in die Bewegung der Geister, in das Auf und Nieder geschichtlicher Erscheinung. Vor allem aber mußte es um seiner selbst willen, damit es die Fülle seines Wesens immer reicher entfalte und immer neuen Menschen und neuen Zeiten diene, sich in verschiedenen Formen und Gestalten, verschiedenen Konfessionen und Richtungen ausprägen und ausleben.

Wenn die Menschen immer und zu allen Zeiten die gleichen in ihrer Art und ihren Bedürfnissen wären, dann könnte

die Religion vollkommen unveränderlich bleiben. Nun aber arbeitet sich jedes Volk aus den Tiefen der Unkultur zu den Höhen eines freieren, geistigen und sittlichen Lebens empor. Was einem Volke im Jugendalter heilsam ist, das braucht es nicht mehr, wenn es reif geworden ist. Auch der Apostel Paulus hatte für diese Unterscheidung einen feinen Sinn. Darum schreibt er an die Korinther: „Ich konnte nicht mit euch reden als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen, wie mit jungen Kindern in Christo. Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise; denn ihr konntet noch nicht.“ So hätte auch das Christentum in der gereiften, vergeistigten Form des Protestantismus unsern deutschen Voreltern nicht dienen können; sie mußten von außen nach innen erzogen werden und durch sinnenfälligen Gottesdienst, durch Zucht der Beichte und der kirchlichen Sitte zu einer allgemeinen und religiösen Kultur emporgeführt werden. Viele Lehren, Einrichtungen und Gebräuche, mit denen die Reformation ins Gericht gegangen ist, erweisen sich doch, von einem höheren Standpunkte der Geschichte aus betrachtet, als Mittel im göttlichen Erziehungsplane. Einen solchen hat auch Paulus in seinem Volke erkannt. Er nennt das Gesetz und den ganzen Zeremoniendienst den Zuchtmeister auf Christus; als Christus kam, wurde der Zuchtmeister ausgetan; er hatte seine Aufgabe erfüllt. So ist auch die römische Kirche ein Zuchtmeister unsres Volkes gewesen; als es aber ins Alter der Mündigkeit eintrat, hat es die Macht des Zuchtmeisters, der nicht freiwillig schied, gebrochen.

Gebrochen — aber nicht vernichtet. Denn die römische Kirche ist geblieben, und zwar nicht nur durch das natürliche Schwergewicht, durch das Beharrungsgesetz, unter dem auch große geschichtliche Erscheinungen stehen. Sie ist geblieben, weil sie ihre weltgeschichtliche Aufgabe noch nicht ganz erfüllt hatte, und weil noch lebendige Kräfte in ihr wirksam waren. Durch das Vorhandensein dieser großen Konkurrentin wurde der Eifer und die Selbstkritik in den evangelischen Kirchen angespornt und wachgehalten. Der Druck hat Gegendruck erzeugt und so Kräfte ausgelöst. Sodann hat zweifellos die römische Kirche eine bewundernswerte Liebestätigkeit entfaltet und einen tiefen sozialen Instinkt bewiesen. Sie hat ferner in einer Zeit der allgemeinen Auflösung der religiösen Begriffe und des schrankenlos wachsenden Subjektivismus, in einer Zeit, da Jeder willkürlich seinen Weg ging und Tausende die Religion über Bord warfen, wesentliche Grundgedanken des Christentums, wenn auch in erstarrter Form, bewahrt, Millionen vor ödem Materialismus geschützt.

Schließlich — und das ist das Wichtigste — die römische Kirche pflegt Bedürfnisse, die unausrottbar in der Menschheit sind, und denen die evangelische Kirche nicht dienen kann; sie pflegt sie mit Mitteln, die uns nicht zur Verfügung stehen. Sie drängt Gedanken und Wahrheiten in den Vordergrund, die in unsrer Kirche, durch deren besondere Aufgabe, mindere Berücksichtigung fanden. So wenig ein einzelner Mensch Allen Alles sein kann, so wenig kann eine bestimmte geschichtliche Form des Christentums allen Menschen dienen. Etwas davon hat sich schon in der ersten Christenheit gezeigt. Apollos hat durch gewandte, schöne und feingeistige Rede Viele gefesselt und gewonnen, denen der tiefsinnige und vielleicht oft minder redegewandte Paulus nicht viel sein konnte. Umgekehrt wurde Paulus gerade wieder Anderen der geistige Befreier, der Führer zum heilbringenden Glauben. So bestehen auch heute noch der Religion gegenüber gar verschiedenartige Bedürfnisse. Der Eine muß seine religiösen Vorstellungen mit der übrigen Weltanschauung auseinandersetzen; sein Wahrheitsbedürfnis zwingt ihn, auch auf dem Gebiete des Glaubens Klarheit der Gedanken zu suchen. Der Andre will als religiöser Mensch gar nicht denken. Ihm ist es schrecklich, wenn der Glaube in Problemen aufgelöst und zergrübelt wird. Er will sein Gefühl angeregt haben, und dabei leisten ihm geheimnisvolle Symbole, ein kunstvoller, zeremonienreicher Gottesdienst treffliche Dienste. Der Eine will frei und selbständig sein in seinem religiösen Leben und will in dem, was ihm das Wichtigste und Größte ist, nicht immer gegängelt und geleitet werden. Der Andere braucht Stützen und Autoritäten; es wäre ihm, als weiche der Boden unter den Füßen, wenn ihm nicht in seiner Kirche sichere Unterpfänder und greifbare Garantien seines Glaubens geboten würden.

So konnte denn eine Kirche trotz aller Mannigfaltigkeit, die in ihr Raum hatte, doch nicht auf die Dauer den entgegengesetztesten Bedürfnissen genügen. Hatte die protestantische Kirche von Anfang an, noch mehr aber in der Gegenwart, die schwere Gedankenarbeit zu bewältigen, die durch den Fortschritt der Wissenschaften nötig wird, sah sie sich vor die Pflicht gestellt, auch an die religiösen und kirchlichen Formen den kritischen Maßstab des Gewissens und der Forschung anzulegen, so vermochte indessen die römische Kirche, unbeschwert und unbehindert von dieser Aufgabe, durch das geheimnisvolle Dämmerlicht ihrer Gotteshäuser, durch den Zauber ihrer Heilsmittel und durch imponierende äußere Macht- und Prachtentfaltung Millionen an sich zu fesseln und zu befriedigen. Zeichnet sich die evangelische Kirche durch Nüchternheit, Ernst, Verinnerlichung und Freiheit der geistigen Bewegung aus, so ist der Vorzug der römischen Kirche die Geschlossenheit der Lehre und kirchlichen Ordnung, die Einwirkung auf die religiöse Phantasie, die weitherzige Duldung und Pflege uralter Bedürfnisse des Volksgemüts. Die Stärke einer jeden der Kirchen bildet zugleich ihre Schranke und ihre Schwäche.

Daraus aber folgt: das ganze Wesen des Christentums, seine ganze Fülle und Kraft, ist bisher nicht in einer Einzelkirche zum Ausdruck gekommen, sondern in der Gesamtheit der Kirchen, in der heiligen allgemeinen christlichen Kirche, von der das apostolische Glaubensbekenntnis spricht. Darum sollten wir mehr Ernst machen mit dem, was der Apostel in unserm Texte sagt und sollten es übersetzen in die Sprache unsrer Zeit. Er sagt: „Wer ist Paulus? wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig worden; und dasselbe wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat.“ Das heißt für uns: Wer ist die evangelische Kirche? wer ist die römische Kirche? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig worden; und dasselbe wie der Herr einer jeglichen gegeben hat. — Die Mannigfaltigkeit der Kräfte, der Dienste, der Formen und Vorstellungen schließt Einheit und Einigkeit nicht aus. Auf dem Boden dieser Erkenntnis keimt die wahrhafte religiöse Toleranz. Sie ist nicht bloß kühle Duldung, sondern liebevolle Anerkennung des Rechtes fremder Eigenart. Je mehr solche Auffassung Platz greift, desto näher ist die Stunde friedlichen Nebeneinanderarbeitens der Kirchen, die Stunde des von mancher Seite so heiß ersehnten konfessionellen Friedens.

Die Frage ist aber nun: Ist das Hoffen auf diese Stunde nicht das Jagen nach einem Phantom? Sind überhaupt irgendwelche Voraussetzungen zur Erfüllung dieser hochgespannten Erwartung vorhanden? Wer in unsre Zeit hineinschaut, möchte daran verzweifeln. Seit Jahrhunderten fanden auf konfessionellem Gebiete keine solchen Waffenrüstungen statt; seit Jahrhunderten wurden zwischen den Kirchen und den sie tragenden und von ihnen beeinflußten Mächten keine solchen Dämme und Wälle aufgerichtet.

Trotzdem darf man sagen, daß zunächst auf protestantischer Seite die Voraussetzungen zu einer Verständigung vielfach vorhanden sind. In unserer Zeit sind für Viele von uns die einst so festen Lehren und Vorstellungen in Fluß geraten. Wir spüren, wie Vielem von dem, was unsre Väter so fest und trotzig glaubten und uns lehrten, menschliche und zeitgeschichtliche Schwächen anhaften. Wir sind tiefer als die Menschen früherer Jahrhunderte von dem Gefühl durchdrungen: „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk; wir schauen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort.“ Wir wissen: soweit unser Erkennen auch fortschreitet, das Ewige und Göttliche erfassen wir doch nur im Gleichnis, und wie Kinder stammeln wir davon. Wir Alle schöpfen in irdischen Schalen aus dem ewigen Quell, so viel ein Jeder eben fassen kann, der Eine in goldenen, der Andre in hölzernen, der Dritte in tönernen Gefäßen. Je mehr aber das Bewußtsein wächst, wie weit wir vom wirklichen Erfassen und Erkennen der letzten und höchsten Wahrheiten entfernt sind, desto geringer wird für unser

Gefühl der Abstand, der uns von Andersgläubigen trennt. Wie klein wird die Entfernung des Mondes von der Erde, wenn wir den gemeinsamen Abstand beider Gestirne von unsrer Sonne oder gar von all den tausend Sonnen, die am Nachthimmel über uns glühen, messen. Wir, wenigstens Viele von uns, haben verlernt zu sprechen: „Das ist nun mein Glaube. Wer anders denkt, ist verloren. Wehe der Masse der Andersgläubigen, der Zweifler, der Irrenden.“ Wir können auch über tiefe Schranken hinweg die Bruderhand reichen, wenn wir nur in der für uns überwundenen Form und hinter der für uns unnötigen Schale das spüren, was in unsern besten Stunden das Herz bewegt und erschüttert: Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott, nach Erlösung aus Sünde und Schuld, nach Sieg über das Leben und Sieg über den Tod.

Werden denn aber auch auf dem andern Ufer Pfeiler eingesenkt, um Brücken über die tiefe Kluft herüber zu uns zu bauen? Daß Viele darnach streben, daß Viele ehrlich den Weg nicht nur zur bürgerlichen, sondern auch zur religiösen Toleranz suchen, ist kein Zweifel. Aber eben so zweifellos ist, daß solch ehrliches Mühen überall an die engen Schranken der Lehre und der Geschichte der römischen Kirche stößt. Die römische Kirche kann sich neuen Verhältnissen wohl anpassen, und sie hat es oft genug getan, aber sie kann sich nicht von Grund aus reformieren. Sie wird den Ballast ihrer Vergangenheit nicht los. Man kann den Papst nicht vor die Entscheidung stellen: „Ziehe die Flüche deiner Vorgänger gegen uns zurück; gib offen und ehrlich und nicht bloß in Rücksicht auf die Zeitverhältnisse deine Machtansprüche an den Staat und all die Lebenskreise auf, die, gleichwie erwachsene Kinder der Zucht der Mutter, deiner Führung sich entzogen haben; gib den Anspruch auf, der in dem Worte »alleinseligmachend« und in dem Worte »katholisch« liegt, als wäre deine Kirche die allgemeine christliche Kirche, als wärest du der Vater aller Christen.“ Von alle dem kann der Papst um keinen Finger breit weichen. Die evangelische Kirche trägt nach dem Prinzip, das ihr einst bei der Entstehung Pathe gestanden, die Möglichkeit der Weiterentwicklung und immer neuer Reformation in sich. Die Protestanten Genfs konnten dem Michael Servat, der wegen seines Zweifels an der Trinität auf Betrieb Calvins hingerichtet worden war, ein Denkmal errichten und damit vor aller Welt die Schuld ihrer Glaubensväter bekennen und sühnen. Der Papst kann das nicht. Auf allen seinen Ansprüchen, auch auf denen, die sich längst als geschichtliche Fälschung erwiesen, auch auf denen, die längst praktisch unwirksam geworden sind, auf den Verbrechen des römischen Fanatismus und auf den päpstlichen Flüchen ruht nun einmal das Siegel der Unfehlbarkeit und Unabänderlichkeit.

Darum aber wird die Kampfesstellung bleiben, nicht nur die Kampfesstellung der Kirchen gegen einander, sondern noch viel mehr die der römischen Kirche gegen den modernen Staat, der seinem Wesen nach ein Protestant ist, und gegen moderne Geistesbildung, die in noch höherem Maße protestantisch ist. Singt doch Goethe zur Dreihundertjahrfeier der Reformation:

Auch ich will gottgegebene Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.

Mögen also hier unauflösliche Gegensätze empfunden werden, mag im öffentlichen Leben der Kampf weiter gehen, mag vor allem eine Kirche, die politische Ansprüche macht, auch mit den Mitteln der Politik bekämpft werden, mag sie es versuchen mit der starken Gegenwehr einer um ihr Eigenleben ringenden Nation — dadurch soll nicht unnötig und nicht unmöglich gemacht werden, daß wir Verständigung suchen mit den wahrhaft religiösen Geistern drüben, daß wir in den tiefsten Daseinsfragen herüber und hinüber von Herz zu Herzen schaffen. Dann mag die römische Kirche durch die starren Folgen ihres Systems einen noch furchtbareren Schlag erleiden als in der Reformationszeit, dann mag auch an der äußeren Form unsrer evangelischen Kirchen Vieles sich ändern: im Stillen hat sich doch schon eine neue unsichtbare Kirche gebildet, eine neue Gemeinschaft der Heiligen. Darauf hoffen und warten Tausende gerade in der anderen Kirche, die längst innerlich mit ihr zerfallen sind und doch nicht in freier, freudiger Ueberzeugung den Weg zu uns finden können. Dann wird eine neue, weitherzige, freie, fromme Gemeinschaft das Erbe beider Kirchen weitertragen, eine Gemeinschaft, die aber nach ihrem innersten Wesen den Namen evangelisch-protestantisch führen muß.

Dann werden merkwürdige Gedanken unsres Textes eine Bestätigung und Erfüllung gefunden haben. Das Gericht der Geschichte, das gewaltige Gottesfeuer, wird offenbar gemacht haben, was an Gold, Silber, Edelsteinen, Holz, Heu, Stoppeln auf den einen Grund gebaut worden ist. Manches Werk wird gefallen sein. Und die es gebaut? Ihnen gilt das Apostelwort: „Wird Jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch als durchs Feuer.“ Wer nur aufrichtig gearbeitet hat und in treuem Glauben, der kann nicht verloren gehen; wie ein Brand aus dem Feuer wird er gerettet sein. Nicht das Werk, am höchsten Maßstabe Gottes gemessen, ist das über den Menschen Entscheidende, sondern die Ehrlichkeit und der Ernst des Willens; dem gibt Gott das Höchste aus freier Gnade. Nur diese Gewißheit bewahrt uns vor der Bangigkeit und Verzweiflung gegenüber dem Gericht, das über die Werke vergangener Geschlechter, über die Werke unsrer Väter und vielleicht auch über unser eigen Werk geht. Wie eine Versöhnung klingt es hinein in den Kampf der Konfessionen und in so vielen andern menschlichen Streit: mag auch dem Aufrichtigen oft der Sieg in dieser Welt nicht vergönnt sein, dem Aufrichtigen gehört das Himmelreich!

Manz

Ein Denkmal für die Calvinische Reformation

In Genf hat sich vor Kurzem eine Gesellschaft gebildet, die für die bevorstehende Vierjahrhundertfeier des Geburtstages Calvins im Jahre 1909 die Errichtung eines großen Denkmals ins Auge faßt. Der Fremde, der mit der bedeutenden Geschichte der Stadt vertraut bisher in den Straßen Genfs umherging, konnte verwundert sein, daß die dankbare Erinnerung an die große Zeit der Reformation und den „Mann von Genf“ im äußeren Bilde der Stadt eigentlich nirgends deutlich und machtvoll sichtbar ist. Nicht Undankbarkeit oder vergeßliche Nachlässigkeit waren daran schuld, sondern der Geist Calvins selbst. Er war so sehr von der ausschließlichen Majestät des Gottesgedankens erfüllt, daß er menschliche Größe daneben ganz auslöschte und daher verlangte, ohne Grabstein und Denkmal wie seine Zeitgenossen in einem namenlosen Grabe zu ruhen. Dazu kommt noch jener hohe Grad von Vergeistigung, der der Calvinischen Reformation eignet; die Bedeutung der Formen und Symbole wird dadurch in einer Weise herabgedrückt, wie es Lutheranern fast unerträglich ist.

So war bisher in der Nachwirkung dieses nüchternen und aller äußeren Schaustellung abholden Geistes die Errichtung eines Denkmals unterblieben. Aber dieser Mangel an einem äußeren Zeichen der Dankbarkeit und der Erinnerung an jene große Zeit drückte die Genfer. Nicht nur in Genf hatte sich der Plan der Erstellung eines Denkmals in den letzten Jahren zu regen begonnen, sondern er war auch in andern Ländern calvinischen Bekenntnisses teils spontan aufgetaucht, teils wurde er mit Freude begrüßt. Der Deutsche Hugenottenverein trat in seiner letzten Jahresversammlung kräftig für den Gedanken ein. Vorgenommene Sondierungen ergaben, daß auch die Calvinisten Großbritanniens — vor allem Schottlands —, Hollands, Frankreichs, Amerikas und Ungarns der Ausführung des Projekts ihre Hilfe angedeihen lassen würden, sodaß Genf die Führung übernehmen konnte in dem Bewußtsein, die Sympathie und Unterstützung der Länder der calvinischen Reformation hinter sich zu haben. Unter dem Vorsitz von Professor Lucien Gautier hat sich nun eine Gesellschaft rechtsfähig konstituiert, deren verschiedene Aktionskomités das Interesse einer weitern Oeffentlichkeit für das Werk zu gewinnen suchen.

Für Genf, über dessen Bedeutung als geistiges Zentrum hier einige Worte gesagt sein mögen, hat die Sache natürlich besonderes Gewicht. Genf ist nicht mehr die alte, streng ein=

heitliche calvinistische Republik. Der Titel „protestantisches Rom“ ist heute nicht mehr zutreffend, wo unter den 145 000 Einwohnern 77 000 Katholiken 65 000 Protestanten gegenüberstehen. Eine beständige starke katholische Invasion aus Frankreich und Italien scheint den Charakter der alten Reformationsstadt ernstlich zu gefährden. Um so mehr als es der katholischen Kirche ein besondres Ziel des Ehrgeizes sein muß, an diesem protestantischen Zentrum Macht zu gewinnen. Daß trotz dieser Ueberzahl das katholische Element bisher noch keinen nennenswerten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und den Charakter der Stadt gewonnen hat, liegt nicht nur an der politischen Bedeutungslosigkeit der nicht stimmberechtigten Ausländer, sondern auch an der merkwürdigen Assimilationsfähigkeit, die die Stadt besitzt. Es ist geradezu auffallend, wie stark hier der Geist einer hochgehaltenen Tradition, das Bewußtsein einer bedeutenden Geschichte und das doch ursprünglich nur dem kleinen Kern eigene Verantwortlichkeitsgefühl einem geistigen Erbe gegenüber lebendige Kräfte sind, die den neu Ankommenden empfangen und in ihren Bann zwingen. Vielleicht gerade deshalb, weil dieser assimilierende Einfluß ein durchaus geistiger ist und ohne irgend welchen Zwang in denkbar größter Freiheit ausgeübt und empfunden wird. Genf hat die großen Anregungen nicht von außen empfangen, sondern sie nach außen in alle Welt gehen lassen. So ist es auch heute noch sein Bestreben, nicht einem hereinflutenden Internationalismus zu erliegen, sondern Ein Selbst zu bleiben und die fremden Elemente dem Ganzen ebenso charaktervoll einzufügen, wie sich in den mittelalterlichen Städten die neuen Gebäude dem alten Stil anzupassen haben. In dieser werbenden und assimilierenden Tätigkeit ist Genf hauptsächlich auf das deutsche protestantische Element angewiesen, das in einem breiten und unaufhörlichen Strom namentlich aus der deutschen Schweiz der schönen, reichen und geistig regsamen Stadt zuströmt. In zwei bis drei Generationen ist diese Aneignung, besonders durch die Schule, vollzogen. Diese jüngeren, gleichsam nachgebornen oder adoptierten Kinder der alten Genfer Familie treten so in ein Staatswesen, in eine Kultur, in den Genuß hoher geistiger Lebensgüter ein, ohne daß ihnen ihre Herkunft und ihre Wurzeln, aber auch der Preis, der dafür bezahlt wurde, und die Bedingungen, die ihre Zukunft garantieren, in hohem Maße bewußt wären. Da soll nun das Denkmal sprechen, damit die Einen es nicht vergessen und die Andern es lernen, daß Genf seine geistige Bedeutung einer großen Zeit der Vergangenheit und ihren Männern verdankt, deren Wirkung noch nicht aufgehört hat und nicht aufhören darf, wenn Genf Genf bleiben soll.

Kein Kenner der Geschichte wird diese Bedeutung unterschätzen. Genf war zur Reformationszeit und späterhin eine jener europäischen geistigen Metropolen, von denen Licht, Bildung, moralische Kraft und Ideen ausstrahlten. Inmitten einer Koalition von reaktionären Mächten stand Genf wie ein Bollwerk, wo die Freiheit und das Gewissen Schutz fanden. Der Historiker Michelet überschreibt ein Kapitel seiner Geschichte Frankreichs: L'Europe sauvée par Genève. Es handelt von der Gefahr, die für ganz Europa heraufzog mit dem Triumphe Karls des Fünften und der Autokratie der Habsburger in Wien und Madrid. Und dann fährt Michelet fort: „Gegenüber diesem ungeheuren und gefährlichen Netze, in das Europa mit der Niederlage Frankreichs fiel, stand (in Genf) diese Pflanzschule von Helden. Jedem Volke, das in Gefahr war, sandte Sparta als Hilfsheer einen Spartaner. So war es in Genf. England gab es den Peter Martyr, Schottland den John Knox, den Niederlanden den Marnix, drei Männer und drei Revolutionen.“ Es ließe sich hinzufügen, daß auch Männer wie Admiral Coligny, Wilhelm der Schweigsame, Oliver Cromwell ihre Kraft aus der Berührung mit Calvin oder seinen großen und staatsbildenden Gedanken zogen.

Niemand kann in dieser Hinsicht leugnen, daß die Calvinische Reformation bei ihrer Ausbreitung weniger in nationale Schranken gebannt war als die Lutherische. Diese ist in ihrem eigentlichen Wesen die deutsche Reformation, die nicht nur als Befreiung des an die kirchliche Autorität gebundenen Gewissens, sondern auch des deutschen Wesens vom römischen Banne empfunden wurde. Sie blieb deshalb im ganzen auf germanische Völker beschränkt. Die Calvinische Reformation dagegen griff weit über die nationalen Grenzen hinaus. Ja sie vermochte sich in Völkern anderer Sprache und Rasse in einer Reinheit einzupflanzen und mit einer Konsequenz auszubilden, daß sie sich größerer Treue dem ursprünglichen Calvinischen Geiste gegenüber rühmen dürfen als die Stadt seines Wirkens selbst. Haben wir doch den Eindruck, daß der echte Calvinismus heute eher dort zu finden ist, wo die Vorbilder zu Watsons Gestalten gewachsen sind, in Drumtochty, wo die schottischen Hochländer, Bauern und Hirten, über die Probleme der Erwählung nachdenken. Oder in Holland, wo Theologenstaatsmänner an der Errichtung des Gottesstaates arbeiten. Im kirchlichen und religiösen Leben Genfs ist von diesem Geiste wenig mehr zu spüren. Es ist nicht mehr einheitlich, durch eine Theologie oder ein bestimmtes kirchliches Prinzip bestimmt. Es herrscht die weitgehendste Freiheit und Mannigfaltigkeit, wie sie vielleicht nur noch in Amerika zu finden ist, woher übrigens auch starke Einflüsse zurückgewirkt haben. Neben der Landeskirche, die geschichtlich die Fortsetzung der Kirche Calvins ist, steht vollständig unabhängig die Freie Kirche. Daneben ist der kirchlichen Gemeinschaftsbildung freier Lauf gelassen, sodaß die Signatur des allgemeinen kirchlichen Lebens von Genf eine stark individualistische Prägung hat. Die Laien spielen eine hervorragende Rolle.

Das Dogmatische tritt in allen diesen Kirchen und Gemeinschaften stark zurück zu Gunsten eines warmen religiösen Lebens. Ja manche rechtsstehende Prediger zeichnen sich sogar durch eine besondere Kühnheit dem Dogma gegenüber aus. Wo die Kirchen auf einem Bekenntnis stehen, hat es einen rein religiösen und ethischen Ausdruck gefunden. Der Prediger ist sowohl in seiner Liturgie als in seiner Predigt nur seinem Gewissen und seiner Gemeinde verantwortlich. Diese große Freiheit ist nicht wie in Bremen einem religiösen Radikalismus zu gute gekommen, der hier kaum Boden fände, sondern der Ausbildung eines stark individuellen, persönlich warmen religiösen Lebens, das leicht über jene Offizialität hinwegschlägt, die da und dort der Kirchlichkeit anhaftet. Daher auch jene Geringschätzung der starren feierlichen Form in kirchlichen Dingen zu Gunsten eines vielleicht zu weit getriebenen Spiritualismus. Das erklärt z. B. die Abwesenheit einer Kirchenbaufrage: die Kirche ist hier weniger Gotteshaus denn Versammlungslokal; ferner eine merkwürdige Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit neuen Problemen und Erkenntnissen gegenüber.

Das ist das religiöse Genf, soweit sich das Leben mit ein paar Strichen zeichnen läßt. Ihm steht ein andres gegenüber, das kirchlich und religiös völlig indifferent ist. Aber Allen, die überhaupt irgendwelchen geschichtlichen Sinn haben, ist es bewußt, daß Genf das, was es ist, geworden ist durch die Reformation, durch den Geist des eisernen Calvin, durch die weltberühmte Akademie, die er gegründet hat und deren erster Rektor Beza war, durch die merkwürdige Durchdringung des ganzen Staatswesens mit einigen wenigen großen Gedanken. Max Weber hat bereits in dieser Zeitschrift gezeigt, daß dem Calvinismus eine andere Stellung zum sozialen Leben eigen ist als dem Luthertum, und hat dies an der nationalökonomischen Frage des Verhältnisses zum Kapital erwiesen. Man hat daher Recht, Calvin nicht nur als religiösem Reformator Dank zu zollen; in Deutschland wertet man ihn vielleicht zu sehr nur als Theologen, den z. B. Harnack den Epigonen der Reformation zuweist. Wenn zu einem Manne sein Werk gehört, so gehört hier eben nicht nur eine bestimmte Theologie dazu, sondern ein gewaltiger und grundlegender religiöser Einfluß, der sich über einen großen Teil von Europa erstreckte, und die Schöpfung eines kleinen aber unendlich bedeutsamen Staatswesens, das in Sitten und Bildung und sozialem Leben bei aller freien Entwicklung das Beste und Anstoßgebende ihm, seinen Gehilfen und Schülern verdankt.

Vor einigen Jahren ist in Genf ein Sühnedenkmal für Michael Servet errichtet worden. Damit hat Genf Kritik geübt an jener leidenschaftlichen Tat, an der der Zeitgeist viel-

leicht noch mehr Anteil hatte als die persönliche Unduldsamkeit Calvins. Nun kann Genf und mit ihm die calvinische, ja die ganze evangelische Welt mit um so freierem Herzen auch den Dank zollen und die unauslöschliche Erinnerung an jene große Zeit der Reformation in einem monumentalen Werke zum Ausdruck bringen.

Dem nüchternen Geiste Calvins entsprechend wurde zuerst an die Gründung einer Reformationsstiftung, oder eines Lehrstuhls oder Museums oder an die Herausgabe eines großen Werkes gedacht. Aber das Projekt eines Denkmals drängt sich den leitenden Kreisen immer mehr auf, da nur ein solches im Stande ist, Allen in der unmittelbar wirkenden Sprache der Kunst das Große der Vergangenheit, das lebendig erhalten bleiben soll, nahe zu bringen.

Welch gewaltige Aufgabe für den Künstler, dem höchsten geistigen Gehalt und den innerlichsten treibenden Kräften der Geschichte jener Epoche eine Form zu geben, die von der Herrschaft des Geistes über die tote Masse ein überwältigendes Zeugnis ablegt! Adolf Keller

---

Evangelische Bundestage in Graudenz, Marienburg, Danzig

1

Nicht leichten Herzens hatte man sich entschlossen, die neunzehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes nach Graudenz zu berufen. Es lag so weit nach Nordosten, die Versammlung konnte nur in verhältnismäßig später Jahreszeit tagen, die 1905 für Bromberg geplante Versammlung des Gustav Adolf-Vereins war nicht zu Stande gekommen; man mußte fragen, ob die Feststadt Quartier genug böte, oder aber ob die gewohnten Teilnehmer aus West- und Mitteldeutschland nicht versagen würden.

Dazu hatte der Bund im letzten Jahre besonders für seine Zentralleitung sich eine neue Ordnung geschaffen, ein Präsidium, für dessen erste Stelle doch der rechte Mann noch nicht gefunden, in das aber eine neue Kraft unter dem Titel eines Bundesdirektors eingetreten war: das neue Präsidium sollte die erste Hauptprobe bestehen.

Zu allem Ueberfluß hatte der Graf Paul von Hoensbroech, einst selbst Mitglied des Zentralvorstandes, grade zu der Zeit, als man zur Reise nach Graudenz sich anschickte, aus besonderem Freundschaftsdienst für den Bund dessen Grundsätzen und Werken Wert und Erfolg gleichermaßen abgesprochen: ob das nicht auch Besuch und Verlauf nachteilig beeinflussen würde?

Gleichwohl, der Ruf war ergangen und das Wagnis ist über Erwarten gelungen. Zwar billig war es in Graudenz nicht, und manchem angesehenen Besucher wurden hinsichtlich der Unterkunft sonderbare Zumutungen gestellt; aber das Schützenhaus bot doch große Versammlungsräume, und die von einem Sängerfest her noch stehende Festhalle gab, ob sie gleich nicht ganz wetterfest war, immerhin ungewöhnlich viele Plätze her. Die Stadt prangte im Fahnenschmuck, und besonders die neue evangelische Kirche war festlich geziert; das Festkomitee, den unermüdlichen Pfarrer Hammer an der Spitze, hatte große Mühe und Sorge aufgewendet; Musik- und Gesangvereine wetteiferten, ihre Kunst zur Verfügung zu stellen; die Gegend selbst, die Anfangs ein saures Gesicht zeigte, erhellte sich unter Gottes Sonne und wies ungeahnt hübsche Landschaftsbilder auf; die Besucher trafen in außergewöhnlich stattlicher Zahl ein.

Am Vorstandstisch fehlte freilich Mancher, der sonst wohl dagewesen war: Niemand wurde mehr vermißt als der langjährige Vorsitzende Graf von Wintzingerode; von den Stiftern, der ersten Reihe der Vorstandsmitglieder war einzig Senior Bärwinkel aus Erfurt zugegen; auch sonst nur etwa die Hälfte des jetzigen Vorstands. Dafür stellten sich hervorragende Gäste ein, die mit noch nie dagewesener Wärme den Bund begrüßten; denn nicht bloß daß ein „leibhafter General“ zwischen den Vorstandsmitgliedern Platz nahm, auch beim Festmahl den Kaisertoast in prächtiger Weise ausbrachte, eine freundlichere Begrüßung als sie der Bund hier durch den Oberpräsidenten der Provinz Herrn v. Jagow oder durch den Konsistorialpräsidenten Meyer erfuhr, war kaum denkbar.

Das Telegramm, mit dem der Kaiser die telegraphische Begrüßung des Bundes erwidern ließ, ist von manchen Zeitungen in Parallele zu dem an die Katholikenversammlung in Essen gerichtete gedruckt worden; die eine Zeitung glaubte daraus Hinneigung zum Katholizismus, die andere die Mahnung, nicht mehr zu telegraphieren, lesen zu sollen; wer die Worte des Oberpräsidenten vernommen, den Besuch und die Festbegrüßung auf der Marienburg mitgemacht hat, wird nicht voreilig die Hoffnung daran geben, daß der deutsche Kaiser das Panier des Evangelischen Bundes zu irgend einer Zeit einmal freudig hochheben wird.

Aus Morgen und Nachmittag und Abend werden die Tage. Die Morgen der festlichen Tage waren ernster, verantwortungsvoller, nicht immer ganz erfreulicher Arbeit, Beratung, Ueberlegung gewidmet. Ein Teil solcher Erwägungen liegt in dem wenn auch nicht ganz unwidersprochen gebliebenen, doch jedenfalls sehr lesenswerten Vortrage des Seminaroberlehrers Braune aus Schwerin a. d. Warte über „den Evangelischen Bund in der Ostmark“ und damit auch über die Polenfrage vor. Der dritte Tag brachte sodann die Hauptversammlung, bei der der Bundesdirektor Everling seine bedeutsame Rede über „Parität als Schlagwort und Prinzip“ hielt, die nur Jedermann zu eindringendem Studium empfohlen werden kann (im Druck bei C. Braun, Leipzig, Talstr. 27, wie auch das weiter zur Erwähnung kommende). Es wird kein Schade sein, wenn auch die Pastoren sie nachdenklich lesen, aber vor allem wäre wünschenswert, daß die Herren Beamten, vielleicht sogar die höheren und höchsten, diesen Ausführungen ein aufmerksames Ohr liehen. Nach Everlings Vortrag ergriff der Pfarrer Kremers aus Bonn das Wort zur Begründung einer Kundgebung, welche die Antwort geben sollte auf die Aufforderung des Essener Katholikentages zum Zusammenschluß der Gott- und Christusgläubigen aller Konfessionen zum Kampf wider Unglauben und Umsturz. Von verschiedenen Seiten waren Entwürfe zu einer solchen Kundgebung eingebracht worden; überein kamen alle in der Grundanschauung, die übrigens auch durch die Reden immer wieder hindurchklang, wie zwar viel Friedensneigung vorhanden, aber ein wirkliches Bündnis doch erst dann möglich sein werde, wenn katholischerseits der Protestantismus einmal ehrlich als eine berechtigte Erscheinungsform des Christentums anerkannt würde. Die Resolution, die Pfarrer Kremers vertrat, stammte ihrer Form nach größtenteils vom Rhein her und ist durch die Tagespresse bekannt (vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 44).

Der etwas drastische Schluß: und „noch jeder politische Verbündete des Ultramontanismus war schließlich der Betrogene“, der besonders das Mißfallen der Kreuzzeitung erregt hat, ist nicht der von ihr angezweifelten politischen Weisheit der Graudenzer Versammlung, sondern der Feder Heinrichs von Treitschke entflossen. Im Uebrigen hat die Kreuzzeitung jetzt über die Aufgabe und Erfolge des Evangelischen Bundes billiger und gerechter geurteilt als der Freund Graf von Hoensbroech, dessen kritische Vorschläge zur Besserung des Bundes, d. h. zur Verwandlung desselben in eine antiultramontane politische Vereinigung, der Vorsitzende Oberpfarrer Wächtler, ohne den Ratgeber namhaft zu machen, in seiner vorausgehenden Ansprache würdig und gelassen abgelehnt hatte.

Die Spätnachmittage hatten — Sonntag und Montag — schöne Festgottesdienste gebracht. (Beide Predigten ebenfalls in Druck bei C. Braun.) Einige Nachmittagsstunden des Dienstags beschäftigten sich im Anschluß an eine umfangreiche Darlegung der Grundzüge angemessener Abwehr des Ultramontanismus mit den Regeln einwandfreier Polemik; daran schloß sich ein kurzer Vortrag über die Förderung der evangelischen Kirche Oesterreichs, der wohl oder übel in die Lücke einsprang, die für Graudenz durch die amtlich bedingte Abwesenheit des Kirchenrats Meyer aus Zwickau entstand. Es konnte sich nur darum handeln, bestimmt zu erhärten, daß die Bewegung keines-

wegs tot sei, so wenig, daß vielmehr auch die k. k. Regierung die Zwecklosigkeit polizeilicher — nicht überall auch statthalterlicher — Vexationen meistens eingesehen hat; daß aber nach allgemeiner Empfindung in Oesterreich Krisen bevorstehen, für deren Entscheidungsstunde die evangelische Kirche genugsam zu wappnen man allerseits rechtzeitig Fleiß tun möge. Dazu aber sei vor allem eine Opferwilligkeit not, wie sie nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in Deutschland bisher keineswegs das entsprechende Maß erreicht. Mit Politik hat der Hilfsausschuß für die evangelische Bewegung in Oesterreich es nicht zu tun. „Hätte die österreichische Regierung — so schrieb D. Meyer selbst schon vor Jahren — einen offenen und weiten, nicht durch die Nebel der Tradition getrübten Blick, so müßte sie der evangelischen Bewegung unverschränkte Bahn ebnen, ja an ihre Spitze sich stellen; der Protestantismus würde ihr ein tüchtiges, zuverlässiges Volk schaffen, das in unentwegter Treue seinem Staate sich anschlösse." — Die Bewegung nimmt ihren Fortgang, besonders in den wichtigeren Städten der Steiermark. Unter den Uebertretenden sind Glieder aller Stände; derer aber, die nicht übertreten, doch aber allgemach protestantisch denken und empfinden lernen, ist eine ungezählte Menge, und ein besonderes Kennzeichen der Gesundheit dieser Bewegung ist der Umstand, daß die meisten jungen Gemeinden ohne Zögern der Aufforderung zur geordneten Selbstbesteuerung Folge gegeben haben. Immer noch willkommen sind in den Gegenden der Bewegung Besucher von oratorischer Kraft. Doch ist es auch dort angezeigt, daß man überlegt, was man spricht. Willkommen sind ferner immer noch Vikare, aber nicht so, daß junge Theologen, die im Vaterlande nicht besonders geschickt sind, nun gerade für Oesterreich geeignet wären. Hier ist eben das Beste gut genug. Gesunde, tüchtige Literatur religiöser, geschichtlicher, unterhaltender Art wird immer begehrt, aber nicht verlegene, daheim Makulatur gewordene Waare. Höher Gebildeten in und außerhalb Oesterreichs sei die „Wartburg" empfohlen; aber auch der von Waitkat und Schiefermair herausgegebene „Evangelische Gemeindebote" ist trefflich und nicht bloß für ganz schlichte Leute.*) Der österreichischen Geschichte und Literaturgeschichte erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden wird sich lohnen (s. die Einleitung zu der Flugschrift des Evangelischen Bundes Nr. 186/7 „Anastasius Grün"); Beachtung verdient mindestens als symptomatisch die stark sich ausbreitende Romanliteratur wider Beichte und Zölibat. Der Deutsch-Evangelische Bund für die Ostmark (Oesterreich) dürfte noch kraftvoller zu organisieren sein und zu dem Scherflein des Arbeiters müßten Reiche viel einlegen. Wenn der Evangelische Bund und sein österreichischer Ausschuß besonders Mittel für die Besoldung der Vikare aufzubringen haben — eine Aufgabe, auf deren Ernst im Verfolg der Diskussion Prälat von Hermann mit Recht noch nachdrücklichst den Finger legte —, so wäre es doch erwünscht, wenn die Freunde des Gustav Adolf-Vereins gerade jetzt den Bedürfnissen der Steiermark besonders ihr Augenmerk zuwenden möchten, wie denn durch die Zuwendung der großen Liebesgabe nach Leoben dazu ein achtungswerter Schritt geschehen ist.

Der dritte Vortragende des Dienstag-Nachmittags, Pfarrer Rosenberg aus Ostrowo schilderte und empfahl die von ihm im Verein mit anderen Vaterlandsfreunden begründete Deutsche Kleinsiedelungsgenossenschaft in der Ostmark. Ohne Zweifel handelt es sich hier um eine Angelegenheit von erheblichster Bedeutung, über die man sich namentlich aus Rosenbergs Schrift „Endlich gelöst" (Leipzig, Deichert 16 S. 1 Mk.) zu unterrichten Gelegenheit hat. Die Besprechung ergab viel Zustimmung, doch auch sachliche Bedenken; ein nach allen Seiten abschließendes Urteil wird hier nicht gewagt. Hermens

*) Warum nicht auch die „Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich"? Sie erscheint jetzt im 23. Jahrgang, ist echt österreichisches Gewächs und durchaus auf der Höhe der Situation. D H

Aus dem Tagebuche eines vergangenen Jahres

3

Ein Mittel gegen Eitelkeit? Absolute Sachlichkeit.

* * *

Die Ereignisse das Lebens sind wie ein Strom, der über uns hinweggeht. Es ist eines der großen Probleme des Lebens, mittels geschickter Transmissionen die durch die äußeren Ereignisse uns treffende Energie in innere Kraft umzusetzen, so wie es das große Problem der Erde ist, alle Naturkräfte in Diener der menschlichen Ziele und Gedanken zu verwandeln.

* * *

Gewöhne dich daran, jede schwierige Lage zu begrüßen als eine seltene Gelegenheit, Charaktergröße zu offenbaren. Wie oft sehnt man sich darnach, große Gelegenheiten zu erleben, und die wahrhaft großen Gelegenheiten läßt man oft so schmählich vorüberziehen! Jede schwierige Lage ist gleichsam eine Herausforderung an den Helden in unserer Brust und soll ihm klingen wie Festfanfare: „Jetzt komm hervor, mein innerstes, bestes Selbst, du bist gerufen! Freue dich, freue dich, denn diese Stunde kehrt dir niemals wieder!"

* * *

Verwandle alles Glück in Kraft, alles Unglück in Tugend! Bist du noch edler, so **wird** dir alles Unglück wie von selbst zu Kraft und alles Glück zu Tugend.

* * *

Du sollst nicht der Wetterfahne gleichen, die bei jedem Windstoß knarrt und ächzt, sondern der Aeolsharfe, die alle Stürme in immer herrlichere Musik verwandelt.

* * *

Wie weit müßte ein Mensch kommen, der jede schlimme Erfahrung nur **einmal** machte! Suche wenigstens jede schlimme Erfahrung ganz regelrecht zu verarbeiten. Dazu gehört: das gründliche und bewußte Durcherleben der schlimmen Folgen, besonders der Beschämung und des Verlustes der Gottesnähe, das energische Aufhellen der Ursachen und Gesetze, die dem Erlebnis zugrunde liegen, die Bildung fester Assoziationen und möglichst einfacher Grundsätze, die für den Fall der Versuchung zunächst mit unbedingter Verbindlichkeit ausgestattet werden, der Umblick nach ähnlichen Gelegenheiten und Wiederholungsmöglichkeiten. — Ebenso verarbeite aber auch deine guten Erfahrungen ganz regelrecht wie einen Goldklumpen. Hier koste vor allem die innere Freude aus, verleibe sie unverlierbar und leicht hervorholbar dem Schatz deiner Erinnerungen ein und sieh dich um nach **Erlebnissteigerungen**.

Richard Wagners Parsifal in religionsgeschichtlicher Beleuchtung

5

Die erste **Kristallisation** der disparaten Elemente, die erste **künstlerische Zusammenfassung** verdanken wir, soviel wir wissen, Crestien, der die Sagenmasse stofflich bewältigt und dargestellt, und Wolfram, der sie künstlerisch und psychologisch und zumal religiös vertieft hat. Wolframs Heldengedicht ist durchzogen von dem Gegensatz des weltlichen und geistlichen Rittertums. Es zeigt, wie der Knabe, der schon als Kind den lieben Gott zu sehen begehrte, zum Helden wird. Aber das äußerliche Rittertum kann ihn nicht befriedigen mit all seinem Glanze, die tiefe Sehnsucht zieht die Seele zu Gott. Die Entwicklungsgeschichte des Helden verläuft in drei Perioden. In „tumpheit", Dumpfheit, kindlicher Einfalt und Unbesonnenheit, bringt er seine Jugend hin. Nach seiner durch Torheit verschuldeten Verweisung aus dem Gral zerfällt er mit Gott, der zwîfel erfaßt sein Herz, verkannt und enttäuscht kehrt er dem milden Himmelsherrn den Rücken. Aber er wird dadurch tief unglücklich. Durch Leid wird er gedemütigt und geläutert

und so erst würdig, zu Gott zurückzukehren und mit dem Gralskönigtum die saelde, die Glückseligkeit zu erringen. Obgleich ein mittelalterlich-katholischer Christ, ist Wolfram für seine Zeit doch ein freier Geist. Von Papsttum, Meßopfer und all dem spezifisch Kirchlich-Priesterlichen findet sich in seinem großen Gedicht herzlich wenig. Die Templeisen bilden ein königliches Priestertum, das ohne Priestervermittlung unmittelbar mit Gott in Verbindung tritt. Von Gott selbst werden die einzelnen Ritter berufen, er selbst ist durch den Gral in ihrer Mitte. So ist Wolfram in ähnlicher, nur noch innerlicherer Weise wie Walther, ein Vorläufer der Reformation. Immerhin sind seine religiösen Ideen entsprechend seiner Zeit um 1200 verhältnismäßig noch einfach.

6

Was hat nun Wagner aus den Sagenelementen und Wolframs Parzival gemacht?

1. Die Handlung ist bei Wagner sehr einfach. Die 16 Bücher Wolframs mit ihren mehr als 24000 Versen sind auf die 50 Seiten der Wagnerausgabe zusammengedrängt. Dadurch sind viele Weitschweifigkeiten, ermüdende Schilderungen und Abirrungen vermieden, aber natürlich auch mancher bunte Reichtum, viele Schönheiten und Feinheiten, zumal in der Darstellung der Frauencharaktere, verloren gegangen, für welche die eigentümliche Figur der Kundry keinen genügenden Ersatz bietet. Da auch der dritte Akt in der Szenerie und teilweise im Inhalt zum ersten zurückkehrt, so ist Wagners Drama nicht frei von einer gewissen majestätischen Eintönigkeit.

2. Der Ideengehalt ist allerdings ungemein reich. Wenn Wagner, ein Mann des äußerst komplizierten neunzehnten Jahrhunderts und selbst eine äußerst komplizierte Natur, welche die Strömungen dieses Jahrhunderts in sich als elektrische Ströme mitempfand, sich als ausgereifter Künstler des Stoffes bemächtigte, so können wir eine gewaltige Fülle von Gedanken erwarten. Sie sind naturgemäß die Früchte der künstlerischen, religiösen und philosophischen Entwicklung seines Lebens. Wagner geht aus von einem ziemlich naiven Christentum, wie es sich etwa in Tannhäuser und Lohengrin ausprägt. Vom Jahr 1849—54 ungefähr hat er ganz unter dem Bann des Junghegelianers und Atheisten Ludwig Feuerbach gestanden und mit dem Russen Bakunin der Revolution und ihren Ideen gehuldigt. 1854 wendet er sich dem pessimistischen Philosophen Schopenhauer und der indisch-buddhistischen Religion und Philosophie zu. Diese Periode hat vor allem im „Ring" und „Tristan" ihre Spuren hinterlassen. Als seine Lebensverhältnisse nach langen aufreibenden Kämpfen sich freundlicher gestalteten, wich auch der trübe Pessimismus seiner Weltanschauung und er hoffte auf eine Regeneration der Menschheit durch die vereinigte Macht der Kunst und Religion, und zwar eines gereinigten Christentums. Dieser Standpunkt hat vor Allem seinen künstlerischen Ausdruck im „Parsifal" gefunden. Doch auch frühere Anschauungen, wie die buddhistische, klingen noch in der Dichtung durch.

3. Diese Dichtung nun ist nicht durchaus neu, sondern Wagner hat Entwürfe, Ansätze zu Werken aus verschiedenen Lebensperioden in das Werk seines Alters aufgenommen und so geschickt mit einander verflochten, daß selbst der Kenner kaum die Risse und Nähte noch erkennen kann. Merkwürdiger und doch bezeichnender Weise sind es Dramenentwürfe, welche die Repräsentanten der beiden Hauptreligionen der Menschheit darstellen, des Christentums und des Buddhismus.

Um die Zeit der Komposition des Lohengrin, als ihm mit dem Schwanenritter auch dessen Vater Parzival und der Gral nahe traten, faßte Wagner den Gedanken, die Geschichte Jesu von Nazareth, welcher der durch ihren Egoismus verderbten Menschheit das Gesetz der Liebe bringt, um sie von der Sünde zu erlösen, für das Theater zu bearbeiten. Er fertigte den uns erhaltenen Entwurf im Revolutionsjahr 1848, als er selbst der Revolution zuneigte und schon Feuerbach nahestand. Christus sollte vor allem das Urbild des sozialen Erlösers werden. Wenn man jenes soziale Drama (herausgegeben von Siegfried Wagner 1887, Leipzig, Breitkopf und Härtel) mit Parsifal vergleicht, so treten frappante Aehnlichkeiten hervor, besonders zwischen Parsifal und Jesus, die sich und die Menschheit erlösen, und Maria Magdalena und Kundry. Frau Wille, die neben der schönen und feinsinnigen Mathilde Wesendonck Wagner in seiner Züricher Zeit nahestand, erzählt, er habe die Absicht gehabt, uns Maria Magdalena in sündiger Liebe für Jesus, wie Kundry für Parsifal entbrannt zu zeigen. In dem Entwurf steht das zwar nicht, immerhin bleiben noch genug Parallelen übrig. — Die geschichtliche Maria aus Magdala war eine der treuesten Anhängerinnen Jesu, eine von den Frauen, die von ferne standen, als der Erlöser an dem Kreuze hing und in das Grab des Joseph von Arimathia gelegt wurde. Wenn wir einer Notiz des Lukas vertrauen dürfen (8, 2), hatte Jesus von ihr sieben Teufel ausgetrieben. Sie muß also eine beklagenswerte, schwer nervenkranke, hysterische Frau gewesen sein. Eine große Sünderin war sie nicht. Gleichwohl wird sie allzu oft mit der großen Sünderin Lukas 7, die Jesu die Füße wusch und mit ihren Haaren trocknete, gleichgesetzt. Dies tut auch Wagner. Die Magdalenerin bereut ihr vergangenes Leben und bittet in der Gemeinde als Magd dienen zu dürfen. Sie widmet sich Jesu mit Leib und Seele. Sie liebt ihn leidenschaftlich, und so groß ist ihre Verehrung, daß sie im vierten Akt des „Jesus von Nazareth", der an das Abendmahl erinnern soll, sein Haupt mit Narde salbt und ihm die Füße wäscht. Wir haben hier also genau die Szene aus dem dritten Akt des Parsifal.

Einige Jahre später entwarf Wagner im Anschluß und doch in einem gewissen Gegensatz zu seinem buddhistisch beeinflußten Tristan ein buddhistisches Drama „Die Sieger" (1856). Vgl. An Mathilde Wesendonck S. 56 ff. Buddhas Lieblingsjünger, der Held Ananda, wird von einem jungen Mädchen aus der verachteten Kaste der Tschandala, der schönen Prakriti, leidenschaftlich geliebt. Er aber widersteht mit Buddhas Hülfe der Sinnlichkeit und legt das Gelübde der Keuschheit ab. Prakriti hatte in einem früheren Leben als Brahmanentochter die Liebe des Tschandalakönigs aus Kastenstolz zurückgewiesen. Um diese Schuld zu sühnen, wird sie als junges Tschandalamädchen wiedergeboren, das sich in hoffnungsloser Liebe verzehrt. Sie eilt zum Meister Buddha, umfaßt seine Knie und fleht, sie mit Ananda zu vereinen. Umsonst! Der Buddha bekehrt sie. Sie gelobt Keuschheit, wird in die Gemeinde aufgenommen und von Ananda als Schwester begrüßt. Auch hier ist Parsifal sogleich wiederzuerkennen. Setzen wir für Nirwana: christliche Entsagung, für Gemeinde Buddhas: Gralsritter, für Ananda-Buddha: Parsifal, für Prakriti: Kundry, so ist die Gleichung vollzogen.

4. Die Verschmelzung jener beiden Dramen mit einander und zu einem neuen Werke, dem Parsifal, vollzog sich schon annähernd im Frühjahr 1857, als Wagner in die blühende Frühlingslandschaft hinausschaute und der Charfreitagszauber wie mit höherer Inspiration ihn erfaßte.

Die Charaktere sind durch die Entwicklung der Vorstufen schon fast vollendet: Parsifal trägt die Züge des Wolframschen Helden, Jesu und Ananda-Buddhas. Er ist der Typus des Welt- und Selbsterlösers. Amfortas ist von dem mittelalterlichen nicht wesentlich verschieden, aber in engere Beziehung zu Klingsor und Kundry gesetzt. Er ist, wie Klingsor, nur in andrer Weise, das Gegenbild zum Haupthelden; der Verführte und der Verführer stehen dem Reinen gegenüber, der den Verführer stürzt, den Verführten erlöst. In Wagners Gurnemanz ist Wolframs weltlicher Ritter Gurnemanz mit dem Einsiedler Trevrizent kombiniert. Kundry ist eine höchst komplizierte Erscheinung. Wolframs Gralsbotin ist mit der schönen, sinnlichen Orgeluse, mit Maria Magdalena, Prakriti und der wilden Herodias-Salome verflochten, die den Täufer vergeblich zu verführen sucht, Jesus auf dem Kreuzesgange verlacht, und deshalb, ein weiblicher Ahasver, zu einer tanzende Mänade, einer Art Artemis-Venus-Teufelin verwandelt worden war.

Aber Klingsor? Wichtige Züge sind aus dem mittelalterlichen Heldengedicht entlehnt: er ist Mädchenräuber und hat sich selbst entmannt. Aber den wichtigsten Zug hat meines Wissens noch kein Wagnerinterpret ausführlich dargestellt. Er

ſt der buddhiſtiſchen Legende entnommen. Die älteſten Formen derſelben finden ſich in den alten Spruchevangelien, wie dem Mahâvagga, Dhammapada u. A., die bis in die Zeit Aſôkas, des Konſtantin des Buddhismus, um 250 vor Chriſtus und noch weiter zurückreichen. Vollſtändige Buddhabiographien ſind erſt aus dem erſten nachchriſtlichen Jahrhundert nachweisbar, gehen aber auf ältere Quellen zurück. Eine der wichtigſten iſt das Lalita Viſtara. In ihnen iſt die wirkliche Lebensgeſchichte des adligen Mönchs Siddhatta (Buddha) durch eine Menge altindiſcher Mythen überwuchert, welche meiſt den Kampf der Sonne (Buddhas) mit den Dämonen des Gewitters, der Finſternis, des Sturmes uſw. (Mara) darſtellen. Ich will die wichtigſten Züge anführen. (Nach Kern, Der Buddhismus, Leipzig, Schulze 1882, I, 84—103.) Als der Bodhiſattwa, der die Erleuchtung erſtrebende, ſich unter dem Bodhi-Baum (Erleuchtungsbaum) niedergelaſſen hatte, um zum Buddha (Erleuchteten) zu werden, nahte ſich Mara, der Geiſt der Finſternis, der große Zauberer, der böſe Engel, gefolgt von einem unabſehbaren, mit den verſchiedenſten Waffen ausgerüſteten Heer von Teufeln, das zwölf Meilen breit, neun Meilen hoch war, in der Tiefe bis an den Horizont reichte und ſich wie rollende Wolken über den großen Mann (Buddha) ausbreitete. Die Himmelsgötter eilten alle herbei, um ihn zu ſchützen. Aber ſie flohen wieder, als Mara furchtbarer donnerte. Siddhatta, in tiefe Spekulation verſunken, vergegenwärtigte ſich die zehn Vollkommenheiten, die er beſaß, und ſo konnten ihm alle Geſchoſſe des Feindes Nichts anhaben. Die Steine, Felsblöcke, Baumſtämme, Sandmaſſen, Regengüſſe verwandelten ſich vielmehr in Blumenkränze, die vor dem meditierenden Asketen niederfielen. Schließlich ſchleuderte auch Mara ſelbſt ſeinen Diskus oder Speer, der aber, als wäre er eine Blumenguirlande, über Buddhas Haupt ſchweben blieb. Mit Hohn und Spott mußte der böſe Dämon und ſein Heer von dannen fliehen. — Eine andere Form der Legende lautet ſo: Mara war dem „großen Mann" nachgeſchlichen, um ihn zu verderben. Aber er ſah ein, daß dieſer ſeiner Macht entgangen war, weil der böſe Geiſt den Meiſter in der Vollkommenheit, Mildtätigkeit, Entſagung, Geduld, Wahrhaftigkeit, Entſchloſſenheit, Freundlichkeit, Gleichmütigkeit nicht erreichen konnte. Als der Geiſt der Finſternis deshalb traurig am Wege ſaß, traten ſeine drei Töchter zu ihm und verſprachen dem Vater, den Heiligen durch die Künſte der Verführung zu vernichten. Sie entfalteten alle ihre Reize. Vergeblich! Auch ſie mußten mit Schimpf abziehn.

In den hier geſchilderten Zügen der buddhiſtiſchen Legende haben wir, wie ohne Weiteres einleuchtet, alle weſentlichen Elemente des zweiten Aktes von Wagners Muſikdrama beiſammen: den Kampf der Ritter, der Mannen Mara-Klingsors gegen den reinen Helden, Verführungsverſuch durch die Blumenmädchen und Kundry, Maras Neid auf Buddhas Tugenden, wie den Klingsors auf die Reinheit der Gralsritter, den Speerwurf des Zauberers gegen den Helden und den über ſeinem Haupte ſchwebenden Speer (worüber ſchon Mancherlei orakelt worden iſt). Alſo: Parſifal-Klingsor-Kundry iſt bewußt Entlehnung aus der Buddhaſage, unbewußt uralter indiſcher Gewittermythos.

5. So enthält Wagners Bühnenweihfeſtſpiel — ohne daß es dem Dichter ſelbſt völlig zur Erkenntnis kam — eine Fülle vorderaſiatiſcher, altchriſtlicher, bretoniſcher, germaniſcher, altindiſcher Sagenelemente und drückt die höchſten Gedanken der Religion aus: buddhiſtiſche Mitleidsreligion, chriſtliche Erlöſungsreligion, beide zuſammengefaßt in der chriſtlichen Vereinigung der Gralsritterſchaft und im chriſtlichen Symbol des Abendmahls:

Nehmt hin mein Blut
um unſrer Liebe willen!
Nehmet hin meinen Leib,
Auf daß ihr mein gedenkt.

So knüpft Parſifal an Tannhäuſer und Lohengrin mit ihren Erlöſungsgedanken wieder an. Der bloß peſſimiſtiſch verneinende, weltflüchtige Buddhismus iſt überholt durch das Chriſtentum mit ſeinen poſitiven Zielen. Die Gralsritter ſind berufen, in die Welt zu ziehen, um das Heil, das ſie gefunden, der bedrängten Menſchheit zu bringen.

„Regeneration" lautet das Motto der letzten Lebensjahre des Bayreuther Meiſters. Eine Regeneration der Religion will ſich auch in unſern Tagen vollziehen. Sie wagt ſich weit hinaus auf das wogende Meer der Religionsgeſchichte, um doch zuletzt zurückzukehren zu der ſchlichten Hoheit des Chriſtentums. Wagner wird in den nächſten Jahrzehnten einer der Propheten dieſer religiöſen Erneuerung ſein.

Otto Schmiedel

Wanderarbeitsſtätten oder Verpflegungsſtationen?

1. Der Regierungsentwurf

Am 14. Mai d. J. wurde dem Preußiſchen Abgeordnetenhauſe von Regierungsſeite der Entwurf eines Wanderarbeitsſtättengeſetzes unterbreitet. Nach dem Entwurf können in Provinzen, welche das Wanderarbeitsweſen zu ordnen unternehmen, Land- und Stadtkreiſe durch Beſchluß des Provinziallandtags verpflichtet werden, Wanderarbeitsſtätten nach beſtimmten Vorſchriften einzurichten, zu unterhalten und zu verwalten. Der Beſchluß erfordert eine Mehrheit von wenigſtens zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen (§ 1). Dieſe Wanderarbeitsſtätten haben die Aufgabe, mittelloſen arbeitsfähigen Männern, die außerhalb ihres Wohnortes Arbeit ſuchen, Arbeit zu vermitteln und vorübergehend gegen Arbeitsleiſtung Beköſtigung und Obdach zu gewähren (§ 2).

In der Begründung zum Geſetzentwurf werden die Wanderarbeitsſtätten den Verpflegungsſtationen gegenübergeſtellt, wie ſie ſich namentlich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ziemlich lebhaft entwickelten, ſeitdem aber an Zahl bedeutend zurückgegangen ſind. Auch die Verpflegungsſtationen gewähren gegen Arbeitsleiſtung (Holzhacken, Steinſchlagen) Verpflegung und Nachtlager, laſſen jedoch in der Regel den Wanderer ſelbſt nach etwa vorhandener Arbeitsgelegenheit ſich umtun, und falls er keine ſolche findet, weiterziehen. Man hat ihnen deshalb den Vorwurf gemacht, in ihrer großen Zahl an allen größeren Straßen des Landes bedeuteten ſie gewiſſermaßen eine Organiſation des zweckloſen Umherwanderns auf den Landſtraßen, und es fehle an einer zweckentſprechenden organiſchen Verbindung der Stationen mit einem Arbeitsnachweisſyſtem. Daher wird für die Wanderarbeitsſtätten von vornherein eine Verbindung mit Arbeitsnachweiſen ins Auge gefaßt, die wiederum unter einander in Verbindung treten und eine Arbeitsnachweiszentrale für die ganze Provinz errichten ſollen:

Die Wanderarbeitsſtätten bilden ſo gewiſſermaßen Auffangeſtationen für alle in ihrem Umkreis befindlichen arbeitſuchenden Wanderer. Demgemäß werden alle mittelloſen arbeitſuchenden Wanderer, die ſich als ſolche bei einer Gemeindebehörde uſw. ausweiſen, auf direktem Wege — eventuell unter Benutzung der Eiſenbahn — der nächſten Wanderarbeitsſtätte zugeführt. Dort erhält der Arbeitſuchende gegen ernſthafte Arbeitsleiſtung vorübergehende Verpflegung und Obdach, vor allem aber wird verſucht, ihm Arbeit nachzuweiſen. Iſt ſolche für ihn nicht vorhanden, ſo wird er, ſoweit möglich unter Benutzung der Eiſenbahn, zu einer anderen Wanderarbeitsſtätte weitergeſandt, wo er nach den gegenſeitig ausgetauſchten Nachrichten der Arbeitsnachweiſe vorausſichtlich Arbeit finden kann. Iſt ihm nirgends Arbeitsgelegenheit zu verſchaffen, ſo wird er — wiederum unter Benutzung der Eiſenbahn — einer Arbeitskolonie zugewieſen.

2. Kritik

Mit geteilten Gefühlen ſtehen wir dem Entwurf gegenüber. Höchſt wertvoll an ihm iſt die Anerkennung der Notwendigkeit einer umfaſſenden Organiſation von Arbeitsnachweiſen für die arbeitsloſen Wanderer und die Ausſicht auf Staatsbeihilfe für ihre Einrichtung und Verwaltung. Ob aber der Geſetzentwurf den richtigen Weg zur Beſeitigung der Wandernot überhaupt angibt, iſt eine Frage, die wir mit Karl Mörchen („Der preußiſche Geſetzentwurf über Wanderarbeitsſtätten vom 14. Mai 1906", Sonderabdruck aus dem „Wanderer", Verlag der Anſtalt Bethel bei Bielefeld, 30 Pfg.) verneinen möchten. Wie Mörchen, ſo erſcheint auch uns an dem Geſetzentwurf bedenklich

erstens, daß er die Einführung der Wanderarbeitsstätten den Provinzen, und zwar einer Zweidrittelmehrheit der Provinziallandtage überläßt. Wenn also in den Provinzen eine Zweidrittelmehrheit für die Wanderarbeitsstätten nicht zustande kommt, bleibt das Gesetz überhaupt ohne praktische Wirkung. Mörchen sagt:

Anstatt die Kommunalverbände zur Erfüllung zweifelloser Pflichten durch eine vernünftige Fürsorge für wandernde Arbeitslose von Staatswegen zu nötigrn, eröffnet er (der Entwurf) ihnen einen legalen Weg, sich um die Fürsorge zu drücken.

Zweitens. Einen Staatsbeitrag für die Wanderarbeitsstätten lehnt die Regierung mit der Begründung ab, daß es sich um eine lediglich armenrechtliche, also kommunale Angelegenheit handle. Auch wenn man zugibt, daß es sich über diesen Punkt streiten läßt — wir können nicht näher darauf eingehen —, so behält zuletzt doch Mörchen Recht, wenn er sagt, es handle sich um eine neuartige und in ihrer Art selbständige sozialpolitische Fürsorge, um Staatsaufgaben, deren Lösung unmöglich dem Belieben der Kommunalverbände anheimgestellt werden kann.

Drittens. Die Wanderarbeitsstätten, die nur an einigen wenigen größeren Orten des Bezirks errichtet werden sollen, dürften nicht imstande sein, die alte Sitte des Wanderns zu beseitigen. Namentlich die von der Arbeitsstätte entfernter liegenden kleineren Ortschaften würden nach wie vor von den Wandernden heimgesucht werden. Vollends bei ungünstiger Wirtschaftslage würden sich die wenigen Asyle als unzureichend erweisen.

Viertens aber und letztens. Liest man die oben angeführten Zeilen aus der Begründung des Gesetzentwurfs, so hat man gewiß nicht den Eindruck, als ob es sich dabei um freie menschliche Persönlichkeiten handle. Die Arbeitsuchenden werden den Arbeitsstätten „zugeführt", im Notfall „weitergesandt," schließlich einer Arbeitskolonie „zugewiesen". Es ist nicht zu erwarten, daß bei einem solchen polizeilichen Zwangsverfahren die Arbeitsstätten sich einer großen Beliebtheit unter den Wandernden zu erfreuen haben werden. Auch Mörchen sagt:

Wer die Kunden grundsätzlich als Untermenschen behandelt, ... der macht Untermenschen.

Und das scheint uns fast das Allerbedenklichste am Regierungsentwurf zu sein.

3. Ergebnis

Soll nun der Regierungsentwurf abgelehnt und die gesetzliche Regelung der Wanderfürsorge abermals auf Jahre hinaus verschoben werden?

Die Bedenken gegen den Entwurf sind so gewichtig, daß wir glauben, auf ein Gesetz in dieser Form verzichten zu dürfen und mehr für eine Verbesserung der Verpflegungsstationen eintreten zu müssen. Das Ziel des Gesetzentwurfs — Abschaffung des Wanderns — geht zu weit, die Mittel sind nicht die geeignetsten. Vielmehr ist — wieder stimmen wir Karl Mörchen zu — das Wandern nur einzuschränken, zu regeln, in Zucht zu nehmen. Dazu sind die Verpflegungsstationen besser geeignet als jene Arbeitsstätten der Regierung. Dagegen ist der Grundgedanke des Entwurfs, daß dem arbeitsuchenden Wanderer das Auffinden von Arbeit erleichtert werden müsse, durchaus festzuhalten. Die Einrichtung von Arbeitsnachweisen, ihre Organisation über die ganze Provinz hin ist im Regierungsentwurf angeregt und dafür ein Staatsbeitrag in Aussicht gestellt worden. Das gilt es nicht fallen zu lassen. Können nicht die kommunalen oder, falls doch der Staat selbst ihre Einrichtung in die Hand nehmen sollte, staatlichen Arbeitsnachweise mit den Verpflegungsstationen oder doch den wichtigeren unter ihnen (Mörchens „Hauptstationen") ebensogut verbunden werden wie mit den zumeist erst einzurichtenden Arbeitsstätten? Daß auch die Verpflegungsstationen häufig noch einer Verbesserung fähig und bedürftig sind, leugnen ihre Befürworter keineswegs.

In dem mehrfach angeführten Schriftchen teilt Mörchen schließlich mit, welche Abänderungsanträge er als Abgeordneter einbringen würde. Ich empfehle es dem Studium derer, die sich näher mit der Frage befassen wollen.

Paul Röthig

Verschiedenes

Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwickelung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil 1 Abteilung 4: **Die christliche Religion.** Mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion. Von J. Wellhausen, A. Jülicher, A. Harnack, N. Bonwetsch, K. Müller, F. X. Funk, E. Troeltsch, J. Pohle, J. Mausbach, C. Krieg, W. Herrmann, R. Seeberg, W. Faber, H. J. Holtzmann. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner 1906. 752 Quartseiten. 16, gebunden 18 Mark.

Den ersten Band, der von diesem Unternehmen erschienen ist, die griechische und lateinische Literatur und Sprache behandelnd, haben wir in Nr. 48 d. v. J. warm empfohlen. Er bietet des besonderen Interesses für uns religiös und kirchengeschichtlich Interessierte mehr, als man denken sollte. Der vorliegende zweite Band, der von der jüdischen und christlichen Religion handelt, geht uns nun noch ganz anders an.

Wie oft habe ich die Feder schon angesetzt, um ihn unsern Lesern vorzustellen! Aber es ist fast leichter, ein solch gigantisches Werk, wie diese ganze Enzyklopädie ist, zu schaffen, als es zu beurteilen. Wenn der Schöpfer und Leiter den Blick hat für die rechten Männer und mit ihnen eins wird über die beste Abgrenzung der Gegenstände, so fließen dann wie von selbst die Wasser zusammen in den Einen Strom. Aber der Beurteiler, der nun den Strom packen und beschreiben, mit wenigen Worten der Mannigfaltigkeit und Fülle gerecht werden soll: woher will der die Kraft, woher auch nur den Mut nehmen? Und wenn anscheinend dieser die christliche Religion behandelnde Band doch durch eine große Einheit des Gegenstandes zusammengehalten wird, so ist das eben nur scheinbar. Jener erste Band von griechisch-lateinischer Literatur und Sprache war nach Gegenstand und Behandlung trotz starker Sonderart der Verfasser weit einheitlicher. Das aber liegt offenbar ebenso am Thema, der christlichen Religion, wie an dem Zustande der Wissenschaft, die sich mit ihr befaßt.

Der Herausgeber befand sich in einer besonderen Schwierigkeit, als er die Aufgaben in Sachen der christlichen Religion verteilen sollte. Erstens der große konfessionelle Gegensatz: die gelehrte Arbeit der deutschen Katholiken mußte neben der protestantischen Theologie zur Geltung kommen. Aber ein Band, rein von katholischen Theologen geschrieben, hätte sicher innerhalb eines solchen profanen Unternehmens bei den Katholiken keine, bei den Akatholiken geringe Abnahme gefunden. So mußten die katholischen Beiträge mit den protestantischen in Ein Buch vereinigt werden. Und dazu nun die großen Richtungsunterschiede, Richtungskämpfe in der protestantischen Theologie! Man hat in der konservativen Parteipresse dem Herausgeber kirchenpolitische Voreingenommenheit bei der Auswahl seiner protestantisch-theologischen Mitarbeiter vorgeworfen. Es liegt aber zu Tage, daß er nach den gleichen Grundsätzen verfuhr, die sich ihm bei der langjährigen Leitung der Deutschen Literaturzeitung bewährt haben. Dem Profangelehrten liegt die historisch-kritische Theologie nun einmal näher als die sogenannte positive; hier findet er die berühmten Namen, die entweder auf ihrem Gebiete bahnbrechend gewirkt haben oder doch in dem Rufe wissenschaftlicher Zuverlässigkeit stehen. Aus solchen also wählte der Herausgeber seine Mitarbeiter ganz selbstverständlich, und nahm daneben nur darauf Bedacht, daß auch die konservative Richtung protestantischer Theologie nicht unvertreten sei. So gibt der ganze Sammelband einen deutlichen Eindruck von der Schätzung, welche die theologischen Gruppen bei dem profangelehrten Beobachter genießen.

Fast verwirrend ist nun freilich die so entstandene Buntheit der Darbietungen. Beinahe möchte man dem Herausgeber die Tendenz anwünschen, von der man ihn freisprechen muß, um der größeren Einheitlichkeit willen. Aber in Summa ist es doch ein überaus wertvolles Buch. Für den schlichten Gebildeten freilich mehr nur genießbar in den historischen Beiträgen, die bei weitem den größeren Teil des Bandes füllen. Die Namen Wellhausen, Jülicher, Harnack usw. (s. o.) sagen genug. Unentbehrlich ist die ganze Sammlung für den Fachmann. Ihn stellt der zweite, systematische Teil vor eine ganze Menge notwendiger Auseinandersetzung. Troeltsch, der im historischen Teil „protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit" geschildert und damit zu seinem Stuttgarter Vortrag (vgl. Nr. 36 Sp. 859) den besten Kommentar geliefert hat, eröffnet den zweiten, systematischen Teil mit einer Erörterung von „Wesen der Religion und Religionswissenschaft". Was er da als Religionswissenschaft entwickelt, existiert einfach heute noch nicht. Einzig vielleicht in Troeltschs Kopf, und er allein wäre vielleicht heute im Stande, ein Ganzes dieser Art wenigstens in Grund- und Umrissen hinzustellen. Sofern es aber durch Arbeitsteilung geleistet werden soll, wird zunächst noch viel an der gegenseitigen Verständigung gearbeitet werden müssen. Beruht die Stärke des Programms von Troeltsch in der Komplexion alles in Betracht kommenden, so entwickelt in merkwürdigem Gegensatz dazu nachher Herrmann für die „christlich-protestantische Dogmatik" ein Programm reinster Konzentration auf das Eine und allein wichtige Problem des christlichen Glaubens. An der Verbindung beider Tendenzen liegt Alles für die evangelische Theologie der Zukunft. Und es ist kein schlechter Dienst dieser programmatischen Aufsätze, daß sie uns mit unsrer wissenschaftlichen Arbeit vor neue Anfänge stellen, statt uns, wie Enzyklopädien sonst so leicht tun, zum selbstzufriedenen Ausruhn einzuladen. In dieser Beziehung kommt auch Heinrich Julius Holtzmann, den man ja wohl den Nestor unter den gelehrten protestantischen Theologen der Gegenwart nennen darf, mit seinem Alles

abwägenden Schlußwort über „die Zukunftsaufgaben der Religion und Religionswissenschaft" uns trefflich zu Hilfe.

Billig genug bei der Masse von Inhalt ist das Buch. Auf Einzelnes darin, insbesondere auf die katholischen Bestandteile, behalten wir uns vor zurückzukommen. R

Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte. Von Friedrich Loofs, Doktor und Professor der Theologie in Halle. 4. völlig umgearbeitete Auflage. 1002 S. 9, gebunden 11 Mk.

Aus dem bescheidnen Leitfaden von einst ist heute ein starker Band geworden, der trotz des Verfassers bescheidner Motivierung diesen Titel nicht mehr verdient. Es gibt in ihrer Art vollkommene Bücher, dieses gehört unter sie. Da es ein gelehrtes Buch ist, darf ich es hier nur den Studierten empfehlen; aber das will ich auch aufs wärmste tun. Man hört gelegentlich die Rede, als hätten wir Theologen eine Zeit lang zu viel Dogmengeschichte studiert: diese Zeit muß ich verschlafen haben, meiner Erinnerung nach war sie nie. Und wenn man meint jetzt mit Religionsgeschichte voranzukommen ohne Dogmengeschichte zu pflegen, so wird man im Eifer den Ast absägen, auf dem man mit seiner Wissenschaft sitzt. Unsre theologischen Leser werden sicher ihre Freude haben an diesem Buch, das ihnen ein ganz neues sein wird, auch wenn sie eine der früheren Auflagen kennen. Um nur Eins aus der Fülle hervorzuheben: eine bessere „Theologie Luthers" und der Reformatoren als die einschlägigen 200 Seiten dieser Dogmengeschichte besitzen wir trotz dem gewiß grundlegenden, aber doch viel überschätzten Julius Köstlin bisher nicht. Und wie wichtig ist der damit geleistete Dienst nicht nur im Streit wider Denifle sondern auch angesichts der von Troeltsch vertretenen Geschichtsbetrachtung.

Der Verfasser hat „Schlußbemerkungen" hinzugefügt, die von kirchlich-praktischer Bedeutung sind. Obwohl sie dem, der den Geist des ganzen Buches auf sich wirken läßt, nichts Neues bringen, sind sie doch wertvoll für den, der von der gelehrten Erkenntnis des Vergangenen zur Beurteilung des heute Bestehenden den Weg nicht so leicht findet. Eine Anmerkung wenigstens, die ernstes kirchliches Interesse hat, mag hier unsern Lesern mitgeteilt sein. Sie steht Seite 948: „Daß die allsonntägliche Rezitation des Apostolikums, in dem, von den Schlußworten abgesehen, nur fides historica und dogmatica [Geschichts- und Dogmenglaube] bekannt zu werden scheint, daher schwerlich förderlich sein kann, das müßte meines Erachtens jeder Prediger einsehen, der nicht nur »ganz fertige« glaubensfeste Zuhörer und Gewohnheits-Kirchgänger unter seiner Kanzel hat. Die Synoden würden deshalb, wie ich meine, im Interesse der gegenwärtigen Aufgaben der Kirche handeln, wenn sie dies unzeitige obligatorische Bekennen der ehrwürdigen, aber — man denke an das »niedergefahren zur Hölle« und an die »Auferstehung des Fleisches« — in Einzelnem ohne allen Zweifel anstößigen und im Ganzen mißverständlichen Formel beseitigten. Bis das geschieht, kann und muß die kultische Sitte um des Friedens willen getragen werden (vgl. Röm. 14, 19—23 und Apgsch. 21, 20—26)." R

Kleine Mitteilungen. Oben Spalte 1043 ist des Pfarrers Rosenberg und seiner Arbeit gedacht. Das erinnert mich an die Pflicht, unsere Leser auf eine Schrift hinzuweisen, die bereits seit Monaten zu haben ist: Die evangelischen Deutschen in Russisch-Polen, ihr drohender Untergang und die Möglichkeit ihrer Rettung. Im Auftrage des Ostrowoer Hilfsausschusses für deutsche Rückwanderer aus Russisch-Polen verfaßt von Arthur Rhode, Pastor in Schiloberg. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 67 S. 75 Pf. Vergessen habe ich die Sache nie, sie interessiert mich viel zu sehr. Ich konnte auch beträchtliches Material sammeln über die Evangelischen in Russisch-Polen und wollte einen größeren Artikel schreiben. Das werde ich auch noch tun und so möchte ich jeden Leser, der zu dieser Sache Zuverlässiges, Selbstgeschautes und Selbsterlebtes beisteuern kann, herzlich bitten, mir seine Kenntnis nicht vorzuenthalten. Rhode steht auf den Standpunkt, daß man den evangelischen Deutschen in Rußland schlechterdings keinen bessern Dienst tun kann, als sie zu uns herüberzuholen. Ich stimme insoweit ihm und seinen Werkgenossen herzlich zu, als ich ihnen allen Erfolg wünsche bei der Versorgung der evangelischen Deutschen, die von wirtschaftlicher oder geistiger Not getrieben, zu uns von drüben herüberkommen. In diesem Sinne sympatisiere ich mit dem Hilfswerk von Ostrowo nach wie vor rückhaltslos. Aber in dem Moment, wo man durch Flugblätter u. dgl. beginnt, jene geistige Not zu züchten und unsere Volks- und Glaubensgenossen aus ihren Besitz- und Lebensverhältnissen herauszureißen, setzen immer wieder meine Bedenken ein. Es sind das Bedenken um der Leute selbst willen, um des Protestantismus und seiner Weltmission willen, um Rußlands oder der bei seinem etwaigen Zerfall entstehenden neuen Staatengebilde willen. Mit diesem Vorbehalt sei die interessante Rhodesche Schrift unsern Lesern sehr empfohlen.

Vor einem Schwindler muß gewarnt werden, der durch die Länder zieht, um für ein Waisenhaus in Therapia (Persisch-Armenien) zu sammeln. Eben brandschatzte er Böhmen, jetzt Finland. Er nennt sich Pastor Koltay, ist schon entlarvt und wird gerichtlich verfolgt. Man lasse ihn sofort verhaften. Näheres durch Pastor Lohmann in Freienwalde an der Oder.

Auf die Aufforderung im Anzeigenteil, zu einem künstlerisch ausgeführten Grabmal für Karl Fischer mitzuhelfen, sei auch hier hingewiesen. Es soll nur besonders erkenntlichen Lesern Gelegenheit gegeben werden sich zu beteiligen. Auch einige größere Gaben wären freilich recht willkommen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 30. November 8 Uhr im Pschorrbräu, Separatzimmer: Religion und Theologie in der Predigt. Pastor Heinz.

Dresden. Mittwoch 7. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Bedeutung der Aufklärung für die Entwicklung der religiösen Anschauungen. Privatdozent Lic. Dr. Hoffmann-Leipzig.

Güsten i. A. Mittwoch 7. November 5 Uhr Schützenhaus: Intellektualismus und Religion. Bindemann.

Hamburg. Montag 19. November 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen Klostertor 7: Entstehung und Bedeutung des Alten Testamentes. Pastor Reuß-Fuhlsbüttel.

Königsberg i. Pr. Mittwoch 7. November ½8 Uhr Hotel Germania, Tragheimer Kirchenstraße: Wernle, Quellen des Lebens Jesu. Frau Professor Wentscher.

Marburg. Dienstag 27. November 8½ im Ritter: Schleiermachers patriotische Predigt in den Jahren 1806 bis 1810. Professor Joh. Bauer.

Nordhausen. Mittwoch 3. November 4½ Uhr im Hotel Schneegaß: 1. Bericht über Potsdam. Rektor Lemke. 2. Die gegenwärtige kirchliche Lage. Superintendent Gallwitz.

Stuttgart. Montag 5. November abends ½8 Uhr im Herzog Christof: Der Streit um die Lebensideale I. Professor Dr. Schöll.

V. d. F. d. C. W.

Mitteilungen Nr. 18 wurden in voriger Woche versandt.

Karl Fischer †

Dem verstorbnen Arbeiter und Schriftsteller Karl Fischer ein Grabdenkmal zu setzen, ist eine selbverständliche Pflicht. Der Herausgeber und Verleger seiner Schriften hatten sich bereits vereinigt, nach ihren persönlichen Kräften diese Pflicht zu erfüllen. Nun bietet sich Gelegenheit, dem Verstorbnen bei einigen Mehrkosten ein schlicht-schönts künstlerisch wertvolles Grabdenkmal von Professor Otto Goßmann zu setzen. Wollten etliche von Fischers dankbaren Lesern sich bei dieser Stiftung beteiligen, so würden wir gern an die Ausführung gehn. Mitteilung freundlicher Bereitwilligkeit und des bewilligten Beitrags erbitten die Unterzeichneten.

Diederichs Jena — **Göhre** Zehlendorf — **Rade** Marburg — **Thomas** Halle

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 45 — Marburg i. H., den 8. November — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Aus dem Tagebuche eines vergangenen Jahres

4

Es gibt Ebbe und Flut im geistigen Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit — das weiß Jeder. Aber Wenige stellen nun auch die Frage: was ist zu tun zur Zeit der Ebbe?

Zu schauen, was die Flut an den Strand geworfen; zu bessern, was die Flut beschädigt hat.

*

Willst du eine edle Kultur deines ganzen Menschen erreichen, so erwirb dir vor allem ein lebendiges feines Gefühl für dich selbst. Zünde gleichsam in der Tiefe eine kleine Lampe an, ein Wachbewußtsein deiner selbst, sodaß du immer von innen heraus deutlich siehst, wie du stehst und gehst, denkst und handelst. Dabei wirst du dir manchmal fast unerträglich werden, aber das sind die edelsten Augenblicke deines Lebens, wo du im Begriff bist, dich „deines transszendentalen Selbst zu bemächtigen". — Die große Gefahr ist nur, daß durch dies Wachbewußtsein die Naivität des Werdens und Wachsens gebrochen wird. Darum gilt es, ganz systematisch zwischen beiden Lebensformen abzuwechseln.

*

Wer hat schon einmal die Natur wirklich und systematisch zur Bereicherung seines inneren Lebens fruchtbar gemacht? Die starke Ruhe der Eiche, das majestätische Ziehen des Stromes, die leuchtende Freudenherrlichkeit des Sommerabends, der feine Tiefsinn der Blume, der unaussprechliche Ewigkeitsfrieden der Sterne — wer hat alles dies wie Melodien gehört, die sich innerlich in Seelenreichtum und Seelenkraft verwandeln?

*

Wie auch die Phantasie in den Dienst der Selbsterziehung gestellt werden kann und soll, davon hat noch kaum ein Mensch eine Ahnung. Durch Ausdenken und Ausmalen kann man eine ganze höhere Welt über sich erbauen, die uns dann „hinanzieht". Oskar Wilde rührt an das Problem, wenn er sagt, Jesus habe aus seiner ungeheuren Phantasie heraus „sich selbst geschaffen". Die edelste Beschäftigung und Bestimmung unsrer Phantasie ist die Ideal-bildende. Hast du nichts Anderes zu tun, so dichte und träume am Ideal. Denke dir für die schwierigsten Verhältnisse und wichtigsten Lagen, in die du kommen kannst, schon im voraus ein Ideal deines Verhaltens aus. Das ist nicht wertlos. Das Ideal wird es dir vergelten und — unsichtbar und unkontrollierbar — an dir arbeiten und bilden.

*

Etwas sehr Gefährliches in der Selbsterziehung sind die Gewaltanstrengungen. Auf sie folgt notwendig Nachlassen und Niederlage und damit eine unnötige Erschöpfung und Entmutigung. Die wahre Größe eines Charakters zeigt sich gerade darin, ob man den höchsten Idealismus und den höchsten Realismus zu verbinden vermag, ob es gelingt, die höchsten Ziele nie aus den Augen zu verlieren und doch das verfügbare, in jedem Augenblick beschränkte Maß von Kraft richtig dafür einzusetzen, ruhig, stetig, energisch.

*

Manchen wütenden Kampf der Selbstüberwindung kann man sich ersparen durch ruhige, leichte Ablenkung des Geistes. Wo du durch Ablenkung dein Ziel erreichen kannst, da verlange keine gewaltsamen Ueberwindungen; dies fordert — wenigstens als Regel — die Oekonomie der seelischen Kräfte, in der Selbsterziehung, wie in der Kindererziehung.

Eine neue Prophezeiung

Es war im Jahre 1897, als Friedrich Hommel in der Vorrede zu seinem Buche „Die altisraelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung" (S. VIII) sagte:

... Und schon jetzt höre ich den Flügelschlag einer neuen Zeit, in der man über die Aufstellungen der sogenannten modernen Pentateuchkritik als über einen veralteten Irrtum zur Tagesordnung übergehen wird.

Diese prophetische Audition hat sich immer noch nicht verwirklicht. Aber heute steht in Willy Stärk ein neuer Prophet auf, der in seinem Artikel „Altorientalischer und israelitischer Monotheismus" in Nr. 28, Sp. 650—656 dieser Zeitschrift mutatis mutandis die Weissagung Hommels wiederholt. Wird der neue Prophet glücklicher sein als der alte? Er unterscheidet sich allerdings vorteilhaft von jenem, sofern er nicht nur an sich selber und seine eigene Kraft glaubt, sondern als begeisterter Herold andrer größerer Männer wie Mose-Winckler, Aaron-Jeremias und vor allem Josua-Bäntsch, der bereits den Fuß ins gelobte Land gesetzt habe und im Zuge sei, die Gegner daraus zu vertreiben, laut in die Posaune stößt und den nahen Sieg verkündet. Man könnte ihn fröhlich posaunen lassen und ruhig es abwarten, ob die große Umwälzung erfolge und eine neue Phase in der Auffassung des Alten Testaments und seiner Religion beginne. Propheten lassen sich ja nur schwer überzeugen und die Zukunft kann ohnehin schon über ihren Wert und ihre Bedeutung allein entscheiden.

Immerhin mag es, wo die „Feinde" schon über den Sieg jubeln, am Platze sein, in sich zu gehen und nachzudenken, ob das Gebäude, in dem man sich geborgen hält, auch wirklich fest und auf gutem Grunde erbaut sei.

Mit einem Worte kann nun gesagt werden: die moderne Auffassung vom Verlauf der Geschichte des israelitischen Volkes und seiner Religion beruht im letzten Grunde auf einer gründlichen Durchforschung der literarischen Nachrichten, die von dem Volke Israel auf uns gekommen sind. Die volle Freiheit zu solcher wissenschaftlichen Behandlung des Alten Testaments wurde gefördert einmal durch die Erkenntnis, daß die traditionelle kirch-

liche Anschauung von der Entstehung des Alten Testaments und dem Gang der israelitischen Geschichte ein Erbteil der jüdischen Synagoge ist, einer für Christen doch vollständig autoritätslosen Instanz, und dann durch die Einsicht, daß auch die christliche Dogmatik kein Recht hat, in lediglich historische Untersuchungen darein zu reden. So ist im Laufe der Jahre die freie alttestamentliche Wissenschaft dazu gekommen, die einzelnen Teile des Alten Testaments zu untersuchen, ihre Entstehungszeit, ihre Zusammensetzung, ihren Charakter und ihre Bedeutung festzustellen, sodaß sich jetzt mit leichter Mühe eine chronologisch geordnete Uebersicht der israelitischen Literatur geben läßt.

Daß trotzdem auch auf dem literarischen Gebiete der Probleme noch viele sind, wissen gerade die Vertreter der wissenschaftlichen Theologie am allerbesten, und sie sind unablässig am Werk, die ungenaueren Resultate zu präzisieren, die unsicheren durch sichrere zu ersetzen und immer tiefer in die Geschichte der Entstehung der einzelnen Schriften und in die Erkenntnis ihrer Art und Gattung einzudringen. In dieser Hinsicht lehrt ein Tag den andern. Aber gewiß ist auf der andern Seite, daß in den Hauptzügen die Resultate durchaus gesichert und wohl begründet sind. Namentlich ist in diese literarkritische Tätigkeit durch das Eingreifen Wellhausens sichere Klarheit gekommen; trotzdem ist es eine Unrichtigkeit, wenn man erst von Wellhausen ab die moderne Schule datiert. Um wenigstens einige unter seinen Vorgängern zu nennen, die mit der wissenschaftlichen, historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments im neunzehnten Jahrhundert aufs engste verbunden sind, so sei nur an die Namen De Wette, Reuß, Vatke, Graf und Kuenen erinnert, die zum Teil die Resultate vorwegnahmen, welche die späteren Jahrzehnte nur genauer definiert und allseitig begründet haben.

Die genaue kritische Durchforschung der israelitischen Quellen und Urkunden ist das Fundament, auf dem die moderne Schule fußt. Daß mit dem Legen des Fundamentes das Ziel nicht erreicht ist, braucht man ihr nicht zu sagen. Sie hat sich auch keineswegs einem selbstzufriedenen Schlummer auf diesem Fundamente hingegeben. Sie hat vielmehr alsbald versucht, auf Grund dieser fundamentalen Arbeit an Hand der genau disponierten und beurteilten Berichte eine Geschichte des israelitischen Volkes und seiner Religion zu entwerfen, die weder von der altkirchlichen Tradition noch von fremden allgemeinen Sätzen beeinflußt sei, sondern der Wirklichkeit möglichst entspreche. Dabei hat sie die Hilfe, die ihr von außen durch alte Nachrichten fremder Völker, durch die neu entdeckten Denkmäler in Aegypten und Mesopotamien und durch die Erforschung des Landes Palästina und der Nachbarländer, sowie der Sitten ihrer Bewohner entgegengebracht wurde, dankbar und freudig benutzt. Jede neue Inschrift und jeden neuen Fund hat sie als Freund willkommen geheißen und nicht als Feind gefürchtet. Es darf auch ohne Ueberhebung gesagt werden, daß durch alle diese Entdeckungen die Aufstellungen der historisch-kritischen Betrachtung des Alten Testaments und nicht die traditionelle kirchliche Ansicht ihre Bestätigung gefunden hat, so wenig in Abrede gestellt werden soll, daß sie die wertvollste Ergänzung zu dem Material des Alten Testaments geliefert haben. Große Lücken sind dadurch ausgefüllt, dunklere Partieen vielfach erhellt und auch wohlbekannte reich illustriert worden. Die bekannten El-Amarnabriefe haben helles Licht verbreitet über die Zustände in Palästina vor dem Einzug der Israeliten, das vielgenannte Hammurabi-Gesetz bestätigt den gewaltigen Unterschied in dem Stand der Kultur von Babylonien und Palästina, die wichtigen Eponymenlisten haben die sichere Festlegung der Chronologie ermöglicht, die erstaunlichen Grabungen in Ninive und Umgebung die assyrischen Herrscher, von denen das Alte Testament spricht, zu vertrauten Persönlichkeiten gemacht und die wunderbare Bibliothek Assurbanipals hat eine reiche Fülle von Texten geliefert, die für die Vergleichung und Beurteilung der alttestamentlichen Ueberlieferung von unschätzbarem Werte sind.

Dies alles ist von der historisch-kritischen alttestamentlichen Wissenschaft beachtet worden, und längst bestand das Bild von der Geschichte des israelitischen Volkes und seiner Religion, das an den Anfang eine Schilderung der Zustände und religiösen Vorstellungen der Nomadenzeit stellt, nachher die Veränderungen verfolgt, welche der Uebergang in das Kulturland der kanaanäischen Bauern mit sich bringt, dann die großen Gestalten der israelitischen Propheten zu verstehen sucht und endlich als Resultat der langen Geschichte die Gesetzesreligion des nachexilischen Judentums darstellt. Bei Alledem hat sie sich nur von den Tatsachen, welche ihr die historische Wissenschaft an die Hand gab, und von keinen fragwürdigen Axiomen leiten lassen, wie etwa die Sätze es sind, daß aus Nichts nichts werde, oder daß ein halbes Jahrtausend einen viel zu kurzen Zeitraum darstelle, um aus dem Nomadenzustand zu der Höhe der religiös-sittlichen Ueberzeugung der Propheten des achten Jahrhunderts vor Christus emporzusteigen. Die historisch-kritische alttestamentliche Wissenschaft hat einfach das Leben zu beschreiben unternommen, wie es sich nach den vorhandenen Quellen wirklich abspielte, und ihr Ziel ist, in dieser Darstellung so objektiv wie möglich zu bleiben, ohne in irgend welche Theorieen sich einzulassen und irgend welchen Spekulationen anheimzufallen.

So scheint die moderne alttestamentliche Wissenschaft auf solider Grundlage zu ruhen und den allein richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Es kann doch keine bessere Methode geben, als gewissenhaft die Zeugen der israelitischen Geschichte anhören, die Urkunden der Geschichte und Religion untersuchen und auf Grund der Ergebnisse dieser kritischen Arbeit nach bestem Wissen und Gewissen ein treues Bild des politischen und religiösen Lebens und seiner Geschichte in Israel darstellen.

Trotzdem soll nicht nur das Bild der modernen alttestamentlichen Wissenschaft, sondern auch ihre Methode falsch sein, und es soll Zeit sein, mit ihr zu brechen. Sehen wir daher zu, ob die Vorwürfe, die ihr von dem Propheten einer neuen Phase in der wissenschaftlichen Forschung des Alten Testaments gemacht werden, wirklich berechtigt sind.

In erster Linie wird ihr vorgeworfen, daß sie eine „isolierende und dogmatisierende Behandlung der fundamentalen religionsgeschichtlichen Probleme“ sei. Man versteht diesen Vorwurf nicht recht; denn vom Dogmatisieren bleibt die historische Methode so fern wie möglich, während das Operieren mit allgemeinen Sätzen oder Axiomen, wie einige oben erwähnt sind, viel nähere Berührung mit dem Dogma aufweist. Ebenso begreift man nicht, wie man das „Isolieren“ der historischen Methode verwerfen kann, die für jede von Außen kommende Hilfe dankbar ist, allerdings aber der Ueberzeugung lebt, daß man erst im eigenen Hause sich auskennen und Bescheid wissen müsse, ehe man in die weite Welt hinausschweifen dürfe, um dort sich Belehrungen über das Wesen und die Eigenart desselben zu holen. Endlich bleibt im Dunkeln, wie die historische Methode es verschulden soll, daß man über die fundamentalen religionsgeschichtlichen Probleme keine richtige Auskunft erhalte. Wenn darunter Fragen nach der Möglichkeit eines Verkehrs zwischen Gottheit und Menschen, nach dem Begriff der Offenbarung gemeint sind, so muß allerdings die Geschichte schweigen; denn sie kann nur etwas wissen von den Tatsachen der Religion, von der in Erscheinung tretenden, entstehenden und entstandenen Religion. Wahrscheinlich soll aber der Vorwurf besagen, daß die moderne alttestamentliche Wissenschaft keine genügende Antwort gebe auf die Frage der Entstehung der israelitischen Religion. Darüber läßt sich streiten; aber es liegt dieser Mangel, wenn er wirklich vorhanden sein sollte, keineswegs an der Methode, sondern an der verschiedenen Beurteilung der in Frage kommenden Nachrichten und an einem andern Maßstab, mit dem das Resultat gemessen wird.

Gehen wir mit einigen Worten auf den speziellen Fall ein, um den es sich hier handelt. Die Entstehung der israelitischen Religion sowohl wie ihre weitere Geschichte soll besser verständlich sein, wenn im Hintergrund ein alter Monotheismus zu erkennen sei. Ein solcher altorientalischer Monotheismus sei nun wirklich schon im zweiten Jahrtausend vor Christus vorhanden, und zwar nicht nur in Babylonien, sondern von dort habe er sich über den ganzen vorderen Orient ausgebreitet.

Spuren dieses uralten babylonischen astraltheologischen Monotheismus seien zu erkennen in dem an der ganzen Gegend des nordwestlichen Arabien (Sinaigegend) haftenden Mondkultus, in dem „höchsten Gott" (El Eljon) der „Abrahamreligion" nach 1. Mose Kapitel 14 und in dem Bel ilanu, d. h. dem Herrn der Götter, der auf einer neulich in Ta'annek (in Palästina) gefundenen Inschrift von ca. 1400 vor Christus erwähnt wird. Daraus sei zu schließen, daß Mose, der aus diesem Milieu mit monotheisierenden Vorstellungen hervorgegangen sei, bereits eine Art Monotheismus vertreten habe. Nur so verstehe man auch erst, wie in Israel und nicht in Moab oder Ammon die Religion des ethischen Monotheismus aufgekommen sei.

Jedenfalls ist in dieser Gedankenfolge die letzte Behauptung falsch; denn einerseits haben Moab und Ammon wesentlich unter denselben Einflüssen aus Babylon gestanden, wie die Israeliten, und doch sind sie in der sinnlichen Religion stecken geblieben und ist von ihnen nicht die sittliche ausgegangen. Wer erklärt, warum kein Mose und keine Propheten wie die israelitischen aus ihnen hervorgegangen sind? Wer erklärt überhaupt die letzten Geheimnisse der Geschichte? Andrerseits bleibt die historische Tatsache bestehen, daß die Propheten Israels den ethischen Monotheismus begründet haben, auch wenn Mose ihn nicht gekannt und vertreten hatte. Ist, wie wir überzeugt sind, das Letztere der Fall, so hat sich die Geschichte einfach mit dieser Tatsache abzufinden und sie kann sich nicht darum bekümmern und dadurch beunruhigt fühlen, daß einige behaupten, sie verständen die Entstehung des Monotheismus besser, je weiter sie zurück ins Altertum verlegt werde.

Ferner ist aber auch die Grundlage dieser Behauptung fraglich. Denn die monotheistische oder monotheisierende babylonische Astralreligion ist Nichts als Hypothese und noch dazu eine sehr unwahrscheinliche. Wenn nämlich in der Römerzeit Diodor die Planeten als die Dolmetscher des göttlichen Willens bezeichnet, so ist noch lange nicht gesagt, daß auch die alten Babylonier bereits so dachten und die Astralreligion monotheistisch zu deuten versuchten. Man darf sich gewiß noch sehr fragen, ob sich nicht das altorientalische Weltbild bei genauerem Zusehen als Phantasiebild einiger Assyriologen und ihrer Jünger ausweist,*) gerade wie ihre Konstruktion eines nordarabischen Landes Musri immer mehr als ein haltloses Spinnengewebe erkannt wird.**) Gewiß aber ist, was für eine Verbindung Moses mit der altorientalischen Religion angeführt wird, nicht im Geringsten beweisend für astraltheologischen Monotheismus: der Mondkultus ist, auch wenn er dem Sinai den Namen gegeben haben sollte, nicht Monotheismus und wenn die sabäisch-minäischen Inschriften, von denen aber noch lange nicht sicher ist, daß sie in mosaische Zeit zurückreichen, von der Verehrung eines höchsten Gottes reden, so ist dieser höchste Gott sowenig der einzige Gott wie der Bel ilanu = Herr der Götter in der Inschrift von Ta'annek***) (um 1400 vor Christus) und der El Eljon im 1. Buche Mose Kapitel 14, ein Kapitel, das als Zeuge für die „Abrahamreligion" zu gebrauchen sehr übel angebracht ist.

Endlich soll nachdrücklich erwähnt werden, daß bei dieser ganzen Hypothese eines uralten Monotheismus ein großes Spiel mit Worten getrieben wird. Im Grunde ist nämlich von wirklichem Monotheismus gar nicht die Rede, auch wenn dieses Wort gebraucht wird, sondern im besten Fall handelt es sich um Polytheismus mit gelegentlicher monarchischer Spitze oder vielleicht auch, wie einmal ganz vorübergehend in Aegypten, mit philosophisch-pantheistischer Zusammenfassung. Wer sich nicht ein X für ein U vormachen läßt, erkennt den himmelweiten Unterschied zwischen dem sogenannten Monotheismus des Alten Orients und dem ethischen Monotheismus der Propheten Israels. Dazu kommt, daß sich bei den israelitischen Propheten auch noch sehr wohl nachweisen läßt, wo die Wurzeln des wirklichen Monotheismus liegen, nämlich nicht in der philosophisch-pantheistischen Zusammenfassung der Naturkräfte, sondern in der tiefen Erkenntnis des ethischen Wesens Gottes.†) Auch müßten, wenn der israelitische Monotheismus von Mose her datierte, in der vorprophetischen Ueberlieferung irgendwelche Spuren solchen Glaubens zu entdecken sein. Das ist aber nicht der Fall und noch Elias ist nicht mehr als „ein Markstein in der Entstehung (man merke: in der Entstehung) des Monotheismus."††)

Nach alledem wird man bemessen können, wie es mit dem Vorwurf „der isolierenden und dogmatisierenden Behandlung der fundamentalen religionsgeschichtlichen Probleme" steht. Ebenso schlimm aber steht es mit dem zweiten Vorwurf, daß die Vertreter der modernen alttestamentlichen Wissenschaft eine „nur literarhistorische Schule" bilden. Er schlägt dem Tatbestande noch mehr ins Gesicht als der erste Vorwurf. Zum Beweise dieser Aussage genügt es an die vielen Darstellungen der Geschichte des israelitischen Volkes und seiner Religion zu erinnern, die aus der „nur literarhistorischen Schule" hervorgegangen sind. Sie hat also nicht nur Literarkritik getrieben. Ist aber die Meinung bei diesem Vorwurf die, daß sich die moderne Schule bei den zusammenfassenden Arbeiten über Geschichte und Religion Israels nur an die Resultate der literarkritischen Forschung gehalten habe, so bedeutet das für jeden Verständigen ein Lob; es müßte ja das Bild nur ein falsches werden, wenn man sich über die Ergebnisse der Kritik hinwegsetzte und sich von anderswo den Weg vorschreiben ließe.

Ein abschreckendes Beispiel dafür, was dabei herauskommen kann, ist die Verwendung von Kapitel 14 im 1. Buche Mose als Dokument für die „Abrahamreligion". Die „nur literarhistorische Schule" kann dieses Kapitel nur als einen der jüngsten Bestandteile des Pentateuchs betrachten, als „eine Legende aus der Zeit des Judentums", wie auch Gunkel sagt. Abraham soll dadurch als ein großer Kriegsheld verherrlicht werden, der mit 318 Knappen gewaltige Kriegsheere besiegt. Woher diese Zahl von 318 stammt, ob sie den Zahlenwert der Buchstaben seines Knechtes Elieser darstellt oder ob sie die Zahl der Tage im Mondjahre angibt, an denen der Mond sichtbar ist (318 = 354 weniger 36: jeden Monat ist der Mond 3 Tage unsichtbar, also 12 × 3 = 36), ist am Ende gleichgiltig; denn für Glaubwürdigkeit spricht das Eine so wenig wie das Andre. Das Kapitel ist trotz seinen fremden Namen und seinen verschiedenen Elementen nur wichtig für die Zeit seiner Entstehung, indem es die Gedanken und Geistesart des Autors und seiner Zeitgenossen erkennen läßt. Es braucht einen starken Mut, daraus Zuverlässiges für die „Abrahamreligion" zu entnehmen, wie es die nicht nur literarhistorische Schule wagt, also z. B. als glaubwürdig hinzustellen, es sei zu Abrahams Zeit der El Eljon, d. i. der höchste Gott, in Jerusalem verehrt worden.

Auch der Hinweis auf den Priesterkodex zur Begründung des zweiten Vorwurfs ist durchaus verfehlt. Die Belehrung, daß viel altes Gut im priesterlichen Gesetze fixiert sei, kommt viel zu spät, hat doch die „nur literarhistorische Schule" längst betont, daß der Priesterkodex seine Stoffe nicht selbst geschaffen, sondern vielem altem Gute, das zum Teil selbst fremder „heidnischer" Herkunft sei, zum Heimatrecht in der offiziellen Religion des Judentums verholfen habe. Immerhin ist aber hierbei noch die Frage, was von fundamentalerer Bedeutung für die Religionsgeschichte sei, die allseitige Würdigung des Geistes, der sich im Priesterkodex dokumentiert, oder die atomistische Betrachtung seiner isolierten Elemente und der von ihm ins Judentum hinübergeretteten Petrefakte. Wer nur letztere kennt und übt, wird sich schwerlich eines besonderen Verständnisses der Religionsgeschichte rühmen dürfen.

Die moderne israelitische Religionsgeschichte versteht aber auch nicht, wer ihr die Anschauung von gradliniger Entwicklung der israelitischen Religion vorwirft. Auffallend ist, wie sich ein geschulter Alttestamentler diesen landläufigen Vorwurf aneignen kann. Ist es denn moderne Anschauung, daß das Ju-

---

*) Vergl. jetzt H. Greßmann, Wincklers altorientalisches Phantasiebild, in Hilgenfelds Zeitschrift 1906, 289—309.

**) Vergl. Fr. Küchler, Die Stellung des Propheten Jesaja zur Politik seiner Zeit 1906, 8—13, und Ed. Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme 1906, 455—469.

***) Auch der unklare Satz in der gleichen Inschrift: „Ueber meinem Haupte ist Jemand, der da ist über die Städte", bleibt lieber aus dem Spiele.

†) Es sei mir gestattet, hier auf meine Ausführungen in meiner Schrift Die Religion des Alten Testaments 1906, 43 ff. zu verweisen.

††) Vergl. Gunkel, Elias, Jahve und Baal (Religionsgeschichtliche Volksbücher) 1906, 48—54.

dentum mit seiner Gesetzesreligion das Höhere sei gegenüber der Prophetenreligion? Gilt im letzten Grunde auch die Bauernreligion des israelitischen Volkes in Kanaan höher als die Nomadenreligion der israelitischen Stämme? Aber vielleicht schaut bei diesem dritten Vorwurf der Pferdefuß der neuen Prophezeiung hervor. Wie schön wäre es doch, wenn an den Anfang der Geschichte, am Ende auch nur an den Anfang der israelitischen Geschichte für die Zeit Moses, eine monotheistische Astrallehre gestellt werden könnte! Das wäre doch ein bischen vergleichbar der früher angenommenen „Uroffenbarung". Ich wünschte, daß ich mit dieser Deutung im Irrtum sei. Aber der nach verschiedenen Seiten hin merkwürdige Satz: „Nicht Evolution, sondern Reaktion und Reformation waren die treibenden Kräfte in ihr" (in der Geschichte der israelitischen Religion), gibt zu denken. Evolution, Reaktion und Reformation sollen treibende Kräfte sein; ich meinte bis anhin, das seien nur die Formen, in welchen eine treibende Kraft wirksam sein könne, oder die Bezeichnungen der Richtung und Art und Weise, in welcher eine Kraft treibe. Ferner verstehe ich nicht, wie Evolution und Reaktion oder Reformation Gegensätze sein sollen; ich kann mir sehr gut eine reaktionäre Entwicklung vorstellen, wie es denn auch schon genug reaktionäre Entwicklungen in der Geschichte der Menschheit und in der Wissenschaft gegeben hat. Schließlich begreife ich nicht, was mit dem Worte Evolution überhaupt Schlimmes gesagt sein könnte; es sagt doch nur, daß die geschichtlichen Ereignisse nicht einzelne isolierte Erscheinungen seien, sondern daß zwischen ihnen ein Zusammenhang existiere, daß die Wirkungen der treibenden Kräfte sich auch auf die Nachwelt erstrecken und aus dem Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren die Veränderungen in der Geschichte der Menschheit hervorgehen. Wer die Geschichte verstehen will, wird daher der Entwicklung, die sich vollzieht, nachgehen und sie so genau wie möglich auch in ihren Ursachen zu erfassen suchen müssen; dagegen verlangt die Forderung, die Auffassung der Geschichte als Entwicklung zu revidieren, nichts weniger als die Aufhebung des Begriffs Geschichte und eine Meisterung der Geschichte selber. Dafür wird die moderne Schule, welche die Tatsachen sprechen läßt und keine dogmatische Konstruktion kennt, habe dieselbe ihren Ursprung in Sätzen der alten kirchlichen Tradition oder in solchen irgend einer neuen Dogmatik oder Philosophie, niemals zu haben sein, so sehr sie bereit ist, immer und immer wieder an sich selber Kritik zu üben und im Einzelnen nachzusehen, ob sie die Entwicklung richtig erfaßt und alle treibenden Kräfte erkannt und in Rechnung gezogen hat.

Selbst wenn also die Auffassung der modernen Schule von den Anfängen der israelitischen Religion, insbesondre von der Gottesvorstellung Moses eine ungenügende sein sollte, so würde die Geschichte noch lange nicht aufhören, sich als Entwicklung darzustellen, und auch dann wäre die Prophezeiung von dem nahen Fall der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der israelitischen Religionsgeschichte und von dem Anbruch einer neuen besseren Phase in der alttestamentlichen Wissenschaft gegenstandslos. Um so mehr aber ist diese Prophezeiung ein Schlag ins Wasser, als die Beweise für die Behauptung eines mosaischen Monotheismus sich nach keiner Seite als stichhaltig darstellen und nur auf phantasievoller Kombination, nicht auf glaubhaften Quellen und Tatsachen beruhen.

Darum darf die moderne „nur literarhistorische Schule" ruhig sein und dem Herold, der eine nahe Katastrophe verkündet und zu einem Bündnis mit der trügerischen Hilfe des Auslandes aufruft, die abweisenden Worte entgegenhalten, mit denen Jesaja (Kapitel 18) die kuschitischen Boten, die in Jerusalem ein Bündnis betrieben, entläßt:

> Kehrt heim, schnelle Boten,
> Zu dem Volk, hoch gewachsen und blank,
> Zum Stamme, weithin gefürchtet,
> Zum Volke von Kraft und Sieg.
>
> Denn so sprach Jahwe zu mir:
> „Ruhig schau ich von meinem Sitze hernieder,
> Wie flimmernde Glut überm Sonnenschein,
> Wie Taugewölk in der Ernteglut."

Karl Marti

Die Reform der evangelischen Landeskirchen

Sulze, der verdiente Veteran, der eifrige Vorkämpfer für die Erneuerung evangelisch-kirchlichen Lebens, hat neuestens seine Gedanken über die evangelischen Landeskirchen zusammenfassend zum Ausdruck gebracht. (Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus dargestellt von D. Dr. E. Sulze, Pastor em. in Dresden-Neustadt, Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1906. 248 S. 5 Mk.) Das Buch ist der Ertrag einer reichen beruflichen Erfahrung und eines vielseitigen, überall die besten Quellen zu Rate ziehenden Studiums. Es gibt zwar Leute, bei denen es für Feindschaft gegen die Kirche gehalten wird, sobald in ihrer Beurteilung die gewohnten Geleise verlassen werden. Aber grundsätzlich ist die Kirche der Reformation nichts Fertiges, sondern etwas Werdendes. Daß wir umgestalten dürfen, ja sollen, ist unser Kleinod. Wir haben keinen Index für Kritik übende Schriften, keinen Bannstrahl für Reformer. Es sind jeweils die besten Kräfte gewesen, die mit dem Vorgefundenen nicht zufrieden das Neue mit aller Anstrengung gesucht haben. Der Protestant, zumal der den gebildeten Schichten der Gegenwart angehörende Protestant, hört dem Reformer gerne zu. Selbst dann, wenn dieser, mit der Miene des Sachverständigen versehen, ganz unausgereifte Vorschläge bringt und die Glocken evangelisch-protestantischer Eigenart nur ganz von ferne hat läuten hören. Wie viel mehr da, wo ein im Dienst einer evangelischen Landeskirche Ergrauter, ohne dadurch stumpf und steif geworden zu sein, gleichzeitig mit dem Feuer der Jugend und mit der Reife des Alters zu einer Renovation des deutsch-landeskirchlichen Wesens auffordert.

1

Von den vier Hauptteilen des Buches handelt der erste über die römische Kirche. Wie ist aus dem die Religion in völliger Freiheit darstellenden Christentum Christi die katholische Kirche geworden, die Kirche des Lehrgesetzes, der Hierarchie, des Sakraments? In Berührung und Auseinandersetzung mit der römisch-griechischen Kultur, mit der Tendenz zur maßgebenden Staatsreligion zu werden, ist die katholische Kirche entstanden. Es ist nicht zu vergessen, was sie bei aller Entfernung vom Sinn und Werk Christi an Volkserziehungsarbeit geleistet hat. In drei Epochen betätigt und entfaltet sich im weiteren der römische Katholizismus. Es sind Epochen des Kirchenbaus. Durch das ganze Buch zieht sich der von Sulze besonders gepflegte Gedanke: der jeweilige Kirchenbau ist ein treffender Maßstab für das jeweilige religiöse und kirchliche Leben, am Kirchenbau erkennt man die Kirche. Im wesentlichen ist freilich für eine hierarchische und sakramentale Anstalt, wie der römische Katholizismus eine ist, der gottesdienstliche Raum nach seinen Erfordernissen von vornherein festgelegt. Aber Veränderungen in der äußeren Form des Kirchenbaus sind nicht ausgeschlossen, und in ihnen, so wie sie geschichtlich erfolgt sind, spiegeln sich nicht unerhebliche Wandlungen der Kirche und ihres Verhältnisses zu Volk, Staat, Kultur. Im Zusammenhang mit den neuesten geschichtlichen Forschungen zeichnet Sulze den romanischen Stil als zwar hierarchisch, aber die Hierarchie mit Volk und Reich eng verbunden zeigend. Diese Verbindung löst sich in der gotischen Zeit. Sie ist die Zeit der größten Ansprüche des Papsttums und zugleich des Aufkommens des Laientums. Das selbstbewußte Bürgertum ist oft genug der Bauherr. Aber die Gotik selbst hat etwas Weltentrücktes, etwas Abstraktes und Formales. Sie ist „der bewundernswürdigste Ausdruck für eine einseitige Auffassung des Christentums, von der alles Leben sich abgewendet hat." In der Renaissance schafft der gewaltige Geist Michelangelos die Kirche einer neuen Zeit, den Dom von St. Peter, der verkündigt: in der Welt muß der Geist in wahrer Freiheit die Welt überwinden und sie beherrschen. Der neuen Aufgabe gegenüber versagt die römische Kirche. Das sieht man daran, daß sie sich in den alten Formen in St. Peter einrichtete. Nicht unter dem Zeichen der Kunst, nur durch die Macht des Gewissens konnte der Mensch vom Banne römisch-kirchlichen Wesens los werden.

Der zweite Teil ist überschrieben: Der ältere Protestantismus. Ein neues religiöses Ideal tritt mit Luther auf, groß und tief, schlicht und einfach, bis in die Gegenwart giltig. Aber Luther kann nicht völlig brechen, die persönliche Religion tritt nicht rein ins Leben. Es bleibt neben einem Rest von Sakramentsmagie ein Festhalten an katholischen Lehrgebilden in lehrgesetzlichem Sinn und die Unfehlbarkeit der Bibel. Luther entdeckt den richtigen Weg zum Heil, den persönlichen Glauben. Aber der Inhalt des Glaubens wird in katholischer Weise als eine Summe von (nicht vom Priester, aber vom Theologen dargebotenen) Lehren gefaßt; der Glaube ergreift die in der unfehlbaren Schrift bezeugte Lehre von der Rechtfertigung durch das Verdienst des Gottmenschen, der durch seinen Tod eine Art juristischer Satisfaktion geleistet hat. Die reine Lehre wird die Hauptsache, die Kirche eine Gemeinschaft der reinen Lehre, die Geistlichen werden die Sachverständigen dafür, an die Stelle der Hierarchie der Geweihten tritt die Hierarchie der Theologen, statt die der religiösen Persönlichkeiten. Und Alles ist organisiert durch den Staat, die Kirche geht im Staat unter. Also, wohl ein neues großes religiöses Ideal, aber keine neue starke Kirche, sondern ein neuer Katholizismus, der lutherische, der allerdings in gewisser Beziehung dem damals vorhandenen Bedürfnis entsprach. In Gottesdienst und Kirchenbau gewinnen beim älteren Protestantismus Altar und Chor für den Lutheraner von neuem Bedeutung. Da es keine selbständige Kirche gab, so konnte das Laienchristentum keine Macht gewinnen, wie in dem die Bedeutung der organisierten kirchlichen Gemeinde erkennenden Calvinismus. Soweit aber das protestantische Laienchristentum hervortritt, arbeitet es schöpferisch frei und lebensvoll im Kirchenbau (Bähr) und in der Kirchenmusik (Bach).

Der dritte Teil ist dem neueren Protestantismus gewidmet. Durch das allmähliche Entstehen einer inter- und überkonfessionellen staatlichen Toleranz, durch die Veränderungen in der Erkenntnis der uns umgebenden Welt, durch die Kantsche Entdeckung des inneren sittlichen Gesetzes, des rechten „inneren Lichtes“ der Schwarmgeister, ist der Katholizismus im evangelischen Glauben grundsätzlich überwunden worden. Zum persönlichen Heilsglauben als rechtem Heilsweg gesellt sich die Erkenntnis, daß das rechte Heilsgut in dem persönlichen Gott zu suchen ist. Klar unterscheidet der neuere Protestantismus dies Ewige, den unmittelbaren Verkehr der Menschenseele mit Gott, von dem Geschichtlichen. Erst recht gewinnt jetzt das Geschichtliche seine Bedeutung; das Wertvolle in der Geschichte sind die von Gott verklärten Persönlichkeiten, an erster und einziger Stelle Jesus. Forthin entscheidet nicht mehr, wie Jemand Christus benennt, sondern was er durch ihn wird. Ein Bekenntnis muß allerdings auch die Kirche des neueren Protestantismus haben. Ohne Bekenntnis müßte sich die Kirche in wandelbare, um Propheten sich sammelnde Gruppen auflösen. Aber das Bekenntnis muß frei von Theologie sein, darf nur das aussprechen, was jeder Christ tatsächlich erlebt, wenn er religiös-sittliche Persönlichkeit ist. Und das ist: „Ich setze mein Vertrauen nicht auf die Welt, auch nicht auf mich selbst, sondern auf Gott den Vater, meinen allmächtigen Schöpfer, Richter und Erlöser, offenbart durch Christus und seine Gemeinde.“ Darauf ruht eine neue Kirche, nicht eine Sakraments- oder Dogmenkirche, sondern eine Kirche der christlichen Persönlichkeiten. Diese sind aber nicht isoliert, sondern zusammengeschlossen zu denken. „Die in der Gesamtpersönlichkeit der Gemeinde geeinten christlichen Persönlichkeiten sind die rechten, lebendigen Gnadenmittel des lebendigen, persönlichen Gottes“, und Wort und Sakrament nur die Darstellungsmittel für das wahre Leben, das die Gemeinde durchdringt und eint. Was tatsächlich erbaut, das ist, mag man es sich auch ganz anders zurechtlegen, die religiös-sittliche Macht des Einzelnen, und namentlich der in der Gemeinde gesammelten Einzelnen. Die lebendige Gemeinde, die Macht über die einzelnen Herzen ausübt und die Jeden zur Mitarbeit am Heil und Wohl des Andern verpflichtet — das ist der zentrale einfache Reformgedanke bei Sulze. Die Stellung des Geistlichen wird eine andere und auch die des Laien. Ein Unterschied der Art besteht nicht mehr zwischen ihnen. Beide haben vor allem durch das zu wirken, was sie sind durch die Gnade Gottes, durch die eigene Person: religiös-sittliche Erziehung Aller an Allen soll getrieben werden, noch besser und genauer: Seelsorge und Liebestätigkeit Aller an Allen, wobei der Pfarrer im besten Fall als primus inter pares in Betracht kommt, nicht mehr als Mensch von anderer Art als die Laien. „Die Kirche muß die organisierte christliche Liebestätigkeit werden, das ist die neue Aufgabe, welche der neue Protestantismus ihr stellt.“ Man könnte fragen, ob für die religiös-sittliche Erziehung Aller durch Alle kirchliche, organisierte Gemeinden überhaupt notwendig sind. Aber „sollte das Schwerste, einander zu Gotteskindern zu erziehen, keiner absichtlichen, bewußten und planvollen Pflege bedürfen? — Nein, wer es dahin bringen will, daß in einem Volke alle Lebensgebiete als Mittel und Werkzeuge der für die Ewigkeit erziehenden Tätigkeit Gottes benutzt werden, der muß Kirchengemeinden gründen, in denen die Besten andauernd und in Liebe sich erziehend derer annehmen, die es bedürfen, Alle aber einander fördern. Dadurch wird das ganze Volk zu der Erkenntnis gebracht, daß doch Alles umsonst ist, wenn nicht in allen Lebensverhältnissen die Erziehung zur Gotteskindschaft die Hauptsache ist. Und nicht bloß diese Erkenntnis, sondern diese Erziehungsarbeit selbst kann nur durch die Kirchgemeinden in Gang kommen und durch sie im Gange erhalten werden. Man mag sagen, was man will, es bleibt doch unumstößlich der Satz: was wir beklagen im Leben unseres Volkes, das ist doch vor allem dadurch verschuldet, daß wir nicht zur rechten Zeit Kirchgemeinden gegründet haben, die Ansehen und Macht genug besaßen, die Erziehung zur Gotteskindschaft als den eigentlichen Zweck und Inhalt des Lebens in Anerkennung und in Kraft unter uns zu erhalten.“ Die Gemeinde im Sinn Sulzes muß unbedingt eine örtlich abgegrenzte und darf keine Personalgemeinde sein, d. h. kein Kreis von Anhängern, den ein Pfarrer durch seine Person und seine Tätigkeit aus der Mitte der Gesamtbevölkerung heraus um sich sammelt, wobei es also in der ganzen Stadt einem Jeden frei steht, für die Predigt, die Seelsorge und die kirchlichen Handlungen sich beliebig den Pfarrer zu wählen. Der dafür angeführte Grund, daß die evangelische Freiheit die Erlaubnis fordere, sich an den anzuschließen, dessen besondere Begabung und Eigenart, dessen theologische Richtung oder religiöse Kraft am Meisten zusage, ist nicht stichhaltig. Interessant ist die Widerlegung des die theologische Richtung betreffenden Grundes: die zwei bekannten Hauptrichtungen sind vorhanden; das gibt aber kein Recht, Personalgemeinden zu bilden oder gar die Kirche zu sprengen. „Der Grundsatz muß zur vollen Geltung gebracht werden, daß Religion und Sittlichkeit das Walten Gottes in der Menschenseele sind, das, wie in den Reden Jesu, einfach, ohne Theologie, beschrieben werden kann. Es gibt also eine Weise, sie darzustellen, die über alle Lehrdifferenz erhaben ist. Geht man aber über dies beschreibende Verfahren hinaus, was der ältere Protestantismus gar nicht vermeiden kann, dann ist zu bedenken, daß bei abweichenden Lehrformen gar nicht notwendig eine Verschiedenheit in der Lebensanschauung, sondern meist nur in den Darstellungsmitteln vorliegt, deren Bedeutung durch die religiöse und sittliche Kraft in jeder Rede zurücktritt. Der Pfarrer hat Religion zu predigen. Tut er das —, so wird mich seine theologische Richtung nie an der Erbauung hindern. Wo wahre evangelische Freiheit herrscht, wo in evangelisch freier Weise die Lehrform beurteilt wird und nur als Darstellungsmittel für den Inhalt gilt, da wird man sogar der Unterschiede sich freuen. In Liebe treten sie in Wechselwirkung mit einander, und das Verständnis des unendlichen Inhalts wird dadurch vertieft. Wo aber die Richtungen einfach sich scheiden, da verhärtet sich und verflacht eine jede. — Aber ich weiß, daß die evangelisch freie Stellung zur Lehrweise schwer zu erringen ist, und daß ängstliche Gewissen mit der größten Schonung zu behandeln sind. Deshalb muß für diesen Fall — eine gewisse Freizügigkeit erhalten bleiben.“ Das Personalgemeindentum bringt den Gewinn nicht, den man von ihm erwartet, noch mehr, es führt die allergrößten Nachteile mit sich. Es schädigt den christlichen Glauben, insofern es nicht gestattet, im Pfarrer den von der Gemeinde Beauftragten, den Vertreter der vielgestaltigen Gemeinde zu sehen. Es schädigt vor allem

die Liebe. Denn „die Liebe einer ganzen Gemeinde hat eine ganz andere Kraft als die des einzelnen Predigers." Und auch der geistliche Stand selbst leidet beim Personalgemeindentum: weil ein gegenseitiges Knechtschaftsverhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde vorhanden ist, das der Erstere am meisten empfindet, weil eine geordnete Vermehrung der Gemeinden dadurch unmöglich gemacht wird, weil der Eine dadurch überbürdet, der Andere ohne volle Lebensarbeit ist. — Eine weitere Schwierigkeit für das Sulzesche Gemeindeideal besteht in dem Vereinswesen unserer Zeit, das vielleicht eben deswegen so mächtige Ausdehnung und solche Unabhängigkeit gewonnen hat, weil die Einzelgemeinde in der Seelsorge und in der Liebestätigkeit versagte. „Im Vereinswesen unserer Zeit hat gleichsam das kirchliche Leben die Kirche verlassen." „Wenn es unmöglich ist, diese mächtige Strömung in die Kirche hinüberzuleiten, dann ist es um die Kirche geschehen. Dann bleibt uns Nichts übrig, als dafür zu sorgen, daß aus den Vereinen eine neue Kirche hervorgehe." Gemeindeseelsorge, Volksunterhaltung, Kinderbewahrung und Jugendschutz, Kampf gegen Unzucht und Trunksucht — alle darauf gerichtete Arbeit kann am besten die auf evangelische Weise ausgebaute Kirche selber leisten. Unser Wohltätigkeitsbetrieb wird die gegenwärtig fehlende und doch für die sittliche Erziehung so notwendige innige und bleibende Verbindung zwischen dem Geber und Empfänger nur herstellen können, wenn er von der Kirchengemeinde übernommen wird, die ihre Liebestätigkeit an ihren Mitgliedern, also an Vereinsgenossen, nicht an Fremden ausübt. Eine Reihe von Vereinen kann freilich gegenwärtig zunächst nicht in den Kirchen oder Kirchengemeinden aufgehen, zum Teil schon deswegen nicht, weil diese nicht imstande wären, deren Tätigkeit zu übernehmen. Große allgemeine Aufgaben und die Errichtung von Anstalten, die für die Seelsorge und für die Linderung äußerer Not unentbehrlich sind, müssen, mindestens vorerst, der Vereinstätigkeit überlassen bleiben. Zunächst kann die Gemeinde nur übernehmen die Seelsorge und Liebestätigkeit, soweit sie sich auf einzelne ihrer Mitglieder und auf einzelne Familien bezieht und bestimmter Anstalten nicht bedarf: hier aber hat die Gemeinde unbedingt und unverzüglich einzugreifen.

Im letzten Abschnitt „Die Kirche des neueren Protestantismus" geht Sulze auf das Einzelne ein: das die Liebestätigkeit und Seelsorge in der Gemeinde besorgende Presbyterium, den Gottesdienst und die gottesdienstlichen Handlungen, die Geistlichen, die Verwaltung und Regierung der Kirche, und den Kirchenbau. Ein so erfahrener Mann hat hier natürlich überall Beachtenswertes, oft sehr Gutes zu sagen. Aber in manchen Punkten können da die Meinungen auseinandergehen, auch wenn man in allem Wesentlichen mit Sulze übereinstimmt. Ich unterlasse daher die Wiedergabe dieses letztes Kapitels. Mir lag vor allem daran, den Grundgedanken Sulzes und dessen Herausarbeitung hervortreten zu lassen: die Landeskirchen sind so auszugestalten, daß ihr religiös-sittlicher Zweck in der spezifisch protestantischen Fassung zu möglichst wirksamer Anschauung und Durchführung kommt; die evangelische Kirche ist nicht Priester- und nicht Theologenkirche, ist Gemeindekirche, muß lebendige Gemeinden bilden, wo Seelsorge und Liebestätigkeit von Allen an Allen getrieben wird.

Otto Wilhelm

(Schluß in nächster Nummer)

Evangelische Bundestage in Graudenz, Marienburg, Danzig

2

Bevor wir von diesen intimeren Verhandlungen scheiden, sei noch ein Punkt hervorgehoben, der besonders die Preßkommission beschäftigt hat. Der große Angriff, den Graf von Hoensbroech gegen Wesen und Wirken des Evangelischen Bundes unternommen hat, richtet sich nicht zum geringsten Teil auch gegen dessen literarische Betätigung, und ganz besonders gegen das von dem Unterzeichneten in Gemeinschaft mit Herrn Lic. Kohlschmidt herausgegebene Protestantische Taschenbuch. Der Herr Graf hat sich hier auf ein unglaublich hohes Roß gesetzt. Die Laune hat er uns damit freilich nicht einen Augenblick verdorben. Als bedeutender Fehler gilt dem Grafen zunächst des Buches „konfessionelle Anlage". Aber es sollte ja gerade ein „Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen" werden. Mögen Tausende nach Hoensbroech mit etwas Derartigem Nichts zu tun haben wollen, Andern ist gerade damit das Willkommene und Nötige geboten, und so bezeugen es die Besprechungen in den öffentlichen Blättern, etwa im Schwäbischen Merkur, in der Straßburger Zeitung, im Protestantenblatt, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in München, sogar in der Deutschen Welt, der Wochenschrift der Deutschen Zeitung. Weiter fragt der Kritiker, warum nicht mehr „Laien" zur Mitarbeit herangezogen seien; aber für den beabsichtigten Charakter des Buchs waren doch vorwiegend gerade die Theologen die Fachleute. Eine weitere Klage ist, daß manche Größen unter den Mitarbeitern fehlen — ja aber, wer kann die großen Geister zwingen? und Benrath, Dorner, Kolde, Kawerau, Lösche, Mirbt, Viktor Schultze, Zöckler u. A. haben doch mitgearbeitet. Von den wissenschaftlichen Leistungsfähigkeiten der Pfarrer (und Superintendenten) hat der Herr Graf eine sehr geringe Meinung, aber Axenfeld, Bärwinkel, Buchwald, Diehl, Dorn, Fey, Hoffmann, Hummel, Lachenmann, Nelle, Pieper, Pfleiderer, Riecks, Rönnecke, Strümpfel, Traub, Werner, Woltersdorf, Zähringer sind doch teils Spezialisten, teils schriftstellerisch geachtete Namen. Sodann, der Herr Graf, dem der Wunsch einiger „Herren", wie er geschmackvoll in Anführungszeichen sagt, als Mitarbeiter nicht genannt zu werden, die „sonderbarsten Gedanken" wachruft, urteilt: es könne für Nichtzeichnung eines Artikels keinen vernünftigen oder stichhaltigen Grund geben. Nun, diese Herren geben Gründe an, die sie für vernünftig halten, und wir — nun wir haben sie auch dafür gehalten. Hierauf kommt der Rezensent zu Einzelheiten, bemängelt 37 (von rund 1200) und zwar durch Sperrdruck 19 Artikel und vermißt in einer Anzahl derselben die Kenntnis katholischer Dinge. Indessen eine erhebliche Zahl derselben ist von geweihten katholischen Priestern verfaßt, andere wieder von Professoren, darunter Juristen und Historiker. Die Einzelheiten der betreffenden Bemängelungen lassen sich großenteils unschwer in ihrem Ungrunde dartun. Jawohl, der Herr Graf war freundlich zur Mitarbeit aufgefordert. Nachgehends haben wir uns längst überzeugt, bei seiner Mitarbeiterschaft wären wir mit dem Buche nie fertig geworden. Vorläufig urteilen kompetente Fachleute: von den vorhandenen ähnlichen Büchern sei dies das beste. Aber Jedermann sei eingeladen das Buch zu kaufen und sich selbst das Urteil zu bilden zwischen ihm und dem Herrn Grafen.*)

3

Am Sonntag Abend hatten die zahlreichen erfreulichen Begrüßungen stattgefunden, deren wichtigste bereits oben erwähnt worden sind. Der Montag- und Dienstag-Abend waren großen evangelischen Volksversammlungen gewidmet. Die erhebenden Worte, welche der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin und des Evangelischen Kirchenausschusses Voigts in London gesprochen: „Das Bewußtsein, unveräußerliche große gemeinsame Güter zu besitzen, und die Erkenntnis, daß große gemeinsame Interessen und Aufgaben uns zusammenhalten, knüpft treulich das Einheitsband um alle evangelischen Deutschen, das wir halten und festigen wollen in evangelischer Treue, evangelischer Wachsamkeit und evangelischem Gemeinsinn," haben den beiden Abenden zum Leitmotiv gedient. In der Weise, daß gleichsam darüber geschrieben stand: „Das Einheitsband der evangelischen Deutschen" und dies so, daß am 8. Oktober Prediger Scholz aus Berlin über „seine Voraussetzung — gemeinsame evangelische Güter" und Pfarrer Niemöller aus Elber-

*) Das Protestantische Taschenbuch ist ein in Anbetracht seiner Kürze und seines Zweckes gutes, reichhaltiges und sehr empfehlenswertes Buch. 2520 Spalten Text, 250 Spalten Namen- und Sachregister. Leipzig, Carl Braun. 15, gebunden 18 Mark. — In neuer Auflage darf ein Artikel Gewissen („protestantisches Gewissen") nicht fehlen. D H

feld über „seine Stärkung: evangelische Wachsamkeit," am 9. aber Stadtpfarrer Traub aus Stuttgart über „seine Betätigung — evangelischer Gemeinsinn" und Pfarrer Aßmann aus Bromberg über „seine Bewährung — evangelische Treue" Ansprachen hielten. (Die vier Vorträge sind in einem Heft zu 30 Pfg. vereinigt von C. Braun in Leipzig zu haben.) Mit mancherlei Gabe, aber in einem Geist riefen sie die evangelische Bevölkerung unter deren lebhaftestem Beifall zur Erweckung und Betätigung deutsch-protestantischen Sinnes auf. Der letzte Abend in Graudenz wurde ausgefüllt durch die Darstellung von Devrients Luther, geboten von Graudenzer Bürgern, bei der wir zu unserer Freude die einstige liebenswürdige Begleiterin des Dichters Frau Storch-Kuhlmann als Käte begrüßen durften.

Der Donnerstag-Morgen führte einen großen Teil der Festgenossen zur Marienburg, wo der wundersame Bau des Deutschritterschlosses angestaunt und im großen Remter unter prächtiger Gesangseinrahmung angemessene Begrüßungen ausgetauscht wurden — zwischen Superintendent Bury-Elbing und dem Unterzeichneten, der namens des Bundes und seines Zentralvorstandes versichern durfte, daß beide der Pflicht gegen die reichsdeutsche Ostmark sicher nicht vergessen würden. Von da ging es nach Danzig. Die Hauptstadt Westpreußens hat es leicht, Fremden ein entzücktes Wohlgefallen abzunötigen. Auch jetzt, bei freundlichem Herbstwetter, zeigte sie sich in all ihrer anheimelnden Schöne, der Artushof tat seine Pforten auf und der Danziger Prediger Brausewetter wechselte mit dem Vorstandsmitgliede Pfarrer Pröbsting aus Lüdenscheid gehaltvolle Begrüßungsworte, die durch ihren Hinweis auf hohe soziale Aufgaben auch dieser Stunde besondere Bedeutung und Weihe verliehen. Nachdem dann noch eine Reihe von Sehenswürdigkeiten des daran so reichen nordischen Venedigs in Augenschein genommen waren, begaben sich die Teilnehmer zu der größtenteils schon dicht besetzten Marienkirche, um hier einem weihevollen Akte beizuwohnen. In einen kurzen liturgischen Rahmen war nämlich eine Feier eingefaßt, bei welcher Generalsuperintendent Döblin den Evangelischen Bund begrüßte und sodann der mittlerweile herbeigeeilte Kirchenrat Meyer aus Zwickau eine seiner mächtigen Reden hielt. Döblin flocht ein, wie die letzten zwanzig Jahr in Westpreußen achtzig neue evangelische Kirchen haben entstehen sehen, die Zahl der Geistlichen sich um fast hundert, die der Gemeinden um fast fünfzig vermehrt hat. Meyer war das Thema gestellt: „Der deutsch-evangelische Geist als Kraftquelle und Wegweiser für die wirtschaftliche Betätigung unseres Volkes", das er in wahrhaft virtuoser Weise behandelte. Auch dies Meisterstück liegt jetzt im Druck vor. Der Abend schloß mit einem Festmahl, zu dem sich viele Danziger Familien mit den Gästen vereinigten, gewürzt durch manch gutes, ernstes und frohes Wort, am meisten doch durch die Begrüßungsrede des Oberbürgermeisters Ehlers, die nach Form und Inhalt über das sonst in dieser Beziehung Uebliche weit hinausging. Wenig- das sonst in dieser Beziehung Uebliche weit hinausging. Wenigstens einem Stück davon sei hier Raum vergönnt, da dergleichen sonst leicht verfliegt:

Danzig war als Mitglied der Hansa eine mächtige Stadt geworden. Nächst Lübeck blühte sie im Norden gewaltig empor. Sie konnte kriegerische Verwickelungen mit England, Karl dem Kühnen und dem Papste riskieren und ihren Paul Benecke ausschicken, daß er im ehrlichen Seeraub das berühmte Bild des jüngsten Gerichtes erwarb. (Große Heiterkeit.) Aber das war in einer Zeit, als auch Polen das noch nicht war, was es später geworden ist. Es hat Jahre gegeben, wo in Warschau mehr Toleranz herrschte, als irgendwo sonst. Es dauerte aber nicht lange. Und die glänzendste Zeit Danzigs Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verlor sich alsbald in große Mühen, zu verhindern, daß die Oberherrlichkeit des polnischen Königs nicht zu einer Oberherrschaft der polnischen Republik über Danzig würde. Die Danziger haben diesen Kampf mit einer unendlichen Zähigkeit geführt. Man muß sagen, die Diplomaten unserer Tage sollten sich mit Bewunderung in die Geschichte Danzigs vertiefen. Mit welcher Kraft und mit welcher geschickten Benutzung selbst schwacher Positionen diese Stadt es verstanden hat, sich unter dem weißen Adler ihre hanseatische Selbständigkeit zu erhalten, das bezeugt u. A. folgender Vorfall. Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sollten die Danziger als Gegenleistung gegen die nicht unerheblichen Privilegien, die ihnen der polnische König dankbar verliehen hatte, diesem in Danzig ein eigenes Haus bauen. Bis zum Jahre 1793 ist dieses Haus nicht gebaut worden. Der polnische König hat es nie gesehen.

Bei der zweiten Blüte der Stadt, Ende des sechzehnten Jahrhunderts, knüpften Danzigs Kaufleute Beziehungen nachhaltender

Art mit Italien, den Höfen von Florenz, Toskana und Rom. Trotzdem sie Protestanten waren, wurden sie in Rom geachtet, weil sie selbstbewußt und steifnackig waren. Sie waren nicht gewillt, ihrer protestantischen Art das Geringste nachzugeben. Diesen dicken Köpfen gegenüber ist man in Spanien und in Rom nolens volens tolerant gewesen. Einer meiner Amtsvorgänger, Johann Weickhmann, ist sogar Ritter vom goldenen Sporn des päpstlichen Stuhles geworden. Die Danziger nutzten ihre Beziehungen mit den italienischen Städten recht wacker aus. Ganz besonders mit Venedig. [Der Oberbürgermeister erinnert an das bekannte Gemälde im Rathaus, das den Besuch der Danziger in der Lagunenstadt darstellt und fährt dann fort:] Die Venediger wußten am besten mit der römischen Kurie umzugehen und sie gaben den Danzigern weise Ratschläge; dort sei nichts durch Kniefälle, sondern durch etwas ganz Anderes zu erreichen. Damit wurde auch gleich ein praktischer Versuch gemacht. Die Gegenreformation wurde von Warschau aus sehr eifrig betrieben, und der dortige Nuntius wurde den Danzigern sehr unbequem. Darauf wurde an Se. Heiligkeit geschrieben, er möchte den Nuntius abberufen, sonst könnten sie im Kirchenstaat sehen, wo sie ihr Getreide herbekämen. Dem Warschauer wurde daraufhin bedeutet, er solle Danzig in Ruhe lassen, und das geschah. Aus alle dem erhellt, daß sich aus der Geschichte der Stadt Danzig und des Ordenslandes in kräftigen Konturen auch die Gestalt des Dr. Martin Luther hervorhebt.

Diese Rede hätte ich auch halten können, wenn ich kein evangelischer, sondern ein katholischer Mann wäre. Vielleicht sagt ein Mißtrauischer, dann würde es mir nicht gut bekommen. Aber man darf unbekümmert um die Konfession hier in Westpreußen und in Danzig dem Dr. Martin Luther und der Reformation zu Dank verpflichtet sein. Nun kann man sagen, das sind ja alles olle Kamellen und heute ist es ganz anders geworden. Ist denn dieser kräftige protestantische Geist, der Danzig aus der Flut zu retten wußte, heute noch nötig unter den geordneten Verhältnissen? Das ist eine Frage, die je nach der Parteistellung nicht einfach zu beantworten ist. Die die Reformation Luthers verurteilen, sollen bedenken, daß die katholische Kirche ohne die Reformation nicht das geworden wäre, was sie geworden ist. (Zustimmung.)

Es sei der Ruf ergangen, die Gottlosen fallen zu lassen und sich mit den altgläubigen Katholiken zu vereinigen. Ich glaube, daß sie bereits von einem Redner auf Ihrer Tagung gewarnt sind, ein solches Bündnis zu schließen, und ich bin davon wohl überzeugt, daß die katholische Kirche diese Vereinigung überwinden würde, aber nicht die evangelische. (Zustimmung und Beifall.) Wenn man in diesen Provinzen lebt und die Bewegung hier verfolgt, so kann man sich dem nicht verschließen, daß die Auseinandersetzung zwischen Polen und Deutschen nicht den Katholischen allein überlassen werden kann. Was bisher geleistet worden ist auf diesem Gebiet, das sehen wir, darauf können wir uns nicht verlassen. Darum bin ich als Oberbürgermeister von Danzig rein konfessionslos der Ansicht, daß in diesem Kampf, der hier zu führen ist, das Protestantentum nicht entbehrt werden darf. (Beifall.) Ob unsere Landsleute katholischer Konfession sich daran beteiligen, lasse ich dahingestellt. Ich würde mich freuen, wenn ihre Leistungen bedeutender würden, als sie bisher sind.

Eine Versöhnung zwischen zwei gleichartigen und gleich kräftigen Körperschaften kann zu stande kommen. Am besten vertrauen sich die, die sich ungefähr gleich stehen. Gegen Koalitionen zwischen Großen und Kleinen bin ich mißtrauisch. Unsere alten Danziger dachten, daß sich das Protestantentum am besten verteidigen ließe, wenn man recht stolz und mutig auftritt. Wenn Ihr Besuch hier in Danzig dazu beiträgt, den Stolz und den Mut zu heben, dann würde uns Danziger das ungeheuer freuen, und ich kann hinzufügen, ohne weiter den Magistrat und die Stadtverordneten gefragt zu haben, daß ein Besuch des Evangelischen Bundes zu einer Hauptversammlung in Danzig jederzeit willkommen wäre.

In der Schrift eines Ihrer Vorstandsmitglieder, die vor zehn Jahren geschrieben ist, wird ausgeführt, wie der Evangelische Bund auf ihn als evangelischen Geistlichen gewirkt hätte. Wir wissen ja, daß die evangelischen Geistlichen verschiedene Anschauungen haben (Heiterkeit); die einen gehen nach links, die anderen nach rechts, sie sind nicht so leicht zu bändigen. (Heiterkeit und Beifall.) Wir haben in Deutschland und der evangelischen Kirche darunter zu leiden, daß wir zu viele Individualitäten haben, aber das ist eine Eigentümlichkeit des Deutschen, auf die ich nicht verzichten möchte. Das von mir erwähnte Vorstandsmitglied schrieb, auf ihn hätte der Evangelische Bund also gewirkt: sein Blick wäre weiter, seine Theologie tiefer, sein Urteil milder und sein Herz wärmer geworden. Wenn die Wirkung des Evangelischen Bundes auf alle Danziger eine derartige ist, dann können wir uns alle gratulieren!

Ja, über Erwarten glänzend sind die Bundestage in Graudenz und Danzig verlaufen. Der Bund — jetzt mit 38 Haupt- und 2000 Zweigvereinen und über 300 000 Mitgliedern — ist in der Tat eine Macht geworden, das empfand sich hier deutlich, und gerade nach dieser Tagung mit ihren eigenartigen Schwierigkeiten läßt sich — ganz entgegen den Unheilweissagern — erhoffen, daß ihm zum Schutz und zur Förderung der deutsch-evangelischen Interessen, zum Heil für Kirche und Vaterland noch eine weitreichende und segensreiche Zukunft beschieden sei.

Hermens

Wilhelm Steinhausen zu Ehren

Am 2. Februar hat Wilhelm Steinhausen seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Die Christliche Welt geht grundsätzlich den Gedächtnistagen und Jubiläen aus dem Wege, weil sie nicht die Gelegenheiten sondern die Sache sucht, und davon sollte auch in diesem Fall nicht abgegangen werden. Auch nachträglich will ich nicht Bericht erstatten über Alles, was damals dem teuren Meister, dem Maler des deutschen evangelischen Hauses der Gegenwart, an Ehren und Liebeserweisungen zuteil geworden ist. Nur daß die theologische Fakultät in Halle sich die Ehre gesichert hat, ihn zum Doktor der Theologie zu machen, daran sei es dem, der ihn mit der Verkündigung dieser Würde überraschen durfte, vergönnt, hier noch einmal zu erinnern. Wohl aber soll berichtet werden von Werken, die ihm zur Feier durch den Druck veröffentlicht wurden und daher bestimmt sind, auch vielen Anderen neben ihm Freude zu bereiten.

Die erste Stelle gebührt ohne Frage dem Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausens sechzigstem Geburtstag. Pastor Siegfried Balke in Bremen, der verdiente Herausgeber der wöchentlichen Familienzeitschrift Die Glocke, einer der wärmsten Verehrer der Kunst Steinhausens, hat das schöne Werk geplant, zusammengebracht und mit einer herzlichen Ansprache eingeleitet. Der Verleger der Glocke, Carl Hirsch in Konstanz, verdient das höchste Lob für die würdige, ja glänzende Ausstattung des starken Bandes in Groß-Quart und für den erstaunlich geringen Preis (6 Mk.), um den er ihn Allen, die an Steinhausen Anteil nehmen, darbietet. Heinrich Vogeler, der Worpsweder Maler, der auch zur Glocke so reiche Beisteuer spendet, ist mit dem Titelblatt und den Initialen der Dritte im Bunde. Fünfundzwanzig Aufsätze, acht Gedichte, zwei Kompositionen stimmungsvoller Steinhausenscher Gedichte, in denen wir ihn selbst von einer neuen Seite kennen lernen, und rund zwanzig Werke bildender Kunst hat der unermüdliche Herausgeber von allen zusammenerbeten, die ihm als Steinhausens Freunde, Jünger und Verehrer bekannt waren. Ich kann Zeugnis dafür ablegen, wie von Grund des Herzens sich der Gefeierte selbst in jenen Festtagen an dem Prachtabdruck des Buchs, mit dem er überrascht war, und vor allem an den eigenhändigen Kunstblättern erfreut hat, von denen der Band die Nachbildungen darbietet. In der Tat sind wunderschöne Sachen darunter. Des Meisters alter Freund Hans Thoma bietet eine Schwarzwälder Landschaft aus den ersten Anfängen seiner Kunst, vom Jahre 1860, mit der Widmung:

> Ein bescheiden Blatt aus ferner Jugendzeit
> Das Alter oft am meisten freut.

Von den Uebrigen seien hervorgehoben die prächtigen Studienköpfe von Eduard von Gebhardt, Steinhausens Genossen als D. theol., und von Eugène Burnand, das heimkehrende Arbeiterpaar von Fritz v. Uhde, der heilige Christophorus von Rudolf Schäfer in seiner wundervollen Vereinigung tief religiöser Stimmung und köstlichsten Humors, unter den Landschaften das echte Worpsweder Stück von Hans am Ende. Das bekannte Selbstporträt des Meisters mit dem Schlapphut und zwei Ansichten der schönen Marmorbüste von Kowarzik, die zu dem Festtage fertig geworden, sorgen dafür, daß auch der Gefeierte selbst im Kreise der Genossen nicht fehle. Auch die Aufsätze lassen zuerst Steinhausen selbst das Wort. Karl Röhrig hat sich die lohnende Aufgabe ausgesucht, „Ein Selbstporträt des Meisters und seiner Kunst“ aus seinen eigenen Vorträgen zusammenzustellen, das in der Tat wie nichts Andres geeignet ist, seine träumerische Tiefe, seine heilige Ehrfurcht vor den ihm gestellten Aufgaben, den blühenden Reichtum seiner Gedanken- und Vorstellungswelt, seinen unentwegten Ausblick auf die ewigen Ziele des Menschen wie seines künstlerischen Schaffens vor Augen zu führen. Die eigentlich neuen Beiträge haben es natürlich zumeist mit Wilhelm Steinhausen im besonderen zu tun; doch fehlt es auch nicht an allgemeineren Ausführungen. Als besonders anziehend nenne ich von den letzteren Hermann Oeser, „Ueber heilige Kunst“, und Heinrich Weizsäcker, „Ueber Formkunst und Gedankenkunst“, von den ersteren Karl Neumann, „Wilhelm Steinhausen als Landschafter“, und vor allen Dingen Martin Kähler, „Steinhausens Bild Christi“. Nicht leicht hat je so gleichgestimmtes Empfinden eines bildenden Künstlers Werk ausgelegt. Ganz nahe treten an den Meister heran die persönlichen Erinnerungen von Joh. Fr. Hoff, David Koch und das herrliche Stück, in dem Hans Meyer, der vortreffliche Berliner Kupferstecher, von seinen alten Freunden schier der älteste, von ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Rom und ihrer Aetnabesteigung am 1. April 1872 erzählt. Wer sich einbildet, um vollendet schön und anschaulich schreiben zu können, müsse man ein Mann von der Feder sein, der mag sich hier eines Besseren belehren lassen. Nur diese wenigen Stücke hebe ich heraus; das Buch birgt des Schönen und Fördernden sehr viel. Es ist nicht der kleinste Beweis für Steinhausens Bedeutung und die nachhaltige Wirkung seiner Kunst, daß sein sechzigster Geburtstag ein solches Echo fand.

Das zweite Denkmal, von dem ich berichten wollte, hat Der Kunstwart dem Meister gesetzt. Von seinen Künstlermappen, die so weithin Anklang gefunden haben, hat er zwei auf einmal Wilhelm Steinhausen gewidmet. Die eine, nicht in die Reihe jener Mappen aufgenommen, bezeichnet mit ihrem Titel Die Bergpredigt usw. gleich den Inhalt; es sind Wiedergaben der fünf großen Wandbilder im Kaiser-Friedrich-Gymnasium in Frankfurt, mit einer verständnisvollen Einleitung von Max Ludwig, der auch im Gedenkbuch jene Fresken besprochen hat, nur dort in ihrem ganzen Umfang. Es ist höchst dankenswert, daß uns dies großartige Werk hier zum ersten Mal in ausreichend großer und guter Wiedergabe vorgelegt wird. Zwar verliert es gewiß nicht wenig durch den Fortfall der Farbe, wenn auch der warme gelbliche Ton einen gewissen Ersatz schafft. Auch wollen die Bilder eigentlich nicht aus solcher Nähe gesehen sein; sind sie doch in echtem Freskenstil geschaffen, durchaus auf die Hauptsachen zugespitzt und auf den Gesamteindruck, nicht auf die Schönheit der Linien, berechnet. Aber ersetzen auch die Nachbildungen nicht entfernt den Anblick der Bilder selbst, so werden doch Viele mit mir einen großen Gewinn darin sehen, daß sie nun immer wieder, auch in Augenblicken der besten Stimmung, sich nach Herzenslust darein vertiefen können, während ihnen der Anblick an Ort und Stelle nur wenige Male und auf flüchtige Minuten gegönnt war. Aber weitere Wünsche lassen sich doch angesichts dieser Mappe nicht unterdrücken. Es fehlen zwischen den Bildflächen die Pfeiler mit dem Gleichnis vom viererlei Acker und der Krönung der „vier evangelischen Heiligen“; es fehlen ebenso die Fußstreifen mit den herrlichen Gleichnissen vom Verlorenen Sohn und Barmherzigen Samariter und dem Mittelstück Jesus im Sturm auf dem See. Es ist begreiflich, daß man nicht wagte, sie den großen Bildern beizugeben, weil sie so starke Verkleinerung nicht vertragen; aber eine neue Mappe muß sie uns bringen. Und nicht minder begehren wir die Ergänzung durch die klassischen Darstellungen der Seitenwände, die von Steinhausen als Ahnungen und Vorhersagen Christi gefaßt sind. Stehn sie auch wohl an Bedeutung hinter denen der Hauptwand zurück, so wird doch hier die Nachbildung vielleicht eher von Vorteil sein, weil der kleinere Maßstab, der mir wenigstens an der Wand störend erscheint, durch verschieden starke Verkleinerung verdeckt werden kann. Und anziehend genug sind sie in jedem Falle.

Die eigentliche Steinhausen-Mappe bringt außer dem schönen Selbstporträt, das wir schon aus dem Gedenkbuch kennen, zehn große Blätter nach Steinhausenschen Originalen in den verschiedensten Ausführungsarten, aus verschiedenen Zeiten und Stoffgebieten. Auswahl und Wiedergabe ist meist sehr glücklich und gelungen. Der berühmte und viel angefochtene predigende Christus im Kahn von 1875, die Maria Magdalena aus den vier evangelischen Heiligen und Johannes der Täufer in der Wüste bezeichnen nach beiden Seiten hin vielleicht das Beste, was die Mappe bietet, wirklich sprechende Proben Steinhausenscher Art aus alter, mittlerer und neuester Zeit. Ihnen treten zur Seite die Heilung des Blindgeborenen, die Gleichnisrede von dem glimmenden Docht und die ergreifende Zeichnung zu dem Volkslied „Ich hör' ein Sichlein rauschen.“ Das

Blatt „Christus und Nikodemus", nach des Meisters herrlichem Oelbild gezeichnet, ist schwerlich ganz so glücklich gewählt. So schön die linke Seite mit Nikodemus gelungen ist, so scharf, ja spitzig sind in der Zeichnung Gesicht und Hände des Heilands ausgefallen. Bei der Landschaft „Im Herbst" macht sich die Unzulänglichkeit der Wiedergabe, vor allem das Fehlen der Farbe, am stärksten geltend. Nur ahnend kann man die unwiderstehliche Kraft der Stimmung nachfühlen, die dem Original eignet. Das einzige farbige Blatt, die Morgensonne im Waldwinkel, aus David Kochs Lebensbild entnommen, ist doch bei all seiner stillen Schönheit, bei aller Sorgfalt der Wiedergabe, im Grunde nur dazu gut das Verlangen nach mehr dergleichen und nach größeren Wiedergaben rege zu machen, die dem Maßstab des Ganzen besser entsprechen. Alles in Allem genommen aber haben wir hier eine kleine Steinhausen-Sammlung, die sehr geeignet ist, die einheitliche Folge der Bergpredigtbilder durch einen Blick auf das Ganze seiner Kunst zu erläutern. Möchte die Mappe weite Verbreitung und recht bald erwünschte Fortsetzung finden! Karl Budde

---

Verschiedenes

Moderne Flugblätter für männliches Christentum, verfaßt von A. v. Broecker in Halle a. S. Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. Nr. 1. Ist das Christentum etwas für den aufstrebenden Arbeiter? Nr. 2. Was denken die jungen Männer vom Christentum? Nr. 3. Vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe Gottes? Nr. 4. Arbeiteradel. Nr. 5. Kann ein denkender Mensch noch an Gott glauben? Nr. 6. Die Wahrheit über Jesus von Nazareth. Nr. 7. Was ist ein menschenwürdiges Dasein? Nr. 8. Fortbildung der Religion! Nr. 9. **Gibt es ein ewiges Leben nach dem Tode?** Nr. 10. **Freie Menschen!** Preise (durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag postfrei bei vorheriger Einsendung des Betrages): 10 Stück 25 Pfg., 50 Stück 65 Pfg., 100 Stück 1 Mk. 20 Pfg., 500 Stück 5 Mk., 1000 Stück 8 Mk. 50 Pfg.

Indem ich die soeben neu erschienenen Nummern 9 und 10 der Flugblätter, die dieses Unternehmen abschließen sollen, dem Interesse und der Sympathie der Leser und Freunde der Christlichen Welt hiermit übergebe, drängt es mich, noch einmal auf die innerste Absicht und den Herzschlag dieser Blätter aufmerksam zu machen. Sie enthalten in keiner Weise Alles, was ich über Christentum und in Bezug auf die Titelthemata auf dem Herzen habe, sie sind vielmehr durchaus von der Geisteswelt der Fernstehenden, Bedenklichen, Zweifelnden, ja Gegnerischen aus zu verstehen, vor allem der modernen Arbeiter; sie suchen an deren Stimmungen und Gedanken anzuknüpfen und ein freudiges ernstes religiöses Interesse bei ihnen zu erwecken. Unserer religiösen Literatur hat diese Spezies, man kann sagen, bis jetzt so gut wie ganz gefehlt. Sie muß energisch bebaut werden. Und nun bitte ich um stärkste, mutige und hoffnungsfreudige Verbreitung aller Blätter, je nach Verhältnissen und Menschen, herzlich A v Broecker

Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche. Herausgeber Julius Burggraf. Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen. Jährlich 4 Hefte 4,50 Mk. Einzelheft 1,50 Mk.

Die Absicht dieser Zeitschrift ist unsern Lesern aus der Burggrafschen Broschüre Was nun? bekannt. (S. Nr. 31: Nach Kalthoffs Tode.) Der Widerstand des kirchlichen Liberalismus in Bremen gegen den religiösen Radikalismus daselbst hat sich in ihr ein eigenes Organ geschaffen. Der Herausgeber spricht sich auch im vorliegenden ersten Heft über Grund, Zweck und Richtung des Unternehmens aus; er steuert außerdem den Anfang eines Aufsatzes „Ueber die Wartburg zur Kanzel" bei, der einen interessanten Einblick in seine Entwicklung gibt. „Zur Verständigung über kirchlichen Radikalismus" schreibt S. 14—39 sein Bremer Amtsgenosse Otto Hartwich, auf dem Prospekt als ständiger Mitarbeiter eingeführt. Ihm sind die Radikalen die Vertreter eines Individualismus, den man hereinlassen muß in die Kirche, damit er im Besitz des gewonnenen Bürgerrechts sein revolutionäres Gebahren von selbst aufgebe. Profitieren soll die Kirche von der modernen Geistesbewegung, mag sie heute noch so wunderlich an ihren Türen toben. Auf die (antike) Aera des Egoismus und die (christliche) des Altruismus will eine dritte folgen. Hat man in der ersten einseitig an der Wertung des Menschen gearbeitet, in der zweiten ebenso einseitig an der Schaffung von Menschen-Würde, so muß es jetzt zur rechten Vereinigung dieser zwiespältigen Bewegung kommen. Ein neues Christentum muß sich Bahn brechen und die Kirche ausbauen und umbauen zugleich, neu im Vergleich mit dem bisherigen offiziellen, nicht neu aber gegenüber dem von Jesus gewollten. Denn Jesus war „der in seinem Denken und Empfinden reinste, in seinem Wollen und Handeln frömmste und sittlich reinste Individualist aller Zeiten". Ein weiterer Artikel von Professor Henke in Bremen begegnet den Anhängern des Kalthoffschen Christusproblems mit einer „Untersuchung nach der neuesten problemkritischen Methode" über „das Napoleonproblem". Napoleon als historische Figur wird wegkritisiert. Solcher Einfall ist nicht neu, aber insbesondere das dritte Kapitel, das den „mythologischen Hintergrund der Napoleonlegende" behandelt, ist vortrefflich gelungen: unsre Religionshistoriker werden ihr Vergnügen daran haben, wie der Apollomythus den Schlüssel liefern muß für die Entstehung der Napoleonsage. Ein sehr schönes Gedicht leitet das ganze Heft ein, Meinungsaustausch (8 Seiten) und Nachrichten (4 Seiten) machen den Beschluß. Der Verleger hat das Heft sehr gut ausgestattet.

Das Epochemachende der Zeitschrift besteht darin, daß zum ersten Mal aus dem altkirchlichen Liberalismus heraus ein so entschlossener Widerstand gegen seine Ultras organisiert wird. Man darf aufs höchste gespannt sein, welche Helfershelfer den mutigen Vorarbeitern erstehen werden. Sie müssen sowohl aus dem altliberalen Lager kommen, wie aus dem unsern. Unsre Stimmung — wenn ich für die Männer reden darf, die bei der Christlichen Welt führend gewesen sind — ist ja von Haus aus eine andre. Wir kommen insgemein von der Orthodoxie oder vom Pietismus her, und die Frömmigkeit unsrer Väter ist ganz wesentlich noch unsre Frömmigkeit. Wir haben das gesetzliche Wesen abgeworfen und den Dienst der Formeln, aber die Luft, die wir in unsern zumeist gut lutherischen Häusern atmeten, war doch im Grunde nicht eine Luft des Gesetzes und der Formeln. Die Entwickelung in die Freiheit, die wir durch gemacht haben, ist ja durch mancherlei Schmerzen gegangen, wir denken heute anders und drücken uns anders aus; aber ein eigentlicher Bruch mit der Vergangenheit unsrer Kirche hat nie stattgefunden. So blieb uns, wenn auch stillschweigend, oder trotz aufgezwungenem Widerspruch gegen parteiisch-conservative Ansprüche, innerlich ein unverlierbares Verständnis alter kirchlicher Frömmigkeit. Wogegen das Wort „liberal" und „Liberalismus" in uns keine Erinnerungen und Ideale auslöst. Von hier aus erklärt sich, daß ein Radikalismus wie der Bremische für uns kaum etwas Verführerisches bietet, und wenn er Formen annimmt wie im Blaubuch und verwandten Erzeugnissen, fast aufhört uns zu interessieren. Ganz anders müssen Männer wie Burggraf und Hartwich bei ihrer Herkunft empfinden. Nach der Rechten hin besitzen sie keinerlei Fühlung. Worte der Achtung wechseln mit ruhiger Beiseitestellung dieser ihnen fremden Welt. Nach Hartwichs Ansicht hat unser Volk zum größten Teil „die alten Christenlehren nie geglaubt und darum längst vergessen." Ich möchte mich da nicht mit ihm auf den Pfad numerischer Schätzung begeben, aber ich denke von der Bedeutung des alten Glaubens in unserm Volk viel höher. Kurz, nach dieser Seite hin vermisse ich Erfahrung und Vertrauen. Es ist, wie wenn der Liberalismus den Ausbau und Umbau der Kirche allein von sich aus vollbringen wollte. Aber eben darin liegt, ich kann es nur wiederholen, das Epochemachende des Unternehmens. Es muß doch Alles begrüßt werden, was da fromm und mutig Hand anlegt! Und es darf doch an der Zukunft unsrer Kirche nicht nur vom preußischen Boden aus gearbeitet werden! Auch nicht nur vom sächsischen oder hannöverschen aus. Es ist überaus lehrreich, wie die Männer in Bremen das Werk anfassen. Unter den dortigen, so ganz anderen Verhältnissen. Frei von manchen Schranken, die in den andern Landeskirchen jede Regung beengen, ledig der Vorurteile, die anderswo noch die besten Kräfte im Kampfe festhalten. Und also können wir die Bremer Beiträge nur warm begrüßen; wir wünschen ihnen viel interessierte Leser und wackere Mitstreiter. Sie stehen in der vordersten Reihe wider die „religiöse Renaissance" von Bremen und Jena, so hoffen wir mit ihrer Hilfe dahinter zu kommen, was es um diese für eine Bewandtnis hat. R

Principiis obsta. Unser Artikel mit dieser Ueberschrift (Nr. 27) widersprach dem Plan der deutschen Kirchenregierungen, einen „kirchlichen Ausweis" einzuführen, bat jedoch, ehe er polemisierte, um genauere Feststellung der Tatsachen. Von bestinformierter Seite wird uns jetzt geschrieben:

„Nicht der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß, sondern die diesjährige Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz von Vertretern der deutschen Kirchenregierungen hat sich mit der Frage eines »kirchlichen Ausweises« beschäftigt.

Ferner lautet der Beschluß wörtlich:

In Betreff der Frage: Empfiehlt sich die Einführung eines kirchlichen Ausweises für das gesamte evangelische Deutschland, die kirchliche Beurkundung der Taufe, Konfirmation und Trauung betreffend, eventl. in welcher Fassung?

beschließt die Konferenz,

als den in manchen Fällen notwendigen, freilich nicht immer ausreichenden, aber in schwierigen Fällen durch nichts Anderes vollständiger zu ersetzenden kirchlichen Ausweis eine Bescheinigung der Konfirmation zu bezeichnen, die neben den bisher üblichen Konfirmationsscheinen (Denksprüchen, Erinnerungsblättern) allen Konfirmierten unentgeltlich in einfacher, haltbarer Ausstattung mitgegeben werden sollte.

(Die Unterstreichungen sind von mir.)

Ueber die Tendenz des Beschlusses werden die meines Wissens in Kürze im Druck erscheinenden Konferenzprotokolle näheren Aufschluß geben." Dr H D

Kleine Mitteilungen. Zum Totensonntag sei auf zwei Pfennigpredigten hingewiesen, die im Evangelischen Verlag Heidelberg erscheinen: über Matth. 11, 5 „Die Toten stehen auf" von Kirmß-Berlin und über Jes. 66, 13 f. von Horn-Halberstadt „Unsere Heimgegangenen sind in Jerusalem und winken uns von dort". Bis zu 1000 Exemplaren kostet das Exemplar 1 Pfg. portofrei bei mindestens

10 derselben Predigt. Bei 1000 Exemplaren und mehr (auch gemischt) Preisermäßigung, sodaß 1000 Exemplare nur 6.50 Mk., 1500 Exemplare nur 9.75 Mk., 2000 Exemplare nur 13 Mk. usw. kosten.

Die Hohenlohe-Memoiren waren für rechtsparteiische Kirchenzeitungen eine rasch ergriffene Gelegenheit, die Abdankung des Konsistorialpräsidenten Curtius in Straßburg zu fordern. Von den Memoiren reden wir, nachdem wir sie in Ruhe werden gelesen haben (vgl. 42, 1004). Auf jenes allzu geschwinde Verlangen gibt der Evangelisch-protestantische Kirchenbote für Elsaß-Lothringen Nr. 44 eine gute elsässische Antwort.

R

Bankerotterklärung

Es geht nicht länger zu verschweigen. Eine Bankerotterklärung, wenigstens eine teilweise, sind wir den Lesern schuldig.

Da haben sich zwei, dreihundert Bücherbesprechungen aufgehäuft. Gute Besprechungen von guten Büchern. Interessante Besprechungen von interessanten Büchern. Was unwichtig ist, lassen wir ja gern unter den Tisch fallen. Aber was wertvoll ist! was wir dem Berichterstatter, dem Verfasser, dem Verlag schuldig sind!

Und nun steht Weihnachten vor der Tür. Und neue Literatur will beachtet sein. Um ihrer selbst willen, um unsrer Leser willen.

Diese böse Platzkrankheit! Dieser nicht endende Horror vacui! Es hat, sagt man, ein jeder Mensch sein Leiden. Unser chronisches Uebel sitzt hier!

Nun, ein Aderlaß wird helfen. Eine Bankerotterklärung wird Luft schaffen. Und zwar so. Erstens gestehen wir unsre Verlegenheit. Zweitens bitten wir um Geduld: die Herren Verfasser, Verleger, Rezensenten. Drittens versprechen wir im nächsten Jahrgang Luft zu schaffen und das Beste, was wir haben, sicher noch zu drucken. Viertens bitten wir alle unsre Mitarbeiter, die uns beim Weihnachtsgeschäft helfen, sich nicht entmutigen zu lassen und recht pünktlich und bald, aber auch recht knapp und präzis uns die Anzeigen einzusenden, die gerade in dieser Zeit fällig sind.

Auf die großen Artikel hat diese Erklärung keinen Bezug. Zwar ist da auch die Fülle beängstigend, aber sie wird bewältigt.

Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 46 — Marburg i. H., den 15. November — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt:

Die Wege des Herren sind richtig

Ja, die Wege des Herrn sind richtig; und die Gerechten wandeln auf ihnen, aber die Uebertreter fallen auf ihnen. Hosea 14, 10.

Ebendieselben Wege sind es, die den Einen zum Fortschreiten, den Andern zum Straucheln und Fallen dienen. Ebendieselben Fügungen und Ereignisse sind es, die die Einen zur Vertiefung, die Andern zum Abfall von Gott, zu Trotz oder Verzweiflung führen. Du hast vielleicht zu den Letzteren gehört. Aber blicke doch um dich und sieh, daß deine Lebensschickungen nicht etwas ganz Außerordentliches sind. Andere haben Aehnliches erlebt, ja sie haben vielleicht noch härtere Schläge und größere Verluste erlitten und sind doch nicht verarmt, sie sind nicht zurückgekommen, sondern vorwärts. Daher halte dich daran: die Wege des Herrn sind richtig, und wenn Jemand auf ihnen zu Fall kommt, so liegt es am Wanderer. Steine des Anstoßes finden sich auf diesen Wegen allerdings. Aber man braucht nicht darüber zu fallen. Es gibt Menschen, die bei den schwersten Lebensschickungen an Gottes Liebe nicht irre geworden sind. Weshalb solltest du denn gerade daran irre werden müssen!

Ja die Wege des Herren sind richtig: man kann auf ihnen wandeln, man kann auf ihnen fortschreiten, man kann auf ihnen, mögen sie noch so verschlungen sein, das Ziel erreichen.

Herr, es gibt nichts Schlimmeres, als auf den Wegen, die Du uns führst, zu fallen. Daher bitten wir Dich um deine väterliche Führung. Ja wir wollen uns treuer an Dich halten und uns stärker von Dir stützen lassen als bisher. Mag auch hinsinken, was unsere Freude und unser Trost gewesen, wenn nur Du uns bleibst. E v S

Sind wir Christen?

Antwort auf die „ernste Frage“ in Nr. 42

Soll man die wuchtige Wirkung einer ernst gestellten Gewissensfrage abschwächen? Darf man ihren Stachel aus dem Gewissen ziehen, ehe er seine Wirkung ganz getan hat? Unter keinen Umständen. Vielleicht wäre es darum besser, die „ernste Frage“, die Georg Koch in Nr. 42 unter dem Titel: Sind wir überhaupt Christen? an Positive und Liberale gerichtet hat, gar nicht zu beantworten, sondern sie in ihrer Wirkung an den Gewissen ganz sich selber zu überlassen. Denn eine Antwort, die man auf diese Frage geben will, scheint kaum anders als irgendwie auf Rechtfertigung unsres Christentums hinauslaufen zu können, und damit würde dann wieder Vieles gerechtfertigt, was sich tatsächlich nicht rechtfertigen läßt, und die Wucht der ethischen Forderung läuft Gefahr abgeschwächt zu werden. Und wir möchten doch viel lieber, daß sie in ihrem vollen Ernst wirke, daß die von Koch gestellte Gewissensfrage tief zu Herzen genommen würde, daß alles Wahre, was er sagt, zu seinem Recht käme. Es wäre aber auch möglich, daß diese Wirkung beeinträchtigt wird durch das Schiefe und Einseitige, was sich in den Ausführungen Kochs hervordrängt. Dann würde es gut sein, die Sache von einer anderen Seite her nochmals zu beleuchten. Denn erst auf die richtige gesunde ethische Basis gestellt, kommt eine Gewissensfrage voll zur Geltung.

Georg Koch lehnt es ab, die Beteiligung an den Einrichtungen der sogenannten „christlichen Liebestätigkeit“ zum ausschlaggebenden Kennzeichen echten Christentums erheben zu lassen. Ganz mit Recht. Auch ich stehe den Versuchen, den Wert meines persönlichen Christentums, die Lebendigkeit meines Glaubens oder die Kraft meiner Liebe an solchen offiziell gestempelten Maßstäben zu messen, die doch niemals mehr als relative Bedeutung beanspruchen dürfen, sehr kühl gegenüber. Ein solcher Maßstab ist auch ganz äußerlich. Denn es gibt Nichts, gar Nichts, und wenns gleich wäre, daß Jemand alle seine Habe den Armen gäbe und seinen Leib brennen ließe, was an sich, losgelöst von der Liebesgesinnung des handelnden Individuums, christliche Liebestat heißen dürfte. Koch bemerkt ganz richtig, daß absolute Maßstäbe angelegt werden müssen, um über den Wert unsres Christentums ein zutreffendes Urteil zu gewinnen, und es ist auch richtig, daß das Gebot der Nächstenliebe in seiner absoluten Geltung einen derartigen Maßstab darstellt.

Nun wendet Koch diesen Maßstab an in einer Weise, die mich auch zum Angeklagten macht, der sich rechtfertigen muß. Denn auch ich habe mich, soweit es eben die Mittel eines nach den hier herrschenden Begriffen gering bezahlten Landpfarrers ermöglichen, der Lebensführung der sogenannten gebildeten Schicht angeschlossen. Sitze ich nicht in dem Augenblick, da ich dies schreibe, in einem Zimmer, dessen Einrichtung ich mir nach meinem Geschmack gewählt und wahrlich nicht ohne empfindliche Ausgabe beschafft habe? Da tickt die Wanduhr, dort hängen die Bilder, die ich liebe und vor denen ich oft betrachtend stehe — es könnte am Ende auch ohne sie gehen. Hier mein geheimer Stolz, die Bibliothek: wars wirklich notwendig, daß diese Bücher alle an diesen Ort gestellt wurden? Und mein Klavier — es könnte teuer verkauft und den Armen gegeben werden. Ich leugne auch nicht, daß ich im Sommer gern eine Urlaubsreise mache, und im Winter ab und zu in die Stadt gehe, mich an einem Konzert zu erfreuen. Das Theater kommt wohl nur in Jahren einmal an den Landpfarrer, und Theaterleidenschaft habe ich nie gekannt; wenn ich aber einmal in Dresden oder München Gelegenheit hatte, einer mustergiltigen Aufführung anzuwohnen, so versäumte ich sie ungern. All das

hat Geld gekostet, das auch zur Hebung der in der Welt herrschenden sittlichen und sozialen Not hätte verwendet werden können, und wenn ich diese Ausgaben nicht zu rechtfertigen weiß, so muß ich entweder auf den Christennamen verzichten oder mich von Koch einen Heuchler nennen lassen.

Noch Etwas ist, was mir nahelegt, ihm zu antworten. Die Frage, die ihn quält, ist mir selbst Problem gewesen und ists insofern noch, als sie fortwährend Aufgaben stellt; nicht ein theoretisches, sondern ein mich ganz unmittelbar berührendes Lebensproblem. — Vor Jahren bewarb ich mich um eine Stelle. Ein guter Bekannter konkurrierte mit mir, der sie aus äußeren Gründen nötiger hatte als ich. War es nicht Pflicht der Nächstenliebe, zu seinen Gunsten zu verzichten? Aber die Pflicht der Nächstenliebe macht nicht Halt bei den guten Freunden, sie nimmt ja absolute Geltung in Anspruch. Welche Stelle immer ich suchte, stets nahm ich sie im Fall des Gelingens einem Konkurrenten weg, der sie — wer weiß? vielleicht noch nötiger hatte als ich. Welches Brot immer ich esse, irgend ein Hungriger sitzt stets daneben, der es äße, wenn ich nicht wäre. Auf allen Seiten fing das Problem an, mich zu bedrücken. Die unendliche Forderung hat ja nirgends eine Grenze. Ich war schließlich bereit, viel wichtigere Lebensgüter, als es etwas schnöder Mammon oder einige Kunstgegenstände sind, den Bedürfnissen des Nächsten zu opfern; aber ich fühlte, daß der unendlichen Forderung damit doch noch nicht Genüge getan wäre. Meine bloße Existenz ging schon auf Kosten fremder Ansprüche und Bedürfnisse. Da wurde mir klar, daß dieser Weg, konsequent verfolgt, zur Sinnlosigkeit führe. Denn wenn ich am Ende selbst die Basis meiner Existenz opferte, so beraubte ich mich vor allen Dingen auch der Möglichkeit, dem Nächsten mit meinen Kräften zu dienen. Ich fing an zu verstehen, was Schleiermacher in seiner ersten Rede über die Religion sagt, daß die menschliche Seele ihr Bestehen in zwei entgegengesetzten Trieben hat, dem der Selbstbehauptung und dem der Selbsthingabe. Diese beiden, die sich auszuschließen scheinen, gilt es zu vereinigen, nicht, wie die Mittelmäßigkeit tut, in „schwächlichen Kompromissen und kleinbürgerlichen Abzahlungsgeschäften", sondern so, daß aus der Spannung in höhere Einheit jenes starke schöpferische Leben hervorspringt, das gibt und dient, indem es sich selbst behauptet, und das in der völligsten Hingabe sich selbst nie verliert. Ich habe das sittliche Recht zu existieren, weil ich einmal da bin, und weil ich nur dann meinem Nächsten dienen kann, wenn ich existiere. Dazu aber gehört Mancherlei. Will ich in dem Stand, dem ich nun einmal angehöre, recht dienen, so brauche ich auch eine gewisse allgemeine Bildung, eine gewisse Weitschaft des Blickes und des Interesses; diese aber gewinne ich nicht ohne mancherlei Aufwand, der einem Anderen als Luxus erscheinen mag und es für ihn vielleicht auch wäre. Will ich meine Kräfte nicht vorzeitig aufreiben, so brauche ich auch Allerhand zur Erholung und Erquickung für Körper, Geist und Gemüt, und was hier für mich nach meiner individuellen Art Bedürfnis und was Luxus ist, kann kein Außenstehender nach einem fixen Maßstab beurteilen. Davon zu schweigen, daß ein allgemeiner Verzicht auf die Lebensführung der gebildeten Kreise nicht nur uns träfe, sondern auch unsere Angehörigen, Familienglieder, Kinder, und da könnte er verhängnisvoll wirken. Denn ein Verzicht, den der sittlich starke und reife Einzelne ohne Schaden ertragen kann, läßt, wenn er eine Mehrheit großenteils noch ungereifter Persönlichkeiten in Mitleidenschaft zieht, notwendig für diese unersetzliche Werte verloren gehen. Kurzum, den Anteil, den ich an der Lebensführung der gebildeten Klasse nehme und der mir Bedürfnis ist, den weiß ich im Großen und Ganzen auch sittlich zu rechtfertigen. Wir sind somit auf eine erste Einseitigkeit bei Koch gestoßen, daß er nämlich solchen Anteil nur unter dem Gesichtspunkt selbstischen Genusses, nicht aber unter dem der Selbstbehauptung zu sehen vermag, die ein notwendiges Prinzip bedeutet.

Hat nun das Gebot der Nächstenliebe bloß relative, oder hat es absolute Bedeutung? Gewiß hat es absolute Bedeutung, aber nur auf dem durch das Prinzip der sittlichen Selbstbehauptung geschaffenen Boden. Erst die reife, in sich selbst

geschlossene Persönlichkeit ist der vollen Hingabe fähig. Denn Nächstenliebe ist nicht nur Pflicht, sie ist auch ein Vermögen, ein Ueberströmen und Ueberquellen von Kraft und innerem Reichtum. Wer noch schwach und arm ist, kann nicht überströmen. Der erst in Werden begriffenen, noch ungereiften Persönlichkeit absolute Hingabe zur Pflicht machen, heißt ihr Etwas zumuten, was über ihre Kräfte geht, und sie zu nutzloser und schädlicher Ueberanstrengung reizen. Nur dasjenige sittliche Tun ist gesund, das Auswirkung des sittlichen Wesens ist und darum auch mit der allem Natürlichen und innerlich Notwendigen eignenden Leichtigkeit sich vollzieht. Das ist nun das Große am Christentum, daß es nicht nur eine sittliche Forderung stellt, sondern dem Menschen in wachsendem Maße sittliche Kräfte verleiht, indem es ihn in Lebensverbindung bringt mit Gott, dem Urquell aller Kraft. Der Mensch, der seinen Gott noch nicht gefunden hat und noch in der Periode des Suchens steht, macht wohl Anstrengungen, mit seiner Kraft die sittlichen Ideale zu erfüllen, aber er kommt über Kompromisse nicht hinaus und erreicht nur, daß er sich an der unerreichbaren Höhe des sittlichen Ideals verwundet. Die Pflicht der Hingabe versteht er in dieser Zeit, wie es wohl in der Natur der Sache liegt, nur nach der negativen Seite hin, als Verzicht auf Lebensgüter, ohne damit etwas wesentlich Anderes zu erzielen, als daß sich das selbstische Begehren um so stärker aufbäumt. Ist aber für ihn die Zeit erfüllt, daß er seinen Gott findet, dann legt er sich dem ganz kindlich in die Arme: Ich bin nur, was Du aus mir machst, und kann nur tun, wozu Du mich berufst und mir die Kräfte gibst. Er fühlt jetzt den Platz, der ihm im Leben gewiesen, die Aufgabe, die ihm gestellt ist. Die innere Spannung des Suchens löst sich im Finden und gibt dem Gemüt die Schwungkraft freudiger Hingabe an das Gefundene. Die nötigen Kräfte sind jetzt da, die Last der Pflichten wird zur Lust, der Mensch ist Herr der Situation, das zum Frieden mit sich selbst gekommene Herz strahlt Wärme aus. Das Geheimnis der sittlichen Kraft des Christentums ist also ein sehr einfaches, es liegt darin, daß man sich Gott ergibt wie ein Kind und sich von ihm führen läßt wie ein Kind. Die Schwierigkeit ist nur die, wie man auf den Boden dieser Kindeseinfalt kommt. Dazu bedarfs der inneren Lauterkeit, welche die sittliche Forderung in ihrer vollen Größe anerkennt und sich nicht um sie herumdrücken will, also auch der Aufgabe, zu der sie nun Gottes Ruf vernimmt, rückhaltlos sich hingibt. Dazu bedarfs andrerseits mancherlei Demütigungen, die Stolz und Eigenwillen zerbrechen und von der Höhe selbstgemachter Ideale herunterführen. Nur im Anschluß an Gott hat der Christ Frieden, Kraft und Herrschaft über sich selbst, und wenn er in noch so gut gemeintem Eigenwillen selbstgewählte Wege gehen und vermeintlich höhere als die ihm gewiesenen Pflichten erfüllen wollte, so würde er diese Herrschaft alsbald wieder verlieren und das alte Elend wäre wieder da.

Darauf also kommts an, daß der Mensch aus der inneren lebendigen Fühlung mit Gott heraus seinen Platz im Leben und die ihm zugewiesene Aufgabe findet. Erst für den, der solchergestalt sich selbst gefunden hat, ersteht die Pflicht der Hingabe in ihrer absoluten Bedeutung, denn er allein kann sie erfüllen. Für ihn aber gilt sie absolut. Er darf nicht markten mit seiner Pflicht, er kann keine schwächlichen Kompromisse mehr schließen. Niemand findet Gott und Niemand dient Gott anders als in der Lauterkeit der Gesinnung, die in entscheidungsvollen Lebensstunden auch die wertvollsten äußeren Güter um der inneren Reinheit willen in die Schanze zu schlagen fähig ist. Niemand erfüllt seine Aufgabe ohne mehr oder weniger große Opfer, und die Größe der geforderten Opfer steht in geradem Verhältnis zu dem inneren Wert der Aufgabe, deren du gewürdigt bist. Selbst die Preisgabe der Existenz, die Hingabe des Lebens kann gefordert werden, die aber nunmehr mit dem Prinzip der Selbstbehauptung nicht mehr kollidiert, weil sie ja unter diesen Umständen die wahre Selbstbehauptung ist. Das Alles ist nun möglich, es ist sozusagen keine Kunst mehr, etwas auf dieser Stufe Natürliches und innerlich Notwendiges; denn der Mensch ist überwunden von Gott, er ist gepackt von seiner

Aufgabe, die er nun mehr liebt als alle Güter, und ohne die er nicht leben kann.

Aber wohlgemerkt: *seine* Aufgabe muß es sein, nicht irgend eine, die wir in sittlichem Idealismus für ihn konstruieren. Die Pflicht der Nächstenliebe ist ganz allgemein die Pflicht, die zugewiesene Aufgabe zu erfüllen; denn damit ist in irgend einer Weise immer dem Nächsten gedient. Es ist insofern ganz gleichgültig, welches diese Aufgabe ist; der Eine klopft Steine, der Andere geht als Missionar zu den Heiden; Einer hat nur die Pflicht, sich und die Seinigen redlich zu ernähren, ein Andrer, alle seine Habe den Armen zu geben und seinen Leib brennen zu lassen. Wer gibt das Recht, die Pflicht der Nächstenliebe so einseitig als unmittelbare Hilfeleistung an die sozial und sittlich Gefährdeten zu bestimmen, daß er diese sogar zum Maßstab des vorhandenen Christentums macht? Nicht Jeder ist zu Allem berufen, ich aber habe nur über mich, nicht über Andere zu richten. Vor einiger Zeit hörte ich das Spiel eines Klaviervirtuosen. Indem ich nun die wundervolle Technik dieses Künstlers anstaunte, kam mir auch zum Bewußtsein, welche Opfer an Zeit und Kraft es erfordert, eine solche zu erreichen und zu erhalten, und unwillkürlich fragte ich mich, ob es sittliche Berechtigung habe, so viele Zeit und Mühe auf ein Ding wie virtuose Technik des Klavierspiels zu verwenden. Nun für mich hätte es in der Tat keine Berechtigung, mir ist Anderes, für mich Nötigeres befohlen. Aber ich habe nicht zu richten über den, der in der Ausübung einer solchen Kunst seine Lebensaufgabe erkannt hat, der er sich voll hingibt. Freilich gibt es Wertunterschiede unter den Lebensaufgaben, die auf Wertunterschiede unter den Persönlichkeiten hinweisen. Vielleicht werden die Heroen der dienenden Liebe, die ihre Kräfte unmittelbar in der Arbeit an den sozial und sittlich Gefährdeten verzehren, die Größten heißen im Himmelreich, größer sein als die Künstler, Denker und Forscher. Aber zu dieser Aufgabe gehört auch besonderer Beruf und besondere Gabe, und es wäre ungerecht, denen den Christennamen abzusprechen, deren Beruf und Gabe auf anderem Gebiet liegt. Es ist gar Vieles in der Welt dringend not noch neben der Arbeit an den Notleidenden und Gefährdeten; auf allen Lebensgebieten braucht man in Gott neu gewordene Menschen, und ihr Tun wird irgendwie dem Ganzen und indirekt auch wieder den Notleidenden zu gut kommen. Ich kann es nicht anders als unverständig heißen, wenn man z. B. die eminente Wichtigkeit, die der theologischen Arbeit gerade in der Gegenwart zukommt, in solchem Grad zu verkennen vermag, daß man meint, die streitenden Parteien könnten nun einmal die Waffen ruhen, die Wahrheitsfrage unausgetragen lassen und sich zunächst der nötigeren Aufgabe des praktischen Christentums und der Nächstenliebe widmen. Als ob es nicht auch eine Sache von der größten praktischen Wichtigkeit wäre, daß die das Christentum betreffenden theoretischen Probleme mit Ernst und Gründlichkeit behandelt und ihrer Lösung entgegengeführt werden! Solche Arbeit kann wie jede als eine Art Sport oder um selbstischer Interessen willen getrieben werden, dann ist sie sittlich wertlos; sie kann aber auch und muß, wenn sie recht getan werden soll, getrieben werden mit dem vollen Einsatz aller Kräfte des Geistes und Herzens, recht eigentlich mit dem Einsatz der Persönlichkeit und der Existenz, und dann ist sie schon praktisches Christentum, und es hat keinen Sinn zu fordern, diese Arbeit ruhen zu lassen und erst einmal praktisches Christentum zu treiben.

Es gibt viele Aufgaben, und Einer kann nicht an Allen tätig sein. Mir liegen oft Aufgaben drückend auf der Seele, die angefaßt werden sollten, und die ich doch liegen lasse. Denn ich fühle, daß sie meine ganze Kraft, meine ungeteilte Hingabe erfordern würden, und wenn ich sie aufnehme, müßte ich die mir näher liegenden unterlassen. Das Eine tun heißt stets ein Anderes lassen. Und manchmal liegen diese notgedrungenen Unterlassungen drückend auf dem Gemüt. Aber wenn ich auch über die zehnfache Kraft verfügte, ich könnte ja doch nicht Alles tun. So tröste ich mich wieder. Ich bin ja nicht allein. Gott hat ja glücklicherweise noch andere und bessere Handlanger als mich. Sie verfügen wieder über andere Gaben, sie haben wohl größere geistige und sittliche Kräfte als ich. Sie mögen tun, was ich nicht vermag. Wollte ich Alles zugleich anfassen, so würde ich mich ja doch nur zersplittern. Also gehe ich den mir gewiesenen Weg und beschränke mich auf das bescheidene mir befohlene Werk: in dieser Beschränkung werde ich wohl am besten dienen.

Es ist also abermals eine Einseitigkeit Kochs, daß er praktisches Christentum und Nächstenliebe nur in der unmittelbaren Arbeit an den Notleidenden zu erkennen scheint. *Praktisches Christentum heißt die einem nächstliegende Arbeit tun*, welche immer es sei. Und es ist nur ein Ausschnitt der allgemeinen Aufgabe, das Geld recht zu verwenden. Der Christ weiß sich als Verwalter des ihm anvertrauten Gutes. Für die Meisten gestaltet sich diese Aufgabe recht einfach, sie haben nicht mehr, als sie für sich und die Ihrigen zum Leben brauchen. Wo die sittliche Aufgabe schwieriger wird, haben wir immerhin keinen äußeren Maßstab, an dem wir ihre Erfüllung messen können, denn wir wissen nicht, was für Jeden die gewiesene nächstliegende Aufgabe ist. Wenn Jemand sein Geld verwendet, um seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, oder für den Flottenverein beizusteuern, oder einem jungen Künstler, der sich emporarbeiten will, die Existenzbedingungen zu gewähren, so mags wohl sein, daß er für die direkte Hilfeleistung an den sittlich und sozial Gefährdeten nur wenig übrig behält. Sofern er aber nur das, was er tut, im Gefühl seiner Verantwortlichkeit und im Bewußtsein einer Verpflichtung als die ihm nächstliegende Aufgabe erfüllt, haben wir kein Recht zu dem Urteil, seine Nächstenliebe sei nur ein friedliches kleinbürgerliches Abzahlungsgeschäft.

Wie steht es nun mit der Frage: Sind wir Christen? So steht es, daß es *überhaupt keinen fertigen Maßstab äußeren Tuns gibt*, den man zur Beantwortung dieser Frage an das persönliche Leben der Menschen anlegen könnte; weder die Teilnahme an den sogenannten christlichen Liebeswerken noch der Verzicht auf die Lebenshaltung der gebildeten Klasse ist ein solcher Maßstab. Die Frage erhält vielmehr diesen Sinn: Hast du deinen Gott gefunden? Hast du es erlebt, wie solches Finden als eine erlösende, beschwingende, beglückende Kraftfülle über den Menschen kommt, die die innere Pein in Freude verwandelt und dir Herrschaft über das Leben verleiht? Hast du deinen Platz im Leben gefunden und die Aufgabe, für die du zu leben und zu sterben hast? Ist dein Leben ein Opfer geworden, das du freudig bringst? Das allein nennen wir persönliches Christentum, und darum dürfen wir allerdings behaupten, daß wir die Pflicht der Nächstenliebe und der unbedingten Hingabe mit vollem Bewußtsein der Tragweite dieser Forderung in unser christliches Programm aufgenommen haben. Daß man aber nun irgendwie im voraus bestimmen dürfe, wie dieses persönliche Christentum sich in der Tat äußern müsse, welchen Platz der Christ einnehmen, welche Aufgabe er erfüllen, welche Opfer er bringen müsse, das lehnen wir ab. Ein Jeder prüfe sein eigen Werk. Laß den Nächsten nun das Seine tun; die Art, wie er es tut, wird den Stempel seines Geistes tragen und offenbar machen, wes Geistes Kind er ist.

Nachdem wir nun die Einseitigkeiten nachgewiesen haben, auf denen Georg Kochs Urteile beruhen, und die ethische Basis richtig gestellt haben, mag sich auf ihr die Gewissensfrage, die er an uns richtet, nur um so reiner und kräftiger erheben: Da die sittliche und soziale Not doch ganz offenbar eine Aufgabe stellt, die Gott dem Christen im allgemeinen so nahe gelegt hat wie nur irgend eine andere, hast du das Recht dich ihr zu entziehen? Du widmest dich dem Studium, der Forschung, dem theologischen Kampf — bist du gewiß, daß dies die Aufgabe ist, zu der du Beruf hast, und daß du damit nicht einer anderen Zeit und Kraft entziehst, die dir näher liegen würde, aber dir vielleicht nicht so bequem ist und dich nicht so schöne Lorbeeren pflücken läßt? Du nimmst Teil an der Lebenshaltung der gebildeten Kreise, kaufst Bücher und Bilder und geschnitzte Möbel, unterstützest Künstler und Kunstunternehmungen — kannst du mit gutem Gewissen sagen: dies gehört mit zu meiner Lebensaufgabe, oder ists nur etwas gefälliger Sport, den du treibst, eine Mode, die du mitmachst, um etwas Glanz um deine Person zu verbreiten? Du rauchst eine gute Marke und trinkst einen teuren Wein, du trägst kostbare Toiletten, hältst eine teure Wohnung, machst Bade- und Seereisen — kannst du mit gutem

Gewissen sagen: das habe ich nötig; kannst du, so lange du das tust, einem an dich ergehenden Hiferuf gegenüber sagen: dafür habe ich kein Geld übrig? Wenn wir alle Christen wären, die ihren Platz im Leben gefunden haben und ihrer Aufgabe mit Hingebung dienen, müßte sich dies nicht tatsächlich in unserem Gesamtleben viel stärker bemerklich machen, vor allem auch in der Richtung, daß die sittliche und soziale Not energischer bekämpft und die soziale Versöhnung angebahnt würde? Ist nicht tatsächlich bei vielen Christen das Gebot der Nächstenliebe zu einer billigen Abschlagszahlung geworden? — Jeder mag sich diese Fragen für sich beantworten. Georg Koch aber seis gedankt, daß er an unsern so leicht einschlummernden Gewissen gerüttelt und die Frage kräftig und nachdrücklich gestellt hat.

August Pauli

Vom Kampf um Luther

1

Die römischen Angriffe auf Luthers Person und Werk erweisen sich immer mehr als ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft, besonders seitdem sie in der Rüstung wissenschaftlicher Forschung auftreten. Der eine Vorteil ist, daß sie neue Probleme aufstellen und protestantische Forscher zu ihrer gründlichen Behandlung nötigen. Aber was mehr wert ist: gebildete Laien fordern zuverlässige Belehrung über Recht und Unrecht der römischen Anklagen. — Die Heldenvergötterung befriedigt den modernen Menschen nicht mehr, und so findet auch hier die nüchterne historische Forschung unserer Kirche sich vor den dankbarsten Aufgaben.

Wer einigermaßen als Fachmann gilt, weiß, in welche Verlegenheiten auch gebildete Männer kommen, wenn ihnen z. B. von Katholiken Aussprüche Luthers entgegengehalten werden, die ihn aufs stärkste blosstellen. Sie haben in der Regel nicht die Möglichkeit, sie auf ihre Genauigkeit, ihren Sinn und Zusammenhang nachzuprüfen. Sie müssen sie auf sich beruhen lassen meist mit einem Stachel im Herzen. Da kommt ihnen ein Buch zu Hilfe, das bereits im vorigen Jahrgang der Christlichen Welt Nr. 48 Sp. 1146 kurz angekündigt wurde: **Für Luther, Wider Rom.** Handbuch der Apologetik Luthers und der Reformation den römischen Anklagen gegenüber von Professor D. **Wilhelm Walther** in Rostock. Halle, Max Niemeyer 1906. 760 S. 10 Mk. Es ist in der Tat das geworden, was es im Untertitel verspricht. Es stellt sich die Aufgabe, alle von Rom gegen Luther und damit gegen die Reformation erhobenen Anklagen unter Angabe der Quellen einer ausführlichen Prüfung zu unterziehen. Wahrhaftig eine Aufgabe, vor der mancher mutige Mann zurückschreckt. Walther verrät uns, daß auch ihm der Widerwille gegen eine Behandlung der geschlechtlichen Fragen, die besonders von Denifle jetzt sehr in den Vordergrund gerückt sind, einst so stark wurde, daß er seine Vorarbeiten darüber vernichtete. Nun mußte er sie neu aufnehmen, weil das Bedürfnis ihrer Behandlung ein schreiendes wurde. Wäre er nicht durch jahrzehntelang fortgesetzte Studien für diese Aufgabe bereits gerüstet gewesen, er hätte die Arbeit nicht so zur rechten Zeit bieten können. Eine Beschränkung freilich mußte er sich auferlegen: Lügen sind schneller gesagt als widerlegt. Er mußte sich gelegentlich begnügen an einem einzelnen Beispiel das unwahre Verfahren bei einer ganzen Klasse von Vorwürfen zu illustrieren. Das künftig noch zu besprechende Buch von **Hegemann** zeigt uns übrigens das Berechtigte einer solchen Behandlung des Stoffs, denn durch die Jahrhunderte hat Rom wohl seine Kampfesweise, aber niemals seinen blinden Haß gegen Luther und Luthertum geändert. Rom ist niemals müde geworden, die alten Anklagen immer aufs neue der staunenden Mitwelt vorzusetzen, selbst wenn diese schon einmal von der Welt als Betrug erkannt worden waren und auch die römische Kirche sich dieses Schmutzes geschämt hatte. Warum aber immer neue Widerlegungen? Walther hat leider Recht: „da die Sucht, etwas Neues und Pikantes anzunehmen, gerade heutzutage nicht gering ist, dürfen wir uns nicht damit begnügen, über diese unerhörten und massenhaften

Anklagen zu lachen, sondern müssen sie allesamt einzeln sorgfältig prüfen; wenn gleich kein andrer Gewinn erzielt werden kann, als daß wir staunend erkennen, was römische Wahrheitsliebe zu konstruieren vermag."

Man fürchte aber ja nicht, daß Walther trockenen Tones seinen Stoff abhandelt. Es ist bei aller Sachlichkeit ihm doch nicht immer möglich, wissentliche Täuschung anders als Betrug, behagliche Aufzählung gewisser Dinge anders als Freude am Schmutz zu nennen. Auch der Spott ist ganz unmöglich zu unterdrücken, wenn der Gegner alte, längst abgetane Behauptungen wie eigene, überraschende Entdeckungen vorzutragen wagt. Daß Walther sich in der Vorrede wegen einiger ironischen Bemerkungen über Denifle, wie man sie bald nach dem Tode eines Gegners sich nicht zu erlauben pflegt, entschuldigt, weil sie damals bereits gedruckt waren, wird man gerne hören.

2

Dem reichen Inhalt gegenüber müssen wir uns hier mit Andeutungen begnügen. Die Einleitung orientiert über die Frage, warum die Römischen gerade Luther immer wieder zum Ziel ihrer Angriffe nehmen. Sie fürchten ihn mehr als Alles. Keiner hat mit solch überzeugender Klarheit den Unterschied römischen Wesens und wahren Christentums aufgedeckt. Warum aber greifen sie nicht seine Lehre, sondern immer wieder seine Person an? Weil sie von dem Wahne nicht loskommen, daß wir Protestanten blind seiner Autorität folgen, wie sie selbst dem Oberhaupt ihrer Kirche. Außerdem: gelingt es ihnen nicht, seine Gründe mit Gegengründen zu überwinden, so scheint es ein Leichtes, ihn selbst als haltloses, verworfenes Subjekt zu zeichnen. — Der Diamant läßt sich nur mit seinem eigenen Staube angreifen, wenn man ihn schleifen will. So ist es jetzt bei seinen Gegnern zum System geworden, Luther aus seinen eigenen Worten zum Scheusal hinzustellen. Und man bedenke: Mit Absicht ist nicht eine Zeile von Luthers Hand, auch aus seiner vertrautesten Privatkorrespondenz nicht, der Oeffentlichkeit vorenthalten worden. Wer würde nicht arg bloß gestellt, wenn ihm das geschähe? Dazu seine Tischreden, zwanglos im engsten Kreise des Hauses hingeplaudert und oft genug in höchst unzuverlässiger Weise überliefert. Das ist dem römischen Historiker urkundliches und Quellen-Material. Luther bekannte freilich von sich, daß er viele Worte rede, die nicht Gottes Wort sind, daheim über Tisch und sonst. Tut Nichts, soviel **Gerechtigkeitssinn** ist bisher bei Luthers Feinden nicht zu finden, daß man ihm diese Rücksichtnahme zubilligen dürfte.

Aber auch der **Wahrheitssinn** der katholischen Luthergegner ist anders als der unsrige gebildet. „Ein Protestant muß total irre geleitet werden, wenn er römische Schriften ebenso auffaßt, wie protestantische Arbeiten gemeint sind, als wollten sie die objektive Wahrheit geben, als seien die Verfasser persönlich von der Richtigkeit aller ihrer Angaben überzeugt."

Walther macht uns mit den einschlägigen Lehren katholischer Moraltheologie vom skrupulösen und vom wahrscheinlichen Gewissen bekannt und wendet sie auf die römischen Darsteller Luthers an. Sie sind vollauf berechtigt, zweifelhafte Tatsachen im ungünstigen Lichte zu sehen, während wir sie nach dem Gesamteindruck der Persönlichkeit beurteilen würden. Sie dürfen Luthers Gegnern alles Böse und Ungünstige nacherzählen, selbst wenn es unzählige Male widerlegt wäre. Die segensreichen Früchte der Reformation existieren für sie einfach nicht. Vollends was protestantische Forscher je Ungünstiges über Luther behauptet haben, gilt dem Katholiken ohne jede Prüfung als vollgültiger Beweis. Die katholische Moral erlaubt auch, bisweilen zweideutiger Worte sich zu bedienen, da der Nächste hierdurch nicht eigentlich getäuscht, sondern nur seine Täuschung zugelassen wird. Wir Protestanten erklären das einfach für Lüge. Es gibt aber unter Luthers Gegnern viele, die in der traurigen Kunst Meister sind, mit anscheinend wahren Worten die abscheulichsten Unwahrheiten zustande zu bringen. Man hüte sich daher aufs ernstlichste einem römischen Zitat aus Luthers Schriften ohne weitere Prüfung zu trauen. Unzählige Male weist Walther in seinem Buche nach, daß nur ein klein wenig guter Wille dazu gehört hätte, um zu erkennen, daß ein Lutherwort ganz andern Sinn gibt, als ein Janssen oder ein

Denifle will. Oft hätte man nur den Nachsatz oder Vordersatz dazu drucken lassen dürfen, um das Gegebene ins Gegenteil zu verkehren.

3

Das erste Buch prüft Luthers Legitimation. Luther stellt an den, der in Gottes Namen wirken will, die doppelte Forderung: 1. daß er ein Amt habe, und was er tue, um des Amtes willen tue; 2. soll er gewiß sein, daß er Gottes Wort lehre und predige und nicht Menschenlehre und Teufelslehre führe. Das müssen auch Katholiken gelten lassen. — Hat Luther es je für seine Aufgabe gehalten, die Kirche zu zertrennen und eine neue zu stiften? Es ist meines Erachtens sehr fein von Walther darauf hingewiesen, daß römische Kirche und katholische Kirche noch zu Luthers Zeiten nicht sich deckten, und daß freilich die römische Kirche es liebe, alles von ihrer Lehre Abweichende für „Neuerung" zu erklären, selbst aber auf dem Tridentinischen und Vatikanischen Konzil die größten Neuerungen vorgenommen habe. Diese Anschauungen nun überträgt ein guter Katholik wie Janssen ganz sorglos auf Luthers Zeiten.

„Indem Luther gegen die Lehre des Prierias von der Unfehlbarkeit des Papstes schreibt, soll er gegen die »Kirche« geschrieben haben; wenn er gegen die römische Kirche schreibt, soll er die »katholische Kirche« angegriffen haben." Walther führt dawider aus: Wenn Luther eine Trennung wünschte, warum widerlegte er denn die unerhörten Lehren vom Papstum, wie Prierias sie aufstellte? Warum will er denn ein Konzil haben? Aus keinem andern Grunde, als damit „der elenden jämmerlich zerrissenen und verwüsteten Kirche geraten und geholfen werde." Hat der Künstler etwas Neues aufgebracht, als er den „alten" Kalkanstrich von dem darunter verborgenen Freskobilde entfernte? Nach Roms Meinung freilich. Das aber hat Luther für seinen Beruf gehalten sein Leben lang, Gottes Wort zu verkündigen als Doktor der heiligen Schrift. Und dazu auf ordentliche Weise berufen zu sein, war in allen Stürmen sein Halt und sein Stolz. Dieses Amt konnte ihm auch kein Bannstrahl des Papstes nehmen, da die Wittenberger Universität nicht unter päpstlicher Gerichtsbarkeit stand. Niemals hat er, wie Janssen lehrt, von sich behauptet eine „außerordentliche Mission" zu haben. Dazu hätte er sich nach seiner eigenen Meinung durch Wunder legitimieren müssen. Aber was hätte ihm das geholfen? Ein Emser war schon damals bereit sie für Teufelstrug zu erklären. Lächerlich ist es, Luthern andere Beweggründe, wie Gewinnsucht, politische Rücksichten und dergleichen, unterzuschieben. Sie fallen in sich selbst zusammen. — Den Untersuchungen über Luthers Glaubensgewißheit, seinen „innern Beruf," zu folgen, überlassen wir dem Leser des Buches. Auch wir meinen, Luther in Worms steht vor jedem Protestanten viel zu klar, als daß er je in diesem Punkte von Rom sein Urteil könnte verwirren lassen.

4

Das zweite Buch handelt von Luthers Waffen. Protestanten haben sie oft nicht fein gefunden. Dagegen hat Hausrath schon schlagend bemerkt: „Die Weise des Kampfes hängt nicht immer von dem ab, der angreift. Verteidigt sich eine Kirche mit Scheiterhaufen, Kerker und Folterzangen, so sind die schnödesten Schmähschriften noch immer human genug." Doch seine Grobheiten werden Luthern wohl nicht nur Protestanten, sondern zur Not auch römische Gegner verzeihen. Aber hat er nicht den „berüchtigten Grundsatz aufgestellt, der sein ganzes Treiben kennzeichnet: Wir sind hier überzeugt, daß das Papsttum der Sitz des wahren und wirklichen Antichristes ist, und halten dafür, daß uns zur Hintergehung und zum Verderben desselben um des Heils der Seelen willen Alles erlaubt ist?" Es handelt sich hier um Luthers Ausspruch in einem lateinisch geschriebenen Briefe. Walther zitiert acht Stellen römischer Polemik, in denen die eben angeführte falsche Uebersetzung sich findet. Sie hat den Rückzug antreten müssen. Komisch ists, wie sie ihn zu decken sucht. So, wenn Janssen später zugibt: „Die Stelle in Luthers Brief an Lange kann man richtig übersetzen: daß uns gegen die Trügerei und Schlechtigkeit desselben (des Papsttums) Alles erlaubt sei." Oder wenn Evers die falsche Uebersetzung mit einem Druckfehler entschuldigt. Nun, immerhin hat Luther geschrieben, gegen die Hinterlist und Schändlichkeit des Papsttums sei Alles erlaubt. Aber hat er damit gemeint, auch Hinterlist und Schlechtigkeit, etwa „eine gute, starke Lüge" anwenden zu dürfen? Seit wann darf man unter „Alles" jedes nur Denkbare verstehen? Wer darf dann noch wagen zu behaupten: Gott kann Alles? Aber der Brief zeigt deutlich genug, daß Luther gegen den Vorwurf seines Freundes Lange, sein Buch „An den christlichen Adel" sei zu heftig und zu stürmisch, doch nicht zugeben kann, daß es Sünde sei des Papsttums Trügerei und Nichtswürdigkeit offen aufzudecken. — Hausrath verglich Luthers Polemik mit den damaligen Angriffen Roms. Walther stellt der Kampfesweise Luthers eine Blütenlese seiner heutigen um vier Jahrhunderte fortgeschrittenen katholischen Ankläger gegenüber. Wahrlich, es gehört ein eigener Geschmack dazu, bei ihnen den Fortschritt zum feineren, gesitteteren Tone der Neuzeit zu finden! Jedenfalls müssen wir Luther zugestehen, was Denifle von seinem eigenen Buche schreibt: „Ich habe richtig vorausgesehen, daß ich kräftig anpacken müsse." Luther hatte in ein Wespennest gegriffen, wehe ihm, wenn er nicht fest gegriffen hätte!

Vonwegen der Frage, ob Luther geglaubt habe, sein Werk mit äußerer Gewalt, oder mit Hinterlist und Lügen verteidigen und ausbreiten zu müssen, verweisen wir wieder auf Walthers Schrift, um nur noch Einiges aus dem dritten Buche über Luthers Charakter und Moralität anzuführen.

5

„Verlogenheit, Feigheit, Hochmut sehen die Römischen als die am stärksten hervortretenden Züge des Charakters Luthers an. Und seinen bösen Lüsten soll er die Herrschaft über sich eingeräumt haben, vor allem dem »Saufteufel« und der geschlechtlichen Begierde. Daraus soll auch seine neue religiöse Anschauung entstanden sein."

Luthers Feigheit! Wir preisen vor Allem seinen Mut. Die klarsten Tatsachen bezeugen ihn. Wie ists nur möglich, daß Jemand ihn leugnen kann? Entweder macht uns die Liebe oder jene der Haß blind. Wenn auch seine heutigen Feinde schließlich zugeben müssen, daß er bisweilen mit großer Kühnheit aufgetreten sei, so erklären sie das mit dem Vertrauen auf eine mächtige Bundesgenossenschaft, die adlige Revolutionspartei. Stand sie etwa hinter ihm, als er den ersten folgenschwersten Schritt wagte und seine 95 Thesen anschlug? Oder konnten sie ihm helfen, wenn er allein von seinen Kollegen im pestverseuchten Wittenberg blieb? Davon und von vielem Andern wissen seine Gegner freilich Nichts.

„Unbändigen Hochmut sehen die Römischen schon in allen den Erklärungen Luthers, daß er nicht seine eigenen Gedanken, sondern Gottes Wort verkündige, daß ihm seine Lehre von Gott geoffenbart sei, daß er Gewißheit der Wahrheit und des Heils besitze."

Auch hier gehen unsere und ihre Wege auseinander. Mögen sie es als höchste Tugend eines treuen Sohnes der römischen Kirche preisen, immerdar seines Heiles ungewiß zu sein und allein auf die Kirche seine Hoffnung zu setzen: uns steht die Heilsgewißheit eines Apostels Paulus unendlich höher, wenn sie auch auf nichts Andres als seine Glaubenserfahrung sich stützte. Von hier aus beurteilen wir auch Luthers Selbstbewußtsein bezüglich seiner Lehre. Daß damit Hand in Hand die größte Demut vor Gott und Bescheidenheit vor Menschen geht, erfahren wir alle Tage.

Der Mönch Denifle hat nun besonders Luthers Verhalten zur bösen Lust zum Gegenstand seiner Angriffe gegen Luthers Charakter gemacht: „Luthers selbstverschuldeter trauriger innerer Zustand ist der Mittelpunkt seiner Theologie. Dies haben alle protestantischen Theologen übersehen." Darum habe er auch seine unglaubliche Rechtfertigungslehre erfunden. Mit Jubel hat man diese Entdeckung begrüßt. Walther kann nicht umhin auch hier den Unterschied römischer und evangelischer Denkweise und das zum Teil böswillige Mißverständnis von Luthers Satz „Die Begierlichkeit ist unüberwindlich" aufzudecken. Ob Luther

ein Mann des Gebetes war? Ob er sich und Andern das Sündigen erlaube? sind Fragen, deren Behandlung besonders die nachlesen mögen, auf welche Denifles Zitate einigen Eindruck haben machen können. Daß es deren gibt, weiß ich aus Erfahrung.

Das Kapitel über „Luthers angebliche Unmäßigkeit“ hätte Walther sich vielleicht zum Teil ersparen können, wenn ihm die Arbeit des Jesuiten Grisar „Der gute Trunk in den Lutheranklagen, Eine Revision“ in den Historischen Jahrbüchern der Görres-Gesellschaft XXVI (1905) S. 479—507 schon zur Hand gewesen wäre. In nüchterner Weise und anständigem Tone wird von Grisar festzustellen gesucht, „daß von beiden Seiten gefehlt wurde, sowohl von den Gegnern Luthers durch mancherlei unberechtigte Uebertreibungen, als von den Verteidigern mit ihrer gewaltsamen Hinwegräumung der wirklich vorhandenen und sehr bedeutenden Klagepunkte.“ Das Gesamturteil geht dahin, „daß damals im neuen Glauben das christliche Streben unter Lockerung der Buße und der guten Werke sozusagen an das Niveau des Alltagslebens gefesselt wurde, und daß man vielfach nicht einmal dieses Niveau erreichte, sondern in bewußter Weise und mit System darunter blieb.“ Wir sehen in diesen Erscheinungen weniger die Folgen des „neuen Systems“ als vielmehr Nachwirkungen des alten. Oder will Grisar uns glauben machen, daß dieses auch nur die Klöster oder den päpstlichen Hof vor dem beklagten Herabsinken unter das Niveau des christlichen Ideals bewahrt habe? Ueber die viel behandelte Briefunterschrift Doctor plenus (vgl. Christliche Welt 1904, Nr. 6) wird mit Bezug auf Denifles letzte Aeußerung zur Sache „Ich sah mit mehreren Gelehrten die Unterschrift noch einmal an und wir kamen zu dem Resultate, daß das schlecht und undeutlich geschriebene Wort, wenn Etwas, so Plenus heißen müsse oder wenigstens heißen könne“, keine Entscheidung gegeben. Jedenfalls wird sie nun Niemand mehr zu einer Anklage auf Trunksucht gegen Luther verwenden können. Walther hat sich aber der Mühe unterzogen, alle vierzehn Punkte, mit denen Denifle seine Anklage auf Unmäßigkeit gegen Luther stützt, zu prüfen, und man wird gut tun, neben der Schrift Grisars auch seine Ausführungen zu würdigen.

Auch das widerwärtige Kapitel über Luthers Stellung zum geschlechtlichen Gebiete, das die Römischen mit soviel Behagen ihren Lesern vorsetzen, hat Walther gründlich behandelt. Gottlieb äußert sich über Luthers Art einmal: „Unmöglich kann ich mir vorstellen, ein guter Vater werde einen Düngerwagen schicken, um seine geliebten Kinder in die Heimat abzuholen.“ „Zoten, Obszönitäten, Gemeinheiten und Trivialitäten“ hält Denifle unermüdlich Luthern vor. Zunächst behandelt Walther die Frage, wie Luthers freie Redeweise zu beurteilen sei, so, daß man nicht umhin kann, der römischen Kirche, ihren Kanzelrednern und den von ihr gehätschelten Humanisten den Vorwurf zurückzugeben, daß sie leider es versäumt habe, bessere Begriffe von Anstand ihren Gliedern beizubringen. Luther ist im Gegenteil der Erste gewesen, der den Kampf gegen die Frivolität seiner Zeitgenossen mit ganzem Ernst aufgenommen hat und dem mit Recht von Mathesius bezeugt wird, er habe nie ein schamloses Wort aus seinem Munde gehört. Ueber Luthers ungezügelte Fleischeslust und seine Verheiratung finden die Römischen natürlich kein Ende. Wenn der früher lutherische Pastor Evers den traurigen Mut hat, Luthern den Bruch seines Mönchsgelübdes vorzuhalten, so geschieht ihm wahrhaftig Recht, wenn Walther die Gegenfrage stellt: „Oder hat Evers nicht Gelübde gebrochen und gemeint, Gott einen Dienst damit zu tun? Hat er nicht sein Konfirmations- und sein Ordinationsgelübde gebrochen, da er katholisch ward?“ — Doch vielleicht wird die Ehe durch Luthers Prinzipien herabgewürdigt. Auch hier führen uns Walthers Untersuchungen sicher. — Ueberraschend wird für Viele sein, daß das angebliche Lutherwort: „Willst du nicht, so will eine Andere; will Frau nicht, so komm die Magd,“ nichts Anderes ist, als die Verwendung zweier volkstümlichen Sprichwörter zur Illustrierung des Gedankens, daß eine Frau, die ihrem Mann die eheliche Pflicht versage, sich ihres Rechtes an ihn verlustig mache. — Bei der Untersuchung über Luthers Stellung zur Bigamie Philipps von Hessen wird ohne Weiteres zugegeben, daß Luther noch immer teilweise befangen war in den Anschauungen der römischen Kirche, daß eine Anklage gegen ihn sich also eigentlich gegen diese richte. Wenn der katholische Gegner hierbei an Luther den Maßstab unserer heutigen fortgeschrittenen Sittlichkeit anlegt, darf er nicht vergessen, daß wir alle diese Fortschritte eben nicht Rom, sondern Luther verdanken.

Für den bequemeren Gebrauch als Handbuch dienen sechs Register. Ich glaube, daß es für den Evangelischen, der Roms Angriffen täglich ausgesetzt ist, besonders für Geistliche in der Diaspora ein unentbehrliches und zugleich nie versagendes Rüstzeug sein wird, und daß andrerseits kein Andrer so berufen war, es uns zu bieten, als Walther. Ernst Thiele

---

Aus dem Tagebuche eines vergangenen Jahres

5

Es ist überraschend, wie viel die äußerlichsten Angewöhnungen zur Erziehung der Seele beitragen. Was hat mir der Vorsatz langsam zu gehen oder langsam zu schreiben zur Erlangung von Seelenruhe geholfen! Demnach wäre eine peinliche Gewissenhaftigkeit im äußeren Auftreten ein vorzügliches Mittel zur Erlangung vollkommener Selbstbeherrschung — natürlich bei Menschen, die über Mangel an Innerlichkeit nicht zu klagen haben.

* * *

Es ist merkwürdig, wie versuchliche Gedanken sich oft vorher ankündigen durch eigentümliche Gefühle und Stimmungen, sodaß man sie schon gleichsam von weitem im unbewußten Reich anschleichen sieht, wie eine Sturmkolonne, die in unsichtbarem, unterirdischem Graben sich der Festung nähert, ehe sie sich zum Sturm aufrichtet. Wer im rechten Kampf der Selbsterziehung steht, hat deshalb oft genug auf dem Schlachtfeld, nicht der ausgesprochenen Gedanken, sondern der dumpfen Empfindungen und Stimmungen einen Kampf gegen „unbekannt“, „unsichtbar“, „unbewußt“ zu führen, der aber häufig das Schicksal seiner nächsten Stunden entscheidet.

* * *

Zur Selbsterziehung gehört auch eine energische Stromregulierung der unterbewußten Strömungen unsres Innenlebens. Unser Inneres muß sein wie mit feinstem und edelstem Explosionsstoff gefüllt, der bei der leisesten Berührung mit großen Dingen und Gedanken aufflammt.

Der Mittler

Roman von Walther Nithack-Stahn. J. Frickes Verlag, Halle a. S. 387 S. 3,50, geb. 4,50 Mk.

Mit dem Pastor beschäftigt sich seit geraumer Zeit die gesamte (nicht mehr bloß die kirchliche) Oeffentlichkeit. Der beste Beweis dafür: die Litteratur. Es ist auch gut so. Nur hinein mit dem Pastor in die freie weite Diskussion! Er kann daraus nur gewinnen.

Aber der Pastorenstand muß allerdings, wenn man ihn zum Gegenstand darstellender Kunst macht, wünschen, daß es mit Verständnis und Gerechtigkeit geschehe. An Pastoren Spielhagenscher Schöpfung kann uns Nichts liegen; da soll man uns besser ganz aus dem Spiel lassen. Und — wer kann es leugnen? — Spielhagen hat gerade auch mit seinen tendenziösen Pastorenbildern Schule gemacht. Selbst Polenz ist in mancher Hinsicht sein Nachfolger geblieben, oder wenigstens: im „Pfarrer von Breitendorf“ sein Nachfolger gewesen. Ists ein Wunder? Der Pastor steht dem Verständnis anderer Stände noch ferner als der Jurist, der Arzt. Er ist noch immer etwas für sich. Der Heiligkeitsnimbus, mit dem ein falsches Amtsbewußtsein ihn umgeben hat, ist vielen Menschen, auch vielen Schriftstellern, so

ärgerlich, daß sie dem Pastor auch als Menschen, wo sie nur irgend können, eins auswischen.

Also Sachkenner hervor! Und wer wäre hier mehr Sachkenner als der Pastor selber? Wenn der Pastor seines Standes Bild zeichnet, — vielleicht besteht die Gefahr, daß er zu freundlich schildert? Es kommt darauf an, ob der Zeichner ein Künstler ist, der wiederzugeben weiß, was er geschaut, und der in Wahrheit zu schauen und zu erleben weiß!

„Der Mittler" ist von einem Pastor geschrieben und behandelt Pastoren. Ein alter Pastor alter Art und ein junger Pastor neuer Art, Vater und Sohn, stehen im Vordergrund. Andere Pastoren bilden ein Stück der Staffage. Der Alte ist fertig, als das Buch beginnt; soweit es für ihn noch Entwicklung gibt, handelt es sich nur darum, wie er zum neuen Werden sich stelle. Der Junge aber **wird** vor unseren Augen: er **wird** ein Theologe, er **wird** Neuerer, er **wird** durch Schwanken und Irren hindurch ein Pastor. Das alles hat in diesem Buch einer beschrieben, der es nicht vom Hörensagen weiß, sondern aus eigenem Mitleben und Selbstleben, der die alte Generation kennt, weil er von ihr erzogen ist, und die neue Generation, weil er selber zu ihr gehört, der die alte Generation liebt, weil er ihr viel zu danken hat, und der mit der jungen Generation fühlt und denkt, weil er muß. Ein Sachverständiger schildert ein Pastoren-, ein Theologen-Milieu. So etwas brauchen wir. Ich freue mich nicht weniger über das prächtige Bild des priesterlichen alten Herrn, der so fest steht in seinen Ueberzeugungen, so zuversichtlich in der Gewißheit der übersinnlichen Welt, so hoch in der Achtung der Gemeinde, als über das Bild des Sohnes, der aus der Gefolgschaft des Vaters in ganz andere Bahnen mündet. Unter den andern Pastoren sind auch unsympathische Gestalten: der Klosteröder mit seinen unausgetragenen Zweifeln, seinen ungelösten innern Disharmonieen, Pastor Renner mit seinem Strebertum und einer „guten" Gesinnung, die nicht ganz den Eindruck der Echtheit macht. Das Bild des Ersteren könnte gerade hinsichtlich der Zweifel, die ihn schließlich zum Selbstmord treiben, klarer gehalten sein; mir macht diese Figur am wenigsten den Eindruck der Naturtreue. Jedenfalls hat aber der Autor recht, daß er auch Schatten auf sein Bild fallen läßt. Man würde zwar auch ohnedies nicht den Eindruck gewinnen, als wolle er kritiklos loben: es handelt sich nicht um Verherrlichung, sondern um wahre, nüchterne Abzeichnung. Aber zur Vollständigkeit gehören freilich auch noch andere Leute als die Beiden: Arnd und sein Vater.

Ein Sachverständiger schriebs; ich freue mich, sagen zu dürfen: auch ein Künstler. In manchem Drama schon hat Nithack-Stahn sein Können gezeigt; seinen „Christen" z. B. wünschte ich von Herzen, daß man sich für das Volksschauspiel ihrer erinnerte. Auf dem Gebiet des Romans ist der Mittler sein Erstlingswerk; aber ein Werk, das Kraft und Kunst zeigt. Nicht von der Sprache allein rede ich; die ist hier schlichter als in den Dramen, aber sie ist edel und fein, das passende Kleid für gute Gedanken. Auch nicht von der Kunst der Einzelmalerei allein rede ich: freilich auch von ihr; denn Szenen wie z. B. die Versammlung zur Gründung eines Arbeitervereins sind prächtig durchgearbeitet, wirksam gestaltet. Den ganzen Wurf meine ich: ist er gleich keineswegs frei von Schwächen, so ist er im Ganzen doch wohl gelungen; das Thema ist klar durchgeführt; der Faden wird energisch festgehalten, die Entwicklung sorgsam geleitet. Die Art der Gedankenbildung meine ich: hier ist kein seichtes Schwatzen, kein tändelndes Plaudern, sondern ernstes, ehrliches Gestalten aus der Tiefe heraus. Den Schmelz meine ich, der über dem Ganzen liegt; in der Tat, da haben wir keinen photographierenden Naturalismus, aber feinen und guten Realismus.

Die Entwicklung des Pfarrersohnes Arnd ist das Thema des Buches. Es ist also die Geschichte einer Jugend, eines Werdegangs, wie wir ähnlich jetzt viele haben. Aber es ist die Geschichte eines **inneren** Werdens, die Geschichte religiösen Ringens, die Entwicklung eines Denkenden. Der ganz im Banne der Orthodoxie aufgewachsene Junge wird ein Zweifler, ein Freigeist; er schwankt und bedenkt; er übt das Amt und gibt es auf, um schließlich doch wieder ein Pfarramt zu nehmen, nur als ein freier Mann und mit freien Anschauungen. So etwas zu schildern hatte Polenz versucht; und auch das Erbe der Stubenrauch bedeutete ein Tasten nach der gleichen Richtung. Aber Nithack-Stahn konzentriert sich noch mehr auf das Innerste seines Arnd als Polenz auf das Werden seines Gerland; und er geht viel tiefer als Schaer. Freilich, er hätte noch tiefer gehen können. Fürchtete er, zu theologisch zu werden? Aber bei so abgründigen Fragen kann der Autor dem Leser Geistesarbeit ernstester Art doch nicht ersparen. So gewiß Nithack-Stahn tiefer bohrt als die Vorgänger, — auch er läßt in dem Werden seines Helden noch Vieles ungeklärt. Das Religiöse, auch das Theologische tritt mehr in den Hintergrund, als es für die Wahrscheinlichkeit der Entwicklung und für den Abschluß derselben gut ist. Bei einem so frischen, mutigen Denker wie Arnd muß es mehr durchs Denken hindurchgehn! Wo bleiben die Uebergänge des **Denkens** von dem, der das Amt quittiert, zu dem, der es wieder aufnimmt?

Arnd wird Hilfsprediger und hat große Erfolge. Wohl wird eine innere Unsicherheit an ihm bemerkbar, — wenigstens der feinfühlige Leser wird sie spüren. Trotzdem wird man aufs höchste überrascht, als der Hilfsprediger nachher sein Amt plötzlich hinwirft, — hinwirft mit dem vor versammelter Kirchenvertretung abgelegten Bekenntnis, er habe **gelogen**. Diese Wendung, unzureichend motiviert, wie sie ist, rechne ich zu den Schwächen des Buchs; ist sie vielleicht nur ein Zugeständnis an dramatische Neigungen?

Der frühere Vikar geht dann eigene Wege: auf Reisen, als Hauslehrer, in freundschaftlichem Sichneigen zu Jüngeren, in liebendem Aufschauen zu einer älteren Frau, der es dann doch zu entsagen gilt. Diesen Schlußteil halte ich hinsichtlich seiner Kompositition für den am wenigsten gelungenen des Buchs. Die einzelnen Episoden folgen einander nicht bloß, wie auch sonst manchmal in dem Buch, zu sehr szenenweise abgerissen, sondern hier auch zu zufällig, zu unbegreiflich. Das Verhältnis zu Frau Martha ist keineswegs frei von Unwahrscheinlichkeiten; die endliche Wendung — Arnd wird Pastor im entlegenen Klosterode — ist nicht genügend vorbereitet. Allerdings enthält anderseits gerade dieser Schlußteil seelische Feinheiten und dichterische Schönheiten, die wir dem Autor herzlich danken; und gerade er bringt den Abschluß, nach dem wir verlangen.

„Der **Mittler**." Erst dieser letzte Teil läßt uns den Titel des Buchs verstehen. Arnd wird der Mittler seines Zöglings und dieser wird ihm zum Mittler. Arnd wird auch für Frau Martha zum Mittler — und sie für ihn. „Das ist ja das höchste Wunder der Liebe, daß Zwei aneinander glauben und so Jeder dem Andern der feste Punkt wird, auf dem seine Seele fußt, der Standpunkt in der Allwirrnis, von dem aus sie sich lichtet." Und nun mag Arnd als Mittler auch zu einer Gemeinde gehen: „Was können Sie überhaupt den Menschen sein — wenn Sie lieben! Gehen Sie hin und tun Sie der Welt Ihre Seele auf!"

„Wenn Sie lieben!" Vorher konnte er nicht lieben. Das ist die Lösung vieler Rätsel in dem Lebensgang dieses Theologen. Deutlicher kann es durch nichts Anderes werden, daß Nithack-Stahn nicht eines Theologen Werden schildern wollte, der nebenbei Mensch ist, sondern das Werden eines Menschen, der nebenbei Theologe ist. Wer wollte ihm das verargen? Ganz im Gegenteil, wir danken es ihm! Wehe uns, wenn wir nicht Menschen sein wollen! Ich halte es für einen großen Vorzug dieses Romans, daß er sich so energisch müht, Beides in Eins zu schauen: den Theologen und den Menschen, daß er den Theologen nicht werden läßt ohne den Menschen. Nur — daß eben der Theologe dabei doch ein wenig sehr nebenbei kommt. Und dann: gerade dieses Ende der Entwicklung läßt den Wunsch aufkommen, daß schon ihre früheren Stadien ein wenig mehr leitende Hinweisung enthalten hätten. Das Ganze wäre dann noch geschlossener, wuchtiger geworden.

Ein Theologenroman! Aber zugleich: die Geschichte eines Menschenherzens. Beides in Einem sein, treu und wahr zu schildern, das ist eine Kunst. Auch wenn wir noch manche Frage und manchen Wunsch dem Autor gegenüber auf dem Herzen haben, — wir freuen uns seiner Kunst, die den Theologenroman ein gut Stück weiter gebracht hat.

Martin Schian

Verschiedenes

Vom Deutschen Palästina-Verein. Die Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, Band XXIX, Jahrgang 1906, 220 Seiten 8° mit 4 Tafeln und 16 Abbildungen, in Kommission bei K. Baedeker, Leipzig (Preis 12 Mk., Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von 12 Mk. [vom 1. Januar 1907 ab eintretende jedoch einen solchen von 15 Mk.] zahlen [Anmeldung beim Unterzeichneten], erhalten die „Zeitschrift" und die „Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins" gratis) ist mit Ausgabe des letzten Doppelheftes des laufenden Jahrgangs um einen Band bereichert, der allgemeinen Interesses sicher sein kann. Er bietet außer zahlreichen, zum Teil sehr eingehenden Rezensionen, besonders über Schriften zur Topographie Jerusalems, 1. eine Anzahl topographischer Studien, die auf genauen an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen beruhen. So behandelt Past. prim. E. Zickermann-Breslau die Chirbet el-Jehûd, die Stätte von Bettîr, wo die letzten Freiheitskämpfe der Juden unter Barkochba ausgefochten wurden (mit genauem Ortsplan); Lic. Dr. G. Hölscher-Halle gibt einen topographischen Kommentar zu den Kämpfen des Judas Maccabaeus im Ostjordanland (1. Makk. 5); Divisionspfarrer Dr. Friedrich Fenner-Straßburg erörtert die Ortslage von Bethanien und insbesondere die Echtheit des Lazarusgrabes (mit Plänen, Photographien und Zeichnungen). 2. Eine Reihe weiterer Aufsätze beschäftigen sich mit alten Quellen zur Topographie Palästinas, nämlich mit Ptolemaeus, mit der Notitia dignitatum und mit dem Onomasticon des Eusebius (Dr. P. Thomsen, mit großer Karte) und mit dem Bericht des Pilgers von Bordeaux aus dem Jahre 333 (Pfarrer Eckardt-Windischleuba [mit Plan] und Pfarrer Dr. theol. E. Mommert-Schweinitz), wozu noch die Herausgabe des Berichtes des Kanonikus Ulrich Brunner vom Haugstift in Würzburg über seine 1470 unternommene Reise nach Jerusalem mit Einleitung und Anmerkungen von dem inzwischen leider zu früh verstorbenen Professor Reinhold Röhricht-Berlin kommt. 3. Der Direktor des Deutschen evangelischen archäologischen Instituts zu Jerusalem, Prof. D. G. Dalman, berichtet über einige archäologische Funde (Neuaufgefundene Gewichte, das phönizische Grab und den „Messiasthron" bei Merôn in Galiläa, über das Löwenbild an der Felsenburg des Wâdi el-Hamâm in der Nähe des Sees Tiberias, das Stierbild und andere Skulpturen aus er-Rummân im Ostjordanland, sämtliche Berichte mit Abbildungen). Dazu kommen endlich noch einige kleinere Notizen. — Die „Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins 1906" enthalten den Schluß der Ausgrabungsberichte vom Tell el-Mutesellim (vgl. Christl. Welt 1906, Nr. 16) mit zahlreichen Plänen und Abbildungen und mehrere kleine Mitteilungen.

Halle a. S. Carl Steuernagel

Ueber Staat und Kirche haben die Leser der Christlichen Welt in den letzten Jahren so viel lesen müssen, daß ich schwere Bedenken trage, die Frage auch nur noch einmal anzurühren. Ein kleines Schriftchen aber bin ich schuldig, zu nennen, weil es meines Erachtens glänzend ist und das hier vorliegende Problem nicht nur in der Tiefe erfaßt, sondern auch die einzig mögliche, im Interesse des Staates wie der Religion liegende Lösung gibt: E. Scheer, Staat und Kirche. (Mülhausen i. E. 1905. 27 S. 40 Pfg.) Scheer vertritt im wesentlichen die These, die ich in den Spalten der Christlichen Welt verfochten habe, daß Trennung von Staat und Kirche im modernen Staat ohne schwerste Schädigung unserer gesamten geistigen Kultur und ohne die bittersten Kämpfe heraufzubeschwören, unmöglich ist. Aber er unterbaut diesen Satz mit Gedankengängen des modernen demokratisch und sozial gestimmten Arbeiters und infolgedessen ganz außerordentlich eindrucksvoll. Dabei hat er eine glückliche Gabe, die Dinge so einfach zu formulieren, daß sie Jedermann einleuchten müssen. Die Schrift ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den Scheer in einer öffentlichen neutralen Versammlung gehalten hat. Der Gegenredner war der badische Demokrat Muser, dessen Steckenpferd die Behandlung dieser Frage ist, — nur daß er leider unter Kirche immer sofort die katholische versteht. Die Verhandlung verlief, wie ich höre, durchaus würdig und hat gewiß der so wünschenswerten Aufklärung aufs Beste gedient.

Auch unsern orthodoxen Brüdern sollte zu denken geben eine zweite Schrift: Staatskirche und Freikirche, Union und Separation, mit besonderer Rücksicht auf Bayern biblisch und geschichtlich beleuchtet von Johannes Meisinger. (Söllingen bei Durlach, Selbstverlag, 111 S. 1 Mk.) Wir erfahren aus dieser Schrift, daß eine seit 33 Jahren in Bayern bestehende separierte evangelisch-lutherische Freikirche sich neuerdings kräftiger rührt und die Bayrische Landeskirche nicht mehr als lutherisch anerkennt. Vor allem aber erfahren wir Näheres über die Gründe dieser Separation. Es sind im Wesentlichen folgende: der Mangel an Kirchenzucht und die Duldung der Abendmahlsgemeinschaft mit reformierten „Gästen"; der Zutritt der Bayrischen Landeskirche zum Evangelischen Kirchenausschuß; der Mangel an fester lutherischer Lehrzucht; die Begünstigung des Gustav Adolf-Vereins; die Einräumung der Kanzel der Speyrer Protestationskirche an den unierten Dryander; die Entgegennahme von Glückwünschen eines schweizer reformierten Pfarrers beim Gustav Adolf-Fest in Lindau; das Territorialprinzip, wonach alle zuziehenden Protestanten ohne weiteres zur Landeskirche gerechnet werden ohne Untersuchung, ob sie der lutherischen Abendmahlslehre zustimmen, und dergleichen mehr. Wir werden auf derartige Angriffe, so kleinlich und kindisch sie zum Teil erscheinen, ernsthaft achten müssen — sie sind nur die Konsequenz eines Kirchenbegriffs, für den die äußerlich erkennbare und abgrenzbare Einheit der Lehre konstitutiv ist.

Wie anders ist die Atmosphäre, in die uns das gleichfalls von einem bewußten Orthodoxen herrührende Schriftchen von Dekan Ch. Römer versetzt: Christus und die Zukunft unsrer Landeskirchen. (Stuttgart, Gundert 1905. 32 S. 50 Pfg.) Ja, mit solchen Gegnern möchten wir wohl gern immer zu tun haben. Denn hier redet ein Mann, der die Schwierigkeiten der Lage wohl kennt und dem es um die Hauptsachen zu tun ist, dem die heilige Schrift nicht Lehrgesetz ist, und der weiß, daß es keine unfehlbare Auslegung der Bibel und Bekenntnisse gibt, der die Einheit der Kirche im Religiösen, im Glauben an Christus sieht, und ein Gefühl dafür hat, daß auch aus den Modernen das Gewissen redet. Obgleich Römer sich entschieden gegen die absolute Lehrfreiheit ausspricht und die Forderungen der Freunde der Christlichen Welt energisch ablehnt, ist er gar nicht so weit davon entfernt. Denn auch er weiß kein juristisch faßbares Lehrgesetz aufzustellen, und auch er weiß als Mittel zur Aufrechterhaltung der Kirche als einer Gemeinschaft von Christusgläubigen kein Mittel, als den Appell an das Gewissen. Und tiefe Achtung erfaßt uns, wenn er schließlich mit seinen Gedanken dabei anlangt: ein Ausweg bleibe den Gläubigen zum Schutz ihrer Gewissen ja immer frei, der der Separation. Aber Römer irrt, wenn er meint wir träten für schrankenlose Lehrfreiheit ein; wir streiten in Wahrheit nicht für Freiheit, sondern für Ordnung, aber eben eine solche, die zur Schonung der Gewissen geübt wird und zur Achtung der Gewissen anhält.

Endlich erwähne ich eine Flugschrift des Evangelischen Bundes (Nr. 231): Was versteht der Katholik und was der Protestant unter Kirche? von Fr. Stober (Leipzig 1905, 45 Pfg.). Darin wird der offizielle Römische Kirchenbegriff dargestellt und nicht übel an der Hand der Bibel beleuchtet. Nur erschiene mir wichtig, ihm nicht nur das reformatorische Verständnis der wahren Kirche, der Kirche des dritten Artikels, sondern auch das daraus sich ergebende Urteil über die kirchliche Institution gegenüberzustellen. Foerster

Zur Brandenburgisch-Preußischen Kirchengeschichte sind in neuerer Zeit eine ganze Reihe von Schriften erschienen, die in erfreulicher Weise zeigen, wie stark sich das Interesse dem lange vernachlässigten Gebiete der Geschichte unsrer Landeskirchen zuwendet. Nicht ohne Wehmut nenne ich zunächst die letzte, nachgelassene Schrift von D. Theodor Woltersdorf: Zur Geschichte der evangelisch-kirchlichen Selbständigkeitsbewegung. (Herausgegeben von D. J. Websky. Berlin, Schwetschke und Sohn 1905. 1,25 Mk.) Woltersdorf behandelt hier die ersten Ursprünge der Bewegung auf Trennung von Staat und Kirche im Anfange und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit derselben Sachkunde und Feinheit des Urteils, die alle seine Schriften über Kirchenverfassung und Kirchenrecht zierten.

Der jahrelange Streit um die Geltung und Bedeutung der Brandenburgischen Konsistorialordnung von 1573 und die Kirchenbaupflicht der Stadtgemeinde Berlin ist, wie bekannt sein dürfte, zu Ungunsten der kirchlichen Ansprüche entschieden. Die Folgen werden noch lange in dem kirchlichen Leben der Hauptstadt zu spüren sein. Auf allen Seiten aber wird eine Begleiterscheinung des verwickelten Prozesses auf Dank rechnen können: er hat zu einer außerordentlichen Vermehrung unsrer Kenntnisse von der Entwicklung des Brandenburgischen Kirchenwesens geführt. Das 39. Heft der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins macht einen Teil des dabei, namentlich von den Sachwaltern der Kommune, ausgegrabnen Materials weitesten Kreisen zugänglich und stellt zu unsrer großen Genugtuung noch Weiteres in Aussicht. Es hat zum Verfasser den Geschichtsschreiber des Kammergerichts und ausgezeichneten Kenner der Brandenburgischen Verfassungsgeschichte, Dr. jur. Friedrich Holtze und führt den Titel: Die Brandenburgische Konsistorialordnung von 1573 und ihre Kirchenbaupflicht (Berlin, Mittler und Sohn 1904. 3 Mk.)

Wie hier eine Einzelfrage den Anstoß zu einer umfassenden Untersuchung der Entstehung und Fortbildung des märkischen Kirchenwesens gegeben hat, so ist umgekehrt zur Lösung des großen Problems „Staat und Kirche" ein einzelner, aber sehr wichtiger Punkt herausgegriffen worden in einem Buch von Johannes Niedner, abermals einem Juristen, Professor des öffentlichen Rechts in Jena, früher Mitglied des Preußischen Oberkirchenrats und als solcher Verfasser der vielbeachteten Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum dieser Behörde (1900). Es ist betitelt: Die Ausgaben des preußischen Staates für die evangelische Landeskirche der älteren Provinzen, ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen. (Stuttgart 1904, Heft 13 und 14 der von Ulrich Stutz herausgegeben Kirchenrechtlichen Abhandlungen.) In der Tat ein außerordentlich wertvoller Beitrag mit höchst überraschenden Ergebnissen. Hoffentlich gelingt es dem Buch, wenigstens zweierlei Erkenntnisse endlich einmal sicher zu stellen. Erstens, daß die Lehre, als sei das Verhältnis zwischen Staat und evangelischer Kirche im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts lockrer geworden, gründlich falsch ist: der Staat hat sich im Gegenteil des Kirchenwesens in einer Weise selbst angenommen und seine Pflege als Staatsaufgabe anerkannt, wie kaum je zuvor, und damit natürlich auch seine Macht über die Kirche stark gesteigert. Zweitens, daß die Klage, die evangelische Kirche sei durch die Säkularisationen, sowohl der Reformationszeit wie des neunzehnten Jahrhunderts, schwer geschädigt, ihr dadurch wohl gar ein Anspruch auf Entschädigung zugewachsen, völlig unbegründet ist. Nämlich, wenn man unter evangelischer Kirche den Komplex kirchlicher Anstalten des Gottesdienstes und des Pfarramts versteht. Niedners Buch wird Niemand ungelesen lassen dür-

fen, der das Problem Staat und Kirche nicht als ein philosophisches, sondern als ein historisches ansieht.

Niedner hat es streng vermieden, ein persönliches Urteil über die von ihm erzielten Ergebnisse hervortreten zu lassen. Wir finden auch nicht die leiseste Andeutung, ob er die geschilderte Entwicklung, die Staat und evangelische Kirche in so enge Verbindung gebracht hat, beklagt oder für normal und reformatorischen Ideen entsprechend hält, ob er von der Zukunft eine Fortsetzung dieser Beziehungen oder eine Gegenbewegung erwartet. Näher an diese Fragen heran führt uns eine Rede des Herausgebers der Sammlung, worin Niedners Buch erschienen ist, Ulrich Stutz: Die kirchliche Rechtsgeschichte (Akademische Festrede, Stuttgart 1905). Dieser macht kein Hehl daraus, daß er die Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert als eine Verschlechterung der Lage der Kirche ansieht, und daß die Zukunft eine Verselbständigung der Kirche bringen müsse. Stutz faßt auch die evangelische Kirche als eine selbständiges Recht erzeugende Genossenschaft. Ist sie das, so ist allerdings das Urteil richtig, daß wir nachholen müssen, „was die Reformation, wenigstens die deutsche, versäumt hat, um der Gemeinde, um der Landeskirche, um einer deutschen Bundeskirche und später vielleicht einmal einem über die Reichsgrenzen hinausgehenden Zusammenschluß der Evangelischen Gestalt und Rückgrat gegenüber dem Staat zu geben." Von solchen Idealen aus versteht sich auch die Lossagung von Luthers „großartiger Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen Alles, was von äußerer Ordnung oder Recht der Kirche zu schaffen machen konnte." Aber ganz unverständlich ist mir, daß Stutz meinen kann, hierbei lediglich juristischen Gesichtspunkten zu folgen. Die Sache liegt doch so, daß er sich bei seiner Abneigung gegen zu weitgehende theologische Beeinflussung einfach den vulgär reformierten Kirchenbegriff hat aufreden lassen und nur mit diesem operiert, als gäbe es keinen andern. Er ist, wie jeder Forscher auf diesem Felde, und wie es nicht anders sein kann, von einem theologisch-dogmatischen Kirchenbegriff geleitet, nur freilich von einem, über dessen Ursprung er sich selbst nicht klar, und der unreformatorisch und unterevangelisch ist. Hoffentlich läßt sich die deutsche Kirchenrechtswissenschaft das durch Rieker und Sohm erschlossene Verständnis für Luthers Lehre von der Kirche nicht wieder verdunkeln.

Endlich gedenken wir noch einer Schrift von Dr. Ottmar Hegemann: Friedrich der Große und die katholische Kirche in den reichsrechtlichen Territorien Preußens (München, J. F. Lehmann 1904, 3 Mk.), die auf Grund der großartigen Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven eine wichtige Epoche der Umbildung des alten konfessionellen in den paritätischen Staat schildert. Das Ergebnis ist, daß die Kirchenpolitik Friedrichs zwar willkürlich, ja ideenlos war, daß aber der von ultramontaner Seite erhobene Vorwurf einseitiger Bedrückung der katholischen Kirche in Nichts zerfällt.

So werden von allen Seiten in rastloser Arbeit die Bausteine herzugetragen zu einer Geschichte des Brandenburgisch-Preußischen Kirchenwesens, über die bisher mehr phantasiert, als Gründliches und Zuverlässiges erforscht ist. Foerster

Die Lieder im Gottesdienste. Von D. Klingender, Studiendirektor in Hofgeismar. Kassel, Friedr. Lometsch 1906. 20 S.

„Der kirchliche Gesang ist das eigentliche Mittel der Betätigung der Gemeinde im Gottesdienste." Darum entscheidet über die in der Kirche zu singenden Lieder allein die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gemeinde. Die Lieder müssen also deren Bekenntnisse sein. Daraus folgert Klingender, daß nicht alle in unseren Gesangbüchern stehenden Lieder für die Kirche brauchbar sind. Folgende Bedingungen sind zu erfüllen: die Lieder seien möglichst objektiv, nicht doktrinär, allgemein gültig, kirchlichen Tones. Er verwirft als kirchlich unbrauchbar die „geistlichen Lieder", die allzu subjektiv und gelegenheitsmäßig gefärbten, selbst eines wie das Sylvesterlied: „Das Jahr geht still zu Ende." Daran knüpfen sich praktische Ratschläge für die Auswahl der Lieder durch den Geistlichen. Klingender hält es für eine „dankbare Aufgabe, unsern Gemeinden den Reichtum unserer Lieder zu erschließen." — So unzweifelhaft das ist, und so dankenswert die Anregungen für den Gebrauch unserer Lieder sind, so viel dringender erscheint uns doch die Frage, wie wir unseren Gemeinden ein im besten Sinne zeitgemäßes Gesangbuch schaffen, formale und inhaltliche Anstöße beseitigen, nicht nur den alten Schatz bewahren, sondern ihn durch neue Dichtungen heutiger Frömmigkeit vermehren, Ueberlebtes ausscheiden. Diese brennende Frage einer Gesangbuchreform scheint Klingender fremd zu sein. Nithack-Stahn

Wie studiert man evangelische Theologie? Von D. Heinrich Bassermann, Professor der Theologie an der Universität Heidelberg. Stuttgart, Wilhelm Violet 1905. 172 S. 2,50 Mk.

Das Buch kann ich angehenden Theologen, Studenten, aber auch Allen, die irgendwie in die Lage kommen, in Bezug auf die Wahl des Studiums einen Rat zu geben, nur dringend empfehlen. Bassermann sagt deutlich, was der, der sich der Theologie widmet, zu erwarten hat, und was von ihm erwartet wird. Die Forderungen, die er für Pflege der Frömmigkeit und Sittlichkeit stellt, werden ebenso sehr dem Geiste der Jugend gerecht, wie sie dem Ernst des künftigen Berufs nichts vergeben. Sehr gut orientiert das Buch über die Verhältnisse auf der Universität. Der Ueberblick über sämtliche theologische Disziplinen ist außerordentlich unterrichtend; er gibt dem jungen Studenten vorzügliche Anleitung für die Einrichtung seines Studiums. Sehr dankenswert ist dabei, daß aus der überreichen Literatur nur das Beste und Notwendigste angegeben ist; zu viel würde nur verwirren. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem Uebergang ins praktische Amt und teilt das Notwendige über Prüfung, Lehrvikariat, Predigerseminar usw. mit. Bemerken möchte ich, daß die Predigerseminare in Naumburg a. Queis und Dembowalonka (so, nicht Danbowalonka) zwar in erster Linie für Kandidaten aus Schlesien und Posen, Ost- und Westpreußen bestimmt sind, aber auch zur Aufnahme von Kandidaten aus andern Provinzen berechtigt sind. Der Lehrerseminarkursus ist den Mitgliedern dieser Seminare nicht bedingungslos erlassen, es bedarf dazu eines besonderen Antrages an den evangelischen Oberkirchenrat, wobei der Direktor über den Erfolg der Teilnahme an dem pädagogischen Kursus des Seminars zu berichten hat. So lauten die augenblicklichen Bestimmungen, deren Mitteilung an dieser Stelle vielleicht nicht unwillkommen ist. Kalweit

Sekten und Sektierer in Berlin. Von Eberhard Buchner. (Großstadtdokumente. Herausgegeben von Hans Ostwald.) Berlin, Hermann Seemann Nachfolger 1905. 110 S. 1, geb. 2 Mk.

Es ist erstaunlich, was die Großstadt gebiert! Wenn dies „Großstadtdokument" von irgend Etwas zeugt, so davon, daß die Großstadt verflacht, die Bildung ruiniert und verzerrt. Selbst jene kleinen frommen Kreise, die sich eng und beschränkt, aber solid und massiv ihre Weltanschauung allein aus der Bibel holten, werden zwischen den hohen Häusern und in häßlichen Wirtshaussälen zu einem albernen Zerrbild religiöser Gemeinschaft. Das Buch gibt brillante Beobachtungen, die Darstellung ist glatt und interessant. Dennoch möchte ich diese Methode, großstädtisches Leben zu beobachten, noch erweitert und vertieft sehen.

Das Buch beginnt mit einer psychologischen Studie vom Wesen der Sekten überhaupt; hier fehlt die Unterscheidung zwischen dem, was geschichtlich Sekten gewesen sind, und dem, was mit der Großstadt erst in diese Form religiösen Lebens hineingekommen. Die Heilsarmee ist unzweifelhaft eine Form der christlichen Religion, aber zu verstehen nur, wenn man begreift, wie diese Form der tiefsten Entartung Ostlondoner Slums angepaßt ist.

Und noch Zweierlei ist nötig, um großstädtisches Leben wirklich zu durchschauen — eine gründliche Kenntnis des Volkslebens, wie es vorher war, der Epoche, aus der diese Menschen herkommen; und ferner die emsige Konzentration der Beobachtung auf einen Stadtteil, man muß einmal alle Fäden des großen Gewebes an einer Stelle beobachten. Dann erst wird es sich entscheiden, ob wirklich in der Großstadt Zersetzung und Zerfall überwiegen, ob, wie diese Sammlung es fast glauben macht, Boheme, Drittes Geschlecht, Kaffeehäuser ꝛc. die wichtigsten Charakterzüge der Großstadt sind, ob nicht am Ende doch Menschen von einem neuen höhern Schwung des Wollens und Denkens, eine ungeheuere Steigerung alles Lebens und Wirkens das Resultat der Großstadt sind. W Classen

Bilder aus dem Jugend-Bund für entschiedenes Christentum in aller Welt. Von Prediger Blecher. Friedrichshagen bei Berlin, Jugendbundverlag 1905. 300 S. mit 198 Abbildungen. 1,50 Mk.

Ob sich wohl Jesus mit seinen zwölf Jüngern für die Woche hätte photographieren lassen? Die Angehörigen des Jugendbundes für entschiedenes Christentum lassen sich pyotographieren und reden Viel in alle Welt hinaus, was für große Gnade Christus an ihnen getan — und sind offenbar sehr zufrieden mit sich selbst.

Was aber sind sie? Was wollen sie? Angelsächsisches Christentum kann Viel leisten in der Erfüllung des Willens Gottes im täglichen Leben und dabei alles Bedürfnis nach Gedanken erfüllen mit dem Geschrei oder Geseufz: Christ, our saviour, our Lord! Wir Deutschen sind nun einmal — von der politischen Reife abgesehen — innerlich kultivierter als die Angelsachsen, es sei denn, daß sie vom deutschen Geiste getrunken haben.

Im deutschen Gewand nimmt sich diese Sorte Christentum geradezu erbärmlich aus. Jugend ist immer begeisterungsfähig und hingabebedürftig. Wenn also ein paar schwärmerisch-energische Leute an die Jugend sich heranmachen, so können sie auch einen gesteigerten Jünglingsverein zu Wege bringen. Aber das naive Zutrauen der Jugend wird schändlich zu Eitelkeit und Selbstüberhebung angeleitet. Was soll das, einen Streikbrecher als Märtyrer feiern (S. 125)? Blinden vorlesen ist gut, aber den Wohltäter für die weite Welt photographieren (S. 21) —?! Was soll das heißen, daß in einer Familie zwei oder drei Kinder Jesum erkannten (S. 127)? Wenn die Kinder ihren Eltern gehorchen, sind sie Gott alle gleich lieb. Weil einige mit dem Jugendbundsmann Lieder singen, sind sie nicht bessere Christen. Der Kinder Christentum ist Gehorsam.

Das sittliche Empfinden manches atheistischen Sozialdemokraten ist Jesus ähnlicher als dies Jesus-Schreien, -Seufzen und -Schreiben. Wenn ihr die Jugend wirklich zu Taten in Jesu Sinn auffordern wollt, so sagt zu ihnen: Tut eure Pflicht bis zum letzten Atemzug; seid freudig und gegen Jedermann offen. Wollt ihr ein Uebriges tun, so seid gute Kameraden der Schwachen und Elenden unter Euch. Das wird der Jugend am schwersten.

Vielleicht erzieht der Jugendbund auch dazu. Aus dem Buch ist es nicht zu ergründen. Vielleicht ist der Jugendbund in fremden Ländern gesunder — manchmal glaubt man zwischen den Zeilen dieser eintönigen Jubelkundgebungen Etwas von wirklich großen religiösen Bewegungen zu erkennen. Nach diesem abgeschmackten Buch zu urteilen, ist die Sache eine zwar krampfhaft lebendige, aber rohe, beschränkte Form christlicher Religion. W Classen

Menschenlied. Neue Gedichte. Von Fritz Philippi. Heilbronn, Eugen Salzer 1906. VIII und 103 S. 2 Mk.

Durch Philippis Lyrik geht ein starkes Ringen um neuen be-

deutenden geistigen Gehalt. Er ist keiner von denen, die auf wohlbebautem Grund ihr Stücklein Acker pflegen. Ihn ziehts hinaus und hinauf in die unbebaute Heide, wo kraftvoller Mannesfaust ein kühnes Werk winkt.

Infolge dessen liegt über seinen Gedichten ein herber Duft. Ihre Sprache meidet absichtlich, manchmal allzuabsichtlich den Wohlklang. Sie ist alles Andere, nur nicht glatt, nicht einschmeichelnd. Und doch vernimmt ein feines Ohr hier und dort Musik. Aber das überall hervortretende gedankliche Element zerreißt häufig den Rhythmus. Dadurch gerät der Dichter öfter in Gefahr, Prosa zu geben statt Poesie. So wenn er sagt:

Erinnerung hat ein Recht,
Zwar nicht das erste Recht.
Das erste hat die Gegenwart voraus usw.

Man sieht nicht ein, warum das in Versform geschrieben ist. Daneben finden sich dann so köstliche, echt lyrische Strophen wie die:

Dunkel, tief und lang
Ist des Bergmanns Gang.
Ueberm Weg zum Brot
Reicht die Hand der Tod.
Glück auf!

Philippis neue Sammlung ist reich. Ein echter Dichter, der dem Leben fortwährend Geheimnisse ablauscht, gestaltet hier. Nur ist die Gestaltung nicht immer vollendet. Das Ringen mit dem spröden Stoff ist nicht bei allen Gedichten abgeschlossen. Es wird dem Genießenden manchmal zugemutet zu raten, was der Dichter eigentlich will. So in den Gedichten Traum, Es jauchzen die Zweige . . . (wo auf zwei prächtige Strophen eine völlig unpoetische Schlußstrophe folgt), Nachtwandrer, Ich lag vor Gott.

Philippi ist einer der ganz wenigen modernen Lyriker, die religiöse Töne anschlagen dürfen. Das neue Buch enthält einige vortreffliche religiöse Gedichte. In dieser Frömmigkeit ist nichts Kleinliches, Anempfundenes. Alles strebt nach Größe und Originalität. Das ist wirklich Gegenwartsfrömmigkeit, ein Sehnen nach Gott, ein Kampf mit Gott und ein Leben in Gott, wie es Jeder von uns mitfühlen, mitgenießen möchte. Hier läßt sich auch das Torsohafte, Unausgeglichene, das vielen Gedichten eignet, am ehesten ertragen.

Lieber noch freilich sind mir persönlich einige Gedichte, in denen in schlichtester Form ein Ewig-Menschliches ohne Reflexion zum Kunstwerk gestaltet wird, z. B. Des Vaters Uhr, Bergmannslied, Der letzte Abend ists und das prachtvolle Hüh hott.

Das Buch ist geschmackvoll ausgestattet. Otto Frommel

Vorzugsdrucke und Meisterbilder des Kunstwart. Wieder bietet der Kunstwart eine Reihe schöner Gaben. In den farbigen Vorzugsdrucken sind drei Blätter nach Ludwig Richter zugleich erschienen, eine höchst willkommene Ergänzung zu den bereits vorausgegangenen. Das bei weitem beste und größte (35×25 cm liegendes Format) ist eine Wiedergabe seines Oelbilds „Der Dorfgeiger" von 1845 in Originalgröße. Es erschien in derselben Größe 1845 auch in einer Radierung von Witthöft (Hoff 2809), die aber sehr selten geworden und mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist; eine etwas frühere Variante, Holzschnitt mit Tonplatte in stehendem Format, bringt Nieritz' Volkskalender für 1845 (Hoff 1073). Die Wiedergabe ist von größter Sauberkeit und Treue; jeder Riß im Firniß des Oelbilds läßt sich erkennen, ohne doch zu stören. Die Farben wirken sehr frisch und geben Richters Kolorit trefflich wieder. Das zweite und kleinste (17,3×13,5 cm liegend) ist die Wiedergabe eines Aquarells, eine Bauernfamilie mit der Inschrift „Mein Nest ist das Best. Anno 1769," eine nahestehende Variante zu dem Holzschnitt „Daheim" (Hoff 505) aus der Folge „Gesammeltes" von 1869, woraus sich die Jahreszahl 1769 erklärt. Das dritte, Schneewittchen die Rehe fütternd (16,7×24,5 cm stehend), gibt ein Aquarell der Berliner Nationalgalerie von 1870 wieder, das bisher nur verkleinert und in einfarbigem Druck bei Mohn (Nr. 179, 2. Auflage 180) veröffentlicht war. Leider hat, wenigstens auf dem mir vorliegenden Abdruck, die blaue Platte mehrfach, besonders auf Gesicht und Haar Schneewittchens, kleckig durchgeschlagen, sodaß die Wirkung darunter empfindlich leidet. — Die Veröffentlichung einer Reihe farbiger Blätter von Ludwig Richter verdient den allerwärmsten Dank. Aber schade ist es, daß die meisten, die uns geschenkt werden, aus der Spätzeit des Meisters stammen, wo sein Augenleiden ihm richtige Zeichnung fast unmöglich machte und doch auch seine schöpferische Kraft nachgelassen hatte. Man vergleiche nur einmal das Schneewittchen von 1870 mit der dem Gegenstande nach ganz ähnlichen Genovefa von 1850, die Mohn als Nr. 51 (55) wiedergibt. Grundsätzlich sollte man einmal auf lauter Blätter aus der Zeit bis 1855, höchstens 1856, fahnden, um den Meister, wie in dem erstgenannten Blatt, auf seiner vollen Höhe zu zeigen. Möchte der Kunstwart uns deren noch manche bringen!

Von den Meisterbildern (Preis je 25 Pfg.) liegt ein neues Dutzend, Nr. 157—168, vor, von Rafael, Dürer (2), P. de Hooch, Menzel, Andrea del Sarto (2), Millet, Hans Holbein d. j., van der Goes, Frans Hals, Rembrandt. Am vollkommensten gelungen scheint mir die Wiedergabe von Dürers Madonna mit der Birne (158), Andrea del Sartos Madonna (161), Frans Hals' Adriaensschützen (166), daneben Menzels Holzschnittportät des alten Blücher (160). Am wenigsten geglückt ist Millets Frühling (162), dessen weichen Tönen und verschwimmenden Konturen das Verfahren eben nicht gewachsen ist. Von Holbeins Totentanz in Holzschnitt bietet Blatt 164 nur eine Auswahl von acht Bildern; doch wird eine vollständige Ausgabe versprochen. Möchte dieser auch der französische Text beigegeben werden, am besten das Ganze als getreue Wiedergabe des Büchleins. — Die Meisterbilder des Kunstwart sind ein Unternehmen von höchster Bedeutung und Verdienstlichkeit. Welche Masse von edler Kunst wird dadurch in unser Volk hineingetragen, um unedlen Bestrebungen entgegen zu wirken. Welche Freude ist es, wenn man auf Studentenbuden und in den Zimmern unsrer heranwachsenden Schüler und Schülerinnen die Wand mit solchen Blättern schmücken, die Mappe mit ihnen sich füllen sieht! Möchte der Erfolg sich immer noch steigern und zu rascher Fortführung ermuntern! Karl Budde

Kleine Mitteilungen. Der Schluß des Aufsatzes über Sulze „Die Reform der evangelischen Landeskirchen" folgt in nächster Nummer.

Zu dem Artikel „Sind wir überhaupt Christen?" in Nr. 42 sind uns außer dem heute gedruckten eine ganze Reihe Aeußerungen zugegangen, teils auch zum Druck, teils zu sonstiger Verwertung. Wir haben sie alle dem Verfasser des Artikels in Nr. 42 übersandt und hoffen, die Einsender sind damit einverstanden, daß wir nur den heutigen Artikel „Sind wir Christen?" in unser Blatt aufgenommen haben.

Unsere Leser erinnern sich des Bildes von Wilhelm Steinhausen Deutsche Weihnachten, das wir in Nr. 51 von 1901 wiedergaben mit der Unterschrift: „Wir wollen ihm die Krippe schmücken . . ." Es ist in einer sehr billigen und preiswerten Vervielfältigung zu haben bei der Kunstdruckerei Künstlerbund in Karlsruhe. Bildgröße $18^1/_2 \times 14^1/_2$, Blattgröße 27×22 cm. In Schwarz-Weiß-Gold. 20 Stück 6 Mk., 100 Stück 25 Mk.

Recht eigens an unsere Leser und Leserinnen habe ich gedacht, als ich eine Auswahl von Schleiermacher-Briefen zusammenstellte und herausgab. Das Buch ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen, sehr hübsch gedruckt und ausgestattet. 4 Mk., in Leder gebunden 6 Mk. 400 Seiten.

Drei Tage lang in ausgedehnten Sitzungen hat die hessische Landessynode um die Sache Korells gekämpft. Das Ergebnis, sofern ein solches in einem Beschluß zur Erscheinung kommen konnte, stand von vorn herein fest. Das Oberkonsistorium durfte auf die Mehrheit rechnen. Aber die Schlacht war heiß. Und es sind Reden gehalten worden, die einer ernsten und tiefen Durcharbeitung der mit dem Fall verbundenen Probleme zu gute kommen werden. Hoffentlich erscheint ein stenographischer Bericht. Wir unserseits werden ein letztes Wort zur Sache nicht schuldig bleiben. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 47 — **Marburg i. H., den 22. November** — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Tod und Leben

Und er ging hinein, und sprach zu ihnen: Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. Mark. 5, 39.

Jesus trat ans Lager einer Toten und hob den Schleier von ihrem Angesicht.

Ein Kind, in seines Lebens Anfang geknickt. Rauhe, grausame Macht der Zerstörung, die so geheimnisvoll ist. Tod! Uns wohlbekannt, und doch geheimnisvoll. Er schreitet täglich durch unsere Reihen dahin, daß wir ihn so gut zu kennen meinen wie alle Erscheinungen dieser Erde; nur mit seinem Schmerze, dem scharfen, immer neuen Schmerze, rüttelt er an unserm Bewußtsein und erinnert ein Tiefstes in uns an die Tiefen, die tiefsten Tiefen der Welt. Warum der Tod? Woher der Tod? So fragt unser bekümmertes Herz. Und fragen wir nicht zugleich damit: Woher das Leben? Was ist Dasein und Aufhören des Daseins?

Grund des Daseins! Du bist und wachest über uns, so gewiß wir sind und vergehen. Du deckst dies Kind mit dem Totenschleier und blickst mit mir hier auf sie nieder. Du bist nicht ferne von uns. Wenn wir doch deine Gewalt nur fühlen wollten, nur annähernd so fühlen wollten, wie wir die Gewalt des Todes erlebend fühlen! Vater des Lebens, verborgener und doch viel wirklicher und reicher als der Tod, du kannst geben sowohl wie nehmen!

Und er saß still an ihrem Lager und hielt die kleine, schmale Hand. Sie alle waren still, schmerzergriffen, bange, ehrfurchtsvoll. Abgerissene Töne von der Menge draußen drangen herein, wie aus einer fremden Welt herein in das stille Heiligtum hier. Er aber betete, und in die tiefsten Tiefen der Welt versanken seine Gedanken.

Was ist das? Ein Pulsschlag! Er hielt die kleine schmale Hand und fühlte deutlich: ein Pulsschlag, und noch einer und wieder einer! Gott des Lebens, der du hier bei uns bist, gibst du sie noch einmal zurück in dieser Stunde? — — Da sprach er: Thalitha kumi, und ja, das Leben kam wieder. Woher es kam? Danket Gott, ihr Eltern!

Daß sie sich entsetzten, war wohl natürlich. Ob er sich selbst darüber entsetzt hat? Ein Geheimnis war darin, Er aber fühlte wohl, es war das Geheimnis des ewig Lebendigen. Nicht darüber reden! Hart verbot er es ihnen. O wenn das unkündbare Geheimnis zum Marktgeschrei wird, wie geht seine Kraft, seine Wahrheit verloren! Aber ach, der Staub der Erde legte sich auch über dies Erlebnis.

H H

Die Reform der evangelischen Landeskirchen

2

An kritischen und an erneuernden Ideen, die der evangelischen Kirche gelten, fehlt es im Allgemeinen nicht. Aber wie häufig sind beide von einander geschieden — die Kritik trägt sich ohne Lust und Geschick zum Aufbau vor, oder der Aufbau erfolgt ohne sorgfältige, umfassende Sichtung dessen, was da ist. Und ist Beides beisammen zu finden, so erstreckt es sich in der Regel bloß auf einen einzelnen Gegenstand: in der Verbesserung eines einzigen, der Aenderung wohl bedürftigen, aber keineswegs zentralen Stückes wird das Heil gesucht, ein neuer Lappen in das alte, brüchige Kleid. Es ist eine Freude, wenn einmal eine einschneidende Kritik des landeskirchlichen Wesens vorgenommen wird, die nichts Anderes als die Grundlage eines Neubaus sein will. Und es ist doppelt dankenswert, wenn das geschieht von einem Manne, bei dem sich reiche praktische Erfahrung und gediegenes theoretisches Wissen vereinigen. Wahrlich, wenn so die Alten sich rühren, wenn die nicht müde noch stumpf werden, dann ists für die jüngeren Geschlechter doppelte Sünde, sich behaglicher Zufriedenheit oder trägem Gejammer hinzugeben, und doppelte Pflicht, mitzuraten und mitzutaten.

Es kann sich natürlich hier nicht darum handeln, und ist auch gar nicht nötig, die Sulzeschen Aufstellungen im Einzelnen Schritt für Schritt auf ihre Richtigkeit und Bedeutung zu prüfen. Nur mit zwei Anmerkungen möchte ich die für jeden gebildeten Protestanten überaus lohnenswerte Lektüre des Buches begleiten.

Die eine betrifft den Grundgedanken Sulzes. Gewiß, wenn die evangelischen Kirchen als Volkskirchen nicht bloß weiterbestehen, sondern für die Volkserziehung zum Christentum Etwas leisten sollen, so wird dies im Wesentlichen nur auf der von Sulze gezeichneten Bahn geschehen können. Sulze spürt, wo es fehlt. Er hat mit Recht eine Frage wie die der Trennung von Staat und Kirche nicht berührt, mit Recht die der theologischen Richtungen nicht als die entscheidende anerkannt und mit Recht seine Vorschläge um die innere Umgestaltung der Kirche gruppiert. Mag die Trennung erfolgen oder nicht: die Erneuerung der evangelischen Kirche, ihres eigentlichen Lebens ist auf alle Fälle eine Sache für sich. Und so wenig wie die Verbindung der Kirche mit dem Staat, so wenig bedroht die Auseinandersetzung und das Nebeneinandersein der beiden Hauptrichtungen das kirchliche Leben so sehr, daß sich daraus das vorhandene Mißverhältnis zwischen den religiösen Grundprinzipien der Reformation und dem tatsächlichen hierarchisch-bureaukratischen Zustand ihrer kirchlichen Schöpfungen, zwischen dem Frömmigkeit und Freiheit vermählenden Glauben Luthers und dem eng gebauten, das allgemeine Priestertum nur wie von weitem kennenden Kirchentum erklären würde. Wenn

heute ein Stand der Dinge erreicht wäre, der die der Kirche aus ihrer Verbindung mit dem Staat erwachsenden Nachteile nicht mehr enthielte und doch zugleich die Vorteile noch böte, die ihr aus der seitherigen Lage erwachsen sind: in den eigentlich brennenden Punkten könnte trotzdem Alles beim Alten bleiben. Und wenn heute zwischen den zwei Richtungen die Streitaxt begraben würde, so wäre damit der Theologen- und Pastorenkirche keineswegs das Grab gegraben. Die Notstände, unter welchen die evangelische Kirche seufzt, beruhen auf der Mißachtung evangelischer Grundprinzipien. Was sind unsere kirchlichen Gemeinden? Nicht Gemeinschaften Gleichgestimmter und Gleichgesinnter, gemeinsam Fühlender und vor allem auch gemeinsam Arbeitender, wo der Pfarrer dient als primus inter pares. Vielmehr ist im allgemeinen das Verhältnis das des Vorgesetzten zum Untergebenen, und zwar so, daß die Tätigkeit des Letzteren im Anhören dessen besteht, was ihnen der Erstere auf der Kanzel zu sagen hat, das Verhältnis des Hirten zu den Schafen, ein Verhältnis, das wahr und fruchtbar sein kann, wo beide Teile das sind, was sie heißen, das aber unwahr und unfruchtbar ist, wenn die nötigen inneren Bedingungen fehlen. Vom Recht des allgemeinen Priestertums und von der Aufgabe gegenseitiger Hilfeleistung für den äußeren und inneren Menschen wird ja wohl geredet, aber die tatsächlich vollbrachte Arbeit bewegt sich höchst mangelhaft in dieser Richtung. Dem geht zur Seite, daß, was Kirche und Gemeinde heißt, im Bewußtsein der Leitenden und der Geleiteten überwiegend, ja ausschließlich als Verkünderin und Hüterin einer fest umgrenzten Lehre dasteht. Der Verkehr ist in der Hauptsache der zwischen Lehrer und Schüler. Daß die Gemeinde als ganze den ganzen, nicht bloß den lehrenden, Christus darstellen soll, kommt gar nicht oder nur recht ungenügend zu praktischem Ausdruck. Den klerikalen und auf Lehrvermittlung gerichteten Charakter haben auch die Synoden der Kirche nicht abzustreifen vermocht. Von hier aus werden die Gemeindeverbände, die als christliche Genossenschaften im Sinne Jesu sich aufbauen wollen, nicht Viel zu hoffen haben. Sulze, durchgängig von einem starken Optimismus getragen, sagt einmal: „Der neuere Protestantismus ist imstande, wenigstens allmählich, lebendige Gemeinden zu bilden." Wir teilen diese Hoffnung, wenn auch nicht so zuversichtlich. Wie aber ist die Entstehung solcher Gemeinden zu denken? Wo ist in der Gegenwart einzusetzen?

Meines Erachtens ist zunächst Alles noch auf die Arbeit Einzelner, und zwar einzelner Pfarrer gestellt, welche die Notstände erkennen und in ihrem Kreis innerhalb der alten ungenügenden Formen dagegen ankämpfen — eine gewisse Gemeinsamkeit oder Aehnlichkeit der Mittel in Kampf und Aufbau wird sich dann schon von selbst ergeben —, und diesen ist die Bahn freizumachen. Eben weil die evangelische Kirche, namentlich die lutherischer Herkunft, eine Pfarrerskirche ist und die Laien, zur Passivität fast erzogen, sich mehr nur als Gäste oder als Bewohner, aber nicht als Miteigentümer im Hause fühlen, ist man von jeher gewohnt, das kirchlich Neue nicht in Laienkreisen, sondern in den Kreisen der „Geistlichen" zu suchen. In diese vor allem müssen die Gedanken Sulzes eindringen. Ja, wenn wir die Möglichkeit hätten, Kirchenbehörden und Kirchendiener mit Geist und Sinn dieses echt evangelischen Buches zu erfüllen! Aber also um den Geist und Sinn des Buches handelt sichs, nicht bloß um eine Auseinandersetzung mit den vielen auch darin enthaltenen Einzelheiten! Nicht zu flicken, sondern zu bauen ist jetzt die Zeit, nicht an einzelnen Vorschlägen zu mäkeln und um Formulierungen zu markten, sondern die großen reformatorischen Prinzipien, die Viele nur noch als geschichtliche Erscheinungen und dekorative Stücke kennen, wach werden und das Denken und Fühlen entscheidend bestimmen zu lassen. Dann wird auch in wachsendem Maß kirchliches Neuland errungen werden. Und denen, die schon in diesem Sinne oft unter den größten Schwierigkeiten kirchliche Neuarbeit leisten und mit Freuden jeden Ton vernehmen, der eine neue Melodie ahnen läßt, darf kein Stein in den Weg geworfen werden. Keine Hemmung für solche Pfarrer, alle Schranken weg, welche die Auswirkung solcher Männer hindern, denn sie sind die Pioniere der evangelischen Kirche der Zukunft. Um Mißverständnisse völlig auszuschließen: es sind Männer, wie Sulze selber, es sind nicht die, welche ihren politischen und theologischen Passionen auf der Kanzel und im Unterricht den Lauf lassen, sondern die, welche, wohl wissenschaftlich frei, aber vor allem evangelisch fromm, nicht als Herrscher, sondern als Diener in der Weise ihres Meisters Selbständigkeit weckend der Menschenpflege in ihren Gemeinden nachgehen möchten. Mit andern Worten, das Sulzesche Gemeindeideal braucht zu seiner Entstehung und Pflege vor allem einen neuen Pfarrertypus, den Pfarrer, der wohl durch die Theologie hindurch-, aber nicht in ihr aufgeht, bei dem über der theologischen die allgemeine Bildung steht, deren Kern eine feine Seelenkenntnis ist, den Pfarrer, der weniger predigt und lehrt, als vielmehr ganz mit der Gemeinde lebt, ihr mit der ganzen Persönlichkeit dient, den Pfarrer, der alles Beamten- und Priesterhafte abstreifend sich als einen freien, natürlichen Zeugen der frohen Botschaft gibt. Es wird Viel, vielleicht Alles, darauf ankommen, ob die derzeitigen Landeskirchen diesen Pfarrertypus, dem eine starke Zugkraft eigen ist, in seinen konkreten Erscheinungen, ich will nicht sagen, schätzen und fördern, aber nur wenigstens vertragen und ungestört tätig sein lassen. Sollte die auffallende Abnahme der Theologiestudierenden darauf hindeuten, daß die gebildete Jugend und ihre Berater das Zutrauen verloren haben, daß für solche Ideale in den bestehenden Kirchen der Platz frei sei?

Die andere Anmerkung, die ich dem Sulzeschen Buche beigeben möchte, betrifft eine Erscheinung, für die Sulze klar und deutlich die richtigen Gesichtspunkte hat, die er aber anscheinend nach Umfang und Gefährlichkeit nicht so hoch einschätzt, als dies unsrer Ansicht nach geschehen muß. Luther hat uns eine neue, in Gott unmittelbar gebundene und darum von der Welt freie und doch zugleich für die Welt offene, gesunde und natürliche Frömmigkeit gebracht. Die energische Pflege der Art, wie Luther Gott gedient, wie er fromm und frei zugleich gewesen mit einer männlichen Religiosität ohne Heiligenschein, ist eine weitere Hauptbedingung für das Entstehen echten evangelischen Gemeindelebens. Wir leiden nicht bloß unter der Gefahr kirchlicher Erstarrung, bureaukratisch-klerikaler Einschnürung, sondern auch unter der Gefahr religiöser Entgleisung. Wir haben viel zu viel gesetzlich-asketische Frömmigkeit. In den weitesten Kreisen der evangelischen Kirche ist das Bild, das man sich von einem frommen Menschen macht, keineswegs das des Christenmenschen, der ein freier Herr ist aller Dinge, sondern dessen, der ängstlich und feindlich sich vor der „Welt" zurückzieht. Die Welt ist da nur Bekehrungsgegenstand, nicht auch Erziehungsobjekt, ist nur das große Meer des Verderbens, aus dessen Tiefe Einzelne gerettet werden, nicht auch die Stätte Gottes, seiner Füße Schemel. Die Ueberwindung der Welt ist nur Absperrung gegenüber Wissenschaft, Kunst und Politik. Man gibt sich mit der Welt ab, soweit man muß, als mit einem notwendigen Uebel, sie ist nur die große Beispielsammlung, nur die Gelegenheit zur Bildung persönlicher Tugenden, nicht der Stoff, der der Durchdringung und Läuterung, der Gestaltung durch die Arbeit derer harrt, die das Salz der Erde und das Licht der Welt sein sollen. Das gibt wohl eine ernste und tiefe, aber auch eine enge und unfruchtbare Frömmigkeit, die gegen den auch ernsten und tiefen und doch weltoffenen Luther stark abfällt. Man kann das Verdienst Speners sehr hoch anschlagen, wenn man sein Werk an den Zuständen seiner Zeit mißt. Aber den freien und großen Bahnen, die der Christenmensch Luther in seinem religiösen Leben einschlug, hat er nicht folgen können, und noch heutzutage ist vorwiegend das Vorbild Speners und nicht Luthers für die maßgebend, die mit Ernst Christen sein wollen. Und nun beginnt neuerdings dieses Christentum sich mit englisch-amerikanischen Einflüssen zu durchsetzen, die überwiegend ungünstige Wirkungen zeitigen. Das englisch-amerikanische Glaubensleben ist in erster Linie Praxis, ist Gesetz, ist Lebensdisziplin, das Moment des Erkennens in der Aneignung der Wahrheit tritt zurück, da wird nicht gegrübelt und geforscht, es wird gehandelt und organisiert, man will weniger Stille in Gott, als sichtbaren Erfolg in Gott haben. Der individuelle Faktor in der Frömmigkeit hat entfernt nicht die Be-

deutung wie auf deutschem Boden, es hat nicht Jeder, der Religion hat, den Wunsch, sie nach seiner Eigenart zu haben, darum wird Alles einförmiger, schablonenhafter. Alles geht mehr in die Breite, als in die Tiefe; aus der abgelegenen Stille, in der es bei uns zu Hause ist, wird das Religiöse in die laute Oeffentlichkeit getragen; die Reklame und der Erfolg spielen eine große Rolle. Die Maßstäbe und Mittel des inneren Lebens vergröbern und veräußerlichen sich, und dieses Manko können dann starke, erfolgreiche Nervenreize nicht überdecken, geschweige denn ersetzen. Beides, das englische und das deutsche Element in der falschen Weise gemischt, ergibt eine Frömmigkeit, die man neupietistisch nennen könnte, und während die Oeffentlichkeit sich mit immer neuen „Fällen" beschäftigt, dringt diese in aller Stille stetig vor. Auch solche, die nicht ihre Freunde sind, beugen sich vor ihr, in vielen Fällen schon deswegen, weil sie einen rührigen Betrieb entfaltet, nicht unerhebliche Erfolge aufzuweisen hat und aus der erfolgreichen Rührigkeit ohne weiteres auch die innere Gesundheit zu folgen scheint. Uns aber erscheint sie, obwohl wir ihren Ernst und ihre Aufrichtigkeit nicht bestreiten, in hohem Maße gefährlich.

Auch das soll nur mit kurzen Strichen angedeutet sein. Erstens halten wir diese neupietistische Religiosität zwar für eine innerhalb des Christentums mögliche, aber keineswegs für die, welche dem Sinn Jesu am nächsten kommt. Zweitens ist sie nicht deutsch-reformatorisch: es fehlt ihr die Betonung des individuellen Momentes und die innere Verbindung oder Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen und philosophischen Wahrheitserkennen. Endlich ist sie ungeeignet für die Erfüllung der Aufgaben des evangelischen Christentums in der Gegenwart: nicht als ob wir die evangelische Frömmigkeit durch Kulturseligkeit und ästhetische Verzückung ersetzen wollten, sie bleibt Etwas, was nicht von dieser Welt aber trotzdem, ja tiefer gesehen, eben deswegen dieser Welt voll und ganz zugewendet ist, um ihr mit all dem zu dienen, was die Welt selbst weder geben noch nehmen kann. Darum zurück zu Luthers Christentum! Anknüpfend an das seinige gestalte sich das unsere: natürlich, frei, einfach, mit Allem sich verbindend, was die Natur des Lichtes hat, Freude weckend und die schon vorhandene läuternd und den Eindruck schaffend, daß Alles, was echt, wahr und stark ist, Heimat und Förderung am meisten im evangelischen Christentum findet. Von der Linie der „lutherischen Kirchen" rücken wir ab, aber in das persönliche Christentum Luthers, wo sich das Menschliche und das Göttliche, das Natürliche und das Geoffenbarte, deutsche Art und neutestamentlicher Geist zu einem wahrhaft freien und frommen Wesen geeint, haben wir erst recht einzurücken.

Wir schließen mit einem Worte Gottfried Kellers, aus dem von ihm verfaßten Zürcherschen Bettagsmandat aus dem Jahr 1862 stammend, — indem wir freilich an einer Stelle ändern und statt „wird" „möge" sagen: „Unsere Kirche möge allmählich aber sicher in jener Reinigung von der Willkür menschlichen Wähnens und Streitens und in jenem frischen und liebevollen Anfassen der Welt fortschreiten, welche ihr endlich wieder die allgemeine Macht über die Gemüter verleihen und sie vor drohender Zersplitterung bewahren werden."

Otto Wilhelm

Zur Ethik des freien Wollens

(Aristokratismus oder Demokratismus? — Berufswahl — Ethik Jesu)
Vgl. Nr. 42.

Meine Ethik hat in der Christlichen Welt eine sehr freundliche und feinsinnige Besprechung gefunden, für die ich nur dankbar sein kann, auch da, wo sie Bedenken erhebt und ihre Zustimmung versagt. Wenn ich trotzdem mich innerlich gedrängt fühle, eine Erwiderung zu schreiben, so geschieht das nicht, um in jedem Falle das letzte Wort zu behalten, nicht in rechthaberischer Absicht, sondern weil die zur Sprache gebrachten Bedenken in der Tat aus sehr ernsten Motiven entsprungen sind, an denen man nicht wohl ohne ein Wort der Erwiderung, das der erregten Beunruhigung zur Hilfe kommen möchte, vorübergehen kann.

Ich beginne mit dem gegen meine Ethik erhobenen Einwurf, sie verfahre allzu aristokratisch, wenn sie z. B. bei der Erörterung des sittlichen Problems der Berufswahl alle die Vielen außer Betracht lasse, die hier niemals vor eine freie Wahl gestellt seien, sondern von früh auf einfach gezwungen seien, zu „verdienen" und zu diesem Ende eben zuzugreifen, was immer sich ihnen auch bieten mag. Auch diese könnten doch Freiheit und Sittlichkeit bewähren, während meine Ethik nur mit Geringschätzung von solcher, nur dem Bedürfnis Rechnung tragenden Berufswahl spreche.

Das scheint in der Tat ein Aristokratismus zu sein, der auf die Ethik des Freiheitsgedankens ein bedenkliches Licht werfen könnte. Man empfindet es heutzutage wohl allgemein: eine Ethik, die nur für die oberen Zehntausend anwendbar wäre, könnte als Ethik nicht mehr anerkannt werden. Aber liegt hier die Sache denn wirklich so? Ist es nicht vielmehr gerade eine Forderung im Interesse auch der großen Volksmasse, daß Niemand in ihr einfach gezwungen sein soll, seinen Beruf ohne Freiheit, nur dem Bedürfnis folgend, zu wählen? Könnte darin nicht vielmehr gerade ein demokratischer Zug gefunden, ja, uns vielleicht zum Vorwurf gemacht werden? Und tut eben dies Letztere meine freundliche Rezensentin nicht gewissermaßen schon selbst, wenn sie an anderer Stelle es für bedenklich erklärt, der Forderung meiner Ethik gemäß einen Jeden bei zureichender Beanlagung auch in die höheren Bildungsanstalten und die entsprechenden Berufsarten aufrücken zu lassen? Diese Forderung soll also offenbar im Interesse der Gesamtheit, des Gesamtvolkswohls lieber zurückgestellt werden? Es soll also doch wieder eben dieses, nicht das persönliche Freiheitsinteresse an dieser Stelle das maßgebende ethische Grundprinzip sein?

Ich stelle, was letzteren Punkt anlangt, diesem „Gesamtwohl" als unaufhebbare ethische Forderung gegenüber, daß es unter keinen Umständen mit der Festhaltung der prinzipiellen Unfreiheit der unteren Stände erkauft werden darf. Wäre wirklich zu besorgen, daß bei der ins Auge gefaßten Ordnung der Dinge z. B. der Landbau seiner besten Kräfte, gerade der Begabtesten beraubt werden würde, so wäre dieser Uebelstand eben damit zu beantworten, daß auch diese Berufsarten durch den ganzen Ausbau der sozialen Ordnung so viel anziehender, menschlicher gestaltet würden, daß solche Fahnenflucht der Begabtesten nicht mehr zu besorgen wäre. Wer aber wirklich das Gefühl einer andersartigen, vielleicht rein theoretischen Begabung in sich trägt, der wird, gegen seine innerste Neigung darin festgehalten, solchem Berufe schwerlich wahrhaft dienen können und förderlich sein.

Und nun kehren wir zu unserm ersten Gegenstande zurück. Auch hier liegt die Lösung der Schwierigkeit offenbar auf dem Gebiete der Gestaltung der sozialen Gesamtordnung. Macht diese, wie sie gegenwärtig ist, allerdings einer großen Zahl ihrer Glieder die freie Berufswahl in dem hier allein in Frage kommenden ethischen Sinne unmöglich, so kann doch die Aufgabe der Ethik nicht darin bestehen, zu zeigen, welches Maß von Freiheit auch so noch immer jedem Einzelnen übrig bleibt, und daß im Interesse des Gesamtwohles mehr nicht erstrebt werden dürfe. Denn damit würde diese Ethik ja den jetzigen Zustand als berechtigt oder doch als unvermeidlich anerkennen und eben damit seine allmähliche Besserung unmöglich machen. Vielmehr wird sie gerade die Unerläßlichkeit jener Forderung prinzipiell freier Berufswahl für Alle, je nach der Begabung des Einzelnen, zu ihrem Ausgangspunkt nehmen müssen, um von da aus Richtlinien zu gewinnen für den Aufbau einer Gesellschaftsordnung, welche diesem sittlichen Menschenrechte Rechnung trägt. Und erst, wenn hier die äußersten Grenzen des Erreichbaren festgestellt und durchgesetzt sind, wird der Ethiker sich dazu verstehen können, die Anerkennung eines gewissen Maßes von Notwendigkeit in seine Theorien aufzunehmen. — Ist das nun Aristokratie des Standpunktes? — oder ist es nicht vielmehr das gerade Gegenteil: eine Art von Neubelebung der Forderung der allgemeinen Menschenrechte?

Nur ein Wort noch über das Verhältnis dieser Ethik zur

Ethik Jesu! Es wäre ein Leichtes gewesen, die Zusammenstimmung beider in vielem Einzelnen nachzuweisen und entsprechend zu betonen. Ich habe dies vermeiden zu sollen geglaubt. Denn die Ethik Jesu bedarf bei denen, die ihm anhängen, der Bestätigung nicht. Bei den Andern aber hätte die Berufung auf Jesus leicht den Anschein erwecken können, als wolle ich durch diese Berufung der von mir entwickelten Ethik eine Autorität verleihen, die ihr an sich nicht zukäme. Und das hätte sie wirkungslos gemacht. Denn allzu sehr zeigt sich bei vielen Modernen die bedenkliche Neigung, mit den immer mehr ins Wanken geratenen metaphysischen Dogmen unserer Religion zugleich auch die von ihnen nur schwer, wie es scheint, zu trennende Ethik Jesu als veraltet und abgetan zu behandeln. Da muß gerade dem modernen Ethiker daran liegen, Grundlagen zu gewinnen oder herauszuarbeiten, die in völliger Selbständigkeit einem Jeden einleuchtend gemacht werden können und bei Niemand den Verdacht erregen, als solle ein längst Ueberwundenes nur in neuem Gewande noch einmal vorgeführt werden. Ueberhaupt aber würde ich es immer für bedenklich halten, das sittlich Gute durch Berufung auf eine, wenn auch noch so hohe Autorität empfehlen zu wollen. Es muß durch sich selbst, durch die innere Evidenz seines eigenen Wertes wirken; sonst erzeugt es keine echte Sittlichkeit.

Vor allem aber müßte jede Berufung auf Jesus zur Folge haben, daß diejenigen, auf die das wirkt, nunmehr das von seiner Ethik nicht Ausgesprochene auch in der modernen Ethik nicht leicht anerkennen würden. Und das würde der Arbeit der letzteren wiederum im Wege sein. Es ist z. B. doch Tatsache, daß Jesus mit den sozialen Institutionen dieser Welt, soviel uns wenigstens überliefert ist, sich nirgends auseinandergesetzt hat. Wozu auch? Die damals vorhandenen waren auf einem Boden erwachsen, der mit der Ethik Jesu schlechterdings Nichts gemein hatte. Und neue zu schaffen: dazu hätte vorerst einmal die Gemeinde dasein müssen, die Jesus suchte, in der die von ihm geforderte Innerlichkeit der Gesinnung schon herrschend geworden. Jetzt aber, wo seit Jahrtausenden das Christentum gepredigt ist, und ganze sich christlich nennende Völkermassen existieren, kann unmöglich die Forderung noch abgelehnt werden, auch eine allgemeine soziale Organisation zu schaffen, welche dem Geiste christlicher Gesinnung entsprechen würde. Da nun hierfür die Autorität Jesu selbst schlechterdings nicht zu gewinnen ist, eine Konstruktion solcher sozialen Ordnung unter Verwertung der von ihm ausgesprochenen ethischen Lehren aber immer viel Willkürliches, aus eigener Vollmacht Hinzugesetztes enthalten würde, so scheint es mir auch schon aus diesem Grunde geboten, die Autorität Jesu bei der Aufstellung unserer Ethik möglichst aus dem Spiele zu lassen. Was wirklichen Wert hat, wird ja für sich selbst reden können; und was solchen Wert nicht hat, wird ihn auch durch Berufung selbst auf göttliche Autorität nicht gewinnen können.

In dem Allen glaube ich im letzten Grunde mit meiner Rezensentin vollkommen einig zu sein, wie andererseits auch darin, daß es noch unendlich viel Arbeit zu tun gibt, um die Ethik der Freiheit von allen Schwierigkeiten zu befreien, welche ihre Anwendung auf die Bedingungen und Verhältnisse der Wirklichkeit mit sich bringt. Die Ethik konnte hier zumeist nur allgemeine Richtlinien entwickeln und oberste Aufgaben und Ziele aufstellen. Die genauere Beschaffenheit der den letzten Zwecken der Ethik am besten angemessenen Institutionen zu ermitteln, wird immer Sache der Erfahrung und gelegentlich des Experimentes bleiben; nur daß dabei jene Richtlinien, wie sie der Ethiker begründet, niemals außer Acht gelassen oder zu Gunsten utilitaristischer Gesichtspunkte etwa umgebogen werden dürfen.

Max Wentscher

Aus dem Tagebuche eines vergangenen Jahres

6

Will man Menschen zu „Persönlichkeiten“ erziehen, so zeige man ihnen große, ihrer würdige Lebensaufgaben! Die größte Persönlichkeit der deutschen Geschichte, Luther, ist an ihrer ungeheuren Lebensaufgabe emporgewachsen. Luther hat niemals daran gedacht, seine „Persönlichkeit“ „auszubilden“. Die Lebensaufgabe ist für den Menschen, was für die Rebe der Stab ist: sie ist allerdings nun daran „gebunden“, aber sie wächst auch dafür in die Höhe. Man muß nur einmal ganz im Ernst versuchen, seine Persönlichkeit auszubilden, so sieht man bald, wie unbefriedigend, wie innerlich unmöglich, ja wie subaltern dies Ideal ist. Nicht: „werde Etwas!“; sondern: „wolle Etwas!“ ruft uns die Welt zu. Schlage das Auge des Gewissens auf und wolle das Größte, was du wollen kannst, so wirst du das Größte, was du werden kannst! „Wer sein Leben verliert, der wird es finden“ — das war die Meinung der größten Persönlichkeit über die „Ausbildung der Persönlichkeit“.

* *

In einer starken, leidenschaftlichen und lauteren Liebe zu einem großen Werk schmilzt am besten der mannigfaltige Stoff in uns zu einer einheitlichen großen Seele zusammen.

* *

Wir wollen nicht auf einen Augenblick warten, zu dem wir sprechen können: verweile doch, du bist so schön! sondern wollen zu jedem Augenblicke sprechen können: gehe ruhig von dannen, ich habe dich so schön als möglich gestaltet!

* *

Verkündige den Menschen ruhig und rücksichtslos das höchste Ideal — aber immer als Einer, der seinen Abstand vom Ideal klarer erkennt und schmerzlicher empfunden hat als Alle!

* *

Wenn du an eine Sache herantrittst, so suche zunächst den Punkt in ihr, der deiner tiefsten inneren Anteilnahme, deiner Begeisterung wert ist. Von da aus suche dir dann das Ganze zu erwärmen und zu erleuchten.

* *

Bedeutend über eine Sache denken, heißt nicht: alles Mögliche über sie denken, sondern: sie von großen Gesichtspunkten aus betrachten. Suche also immer die größten Gesichtspunkte, die deiner ganzen Persönlichkeit erreichbar sind, und suche von ihnen aus die Betrachtung vollständig, klar und kraftvoll durchzuführen! So wird sich dir allmählich um die großen Wahrheiten deines Lebens herum deine „Weltanschauung“ bedeutungsvoll gruppieren.

* *

Um über eine Sache ins Klare zu kommen, empfiehlt sich außer dem zusammenhängenden dialektischen Nachdenken noch zur Ergänzung ein zweites Verfahren: immer wieder zwischen andern Tätigkeiten nach der Sache hindenken, plötzlich, von allen Seiten, aus allen Stimmungen heraus sie zu überraschen suchen. So bringt man den vollen Umfang seiner Persönlichkeit und die ganze ursprüngliche Naivität seiner Individualität mit ihr in Berührung.

* *

Du bist nicht ehrlich gegen einen Gedanken gewesen, wenn du nicht auch sein Gegenteil mit Liebe durchdacht hast.

* *

Deine Gedanken seien nicht Luftschlösser, sondern Siegesdenkmäler.

* *

Es ist oft die Voraussetzung für die erste Einverleibung einer Wahrheit, daß ihr Verhältnis zu den andern Wahrheiten unsrer Seele vorerst ein unklares und unlogisches bleibt. So lasse ruhig deine einzelnen Gedanken in dir selbständig werden und wachsen. Sind sie hoch genug gewachsen, so streben sie wie Säulen von selbst zur Wölbung zusammen. Aber auch wenn du den Bau nicht vollendet siehst: die Baumeister der alten Dome, die von Anfang an darauf verzichten mußten, ihr Werk vollendet zu sehen, sind unvergleichlich größer als die kleinen Dorfkirchenbauer.

* *

Du hast dieselben Eindrücke des Lebens, wie das Genie, nur verworrener, dunkler und schwächer.

Chwolson über „das zwölfte Gebot“

Professor O. D. Chwolson ist in der wissenschaftlichen Welt bekannt durch sein Lehrbuch der Physik, über das die „Monatsschrift für Mathematik und Physik“ urteilt: „Wir haben hier eines der besten größeren Lehrbücher der Physik, wenn nicht das beste vor uns, welches je geschrieben worden ist.“ (Dies Werk ist in deutscher Uebersetzung von H. Pflaum erschienen 1902—1906 bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.) Chwolson — ordentlicher Professor an der kaiserlichen Universität zu St. Petersburg — behandelt in einer kleinen Schrift (Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Eine kritische Studie. Deutsch bei Vieweg und Sohn, Braunschweig 1906. 90 S. 1,60 Mk.) die Frage der Annäherung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft. Er zeigt, wie diese zwei mächtigen Strömungen menschlicher Geistesarbeit neben einander herlaufen, die eine gleichsam die Existenz der andren ignorierend, bis beiden klar wird, daß sie wenigstens in den Zielen viel Gemeinsames, viel Aehnliches besitzen. Den Anfang dieser neuen Zeit anzugeben ist selbstverständlich unmöglich. Die Bewegung begann allmählich und nahm vor etwa fünfzehn Jahren einen mächtigen Aufschwung. Man knüpfte daran die Hoffnung auf eine gemeinsame Eroberung der Welt. Wie kommt es, daß diese Hoffnungen unerfüllt bleiben, daß zu den früheren Gefühlen von gegenseitiger Geringschätzung das der Erbitterung kommt? Der stille Beobachter ruft betrübt: „Meine Herren! Ehe man die Feder ergreift, um über einen Gegenstand zu schreiben welcher von der eigenen Spezialität weit entfernt liegt, muß man jenen Gegenstand mit großem Fleiß und gewissenhaft studieren! Ihr habt das zwölfte Gebot vergessen: Du sollst nie über Etwas schreiben, was du nicht verstehst.“

Im Hauptteil seiner Schrift, Seite 20—76, gibt der Autor eine strengwissenschaftliche kritische Untersuchung alles dessen, was sich in Haeckels „Welträtseln“ Physikalisches vorfindet. Er sagt Seite 21: „Selbstverständlich liegt es mir unendlich fern, Haeckels monistische Weltanschauung, die sein Lebenswerk ist, hier kritisch zu untersuchen, denn ich denke an das zwölfte Gebot und werde mich hüten, über Etwas zu schreiben, was ich nicht »verstehe«, d. h. nicht in langen Jahren mit großem Fleiß studiert habe. Nur über das zu meiner Spezialität Gehörige und im Laufe dreier Jahrzehnte Gelernte, Ueberdachte und Gelehrte darf ich mir eine kritische Betrachtung erlauben.“ Und weiterhin, Seite 31: „Das Studium der »Welträtsel« führte zu einem unerwarteten Resultat: es zeigte sich, daß meine Spezialität in diesem Werke eine nichts weniger als untergeordnete Rolle spielt, ja in gewisser Richtung sogar das Fundament des Ganzen bildet! So entstand für mich eine interessante Aufgabe: sorgfältig Alles zu prüfen, was zur Physik gehört und in den »Welträtseln« erwähnt oder besprochen wird. Der bereits oben angegebene Zweck dieser Untersuchung war ein ungemein wichtiger: es galt die Kernfrage zu entscheiden, ob Haeckel das zwölfte Gebot befolgt, ob er gewissenhaft die Fragen studiert hat, über die er entscheidende Urteile fällt und auf denen er dann sein Lehrgebäude aufbaut, oder ob er in naiver Laienmanier über Sachen schreibt, von denen er kaum eine nebelhafte Vorstellung hat. Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit läßt sich behaupten, daß das Resultat dieser Untersuchung auch die Frage nach der wissenschaftlichen Bedeutung und dem Wert der »Welträtsel« entscheidet; denn die Art, wie sich der Autor in den für sein Lehrgebäude wichtigen physikalischen Fragen zum zwölften Gebot verhalten hat, dürfte wohl charakteristisch sein für ihn selbst, und den wahren Wert alles dessen feststellen, was er über historische, soziale, religiöse, philosophische, kurz über alle nicht rein biologische Fragen sagt.“

Der Kritiker findet für seine Aufgabe „ein reichhaltiges Material, da physikalische Fragen in den »Welträtseln« eine große Rolle spielen und einige derselben dem Verfasser sogar als »sicherer Leitstern« dienten, der seine Philosophie »durch das gewaltige Labyrinth der Welträtsel zu deren Lösung führte«.“ Das Resultat der Untersuchung, erklärt Chwolson: „ist entsetzlich, man darf wohl sagen — haarsträubend! Alles, aber auch Alles, was Haeckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. Selbst von dem Gesetze, welches er selbst als »Leitstern« seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse. Und mit solch totaler Unkenntnis ausgerüstet, hält er es für möglich, das Fundament der modernen Physik, die kinetische Substanztheorie, für »unhaltbar« zu erklären und zu behaupten, daß eine der großartigsten, vielleicht die großartigste Errungenschaft menschlichen Geistes, das Entropiegesetz oder der zweite Hauptsatz der Thermodynamik »aufgegeben« werden muß.“

Und Chwolson fährt fort:

„Sollte Haeckel sich nur zur Physik so verhalten haben? Mit Sicherheit dürfen wir wohl behaupten, daß er sich in gleicher Weise zu den zahlreichen andren Wissenszweigen verhalten hat, die in seinem Werk besprochen oder auch nur gestreift werden. ... Haeckels Welträtsel sind typisch für jene Werke, deren Autoren das zwölfte Gebot verachten. Und wenn die anfangs besprochene Annäherung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie statt der erhofften und ersehnten köstlichen Früchte nur Disteln und Unkraut erzeugt, statt Freundschaft Erbitterung hervorgerufen hat, so fällt die eine Hälfte der Schuld auf die Naturforscher, die in ihren Werken mit fremden Wissenschaften so unwissenschaftlich umspringen wie der große Biologe Haeckel in seinen berühmten Welträtseln. ... Haeckel ist einer der größten Kenner der naturwissenschaftlichen Methode; er weiß sie wohl anzuwenden in seinen eigenen biologischen Arbeiten und wird ihre Kenntnis auch wohl mit gebührender Strenge verlangen von seinen Schülern. Wie konnte er sie beim Betreten anderer Wissensgebiete so völlig vergessen, daß er oberflächliches Laiengeschwätz mit ernster Wissenschaft verwechselte und sich hinreißen ließ, Sätze niederzuschreiben, die die schlimmsten und lächerlichsten naturwissenschaftlichen Aussprüche von Nichtnaturforschern weit hinter sich lassen ... Aber der Erfolg? Der großartige Erfolg, die Uebersetzung in alle Kultursprachen, die Volksausgaben, die hunderttausende von verkauften Exemplaren! Wo steckt das Geheimnis dieses Erfolges, der sicher noch lange anhalten und wachsen wird und durch eine ernste wissenschaftliche Studie am allerwenigsten sich wird aufhalten lassen? Das ist ein schönes und interessantes Thema, über das sich ein schönes und interessantes Büchlein schreiben ließe, streng wissenschaftlich, ohne die blöden Schimpfereien, über die sich Haeckel mit vollem Recht beklagt. In diesem Büchlein müßte von Vielem die Rede sein: von dem gegenwärtigen Bildungsgrade des großen Haufens der mehr oder weniger Gebildeten; von den großen Fragen die die grübelnde Menschheit gegenwärtig bewegen; von den alten zertrümmerten Götterbildern, den umgestürzten Altären und der öden erschreckenden Leere, die sich an ihrer Stelle gebildet; von dem heißen Drange, diese Leere auszufüllen, und sei es auch mit Gespenstern, mit Schemen, mit leeren Worten, die tönend die beängstigende Leere ausfüllen; von der Psychologie der Menge und von dem nie fehlenden Eindruck einer kühnen, selbstbewußten und scharfen Sprache; von der äußerst geringen Verbreitung wahrhaft wissenschaftlicher Bildung und der daraus resultierenden Kritiklosigkeit — und noch von vielen anderen schönen und interessanten Dingen — ... Ja, ein schönes kleines Büchlein ließe sich schreiben über jene Frage; aber ob es Nutzen brächte — ist wieder eine andere Frage! Sapienti sat.“ S. 76.

Nachdem der Kritiker im dritten Kapitel bei strengwissenschaftlicher Betrachtung der bei Haeckel vorgefundenen physikalischen Darbietungen zu diesem Resultat an Empfindungen gekommen ist, trifft er im vierten Kapitel seines Büchleins mit dem gleichen Vorwurf wie Haeckel den Professor Kossuth. Auch der handelt gegen das zwölfte Gebot in seiner Arbeit „Einige Bemerkungen zu Haeckels Welträtseln.“ (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 122, Seite 120.) „Erbitterung“ ist der richtige Ausdruck für das Gefühl, welches derartige Elaborate von Philosophen über naturwissenschaftliche Fragen im Naturforscher hervorrufen. Und so sind an zwei Beispielen die Behauptungen illustriert und bewiesen. Gäbe es keine Beispiele anderer Art — es wäre um an der

Zukunft zu verzweifeln, die Hoffnung aufzugeben auf ein neues Aufblühen der Naturwissenschaft und der Philosophie in neuen Richtungen. Dies Aufblühen wird und muß eintreten, wenn die Naturforscher und die Philosophen in Demut die Schwächen ihrer einseitigen Methoden und mit Achtung die dem anderen Lager zu Gebote stehenden Forschungsmethoden anerkennen werden; wenn sie lernen werden, sich gegenseitig richtig zu verstehen, und Niemand mehr das zwölfte Gebot vergessen wird. Als leuchtendes Beispiel hat E. v. Hartmann in seinem Werke „Weltanschauung der modernen Physik" gezeigt, wie man ein der eigenen Spezialität fernstehendes Gebiet zuerst studiert und dann die der eigenen Spezialität entsprechenden Forschungsmethoden in jenem Gebiet anwendet. Staunend und bewundernd habe ich dies schöne Werk studiert. — Ostwalds „Vorlesungen über Naturphilosophie" und die interessanten Untersuchungen des Philosophen L. W. Stern (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik) dürften weitere Beispiele sein, die uns hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken lassen. Vivant sequentes! Mögen sie Alle das zwölfte Gebot auf ihre Fahnen schreiben!

So der große Gelehrte St. P. 1906. E H

Die Psalmen des Westens

Eine Vorbemerkung zu einem eigenen Buche

Es war in einer größeren Versammlung festlicher Art (deren sonstigen Charakter ich hier bei Seite lassen kann), wo ich einen Redner Worte zitieren hörte, die mir sehr auffielen. Sie schlossen sich an ein Bibelwort an, zu dem sie eine Parallele sein sollten, und in der Tat bildeten sie dazu eine merkwürdige Parallele. Wir alle haben wohl eine deutliche Empfindung davon, mit welcher besonderen Kraft, Innigkeit und Geradheit die besten unserer Bibelworte zu unserm Herzen sprechen; es ist ein ganz eigener Ton darin, von außen wie von innen. Die Worte jenes Zitates nun, welche der Redende auf seine Bibelstelle folgen ließ, hatten für mich ganz und gar etwas von jener Wucht und Wärme der Bibelsprache; dennoch stammten sie nicht aus der Bibel, das war mir gewiß, nicht nur weil sie mir noch nie vorgekommen waren, sondern auch weil ein undefinierbares Etwas in ihnen lag, das meinem Gefühl nach wohl von der Bibel herkam, aber nicht so in der Bibel steckte.

Ich war, wie gesagt, betroffen über die zitierte Aeußerung, wie mich selbst ein ungewöhnliches Zitat sonst nicht leicht betroffen macht. Ich kenne manche Nachbildungen biblischer Sprache aus Gebeten, Andachtsbüchern oder auch von weltlichen Dichtern. Dies Wort hatte mich doch anders angesprochen. Es ging mir nach durch den ganzen Verlauf der Versammlung hin, und als sie vorüber war, erkundigte ich mich, woher es stamme. So kam ich auf die Fährte eines bemerkenswerten Buches. — —

Vor einiger Zeit führte ich einmal ein Gespräch mit mir selbst. Ich hatte Psalmen ausgewählt zur Verlesung im Gottesdienste. Wieder war mir dabei so recht zum Bewußtsein gekommen, wie mächtig und groß diese Psalmensprache ist, und doch zugleich, wie häufig und schmerzlich wir in diesen alten Psalmen stolpern und zu Falle kommen. Hand aufs Herz! wer, der das Psalmenbuch für sich selbst und für die Gemeinde nachdenkend gebraucht, hätte nicht dasselbe empfunden? Schade, seufzte ich einmal wieder, wieviel Menschliches und Untermenschliches in diesem gewaltigen Strom frommen Innenlebens mit dahingeführt wird! Wie viel, was wir heute nicht mehr verstehen oder was uns befremdend anmutet oder wogegen gar unser christliches Gewissen sich empört. Wie würden wohl Psalmdichter sprechen in unserer Zeit? dachte ich weiter. Was würden jene Männer vom Schlage des 42. oder des 104. Psalms, wenn sie heute lebten, aus der Tiefe ihres gottberührten Herzens hervorbringen? Vieles gewiß, das genau klänge wie es dort steht; aber doch auch Vieles anders. Die Frömmigkeit Jesu Christi und die Welt, wie sie heute vor unsern Augen liegt, würden darin ein hörbares Wort mitsprechen. Wie würde das wohl werden?

Eine Art Antwort auf diese Frage meines Selbstgespräches wurde mir gegeben in dem Buche, da mir auf dem oben angedeuteten Wege in die Hände fiel. Es waren Psalmen. Aber Psalmen, die eine fromme Seele unserer Tage gedichtet hat, und zwar nicht als Nachdichtung und Umschmiedung der alten Psalmen, sondern froh und voll aus der Fülle des eigenen Lebens heraus. Das Buch führte den Titel: Psalmen des Westens. Ein Mann, der seinen Namen nicht genannt hat (und er tat wohl daran, denn solch ein Werk kann sich nicht scheu genug absondern von dem Namenkult, der heutzutage fast in unserer gesamten literarischen Produktion geübt wird), gibt hier seinem Leben in Gott Worte. Den Ausdruck hat er ganz und gar gelernt, besser in sich gesogen, aus dem alten Psalmenbuch der Bibel. Ungefähr wie Thomas a Kempis aus der Bibel heraus redet. Aber das Leben, das sich in diesen Ausdruck kleidet, gehört durchaus einem Menschen unserer Tage, einem ungebrochen modernen Menschen im guten Sinne. Sein Weltbild ist unser Weltbild; seine Kenntnis der Lebensvorgänge ist offen und entschlossen geschöpft aus der Wissenschaft unserer Zeit; seine Fragen, Hoffnungen, Interessen gehen von dem Jetzt aus. Das macht sich aber nicht aufdringlich geltend, etwa apologetisch oder in Theodiceen auslaufend. Dazu ist dies religiöse Leben viel zu naiv und tiefgeboren. Es ist einfach der starke Strahl der Frömmigkeit, der über das klar betrachtete heutige Dasein hinblitzt.

Dieser Strahl kann Licht in moderne Herzen bringen, Licht und Wärme. Mir, das gestehe ich gern, hat er schon solch Licht und Wärme gebracht. Jene unmittelbare Wärme und jenes unmittelbare Licht, wie es „Zeugen" geben, von denen Chr. Schrempf einmal sagte, daß er sie sich als Prediger wünschte, Leute, die nicht klug argumentieren und mit ihrem Geisteshammer die Felsblöcke auf unserm Pfade klein zu hauen sich bemühen, sondern Leute, die haben, denen man gleich anfühlt, daß sie in einem wirklichen Besitze glücklich sind. Es ist nämlich kein Theologe, der da redet; das erklärt Manches.

Seit ich mich mit dem Buche beschäftige (das englisch geschrieben ist), kam immer mehr der Wunsch in mir zur Geltung, es durch Uebersetzung recht Vielen in meiner deutschen Heimat nahe zu bringen. So habe ich damit angefangen und hoffe das übersetzte und bearbeitete Buch in kurzem dem deutschen Publikum vorlegen zu können. Einen Psalm kennen die Leser schon aus Nr. 44. Hier sei mir gestattet, zwei zur Probe mitzuteilen.

Heinrich Hackmann

Preis der Schöpfung

Erwache, mein Herz, und preise den Gott unsres Heils; jeder Hauch meines Mundes sei dein, o Gott, der du mit ewiger Freude dein Volk gekrönet hast.

Auf, mein Herz, mit Danken, und wandle in der Kraft unseres Erlösers, der alle Dinge erfüllen wird mit dem Geist seiner ewigen Liebe.

Freue dich in ihm immer aufs neue; o daß meine Seele sich erfrischte und tränke von dem gesunden Quell seiner Gerechtigkeit.

Die Himmel müssen seine Wahrheit schauen, und die Sterne in ihren Bahnen müssen seiner Weisheit gehorchen;

Sonnen und aller Sonnen Scharen, Welten soweit sie reichen, Planeten und Monde samt allen ihren Bewohnern.

Ihre Grenze kennet der Mensch nicht, der Mensch mit seiner kleinen Weisheit; das Buch der Unendlichkeit ist geschrieben in Worten, die wir nicht lesen;

Doch hat eine Stimme uns bezeichnet den Weg der Gerechtigkeit, daß wir ringen mögen, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist.

Freuet euch denn ringsum, ja, selbst das Böse müsse sich wandeln zu deinem Preise, o Gott, du Quell alles Lebens, dessen Wille Errettung vom Uebel ist.

Erhebe uns zu deiner heiligen Höhe, laß uns sehen dein herrliches Zeugnis und staunen vor den Wegen deines Gesetzes;

Laß uns sinnen über deinen Werken und enthülle die strahlende Botschaft deines Lichts.

Du setzest die Sonne in ihre Herrschaft, die Erde wandelt ihre Bahn und rollt rastlos dahin; da entstehen Winter und Sommer, Tag und Nacht ununterbrochen.

Wärme und Licht spendet die Sonne denen, die um sie sind, denn du hast ihr verliehen von deinen Kräften; sie glüht mit unvergänglichem Feuer, und ihre Strahlen gehen lebenbringend in die Weite.

Da steigen die Wasser des Meeres auf zum Himmel; grau wird

das Firmament, und die Sonne verhüllt sich mit dem Mantel, den sie sich gewoben.

Winde tragen die Wolken über die Länder. Sie berühren die Berge, und in der Kälte der Höhen wird Regen, dessen Tropfen zur Erde rinnen.

Er erfrischt das Gras auf dem Felde, er füllet die Flüsse, daß sie rauschen.

Siehe, auf den Gipfeln der Berge ruhet der Schnee; doch die Hitze des Sommers schmilzt ihn und nähret die Wasser des Tals in der Dürre täglich.

Donner rollen an den Felsen, und das Echo sendet ihren Schall weiter.

Die Wogen des Sees schäumen, und die Gießbäche stürzen von den Höhen.

Der Boden trinkt Erquickung und alles Grün streckt seine Wurzeln aus nach Feuchtigkeit.

Da klärt sich der Himmel auf, da scheinet die Sonne, da spannt sich der Regenbogen über das Land.

Die matten Blumen richten ihre Köpfe auf im Frieden des Abends.

So kommt Trost nach den dräuenden Wettern des Zweifels, so, wenn die Stürme vorüber sind, wird es hell in der Seele Tiefen.

Leben

Unterweise mich, Gott, im Gesetz des Lebens, daß ich wisse von einer Wahrheit, die da bleibt;

Daß ich lasse von den Irrwegen der Torheit und mich freue an ewigen Satzungen;

Daß ich abwerfe die Sorgen der Finsternis und Ruhe gönne dem müden Leibe;

Daß ich inne werde der ewigen Ziele, der Schönheit deiner heiligen und hehren Kraft.

Lieblich sind deine Weisungen, und sehr teuer sind mir deine Gebote.

Meine Seele sehnet sich, dein hohes Gesetz zu halten und Ehre zu nehmen vom Gehorsam gegen dich.

Ebene meinen Pfad und erleuchte die Augen meines Verstandes.

Glorreich sind deine Werke und wunderbar über die Maßen; o gib mir deinen Geist, um deine Güte zu ermessen.

Dann werde ich nicht irren. Und ob die Erde verginge, so ende ich doch in Segen und all mein Kampf wandelt sich in Frieden.

Unsre Sterbenden

Einige der Briefe, die wir von Schleiermacher haben, an seine Freundin Eleonore Grunow, gedenken teilnehmend ihrer sterbenden Mutter. Sie bewegen sich viel um die letzte Abendmahlsfeier, mit der sie vom Leben und von den Ihrigen Abschied genommen hat. (Schleiermacher-Briefe, Auswahl, bei Diederichs in Jena, S. 248—254.) Schleiermacher, im voraus von dem Tage der Feier unterrichtet, nimmt aus der Ferne den innigsten Anteil. Er schreibt, noch ehe er Näheres über den Verlauf weiß, an die Freundin:

Wie bin ich in diesen Tagen bei Ihnen gewesen, teure leidende Freundin! Sie im Traume zu sehen, so gut wird es mir nicht, aber wachend hat die Phantasie Sie mir vorgemalt mit einer Lebendigkeit, über die ich erschrecken könnte. So sehe ich Sie am Krankenbette Ihrer Mutter, Ihre stillen stummen Thränen . . .

Ein solcher Tag, wie Sie vorgestern erlebt haben, gehört zu den merkwürdigsten Erfahrungen des irdischen Lebens. So mit Bewußtsein von beiden Teilen — denn auch Ihre Mutter fühlt nun gewiß ihren Zustand — ein Tag, der nicht wiederkommt — das ist der wahre Abschied, das wahre Sterben. Wenn nur die heiligen Schmerzen und die mancherlei sich kreuzenden Gefühle Sie haben kommen lassen zum Genuß der ruhigen Wehmut. Haben Sie Sich auch freuen können mit Ihrer Mutter und über sie, daß ihr vergönnt ist in einer so schönen Umgebung die letzten besonnenen Tage des Lebens zu begehen? Haben Sie auch, über die äußeren Verhältnisse hinweg, teilen können ihre heilige stille Freude darüber, was innerlich aus denen geworden ist, denen sie das Leben zu geben so glücklich war? O die unendliche Welt von Gedanken und Empfindungen, die jetzt in Ihnen ist! Erliegen Sie nur nicht darunter! Erleichtern Sie Sich dadurch, daß Sie, so viel Sie immer können, davon aussprechen. Gönnen Sie doch denen, welchen Sie verständlich sind, recht viel davon — auch für mich bitte ich es. Zwar haben Sie recht, daß ich wohl Alles weiß, aber das lebendige Gefühl von diesem Wissen, wie kann es mir besser werden, als durch Ihr unmittelbares Mitteilen? Und Sie wissen, wie dieses Wissen das Beste ist, was ich habe. Sprechen Sie Sich recht aus überall, wo Sie gehört werden können. Wenige Menschen haben eine so liebenswürdige Gabe und Art sich aufzuschließen. Lassen Sie Ihre Freunde den Genuß nicht missen in diesen merkwürdigen Momenten des Lebens.

So am 24. November 1802. Und am 10. Dezember, nachdem Eleonore ihm von der Feier berichtet hat:

Das muß ein schöner Morgen gewesen sein, den Sie da gefeiert haben mit den Ihrigen, wohl würdig aller Schmerzen und Tränen, und wie tief eindringend in Ihr frommes, so vielseitig erregbares Gemüt! Gewiß gibt es keine schönere Handlung als diese, um mit geliebten Seelen den recht besonnenen Abschied, den eigentlichen Schluß des Lebens zu machen, nach welchem nun der physische Tod kommen kann, gleichviel wann er will, und ich möchte sagen: Wenn Christus auch nur das Abendmahl eingesetzt hätte, möchte ich ihn bis zur Anbetung lieben.

Lassen wir ganz bei Seite, was uns an der Empfindungsweise der Menschen von damals fremd geworden ist. Eins scheint sicher: daß die gegenseitige Aufgeschlossenheit es ganz anders erleichterte, sich gegenseitig etwas zu sein. Aber heute möchten wir im Anschluß an diese Briefstücke auf einen Punkt zu sprechen kommen, der uns oft bewegt.

Die Bereitschaft zum Sterben, die Fähigkeit, mit Bewußtsein zu sterben, ist auch bei frommen Christen seltener geworden. Oft wird ja die physische Möglichkeit künstlich unterbunden: das ist die Kehrseite von der Wohltat des Morphiums und andrer den Schmerz lindernder, aber dem Geiste seine Klarheit raubender Mittel. Wir sagen Nichts gegen ihren Gebrauch; aber ein Verlust ist die Folge. Es gibt jetzt viel weniger bewußtes Abschiednehmen vom Leben als früher. Und daran verlieren die Zurückbleibenden viel. Stärkende, ergreifende Erinnerungen. Und auch unsre Sterbenden kommen sicherlich oft um eine letzte Frucht ihrer irdischen Vollendung.

Eine Todesscheu geht auch durch die Christenhäuser, besonders der gebildeten Stände, die früher nicht da war und die kein Fortschritt ist. Wir sehen auf die Sentimentalität früherer Zeiten herab und sind viel weichlicher geworden. Spricht man heute mit erfahrenen Aerzten, auch mit solchen, die durchaus ein inneres Verhältnis zur Religion haben, so bestreiten sie wohl, daß es überhaupt Menschen gebe, die dem Tode anders als mit Furcht und Widerwillen entgegensehen. Der Pfarrer wird rasch bei der Hand sein, das Gegenteil zu bezeugen. Aber Beide können irren. Man wird aus der eignen Familie berichten, daß man Anderes erlebt hat. Aber das können Ausnahmen sein.

Unter allen Umständen ist es ein Mangel, wenn unser Geschlecht es versäumt, sich mit dem Tode zu befreunden. Wieviel Erhebung, wieviel Erleichterung würden wir uns und den Unsern verschaffen, wenn wir nach der Weise unsrer Voreltern darauf bedacht wären. Und wenn wir dann die Abendmahlsfeier vor dem Tode wieder in ihr altes Recht setzten. Nicht als Wegzehrung nur im Zustande des Halbbewußtseins noch, nein als klare frohe Familienfeier, da noch die Zeit und die Kraft dafür vorhanden ist! Wie Schleiermacher selber mit den Seinen gefeiert hat, ehe er starb.

Gerne wollen wir unsre Sterbenden schonen. Und ganz verabscheuen wir alles plumpe, unbefugte Hineinplatzen mit Todesgedanken in die Seele des Unempfänglichen! Aber es ist doch viel Feigheit dabei, wenn unsre Sterbenden nicht wissen, daß sie sterben müssen. Feigheit von ihrer, Feigheit von unsrer Seite. Ein wirklich zarter Sinn rechnet mit Wirklichkeiten, verzehrt sich nicht in Täuschung. Die Liebe soll sicher die letzte Entscheidung haben. Aber wo Glaube ist, wo Glaube sich regen und recken und triumphieren will, ist es da Liebe, ihm zu wehren? Wenn aber wir selbst ans Sterben kommen, da soll der Glaube sichs nicht wehren lassen, dem Tode früh ins Angesicht zu schauen.

R

Die Entscheidung der Darmstädter Synode

Vgl. Nr. 26, 27, 36

Das großherzoglich hessische Oberkonsistorium hatte dem Pfarrer Korell in Königstädten, der als Kandidat für die Reichstagswahl im Kreise Darmstadt unterlegen war, wegen seines Verhaltens zur notwendig gewordenen Stichwahl einen Verweis erteilt. Korell hatte dagegen protestiert. Auch sonst fehlte es

nicht an Widerspruch; wir haben uns nach Kräften daran beteiligt. Das Oberkonsistorium erklärte, sein Eingreifen einzig vor der Landessynode rechtfertigen zu wollen. Nun hat diese Synode stattgefunden und drei Tage lang über die Sache verhandelt.

Das Ergebnis ist das denkbar kläglichste. Die Synode hat auf eine Entscheidung über den Fall — verzichtet.

Man bedenke: die Synode war in dieser Sache Apellhof. Sie hatte das Urteil der ersten Instanz zu prüfen. Sie mußte es entweder billigen oder verwerfen. Aber sie mußte ein klares Urteil sprechen. Statt dessen erklärt sie:

„daß die vom Großherzoglichen Oberkonsistorium gegen Pfarrer Korell getroffene disziplinarische Entscheidung vom rein rechtlichen Gesichtspunkte aus verschiedenartige Beurteilung zuläßt."

Weiter Nichts? Nein, zur Korellschen Angelegenheit weiß diese Synodalmehrheit (45 gegen 9) rein Nichts weiter zu sagen. Diese oberste Instanz verzichtet auf die Fällung eines Spruchs: denn man könne juristisch über den Fall verschiedener Meinung sein! Ja wie viele Rechtsfälle gibt es doch, in denen man juristisch verschiedener Meinung sein kann! In jedem Prozeß führt das Zwiegespräch von Staatsanwalt und Verteidiger uns dies vor Augen. Darf der Gerichtshof deswegen darauf verzichten, Recht zu schaffen? Er soll nach bestem Wissen und Gewissen sein Urteil fällen. Sofern aber im Richterkollegium selbst abweichende Meinungen vorhanden sind, entscheidet die Mehrheit. Diese 46 Mehrheitsmänner des Darmstädter Gerichtshofs haben es überhaupt zu keinem Beschluß gebracht!

Nun ist es aber höchst interessant, die Resolution des Pfarrertags (vgl. 37, 885 und 39, 932) zur selben Sache zu vergleichen. Dort hieß es:

„Wir lehnen es ab, zu dem Einzelfall Korell kritisch Stellung zu nehmen, da er für die öffentliche Meinung nicht genügend geklärt ist und innerhalb der hessischen Landeskirche selber gegensätzliche Beurteilung erfährt."

Die Verwandtschaft des Dresdner und des Darmstädter Beschlusses leuchtet ein. Und sie ist begreiflich, da die beiden Beschlüsse leibliche Brüder sind, Kinder desselben Vaters, des Pfarrers Wahl in Langen. Zu dem Dresdener Vorgang durfte man sagen, daß er der Redlichkeit dieser Diplomatie keine Ehre machte: denn die Korellsche Sache lag für die öffentliche Meinung völlig aktenklar, und der Pfarrertag mußte nur den Mut fassen, zu ihr Stellung zu nehmen. Was aber auf einem freien Vereinstage formell erträglich war, dies Ausweichen vor einer gestellten Frage, das wird für ein verfassungsmäßiges öffentliches Organ zur Pflichtverletzung. Die Synode hatte die Pflicht, einen Spruch zu tun. Sie mußte entweder sagen: „Der Verweis gegen Korell war recht", oder: „er war unrecht." — Hat denn keiner der Juristen, die in der Synode saßen, das empfunden?

Nun vermied also die oberste Instanz, die Landessynode, in Sachen Korells Recht zu sprechen. Aber Korell hatte seinen Verweis, und da die Synode den nicht von ihm genommen, so besteht er zu Recht. Während also die Synode versicherte, der Fall lasse rechtlich verschiedenartige Beurteilung zu, hat sie gleichzeitig unter der Hand eine Handlung von Recht wirkender Kraft vollzogen und den Verweis gegen Korell faktisch bestätigt. Das wollten auch die Führer der Mehrheit, wie aus den Verhandlungen hervorgeht, und das wollte selbstverständlich das Konsistorium. Wo aber bleibt da der alte Rechtsgrundsatz: In dubio pro reo? Das heißt auf Deutsch: Im Zweifelsfall zu Gunsten des Angeklagten! — Und von den Juristen in der Synode hat das keiner gesehen?

Der Schein, daß die synodale Instanz gegen Korell Recht gesprochen habe, wurde noch verstärkt durch die Entschlossenheit, mit der man die konsistoriale erste Instanz seines Vertrauens versicherte. Wenn die synodale Instanz wirklich ein Urteil zur Sache gefällt hätte, dann möchte das ja wohl einen Sinn haben, daß man infolge oder trotz dieses Urteils irgendwie und aus irgendwelchen Gründen dem Konsistorium ein Vertrauensvotum gab. Aber dem Angeklagten, dem Verurteilten, dem Apellierenden sagen: „Deine Sache ist juristisch zweifelhaft" — und gleichzeitig dem Gericht, das sie als juristisch unzweifelhaft behandelt hat, alles Lob widerfahren lassen — das ist überhaupt keine Rechtsprechung, das ist nichts als Willkür. — Waren denn gar keine Juristen in der Synode?

Aber es handelt sich ja nur um einen Verweis! Wie kann man darum so viel Lärm machen!

„Es handelt sich um eine Bagatellsache! In Bagatellsachen ist doch keine Gerechtigkeit nötig." — Was sagen die Richter aller Länder dazu?

Und wie, wenn es keine „Bagatellsache" wäre? Wenn es Leute gäbe, für die hinter diesem scheinbar geringfügigen Vorgang die allerernstesten moralischen Probleme stecken? Wie, wenn die ganze Frage nach der Amtspflicht des Geistlichen in diesem Falle in ein ganz empfindliches Licht gerückt wäre? In ein Licht, das die Betroffenen gar nicht zur Ruhe kommen lassen kann?

Was hat dann die Synode geleistet?

Aber hat sie nicht auch von der Sozialdemokratie ausdrücklich geredet? Ja, Gott seis geklagt! Aber hier handelte es sich um keine Juridica mehr, und hier liegen die Dinge allerdings viel zu tief, als daß diese Synode eine „Entscheidung" hätte treffen können. Hier wäre die Selbstbescheidung am Platze gewesen, zu erklären, daß die Frage vom rein kirchlichen, religiösen Gesichtspunkte aus „verschiedenartige Beurteilung zuläßt". Statt dessen weiß man hier — „politisch"! ganz genau, was man will!!

Kurz, diese Entscheidung der Darmstädter Synode ist keine Entscheidung. Sie ist einesteils nur der Schein, anderenteils das Zerrbild einer Entscheidung. R

Verschiedenes

Deutsche Orientmission. Herr Dr. Lepsius hat in Briefen an den Herausgeber dieses Blattes und mich gegen einige Bemerkungen meines Artikels „Zehn Jahre deutscher Orientmission" in Nr. 39 und 40 dieses Blattes Einspruch erhoben. Er erblickt „in der Charakteristik seiner Motive und in der Kritik seiner Leitung, wie ich sie der Oeffentlichkeit vorgelegt hätte, eine Schädigung seiner Arbeit." Mein Artikel war kein Angriff, sondern eine Empfehlung seiner Arbeit. Ich hoffe auch, daß er diesen Zweck erfüllt hat. Um so weniger möchte ich die Ausstellungen von Dr. Lepsius dem Leserkreise der Christlichen Welt vorenthalten.

Lepsius nimmt zunächst Anstoß an meiner Bemerkung: „Lepsius ist Apokalyptiker. Ihm ist es die letzte Zeit. Darum muß die Welt in dieser Generation evangelisiert werden." Er findet, ich hätte ihn damit „als einen Glaubensnarren geschildert, nicht ohne Bewunderung für das Groteske seiner Schwärmerei," und schreibt über seine Stellung zur Eschatologie: „Ich habe das amerikanische Schlagwort immer abgelehnt und die enthusiastische Eschatologie der Gemeinschaftskreise öffentlich bekämpft. Eine Lehre, die nur Bekehrung predigt und weder Weltziel noch Weltaufgabe für den Menschen kennt, muß naturgemäß den deus ex machina herbeisehnen, um der ziellos verlaufenden schlechten Tragödie ein möglichst schnelles Ende zu bereiten. Evangelisation ist überhaupt kein Ziel, sondern ein Anfang. Christianisierung der Völker ein Durchgang. Erst Erziehung der Menschheit zum Reiche Gottes kann ein vorläufiges Ziel sein, wenn anders diese Welt auf dem Wege der Geschichte die Stätte des ewigen Lebens werden soll."

Es wird für den, der von einer anderen Grundauffassung ausgeht, sehr schwer sein, sich mit Lepsius hier zu verständigen. Ich halte Jemanden, der Gott ein starkes Zutrauen schenkt und aus diesem starken Zutrauen heraus große Dinge unternimmt, auch wenn er intellektuell eine meiner Ansicht nach unrichtige Auffassung vertritt, weder für einen Narren noch für einen Schwärmer und kann für seinen großen Glauben ehrliche Bewunderung haben. So stehe ich zu Lepsius. Im Uebrigen weiß Lepsius, daß nicht ich allein seine Stellung als eine apokalyptische beurteile, auch wenn er, wie mir wohl bekannt ist, von der enthusiastischen Gemeinschaftsbewegung hierin stark differiert.

Lepsius wendet sich dann dagegen, daß ich ihm die Gabe, die Geister zu unterscheiden (bei der Auswahl von Arbeitern für die Muhammedanermission) nicht in dem Maße zugesprochen habe, wie sie für ein so großes Werk erforderlich wäre. Ich betone, daß ich von Vorgängen gesprochen habe, die in der Vergangenheit liegen und die gegenwärtigen Mitarbeiter von Lepsius ausdrücklich ausgenommen habe. Ich bestreite es nicht, wenn Lepsius schreibt: „Unsere Mitarbeiter, die durch Krankheit oder Tod ausschieden, haben mit großer Treue und Hingebung gearbeitet. Sie waren ebenso ernste als intelligente und in ihrem Fach ausgezeichnete Arbeiter, denen ich immer ein dankbares Gedächtnis bewahren werde. Unsere gegenwärtigen Mitarbeiter, Pastoren, Lehrer, Lehrerinnen, Aerzte, Diakonen, Handwerker haben sich sämtlich trefflich bewährt, und auch in der Heimat würden

sie in ihrem Berufe hervorragen." Mein Urteil bezieht sich nicht auf
die Leitung der Waisenhäuser und andere ähnliche Arbeit: es ist aus-
drücklich bezogen auf die von mir als besonders schwierig anerkannte
Arbeit der Muhammedanermission. Ich habe dabei an Schwierigkeiten
gedacht, die Lepsius früher mit verschiedenen, wie mir schien von ihm
zu schnell berufenen Arbeitern gehabt hat; Schwierigkeiten, die er
selbst jedoch als nur auf persönlichem Gebiete liegend einschätzt.

Endlich bestreitet Lepsius die Richtigkeit meiner Bemerkung über
seine Teppichfabrik: „Seine wirtschaftlichen Erfolge sind freilich nicht
ermutigend: teure Maschinen, wie sie dort verwendet wurden, rentieren
nicht." Er schreibt dazu: „Die Schwierigkeit, die zu überwinden war
und überwunden ist, die naturgemäß auch die ganze kleinasiatische
Teppichfabrikation traf, beruhte allein auf der Tatsache, daß in den
letzten vier Jahren der Preis der Schafwolle auf den Inlandsmärkten
auf das Dreifache gestiegen ist. Unsere Herstellungskosten sind übri-
gens geringer als die im Inlande von Smyrna ... Ich habe jetzt
bereits die ganze Produktion des letzten Jahres zu normalen Preisen
verkauft und werde wahrscheinlich im nächsten Jahr den Betrieb wieder
verdoppeln müssen. Ich beschäftige jetzt schon 600 Arbeiterinnen und
habe große Freude an dem kaufmännischen Teil meiner Arbeit." Ich
freue mich, hier mein Urteil berichtigen zu können. Es wundert mich
dann allerdings, daß die Amerikaner und Lohmann, die jetzt an die
Schaffung einer Industrie denken, bei solch günstigen Ergebnissen an-
dere Wege gehen und gerade solche Maschinen, wie sie Lepsius ver-
wendet, vermeiden wollen.

Ewald Stier

Peter Moors Fahrt nach Südwest. Von Gustav Frenssen.
Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1906. 210 S. 3 Mk.

Es ist eine große Freude, Gustav Frenssens Buch empfehlen zu
dürfen. Er hat seinem Volke damit einen Dienst getan. Mir schrieb
nach der Lektüre des Buches Jemand: „Man kann ohne Scham und
Trauer und großes Mitleid garnicht mehr an Südwestafrika denken."
Solchen Eindruck hat Frenssen dadurch erreicht, daß wir fast gegen-
ständlich Südwest erleben in seinem Buch. Das ist überhaupt der
bleibende Eindruck: Frenssen versteht es hier — mit einigen ganz
geringen Ausnahmen — völlig zurückzutreten, oder noch besser: völlig
auf- und unterzugehen in seinem Gegenstand. Das gilt sowohl
von der einfach erschütternden Treue des Erzählens wie auch — und
das ist wohl noch mehr gesagt — von der Bearbeitung der sittlichen
Frage der Kolonieen in diesem Rahmen. Niemals der Eindruck des
Räsonnements, der Predigt; sondern: so müssen die Menschen an
dem Ort und in dem Augenblick über diese Dinge sprechen und denken.
Ich kann mir kaum ein Buch der letzten Jahre denken, das so ein
vaterländisches Volksbuch genannt zu werden verdient wie dies. Vor
allem deshalb, weil daraus die Wahrheit spricht, daß das Tun und
Leben einer Nation geleistet und begriffen wird nicht in Begeisterung,
sondern im Ernst.

Heinz Beckmann

Gott und die Seele. Ein Jahrgang Predigten von D. Geyer,
Hauptprediger bei St. Sebald, und Dr. Rittelmeyer, Pfarrer bei
Heilig Geist, Nürnberg. Erstes bis drittes Tausend. Ulm, Heinrich
Kerler 1906. 621 S. 6, gebunden 7,50 Mk.

Es ist kein geringes Wagnis, in unserer Zeit der Hast einer-
seits, der Abneigung gegen das kirchliche Leben im engern Sinne,
das auf evangelischem Boden seinen Mittelpunkt in der Predigt hat,
andererseits, einen voluminösen Predigtjahrgang herauszugeben. Wer
nicht Tüchtiges zu bieten hat, der lasse es! Die beiden Verfasser dieser
Sammlung, die sich zur gemeinsamen Veröffentlichung ihrer Predig-
ten entschlossen haben, waren sich laut Vorwort des Ernstes ihrer
Aufgabe voll bewußt, aber sie haben sie auch in einer Weise gelöst,
daß wir diese Gabe dankbar begrüßen dürfen. Wir begrüßen sie als
einen Beweis dafür, daß die Predigt, wenn ihr Ziel recht erfaßt ist
„die Verbindung der Seele mit Gott" herzustellen, und wenn die Haupt-
bedingung hiefür erfüllt ist, das Aufgehen der Persönlichkeit in der
heiligen Sache, wie zu allen Zeiten so auch heute das werden kann,
was sie sein soll, wirkliche Verkündigung, recht verstanden: Organ
der Offenbarung, oder gut lutherisch: Wort Gottes für die jeweilige
Gegenwart.

Um in kurzen Strichen diese Predigten zu charakterisieren und
dieses Urteil zu begründen, wäre es das Einfachste und Ueberzeu-
gendste, Stichproben herauszugreifen; aber da das der Raum nicht
gestattet, so sei auf einige hervorragende Züge hingewiesen, die diese
Zeugnisse über den Durchschnitt hinausheben. Erstens ist die ganze
Kraft auf die Position verwendet, nicht auf Negationen und Anti-
thesen, nicht auf die Polemik gegen Andersdenkende, seis in konfessio-
neller, seis in theologischer Beziehung. Das hebt diese Predigten
ganz von selbst auf eine Höhenlage, die über und jenseits der Rich-
tungen steht, und obwohl besonders die Freunde der Christlichen Welt
eine herzliche Freude an ihnen haben werden, weil ihnen vertraute
Saiten darin wiederklingen, so wird man doch mit allem Suchen
nimmer auf eine Stelle stoßen, welche ein altgläubiges Gemüt (mit
Grund) befremden oder ärgern, oder Etwas antasten würde, was ihm
heilig ist. Wie viel gemeinsamen Boden hätten wir, wenn es
nur echt religiöses Gut wäre, was wir in der Predigt und reli-
giösen Litteratur vertreten! Zweitens findet sich in diesen Vor-
trägen eine glückliche Verbindung und Ergänzung von Motto- und
Textpredigt. Dadurch kommt sowohl die Autorität des Schriftwortes,
wie die Freiheit und Selbstbetätigung des Predigers zu ihrem Recht,
und dieses rechte, lebensvolle Ineinander von Objektivität und Sub-
jektivität, ist es nicht das stille Geheimnis der religiösen Kraft und
Fruchtbarkeit? Darum kann man diese Reden nicht lesen, ohne durch
sie innerlich befruchtet zu werden. Es ist die innere Folge oder der
naturgemäße Ertrag dieses Strebens nach innerer Durchdringung
des Subjekts mit der Wahrheit, daß drittens in diesen Predigten
der dreifachen neuerdings von Niebergall erhobenen Forderung nach
Kräften Genüge geschieht: die Predigt sei verständlich, interessant und
wirksam!

Mit dieser Charakterisierung soll nur das gesagt sein, daß die
Verfasser der Predigten auf dem richtigen Wege sind, dem ihnen
vorschwebenden Ideal der religiösen Rede möglichst nahe zu kommen,
das vor bald dreihundert Jahren Comenius ausgesprochen: „Christi
Regel verleiht denen, die nach ihr leben, Beredsamkeit, nicht jene auf-
geputzte Geschwätzigkeit, sondern die Fähigkeit, die Gedanken klar und
fließend auszudrücken. Wer das wenige Notwendige erkannt hat und
es von dem Unnötigen wohl zu scheiden vermag, der wird wahre
Worte reden und nicht leeres, inhaltloses Zeug, der wird seine Rede
zu einem wohlgefügten Ganzen abrunden und nicht Gemeinplätze ohne
Ende auftischen." Mit andern Worten: Zentralität ist das Geheim-
nis der wahren Beredsamkeit, das durch keine Kunst zu erreichen,
durch keine Virtuosität zu ersetzen ist.

Johannes Herzog

**Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfange des zwanzig-
sten Jahrhunderts** von Professor Dr. Hugo Müller (Oberlehrer am
Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt). Stuttgart, Belsersche Ver-
lagsbuchhandlung 1904. 2 Mk.

Das Buch ist ein Schlußwort zu dem großen Schulkampfe, der
mit dem Kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900 sein Ende ge-
funden hat, und ein Vorwort zu der weiteren Entwicklung der deutschen
Schule. Der Verfasser zeigt in der Darstellung des Verlaufs der
Reformbewegung eine vollkommene Beherrschung des riesigen Stoffes
und versteht es durchaus parteilos die verschiedensten Standpunkte zu
begreifen und von innen heraus zu beleuchten. In dem allgemeinen
Teile, der die Ursachen und Ziele der Reformbewegung und die Be-
deutung der preußischen Schulreform behandelt, bewährt er sich als
Mann von freiem Geiste, der bei aller Wertschätzung der klassischen
Bildung den Bedürfnissen des modernen Lebens gegenüber zu allen
Zugeständnissen bereit ist. Ganz vortrefflich ist die bleibende Bedeu-
tung der klassischen Bildung für unser nationales Geistesleben darge-
legt, ebenso zutreffend ist aber gezeigt, daß die Bildungsbedürfnisse
und Bildungsideale im neunzehnten Jahrhundert eine tiefgehende
Wandlung durchgemacht haben und daß die Schule dieser Wandlung
folgen mußte. Müller begrüßt von diesem Standpunkt aus die neueste
preußische Schulgesetzgebung als die beste Lösung aller Schwierigkei-
ten und wünscht nur, daß auch die letzten Beschränkungen noch fallen
mögen. Von der weiteren Entwicklung erhofft er eine Minderung
von Schematismus und Schablonisierwut, damit die Arbeit der Schule
freier werde. — Das Buch ist leicht und gewandt geschrieben und liest
sich angenehm. Es ist für den Fachmann eigentlich unentbehrlich und
kann auch den Lesern der Christlichen Welt aufs wärmste empfohlen
werden.

Richard Schwemer

Kleine Mitteilungen. „Wenn wir unter denselben Rechts-
verhältnissen lebten wie die Juden in Rußland, wären wir alle
Revolutionäre!" Das habe ich gesagt und — Nr. 29 Sp. 692 f. —
auch gedruckt. Es reut mich nicht. So habe ich empfunden und so
auch die, zu denen ich damals gesprochen habe. Wenn antisemitische
Blätter sich an meiner ganzen Rede ärgerten, so ist das ihr Recht
und rührt mich nicht. Wenn aber kirchliche Blätter sich nicht darüber
beruhigen können und Herr Lic. Mumm mir in der „Reformation"
erst jüngst noch über eine Spalte widmet, mit der Versicherung: „Das
kann nach dem ganzen Zusammenhange nur heißen: auch wir würden
die Mittel der jüdisch-russischen Terroristen anwenden" —
so bitte ich doch unsre Leser einmal diesen Zusammenhang am ange-
führten Orte nachzuprüfen. Und wenn ein einziger Leser oder eine
einzige Leserin ernstlich findet, daß ich mich wider diese Mummsche
Auslegung verteidigen soll, dann will ichs tun. Sonst nicht. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg. 8. Jahres-
versammlung. Montag 26. November 5 Uhr in der Aula des Friedrich-Werderschen
Gymnasiums, Dorotheenstraße 13: Die Generalsynode von 1846 und die Frage
eines neuen kirchlichen Bekenntnisses. Prediger Professor D. Scholz.

Bernburg. Mittwoch 5. Dezember 8 Uhr im Erbprinz: Frauenberuf und
Ehe. Hafa-Gnadau. Frauen besonders willkommen.

Breslau. Freitag 30. November 8 Uhr im Pschorrbräu, Separatzimmer: Reli-
gion und Theologie in der Predigt. Pastor Heinz

Coblenz. Ortsgruppe **Freunde evangelischer Freiheit.** Montag 26. Novem-
ber 8¼ Uhr im Saale des Evangelischen Bürgervereins, Altlöhrtor: Saul von Tar-
sus, Drama in 2 Aufzügen, nebst einer Einleitung über das moderne
biblische Drama. Pfarrer Fritz Philippi, Diez. Eintritt frei, Gäste willkommen.

Gieszen. Dienstag 4. Dezember 7½ Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Sind
wir Christen? (Die Aufsätze in Nr. 42 und 46.)

Görlitz. Donnerstag 29. November 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Jesus
und die Forderung unserer Zeit. Pastor Onnasch.

Halle a. S. Mittwoch 28. November 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause:
Der Glaube an den persönlichen Gott und der moderne Mensch.

Hamburg. Montag 10. Dezember 8 Uhr Hotel zu den drei Ringen, Klostertor 7:
Die neutestamentlichen Apokryphen. Professor Dr. Geffcken.

Leipzig. Donnerstag 29. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Petersstraße:
Was wissen wir von Jesus? Pfarrer D. Mehlhorn.

Lüttringhausen. Montag 26. November 5 Uhr im Düringer Hof: Kapita-
lismus und protestantische Ethik nach Max Weber. Professor Herrmann-
Lennep und Pfarrer Schüler-Remscheid.

Magdeburg. Mittwoch 12. Dezember ¾4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbach-
straße 1: Das Volkslied im alten Israel. Professor D. Gunkel.

Marburg. Dienstag 27. November 8½ im Ritter: Schleiermachers patrio-
tische Predigt in den Jahren 1806 bis 1810. Professor Joh. Bauer.

Stuttgart. Montag 10. Dezember abends ½8 Uhr im Herzog Christof: Der
Streit um die Lebensideale II. Professor Dr. Schöll.

Am 15. November wurde uns zu unsrer Freude ein zweites gesundes

Töchterchen

geboren.

Rummelsburg bei Berlin, Städtisches Waisenhaus.

Pastor Lic. **Schneemelcher** und Frau **Paula Schneemelcher** geb. **Sachse**

Evangelischer Theologe

26 Jahre alt, bisher in praktischer Amtstätigkeit, sucht dauernde Stellung wenn möglich in einem evangelisch-sozialen Unternehmen. Anerbieten, um welche herzlich gebeten wird, befördert der Verlag unter **K. S.**

Ein verheirateter Missionar a. D. wünscht die **Leitung** eines größeren Haushaltes zu übernehmen. Gehalt Nebensache.

Offerten unter **H. H.** an den Verlag dieses Blattes.

Stellung

als **Rechnungsführer, Amtssekretär, Verwalter** erhalten unter **Garantie** junge Leute jeden Standes und Berufes im Alter von 16 bis 40 Jahren nach **2 monatlicher** gründlicher Ausbildung. Schulgeld mäßig. Auskunft und Lehrplan frei.

B. Schmidt,

Direktor der landwirtschaftlichen Beamtenschule zu Priebus in Schlesien, Kreis Sagan

---

Gesucht

besseres Dienstmädchen, das kochen kann, zu deutsch-englischer Familie. Reisevergütung. 20 Mark monatlich.

Frau Pfarrer **Andreae,** Slack House **Hyde, Cheshire**

Weihnachtsbitte!

Kinderloses Pfarrerehepaar ist gewillt ein Mädchen, möglichst Vollwaise und nicht über zwei Jahre alt, anzunehmen. Antworten, auch gütige Vermittlung durch Amtsbrüder herzlich erbeten unter **„Weihnachtswunsch“** postlagernd **Hauptpostamt Dresden.**

Venedig Christl Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire. Ruhige centrale Lage.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Zu Ostern 1907 wird ein tüchtiger **Hauslehrer** gesucht, der zwei Kinder (Quarta) unterrichten kann und einem das Gymnasium besuchenden Unterprimaner als Freund zur Seite steht. Sportliche und musikalische Neigung erwünscht, längeres Engagement beabsichtigt. Offerten mit ausführlichen Mitteilungen unter **L Z** an die Expedition des Blattes.

Unterzeichneter sucht einen wissenschaftlich gebildeten **Hauslehrer** unter günstigen Bedingungen. Derselbe hätte zwei Knaben, Sextaner und seinen ein Jahr jüngeren Bruder zu unterrichten. Meldungen erbittet

Alfred Wünning

Rittergut Kleinhelmsdorf, Post: Dorf **Roda** (Bez. Halle)

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von F. M. Schiele. IV, 1. „Pietisten“ von **J. Jüngst.** Im Abonnement: Mk. —,40. Kartoniert Mk. —,65. Im Einzelverkauf Mk. —,50. Kartoniert Mk. —,75. Feine Ausgabe geb. Mk. 1.50.

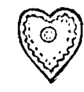
Neu! **Nie dagewesen!**

Jubel und Freude —

Und höchstes Entzücken — Wird überall Jung und Alt berücken!

Wo **„Rehfeld's Knusperhäuschen“** erscheint!

Das schönste Weihnachtsgeschenk für alle Kinder!



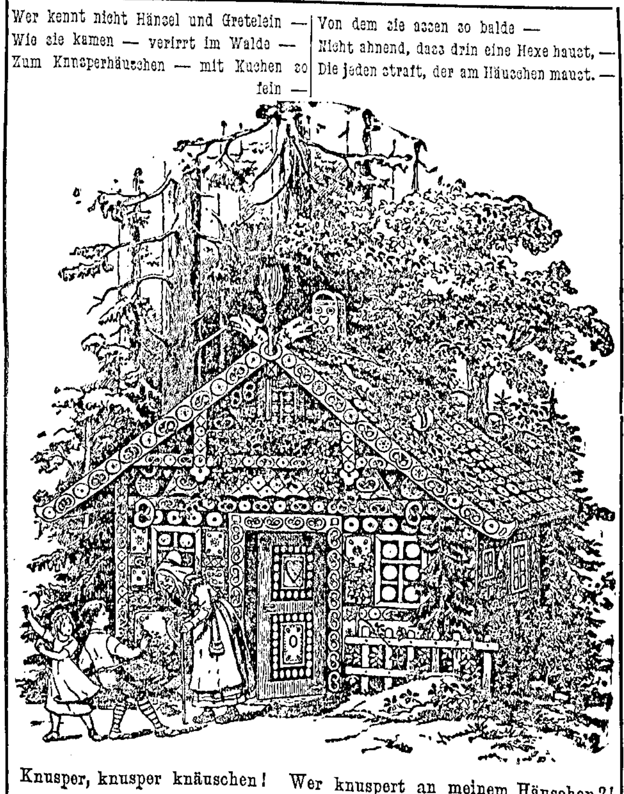
Ein lang gehegter Herzenswunsch der lieben Kinderwelt — **Durch uns** er jetzt erfüllet wird für billig Geld!

Preis p. St. Mk. 1.50 franko, Nachnahme 20 Pfg. teurer. 3 St. kost. Mk. 4.10 franko 6 „ „ „ 7.70 „ 10 „ „ „ 12.50 „ Nachnahmespesen extra! Dieselben werden bei Vorher-Einsendung des Betrags gespart.

Nur bei uns zu haben!

Rehfeld & Backe Fabrikation Solinger Stahlwaren und Versandthaus I. Ranges. **Solingen 649.**

Wer kennt nicht Hänsel und Gretelein —
Wie sie kamen — verirrt im Walde —
Zum Knusperhäuschen — mit Kuchen so fein —
Von dem sie assen so balde —
Nicht ahnend, dass drin eine Hexe haust, —
Die jeden straft, der am Häuschen maust. —



Knusper, knusper knäuschen! Wer knuspert an meinem Häuschen?!

Das nebenstehende Bild ist die **getreue** Abbildung des **Knusperhäuschens** welches in seinen **wunderbaren Farben** geradezu **entzückend** ausgeführt ist. — **Wie ungeheuer gross** aber wird die Freude, wenn das Häuschen noch mit allerhand **Zuckerwerk** beklebt ist und die **10 erleuchteten rot durchscheinenden Fensterchen in feurigem Lichte erstrahlen!**

Nur bei uns zu haben, weil **überhaupt kein anderes Knusperhäuschen** existiert.

Das Knusperhäuschen ist zum Aufstellen und 31 cm hoch, 34 cm tief, Bodenlänge 48 cm.

Dei Jubel der lieben Kleinen kennt keine Grenzen, wenn ihnen das liebliche, hell erleuchtete Knusperhäuschen unter dem Weihnachtsbaum entgegenstrahlt!

Drum — unter'm Weihnachtsbaum jedes Kind —

Rehfeld's Knusperhäuschen find'!

Wer sich ein Knusperhäuschen sichern will, bestelle sofort.

Hänsel und Gretel-Märchenbuch, hierzu passend, mit 19 reizenden Bildern zum Preise von Mk. 0,85

Unsern neuesten hochinteressanten Weihnachts-Katalog liefern wir auf Wunsch gratis und franko.

Unterzeichneter sucht einen wissenschaftlich gebildeten **Hauslehrer** (Theologe oder Philologe). Derselbe hätte 4 Knaben im Alter von 6 bis 10 Jahren zu unterrichten und etwa für die Quarta einer höheren Lehranstalt vorzubereiten.

Meldungen mit Zeugnissen, Gehaltsansprüchen, Photographie erbeten an

F. Köhler, Rethwisch bei Preetz Holstein.

Wer übernimmt bei einer Preisermäßigung von 25 % mein Abonnement auf **Haucks Realencyklopädie**, 3. Aufl. Dieselbe ist vollständig gut erhalten.

Vikar Hippe, Camenz i. Schles.

Billig zu verkaufen:

1. **Christliche Welt**, 1894—1904 in Orig. Band, tadellos.
2. **Protestantische Kirchen-Zeitung**, 1854—61, 65, 66 in geringem Einband, abgenutzt.
3. **Deutsch-evang. Blätter**, 8. bis 11. Jahrgang; solid gebunden, tadellos.
4. **Hilfe**, 1885—98, einfach gebunden, gut.

Berlin N 20, Koloniestr. 18.
Pfarrer Flöß.

Zum neuen Kirchenjahr

Langsdorffs
Perikopenwerk

3 Bände, geb. à 14.—
zusammen 36.—

Quandts
Sonn- und Festtags-
Predigten

3 Bände, geb. à 7.—

C. Ludwig Ungelenk, Dresden A.

REUTHER & REICHARD, VERLAGSBUCHHANDLUNG in BERLIN W. 9.

Eine der schönsten Gaben bleibt nach wie vor:

Des Glaubens Bedeutung
im Kampf ums Dasein.
Ein Appell von
C. Skovgaard-Petersen,
Pastor.

Geschenkausgabe fein geb. 3 M. — **Billige Volksausgabe (11. bis 15. Tausend)** in Leinwandbd. 1,60 M. **(Neu!)**

12 Ex. zu à 1,40 M., 25 Ex. zu à 1,25 M.

Bis jetzt sind über 10 000 Ex. abgesetzt!

P. Dr. Rump im Reichsboten: „Ihr Eltern, legt euren zu Ostern ins Leben hinaustretenden Kindern dieses Buch **auf den Weihnachtstisch!** Ihr Pastoren, wenn möglich, schenkt es euren Konfirmanden! Das Buch, vorzüglich übersetzt, ist ein wahrer Schatz für jugendliche „Stürmer und Dränger“.

Dr. med. A. Römer:

Die Kunst d. Krankenbesuchens.
Zweite, erweit. u. verbess. Aufl., 1 M.

Was schulden wir dem Alter?
Ratschläge und Mahnungen eines praktischen Arztes. 1 M.

„Die Römerschen Schriften sind in ihrer Art ganz ausgezeichnet. Ueber die erstere schrieb uns Herr Geh. Kirchenrat Professor Dr. H. A. Koestlin: (Die Schrift) „finde ich ganz vorzüglich und möchte ich sie allen jungen Seelsorgern in die Hand wünschen. Ein solches Büchlein hat gefehlt! O, wenn wir s. Z. solch einen Ratgeber gehabt hätten!“

Gediegene Festgeschenke:

Religiöse Reden
von
Fred. W. Robertson.
Neue Sammlung,
dem Andenken Emil Frommels gewidmet.
Zweite, verb. u. verm. Aufl. Geb. 3,50 M.

„.. Reden von großer Schönheit, Kraft, und Tiefe. Die feinen Beobachtungen, namentlich psychologischer Art, an denen die Reden Robertsons so überreich sind, und die ihre Lektüre so gewinnbringend machen, gleichen oft Funken, die in dem Leser eine ganze Gedankenkette entzünden.“ (Christl. Welt.)

Das Leben des Freih. vom Stein
von
w. Gen.-Sup. D. **W. Baur.**
5. Aufl. **(327 Seiten!)** Geb. 1,50 M.

Eine der gediegensten Biographien des großen Staatsmannes, die sich ihres Inhalts wegen bei billigstem Preise als Gabe für das heranwachsende Geschlecht ganz besonders eignet.

Die theol. Schule Albrecht Ritschls
und die
evang. Kirche der Gegenwart
von
Prof. *D.* G. Ecke.

II. Band: **Die evang. Landeskirchen Deutschlands im XIX. Jahrhundert.** Blicke in ihr inneres Leben. Geb. 9 M.

„Den schönsten Teil des Buches bilden, meines Erachtens, die letzten 100 Seiten, wo Ecke über das Diakonissenwerk, über die Innere Mission und über die Heidenmission schreibt. Ein Hauch heiliger Begeisterung liegt über diesen Blättern. Alle männlichen und weiblichen Persönlichkeiten, die auf diesen Gebieten in Betracht kommen, sind von einer erquickenden Liebe und Wärme, und zum guten Teil klassisch schön gezeichnet. In Summa: Das Buch, das auf seinem Gebiet ohne seinesgleichen ist, kann, und wird hoffentlich auch, ein Quell reichen Segens werden.“ **(D. O. Funcke im Reichsboten.)**

Christliche Ethik
von **Julius Köstlin.**
In Halbfranz gebunden 12 M.

„Neben Paulsens Ethik kennen wir keine neue Darstellung, die in so unmittelbarer Berührung mit den Gaben und Aufgaben der Gegenwart sich hält.“ (Wiss. Beilage der Leipz. Zeitung.)

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 46. Der evangelische Bund. Schluß — Nachruf des Evangelischen Oberkirchenrats für D. H. Freiherrn v. d. Goltz — Verschiedenes: Die Erledigung des „Falles Römer“; Der Protestantismus in der österreichischen Volksschule; Die Gemeinde der Christian Science; Die zweite „Allgemeine Diaspora-Arbeiter-Konferenz“ der Brüdergemeine; Dorpat; Vom freien Verband deutscher Synodalen — Personalien

---

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 46. Die gegenwärtige Uebung der Lehrzucht 3. (Schluß) — Stimmungsbild aus der Sächsischen evangelisch-lutherischen Landessynode — Die kirchliche Versorgung Bremens — Aus Preußen: Emil Herrmann; Kirchennamen: Von den Berliner Kirchenwahlen; Die neuesten kirchlichen Fälle — Mancherlei: Die Einigungsbestrebungen; Ein Aergernis; Notizen.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN

Soeben erscheint als 88. Band der **Grote'schen Sammlung**

Adam Notmann
Ein Leben in der Zelle
Roman von
Fritz Philippi

343 Seiten. 8°. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

D. Nelle, Paul Gerhardtfeiern im Paul Gerhardtjahre 1907. (Sonderdruck aus der Denkschrift des XIX. deutschen evangelischen Kirchengesangvereinstages zu Schleswig 2. u. 3. September 1906).

Preis 50 Pfg. **50 Stück je 40 Pfg.**

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Bücher der Weisheit und Schönheit)



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 48 — Marburg i. H., den 29. November — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Advent

Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Matth. 4, 17.

Wunderbar. Dies Denn. Tut Buße — denn Gott kommt, zu helfen kommt der Herrgott, anders wirds: auf die Erde kommt der Himmel. Es kommt der Herr der Herrlichkeit, ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich — — Derhalben jauchzt . . . nein, deshalb tut Buße! Anders werdet, ganz anders! Wunderbar.

Und doch! das Leben klärt das Rätsel auf. Jesus kommt — da macht der verlorene Sohn sich auf: Vater, ich habe gesündigt. Heiße Tränen der Reue vergießt das sündige Weib, der Zöllner kehrt dem Zollhause den Rücken, und schwere Taten der Buße tut ein Zachäus. Noch immer. Wo ein Mensch mit Jesu in Berührung kommt — in der Seele gibts einen Ruck, einen Ruck im Leben. Bei Seite geworfen werden alte Bündel, Bündel alter Schuld, Bündel alten Lebens. In neuem Kleide macht man sich auf neuen Weg. Verbrannt wird, was man bisher angebetet, und angebetet, was man bisher verbrannt hat. Man wird anders.

Wie sollte man nicht! Wenn der König sich zu Gaste lädt, da wird die Diele gefegt, sauber gemacht die Stube und in das beste Gewand wirft man sich selbst . . . Hier aber: welch ein König, welch ein Gast! Dessen Augen wie Feuer sind. Mehr noch: dessen Herz in Liebe glüht. Helfen will er dir. „Bleibt noch mein Herz erkaltet? Nein, liebster Vater, nimm es hin! Gib Kraft, um dich zu lieben. Herz und Begierden, Mut und Sinn, sie seien dir verschrieben." Da schwindet Gleichgiltigkeit und Oberflächlichkeit. Halbheit und Unentschiedenheit wird überwunden. Zum Guten bekommt man Entschiedenheit und Mut. Je mehr man sich da hinein versenkt: es vergeht das Alte, neu wird das Herz, das Leben neu, man wird eine neue Kreatur. Buße tut man.

Weihnacht kommt! Es kommt das Himmelreich. Nicht wie dort. Wieder auf die Höhe steigen wir. Ueber die Augen legen wir die Hand. Wir schauen hinab ins weite Gottestal. Wieder inne zu werden, was Gott an uns getan, noch immer tut an uns. Der Herr kommt. Gekommen ist der Herr. Ihn zu empfangen mach dich würdig, rein und fein und sauber. Daß, wenn er kommt, du dastehst: „Hosiannah! sei gegrüßt! Kommt, wir gehen dir entgegen . . ."

Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!

W

Die preußische Volksschule und die Polen

Der Streik der polnischen Schulkinder hat in der deutschen Presse eine nahezu einstimmige Verurteilung gefunden, wie dies nicht anders zu erwarten war angesichts der Siedehitze, zu der die nationalen Leidenschaften in der Ostmark allmählich gestiegen sind. Strengste Unterdrückung der polnischen Renitenz wird als einziges Heilmittel gegen das Uebel empfohlen; die Richtigkeit des Systems anzuzweifeln fällt Niemandem ein, denn das allen Widerspruch ertötende Axiom „Die preußische Volksschule ist nicht dazu da, um das Polentum zu züchten" kann man nicht in Frage stellen, ohne des Verrats an der nationalen Sache verdächtig zu werden. Die so ziemlich einzige Stimme, die seit Jahren nicht müde wird, gegen die landläufigen Ansichten, Voraussetzungen und Folgerungen bezüglich der Schulfrage in den Ostmarken zu predigen, die Delbrücks in den „Preußischen Jahrbüchern", beachtet Niemand mehr, weil man sich gewöhnt hat, den Politiker Delbrück für einen unbelehrbaren Querkopf zu halten, den man laufen lassen müsse. Ob aber, die so denken, sich nur ein einziges Mal klar gemacht haben, worum es sich eigentlich handelt, ist sehr fraglich. Auch in nationalen Dingen, und in ihnen am meisten, ist die Phrase der ärgste Feind ruhiger Erkenntnis; diese aber muß sich der nationalen Leidenschaft, die auch nötig ist, verbinden, soll für das Vaterland Ersprießliches geleistet werden. Deshalb sei hier versucht, die leidige Sache mit möglichster Objektivität nach der moralischen wie nach der praktischen Seite zu untersuchen. Wir werden dabei finden, daß es sich um eine sehr ernste Kulturfrage handelt, aber in anderem Sinne, als die nationale Presse glaubt.

1

Seit 1793 sind die Bewohner Posens Untertanen der Krone Preußen. Ungeheuer viel Wohltaten verdanken sie dem preußischen Staate; jeder Schritt aus dem verlotterten Polenreiche in den Staat Friedrichs des Großen war ein Schritt vorwärts, war ein Fortschritt in der Kultur. Aber die Zeiten sind dahin, wo solche kulturelle Erziehung durch fremdes Volkstum zur Entnationalisierung des Zöglings führte. Die Polen sind Polen geblieben. Im Jahrhundert des Nationalitätsprinzips sind sie sich ihrer Sonderart erst recht bewußt geworden, und haben Alles getan, um sie zu wahren und zu stärken. Das ist sehr lästig für uns, aber ehrenvoll für sie. Mit der ganzen Undankbarkeit, die Völkern eigen ist und vielleicht eigen sein muß, haben sie alles das Gute vergessen, was ihnen Preußen geschenkt hat, um sich nur dessen zu erinnern, was es ihnen nahm: die staatliche Selbständigkeit und die Möglich-

keit, sich nach eigener, nationaler Art — gut oder schlecht — zu regieren und zu verwalten. Sie träumen noch immer von der Wiederaufrichtung des weißen Adlers; sie träumen nicht nur davon, sondern sie arbeiten im Stillen zäh und zielbewußt darauf hin. Diese Bestrebungen können zum Hochverrat werden und sind stets eine eminente Gefahr; sicher ist die Ostmarkenfrage die ernsteste Frage unserer inneren Politik. Wenn man den Polen selbst hier noch zubilligen muß, daß sie nur tun, was unterworfene Völker getan haben, seit es eine Geschichte gibt, und daß ihrer Ehre dadurch kein Eintrag geschieht: wir können nicht anders, als mit der äußersten Wachsamkeit dergleichen auf die Zerstörung unseres Staates gerichtete Bestrebungen überwachen und mit der äußersten Strenge strafen, sobald sie das Gesetz verletzen. Unsere Selbsterhaltung zwingt uns dazu, und kein moralisches oder rechtliches Bedenken hindert uns. Denn im Kampfe der Staaten um Sein oder Nichtsein entscheidet das Schwert, und es hat gegen die Polen entschieden. Nicht unehrenhaft sind sie der Uebermacht dreier Großstaaten erlegen, aber sie sind erlegen und müssen sich in diese Tatsache fügen, oder die Folgen tragen. Sie oder wir — ein Drittes gibt es nicht.

Andererseits muß der Staat mit der Anwesenheit dieser nationalfremden, gewaltsam angegliederten, feindlich gesinnten Bevölkerung bei allen seinen Maßnahmen rechnen. Es geht nicht an, sie einfach als Preußen zu etikettieren, weil sie dem preußischen Staate Steuern zahlen und als Soldaten dienen müssen. Sie sind nie Preußen gewesen, und wollen keine sein. Man könnte unseres Erachtens mit vollem Rechte hieraus die Folgerung ziehen, daß, wer die Pflichten der preußischen Staatszugehörigkeit nicht erfüllen will, auch ihre Rechte und Vorteile nicht genießen soll; man könnte ein besonderes Polenrecht für sie schaffen; aber man kann unmöglich die Tatsache aus der Welt schaffen wollen, daß sie Polen sind. Der Staat erkennt dies ja auch mit der Arbeit der Ansiedelungskommission in vollem Maße an; denn wie käme er sonst dazu, Millionen zu opfern, um einen Teil seiner Untertanen möglichst von seinem Grund und Boden zu verdrängen? Aber anerkennen, daß hier ein besonderes, fremdes Volk auf seinem altererbten heimischen Grunde unter preußischer Flagge lebt, heißt auch, das Recht dieses Volkes auf seine Sprache anerkennen.

Die Sprache ist keine staatliche Einrichtung, sondern ein nationales Gut, ein Erzeugnis des nationalen Geistes, das Allgemeinste, das Teuerste, das Heiligste, das es gibt. Wer seine Sprache verleugnet, den verachten wir; wer sie inmitten fremden Volkstums vergißt, den schelten wir und zeihen ihn nationaler Lauheit. Wie bitter schmeckt es zu wissen, daß gerade unsern Landsleuten dieser Vorwurf besonders häufig gemacht wird; wie eifrig sind Tausende an stiller und lauter Arbeit, um überall in der Welt, in den versteckten Tälern Welschtirols wie im Baltenlande, in Siebenbürgen wie in Amerika, die deutschen Sprachinseln vor der ringsum brandenden Flut fremden Volkstums zu bewahren; und wie glühte uns das Herz vor Zorn, wie ballten wir ohnmächtig die Faust, so oft wir lasen, wie magyarische oder russische Brutalität gewaltsam gegen die deutschen Kirchen und Bildungsstätten, Namen und Zeitungen vorging. Denn in tiefster Seele fühlt es Jeder: hier geschieht uns nicht nur schwerer Schaden, hier geschieht auch schweres Unrecht. Gebet dem Staate Alles, was des Staates ist, und das ist nicht wenig; aber es gibt noch eine Welt geistiger Werte, die sich jedem äußeren Zwange, auch dem des Staates, entzieht und entziehen muß, wenn Kultur nicht ein Wort ohne Sinn sein soll, und die Sprache gehört zu diesen geistigen Werten ebenso wie die Religion, die Wissenschaft und die Kunst. Ein Staat, der diese Dinge vergewaltigt, ist kein Kulturstaat, und sein Verfahren ist barbarisch. Inbezug auf Religion, Kunst und Wissenschaft gibt das auch Jeder zu, Jeder wenigstens, der in protestantischer Lebensluft erwachsen ist; es aber mit Rücksicht auf die Sprache behaupten — heißt „Sentimentalität in die Politik hineintragen." Wenn dem so wäre, dann begäben wir uns auch des Rechtes, über die Vergewaltigung unserer deutschen Brüder im Auslande uns moralisch zu entrüsten; denn es gibt in diesen Dingen nicht zweierlei Maß, je nachdem es sich um sie, oder um die Polen Preußens handelt.

Aber dem ist nicht so. Wohl hat die Sprachenfrage auch eine politische Seite, eine sehr ernste sogar; aber sie ist nicht mit den spezifisch politischen Mitteln des Zwanges und der Gewalt zu lösen, sondern allein im geistigen Turniere. Wir ehren die Wahrheit und uns, wenn wir das anerkennen; wir entehren sie, wenn wir es verleugnen.

Deshalb sind wir moralisch im Unrecht, wenn wir den Polen in unsern Ostmarken wider ihren Willen die deutsche Sprache aufnötigen und den Gebrauch des Polnischen verwehren, und die polnischen Kinder und Eltern sind moralisch im Rechte, wenn sie sich mit allen Kräften dagegen zur Wehr setzen. Es versteht sich von selbst, daß dieser allgemeine Grundsatz keine kleinliche Auslegung verträgt. Der einzelne polnische Soldat im großen deutschen Heere, der einzelne polnische Beamte oder Abgeordnete in einer deutschen Körperschaft, hat kein Recht auf Berücksichtigung seiner Muttersprache; ja der Staat ist vollkommen berechtigt, Allen, die sein Brot essen, Kenntnis des Deutschen zur Bedingung zu machen und im amtlichen Verkehr die Anwendung des Deutschen an erster Stelle zu fordern und zu erzwingen. Aber der Masse der Bevölkerung in ihrer Heimatsprovinz — in Berlin und Westfalen ist es etwas Anderes — durch die Schule das Deutsche aufzuzwingen, dazu hat der Staat kein Recht. Es ist freilich schwer, dies sich ruhig klar zu machen angesichts der groben Ausschreitungen, die jetzt in Posen an der Tagesordnung sind. Denn es ist ja kein Zweifel, daß die polnischen Hetzer, Presse und Geistlichkeit voran, von dem fatalen Herrn von Stablewski protegiert, diese herrliche Gelegenheit benutzen, um die Glut des Hasses gegen Preußen zu schüren, und daß der Streik der Schulkinder Formen angenommen hat, gegen die mit allem Nachdruck vorgegangen werden muß, soll das äußere Ansehen des Staates nicht ernstlich leiden. Aber trotzdem bleibt es dabei, daß der Staat *in der Sache* Unrecht hat, und daß auch das strengste Einschreiten auf die Dauer nur äußerlichen Erfolg haben kann, solange er dies Unrecht nicht abstellt. Der Fanatismus mag dies leugnen; er ist auch in politischen Dingen noch immer ein schlechter Berater gewesen. Vielleicht, daß er für die praktische Seite der Frage eher zugänglich ist. Doch vorher gilt es noch einige Einwände ins Auge zu fassen.

Wie steht es denn mit dem Satze: „Die preußische Volksschule ist nicht dazu da, das Polentum zu züchten"? Spricht er nicht eine unanfechtbare Wahrheit aus? Selbstverständlich, vielmehr hat sie neben anderen zweifellos die Aufgabe, das Deutschtum zu fördern. Aber die preußische Schule ist eine Kulturanstalt, und man kann nicht kulturelle Zwecke mit barbarischen Mitteln verfolgen, so oft dies auch in der Weltgeschichte versucht worden sein mag. Die Eroberungen für das Deutschtum, die gerade die Schule machen will, können und dürfen lediglich moralische Eroberungen sein. Sind ihr solche nach Lage der Dinge nicht vergönnt, so muß sie eben überhaupt auf Eroberungen verzichten. Ihren Schülern eine ihnen fremde Sprache aufzwingen, ist ihrer ebenso wenig würdig, als wenn sie ihnen, wie die Polen lächerlicherweise behaupten, eine andere Konfession aufzwingen wollte; am allerwenigsten dürfte sie dergleichen aber im Religionsunterricht versuchen. Denn es ist doch kein bloßer dummer Aberglaube, und keine bloße boshafte Widersetzlichkeit, wenn die Polen gerade hier die zwangsweise Anwendung des Deutschen als einen Eingriff in etwas Heiliges empfinden, auch die, die nicht so naiv sind, zu glauben, Polnisch sei die Sprache Jesu und der heiligen Jungfrau gewesen. Denn Hand aufs Herz: wer von uns möchte in einer andern Sprache beten, als die ihn seine Mutter gelehrt hat? Wer empfände es nicht als eine Beeinträchtigung seiner Andacht, wenn er auf Englisch oder Französisch mit Gott reden sollte, so gut er diese Sprachen auch beherrschen mag? Mit solchen Imponderabilien zu rechnen ist auch für die Schulpolitik durchaus angemessen, schon um ihrer eigenen Erfolge willen. Denn was soll in aller Welt bei einem Religionsunterricht herauskommen, dem die Schüler nur mit verbissenem Ingrimm beiwohnen, weil sie ihn — übertriebenerweise, es mag sein, aber doch mit einer gewissen Berechtigung — als Verletzung ihrer heiligsten Gefühle empfinden?

Und wie die Ehre der preußischen Schule, so erfordert auch die Ehre des preußischen Staates nicht, daß die Polen deutsch lernen. Es ist dies auch so eine Phrase, die bei näherer Betrachtung in Nichts zerstiebt. Fühlen sich denn die Franzosen oder die Engländer in ihrer Ehre gemindert, weil die Bretonen, Walliser und die Gälen ihre keltischen Idiome pflegen? Wie England den Wallisern ihr rein keltisches Schulwesen, bis zur Hochschule hinauf, zugestanden hat, so können wir unbeschadet unserer Ehre den Polen ihre polnische Volksschule gewähren.

Denn wir haben auch, letztlich, nicht die Pflicht, sie zur Kenntnis des Deutschen zu erziehen, wenn sie nicht selbst danach begehren. Solange sie den allgemeinen Gesetzen unterstehen, sind sie zum Schulbesuch verpflichtet, aber daß wir ihnen die elementaren Fächer gerade auf Deutsch beibringen müßten, ist in keiner Weise darzutun.

2

Damit dürfte die moralische Seite der Frage erledigt sein; die praktische erledigt sich rascher.

Das mag alles in der Theorie ganz gut sein, wird Mancher einwenden, aber hier heißt es: Right or wrong, my country! Das heißt: um des Vaterlandes willen muß auch ein Rechtsbruch erlaubt sein. Den Satz widerlegen zu wollen wäre vergebene Mühe. Wohl aber dürfen wir fragen: Nützen wir denn unserem Vaterlande und der Sache des Deutschtums mit unserer jetzigen polnischen Schulpolitik? Ich glaube, der kühnste Optimist wird das nicht zu bejahen wagen. Keinen einzigen Polen gewinnen wir dem Deutschtum mit dieser Methode. Das Einzige, was wir erreichen, ist die Erzeugung einer maßlosen Erbitterung. Die Jungen, die jetzt ihre Religionsbücher auf den Boden werfen und das deutsche Vaterunser verweigern, werden, gleichviel ob man sie jetzt zum Gehorsam zwingt oder nicht, diese Tage ihres Lebens nie vergessen. Sie werden einst die Vorkämpfer des Polentums werden. Immer fester wird das polnische Volk sich in den Glauben verrennen, daß ihm mit seiner Sprache und seinem Volkstum auch seine Religion angetastet werden solle, immer leidenschaftlicher wird es mit diesem geistigen Joche auch der politischen Fremdherrschaft sich zu entwinden streben, und so kann die Saat, die wir jetzt in Posen säen, eines Tages eine blutige Ernte geben. Dann aber wird nicht nur die Polen die Verantwortung treffen.

Nun meinen wir ganz und gar nicht, daß die Polen durch Milde und Nachgiebigkeit leichter „gewonnen" werden könnten. Sie können überhaupt nicht gewonnen werden. Sie sind unsere Feinde, und werden es bleiben. Wir haben allen Grund, vor ihnen auf der Hut zu sein. Zwischen ihnen und uns ist Krieg — aber Krieg mit den ehrlichen Waffen der Kultur. Mindestens wir, die wir die Stärkeren sind, müssen uns dies zum Gesetz machen. In diesem Kriege sollen wir ihnen nicht die besten Positionen einräumen. Das tun wir aber in zwiefacher Weise, 1. indem wir uns moralisch ins Unrecht setzen und ihrer fanatischen Feindschaft gegen uns zu einem wirkungsvollen Agitationsmittel verhelfen, und 2. indem wir uns in ihnen die gefährlichsten Konkurrenten erziehen. Denn wenn die Polen nicht Deutsch können, so mag dieser Zustand den dortigen Deutschen oft lästig und peinlich sein; sobald sie aber Deutsch können, werden sie ihnen gefährlich. Nicht in unserem, sondern ganz allein in ihrem Interesse liegt es, daß sie Deutsch lernen. Warum sollen wir dies Interesse mit staatlichen Mitteln fördern, mit denselben staatlichen Mitteln, die wir auf anderem Gebiete aufbieten, um ihnen das Wasser abzugraben? Ist das nicht eine ungeheuerliche Inkonsequenz? Jemehr deutsche Bildungsmittel wir den Polen aufnötigen, um so mehr helfen wir ihnen sozial in die Höhe, und um so drückender machen wir ihre Konkurrenz für unsere Landsleute in den Ostmarken. Sehen wir nicht schon die Früchte? Vor hundert Jahren existierte ein polnischer Bürgerstand nur in bescheidenen Anfängen; heute ist er reich und blühend. Wem anders ist das zu danken als der kulturellen Hebung durch den preußischen Staat? Die Polen wissen auch recht wohl, daß sie es wirtschaftlich nur zu Etwas bringen können, wenn sie Deutsch lernen, und deshalb werden sie es lernen, ohne darum im allergeringsten zu Deutschen zu werden. Zweifellos würden sie, sollte jetzt in allen Fächern die polnische Unterrichtssprache eingeführt werden, zu allererst Widerspruch erheben, in der Erkenntnis, daß ihnen damit der Weg zur wirtschaftlichen Macht versperrt würde. Sie auf diesem Wege zur wirtschaftlichen Macht zu fördern haben wir ganz und gar kein Interesse. Und darum kehren wir zum Schluß unsern Satz um und sagen: Wenn wir die Polen durch die Volksschule zum Deutschsprechen zwingen, tun wir nicht nur ihnen ein moralisches Unrecht an, sondern fügen auch unserm eigenen Volkstum schweren Schaden zu.

Fritz Friedrich

Zum Nationalitätenproblem

Sehr geehrter Herr Doktor!

In dem Briefe an einen reichsdeutschen Freund — mit dem allerlei Nöte erörtert werden, wobei wir oft auf die Christliche Welt Bezug nehmen — stand die vorwurfsvolle Bemerkung, „die gegenwärtige Polenpolitik Deutschlands habe das Signal zu einem allgemeinen Losschlagen auf das evangelische Deutschtum des Auslandes gegeben" und „der Protestantismus, der sich so gerne und laut seiner Gewissensfreiheit rühme, sei ebenfalls Schuld an den Vergewaltigungen, weil er sich oft zum Anwalt beschränktesten nationalen Dünkels hergegeben habe und nicht seiner Aufgabe gemäß, für Recht und Billigkeit in die Schranken getreten sei." Daraus entstand eine Aufforderung an die Christliche Welt, in dieser Frage Stellung zu nehmen, worauf Sie mit Recht darauf hinwiesen, daß Ihr Blatt dieses früher reichlich besorgt habe, Sie aber bereit seien, Artikeln, die diese undankbare Frage behandeln, Raum zu gewähren, zumal wenn Sie aus der siebenbürgischen Heimat des Briefschreibers stammten.

Ich folge dieser freundlichen Einladung gerne, weil es sein mag, daß uns Siebenbürger Sachsen eine Art Kompetenz in diesen Angelegenheiten zusteht, weil uns gleiche Abstammung und religiöse Ueberzeugung mit dem Deutschtum die zum Richten nötige Liebe, die ähnliche Lage mit dem Polentum die notwendige Objektivität gewährleisten. Dabei lassen sich Ihre und unsere Sache — Nationalitätenfragen in Ungarn und Polenfrage in Deutschland — um so leichter gemeinsam behandeln, als man kaum finden kann, daß sie in Ursprung und Wesen irgend welche Verschiedenheiten zeigen, ihnen im Gegenteil eine ganz erschreckende Aehnlichkeit eigen ist (wie auch Schücking in Nr. 10 mit Recht behauptet). Wenn es gestattet ist, will ich in der Behandlung die Form von Leitsätzen festhalten, weil dadurch Manches noch mitgehen kann, was nicht in unmittelbarstem Zusammenhange mit dem Thema steht und das zu sagen mir doch wünschenswert schien.

Ich gehe von dem Satze aus:

1. Jede nationale Eigenart, wo immer sie lebt, hat volle Daseinsberechtigung, weil nur unser nationales Leben eine Summe von Kontinuität, Bildung, Entsagung, Erhebung, Gemeinsamkeit verlangt und loslöst, deren natürlichste und wirksamste Schule eben die nationale Vereinigung ist. Durch sie wird eine gesunde Erziehung einer pflichtbewußten, selbstlosen, treuen Jugend ermöglicht, und zwar um so leichter, je gefährdeter und unwürdiger die Lage der nationalen Gesamtheit ist.

Kein Nationalcharakter ist an sich besser, darum steht auch keinem das Recht zu, zu vernichten oder zu verdrängen, was zu ersetzen er nicht im Stande ist.

2. Aufgeben des Nationalcharakters ist überall dort naturwidrig und ein sittlicher Verlust, wo es nicht infolge eines natürlichen und unbewußten Ausgleiches und Anschlusses an die — sittlich, nicht kulturell — höherstehende Umgebung geschieht.

3. Jeder Versuch gewaltsamer Unterdrückung fremdnationalen Lebens widerspricht den Grundsätzen des Christentums und daher auch dem tatsächlichen und wirklichen Vorteile jedes Volkes, von

dem er ausgeht, weil jeder Kraftaufwand, der hierzu benützt wird, den Unterdrücker schwächt, den Unterdrückten kräftigt und widerstandsfähiger macht. Wie in allen Lebensfragen, so beweist auch hierin das Christentum seine eminent praktische Natur. Ein unbedingter Beweis obiger Behauptung, daß jeder Unterdrücker sich selbst schade, ergibt sich aus der Tatsache, daß gewaltsame Unterdrückung nicht das beabsichtigte Ziel erreicht, sondern wie jede Sünde unabänderliche Konsequenzen nach sich zieht, unter denen der Urheber leiden muß.

4. Geschädigt wird also jeder nationale Organismus durch eine Politik, die ihren nationalen Charakter in etwas Anderem sucht als in der sittlichen Hebung des eigenen Volkstumes.

5. Die von vielen Staaten jetzt befolgte nationale Politik ist in den Grundzügen römischer Weltpolitik entnommen, die ihr mit ganz anderer Wucht und Rücksichtslosigkeit Geltung verschafft hat, als es heute angeht, ohne Erfolge zeitigen zu können. Wo sie am meisten erreicht hat, da wurde römische Eigenart mit fremder verschmolzen zu einer dritten — nicht immer bessern Mischung.

6. Auch für Volksindividuen kann keine andere Basis zur Regelung ihrer Lebensbeziehungen in Betracht kommen wie für Einzelindividuen, bei uns also die christliche.

Nationale Trefflichkeit und Tugend darf allein am Christentum gemessen werden, daher können wir nicht nationalen Schaden und Nutzen in Betracht ziehen, sondern Recht und Unrecht. Sonst stehen wir durchaus auf vorchristlichem Standpunkt, den Jesus verließ, da er auf jeden Menschen als unsern Nächsten hingewiesen hat.

7. Beschränkung in der Teilnahme am Staatsleben, niemals aber Unterdrückung geistiger Freiheit, ist dort statthaft, wo ein Volk dem Staatsgebilde dadurch gefährlich wird, daß es nach selbständiger Betätigung verlangt.

Nach eigener, selbständiger Lebensform wird es aber natürlich um so mehr verlangen, je mehr ihm berechtigte Ansprüche entzogen werden, in sein Familienleben und Erziehungsrecht eingegriffen wird.

Es gibt kein geeigneteres Mittel, einem Staate die wütendsten und fanatischsten Gegner zu erziehen, als Unrecht, insonderheit solches, unter dem die empfängliche Kinderseele leidet.

(Wirkliche Hasser des ungarischen Staates gehen erfahrungsgemäß nur aus magyarischen Anstalten hervor.)

8. Natürliches Vordringen an den Sprachgrenzen, friedliche Bodenbesetzung und Eroberung läßt sich auf künstlichem Wege mit aller Omnipotenz des Staates nicht aufhalten. Höherer Kultur fällt eben die wetterfeste Bedürfnislosigkeit zum Opfer; sie entfremdet dem Boden und seiner harten Arbeit.

Die Jagd nach Gold, die jetzt in Deutschland herrscht, (man heißt es wohl Entwicklung zum Handels- und Industriestaat) lockt vom Lande in die Stadt, die angenehmes Leben, reichlichen Verdienst bietet. Die allgemeine Landflucht ergreift Alle, den Pfarrer und den Bauern. In die Lücke rückt das Einfachere, Kräftigere, Ausdauernde. So tritt an Stelle des deutschen Arbeiters der polnische, bei uns der rumänische, und es ist ungerecht, ihn das entgelten lassen zu wollen, weil er die schwere Arbeit nicht scheut, die uns nicht mehr paßt.

9. Es gibt kein andres Mittel, die Gefahr zu beheben, die durch Erbgesessenheit eines zweiten Volkes für den Staat entsteht, als dessen sittliche Erziehung. Sie ist vornehmlich Aufgabe des Protestantismus, der hier sein Missionsgebiet suchen sollte.

10. Nur geistige Freiheit, die wir Fremdnationalen gewähren, gibt Berechtigung zur strengsten, weil vor dem eigenen Gewissen und aller Welt gerechtfertigten Unterdrückung wirklich staatsfeindlicher Bestrebungen.

11. Dieser Satz gilt nicht bloß für nationale, sondern für geistige Bewegung jeglicher Art, auch die sozialdemokratische.

12. Aus nationaler Ungleichheit und Unterdrückung entwickelt sich die geistige, aus dieser Zügellosigkeit und Umsturz.

13. Wer sich am Tell begeistert, darf andern Völkern ähnliche Anschauungen nicht verübeln. Wer als Deutscher ein

nationaler Heros ist, kann als Pole mit den gleichen Gesinnungen nicht verächtlich sein.

14. Der nationale Ueberläufer ist immer ein Lump, auch — wenn er zu uns kommt.

Welchen Nutzen haben wir aber dann von ihm?

15. Minderwertige Elemente des eigenen Volkes zu prämieren, weil sie gute Schergendienste leisten, führt dazu, die Leistung des Einzelnen nicht mehr nach Verdienst, sondern nach Willfährigkeit zu taxieren.

16. Zu den schlimmsten Gewalttaten zähle ich den Seelenmord, der in der Schule an Kindern begangen wird, wenn man ihnen den Unterricht in der Muttersprache vorenthält.

17. Wehe dem Staate, in welchem Gesetzgebung, Gericht, Verwaltung, Eisenbahn, Post, Kirche, Schule nicht mehr die Menschen betrachten, nicht mehr um ihretwillen da sind, sondern anfangen nationale Politik zu treiben.

Wer löscht das Herzweh aus, das mir bereitet wurde, da ich Tage lang auf eine Nachricht über mein schwerkrankes Kind harrte, weil die Post den Brief nicht bestellte, der — deutschen Ortsnamen trug? Sollte dasselbe polnischen Eltern nie begegnet sein?

18. Gegen die Aenderung von Orts- und Familiennamen müßte die deutsche Wissenschaft ihr Veto erheben.

19. Jeder Staat, der unduldsame Nationalitätenpolitik treibt, wird darüber viel wichtige soziale Aufgaben vernachlässigen und muß daher gewärtig sein, daß in allen Untertanen, auch denen des führenden Volkes, sich der beleidigte Mensch regt und widersetzt. Aber der Mensch ist nur zu Beginn seines Widerstandes Mensch.

20. Der national einheitliche Staat hat nie existiert und wird nie existieren; könnte er es auch trotz Eisenbahnen und Dampfern, so dürfte er es gar nicht. Jedenfalls ist der Nationalstaat nicht der Idealstaat, und gerade die nationalen Chauvinisten, die durchaus die äußere Größe des Vaterlandes wollen, konzentrieren nicht, sondern lösen auf. Kolonialpolitik und überseeischer Handel, starke Kulturentwicklung sind die sichersten Mittel, den nationalen Charakter des Staates aufzulösen.

Innerhalb der Grenzen eines Staatswesens kann also nicht nur ein Volk Existenzberechtigung haben, wohl aber wird Geschichte und äußerer Umstand einem Volke die staatserhaltende und führende Rolle zuweisen. Diesem wird auch die schwere Aufgabe zufallen, sich klar zu machen, daß der Besitz meist auf Kosten der Stärke und Festigkeit geht und Macht fast immer zu Gewalt und Mißbrauch führt, infolge dessen im äußeren Aufschwung immer schon der Keim zum Rückgang liegt, der nur durch sittliche Erneuerung gehemmt werden kann.

21. Kein Staat hat mit mehr Grausamkeit und Macht nationale Politik getrieben als Rußland. Will Niemand an diesem warnenden Beispiele lernen?

Chauvinistische Politik zersetzt gerade jene Faktoren, die den Staat stützen sollen: Kirche, Schule, Heer. Diese werden in unserem Jahrhundert nicht mehr mit Macht, sondern nur durch Ueberzeugungen zusammengehalten und kräftig.

22. Je mehr Deutschland, auf das jetzt die Welt sieht, nationaler Unduldsamkeit zuneigt, desto schlimmeres Schicksal bereitet es dem Deutschtum im Auslande, weil es ihm die Möglichkeit nimmt, darauf hinzuweisen, daß es auch anders sein könnte.

23. Ich will lieber zu den Bedrückten als den Bedrückern gehören — meiner Kinder wegen. Hier kann aus ihnen Etwas werden, dort leicht zu viel.

24. Es ist nicht wahr, daß die Größe eines Volkes in seiner materiellen Entwicklung und der Vergrößerung des Staatswesens liegt und daß praktische Politik diese allein im Auge behalten müßte.

25. Der praktischste Politiker ist Jesus von Nazareth gewesen, Niemand hat seine Erfolge je wieder erreichen können. Er hat uns auch gezeigt, wie wir jeden religiösen und natio-

nalen Zwiespalt gründlich und sofort aus der Welt schaffen können.

26. Wäre ich deutscher Kaiser, ich schickte nach Posen nur die lautersten Persönlichkeiten als Beamte, Geistliche und Lehrer. Was wollte das für eine rechte nationale Politik sein, die dem deutschen Namen und den Deutschen Ehre verschaffte, weil es eine herrliche Aufgabe ist, die uns Gott gestellt, andern Völkern zu zeigen, was es mit deutsch-evangelischem Wesen auf sich hat, zumal in schweren Verhältnissen. Nicht anders hätte es in Afrika sein dürfen. Doch darüber schweigt man wohl besser. Aber es gab auch eine Zeit, da man nicht schweigen durfte, sondern reden mußte! Warum hat der evangelische Pfarrer damals geschwiegen?

27. Je einseitiger und chauvinistischer die nationale und damit die ganze Lebensanschauung eines Volkes wird, desto mehr entfernt es sich im ganzen Wesen von den Grundsätzen des Christentums, desto mehr treiben wir die denkenden Elemente in die Reihen der Sozialdemokratie. Und das ist doch auch nicht wünschenswert.

Wollen unsere Kirchen wirklich christliche Kirchen sein, so ist es ihre wichtigste und nächste Aufgabe unverzagt und mit aller Entschiedenheit an die Lösung der nationalen Frage in allen Ländern zu gehen.

Nehmen Sie geehrter Herr Doktor, diese Zeilen freundlich auf. Sie enthalten das Bekenntnis eines deutsch-nationalen, protestantischen Geistlichen, der in einem Lande lebt, wo das Deutschtum nicht eben gefördert wird, so wenig wie das Polentum in Deutschland, dem es allerdings noch schlimmer geht (vgl. die Verbote polnischen Gottesdienstes in Berlin, der Beichte in der Muttersprache, und der Erziehung von Kindern im Auslande), und sie enthalten den Standpunkt, den ich erreicht nach jahrelanger leidenschaftlicher Betätigung an Nationalitätenpolitik.

Ergebenst

Freck (Siebenbürgen), Ostern 1906 — D Wittstock

Nachwort des Herausgebers. Wie der Leser aus dem Datum seiner Niederschrift erkennt, wartet vorstehender Artikel schon lange der Veröffentlichung. Noch früher natürlich hat der Briefwechsel, von dem sein Eingang redet, stattgefunden. Auch das Votum des Herrn Friedrich zur gleichen Sache ist schon vor Wochen uns zugegangen. Weshalb haben wir mit der Veröffentlichung beider Manuskripte so lange gezögert?

Nicht aus Bedenken gegen den vorgetragenen Inhalt. Mit Herrn Friedrich stimme ich persönlich fast bis aufs Kleinste überein. Und zwar aus andauernder vielseitiger Beschäftigung mit der Polenfrage heraus, die auch für mich eine der ernstesten Probleme deutschpreußischer Politik ist, wenn nicht das allerernsteste. Herr Wittstock hat Thesen aufgestellt, die zur Diskussion herausfordern. Das Wichtige an seiner Aeußerung ist mir, daß Stimmung und Urteil der in andere Staaten versprengten Deutschen darin frei zu Worte kommt. Ich habe Zuschriften, die sich damit decken, auch aus andern Ländern. Solche Stimmen von draußen müssen uns zu denken geben.

Weshalb ich dennoch an mich hielt und zwei so willkommene Beiträge so lange ungedruckt ließ? Gerade weil meine persönliche Zustimmung nicht maßgebend sein sollte. Weil die deutsche Sache in unserer Ostmark so furchtbar verfahren ist, daß man von Woche zu Woche hoffen durfte, es werde die preußische Regierung von selbst einen großen Entschluß fassen, damit nicht täglich das Uebel ärger werde. Aber noch will es nicht tagen. Auch nicht der blasseste Schein eines neuen Morgens.

Wir wollen unsre Regierung nicht schwach sehn. Nicht ein Zurücksinken in politische Maximen, die auch Fehler waren. Aber ein Umschwung wird eintreten müssen. Möchte er so kommen, daß unsre Regierung sich darin stark erweist.

Von der heutigen Politik ist Nichts zu hoffen. Und an dem heutigen Zustande kaum noch Etwas zu verderben. In dieser Hinsicht verzichten wir nunmehr auf unsre Zurückhaltung. Wir werden eine Zeit lang die Frage auch vor der Oeffentlichkeit verfolgen. Wer aus guter Kenntnis dazu helfen will, ist willkommen. D H

Ein Märchen aus dem heutigen Rußland

Aus dem Buch der Märlein von Fedor Ssologub

Die Zukünftigen

Niemand weiß, was sein wird. Aber es gibt einem Ort, wo das Zukünftige durchschimmert durch das Lazurgewebe des Wunsches.

Das ist dort, wo die Noch-nicht-geborenen ruhen.

Dort ist es wonnig, still, frisch.

Da gibts kein Leid, und die Luft ist wie ein Meer reiner Freude, in dem die Noch-nicht-geborenen leicht atmen.

Und Niemand verläßt diesen Ort, als bis er es selbst will.

Es waren dort vier Seelen, die im selben Augenblick geboren werden wollten auf unserer Erde.

Da traten in dem Lazurnebel der Wünsche vor sie unsere vier Elemente.

Und der eine der Zukünftigen sagte:

Ich liebe die Erde, die weiche, warme, feste.

Und der Andere:

Ich liebe das Wasser, das ewigrinnende, kühle, durchsichtige.

Und der Dritte:

Ich liebe das Feuer, das lustige, helle, läuternde.

Und der Vierte:

Ich liebe die Luft, die ins Weite- und hinaufstrebende, die leichte Luft des Lebens.

Und so kam es auch.

Der Eine wurde Bergmann; da begrub ihn ein zusammenstürzender Schacht, als er arbeitete.

Und der Zweite vergoß Tränen wie Wasserbäche, und zuletzt ging er in den Fluß.

Und der Dritte verbrannte mit seinem Hause.

Und der Vierte wurde gehenkt.

Unschuldige, reine Elemente. . . .

Unvernunft der Wollenden.

O, wonniger Ort des Nichtseins! warum entreißt uns der Wille dir? . . .

Die Entscheidung im Fall César

1

Gestern am Buß- und Bettage brachte die Zeitung die Nachricht von der Entscheidung im Fall César. Noch weiß ich nur das Eine, daß César auch vom Oberkirchenrat abgelehnt ist. Die Beweggründe, die zu dem Beschluß geführt haben, und was sonst die höchste Kirchenbehörde dazu gesagt haben mag, ahne ich nicht. Gern nutze ich die Zeit, der schlichten Tatsache gegenüber einige allgemeine Bemerkungen zu machen: sobald das Nähere bekannt ist, haftet dann die Kritik an dem Einzelnen, vielleicht recht Zufälligen.

Freilich auch das Hauptergebnis hat keine reine innere Notwendigkeit. Es wird das Produkt einer von vornherein vielleicht keineswegs sicheren Abstimmung sein. Ich gestehe frei, daß ich ein anderes Resultat mit Zuversicht erwartet habe. Nicht etwa um unserer Stellungnahme willen. Im Gegenteil, unsere Eingabe an den Oberkirchenrat hat ihm einen für die Reinoldi-Gemeinde und ihren Erwählten günstigen Beschluß vermutlich nur erschwert. Eher konnte die entschiedene Stellungnahme der preußischen Mittelpartei dafür in die Wagschale fallen. Nein, ich erwartete die Bestätigung Césars darum, weil das Konsistorium zu Münster diesen Zwischenfall mutwillig herbeigeführt hat, und weil es zur Erbweisheit des preußischen Kirchenregiments gehört, die Herrschaftsansprüche extremer Richtungen niederzuhalten.

Wenn nun doch die Entscheidung anders ausgefallen ist, so wünschte ich mir augenblicklich nichts mehr, als daß ich landeskirchlicher Pfarrer in Preußen wäre. Denn dann stünde eine weit größere Verantwortung, Entschlossenheit und Wucht hinter meinem Worte. Es ist für die landeskirchlichen Pastoren in Preußen, die der modernen Theologie zugetan sind, eine ernste Stunde.

Gleichviel aber, wie sie den Kampf, der nicht ruhen kann, weiterführen mögen, und wir, die wir uns ihnen innerlich verbunden wissen, mit ihnen: darüber werden wir uns doch keinem Zweifel hingeben, daß uns der Kampf nicht erspart geblieben wäre, auch wenn der Oberkirchenrat Césars Wahl bestätigt hätte. Eine Niederlage des Konsistoriums würde auf westfälischem Boden zunächst, aber weit darüber hinaus, einen Fanatismus ausgelöst haben, den man, glaube ich, nicht leicht überschätzen kann. Und unsere Macht, ihm zu wehren, wäre sehr gering gewesen. Jetzt haben die Ansprüche der Orthodoxie Befriedigung, und die Unterlegenen sind wir. Gebührt es sich nicht so in der Welt? Sind wir nicht die Minderheit? Ja, wir sind in der kirchlichen Welt die Minderheit. Denn die indifferente Masse werden wir doch nicht zu uns zählen?

Was aber sind *wir* dem Ganzen, dem wir zugehören, dann schuldig? Wir dürfen eben als Minderheit uns nicht vergewaltigen, verdrängen, verbittern lassen. Nicht um *Gleich*berechtigung handelt es sich. Zwei so verschiedene Größen wie unsere Gegner und wir, sind niemals *gleich* berechtigt. Aber es handelt sich um unser *Recht* in der Kirche. Um unser *Kindes*recht im Elternhause. Wir müssen es unsrer Kirche, das ist den altgläubigen Brüdern und Schwestern in unsrer Kirche immer aufs neue beweisen, daß wir ihres Blutes, ihres Geistes sind. Wenn wir das nicht können, ja dann allerdings gilt es — fremd werden und wandern.

Und das ist der Boden, auf den wir uns immer wieder stellen müssen, den wir in Momenten der Enttäuschung und des Zorns nicht verlassen dürfen: auch mißhandelt und hinausgestoßen von unsern altgläubigen Kirchgenossen müssen wir uns als volle, echte, legitime Kinder unserer Kirche wissen. Das ist der sittliche Halt, den wir haben, der Rechtfertigungsgrund unseres Verbleibens im Hause. Denn „selig werden", seines Gottes leben kann man auch außer der Landeskirche. Wir aber sind mit all unsrer vielgeschmähten modernen Theologie echte treue Kinder der Reformation. Und was wir nach unsrer ganzen Eigenart sind und haben, das sind und haben wir, näher zugesehen, durch die Landeskirche. Sie vermittelte uns nicht nur den Zusammenhang mit der Reformation und mit dem Christentum, nein selbst unsre theologische Ausbildung verdanken wir ihr. Denn sie hat uns gezwungen, wenn wir Pfarrer werden wollten, Theologen zu werden, hat uns auf die Universitäten geschickt. Und diese selbe Landeskirche will uns, wenn wir ihre wissenschaftlichen Anforderungen erfüllt und auch in der Praxis unsre Schuldigkeit getan haben, für amtsunfähig erklären? In dem Augenblick, wo wir versichern, daß gerade die „moderne Theologie" uns eine rechte Freudigkeit zum Amte gegeben habe und eine Zuversicht, der Gemeinde guten Dienst tun zu können?

In solcher Lage ist es unsre einfache Pflicht, den Kampf ums Recht zu führen, bis es anerkannt ist. Der Wege dafür sind mancherlei. Ich will heut nur das Eine sagen: Die Laien können uns zwar gewiß viel helfen. Bei besonderen Gelegenheiten, und dadurch, daß sie zeigen, sie verstehen uns. Aber *im Wesentlichen ist das ein Kampf, den die Theologen selbst führen müssen.* Sie allein kennen die Bedingungen ihres Amts bis auf den Grund. Sie werden den Kampf um die richtige Einschätzung der Theologie in der Kirche tapfer weiterkämpfen müssen, nicht allein um ihrer armen Person, sondern um der Kirche, um der ewigen Wahrheit willen.

Oder sind unsre Laien doch weiter voran im Verständnis dessen, worum es sich handelt, als ich sie mir vorstelle? Umso besser. Ich bekenne frei, daß ich in diesem Punkte skeptisch bin. Nicht etwa durch Erfahrungen bei unsrer Eingabe, wie Unkundige mutmaßen könnten. Nein im Blick auf die Gesamtlage.

Wie aber die nächste Phase des Kampfes sich gestalten mag, so möchte ich allen Mißmutigen und Verzagten noch dies sagen. Daß Kampf ist um diese Dinge, bedeutet kein Unglück. Es sind *im Grunde* doch *große Sachen*, um die gekämpft wird. Das muß man sich immer gegenwärtig erhalten. Auch unsre Gegner wehren sich um große Güter. Man darf in solchem Kriege nicht mit seinen Empfindungen zu sehr haften an den Zwischenfällen. Auch Niederlagen können Gewinn bringen. Jede Niederlage muß uns tiefer und fester machen. Eine richtig erlebte Niederlage kann uns weiter voran bringen als ein flüchtiger Sieg. Und Frieden hätte die Entscheidung im Fall César uns doch nicht gebracht, auch wenn sie ganz anders gekommen wäre. Soweit ist es noch nicht. R

Bücher und Schriften

für den Weihnachtstisch

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, begründet von R. Kögel, E. Frommel, W. Baur; herausgegeben von *Adolf Bartels* und *Otto H. Frommel.* 28. Jahrgang 1907. Halle, C. E. Müller. 421 S. 4, gebunden 5, auch 5,20 und 8 Mk.

„Ohne Talente geht es nicht, Dilettanten haben wir übergenug, und Frömmigkeit entschuldigt keine schlechten Gedichte." So schreibt Bartels am Schlusse des Bandes. Da er nunmehr Mitherausgeber ist, so dürfen wir darin die Verheißung erblicken, daß die Neue Christoterpe in Zukunft nach einem wirklich kritischen Maßstab geleitet wird. In seiner Persönlichkeit liegt eine gewisse Gewähr für kraftvolle Erfüllung. Denn mag er in letzter Zeit so Manches geschrieben haben, was ihn selbst mehr herabsetzt als seine Opfer, gerade Mut und Kraft wird man seiner Persönlichkeit nicht abstreiten; und für die Einseitigkeit, die er zeigt, kann vielleicht die Trefflichkeit der einen Seite entschädigen. Wir Theologen vergessen nur allzu leicht in der Freude über den frommen Inhalt die ästhetische Prüfung der Poesie. Wir blicken deshalb mit froher Spannung auf die kritische Hilfe eines Mannes, der sein Leben der Pflege unsrer Literatur gewidmet hat. So fragen wir: verträgt es schon dieser Band, daß man ihn ohne milde Schonung mit sachlichen Maßstäben mißt? muß man nicht abermals die fromme Absicht für die talentvolle Ausführung hinnehmen? Einheitlich läßt die Frage sich auch diesmal leider nicht beantworten. Einige Gedichte möchte man am liebsten mit dem Mantel der Liebe bedecken. Verunglückt scheint mir ferner das Schauspiel „Die Gräfin Mutter", das August Sperl darbietet; der Ernst der Zeit (1631!) wird durch allzu burlesken Humor nicht verklärt, sondern verfälscht. Unter den Novellen arbeitet zwar keine einzige mit den groben Mitteln der üblichen „Erbauungsliteratur"; aber manche spreizen sich noch allzu offen mit edlen Empfindungen, statt sie innerlich in die unbarmherzige Wirklichkeit zu verweben. Es ließe sich an Vielem kritisieren. Statt dieses undankbaren Geschäfts aber wollen wir lieber die Stücke herausheben, die uns unter dem vielen Annehmbaren besonders gefallen. Kleine Perlen sind die Gedichte „Regen" (Dietrich Vorwerk) und „Heiliges Leid" (Therese Köstlin); ihnen verhältnismäßig nahe an Gehalt und Form steht der 5. unter den poetischen „Sprüchen" (K. E. Knodt). Von den Novellen will uns am gelungensten erscheinen „Der Segen der Liebe" (H. A. Krüger). Auch die kurzen Skizzen „Arduenna silva" (J. M. Sick; übersetzt von Pastor Hansen) und „Haselnußknorren" (Dora Schlatter) besitzen viel poetischen Reiz. Am liebsten würden wir noch hinzufügen „Stille. Drei Bilder aus dem Tower in London" (A. Schaab); aber der Rahmen verdirbt den Eindruck etwas. Mehr in gleichmäßiger Höhenlage halten sich die vier literarhistorischen Abschnitte. Ein Lebensbild P. Gerhardts (Kaiser) leitet das Ganze zeitgemäß ein. Den Schluß bildet ein Aufsatz von Bartels, der „das evangelische Kirchenlied vom ästhetischen Standpunkt" aus verständnisvoll würdigt. Da er bereits in Nr. 36 (Sp. 854) zur Beurteilung der Gesangbuchfrage herangezogen worden ist, kann ich hier den interessanten Inhalt übergehen; rein formell möchte ich aussprechen, daß er sich zuweilen in ein kunstloses Verzeichnis aufzulösen droht. Ebenso viel Belehrung wie Genuß gibt „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" (Prof. Muff) sowie „Dante und die göttliche Komödie" (Schmitthenner). Im übrigen begnügen wir uns der Kürze halber mit der Nennung der noch nicht erwähnten Verfasser: J. H. Fehrs, W. Wöhler, E. Klein, Pfannschmidt-Beutner, E. Frommel (†), v. Hase, J. St. Munch (Norweger, übersetzt von W. Klose), Peter Cornelius, Otto H. Frommel, St. von Goßlar, P. K. Schmidt, A. von der Elbe. — Im ganzen muß das Urteil etwa also lauten: Es fehlen diesmal glücklicherweise die absoluten Geschmackwidrigkeiten und die parteiischen Urteile über das Christentum Anderer. Weitaus das Meiste ist annehmbares Mittelgut; und an einigen Stellen wird eine Achtung gebietende Höhe erreicht. Der Band bedeutet also einen wirklichen Fortschritt. Vielleicht ist damit ziemlich der Gipfel dessen erstiegen, was ein solches Jahrbuch leisten kann. Mögen die Herausgeber noch so guten Willen haben, sie bleiben abhängig von Angebot und Nachfrage. Man wird ihnen danken dürfen, wenn sie dabei wie hier ein Buch für gebildete Familien fertig bringen, in dem nichts religiös oder sittlich oder ästhetisch Anstößiges, wohl aber manches Treffliche steht. Vielleicht gelingt es später, das Letztere noch zu vermehren — und außerdem den Buchschmuck etwas großzügiger und kräftiger zu gestalten.

Stephan

Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten? Von *Else* und *Otto Zurhellen.* (Lebensfragen 15.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 3,60 Mk., gebunden 4,60.

Das Buch ist von einem Ehepaar gemeinsam geschrieben. Gewiß stammt der erste Teil „Religion in der Kinderstube" von der Frau: *so kann* nur eine Frau schreiben! Zuerst die köstlichen Geschichten vom Christkind. Nichts Abstraktes, Alles faßlich, plastisch,

persönlich, nirgends Lehre, Alles Leben. Das ist die rechte Pädagogik
für Kinder. Ganz ausgezeichnet ist der Gedanke, an Stelle des lieben
Gottes immer das Christkind einzusetzen mit seiner himmlischen Güte
und seinem unbestechlichen Gewissensernst als Hebel für den Willen
des Kindes zu sittlichem Handeln. Erst mit dem reifenden Verständ-
nis sollen an dessen Stelle Gotterfüllte Persönlichkeiten als Träger
der Offenbarung treten.

Für so hervorragend ich diese Anleitung für die Mutter halte,
so ernste Bedenken habe ich gegen manche der praktischen Winke für
die Schule. Selbstverständlich soll endlich einmal die Sprache Kana-
ans verschwinden, aber die Treue gegen den Text muß trotzdem ge-
wahrt bleiben. Man kann herrlich frei sein bei der Wiedergabe, —
aber man muß dabei stets im Auge behalten, daß zu viel Phantasie
und zu bunte Malerei die Kinder in gefährlicher Weise ablenkt und
sie sich leicht darüber in Einzelheiten verlieren. Gerade darauf hat
der Verfasser selbst (oder die Verfasserin?) auf S. 93 und 94 so klar
hingewiesen. Und doch leider ist es ihm selbst des öfteren passiert
und ist er eben damit, meines Erachtens, von „Zentrum" und „Ziel"
abgewichen. Besonders stark fällt mir das auf im Gleichnis vom
Schatz im Acker. In der Bibel braucht es 3 ½ Zeilen, und der Ver-
fasser verwendet 10 Druckseiten darauf.

Ich kenne aus eigner Erfahrung den Wert der Worterklärung,
bevor man mit der Erzählung beginnt. Auch das Aufräumen mit der
überflüssigen Angst vor dem inspirierten Wortlaut und das Bestreben,
die Kinder die inneren Zusammenhänge sehen zu lassen, ist ein
erfreulicher Fortschritt gegenüber der alten Methode. Aber ich glaube,
daß bei dem Verflechten vieler Geschichten ineinander den Kindern
Uebersicht und Klarheit verloren geht und sie sich leicht in dem vielen
Rankenwerk verwirren. Da bin ich noch altmodisch und möchte lieber
— unter einem Gesamttitel, der die einzelnen innerlich verwandten
Geschichten zur Gruppe zusammenschließt, — diese selbst jede für sich,
nach einander erzählt hören. In der Praxis erfährt man nur zu oft,
daß das Gedächtnis der Durchschnittskinder für die Ausschmückungen
und Nebensachen der Geschichten treuer ist als für ihren Kern, und
man muß deshalb die besagte Gefahr wohl bedenken — doppelt,
wo häuslicher Fleiß mangelt.

Die Einführung von erfundenen Persönlichkeiten zur Klärung
der Situation (z. B. Bethel und Tempelreinigung) erscheint mir ganz
vortrefflich, — aber die Einleitungen könnten ohne Schaden gekürzt
werden. Ein kleines Meisterwerk ist die Schöpfungsgeschichte, sehr
gut „Vom Vergeben", Einzug in Jerusalem und viel Anderes. Da-
gegen glaube ich nicht, daß wir 13 bis 14 Jährigen die Christophanieen
psychologisch erklären können. Hier würde ich möglichst einfach
Mark. 16 und die Emmausjünger erzählen und die Geschichten wirken
lassen ohne Erklärungen. So sollte es doch im Sinne der Verfasser
sein, die sagen, daß wir die Kinder lehren sollen „sich stille zu beugen
und schweigend das Geheimnis zu verehren" (S. 95).

Wenn mein Widerspruch gegen den zweiten Teil auch durchaus
nicht gering ist, so ist doch der Dank für die vielen fruchtbaren An-
regungen des Werkes das weitaus Größere. Hans Paul

Leben und Religion. Gedanken aus den Werken, Briefen und
hinterlassenen Schriften von Max Müller-Oxford. Stuttgart,
Kielmann 1906. 259 S. 3, gebunden 4 Mk.

Aus den Briefen, Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen
Max Müllers hat seine Frau das Buch zusammengestellt. Man wird
daher nicht erwarten ein konsequent durchdachtes, streng logisches Ge-
dankengebäude zu finden. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch — Ich
bin ein Mensch mit seinem Widerspruch" könnte man wohl als Motto
darüber setzen. Aber wir lernen in diesen Blättern einen Mann
kennen, der Gott überall sieht, draußen in der Natur im Großen und
Kleinen, im Erleben und Denken der Völker, deren Sprachen er stu-
dierte, und in den Führungen des eigenen Lebens. Wollte man an-
fangen das durch Zitate zu beweisen, so käme man nie zu Ende. Nur
ein Wort möchte ich hersetzen, weil es vielleicht Max Müllers Denken
— und Fühlen am besten bezeichnet. „Unsre Sinne können niemals
eine wirkliche Grenze wahrnehmen, überall bieten sie uns das Unend-
liche als Hintergrund dar, und Alles, was mit der Religion zu tun
hat, ist aus diesem unendlichen Hintergrund als seiner letzten und
tiefsten Ursache entsprungen." Man wird nicht ohne Gewinn lesen,
wie ein solcher Mann „das Unendliche als Hintergrund" seines Lebens
und der Welt versteht. H v Dungern

Traum und Tag. Neue Gedichte von Therese Köstlin.
Stuttgart, Max Kielmann. 1,50 Mk., gebunden 2,50.

Es ist ein feines und ernstes Buch, das uns vorliegt. Ein
Buch, das in poetisch schöner Form von dem Ringen einer Seele
spricht, die lange in goldenen Träumen lebte, aber von dem Ernst des
wirklichen Lebens erfaßt, jene Träume fahren läßt, in denen sie glück-
lich war. Ergreifend spricht die Verfasserin zu uns in der „Mahnung"
mit den Schlußversen: „Heilige Werte hielt dir das Leben bereit, träu-
mende Kinder haben sie nie verstanden." Mit jenem Verstehen aber
kommt der Dichterin ein tiefes Leiden, ein Leiden mit der Menschheit
und für die Menschheit. Die Seele könnte wohl verzagen, wenn sie
nicht mit dem Blicke des Erbarmens in die Tiefe, mit dem Blick des
Glaubens in die Höhe schaute. Jene Zuversicht der befreienden Liebe
kommt in „Christus" und „Ich glaube ein ewiges Leben" wunderbar
zum Ausdruck. So sind es vor allem ernste Stimmungen, die uns
entgegentreten, aber keine gequälten und gekünstelten Gefühle. Das
Büchlein sagt uns vom Leid, aber noch überzeugender vom Licht, das
über dem Leid steht, wie in dem Lied von der „Novembersonne", das
mit den jauchzenden Worten schließt: „Sie lebt, sie lebt." Ich glaube
nicht, daß es eines weiteren Wortes bedarf, denn auch dies Buch lebt
und wird leben, wo immer sich die Herzen nach Reinheit und Wahr-
heit sehnen. E Müllenhoff

Alle guten Geister . . . Roman von Anna Schieber. Heil-
bronn, Eugen Salzer 1907. 466 S. 4, gebunden 5 Mk.

Ich zeige dieses Buch mit großer dankbarer Freude an. Es ist
rein und gut, lind und ernst, weich und rüstig, voll Dämmerung und
voll Klarheit. Ich muß zuerst von seinem Stile reden, denn der Stil
ist der Mensch, der Stil ist auch dieses Buch. Es ist zum Teil eine
wohltemperierte Wirklichkeitssprache, zum Teil ein jugendlich glauben-
der, fein idealisierter Ausdruck — so, daß das Wort dieser Dichterin
zwischen dem gesprochenen Deutsch und reiner Literatur mitten inne
steht. Ich erkenne vor diesem Buche wie vor den überschwänglichen
Reden mancher Shakespeareschen Helden und der Braut von Messina,
daß der wahre realistische Dichter seine Helden anders reden lassen
muß, als sie bei Ibsen reden, nämlich immer dann, wenn er die Dinge
erheben muß, die nur die Seele spricht und die in Wirklichkeit im
sprechenden Munde und vor dem Angesicht der Zuhörer Nichts als
arme Tagesworte werden. — Und nun zum Problem des Romans:
Es handelt sich um einen Hamlet der innern Musik, um den Bäckers-
sohn Georg Ehrensperger in Wiblingen, den mit der früh verstorbenen
Mutter ein Gemeinschaftsband der zarten Innerlichkeit verknüpft. Als
das Kind dem fremden Orgelmann bis vor das Dorf folgte, hob das
Klingen in seiner Seele deutlich an. Wenn später ein Kamerad meint,
das ihm Eigentümliche gelte dem geistlichen Berufe, so erweist sich der
Aufbruch zu diesem Ziele als ein Irrtum. Georg lernt in Wiblingen
Latein und Griechisch, in Stuttgart schließt er die Gymnasialzeit ab,
in Tübingen studiert er mit Mühe Theologie und besteht, innerlich
und äußerlich durch die Musik behindert, ein spärliches Schlußexamen.
Dann gibt er in München Traum und Tag, tiefe Sehnsucht und ein
halbes Können an die geliebte Musik hin, bis er ein erstes Brot und
die erste wirkliche Zucht in seinem Leben in einer Blindenanstalt,
deren Vikar und Musiklehrer er ist, findet. Dort wird er reifen.
Aber sein tiefstes Lebensgefühl spricht er gegen Ende des Buches mit
den Worten aus: Es geht ein Riß durch mein Leben, der läßt sich
vielleicht notdürftig heilen . . . mehr nicht. Da ertönt die schöne, tiefe
Antwort, es ist der Grundakkord des Buches, seine beste und letzte
immanente Weisheit: Durch Alles hindurch geht ein gerader Weg zum
rechten Leben, weißt du, dazu „das Leben zu haben in sich selbst". Auf
diesem Wege ist Georg. Haben doch so viele feine und feinste Ein-
drücke den Einschlag in den Zettel seines Geisteslebens gewoben, die
köstlichen, gereiften, adligen Seelen, der Rektor Cabisius und seine
Frau, der Türmer Nössel und seine Schwester, der Korbmacher Holler-
mann. Sie haben, ihm unbewußt, seine innersten Widerstandskräfte
geweckt und genährt. Und nicht sie allein. Das Leben stellte Georg
Ehrensperger zwischen eine himmlische und eine irdische Liebe. Die
erste lebt innig und treu, aber für die Zeit ungelöst und schwer in
Gertrud Cabisius, die zweite lieblich und leicht, leicht und untreu in
Lore Maute. Die erste war ein starker Quell an den Wurzeln seines
Daseins, die zweite ein Schaumwein in seiner zitternden Hand. —
Je mehr er das erkennt, und sein Jugendtag sich neigt zu einer Auf-
erstehung am Berufe, um so tiefer tönen die Glocken der Darstellung.
Bis dahin neckte die Dichterin oft die Menschen und die Dinge mit
jenem Humor, der die Güte einer kinderlieben Mutter, die Reife des
Erfahrenen und die Prophetengabe des Sehers hat, der die Grenzen
der Dinge und das Ende der Träume sieht. Verstand und Herz halten
sich in dem Buche wunderbar die Wage. Es hat Einiges vom Frauen-
buche der Vergangenheit, Nichts vom Frauenbuche der Gegenwart.
Hermann Oeser

Anemone. Eine Frühlingsgeschichte. Von K. von Bülow.
Freiburg i. B., Trömers Universitätsbuchhandlung. 4 Mk.

Ein rechtes Weihnachtsbuch für die Kinder, wenn es auch vom
Frühling erzählt; und die Erwachsenen werden ebenfalls ihre Freude
daran haben. Die Schicksale der kleinen Anemone, die ihr Köpfchen
der Sonne entgegenstreckt und vom Wind und Regen gepeitscht wird,
um schließlich von zwei großen Menschenfingern gepflückt und ins
Knopfloch gesteckt zu werden, aus dem sie herausfällt und kläglich am
Wege stirbt, wird in niedlichen Versen und ausdrucksvollen, eines ge-
wissen kindlichen Pathos nicht entbehrenden Bildern erzählt. Wer in
seinen Kindern früh den Sinn für die Poesie des Frühlings, die
Freude an der Natur wecken möchte, schenke ihnen auch einmal dies
Kunstwerkchen, und er warte damit nicht, bis an Ostern die Wind-
röschen blühen. Seine Kleinen werden ihr Kommen und Vergehen
mit ganz anderem Interesse verfolgen, wenn sie schon im Winter ihrer
Geschichte mit ernsten Augen und teilnehmenden Herzchen gelauscht
haben. — Der hohe Preis erklärt sich daraus, daß die Kolorierung
jedes einzelnen Buches Handarbeit ist, was den Reiz der Bilder, we-
niger für die Kinder als für die Eltern erhöht. H v Dungern

Prismen. Weihnachtliche Geschichten. Von H. Aeckerle. Ham-
burg, Gutenberg-Verlag 1906. 220 S. 3, gebunden 4 Mk.

Weihnachten ruft wie kein anderes Fest in der Menschenseele
starke Stimmungen hervor, fröhliche und traurige, hoffende und weh-
mütige, es läßt die Einsamkeit empfinden und führt Menschen zusam-
men. In diesem Sinne — die religiöse Bedeutung spielt keine Rolle
— wird Weihnachten hier der Mittel- oder Ausgangspunkt für eine
Reihe feiner Skizzen, in denen sich Stimmungskraft und scharfe Be-
obachtung verbinden. Heine

In der Ellernbucht. En Geschicht von de Hamborger Waterkant. Von Wilhelm Poeck. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 448 S. 4, gebunden 5 Mk.

Poeck, der Manchem bereits durch seine Geschichten vom „Inneh- mer Barckenbusch“ bekannt sein wird, hat uns hier zum ersten Mal einen größeren ausgeführten Roman geschenkt. Geschenkt! Ich brauche dies Wort nicht im Sinne der Phrase, die jeden beliebigen Schriftsteller, wenn er Etwas zusammengeschrieben hat, der Welt ein Geschenk machen läßt. Hier trifft das Wort wirklich zu. Hier darf man wirklich von einer Nachfolge Reuters sprechen. Hier ist die gleiche heimliche, trauliche Art, die gleiche herzliche Kraft, im Sichfreuen wie im Leiden, die gleiche wundersame Kunst, den Menschen bis ins innerste Herz zu sehen. Oft auch der gleiche erfrischende Humor. Der freilich nicht sehr oft. In der Ellernbucht ist ernster gehalten, als etwa die Stromtid; fast möchte ich sagen: manche Partieen sind düsterer. Das Buch zeichnet mehr von den Schattenseiten der Menschennatur, als Reuter pflegte. Es hat dadurch weniger den Charakter der Familiengeschichte bekommen, aber noch mehr den der in der Heimat wurzelnden, bodenständigen Lebenswahrheit. Grootvadder und Grootmudder sind alle beide Scheusale; — aber wahr sind sie doch, ganz und gar wahr. Immerhin: Poecks Meisterstück ist dies alte Paar noch nicht. Das sind die beiden Schwestern, die so eng zusammenhalten und doch so grundverschieden sind, daß sie schließlich auseinanderkommen müssen. Kabinettstücke der Erzählerkunst! — Weiter sage ich Nichts. Dies Buch soll in die Häuser hinein. Bis auf ganz wenige Stellen kann es in jeder Familie vorgelesen werden. Vor dem Platt der Hamborger Waterkant wird sich doch Niemand fürchten? Das gibt ja dem Ganzen noch besonderen Schmelz! Martin Schian

Hörnrieß. Gedichten för Jungs und Deerns. Von Robert Garbe. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1906. 64 S. Pris inheftt 80 Pfg., inbunnen 1 Mk. Biller von Oskar Schwindrazheim.

Bunter, klingender Rhythmus, kindlicher, lautmalender Ausdruck, naiv treuherzige Anschauung und goldiger Humor machen diese Kinderlieder in Hamburgischem Dialekt zu einer köstlichen Gabe. Heine

Fritz Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr. Conrad. 1. Aus der Franzosenzeit. 2. Aus meiner Festungszeit. Stuttgart, Robert Lutz. Jeder Band 1,20, gebunden 1,80 Mk.

Diesem hochdeutschen Reuter gegenüber komme ich aus dem Schwanken nicht heraus. Einerseits: es gibt tatsächlich Menschenkinder (auch solche, für die Reuter Etwas wäre), denen sein Platt ein abschreckendes Hindernis bildet. Wenn diesen Leuten die Meisterwerke zugänglich gemacht werden, so ist das nützlich. Andererseits: natürlich geht durch die Uebertragung (auch wenn sie gut ist, wie es die vorliegende im Allgemeinen ist) abscheulich viel verloren: viel Humor, viel Gemüt, viel Witz, viel vom Urhauch Reuterschen Geistes. Reuter selber hat den Wunsch einer Uebertragung nicht gehabt; das hat die Tägliche Rundschau jüngst (Nr. 202) durch Abdruck von Briefen klargestellt. Wer also das Platt irgend bemeistern kann, der soll dabei auf alle Fälle bleiben; wie viele lernen das Platt überhaupt nur durch Reuter und haben so gerade durch ihn unschätzbaren Gewinn! Niemand lasse sich durch diese hochdeutsche Ausgabe verführen, es sich ohne Not bequem zu machen. Wer den alten Reuter aber in der Urgestalt durchaus nicht verstehen kann, der benütze dankbar diese gute und billige Ausgabe des Stuttgarter Verlags. M Schian

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. Volksausgabe. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 403 S. 4, gebunden 5 Mk. Sechste Auflage.

Ein Vielen wohlbekannter Roman. Sechste Auflage! das bedeutet Etwas. Aber was? Anpassung an den Geschmack der Masse? Gelungene Spekulation auf rührselige Stimmungen? Nein, mehr. Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz im dreißigjährigen Krieg geschrieben. Aber nicht sentimental. Schlimm wärs, wenn man so etwas unbewegten Herzens erzählen könnte! Fromm ists auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft. Vor allem aber: ich kenne sonst kein Buch, das uns die seelischen Leiden, die tausend inneren Schwierigkeiten, mit denen die Evangelischen unter solchem Glaubenszwang zu kämpfen hatten, so innerlich tief erfaßte, in so mannigfaltigen Charakteren individualisierte und so glaubhaft geschichtstreu zur Wirkung brächte wie dies. Auch unter Sperls übrigen Romanen ragt Hans Georg Portner nicht unbedeutend hervor. Ausgezeichnete Familienlektüre für evangelische Häuser. Wenn auch Andere es lesen wollten, — um so besser! M Schian

Die Dithmarscher. Historischer Roman. Von Adolf Bartels. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer 1898. 347 und 299 S. 7 Mk.

Man kann zweifeln, ob dieser Roman als reines Kunstwerk gelten kann oder ob nicht die unbehauenen Felsblöcke der Geschichte ungebührlich in den Kunstbau hineinragen. Ueberreich ist der Stoff von der Schlacht bei Hemmingstedt 1500 über die Reformationsarbeit Heinrichs von Zütphen und den Kampf der Geschlechter zum Untergang der Freiheit 1559. Ueberreich ist die Zahl der Gestalten, die auftauchen und wieder verschwinden. Dennoch aber bleibt der starke Eindruck: der Geist der alten Dithmarscher, dieser Geist der Halsstarrigkeit und Wildheit, der Geist halbbarbarischer und zugleich ursprünglich germanischer Tugenden wird darin lebendig, und ich verstehe die Anerkennung zweier Dithmarscher, mit denen ich einst in Wesselburen zusammensaß, die in diesen urkräftigen Gestalten die Art ihrer Ahnen anerkannten. Ich erinnere an den Roman, der schon acht Jahre alt ist, da die Freunde des dichterreichen Dithmarschens sich auch gern in dessen Vergangenheit führen lassen werden, zu sehen, wie Jörn Uhls Vorfahren lebten. Nicht bloß die Art Dithmarsischer Leute, auch ihre Sitten werden deutlich, sodaß man den Roman wohl einen kulturhistorischen nennen kann. Die bei aller Breite der Anlage doch spröde Art des Vortrags steht mit dem Stoff in Einklang und erinnert daran, daß auch Adolf Bartels, der ja der alten Geschlechter Lieben und Hassen gegenüber den Landsleuten Hebbel und Frenssen erneuerte, diesem Boden entstammt. Heine

Die Kartause von Parma. Von Stendhal-Henry Beyle. Uebertragen von Arthur Schurig. Zwei Bände. Jena, Eugen Diederichs 1906. Band 6 der Ausgewählten Werke Stendhals, herausgegeben von F. von Oppeln-Bronikowski.

Des berühmten Franzosen berühmter italienischer Roman in vorzüglicher Uebertragung und gediegener Ausstattung. Die einzige Frage ist: hat dieser Roman aus dem Jahre 1839 genügende Anziehungskraft für die Leute des Jahres 1906? Sicherlich nicht für das durchschnittliche Romanlesepublikum. Allerdings enthält er ja Sensationen genug, beinahe genug für einen Kolportageroman. Aber Stendhal erzählt sie alle wie ein biederer Chronist; er berichtet in vier Zeilen das, worin Zola auf zehn Seiten geschwelgt hätte. Infolgedessen liest sich das Buch nicht allzu flüssig. Aber genügende Zugkraft muß es doch auch heut noch haben: für die Feinschmecker, die Geschichtsfreudigen, die Liebhaber der Sitten- und Staatengeschichte. Denn es ist ja eine großartige Darstellung der Menschheit, namentlich der regierenden Menschheit Italiens — freilich nun nicht aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, in das sie verlegt ist, sondern des Cinquecento, der Zeit der großen Menschen und der großen Leidenschaften und der großen Sünde — und der unbegrenzten Möglichkeiten. So angesehen, ist der Roman eine Sittenstudie ersten Ranges, mit psychologischer Kraft und künstlerischer Feinheit durchgeführt. Allerdings: selbst dem Freund solcher Bilder wird es der Intrigen zu viel; namentlich der zweite Band könnte rascher zum Ziel kommen. Auch für den Zweck des Ganzen war dies Uebermaß von Einzelheiten nicht nötig. Aber jedenfalls: wer das Buch mit dem rechten Verständnis liest, lernt daraus und zwar mit künstlerischem Genuß. Martin Schian

Nach dem Kriege. Erzählungen eines alten Advokaten. Von Eduard Dupré. Leipzig, Duncker und Humblot 1906. 5 Mk.

Es ist nicht leicht zu sagen, was dieses liebenswürdige Werk eines reichen und reifen Geistes so wertvoll und so fesselnd macht. Man hat das Gefühl, daß Alles, Personen, Ereignisse, Prozesse wirklich einmal da waren — ja, wer das Elsaß aus der Nähe kennt, der sieht diese Gestalten, z. B. den Kaufmann, „der sich nur noch mit der Fischerei beschäftigt“, alle Tage leibhaftig. Mit dem Ohr des Nächstbeteiligten vernehmen wir den Nachklang des großen Krieges und, mit dem Herzen an dem Problem der geistigen Rückeroberung des Elsaßes beteiligt, sehen wir doch Vieles von der andern Seite. Auch der Elsäßer, ob er für Frankreich optiert hatte oder nicht, hatte doch seinen schweren Stand, und nicht immer vermochte es die deutsche Verwaltung, mit Takt und Weisheit ihm zu Hilfe zu kommen. Auch ihre Beamten waren den Schwierigkeiten und Versuchungen ihrer eigentümlichen Stellung nicht immer gewachsen. Und so ist das Buch — in dem Alles lebt — nicht nur sehr unterhaltend, sondern auch sehr lehrreich, denn es ist ganz wahr. Schilling

Sur la branche. Par Pierre de Coulevain. Paris, Calmann Levy. 3,50 Frcs.

Französische Bücher, die rückhaltlos empfohlen werden können, sind selten. Dies Buch wird aber, glaube ich, Allen, die es zur Hand nehmen, Freude bereiten. Eine Frau die nicht mehr „im Nest“, sondern einsam „auf dem Zweig“ sitzt, der ihr doch keine Heimat sein kann, erzählt uns selbst ihr äußeres Schicksal und inneres Erleben, von dem Gedanken ausgehend, daß wir gleichsam elektrische Batterien in Gottes Hand seien, die zu Zeiten neu geladen werden müssen, um dann wieder in Gebrauch zu kommen und seine Arbeit zu tun. Wir sehen sie auch in einsamer Zeit Kraft aufspeichern, um sie dann, erst halb unbewußt, nachher mit voller Klarheit wieder auszugeben für Andre, bis sie, als das Ende kommt, nicht mehr allein auf ihrem Zweiglein sitzt, sondern, von Liebe umgeben, ihr Leben beschließt. Die Handlung ist in dem Buche Nebensache — ich habe behaupten hören, es sei gar kein Roman — aber es liest sich gut und ist geeignet nicht ganz jungen Menschen auf den Weihnachtstisch gelegt zu werden. H v Dungern

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte vollständig neubearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Mit 2000 Abbildungen, 128 Bildertafeln, darunter 25 bunte, 431 Karten und Nebenkarten, sowie 61 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1906. 1044 und 1054 Seiten. Gebunden 24 Mk.

Es wäre unrecht, dies staunenswert billige Werk unsern Lesern nicht zu Weihnachten zu empfehlen. Besonders für unsere herangewachsene Jugend und ihre Wißbegierde ist es doch eine treffliche Gabe. Aber auch für Alle, die ein ganz besonders handliches Nachschlagewerk allgemeinsten Inhalts auf ihrem Schreibtisch brauchen, auch neben den „großen“ verwandten Werken. Religion und Theologie sind überall berücksichtigt bis auf die neueste Zeit.

Auch von Meyer's Kleinem Konversations-Lexikon ist eine neue, siebente, Auflage im Erscheinen. Die beiden gleichnamigen Unternehmungen sind doch nicht im eigentlichen Sinne Konkurrenzwerke. Denn der kleine Meyer ist auf sechs Bände berechnet

zu je 12 Mark gebunden. Also sein Umfang ist bedeutend größer und sein Gesamtpreis entsprechend höher. Der erste Band, der jetzt fertig vorliegt, umfaßt 1040 Seiten und geht bis „Cambrics". Meyer nennt seine Mitarbeiter; von Theologen gehören dazu: Fiebig in Gotha, Krüger und Köhler in Gießen, Scheibe in Leipzig-Halle. R

Kleine Mitteilungen. Erst nachträglich lasen wir in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik den Artikel von Kossuth, mit dem Chwolson in seiner Streitschrift (vgl. vorige Nummer) sich beschäftigt. Kossuths vom Kantischen Standpunkt aus an Haeckel geübte Kritik hat Chwolson offenbar gar nicht verstanden und also das zwölfte Gebot selbst übertreten. Nebenbeibemerkt ist Kossuth nicht Professor, sondern Bergmeister in Eisleben. — Anti-Haeckel. Eine Replik von Dr. Friedrich Loofs ist soeben in fünfter, mit der vierten wesentlich übereinstimmender Auflage erschienen. Halle, Niemeyer. 75 S. 1 Mk. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Bernburg. Mittwoch 5. Dezember 8 Uhr im Erbprinz: Frauenberuf und Ehe. Hafa-Gnadau. Frauen besonders willkommen.

Breslau. Freitag 30. November 8 Uhr im Pschorrbräu, Separatzimmer: Religion und Theologie in der Predigt. Pastor Heinz.

Cöthen. Mittwoch 12. Dezember 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Jugendfürsorge. Pfarrer Käsell-Quellendorf.

Dresden. Freitag (nicht Mittwoch!) 7. Dezember 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Unsterblichkeit. Mensing.

Giessen. Dienstag 4. Dezember 7½ Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Sind wir Christen? (Die Aufsätze in Nr. 42 und 46.)

Hamburg. Montag 10. Dezember 8 Uhr Hotel zu den drei Ringen, Klostertor 7: Die neutestamentlichen Apokryphen. Professor Dr. Geffcken.

Magdeburg. Mittwoch 12. Dezember ½4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Das Volkslied im alten Israel. Professor D. Gunkel. Gäste, auch Damen, willkommen. Nach der Versammlung Aussprache im engeren Kreise über Einrichtung zusammenhängender Vorträge.

Nordhausen. Mittwoch 12. Dezember 4½ Uhr im Hotel Schneegaß: Die gegenwärtige Lage des Protestantismus. Superintendent Gallwitz.

Stuttgart. Montag 10. Dezember abends ½8 Uhr im Herzog Christof: Der Streit um die Lebensideale II. Professor Dr. Schöll.

Tilsit. Donnerstag 13. Dezember 8 Uhr im Hotel de Russie: Was wissen wir von Jesus? Nach Bousset, Schmiedel, Wernle. Professor Graeter.

Heute früh entschlief sanft nach langer schwerer Krankheit mein geliebter Mann, der Professor der Theologie

D. Dr. ***William Wrede***

Breslau, *Goethestr. 12, den 23. November 1906.*

Elisabeth Wrede *geb. Schultz.*

Freunden und Bekannten teilen wir tiefbetrübt mit, dass unsere geliebte Tochter ***Gretchen,*** *Ehefrau des Missionsarztes Dr.* ***Hans Winkler*** *in Pearadja, Sumatra, am 18. November am Typhus gestorben ist.*

Giessen, *21. November 1906.*

Pfarrer D. ***Schlosser*** *und Frau*

Gott schenkte uns für das verlorene Töchterchen ein zweites

Bübchen

Thalbürgel, den 21. November 1906

Pfarrer Hans von Lüpke und **Frau Else**

Zu Ostern 1907 wird ein tüchtiger **Hauslehrer** gesucht, der zwei Kinder (Quarta) unterrichten kann und einem das Gymnasium besuchenden Unterprimaner als Freund zur Seite steht. Sportliche und musikalische Neigung erwünscht, längeres Engagement beabsichtigt. Offerten mit ausführlichen Mitteilungen unter **L Z** an die Expedition des Blattes.

Unterzeichneter sucht einen wissenschaftlich gebildeten **Hauslehrer** (Theologe oder Philologe). Derselbe hätte 4 Knaben im Alter von 6 bis 10 Jahren zu unterrichten und etwa für die Quarta einer höheren Lehranstalt vorzubereiten.

Meldungen mit Zeugnissen, Gehaltsansprüchen, Photographie erbeten an

F. Köhler, Rethwisch bei **Preetz**
Holstein.

Gebildetes junges Mädchen, im 20. Lebensjahr, in Haushalt und Handarbeiten erfahren, musikalisch, sucht zu Januar oder später Stellung als **Stütze** und **Gesellschafterin,** am liebsten in einem Pfarrhaus. Vollständiger Familienanschluß und Gelegenheit zu geistiger Fortbildung Bedingung. Taschengeld erwünscht. Gefl. Angebote unter **B. 87** an den Verlag.

Suche sofort gegen gutes Gehalt ein **gebildetes, evangelisches Mädchen** zur Gesellschaft und Stütze einer älteren Dame. Bevorzugt wird eine **Waise,** die ein angenehmes, dauerndes Heim sucht. Ausführliche Offerten mit Angabe der Gehaltsansprüche und möglichst mit Photographie sind zu senden an

Frau Lübben, Oldenburg i. Gr.
Cäcilienstr. 6.

Gesucht nach England

Dienstmädchen, das kochen kann, auch junges **Hausmädchen** zu Deutsch-Englischer Familie. Reisevergütung. Kleiner Lohn.

Auch Mädchen oder Fräulein in Englisches Pfarrhaus. Teilt Arbeit mit Hausfrau. Reisevergütung, Taschengeld.

Frau Pfarrer **Andreae,** Slack House **Hyde, Cheshire**

Stellung

als **Rechnungsführer, Amtssekretär, Verwalter** erhalten unter **Garantie** junge Leute jeden Standes und Berufes im Alter von 16 bis 40 Jahren nach **2 monatlicher** gründlicher Ausbildung. Schulgeld mäßig. Auskunft und Lehrplan frei.

B. Schmidt,
Direktor der landwirtschaftlichen Beamtenschule zu Priebus in Schlesien, Kreis Sagan

---

Erholungsbedürftiger Knabe

(auch Mädchen), der geordneten **Unterricht** haben soll, findet **liebevolle Aufnahme** in evang. Pfarrhaus bei **Heidelberg.** Offerten unter **F. U. P. 930** an die Expedition dieses Blattes.

Neu! **Nie dagewesen!**

Jubel und Freude —

Und höchstes Entzücken —
Wird überall Jung und Alt berücken!

Wo **„Rehfeld's Knusperhäuschen"** erscheint!

Das schönste Weihnachtsgeschenk für alle Kinder!



Ein lang gehegter Herzenswunsch der lieben Kinderwelt — **Durch uns** er jetzt erfüllet wird für billig Geld'

Preis p. St. Mk. 1.50 franko, Nachnahme 20 Pfg. teurer.
3 St. kost. Mk. 4.10 franko
6 „ „ „ 7.70 „
10 „ „ „ 12.30 „
Nachnahmespesen extra! Dieselben werden bei Vorher-Einsendung des Betrags gespart.

Nur bei uns zu haben!

Rehfeld & Backe
Fabrikation Solinger Stahlwaren und Versandthaus I. Ranges.
Solingen 649.

Wer kennt nicht Hänsel und Gretelein — Wie sie kamen — verirrt im Walde — Zum Knusperhäuschen — mit Kuchen so fein — Von dem sie assen so balde — Nicht ahnend, dass drin eine Hexe haust, — Die jeden straft, der am Häuschen maust. —



Knusper, knusper knäuschen! Wer knuspert an meinem Häuschen?!

Das Knusperhäuschen ist zum **Aufstellen** und **31 cm hoch, 34 cm tief, Bodenlänge 48 cm.**

Das nebenstehende Bild ist die **getreue** Abbildung des **Knusperhäuschens** welches in seinen **wunderbaren Farben** geradezu **entzückend** ausgeführt ist. — **Wie ungeheuer gross** aber wird die Freude, wenn das Häuschen noch mit allerhand **Zuckerwerk** beklebt ist und die **10 erleuchteten rot durchscheinenden Fensterchen in feurigem Lichte erstrahlen!**



Nur bei uns zu haben, weil **überhaupt kein anderes Knusperhäuschen** existiert.

Der Jubel der lieben Kleinen kennt keine Grenzen, wenn ihnen das liebliche, hell erleuchtete Knusperhäuschen unter dem Weihnachtsbaum entgegenstrahlt!

Drum — unter'm Weihnachtsbaum jedes Kind —

Rehfeld's Knusperhäuschen find'!

Wer sich ein Knusperhäuschen sichern will, bestelle sofort.

Hänsel und Gretel-Märchenbuch, hierzu passend, mit **19 reizenden** Bildern zum Preise von **Mk. 0,85**

Unsern neuesten hochinteressanten **Weihnachts-Katalog** liefern wir auf Wunsch gratis und franko.

Einige von vielen Anerkennungen:

Frau **Aug. Ley in Much** schreibt: Das Knusperhäuschen hat bei meinen Bekannten so gut gefallen, dass ich Sie um Zusendung weiterer 10 Stück bitte.

Herr **Paul Hild in Strassburg** schreibt: Das gesandte Knusperhäuschen hat grossen Beifall gefunden, hoffe noch mehr zu bestellen.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von F. M. Schiele. IV, 1. „Pietisten" von **J. Jüngst.** Im Abonnement: Mk. —,40. Kartoniert Mk. —,65. Im Einzelverkauf Mk. —,50. Kartoniert Mk. —,75. Feine Ausgabe geb. Mk. 1.50.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu drei Beilagen: je ein litterarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen J. Engelhorn in Stuttgart (Ralph Waldo Trine) und Eugen Salzer in Heilbronn; und ein Aufruf zur Gründung eines deutschen Instituts für ärztliche Mission.



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 49 Marburg i. H., den 6. Dezember 1906

Zurüstung

Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Matth. 5, 8.

Das möchten wir. Wir möchten Gott sehen, Gottes inne werden. In dem Fest der Weihnacht. In der Weihnachtstatsache. Daß sie für uns bleibe nicht ein ferner, fremder Klang. Ein Klang — wohl von hohen, großen Dingen: Gott kommt, zu helfen kommt der Herrgott, Allen kann und soll geholfen werden — jedoch ein Klang: der unsere Ohren nur berührt, aber in uns rührt er keine Saite. Nichts, was weher tut: Weihnacht feiern und Nichts zu feiern haben, an der Seite stehen kalt und unberührt, Nichts sehen . . . . wir möchten sehen, Gott sehen möchten wir. „Sein Freundlichkeit auch uns erschein!“

Wem erscheint sie? „Wer kann die heiligen Höhen Jehovahs ersteigen? Wer darf an heiliger Stätte sein Angesicht neigen?“ Antwort: „Der nur allein, Welcher am Herzen sich rein, Schuldlos an Händen kann zeigen.“ Denn, wenn du den Dichter willst verstehen, mußt du in Dichters Lande gehen. Das ist wahr. Wahr aber noch viel mehr: wenn du den Herrgott willst verstehen, sehen, mußt du in Herrgotts Lande gehen. Das ist das Land: Schmutziges und Gemeines hat da keinen Eintritt, verbannt ist alles Dunkle hier, hier herrscht die Reinheit, die reine, lautere Liebe. Liebe, nur Liebe ist der Herrgott. Er ist die Liebe. Die Liebe ist sein Wesen. So zeigt uns ihn Jesus Christus.

Warum sehen ihn so Viele nicht? Weil ihre Hände schmutzig und unrein ihre Herzen sind. Ihr eignes Wesen macht ihnen Gott unverständlich und unsichtbar. Sage mir, wie du bist, und ich will dir sagen, was für einen Gott du hast. Anpassen mußt du dich Gott in Gedanken und in Taten. Und Gott ist rein.

Darum auf die Seite nun das Dunkele, und aus dem Finstern heraus! Nicht im Aeußeren und in Aeußerlichkeiten. Damit beseitigst du nur das Symptom der Krankheit, aber nicht die Krankheit selbst. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Der Krankheit an die Wurzel! Die sitzt im Herzen. Da reiß das Unkraut aus: hier eine Leidenschaft und eine Laune dort. Und wo die Kraft dir ausgeht, bete! Bete: „O Jesu, Jesu, setze mir selbst die Fackel bei.“ In seinem Lichte siehst du dann das Licht. Gott siehst du dann. In seiner Reinheit und Schönheit. Und Gott schauen — das ist selig. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Geh ins Kämmerlein und denke nach, wo du das Messer bei dir anzusetzen hast!

W

Welchen Wert hat die Landeskirche für unsere religiöse und nationale Zukunft?

Referat zu den Verhandlungen der Freien deutschen evangelischen Konferenz, Leipzig, 8. November 1906.*)

Gar vielerlei Gedanken kreuzen sich auf dem Felde, das die heutige Besprechung betreten will. Darum kommt es vor Allem darauf an, unseren Gegenstand wohl abgegrenzt zu halten.

Wäre die Frage gestellt: Welchen Wert hat das evangelische Christentum für unsere religiöse und nationale Zukunft? so würden wir ohne Weiteres fröhlich antworten: einen unvergleichlichen Wert und einen unvergänglichen.

Da solches Christentum seinem Wesen nach nur lebendig wird in einer ihm zugehörigen durch irgend welche äußere Ordnung zusammengefaßten Menschengemeinschaft, Kirche im weitesten Sinne genannt, so gilt jenes Werturteil mittelbar auch für die evangelische Kirche.

Nicht gilt es von der besonderen Gestalt, von der Form, welche diese äußere Ordnung jeweils an sich tragen mag. Im Gegensatze zu dem, was Rom lehrt, kann sie bei uns nicht nur verschieden sein nach Zeit und Ort, sondern sie ist auch immer Menschenwerk, mehr oder minder unvollkommen, wie dieses überhaupt.

Dabei kann die eine dieser verschiedenen Formen vor andern gewisse Vorteile voraushaben, welche sie ihrer Kirche sichert, die andern den ihren nicht oder nicht in dem Maße, sie kann gewisse Nachteile besonders gut verhüten. In diesen Dingen liegt, was wir den Wert einer bestimmten Kirchenform nennen mögen. Wir meinen nichts Anderes, wenn wir sprechen von dem Wert einer bestimmten nach ihrer Form gekennzeichneten Kirchenart.

Eine Kirchenart in diesem Sinne ist die Landeskirche. Das unterscheidende Merkmal liegt nicht, wie der Name verstanden werden könnte, in der Beschränkung der räumlichen Ausdehnung dieser Kirche auf das Gebiet eines bestimmten Landes, eines bestimmten deutschen Einzelstaates. Sonst wäre die Frage nach dem Werte dieser Einrichtung wohl rasch beantwortet. Das ist vielmehr nur eine Nebenwirkung der wesentlichen Eigentümlichkeit. Wesentlich ist innige Verbindung mit dem Staate, der Art daß dieser die Kirche als seine Kirche, die Kirche dieses Landes ansieht und demgemäß einen maßgebenden Einfluß übt auf ihre Angelegenheiten. Das findet bei uns seinen Ausdruck im sogenannten landesherrlichen Kirchenregiment, kann

*) Vgl. des Verfassers Artikel „Staat und Kirche“ im 18. Bande der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Auflage, und „Die Frage der Trennung von Staat und Kirche in der Gegenwart“ im Neuen Sächsischen Kirchenblatt (Leipzig, Georg Wigand) Nr. 31 und 32 d. J.

D H

aber auch ohne diesen Namen bestehen, wie das Beispiel der evangelischen Kirchen in Oesterreich und in Elsaß-Lothringen erweist.

Diese Landeskirche wird jetzt in Frage gestellt in doppelter Hinsicht.

Einmal scheint sie in sich selbst einen tiefen Widerspruch zu tragen: eine Verfassungsform, die von Haus aus ganz und gar angepaßt ist dem protestantischen Staate, besteht jetzt fort mit einem Staate, der sich, im besten Falle, eifrigst dagegen verwahrt, eine Konfession zu haben. Viele betrachten das als die Ursache großer Schäden und als eine Bestätigung des Dichterwortes: Weh dir, daß du ein Enkel bist.

Sodann aber ist auch nicht zu verkennen, daß der Gedanke der Trennung von Staat und Kirche neuerdings in der Kulturwelt die bedeutsamsten Fortschritte macht, namentlich auch bei solchen Nationen, die von jeher den größten Einfluß auf unsre eigne Entwicklung geübt haben. Die Umwälzung, auch wenn wir sie nicht erstreben, könnte rascher über uns kommen, als man denkt.

Beides fordert zu ernstlicher Prüfung auf, welchen Wert für unsere Zukunft die Form der Landeskirche haben mag: durch welche Vorteile gleicht sie die zweifellos vorhandenen Schädigungen aus und was verlieren wir an ihr, wenn die Trennung von Staat und Kirche kommen sollte?

Vieles und Mancherlei muß eine bestehende Einrichtung sich je und je zu ihrem Lobe sagen lassen. Das Allermeiste werden wir hier sofort bei Seite schieben dürfen.

Vor Allem sollen keine Nebenrücksichten hereinspielen. Wenn die Fragestellung von religiöser und nationaler Zukunft spricht, so sind damit nicht zwei selbständige Gesichtspunkte bezeichnet. Das Religiöse kommt ja nur mittelbar in Betracht; es handelt sich um die Kirche und ihr Interesse. Der Staat aber, der unsre nationale Zukunft bedeutet, hat ein davon gesondertes Interesse hier überhaupt nicht. Dessen möchten wir uns freilich rühmen und empfinden es immer als eine herrliche Sache, daß gerade die evangelische Kirche dem Staate seine tüchtigsten und zuverlässigsten Bürger liefert, die auch keinen andren irdischen Herrn in weltlichen Dingen anerkennen wollen als ihn. Deshalb muß ihm viel daran liegen, daß sie in gutem Stande bleibe. Aber einen eignen Machtwert darf er nicht im Kirchenregimente suchen; das wäre der Standpunkt des Halbbarbaren Pobjedonoszew. Auch was der protestantische Staat einstmals geleistet hat, bleibt hier außer Ansatz. Sein geschichtliches Verdienst soll unvergessen sein, daß er die nötigen Eisenreiter stellte und die Feldschlangen und die Kartaunen, als der alte böse Feind immer neue Heerschaaren heranführte, um die junge Saat zu zertreten. Aber für die Berechnung des Wertes, den das landesherrliche Kirchenregiment für die Zukunft unsere Kirche hat, gibt das keinen Faktor. Denn von Dankbarkeitspflichten darf in diesen Dingen nicht die Rede sein, und der Staat, dem der Dank geschuldet wäre, war ein anderer als der, mit dem wir jetzt zu tun haben.

Auch wo man auf rein kirchlichem Standpunkte bleibt, ist man sich nicht immer klar bewußt, daß es sich nur um besondere, gerade der Form der Landeskirche eigentümliche Werte handeln kann. Gar zu leicht rechnet man das Gute, das von der Kirche überhaupt zu sagen ist, ihr wie ein ausschließliches Verdienst an. Auch die verschiedenen Leistungen des Staates, die man als segensreiche Früchte des landesherrlichen Kirchenregimentes in Anspruch nehmen möchte, müßten viel nüchterner betrachtet werden. Manche, wie z. B. die Geldleistungen, könnten sehr wohl auch ohne diese Verfassungsform fortbestehen — Beweis: die katholische Kirche, die eine Landeskirche in unserem Sinne nicht ist — oder sie könnten sogar mit großem Vorteil durch andre Beschaffungsarten der nötigen Mittel ersetzt werden. Andere, wie der besondere Strafschutz oder die besondere Autorität und Ehrenstellung, welche der Zusammenhang mit dem Staate den kirchlichen Ordnungen der Masse gegenüber verleihen mag, sind für den evangelischen Standpunkt schlechtweg eingebildete Güter, viel schädlicher als nützlich.

Von Allem, was da vorgebracht wird, bleibt immer schließlich nur Eines übrig, das allerdings für sich allein Kraft und Bedeutung genug haben könnte, um die Entscheidung zu geben. Jede ernsthafte Erörterung der Frage der Landeskirche wird immer wieder auf diesen einen Hauptpunkt hinauslaufen. Der Landeskirche, sagt man, ist es zu verdanken, wenn unsre evangelische Kirche die Gestalt der Volkskirche erhalten hat und behalten kann. Durch diese bildet sich bei ihr das Seitenstück des Staatsvolkes, eine natürlich sich erneuernde Menschengemeinschaft, in welche der Einzelne hineingeboren wird, um sofort empfangen zu werden von den Einrichtungen und Fürsorgen, mit welchen die Volkskirche die Ihrigen umgibt und begleitet bis an ihr Ende. Ohne jene Anlehnung an den Staat, sagt man, ohne das Alles zusammenhaltende landesherrliche Kirchenregiment wäre sie nichts als ein zum Beitritt einladender Verein, beherrscht vom Belieben der Vereinsgenossen, wechselnd nach Willkür und geneigt sich zu zerspalten in eine unabsehbare Vielheit von Trennstücken. Nun ist kein Zweifel, daß auch die Form des freien Kultusvereins ihre Vorzüge hat; man mag vielleicht darüber streiten, was im Allgemeinen das Bessere ist. Für uns, für Deutschland scheint ein solcher Streit ausgeschlossen zu sein. Die Volkskirche ist das, was unsrer Art und unseren Verhältnissen am meisten entspricht und was wir brauchen; davon dürfen wir wohl für die weitere Untersuchung ohne Weiteres ausgehen.

Wenn also die Volkskirche bedingt ist durch den Bestand der Landeskirche und des landesherrlichen Kirchenregiments, dann muß für diese Dinge ein sehr hoher Wert in Anspruch genommen werden, hoch genug, daß selbst große Schäden, die sie mit sich bringen, in den Kauf zu nehmen wären — allzugroß dürften sie freilich doch nicht sein.

Aber, wie mir scheint, ist die Sache so nicht richtig aufgefaßt. Es liegt eine Gesichtstäuschung vor. Nicht die Volkskirche selbst ist bedingt durch die Form der Landeskirche, sondern nur die Volkskirche mit einer bestimmten Einrichtung. Für Manche allerdings ist diese Einrichtung etwas so Wesentliches, daß sie ohne sie die ganze Volkskirche nicht wollten. Wer aber auf diese Einrichtung zu verzichten vermag, der kann sehr wohl eine Volkskirche haben und behalten ohne irgend welche staatliche Oberleitung. Das wird sich zeigen.

Zunächst wollen wir feststellen, daß der Zusammenhang mit dem Staat durchaus nicht für die Volkskirche so schlechthin den Anfang und das Ende bedeutet. Nach den geschichtlichen Ursprüngen, ja; schon die heidnischen Nationalgottheiten haben das Vorbild gegeben; der Zusammenhang hat sich auf das Christentum vererbt, mit wechselnden Schicksalen. Jedenfalls sind wir in Deutschland bei unsren evangelischen Kirchen unbedingt daran gewöhnt, daß das sich so darstelle. Aber es genügt ein Blick über diesen Kreis hinaus, um die hergebrachte Formel zu widerlegen.

Einerseits liegt es nicht in der Macht des Staates, der Kirche jene besondere Eigenschaft zu verleihen. Sie muß auch ihrerseits die Zugehörigkeit zu ihr in solcher Weise bestimmen wollen und nach Umfang ihrer Anhängerschaft und Entwicklung ihrer Einrichtungen im Stande sein, für ihr Gebiet die Einzelnen mit dieser ihr eigentümlichen Religions- und Kulturatmosphäre zu umgeben; sonst kann der Staat mit dem besten Willen keine Volkskirche aus ihr machen. Beweis: die griechische Kirche in Bayern, welche das Staatsgesetz feierlich aufgenommen hat zu gleichem Rechte wie die katholische und evangelische, und bei der doch von Volkskirche nicht die Rede sein kann.

Und umgekehrt besteht die Möglichkeit ausgeprägter Volkskirchen in völliger Trennung vom Staat. Wir brauchen nicht weit zu gehen; um nicht allzu viel Stoff hier herein zu bringen, verweisen wir bloß auf Frankreich: trotz durchgeführter séparation de l'Etat et des églises bleibt dort die katholische Kirche selbstverständlich Volkskirche und die reformierte und Augsburgische desgleichen, ebenso selbstverständlich, es hat sich in dieser Hinsicht gar Nichts bei ihnen geändert.

Also nicht jede Landeskirche ist von selbst Volkskirche und vor Allem: es gibt auch eine selbständige Volkskirche.

Damit ist nicht gesagt, daß man in jedem Augenblick die freie Wahl hätte, die eine Form der Volkskirche durch die andere zu ersetzen. Die Klugheit fordert zum Mindesten für jeden

Wechsel in den großen Institutionen des Volkslebens schonende Uebergänge. Vielleicht ließe sich behaupten, daß wir Dank unseren neueren Kirchenordnungen in solchen Uebergängen bereits stark begriffen sind. Jedenfalls kann in dieser Richtung ein an sich bestehender Wertvorzug der Landeskirche nicht gefunden werden.

Denken wir uns aber nun einen solchen Wechsel der Verfassungsgrundlagen der evangelischen Kirche auf irgend eine Weise vollzogen, so werden sich daran gar viele Aenderungen knüpfen, die mehr äußerliche Dinge betreffen. Zugleich aber wird alsdann ein Institut von tiefgehender sachlicher Bedeutung in Frage gestellt sein: das ist die zentralisierte Ueberwachung des Lehramtes zur Aufrechterhaltung der rechten Lehre mit obrigkeitlichen Maßregeln, die *einheitliche Lehrzucht*.

Damit verhält es sich folgendermaßen. Von Haus aus kann ja kein Zweifel sein, daß für die evangelische Auffassung der Schwerpunkt der Kirche in der örtlichen Gemeinde liegt, da wo die Hauptsache vor sich geht: Verwaltung von Wort und Sakrament. Bekanntlich hat sich aber alsbald die protestantische Obrigkeit der Sache angenommen auf ihre Art und eine kräftige Zentralisation durchgeführt, gerade wie in weltlichen Dingen auch. Die Lehre wird möglichst formell festgelegt und kodifiziert, wie ein Alles beherrschendes Gesetzbuch, und die kirchlichen Aemter stehen stufenweise übereinander wie die Gerichte und Verwaltungsbehörden, sodaß jeweils die höhere Stufe besser weiß als die untere, was der Wille des Gesetzes, beziehungsweise der Wille Gottes sei. Heutzutage wird diese Polizei der rechten Lehre nur noch gehandhabt gegen Mitglieder des Lehramtes, gelegentlich der Bestätigung einer Anstellung oder im Dienststrafverfahren. Es ist keine leichte Aufgabe, sie wird immer schwerer. Daß es überhaupt noch so geht, ist das Verdienst der damit betrauten Behörden. Unser gelehrter Berufsbeamtenstand und namentlich das führende Juristentum bewähren eben hier wieder ihre guten Seiten: Pflichtgefühl gegenüber der zu wahrenden Ordnung, aber keine Leidenschaft, nicht zu viel Eifer und Abneigung gegen alle Härte. Und das kann hier deshalb zur Geltung kommen, weil hinter ihnen ein wohlmeinender Dienstherr steht: der als landesherrliches Kirchenregiment verkleidete Staat, der gerne auf etwas Ordnung sehen läßt, aber es doch auch — ganz in fridericianischer Weise — nicht liebt, daß um solcher Dinge willen allzuviel Erregung stattfinde; Ruhe ist ihm die Hauptsache. So wirkt diese Lehrzuchthandhabung hemmend und mäßigend, aber im Ganzen doch selbst so maßvoll, daß — weder die eine noch die andere Richtung voll damit zufrieden ist. Jedenfalls wäre es übertrieben zu sagen, daß man unter ihr nicht leben und beisammen bleiben könne.

Will man sich recht zum Bewußtsein bringen, was diese Einrichtung Gutes hat, so braucht man sich nur vorzustellen, daß die Trägerschaft für die Ausübung der Lehrzucht *anders* geordnet wäre. Und dazu genügt es einen Blick zu werfen auf die gründliche Umwälzung, welche die selbständige Volkskirche gerade in diesem Punkte herbeiführen müßte. Sie würde natürlich ihre Verfassungsgrundlagen wieder ganz und gar in der örtlichen Gemeinde suchen; Synoden, die sich darüber aufbauen, stellen die Zusammengehörigkeit dar. Soll alsdann die bisherige zentralisierte Lehrzucht noch weiter geübt werden, so kann es nur geschehen unter der Autorität der Synode, durch ihre Ausschüsse oder durch ein unter ihr stehendes Beamtentum. Dies ist die unabweisbare Konsequenz der Verfassung. Nun stehen aber die Synoden diesen Fragen durchaus nicht mit dem ruhigen Gleichmut gegenüber wie die Staatsgewalt. Gerade diese Fragen allein sind es ja, nach welchen die Parteibildung in ihnen sich richtet, Mehrheit und Minderheit sich bilden. Die Voraussetzungen ganz oder halbwegs unparteiischer Schlichtung sind dahin; wer die Macht hat, unterdrückt den Gegner. Es würde ganz so sein, wie Gneist die Folgen der reinen Parlamentsherrschaft im Staat zu schildern pflegte. Nur zum Unterschied vom Staat, wo man nicht auseinander kann, würde hier die Parteiherrschaft durch das Mittel der zentralisierten Lehrzucht den Bestand der Sache gefährden. Denn nach eingetretener Trennung vom Staate ist der Zusammenhalt ohnedies nur bei allseitigem guten Willen möglich. Hier aber würde gar leicht die Lehrzucht von den herrschenden Parteien benützt werden, um sich sektenartig abzuschließen; andererseits würde sie bei der Minderheit, die ihre Freiheit wahren will, die Neigung zu den ohnehin erleichterten Absonderungen bestärken.

So ist also die zentralisierte Lehrzucht für die selbständige Volkskirche ein höchst gefährliches Ding, das mit großer Wahrscheinlichkeit über kurz oder lang zu ihrer Auflösung als solcher führen würde. Damit ist nicht gesagt, daß eine selbständige Volkskirche nicht möglich ist; sie muß nur von vornherein trachten, *diese Gefahr zu vermeiden*.

Das ist auf zweierlei Weise denkbar.

Entweder man gibt dem Staate wieder die letzte Entscheidung in diesen Sachen. Das ist ein Gedanke, der vielfach schon ausgesprochen worden ist. Der Staat, sagt man, müsse den Schutz der kirchlichen Minoritäten übernehmen. Vorausgesetzt wäre natürlich, daß der Staat sich um diese Dinge überhaupt noch bekümmern will; von selbst versteht es sich keineswegs; in den Vereinigten Staaten z. B. würde der Staat es ablehnen. Und das dürfte man sich auch nicht verhehlen, daß durch eine solche Einrichtung der Grundsatz der Selbständigkeit der Kirche rundweg verleugnet wird, dieses noch dazu am allerempfindlichsten Punkte. Im Ernste könnte man nur für eine gewisse Uebergangszeit, wie an so manches Andere, auch an diese Maßregel denken.

Der andere Weg und der einzig richtige ist der, daß man auf eine Ueberwachung des Lehrstandes durch die Gesamtkirche in Bezug auf die Reinheit der Lehre einfach *verzichtet*; die Aufhebung der zentralisierten Lehrzucht ist die naturgemäße Folge des Ueberganges zur selbständigen Volkskirche, der diese auf die Dauer sich nicht wird entziehen können, will sie anders Volkskirche bleiben. Sie mag von Gesamtheit wegen Vorsorge treffen, daß eine einheitliche Ausbildung der zum geistlichen Amte Berufenen gesichert wird wie bisher. Falsche Lehre mag man mit dem Wort bekämpfen, wenn man will noch mehr als bisher. Aber ein ernstlicher Eingriff von oben her, damit die Gemeinde das Wort nicht so vorgetragen bekomme, wie es ihr wohlgefällt, sondern anders, wird nicht mehr möglich sein. Schlimmsten Falles kann die Gesamtheit nur dazu übergehen, eine Gemeinde selbst, die trotz aller Warnung stetig wesentliche Widersprüche in der Lehre hegt und vertreten läßt, aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Auf die Einzelheiten einzugehen, wie solcher Ausschluß sich vollzieht und wirkt, wie das Verhältnis der Gemeinde zu ihrem Prediger sich gestalten mag, wenn sie nicht mehr einig sein sollten über die Lehre, wie die kirchlichen Minderheiten innerhalb der Gemeinde zu ihrem Rechte kommen, alles das wird hier nicht am Platze sein.

Es genügt für unseren Zweck das eine negative Ergebnis: eine zentralisierte Lehrzucht wird mit der *selbständigen Volkskirche* sich nicht vertragen. Anders ausgedrückt: *Volkskirche mit zentralisierter Lehrzucht ist nur aufrechterhaltbar in der Landeskirche*. Fragen wir also nach dem der Landeskirche eigentümlichen Wert, so ist es dieser eine Punkt, auf welchen die Sache sich zuspitzt.

Wie hoch man diesen Wert selbst einschätzen will, das ist freilich wieder eine andre Frage. Hier werden die grundsätzlichen Richtungsverschiedenheiten sich maßgebend machen, und wahrscheinlich zu ganz entgegengesetzten Entscheidungen führen.

Otto Mayer

Die Entscheidung im Fall César

2

Wer mit der Stimmung und Spannung, die ich in meinem ersten Artikel ausgedrückt habe, von der Nachricht von Césars Ablehnung zu dem ablehnenden Bescheide des Oberkirchenrats selbst kam, der konnte wohl in ein homerisches Gelächter ausbrechen.

Nicht als ob der Bescheid ein lächerliches Dokument wäre. Es steckt darin theologische Besonnenheit, juristischer Scharfsinn

und politische Klugheit. Man braucht nur das Alles herauszuholen; und man wird es herausholen. Man kann einen Fortschritt der Behandlung unsrer theologischen Lage, eine neue Klarheit über den Organismus der preußischen Landeskirche, einen bewußten Willen, von den streitenden Parteien keine obenaufkommen zu lassen, in dem Erlaß finden, und ich zweifle nicht, daß seine Urheber das Alles hineinlegen wollten. Aber Eines ist dem Erlaß gegenüber völlig unmöglich — heroisch darauf zu reagieren. Weder in Gedanken noch Worten noch Taten.

Vielleicht bewährt sich eben darin das kirchenpolitische Meisterstück. Vielleicht ist diese Wirkung für die Meister im Rat die größte Genugtuung. Ich kann doch einen schweren Druck auf der Seele nicht los werden. Ich finde die Luft noch so schwül wie vor dem Gewitter. Es muß irgendwo eingeschlagen haben, aber es brennt nicht. Es brennt nicht in lichter Flamme. Ein schwelendes Feuer verpestet die Luft. Wo steckt es? Wo laufen wir hin, zu löschen?

Ich muß und darf den Kirchenzeitungen überlassen, den Bescheid im Einzelnen zu kritisieren, und den Kirchenparteien, ihn nach seinem Für und Wider auszunützen. Nur unsern Lesern zum Verständnis das Nötigste. Das Konsistorium in Münster bekommt reichlich Unrecht. Es ist verfahren, wie wenn der gewählte Pfarrer um Irrlehre verklagt gewesen wäre und es hätte ihn nun zu „bestätigen" gehabt. Statt dessen hatte es nur zu prüfen, ob er, der Ausländer, auch alle Eigenschaften besaß, die ihn in der preußischen Landeskirche „anstellungsfähig" machten. Es hat auch sein auf Untersuchung der Irrlehre gerichtetes Kolloquium nicht in der Weise geführt, daß das Bekenntnis des Angeschuldigten hätte zu Worte kommen können. — Man erwartet den Schluß: folglich ist das Verfahren nichtig und muß aufs neue eröffnet werden. Statt dessen erfolgt die Entscheidung: die Sache lag, eben als bloße Kontrolle der Anstellungsfähigkeit, durchaus in der Kompetenz des Konsistoriums; es gibt in solchem Falle keine höhere Instanz; furchtbare, ganz »objektive« Dinge müßten vorliegen, wenn der Oberkirchenrat eingreifen sollte: folglich, das Konsistorium hat als allein und für sich zuständige Behörde gesprochen, folglich Roma locuta, causa finita, seine Entscheidung bleibt zu Recht bestehen.

Der Oberkirchenrat faßt seine Stellung zum Konsistorium in diesem Falle auf wie die des Reichsgerichts zu den unteren Gerichten, das nur auf grobe Formfehler hin einen Prozeß für ungültig erklärt. Man kann nun der Meinung sein, die vom Oberkirchenrat dem Konsistorium aufgedeckten Fehler seien grob genug: aber dafür ist nun wieder der Oberkirchenrat allein kompetent. Folglich auch auf dieser Stufe wieder Roma locuta, causa finita.

Das Folgenreichste dabei scheint uns, wie der Oberkirchenrat seine verfassungsmäßige Stellung zu den Konsistorien auffaßt. Ist den Konsistorien wirklich von vorn herein eine so weitgehende Selbständigkeit zugedacht gewesen? Wenn es der Fall, oder wenn sich die Praxis in dieser Richtung weiter entwickeln soll, so fragt man unwillkürlich: Cui bono? Was wird dabei herauskommen? An sich — der Gedanke, daß die Provinzialkirchen möglichste Freiheit haben sollen, sich eigentümlich zu verwalten und zu gestalten — warum nicht? Statt Einer preußischen Landeskirche acht Provinzialkirchen, Stammeskirchen gleichsam. Wie gut germanisch! Wie kann da die Eigenart, die Bevölkerung und die besondere Tüchtigkeit der leitenden Männer sich bewähren! Wie manche Reform setzt sich rascher, glücklicher durch in kleinerem Kreise! Wir sind gar nicht für Zentralisation in kirchlichen Dingen, wollen gern die Pflege des Eigentümlichen und Besonderen unterstützen. Es ist uns auch ganz recht, daß durch diese Mißhandlung des „Ausländers" César den nichtpreußischen Landeskirchen das Rückgrat gestärkt wird, ihre Eigenart tapfer zu behaupten. Aber indem nun gerade die Frage der Anstellungsfähigkeit vom Oberkirchenrat so restlos den Konsistorialbehörden ausgeantwortet wird, kommen uns doch schwere Bedenken. Denn gerade in diesem Punkte ist das Sündenregister gerade des westfälischen Konsistoriums schon recht groß. Es handelt sich da um Dinge, die ihrer Natur nach nicht an die Oeffentlichkeit kommen. Um Quälereien junger Kandidaten. Und eine gewisse Bürgschaft dafür, daß Willkür und Rückständigkeit in dieser Praxis doch eine Grenze haben, bot bisher der Gedanke an den Oberkirchenrat als eine oberste letzte Zuflucht. Soll das nun aus sein? — Oder will der Oberkirchenrat dadurch Besserung schaffen, daß er künftig in diese konsistorialen Aemter nur Männer schickt, die imstande sind, die Anstellungsfähigkeit heute ausgebildeter Theologen zu prüfen?

Kurz, da erheben sich allerlei Bedenken und Fragen, die vermutlich in den beteiligten Kreisen weiterer Erörterterungen unterliegen werden. Mir liegt noch eine Schlußbemerkung am Herzen.

Die Entscheidung des Oberkirchenrates, wie sie im Wortlaut vorliegt, läßt sich, wie schon anfangs gesagt, in keiner Weise tragisch nehmen. Nun sind es aber nur wenige Menschen, die den Erlaß im Wortlaut lesen, verstehen, behalten. Selbst wenn wir ihn in unserm Blatte abdrucken würden, wären es doch nur die Theologen, die ihn mit voller Aufmerksamkeit zu sich nehmen, dazu einige Juristen und ganz vereinzelte kirchenpolitisch beanlagte Laien. Der Wortlaut des Erlasses scheidet mithin für die Wirkung des Erlasses im weitesten Umfang der evangelischen Kirche aus. Außerhalb dieses Umfangs natürlich erst recht.

Welche andre Wirkung bleibt dann?

Die der schlichten Tatsache, daß Pfarrer César für das ihm einmütig übertragene Amt in Dortmund nicht anstellungsfähig befunden worden ist. Und daß das geschehen ist auf Grund eines Verhörs, welches eine preußische Kirchenbehörde auf den Verdacht der Irrlehre mit ihm angestellt hat. Mit ihm als einem „modernen Theologen".

Das bleibt. Und das legt sich eben doch auf die Seele Vieler. Das legt sich auf die Seele vornehmlich aller jungen Theologen, die in der heutigen Wissenschaft drinstehen und sich nach einem Amte sehnen. Das schreckt andere, noch jüngere Geister zurück, die erst vor der Frage stehen, ob sie nicht Theologie studieren sollen. Und so geht trotz Allem, was in dem Erlaß gut gemeint sein mag, auf diese Elemente, an denen die Zukunft der Kirche hängt, eine lähmende, abschreckende Wirkung aus von der einfachen Tatsache der Nichtbestätigung Césars.

Die Aufgabe, die sich von hier aus ergibt, lautet: Wie können wir einer solchen Wirkung mit Erfolg entgegenarbeiten?

R

Wenn Moses die Hörner aufsetzt

Die Sonne scheint in das Land und der Himmel ist blau über den Bergen. Es tut so wohl in der Sonne zu sitzen, zu träumen und dem laufenden Brunnen zuzuhören. Das Wasser fällt in die Schale und plätschert und schwatzt. Es ist so klar wie eine Kindesseele, und es kann so lustig und drollig sein, wenn es hervorsprudelt. Es ist grundgut und in der Seele hat es einen rechten Ernst. Den bringt es ganz aus der Tiefe mit, aus der es hervorkommt, oder von den einsamen Bergen hoch oben, wo es jung wurde. Aber wenn es nun ans Licht kommt, ist es so froh, daß es da ist. Da macht es vor lauter Lebensfreude Sprünge, und wenn Jemand vorbeigeht, der meint, er sei die Weisheit, dann sprengt es ihm ein paar helle, glitzernde Tropfen ins Gesicht mit ganz feinen, spitzen Fingern, oder es nimmt die flache Hand und schlägt auf den Wasserspiegel des Beckens, daß es laut klatscht und dem Weisen ein Schreck in die Glieder fährt.

Eben schweigt es still. Es geht wohl ein Neugieriger vorbei, einer von jenen, die alles ausplaudern, was sie erlauschen, einer von den Tintenfingern. Ach, nein, es ist mein Freund, der Professor. Der gehört nur halb zu den Tintenfingern. Er macht seinen Abendgang, immer voller Probleme und Grübeleien, die Augen und Ohren nach innen gerichtet. Der hört nicht, was die Quellen sagen. Sitzt er nicht schon da neben mir auf der Bank und hat ein Problem bei den Hörnern? Kaum hat er mich erkannt und begrüßt, so sprudelt es auch heraus: „Wissen Sie, was ich heute gefunden habe? Wunder-

bar, wundersam! Sie wissen, daß Michel Angelos Moses Hörner trägt?" „Ja," erwiderte ich, „was hat man nicht alles an den Hörnern erklärt und herumgedeutet? Es ist eines von den Kulturrätseln, die die Menschen immer wieder reizen. Was wäre die Welt ohne Rätsel? Wir ertrügen das Leben nicht ohne Rätsel, ohne Rätselraten! Schon den Kindern klopft das Herz vor Freude und heimlichem Gruseln, wenn es heißt: Ratet einmal! Ist ihnen nicht jedes Spielzeug ein Rätsel? Wenn die schaffende Phantasie im Spiel ermüdet ist, dann geht es an das Rätsel, das das Innere birgt, bis die Puppe ihr Sägemehl und die Uhr alle ihre Räder hergegeben hat. Und geht es den Erwachsenen anders? War nicht der Nil ihr Rätsel, und das Innere Afrikas? Ist es nicht noch das Gruseln und die Freude am Rätsel, was den Gelehrten in den Sonnenbrand vor die Keilschrift Babylons bannt, was das Auge des Forschers über dem Tropfen unter dem Mikroskop aufleuchten läßt? Hat nicht die Eiserne Maske und das Halsband Tausenden das Herz klopfen machen? Ueber dem Rätsel von Titians Himmlischer und irdischer Liebe, über dem Rätsel des Laokoon sind die größten Geister zu den herrlichsten Gedanken und Gesichten entflammt worden. Haben sie nicht Shakespeare und Rembrandt zu Rätseln gemacht, die doch schon genug im Halbdunkel steckten, nur um das Gruseln des Rätsels um sie zu verbreiten?"

Der Professor konnte nicht länger an sich halten. „Sicher, sicher! Aber was ist das Alles gegenüber Michel Angelos Moses? Der ist das Rätsel aller Rätsel. Er erfaßt den Stumpfesten, er regt auf, er greift mit tausend Händen nach uns. Er ist überdeckt mit Rätselfragen, vom Scheitel bis zu den Sohlen. Vom Scheitel? Ja, über den Scheitel hinaus! Denn ihn überragen die Hörner, jene rätselhaften Hörner! Wie kommen diese Hörner dahin?"

„Das scheint mir nicht so rätselhaft," fiel ich ein, „steht nicht in der Vulgata, daß Moses Hörner trug, als er vom Berge Sinai kam, und war nicht die Vulgata in den Händen Michel Angelos?"

„Aber, mein Lieber," unterbrach mich erregt der Professor, „das weiß ich so gut wie Sie. Nach dem geschichtlichen Ursprung der Hörner frage ich ja aber gar nicht. Sie geben mir Steine für Brot! Ich frage: Warum schreit Philoktet παπαι, παπαι? Und Sie antworten mir: weil seine Eltern und seine Großeltern so schrieen. Ich frage aber: Was preßte ihm den Schrei aus? War das nicht die Wunde und die seelische Not des Helden in seiner Verlassenheit, während seine Genossen für das Vaterland und den Ruhm zu Felde lagen? Hören Sie? Es ist nicht der geschichtliche Ursprung der Hörner, den ich suche. Was geht mich der an? Laßt die Toten ihre Toten begraben! Nein, dieser Moses des Michel Angelo lebt, jetzt hier vor mir. Die Hörner auf seiner Stirn sitzen da nicht als geschichtliches Bestandstück, als bildliche Darstellung einer Stelle der Vulgata, sondern sie sind der Ausdruck einer lebendigen, gegenwärtigen Kraft in der Seele des Michel Angelo, einer persönlichen Not oder Lebenserfahrung. Mag der Ausdruck herstammen, von wo er will; ich frage: Warum verwendet er diesen Ausdruck?"

Ich sah noch immer nicht deutlich, was der Geist meines Freundes suchte und was seine Seele in so eigentümliche Erregung versetzte. Da er die Frage nach dem geschichtlichen Ursprung der Hörner ablehnte, suchte ich, bereits halb eingeschüchtert, tastend die ästhetische Frage aufzuwerfen, und deutete zaghaft an, es möchte eine künstlerische Absicht die Hörner hervorgebracht haben; sie seien notwendig gewesen, um die Statue nach oben zu überhöhen, um ihr den Charakter des Uebermenschlichen, jenen Ausdruck gewaltiger Kraft zu geben, der uns an ihr in Staunen setzt. Der Künstler möge dabei durch die Erinnerung an Werke des Altertums geleitet worden sein, wie die Satyrn und den hörnertragenden Jupiter Ammon.

„Das Alles bezweifle ich nicht," unterbrach mein Freund ungeduldig, „aber auch die ästhetische Frage ist es nicht, die ich hier stelle. Lassen Sie die Künstler und die Aesthetiker darüber verhandeln! Ich stehe hier weder als Historiker noch als Aesthetiker vor der Statue, sondern als Mensch, und mit lauschender Seele horche ich hin: Was will sie mir sagen? Dazu allein schuf sie Michel Angelo, daß sie mir Etwas sagen sollte. Und wenn ich verstehen will, was sie mir sagen soll, so muß ich durch diesen Moses durch in der Seele Michel Angelos lesen. Erst dann ist die Statue nicht mehr eine historische Merkwürdigkeit, nicht mehr eine ästhetische Form, sondern sie wird mir eine Quelle des Lebens; und nach Leben dürstet mich! Sehen Sie, die Statue will reden, sie spricht durch ihre ganze Gestalt und Haltung, sie spricht in fast grellem Aufschrei in diesen Hörnern. Ich könnte nach der ganzen Statue fragen, aber ich frage nach den Hörnern, weil sie gleichsam die Zusammenfassung und das letzte Wort sind. Was redet dieser Moses zu mir, was ist es, dessen schärfster und spitzester Ausdruck diese Hörner sind?

„Wo waren die Hörner, ehe die Statue sie aufhatte? Sie waren im Geiste Michel Angelos. Wie kam Michel Angelo dazu, dem Moses gerade den Charakter der Stärke zu geben, den das Horn ausdrückt? Welche Seite an Moses hat ihn gepackt? Der Prophet, der Heerführer, der Gesetzgeber? Oder wollte er die Gewalt des großen Menschen überhaupt darstellen? Hätte er einen Alexander mit Hörnern dargestellt? einen David? einen Simson? Nie hätte er das getan! Das Horn drückt eine andersgeartete Kraft aus als die des Eroberers, des Herrschers, des Heerführers. Im Horn liegt vor allem Lebenskraft, aber dann liegt darin die Stoßkraft, das Unwiderstehliche, Zermalmende nicht einer Menschenkraft, nicht der Kraft eines Einzelwesens, und wäre sie die gewaltigste, sondern die einer Gewalt, die über Menschenmaß hinausgeht, die daherfährt und alles Menschenwerk und -wesen niederwirft in mächtigem Ansturm und Anprall, daß das Menschenherz zittert vor Todes- und Vernichtungsangst. Dieser Moses ist gar kein geschichtliches Bild eines Menschen, er ist die Verkörperung einer übermenschlichen Gewalt. Fragen wir einmal, was dem Jupiter Ammon die Hörner aufsetzte. Er war die Verkörperung einer allumfassenden Naturgewalt: der Fruchtbarkeit der Erde, die den Völkern Aegyptens am deutlichsten zu leben schien in der gedrängten Kraft des Stieres. Das war die Kraft, die den Geist des Aegypters betroffen machte, die seine Seele erregt hatte, bis das Götterbild des Stieres vor ihm stand, aus seinem Haupte entsprungen, von seiner Hand geformt.

„Was war es nun, frage ich jetzt, das die große Seele Michel Angelos so mächtig bewegte, seinen Geist so gewaltig ergriffen hatte, daß die Gestalt dieses Moses vor seine Seele trat, mit den erschreckenden Hörnern gekrönt, die drohen, Angst einflößen, in Furcht beben machen, die ihn selbst schreckten, als er dem Bilde gegenüberstand, das doch das Werk seiner eigenen Hände war? Goethe sagt, daß die Natur selbst uns klein ansieht, wenn wir von Michel Angelo kommen. Die Natur, die den Aegypter schrecken konnte, Michel Angelo schreckte sie nicht. In seinem Geiste wurden gewaltigere Kämpfe gestritten, als sie draußen in der Natur ausgefochten werden. Innere Kämpfe, Seelenkämpfe, Lebenskämpfe waren es, aus denen es hier wie der Schall einer Kriegstrompete an unser Ohr tönt. Es ist eine geistige Macht, deren erschreckende Stoßkraft Michel Angelo in inneren Kämpfen kennen gelernt hatte, die er uns in der Gestalt dieses Moses vor Augen stellt. Aus der inneren Not des Lebenskampfes redet dieser Moses. Es ist die geistige Macht des Gesetzes, der Michel Angelo als beunruhigendem, drohendem Rätsel begegnet war. Was war dieses Gesetz? Was besagte es? Was wollte es neben der Natur? Was bedeutete sein Drohen? Ja, sein Drohen; das war das eigentliche Wesen des Gesetzes. Dieses Drohen des Gesetzes war es, was ihn erschütterte, was er in Moses Gestalt zum Sprechen brachte. Dies ist der Moses des Michel Angelo: die Verkörperung des Gesetzes, nicht des Gesetzes als äußerer Forderung, sondern des Gesetzes als geistiger Macht, als lebendiger Kraft in den Seelenkämpfen. Dieser Moses ist weder der jüdische Gesetzgeber noch das Gesetz, das auf Tafeln geschrieben ist; er ist das Gesetz, das in unseren Herzen Leben gewinnt und sich gegen uns aufrichtet wie ein brüllender Löwe. Dies Gesetz geht auf uns ein wie ein Stier, es trägt Hörner, es stößt zu erbarmungslos. Wer hilft uns vor seinem Drohen? Wer wendet die erbarmungslosen Hörner von uns ab? So sitzt dieser Moses vor uns,

bereit sich zu erheben, dir das Gesetz ins Gesicht, ins Herz, ins Gewissen zu schleudern, nicht die Gesetzestafeln, die er in der Hand hält, wie damals als er vom Sinai kam; er selbst wird dich anfallen mit der ganzen unwiderstehlichen Kraft, die in ihm vor unseren Augen steht, mit der unabwendbaren Kraft, die in den Hörnern ihre todbringende Waffe hat."

Der Professor schöpfte einen Augenblick Atem; ich fügte rasch ein: „Ja, so fühlte auch der Apostel Paulus dem Gesetz gegenüber. Vor diesem Drohen des Gesetzes floh er und rettete seine erschrockene Seele in die Gnade." Aber schon hatte der Professor von neuem das Wort ergriffen. „Sie sagen: vor diesem »Drohen« des Gesetzes; warum sagen sie nicht gleich: vor diesen »Hörnern« des Gesetzes? Wir werden gleich zu meinem Fund kommen, der den Beweis liefern soll, daß die Hörner das Drohen des Gesetzes bedeuten.

„Eben dieser Kampf des Apostels Paulus ist in der stärksten Seele von Michel Angelos Zeit in unerhörter Heftigkeit von neuem durchgekämpft worden, daß über den Folgen dieses Kampfes gewaltige geistige Mächte gestürzt, Throne umgestoßen, Länder verwüstet worden sind, ich meine: in der Seele Luthers. Was erzählt uns seine Sprache von diesem Kampfe? Was hat sie für Bilder dafür? Sind es vielleicht ähnliche wie dieses Bild Michel Angelos hier? Sehen Sie, man kennt eben Luther nicht; das ist eine unauslöschbare Schande der Deutschen, daß sie ihren größten Schriftsteller nicht kennen. Schande? Ach nein, unverbesserlicher Schade! Es sollte kein Tag vergehen, ohne daß man wenigstens ein paar Seiten von ihm läse. Viele glauben, man verstehe seine Sprache nicht ohne Mühe. Ja, glauben sie denn, ohne Mühe verstehe man irgend Etwas, das der Mühe wert ist? Seine Sprache ist aber heute noch so verständlich wie vor vierhundert Jahren, nur drei, vier Worte haben ihre Bedeutung geändert, alles Andere steht so unverändert wie die Dome der Zeit. Welch unermeßlicher Schatz von Wahrheit, Natürlichkeit, Kraft, Geist, Willens- und Seelennahrung liegt in Luthers Kirchenpostille für seine lieben Deutschen bereit, wenn sie nur das Buch öffnen wollten. O, Schande über Schande! Sehen Sie, da sind mir wieder die Pferde durchgegangen, wie immer, wenn ich zu diesem schmählichsten Punkte in der deutschen Geistesgeschichte, nein, der deutschen Geistesträgheit komme.

„Ich wollte Ihnen ja endlich von meinem Funde sprechen. Im Evangelien-Band der Kirchenpostille, in der Dritten Predigt am Sonntage nach Ostern, aus dem Jahre 1540, stehen die Worte: »Wenn Mose seine Hörner auffsetzet und dich damit stößt, das ist, durchs Gesetz dir deine Sünde offenbart und dich also in groß Erschrecken und Zagen führet.« Hören Sie, »Moses«, nicht das Gesetz! Hören Sie, »die Hörner auffsetzet,« nicht droht! Das heißt ja ohne Zweifel, daß vor Luthers Seele, die erschrocken war vor dem Drohen des Gesetzes, dasselbe Bild stand wie vor der Seele Michel Angelos: ein Moses mit Hörnern. Und das Bild wurde in Luthers Seele hervorgetrieben von dem drohenden Gesetz, wie seine eigenen Worte besagen. Da ist ja fast der Beweis erbracht, daß es auch in Michel Angelos Seele diesen Ursprung haben muß, selbst wenn nicht die ganze Statue ein Drohen wäre. Es ist also das »drohende Gesetz«, das mit den Hörnern wie ein Stier zustoßende Gesetz, das in Michel Angelos »Moses mit den Hörnern« verkörpert ist. Wissen Sie jetzt, was dem Moses des Michel Angelo die Hörner aufgesetzt hat? Das Drohen des Gesetzes hat es getan, und der sprachgewaltigste Mensch der Zeit und der formgewaltigste, sie kommen unter demselben inneren Erlebnis zu dem gleichen Ausdruck."

Der Professor hatte sich vor Erregung erhoben und sah mich einen Augenblick schweigend an. Dann wandte er sich zum Gehen, als sei es selbstverständlich, daß ich ihm folge.

Die Quelle hatte schon lange geschwiegen oder nur so mürrisch vor sich hingemurmelt. Es begann kühl zu werden, und die Sonne neigte sich hinter die Berge. So ging ich hinter dem Professor her. Es roch nach Frühling, die Vögel zirpten leise, und der wachsende Mond stand am Himmel. Gerade als der Professor an der Quelle vorbeiging, kicherte sie silberhell auf, und ich sah plötzlich helle Tropfen über den schwarzen Rock des Professors hinglitzern. Sie hatte sich doch noch gerächt, mit spitzen Fingern.

G A O Collischonn

Zur Geschichte und Geschichtsphilosophie

Lamprechts früher (1903, Nr. 52, Sp. 1251) hier besprochenes Geschichtswerk schreitet mit erstaunlicher Schnelligkeit fort. Seinen zwei Ergänzungsbänden hat er bald den dritten[1]) folgen lassen, der die innere und äußere Politik der letzten dreißig Jahre behandelt. Da überschauen wir die Wandlungen des Parteiwesens und die Entwicklung der Reichsverfassung unter den drei ersten Kaisern, die neuen Bahnen der Kirchen- und Schulpolitik, das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen, die Kolonial- und Weltpolitik des Reiches; am tiefsten scheint mir die ganz im Rahmen Lamprechtscher Kategorien gegebene Charakterschilderung Bismarcks und Kaiser Wilhelms II. als Vertreter des reizsamen Naturalismus und Idealismus zu sein.

Damit ist das Ergänzungswerk abgeschlossen, in dem zum erstenmal der Versuch gemacht wird, die deutsche Geschichte des letzten Menschenalters unter großen historischen Gesichtspunkten zu erfassen und darzustellen.

Von dem Hauptwerk, das in zwölf Bänden die deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gründung des neuen Reiches umfassen soll, sind bis jetzt die ersten acht Bände erschienen und zwar in der Zeit seit unsrer letzten Besprechung allein drei ganz neue. Die Uebersichtlichkeit ist durch das Nebeneinander einer älteren und einer darauf gepfropften neuen Zählung nach Bänden der ganzen Reihe etwas erschwert, deshalb ist jedem Band eine Uebersichtstafel mitgegeben.

Aus der ersten Abteilung des großen Werkes (Urzeit und Mittelalter, Band 1—4) ist der zweite Band[2]) schon in dritter Auflage erschienen, er behandelt die Zeit von Karl dem Großen bis zum Tod Konrads III. (1152): in ihm sind besonders fein psychologisch die Schilderungen der Karolingischen und der Ottonischen Renaissance, sowie des sittlichen und intellektuellen Daseins der Menschen zwischen beiden.

Die neuere Zeit rechnet Lamprecht von der Reformation bis etwa zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: von diesem „Zeitalter des individuellen Seelenlebens" war bisher nur der fünfte Band vorhanden, jetzt liegen der sechste und siebente vor.

Der sechste Band[3]) schildert die Wandlungen des Seelenlebens im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Wissenschaft, Weltanschauung, Kunst und Dichtung und dann die wirtschaftliche, soziale und politische Lage nach dem dreißigjährigen Krieg, sowie die Entwicklung des Absolutismus bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Im siebenten Band,[4]) der in zwei Hälften zerfällt, zeichnet Lamprecht zunächst den Höhepunkt und den Ausgang des individualistischen Zeitalters und das Einströmen fremder Kulturelemente nach Deutschland: den Rationalismus von Leibnitz und seinen Nachfolgern, Aufklärung und Pietismus, Barock und Rokoko, die Dichtung der Renaissance und die beginnende Unterströmung eines neuen Gemütslebens. Hier ist wieder besonders fein einmal die Schilderung, wie von allen Künsten zuerst die Musik in Händels und Bachs Schöpfungen bis zur Grenze des Subjektivismus vordringt und sodann die Schlußbetrachtung, in der noch einmal darauf hingewiesen wird, daß der neue Faktor des kommenden subjektivistischen Zeitalters, die „qualitative Intensivierung des Gemütslebens", zuerst im religiösen Leben zum Durchbruch kam, freilich nicht auf dem Boden der Kirche, son-

[1]) K. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Zweiter Ergänzungsband, Zweite Hälfte. XVIII. 761 S. Freiburg i. B., Heyfelder. 1. und 2. Auflage 1904. Mk. 9.

[2]) K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe 2. Band, 3. durchgesehene Auflage 1904. XVII. 411 S. Ebenda. Mk. 6.

[3]) 2. Abteilung, 2. Band 1904. 1. und 2. Auflage. XVI. 482 S. Ebenda 1904. Mk. 6.

[4]) 2. Abteilung, 3. Band, 1. Hälfte 1905. XV, 396 S. 2. Hälfte 1906. XIV, S. 397—873. Ebenda. Je 6 Mk.

dern auf dem der Frömmigkeit, und in der vorausblickend gezeigt wird, wie das individualistische Seelenleben am stärksten in der mechanischen Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts fortlebt. — Die zweite Hälfte enthält die politische Geschichte vom Frieden von Oliva 1660 bis zum Tod Friedrichs des Großen 1786, also vor allem das Aufsteigen Preußens, wobei der Hauptvorzug für uns gewöhnliche Leser in der Uebersichtlichkeit besteht, mit der die einfachen Linien des Fortgangs der Geschichte aus dem Gewirr der politischen Bestrebungen herausgearbeitet sind und die Vorarbeiten von Erdmannsdörffer und Koser unbefangen nutzbar gemacht werden.

Mit dem achten Band[5]) tritt Lamprecht in die neueste Zeit, „Das Zeitalter des subjektiven Seelenlebens". Der erste Halbband gibt den gesellschaftlichen Untergrund: den Verfall des alten und die erste Entwicklungsperiode des neuen Bürgertums und die Umrisse des neuen Seelenlebens, das sich auf diesem Grunde erhebt, die Empfindsamkeit, die neuen ästhetischen Dominanten und die neue Frömmigkeit und Sittlichkeit. Was hier nur in allgemeinen Zügen vor uns steht, das rückt nun im zweiten Halbband in den Vordergrund als Einzeldarstellung konkreter Persönlichkeiten: in dem Kapitel Neue Weltanschauung sind es Kant, Goethe und Schiller, in dem Kapitel Neue Dichtung vor allem wieder Goethe und Schiller, und im Schlußkapitel: Bildende Kunst und Musik, ist es vor allem Beethoven. Das Schönste ist der Abschnitt über das Zusammenkommen Goethes und Schillers und der über Beethoven: eine vollendete Verbindung von psychologischem und musikalischem Verständnis mit geschichtlichem Weitblick.

Am schärfsten und klarsten hat Lamprecht jetzt seine Anschauungen ausgesprochen in den Vorträgen, die er in Amerika über Moderne Geschichtswissenschaft[6]) gehalten hat: er zeichnet hier Entwicklung und Stand der Geschichtswissenschaft, gibt in einem prachtvoll gedankenreichen Abriß den allgemeinen Verlauf der deutschen Geschichte, psychologisch betrachtet, untersucht die Psychologie der Kulturzeitalter überhaupt sowie die Art des Uebergangs von einem seelischen Zeitalter zum andern im besonderen und bespricht schließlich universalgeschichtliche Probleme von seinem sozialpsychologischen Standpunkt aus.

Von Lindners 1903, Nr. 49, Sp. 1163 besprochener Geschichtsphilosophie[7]) ist eine zweite Auflage erschienen, die mit einer neuen Einleitung versehen ist und in einer Betrachtung über das Verhältnis von Humanismus und Renaissance zu den vorangegangenen Zeiten gegen Lamprecht polemisiert, indem gezeigt werden soll, daß eine Einteilung der Geschichte in abgeschlossene Kulturzeitalter unmöglich sei; aber Lamprecht hat diese Fälle ausdrücklich mit berücksichtigt. In einer Rektoratsrede[8]) in Halle skizziert Lindner außerdem die allgemeingeschichtliche Entwicklung und versucht dabei geschichtliche und naturwissenschaftliche Auffassung zu verbinden. Von seiner Weltgeschichte[9]) ist der vierte Band erschienen, der den Stillstand des Orients und das Aufsteigen Europas, sowie die deutsche Reformation schildert, wobei Lindner abweichend von der üblichen Einteilung der Geschichte eine große einheitliche Periode vom dreizehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts annimmt. Den großen Zug dieser Entwicklung weiß der Verfasser auch in diesem Band anschaulich und lebendig herauszuarbeiten.

Eine köstliche Gabe ist uns aus Jakob Burckhardts Nachlaß beschert worden: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Berlin, Spemann 1905. VIII, 294 S. 8 Mk. Den Hauptinhalt bildet eine mit vielen geschichtlichen Beispielen belegte Darstellung des Verhältnisses, in dem Staat, Religion und Kultur sich dreifach gegenseitig bedingen: also der Staat bedingt durch die Religion und bedingt durch die Kultur, die Religion bedingt durch den Staat usw. Dann folgen noch drei Kapitel über die geschichtlichen Krisen, über die historische Größe und über Glück und Unglück in der Weltgeschichte, Alles im höchsten Grad geistreich und von den höchsten Gesichtspunkten ausgehend, dabei aus der Fülle geschichtlicher Kenntnis schöpfend. Es sind Vorlesungen, die Burckhardt im Jahre 1870 gehalten hat, also in Einzelheiten vielfach veraltet, aber von bleibendem Wert als ein Versuch dieses reichen und hochgebildeten Geistes, sich vermittelst der Tatsachen, soweit sie ihm bekannt waren, ein Bild vom Schaffen der Weltgeschichte zu machen.

Max Christlieb

[5]) 3. Abteilung, 1. Band, 1. Hälfte VIII, 302 S. 2. Hälfte S. 303 bis 729. Ebenda 1906. Je Mk. 6.

[6]) K. Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge. Ebenda 1905. 130 S. 2 Mk.

[7]) T. Lindner, Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung. 2. erweiterte und umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Cotta 1904. 241 S. Mk. 4,50.

[8]) T. Lindner, Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Ebenda 1904. 24 S. 50 Pfg.

[9]) T. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In 9 Bänden. Vierter Band, X, 473 S. Ebenda. Mk. 5,50.

Für Weihnachten

Weihnachtsbuch. In eigenhändigen Lithographien von Hedwig Weiß. Jedes Exemplar von der Künstlerin selbst durchgesehen. Gutenberg-Verlag, Hamburg. Gebunden 5 Mk.

Unter den vielen Büchern, die alljährlich zur Weihnacht auf unsern Tisch gelegt werden, sollte auch einmal das „Weihnachtsbuch" der Hedwig Weiß sein.

Es ist kein Buch für Jeden, und ist auch nicht für jede Stunde. Wem aber das Herz voll ist von festlichen Erinnerungen und schönen Ahnungen, dem wird das Buch lieb werden. Alte, langgewohnte Worte mit neuen Bildern. Nicht Bildern, die sagen: so und so ist es gewesen, hier stand der Josef, da saß die Maria mit dem Kind, und Ochs und Eselein sahen durch dies Mauerloch hinein, wir wissen es genau. Einfach Träume. Dekorative Visionen, wie durch einen zartgefärbten Nebel sichtbar.

Wie die Frau Maria über das Gebirg geht endelich, und wie sie dann zu Elisabeth kommt. Und wie sie bei ihr blieb und ruhte. Und wie sie dann das Herrliche erlebt im armen Bethlehem. Wie weitet sich der enge Stall; wir sehen nicht seine Dürftigkeit. Nur in dämmriger Ungewißheit sehen wir die Mutter. Langsam richtet sie sich auf; und zwischen den zerrissenen Wolken sehen wir die Erscheinung des Engels auf dem Felde.

Engel begleiten uns weiter durch das schönfarbene Buch. Engel und Kränze und Lichter. Wir behalten eine feine, stille Andacht aus diesen Blättern in unsern Herzen, und zugleich eine Dankbarkeit gegen die Künstlerhand, die uns leise durch diese Stimmung führte.

Lina Dechent

Weihnachten im Dichtermund. Zweiter Teil. Von August Thiemann. Düsseldorf, C. Schaffnit 1904. 60 S. 60 Pfg.

Diese Sammlung von 91 Gedichten, Liedern und kurzen Festspielen für Weihnachten und Neujahr ist nicht als eine glückliche Auswahl zu bezeichnen. Statt manchen minderwertigen Reimgeklingels vermißt man von dem Besten Mancherlei. Wo ist Robert Prutz' „Heilge Nacht"? warum fehlen die Korneliuslieder? warum die altkirchlichen Hymnen? warum das Neujahrslied von El. Fürstin Reuß? Und das herrlichste von allen, Luthers „Vom Himmel hoch" ist bis zur Unkenntlichkeit verballhornt!

Nithack-Stahn

Die Freude. Ein Hausbuch deutscher Art. Fünfter Band. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche 1906. 211 S. Kartoniert 1,80 Mk.

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Vierter Band. Ebenda 1906. 220 S. Kartoniert 1,80 Mk.

Die Jahrbücher des Verlags Langewiesche haben längst ihr festes Publikum. Darum nur wenige Worte. „Die Freude" ist diesmal im Ton wohl noch eine Nuance weicher gestimmt als der letzte Band, vielleicht nicht ganz zum Vorteil. Insonderheit ist „Fiona Macleod, der Gesalbte", die Schilderung eines Optimisten, dessen leiblichem und geistigem Auge sich Alles verklärt, doch nur Etwas für den Geschmack eines weltfernen Menschen, der nie in die Abgründe des Lebens geblickt hat und dessen soziales Gewissen noch nicht erwacht ist. Auch die „Brautbriefe" sind recht weich; als historisches Denkmal für das Gefühlsleben vergangener Zeiten sehr interessant, wirken sie doch durch die dazu keineswegs immer neue Variation desselben Themas schnell eintönig. Ein Glück, daß dieser Stimmung ein kräftiges Gegengewicht geboten wird durch die „Gespräche" (übrigens Sologespräche) von Gerdt v. Bassewitz. Die Vermutung wird nicht falsch sein, daß bei ihrer Konzeption Zarathustra zugegen war. Doch fehlt ihnen zuweilen etwas Unmittelbarkeit; einzelne Ausführungen klingen, als habe sie der Verfasser sich abgequält; andere freilich sind tief gedacht und überraschen durch die Plastik des Ausdrucks. Ein kunsthistorischer Beitrag, wie ihn Sauerlandt aus im vorliegenden Bande bietet, bleibt hoffentlich stehender Bestandteil. Die in das Buch eingeschalteten Zeichnungen von Dasio tun in ihrer schlichten Anmut so wohl, daß man lebhaft bedauert, ihrer nicht mehr vorzufinden. Den übrigen Inhalt bilden trefflich gewählte Leitsprüche, Gedichte und eine Auswahl kleiner deutscher Märchen.

Der neue Band vom „Suchen der Zeit" enthält nur drei Auf-

säße: Wegener, Die Furcht vor dem Denken, Werner, Bekenntnisse eines versöhnten Menschen, und Daab, Vom jungen Leben. Was durch diese Beschränkung an Mannigfaltigkeit verloren geht, kann durch Intensität und Geschlossenheit des Inhalts wieder eingebracht werden. Gleichwohl vermißt man ungern den und jenen Mitarbeiter der früheren Bände. In Werners Ausführungen ist besonders die Art, wie er das Problem der Sünde erfaßt, zwar weder neu (ich erinnere an die scharfe Formulierung Sudermanns: nur unsere Sünde läßt uns wachsen, und an die bizarre Uebertreibung dieses Gedankens in Grotthuß, Segen der Sünde) noch erschöpfend, aber entschieden geistvoll. Daab gibt seinem Beitrag den Untertitel: „Ein Wort vom modernen Menschen." Was er schreibt, ist fein gedacht und frisch und großzügig. Aber so geschickt er die Linien zeigt, die vom modernen Menschen zurückführen zum Griechentum, das übrigens im Interesse der Theorie etwas einseitig behandelt wird, zum Prophetismus und zur Person Jesu und endlich zum alten Germanentum, so muten doch die Ausführungen stark akademisch an. Die Wirklichkeitsbilder sehen doch wesentlich anders aus als diese platonische Idee vom modernen Menschen.

Hans Weichelt

Das Glossarium eines Menschen. Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. Ein Vermächtnis. Leipzig, Fiedler. 139 S. 3 Mark.

Zu seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstag hat der Verfasser uns ein Bändchen Aphorismen beschert, unter denen viele sehr gute und geistreiche und nur wenig unbedeutende sind. Religion, Sittlichkeit, echte Bildung, Entsagung und ganz besonders Hoffnung sind die Themen, die uns am häufigsten begegnen.

M Christlieb

Schlichtes Leben. Von C. Wagner. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Fr. Fliedner. Paris, W. Fischbacher 1905. XVI, 341 S. 3, gebunden 4 Mk.

Ein schlichtes, sinniges Buch für den Weihnachtstisch. Denen, die durch allzuviel nutzloses Gerümpel und Gestrüpp eines ebenso verwickelten wie unfruchtbaren Lebens sich selbst eine ganze Welt von Kraft und Schönheit verdecken, will der Verfasser den Weg zur Einfachheit und Wahrheit des Lebens finden helfen. Die Ueberschriften der 14 Kapitel sind: Wie wir uns das Dasein erschweren. Der Geist der Einfachheit. Einfaches Denken. Das einfache Wort. Die einfache Pflicht. Die einfachen Bedürfnisse. Das einfache Vergnügen. Der Handelsgeist und die Einfachheit. Die Reklame und das Gute im Verborgenen. Weltleben und Innenleben. Das einfach Schöne. Hochmut und Einfachheit in den sozialen Beziehungen. Die Erziehung zur Einfachheit. Schluß. Schon diese Ueberschriften lassen den reichen Inhalt der geistvollen, immer in die Tiefe gehenden Ausführungen ahnen. Wer an Lebrecht Hühnchens sonnigem Wesen und des Herrn Archemoros schlichter Art sich erquicken kann, wird auch an dieser schönen Gabe des Pariser Predigers, die wohl der Form nach anders geartet, aber doch aus demselben Geiste der Einfachheit, Schlichtheit und Wahrheit geboren ist, seine herzliche Freude haben.

Christian Balzer

Samenkörner. Eine Gabe für Jung und Alt. Von Constanze Heisterbergk [Freifrau v. Malapert-Neufville]. Dresden, Alexander Köhler 1906. 74 S. 1 Mk.

Wer sich mit Liebe in diese meist ganz kurzen Sprüche vertieft, wird der Dichterin Dank wissen, daß sie die Verse, die schon zum großen Teil in Tagesblättern und Zeitschriften erschienen sind, sammelte und in Buchform — in einfachem, aber wirklich schönem Gewand — herausgab. M. C. Freifrau v. Malapert-Neufville streut guten Samen aus, ich zweifle nicht, daß Viele innere Freude und Lebensstärkung daraus gewinnen werden. Freilich wie überall, so ists auch hier: nur auf gutem Boden keimt und sproßt und wächst der Same und bringt gute Frucht. Mit andern Worten, wo eine ebenso oder ähnlich gesunde Weltanschauung — Lebenschristentum, nicht Gedanken- oder Wortchristentum — herrscht, werden diese Sprüche ein volles Echo herauslocken und innere Freude wirken. Ein ernstes durch Christus verklärtes persönliches Leben berührt uns hier, still und stark, rein und wahr.

Martin Clasen

Niemals verzagen. Ein Wort der Aufmunterung für Sonn- und Wochentage von Morten Pontoppidan. Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hulda Prehn. Basel, Ernst Finckh 1906. 189 S. 1,80 Mk., gebunden 2,80.

Die Betrachtungen gehen nicht sehr auf die Probleme ein, die dem Menschen von heute das Herz schwer machen. Dafür haben sie einen anderen, schätzenswerten Vorzug: sie erbauen wirklich, indem sie mit ihrer Predigt eines naiven, gesunden Christentums voll Fröhlichkeit und Gottvertrauens uns für eine Weile völlig vergessen lassen, daß es überhaupt solche Probleme gibt. So natürlich, so geschickt in der Anknüpfung an die Vorstellungswelt seiner Hörer, mit so wohltuender Herzlichkeit, ja Väterlichkeit mag der prächtige Pfarrer Valentin im „Pfarrer von Breitendorf" zu seiner Gemeinde gesprochen haben.

Hans Weichelt

Unverlierbares aus gesunden und kranken Tagen. Von Lili von Hackewitz. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt. 2,50 Mk.

Die Verfasserin ist nicht unbekannt. Ihre früheren Bücher werden auch manchen Lesern dieses Blattes Etwas gegeben haben. Das neueste Schriftchen enthält wieder viel Wertvolles, wenn auch die einzelnen Aufsätze, der äußeren Form nach wenigstens, nicht ganz so ausgeglichen sind, wie wir das sonst an ihr gewöhnt waren. Darüber kann man weg sehen, denn aus dem Ganzen leuchtet dem sinnenden Leser Eines vor Allem entgegen, wie reich doch solch ein äußerlich armes, gequältes Leben sein kann, und wie von ihm Kräfte ausgehen können, die Vielen weiter helfen — auch solchen, die in Einzelheiten anders denken —, wenn es nur stark und still geworden ist in Gott, der uns zu sich zieht auf mancherlei Wegen. Immer wieder wird man staunen über dies vielseitige, reiche Innenleben, das jahrelanges, schwerstes Siechtum nicht getötet, sondern gefördert hat, über dieses Gedächtnis, das wertvolle Gedanken aus dem großen Schatz des Gelesenen festzuhalten und in ganz eigenartiger Weise zu verwerten weiß, und darüber, wie gesund, nüchtern und klar die tiefe Frömmigkeit ist, die aus diesen Blättern spricht. Am deutlichsten wird dies in einem kleinen Aufsatz über „Und er befahl, man sollte ihr zu essen geben", in dem, beiläufig bemerkt, neben Spurgeon auch Goethe über das rechte Beten zitiert wird. Er ist mir vielleicht der liebste von allen. Aber Andern wird Anderes „unverlierbar" sein, und wir wollen uns in unserer raschlebigen und der Abwechslung allzu holden Zeit nicht umsonst von der Verfasserin sagen lassen, welch reichen Schatz wir an der Erinnerung vergangener Sonnentage haben, die uns noch froh machen können, auch wenn es kalt um uns geworden ist und eine Träne in dem Auge glänzt, das sich „einst im Mai" des Frühlings freute.

Helene von Dungern

Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Von Heinrich Hansjakob. Stuttgart, Bong und Co. 1905. 167 S. 1,80, gebunden 2,80 Mk.

Hansjakob ist in der Christlichen Welt (1903, 24, 566 f.) bereits einmal sorgfältig charakterisiert worden und gewiß ihren Lesern kein Fremder. Das Schriftchen „Mein Grab" ist unter allen mir bekannten aus seiner Feder das ernsteste. Wer, wie wir, von dem Gefühl durchdrungen ist, daß wir den modernen Katholizismus eigentlich nicht kennen und verstehen, daß wichtiger als alle — gewiß auch notwendige — Polemik das Bemühen ist, sich in die Empfindungsweise und Seelenstimmung unsrer katholischen Brüder hinein zu versetzen und sie aus sich selbst heraus verstehen zu lernen, wird Hansjakobs Schriften immer mit ganz besonderer Aufmerksamkeit lesen. Es enthüllt sich uns darin eine ganz eigentümliche Mischung. Katholik und doch offenen Auges für den Vorzug des Protestantismus und voll Liebe für seine Denker und Dichter; Priester und doch voll selbständiger Kritik am ultramontanen Geisteszwang und voll glühender Freiheitsliebe; Mystiker mit feinstem Nachempfinden für die allerspiritualistischsten Ideen und doch ein Bauer, der mit beiden Fäusten sich auf den Tisch seiner Heimat stützt; weltabgewandt und doch so sehend für alle Pracht der Natur und alles Menschliche und voll Teilnahme am politischen und sozialen Leben; ein süddeutscher Demokrat und dabei voll grimmiger Verachtung gegen den Kulturschwindel und die allgemeine Volksbildung; schalkhaft und gallig, weichen Gemütes und schonungslos realistisch! Es ist nicht leicht, zu dem Manne Stellung zu nehmen und zu seinem Büchlein. Der Gedanke, sich selbst bei Lebzeiten schon ein Grab und eine Grabkapelle bauen zu lassen, noch dazu abseits vom Friedhof, um allein zu liegen, die intensive Beschäftigung der Seele mit dem eigenen Tode und dem Verwesen und Modern: das hat etwas Ungesundes, fast Abstoßendes, die Stimmung, die aus solchen Betrachtungen dem Leben gegenüber erwächst, ist krankhaft, — Hansjakob verhehlt sich das selbst nicht. Und doch, wie sicher, klar und freudig weiß er der Hoffnung auf Auferstehung und ewiges Leben Ausdruck zu leihen; wie sieghaft wehrt er alle naturalistischen Einwände ab; wie ruhig kann er sich mit dem Fluch der Vergänglichkeit abfinden, da er seines Ich bewußt ist und es geborgen weiß in der ewigen Liebe. Vor allem, was ist ihm die Schrift! Das ist doch vielleicht für einen protestantischen Leser das Ueberraschendste: dies Leben in der heiligen Schrift. Nichts von Heiligen, Nichts von guten Werken, sein Trost der Vers: Qui Mariam absolvisti Et latronem exaudisti, Mihi quoque spem dedisti. Zu Deutsch:

Der Maria du bekehret
Und den Schächer hast erhöret,
Hast auch Hoffnung mir gewähret.

Dies empfinden wir wohl Alle mit.

Foerster

Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus. Von Otto Funcke. 1. bis 6. Auflage. Altenburg, S.-A., Stefan Geibel 1905. 4, gebunden 5 Mk.

Das Buch bietet im 1. Teil die Eindrücke, die Funcke auf einer Evangelisationsreise durch Schweden gewonnen hat: „schwedische Reisebilder", die für Land und Leute sehr schmeichelhaft sind. Wir bekommen nicht bloß Gelegenheit, allerhand geographische und geschichtliche Kenntnisse spielend aufzufrischen, sondern auch manche plastisch und mit überlegenem Humor, je nachdem auch mit behaglicher Selbstironie gezeichnete Szenen mitzuerleben und manche im besten Sinn erbauliche Persönlichkeit kennen zu lernen. Funcke verfügt ja über jenen echten Humor, der über den Dingen steht und doch mit Liebe und Verständnis sich in sie versenkt. Auch wer in manchen Scherzen und besonders in der Art, wie gelegentlich das Religiöse in die Reisechronik verwoben wird, den nicht immer auf der Höhe des Geschmacks stehenden Pietismus erkennt, kann sich doch meist aufrichtig freuen an diesem so weltoffenen, gebildeten und relativ unbefangenen Vertreter jenes Frömmigkeitstypus. Von der mit diesem so gern verbundenen Härte ist Nichts in Funcke, eher ist er uns zu weich. Daß er fast immer mit derselben Art von Menschen zusammengetroffen ist, läßt seine so überaus liebenswürdigen Porträtschilderungen etwas monoton wirken. Ein wohltuender sozialer Zug weht durchs Ganze. — Statt Lesefrüchten, die es verdienten abgeschrieben zu werden, begnüge ich mich mit dem Hinweis auf interessante Passus über Abstinenz und

Gesetzlichkeit, über Gastfreundschaft die einen Sinn hat, über die Kunst zu nehmen, über die Frau in Schweden und die „alte Jungfer", über christliche Großindustrielle, über das Gotenburger System vor allem, über die Majestät der Monotonie von Schwedens Landschaft und den entsprechenden Charakter der Bewohner, über deutschen Duellunsinn, über schwäbische Theologen näher über Braun, über die Natur, die ins Christentum kommen muß und die selbst christianisiert werden müsse, endlich die Ursachen des konfessionellen Risses und Anderes mehr.

Funcke schreibt wie einer der weiß, daß er eine große Gemeinde hat. Trotzdem ist er ein Mann der Selbstkritik, von väterlicher Herzlichkeit und kindlicher Einfalt, nur — im Unterschied von seinem noch tieferen Freund Frommel, mit dem er jene Eigenschaften teilt — zu wortreich. Ich habe beim Vorlesen, wie ich glaube nicht zum Schaden des lieben Plauderers, manchen Pleonasmus und Manches, was nach meinem religiösen Takt nicht benannt sein wollte, einfach unterschlagen. Dabei denke ich besonders auch an den 2. Teil. Auch dieser enthält übrigens viel Schönes. Er erzählt zunächst — den Freunden Funckes vielleicht nicht zu breit — warum er Emerit („nicht Eremit") geworden. Dem Theologen werden seine Reden zum Abschied von seiner Gemeinde (Mai 1904) besonders interessant sein, noch mehr allerlei seelsorgerliche Erlebnisse. Zwei schöne Abhandlungen über „Evangelium und Optimismus" (S. 320—354) und die Zukunft der Kirche (S. 355—376) wünschte ich, wie übrigens das ganze Buch, besonders in den Händen von Pietisten mit einiger Bildung. Für sie ist ja überhaupt wohl Funcke der rechte Mann, von dem sie auch gerne, wie ich hoffe, etwas gesunde Lehre sich gefallen lassen; ist er doch einer der Ihren. Literarischen und religiösen Feinschmeckern wird das Buch ja schwerlich genügen; aber die haben ja schon ihren Oeser, Bonus, Philippi u. A. Manche norddeutsche Sprachdummheiten wie das häßliche aber häufige ‚wie' nach Komparativen oder ‚was' statt ‚das', ‚gebrauchen' statt ‚brauchen', erhöhen nicht den Genuß. Aber genug der Kritik. Eines kann ich allen Lesern versprechen: langweilig ist die Lektüre nicht.

Goes

Ideale. Ausgewählte Schulreden von Albert von Bamberg. Berlin, Julius Springer 1906. 138 S. 2 Mk.

Auch A. v. Bamberg, der tapfere Freund des Evangelischen Bundes, der Vorkämpfer der Kirchenbundbestrebungen, der langjährige Direktor des Gymnasium Ernestinum in Gotha, der Platoniker und warmherzige Neuhumanist, auch er rückt in die Zahl der Veteranen ein. Auch er fühlt das Alter herannahen und zieht die Bilanz seines Erdenwallens, ein Geistesgenosse der jüngst verblichenen G. Weicker und W. Heinzelmann, denen wir in Nr. 3 Sp. 70 ein Dankesreislein gereicht haben. Denn inzwischen ist Heinzelmann auch dahin gegangen, wohin sich seine Seele sehnte. Dieser trefflichen Männer Ideale sind auch die des wackeren Bamberg: „Drei sind Einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche" ist das Thema einer der zwölf Entlassungsreden, die innerhalb der letzten beiden Dezennien an die Abiturienten des Ernestinums gehalten sind. Der höhere Schuldienst ist dem Verfasser eine national-ethische Aufgabe. Ihr sieht er ehrlich und einfach ins ernste Auge. Er liebt es nicht, die Probleme mit Glacés anzufassen und Bücklinge vor ihnen zu machen, wie es in der höheren pädagogischen Literatur an einflußreicher Stelle für geistreich gilt, er nimmt nicht den Mund voll mit reformerischen Phrasen: er ist recht altmodisch, obwohl er die geistigen Strömungen bis auf den Augenblick wohl beobachtet hat und klug darüber zu reden weiß. Wer zu dem mannhaften Buche greift, wird seinen klingenden Lohn davontragen. Vielleicht liest er außer dem genannten Abschnitte zuerst die Rede „von der Selbstsucht und ihrem Gegenteil" oder erfreut sich an der einfachen aber anziehenden Paarung „Goethe und Wilhelm I." oder „Kant und Herder". Er wird nicht nur finden, was die Titel versprechen, sondern weit mehr: so über Nietzsche und Carlyle, Geibel und Treitschke; schön ist die Rede über Kaiser Friedrich, tief und bedeutend das Verständnis für Bismarck ꝛc. Natürlich sind die Beziehungen zum Griechentum zahlreich, zum Römertum kaum vorhanden. Das Land der Griechen sucht Bamberg wirklich mit der Seele. Plato sagt uns durch seinen Mund viel Schönes im Laches, im Euthyphron, sogar manches Neue oder doch neuartig Empfundenes. Aber auch Sophokles (Antigone im Lichte des Christentums), Demosthenes, Homer und nicht zum mindesten Thukydides werden auf das glücklichste herangezogen. Und die Quintessenz der Lebensweisheit? Ihr Jünglinge, befleißigt euch der Selbstzucht und der Wahrhaftigkeit, daß die Gewissenhaftigkeit eurer Seele Odem wird, denn dann werdet ihr sittliche Persönlichkeiten werden, die an einen persönlichen Gott glauben. „Geht hin, bereitet euch, gehorchet still! Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt."

Fügner

Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Haack. Mit drei farbigen Tafeln, einer Heliogravüre, einem Lichtdruck und 291 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff 1905. 413 S. 10 Mk.

Noch rechtzeitig vor Weihnachten möchte ich alle Kunstfreunde auf diese vorzügliche Darstellung aufmerksam machen. Ihre Vorzüge: die recht geschickte Gruppierung des bunten und wirren Stoffes, der glatte, fließende, eines persönlichen Akzentes nicht ganz entbehrende Stil, die reichliche Berücksichtigung des Auslandes, das auf einem Drittel der Seiten zur Geltung kommt, die zahlreichen, in der Hauptsache vorzüglich gewählten und — soweit möglich — recht gut wiedergegebenen Bilder, vor allem aber die dogmatische Unvoreingenommenheit des Verfassers, der weit entfernt, fertige Maßstäbe an die Künstler anzulegen, sie aus ihrer Entwicklung heraus zu verstehen sucht, und seine Fähigkeit, sich zunächst einem Kunstwerke ganz hinzugeben, das er dann, nachdem es selber hat sprechen dürfen, als objektiver Kritiker beurteilt. — Einige Einzelheiten möchte ich noch erwähnen. Es ist doch ein Mißverhältnis, wenn die Worpsweder mit 10 Zeilen abgetan werden, während dem Simplizissimus deren 52 gewidmet sind. Sascha Schneider durfte, wie man sich auch zu ihm stellen mag, nicht einfach übergangen werden, auch im Bilde nicht. Auch Fidus verdient einen andern Platz als unter den „Zusätzen und Berichtigungen." Bei einzelnen Bildern fehlt die Angabe über den Aufenthalt des Originals. Geradezu meisterhaft ist der Abschnitt über Klinger, wobei besonders fein ausgeführt ist, warum so viele gegenüber diesem zweifellos größten Künstler der Gegenwart doch aus einer gewissen Reserve nicht herauskommen.

Hans Weichelt

Die Kultur der Gegenwart. I, 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. 686 S. 16, gebunden 18 Mk. — I, 7: Die orientalischen Literaturen. 428 S. 10, gebunden 12 Mk. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner 1906.

Von diesen beiden jüngst fertig gewordenen Bänden möchten wir wenigstens noch Kenntnis geben vor dem Fest. Ueberall ein reicher Inhalt, kaum zu bewältigen. Das Gesamtwerk ersetzt uns den Genius nicht, der einmal kommen muß, das Wissen unserer Zeit zusammenzufassen, aber er arbeitet ihm vor. Man erhält nicht nur sogenannte Ergebnisse der Wissenschaft, wie in den Konversationslexicis, sondern schaut hinein in ihr Werden und ihre Werkstätte. In der Regel an der Hand zuverlässigster Autoritäten. Ich verweile heut nur ein wenig bei dem siebenten Band. Für die Fülle des ersten ist jetzt schlechterdings bei uns kein Raum.

Erich Schmidt eröffnet den Reigen mit einer einleitenden Diatribe über die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker, gedrungen und schwer, doch in die Probleme vortrefflich einführend. Erman behandelt die ägyptische Literatur sichtlich aus feinstem Verständnis heraus: wen nach Mehr gelüstet, der greife zu seinem unveralteten Buche „Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum" (Tübingen, Laupp 1885, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk noch immer). Unter den semitischen Literaturen trägt die israelitische fast mühelos den Kranz davon. Gunkel behandelt sie, ihrer Formensprache sinnig nachspürend, und wie viel holt er so heraus, was geeignet ist, uns das Alte Testament neu und lebendig zu machen! Es ist Herders Geist, und doch wie anders! Die babylonisch-assyrische Literatur (Bezold), die aramäische und die äthiopische (Nöldeke) sind nur wie Trabanten der israelitischen, auch sie von Gelehrten ersten Ranges bearbeitet. Sehr erfreulich, daß Bezold kein Babylonomane ist: der babylonische Geist konnte unter dem Druck des Despotismus und des Priestertums sich nur auf bestimmten Gebieten entfalten. Dann die arabische Literatur von de Goeje in herrlicher Darstellung. Weiter: die indische, alt-, mittel-, neupersische, türkische, armenische, georgische. Die chinesische und japanische. Diese von Florenz in Tokio, von „dem Einzigen, der es machen konnte," wie mir ein Kundiger sagt .....

R

Lotos. Blicke in das unbekannte Japan. Von Lafcadio Hearn. Frankfurt, Rütten und Loening. 301 S. 5 Mk., geb. 7 Mk.

Der zweite Band der Hearnschen Bücher über Japan ist womöglich noch eindrucksvoller als der erste. Er beschäftigt sich mit dem religiösen Leben, schildert buddhistische und shintoistische Tempel und Kultusformen und besitzt trotz mancher Verhimmlung und Uebertreibung, auch mancher für einen solchen Kenner auffallenden Verwechslung von Buddhistischem und Shintoistischem, doch ein merkwürdiges, aus tiefer innerer Sympathie geborenes Verständnis für diese primitiven Anschauungen: der fast zum Japaner gewordene Abendländer sieht hier tief unter der Oberfläche wunderlichen Aberglaubens, ältester Mythen und phantastischer Magie eine mächtige geistige Kraft, die Seele einer Rasse, mit all ihren Impulsen, Kräften und Intuitionen. Die Uebersetzung ist gut, doch nicht ganz frei von stehen gebliebenen englischen Wendungen.

Max Christlieb

Ria Larsky. Ein russisches Frauenleben. J. von Averina. Berlin, Hüpeden u. Merzyn 1906. 504 S. 4,50, gebunden 6 Mk.

Wer viel Zeit hat, mag sich immerhin in dies Buch vertiefen, das das Leben einer vornehmen russischen Frau schildert. Vieles berührt fremdartig, aber so viel ich sehe, ist es gut, ja stellenweise mit feinstem psychologischem Gefühl beobachtet. Und es ist ja nicht ohne aktuelles Interesse, ein Bild dieser Kultur zu gewinnen. Wenn das vorliegende richtig ist, so versteht man, warum die sogenannten Gebildeten in der heutigen Krise in Rußland völlig versagen. Besonders sympathisch ist die Lektüre nicht — wie könnte es anders sein? Ein „Weihnachtsbuch" ists auch nicht!

H v Dungern

Christus nicht Jesus. Ein Jesuitenroman. Von J. B. van Oestéren. Zwei Bände. Berlin, Egon Fleischel 1906. 347 und 325 S. 8, gebunden 10 Mk.

Die Brüder von der Gesellschaft Jesu haben den Namen Jesus zum Deckmantel aller Bosheiten gemacht. Daher der mißverständliche Titel des Romans „Christus nicht Jesus". In breit angelegter Handlung sucht der Verfasser ein Bild zu zeichnen von dem gefährlichen Treiben des modernen Jesuitismus, dessen Zweck Herrschaft des Ordens in Schule, Familie, Staat und Kirche, und dessen Mittel: Intrigue, Verläumdung, Inanspruchnahme der niedrigsten Leidenschaften, gleich verwerflich sind. Alle Kreise der Gesellschaft vom Hochadel bis zum Kleinbürgertum werden durcheinander gerührt, überall wird der Same des Mißtrauens und der Eifersucht gestreut. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb gelingt es dem ideal veranlagten jungen

Jesuitenpater Viktor Kolberg mit Hilfe eines mächtigen Beschützers, des freigerichteten königlichen Prinzen Albert, die Netze zu zerreißen und sich zu Freiheit und einem geläuterten, humanen Christentum durchzuringen.

Obwohl überaus gewandt und spannend geschrieben und nicht ohne bedeutende Partieen, läßt der Roman in künstlerischer Beziehung Einiges zu wünschen übrig. Es fehlt die psychologische Vertiefung. Es wird zu viel auf den äußeren Effekt hin gearbeitet. Wie die Geschichte der Maja Karmetter und des Prinzen Karl Rudolf, ist romanhaft im übelsten Sinne des Wortes und tut der Wirkung des Ganzen starken Eintrag. Otto Frommel

Die letzte Seele. Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. Herausgegeben von Otto von Leixner. Leipzig, Georg Wigand 1907. 75 S. 3 Mk.

In sehr aparter Ausstattung liegt nun diese aus der „Täglichen Rundschau Vielen bekannte Erzählung als Buch vor uns. Knapp und fesselnd, in der Sprache seiner Zeit, schildert ein emeritierter Pastor Primarius in Magdeburg die Schrecken, die er als junger Dorfpastor während des dreißigjährigen Krieges mit seiner Familie und Gemeinde durchgemacht hat. Alles — Familie und Gemeinde — ist ihm zu Grunde gegangen, zuletzt auch „die letzte Seele", sein übriggebliebenes sechsjähriges Söhnlein. Starker alter Glaube erhält ihn unter Alledem aufrecht. Die Geschichte hat etwas schlicht Monumentales und hebt sich dadurch von unserer Erzählungsliteratur stark ab. R

Dreierlei Wege zum Ziele. Lebensbilder von Johannes Renatus. Leipzig, Max Spendig. 302 S. 3 Mk.

Johannes Pranska. Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Joh. A. Freiherr von Wagner (Johannes Renatus). Zweite Auflage mit Illustrationen von W. Weingärtner. Ebenda. 343 S. 3 Mk.

Die letzten Mönche vom Oybin. Eine Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert. Von Johannes Renatus. Vierte Auflage. Leipzig, E. Ungleich. 220 S. 2,60 Mk.

Mit dem größten Bedauern muß ich das erste Buch von Renatus anzeigen; denn es ist eine grausige Sammlung gewöhnlichster Plattheiten, recht kläglicher, noch dazu wiederholter Witzchen, übergossen mit einer christlichen Sauce, in einer unglaublichen Sprache. Beweise stehen auf Wunsch zu Diensten. Thema: der Selbstmord. Das Buch ist ein schlagendes Beweisstück für die neulich im Kunstwart veröffentlichte Klage über unsere sogenannte christliche Literatur, nur schade, daß es vom Verfasser der letzten Mönche vom Oybin stammt.

Desto mehr habe ich mich an dem zweiten Buche erfreut. Trotz aller sprachlichen Mängel und religiösen Sonderbarkeiten ist es eine warm empfundene Erzählung aus der evangelischen Bewegung in Böhmen um das Jahr 1855. Verfasser hat es den Freunden vom Gustav Adolf-Verein gewidmet: als Volksunterhaltungsbuch wird es sicher den evangelischen Böhmen manchen neuen Freund gewinnen.

Die schlichte Erzählung aus den Kämpfen für und wider die Reformation in der schönen Zittauer Gegend verdient eine neue vierte Auflage; man freut sich immer wieder an Mensch und Landschaft.

Peter Thomsen

Die Geschichte meines Herzens. Von Richard Jefferies. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Jena, Eugen Diederichs 1906. 164 S. 3 Mk.

Es ist ein Verdienst des Diederichsschen Verlags, dies merkwürdige Buch durch die Uebersetzung von Hedwig Jahn einem weiteren Kreis zugänglich gemacht zu haben. Denn viele von den Gedanken, die heute in der Luft liegen, und denen wir in den Versen unserer jungen Lyriker begegnen, hat Jefferies (1848—1887) in seinem Lebensbekenntnis wohl als einer der Ersten ausgesprochen.

Er gehört zu jenen Kulturmüden, der Geschichte Satten, die einen Strich unter die Vergangenheit setzen und das Leben gleichsam ganz von vorn beginnen möchten. Nur drei Ideen hat die Menschheit bisher auf ihrem Weg durch die Jahrtausende gefunden: die Ideen Gottes, der Seele und der Unsterblichkeit. Im Zirkel dieser drei Ideen bewegt sie sich, wie ein Gefangener in seiner Gefängniszelle. Es muß aber noch unendlich viel tiefere, größere, fruchtbarere Ideen geben. Jefferies meint sie zu fühlen; sie sind wie Sterne am Abend, die oft ein einziges Lindenblatt am Baum unserem Auge verdeckt. Beseitige das Lindenblatt — und du wirst sie in ihrer strahlenden Größe sehen.

Den Weg zu den neuen Ideen erblickt er in einer unbegrenzten Hingabe an die Natur. Eine Naturmystik, wie sie etwa in den Gedichten Walt Whitmans dichterischen Ausdruck gefunden, erfüllt diese „Geschichte eines Herzens", die eigentlich nichts weiter ist als ein monotoner Hymnus auf die Natur. Dort oben, auf den grünen Hügeln, überwölbt von der blauen Unendlichkeit, umweht von dem Salzgeruch des nahen Meeres, dehnt und weitet sich die Seele. Dort geht ihr die Ahnung auf von der Unergründlichkeit und Unsterblichkeit ihres eigenen Wesens. Von dem erweiterten und verstärkten Seelenleben erwartet Jefferies auch eine Stärkung und Steigerung unserer physischen Organe. Ein neues Menschentum steht vor seinen trunkenen Augen: durch die Natur gestärkt und gestählt wird der Mensch der Zukunft ganz anders genießen, viel intensiver sich freuen, seine individuellen und gemeinsamen Angelegenheiten freier, gerechter, glückbringender gestalten. Von einer ungeheuren Steigerung des Lebens, ja von einem Dasein ohne Tod träumt unser Dichter. Zuvor aber muß mit dem Vorsehungsglauben, mit der Askese, mit den bisherigen Idealen der Arbeit, der Pflichterfüllung, des Altruismus erst gründlich aufgeräumt werden. Einzig die Natur — die nun aber ihrem Wesen nach keineswegs menschenfreundlich, sondern im Gegenteil antihuman und vom Zufall beherrscht ist — kann ihn als Wegweiserin und Erzieherin weiterführen.

Mit Recht weist Ellen Key, deren geistvoller Aufsatz über Jefferies als Einführung dem Buch vorangestellt ist, auf die Einseitigkeiten und das Bruchstückhafte seines Gedankenganges hin. Mit Recht aber hebt sie auch die Verwandtschaft des englischen Denkers mit Maeterlinck und modernen deutschen Dichtern wie Hugo von Hofmannsthal hervor. Zum Studium der modernen Seele eignet sich dies Buch wie kaum ein zweites. Otto Frommel

Conrad der Leutnant. Eine Darstellung. Von Carl Spitteler. Zweite Auflage. Jena, Eugen Diederichs 1906. 3, gebunden 4 Mk.

Für Carl Spitteler, den Dichter des „Olympischen Frühlings", der „Lachenden Wahrheiten" und der „Glockenlieder", der jahrelang ein „unterirdisches Dasein" in der Literatur geführt hat, um mit Th. Fontane zu sprechen, ist nun endlich auch der Tag gekommen. Man fängt an die elementare Kraft zu spüren, die in diesem Dichter waltet. Ein Dokument dieser Kraft liegt vor in der Darstellung „Conrad der Leutnant". In einem Vorwort erklärt Spitteler die seltsame Bezeichnung dieser Novelle als „Darstellung". Er versteht darunter eine Prosa-Erzählung, deren Ziel ist: denkbar innigstes Miterleben der Handlung. Die Mittel dazu lauten: Einheit der Person, Einheit der Perspektive, Stetigkeit des zeitlichen Fortschritts.

Nach diesem Rezept läßt uns der Dichter die Tragödie eines Lebens, gleichsam auf den Raum einer Nadelspitze zusammengedrängt, miterleben.

Die Wucht und Geschlossenheit der „Handlung" in dieser bürgerlichen Geschichte ist in der Tat erstaunlich. Von der einen Gestalt, dem gutmütig-leidenschaftlichen Wirtssohn, bleibt der Blik des Lesers bis zu seinem tragischen Untergang gefesselt. Ein lückenloser Zusammenhang innerer und äußerer Begebenheiten zwingt uns, das Buch in der Hand zu behalten, bis auch der letzte grollende Donner verhallt.

Die eigenartige Dichtung zeigt uns Spitteler als Geistesverwandten Jeremias Gotthelfs, mit dessen aus dem Dialekt geborener Sprache die seine sich manchfach berührt, und Gottfried Kellers, an dessen hohe künstlerische Kultur Vieles in Menschen- und Milieuschilderung gemahnt. Nur hat für meinen Geschmack der Stil zuweilen etwas allzu Kraftgeniales. Er ist freilich auch von einer Originalität, wie sie heute nur ganz wenigen erzählenden Dichtern in Deutschland eignet. Otto Frommel

Der Krüppel. Roman einer Jugend. Von R. Enzio. Kürschners Bücherschatz Nr. 513. Berlin, H. Hillger 1906. 112 S. 20 Pfg.

Eine guterzählte, ergreifende Geschichte. Die Darstellung trauriger, verkümmerter Jugendjahre höher veranlagter Kinder ist heute nichts Seltenes. „Die Leiden eines Knaben" könnte man viele Erzählungen aus den letzten Jahren überschreiben. Es ist kein Schade für die Kunst und wirft noch für eine Reihe anderer Gebiete wertvolle Erträgnisse ab, wenn recht viele wirkliche Dichter, sei es auf Grund eigener Erfahrungen, sei es nach Beobachtungen an Andern, das Leben und insbesondere auch das Leiden der Kindesseele durchleuchten. Was Enzios Buch von Darstellungen ähnlicher Art unterscheidet, ist die hoffentlich nicht häufige Tatsache, daß es hier die Mutter ist, die aus unüberwindlicher Abneigung gegen ihr körperlich verkümmertes Kind diesem die Jugend verbittert. Die verschiedenen Phasen des Verhältnisses zwischen den Beiden, die Katastrophe, in der das Kind beinahe zum Muttermörder wird, und endlich der sieghafte Durchbruch einer reinen und starken gegenseitigen Liebe bilden den wesentlichen Inhalt des Romanes, der aber außerdem trotz seines mäßigen Umfangs reich ist an fein geschauten, kräftig gestalteten Episoden und über den der Duft und die Farbe der Mosellandschaft gebreitet ist. Das billige Buch verdient eine weite Verbreitung. Wir empfehlen es unsern Lesern aufs wärmste. Otto Frommel

Eduard Mörike feiert jetzt seine buchhändlerische Auferstehung, die ihn bei den ärmlichen Bücherkaufverhältnissen unserer Landsleute erst einer größeren Gemeinde bekannt machen. — Die beste der neuen Ausgaben ist wohl die bei Hesse: Eduard Mörikes sämtliche Werke. Herausgegeben von Rudolf Krauß. 6 Bände. Mit 4 Bildnissen, 2 Schattenrissen und einem Brief als Handschriftenprobe. In 2 Bände gebunden 5 Mk. Ein ganz vorzügliches 250 Seiten langes Lebens- und Charakterbild des Dichters, in dem über 60 Briefe ganz oder teilweise abgedruckt sind, eröffnet die Ausgabe; jeder Teil hat eine kurze, literargeschichtliche Einleitung, den Gedichten ist die Jahreszahl der Abfassung beigegeben (die auf Grund sorgfältiger Durcharbeitung des Nachlasses vielfach von der alten Datierung abweicht, die der Dichter selbst 1867 beigefügt hatte), ebenso Ort und Zeit des ersten Druckes. Eine zweite Sammlung enthält lauter von Mörike zwar veröffentlichte, aber nicht in die Ausgabe letzter Hand aufgenommene Gedichte, eine dritte die von Mörike überhaupt nicht veröffentlichten. — Der zweite Band bringt nur Bekanntes, Nolten und die Novellen wieder mit guten Einleitungen. Es ist zu wünschen, daß diese Ausgabe die verbreitetste wird. — Von Teilausgaben liegen mir vor 1. die bei Langewiesche in Düsseldorf erschienene: Du bist Orplid, mein Land. 296 S. 1,80 Mk. Ihr Vorzug besteht außer der hübschen Ausstattung eben in der Beschränkung auf Weniges, aber lauter Wertvolles: Mozarts Reise nach Prag, die Historie von der schönen Lau, — bei der doch die Operation des Herausschneidens nicht so nötig war wie bei Immermanns Oberhof — und eine vorzügliche Auswahl der Gedichte, denen die Jahreszahlen der Hesseschen Ausgabe beige-

fügt sind. 2. Die Gedichte allein, ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Friedrich Bernt in Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur. Halle. 272 S. 2 Mk. Die Einleitung ist recht gut in ihrer Kürze. Warum aber auf dem Titel steht: „ausgewählt“, habe ich nicht verstanden: das Bändchen enthält sämtliche Gedichte der Originalausgabe (mit den dortigen Jahreszahlen) und noch die Gedichte, die in die 9. Auflage nachträglich aufgenommen waren, nebst der Idylle am Bodensee. — Von Mörikes geschlossenstem Meisterwerk, Mozart auf der Reise nach Prag, habe ich gleich zwei Ausgaben auf einmal anzuzeigen: eine ebenfalls von Bernt, in der dieselbe Einleitung noch einmal abgedruckt ist, bei Hendel, als Geschenkausgabe billig und hübsch, und eine sehr schöne, in altmodischer Ausstattung im Insel-Verlag 1906 erschienene (Mk. 2,50, in Leder 4), geschmackvoller Weise ganz ohne Einleitung. M. Christlieb

Eine ausgewählte Ausgabe ist auch die bei Aschendorff in Münster von Walther Eggert-Windegg besorgte Ausgabe der Werke Mörikes. Gedichte geb. 1,25 Mk.; Novellen und Märchen geb. 1,50 Mk. W. Eggert-Windegg hat sich durch eine feine Mörike-Biographie bekannt gemacht. Seine Sachkenntnis und sein poetisches Verständnis kommt besonders in den Einleitungen und Anmerkungen zur Geltung. In den letzteren gibt er vielfach wertvolle Winke zum poetischen Verständnis der einzelnen Gedichte. Maler Nolten ist vom Herausgeber in anschaulicher Weise wiedererzählt, weil der Abdruck des Werkes die Ausgabe zu sehr belastet hätte. Die Ausgabe ist wohlgeeignet, auch solchen Kreisen, die bisher Mörike ferner standen, den Dichter näher zu bringen. Th. Klaiber

Lenas Wanderjahre. Erzählung für die Jugend. Von Margarethe Lenk. Zwickau i. S. Johannes Herrmann 1905. 226 S. 1,80, gebunden 2,25 Mk.

Die Wellelsänger. Eine Erzählung für die Jugend. Von derselben. Ebenda. Zweite Auflage. Mit 16 Federzeichnungen von E. Ritscher. 230 S. 2, gebunden 2,50 Mk.

Recht gute Erzählungsliteratur für die Jugend, frisch und lebendig geschrieben, geschickt in der psychologischen Entwicklung; die erste Erzählung tendenziös im guten Sinne des Wortes, auch ohne jede Aufdringlichkeit. Hans Weichelt

Jugend- und Volksliteratur. Durch bedeutsame Erscheinungen wie Wolgasts Broschüre, die Tätigkeit der vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, die Kunstwartkritik an „christlicher“ Literatur u. A. sind wir in der Beurteilung derartiger Schriften um ein gutes Stück klarer geworden und erkennen es als Pflicht nicht nur im Interesse der künstlerischen, sondern der sittlichen Wahrheit, auch bei Ablehnung einseitiger Konsequenzen den strengeren Maßstab anzulegen, der auf diesem Gebiet schon lange Bedürfnis war. Vor diesem Maßstab können die in der verdienstvollen und gut ausgestatteten „Deutschen Jugend- und Volksbibliothek“ von J. F. Steinkopf (Stuttgart, kartoniert 75 Pfg., ganzleinen 1 Mk.) erschienenen Erzählungen „Der alte Eli“ von M. Spörlin und „Unter einem Dach“ von M. Rebe mit ihrer aufdringlichen christlichen Tendenz nicht bestehen, während die anderen neueren Nummern A. Haardt „Ich hatt' einen Kameraden“, A. v. Liliencron „Nach Südwestafrika“, und Turovius „Die letzte Burg des Kreuzes im Morgenland“ wenigstens ein in der Jugendliteratur doch immer berechtigtes, stoffliches Interesse in einer zum Teil lebensvollen Ausführung befriedigen. — Von anderen derartigen Sammlungen liegen uns zunächst vor die Rheinische Hausbücherei. Herausgeber Professor Dr. Erich Liesegang, Verlag von Emil Behrend in Wiesbaden. Bisher 16 Bände zu je etwa 150 Seiten, geheftet 50 Pfg., ganzleinen 75 Pfg. Diese neue Bücherei hat trotz des scheinbaren Ueberflusses an derartigen Sammlungen ihre besondere Aufgabe und erfüllt sie nach Auswahl und Ausstattung vorzüglich. Zum Wort kommen hier in erster Linie, doch nicht ausschließlich, ältere Erzähler, die deutschem Volkstum in eigenartiger Weise zum Ausdruck verholfen haben und deren Herausgabe gewiß für Viele eine Wiederentdeckung kostbaren Erbgutes bedeutet. Man lernt sich hier wieder einmal freuen über den Reichtum unserer Erzählerliteratur, die mit künstlerischer Kraft insbesondere die Werte gesunden Volkslebens zur Geltung bringt. W. O. v. Horn, der mit 10 Geschichten in 4 Bänden den Reigen eröffnet, verrät neben dem urwüchsigen Naturton mehr Feinheit und Reichtum des Empfindens, als man nach nur flüchtiger Kenntnis des Mannes erwartet. Der viel zu wenig bekannte Schweizer Jakob Frey, mit gleichviel Erzählungen vertreten, reicht mit seiner düsteren Farbenpracht und mit seiner feinsinnigen Seelenmalerei an seine größten Landsleute nahe heran. Mit einer Reihe von Nummern folgt Hermann Kurz, dessen humorvolles Schwabengemüt hier gewiß Vielen zum ersten Mal in so vollen Strahlen entgegenleuchtet. Zwischen diese besonders dankenswerten Sammelausgaben reihen sich Einzelproben von Dichtungen eines G. Pfarrius, E. Pasqué, F. Philippi, V. Scholz und E. Zahn — durchweg Zierden einer im guten Sinn volkstümlichen Erzählerkunst. Weite Verbreitung und zahlreiche Fortsetzung ist der verdienstvollen Sammlung dringend zu wünschen. — Wir nennen ferner aus Zeidners Volks- und Jugendbibliothek (Kronstadt in Siebenbürgen): „In Dolman und Ampel“, ein siebenbürgisches Kulturbild (80 Heller) und von der genügend bekannten Wiesbadener Volksbibliothek „Geleite, die draußen sind“ von Th. Justus, gemütvolle Strandpoesie im Geiste Maclarens. — Von dem beliebten alten Dresdener Gustav Nieritz ist eine gute Auswahl von Volkserzählungen erschienen (Leipzig, Hesse 752 S. 1,50, gebunden 2 Mk.) mit gediegener Einleitung von Adolf Stern, der den viel schreibenden Jugendschriftsteller preisgibt, aber den Volkserzähler zu Ehren bringt. In der Tat sind die lebhafte Phantasie, die getreue Heimatkenntnis, die Vorliebe für die sozial Unterdrückten Werte, die heute noch Nieritz freundliche Beachtung sichern. Otto Gerok

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 12. Dezember 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Jugendfürsorge. Pfarrer Küsell-Quellendorf.

Darmstadt. Mittwoch 19. Dezember 8 Uhr Fürstensaal, Grafenstraße: Unsere Stellung zum Neuen Testament. Pabst-Worms.

Dresden. Dezember — fällt aus.

Hamburg. Montag 10. Dezember 8 Uhr Hotel zu den drei Ringen, Klostertor 7: Die neutestamentlichen Apokryphen. Professor Dr. Geffcken.

Magdeburg. Mittwoch 12. Dezember — fällt aus.

Nordhausen. Mittwoch 12. Dezember 4 1/2 Uhr im Hotel Schneegaß: Die gegenwärtige Lage des Protestantismus. Superintendent Gallwitz.

Stuttgart. Montag 10. Dezember abends 1/2 8 Uhr im Herzog Christof: Der Streit um die Lebensideale II. Professor Dr. Schöll.

Tilsit. Donnerstag 13. Dezember 8 Uhr im Hotel de Russie: Was wissen wir von Jesus? Nach Bousset, Schmiedel, Wernle. Professor Graeter.

Junger Theologe

nach Ostern 1907 als Lehrer für eine Familienschule (Sexta und Quinta eines Gymnasiums) in unserem Kirchdorf gesucht. Gehalt 1800 Mk. und freie Wohnung. Angebote an Pastor **Kuhlgatz** in **Kaltenkirchen** in Holstein.

Als Hauslehrer

wird gesucht in das Haus eines Großkaufmanns in Mainz auf etwa 1½ Jahre, unter Umständen auch auf länger, ein ernster junger Mann, **Theolog** oder **Philolog,** für einen Schüler der Quinta des Gymnasiums, welcher infolge von Kränklichkeit den Anforderungen des Klassenunterrichts nicht nachkommen kann, nach ärztlichem Rat auf einige Zeit aus dem Gymnasium austreten, aber durch Einzelunterricht möglichst auf dem Laufenden erhalten werden soll. Gef. Meldungen mit Zeugnissen und Angabe der Gehaltsansprüche an

Pfarrer **Ehrhardt, Roßfeld** bei Crailsheim, Württemberg.

Stellung

als **Rechnungsführer, Amtssekretär, Verwalter** erhalten unter **Garantie** junge Leute jeden Standes und Berufes im Alter von 16 bis 40 Jahren nach **2 monatlicher** gründlicher Ausbildung. Schulgeld mäßig. Auskunft und Lehrplan frei.

B. Schmidt,
Direktor der landwirtschaftlichen Beamtenschule zu Priebus in Schlesien, Kreis Sagan

---

Gesucht zu Ostern 1907 eine erfahrene evangelische

Lehrerin

für eine Familienschule.

K. Schneck, Lehrerin, **Oldesleben** in Thüringen

Wer Liebhabern kunstvoll ausgestatteter Bücher oder sich selbst eine rechte Weihnachtsfreude bereiten will, der wähle die vom Gutenberg-Verlag, Hamburg herausgegebene ***Prachtausgabe von***

Goethes Faust

Erster Teil.

***Mit Bildern und Buchschmuck** von*

Ernst Liebermann

Gebunden in Original-Einband M. 6.

Gutenberg-Verlag

Selten hat ein Literaturwerk im Buchschmuck einen so vollkommenen Ausdruck gefunden, wie hier der Faust. Das fast 300 Seiten starke, grosse, schön gebundene Buch ist mit 4 Vollbildern und etwa 30 grösseren und kleineren prächtigen Buchschmuck-Zeichnungen versehen, die gewöhnlich am Schlusse der einzelnen Szenen zu finden sind. Die liebliche Gestalt Gretchens, das ernste Gesicht Fausts, die Figur des Mephistopheles — sie alle sind ganz eigenartig reizvoll und wesentlich anders dargestellt, als die Schablone es will, sagen aber gerade darum unserem Empfinden umsomehr zu. Lassen Sie sich Ernst Liebermanns Faust-Ausgabe von Ihrem Buchhändler vorlegen, sie wird auch Ihnen als ein aus der Seele der deutschen Kultur herausgeschaffenes Werk erscheinen.

IM GUTENBERG-VERLAG, HAMBURG ERSCHIEN FERNER:

Bibliothek wertvoller Memoiren

Lebensdokumente bedeutender Menschen aller Zeiten und Völker

Herausgegeben von Dr. ***Ernst Schultze***

Diese Sammlung will den Versuch machen, die bedeutendsten Memoiren aller Zeiten und Völker in kritischen ausgewählten Ausgaben zusammenzufassen. Man verlange ausführliche Prospekte. Vor Weihnachten 1906 erscheinen die ersten 4 Bände.

Band 1: **Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert.** 543 S. 6 M. geheftet, 7 M. gebunden.

Band 2: **Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert**

1. Teil: Erinnerungen des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow. 173 S. 3 M. geh., 4 M. geb.

2. Teil: Erinnerungen des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen. 151 S. 3 M. geh., 4 M. geb. Beide Teile zusammen in einem Bande 5 M. geh., 6 M. geb.

Band 3: **Aus der Dekabristenzeit.** Erinnerungen hoher russischer Offiziere von der Militär-Revolution des Jahres 1825 (Jakuschkin, Obolenski, Wolkonski). Gegen 350 S. 5 M. geh., 6 M. geb.

Band 4: **Drei Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V.** über die Eroberung von Mexiko. Gegen 500 Seiten. Mit Bildern und Plänen. 6 Mark geheftet, 7 Mark gebunden.



Eine ganze Anzahl weiterer Bände befindet sich in Bearbeitung. Regelmässige Nachrichten über das Erscheinen neuer Bände werden von den Buchhandlungen oder vom Gutenberg-Verlag in Hamburg auf Wunsch gern übersandt.

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 56: **Gottschick,** Die Lehre der Reformation von der Taufe. Ein theologisches Gutachten zum Bremer Taufstreit. Tübingen, J. C. B. Mohr. 55 S. 80 Pfg

---

Zwei neue Schriften von Dr. Johannes Müller.

Soeben erschienen:

Dr. Johannes Müller

Hemmungen des Lebens

Inhalt: Die Trauer — Die Furcht — Die Sorge — Die Unsicherheit — Der Zweifel (das Mißtrauen) — Der Andere in uns.

202 Seiten. 8°. Geb. in Leinen M 3.—, in Leder M 4.50

Dieses Buch ist für ungezählte Menschen, die ihr Leben unter sentimentalen und kümmerlichen Stimmungen hinschleppen, von unmittelbarer praktischer Bedeutung: es will die Leidenden herausreißen und befreien aus ihrem Banne, sie zu starker Lebensauffassung und tiefem persönlichem Leben führen. Für jedermann verständlich geschrieben.

Vom Leben und Sterben

Inhalt: Der Tod — Gibt es ein Leben nach dem Tode? — Diesseits und Jenseits — Das Ende — Der Abschied — Die Heimsuchung — Der Aufschwung.

64 Seiten. kl. 8°. In pergamentähnlichem Einbande M 1.—

Auch dieses Büchlein will ein Beistand in den schwersten Fragen sein, will helfen starke Stellung Sterben und Tod gegenüber zu gewinnen. „Nicht der Tod ist unsere Bestimmung, sondern Leben ohne Ende. . . . Der Tod aber ist nur das Ende unseres Abenteuers, nicht unseres Seins . . . Der Kampf mit dem Tode ist der Werbeplatz für das eigentliche Leben.“

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlg. Oskar Beck München.

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Buchhändler und Antiquar,
Berlin C. 2, Spandauerstr. 76.

Zur Bibelforschung — zur Erbauung

als Weihnachts- und Confirmationsgeschenk

H. Couard, Superintendent: **Umschreibung und Erläuterung des Neuen Testaments.** Band I. Matthäus- bis Johannes-Evangel. 50 Bg., Band II. Apostelgeschichte bis Kolosserbriefe 46¾ Bog. Band III. Paulinerbriefe bis Offenbarung 44¼ Bog. Jeder Band M. 5,80, eleg. geb. M. 7,50 (auch in 11 Einzelbänden zu beziehen, Prospekt postfrei).

Urteile: Gen.-Sup. D. Holtzheuer: Gerade ein derartiges Werk ist für den nicht theol. gebildeten Bibelleser unentbehrlich. Prälat D. v. Kapff: Alles atmet echt christlichen Geist. Gen.-Sup. D. Kögel: Die theolog. Wissenschaft zur liebevollen Handreichung an unsere Laien anzuhalten — das ist das Verlangen des Verfassers. Gen.-Sup. D. Schultze: Couards Umschreibung habe ich als ein treffliches, äußerst praktisch angelegtes und lichtvoll gearbeitetes Vademecum erfunden.

O. Heinzelmann, Prediger: **Evangelien-Predigten.** 2. Afl. 460 Seiten M. 5—, geb. M. 6—. **Epistel-Predigten.** 2. Afl. 400 Seiten M. 4,50, geb. M. 5,50. **Predigten über freie Texte.** 2. Afl. 400 Seiten M. 3,50, geb. M. 4,50. **Andachten über Luthers** kl. Katechismus. 2. Afl. 256 Seiten M. 2—, geb. M. 3—.

Urteile: Prof. v. Nathusius: Wenn ich einmal ganz kritiklos mich nur erbauen will, dann greife ich immer wieder am liebsten zu meinem Heinzelmann. Oberkons. Rat C. Werner: Die Predigten fassen an die Seele, dringen ernstlich auf Busse und Glauben. Ostfriesischer Sonntagsbote: Diese Predigten legen klar und scharf Gottes Gedanken aus und messen mit gewaltigem Ernst des Herzens Gedanken an Gottes Wort.

A. Stein's Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Unterzeichneter sucht einen wissenschaftlich gebildeten **Hauslehrer** (Theologe oder Philologe). Derselbe hätte 4 Knaben im Alter von 6 bis 10 Jahren zu unterrichten und etwa für die Quarta einer höheren Lehranstalt vorzubereiten.

Meldungen mit Zeugnissen, Gehaltsansprüchen, Photographie erbeten an

F. Köhler, Rethwisch bei **Preetz** Holstein.

Zu Ostern 1907 wird ein tüchtiger **Hauslehrer** gesucht, der zwei Kinder (Quarta) unterrichten kann und einem das Gymnasium besuchenden Unterprimaner als Freund zur Seite steht. Sportliche und musikalische Neigung erwünscht, längeres Engagement beabsichtigt. Offerten mit ausführlichen Mitteilungen unter **L Z** an die Expedition des Blattes.

Für meine die Schule besuchenden Söhne suche ich einen **Hauslehrer.** Vormittags stets frei. Angebote mit Referenzen und Gehaltsansprüchen erbeten an

Seminardirektor Cremer, Neuwied a. Rhein.

Gebildetes junges Mädchen, im 20. Lebensjahr, in Haushalt und Handarbeiten erfahren, musikalisch, sucht zu Januar oder später Stellung als **Stütze** und **Gesellschafterin,** am liebsten in einem Pfarrhaus. Vollständiger Familienanschluß und Gelegenheit zu geistiger Fortbildung Bedingung. Taschengeld erwünscht. Gefl. Angebote unter **B. 87** an den Verlag.

Gesucht

für 1. Januar 1907 ein junges evangelisches Fräulein, welches im Haushalt etwas helfen will und 2 Knaben von 11 und 12 Jahren bei den Schularbeiten überwachen und dabei vollständigen Familienanschluß finden soll. Gehalt 25 bis 30 Mk. monatlich nach Uebereinkunft.

Frau Icken
Bulach bei Karlsruhe i. B.
Dampfwaschanstalt Icken

Kinderloses Ehepaar (Rektor) würde ein hübsches, gesundes Mädchen von 1—2 Jahren, möglichst **Vollwaise,** zur Erziehung und späterer Adoption annehmen. Nachrichten unter **U. L. 9719** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Gesucht

besseres Dienstmädchen, das etwas kochen kann und die Hausarbeit besorgt, zu 2 einzelnen Damen, für 1. März 1907. Reisevergütung. 20 Mk. monatlich oder nach Uebereinkunft.

Frau Major **Weise, St. Blasien** im badischen Schwarzwalde

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Neu! **Nie dagewesen!**

Jubel und Freude —

Und höchstes Entzücken —
Wird überall Jung und Alt berücken!

Wo **„Rehfeld's Knusperhäuschen"** erscheint!

Das schönste Weihnachtsgeschenk für alle Kinder!



Ein lang gehegter Herzenswunsch der lieben Kinderwelt — **Durch uns** er jetzt erfüllet wird für billig Geld'

Preis p. St. Mk. 1.50 franko, Nachnahme 20 Pfg. teurer. 3 St. kost. Mk. 4.10 franko 6 „ „ „ 7.70 „ 10 „ „ „ 12.50 „ Nachnahmespesen extra! Dieselben werden bei Vorher-Einsendung des Betrags gespart.

Nur bei uns zu haben!

Rehfeld & Backe Fabrikation Solinger Stahlwaren und Versandthaus I. Ranges. **Solingen 649.**

Wer kennt nicht Hänsel und Gretelein — Wie sie kamen — verirrt im Walde — Zum Knusperhäuschen — mit Kuchen so fein — Von dem sie assen so balde — Nicht ahnend, dass drin eine Hexe haust, — Die jeden straft, der am Häuschen maust. —

Knusper, knusper knäuschen! Wer knuspert an meinem Häuschen?!

Das nebenstehende Bild ist die **getreue** Abbildung des **Knusperhäuschens** welches in seinen **wunderbaren Farben** geradezu **entzückend** ausgeführt ist. — **Wie ungeheuer gross** aber wird die Freude, wenn das Häuschen noch mit allerhand **Zuckerwerk** beklebt ist und die **10 erleuchteten rot durchscheinenden Fensterchen in feurigem Lichte erstrahlen!**

Nur bei uns zu haben, weil **überhaupt kein anderes Knusperhäuschen** existiert.



Das Knusperhäuschen ist zum **Aufstellen** und **31 cm hoch, 34 cm tief, Bodenlänge 48 cm.**

Der Jubel der lieben Kleinen kennt keine Grenzen, wenn ihnen das liebliche, hell erleuchtete Knusperhäuschen unter dem Weihnachtsbaum entgegenstrahlt!

Drum — unter'm Weihnachtsbaum jedes Kind —

Rehfeld's Knusperhäuschen find'!

Wer sich ein Knusperhäuschen sichern will, bestelle sofort.

Hänsel und Gretel-Märchenbuch, hierzu passend, mit **19 reizenden Bildern** zum Preise von **Mk. 0,85**

Unsern neuesten hochinteressanten **Weihnachts-Katalog** liefern wir auf Wunsch gratis und franko.

Einige von vielen Anerkennungen:

Frau Aug. Ley in Much schreibt: Das Knusperhäuschen hat bei meinen Bekannten so gut gefallen, dass ich Sie um Zusendung weiterer 10 Stück bitte.

Herr Paul Hild in Strassburg schreibt: Das gesandte Knusperhäuschen hat grossen Beifall gefunden, hoffe noch mehr zu bestellen.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Dr. Wilhelm Winsch, **Mein Christusbild;** 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 20 Pfg.; enthält Kritiken von Frenssen's Hilligenlei, P. W. Schmidt's Geschichte Jesu und anderen bekannten theologischen Autoren.

Zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C 2,** Neue Promenade 7.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 50 — Marburg i. H., den 13. Dezember — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,25 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Die Sternsucher

Siehe, der wandernde Schein hält an! Siehe, das Himmelslicht, das uns führte durch fernes Land, auf Pfaden der Zweifel und Mühen, fest steht es droben als Stern, strahlend im ruhigen Glanz der Wahrheit.

Es ist der Himmel der Liebe, dessen Licht uns winkt; neuer Eifer beflügelt den Schritt.

Vorwärts, vorwärts mit Macht! Es reißt uns hin, dahin, wo das himmlische Zeichen uns glänzt über des Glaubens Kinde.

Und siehe, da stehn wir vor ihm. Heilige Luft umweht uns; wer diesen Boden betrat, dem wird eigen zu Mut.

Dürfen wir nahen, wir, die ihn nicht kennen? Dürfen wir wandeln, wo Engel den Dienst tun? Dürfen wir ungerufen anreden den Herrscher?

— — — — — — — — — — — — — — —

Blick auf, der Stern verschwand in des Himmels Höhen; seine Schönheit füllt die niedrige Hütte des Königs.

So ist er nicht mehr fern, so ist er dicht bei uns. Nicht mit vornehmem Abstand scheucht er zurück, sein Erbarmen ist groß, seine Liebe geht aus über die Erde weit.

Jubelt, jubelt von Herzen, denn Er allein ist Wonne; bringt Anbetung ihm dar, wie er sich selbst euch bringt.

Deines Gewissens Stimme öffn' ihm die Tore des Innern, wie er dir hat die Tore des Himmels geöffnet.

Suche auf Erden allein, was Er sucht; lasse die Welt, wie er um dich den Himmel ließ.

Uns verlangt nicht nach Leben, uns verlangt nur nach Ihm; voll von seiner Erquickung wandern wir gern aus der Zeit.

Aber wir werden ihn wachsen sehen. Eine Macht des Friedens wird er wandeln mit uns und vor uns, bis sein letztes Wort die Felsen bricht.

Menschenseele, sein Zeuge sollst du sein! Er bringt ein neues Sehnen über die Zeiten, Sehnsucht nach Gottes Bilde!

Aus den Psalmen des Westens — H H

Die Entscheidung im Fall César

3

Donnerstag den 29. November hat in Dortmund eine große Protestversammlung wider den Bescheid des Berliner Oberkirchenrats stattgefunden. Professor **Baumgarten** aus Kiel hielt die überaus wirksame Hauptrede; da sie nicht nachgeschrieben worden ist, wird sie leider nicht zur wörtlichen Vervielfältigung kommen — das ist sehr zu bedauern. Um so willkommener, daß uns das Wort zur Verfügung gestellt wird, das ein Mitglied der rheinisch-westfälischen Fakultät, der Kirchenhistoriker Professor **Sell** in Bonn, zu der Versammlung gesprochen hat. Wir bringen es hiermit zum Abdruck. — R

Man hat gewünscht, daß ein Mitglied der theologischen Fakultät des Westens diese Versammlung begrüße. Ich folge dieser Einladung mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht in meiner Eigenschaft als augenblicklicher Dekan dieser Fakultät spreche, sondern nur **für meine Person**. Doch weiß ich mich dabei eines Sinnes mit einzelnen Kollegen, in deren Namen ich Sie auch begrüßen darf. Den Gruß kleide ich bei der Kürze der Zeit für die große Aufgabe dieses Abends in ein Wort zur Sache.

Ich will aber nicht sprechen über ihre juristische Seite. Ich will auch nicht die Entscheidung des preußischen Oberkirchenrats beleuchten von der theologischen Seite. Da enthält sie ja in direktem Widerspruch zu dem Standpunkte des Konsistoriums zu Münster das Zugeständnis, daß die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften **nicht** bedeuten solle eine Verpflichtung auf ihre **theologischen** Formeln. Sondern ich will reden davon, wie diese durch die letzte Entscheidung des Oberkirchenrates, der obersten preußischen Kirchenbehörde aufrecht erhaltene Verwaltungsmaßregel des Konsistoriums zu Münster allgemein **empfunden** wird, und zwar ebenso auf Seiten der religiös freier Gerichteten, wie auf Seiten der sogenannten Positiven. Die allgemeine Empfindung ist die — und mit solchen Empfindungen müssen die Behörden rechnen, die es wissen könnten, daß allemal die Empfindungen es sind, die den Funken liefern zur Entzündung großer Brände und Explosionen — die **Empfindung** ist die: Es soll den Geistlichen, die eine freiere theologische Anschauung haben, die ihren Christusglauben bekennen in der Gestalt einer neuen Theologie, das Existenzrecht in unserer Landes-

kirche versagt werden, und man macht damit den Anfang bei einem sogenannten Ausländer.

Dagegen, daß das geschehen soll, womit nach unsrer Meinung alle die Kräfte mundtot gemacht würden, die allein unserem evangelischen Volk in der Zukunft eine fruchtbare Kulturarbeit möglich machen, die zugleich im Gottesfrieden des Glaubens geschieht — dagegen erhebt sich eine religiöse Ueberzeugung. Ich will versuchen, diese religiöse Ueberzeugung in wenige Sätze zu fassen, deren Inhalt, wie ich glaube, bei Tausenden und Abertausenden gebildeter evangelischer Christen auf der ganzen Erde auf Zustimmung rechnen kann.

Es gibt innerhalb der evangelischen Christenheit zwei verschiedene religiöse Weltanschauungen. Die beiden wollen Eins und dasselbe. Sie wollen Gott bekennen und dem Gotte dienen, „in dem wir leben, weben und sind" und dessen Angesicht uns durch die Erscheinung Jesu Christi auf Erden klar und helle geworden ist.

Die eine Weltanschauung, die Weltanschauung des alten Glaubens an den alten Gott, ist die unsrer Großväter und Voreltern, die den von den Reformatoren wiedergefundenen Herzensglauben verbanden mit dem viele Jahrtausende alten Weltbild, dessen Grund gelegt worden ist in Babylon, an dem die Geister Griechenlands und Roms gebaut haben, ebenso wie die Phantasie des deutschen Mittelalters und der Freiheitsdrang der Reformatoren. Nach diesem Weltbild bilden die Geschichten Gottes und der Erdenwelt, einschließlich der Geschichte des Menschen, nur eine mehrere Tausend Jahre dauernde kurze Episode im Leben der ewigen Gottheit, in deren Mittelpunkt Jesus Christus steht und die an ihn gläubige Menschheit. Dieses Weltbild zieht seine Kraft daraus, daß es das Weltbild unserer fünf Sinne ist, entworfen in einer Zeit, wo es noch kein Fernrohr gab und kein Mikroskop, das Weltbild einer genialen Einbildungskraft, die von genauer Wissenschaft Nichts wußte, die weder den Kreislauf unsres Blutes, noch das Zellensystem unsres Gehirns, noch die Elektrizität, noch die Gesetze der Sprachentwicklung kannte. Der Christenglaube fand dieses Weltbild vor, er richtete sich darin ein als in einem ihm bequemen Hause und er schaute aus den Fenstern dieses Hauses heraus. Aber Glaube und Weltbild sind darum nicht eins und dasselbe. Wenn das Haus des alten Weltbildes einstürzt, wandert der Glaube in ein neues Haus. Und das alte Haus stürzt ein! Mit jedem Schritte vorwärts, den unsere Natur- und Geschichtsforschung tut, löst sich ein Stein am alten Haus.

Die andere religiöse Weltanschauung besteht in derselben Religion der Gottesehrfurcht, der Gottesliebe und der Nachfolge Christi verbunden mit einem neuen Weltbild. Dieses Weltbild ist geschaffen worden von der gesamten Geistesentwicklung der christlichen Menschheit in den letzten vierhundert Jahren. Es ist das Weltbild, von dessen Richtigkeit alle unsere Wissenschaft und Technik, alle Vorausberechnung der Naturereignisse, aller Handel und Verkehr ausgeht, es ist das Weltbild, das allein den christlichen Kulturvölkern ihr Uebergewicht über die andern Völker verschafft hat. Innerhalb dieses Weltbildes wollen wir den Glauben bewahren, den Glauben an den Gott der Propheten, den Gott Jesu Christi, Pauli und der Reformatoren, den Glauben also an den alten Gott, den Glauben an den alten Gott als einen neuen Glauben darum, weil rings um diesen Glauben Alles neu geworden ist. Wir wissen: es ist derselbe Gott, der uns durch den Blick in die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit nicht ferner gerückt ist, der uns durch die Entwicklungslehre nur wunderbarer geworden und dessen sittliches Gebot uns nicht weniger gilt, wenn wir auch in den unverbrüchlichen Gesetzen der Natur den Ausdruck seines Willens vernehmen müssen. Wir wollen auch in der neuen Welt diesem Gott dienen und dem Geist und Werke Jesu Christi die Bahn machen. Für uns ist das alte Haus des alten Glaubens eine ehrwürdige Ruine, wir wollen dem Glauben an den alten Gott im neuen Hause eine Wohnung schaffen, so lange bis auch dieses sinkt. Denn die Weltanschauungen wechseln wie die Kleider, so gut wie die Himmel wechseln, aber Gott bleibt und der Glaube bleibt auch.

Diese beiden religiösen Weltanschauungen schließen sich aus, was das Weltbild betrifft. Sie schließen sich nicht aus, was den Glauben betrifft. Darum brauchen sie sich nicht zu bestreiten. Sie verhalten sich zu einander wie Großväter und Enkel, wie Alter und Jugend, wie Herbst und Frühling, wie der heutige Tag zum gestrigen Tag.

Darum verlangen wir nicht, wie unsere Gegner, daß nur eine religiöse Weltanschauung gelten solle, sondern wir verlangen nur, daß man unter dem Herbstlaub des alten Jahres die Knospen des kommenden Frühlings wachsen lasse. Ohne Bild gesprochen: wir verlangen, daß mindestens die oberste Kirchenbehörde des preußischen Staates, die vermutlich in allen ihren Mitgliedern überzeugt ist von der vollkommenen Unwiderstehlichkeit der modernen Geistesentwicklung, daß die keine Maßregeln treffe, oder gut heiße, durch die der notwendige innere Entwickelungsgang, der Ablösungsvorgang des einen Weltbildes durch das andere verwandelt wird in einen nicht notwendigen Kampf mit den Mitteln äußerer Macht. Das sollte sie vermeiden schon aus der elementaren Einsicht heraus, daß es heute gilt, mehr wie je alle Kräfte zusammenzufassen, die noch an dem alten Evangelium halten wollen in einer neuen Zeit.

Eine Landeskirche, so gut wie jedes Land und Volk das schon ist, muß eine Stätte sein, wo die Gegensätze mit einander ringen mit rein geistigen Waffen, wo eine Wahrheit der anderen Wahrheit frei und offen entgegentritt und wo man Gott und der Geschichte die Entscheidung des Kampfes überläßt.

Denn kein Mensch ist so voll des heiligen Geistes, um sagen zu können, wie Jesus Christus, der zu der Welt von gestern gesprochen hat in der Sprache von gestern, zu der heutigen Welt reden würde, wenn er ihr sein Evangelium verkündigte in der Sprache des Weltbildes von heute!

Wir verlangen für uns nur, daß wir das Evangelium, das uns ebenso gut Wahrheit ist, wie unsern Gegnern, verkündigen dürfen im Einklang mit jeder anderen Wahrheit, die uns Gott geoffenbart hat.

Denn so sagt ein alter Kirchenlehrer: „Christus hat sich die Wahrheit genannt und nicht die Gewohnheit."

Carl Sell

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe

Der Sturm, den das Erscheinen der Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingfürst*) entfacht hat, ist ebenso schnell verrauscht, wie er gekommen ist. Es ist kaum denkbar, daß ein wirklich aufmerksamer Leser der zwei dicken Bände im Ernste das aufgrund der wenig taktvollen Auszüge, die der Verlag zu Reklamezwecken vorschnell veröffentlichte, gefällte Urteil aufrecht erhalten will, die Herausgabe der Memoiren sei ein Skandal. Im Gegenteil, das Buch bietet dem Historiker, dem Politiker, nicht zuletzt auch dem Kirchenpolitiker reichen Ertrag; es enthält Vieles, was jeden Vaterlandsfreund tief, und keineswegs nur schmerzlich, bewegen wird; und die Herausgeber haben sich für ihre mühsame Arbeit einen Anspruch auf den Dank der Nation erworben.

Damit will ich nicht sagen, daß die Herausgabe tadellos sei. Besonders im ersten Bande finden sich Längen, die den Leser ermüden. Eine Stammtafel, die das Zurechtfinden in den verwandtschaftlichen Beziehungen des Fürsten und unter den vielen nur mit Vornamen genannten Personen ermöglichte, eine Chronologie, eine genaue Inhaltsangabe wird Jedermann vermissen. Auch stimme ich denen zu, die die Frage, was von den Aeußerungen des Fürsten aufzunehmen, was wegzulassen sei, nicht immer richtig gelöst finden. Es handelt sich dabei freilich nur um wenige Sätze, von denen sehr wohl zu verstehen ist, daß ihre Bekanntgabe den regierenden Kaiser peinlich berührte. Aber die Journalisten, die daraufhin so schwere

*) Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1907. Zwei Bde. 447 und 570 S. 20, geb. 24 Mk.

Vorwürfe gegen die Herausgeber gerichtet haben, sind sich doch wohl nicht ganz klar gewesen über die Schwierigkeit der diesen zugefallenen Aufgabe. An der Absicht, Alles fortzulassen, was verbitternd und verletzend wirken könnte, und was mit der Politik des Tages allzu eng zusammenhängt, kann kein Zweifel sein. Die Herausgeber haben offensichtlich sehr Viel ausgemerzt; aus der Zeit der Reichskanzlerschaft haben sie nur ganz vereinzelte Aufzeichnungen mitgeteilt, und zwar solche, die ihnen nötig schienen, um das Andenken ihres Helden von ungerechten Vorwürfen und Beschuldigungen zu reinigen. Daß sie trotz dieses guten Willens bei der Prüfung der massenhaften Notizen des Fürsten sich einigemale vergriffen haben, mag man bedauern; aber es ist bitter unrecht, ihnen daraus einen Strick zu drehen, und es wäre noch viel beklagenswerter, wenn diese paar, im großen Zusammenhange so geringfügigen Verfehlungen imstande sein sollten, das Interesse und die Freude an dem vielen Schönen und Erhebenden zu ersticken, woran die Denkwürdigkeiten so reich sind.

Denn das ist doch der durchschlagende Eindruck der Lektüre des Buches: man erlebt an ihm noch einmal die große und ernste Zeit der Reichsgründung mit.

Ein ganz außerordentlich warmes und helles Licht werfen diese Aufzeichnungen auf die Gestalt des alten Kaisers. Seine schlichte Würde, seine Sachlichkeit und sein Fleiß, sein starkes Verantwortungsgefühl und seine Selbständigkeit, seine Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen, und seine Fähigkeit, Verdienste anzuerkennen und wohlzutun, treten deutlich heraus. Jedes mitgeteilte Gespräch mit ihm, jeder Brief bestätigt die schönen Worte, die der Fürst im Mai 1871 über ihn schreibt:

Es ist eines der großen Verdienste des Kaisers, daß er es durch seine taktvolle Liebenswürdigkeit immer zustande bringt, diese beiden Herren [Bismarck und Moltke] im richtigen Geleise zu halten. Es ist nicht genug hervorzuheben, daß gerade die milde Persönlichkeit des Kaisers das größte Verdienst bei den großen Erfolgen hat, welche im vergangenen Jahr errungen worden sind. Auch gehört eine große Selbstverleugnung dazu, die Ovationen, welche Bismarck und Moltke erhalten, ohne Neid mit anzusehen. Meine Verehrung für den alten Herrn hat deshalb sehr zugenommen.

Aber auch Bismarck wird dem Leser nur näher gerückt. Gewiß, auch das Dämonische, Unberechenbare, Gewaltsame seiner Natur spiegeln des Fürsten Aufzeichnungen wieder. Aber daneben doch vor allem den außerordentlichen Ernst, womit er sein Amt führte. Wir sehen, wie sehr ihm die Sorge um sein Land die Seele füllt, wie eben aus dieser Hingabe des ganzen Menschen an sein Werk auch der leidenschaftliche Zorn über seine Gegner stammt, wie er um des Dienstes willen von seinen Untergebenen das kaum Menschenmögliche fordert und hart über Trägheit, Eigendünkel, Kleinlichkeit urteilt; wir sehen, wie er sich schonunglos aufreibt und verzehrt.

Und im Verhältnis zu ihm zeigt sich nun auch Fürst Hohenlohe von einer wahrhaft verehrungswürdigen Seite. Er ist einer der Männer aus der zweiten Reihe, aber er will auch gar nicht mehr sein. Sein Ehrgeiz ist, dem Gewaltigen ein möglichst brauchbarer und wertvoller Gehilfe zu sein. Wie
liebenswürdig und vorsorglich ist er bedacht, sich von allen In-
trigen, die fort und fort wider Bismarck gewoben werden,
fern zu halten und einem etwaigen Mißtrauen Bismarcks vor-
zubeugen; wie weiß er mit dem nervösen und überreizten
Manne so taktvoll zu verkehren, und wie selbstlos und geschickt
räumt er ihm wieder und wieder bei dem Kaiser, dem Kron-
prinzen und bei den führenden Parlamentariern Steine aus dem
Wege. Dabei, so vollständig er von der Richtigkeit der euro-
päischen und deutschen Politik Bismarcks überzeugt ist, wahrt
er sich doch durchaus seine persönliche Selbständigkeit, manchmal
mittels leisen Spottes über gar zu bärenhaftes Gebahren des
Kanzlers. Und diese uneigennützige und geschickte Einfügung
in die Art Bismarcks wird von diesem mit einem Vertrauen
erwidert, das in seiner Herzlichkeit und Wärme überrascht.
Rückhaltlos bespricht er mit Hohenlohe die schwersten Pro-
bleme und die letzten Ziele seiner Politik und erleichtert sein
Inneres bei ihm über alle persönlichen Schwierigkeiten. Die
Korrespondenz nimmt einen ganz freundschaftlichen Ton an;
zuweilen merkt man in den Briefen Bismarcks das deutliche

Bedürfnis, dem Fürsten zu sagen, wie wert er ihm ist. Den Höhepunkt dieses nahen Verhältnisses bildet ein Briefwechsel zwischen Beiden im Januar 1878. Bismarck schreibt:

Euer Durchlaucht ... möchte ich meinen herzlichen Dank für die so aufrichtige und tapfere Unterstützung sagen, welche Sie mir, wie in allen Fällen, so auch in den letzten schwierigen Monaten in der nachhaltigsten und bereitwilligsten Weise geleistet haben. Das Geschick und den loyalen Willen zur Vertretung unserer Interessen finde ich leider nicht immer vereinigt und bin daher um so dankbarer für die Ausnahmen, in denen dies der Fall ist. Ich werde es stets dankbar erkennen, daß ich während der ganzen Zeit unsres Zusammenarbeitens immer auf E. D. sichere und erfolgreiche Mitwirkung zählen durfte, ohne die es bei allen Anfeindungen und Intriguen, deren Ziel ich bin, nicht möglich wäre, das Unentbehrliche zu erreichen und das Gefährliche unschädlich zu machen.

Und der Fürst antwortet umgehend:

Ich sage Ihnen für die freundlichen Worte meinen herzlichen Dank. E. D. haben mir dadurch eine große Freude gemacht ... Ich werde den Brief als das wertvollste Dokument meines Hauses Kindern und Enkeln aufbewahren. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß E. D. auch in Zukunft auf meine volle und unbedingte Mitwirkung zählen können. Ich kenne die Anfeindungen, welchen Sie ausgesetzt sind, mehr als Andere, da Ihre Feinde stets die meinigen waren und es auch bleiben werden. Soweit meine Kräfte reichen, werde ich den Kampf fortsetzen und stolz darauf sein, unter Ihrer Leitung wirken zu dürfen.

Ich meine: dieser Briefwechsel ehrt die beiden Schreiber, und er sollte wohl genügen, Hohenlohe vor dem Verdacht zu bewahren, als habe auch er zu den strebsamen Leuten gehört, denen Bismarck zu mächtig gewesen!

Bismarck hat dann 1880 den lebhaften Wunsch gehabt, den Fürsten noch enger mit sich zu verbinden, indem dieser Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Vizekanzler und Vizepräsident des Preußischen Staatsministeriums werden sollte. Herbert Bismarck erzählte dem Fürsten, sein Vater habe, nachdem er neulich einen Bericht von ihm gelesen, lange vor sich hingesehen und gesagt: Ja, wenn ich den an Bülows Stelle haben könnte! Wir möchten Hohenlohe fast zürnen, daß er sich diesem Wunsch aus finanziellen Gründen versagt hat. Er rechnete Bismarck vor, daß er mit dem verfügbaren Gehalt in Berlin und in solcher Stellung nicht auskommen könne; sein Vermögen war bis zu der großen russischen Erbschaft gering, wenigstens gering für Jemand, der von Haus aus nicht gewöhnt war, sich einzuschränken. Bismarck würdigte diese Gründe durchaus, war aber nicht imstande — auch dies gewiß eine für seine Stellung wie für den Preußischen Staat charakteristische Tatsache! — größere Mittel flüssig zu machen. So vertrat denn der Fürst den Kanzler nur während einiger Monate, kehrte dann aber auf seinen Botschafterposten nach Paris zurück.

Das Vertrauensverhältnis zwischen Beiden dauerte über zwanzig Jahre, von 1867 bis 1887. Noch 1885, als der Fürst sich bereits über Unhöflichkeiten der jungen Diplomaten im Auswärtigen Amt zu beklagen hatte, blieb Bismarck ihm in ungeminderter Freundschaft gewogen. Er setzte gegenüber vielen und mächtigen Bewerbern des Fürsten Ernennung zum Statthalter durch. Von da an aber kühlen sich die Beziehungen ab. Der Grund ist einmal ein sachlicher: Hohenlohe stimmte mit Bismarck zwar auf dem Gebiet der europäischen und deutschen Politik überein, nicht aber ebenso auf dem der inneren. Das war, solange der Fürst im diplomatischen Dienst stand, nicht so bemerkbar geworden. Jetzt mußte es sich zeigen. Der Fürst war liberaler, als der Kanzler. Zwar der Bewegung von 1848 hatte er ganz ebenso gegenübergestanden wie die meisten seiner feudalen Standesgenossen; ein Mann des Volkes ist er nie gewesen; für die Sozialdemokratie hat er keinerlei Verständnis besessen, das über patriarchalisches Wohlwollen für arme Leute hinüberging. Aber mit dem liberalen Bürgertum und ihrer Partei, der nationalliberalen, fühlte er sich inniger verbunden, als der märkische Junker; den Bruch zwischen Bismarck und den Nationalliberalen, die Abkehr von Delbrücks Wirtschaftspolitik und die Wendung zum Zentrum hin hat er zu verhüten gesucht, solange es ging, dann sehr bedauert. Dieser Unterschied der Denkweise trat nun, da der Fürst eine leitende Stellung im Innern einnahm, stärker hervor. Dazu kam ein Persönliches. Bei aller Verehrung für Bismarck wird nicht geleugnet werden können, daß er immer nervöser, reiz-

barer, verschlossener und mißtrauischer wurde. Es scheint, als ob mehr und mehr sein Sohn sein einziger Freund wurde, und daß dieser des Vaters Herbheit nicht gemildert, sondern verschärft hat. Als dann der Konflikt zwischen dem Kaiser und Bismarck eintrat, waren die Gefühle des Fürsten geteilt. Er ist nicht etwa unter die hämischen Tadler gegangen, unter die Kleinen, die nun, erleichtert von dem Druck, den der Große auf sie ausgeübt hatte, Alles besser wußten, — der Fürst hat diese Leute wundervoll charakterisiert. Er ist voll großer Sorge über die Folgen des Rücktrittes Bismarcks gewesen: im entscheidenden Punkt, der Beurteilung des sogenannten Rückversicherungsvertrages mit Rußland, hat er für ihn Partei ergriffen. Anderseits ist er zu gerecht gewesen, um die Unleidlichkeit Bismarcks zu übersehen; gerade seiner feinen Art mußte das Auftreten Bismarcks gegen Kaiser und Kaiserin Friedrich und gegen den jungen Kaiser, besonders nach der Trennung, peinlich sein; sehr schlecht ist er auf den Grafen Herbert zu sprechen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß er sich nicht gescheut hat, dem Gestürzten in den Tagen der Krisis einen persönlich freundschaftlichen Besuch zu machen, daß es sein Erstes war, als er zum Reichskanzler ernannt wurde, sich durch eine Fahrt nach Friedrichsruhe des Vertrauens Bismarcks zu versichern, — und vor Allem nicht die schönen, in ihrer Schlichtheit so wohltuenden Worte auf ihn, die er bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Bundesrats sprach.

Von dem letzten Abschnitt im Leben des Fürsten, der Reichskanzlerschaft, kann man aus dem Buche keinen Eindruck gewinnen. Die Herausgeber haben, was sie ehrt, für untunlich gehalten, die vorhandenen genauen Aufzeichnungen über die Kämpfe und Friktionen mitzuteilen, die jene Zeit erfüllten.

Und nun noch ein Wort über die Persönlichkeit des Mannes, der in diesen interessanten Aufzeichnungen vor die Nachwelt tritt. Ich sagte oben schon: er gehört nicht zu den ganz Großen. Und man kann, wenn man ihn etwa mit Männern wie Bismarck und Roon vergleicht, deutlich wahrnehmen, woran das liegt. Nämlich daran, daß bei ihm Persönlichkeit und Amt nicht so eng verbunden gewesen sind, wie bei jenen. Für sie bedeutet ihre politische und militärische Aufgabe einfach den Lebensinhalt selbst; alles Andere tritt dahinter zurück, leidenschaftlich geben sie sich ihr hin; mit dem Augenblick, da sie ihnen genommen ist, hören sie auf, im eigentlichen Sinne zu leben, und verbittern. Das ist bei dem Fürsten Hohenlohe doch anders. Er ist niemals ganz Politiker und Staatsmann, sondern in erster Linie er selbst, der Grandseigneur, der Aristokrat und Reichsfürst. Er kann sich, sozusagen, jeden Augenblick dahin zurückziehen. Nicht ein dunkler Dämon, nicht die politische Leidenschaft reißt ihn auf seine Bahn, sondern ihn leitet die ruhige Ueberlegung, daß ein Leben ohne festen Beruf, ohne Pflicht und geregelte Tätigkeit langweilig und unbefriedigend ist. Er tritt ins Amt und gibt es auf ohne allzugroße innere Erregung: „drei Jahre Ministerium ist vorläufig genug," schreibt er gegen Ende seiner bayerischen Ministerpräsidentschaft. Damit hängt zusammen, daß er auch bei den einzelnen Geschäften viel gleichmütiger bleibt als Bismarck, der gleich aus Allem eine Kabinettsfrage zu machen geneigt ist. Er gibt viel leichter nach, und, auch wenn die Dinge einmal ganz anders gehen, als er wünscht, kann er es ertragen. Im Amt und außer dem Amt bleibt er der Fürst Hohenlohe. Seine persönlichen Interessen gehen immer nebenher: die Interessen seiner Familie, seines Vermögens, seines Standes, Jagd, Geselligkeit, Theater, gewählte Formen, Toiletten, ein guter Tisch und gute Weine. Für das Alles hat er Sinn und Zeit. Ja, man möchte fast sagen, daß diese Stellung zum Leben nicht nur in seinem Temperament und seiner Erziehung, sondern auch in seiner Religion begründet ist. Er hat einen unverkennbaren Hang zur Mystik; es ist ihm Herzensanliegen, sich nicht gar zu tief mit der Welt einzulassen, immer ein Interesse durch andre in einem gewissen Gleichgewicht zu halten:

Stude, cor tuum ab amore visibilium abstrahere et ad invisibilia te transferre*): Je älter man wird, je mehr man durch die Natur der Dinge dahingeführt wird, sich vom Leben loszulösen, desto tiefer empfindet man diese Wahrheit. Die Seele muß Raum haben, ihre Flügel zum ewigen Fluge auszubreiten. In einem mit allerlei Kram ausgefüllten Zimmer kann sie das nicht, sondern stößt überall an.

Wir verstehen, daß Simson feinsinnig einmal auf den Fürsten das Goethesche Wort bezogen hat:

Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Tätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg, dem graden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Und doch: eine Stelle gibt es auch im Leben dieses nachgiebigen, verbindlichen, milden Mannes, die nicht berührt werden kann, ohne daß Erregung über ihn kommt. Und das ist sein Katholizismus. Wo er über die Ultramontanisierung der katholischen Kirche, über die Jesuitierung des Klerus schreibt, da spürt man, daß er mit dem ganzen Herzen dabei ist. Er grämt sich über die Entwicklung seiner Kirche. Nicht nur das Mitgefühl mit der immer schwieriger werdenden Lage seines Bruders, des Kardinals, bewegt ihn, sondern wirklich der Schmerz über die Veräußerlichung und Verengung der Religion. Er ist nicht nur ein guter, sondern auch ein kirchlicher Katholik. Wir erstaunen, wie oft er in die Kirche geht, mit wie viel Verständnis und eigenem Urteil er über Gottesdienste und Predigten schreibt. Zwischen Katholizismus und Jesuiten liegt ihm eine gähnende Kluft. Ihnen gegenüber wird auch seine Sprache zornig und heiß. Die darauf bezüglichen Aufzeichnungen seiner Hand sind sehr lehrreich. Ich gestehe, daß er mich in meinem Gleichmut, womit ich die Abbröckelung und Aufhebung des Jesuitengesetzes anzusehen mich gewöhnt habe, sehr wankend gemacht hat. Wenn ein Mann, der den Dingen so nahe stand, wie er, schreiben konnte:

Frage, ob nicht Bismarcks persönliche ehrgeizige Pläne inbetreff des Elsaß der verwundbare Punkt seien, die Achillesferse, an der die Jesuiten Bismarck gepackt haben könnten,

und ein ander Mal:

Es scheint mir, als ob die Jesuiten den Kaiser auf eine reaktionäre Bahn treiben wollten, —

ich meine, wenn ein ernster katholischer Staatsmann nur solche Vermutungen hegen kann: dann ist am Ende der Jesuitenorden doch viel gefährlicher, als gemeinhin in protestantischen Kreisen angenommen wird.

Doch ich breche hier ab: diese Fragen lassen sich nur in einem größern Zusammenhange behandeln.

Erich Foerster

Literatur-Briefe

Vgl. Nr. 32 und 37

3. Der Briefschreiber empfiehlt Quellenbücher aus vergangenen Kulturperioden und spricht aus Anlaß Hermann Hesses über Kunst und Wissenschaft innerhalb der Religion. Er stellt sodann einen neuen schwedischen Schriftsteller vor und ereifert sich zum Schluß sehr unnötig über eine gegen Kierkegaard verübte Perfidie

Von den neuen Sachen von Hermann Hesse, soweit ich sie kenne, kann ich den Boccaccio, der in der Rennerschen Sammlung „Die Dichtung" erschien, am wenigsten empfehlen. Es ist ein rein ästhetisch angesehen ganz wohlgelungenes — wie soll man sagen? Capriccio über sein Thema, führt aber nirgends tiefer. Das tut eher schon die kleine Einführung, die Paul Ernst seinen Altitalienischen Novellen vorausgeschickt hat. Der Inselverlag hat sie*) zusammen mit einer guten Uebersetzung des Decamerone**) herausgegeben. Wie wichtig diese Novellenliteratur literarisch geworden ist, wissen wir Alle; Sie denken

*) Zu deutsch: Eifere, im Herzen die Liebe zum Sichtbaren zu töten und ganz im Unsichtbaren heimisch zu werden.

*) Leipzig. Zwei Bände 6 Mk.

**) Uebersetzt von Schaum-Mehring. Drei Bändchen. Leipzig 1904. Zusammen 10, gebunden 15 Mk.

so gut wie ich an Shakespeare, etwa auch an Chaucer oder Hans Sachs. Soweit Sie das gleiche Gewicht als ich darauf legen, die Quellen kennen zu lernen, empfehle ich Ihnen die Inselverlag-Ausgabe. Bülows für 20 oder 30 Pfennige aus den Meyerschen „Volksbüchern" kaufbares Italienisches Novellenbuch mögen Sie zur Vervollständigung hinzufügen.

Ob man nicht überhaupt mehr Quellenbücher lesen sollte? Zumal über die ganz großen Zeiten? So wie man doch nicht leicht verabsäumt, die großen Dome anzuschauen, die alten Kapellen darin, mit den großlinigen Fresken, die Rathäuser mit den farbenreichen Sitzungssälen. Die Sprache der bildenden Kunst scheint ja freilich eine konstantere, über lange Entwicklungen hinweg leichter verständlich bleibende zu sein. Wie sie schon rein äußerlich nicht an der Notwendigkeit der Erlernung von Idiomen hängt, welche selbst bei gleicher geistiger Temperatur doch die Völker beinahe willkürlich scheiden. Indessen vielleicht führen gerade darum die literarischen Quellen doch auch, wenn nicht tiefer, so doch deutlicher, in ein genauer abgegrenztes Verständnis der fremden Welten und Zeiten ein. Was der Zwang der Erlernung der Quellensprache gar zu stark — unfruchtbar stark, kommt mir vor — symbolisiert, das geben die literarischen Quellen doch auch in Uebersetzung stärker als die Dokumente in Stein und Farben zu erkennen und zu fühlen: daß es ein anderer Geist war, der sich in jener Kultur aussprach.

Die Zeit ist gerade günstig. Es liegt in der Luft wie ein allgemeines Besinnen. Nach einer Zeit kräftiger, aber zum Teil überstürzter Anläufe fühlt man, daß was man ahnt und will, nicht Wirklichkeit werden kann, wenn es nicht fest und stark in den Boden einwurzeln kann, der uns trägt. Die Empfindung hat sich gewandt. Es ist nicht mehr die größte Empfehlung, daß Etwas noch nie dagewesen sei, sondern daß es gut vorbereitet und begründet ist. Man sucht einen gut fundamentierten Unterbau für das Neue, das man will. Dem entspricht, daß von den verschiedensten Seiten eine ganze Reihe zum Teil sehr stattlicher Quellenbände in Uebersetzungen angeboten werden. Der Inselverlag selbst bringt außer jenen Novellen ein sehr hübsches Bändchen Sonette und Kanzonen von Petrarca.*) Viel weiter geht der Diederichssche Verlag in seinem Bestreben, möglichst alle Werke, die in irgend einer Weise die Grundlage unsrer Kultur authentisch charakterisieren, unsrer Zeit wieder nahe zu bringen. In diese Bemühung hat er von Ruskin**) und Emerson an rückwärts über Schleiermacher, Hölderlin, Novalis, Stendhal-Beyle und über die „Erzieher zu deutscher Bildung" — eine Auswahl aus unsrer klassischen Prosa-Literatur —, über den wunderbaren Angelus Silesius und den mehr sonderbaren Paracelsus und Swedenborg hinweg die Renaissance und darüber hinaus das Mittelalter — Eckard und Franziskus — und schließlich die Antike mit Einschluß der antiken Romantik Plotin einbezogen. Aus der Renaissance — da wir einmal bei ihr sind — bietet er drei Bände Giordano Bruno, einen Band Pico della Mirandola und vor allem einen Band Lionardo da Vinci. Die Herausgeberin des letzteren, Marie Herzfeld, scheint mir an Wörtlichkeit der Uebersetzung des Guten Etwas zu viel getan zu haben. Sie übersetzt, wie die „brauchbareren" Schwarten für Gymnasiasten übersetzen: „nach kurzem Wege einen Fluß treffend, von tüchtiger Breite und Tiefe, alle drei zu Fuß seiend, . . . war es zum Nutzen der Gesellschaft notwendig usw." Die Uebersetzerin macht für sich geltend, daß se dasselbe Prinzip allergrößter Wörtlichkeit bereits in ihrer Jacobsen-Uebertragung durchgeführt habe, die allgemein als sehr gut anerkannt worden ist. Sie vergißt den ungeheuren Unterschied zwischen Werken sprach-, geist-, rasse- und zeitverwardter Völker, wie moderne Deutsche und moderne Dänen, und zwischen Werken von Völkern, die in all diesen Dingen sich fremd sind, alte Italiene und moderne Deutsche. Wo aber der moderne Däne doch anders konstruiert als wir, da, scheint mir, hat die Uebersetzerin das zum einen Teil von selbst nicht nachgemacht, zum andern ist es unter die Fehler ihrer Jacobsen-Uebersetzung zu rechnen. Wenn sie zum Beispiel regelmäßig die Umstellung vollzieht „des Mondes Licht" statt „das Licht des Mondes", „der Erde Frucht" statt „die Frucht der Erde", so gibt das dem deutschen Text einen poetisierenden Hauch, von dem, wie ich mir habe sagen lassen, der dänische frei ist. Für Lionardo macht das übrigens wenig aus. Seine Notizen sind nirgends auf einen künstlerischen Eindruck hin stilisiert. Mir persönlich — und Ihnen wird es ähnlich gehen — kommt es also ganz recht, daß sie mir nur halb übersetzt geboten werden und ich auf diese Weise sicherer bin, die wirkliche Meinung Lionardos erkennen zu können. Es ist, wie wenn man zur Kontrolle den Urtext dabei hätte. Anders wie bei den wunderbar schönen Platoübersetzungen Kaßners, die man wissenschaftlich nicht leicht ohne besondere Hinzuziehung des Urtextes verwenden könnte. Schaffen Sie sie sich übrigens an, sie vermitteln wirklich Etwas von der Helligkeit zugleich und Süßigkeit des hellenischen Geistes. Man kann sie schlürfen wie einen sehr edlen Wein.

Doch kehren wir zurück zur Renaissance der italienischen Novellisten, oder vielmehr zum Mittelalter. Denn man verbaut sich, wie ich glaube, das Verständnis jener Zeiten, wenn man einer Epoche alles Große wegnimmt und sagt: das war schon „Vorrenaissance" und alles Kleine drin läßt: das war „Mittelalter". Hermann Hesse hat auch dem Gegenpol des Boccaccio, der so mächtigen und doch so liebenswürdigen Gestalt des Franziskus ein Bändchen der „Dichtung" gewidmet. Vielleicht ist ihm das besser gelungen — ich kenne es nicht. Seinen eigentlichen Lobgesang auf den heiligen Franziskus gibt der Peter Camenzind.*)

Ich habe dieses Buch mit großer Freude gelesen. Es ist einmal wieder eines jener langsam schreitenden Bücher, ein Buch ohne Aktualität, ohne brennende Fragen, ein Buch nicht wie ein Kaffeehausdisput, sondern wie eine Freundschaft, ein Buch, mit dem man umgehen, zu dem man zurückkehren kann. Vielleicht ist das etwas viel gesagt, aber in diese Richtung gehört es, in die Himmelsrichtung Gottfried Keller. Vor einiger Zeit las ich Sienkiewicz und einige Viebigs. Und dahinter „Die Akten des Vogelsangs" von Wilhelm Raabe. Ein wie erfreulicher Luftwechsel war mir dieser Raabe! Nach jenen Schmökern ein Buch zum Lesen! Man atmet auf, man spannt die Brust weiter, um möglichst viel von der kräftigen guten Luft durch sie hindurchzutreiben und — man liest ganz langsam, daß Nichts verloren gehe. Nicht ganz in derselben Stärke, aber in derselben Richtung war der Luftwechsel, den mir das Hessesche Buch brachte, als ich eben aus der echauffierten Wilde-Literatur auftauchte. Literatur übrigens mehr noch über als von Wilde. Nebenbei: auch ein Kapitel, über das wir uns noch etwas unterhalten müssen.

Peter Camenzind kann sich in die Gesellschaft nicht finden. Seine großen Gaben arbeiten in einem harten bäuerlichen Material und werden dazu noch von einer anderen schweren Erbschaft belastet, einem bedrohlichen Hang zum Trunk. In dem Allen hält ihn doch die Liebe zur Natur seelisch einigermaßen zusammen. Sie wirkt sich in weiten Wanderungen aus und sie beginnt sich ihm zu vermenschlichen in der Gestalt des heiligen Franziskus, dem die Sonne und die Erde und der Mond, der Wind, das Wasser und selbst der Tod Schwester und Bruder waren. Er wandert nach Assisi, um dort Studien für eine Dichtung über den Heiligen zu machen. In den Kreisen einfach gütiger und kindlicher Menschen (man darf in der Tat nicht das italienische Volk nach den Gaunerbanden beurteilen, die an Zentren des Fremdenverkehrs blühen! das Landvolk ist in Italien so gut wie in der Schweiz anders, als das in und um die Hotels sich ziehende Raubvolk) — in diesen Kreisen gewinnt er zum ersten Male lebendige gegenwärtige Menschen lieb. Eben weil sie noch Natur sind. In seiner schweizer Heimat wieder-

*) Uebersetzt und eingeleitet von Bettina Jacobson. Leipzig 1904. 3,50 Mk.

**) Man lasse sich für die ganze folgende Literatur den „Verlagsbericht von Eugen Diederichs in Jena" direkt oder durch irgendwelche Buchhandlung kommen. Unentgeltlich. Er führt den Titel: Zur Kultur der Seele 1896—1906, umfaßt 52 Seiten und ist an sich interessant. Bei allen diesen Büchern ist man eines künstlerisch empfundenen Aeußeren sicher.

*) Berlin, S. Fischer. 31. Auflage. 3, gebunden 4 Mk.

holt sich ihm die gleiche Erfahrung. Der Franziskusschüler findet in einem armen Krüppel das einfach und natürlich Menschliche in einer neuen — einer durch Leiden hindurchgegangenen Form und lernt es in ihr neu erkennen und neu lieben. „Wie Peter Camenzind durch die Natur den Weg zum Menschen fand“, könnte das Buch überschrieben sein.

Ob übrigens die Schwärmerei für den heiligen Franziskus, die ja nun schon einige Jahrzehnte alt ist — ich denke seit dem Sabatierschen Buch — sich gegenüber den Quellen halten wird, den „Fioretti“, dem „Blütenkranz des heiligen Franziskus von Assisi“? die Freiherr von Taube bei Diederichs übersetzt und Henry Thode bevorwortet hat. Besonders in Künstlerkreisen ist die Verehrung des heiligen Franziskus noch heute eine große. „Wie können Sie Luther zu den Großen rechnen“, schrieb mir ein junger Maler, „der das Philisterium zu einer heiligen Sache gemacht hat (nebenbei gesagt, eine nicht üble Formulierung für auch eine Seite in Luther!) »Kleider und Schuh, Essen und Trinken« — von Religiösen kommt für uns nur der heilige Franz noch in Betracht.“ Und in der für unsre Gebildeten so einflußreichen Mutherschen Geschichte der Malerei ist der heilige Franziskus sogar der Hauptanreger der mittelalterlichen Kunst. Ich halte übrigens dieses letztere Urteil für unbedingt richtig. Obwohl ich glaube, daß der Heilige zur Kunst ähnlich gestanden haben würde als später Savonarola, so meine ich, daß wichtiger für die Kunst als Siegesalleen oder ausgegrabene Antiken von jeher die gewesen sind, welche den Geist so erregten, daß er zur Aussprache drängte. Wie auch Friedrich der Große, um an ein ganz andersartiges Beispiel zu erinnern, nicht so die französische Kunst angeregt hat, die er bewunderte, wollte und förderte, als die deutsche, die er verachtete. Aber für unsere Zeit? Kann da der heilige Franziskus wirklich noch eine andere Rolle spielen, als die eines Versuchers? Wie ihn Naumann einmal schildert, eines Versuchers zu Gedanken- und Gefühlsrichtungen, die uns Allen noch immer nahe und tief genug liegen, die erlebt zu haben die Welt unendlich bereichert hat und auch den Einzelnen noch immer bereichert, aus der wir aber seit Luther hinaus sind und in die wir nicht mehr ernstlich zurück können? Ich glaube, daß die Fioretti eher wieder von ihrem Meister ab- als zu ihm hinführen werden, — falls sie überhaupt gelesen werden, was ihnen doch gar sehr zu wünschen ist.

Hermann Hesses zweites Buch Unterm Rad ist eine Schülertragödie.*) Sie gibt nicht allerlei Zufälligkeiten, die in besonders ungünstiger Verschlingung so ungünstig wirken, sondern dem Schulbetrieb wirklich wesentlich innewohnende Gefahren, die gerade auch die bedrohen, welche die Schule ernst nehmen: eine überspannte Geistigkeit, welche die Natur in den ausschlaggebenden Jahren zerrüttet, einen falschen und unedel machenden Ehrgeiz und eine üble Zuchtwahl auf Gefügigkeit und Alles das hin, was Jemanden zu einem „bequemen“, leicht zu behandelnden Menschen macht.

Die Stelle, auf welche ich in meinem ersten Briefe anspielte,**) hat den folgenden Zusammenhang. Unter denen, die — mit der allerbesten Absicht und in reinster Uneigennützigkeit — den armen Hans Giebenrat um seine Sommerferien bringen, ist neben dem Rektor auch der Stadtpfarrer, der ein „moderner Theologe“ ist. Er ladet den Ferienfeiernden zu einer täglichen „Lukasstunde“ ein, um ihn in das ihm bisher unbekannt gebliebene neutestamentliche Griechisch einzuführen, das ihm in der nächsten Klasse viel zu schaffen machen wird und das „kein attisches Griechisch mehr, sondern ein neues, von einem neuen Geist geschaffenes Idiom“ ist.

Ich schreibe die Stelle, um die es sich für uns handelt, her:

Hans trat in die ihm wohlbekannte Studierstube. Wie in einer Pfarrersstube sah es eigentlich hier nicht aus. Es roch weder nach Blumenstöcken noch nach Tabak. Die ansehnliche Büchersammlung zeigte fast lauter neue, sauber lackierte und vergoldete Rücken, nicht die abgeschossenen, schiefen, wurmstichigen und stockfleckigen Bände, die man sonst in Pfarrbibliotheken findet. Wer genauer zusah, merkte auch den Titeln der wohlgeordneten Bücher einen neuen Geist an, einen anderen, als der in den altmodisch ehrwürdigen Herren der absterbenden Generation lebte. Die ehrenwerten Prunkstücke einer Pfarrbücherei, die Bengel, Oetinger, Steinhofer samt frommen Liedersängern, welche Mörike im „Turmhahn“ so schön und herzlich besingt, fehlten hier oder verschwanden doch in der Menge moderner Werke. Alles in Allem, samt Zeitschriftenmappen, Stehpult und großem blätterbestreuten Schreibtisch sah gelehrt und ernst aus. Man bekam den Eindruck, daß hier viel gearbeitet werde. Und es wurde hier auch viel gearbeitet, freilich weniger an Predigten, Katechesen und Bibelstunden, als an Untersuchungen und Artikeln für gelehrte Journale und an Vorstudien zu eigenen Büchern. Die träumerische Mystik und ahnungsvolle Grübelei war von diesem Ort verbannt, verbannt war auch die naive Herzenstheologie, welche über die Schlünde der Wissenschaft hinweg sich der dürstenden Volksseele in Liebe und Mitleid entgegen neigt. Statt dessen wurde hier mit Eifer Bibelkritik getrieben und nach dem „historischen Christus“ gefahndet, der den modernen Theologen zwar wie Wasser vom Munde, aber auch wie ein Aal durch die Finger gleitet.

Es ist eben in der Theologie nicht anders als anderwärts. Es gibt eine Theologie, die ist Kunst, und eine andere, die ist Wissenschaft oder bestrebt sich wenigstens es zu sein. Das war vor Alters so wie heute, und immer haben die Wissenschaftlichen über den neuen Schläuchen den alten Wein versäumt, indes die Künstler, sorglos bei manchem äußerlichen Irrtum verharrend, Tröster und Freudebringer für Viele gewesen sind. Es ist der alte, ungleiche Kampf zwischen Kritik und Schöpfung, Wissenschaft und Kunst, wobei jene immer Recht hat, ohne daß Jemand damit gedient wäre, diese aber immer wieder den Samen des Glaubens, der Liebe, des Trostes und der Schönheit und Ewigkeitsahnung hinauswirft und immer wieder guten Boden findet. Denn das Leben ist stärker als der Tod, und der Glaube ist mächtiger als der Zweifel.

Zunächst möchte ich Sie einladen, die Stelle gleich noch einmal zu lesen und sich über sie so zu freuen, wie ich mich über sie gefreut habe. Am liebsten ließe ich sie ohne alle Begrenzungen für sich wirken. Denn sie gibt wirklich eine allerwichtigste Seite der Sache. Dieser Unterschied von Kritik und Schöpfung, Wissenschaft und Kunst ist wirklich der sachlich wichtigste auf dem Gebiet der Religion. Dennoch ist er nicht das Ganze, und vor allem liegt Hesses Schilderung ein Mißverständnis gar zu nahe, das ihm persönlich wahrscheinlich ganz fremd ist. Die Stelle klingt doch ganz und gar so, als solle die Linie zwischen den beiden widerstrebenden Kräften, zwischen Schöpfung und Kunst einerseits und Kritik und Wissenschaft andrerseits sich mit der Linie decken, die zwischen Altgläubigkeit und Reformbestreben läuft.

Und da muß man dann die Frage an Hesse richten, woher es bei solchem Stand der Dinge wohl kommen möge, daß gerade die ausgeprägtesten Künstlernaturen unter den Religiösen und dazu die, welche am meisten schöpferisch waren, nicht nur Luther und Christus selbst, sondern auch sein geliebter heiliger Franz, dazu alle Mystiker sich im Widerspruch zu den Altgläubigen ihrer Tage durchsetzten? Es wird doch wohl daran liegen, daß die Gegensätze anders zu einander stehen, als die Hessesche Schilderung vermuten läßt. Viel schlimmer und lebenerstickender als irgend eine Kritik der Urkunden und Traditionen ist von jeher die Kritik gewesen, welche die Institutionen an dem freien Geist vornahmen, und viel schlimmer und erstickender als eine freie Wissenschaft, die wohl manchmal mehr schaden als nützen mag, aber doch immerhin ihr Korrektiv in sich trägt, ist von jeher die Wissenschaft gewesen, deren Wesen und Zweck war, der Freiheit und dem Geist Grenzen zu ziehen, und die seit ebensolange her — unfrei und unschöpferisch in sich selbst — ein Selbstwiderspruch und eine widerwärtige Mißgeburt war. Es wird auch daran liegen, daß jede Kunst, und zumal wenn sie schöpferisch werden soll, frei muß schalten dürfen und ganz von selbst gegen Grenzen stoßen wird, die nicht in der Sache liegen.

Dies Alles wird vermutlich Hermann Hesse durchaus anerkennen; und die Hauptsache ist und bleibt, was er über den Unterschied der Schöpferischen von den Wissenschaftlichen sagt, und was, wie ich glaube, in Ihren Kreisen, die etwas dazu neigen, die Religion mehr in Gegensatz zur Kunst als in dem zur Wissenschaft zu empfinden, recht gehört werden sollte.

Mein Brief ist schon etwas lang geworden und dennoch möchte ich gern noch eine Zugabe machen, Ihnen noch einen Dichter empfehlen, der soviel ich sehe, bisher recht unbekannt geblieben ist und ein anderes Schicksal verdient, ein Schwede, Per Hallström mit Namen, den der Inselverlag in einer Uebersetzung von Francis Maro uns nahe bringt. Mir liegen zwei Bücher von ihm vor: „Verirrte Vögel“ und „Ein geheimes

*) Berlin, S. Fischer. 15. Auflage. 3,50, gebunden 4,50 Mk.

**) Nr. 32, Sp. 748.

D H

Idyll und andere Novellen", in beiden Büchern wirkliche Dichtungen von großer Zartheit.*) In einigen Stücken erinnert er stark an die Lagerlöf. Ein Stück wie „Der Löwe" könnte von ihr geschrieben sein. Doch ist, wenn ich recht sehe, das psychologische Element bei ihm stärker, vielleicht auch feiner, das Phantasiemoment dagegen weitaus schwächer. Dem entspricht es wohl, daß Hallström stärker nach dem Naturalismus hinneigt; das macht ihn wieder ganz selbständig und zu einer Nüance für sich. Ich persönlich liebe indessen die Sammlung, in welcher das weniger der Fall ist „Ein geheimes Idyll" mehr als die andere. Man könnte sie ein Buch vom Tode nennen. Der Tod als Versöhner. Es hat garnichts Pessimistisches, Entmutigendes, eher etwas unendlich Beruhigendes. Am eindrucksvollsten sind die Stücke, die der Lagerlöf am nächsten stehen. Das Weite, Unendliche im Blick des gefangenen und dann des sterbenden Löwen, der von der endlosen Wüste träumt, und wie es wiederkehrt im Blick eines Ermordeten, der seit langem weiß, daß er diesem Tod, einem Rachetod, entgegengeht und dem diese Gewißheit allmählich und mit den Jahren allen Haß aus der Seele gezogen hat. Das Mysterium, eine Darstellung der Höllenqualen, in einer mittelalterlichen Stadt auf Bühnen, die über zusammengebundenen Barken im Fluß errichtet sind, während die Zuschauer auf der Holzbrücke stehen. Zunächst sind es verkleidete Opfer und nachgemachte Qualen. Dann aber taucht eine Bühne auf, auf welcher Verbrecher und besonders Ketzer mit wirklichen Qualen gemartert werden. Die Zuschauer, welche auch jene Darstellung als der Wirklichkeit entsprechend glaubten, aber doch sie selbst als unwirklich wußten, fühlen die unerbittliche Wahrheit verbürgt in diesem wirklichen Qualbild und ihrer bemächtigt sich eine furchtbare Erregung des Hasses zumal gegen die Ketzer, die ihre Seelen der Hölle überliefern wollten. Sie rufen einem von ihnen die Frage zu, ob er nun noch glaube, daß Gott und der Himmel nicht jenseitig, sondern schon hier und überall sei, in den Herzen, in der Liebe, und er antwortet, daß er es nicht mehr glaube, sondern die Hölle und der Haß seien hier und überall. Indem fährt der Sturm, der schon den ganzen Tag lang hinter drückender Schwüle gelauert hatte, in den Fluß, wirft die Barken mit den Bühnen gegeneinander und gegen die Holzbrücke und begräbt Henker, Opfer und Zuschauer in einem Grab, so die Schändung des Lebens, die Schändung des Todes wegwischend, die hier stattgefunden hatte. Doch ich könnte lange erzählen, lesen Sie selbst. Eine Probe will ich noch hinschreiben, die Sie auch inhaltlich interessieren wird (S. 216—18):

Für arme Leute im Allgemeinen und besonders für die Allerniedergedrücktesten ist es etwas Eigenes um Leichenbegängnisse. Sie haben für sie eine mystische Macht und Poesie, die Andere nur schwer ahnen können. Man muß nicht mit Vielen gesprochen haben, um zu entdecken, daß sich um ein solches Ereignis etwas von dem Wachsten und Tiefsten ihres Gefühllebens gesammelt hat, sogar wenn der Todesfall selbst ihre abgehärteten Nerven recht unberührt gelassen hat. Das Begräbnis kann den Ueberlebenden ihren bittersten Schmerz bereiten, wenn sich die Machtlosigkeit der Armut auch hier zu schwer fühlbar macht, aber auch ihre beste und dankbarste Freude, wenn es ihnen gelingt, Etwas daraus zu machen. Sie legen sich dafür die schwersten Opfer auf, sie sind im stande, es zu genießen wie ein Fest, und natürlich umsomehr, je seltener Feste sich ihnen sonst bieten; aber gleichzeitig ist es eine ehrlich gemeinte Zärtlichkeitsbezeugung, und Banquos Stuhl ist die ganze Zeit der Ehrenplatz am Tische. In all seiner Einfachheit und Unbehülflichkeit ist es oft ein schöner und demütig stolzer Triumph. Seht, scheint es zu sagen, ein Leben ist dahingegangen, unter vielem Schmerz und Kummer und geringer Freude war es da, es wurde vielleicht nicht viel daraus. Aber hier stehen wir, die wir den Toten kannten, und empfinden die Kälte und die Leere nach seinem erloschenen Funken; in unserem Dasein war er ein Teil, der wohl vergessen werden, aber nie ganz verschwinden kann; nun strecken wir die Hände nach ihm aus. Und wir fühlen undeutlich: Ehre dem Leben mit seiner unendlichen Möglichkeit, und wir ahnen auch undeutlich, daß Etwas von Sieg in diesem liegt.

Wer weiß, wie weit und tief zurück in die Zeiten dieses Gefühl zurückreicht, die Wurzel aller Religion und alles Denkens!

Für Viele sind Begräbnisse noch immer alle Religion, die sie kennen; sie sind armer, alter Frauen Gottesdienst. Nicht nur aus Neugierde laufen sie zu wildfremden Leichenzügen, diese armen, lächerlichen Mütterchen, die man auf den Straßen sieht, mit rotgeweinten Augen, den Schürzenzipfel in den Händen. Sie weinen aufrichtig und denken an ihr eigen Teil, und fühlen, daß die Tränen sehr gut tun und daß alle in irgend einer Weise zusammengehören, wie wenig man sich auch sonst daran erinnert. Es reißt sie einen Augenblick aus ihren Kümmernissen, und sie werden, leider nur von der traurigsten Seite, Glieder eines Ganzen. Sie sind Menschen unter anderen und nicht nur Frau So und So, die den Mietzins aufbringen soll.

*) Beide Bücher 1904. Je 4 M.

Ich habe Ihnen eine ganze Reihe Bücher des Inselverlags empfehlen können; es wird Sie also nicht als Voreingenommenheit gegen ihn berühren, wenn ich einen Streich des Verlags etwas lebhaft erwähne, der mir fast unbegreiflich ist, und der, wenn er bewußt wäre, nur als eine Infamie gegen einen Wehrlosen bezeichnet werden könnte.

Sie kennen Kierkegaards „Entweder—Oder". Sie wissen, daß im Mittel des „Entweder" das vielberufene „Tagebuch des Verführers" steht, und daß im „Oder" das Gegenstück dazu folgt. Sie wissen auch, daß Kierkegaard mit vollster Absichtlichkeit im „Entweder"-Teil bis an die äußerste Grenze ging, indem er die Konsequenzen einer rein ästhetischen Anschauung schilderte wie er sie sah, weil er sich bewußt war, im „Oder"-Teil siegreich das Gegenstück hinzustellen, das, was gelten sollte, und was er verkündigen wollte. Der Inselverlag nun hat das „Tagebuch des Verführers" aus diesem gegensätzlichen Zusammenhang herausgelöst und für sich gedruckt: „Das Tagebuch des Verführers. Von Sören Kierkegaard." Es mag eine solche Herauslösung angehen, wenn es sich um Stücke handelt, die in sich geschlossen sind und nicht, was für ihr Verständnis nötig wäre, außer sich haben. Es mag angehen, aus Immermanns Münchhausen den Oberhof herauszulesen — ich habe doch Beides lieber in seinem vom Dichter gewollten Zusammensein gemocht! — so mag es auch in Bezug auf einige Novellen gehen, die Cervantes seinem Donquixote eingeflochten hat, oder Goethe den Wahlverwandtschaften. Aber einem Tendenzbuch, das ein Tendenzbuch sein will, ein Stück herausnehmen, das so für sich das Gegenteil von dem bedeutet, was es bedeuten wollte, so einem Toten seine Tat umdrehen, ihr das Gesicht in den Nacken setzen, als wäre sie so gemeint — nun die ethischen Instinkte mögen verschieden in den Verschiedenen funktionieren!

Schließlich wenn wir eine Unzahl von Zitaten „sagt Goethe", „sagt Schiller", „sagt Ibsen" auf die Quelle verfolgen, werden wir finden, daß der Angeführte es garnicht sagt, sondern sagen läßt, und da kommt auch oft Etwas heraus, das sonderbar genug ist. Als noch M. G. Conrad die verflossene „Gesellschaft" redigierte, konnte man einst zu seinem Erstaunen im Briefkasten lesen, was Shakespeare über Keuschheit gepredigt habe, — gab man sich die Mühe die Stelle im Urzusammenhang nachzuschlagen, so fand man, daß der Dichter den Charakter eines seiner ausgemachtesten Hallunken mit ihr kennzeichnet. Ueber dieses Kapitel wäre auch noch Manches zu sagen.

Georg Stolterfoth

Kunst und Kunstgeschichte

Von dem großen Unternehmen der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart: „Klassiker der Kunst", sind wieder drei neue Bände erschienen. Als Band 7: Michel-Angelo, gebunden 6 Mk. Die Uebersicht über Leben und Entwicklung des Künstlers von Fritz Knapp ist ausgezeichnet geschrieben. Die Abbildungen, unter denen nicht weniger als 70 nach den Fresken der Decke in der Sixtinischen Kapelle und 11 nach dem Jüngsten Gericht, sind sehr gut. Es ist wirklich ein Genuß, in dieser Gesamtausgabe sich das Lebenswerk eines solchen Meisters zu vergegenwärtigen. In den Anhang der zweifelhaften Werke werden auch die Berliner Statuen verwiesen; die Abbildung des Kruzifixes von S. Spirito, in dem Thode vor einiger Zeit ein von Michelangelo 1492 verfertigtes Holzkruzifix entdeckt zu haben glaubte, ist sehr lehrreich. Nr. 163 wäre besser weggeblieben.

Zu Rembrandts Gemälden (Band 2 der Klassiker der Kunst) sind nun in Band 8 Rembrandts Radierungen hinzugekommen. 402 Abbildungen. 8 Mk. Die Einleitung führt trefflich in die Methode und in die Resultate der heutigen Kritik

gegenüber dem überlieferten Radierungenwerk von nahezu 400 Blättern ein. Singer hat noch mehr Blätter als seine Vorgänger in die Abschnitte „Zweifelhaftes" oder „Verworfenes" eingereiht. Dagegen ist die Einführung in die künstlerische Eigenart der Radierungen, die unbedingt nötig ist, zu kurz ausgefallen. Auch die Reproduktionen gefallen mir in diesem Band weniger. Ob es an dem Papier oder an der Technik des Verfahrens liegt, kann ich nicht sagen. Aber viele Abbildungen sind mir zu glatt und nicht energisch genug in der Wiedergabe von Schatten und Licht.

Wer sich in genauerem Studium mit Rembrandts Radierungen beschäftigen will, greife zu Richard Hamann, Rembrandts Radierungen. Berlin, Bruno Cassirer 1906. 14 Mk. Dies Buch setzt freilich voraus, daß man Leben und Wirken des Künstlers schon etwas kennt, etwa durch Carl Neumanns Buch, das ich früher schon empfohlen habe und auf das ich wiederum nachdrücklich hinweisen möchte, zumal jetzt eine neue Auflage erschienen ist. Hamann gruppiert nicht nach der zeitlichen Aufeinanderfolge, sondern nach ästhetischen Gesichtspunkten. „Selbst- und Familienporträts", „Der Porträtist", „Der Erzähler", „Plastische und malerische Darstellung", „Die Farbe", „Der Raum", „Die Landschaft", „Das Licht", „Die Technik". Dabei ergeben sich völlig neue Gesichtspunkte, die zu tieferem künstlerischen Verständnis führen können, zumal der Text anziehend und klar geschrieben ist. Das Buch enthält 139 Abbildungen. Text und Bild lassen sich fortwährend vergleichen. Die Abbildungen sind sehr gut. Wer das Buch studiert, lernt Rembrandt anders kennen und schätzen als durch so manche phrasenhafte Artikel, die im verflossenen Jahr den Künstler gepriesen haben. Freilich hat mich auch dieses Buch wieder in der Ansicht bestärkt, daß Rembrandt nie ein „populärer" Künstler werden kann.

Der neueste Band der Klassiker der Kunst ist Schwind gewidmet. In 1265 Abbildungen werden uns seine Werke nahegebracht. 15 Mk. gebunden. Wie viele sind darunter, die den meisten Lesern gewiß unbekannt sind! Und welch eine Freude erlebt man an der poetischen Auffassung dieser oft so anspruchslosen und doch so tief empfundenen Kunstwerke, an ihrem harmlosen Humor, an ihrem gemütvollen, sinnigen Gehalt, ja auch an ihrer idealisierenden Ausdrucksweise, die ja gewiß nicht die einzig berechtigte ist. Erst mit diesem Bande der Klassiker der Kunst ist die Entwicklung des „Romantikers" Schwind zu verfolgen. Ein wesentlicher Vorzug der Ausgabe besteht eben darin, daß sie vom Vergleich mit andersgearteten Meistern ablenken und den Beschauer auf den einzelnen Künstler und sein Werk beschränken. Otto Weigmanns Einleitung hat den Ton, der zu dem umfassenden Anschauungsmaterial paßt, sehr gut getroffen. Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk!

Heinrich Wölfflin gibt in seinem Buch Die Kunst Albrecht Dürers (München, Bruckmann 1905, gebunden 12 Mk.) nicht eine Lebensbeschreibung, aber eine eindringende kritische Analyse der Schöpfungen Dürers und seines künstlerischen Entwicklungsgangs vom Standpunkt der modernen, die Formseite betonenden Kunstgeschichte aus. Er verfolgt den Zweck, die geschichtliche Erkenntnis des künstlerischen Schaffens Dürers zu vertiefen und dadurch dem heutigen Beschauer seine Kunstweise vertrauter zu machen. Untersuchungen über Dürers Stellung zur Natur und zur gleichzeitigen italienischen und deutschen Kunst, über die Verhältnisse der Studien zu den großen Werken führen zu einer klaren Darstellung des Dürerstiles. Wie das Buch einen großen Fortschritt in der wissenschaftlichen Dürerliteratur bedeutet, so ist es gleichzeitig für jeden Dürerfreund in hohem Grad wertvoll: über zahlreiche Einzelheiten und über die Gesamtauffassung erhält man neue Anschauungen. Zwei Wünsche seien hier ausgesprochen: einmal, daß statt vieler heute allgemein zugänglicher Abbildungen mehr solche der Zeichnungen mitgeteilt, und dann, daß die Beziehungen Dürers zur deutschen, besonders der Nürnberger Plastik näher untersucht würden.

Soeben ist der zweite Band von Max Schmids Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts erschienen. Leipzig, E. A. Seemann. 11 Mk. gebunden. Den ersten Band habe ich früher schon hier angezeigt. Der zweite behandelt die Kunst der Mitte des Jahrhunderts bis zu den achtziger Jahren. Ein dritter Band soll den Abschluß geben. Soweit ich noch den Abschnitt über deutsche und englische Kunst durchsehen konnte, ist auch dieser Band durchaus zu empfehlen. Ueber die Beurteilung bestimmter Richtungen und einzelner Meister ist zur Zeit eine Uebereinstimmung nicht möglich. Die Düsseldorfer Schule z. B. scheint mir nicht historisch genug gewürdigt zu werden. Ueberhaupt tritt die Beschreibung des Kunstwerks nicht selten hinter dem Urteil zurück. Aber eine moderne Kunstgeschichte wird immer subjektiv sein. Darin liegt ihr Reiz und ihre Anregung. Sie soll in gewissem Sinn zum Widerspruch anregen. Die Abbildungen (376 und 17 Farbendrucktafeln) sind gut ausgewählt und gut ausgeführt.

Noch seien hier einige Bücher mehr populären Inhalts genannt. Zunächst der Bilderanhang von Dr. B. Seyfert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1906. Der Bilderanhang ist zunächst als Ergänzung zum Lehrbuch der Geschichte von Neubauer bestimmt, kann jedoch auch unabhängig zu jedem andren Lehrbuch als Geschenk für unsre Schüler und Schülerinnen verwendet werden. An Luckenbachs vorbildliches Werk reicht der Bilderanhang nicht heran. Aber er bietet für den geringen Preis von 2,50, gebunden 3 Mk. sehr viel. Die Bilder sind zum größten Teil gut ausgeführt. Ueber die Verwendung anderer Kunstwerke zur Illustrierung früherer Perioden der Geschichte wird man ja zweierlei Meinung sein können. Das Grabmal Theoderichs und die Reste eines Wickingerschiffs nehmen sich immer merkwürdig genug aus neben den modernen Bildern eines Zick und Gehrts von Kriemhild und Gudrun. Beide werden in einer modernen Kunstgeschichte schwerlich aufgenommen. Und ob durch sie jene alten Zeiten uns wirklich nahegebracht werden? Ein solches Bild nimmt eine ähnliche Stellung zur Geschichte ein wie etwa ein historischer Roman. An der sorgfältig getroffenen Auswahl würde ich eine Aenderung empfehlen auf S. 66: statt des Innern von S. Paolo wäre etwa das von S. Apollinare in Classe vorzuziehen. Der moderne Prunksaal von S. Paolo gibt kein zutreffendes Bild einer altchristlichen Basilika. Fig. 341 hat weder einen künstlerischen noch einen historischen Wert. Das Porträt Fig. 346 ist zwar gut, aber auch sehr aufdringlich. Die neuste Kunst ist mit drei Böcklin, einem Thoma, Liebermann, Uhde, Klinger nicht glücklich vertreten.

In vielen Häusern ist schon verbreitet die neue Ausgabe des Marienlebens von Dürer durch den Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins Düsseldorf. Fischer und Franke, 80 Pfennige! Möge sie noch eine reiche Verbreitung gewinnen. Die Einleitung ist nach meiner Ansicht nicht geeignet, die berühmte Holzschnittfolge dem „Volksbewußtsein" näher zu bringen. Aber die Bilder führen sich selbst ein.

Von den Bildern Rudolf Schäfers „Aus dem Leben unseres Heilands" sind in 2 Serien je 6 Stück von der Verlagsbuchhandlung Schloeßmann in Hamburg als Wandsprüche herausgegeben. Jede Serie 1,40 Mk. Die mir vorliegende Serie A hat mir sehr gut gefallen.

Mit dem schön ausgestatteten Werk Halt im Gedächtnis Jesum Christ (Hauptzüge aus dem Leben Jesu in Wort und Bild. Mit 51 Autotypien herausgegeben von Pfarrer P. Dorsch. Stuttgart, Belser 15 Mk.) kann ich mich nicht recht befreunden. Der Bilderschmuck ist zwar technisch gut ausgeführt; aber die Auswahl ist eine einseitige. Gebhardt ist überhaupt nicht und Thoma sehr ungünstig vertreten. Die Bilder von Hader sind wertlos. Die Erklärung der Bilder aber kann nur auf Leser wirken, die die Anschauungen des Verfassers der einzelnen erbaulichen Betrachtung teilen. Ton und Tendenz sind mir zu aufdringlich.

Johannes Bauer

Für Weihnachten

Zwei Weihnachtsspiele: Weihnachtsgaben, von Maria Berne (Zweite Auflage), und Euch ist heute der Heiland geboren, von Otto Raupp, legt der Evangelische Verlag in Heidelberg vor. Je 20 Pfg. Beide sind bestimmt für Aufführungen im

Kindergottesdienst, weniger geeignet für die häusliche Feier; das erste minder einfach und in sich fester gefügt, das zweite schlichter und leicht den verschiedensten Verhältnissen anzupassen. Erich Foerster

Abendsegen für die christliche Familie. Abendandachten für jeden Tag nach der Ordnung des Kirchenjahres von Dr. Paul Wurster, Direktor des Predigerseminars in Friedberg. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein 1906. 394 S. Gebunden 2 Mk. oder 2,80.

Bedenken, die man gemeinhin — und nicht ohne Grund — gegen „neue" Andachtsbücher zu hegen pflegt, schwinden gleich beim ersten Lesen dieser Abendandachten von Wurster. Man braucht nur einige seiner Betrachtungen zu vergleichen mit Ausführungen anderer viel gebrauchter und gekaufter Andachtsbücher über dieselben Schriftstellen, und man wird sofort erkennen, daß es eine gute Gabe ist, die Wurster mit dieser zweiten Sammlung von Andachten dem christlichen Hause bietet. Eine erste Sammlung, Morgenandachten enthaltend, ist unter dem Titel „Hausbrot für evangelische Christen" in demselben Verlage 1906 bereits in vierter Auflage erschienen. Einfache, ungekünstelte Sprache, Wärme der Empfindung und ein feines Verständnis für alle Bedürfnisse des äußeren und inneren Lebens zeichnen Wursters Andachten aus; sie sind, kurz gesagt, durchweht von einem gesunden evangelischen Christentum, frei von allen Ueberschwenglichkeiten, die so manches andere Andachtsbuch entstellen und dadurch der Wirkung berauben. Gute Ausstattung bei angemessenem Preise.
B Bundesmann

Gott und die Seele. Ein Wort vom religiösen Erleben von Friedrich Daab. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 63 S. Gebunden 80 Pfg.

Daab untersucht die verschiedenen Religionsstufen darauf hin, wie sich auf ihnen die Art und Weise des religiösen Erlebens darstellt. Furcht ist die psychische Form, in welcher auf der untersten Religionsstufe die Religion erlebt wird. Der Mystiker sieht den Höhepunkt seines religiösen Erlebens in dem Augenblick, in welchem sein Denken und Wollen, sein Fühlen und Empfinden erlischt in dem Untertauchen in die Gottheit. Aesthetiker wie Schleiermacher und Goethe fühlen dann ihr religiöses Erlebnis, wenn das göttliche Leben, wie es im Universum wirkt, ihre Seele berührt. — Im Gegensatz zu aller mystischen und ästhetischen Religion handelt es sich für Daab in Uebereinstimmung mit Bonus in einem gesunden religiösen Erlebnis „nicht um ein Zurückgenommenwerden in den ewigen Grund und nicht um eine Harmonie mit dem Universum, sondern um ein Vorwärtskommen hinein in den Zusammenhang mit dem Werden der Welt." Das Zeichen echter Religiosität ist Kraft und Leben; nur da ist wahres religiöses Erleben, wo eine Steigerung des Lebensgefühls eintritt. Das zeigt sich in gleicher Weise bei Paulus wie bei Luther, vor allem bei Jesus. Jesus bedeutet für dieses religiöse Erleben insofern die Mittelsperson, als er den einzelnen religiösen Menschen zu einem seinem eigenen Gott-Erleben nur der Grundstimmung nach ähnlichen, nicht der Form und dem Grade nach gleichen Lebenshochgefühl führen will. Jesus leitet die Seinen überall an, Gott selbst zu erleben. Das Institut der Kirche tritt diesem selbständigen religiösen Leben, das allein wahre Frömmigkeit ist, leider vielfach hindernd in den Weg. — Das alles sind Gedanken, die gerade für unsere Zeit von besonderem Gewicht und Werte sind. Falck

Zwischen Kopf und Seele. Von Karl König. Jena, Eugen Diederichs 1906. 2, gebunden 3 Mk.

Es war nicht in einem theologischen — leider —, sondern in einem philosophischen Kolleg, als mich zum ersten Male der Gedanke wie eine frische Brise anwehte: Das Wirkliche liegt im Unmittelbaren, und alle Wissenschaft ist mittelbar. Ein sehr einfacher Gedanke, wie die Wahrheit immer eine edle Einfachheit hat. Aber unter diesem Gedanken fielen Schuppen, sanken Ketten, wichen Nebel. Eine neue Freiheit für die Wissenschaft und zugleich über ihr warf einen goldenen Glanz über die ganze Gedankenwelt.

Wer so etwas erlebt hat und nun auf den immer helleren Anbruch dieses Lichtes gewartet hat, dem ist es eine Freude, einem Buche wie dem von Karl König zu begegnen. Das Unmittelbare in seiner Kraft und schöpferischen Bedeutung ist hier hochgestellt, daß man es sehen kann und muß. König ist ja nicht der Erste, der es tut. Kant, Fichte, Goethe, Carlyle — unter den Neueren besonders Hermann Kutter, sie haben Bahn gebrochen oder den Bann gebrochen. Von Jesus ganz zu schweigen, der den Anbruch des Glücks (des Reiches Gottes) mit der Unmittelbarkeit für immer zusammen gebunden hat: „So ihr nicht unmittelbar werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Glück kommen!" Aber daß König es so prachtvoll zu sagen weiß, das hat er vor seinen gelehrten Vorläufern voraus. Wenn wir noch mehr solche Bücher haben und sie ihren innersten Sinn ausströmen, dann muß Tauwetter kommen nach dem intellektualistischen Winter. Es ist Frühlingsluft in dem kleinen Buche. Und an dieser frischen, lebensvollen Art zu reden kann man merken, daß selbst in einem so gelehrt-verstaubten Wort wie „der Primat der praktischen Vernunft" eine frohe Botschaft tickt und hämmert, die heraus will zu den armen wissenschaftgelähmten Kindern unsrer Tage. Selbst so trockene Fragen wie die von der Quaestio juris und quaestio facti — hier bekommen sie Leben und Bedeutung fürs Leben.

Genug. Wem der Alp „Intellektualismus" auf der Brust sitzt — und Viele wissen es nicht einmal, daß er sie hat —, der sei dankbar für dieses kleine Buch. Allen unter der wissenschaftlichen Atmosphäre beklommen atmenden Leuten, Studenten, jungen und alten Arbeitern an Weltanschauungsfragen gehört dies Buch unter den Weihnachtsbaum.
Paul Jaeger

Hemmungen des Lebens. Von Dr. Johannes Müller. München, C. H. Beck 1907. Gebunden 3 Mk. oder 4,50.

Johannes Müller klagt einmal, daß es ihm so schwer werde, sich gegen Mißverständnisse zu schützen. Es sind gewöhnlich dieselben. Die höher Gebildeten unter uns haben in der Regel eine sehr fest sitzende Vorstellung von Religion, von der die seine himmelweit verschieden ist. Was er ihnen sagt, tragen sie in ihr Schema ein und stellen es damit nicht selten auf den Kopf. Es ist daher sehr praktisch, daß Müller hier seinem großem Publikum mit Dingen nahe tritt, in denen die Meisten nichts Anderes suchen und sehen werden als eine Auseinandersetzung mit den bekannten Quälgeistern. Die Verhandlung wird aber so kraftvoll geführt, daß nicht ganz stumpfe Menschen bald merken werden, worin diese Hemmungen des Lebens, richtig erfaßt, uns das Verständnis des Unsagbaren erschließen können. Wie dankbar müssen wir dafür sein, daß diese frischen Töne in unserm Volk laut werden! Daß man sie hört, dafür werden schon die Hemmungen des Lebens sorgen. Wilhelm Herrmann

Vom Leben und Sterben. Von demselben. Ebenda. 58 S. 1 Mk.

Wie Müller in den „Hemmungen" handelt von Trauer, Furcht, Sorge, Unsicherheit, Mißtrauen usw., so hier von Tod, Leben nach dem Tode, Abschied, Heimsuchung, Ende, Aufschwung. Alles ist selbst erlebt und wirkt dadurch, daß er sich gar nicht an herrschende Religions Vorstellungen anschließt. Man erfährt, wie der Verfasser sich mit seinen Erfahrungen auseinandersetzt und wie sie ihm zum Gewinn geworden sind. So hilft er denen am besten, die in gleiche Nöte geraten. R

Epiktet. Handbüchlein der Moral. Mit Anhang. Ausgewählte Fragmente verlorener Diatriben. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Capelle. Jena, Diederichs 1906. 2, geb. 3,50 Mk.

Diese höchst verdienstliche Schrift den Lesern und Freunden der Christlichen Welt anzuzeigen, ist eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Herausgeber. Das beste Lob, das man dem Buche nachsagen kann, ist dieses: es ist ein Andachtsbuch, würdig den besten Andachtsbüchern der Christenheit zur Seite gestellt zu werden. Es ist die Stimme eines Predigers im Heidentum, von dem der Herausgeber in der Einleitung zu seiner meisterhaften Uebersetzung sagt: „Epiktet kann helfen, uns Charaktere zu bilden, die die wahre Freiheit erringen, sittliche Persönlichkeiten, die uns grade heute bitter not tun! Nur darf man sich nicht darauf beschränken, seine Diatriben und sein Enchiridion wieder und wieder zu lesen, sondern man muß wirklich ernsthaft den Versuch machen, darnach zu leben." Die warm, geschickt geschriebene, auf einem reichen Wissen und gründlicher Belesenheit ruhende, sehr ausführliche Einleitung des Herausgebers weist hin auf die Zusammenhänge zwischen heidnischer, philosophischer Diatribe und den Anfängen der christlichen Predigt. Diese Zusammenhänge sind ebenso oft von überraschender wie belehrender Natur. An diesem schönen und gemütvollen Buche ist mir wieder einmal mit innerlicher Freude zur Erkenntnis gekommen, wie durchaus modern das antike Griechentum zu allen Zeiten bleiben wird. H Reuß

Neue Danteliteratur. Seit das deutsche Volk zum religiösen und philosophischen Denken zurückzukehren begonnen hat, ist auch für Dante Allighieri wieder die Zeit des Verständnisses und der Liebe gekommen. In diesem Jahr sind zwei vorzüglich ausgestattete, geschmackvolle Bände erschienen, beide wohl geeignet, das gebildete deutsche Haus, besonders auch Jugend und Frauen, für diesen am tiefsten religiösen und am tiefsten philosophischen aller großen Dichter zu gewinnen. In den „Büchern der Weisheit und Schönheit" (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer) hat Richard Zoozmann „Dante in einer Auswahl" veröffentlicht. (2,50 Mk.) Aus Hölle, Läuterungsberg und Paradies je zehn Gesänge, aus der Vita Nuova sämtliche Lieder und etwa die Hälfte des Prosatextes bieten sich in gut lesbarer, meist auch sinngetreuer Uebertragung dar. Eine vollständige Uebersetzung der Commedia und der Vita Nuova verheißt der Verfasser für 1907. (Leipzig, Max Hesse. 3 Mk.) — In der Sammlung Hortus Deliciarum (Berlin, Bard) hat Otto Hauser „Das Neue Leben" von Dante Allighieri vollständig übertragen und mit Nachbildungen nach Gemälden des Dante Gabriel Rossetti geschmückt. (2,50 Mk.) Diese schönste und reinste aller Liebesgeschichten kann als Einleitung der Divina Commedia bezeichnet werden: denn sie lehrt uns den Menschen Dante kennen und damit die am meisten poetische Figur, durch die allein wir uns in dem übermenschlichen Weltschauspiel der Commedia zurechtfinden können. Zoozmann und Hauser haben auf gelehrte Anmerkungen so gut wie ganz verzichtet. Sie wollen nur den Dichter dem Leser nahebringen, und das war, wie uns scheint, für den nächsten Zweck durchaus das Richtige. Eduard Wechßler

Sammlungen von Quellenschriften in Auswahl. [Vgl. Sp. 1193.]

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erreichen, durch die man zu den Quellen steigt." Dieser Seufzer des Famulus Wagner ist heute nicht mehr wahr. Heute kann man für wenig Geld und mit geringen Umständen an die Quellen kommen, vielleicht nicht an große kritische Quellenausgaben, sondern an kleine Bändchen mit einer Auswahl — aber doch immerhin genug, um wenigstens Etwas aus erster Hand zu bekommen. Eine Reihe von Sammlungen solcher „Auswahlen" erscheinen jetzt; für diesmal liegen nicht weniger als fünf mit einzelnen, freilich durch die Zufälligkeit der Rezensionsexemplare auch vereinzelten Bänden vor.

Da sich doch manche dieser Bände — oder Bändchen — recht gut zu Weihnachtsgeschenken eignen, so soll kurz auf sie hingewiesen sein.

I. Die Fruchtschale. München, Piper und Co., bis jetzt 14 Bände zu 2,50 bis 3, gebunden 3,50 bis 4 Mk. 7. Walt Whitman, Prosaschriften, in Auswahl übersetzt und eingeleitet von O. E.

Lessing. XXVIII, 191 S. Die Auswahl ist recht charakteristisch, die Einleitung aber trotz ihres Widerspruchs gegen die Verhimmelung des Helden selbst verhimmelnd: Dante, Shakespeare, Goethe — Whitman stehen neben einander! — 8. Jakob Böhme. Morgenröte im Aufgang. Von den drei Prinzipien. Vom dreifachen Leben. Herausgegeben und eingeleitet von Grabisch. XIX. 288 S. — 11. Vauvenargues. Gedanken und Grundsätze. Mit einer Einführung von Ellen Key (XXVII, 186 S.), in der sie ihn als eine Skizze der Natur zu Nietzsches Bild zeichnet. — 12. Frische Elfenmärchen. Uebersetzt und eingeleitet von den Brüdern Grimm. Herausgegeben von J. Rutz (CXXIII, 224 S.). Die Einleitung ein wertvolles Werk der beiden Forscher, die Märchen selbst stimmungsvoll phantastisch. — 14. Heinrich Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Mit der Einleitung von J. Görres zur Suso-Ausgabe von 1829. Herausgegeben von W. v. Schulz. XCI, 219 S. Enthält Susos Leben gekürzt und einzelne Kapitel aus dem Büchlein der ewigen Weisheit, dem Büchlein der Wahrheit, dem Briefbüchlein, dem Buch von den neun Felsen.

II. Statuen deutscher Kultur. Herausgegeben von Will Vesper. München, Beck. Gebunden 1,60 bis 1,80 Mk. Die Ausgabe zeichnet sich durch sehr hübsche Ausstattung aus. 5. Vorgoethesche Lyriker. Ausgewählt von Hans Brandenburg. 133 S. Auswahl aus Günther, Hagedorn, Klopstock, Weiße, Herder, Claudius, Jacobi, Bürger, Hölty. — 6. Hölderlins Dichtungen. Ausgewählt von Will Vesper. 103 S. Gute Auswahl aus Diederichs Ausgabe. — 8. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Neudeutsch von Will Vesper. 95 S. Sehr gute Uebersetzung dieser ältesten deutschen Dorfgeschichte. — 9. Novalis Märchen. Zusammengestellt und eingeleitet von E. Sulger-Gebing. 102 S. Enthält Hyazinth und Rosenblütchen, Heinrichs Traum von der blauen Blume, Vom Dichter und von der Königstochter, Das Märchen Klingsohrs. — 10. Brentanos Gedichte. Ausgewählt von H. Todsen. 124 Seiten. Sehr gute Auswahl in ungefähr chronologischer Ordnung. — 11. Deutsche Gedichte des siebzehnten Jahrhunderts. Ausgewählt von Will Vesper. 106 S. Ein Versuch zur Rettung der Barockkunst — und bei so strenger Auswahl wie hier wirkt selbst Hoffmannswaldau noch angenehm. Aber warum fehlt bei Simon Dach Aennchen von Tharau? — 12. Geßners Idyllen. Ausgewählt von Will Vesper. 93 S. Diese sind in der Tat in sich vollendete kleine Kunstwerke, deren Wert heute immer mehr erkannt wird.

III. Breviere ausländischer Denker und Dichter. Herausgegeben von C. Hegemann und E. A. Regener. Minden, Bruns. Gebunden 2,50, Luxus-Ausgabe 4 Mk. Die Sammlung begann mit O. Wilde; für heute liegen vor 2. Worte Buddhas (von Regener) 167 S. Nach einer auf Oldenberg beruhenden Einleitung von etwa 50 Seiten folgen isolierte Sprüche über Pflicht, höchstes Gut, Erlösung und Weg zur Wahrheit — leider ganz ohne Angabe, woher der Auswähler sie genommen hat; am Schluß noch ein etwas wahlloses Literaturverzeichnis. — 3. Worte Ruskins. Von Hegemann. 256 S. Der Verfasser erklärt in der Einleitung Ruskins Lehre mit erfreulicher Offenherzigkeit für eine Irrlehre und für unhaltbar — sammelt aber dennoch einzelne Sätze aus ihr, die nach ihm so wundervoll geschrieben sind, daß sich das Sammeln lohnt: auch das Lesen lohnt sich. — 4. Worte Multatulis. Von Hegemann. 225 S. Sehr gute Einleitung und treffliche Auswahl, im religiösen Abschnitt aber doch wohl etwas einseitig. — Die Ausstattung ist hier ganz vorzüglich.

IV. Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden, herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Stuttgart, R. Lutz. 2,50, gebunden 3 Mk. 4. Hegel. Ein Ueberblick über seine Gedankenwelt in Auszügen aus seinen Werken. Zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Georg Lasson. 300 S. Auf fast 50 Seiten will uns der für seinen Philosophen begeisterte Herausgeber in die Hegelsche Gedankenwelt einführen und gibt dann 180 Abschnitte aus Hegel in der Länge von einer halben bis zu vier oder fünf Seiten, die in der Tat geeignet sind, eine Vorstellung von Hegels Denkart zu geben.

V. Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker. Eine Sammlung von Auswahlbänden, herausgegeben von E. Dennert. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Kartoniert 1,90 Mk. 1. Immanuel Kant. Ausgewählt und bevorwortet von Weis. 142 S. Aussprüche über Gott, Welt, Seele, Christentum. — 2. Sören Kierkegaard. Ausgewählt und bevorwortet von A. Bärthold. 153 S. Diese Auswahlen, die sich ausschließlich auf religiöse und sittliche Sprüche beschränken, wollen von vornherein kein ganzes Bild geben, das macht sie etwas eintönig; bei einem bestimmten Kreis von Männern steht ja das Religiöse selbst immer im Vordergrunde: nur bei Kant trifft dies freilich nicht so ganz zu.

VI. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Gebunden je 2,50 Mk. — 1. Arthur Schopenhauer. Sein philosophisches System nach dem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" vorgeführt von Dr. Otto Siebert. 182 S. — 2. Darwin. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Paul Seliger. 213 S. — Siebert gibt Schopenhauers Hauptwerk in gekürzter, zum Teil umschriebener, größtenteils wörtlicher Form mit eigener Kapiteleinteilung, ohne erkennbare Trennung der eigenen Worte von denen des Philosophen. — Auch Seliger schlägt diesen Weg ein und gibt die beiden Hauptwerke Darwins, „Die Entstehung der Arten" und „Die Abstammung des Menschen", in fortlaufendem, wörtlichem Auszug wieder, wobei die von ihm dazwischen

geschriebenen Analysen ganzer Abschnitte in Klammern gesetzt sind. Dies ist dem Siebertschen Verfahren vorzuziehen. Außerdem bringt er einzelne Stellen aus der Reisebeschreibung, aus dem „Variieren der Haustiere und Kulturpflanzen", dem „Ausdruck der Gemütsbewegungen" und aus den „Insektenfressenden Pflanzen". Wir haben dadurch einen bequemen Zugang zu der Quelle, an der das Wasser wirklich reiner und wohlschmeckender fließt, als es in den durch mancherlei fremdartige Bestandteile getrübten Wässern der Haeckelschen Schriftstellerei erscheint. Darwin zeigt überall die vorsichtige Bescheidenheit des echten Forschers.

VII. Bibliothek wertvoller Memoiren. Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band 1. Reisen des Venezianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Hans Lemke. Mit einem Bilde Marco Polos. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1907. 543 S. 6, gebunden 9 Mk. — Band 2. Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Lebens-Erinnerungen des Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow und des Ritters Hans von Schweinichen. Ebenda. 173. 151 S. 5, gebunden 6 Mk. — Es ist ein guter Gedanke, diese Memoirensammlung herauszugeben und sie für alle Gebildeten lesbar zu machen durch Streichung vieler ermüdender Längen. Diese Streichungen sind besonders den Erinnerungen Schweinichens (1552—1616) zu Gute gekommen, die jetzt nicht mehr aus einer endlosen Reihe von „Gesäuften" bestehen — das Wort hat bezeichnenderweise Goethe im zweiten Teil des „Faust" von ihm entlehnt —, sondern uns ein buntes Bild des fürstlichen und ritterlichen Lebens bieten, ebenso wie die mäßig gekürzten Erinnerungen des Stralsunder Bürgermeisters Sastrow (1520—1603) das Bild eines bürgerlichen, vielbewegten und weitgereisten Lebens. Beide sind aus dem Plattdeutschen übersetzt. — Die interessanten Beschreibungen Marco Polos von Innerasien und China im Jahrhundert nach Dschingiskhan bieten besonders in unserer Zeit, wo ein Teil jener Länder eigentlich erst wieder entdeckt und von europäischen Forschern zum erstenmal wieder besucht worden ist, ganz besonderen Reiz. Max Christlieb

Immermanns Werke. Herausgegeben von Harry Maync. Fünf Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden 10 Mk.

Von Immermann hat uns bis jetzt eine wirklich kritische Ausgabe gefehlt — hier ist sie! das darf man gewiß von dieser Ausgabe sagen. Sie hat vier große Vorzüge. Zunächst die kritische Herstellung des früher vielfach nachlässig behandelten Textes, zu der natürlich der Immermannsche Nachlaß im Goethe-Schiller-Museum in Weimar ausgiebig benutzt wurde. Ihr volles Verdienst kann nur der Fachmann würdigen: Lesarten und Paralipomena zeigen es aber auch dem gewöhnlichen Leser an. Sodann die Einleitungen und Anmerkungen. Erst eine außerordentlich liebevoll gehaltene, vierzig Seiten lange Gesamteinführung biographischen Inhalts, die wohl als Vorläuferin einer großen Immermann-Biographie anzusehen ist, und außerdem mehr literargeschichtliche Einleitungen zu den einzelnen Werken (im Ganzen 35 Seiten), außerdem Anmerkungen (im Ganzen etwa 100 Seiten), die besonders beim Münchhausen den dafür so nötigen Kommentar — aus dem sie wohl nur ein Auszug sind — einstweilen ersetzen. Den dritten Vorzug teilt die Ausgabe mit den übrigen Veröffentlichungen des Verlags: die gute Ausstattung in Druck, Papier, Pressung und Einband: ein hübscher grüner Leinwandband mit rotem Rückenschild. Den vierten Vorzug aber halte ich fast für den allergrößten: die weise Beschränkung in der Auswahl. Es war gewiß gerade für den Fachmann verlockend, möglichst viel aufzunehmen, aber zum Glück ist Alles weggelassen, was „bloß Literatur" ist: wir haben Münchhausen (Band 1 und 2), Die Epigonen (Band 3 und 4) und die Memorabilia (Band 5), also alles wirklich Bedeutende und Wertvolle. Höchstens über die zwei weiteren Stücke des fünften Bandes könnte man anderer Meinung sein: Tulifäntchen und Andreas Hofer; Mancher wünschte da vielleicht lieber die Novelle „Der Karneval und die Somnambule". Jedenfalls aber ist es eine wertvolle Gabe, die uns da geboten wird. M Christlieb

Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Von Bertha Pelican. Freiburg i. B., Herder 1906. 254 S. 8 Mk.

Dies Lebensbild verdankt seine Entstehung neben der Liebe zu der Heldin der Meinung, daß das Leben einer Frau nur von einer Frau voll könne nachempfunden werden. Darin liegt unbedingt etwas Wahres, und in manchen Stücken bleibt das Buch den Beweis dafür nicht schuldig. Alles Persönliche, sowohl was die Dichterin selbst angeht, wie die Beziehungen zu ihrer Familie und ihre so zahlreichen und höchst mannigfaltigen Bekanntschaften und Freundschaften, ist feinsinnig aufgefaßt und frisch und anschaulich geschildert. Von einem Buche, das bei Herder erschienen und laut Vorwort von Alois Schulte im Manuskript durchgesehen ist, wird man sich einer ausgesprochen katholischen Haltung im voraus versehen. Am schroffsten wird sie herausgekehrt bei der Verhimmelung Tillys, dem vernichtenden Urteil über die „Reichsfriedensstörer" Christian und Mansfeld, die sich übrigens unmerklich an die Stelle von „Luther und Calvin" in den angeführten Worten der Dichterin einschieben (S 108 f.). Doch läßt die Verfasserin daneben auch evangelischen Persönlichkeiten wie unsern geistlichen Dichtern ihr volles Recht werden. Dem „Geistlichen Jahr" steht sie, wie fast alle katholischen Beurteiler, mit einem gewissen Unbehagen gegenüber; Manches davon hätte sie lieber nicht veröffentlicht gesehen (S 34. 130). Das hat seinen guten Grund. Denn so töricht es ist zu leugnen, daß Annette eine gute Katholikin sein wollte und es damit war, so sicher stand sie hoch über dem offiziellen Katholizis-

mus; dessen Vertreter aber können nie und nimmer zugestehn, daß es einen solchen Standpunkt gibt. Fast mit Entrüstung wird das Urteil abgewiesen, daß im „Geistlichen Jahr“ das Großartigste, das Beste vorliege, was Annette geschaffen habe (S. 32. 127). Aber hat sie Größeres geschaffen, dann ist es wahrlich nicht, wie die Verfasserin urteilt, in ihren Naturschilderungen zu suchen, sondern in der großen Zahl von Gedichten, die das Verhältnis von Mensch zu Mensch behandeln, menschliche Größe im Kleinen feiern. Man dürfte sie einer besonderen Gattung der sozialen Lyrik zuteilen. So lange man immer an den Haidebildern kleben bleibt, wird man Annettes eigenartiger Größe nicht gerecht und darf man sich nicht wundern, wenn der Kreis ihrer Verehrer nicht recht wachsen will. Wer einem Gedicht wie „Die beschränkte Frau“ nur das Prädikat „sehr hübsch“ zugesteht und vor seiner Ueberschätzung meint warnen zu müssen (S. 69), hat den rechten Standpunkt für die Beurteilung der Dichterin noch nicht gefunden. Trotz dieser Mängel kann das Buch mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Karl Budde

Mozarts Briefe, in Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Storck. — **Schumanns Briefe.** Von demselben. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Bücher der Weisheit und Schönheit. Je 2,50 Mk.

Die Briefe Mozarts sind besonders als quellenhafte Dokumente für eine Biographie des Künstlers von Wert, weil sie mehr, als die Sitte der Zeit es mit sich brachte, Natürlichkeit atmen. Kein Künstler steht uns so klar und offen da als Mensch wie Mozart, mit seinem heitern und lebensfrohen Temperament und seiner natürlichen Menschenliebe, die sich hauptsächlich in der zarten und rücksichtsvollen Art zeigte, mit der er die durch seine Ehe mit Konstanze Weber erkalteten Beziehungen zu seinen geliebten Angehörigen, Vater und Schwester, ertrug und zu mildern suchte. Auch die Not des Lebens, die ihn seit seiner Verheiratung fast stetig verfolgte, vermochte nicht die herzliche Liebe zu seinem Weibe und die edle Heiterkeit seines Wesens herabzumindern. Die Briefe, die eine beachtenswerte Begabung zeigen anschaulich und lebendig zu schildern, begleiten Schritt für Schritt sein künstlerisches Schaffen.

Die Briefe Robert Schumanns gewähren uns in das mehr innerlich als äußerlich vielbewegte Leben des Künstlers und Menschen tiefe, zum Teil überaus ergreifende Einblicke. In den Briefen der ersten Periode, die unter dem Zeichen des Einflusses von Jean Paul steht, erkennen wir den werdenden Künstler, der sich aus dem Widerstreit der beiden in ihm wirksamen und von ihm selbst unter den Namen Florestan (der feurige, wildstürmende Künstlergenius) und Eusebius (das milde, in sich gekehrte Wesen) personifizierten Seelenkräfte zu einer höheren Einheit (Raro) hindurchzuringen sucht. Die Briefe aus der Zeit des Kampfes um Clara Wieck sind von einem poetischen Hauch umwoben, wie ihn unsere Litteratur kaum ein zweites Mal aufweist; ihr Inhalt ist die sieghafte Liebe zweier vom Schicksal für einander bestimmten Menschen über schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Briefe der dritten Periode lassen diese Künstlerehe im idealsten Lichte erscheinen und zeigen Schumann auf der Höhe seines Lebens und Schaffens, bis die letzten Briefe aus der Tiefe geistiger Umnachtung heraus wie ein letztes Wetterleuchten noch die Spuren des edlen Geistes erkennen lassen.

Für den Musikfreund sind die Briefsammlungen beider Männer von unschätzbarem Werte als psychologischer Kommentar zu ihren Schöpfungen, und für Jeden werden die in ihnen geoffenbarten edlen menschlichen Züge anziehend und reizvoll sein.

Westphal

Das braune Haus. Thackeray's Briefe an eine amerikanische Familie. Deutsche autorisierte Ausgabe von Cecilie Mettenius, mit Vorwort von Arthur Bonus. München, Beck. 4 Mk.

Es ist etwas sehr Intimes, Zartes, was hier vor einen weiteren Kreis gebracht wird. Dabei so außerordentlich einfach und beim oberflächlichen Blättern fast unbedeutend, daß der flüchtige Leser zunächst nicht begreift, warum diese Briefe gedruckt wurden. Gerade darin, daß diese Blätter gar nichts sein und vorstellen wollen, spiegelt sich ihr eigentümlicher verborgener Wert. Alle diese Briefe singen eine heimliche Melodie von dem, was dies Leben lebenswert macht: von herzlicher Gemeinschaft. Sie sind ein wundervolles Zeugnis aus einem Schriftstellerleben, wie all das in einem solchen Leben Heißersehnte: Ehre, Anerkennung und Erfolg, blaß und nichtig wird und wertlos erscheint gegenüber einer einzigen Stunde freundlichen Zusammenseins mit Leuten, die es herzlich meinen. Die Sehnsucht nach solcher Gemeinschaft geht durch das ganze Buch, ausgesprochen und wortlos, und die von vornherein tragisch gefesselte tiefe Neigung zu Einer aus dem „braunen Hause“ gibt dem Ganzen einen tiefen Unterton. Man hat den Eindruck von einem Menschenleben, das auf freundliche Harmonie angelegt war, in dem aber eine Saite gerissen ist und das nun seine herzlichsten Töne aufbietet, um das Schmerzliche zu übertönen. — Das Vorwort, das Freund Bonus dem kleinen Buche geschrieben hat, ist eine Wohltat für Jeden, dem die Schnipsel- und Zettelwirtschaft in der heutigen biographischen Literatur zuwider ist. — Die sonst gute Uebersetzung weist noch einige Anglizismen auf. Z. B. wir nennen eine Familie nicht „die“ Richters, wie die englisch redende Welt, sondern „Richters“. Das Wort Gymnasium darf in der deutschen Uebersetzung nicht stehen bleiben, sondern muß mit „Turnhalle“ übersetzt werden, sonst bekommt man ein falsches Bild.

Paul Jaeger

Bilderbogen aus meinem Leben. Von Hugo Bertsch. Stuttgart und Berlin, Cotta 1906. 269 S. 3, gebunden 4 Mk.

Vor 3 Jahren hat Friedrich Paulsen das merkwürdige Buch des New-Yorker Arbeiters „Geschwister“ in der Christlichen Welt empfohlen. Diesmal zeigt uns der vielgewanderte Odysseus, in dem zugleich ein Stück Homer steckt, in bunter Reihe Szenen aus seinem wildbewegten Leben, so wie er sie jetzt im behaglichen Frieden der Familie seinen Kindern zu erzählen pflegt. Ein wundersames Seiten- und Gegenstück zu dem kürzlich verstorbenen Arbeiter Fischer — dieser schwäbische Schulmeistersbub von der Eyach, der zuerst als kleines Kind den Nordpol suchen ging und dann fast alle Meere befuhr, durch die neue Welt als Stromer zog, um als Kürschnergehilfe den Reichtum, den er sich erhungert hat, mit vollen Händen auszuteilen. Auch in den Ursprung der „Geschwister“ werden wir eingeweiht.

G Gerok

Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. Von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1906. 407 S. 4, gebunden 5 Mk.

Der Peter Rosegger hat uns wieder ein Buch geschrieben. Solch ein Buch zu lesen ist — mit ganz seltenen Ausnahmen — noch allemal eine Freude für mich gewesen. Aber ganz gleich ist sich die Freude nicht immer geblieben. Ich hab den Rosegger immer gern, aber gar so viel gern hab ich ihn, wenn er von seinem Alpenvolk berichtet, und am allerliebsten, wenn er innig und sinnig uns dessen allerinnerstes Fühlen deutet. Dann ist mir der Peter noch immer zum Prediger geworden; und zu einem, dem die Predigt gelang! Heuer, wenn ich mir die Bande nixnutziger Leut anschau, die er da vor mir aufmarschieren ließ, die überschlechten und die überguten, die Sonderlinge und die Verdrehten, da bin ich nicht an jeder Stelle der langen Reihe dem Geschichtenschreiber gleich gut gewesen. Ein paar Mal, wenns gar so eine grausige Mordgeschicht war, wie man sie womöglich auch in der Zeitung alle Tag lesen kann, — oder wenns von der ordinären Eifersucht handelte, mit der sich die Ehegatten zwacken, da hab ich mir gedacht: Peter, die Leut hätten besser kein Plätzel in deinem Buche gefunden; sie sagen uns nichts Besonderes, nichts, was gerad aus deinem Volke und aus deinem Herzen käme. Und ich lese dich doch, um dein Herz reden zu hören! Aber da sind andere Geschichten drunter, bei denen hab ich mächtig lachen müssen. Gut so, Rosegger, wenn du uns lachen läßt! Das haben wir arg nötig! Und dann sind wieder andere dabei, die haben mir am feinsten gefallen. Da ist mir der Waldbauernbub wieder lebendig gewesen und sein Waldvolk dazu; und da hat das Herz des Peter Rosegger mir ganz deutlich geschlagen. Wirklich, wenn er so von Stadtleuten erzählt und von irgend einem Baron, der einer schönen Frau den Hof macht, da gefällt er mir nicht. Weißt du, Peter Rosegger, laß solche Schnurren lieber den Anderen, denen dort in Wien oder anderswo. Wenn du von deinem Volke redest, da spricht deine Seele, da hast du deine Leser im Sack! Kannst dich drauf verlassen! Solche Geschichten sind aber auch diesmal dabei. Und weil sie dabei sind, wirds Keinen gereuen, wenn er das Buch sich kauft — auch wenn er Sachen mitkaufen muß, die ihm weiter keine Freud machen!

Martin Schian

Menschen, die den Weg verloren. Zwei Novellen von W. Speck. Leipzig, Grunow. Gebunden 5 Mk.

Menschen, die den Weg verloren, hat uns der tiefe und feine Künstler, der vor 3 Jahren das herrliche Werk „Zwei Seelen“ geschaffen, gezeigt, damit wir uns prüfen, ob wir auf rechtem Wege sind, und entgegenzugehen suchen denen, die den Weg verloren. Er öffnet uns „das Fenster nach dem Ewigen hin“ und „Tropfen auf Tropfen fällt nieder und jeder erfüllt seinen Zweck.“ Ja, Lichttropfen, wie himmlischer Tau, fallen aus dem Schicksal und den Seelen sogar der Menschen, die den Weg verloren, in unsere Seele. Ist das nicht die rechte Heilandsart, Menschen zu schildern und von Menschen zu reden? Er, unser Herr, nimmt die Seelen sündiger Menschen in die Hand und siehe, Lichtperlen leuchten auf einmal auf in ihrem Grunde, weil sein Licht sie geweckt. Von Ihm hat unser Dichter, der es in seinem Leben doch hauptsächlich mit „Zöllnern und Sündern“ zu tun hat, diese Lichtkunst gelernt und übt sie wohl als Kleinerer, aber doch auch als Meister. In der Tat, Lichtfunken sehen wir in den Seelen der „Zöllner und Sünder“ unserer Zeit noch aufleuchten und die Fünklein werden zur hellen Lichtflamme, die alle Finsternis endgültig zu überwinden vermag. Das zeigt der Dichter ganz herrlich. Welch lichten Blick gibt das auf ihn und die Menschen überhaupt, welchen Trost namentlich für solche, denen Menschenseelen in die Hand gelegt sind! Alle, die solchen Trost brauchen und seinen starken, hebenden Mut, mögen den „Menschen, die den Weg verloren“, Herz und Augen, Sinn und Haus öffnen. — „Ursula“, die zweite, bisher noch nicht in Buchform veröffentlichte Geschichte, ist ganz besonders geeignet, die Wahrheit des Engellobgesanges der Weihnacht zu beweisen. Und — wie singt Claudius: „Gott, laß Dein Heil uns schauen . . . . laß uns einfältig werden . . . .“ So mußten wir unwillkürlich singen, nachdem wir Ursula und ihrem Leonhard ein herzliches „Vergelts Gott“ zugerufen.

W Reiner

Adam Notmann. Ein Leben in der Zelle. Roman von Fritz Philippi. Berlin, G. Grote 1906. Gebunden 4 Mk

Hörst du gern einen Dichter reden? Magst du auch in der Prosaform des Romans dramatische Gestaltungen und lyrische Stimmungsansätze? Dann nimm Philippis Buch zur Hand. Du wirst manches von Frenssens Dichterart drin wiederfinden, dir zur Freude. Vielleicht auch eine Frenssensche Eigenschaft, die nicht zu rühmen ist: häufig wiederkehrende Gleichform der poetischen Einkleidung. Doch darüber wirst du hinwegkommen.

Liebst du Psychologie? Ohne wissenschaftlichen Aufputz, meine ich. Studium der Tiefen der Menschenseele? Vielleicht gar nach Raabescher Art, — soll heißen, nach der Methode, den ganzen Menschen aus seinem Herzen zu verstehen? Dann nimm Philippis Buch zur Hand.

Allerdings mußt du dich vor einem unerfreulichen Objekt der Forschung nicht fürchten. Zuchthauspsychologie. Verbrecherseele. Psychologie der Strafe. Ein Mensch, der seiner Tat begegnet. Uebrigens: du brauchst dich auch garnicht zu fürchten, selbst wenn du nicht allzu nervenstark bist. Denn hier ist Alles rein und Alles mit dem Schmelz der Poesie umgossen. Du wirst nicht erschrecken. Aber du wirst gepackt werden — und denken.

Liebst du es, wenn ein Dichter religiöse Stoffe behandelt? Das Hineinragen Gottes und Jesu Christi in ein Verbrecherleben? Dir ist dabei unbehaglich. Ich weiß schon, warum. Du hast zuviel Dilettantisches, Flaches auf diesem Gebiet gelesen. Aber keine Sorge! Philippi ist kein Dilettant. Wie er seinen Adam dem Heiland begegnen läßt, das wird dich nicht flach und schablonenhaft berühren, sondern das wird dir sehr wahr und sehr richtig vorkommen, und du wirst finden, daß man Religion kaum besser kann hineingreifen lassen in ein Sträflingsleben, als es hier geschieht.

Mir ist in dem Buch an mancher Stelle etwas zu viel drum und dran. Nach der Weise Wilhelm Raabes in der Chronik der Sperlinggasse hat Philippi zu wenig Gewicht auf Schlichtheit und Klarheit gelegt. Aber im übrigen: ein aus der Tiefe gegriffenes Buch, geschrieben mit dichterischer Kraft und erschütternder Wahrheit. Ein Buch für nachdenkliche Menschen. Es wird sie nicht fröhlich stimmen. Aber es wird sie fördern.

M Schian

Ein Michel Angelo. Novelle von Adolf Schmitthenner. Leipzig, Grunow. Gebunden 4 Mk.

Wer einen Sonntagmorgen in Heidelberg erlebt und das Bedürfnis hat, sich in den Morgenglanz der Ewigkeit einzutauchen, und in die ehrwürdigen Hallen der Heiliggeistkirche wallt, der sieht bald ein freundlich klares Licht aufgehen vor seinem Geiste und fühlt ein heilig Feuer entbrennen in seinem Herzen, das hinein leuchtet in die heiligen Vaterführungen Gottes und hinein drängt in die Tiefen der Liebe Christi. Solches erlebt, wer Adolf Schmitthenner das Wort Gottes künden hört. Nicht weniger erlebt es aber auch, wer unter seiner Dichterkanzel ein andächtiger Zuhörer ist. Wir dürfen nur einmal wieder sorgfältig hören auf das, was er uns in seinem Werk „Ein Michel Angelo“ zu sagen hat. Ursprünglich die erste Novelle in Schmitthenners erstem Novellenband, der vor 10 Jahren erschienen ist, läßt der Dichter die schöne Geschichte nun allein ihren Weg ziehen. Und wer wollte dem feinen Wanderer, der so anspruchslos kommt, aber so reichen und reinen Herzens ist, nicht mit Freuden Haus und Herz auftun? Wir danken dem Dichter herzlich, daß er den lieben Bekannten und Freund aufs neue bei uns anklopfen heißt. Er hat wieder reiche Erquickung für uns.

W Reiner

Firnwind. Neue Erzählungen. Von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1906. 294 S. Gebunden 4,50 Mk.

Sollte in der Christlichen Welt der Name des rasch bekannt gewordenen Schweizer Dichters aus Göschenen noch nie genannt sein? Dann verdient er um so mehr mit diesen 5 Erzählungen eingeführt zu werden, auch abgesehen davon, daß die erste „Keine Brücke“ uns die ergreifende Tragödie eines Pfarrhauses schildert, und die letzte „Wie es in Brenzikon menschelte“ ebenso gut in einem protestantischen, wie in einem katholischen Dorf spielen könnte. Ja, es weht „Firnwind“ in dem Buch aus der Heimat Kellers und Gotthelfs, und die Sprache erinnert mich oft mehr noch an den Letzteren, wenn auch stereotype Wendungen, wie das Nachsetzen des Subjektes hinter das Prädikat und einiges Andere ein wenig wie Manier aussehen. Aber dichterische Gestaltungskraft und Kenntnis des Menschenherzens, beides hat er, der Ernst Zahn.

Gustav Gerok

Mary. Roman von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverus-Mjoën. München, Albert Langen 1907. 258 S. 4, gebunden 5,50 oder 7 Mk.

Das neueste Werk des großen Norwegers erfordert, wie alle früheren, eine ganz außerordentliche Hingabe und Vertiefung des Lesers, wenn es ihm seine Schönheit offenbaren soll. Der gedrungene Stil, der kein Wort zu viel enthält und in jedem Worte mit Empfindung und Anschauung gesättigt ist, wird sich erst bei der zweiten, dritten Lesung ganz erschließen. Wenige Erzählungen gibt es, in denen trotz der Erzählungsform Alles, was geschieht, so vollständig nur aus der Seele der Heldin betrachtet wird. Sie bildet fast einseitig den Mittelpunkt, und dadurch bekommt das Ganze eine außerordentliche Konzentration und Geschlossenheit. Die poetische Idee: eine stolze, königliche Frau zwischen zwei um sie werbenden Männern, von denen der eine als Verkörperung selbstsüchtiger Sinnlichkeit, der andere in seiner überschäumenden Kraftnatur als der zu echter Liebe fähige sich erweist. Die Heldin, die in modernstem Selbständigkeitsdrang nicht „genommen“ werden, sondern sich schenken will, vergreift sich in ihrer Wahl, um dann von dem, dem ihr bestes Teil schon lange angehört, aus tiefster Not gerettet zu werden. Es ist die Tragik der aus ihren Grenzen schreitenden Frau, die damit die natürliche Sicherheit des Urteils verliert. Es ist in modernster Form die Verkündigung der alten Wahrheit, daß in der Liebe die Natur dem Manne das Recht der Wahl gegeben hat, während die Frau nur warten kann, bis der kommt, dem ihr innerstes Wesen entgegenstrebt. Wie diese Idee ausgeführt ist — mit einer psychologischen Meisterschaft ohne Gleichen, mit zwingender Kraft des Aufbaus und der Steigerung, mit einer unendlichen Fülle sinnlicher Anschauung — das wolle der empfängliche Leser dem Dichter nachempfinden.

Johannes Weiß

Der Zuchtmeister. Von Jonas Dahl. Aus dem Norwegischen. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1907. Gebunden 2,80 Mk.

Nur ein Büchlein, aber sehr reich und sehr wertvoll. Wie ein verlorenes Bettelkind durch Rettungshaus, Seelsorge, Beispiel, Mutterglück und Mutterleid zum sittlichen Charakter gebildet wird, das ist sein Inhalt. Prächtige Gestalten, dieser Pastor, dieser Stundenhalter! Das Buch sei aufs wärmste empfohlen, namentlich dem Pfarrhause.

Schilling

Dan und Lizzie. Ein Roman von den Normannischen Inseln. Von Clara Hohrath. Leipzig, Grunow 1906. 248 S. Geb. 3,50 Mk.

Die Verfasserin der „Fintje“ (vergl. 1905 Nr. 51) hat uns wieder ein feines, empfehlenswertes Buch geschenkt. Es erzählt die Jugendgeschichte von zwei Kindern, die als Geschwister in einem höchst romantischen Heim, einem alten Schiffsrumpf am normannischen Strand aufwachsen und doch keine Geschwister sind, die Geschichte vom wilden, leidenschaftlichen Dan und der zarten deutschen Lizzie. Es sind prachtvolle Gestalten und Stimmungen in dem Buch. „Fintje“ gibt ein lebhafteres, interessanteres Bild menschlichen Lebens, aber an dichterischem und innerem Gehalt gibt dieses neue Werk dem alten nichts nach.

D N

Allzeit Fremde. Von Luise Algenstaedt (L. Annshagen). Schwerin, Friedrich Bahn 1905. 272 S. 3,60 Mk.

Eine reiche Berliner Judenfamilie kauft sich ein Gut auf dem Lande. Teils durch die Beziehungen zur Natur und zu tüchtigen, gesunden Menschen, teils durch Erlebnisse innerhalb der Familie und der Seelen angeregt, erfahren die einzelnen Mitglieder ihre Schicksale, die den altgläubigen Vater und den modernen, in Literatur arbeitenden Sohn zum Zionismus, die eine Tochter zum Christentum führen.

Der Roman der Verfasserin von „Frei zum Dienst“ ist ein ernsthaftes, christliches Buch, das, soviel ich beurteilen kann, auf guter Kenntnis der geschilderten Kreise beruht; auch bietet er eine anziehende und anregende Lektüre. Doch bleibt er zum Teil noch im Konventionellen stecken, und zur vollen künstlerischen Bewältigung des mächtigen Stoffes reicht die Kraft nicht ganz aus.

G Heine

Willi Alten. Einer, der den Frieden fand. Roman von Hans Wehrmann. Schwerin, Friedrich Bahn 1907. Gebunden 4,20 Mk.

Der Roman ist künstlerisch anfechtbar, da er sich zu sehr in Andeutungen bewegt, statt kraftvoll zuzugreifen und lebendig zu gestalten. Sein Reichtum an schönen Einzelbildern und sein im Untertitel angegebener ernster Grundton machen ihn doch zu einer schönen Gabe.

Schilling

Die Nonnen von Dobbertin. Roman aus der Zeit der Reformation von Carl Beyer. Schwerin, Fr. Bahn 5, gebunden 6 Mk.

Ich liebe Willibald Alexis, und fühle mich doch manchmal von ihm ermüdet. Dieses Buch ist spannend von der ersten bis zur letzten Zeile. Und die Spannung ist nicht künstlich erzielt auf Kosten der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit. Ganz schlicht und einfach fließt die Erzählung dahin — aber welch eine Fülle von Begebenheiten, welch einen Reichtum von scharf gezeichneten lebenswahren Charakteren läßt sie an uns vorüberziehen! Wir folgen zunächst etwas mißtrauisch dem einsam reitenden Ritterfräulein in den Schwarm der fahrenden Sänger und Schüler und lauschen den harmlosen Späßen — da taucht in dem trunkenen Ritter und seinem Neste die ganze Roheit der Zeit vor uns auf. Wir freuen uns der mutwilligen Streiche der kleinen Edeldame und ihres Buben — da droht schon Tortur und Hochgericht. Das sind Kulturbilder! Draußen der welterschütternde Sturm auf die Ehrenberger Klause, im Kloster der Kampf um alten und neuen Glauben, und in den Herzen dazu das Ringen verratener, verschmähter Liebe! Am bewundernswertesten aber scheint mir diese auch im Kleinsten durchgeführte Kunst der Charakteristik — und doch nirgends Karrikatur! Ja, die Hälfte des Genies ist der Fleiß!

Carl Beyer ist ein evangelischer Pfarrer; er hat schon Mehreres geschrieben. Ich freue mich, ihn gefunden zu haben und beneide die Mecklenburger um diesen Meister ihrer Geschichte und der deutschen Erzählungskunst.

Schilling

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. 7. verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius 1907. 360 S. 4,50 Mk.

Die Anlage des Buches, die sich, nach seiner Beliebtheit zu schließen, offenbar bewährt hat, ist natürlich dieselbe geblieben, nur der Schluß ist diesmal stark erweitert worden. Einige Einseitigkeiten muß man ja bei Bartels in den Kauf nehmen, so seine unbillige Geringschätzung Frenssens, aber das Buch ist doch die beste Gesamtübersicht über die deutsche Literatur seit Hebbel und Ludwig.

M Christlieb

Treue Stunden. Gedichte von Hans Much. Leipzig, K. G. Th. Scheffer 1905. 110 S. 2,20 Mk.

Hans Much ist noch jung an Jahren, ein aufstrebendes Talent, und deshalb sind die Früchte, die seine Dichtkunst bisher gezeitigt hat, nicht alle unter der Julisonne voll ausgereift, aber Märzstürme, Aprilschauer und Maienluft haben sie erlebt. Freilich ist der Wechsel in der Stimmung ein bischen allzu häufig, sodaß ein einheitlicher Charakter dieser Sammlung fehlt; und doch ist dies gerade wieder das Vorrecht oder jedenfalls ein natürlicher Zug der Jugend, den sie sich nicht nehmen läßt. Wir haben hier gesunde deutsche Poesie, nicht durchtränkt mit der Fülle der modernen Ideen und Ideale, nicht angekränkelt von dem modernen Weltschmerz, nicht berührt von dem Hasten und Jagen der nervösen Neuzeit. Much weiß zu singen von Scherz und Freude, Ernst und Schmerz, von Liebeslust und Becherklang, von der weiten Gottesnatur, von der Heimat, an der er mit unbeschreiblicher Liebe hängt. Hier ist kein Raum für Griesgrämig-

keit, Grillenfang und Kleinkrämerei: ein klingendes Lachen schallt uns
Georg Weiß
entgegen.

Noch mehr Kunst. Eine wohlgelungene farbige Wiedergabe
des schönen Gemäldes von J. R. Wehle „Und sie folgten ihm nach“
bietet die Kunstanstalt Trowitzsch und Sohn in Frankfurt a. O.
Bildgröße 47×74 cm. 20 Mk., mit Passepartout 25. Jesus wandelt
mit seinen Jüngern durch ein reifes Aehrenfeld. Die Auffassung ist
mir ein wenig zu nazarenisch: lauter niedergeschlagene Augen mit
Ausnahme des Petrus; die hintere Gruppe hätte das doch nicht nötig.
Aber es ist Stimmung in dieser gedämpften, sinnenden Frömmigkeit
und die malerische Wirkung des Ganzen sehr gut. — Als warmer
Freund des deutschen Ostens begrüße ich herzlich das Erscheinen des
Werkes: Aus dem deutschen Osten. Fünf Künstlersteinzeich-
nungen von A. Bendrat. Mit Vorwort von Dr. Käthe Schirmacher.
In Mappe 12 Mk. Einzelblätter 2,50, gerahmt unter Glas 5 bis
7 Mk. Marienburg, Jakobskirche in Thorn, Ruine Rheden, Burg
von Marienwerder, Marienkirche in Danzig: das Herz geht einem
auf über diesen Zeugen einer starken, im Kampfe groß gewordenen
und nur im Kampf zu erhaltenden Kultur. Gerade wo man den
Osten nicht kennt, sollte man sich durch diese Blätter von seinen un-
patriotischen Vorurteilen heilen lassen. — Aus Marburg kommt unsre
Zeitung und so haben wir ein zwiefaches Recht, hessische Heimatkunst zu
preisen. Ein sehr glückliches Werk und so billig, daß es mindestens
Jeder, der einmal in Marburg studiert hat, sich anschaffen kann, ist:
Aus Alt-Marburg. Federzeichnungen von Otto Ubbelohde.
Marburg, Elwert. 64 S. 1 Mk. Dreißig Bilder mit hübschem
Text. — Sehr gut, apart und vielseitig, voll Vertrautheit mit
Land und Volk: Hessen-Kunst. Kalender für alte und neue
Kunst 1907. Herausgeber D. Christian Rauch. Zeichnungen von
Wilhelm Thielmann. Marburg, O. Ehrhardt. 23 Quartseiten,
38 meist große Bilder. Ebenfalls nur 1 Mk. R

Allerlei. Für unsre heranwachsenden Kinder und für einfachere
Ansprüche sind einige hübsche Sachen erschienen. Am reizvollsten da-
von ist die **Familie Pfäffling** von Agnes Sapper. Gundert,
Stuttgart. 3 Mk. Schlicht in Ton und Handlung, nichts aufdringlich
Moralisches und doch gesund bis ins Herz hinein. Wirklich erquicklich
zu lesen. **Reggfields Tochter** von A. von Blomberg (Ungleich,
Leipzig. 4 Mk.) ist in 3. Auflage erschienen und wird seine Liebhaber
finden; für Rätselfreunde ein **Rätselbüchlein** von Klander (Seifert,
Stuttgart. 1,60 Mk.), für Missionsleute **Lomai von Lenakel** von
Paton (Wallmann, Leipzig. 4 Mk.) und für kleinere Kinder ein
sehr hübsch ausgestattetes Märchenbuch mit schwarzen Bildern **Zwerg-
röschen** von K. Fischer. Thienemann, Gotha. 3 Mk. H C

Jugendblätter. Jahrgang 1906. Herausgegeben von Th. Weit-
brecht. Stuttgart, Steinkopf. 380 S. Gebunden 4,50 Mk. Wie
früher, so auch dies Jahr für Kinder evangelischer Häuser im Alter
von 8 bis 12 Jahren warm zu empfehlen. — **Klein Elsbeth und
die Welt.** Geschichten aus einem Kinderleben für solche, die Kinder
lieb haben. Von Betty Hertel. Mit Buchschmuck von Franz
Hein. Leipzig, Teubner 1906. 72 S. Gebunden 2 Mk. Sehr
hübsch: wie bei dem Kinde die ernsteren und religiösen Gedanken unter
allem Tand aufwachen, wie der Vater dem Kinde fein und behutsam
vorwärtshilft und es mutig macht, den Fragen und Aufgaben des
Lebens fröhlich entgegenzugehen. — **Appelschnut.** Neues und Altes
von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Von Otto Ernst.
Mit Bildern von Richard Scholz. Leipzig, L. Staackmann. Ge-
bunden 6 Mk. Appelschnut gehört schon der Literatur an! Der
Künstler hat diese „gesammelten Werke“ trefflich illustriert. Wo die
Menschen den rechten Sinn für das Buch haben, werden sie entzückt
sein. — **Kinder- und Hausmärchen,** gesammelt durch die Brüder
Grimm. Originalausgabe mit Hermann Grimms Einleitung und
mit acht Bildern von Ludwig Grimm. 32. Auflage, besorgt von Rein-
hold Steig. Stuttgart, Cotta 1906. 589 S. Gebunden 5 Mk. Wer
es haben kann, wird gern zu der handlichen, hoffentlich ganz zerlesenen
Reclamschen Gesamtausgabe der Grimmschen Märchen diesen stattlichen
Band stellen. Für größere Kinder und für Erwachsene steckt doch in
dieser unsterblichen Sammlung ein nie zu erschöpfender Schatz. —
Den Brandenburgern wird ein **Miniaturgesangbuch** dargeboten auf
japanischem Papier: Evangelisches Gesangbuch. Berlin,
Trowitzsch und Sohn. Gebunden 2,20 Mk. und mehr. Aber weshalb
keine Spur von innerem Schmuck? Wie erfreulich dagegen die „neue
große Ausgabe“ des Evangelischen **Militär-Gesang- und Gebet-
buchs!** Berlin, Georg Reimer 1906. Hier ist doch Etwas von den Straß-
burgern gelernt. Es ist eine Sammlung von Kernliedern für Jedermann.
406 S. Gebunden 2,60 oder 4 Mk. — **Ausgewählte Dichtungen.** Von
Karl Gerok. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1907. 395 S. Ge-
bunden 4,50 Mk. Eine Auslese aus Geroks mehr weltlichen Dichtungen,
die Palmblätter also nicht inbegriffen. — Von den unentgeltlich durch
jede Buchhandlung zu beziehenden Ratgebern für Weihnachten seien
empfohlen: der **Weihnachts-Katalog** von J. C. B. Mohr in Tü-
bingen für wissenschaftliche Werke (auch Weinels Lebensfragen, Schieles
Religionsgeschichtliche Volksbücher) und der **Buchwart** von Eugen
Salzer in Heilbronn für einen weiteren Literaturkreis. R

Kleine Mitteilungen

Ein Geständnis sind wir unsern Lesern als besondere Weihnachts-
überraschung noch schuldig: vom 1. Januar 1907 an kostet die Christ-
liche Welt 2,50 Mk. pro Quartal. Wir sind gleichwohl so frei,
um rechtzeitige Bestellung zu bitten.

In Bremen brennt es wieder. Pfarrer Steudel hat den
Gymnasialdirektor Henke des schnöden Plagiats beschuldigt. Um
seiner „Napoleonlegende“ willen, die im ersten Heft der „Bremer
Beiträge“ erschienen ist. Ich habe den Einfall, durch den Erweis
der Ungeschichtlichkeit Napoleons die Behauptung der Ungeschicht-
lichkeit Jesu ad absurdum zu führen, in meiner Besprechung jenes
Heftes (Nr. 49) als „nicht neu“ bezeichnet, ohne dem literarischen
Verhältnis des neuen Versuchs zu dem alten nachzugehen. Pastor
Calvino hat im vorigen Jahr von einem älteren Schriftchen gleichen
Inhalts wiederum Gebrauch gemacht (vgl. nächste Nr.). Ich kann auch
an Henkes Wiedervorführung eines alten Scherzes schlechterdings
nichts Unrechtes finden. Auch daran nicht, daß er zunächst verschwieg,
daß es sich um fremdes Gut handle, das er nur überarbeitete, um es
für den heutigen Zweck um so wirksamer zu machen. Das Pathos,
mit dem von Steudel der „Abschreiber“ bekämpft wird, ist bei dem
Freunde Kalthoffs menschlich zu begreifen, aber die Henkesche Satire an
sich rechtfertigte eine solche Kritik nicht. Nur hat leider Henke durch
die Art, wie er in den Bremer Nachrichten seine Verteidigung führte,
sich erst ins Unrecht gesetzt. Weshalb deckte er nicht auf Steudels
Angriff hin lachend seine Karten auf? Und wie konnte er unter-
lassen, den Herausgeber der Bremer Beiträge von vorn herein ins
Vertrauen zu ziehen? Nun verdirbt er selbst ein gar nicht übles
literarisches Spiel, und das Publikum, das sich nicht gerne betrogen
fühlt, wird ihm den Streich schwer vergeben. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Darmstadt. Mittwoch 19. Dezember 8 Uhr Fürstensaal, Grafenstraße: Unsere Stellung zum Neuen Testament. Pabst-Worms.

Frankfurt a. M. Montag 17. Dezember 5¼ Uhr im Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Aus dem Seelenleben des Paulus.

Hannover. Dienstag 18. Dezember 8 Uhr Hotel Hannover, Joachimstraße: Die Auferstehung Christi. Nach Arnold Meyer. Oberlehrer P. Vetter.

Oldenburg i. Gr. Jeden 3. Montag im Monat abends ½6 in der Bavaria, Julius Mosen-Platz. Nächste Versammlung Montag 17. Dezember: Die Weihnachtsgeschichte. Pastor Lic. Lueken.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Gesucht

besseres Dienstmädchen, das etwas kochen kann und die Hausarbeit besorgt, zu 2 einzelnen Damen, für 1. März 1907. Reisevergütung. 20 Mk. monatlich oder nach Uebereinkunft.

Frau Major **Weise, St. Blasien** im badischen Schwarzwalde.

Die christliche Geheimlehre

der ersten zwei christlichen Jahrhunderte

Zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben von Pfarrer Dr. Peithmann

Zu beziehen durch: **E. Baumann, Schmiedeberg** (Halle)

M. 1. bis 1.50 d. Heft: Prosp. gratis

Stellung

als **Rechnungsführer, Amtssekretär, Verwalter** erhalten unter **Garantie** junge Leute jeden Standes und Berufes im Alter von 16 bis 40 Jahren nach **2 monatlicher** gründlicher Ausbildung. Schulgeld mäßig. Auskunft und Lehrplan frei.

B. Schmidt,

Direktor der landwirtschaftlichen Beamtenschule zu Priebus in Schlesien, Kreis Sagan

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner

Leipzig-Plagwitz Fröbelstr. 8

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Buchhändler und Antiquar, **Berlin C. 2,** Spandauerstr. 76.

Für den **Weihnachtstisch** erscheint soeben in 2. verbesserter Auflage:

Der christliche Gottesglaube

in seinem Verhältnis zur heutigen

Philosophie und Naturwissenschaft.

Von Professor Lic. Dr. **Georg Wobbermin.**

Geh. ca. M. 2.—, elegant geb. ca. M. 3.—.

Die „Tägl. Rdsch." schrieb s. Zt.: „Jeder, dem das christliche Gottesproblem einmal die tiefsten Seelentiefen aufgerührt hat, wird mit Freude und Dankbarkeit dieses Buch lesen und nicht umsonst in den höchsten und letzten Fragen Aufklärung erwarten. Jeder, der hier bauen hilft, und der das Suchen befriedigeu will, ist uns willkommen; und wenn er es in der tiefgründigen, exakt-methodischen Weise Wobbermins tut, doppelt willkommen."

Portofreie Lieferung sämtlicher Bücher.

Alexander Duncker, Berlin W. 35.

Soeben erschien im **Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstrasse:**

Helene Christaller,

Wer aber nicht hat . . . Roman, geb. 3 M.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Eine Weihnachtsbitte aus Böhmen

Das evangelisch-tschechische Lehrerseminar in Tschas-
lau, bisher schon nur unter größten Schwierigkeiten und unter Ein-
schränkung der Schülerzahl aufrecht erhalten, soll wegen äußerster Bau-
fälligkeit des Gebäudes in zwei Jahren von der Landesschulbehörde
geschlossen werden, wenn bis dahin nicht mit dem Neubau begonnen wor-
den ist. Derselbe soll bei einfachster Ausführung 110000 K. = 93500 Mk.
kosten; aber davon sind erst 39000 K. beisammen. Die evangeliche
Gemeinde Tschaslau, die jetzt schon den einen Uebungsschullehrer unter-
hält und die Heizung stellt, hat 6000 K. beigesteuert; die andern wer-
den auch noch sammeln. Aber es ist ganz ausgeschlossen, daß sie allein
oder mit Hilfe des Gustav Adolf-Vereins die ganze Bausumme auf-
bringen. Werden doch außerdem nach Fertigstellung des neuen Hauses
viele Neuanschaffungen nötig und die Kosten des Betriebs, der dann
im vollen Umfang wieder aufgenommen werden soll, viel höher wer-
den.

Der unterzeichnete Ausschuß wendet sich also auch an die Evan-
gelischen Dentschlands mit der herzlichen Bitte, ihren tschechischen Glau-
bensgenossen zu Hilfe zu kommen. Der nationale Gegensatz muß hier,
wo es sich um eine Lebensfrage der gleichen Kirche handelt, zurück-
treten. Ja wir haben an sie noch eine Dankesschuld abzutragen; denn
sie war es, wie Comenius im Jahre 1648, als Böhmen den Habs-
burgern ausgeliefert werden sollte, an Oxenstierna schrieb, die „zuerst
den Angriff auffing, als alle, eines nach dem andern vernichtet wer-
den sollten, so daß ihr Verderben den übrigen die Möglichkeit der
Abwehr bereitete. Höret uns Arme, auf daß auch euch der barm-
herzige Gott erhöre!"

Der internationale Ausschuß
zur Förderung der evangelischen Kirchen bei den Tschechen

J. A. **Prof. Lic. Dr. C. Clemen-Bonn,** Vorsitzender.

Röttger's Notiz-Kalender-Prospect für 1907

bringt unter vielem andern auch ein ausführliches **Text-Verzeichnis** (über **500** Predigten mit Dispositionen) der **Frohen Botschafts-Bibliothek** Verfasser Konsistorialrat P. **Culemann,** P. P. Dammann, **Keller, Michaelis, Schrenk, Wittekindt**

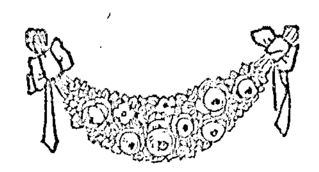
Der für **Theologen besonders** interessante **neue Notiz-Kalender-Prospekt** ist durch jede Buchhandlung **kostenfrei** erhältlich, ev. direkt zu verlangen von

Ernst Röttger's Verlag Kassel, Mittelgasse 51.



Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

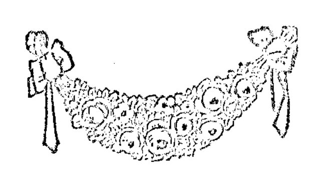
Hierzu vier litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart; Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.; J. F. Lehmann in München; H. G. Wallmann in Leipzig.



Die Christliche Welt

Zwanzigster Jahrgang

No. 51



Zu Weihnachten 1906

ausgegeben

Marburg a. d. Lahn

am 20. Dezember



Weihnachtserfahrung

Da nahm Simeon das Kind auf seine Arme und lobte Gott und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Denn *meine Augen haben deinen Heiland gesehen!*

Simeon war nicht bei der Verkündigung der Freudenbotschaft unter den Hirten auf dem Felde. Er war nicht bei der Krippe in Bethlehem. Und doch hat er Weihnachten gefeiert. *Denn er hat den Heiland gesehen:* das ist die schönste Weihnachtserfahrung, die es geben kann.

Meine Augen haben deinen Heiland gesehen.

Wer das mit dankerfülltem Herzen in diesen Tagen sprechen kann, der feiert Weihnacht. Auch wenn er keinen Christbaum vor sich sieht und keine singenden Kinder. Auch wenn ihn Leid und Angst umgeben. Den Heiland gesehen haben — das ist der Höhepunkt unserer Weihnachtsfeier.

„Nur sollen wir nicht denken, als hätte Simeon einen Vorteil vor uns gehabt, sintemal er das Kindlein Jesus mit leiblichen Augen gesehen und in seine Arme genommen hat. Denn *solch leibliches Sehen hat ihm nichts geholfen.* Das aber hilft ihm, daß er glaubt, dies Kindlein sei der Heiland. Also tue du auch, so wird Simeon einen sehr geringen oder gar keinen Vorteil vor dir haben Denn ob er schon siehet, was du mit Augen nicht sehen kannst, so glaubest du doch eben, was er glaubt, und hilft dir solcher Glaube von Sünden und Tod." — So rief einst Luther in einer Predigt seiner Gemeinde zu.

Meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Wenn ein Christ dies freudig und in wahrhaftiger Empfindung ausspricht, so bedeutet es mehr als im Munde Simeons. Unsere Weihnachtserfahrung ist reicher und größer. Wir sehen nicht in *Hoffnung* hinaus in die Zukunft.

Wir sehen vor uns seine Gestalt und seine Persönlichkeit. Wir haben seine Worte gehört und sein Lebenswerk gesehen. Der Glanz seiner Herrlichkeit, voll Gnade und Wahrheit, hat in unser Herz hineingeleuchtet. Er hat zu unserer Seele gesprochen. Wir haben durch ihn den Weg zu Gott gefunden. Wenn wir ihn an Weihnachten vor uns sehen, so ruht unsere Weihnachtserfahrung auf der Erfahrung unseres *Lebens*, und unser Weihnachts*dank* auf dem Zeugnis unseres Herzens, das den Frieden mit Gott besitzt.

Aber darum wird uns diese Weihnachtserfahrung doch nicht leichter geschenkt.

Unsere Kinder sehen freilich mit strahlenden Augen in die Lichter des Baumes und singen glückselig das alte Weihnachtsgloria „Ehre sei Gott in der Höhe". Aber wir? Es mag sein, daß unsere Augen verdeckt sind. Wir haben jenes kindliche Vertrauen nicht mehr. Unsere Augen sehen den Heiland nicht vor Zweifel und Sorgen. Oder wenn wir ihn gesehen haben, so war es nur eine vorübergehende Empfindung. Bald sehen wir ihn, bald ist er uns entschwunden. Wir feiern Weihnacht mit Geschenken und Lichtern. Aber die Weihnachtserfahrung fehlt.

Aber das soll uns doch nicht mutlos und verzagt machen. Ohne inneren Kampf und ohne Anfechtung kommen wir nicht zum Schauen. Und wenn am Weihnachtsabend nur der sehnsüchtige Wunsch unser Herz bewegt: Unsere Augen *möchten* den Heiland sehen, so dürfen wir gewiß sein: dieser Wunsch und diese Bitte wird erfüllt. Wir sehen ihn nicht mehr wie die Kinder, nicht wie Simeon, nicht mehr in derselben Weise wie unsere Väter, aber wir werden ihn sehen wie er ist, auch für uns der Friedefürst und Heiland.

* * *

Das Bild, das unsere Weihnachtsnummer schmückt, ist kein Bild der heiligen Nacht. Die biblische Erzählung ist schon in alter Zeit von dem Kreis der Weihnachtsgedanken abgelöst und mit dem Fest der Reinigung Mariä verbunden worden. Die Worte zu Maria wurden die Hauptsache. Auch haben nicht allzuviele Künstler den Vorgang dargestellt. Von den größten nur wenige, Fr. Bartolommeo, Rembrandt und — *Rubens*. Das Original von Rubens ist im Dom zu Antwerpen; in der Mitte die Kreuzabnahme an den Seiten die Begegnung Marias mit Elisabeth und Simeon im Tempel. Es sind große Kirchenbilder von monumentaler Wirkung in den prächtigen Räumen einer Festkirche jener Zeit. Unser Blick wendet sich aber von allem Beiwerk ab und richtet sich allein auf die Gestalt des ehrwürdigen Greises, die durch Haltung und Geberden, durch die Wendung des Kopfes und den Blick der Augen die tiefe Empfindung eines Menschen darstellt, dessen Augen den Heiland gesehen haben. *Und so ist unser Bild ein rechtes Weihnachtsbild.*

Schon in früher Zeit wurde der Lobgesang Simeons, das Nunc dimittis in die Abendgesänge der Kirche aufgenommen. Möge Lied und Bild uns in diesen Tagen der Weihnacht begleiten vom alten ins neue Jahr hinein. Gesegnet sind die Festtage, wenn wir aufs neue die fröhliche, selige Weihnachtserfahrung erlebt haben: *Unsere Augen haben den Heiland gesehen.*

Johannes Bauer

Das verbotene Weihnachtslied

Eine ziemlich wahre Geschichte

Ich meinerseits glaube nicht an Wunder, sagte unser alter Doktor, als die Kinder endlich zu Bette gebracht waren und wir Erwachsene so recht gemütlich im Duft der erloschenen Kerzen und der angesengten Tannennadeln beisammen saßen; nein, ich glaube nicht daran. Aber unter Umständen treibt allerdings die menschliche Einbildungskraft ein wunderliches Spiel und bringt ganz unerwartete Wirkungen hervor. Ich kann eine hübsche Geschichte davon erzählen, die mir so ein Weihnachtsabend jedes Mal wieder vor Augen führt, als hätte ich sie gestern erlebt.

Die Aelteren unter uns werden sich des früheren Landtagsabgeordneten unserer Stadt noch erinnern, der damals während der Tagung in der Residenz vom Typhus dahingerafft wurde. Ich war sein Hausarzt gewesen und ihm freundschaftlich sehr nahe gestanden. Zuletzt hat er mich verwahrlosten Junggesellen sogar ein paar Mal für den Weihnachtsabend bei sich unterschlüpfen lassen. Das war wirklich ein Haus voll Sonnenschein. Eine Schar wohlgeratener Kinder, eine fein gebildete verstandesklare Hausfrau und er, die Seele des Ganzen, warmherzig, frohgemut und schwungvoll, eine reiche Natur nach allen Seiten. Er hatte namentlich auch eine wunderbar angenehme Singstimme, hoher Bariton mit Goldklang. Wenn er an Sommerabenden bei offenem Fenster seine einfachen Lieder sang, meist mit selbstgemachter, sehr anspruchsloser Begleitung, blieben seine Bürger und Wähler unten auf der breiten Straße stehen, um ihm zuzuhören. Jammerschade, daß gerade *der* Mann so jung hat fort müssen!

Es war allerhand zusammengekommen, daß der unerwartete Schlag die Witwe ganz besonders hart traf. Schon vom ärztlichen Standpunkte aus war es dringend wünschenswert, daß sie das Gleichgewicht der Seele bald wieder gewann. Aber nie habe ich mich mit den üblichen Tröstungsmitteln so ohnmächtig gefühlt. Die arme Frau war erfüllt von der leidenschaftlichsten Bitterkeit und Empörung gegen das Schicksal. Mit der verhängnisvollen Gabe, für ihre herben Gedanken immer den klarsten und schärfsten Ausdruck zu finden, machte sie jeden teilnehmenden Zuspruch verstummen, riß aber dabei auch ihre Wunden immer wieder von neuem auf. Vergebens wies ich auf die Kinder hin, die sich ganz wacker gefaßt hatten. „Die Kleinen verstehen es nicht, sagte sie, und die zwei Großen, die haben die glückliche Natur ihres Vaters; denen wird Alles leicht. Aber ich, ich habe das schwere Blut mitbekommen. So bin ich nun einmal. Ist es nicht eine Grausamkeit, wenn einem Menschen mehr auferlegt wird, als er tragen kann? Sehen Sie, wenn mich die große Sehnsucht immer wieder packt, die ewig unstillbare, da schwindet mir der Boden unter den Füßen. Könnt ich nur noch einmal seine Stimme hören, die liebe Stimme! Aber unbarmherzig, unbarmherzig!" Wenn sie dann in krampfhaften Weinen lag, schlich man eben davon. Was wollte man machen?

Nun kam auch noch Weihnachten heran, die härteste Zeit für ein Haus, dem eben erst ein teures Glied entrissen wurde. Da begegnete ich wenige Tage vor dem Feste dem ältesten Sohn auf der Straße. Er war schon seit zwei oder drei Jahren Student; mein Freund hatte außerordentlich früh geheiratet. „Wie geht es Ihrer Frau Mutter“ fragte ich. „Es ist immer das Gleiche, erwiderte er; aber weil ich Sie treffe, möchte ich Sie doch um Ihre Meinung bitten über das, was wir vorhaben. Meine Schwester Mathilde und ich — die zwei hielten immer zusammen, das wußte ich schon — wir haben es durchgesetzt, daß Weihnachten gefeiert wird wie sonst, namentlich auch ein Christbaum soll brennen. Der kleinen Geschwister halber gab es die Mutter schließlich zu. Nur das Eine hat sie verlangt: es darf kein Weihnachtslied gesungen werden, wie wir das sonst immer taten, Sie wissen ja. Wir hätten gerade gern auf diese Art mit der Musik wieder angefangen; denken Sie, seit des Vaters Tode ist das Klavier nicht mehr aufgemacht worden. Nun, wir haben das Versprechen gegeben wegen der Weihnachtslieder. Mathilde aber meint jetzt, wir sollten doch wenigstens einen Choral singen, wo Nichts von Weihnachten drin vorkäme, Befiehl du deine Wege, oder sonst etwas Tröstliches. Wir dürften das natürlich vorher nicht sagen, sonst verbietet sie es am Ende auch.“

„Aber wozu denn nun ein Choral, murrte ich; was soll der helfen?“ „Nun, Herr Doktor, entgegnete mir der Junge, nicht unbescheiden, aber recht bestimmt, Mathilde und ich wollen das so machen, weil es im Sinne unseres Vaters wäre. Den haben Sie von dieser Seite doch nicht so genau gekannt; wir aber sind da sicher. Es handelt sich nur um Ihren ärztlichen Rat, ob es der Mutter nicht schaden könnte, wenn wir so auf einmal anfangen zu singen. Wird es nicht zu angreifend für sie sein?“

Ich überlegte: „So tun Sies nur, entschied ich dann; geradezu schädlich ist ein Choral auch nicht; aber lassen Sie es wenigstens bei zwei oder drei Versen bewenden, Vorsichts halber.“

Er dankte und grüßte mit derselben freundlichen Art, die sein Vater gehabt hatte. Wenn auch geistig nicht ganz so bedeutend, hatte er doch Viel von ihm geerbt; es fiel mir wieder auf an seinem Gang, als ich ihm nachblickte.

Ich hatte mich noch nicht eingerichtet wegen einer neuen Familie, die mich für den heiligen Abend als Onkel aufnähme. So ging ich denn, als es dunkel ward, einsam durch die Straßen, um mich wenigstens von außen an den leuchtenden Wahrzeichen fremden Familienglücks zu erfreuen. Auf einmal fand ich mich vor dem Hause des verstorbenen Freundes. Oben im ersten Stock die drei Fenster, das war das große Wohnzimmer, und das äußerste links, da stand, wie immer, der Baum, strahlend als wäre Nichts geschehen. Der grelle Widerspruch von sonst und jetzt fiel mir auf einmal so schwer aufs Herz, daß es mich reute, die Singerei gestattet zu haben. Es war am Ende doch besser, ich war bei der Hand. Ich eilte hinauf.

Die Kinder und die Mädchen bewegten sich schon um ihre Bescherungen. Die Hausfrau selbst saß in der andern Ecke mit dem Rücken gegen den Christbaum. Den großen Lehnstuhl, in welchem mein Freund mit so viel Behagen zu sitzen pflegte, hatte man für sie umgedreht. Sie dankte mir, daß ich kam; ihre Augen seien zu schmerzhaft, um in die Lichter zu sehen; ein freundliches Gesicht könnten sie aber schon vertragen. Ich setzte mich zu ihr und begann aufs Geratewohl von unseren früheren Weihnachten zu plaudern. Meine Erinnerungen mit den vielen heiteren Tönen darin schienen ihr ganz wohl zu tun. Inzwischen hatten vorne die Kinder und die Mädchen, unser Gespräch benützend, sich um das Klavier versammelt. Jetzt wurde es mit einem leisen Knacks geöffnet — hörte sie's nicht, oder wollte sie's nicht hören? Ein Akkord und alle Stimmen fielen ein, erst etwas schüchtern, dann klang es allmählich voller. Es war ganz gut eingeübt. Ich hatte namentlich meinen Spaß an dem zweiten Töchterchen, das so recht eifrig dabei war, seinen werdenden Alt anzubringen.

Die Frau hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und schien leise zu weinen. Das war ja gut.

Auf einmal aber hob sie den Kopf, breitete die Arme aus und starrte mit weitgeöffneten Augen ins Leere. „O Gott, o Gott, flüsterte sie, **seine** Stimme! Ich höre **seine** Stimme! Er singt mit! Weihnachten, Weihnachten!“ Es war unheimlich, mich durchschauerte es geradezu und ich vermochte keinen Laut hervorzubringen. Sie sprach unterdeß ganz leise weiter vor sich hin, bis der dritte Vers gesungen war und die Sänger schwiegen. Da erhob sie sich und ging schwankenden Schrittes auf sie zu. „Freut euch, Kinder, schluchzte sie, freut euch und seid dankbar, daß wir ihn gehabt haben.“ Die umdrängten sie und Alles küßte und umarmte sich und sprach abgerissene Worte durcheinander.

Ich fühlte mich überflüssig und ging unbemerkt von dannen. Auf der Straße unten blieb ich noch stehen und schaute zu dem lichten Zimmer hinauf. Ich hatte das Bedürfnis mich etwas zu sammeln nach den starken Eindrücken. Und siehe da, auf einmal fing es droben wieder an zu singen und zu klingen, dies Mal nicht schüchtern, sondern wie im Jubel, das erst verbotene, das richtige Weihnachtslied:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit. —

Hier endigt meine Geschichte und zwar mit einem allgemein befriedigenden Abschluß, darf ich sagen. Es war selbstverständlich ganz natürlich zugegangen. Der älteste Junge hatte in der Tat etwas von der Klangfarbe seines Vaters in der Stimme. Das zeigte sich erst später recht, als er Mitglied unseres Singvereins wurde. Die arme Frau hat sich dadurch täuschen lassen; das ist klar. Ueberlegen Sie sich das einmal, Fräulein Blanka — wandte der Erzähler sich an unsere nicht mehr ganz junge, aber sehr liebe Cousine, die er immer mit solchen Dingen neckte — überlegen Sie sich das; Ihnen wäre ein richtiges Wunder natürlich erwünschter gewesen.

Die Angeredete hatte der Geschichte andächtig zugehört, die Hände im Schoß gefaltet. Jetzt schlug sie die ruhigen, grauen Augen auf und schaute den Doktor an, als verstände sie ihn nicht. Dann sprach sie sinnend vor sich hin: „Jawohl, es wird immer wieder wahr: barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.“

So, Freund Doktorsmann, lachte ich, jetzt, bitte, überlegen Sie sich einmal Ihrerseits die Sache von diesem Standpunkte aus.

Eduard Dupré

An ein frommes Kind zum Weihnachten

bei Ueberreichung des Ariosto und eines Gebetbüchleins

Zwei Büchlein, liebes frommes Kind,
vom heilgen Christ beschert dir sind,
das eine geistlich, das andre weltlich,
in Sinn und Worten beide ältlich.

Das weltliche gar ein lustig Buch
bericht der Abenteuer gnug,
wie weiland vor vielen hundert Jahren
die Welt ist rund und rum gefahren,
von Frauenwesen und Männerkraft,
von Martertum und Ritterschaft,
von Kriegen, Töten, Rennen, Stechen,
von Reigentänzen und Lanzenbrechen.
Wies in der Welt uneben geht,
gießts durcheinander der Poet;
Prophetengabe, Zauberei,
auch Schwänk und Possen mancherlei,
Leichtfertigkeit und treue Lieb
schüttelt er zugleich aus einem Sieb.
Doch wie es auch narrhaftig fällt,
ist Alles doch zur Lehr gestellt,
daß sich die Guten 's Beispiel nehmen,
die Bösen in sich gehn, sich schämen.

Das geistliche Büchlein still und zart
hat leisen Klang nach Frauenart,
darf nicht viel prangen, tönen, reden,
weiß nur das Singen und das Beten,
und was im lichten blauen Zelt

der Himmel für goldne Wunder hält;
versteht fast wenig von der Erden,
als wie wir ihrer ledig werden.
Aufging einmal ein süßes Licht,
erschien es nicht, wärs Büchlein nicht:
das Lichtlein geht mit hellem Schein
stets zu dem hellen Sternenreihn,
zum Paradies, zur Gnadenau,
und nähret sich mit Liebestau.
Was freundlich ist in Gütigkeit
holdselig in Sanftmütigkeit,
friedselig, züchtig und bescheiden,
in Freuden still und frisch im Leiden;
was überwindet Gram und Schmerz
und stählt mit Götterwehr das Herz;
wie Demut stark ist in dem Schweigen
und Engel ihr die Kniee beugen;
wie Weisheit untertritt den Tand
und Unschuld zuletzt besitzt das Land —
ist etwas löblich, fromm und wert,
das hat dies Büchlein all erklärt.

Nun wünscht es noch zum heilgen Christ,
der Allen fröhlich kommen ist,
und auch zum lieben neuen Jahr
viel Freude heut und immerdar,
und daß uns manches frohe Fest
der liebe Gott noch kommen läßt.

Dieses Gedicht von Ernst Moritz Arndt findet sich nur in der seltenen Ausgabe der Gedichte von 1818, und zwar unter den Gedichten des Jahres 1811. Weihnachten 1811 hielt sich Arndt in Trantow in Pommern auf. Im Januar 1812 mußte er die Flucht vor den Franzosen ergreifen. In Trantow hielt sich damals aber auch die Arndt befreundete Familie des schwedischen Freiherrn Otto Munk auf. Für den Sohn und die Pflegetochter des Hauses hatte Arndt schon um das Jahr 1809 die „Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder" geschrieben. Vielleicht war auch unser Gedicht für die Tochter Munks bestimmt. (Der Sohn war schon 1809 gestorben).

Johannes Bauer

Religion und Geschichte

Soll uns dies schwere harte Problem bis in die Weihnachtstage hinein verfolgen? Dürfen wir nicht wenigstens in diesen Tagen, wo das Feinste in uns leise schwingen und klingen will, einmal Ruhe haben vor den Fragen, die oft genug sich an uns drängen? Wir sehnen uns nach warmer Stille; Probleme sollen draußen warten; die wundervollen tiefen Stunden, wo das Unsagbare leise in uns schafft und uns wortlos anblickt, sie gehen ohnehin zum Trauern schnell an uns vorüber! —

Wollen wir „das Problem" wirklich in der Kälte draußen stehen lassen? Laßt uns doch einmal ein Licht vom Baume nehmen und hinleuchten! Sieh, da schwindet der kalte Rauhreif des Allgemeinen, und es sieht uns ein viel traulicheres Gesicht an, als wir zuerst dachten: „Christenfrömmigkeit und Weihnachtsgeschichte" heißt es nun! Wie lebendig und warm es doch wird, wenn man ihm den Mantel der frostigen Allgemeinheit abnimmt! Ist es nicht so, daß das Beste in uns zum Klingen kommt durch Etwas, was einst geschehen ist? Ist das nicht unsre Freude, daß einst Etwas geschehen ist, das seine letzten frohen Schwingungswellen heute in uns hat und uns warm und dankbar — also fromm macht? Frömmigkeit und Geschichte! — komm nur herein, liebes „Problem", hier in der hellen Freude muß Alles schmelzen, was kalt hereinkommt!

* * *

Was ist denn geschehen? — „Es ward sehr licht auf der Erde von der Herrlichkeit des Herrn."

Wir haben Urkunden darüber, Urkunden aus der Geschichte. Ich meine jetzt nicht die vier Evangelien; ich meine das „fünfte" Evangelium, das in den Briefen funkelt. „Freuet euch in dem Herrn allewege; ich sage es nochmal: freuet euch!" — „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!" — Aber die Trübsale!? „Wir rühmen uns der Trübsale!" — Aber der Tod? — „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!" „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn!"

Das Alles ist auf dieser unsrer Erde aus Menschenherzen ausgeströmt, aus Menschen der Geschichte. Und dabei war es ringsum sehr dunkel. Aber wir müssen doch sagen: wo man alles Ernstes so Etwas sagen und in solcher Freudigkeit leben kann, da muß es „sehr licht geworden sein". Und sie haben alle gewußt, woher es hell wurde: „von der Herrlichkeit des Herrn." Nicht von einem Gedanken, sondern von einem Menschenleben, das in einer bestimmten Stunde der Geschichte angefangen hat. Das ist „die rettende Stund," die uns schlug: „Christ in deiner Geburt!" — wie die Kinder wieder gesungen haben.

* * *

Daß diese Stunde einst geschlagen hat uns zu gut, das merken wir erst, wenn uns einmal der Gedanke aus viel tausend Nöten gerissen hat:

Es kann mir Nichts geschehen,
Denn was Er mir ersehen,
Und was mir selig ist!

Wie kommt einer dazu, dergleichen zu sagen? Das ist ein Strahl aus jener Lichtquelle, die den geschichtlichen Namen Jesus von Nazareth trägt. Wenn wir nach und nach gelernt haben, die vier Worte zu unterstreichen: kann — Nichts — Er — selig, dann „wird es sehr licht" in unserm Leben von diesen vier Sternen. Aber die haben ihre Leuchtkraft nachweislich „von der Herrlichkeit des Herrn", der auf unserm kleinen Planeten in die Geschichte eintrat. Vor dem Aufleuchten dieses Lichtes hat nie Jemand so Etwas zu sagen, zu glauben, zu hoffen gewagt.

* * *

Kann irgend ein Sturm, ein erdenkliches Ungewitter der Geschichte dieses Licht wieder auswehen? diese Geschichte ungeschehen machen? Die Gelehrten sagen uns, daß das Einmalige, Unwiederholbare das Geschichtliche ausmacht. Auch das Unwiderrufliche gehört dazu. Die Menschheit hat etwas Lichtempfindliches an sich. Sie ist nun einmal diesem Lichte ausgesetzt worden, sie ist belichtet — das ist nicht rückgängig zu machen. Man müßte die ganze Platte zerbrechen, die Menschheit vernichten. Das wollen wir abwarten. Bis dahin kann uns Niemand hindern, auf das unbegreifliche Menschenkind zu schauen und zu bekennen:

Das ewge Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Und so lange wir unser Leben diesem Lichte offen halten, wird auch unsere Zukunft hell bleiben. Es wird sehr licht sein auf der Erde von der Herrlichkeit des Herrn, der in der Menschengeschichte einst geboren ward. Darum soll uns Niemand „Religion und Geschichte" auseinanderreißen. Denn was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Paul Jaeger

Das Schutzeschensel

Eine Weihnachts- und Zuchthausgeschichte

Draußen in der Welt unterm freien Himmel, soweit ich von meinem Fenster aus und an den Mauern vorbei Etwas schaue, was wurzelt und über der Erde atmet, ist das Leben wieder allenthalben auf dem großen Rückzug begriffen, wie weiland die große Armee Napoleons vor dem Tod und dem russischen Winter. Und doch nicht so. Wenn ich Hut und Stock nehme und im warmen Rock mitten hineinwandle in den Rückzug, sehe ich nicht an mir vorüberrennen fliehende todesgeängstete

Kolonnen, höre kein Aechzen und Flehen und keinen gellenden Todesschrei aus den Wassern des Flusses, — — sondern wenn ich den Berghang hinanschreite, steht oben auf dem Scheitel der Wald, so groß, so schweigend; und indem ich darunter hingehe, sinkt an mir leise, leise Blatt um Blatt zur Erde.

So ruhig, so gewiß zieht sich das Leben zurück aus dem Blatt in den Stamm und in seine Wurzel; so sanft und ohne Sträuben stirbt das Blatt.

Und unter den Menschen weiß ich nur einen Einzigen, der so sanft und ohne Sträuben zuletzt das Haupt neigte: Es ist vollbracht!

Und ich weiß auch, warum der Mensch nicht so ruhig stirbt, und warum in der großen Stille des Menschen Herz zu schreien anhebt, wenn es den stillen kahlen Wald sieht, oder nach der Ernte dem leeren Acker begegnet, ruhsam Scholle bei Scholle und darüber den ganzen Himmel angeschrieben mit hohen Zeichen.

Da wendet sich der Mensch und geht voll Wehmut über die Schwelle in sein Haus; geht an seinen Ort, wo sein Leben daheim ist, und wo er es streicheln kann mit leisen, sehnsüchtigen Händen, und wo sein Leben spricht mit Kinderstimmen und ihn anlächelt aus seines Weibes Mund — heute noch! heute noch!

Und mit Einem Mal, während die Dämmerung heimlich herzukommt und mit scheuen, webenden Gebärden die Stube umräumt zu einem Geisterreich — — und die Uhr spricht vor sich hin; nun sind wir allein — — und der Ofen lebt auf und raunt mit feurigen Blicken eine Zwiesprache mit Jemand, der auf der Diele sitzt, nahe beim Schürloch — — Und mit Einem Mal sitzt der Mensch und hat sein Haupt in beide Hände gestützt und hinter seinem Stuhl in der Stube steht das große stille Nachdenken, legt dem Menschen die Hand aufs Haupt und läßt ihn durch die Dämmerung hindurch losgelöst das furchtbar tiefschöne Leben schauen, das mit den Sonnenaugen und der tiefdunklen Nacht.

Zu solcher Zeit währt es nicht lang mehr, bis Weihnachten kommt.

Denn jetzt muß Weihnachten kommen, darauf alle Menschen warten; muß kommen und wieder liegen als ein selig Kindlein mit zarten Gliedern mitten in der rauhen dornigen Welt, daß man Angst darum haben mag; und muß doch ein Held und Heiland sein, vor dem der Sturm den Nacken beugt: Du bist der Herr!

Dies ist die Zeit, wo es im Menschenherzen quillt und schwillt von einem unbeschreiblichen Mitleiden, das auf allen Gassen ruft, Alles was heimatlos ist: kommt doch herein! Denn das ist Weihnachten, das Fest unendlichen Mitleidens, das dem nackten Leben eine warme Mutterbrust bietet und einen sicheren Vaterarm.

Zu einer solchen Stunde, wo man nicht weiß, an welchem Platz jetzt die tagtägliche Welt liegt, finden meine Hände von selber einen Schlüssel und tun ein Türlein auf, darauf geschrieben steht: Erinnerung. Da findet sich ein Blatt Papier mit des Vaters letzten Schriftzügen: es gehe besser, und man müsse Gott danken; und ein ander Blatt mit ein paar Kinderhärchen, und getrocknete Blumen — —

Und mit einemmal hab ich das Schutzescheusel in Händen, das Schutzescheusel vom Windlipps. So hab ichs genannt.

Was das hier will, in dem Kästchen bei den heiligen Dingen?

Davon wills gleich reden.

*

Mir steht wieder Alles vor Augen. Ob es die Wahrheit ist oder nicht, es steht da und schaut mich an. Und in meinem Alleinsein in der Dämmerung vor Weihnachten hebt das stille Nachdenken den Finger über meinem Haupt, zieht einen Strich hin und spricht: dies ist die hohe Haide. Du weißt davon. Dort hat der Lipps vordem gewohnt, ehe er ins Zuchthaus kam. Und du warst dort oben daheim, deines Lebens beste Zeit und sahest Sonne und Stern kommen aus dem Himmel und Regen und Schnee vom Höllenkopf.

Und ich sage darauf: Ja, ich weiß. Die hohe Haide sieht zuerst den fremden Mann an, rauh verschlossen; so wie mich der Windlipps zuerst anschaute im Zuchthaus, heimlich verkniffen. Dann aber ist die hohe Haide der Ewigkeit näher als das platte Land in der Niederung; näher auch dem, was unverhofft hinter schwarzem Felsgeröll zu Tag springt, Nacht aus Nacht.

So ist auch des Windlipps Seele, denn so habe ich sie zuletzt erkannt.

Zwar habe ich den Lipps dort oben nicht leibhaftig angetroffen, nicht einmal seinen Namen und seine Tat vernommen. Doch sehe ich ihn, indem ichs hinschreibe, sitzen auf dem Bauerntisch in der langen niederen Stube, nahe bei den kleinen Fenstern, damit er Licht hat, um als ein Schneiderlein die Nadel, den Faden und die dünnen Finger zusammenzubringen und um den Faden ins Oehr zu fädeln und beinahe auch die Finger dazu. Sieht aus, der Lipps, wie ein Schneiderlein aussieht, das der Maler aufs Korn nimmt, und das den Leuten dort oben, die sich ans Land machen mit schweren schlagenden Händen und breitaufstehenden Beinen, eine Gelegenheit ist ihr Häschen zu machen: Lipps, gib auch acht, wenn du heimgehst, daß nicht der Wind mit dir samt dem Bügeleisen fortspringt über den Schornstein. Oder: Dreieinhalb Schneiderlein mit Nadel und Zwickzwack-scheere begehrten den Nachtjäger zu fangen in der Sonnwendnacht bei der Herrneiche.

Dann sitzt dem Lipps das spitze Kinn auf dem dritten Knopf der höckrigen Brust. Aber seine Blicke klettern blitzschnell über die Brillengläser, zwischen den schmalen Lippen reckt sich ein Spieß hervor, und nun gibt ers ihnen, den ungeschlachten Menschen. Sie sind so schwerbeinig, daß eher eine Kuh auffliegt, bevor sie sich einmal herumdrehen. Er gibts ihnen! Und einmal wird sichs noch ausweisen vor der Welt, was der Lipps für einer ist. Und alle Spötter werden an dem Tag einen Backenstreich aus der blauen Luft herunterbekommen, daß sie mitten auf der Gasse in den Dreck fallen und rufen: Oho, was ist das?

Dann ist die Wahrheit über den Lipps richtig und greifbar erschienen. Dann fängt er sein wirkliches Leben an und hält seinen Einzug ins Dorf, während die Glocken im dicken Turm von selber summen und brummen und sich lallend von ihrem Lager heben. So einer ist dann der Lipps, was er jetzt träumt, sobald die Hände im Schoß von einander Nichts wissen, und er auf den Wolken reitet über die hohe Haide.

Windlipps! sagen die erdschweren Leute, treten hart auf und spucken auf die Diele.

Und draußen über der Straße, hinter dem letzten Gartenzaun, liegt hingestreckt die hohe Haide, schweigt und will Alles abwarten, wie es kommt.

Abends wenn der Lipps dann vom Tisch heruntergerutscht ist und mit den Füßen auf den Weg kommt, weiß er, wo er hingeht und man ihn besser versteht, zum Säckels Hanjer, wo Jeder nach zwei, drei Gläschen süßem Schnaps die Welt mit andern Augen ansieht und es leichter glaubt als am Tag unter der schweren Arbeit, daß 2×2 fünf ist, und daß die Letzten eines Tages die Ersten werden und die Ersten die Letzten. Es muß einer nur seine Stunde wahrnehmen, und das Schneiderlein braucht nicht erst geboren zu werden, das von Nadel und Bügeleisen wegging und als ein Vornehmer wiederkam.

Lüftlings Gedanken hat der Lipps; Mückenspieler und Sonnenjäger sind sie, die hängen bleiben in jedem Spinngewebe.

Kommt der Lipps Abends vom Wirtshaus heim, steht in der Hütte am faulen Loch ein schwarzer Schatten hinter der Tür. Das ist das Jane, des Windlipps Weib und ärgster Feind, weil sie lebenslang mit ihm zusammengebunden ist und auf keine Möglichkeit von ihm loskommen kann. Wenn dann Eines zerrt und zerrt, Tag und Nacht und will los sein und ist dessen nicht mächtig, — was dann für ein Haß aufwächst, aus den Händen, aus dem Mund und aus den Augen!

Und obgleich der Haß stark genug wäre, kann Eins doch nicht mit Gewalt ein Ende machen. Es ist da irgend Etwas hinderlich, gewiß, weil sie sich langsam tropfenweise vom Leben bringen sollen und tagtäglich sich anwünschen: Wärst du doch tot!

Ha, was ist der Windlipps für einer? Wer da das Un-

beste hören will, braucht nur zum Jane zu gehen. Und über das Jane müßte man beim Windlipps nachfragen.

Und Abend für Abend kommt der Lipps in die Hütte, die dem Jane zugehört als ihr Stammhaus und wo die Stube, das Bett und die Luft ihr zu eigen ist — und sie muß Alles mit dem Feind teilen; muß ihm von Allem die Hälfte lassen und kann an ihrem Teil keine Freude haben. So soll es sein, damit der Haß nicht einschläft.

Das Jane hat auch schon mit den Händen nach dem Feind geschlagen, denn sie ist ein starkknochiges Weibsbild, wie der Schlag ist auf der hohen Haide. Aber da ist der Lipps eine reisige Wildkatze gewesen, und das Jane ist schreiend vor die Tür gelaufen.

Hat zuletzt Niemand so freudig den Gendarm gegrüßt und Niemand vorm Gericht so die reine Wahrheit bezeugt als das Jane Es hat sogar die Leute gegraust, die mit den genagelten Schuhen jedem Käferlein und jedem Gräslein den Tod bringen und die mit der harten Stirn winters durch den schneidenden Frost gehen, wenn der Wooft alles Leben von der hohen Haide gescheucht hat unter den Rand der Erde.

Ich kenne das Jane nicht und kenne sie doch, und es kommt mich ein Schaudern an, wenn ich ihr Leben überdenke, und womit sie dann zusammengehaust hat allein in der Hütte am faulen Loch, wo abends die blauen Flämmlein tanzen in der Mitternacht und die Unken immer einen einzigen Ton rufen, solange sie leben, und wo ein riesengroßes Untier nachts auf der Schwelle liegt und schnarcht, daß man nicht darüber hinwegsteigen kann.

Ich denke, wenn sie hätte ein Kind haben können, wärs mit ihr anders gekommen.

Zuletzt hat die Jane ihr eigen Haus angesteckt und ist zu den Irrlichtern ins Faulloch gesprungen. — So hats mir der Pfarrer auf der hohen Haide geschrieben, und der Windlipps hat damals mit den Augen seitlings fortspringen wollen von meinem Angesicht.

Hat aber wieder kein Wort gesagt, damals noch nicht, und vor einem Pfarrer im Zuchthaus zweimal nicht. Denn die Geistlichkeit ist dazu da, daß schon die Kinder schreien, der Pfarrer haue ihnen einen Nagel in den Kopf, und daß die Großen maulen, entweder seien diese die größten Betrüger, oder sie haben es mit dem unnennbar Schweren zu tun, was einem in Sterbensnot vors Bett rückt mit Gottes Wort.

So ist der Lipps im Zuchthaus einer gewesen, daß man denken müßte, es komme ihm niemals ein Weihnachten mehr; eins mit einem silbernen Glöcklein vor der Türschwelle und einem Lied aus Kindermund, wie ich es eben meine Kindlein singen höre vorm Schlafengehen bei der Mutter Schooß.

*

In dem Aktenbuch, das vom Windlipps und seiner Tat redet wie von einer trockenen, abgetanen Sache, bin ich alsbald auf einen Namen gestoßen: der Franzosen=Wackes. Was das für einer war? War wohl ein Elsässer. Für den Windlipps war er der gerufene Mann.

So einer wie der Franzosen=Wackes wird nicht jung auf der hohen Heide, nahe bei Sonne und Wolken und geht nicht hinter dem Vieh her auf die unbegrenzte Weide und steigt nicht in den Ackerfurchen auf und ab mit dem Pflug. Solch einer kommt eines Tags an unterm Türbalken, wie aus der Luft gefallen; setzt sich ohne Umstände an den Tisch, und wenn er tüchtig zugelangt hat, wie ein bellender Magen es erfordert, stopft er mit fremdem Tabak seine Pfeife und weiß Etwas zu erzählen, bis endlich der Bauer aus einem Traum auffährt; denn er hat vergessen, wozu er auf der Welt ist.

Grausam schön kann der Franzosen=Wackes erzählen, daß es wie lauter scheele Lügen klingt, und doch, wie er mit Augen und Händen Jedem die Worte zuschiebt, muß man sie ihm wider Willen abnehmen. Soviel ist aber gewiß, der Wackes hat schon mehr von der Welt gesehen als der Kirchengickel und sogar als die oberste Wetterfichte auf dem Höllenkopf. Und weil Winterszeit ruchbar ist in der Luft, und die langen Abende kommen, wo man die Ellenbogen noch einmal so breit auf den Tisch legen kann und zum Zeitvertreib die Kappe von einem Ohr aufs andere schieben, mag der Wackes tagsüber beim Dreschen helfen, und abends, wenn der Flegel seine Gasse überm Stroh durchgesprungen hat, mag er von der Welt erzählen, von deren ohrbetäubendem Lärm kaum ein geller Pfiff zur hohen Haide aufdringt.

Glaubt ihr wohl, daß da der Windlipps dabei sein muß und daß der Franzosen=Wackes der Mann ist, auf den er gelauert hat, ohne zu wissen, wo er sei?

Aber nun ist er da, und er und der Lipps sind Zwillingsbrüder, die sich von Anfang an gekannt haben. Und wenn der Wackes Etwas erzählt, wobei die Leute zweifelnd rufen: Ists auch wahr? — — Dann ist der Lipps Eideshelfer und nickt und ist dabei gewesen.

Das Jane muß es leiden, daß der Wackes in der Hütte am Faulloch schläft, und so säuerlich sie dreinsieht, muß sies leiden, daß ihr nur noch ein Drittel bleibt von ihrem Eignen.

Der Franzosen=Wackes aber macht Holz kurz und holt Wasser vom Born, daß das Jane gar nicht wie der Besen hinter der Tür stehen kann.

Darüber hat sich die Zeit unmerklich weitergeleiert; der Wackes war dabei bei jeder Metzelsuppe, tat sein Wort dazu, wo es Etwas gab, zeigte auch den Leuten einen Knoten, den kein Dieb aufmachen kann.

Und eines Tags war dem Winter das grobe Wort entfallen; nachdem er lange Wochen und Monde hindurch über die sündige Welt gewettert hatte mit einem langem Atem, verlor er auf einmal die Stimme und rief dann nur noch wie weiland ein voriger Pfarrer auf der hohen Haide zu sagen pflegte, wenn die störrige Herde mit den Füßen scharrte, weil ers zu lang machte: „Nur noch zum Schluß mit wenig Worten!“

Den Leuten mit den groben Gliedern dauerte die Zeit viel zu lang; auch den Tieren, daß sie aus dem Stall kamen, und den Kätzchen am Haselnußstrauch, die immer die allerersten sind.

Da tat der Winter die Hand vom Land und war im Fortgehen kein Herr sondern ein Landstreicher, der sein schmutziges Hemd hinter der Hecke liegen läßt. Und das ganze Dorf knallte mit der Geißel.

Das mochte auch der Franzosen=Wackes für ein Zeichen ansehen, daß es nunmehr für einen Zehrgast wie ihn Zeit sei. Kam freundschaftlich ein Bauer zu ihm, der für sein Land nicht Hände genug hatte, weil allenthalben in der Gemarkung Aecker nach ihm auf den Weg zuliefen, wie Kinder, die auf den Arm wollen, — dann machte der Wackes ein tief philosophisches Gesicht, als merke er Etwas. Alsbald drückte sein Gesicht einen Schmerz aus, als habe er irgendwo ein Totsterbekrankes, dem er auf den letzten Atemzug horchen müsse. Oder, als bitte er um ein linselich bischen Geduld, gleich, wenn der arme Gaul sich gegen Berg ein wenig verschnauft hat, gehts hüh=hot wie ein Lottchen!

Und dann, während der Bauer wartet, hat unvermerkt auch der Franzosen=Wackes sein Hemd von der Hecke geholt. Nun hatte ihn der große Hund gefressen, der in der Lichterstunde auf der Gasse die Kinder schnappt, die nicht heimkommen. Man konnte ebenso gut in die Luft nach ihm schauen, wie auf der Erde herum und im Bettstroh in der Hütte am faulen Loch: nicht einer von den beweglichen roten Bartzipfeln wurde sichtbar, und man mußte sich ernsthaft besinnen, ob wirklich einmal ein Franzosen=Wackes auf der Welt war. Alle seine Worte aber waren ausgetragene Lügen, und Alles, was er gesprochen hatte, lautete: Wenn ich den erwische, der die Arbeit erfunden hat, bringe ich ihn um!

Da riß aber schon das Land alle Gedanken an sich mit Gewalt und zwang die Leute, den ganzen Tag vor ihm zu stehen in der gebückten Haltung, wie Diener stehen vor ihrem Herrn.

Was wars aber dann mit dem Windlipps, daß der sich mit keinem Wort über seinen Milchbruder beschwerte? Erst saß er auf dem Schneidertisch und guckte mit den Augen in die andere Woche und war darauf im stande, bei einer Hose das Hintere vornhin zu schneiden. Er war kaum bei sich, solang er den Löffelstiel in der Hand hielt.

Alsbald aber war er wieder wie ausgewechselt. Dann hatte er ein eignes boshaftiges Lächeln um den Mund, so oft auf den Franzosen die Rede kam und Niemand Nichts wußte. Ob er selber Etwas wußte? Man mochte seinen Busenfreund einen ausgewachsenen Lumpen schelten, der Lipps sagte kein Wort dazu.

Und am wenigsten erfuhr das Jane Etwas.

Wie lang das jetzt wieder gedauert hat, soll der erzählen, der schon von Weitem riecht, wann ein armer Mann auch ein Stück Fleisch im Topf hat. Lange kanns nicht gedauert haben, da kam über das Jane ein merkwürdiges Interesse an Allem, was der Lipps tat. Sie ging ins Dorf und fragte, ob Niemand Nichts wisse? Der Lipps veränderte seine Lebensweise. Er ließ Scheere und Bügeleisen wo es lag, hing die Ledertasche um und verreiste alle Naslang.

Es war ganz gewiß, daß der Lipps eine Heimlichkeit dabei hatte, und daß er Etwas zu gewinnen dachte, ohne daß das Jane das Geringste erfuhr, obwohl sie die Nächste dazu war, Alles zu wissen!

Die Nächste dazu? — da lacht das höckrige Schneiderlein so fürchterlich, daß man Angst haben muß, der Ton reißt ihm mit Gewalt die schmale Brust entzwei.

„Eine Heimlichkeit?" Freilich! Und eines Tags auf der Welt solls auch das Jane erfahren, und das Wissen soll ihr ein Wolf sein, der sie zu Tod beißt. Anders nicht! Und dann will der Lipps noch lauter lachen, daß es das ganze Dorf hört.

Kichernd macht er sich reisefertig, und das Jane bleibt in ihrer Stube und weiß Nichts. Und der Lipps hat Etwas zum ständigen Aerger für das Jane, die nicht weiß, wie sie es in der Stube aushalten soll.

Als der Lipps wiederkommt, glänzen seine Augen wie Teufelslichter; er hat „einen" sitzen und höhnt: Im nächsten Winter könne das Jane in ihrer Hütte auf jedem Platz allein sitzen und könne derweil am Fensterschwitz lecken, wenn sie nichts anders habe.

Da faucht das Jane: Bis dahin habe sie ihre Sache schon auf der richtigen Gabel; da sei sie ihm gut dafür!

Die Gabel, die sie meint, sind die drei hochgereckten Schwurfinger der rechten Hand. Und wer seine Sache auf diese Gabel gepackt hat vorm Gericht, der gewinnt.

Aber der Lipps hüpft vor Freude wie ein Zickelämmchen. Er hat eine große Heimlichkeit, und das Jane weiß im geringsten Nichts und ist so wütig wie ein Tier.

*

Mitten auf der hohen Haide fängt eine Rinne an und schneidet langsam ein und wird ein Tal, durch das die Wasser abfließen nach dem Niederland. An steilen Felswänden wälzt sich der Bach vorbei und wirft sich um und um von Stein zu Stein, springt auch an der Wand in die Höhe, zumal wenn das Frühlingswasser ihn toll macht. Aber die Felsen kümmern sich um Nichts und stehen gelassen an ihrem Platz.

In der steilsten Felswand, der obenauf nur struppiges Dorngenist überhängt, ist ein Loch wie ein offenes Maul. Das ist das Wildweiberhäuschen.

Durch das Tal bin ich oft gewandert und habe den Bach gehört, und immer hatte ich ein Empfinden wie jetzt vor Weihnachten. Ich dachte, daß daheim im Hausgang ein helles Licht leuchte und eine helle Stimme frage: Wer ist da?

Als ich zum ersten Mal einen alten Eisgrauen um das Wildweiberhäuschen fragte, einen, der auf einen längeren Weg zurücksah als alle Andern, gab er kurzab zur Antwort: Da gehe Niemand hin! Wie ers sagte, konnte ich entnehmen, daß nun Alles gesagt sei.

Nun mußte ich mich aber erst recht um das Wildweiberhäuschen umtun; bin auch selber, als ich wieder einmal beim fallenden Laub des Wegs kam, auf einem hingestürzten Baumstamm über das brüllende Wasser gestiegen und zum Felsen hinan von Schroffe zu Schroffe und habe eine geräumige Höhle gefunden.

In der Höhle ist später nachgeforscht worden, und man hat in der schwarzen Erde Ueberreste angetroffen von langverlebten Tieren, auch Stein- und Tongeräte aus einer Zeit, die einen mit Schauern anweht aus dem nachtschwarzen feuchten Gang, der in die Felsklüfte sich verliert.

Von den Leuten auf der hohen Haide bin ich ob meines Ganges mit Kopfschütteln angesehen worden, und ich sah, es steckte in ihnen eine uralte Scheu vor dem Ort, der noch von dem vorigen Glauben an die Huldinnen und Wassergeister zeugte und daß das Wildweiberhäuschen einmal solch eine Glaubensstätte war mitten im dicken Wald und am wilden Gewässer, bis das Kreuz kam und die vorigen Gewalten als Unholde ächtete.

Die Leute sagen: dort habe einmal in der alten Welt ein wildes, irres Weib gehaust, fernab von den Menschen.

Wie sich aber einer die Schauer einer wildverlassenen Stätte deuten mag, dazumal zu des Windlipps Zeiten hat nächtlings im Wildweiberhäuschen ein Feuer im schwarzen Loch geglüht, wenn drüben am Talrand Leute spät heimkehrten vom Markt. Auch soll sich zwischendurch ein dumpfes Rumoren und Schlagen haben vernehmen lassen.

Da machte Jeder, daß er weiter kam.

Das glühende Licht und das dumpfe Pochen war Jedermann eine Bestätigung, daß Niemand, der eine lebendige Seele zu verlieren hat, dem Ort nahe.

So lag das Wildweiberhäuschen abseits von der Welt, wie geschaffen für vertriebene Geister und für alle Heimlichkeiten, die vor dem strengen Arm der herrschenden Gerechtigkeit einen Schlupfwinkel suchten.

Und wäre das Jane nicht gewesen und ihr Haß, der noch heißer brannte als die nächtliche Glut in der Wildweiberhöhle, hätte Niemand dort das heimliche Treiben gestört. Die Menschen wären scheu ihres Weges gezogen, der Bach hätte sich vergeblich mit dem Felsen gestoßen und geschlagen und nur das Raubzeug aus der Luft und die Füchse kämen verstohlen zu Besuch.

Aber das Jane brachte den tastenden Arm der Gerechtigkeit an den richtigen Ort, packte ihre Sache auf die Gabel und bezeugte die reine Wahrheit vor Gericht.

*

Und nun will ich ein Licht anzünden in der Stube, und es soll ein helles brennendes Mitleiden sein über zwei Menschenkinder, die nach dem Willen des Lebens in eins hätten wachsen sollen zu einem starken frohen Leben; sollten zu Weihnachten mitten auf dem Tisch einen grünen Baum haben, der auf jedem Zweig wagrecht ein Lichtlein heraushält ins Dunkel; und während draußen im bitterkalten Frost die Waldbäume auseinanderkrachen und an der Hütte auf den langen Eiszapfen am Dach der Wind ein Lied spielt wie auf einer Eisorgel, sollten sie sagen: Wie wohl ists bei einander sein in der warmen Stube, daß man Schnee und Eis abtreten kann auf der Schwelle und innen ein warmes Herz und Hände findet zum heiligen Geben.

Denn das ist das große Mitleiden, das Weihnachten macht, das heilige Geben; wie der Eine am dürren Holz in der toten Welt das Geben übte bis auf den letzten roten Tropfen Blut.

Aber das große Mitleiden und das heilige Geben ist nicht in der Hütte am faulen Loch gewesen, obwohl der Herd glührot Wärme austeilt und obwohl schon tagelang im Wald die Bäume glashell springen und der Winter vor der Tür liegt als knirschender Gewaltherr.

Da sitzt das Jane auf in der Nacht, hat sich auf dem Lager neben dem Windlipps aufgerichtet und hängt das Ohr und die zotteligen Haare über dessen offenen Mund, ob nicht unvermerkt Gedanken herausspazieren und die Heimlichkeit verraten. Und wieder zu einer andern Nacht, wenn der Lipps verreist ist, sitzt das Jane auf und hat ein Lichtstümpfchen brennen und ihren tiefen Haß und horcht auf jeden Laut und hört nur das hohe ferne Rauschen und zwischendurch einen lauten Knall vom Wald her.

Der Lipps arbeitet nicht mehr und hat immer Geld zum Wechseln im Sack, schlägt vorm Jane auf die Tasche, daß es klingt und ruft: Scheusal, hier! Scheusal, hier! Und gibt Nichts ab und sagt kein Wort

Das Jane hat aber schon Manches erlauscht aus den verlorenen Gedanken, die mit dem Atem verstohlen über die Lippen laufen. Der Lipps und der Franzosen=Wackes haben eine Kumpanei miteinander, und daher kommt das Geld, und sobald sie genug beisammen haben, wollen sie sich davon machen über das große Wasser. Und das Jane soll zusehen, was aus ihr wird in der Hütte am faulen Loch.

Schon einmal hats das Jane unternommen und ist dem Lipps heimlicherweise nachgegangen auf dem Weg nach dem Wildweiberhäuschen, hat aber umkehren müssen, weil der Windlipps ihr den Tod angedroht hat, ärger als der messerscharfe Frost.

Sie wird aber im Dorf ausgelacht als hintersinnig, als sie sagt, man müsse dem Werk im Wildweiberhäuschen auf die Spur kommen. Ebensogut kann das Jane den Mann im Mond suchen. —

Es hat aber Alles seine Zeit, und der Haß hat seine Frist, wo er nicht mehr im Menschen Platz hat und heraus muß. Einmal sitzt das Jane auf in der Nacht, und es ist mit ihr bis aufs Aeußerste gekommen und sie will wissen, wozu sie auf der Welt ist, wenn sie nicht die große Heimlichkeit erfährt, woher der Lipps seine Reichtümer hat, und sie mit ihr teilt.

Das Jane will auch ihr Teil am Leben, sie hat lange genug gewartet. Und wenn sie Nichts hat, soll der Lipps auch Nichts haben. So stehts!

Horch! Der Wind macht eine Pause auf den Orgelpfeifen. Ein roter Schein wischt gedankenschnell an den vereisten Fenstern hin. Er kommt wieder und bleibt im Glühen. Und jetzt knirscht der Schnee unter Menschentritten.

Der Feind kommt! Er kommt herein in ihre Hütte und hat ein Licht vorn auf der Brust, ein rotes Fratzenlicht!

Und hat ein zusammengeknüpftes Nastuch in der Hand und fragt, während ers im allerschlimmsten Hoha aufknotet: ob das Jane ein Vögelchesnestchen sehen will?

Da ist das Tuch voll blitzblanker Taler!

Und das Jane ist rasend vom Bett auf, und Beide haben sich auf der Diele miteinander verwurzelt, haben ein fressendes Verlangen wider einander und schlagen hart gegen Tisch und Bänke.

Zuletzt können sie Beide nicht mehr. Die Nacht liegt gegen die Scheiben, und der Wind orgelt sein Lied. —

Und am kommenden halbblinden Tag hat das Jane ihre Sache auf die Gabel gepackt: der Lipps und der Franzosen=Wackes haben im Wildweiberhäuschen falsch Geld gemacht!

*

In der engen Zuchthauszelle hat das Menschlein zusammengeduckt gesessen, wie die Maus in der Falle. Und der Pfarrer ist die Katze, die die Maus fressen will.

Da duckt sich das Mäuslein noch tiefer in die Ecke und gibt keinen Ton von sich.

Weil das Mäuslein aber in der Falle gefüttert wird, lebt es weiter und stirbt nicht. Aber wenn ein Mensch einmal durch einen furchtbaren Schicksalsspruch in ein Mäuslein verwandelt ist, soll man meinen, wird er sein Lebtag nicht wieder ein Mensch.

Es müßte denn Jemand kommen, der ihn erlöst.

Das ist aber der Zuchthauspfarrer nicht. Er mag sich anstellen, wie er will, das Mäuslein gibt keine Antwort. Und wenn der Pfarrer draußen durchs Okular in der Tür schaut, sitzt die Maus immer noch, oder sie läuft hin und her und kann nicht heraus.

Muß dann mit der Zeit eingesehen haben, daß es vor dem starken Schicksalsspruch kein Fortlaufen gibt. Da setzt man das Mäuslein eines Tags auf den Tisch und sagt zu ihm: du bist jetzt der Beamtenschneider im Zuchthaus. Solch eine Mummerei treibt man mit ihm, als wäre es ein Mensch.

Und die Beamten kommen, und der Pfarrer kommt, und lassen sich Kleider anmessen. Am Ende glaubt das Mäuslein selber an die Mummerei und gibt sich daran, zierliche Arbeit zu machen. Und das Mäuslein wird gelobt.

Aber es ist doch ein irriger Schein, daß das Mäuslein jetzt ein Mensch ist. Denn der Mensch ist eine lebendige Seele und lebt zwischen Furcht und Hoffnung vor dem ewigen Angesicht, das größer als die Sonne in die Welt scheint, Tag und Nacht. Und solch eine lebendige Seele findet sich eines Tags vor der unbegreiflichen Hoheit und glaubt zu vergehen und findet vor sich wie durch ein Wunder das grenzenlose Mitleiden und das heilige Geben. Und dann ist Weihnachten für die Seele.

Für das Mäuslein aber ist kein Weihnachten, zweimal, dreimal nicht, sondern nur Angst und Pein. Und die Katze will es immer noch fressen und hat nicht das erlösende Wort.

Und nun soll es bald zum dritten Mal Weihnachten werden für alle Menschen. —

Wenn das Mäuslein, das zum Schein der Beamtenschneider ist, seine Arbeit abliefert, wird es in die Pförtnerstube geführt, ob seine Arbeit richtig ist.

Da ist zu diesen Zeiten, da alle Welt an Weihnachten denkt, und gleich dem heiligen Geben himmelab sich rüstet, wieder zu geben und beizusteuern zu dem großen Mitleiden, das umgeht von Mensch zu Mensch —, das Mäuslein zur Stube beim eisernen Zuchthaustor hereingekommen und hat dort unversehens ein Kind angetroffen mit blauen Sternaugen und blonden Locken um die roten Wagen herum.

Es war mein Kind, das so eine freundliche, lichte Art hat und ein warmes Händchen, das es allen fremden Leuten hinreicht.

Auch dem Mäuslein, das kein Mensch mehr ist nach dem harten Spruch.

Da hat das Mäuslein gezittert, ärger als je. Und dann hat es angefangen zu weinen.

Und mein Kind hat sich auf die Fußspitzen gestellt und hat sein Händchen aufgehoben und das Mäuslein gestreichelt.

Jetzt konnte das Mäuslein nicht anders und weinte mit solcher Macht, daß auch mein Kind anfing und mitweinte.

*

Was aber dann geschehen ist, als das Mäuslein wieder mit sich allein in der Zelle war, muß man mit dem inneren Auge sehen, das Alles sieht, was Menschen betrifft, weil es selber eines Menschen Auge ist. Und muß dabei das Schutzescheusel zum Anhalt nehmen.

Muß jetzt irgendwie geglaubt haben, das Mäuslein mit den scheuen Augen, daß es am Ende doch noch einmal ein Mensch werden könne, und muß dabei gemeint haben, irgend Etwas dazu tun zu können zu seiner Erlösung vor dem schweren Spruch.

Und dieser scheue Glaube muß mit heißem Eifer das Mäuslein befallen haben auf seinem Tisch. Muß mit einem großen Verlangen gefragt haben, was es beitragen könne zu dem erlösenden Wort.

Und dann hats zum zweiten Mal eine große Heimlichkeit gehabt, aber ganz anderer Art; hat ein verborgenes Treiben angefangen, von dem Niemand Nichts wissen darf, bevor Weihnachten da ist. Ist aber keine solche Arbeit gewesen, die im Zuchthaus zum Fenster hinauslangt und sich an den schweren eisernen Stäben zu schaffen macht zu nächtlicher Weile; auch nicht solche, die mühselig, mühselig Zwirnsfaden um Zwirnsfaden auflieſt, zusammenknüpft und im Bettsack versteckt, bis sich ein Seil daraus drehen läßt, das hinabreicht von der Mauer bis in die Freiheit.

Dadurch wäre das Mäuslein kein Mensch geworden und Weihnachten wäre nicht gekommen, sondern hinter dem Flüchtling drein der schwere Spruch mit Säbel und Gewehr.

Das Mäuslein hats dumpf geahnt und doch aus einem starken Drang heraus, daß einer wieder ein Mensch wird, wenn er teilnimmt am heiligen Geben.

Und wenn an Weihnachten himmelhoch das Geben in die Welt kommt mit Kindeshänden, und das große Mitleiden so neu und jung die Welt anspricht wie aus Kindesaugen, dann soll die Stunde gekommen sein, wo das Mäuslein aus der Zelle hervorkommt und hat eine Gabe in den Händen vor dem schweren Spruch.

Das Mäuslein sitzt heimlich auf und hat gerötete Wangen, und bis zum heiligen Abend muß die Arbeit fertig sein. Und

das Mäuslein müht sich und quält sich ab, daß seine Gabe richtig und gut sei.

Und hat wieder eine große Heimlichkeit, und Niemand darfs wissen, denn das Geben muß aus tiefstem Herzen kommen. Und nur die starken Wände sehen zu und wundern sich, was das Mäuslein hat.

*

Wie da der heilige Abend herabkommt auf die Welt, leise, leise mit einem fernen Singen und Klingen und zwei, drei ersten Sternlein aus dem Himmel! Ist über den Berg gekommen und hat sich über den Dächern der Stadt heraufgereckt nach den steilen grauen Mauern und hat an die harten Mauern gerührt mit sehnsüchtigen Händen.

Da hat in der Pförtnerstube mein helles Kind dem Windlipps auf dem Schoß gesessen, hatte ein Püpplein in Händen und sein blondes Köpfchen an die höckrige Brust gedrückt.

Das war die Gabe; zwar ein wunderlich Püpplein, seltsam ungelenk und halb schreckhaft, wie man es in keinem Laden kaufen kann um Geld. Habs darum zwischen Lächeln und Rührung ein Schutzescheusel genannt; so wie sie auf der hohen Haide zum Schutz fürs Saatfeld eine Puppe hinstellen, den Spatzen zu wehren.

Hier aber wars das heilige Geben.

Und als ich herzu kam in meinem weiten Mantel, hat sich der Windlipps nicht mehr gescheut vor meinem feierlichen Gewand, sondern mir gradaus in die Augen gesehen, daß es mich durchfuhr; er war wieder ein Mensch.

Und alle Glocken läuteten es von allen Türmen. — —

Nun hab ich das Schutzescheusel bei den heiligen Dingen liegen, bis mein Kind groß sein wird, um das heilige Geben zu verstehen, das hervorkommt, mitten aus der großen Not.

Fritz Philippi

Schiller- und Goethe-Literatur

1. Schiller

Unter den ungezählten Veröffentlichungen des Schillerjahrs war wohl die eigentümlichste und die für unsere Leser merkwürdigste das Buch von Julius Burggraf: Schillerpredigten. Jena, Costenoble 1905. 396 S. 4, geb. 5 Mk. Sie als Predigten zu würdigen, oder gar über die Berechtigung solcher „Schillerpredigten" zu reden, ist hier nicht meine Aufgabe: nur soviel sei gesagt, daß sie in dem Buche selbst mit der ganzen liturgischen Umrahmung, Gebeten und — vorzüglich ausgewählten — Gesangbuchversen gegeben sind und grade dadurch ihre eigentümliche Wirkung so weit bewahren, als das gelesene Predigten überhaupt zu tun im Stande sind. Für den Verfasser jedenfalls ist Schillers ganzes Schaffen eine vergeistigende und veredelnde Wirkung des in dem Werke der Reformation uns erstandenen deutschen Glaubens: Luther und Schiller sind ihm ein einziger Gedanke im Plan der Vorsehung. Das hat natürlich die Auswahl der Stücke bestimmt, über die man mit dem Prediger nicht rechten darf. Das ganze Buch hat einen dem Gang des Kirchenjahrs von Neujahr bis Pfingsten angepaßten, aber in sich selbst berechtigten und durchaus folgerichtigen Aufbau: Zur Einführung dienen die Worte des Glaubens, das Tor und der Triumphbogen; dann folgen vier Abschnitte I. Im Tempel der Schönheit: 1. Die Künstler, 2. Die Räuber, 3. An die Freude, 4. Die Götter Griechenlands, Die vier Weltalter, 6. Don Carlos, 7. Die Jungfrau von Orléans. II. Unter dem Kreuze: 8. Der Kampf mit dem Drachen, 9. Wallenstein, 10. Die Johanniter, 11. Kassandra, Die Ideale, 12. Die Braut von Messina, 13. Maria Stuart. III. Verklärung: 14. Der Genius, Kolumbus, 15. Das Ideal und das Leben, 16. Resignation, Hoffnung. IV. Die Zukunft der Kirche: 17. Sehnsucht, Die Worte des Wahns, 18. An die Freunde, Mein Glaube, Licht und Wärme, 19. Die Macht des Gesangs, 20. Das Lied von der Glocke, Wilhelm Tell, Deutsche Größe. Ueberall ist selbstverständlich die Beziehung zur Religion hervorgeholt, und man darf dabei Zweierlei rühmen. Es war zu fürchten, daß die theologische Kunst des Umdeutens und Einlegens gegenüber dem Bibelwort, die schon dem Hörer gewöhnlicher Predigten manchmal auch beim besten Willen zur Erbauung dennoch etwas auf die Nerven fällt, hier besonders ausgeübt werden könnte, um Schiller sozusagen zurecht zu machen. Aber das ist niemals und nirgends geschehen. Burggraf ist ein viel zu genauer Kenner und selbständiger Erforscher der Schillerschen Gestalten- und Gedankenwelt, um in diesen Fehler zu verfallen. Und so darf man auch bei strengster Prüfung sagen: Schiller ist überall so genommen, wie er wirklich ist, und seine Gedanken sind nirgends ins Christliche umgebogen, sondern der Prediger hat die Beziehung auf Jesus, die ihm so wichtig ist, immer eingestandenermaßen selbst hinzugefügt, wo sie nicht zu finden war. Und das zweite Lobenswerte ist: wir haben nicht eine blinde Ueberschätzung der doch vielmehr ästhetischen als religiösen Weltanschauung Schillers vor uns, sondern der Prediger ergänzt sie von sich aus zur Religion, öfters mit ausdrücklichem Widerspruch gegen den Dichter. So wird er erst seiner These von der Zusammengehörigkeit Luthers und Schillers gerecht: der Eine muß den Andern ergänzen, um die christliche Religion zu „veredeln", das heißt um ihr das ästhetische Element zuzuführen, das den rein religiösen Heroen des Glaubens erfahrungsmäßig fast immer und überall als wertlose Aeußerlichkeit erscheint. Auch für die Erfassung Schillerscher Gedanken — abgesehen von dem Predigtzweck — bringt das Buch neuen und wertvollen Stoff. Die Auffassung des Gedichtes Die Götter Griechenlands, die Burggraf gibt, halte ich für zweifellos richtig, ebenso die Betonung des „Protestantischen" in der Abendmahlsszene der Maria Stuart. Alles in Allem: wir haben hier eine seltene, aber außerordentlich wünschenswerte Vereinigung von Eigenschaften, die ganz folgerichtig ein solches einzigartiges Werk hervorbringen Ob dem Verfasser — dem Schiller offenbar verwandter ist als Goethe — wohl auch „Goethepredigten" ebenso gelingen möchten?

In letzter Stunde geht uns der Schiller zu, der als ein Teil der „Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Klassiker" vom Insel-Verlag in Leipzig herausgegeben und soeben vollständig geworden ist. Es sind sechs Bände, von denen jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet, und die deshalb gar nicht beziffert sind. Der erste enthält die Gedichte und Erzählungen, der zweite die Dramen vor Wallenstein, der dritte die übrigen Dramen, der vierte die philosophischen, der fünfte die historischen Schriften und der sechste die Uebersetzungen. (Band 2 kostet 4,50, Band 6 3,50 Mk., die übrigen je 4 Mk. gebunden.) Wenn man erfährt, daß z. B. der zweite Band, der die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, Don Carlos und Tell enthält, 668 Seiten stark, aber nur etwas über einen Zentimeter dick ist, so kennt man das Charakteristische an dieser Ausgabe. Sie ist, nach englischem Vorbild, eine Taschenausgabe im wahrsten Sinn: auf das denkbar dünnste Papier gedruckt, das aber so gut ist, daß die scharfen und keineswegs kleinen ganz klaren Antiqua-Lettern nirgends durchschlagen, dazu in biegsames schönes rotes Leder gebunden. Da Albert Köster als Herausgeber bezeichnet ist (nur Band 2 ist von Max Hecker), so wird wohl auch der Text auf der Höhe der philologischen Errungenschaften stehen. Einleitungen und Anmerkungen fehlen gänzlich: der Dichter redet allein zu uns, und wenigstens in dieser Ausgabe kann man ihn wirklich immer bei sich tragen und in jedem Augenblick zu sich reden lassen, in dem man Zeit für ihn hat.

Max Christlieb

Verschiedenes

Unser Titelbild. Nach einem Altargemälde von Rubens im Dom von Antwerpen hat Hedwig Weiß in Berlin das heutige Titelbild für die Christliche Welt gezeichnet. D H

Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. Hausbücherei Band 20/21. 413 S. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Gebunden 2 Mk.

Der Titel sagt genug. Man kann ein so schönes und billiges Weihnachtsbuch nur herzlich willkommen heißen. R

Wipfelrauschen. Gedichte von Dietrich Vorwerk. Stuttgart, Cotta 1906. 238 S. 3, gebunden 4 Mk.

Mit großer Freude habe ich die Gedichte des Harzer Geistlichen gelesen. Mag auch die Form nicht immer dem Inhalt entsprechen, Vereinzeltes auch etwas gezwungen wirken, mag dem Leser auch hie und da ein größeres Vorbild (C. F. Meyer, Heine, Goethe) unwillkürlich in den Sinn kommen, im Großen und Ganzen ist es doch Ureignes, was uns der Dichter sagt. Alles, auch das Kleinste, was er in der von ihm heiß geliebten Waldheimat oder in seinem Sehnsuchtslande Italien gesehen hat, wird ihm zum inneren Erlebnis. Daß sich ihm das Meiste religiös wendet, ist kein Wunder, aber himmelweit ist er entfernt von der religiös sein sollenden Mache in so mancher „christlichen“ Gedichtsammlung. Der Dichter kennt den modernen Menschen mit seinen Nöten und Zweifeln, einem solchen wird gar mancher tröstliche Ton aus seinen Liedern entgegenklingen. Möge darum der Dichter das reichlich finden, wonach er verlangt:

Ich suche das klopfende Herz
Und für das Herz einen Weg zum Licht,
Einen Lerchenweg,
Einen Liedersteg
Aufwärts und sonnenwärts.

Peter Thomsen

Zu Freude und Trost. Dichtungen von Anna Dix. Dresden, Ungelenk 1906. 150 S. Gebunden 2,50 Mk.

Unserer heutigen ganz unlyrischen Zeit neue Lyrik, gar religiöse Lyrik zu bieten, dazu gehört schon eine starke Kraft oder — bei Dichter und Verleger — ein starker Optimismus, der bemitleidenswert oft auf großer Selbsttäuschung beruht. Was wird auf diesem Gebiete der Religion vielfach gegen den guten Geschmack gesündigt! Gereimte Bibelverse! — Hier nicht. Die Lieder von Anna Dix (dem Leserkreise der Christlichen Welt keine Unbekannte) sind wirkliche Poesie, gutes Gold von tiefem religiösen Gehalt. Sie bedeuten einen sehr erfreulichen Fortschritt in Gedanken und Form über ihre früheren Dichtungen hinaus: „Aus jungem Herzen“ 1898, und „Im Sonnenglanz“ 1901, welche doch auch und mit Recht viel freundliche Anerkennung gefunden haben. Es fehlt in der neuen Sammlung nicht an kräftigen Tönen männlichen Wollens und frischen Hinauf- und Vorwärtsstrebens. Im Allgemeinen aber wiegt doch zwar nie weichliche, aber weichere Stimmung vor. Es ruht auf den Liedern Sonnenglanz und scheint in ihnen eine stille, tiefe Klarheit. Für diese Seele haben sich viele Disharmonien gelöst. Da muß wohl ein großer läuternder Schmerz erlebt und innerlich durchkämpft sein, ehe es zu diesem abgeklärten Frieden kam, zu dieser tief harmonischen, versöhnten Lebensanschauung. Auch wo die Lieder an biblische Gedanken und Szenen anklingen, reden sie nicht in der Sprache Kanaans, sondern sind in das Kleid moderner Stimmungen Bilder und Worte gewebte biblische Gedanken. Und die Hand, die sie webte, war eine feine. Wo die Natur in die Dichtung hineinspielt, tut sies in leuchtenden Farben und jauchzendem Gesang. Auch unter den im engern Sinne religiösen Liedern, welche an die großen christlichen Feste anknüpfen und zum Teil Kirchenlieds würdig sind, finden sich ganz wunderfeine Sachen. Wer sinnenden Gemütern eine Freude und traurigen einen Trost aufs Fest bieten möchte, wähle „Zu Freude und Trost.“ Auch die äußere Ausstattung des Buches ist eine sehr geschmackvolle.

Friedrich Heine

Glockenschläge aus meiner Dorfkirche. Von Hesselbacher. Religiöse Betrachtungen aus dem Bauernleben. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 2, gebunden 3 Mk.

Predigten finds nicht und christliche Erzählungen auch nicht, aber doch beides; „Betrachtungen“ sind es über biblische Worte, nur daß wir nicht Worte betrachten, sondern die schlichten Leute des Neckardorfes in ihrer Arbeit und ihrem Schicksal, in ihren Verkehrtheiten und ihrer schlichten Frömmigkeit. Der Glanz der Heimatkunst liegt über dem Büchlein. Darum ist es nicht nur ein Andachtsbuch für den schlichtesten Landmann, sondern auch eine Freude für jeden künstlerisch Empfindenden, und doch ist nie Gefahr, daß es nur ästhetisch genossen wird; dazu ist der religiöse Ton viel zu stark. Und eine Frömmigkeit ist es, die da hilft mit beiden Füßen auf der Erde stehen und doch mit dem Herzen im Himmel sein. Uebrigens sind es gesammelte Andachten aus Sohnreys Dorfboten, den ich bei der Gelegenheit als das beste Sonntagsblatt für ländliche Gemeinden empfehle.

Wilhelm Schubring

Paolo Calvino, Gesu Cristo. Firenze, Lib. Claudiana 1905. 29 S. 10 Ctm.

Ein Waldenser Pfarrer, theologisch bestimmt durch die deutsche historisch-kritische Schule, widerlegt die auch in Italien jetzt verbreitete These, Jesus habe als historische Person nie existiert. Für deutsche Leser bringt die Broschüre, die die kanonischen und außerkanonischen Zeugnisse zusammenträgt und kurz würdigt, auf allgemein historische Erwägungen dagegen verzichtet, kaum Neues. Im Anhang wird die Christuslegende durch die Analogie einer Napoleonslegende zerstört, im Anschluß an das 1830 erschienene Büchlein des Franzosen Pérès. Dieser alte und gute Gedanke ist ja auch bei uns neuerdings wieder öfters ans Licht gezogen worden.

Th Demmler

Die Schriften des Neuen Testaments. Neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Professoren D. D. Baumgarten, Bousset, Gunkel, Privatdozent Lic. Heitmüller, Pastor Lic. Hollmann, Professor D. Jülicher, Professor Lic. Knopf, Pastor Franz Koehler, Pastor Lic. Lueken und Professor D. Johannes Weiß. Herausgegeben von Professor D. Johannes Weiß in Marburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Subskriptionspreis bis 31. März 1907 12 Lieferungen je 1 Mk., in 2 Leinenbänden 15, in 2 Halblederbänden 17 Mk. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

In kaum einem Jahr sind die 6500 Exemplare der 1. Auflage dieses Werkes verkauft worden. Da bedarf es keiner weiteren Empfehlung. Von der 2. durchgesehenen Auflage liegen die drei ersten Lieferungen vor. Noch vor Weihnachten wird der erste, Evangelium und Apostelgeschichte umfassende Band gebunden verkäuflich sein, zum Einzelpreis von geheftet 8 Mk., in Leinwand 9,60 Mk., in Halblederband 10,60 Mk. Für bald nach Ostern ist der zweite versprochen, der bei Nachbestellung bis 31. März für 4, 5,40 und 6,40 Mk. den Abnehmern des ersten geliefert wird. Wer solchen, denen das Neue Testament ein fremdes Buch geworden ist, es wieder nahe bringen, lieb und lebendig machen möchte, der schenke ihnen diese Uebersetzung und Erklärung der Schriften des Neuen Testaments, die für Jedermann leicht verständlich ist, damit an ihnen Goethes als Motto vorgesetzte Verheißung sich erfülle, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht.

v Soden

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 11. Jahrgang. Mit Buchschmuck und Bildern. Berlin SW., Deutsche Landbuchhandlung 1907. 165 S. Gebunden 1,50 Mk.

Hier und da hätte ich noch Wünsche, sei es daß der Ausdruck noch einfacher (Der Held von Weißenburg) oder die Frömmigkeit weniger naiv (Der Heerwurm) oder der Stoff besser verarbeitet sein könnte (Vom Entscheidungskampf am Waterberg). Alles in Allem aber ist das Jahrbuch ein schönes, reichhaltiges Werk: Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Liebe zu deutschem Land, Landwirtschaft und alter Sitte haben mitgearbeitet; viele hübsche Kleinigkeiten, erheiternd und belehrend, blühen wie Kornblumen zwischen den größeren Feldern, von denen unsere Jugend, insbesondere die des Landes, Freude, Unterhaltung, Belehrung und Heimatliebe ernten wird.

Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. So lebhaft die überraschende Reichtagsauflösung in Deutschland jetzt die Gemüter bewegt: das weltgeschichtlich größere Ereignis ist doch der Kampf zwischen dem französischen Staat und der römisch-katholischen Kirche, wie er sich um den 11. d. M. zugespitzt hat. Wir überlassen es vertrauensvoll unserem Mitarbeiter Eugen Lachenmann, wann und wie er das schon lange sich hinziehende Drama für unsere Leser weiter beleuchten will. Nur dies Eine sei uns erlaubt in diesem Augenblick zu sagen: niemals konnten wir glauben, daß die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich sich glatt vollziehen werde; schon indessen richteten wir uns darauf ein, das Unwahrscheinliche nun doch als Tatsache zu begreifen, indem wir uns sagten: Wie furchtbar muß die katholische Kirche in Frankreich abgewirtschaftet haben, daß sie dies so ruhig über sich ergehen läßt! Denn was die Protestanten, ohne sich und ihrem Glauben irgend Etwas zu vergeben, hinnehmen konnten, durfte die katholische Kirche nach ihren Traditionen nicht ertragen. Nun haben die letzten Entschließungen zum 11. Dezember uns vor eine neue Wendung gestellt, und mit äußerster Spannung sehen wir dem weiteren Verlauf dieses französischen Kulturkampfes entgegen. Vgl. zuletzt Nr. 23.

Auch in Spanien, auch in England macht die Kirche jetzt Geschichte, hier die Hochkirche, die Ober- und Unterhaus wider einander bringt. Und im Deutschen Reich?

Als neulich nach dem ersten Auftreten des Kolonialdirektors Dernburg liberale Zeitungen Konflikt zwischen Regierung und Zentrum ansagten, haben wir eine solche Politik nicht für möglich gehalten. Aus dem einfachen Grunde, daß wir nicht sahen, wie unsere Regierung ohne oder wider das Zentrum arbeiten soll, solange die Sozialdemokratie ist, wie sie ist, und politisch eingeschätzt wird, wie sie eingeschätzt wird. Nachdem wir die Ueberraschung des 13. Dezember erlebt haben, halten wir fragend Umschau, ob der Volksteil, der weder im Zentrum noch in der Sozialdemokratie sich vertreten sieht, stark genug sein wird, der Regierung eine vom Zentrum unabhängige Politik zu ermöglichen? Viel Zutrauen dazu haben wir nicht. Besonders weil der einzelne Konflikt, um des willen der Reichstag aufgelöst wurde, keine genügend breite Basis bietet für eine starke Volksbewegung. Aber einen heißen Wahlkampf ist die Wendung wohl wert. Und etwas Befreiendes hat das rasche, feste Handeln der Regierung schon jetzt für Ungezählte: mag die Kraft zu einer guten Antwort nicht ausbleiben.

Inzwischen behält der deutsche Protestantismus seinen Fall César: unser Schlußwort dazu folgt in der Schlußnummer des Jahres. Professor Baumgartens Dortmunder Rede, die wir schon verloren glaubten, bringt inzwischen Chronik der christlichen Welt Nr. 51 in zuverlässigem Wortlaut.

Und all diese Kämpfe in Staat und Kirche letztlich Kämpfe um das Kind her, das in der Krippe liegt? Im Reich des Friedefürsten?

Allen, die dies lesen, mitten in der Unruhe solcher Zeit, ein frohes gesegnetes Weihnachtsfest!

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 14. Januar 8 Uhr Hotel zu den drei Ringen Klostertor 7: Wie entstand die Sammlung neutestamentlicher Schriften? (Kanonsgeschichte und Weltgeschichte.) Divisionspfarrer Pott.

Oldenburg i. Gr. Jeden 3. Montag im Monat abends 1/2 6 in der Bavaria, Julius Mosen-Platz.

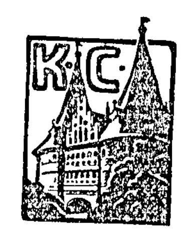
Stuttgart. Montag 14. Januar 1/2 8 Uhr Herzog Christoph: Der Zwang der Verhältnisse und die sittliche Freiheit.

Warnung

Allen denen, die in den letzten Monaten den an Lupus-Tuberkulose leidenden Studenten **Fodor Zoltan** aus Debreczin in Ungarn unterstützt haben, wird hiermit mitgeteilt, daß derselbe nach Wien befördert worden und dort angelangt ist. Für den Fall, daß Fodor hierher zurückkehren sollte, muß leider vor abermaliger Unterstützung gewarnt werden, da er sich der Gaben nicht würdig gezeigt hat.

Graf Lüttichau
Domhilfsprediger, Berlin N 24

Paul Le Seur
Pastor und Inspektor der Berliner Stadtmission



Die

Psalmen des Westens,

aus denen die „Christliche Welt“ wiederholt Proben brachte, zuletzt im Anschluss an einen Hinweis auf diese in der Nummer vom 22. November, auf welchen hierdurch noch einmal besonders aufmerksam gemacht sei, erscheinen noch rechtzeitig als ***Weihnachtsgabe*** *zum Preise von M. 2.40 in Ganzleinen und M. 3.— in Leder gebunden im unterzeichneten Verlage. Bestellungen nimmt schon jetzt jede Buchhandlung gerne entgegen; auch ist der Verleger gerne bereit, bei ihm eingehende Bestellungen durch eine geeignete Buchhandlung ausführen zu lassen und bittet, solche eventuell an ihn zu richten.*

Berlin *W 9, Linkstrasse 16.* ***Karl Curtius,*** *Verlagsbuchhandlung.*

Weihnachten in Bethel

„Immer reichere Freudenernte, nach immer reicherer Tränensaat, immer fröhlichere Lobgesänge nach immer zahlreicheren Trauerliedern“ so darf es, an jedem Weihnachtsabend, in Bethel heißen, wenn die Liebe treuer Freunde von Gottes Liebe bewegt, unseren Kranken wieder den Tisch gedeckt hat. Ja, reicher ist unsere Tränensaat wieder geworden. Die Zahl der Leidenstage und Leidensnächte ist im vergangenen Jahre wieder nicht unbedeutend gewachsen. Wir stiegen von 1 Million 040.449 Pflegetagen auf 1 Million 112.681 Tage, also wiederum um 72.232, d. h. also pro Tag um 198, ohne das gesamte Pflegepersonal und dessen Familien. Aber wir dürfen auch sagen, daß die Parole unserer Zionsgemeinde: „jedes Jahr der Klagelieder weniger, jedes Jahr des Dankens und Lobgesangs mehr“, auch im letzten Jahr nach Kräften eingehalten ist.

Wir hoffen, daß die Freunde unserer Epileptischen, Geisteskranken, elenden Kindlein und unserer Arbeitslosen und Heimatlosen auch in diesem Jahre derer gedenken werden, die der große Samariter ihnen und uns ans Herz gelegt hat mit dem Worte: „Was ihr getan habt einem unter diesen Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan.“

Bethel b. Bielefeld im Nov. 1906.

F. v. Bodelschwingh,
Pastor

Hannover

18 öffentliche Vorträge des Herrn Pastor Chappuzeau.

Historisch-kritische Einführung in das Neue Testament. Im Anschluß daran 18 Übungsstunden.

Die Vorträge finden statt Donnerstags von $5^1/_2$–$6^1/_2$ Uhr in der Aula der höheren Schulen am Georgsplatz. 1. Vortrag: Donnerstag den 3. Januar 1907. Dauerkarten für 18 Vorträge 6 M., für Vorträge und Uebungsstunden 10 M. bei Schmorl und v. Seefeld Nachf.

Soeben erschien im **Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstrasse:**

Helene Christaller,

Wer aber nicht hat . . . Roman, geb. 3 M.

Dr. Wilhelm Winsch, **Mein Christusbild;** 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 20 Pfg.; enthält Kritiken von Frenssen's Hilligenlei, P. W. Schmidt's Geschichte Jesu und anderen bekannten theologischen Autoren.

Zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C 2,** Neue Promenade 7.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Buchhändler und Antiquar,
Berlin C. 2, Spandauerstr. 76.

Ein kleines Geschenk

Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, gesammelt von Will Vesper, geschmückt von Käte Waentig. 480 Seiten. Leicht gebunden. Preis 1.80 Mk. In 6 Monaten: 1.—25. Tausend.

Verlag: W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf.

Eine Mark achtzig

Alles um Liebe. Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens, biographisch verbunden von Ernst Hartung. 448 Seiten. Leicht gebunden. Preis 1.80 Mk. In 3 Monaten: 1.—18. Tausend.

Verlag: W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf.

Eine große Freude

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 52 — Marburg i. H., den 27. Dezember — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,25 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt:

Jahres-Ende

Herr, bleibe bei uns!

Lasset uns in der Nacht ringsum Licht-Feuer anzünden, damit das Dunkel nicht an uns kann. Denn das Dunkel ist der Tod und das Licht ist das Leben.

Wenn das Dunkel herankommt, wollen wir uns abwenden von ihm und ins Licht blicken und beten wie die Jünger: Herr, bleibe bei uns!

Und während wir ins Licht blicken, nicht ins Dunkel, wollen wir reden vor Dir, o Gott, von diesem Jahr und von unserm Jahr. Es schickt sich an zum Gehen, aus unserm Lichtkreis heraus und will Abschied nehmen auf Nimmerwiedersehen ...

Es war Dein Jahr, o Gott! Von Dir kam es herab zur halben Nacht wie das Christkind, jung und rein. Und du hattest ihm gesagt: Geh hin und begleite die Menschen und gib ihnen Werktag und Sonntag, bis ich dich wieder rufe durch das, was nach dir kommt.

Und es hat gearbeitet mit uns Menschen, Dein Jahr. — O Gott! wenn es wiederkommt vor Dich, was kann es Dir erzählen von den Menschen! ... Doch Du kennst die Menschen besser als ein Jahr und schickst ihnen immer wieder neue Jahre ... barmherziger, geduldiger Gott!

Und Dein Jahr kam zu mir und wurde mein Jahr. Und es wird Dir auch von mir erzählen, mein Jahr! Was wird es Dir erzählen von mir? ... Wo es mich traf, was es mit mir erlebte. Was ich vor den Leuten tat, und was ich daheim tat, ganz daheim ... Es wird Dir erzählen, was ich keinem Menschen sage, was hinter meiner Stirne wohnt und in meinem Herzen ... Was es mit mir ausrichtete, wird es Dir sagen und was ich versäumte ... Was ich ausrichtete, wirst Du wägen vor Dir, gerechter Gott. Du wirst die Spreu scheiden vom Korn.

Und was ich versäumte? ... O Gott, kann es nicht noch einmal wiederkommen, mein Jahr, ... daß ich noch einmal und besser tue, was ich nicht tat, Deinen Willen? —

Aber schon verläßt es den Lichtkreis, noch einen letzten Blick wirfts auf mich. Und kehrt nicht wieder. Niemals wieder!

Herr Gott! Abermals ein Jahr geht dahin, ein Jahr meines Lebens. Sinds noch viele Jahre, die kommen? sinds wenige, ... ists das letzte? ...

O, du Gott meiner Jahre! Du sendest mir ein neues Jahr, Du borgest dem Schuldner immer noch?

Allgütiger! Was auch dies alte Jahr Dir erzählen mag, es wird Dir erzählen: scheidend traf es mich, ringsum Feuer anzündend gegen das Dunkel, und blickend ins Licht, und bei Deinem Lichte Dich beschwörend: Herr, bleibe bei uns!

Fritz Philippi

Die Zeit des Rationalismus

Vgl. Nr. 7 und 16

Die Zahl derer, die noch mit Bewußtsein die Zeit des Rationalismus erlebt haben, wird immer kleiner. Ich gehöre noch zu ihnen. Das berechtigt, ja es verpflichtet mich vielleicht, meine Beobachtungen über diese Zeit einmal auszusprechen. Die Kontroverse zwischen D. Drews und D. Ecke bietet dazu den Anlaß.

Die Zeit der Aufklärung, die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, hat sich mir anschaulich dargestellt in einem ihr entstammten Gesangbuche, das ich als junger Geistlicher noch ein halbes Menschenalter in einer norddeutschen Gemeinde gebrauchen mußte. In ihm fanden sich Trivialität, Eudämonismus und hölzerne Orthodoxie vereint. Nirgends ist mir klarer als in diesem Buche entgegengetreten, daß der Niedergang der streitbaren Orthodoxie und ihrer nicht selten recht trivialen und religiös armen Predigtweise, die wir aus den Schriften von Tholuck, Schuler, Beste, Biedermann und aus der Geschichte der Predigt von Christlieb (Theologische Real-Enzyklopädie, 2. Auflage, Band 18) hinreichend kennen, kein anderer sein konnte. Die dogmatischen Streitfragen hörten auf und die Trivialität blieb übrig.

Das aber habe ich hier nicht zu beweisen; denn die Zeit des Rationalismus ist eine andere als die der Aufklärung. Und nur über jene, die nach den Befreiungskriegen begann und mit dem Jahre 1849 endigte, habe ich hier zu reden. Meine Beobachtungen haben sich auf einen engen Kreis, auf das Königreich Sachsen, zum größten Teil auf seinen östlichen Bezirk, auf die sächsische Oberlausitz, beschränkt. Das Bild des kirchlichen und des sittlichen Lebens, das da sich mir dargeboten hat, war folgendes.*)

Im Hauptgottesdienst waren die Kirchen gefüllt. In den meisten Familien blieb während dieses Gottesdienstes nur ein erwachsenes Familienglied im Hause. Vor und nach jeder der einfachen Mahlzeiten ward gebetet. Ging ich am Sonntag gegen Mittag durch die Straßen meiner Vaterstadt, so hörte ich ganze Familien gemeinsam Gesangbuchlieder singen. Oft habe ich gesehen, daß beim Klang der Betglocke ein Ackersmann in seiner Arbeit inne hielt, sein Haupt entblößte und betete. Groß war die Arbeitsfreudigkeit. Meine Eltern wohnten im Hause eines Schlossers, der ein wohlhabender Mann war. Als ich zur Schule ging, trat, wenn ich nicht von selbst aufgestanden war, meine Mutter um fünf Uhr des Morgens an mein Bett und sagte: Hörst du nicht, daß der Schlosser schon auf seinen Ambos klopft? steh auf, du hast noch viel zu lernen. So früh begann allgemein die Arbeit. In der Gegend der sächsischen Hausindustrie erlebte ich eine Zeit der Arbeitslosigkeit, ja den Be-

*) Vgl. meine Schrift „Die Reform der evangelischen Landeskirchen." Berlin 1906.

ginn keiner Hungersnot. Ich sah Männer, die mit Tränen um etwas Arbeit baten; aber die Gottergebenheit ward nicht gemindert. Die Unschuld der Jugend ward heilig gehalten. Ich kannte eine kleine Gemeinde, die es als eine Kränkung ihrer Ehre ansah, wenn ein Kind vor der Ehe geboren ward. In Dresden waren zwei Prediger, Ammon und Schmaltz, in Leipzig war Großmann, der Mitbegründer des Gustav Adolf-Vereins, besonders angesehen, Männer, die keiner Trivialität sich schuldig machten. Daß es anderwärts geschehen sei, habe ich nicht beobachtet. Wohl das beliebteste Erbauungsbuch waren Zschokkes „Stunden der Andacht“. Man kann sagen: das Volk war wirklich religiös. Und es verstand sich von selbst, daß die Liebe zu Gott durch die Tat zu beweisen sei. Verwaiste Kinder wurden gern in Familien aufgenommen. Die Anschauungsweise, die durchschnittlich in der Landeskirche herrschte, finde ich ausgesprochen in der 1848 erschienenen Schrift des Konsistorialrats Dr. Francke „Die Grundlehren der Religion Jesu“. Nach ihr ist Gott unser Vater, Christus, der Sohn Gottes, das verwirklichte Ideal der wahren Religion, der heilige Geist die durch Christus vermittelte Wirksamkeit Gottes, die uns mit Gott versöhnt, indem sie uns zu Kindern Gottes macht. Die Darstellung ist edel, fein und innig. Die Weisheit des Heidelberger Paulus und die Lehren der Dogmatik von Wegscheider und Bretschneider sind uns nicht vorgetragen worden. Hätte das sächsische Kirchenregiment die seit dem Kurfürsten Moritz ihm immer wieder ausgesprochenen dringenden Bitten um Kirchenvorstände auch nur 1840 noch erhört, dann stünde es jetzt besser um uns. Die evangelische Kirche wäre dann in den Stürmen der Revolution und der Reaktion wie die römische unerschüttert geblieben. Sie hätte friedlich sich vertiefen können. Die Ansätze dazu waren vorhanden. Ernstes Studium des Neuen Testamentes näherte die Anschauungsweise dem Paulinismus. Abt D. Hartwig hat vor der letzten hannoverschen Landessynode die kirchlichen Zustände der Provinz Hannover in der Zeit des Rationalismus beschrieben.*) Ich habe daraus mit Ueberraschung gesehen, daß es im Wesentlichen in Hannover ganz ebenso war wie in Sachsen. Dort wie hier schlichte, herzliche Frömmigkeit. Und in beiden Ländern der friedliche Beginn eines Fortschritts, der dem Paulinismus sich zuwendete. In Sachsen war Winer, in Hannover Meyer, beide um das Verständnis des Neuen Testamentes hochverdient, Träger dieser Richtung. Die Linke der Hegelschen Schule hatte wissenschaftliche Kreise schon bewegt. Strauß und Feuerbach, selbst Baurs tief eindringende Forschungen erweckten in theologischen Kreisen Bangen und Besorgnis. Das kirchliche Leben aber ward dadurch nicht erschüttert. Man predigte Religion und Moral. Die Prediger und die Gemeinden waren Eines Glaubens. Der Gedanke, daß die Prediger anders dächten, als sie lehrten, ist mir nie entgegen getreten. Die Prediger genossen Vertrauen und waren geehrt. Manche von ihnen leben noch heute in dankbarer Erinnerung fort.

Wie ist nun der Abfall eingetreten? Wie ist es dahingekommen, daß während eines halben Jahrhunderts und darüber hinaus in unseren Gemeinden der Atheismus in einem Maße wie nie zuvor seit dem Entstehen des Christentums herrschend geworden ist? Es ist geschichtlich unwahr, daß daran der Rationalismus schuld sei. Es wäre aber ebenso ungerecht, wollte man den Grund dieses Unheils einfach in dem mit dem Jahre 1850 beginnenden Wiederaufleben der Theologie des sechzehnten Jahrhunderts suchen. Diese Theologie hatte einige höchst tüchtige, wahrhaft fromme Vertreter, die wirklich die Herzen gewannen. Ich will nur an Harleß und Ahlfeld in Leipzig erinnern. Rationalistische Gemeinden waren gewöhnt, Religion in der Kirche zu suchen. Ward die ihnen dargeboten, dann trugen sie ohne Widerspruch die ihnen fremde Lehrweise. Es war der Vorzug des Rationalismus, daß der Eindruck der Persönlichkeit ihm mehr galt als die Lehrform.

Die nächste Schuld des religiösen und sittlichen Niedergangs trug die politische Reaktion. Ich muß darauf verzichten, sie eingehend zu schildern. Die Leser würden an meiner Glaubwürdigkeit irre werden, wollte ich es tun; so furchtbar war, was damals vielerwärts geschah. Einige Züge mögen genügen. Eben noch hatte man auf die nationale Wiedergeburt gehofft. Nun aber reiste Hannibal Fischer durch die Länder, nachdem er auf Anordnung des „durchlauchtigsten“ deutschen Bundes die deutsche Flotte verauktioniert hatte. Wie viel Loyalität, wie viele Ideale brachen da zusammen! Napoleon III. brach die Verfassung seines Landes und seinen Eid. Sein Verfahren ward so sehr als das normale angesehen, daß einem mir bekannten Staatsrechtslehrer sein Gehalt entzogen ward, weil er in eine von ihm herausgegebene Zeitschrift einen Aufsatz aufgenommen hatte, der das Verfahren Napoleons mißbilligte. In den Kreisen, in denen ich verkehrte, pflegte man zu sagen: die Reaktion hat Deutschland eben so sehr moralisch verwüstet, wie der dreißigjährige Krieg materiell. Selbst der Jugend war das Leben zur Last, so unerträglich war die moralische Depression, die auf Allem lastete. In dieser Zeit ward gerade von denen, die dies Unglück über unsere Nation gebracht hatten, die Rückkehr zum Konfessionalismus gefordert. Man sollte im neunzehnten Jahrhundert sechzehntes Jahrhundert spielen, um die Zukunftspläne zu vergessen. Die Kreise selbst, die still an einer religiösen Vertiefung gearbeitet hatten, waren erschrocken, als die Macht für ihre Bestrebungen eintrat, als die Kirche zur Dienerin der politischen Reaktion gemacht ward. Sie sollte Gehorsam und Ehrfurcht für die fordern, die ebenso, wie vor ihnen die Revolution, das Recht gebrochen hatten. In den meisten Staaten waren die kirchlichen Gemeinden, war die Kirche selbst ohne Vertretung. Sie konnte ihr Recht, von innen heraus sich zu entwickeln, nicht zur Geltung bringen. Das Mißtrauen gegen die Kirche wuchs mit jedem Tage. Die Bekehrung, die sie forderte, ward nicht als Bekehrung zu Gott, sondern als Unterwerfung unter die herrschenden Mächte angesehen. Die Ideale starben. Büchners Materialismus feierte seine Siege.

Ich bin im Jahre 1857 in den Dienst der hannoverschen Landeskirche getreten. Dort hatten die Gemeinden eine gewisse Selbständigkeit. An sich notwendige, aber in unerhört altertümelnder Weise ausgeführte Gesangbuchsreformen erbitterten die Gemeinden. Der bedeutendste Vertreter der Gesangbuchsreaktion mußte aus Gründen, die ich verschweige, vom König zur Auswanderung nach Amerika begnadigt werden. Der König, der wie Napoleon die Verfassung des Landes — „auf Anordnung des deutschen Bundes“ — gebrochen hatte, fühlte sich als oberster Bischof der Landeskirche. Da er auch die erste Tafel des mosaischen Gesetzes zur Geltung zu bringen habe, so ordnete er an, daß ein wenig geänderter Katechismus des siebzehnten Jahrhunderts dem Religionsunterrichte in den evangelischen Schulen sollte zu Grunde gelegt werden. Da zwang ihn das Volk, mit der Reaktion zu brechen. Unvergeßlich ist mir ein Augenblick aus der Geschichte jener Zeit. Er ließ tief empfinden, welche sittliche Bedeutung manche Träger der Reaktion hatten. Ich war in einer hannoverschen Stadt. Nach dem Verfassungsbruch kam der König dahin. Der ehrwürdige Bürgermeister der Stadt, der eigentliche Schöpfer unserer jetzigen Gerichtsverfassung, ein Mann von der Art des Freiherrn vom Stein, empfing den obersten Bischof der Landeskirche mit den schneidenden Worten: „Majestät, ich begrüße Sie auf westfälischer Erde, der Westfale hält mit unerschütterlicher Treue an Recht und Gesetz, im König sieht er den Schirmherrn beider, als solchen begrüße ich Sie.“ Die besser sehen konnten als ich, versicherten mir, der König sei bald rot, bald blaß geworden. Doch ich will den Schleier jener Zeit nicht weiter lüften. Meine Erinnerungen mögen mit mir begraben werden. Ich verweise aber auf den ersten Band der von Hausrath (Berlin 1904) verfaßten Biographie Rothes.

Nach Allem, was ich beobachtet habe, ist es durchaus ungerecht, die Machtgewinnung des Atheismus dem Rationalismus schuld zu geben, von dem Rothe gesagt hat: „er war eine schlechte Theologie, aber eine gar nicht üble Religion.“ Und die Religion war ihm die Hauptsache. Aber auch die Orthodoxie als solche hat das Unheil nicht verschuldet. Es ist wesentlich durch die brutale Art entstanden, in der die Orthodoxie den Landeskirchen aufgezwungen ward. Ganz besonders aber

*) Vgl. Chappuzeau, Die moderne Theologie auf der hannoverschen Landessynode. Göttingen 1906.

dadurch, daß die reaktionäre kirchliche Revolution im Dienste der politischen Reaktion von Menschen verwendet ward, denen die Religion nur Mittel zum Zwecke war. Das Unheil, das dadurch angerichtet ward, ist so groß, daß es vielleicht nie ganz zu überwinden ist. Daß die römische Kirche unabhängig damals ihre eigenen Wege gegangen ist, das ist eine der bedeutendsten Quellen ihrer Macht. Die Art, wie die kirchliche Reaktion durchgesetzt worden ist, hat zuletzt auch die Seelen solcher Männer getrübt, die sie in den Dienst höherer Aufgaben stellten. Ein gerechtes Urteil war Manchen von ihnen nicht mehr möglich. Die aufrichtigsten Bestrebungen, das kirchliche Leben zu fördern, wurden gehässig beurteilt, wenn sie nicht in das Gewand der Orthodoxie sich kleideten. Ich habe das selbst erfahren. Meine Bemühungen, die Zahl der Gemeinden zu vermehren, Seelsorge und Liebestätigkeit in ihnen zu erwecken, traten der Orthodoxie in keiner Weise zu nahe. Gleichwohl wurden sie von ihr durchkreuzt. Man behauptete, ich wolle das Christentum durch äußerliche humanitäre Tätigkeit ersetzen, den Kern aufgeben und die Schale retten. Der Ton, den Hengstenberg angestimmt hat, scheint in manchen Kreisen unüberwindlich zu sein.

Aber ich denke nicht daran, parteiisch den Rationalismus zu verherrlichen. Seine schwache Seite ist leicht zu erkennen. Er genügte nur für seine Zeit, in der das Leben noch durch sittliche Mächte gebunden war. In dieser Zeit lebte der Mensch eigentlich immer in der Familie. Der Lehrling und der Gesell gehörte zur Familie des Meisters, bis er die eigene Familie gründete. In der Familie des Landmanns waren Knechte und Mägde geborgen. Die Hausindustrie war noch vorherrschend. Da war es leicht, die Ueberzeugung zu begründen, daß die Welt der Haushalt eines liebenden Vaters sei. Und das sittliche Verderben ward von dem Einzelnen ferne gehalten durch die schützende Macht des Kreises, dem er angehörte. Das kam anders, als diese Bande sich lösten und der Einzelne durch die Umwandlung des sozialen Lebens auf sich selbst gestellt ward. Da konnte nur Eins Schutz und Hilfe bringen, die Ueberzeugung, daß der heilige Gott jede Regung unseres Lebens durchdringt, daß er in jedem Augenblicke sich in uns als der unerbittliche allmächtige Richter erweist, daß also jede Sünde Selbstmord ist. So weit ich mich erinnere, ist diese Erkenntnis in der Zeit des Rationalismus nicht eine Macht gewesen, obwohl er sie leicht hätte in sich aufnehmen können. Die Orthodoxie konnte eine stärkere Macht einsetzen, um von der Sünde abzuschrecken. Sie lehrte, die Schuld und die Strafe der Sünde wären so groß, daß nur das unschuldige Leiden des Gottmenschen beide aufheben könne, vorausgesetzt, daß der Mensch seine Sünde bereue und auf das Verdienst des Gottmenschen vertraue. Irre ich nicht, so hat, wenigstens in manchen Kreisen, diese Lehre ihren Eindruck nicht verfehlt. Lange aber hat das, so viel ich weiß, nicht gewährt. Auch die römische Kirche bekennt sich zu dieser Lehre. In ihr aber entscheidet der Priester im einzelnen Falle, ob das Verdienst Christi dem Sünder zu Gute kommen solle. Der Richterspruch des Priesters ist in der evangelischen Kirche in Wegfall gekommen. An seine Stelle ist der Richterspruch Gottes getreten, der den reuigen und vertrauenden Sünder um des Verdienstes Christi willen von Schuld und Strafe freispricht. Die alte lose Verknüpfung der Schuld und der Strafe mit dem persönlichen Leben des Sünders ward in der Zeit der kirchlichen Reaktion für Manchen ein Fallstrick. In meinen Kreisen war man fest überzeugt, daß mancher Jüngling, mancher Mann der Versuchung widerstanden hätte, wäre ihm bekannt gewesen: von Erlaß der Schuld und der Strafe kann nie die Rede sein; der neue Mensch noch muß beide in dir für den alten tragen, bis sie erschöpft sind. Schlimmer noch war, daß man bei dieser Anschauung nicht recht nachweisen konnte, worin die unheilvollen Wirkungen der Sünde bestehen, daß die Sünde Vernichtung der sittlichen Persönlichkeit, geistiger Selbstmord ist. Es kamen tief beklagte Fälle vor, die wir uns nur dadurch erklären konnten, daß die methodische Erziehung zu einer pessimistischen Ansicht von der „natürlichen“ Beschaffenheit des Menschen, die das Verdienst Christi in das rechte Licht setzen sollte, den Unglücklichen verderblich geworden sei, andere, die uns annehmen ließen, die Lehre von dem stellvertretenden Verdienst hätte die Einsicht in die Notwendigkeit des Wachens und Betens und der steten Arbeit an der Seele vergessen lassen. Das eigentliche „Volk“ war dabei am schlimmsten daran. Der Rationalismus hatte ihm ein Ideal des Glaubens und des sittlichen Lebens vor die Seele gestellt. Das ward nun als „Seichtigkeit“ verspottet. Die komplizierte Lehre von der Erbsünde und dem Verdienste des Gottmenschen aber verstand man nicht. War sie in der Schule wirklich vorgetragen worden, so entschwand ihr Bild nur zu bald den Augen. Die Jugend hatte dann Nichts mehr, woran sie sich halten konnte, wenn nicht die Bilder ehrwürdiger Eltern und Lehrer ihr blieben. So wirkte wider ihren Willen die Orthodoxie, obwohl sie ein wirkliches Bedürfnis richtig erkannt hatte, doch da, wo nicht ganz besonders günstige Bedingungen ihr zu Hilfe kamen, doch zerstörend. All diese Vorgänge haben zusammengewirkt, die Aera des Atheismus unter uns zu begründen.

Die Hauptschuld liegt nach meiner Ueberzeugung in dem gesetzlichen, gewaltsamen Eingreifen der Kirchenregierungen. Hätte man das Glaubensleben sich ruhig entwickeln lassen, hätte man nicht zwangsweise die Anschauungen des sechzehnten Jahrhunderts den Gemeinden auferlegt, dann stünde es ganz anders um uns. Ich habe mich lange Jahre bemüht, gerecht die Frage zu beantworten: wie ist die Machtgewinnung des Atheismus bei uns möglich geworden? Ich habe keine andere Antwort finden können als die soeben von mir vorgetragene. Wer mir eine bessere darbietet, dem werde ich aufrichtig dankbar sein. Meine Antwort aber führt freilich weiter zurück, auf den Ursprung der Reformation selbst. In ihm liegen die Quellen unserer Not. Um es mit Einem Worte zu sagen: Luther hat sein Werk nur halb getan. Er hat den Heils**weg** in unser inneres Leben verlegt, ihn im Glauben gefunden. Er hat aber das Heils**gut**, nicht bloß seine Offenbarung, außer uns, in dem Verdienste Christi, nicht in dem persönlichen Gott gefunden, der jede Regung unserer Seelen durchdringt und beherrscht. Das äußere Heilsgut gab der Rationalismus auf. Die Bedeutung Gottes als des Richters und Erlösers für unsere Seelen erkannte er nicht in ihrer Tiefe. Diesen Mangel suchte die Erneuerung der Reformationstheologie zu ergänzen, indem sie ernster auf Sünde und Erlösung hinwies. Sie verfehlte aber das Ziel, indem sie zur Anerkennung des äußeren Heilsgutes, der Genugtuung Jesu, zurückkehrte. Wir kommen über beide, über den Rationalismus und die Orthodoxie, hinaus, indem wir in Gott, unserem Schöpfer, Richter und Erlöser, der in Christus und seiner Gemeinde offenbart ist, unser Heil und damit Sünde und Erlösung in ihrer ganzen Tiefe erkennen. Sulze

---

Die Entscheidung im Fall César

4

Begeben wir uns nun doch zum Schluß auf das engere Gebiet preußisch-landeskirchlicher Politik, so machen sich vor andern folgende Erwägungen geltend.

1. In dem Briefwechsel des einstigen Oberkirchenratspräsidenten Emil Herrmann, den Oberschulrat von Bamberg jüngst in den Deutsch-evangelischen Blättern veröffentlicht hat, findet sich (1906 Heft 6 S. 593 ff.) eine interessante Stelle. Herrmann hatte, ehe er sein Amt annahm, „Bedenken geäußert, an die Spitze einer Behörde zu treten, die an ihren Konsistorien nicht überall die rechten Organe hat, sofern diese Schritte tun können, welche die Oberbehörde mit kompromittieren.“ Er „exemplifizierte dies durch die selbständige Initiative der Konsistorien für Disziplinarverfahren in Sachen der Lehrabweichung.“ Die Theologen Dorner und Hoffmann stimmten beide mit Herrmann überein, daß in der Tat hier ein höchst bedenklicher Punkt sei. Wie sie versuchten, Herrmanns Bedenken zu mildern, können wir bei Seite lassen. Es genügt hervorzuheben, daß schon Herrmann 1872 ganz klar erkannt hat, was auch der Fall César wieder zeigt: **wie unhaltbar das Verhältnis des Oberkirchenrats zu den Provinzialkonsistorien ist.**

Man merkt es der Preußischen Kirchenverfassung immer noch an, daß die Landeskirche erst spät, ja, man möchte sagen plötzlich und künstlich aus Provinzialkirchen gemacht ist, daß die Konsistorien älter sind als der Oberkirchenrat, daß dieser gewissermaßen oben drüber geschoben ist, aber ohne wesentliche Verminderung der Machtbefugnisse jener. Noch heute kann jedes Provinzialkonsistorium jeden Augenblick einen Fall konstruieren, ohne daß der Oberkirchenrat es zu hindern vermag. Er kommt erst dann zu Worte, wenn das Aergernis, die Erregung, die Agitation längst da ist, die Situation schon zugespitzt ist. Er kann die Konsistorien nicht zur Innehaltung einer bestimmten Regel zwingen. So ist aber dann eine einheitliche Kirchenpolitik unmöglich. Es fragt sich, ob der bisherige Zustand bleiben soll, der jedem Provinzialkonsistorium erlaubt, einen weit über die Grenzen der Provinz hinaus wirkenden Handel anzufangen, und unter Umständen die ganze Landeskirche, ja die evangelische Kirche Deutschlands in fortwährender Unruhe zu erhalten. Lehrfragen sind, Gott sei Dank, niemals provinzielle Angelegenheiten, sondern berühren das kirchliche Gesamtinteresse. Deshalb muß Sorge getragen werden, diese zarten Dinge den Provinzialinstanzen zu entziehen und an eine in ihrer Zusammensetzung und Qualität ihnen einigermaßen gewachsene Zentralinstanz zu verweisen. Daraus ergibt sich die Aufgabe: Stärkung des Oberkirchenrats gegenüber den Konsistorien!

2. Wie ist der Oberkirchenrat dazu gelangt, trotz seiner Verurteilung des in Münster beliebten Verfahrens den Spruch, der César für nicht geeignet zum Dienst in den preußischen Landeskirchen erklärt, aufrechtzuerhalten? Er hat sich dafür auf keinerlei genügenden Rechtsgrund berufen. Er hat überhaupt keinen Grund dafür angeführt. Gerade dort, wo man den Oberkirchenrat wohl will, versteht man es so, daß ihn die Scheu vor vermeintlichen Folgen dabei geleitet hat, daß er nach kirchenpolitischen Erwägungen, nicht nach rein rechtlichen entschieden hat. Uns berührt diese Auslegung des Erlasses unsagbar peinlich. Ganz ähnlich wie im Fall Korell weiß die oberste Repräsentanz der Gerechtigkeit innerhalb des kirchlichen Ganzen die Frage, ob dort Korell, hier César Unrecht geschehen sei, aus ihren Erwägungen auszuschalten. Was liegt an dem einen Pastor, dem einen Menschen? Höhere Rücksichten! Die alte Maxime Joh. 11, 50. Wozu hier noch die Frage nach dem Recht der Reinoldi-Gemeinde kommt, das doch auch nicht nur ein buchstäblich geschriebenes, rein juridisches ist. Genug: allgemeinere Erwägungen hinderten einen unparteiischen Rechtsspruch. Und da ergibt sich nun für den preußischen Fall die Erklärung, daß eine unhaltbare Tatsache der Verfassung das Uebel verschuldet: es ist die allen Forderungen modernen Rechtsgefühls widersprechende Vereinigung disziplinarer und administrativer Gewalt in Einer Hand. In welchem Zweige des öffentlichen Dienstes fände sie sich sonst! Kein Oberlehrer, kein Richter, kein Beamter wird von seiner vorgesetzten Behörde gerichtet. Allen ist die Sicherheit gegeben, daß ihr Schicksal einer richterlich unabhängigen Behörde, die den politischen Strömungen des Tages möglichst entrückt ist, vertraut ist. Woher stammt diese Ausnahmestellung der evangelischen Geistlichen? Aus Preußens trübster Zeit! Aus der Demagogenverfolgung! Die berüchtigte Kabinets-Ordre vom 12. April 1822 lieferte sie mit den Professoren und Lehrern dem Ermessen ihrer unmittelbaren Vorgesetzten aus. Während aber dieser Schade für Professoren und Lehrer an höheren Schulen längst beseitigt ist, blieben die Geistlichen die Einzigen, denen dieser Schutz versagt wird. Dies muß geändert werden, es ist für ein feines Rechtsempfinden zu fremdartig und unwürdig. Es muß dafür gesorgt werden, daß die gesamte Disziplin der Geistlichen mitsamt der Bestätigung der Wahlen und Präsentationen einer von den kirchlichen Verwaltungsorganen und den Synoden unabhängigen Instanz übertragen werde.

3. Woher stammt die Gewalt des Konsistoriums und des Oberkirchenrats? Sie stammt vom König. Man male sich aus, eine Gemeinde erklärt, sie wolle sich den Sprüchen der kirchlichen Organe nicht fügen, und ein Geistlicher, der entsetzt wäre, wiche nicht von der Kanzel? Mit anderen Worten: sie machten es ebenso wie die schlesischen und posenschen Lutheraner in den

dreißiger Jahren. Was würde geschehen? Dann würde die Polizei ins Mittel treten und das Gefängnis seine Türen öffnen. Es sind also tatsächlich die Machtmittel des Staates, die den kirchenregimentlichen Entscheidungen ihr Gewicht geben. Das aber ist auf die Dauer unerträglich, daß der Staat, daß der König mittels der staatlichen Macht die reine Lehre oder die Agende schützt. Würde ein einziger solcher Fall einmal wirklich, so könnte das ganze staatliche Kirchenregiment daran scheitern. Aber wenn auch, solange es dazu nicht kommt, der Widerspruch des landeskirchlichen Systems zu der modernen Staatsauffassung nicht so schroff hervortritt, ist er doch vorhanden. Der Staat sollte, je eher je lieber, seine Macht von einem Gebiet zurückziehen, das seiner Gewalt nicht untersteht.

Wir müssen das auch um des Staates willen fordern. Denn wir wollen nicht, daß der Staat, der wahrlich in der Gegenwart genug um das Vertrauen in den Herzen seiner Bürger zu ringen hat, sich an einem so empfindlichen Punkte ins Unrecht setzt. Wir müssen es vor allen Dingen um des Königs willen fordern, in dessen Namen das Kirchenregiment geführt wird. Für alle Handlungen des Kirchenregiments ist letztlich der Landesherr verantwortlich. Wer ernennt die Generalsuperintendenten und Konsistorialpräsidenten? Oder soll man annehmen, daß dem Könige vor Ernennung der Männer nicht vorgetragen ist, welches die Grundsätze waren, zu denen sie sich öffentlich bekannt hatten? Oder hat man sie in der Erwartung vorgeschlagen, daß sie in ihrer verantwortlichen Stellung anders handeln würden, als sie vorher programmatisch erklärt hatten? Unmöglich! Wer ein Anhänger der Monarchie ist, muß wünschen, daß ein System ende, das den Monarchen dauernd in die Gefahr bringt, Hunderte und Tausende in seinem Volke im Tiefsten und Innersten zu verletzen. Keine noch so enthusiastische Zustimmung der Synodalmajoritäten kann über die große politische Gefahr hinwegtäuschen, die hier vorliegt. Nicht wir modernen Theologen allein, auch ganz andere Kreise empfinden mit wachsender Entrüstung diese Inanspruchnahme der Königlichen Macht für fernliegende Zwecke. Apostelgesch. 5, 9b! Frankreich! Hier soll der Oberkirchenrat, wenn ihm der Dortmunder Konflikt wirklich zu Herzen gegangen ist, einsetzen; hier sollen die gesetzgebenden Instanzen mit einander wetteifern, daß Wandel geschafft werde. Unsere Zeit lebt schnell. Es ist vielleicht die letzte Stunde.

R

Kolonialpädagogik!

Ein Wort zur Polenfrage. Vergl. Nr. 48

Angesichts der traurigen Mißerfolge und der unbegreiflichen Widersprüche unserer „Germanisation" im Osten und angesichts der dortigen unerhörten „Religionspädagogik" einer Regierung, welche so oft und so energisch die staatserhaltende Bedeutung eines tiefgehenden Religionsunterrichtes verteidigt, werden gewiß viele wahrhaft patriotische Deutsche im Inlande und im Auslande in dem Wunsche und der Forderung eins werden: Was wir dringend brauchten, das wäre eine wirkliche „Kolonialpädagogik" im großen Stile, die uns bei der Zivilisierung oder Assimilierung fremder Rassen vor den gröbsten und verhängnisvollsten Irrtümern bewahrte — eine Kolonialpolitik, welche den verantwortlichen Staatsmännern die unendliche realpolitische Bedeutung der psychologischen Faktoren in der Kolonisation zum Bewußtsein brächte und alle administrative Technik einer weitblickenden Erziehungspolitik unterzuordnen wüßte.

Alle Völker, die wirkliche und dauernde Erfolge der Kolonisation oder der Assimilierung fremder Rassen erreicht haben, sind dabei bewußt oder unbewußt von folgenden Hauptgrundsätzen geleitet gewesen:

Erster Grundsatz: Respektiere aufs äußerste die religiösen Bedürfnisse derer, die du gewinnen willst — die Art, wie du mit den allerpersönlichsten Heiligtümern umgehst, gilt als Antwort auf die Frage, ob du knechten willst oder versöhnen und verbinden, ob du fremde Eigenart ertragen oder nivellieren willst:

also ob du dich wahrhaft stark fühlst und dir Großmut leisten kannst, oder ob du zu schwach dazu bist und das Schema und den Büttel vorziehst, die Symbole kultureller und pädagogischer Ohnmacht.

Die Römer befolgten bekanntlich die Sitte, die Götterbilder der unterworfenen Völkerschaften sofort in ihrem eigenen Tempel aufzustellen — eine Sitte von großartig symbolischer Bedeutung für alle dauerhafte Kolonialarbeit: daß man das Heiligste der fremden Rasse unter die eigenen Heiligtümer aufnimmt und dadurch einen Akt der Ehrung vollzieht und einen Austritt aus der nationalen Beschränktheit verspricht, der den Anderen das Herüberkommen und Anschließen ganz außerordentlich erleichtert. Das ganze Geheimnis des unerreichten Erfolges der römischen Weltpolitik lag in dieser geistigen Haltung.

Zweiter Grundsatz: Versetze dich in die Psychologie unterworfener und vergewaltigter Nationen und sammele feurige Kohlen auf ihr Haupt, indem du der tiefen Depression ihres nationalen Lebensgefühls durch eine ganz besondere Ehrung ihrer geistigen Kulturgüter und durch eine wahrhaft ritterliche Schonung ihrer historischen Tradition und ihrer nationalen Empfindlichkeiten zu begegnen suchst. Durch solchen weitherzigen Schutz wirst du den Unterworfenen am besten beweisen, daß sie Raum bei dir finden für ihr ganzes Wesen — Raum auch für ihre Treue; dadurch allein erziehst du sie auch zur Pietät gegen deine Forderungen und sicherst dich dagegen, daß die neue und die alte Treue als unvereinbare Gegensätze empfunden werden und zu keiner vernünftigen Ausgleichung im Gewissen des Einzelnen gelangen. Es gibt eine Psychotherapie und eine Heilpädagogik nicht bloß in der Medizin, sondern auch in der Behandlung tieferregter und irritierter Rassen! Will man es denn gar nicht begreifen, daß eine stolze Rasse, die aus einer stolzen Vergangenheit Nichts gerettet hat als ihre Sprache, in der alles Große gerettet ist, was sie erlebt, empfunden und vollbracht — daß sie an dieser ihrer Sprache mit einer ganz verzweifelten Zähigkeit hängen muß? Und daß sie ein plumpes und rücksichtsloses Zugreifen nach diesem letzten Eigentum geradezu als Inbegriff aller Feindseligkeit empfinden muß? Und so will man diesen Leuten und ihren Kindern das deutsche Vaterland teuer machen?

Gerade wir Deutsche, die wir so oft die Tugend der Treue feiern und sie sogar zu unserer Nationaltugend erwählt haben — wir sind doch geradezu verpflichtet, diese edle Beständigkeit der Gesinnung auch dort anzuerkennen und zu schonen, wo sie unserer nationalen Politik komplizierte Aufgaben stellt! Proklamieren wir nicht aber durch unsere unduldsame Zwangpolitik gegenüber der polnischen Sprache geradezu den Grundsatz, daß eine Rasse innerhalb einer fremden Nation sich umgehend ihrer Traditionen zu entledigen habe, und predigen wir damit nicht auch unseren eigenen Landsleuten in der Fremde das Evangelium der Charakterlosigkeit??

Die beste Polenpolitik wäre es gewesen, wenn wir in Posen ein polnisches Nationalmuseum und eine polnische Nationalbibliothek eröffnet hätten. Wir hätten in souveräner Sicherheit beweisen können, daß wir uns stark genug fühlen, die historischen Erinnerungen und Kulturgüter unserer Volksgenossen auch dort zu pflegen, wo sie aus einer fremden Quelle fließen, wir hätten uns eine Ehre daraus machen können, eine so reiche und charaktervolle Tradition mit unserer Geschichte zu verbinden — und hätten es im übrigen getrost der Zeit überlassen, auf dem Wege solcher moralischen Eroberung auch allmählich eine tiefere Verbindung mit der deutschen Kultur herzustellen. Genau auf diese Weise haben einst die Franzosen das Elsaß „romanisiert"! Fast in jedem Nest errichteten sie ein „Musée" zur Konservierung dessen, was deutsche Kunst und Kultur geschaffen, sie führten keinerlei Ausrottungskrieg gegen die deutsche Sprache, sie machten Straßburg beinahe zu einer deutschen Universität — die Folge davon ist, daß wir heute nach mehr als dreißig Jahren diese urdeutsche Bevölkerung noch nicht wieder haben „germanisieren" können! Werden wir nicht davon lernen? Wollen wir es einer wahrhaft verblendeten Regierung und einem kulturlosen Chauvinismus überlassen, inmitten einer kraftvollen, reichbegabten und ritterlich geborenen Rasse wahre Dynamitlager von Erbitterung und Mißachtung zu schaffen und solchen Bankerott dann als „Germanisation" zu bezeichnen?

Heißt das nicht wirklich die Autorität des Staates untergraben, wenn man Dinge unternimmt, die weder durch die staatliche Zwangsgewalt noch durch das bessere Gewissen der Nation gedeckt werden können und daher ihrer innersten Natur nach einen traurigen Rückzug unvermeidlich machen?

Nehmen wir einmal an, daß in nicht ferner Zeit einmal wirklich das Ereignis einträte, was unsere Politiker so sehr fürchten: daß den russischen und österreichischen Polen die Autonomie gewährt und damit unseren preußischen Polen wieder ein weit stärkerer nationaler Rückhalt gegeben würde. Was dann? Meint man auch in jenem Falle mit gewalttätiger Verfolgung polnischer Traditionen irgend etwas Anderes als äußere Parade-Erfolge und dahinter glühenden Haß und womöglich eine Bomben-Aera zu erzielen? Wie weit gehen eigentlich die Illusionen und Phantastereien unserer „Realpolitiker" in ihrem Glauben an die Allmacht der Maßregelung?

Wohl aber könnten durch eine wahrhaft ritterliche Kulturpolitik die deutschen Polen uns ebenso angegliedert werden, wie Frankreich sich einst die elsässischen Deutschen verband, hinter denen doch auch eine festgewurzelte Kultur von Jahrhunderten stand. Solche kulturelle Uebergangsterritorien mit großmütigen Konzessionen an die fremde Tradition — bei allem Gehorsam in gewissen unabweisbaren Forderungen nationaler Gemeinsamkeit — sind wahrlich von unschätzbarer Bedeutung für die gegenseitige Annäherung und Verständigung stark verschiedener Kultur-Atmosphären. Auf solchem Wege könnten gerade die deutschen Polen Vermittler und Verkündiger deutscher Kultur im Osten werden. Das wäre wirkliche Germanisation!

Tiefe Gerechtigkeit und ritterlicher Großmut sind das Lebenselement jeder echten Pädagogik — ganz besonders aber gegenüber temperamentvollen und ritterlich angelegten Rassen. Ohne solche Pädagogik — wie kann man je hoffen, Stämme und Rassen verschiedenster Tradition und Anlage in nationaler Gemeinschaft zu erhalten und zu befestigen! Was für Utopisten sind doch unsere Gewaltpolitiker!

Zur Zeit des Burenkrieges nannte man die protestierenden Engländer die „Pro-Buren" oder einfach „Buren". So wird man auch uns als „Polen" und Reichsfeinde denunzieren. In Wahrheit wirkt nur derjenige für sein Vaterland, der für diejenigen Partei nimmt, die von diesem seinem Vaterlande unterdrückt oder mißhandelt werden. Wer sein Gewissen um seines Vaterlandes willen verschachert, auf den kann auch das Vaterland nicht rechnen — kommen wird der Tag, wo er auch sein Vaterland um noch näherer Interessen willen verschachert.

Auch im tiefsten nationalen Interesse muß man stets mit Jesaias rufen: Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen!

Fr W Foerster

Haeckel wider Chwolson

Auf die in Nr. 47 angezeigte Schrift von Chwolson: „Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot" hat Haeckel bereits geantwortet. Seine Antwort ist als erste der Flugschriften des deutschen Monistenbundes veröffentlicht. Diese Antwort hat alle charakteristischen Merkmale der Haeckelschen Polemik. Die Schrift des Gegners wird herabgesetzt und beschimpft — seine Schrift ist eine elende Schmähschrift (S. 35), seine beschränkte Welt entspricht seinem beschränkten Gehirn (S. 32) — und seine Motive werden verdächtigt — auch hier wie bei Paulsen muß es der „blasse Neid über den buchhändlerischen Erfolg der Welträtsel" (S. 33) sein, der ihn bestimmt. Als ich die Schrift gelesen, war ich erstaunt darüber, wie tief doch eigentlich Haeckel seine Freunde und Anhänger einschätzt, wenn er auf den Erfolg einer solchen Leistung bei ihnen rechnet. Man braucht nicht Naturwissenschaftler oder Physiker von Beruf zu sein, um die Schwächen der Haeckelschen Ausführungen zu sehen. Haeckel hat offenbar

den Nerv der Ausführungen Chwolsons über sein Substanzgesetz gar nicht verstanden oder nicht verstehen wollen.

Chwolson hatte gezeigt, daß die Gesetze von der Erhaltung des Stoffes und der Energie sich nur beziehen und beziehen können auf ein geschlossenes System. Sie besagen, daß bei allen Vorgängen, die in einem geschlossenen System stattfinden, die Summe aller in dem System vorhandenen Masse und aller in ihm vorhandenen Energie unverändert bleibt. Sie verlieren jeden Sinn, sobald man sie auf das unendliche Universum, auf die als unendlich gedachte Gesamtheit der Dinge anwendet, wie Haeckel tut. Denn es hat offenbar keinen Sinn, von einer unendlichen Größe zu behaupten, daß sie weder vermehrt noch vermindert werden könnte und daß ihre Quantität unverändert bleibe, wie Haeckel sein Gesetz formuliert. Man sollte meinen, dies müßten auch Haeckel und alle Haeckelverehrer einsehen, daß diese Gesetze, auf das unendliche Universum angewendet, allen Sinn verlieren. Diese Gesetze, die das Geschehen in der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungswelt regeln, sind nicht geeignet, uns über diese Erscheinungswelt hinauszuführen in das ihr zu Grunde liegende Wesen aller Dinge. Sie haben keinen metaphysischen Charakter und sagen gar nichts über Natur und Wesen der Gesamtwirklichkeit aus, sie sind Transformationsgesetze, wie man gesagt hat, welche den Wechsel des Geschehens in der Welt der körperlichen Dinge regeln und das System, in dem sie gelten, als ein geschlossenes, nach außen abgegrenztes voraussetzen. Aber auf solche Erwägungen läßt Haeckel sich nicht ein, er beruft sich nur wieder darauf, daß alle monistischen Auffassungen dieser Welt sich das Universum als unbegrenzt nach Zeit und Raum, als ewig und unendlich vorstellen, und macht sich lustig über den Weltballon Chwolsons, der mit einer für Körper undurchdringlichen Hülle umgeben ist. Er hat offenbar gar nicht verstanden, was Chwolson will. Chwolson bestreitet nicht die Existenz eines solchen Universums. Er sagt nur mit Recht, daß der Physiker damit nichts anfangen, darauf seine Gesetze nicht anwenden und es nicht zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Untersuchung, seines Wiegens und Messens, Zählens und Rechnens machen kann. Dazu braucht er die Annahme eines in sich geschlossenen Stoff- und Kräftesystems. Haeckel merkt nicht, daß ein ewiges und unendliches Universum etwas ganz Anderes ist als die Erscheinungswelt des zeitlichen Geschehens, des Vielen und des Ausgedehnten, innerhalb deren man allein nach Anleitung des Energiegesetzes schließen und rechnen kann. Haeckel faßt Ewigkeit und Unendlichkeit offenbar als ins Endlose ausgedehnten Zeit und Raum, was nicht gerade die günstigste Meinung über seine philosophische Begriffsklarheit erweckt.

Das führt zu einem zweiten Punkt. Chwolson hatte sich sieben Fragen notiert, die nicht zu seiner Spezialität gehören, aber für jeden Menschen von der größten Wichtigkeit sind, und die Antworten Haeckels darauf geprüft. Die erste Frage ist die alte Frage: Wie entstand die erste Bewegung, das zweite der sieben Welträtsel bei Dubois-Reymond. Chwolson findet in Haeckels Antwort nur leere Worte. Haeckel entgegnet darauf Folgendes (27): „Nach unserer monistischen Ansicht ist diese Frage auf Grund des Substanzgesetzes dahin zu beantworten, daß der universale Bewegungsprozeß der Welt ein kosmischer Kreisprozeß ist, ohne Anfang und ohne Ende; die Bewegung (als Energie) ist eine Eigenschaft der Substanz selbst. Nach der dualistischen Ansicht von Chwolson hingegen ist der kosmische Bewegungsprozeß ein historisches Ereignis von begrenzter Zeitdauer; er beginnt mit dem Wunder der Schöpfung, und endigt mit dem definitiven Welt-Tode, der vollendeten Entropie." Wir fragen: was soll das heißen: die Bewegung ist eine Eigenschaft der Substanz, die ewige, unendliche Substanz befindet sich in ewiger Kreisbewegung? Bewegung ist doch Ortsveränderung im Raum: ein anderer Sinn läßt sich mit dem Wort nicht verbinden. Was soll man sich nun dabei denken, daß diese Substanz in einer ewigen Kreisbewegung sich befinde, das heißt, daß sie ewig in einer kreisförmigen Bahn ihren Ort wechselt? Das ist schlechterdings sinnlos, wenn es von dem Universum gesagt wird, das selbst die ganze Wirklichkeit darstellt, außer dem es keinen Raum gibt, in dem es seinen Ort wechseln könnte. Auf jeden Fall fehlt bei der ewigen unendlichen Substanz, welche die ganze Wirklichkeit ist, schlechterdings jedes Merkmal, an dem man den Bewegungszustand von dem Ruhezustand unterscheiden könnte. Ich meine, Chwolson hat Recht: Worte, nichts als Worte.

Haeckel verrät in seiner Antwort deutlich, welches Interesse er an seiner Beantwortung der Frage hat. Die andere, die „dualistische" Anschauung, führt zur Annahme des Wunders der Schöpfung. Das aber kann man fast als den Kanon aller Ausführungen Haeckels bezeichnen: Schöpfung kann es nicht geben, denn das wäre das Wunder, und darum muß jede Ansicht falsch sein, die schließlich zur Annahme der Schöpfung führen würde. So aber steht es mit dem von Clausius und dem Engländer Thomson fast gleichzeitig entdeckten und von Chwolson als höchste Entdeckung des menschlichen Geistes gerühmten Entropiegesetz. Das Entropie-Prinzip behauptet — ich führe Haeckels Worte an (S. 23) — „daß der Weltprozeß mit einem beständigen Verlust von aktueller Energie verknüpft sei, weil ein Teil der Energie, die bereits in Wärme verwandelt und in kälteren Körpern angesammelt ist, nicht wieder in mechanische Arbeit umgesetzt werden kann; die ganze Entwicklung der Welt ist demnach mit einer stetig zunehmenden Ausgleichung der Temperatur (einer Zerstreuung oder Dissoziation der Wärme, Herabsetzung oder Degradation der Energie) verbunden, und die stetig zunehmende Entropie strebt einem Maximum zu, welches das nahe »Ende der Welt« bedeutet. Diesem letzteren müßte aber auch ein ursprünglicher »Anfang der Welt« entsprechen, ein Minimum der Entropie. Damit wären wir glücklich an einem »Wunder« angelangt, an der Schöpfung der Welt aus Nichts." Und darum muß es eine lächerliche und ganz übertriebene Verherrlichung des Entropie-Gesetzes sein, was Chwolson von seiner Bedeutung sagt. Anfang und Ende der Welt als notwendige Folgerungen des Entropie-Gesetzes seien von vielen namhaften Forschern, unter ihnen Robert Mayer und Helmholtz zurückgewiesen worden. In diesem Zusammenhang führt Haeckel auch seinen „verehrten Kollegen" Professor Felix Auerbach aus Jena an, der in einem populären Vortrage über „Die Weltherrin und ihre Schatten" „die antagonistischen Beziehungen, die zwischen der Energie und Entropie bestehen, vortrefflich dargestellt habe." Auf Seite 21 nennt er das vortreffliche Werk dieses seines geehrten Kollegen „Kanon der Physik rc." und bedauert, daß es ihm erst nach Publikation der Welträtsel bekannt geworden sei. Er nennt Auerbach unter den angesehenen Kollegen von der Universität Jena, deren Belehrungen er sich erfreuen durfte. Dabei kann Keiner auf den Gedanken kommen, daß Auerbach in dem genannten Vortrag genau dieselben Anschauungen über das Entropiegesetz vorträgt und dieselben Folgerungen daraus zieht wie Chwolson. Daß der Weltprozeß dem Entropie-Maximum, d. h. dem völligen Energie-Ausgleich und damit dem Stillstand entgegengehe, ist auch ihm kein Zweifel. Was dieser Perspektive ihre Trostlosigkeit nimmt, ist einzig, wie er im Schluß ausführt, die außerordentliche Langsamkeit des Prozesses, die sein Ende noch in unabsehbare Ferne für uns rückt. Besonders interessant aber ist es, was er in einer Anmerkung (Anm. 27) hinzufügt: „Ueber die Natur des einstigen Endzustands ist es nicht leicht, sich bestimmte Vorstellungen zu machen, und man kann vielfach sogar sicher irrigen begegnen. So wird z. B. oft von dem Erkalten und Erstarren des Weltganzen zu Eis und Schnee gesprochen. Betrachtet man aber das uns zunächst interessierende Sonnensystem und bedenkt man, daß der bei weitem größte Teil seiner Masse auf die kolossal heiße Sonne entfällt, so sieht man ein, daß, wenn einmal infolge Erschöpfung ihrer Bewegungsenergie die Planeten usw. wieder in der Sonne aufgehen, dieser Endzustand ein solcher von großer Hitze — und nebenbei von äußerst geringer Massendichte sein wird. Dieser Zustand wird sich von dem Kant-Laplaceschen Anfangszustand des Sonnensystems nur durch das Fehlen der Rotation des heißen Gasmeeres unterscheiden, und es bedürfte nur eines neuen Drehimpulses, um die Weltgeschichte von Neuem beginnen zu lassen. Dieser Impuls aber, der »prähistorische« sowohl wie der etwaige »posthistorische«, bleibt als etwas dem Weltganzen von

außen Erteiltes durchaus metaphysisch und bezeichnet die äußerste Grenze der Naturerkenntnis." Da haben wir also den ersten Anstoß, das von Haeckel so perhorreszierte Schöpfungswunder. Ob wohl einer seiner Leser etwas davon ahnt, daß in diesem ihnen als vortrefflich dargestellten Vortrag solche Ketzereien stehen, und daß dieser Mann auf Chwolsons Seite steht gegen Haeckels Anschauungen. Man kann sich doch sonderbarer Gedanken über Haeckels Art der Polemik und Haeckels Art, Zeugen für sich anzuführen, nicht erwehren. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Haeckelverehrer diesen Vortrag einmal zur Hand nähmen und aufmerksam läsen. Sie würden staunen, wie dieser „verehrte Kollege" ihres Meisters, der so treffliche Bücher geschrieben, in den wichtigsten Punkten so ganz anders denkt wie ihr Meister und eigentlich vielmehr im Lager seiner Gegner steht. Und das müßte ihnen am Ende doch zu denken geben, wenn sie sich nicht das Denken abgewöhnt haben, wo die Sprüche des Meisters in Frage kommen. Es ist interessant, Auerbach noch etwas weiter zu hören. S. 26 wirft er die Frage auf: „Ist das Erhaltungsgesetz wirklich das Grundgesetz alles Naturgeschehens?" Und die Antwort lautet für Haeckels Versuch mittelst des Erhaltungsgesetzes oder Substanzgesetzes alle Welträtsel zu lösen, geradezu vernichtend: „Diese Frage kann man in einem gewissen Sinne mit Ja, muß sie aber in einem tieferen und schließlich entscheidenden Sinn mit Nein beantworten." Und weiter führt er aus, daß zwar alle Veränderungen unter Wahrung des Erhaltungsprinzips geschehen, aber Nichts aus Anlaß desselben. Seine Forderung werde im Gegenteil am einfachsten dadurch erfüllt, daß Nichts geschehe. „Das Gesetz ist Aufsichtsbehörde, nicht Unternehmerin. Es ist von regulativem, nicht von produktivem Charakter." Und nun noch ein Satz, bei dem ja jeden orthodoxen Haeckelianer heilige Entrüstung überkommen muß: „Jedes Ding hat seine Lebensdauer, die Glühlampe und die Dampfmaschine, die Pflanze und das Tier; sollte einzig und allein die Welt als Ganzes kein Ende haben?" Hat Haeckel diesen Vortrag wirklich gelesen? Der Mann hätte doch nicht weniger als Chwolson die allerschärfste Abfertigung verdient. Daß Haeckel diesen „verehrten Kollegen" so zitiert, daß Keiner solche die Grundlagen von Haeckels monistischer Philosophie geradezu negierende Anschauungen bei ihm vermuten kann, ist vielleicht kein uninteressanter Beitrag zur Psychologie des Schriftstellers und Polemikers Haeckel. Darauf hinzuweisen und den Vortrag von Felix Auerbach „Die Weltherrin und ihre Schatten" (Verlag Gustav Fischer in Jena) zu empfehlen, ist der Zweck dieser Zeilen. Lieber

Zur freundlichen Beachtung

Diese Nr. 52 wird schon heute, den 19. Dezember, gedruckt. Es ist möglich, daß mit dem ihr beiliegenden Registerbogen noch eine oder zwei Seiten Text und Anzeigen verbunden sein werden — wir bitten sich freundlichst davon zu überzeugen, ob es der Fall ist.

Vom nächsten Jahrgang an kostet die Christliche Welt 2 Mark 50 Pfennige das Quartal. Alles Nähere über Bezugsbedingungen u. s. w. findet sich wie immer unter dem Titel am Kopfe der Nummer.

Einbanddecken für diesen Jahrgang 1906, auch für diesen Jahrgang Christliche Welt zusammen mit Jahrgang 1906 der Chronik der Christlichen Welt, sind für 1,90 Mk. (Porto inbegriffen!) direkt vom Verlag oder für 1,60 Mk. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ein Gesamtregister für die nunmehr abgeschlossenen zwanzig Jahrgänge der Christlichen Welt ist in Vorbereitung und schon fast druckfertig. Es wird an Abonnenten der Christlichen Welt zu erheblich niedrigerem Preise abgegeben und zu diesem Zwecke demnächst eine Subskription für die Abonnenten eröffnet werden. D H

Quittung

Für die Mission in Ostasien (AEPMV): 10 Mk. von B, Stuttgart; je 5 von A K, Würzburg; N N, Ruppertshofen; v H, Ludwigsburg; 3 von K, Königstädten; 2 vom Pfarramt Beimbach (Württemberg).

Für das notwendige Liebeswerk: 20 Mk. von F, Bensheim; je 5 von N, München; A, Straßburg; je 4 von H, Osnabrück; B, Goslar; P, Remscheid; je 3 v H, Ludwigsburg; W A, Fürstenau; 2 vom Pfarramt Beimbach.

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 20 Mk. von N, Goslar; E, Frankfurt a. M.; H, Berlin; P S, Tübingen; je 10 von B, Goslar; S, Berlin; E N, Osnabrück; W M, Hannover; E L, Hornberg; A H, Straßburg i. E.; S, Berlin; B, Lippstadt; N, Hattorf; N, Mechtshausen; L P, Frankfurt a. M.; K, Steglitz; H M, Unterregenbach; vom Evang. Frauenverein in Zell i. Wiesenthal; 6 von Sch, Freiberg; je 5 von G N, Gnadenfeld; S, Cassel; S E, Gießen; A D, Heidelberg; v d H, Königstein i. T.; W, Niesky; A K, Dornach; G M, Leipzig-Neustadt; H, Sandersleben; Sch, Berlin; J, Wittenberg; G G, Darmstadt; Z, Königshütte; G W, Harsleben; T, Heidelberg; H D, Schönebeck; M, Sontra; L, Dt. Wilmersdorf; S, München; B, Hohenwarsleben; W, Soedel; N H, Neustadt (Orla); E J, Freiburg i. Br.; P, Esperstedt; K, Gießen; N L, Düsseldorf; v D, Fleisbach; D, Bissingen; N, Heidelberg; 4 von M N. Bonn; je 3 von N, Gnadenfeld; N, Ober-Waroldern; Th, Gr. Wölkau; W, Lüneburg; M, Dillich; W K, Charlottenburg; G, Genthin; G B. Harste; Th St, Gnadenfeld; E, Kiel; K, Bretzenheim; G G, Herpf; M, Heringen; N, Bonn; P G, Gießen; H B, Heiligkreuzsteinach; N K, Lichtentanne; 2,50 von F, Elbing; je 2 von F, Bucha; E B, Affolterbach; M Z, Pisdorf; F, Gerbstedt; L N, Königsberg; 1,50 von H, Breslau; 1 von W, Weißwasser.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

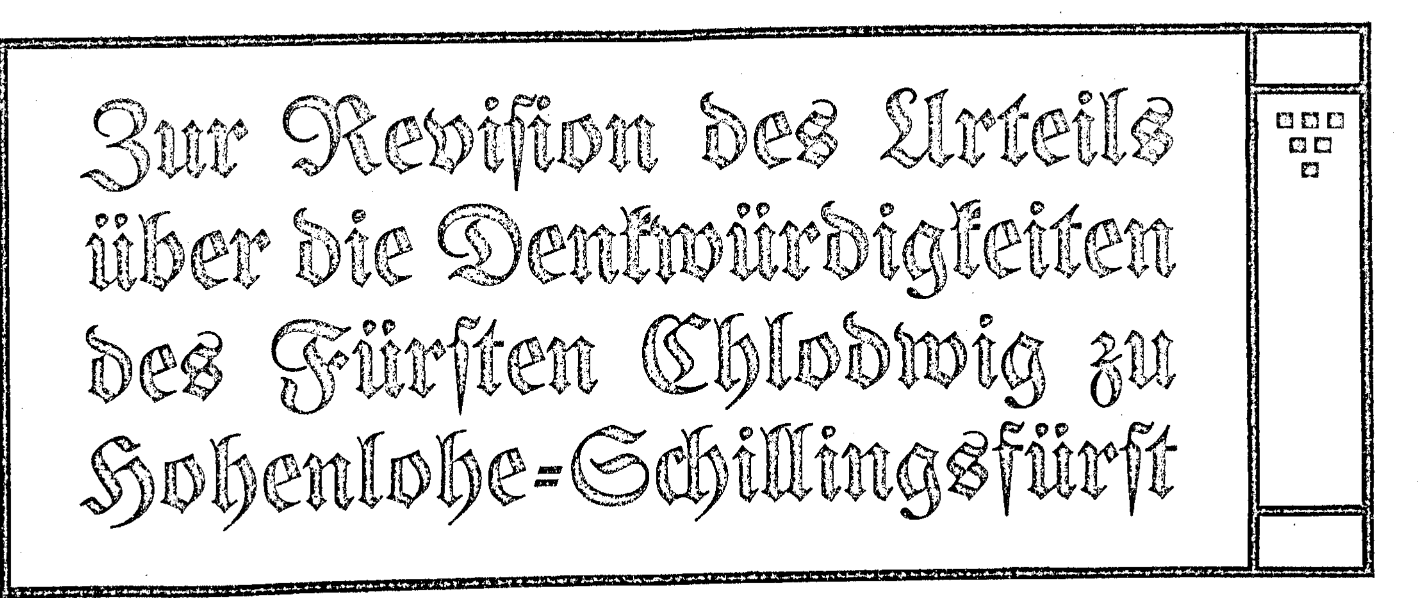
Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 14. Januar 8 Uhr Hotel zu den drei Ringen Klostertor 7: Wie entstand die Sammlung neutestamentlicher Schriften? (Kanonsgeschichte und Weltgeschichte.) Divisionspfarrer Pott.

Oldenburg i. Gr. Jeden 3. Montag im Monat abends 1/2 6 in der Bavaria, Julius Mosen-Platz.

Stuttgart. Montag 14. Januar 1/2 8 Uhr Herzog Christoph: Der Zwang der Verhältnisse und die sittliche Freiheit.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg



> Durch die Geheimhaltung wichtiger Papiere entgeht den Zeitgenossen eine genauere Kenntnis der zuletzt vorgefallenen Begebenheiten, auf denen doch ihr eigenes Tun und Lassen beruht. Persönlichkeiten werden geschont; aber die allgemeine Kunde verliert.
>
> Leopold von Ranke über zeitgenössische Denkwürdigkeiten.

> Patriotische Pflicht ist nicht, die äußerste Zurückhaltung zu beobachten, sondern die Wahrheit zu sagen. Fürst Bismarck am 24. März 1890.

Sechs Wochen sind seit der Veröffentlichung der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten ins Land gegangen. Dank der journalistischen Fixigkeit eines Teils der Presse, die — oft, ohne das Buch selbst über-aupt zu kennen — voll scheinheiliger Entrüstung sich über diesen „politischen Skandal" bekreuzigte, vährend sie zu gleicher Zeit seitenweise alles abdruckte, was nur irgendwie „pikant" wirken konnte, hat as Werk einen Sensationserfolg ohnegleichen erzielt. Dem Buch aber, das tatsächlich etwas ganz nderes ist als eine politische Sensation und ein Werk bleibenden Wertes darstellt, wie wir Deutschen ur sehr wenige auf dem Gebiete der politischen Memoiren-Literatur besitzen, ist durch diese Behandlungs-veise schwer Unrecht geschehen. Diese Art der Kritik bedeutet — wie man mit Recht bemerkt hat — ie Wurst nach den Pfefferkörnern und den Kuchen allein nach den Rosinen beurteilen wollen, und nan könnte damit ohne weiteres die Bibel zu einem Revolutionsbuch und Voltaire zu einem Zeloten stempeln.

Wie vorauszusehen war, nimmt die ernst zu nehmende Kritik zu der Publikation eine wesentlich andere Stellung ein. Wir bitten zum Beispiel einmal die Besprechung aus dem

Literarischen Centralblatt

aus der Feder des bekannten Historikers **Professor Dr. Georg Kaufmann** in Breslau zu lesen. Sie sei hier wortwörtlich und unverkürzt wiedergegeben:

„Das Erscheinen der beiden Bände war begleitet von zahlreichen Auszügen in den verschiedensten Zeitungen, die besonders auffallende Tatsachen und Erörterungen heraushoben, und daran knüpfte sich ein lebhafter Kampf über die Frage, ob das Erscheinen der Denkwürdigkeiten zu begrüßen oder zu verurteilen sei. Das Urteil wurde beeinflußt durch die Kunde, daß der Kaiser die Publikation mißbillige und daß Prinz Alexander Hohenlohe, in dessen Auftrag die Publikation erfolgte, seine Entlassung aus dem Staatsdienst genommen habe. Die Mißbilligung stützt sich auf die Behauptung, daß das Buch grobe Indiskretionen biete und daß namentlich gewisse Aeußerungen S. M. des regierenden Kaisers nicht hätten publiziert werden dürfen, ohne die Erlaubnis einzuholen. Ich kann mir denken, daß man es als allgemeine Regel aufstellt, solche Aeußerungen nicht ohne Erlaubnis zu

publizieren, aber schwer wird es sein, zu beweisen, daß diese Regel bisher immer eingehalten sei, und noch schwerer, daß sie selbstverständlich oder auch nur durchführbar sei. Durch die Genehmigung der Publikation würde den Worten eine erhöhte Bedeutung gegeben, während jetzt jeder verständige Leser erwägen wird, daß man sie als Produkte der augenblicklichen Verhältnisse und Stimmungen zu betrachten hat. Hier liegt die Sache überdies so, daß nichts mitgeteilt wird, was unser Urteil über den erlauchten Sprecher trüben oder verwirren könnte. Und das Gleiche gilt von allen anderen angeblichen Indiskretionen. Gewiß, es ist nicht angenehm, so an die Oeffentlichkeit gezogen zu werden, aber unser politisches Leben ist doch nun einmal so, daß es den Politiker in den Mund der Menge bringt; wer das nicht ertragen kann, der ziehe sich in sein Schneckenhaus zurück, er muß sich aber nicht wundern, wenn dann die Schnecken über ihn reden. Unbegründet ist auch der Vorwurf, daß einige dieser Indiskretionen unsere Beziehungen zu anderen Staaten stören könnten. Das ist nicht der Fall. Was man da wohl erwähnt, das liegt schon zu weit zurück und ist auch den betreffenden Kreisen nicht unbekannt gewesen. Die Denkwürdigkeiten aus den letzten Lebensjahren, seit Uebernahme des Reichskanzleramts, hat der Herausgeber aus Rücksicht nicht veröffentlicht, und nur einzelnes daraus mitgeteilt. Wir hören aber S. 516, daß sie, abgesehen von Aufschlüssen über den Gang der auswärtigen Politik, eine „rückhaltlose Darlegung der Kämpfe und Schwierigkeiten der inneren Politik, welche nicht so sehr in den Sachen als in den Personen ihren Grund hatten“, bieten. Die Klage über Indiskretion ist also unbegründet, es sei denn, daß man darüber schelten will, daß hier der Kreis der leitenden Politiker und Diplomaten von einem der hervorragendsten Mitglieder hell beleuchtet wird und daß dieses Licht die Ehrfurcht nicht vermehrt, mit der das Volk diesen Kreis zu betrachten scheint. Aber im ganzen kann man doch zufrieden sein mit dem Befunde. Wirkliche Weisheit, großherziges Wesen, selbstvergessene Hingabe, wie man sie gern in solchen Höhen finden möchte, sind überall seltene Güter, und mancherlei Menschlichkeiten treten hervor, aber man bewegt sich doch immer in anständiger Gesellschaft und unter Männern, deren Eifer und mancherlei Gaben nicht zu bezweifeln sind.

Doch genug über diese Vorfrage. Es wäre sehr zu beklagen, wenn uns diese überreiche Fundgrube der Kenntnis und der Mahnung verschlossen geblieben wäre, weil sie dem einen und anderen unbequem werden könnte. Fürst Hohenlohe, geboren 1819 zu Rotenburg an der Fulda, hat nach den Studien in Göttingen, Bonn und Heidelberg und nach einer kurzen Dienstzeit als Auskultator in Koblenz und als Referendar bei der Regierung in Potsdam die Verwaltung der Herrschaft Schillingsfürst übernommen und lebte mehrere Jahre seiner weiteren Ausbildung durch Studien und Reisen. Er war ergriffen von der Bewegung, die unser Volk aus den kümmerlichen Verhältnissen des patriarchalischen Despotismus in den Einzelstaaten und der hilflosen Verfassung des deutschen Bundes herausführen sollte zu politischer und wirtschaftlicher Erneuerung. Schon von 1844, dann noch deutlicher in einer Denkschrift von 1847 haben wir Zeugnisse von der Kraft und Klugheit, mit der Hohenlohe sich dieser Zukunft unseres Volkes zuwandte, der dann sein langes Leben in unablässiger und erfolgreichster Arbeit gewidmet war. Als Mitglied des bayrischen Reichsrats, als bayrischer Minister, als Mitglied des Reichstags, als Botschafter des Reichs in Paris 1874—1885, als Statthalter von Elsaß-Lothringen und endlich als Reichskanzler hat er seinem Vaterlande gedient und am **Schluß des Lebens hat er ihm noch den großen Dienst erwiesen, daß er den Entschluß faßte, diese Denkwürdigkeiten zu bearbeiten und auch Fürsorge traf, daß sie publiziert würden, wenn der Tod ihn vor der Vollendung abriefe.** So ist es gekommen, und Friedrich Curtius, den sich der Fürst zum Gehilfen genommen hatte, konnte nun nicht wagen, die Denkwürdigkeiten zu einer zusammenhängenden Darstellung zu verarbeiten, wie das der Fürst geplant hatte, sondern er konnte nur das gesammelte Material sichten und mit Erläuterungen versehen. **Dadurch ist der Wert der Gabe, wie**

Professor Dr. Georg Kaufmann im „Literarischen Centralblatt", Leipzig, ferner:

h urteile, **ganz besonders erhöht.** Denn diese Denkwürdigkeiten setzen sich in der Hauptsache aus Tagebuchnotizen, anderen Aufzeichnungen und Briefen zusammen, die durch eine noch so geschickte Bearbeitung an Quellenwert erheblich verlieren mußten. **Hohenlohe war ein ausgezeichneter Beobachter,** er besaß ähnlich wie Bernhardi, an dessen geistvolle Art man oft erinnert wird, die Gabe, andere zum Reden zu bringen und sich aus den Urteilen verschiedener Mitglieder eines Kreises über Stimmungen und Kräfte der Gesellschaft zu unterrichten. Seine Schilderungen aus Rom, aus Spanien und Rußland, vor allem aber aus Frankreich und aus den parlamentarischen und Regierungskreisen Berlins bringen die erheblichsten Beiträge zur Kenntnis der Geschichte und oftmals zugleich warnende Urteile und Beispiele, in deren Spiegel zu schauen für all und jeden nützlich ist, die an dem öffentlichen Leben verantwortungsvollen Anteil nehmen. Hohenlohe hatte einen großen Namen, nur daß man ihn in seinen letzten Jahren als einen Mann behandelte, der seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen sei, aber freilich seinem jüngeren Nachfolger geht es nicht viel besser. Die Denkwürdigkeiten sind nun in keiner Weise darauf angelegt, ihn zu rechtfertigen, höchstens daß hier und da bemerkt wird, daß sein Urteil später sich als richtig erwiesen habe. Er erzählt die Tatsachen, verhüllt nicht, daß er manches ausgeführt habe, was er vorher lange bekämpfte, aber mir scheint, daß er dadurch nicht verliert. Er fügte sich, weil es ihm notwendig schien, den Verhältnissen nachzugeben. Und das ist auch der Gesamteindruck: **Hohenlohe erscheint hier als ein selten gebildeter und in den Geschäften geübter Mann von reinem Willen und idealer Gesinnung.** Seiner politischen Richtung nach überzeugter Vertreter der konstitutionellen Regierungsform und eines maßvollen Liberalismus. **Seine Denkwürdigkeiten sind der bedeutendste Beitrag zu der Kenntnis der letzten Jahrzehnte, den wir seit Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' empfangen haben."**

Wir müssen es uns leider versagen, die Fülle weiterer jetzt tagtäglich einlaufender anerkennender Beurteilungen hier vollständig abzudrucken, und beschränken uns auf die Wiedergabe einiger Auszüge.

Dr. Friedrich Naumann in der „Hilfe", Berlin: „In diesen zwei Bänden steckt ungeheuer viel solide Lebensarbeit. Wenn der erste Sturm der Neugierde und Entrüstung vorübergegangen sein wird, wird man erst die geduldige Art des Lesens finden, die für diese Arbeit nötig ist, und **diese Bücher werden immer wieder gelesen werden."**

Nation, Berlin: „Nach unserer Ansicht ist die Veröffentlichung der Hohenloheschen Memoiren durchaus zu billigen, weil diese Bände Wissenswertes enthalten, und dem Sohn des Fürsten, der den Willen des Vaters mit jener unabhängigen Vorurteilslosigkeit ausführte, die auch dem Toten eigen war, ist Dank zu wissen. ... Denkwürdigkeiten, die Licht auf die Schicksalsstunden eines großen Volkes werfen, tragen die Rechtfertigung in sich selbst. Und diesen Denkwürdigkeiten ist noch eins nachzurühmen: **sie bereichern Deutschland um die intime Kenntnis einer Achtung gebietenden, sympathischen politischen Gestalt."**

Münchner Neueste Nachrichten: „Diese Tagebücher Hohenlohes sind **ein zeitgenössisches Dokument von allerhöchstem Wert;** denn sie zeigen uns die Menschen, die die Geschichte gemacht haben, in ihrer Eigenart in treuem Spiegel."

Voss. Zeitung, Berlin: „Ein Quellenwerk ersten Ranges. Die Denkwürdigkeiten werden noch lange Zeit alle Welt beschäftigen; sie werden von den zünftigen Politikern, von den Höfen, von den Völkern eifrig studiert werden."

Düsseldorfer Neueste Nachrichten: „Geschichtsquelle in viel höherem Maße als die ‚Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck', die ja von Anfang bis zu Ende den Charakter der zweckvollen Staatsschrift tragen, werden die Aufzeichnungen des Fürsten Hohenlohe von allergrößtem Werte für die Historiker des 19. Jahrhunderts sein: zugleich aber sind sie für jeden Gebildeten eine Lektüre von ungewöhnlichem Reiz."

Bayerische Zeitung, München: „Die Memoiren des Fürsten Hohenlohe als staatsgefährlich zu brandmarken, hat kein Mensch einen Grund; dagegen müssen wir in Süddeutschland ganz energisch protestieren, denn wir haben uns seither etwas darauf zu gut getan, daß bei uns ein freies Wort gesagt werden darf. Es wird für den politisch interessierten Menschen in Süddeutschland nur ein Gewinn sein, wenn er die ‚Denkwürdigkeiten' kauft und liest. Sie sind ein bedeutendes Bekenntnis eines Staatsmannes, das für den Historiker eine Fundgrube bildet."

Straßburger Zeitung: „Wir haben es hier mit einem **Quellenwerke ersten Ranges** zu tun, das auf die bedeutsame Zeit von 1867—1901 ein vielfach neues Licht wirft."

Kölnische Zeitung: „Das Werk bietet nicht nur hochinteressante Beiträge zur Geschichte jener Zeit, die Fürst Hohenlohe als Mithandelnder erlebt hat, sondern es gestattet auch einen tiefen Einblick in seinen geistigen Entwicklungsgang und in seine Denkweise."

Weitere Urteile über die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst":

Einer der hervorragendsten französischen Historiker, der ehemalige Minister des Aeußeren Gabriel **Hanotaux**, schrieb über die Denkwürdigkeiten in einer feinsinnigen Betrachtung „Ueber die beiden Deutschland", in der er den Fürsten Hohenlohe als einen Vertreter des noch nicht ausgestorbenen und sicher noch lange fortlebenden alten Deutschtums dem neuen Deutschland gegenüber- und entgegenstellt, u. a.:

Als feinfühliger und kühler Mann, als scharfsichtiger und kühner Geist, der viel gelernt aber nichts vergessen hatte, sich selbst, seinem Gewissen und seiner Vergangenheit treu geblieben ist, hat er gesprochen und Zeugnis abgelegt, hat er die Ursprungsschwächen, das Zögern und die Ungewißheit selbst bei den Gründern des Deutschen Reichs gezeigt, er hat die deutsche Seele zögernd gesehen, er hat die Schleier zerrissen und das Problem vor ihr und vor Europa aufrollen wollen. Wie und von wem wird es gelöst werden?

Eine Stimme aus Italien über die Denkwürdigkeiten:

Wo bleibt der Mannesmut vor Königsthronen in der deutschen Zeitungswelt? Ein ‚alter Schwätzer' sei der Onkel Polonius, wollte sagen Chlodwig, und nichts weiter. Mit nichten. **Der erfolgreichste Diplomat unter drei Kaisern. Hohenlohe stand auf den schwierigsten Posten zeitlebens:** München — Paris — Straßburg i. E. und Berlin. Als er von Paris schied, hielten Frankreichs beste Männer stumm und tiefbewegt seine Hand fest; ‚ein Grandseigneur voll deutschen Gemüts, der Frankreich liebte und uns half, aus tiefster Not wieder aufzustehen'. Niemand hat das Germanisierungswerk in Elsaß-Lothringen erfolgreicher gefördert als der gute alte Herr — und das tat gründlich not nach dem eitlen und durch und durch unwahrhaften Regiment Manteuffels mit seinem klerikalen Tabakmanufaktur-Mayr unseligen Andenkens. Wertlos sollen diese Memoiren sein im Vergleich mit Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen'! Das stimmt nicht. **Hohenlohes Tagebuchblätter haben als historische Dokumente einen ungleich höheren Wert.** Es sind Memoiren im besten Sinne der Franzosen, kurzweilig und tief. Ein grundguter Mensch und tapferer Denker hat am Abend seiner arbeitsreichen Tage regelmäßig mit wenigen Zeilen seine ganze Umgebung und alle Erlebnisse scharf umrissen niedergeschrieben. Das ist ein schweres Stück Arbeit und stellt hohe moralische und intellektuelle Anforderungen an seinen Autor. **Und wie fein hörte dieser Diplomat!** Niemand hat die römische Kurie richtiger gewürdigt als der Bruder des Kardinals Gustav Adolf, Titular der Kirche von San Maria Maggiore zu Rom und Verbannter durch die Ungnade der Gesellschaft Jesu in der Villa Este zu Tivoli. **Sympathisch wirkt der alte Hohenlohe immer. Prinz Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst hat als Sohn gut daran getan, die Tagebuchblätter seines Vaters ohne nachträglichen Aufputz zu veröffentlichen, und er hat gerade dadurch, daß die Bekanntgabe dieser wertvollen Geschichtsquelle im Oktober 1906 erfolgte, sich als deutscher Patriot erwiesen.**

Italicus.

Vor fünfzehn Jahren hat der große Wiener Rechtslehrer Adolf Exner in seiner berühmten Rektoratsrede **„Ueber politische Bildung"** die prophetischen Worte gesprochen: **„Das zwanzigste Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, wird ein politisches Jahrhundert sein. Wer ihm gewachsen sein will, wird politischer Bildung bedürfen."** Danach hat's bislang bei uns in Deutschland nicht gerade ausgesehen, und wenn diese Prophezeiung — wie es den Anschein hat — jetzt in Erfüllung gehen sollte, so werden die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe einen

Markstein dieser neuen politischen Aera in Deutschland

bilden, ein Buch, an dem niemand, der auf politische Bildung Anspruch machen will, vorübergehen kann.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen erhältlich und sei besonders als gediegene Weihnachtsgabe empfohlen, zumal — was nicht genug betont werden kann — das Lebensbuch dieses feingebildeten Fürsten und Mannes neben seiner großen weltgeschichtlichen und politischen Bedeutung auch vollen Wert als ein Dokument deutscher Kultur besitzt.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Unterzeichneter bestellt hiermit

............Expl. **Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst**

Die neuen Auflagen sind unveränderte Abdrucke der ersten Ausgabe

Zwei Bände. Geheftet M. 20.—
Zwei Halblederbände M. 24.— } Nichtgewünschtes bitten zu streichen.

Name und genaue Adresse: ....

Dieser Bestellschein kann in unverschlossenem Couvert in Deutschland mit einer 3 Pfennig-Marke, in Oesterreich-Ungarn mit einer 3 Heller-Marke frankiert durch die Post versandt werden, sofern er nur die Bestellung und die Adresse des Bestellers (Name, Stand, Wohnort, Straße, Hausnummer) ohne weitere schriftliche Mitteilung enthält.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg